J. J. David

Gesammelte Werke 1

Gedichte • Das Höferecht

München und Leipzig · R. Piper & Co.

J. J. David
Gesammelte Werke
Erster Band

J. J. David

Gesammelte Werke

Herausgegeben von
Ernst Heilborn und Erich Schmidt

Erster Band

München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1908

J. J. David

Gedichte * Das Höferecht

Mit einem Vorwort von Erich Schmidt
und einem Bildnis Davids von A. Hillischer

München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1908

J. J. Davis

Vorwort.

Ende Oktober 1906 diktierte Jakob Julius David auf dem Sterbelager folgenden Brief an mich:

„Diese Zeilen sind das Letzte, was Sie durch mich erhalten, der Ihnen lange Zeit tief angehangen hat und etwas zu sein hoffte. Ich vermute Sie vorbereitet, vorbereitet durch unsere gemeinsame Freundin Ottilie [Natter], die sich in letzter Zeit mir gegenüber ungeahnt prachtvoll gezeigt hat. Sie wissen also, ich bin seit langem krank. Ich selber ahnte schon damals alles, als ich zuletzt in Berlin vor Ihnen stand. Unmittelbar hernach erduldete ich den ersten Anfall von Influenza mit nachfolgender Lungenentzündung; Erholungsversuche blieben vergeblich, und nun, vor rund einem Jahr, oder genau am 10. September 1905 erfolgte der letzte Ansturm des tückischen Leidens. Noch hatten die Aerzte Hoffnung oder taten so. Ein schlimmer Sommer zerstörte auch den Rest davon, und ich habe eben nur schwerer sterben müssen, wie mir — Sie wissen ja einen Teil davon — das Leben nicht leicht geworden ist. Das muß man eben nehmen, wie es verhängt ist und kommt, und wenn ich die Gesamtheit überblicke, die ja eine ganz hübsche Spanne Zeit umfaßt, so darf ich mir das Zeugnis nicht versagen: wie es mich nicht weich gewiegt hat, so bin ich nicht weich geworden und habe die Dinge genommen

und getragen, wie sie gefallen sind. Aber nicht deswegen nehme ich Ihre Zeit in Anspruch, um mich zu berühmen. Was war, war; die vielleicht durch rechtzeitiges Eingreifen mein Los hätten wenden können, die sollen sich meinem Wunsche nach keiner, wenn es erst vorbei ist, einen Vorwurf machen. Ich selber war zu schwach, mich durchzusetzen; den Mann aber, der das entscheidende Wort zu meinen Gunsten gesprochen hätte, hab' ich nicht gefunden und kann nur voll tiefen Dankes Einzelner gedenken, die sich nach Kräften bemühten. Nun aber regt sich die letzte menschliche Eitelkeit. Ich übersehe mein Werk: es ist ja natürlich Torso geblieben, wie es bei einem sein und bleiben mußte, der zunächst Brot, und zwar Brot in anständiger Form, zu beschaffen hatte. Ich vergleiche es mit dem, was andere vollbracht haben, die unsere Zeit mit ihrem Namen und ihrem Ruhm erfüllten und so viel davontrugen, daß der Gewinst eines einzigen Jahres für mich, die Meinigen und unser ganzes Leben genügt hätte; und bei Anwendung all der strengen kritischen Schule, die ich einmal gelernt habe, ich meine bestehen zu dürfen, ich halte es für ein Unrecht, würd' ich ganz vergessen. Zu essen haben Weib und Kind zur Not; sie haben sich an meiner Seite bescheiden gelernt, aber sie sollen die Gewähr haben, daß der Mann, den sie dulden, immer von neuem seine Kraft aufraffen, den sie siechen und Schritt vor Schritt sterben sahen, kein Phantast war, daß er mehr der Ungunst der Sterne als der Unkraft der Arme erlegen ist. Dazu als Helfer, aus dem Grabe heraus, möcht' ich Sie aufrufen" ...

Dieses erschütternde letztwillige Mahnwort einer

herzhaften Resignation, die mit der Sorge um Frau und Tochter nur noch den einen Wunsch verband, auch die verwaisten Geschöpfe der Dichterwerkstatt in sicherer Obhut zu lassen, empfing ich durch einen Zufall nicht erst mit der Todeskunde, wie es vorbedacht war. Und dieser Zufall durfte in aller Pein des langen Kampfes glücklich genannt werden, denn die von Ernst Heilborn, dem David als Mitarbeiter der „Nation" nahe getreten war, und von mir sogleich gegebene Versicherung, wir fänden eine heilige Pflicht vor uns, hat dazu beigetragen, das entfliehende Leben eines vielgeprüften ehrenfesten Mannes, eines auf eigener reiner Bahn, nie zu schellenlautem Erfolg ausgeschrittenen Dichters zu beruhigen. Im Einvernehmen mit den opferwilligen Verlegern wurde eine Subskription eröffnet und besonders von treuen Werbern in Wien, Emil Frankl, Heinrich Glücksmann, gefördert. Die erzählenden Werke sollten mit Ausnahme kleiner Abschnitzel und der letzten Bruchstücke alle vereinigt werden; der Dramatiker auf Wunsch der Wiener Freunde wenigstens mit zwei Stücken zu Worte kommen: „Hagars Sohn" als Zeugnis, wie David die Anzengruberisch entworfene Bauerntragödie in einen religiösen Kampf aus Oberösterreichs Geschichte eingestellt habe; „Ein Regentag" wegen der aparten Zeichnung des Wiener Weltkindes Kitty. An dem Gedichtband hatte ich vor Jahren mitredigiert und Davids strenge Selbstkritik, die sich kein Feilen und namentlich kein Streichen verdrießen ließ, von neuem hochschätzen gelernt. Das gab uns die Richtschnur dem vielen in Zeitschriften einzeln gedruckten oder handschriftlich erhaltenen Zuwachs gegenüber, der mehrmals durchgesiebt

und mit sparsamer Auslese unter die alten Gruppen verteilt wurde. Das Werk mag nun selbst für sich zeugen. Seine Mängel genauer zu beleuchten wäre töricht und so unziemlich, wie ein vordringliches Parteilob auf dieser Schwelle dem anerkennungsbedürftigen, aber nicht ruhmsüchtigen Mann zuwiderliefe, dessen Lebensgang und Persönlichkeit ich in raschen Strichen aus eigener Kenntnis seit einem Vierteljahrhundert und dank vertrauensvollen Mitteilungen zu entwerfen suche. So zwar, daß seine eigene Auffassung der Krisen den Ausschlag gibt, auch wenn intime Zuschauer meinen sollten, es habe sich ihm manches verzerrt.

* *
*

Jakob Julius David ward am 6. Februar 1859 in Mährisch-Weiskirchen geboren, das dritte von fünf Kindern einer alten Familie jüdischer Pächter, die es in gesegneter Arbeit zu Wohlstand und eigenem Besitz gebracht hatte. Sie zog kurz darauf in den aus der weiten fruchtbaren Fläche des sangreichen Kuhlandes, wo einst Meinert die Volksliedersammlung „Fylgie“ geerntet, emporsteigenden Ackerbürgerort Fulnek, und der Knabe lauschte slawischen Mollweisen, er sah die Hannakinnen gestiefelt im weiten Faltenrock, die Burschen in den roten Lederhosen. Die Landschaft dieser neuen Heimat prägte sich seinem empfänglichen Sinn so tief ein, daß er nach vielen Jahren hier den reinsten Gewinn stimmungsvoller Naturschilderung aus der weißen Ebene geschöpft hat, mit „starker und ehrfürchtiger Liebe“; denn er selbst ist jener mährische Maler Petersilka („Die Hanna“), dem die von blauen Höhen be-

grenzte, von trägen Wassern durchronnene Ebene all ihre spröden Reize erschließt. Als David dem Tod entgegen sah und sein Wille den erlahmenden Geist nicht mehr völlig zu klarer Gestaltung meistern konnte, diktierte er leis eine zuletzt abgebrochne Reihe Skizzen vom „Heimatboden", Erinnerungen an Fulnek samt allem, was dort seit den Hussiten, seit Amos Comenius im Schwange ging, und an die Familie. Er hatte als ein Gezeichneter noch im August 1906 auf einer letzten mühseligen Pilgerfahrt des Vaters Grab besucht, und es war ihm gleichsam ein Opfergeruch von der Jugendstätte aufgestiegen. Der Vater, ein Riese von gewaltiger Kraft, dessen Faust einmal eine Horde Weglagerer in die Flucht jagte, war ein Haustyrann: beim ersten Schneefall trieb er die Kinder barfuß zu stählender Abreibung ins Freie, sein furchtbarer Jähzorn schmetterte den kleinen Jakob wegen einer lästigen Bitte mit einem Schlag zu Boden, aber in rascher Erweichung, wie es solchen Kraftmenschen geht, küßte er wiederum verstohlen das schwache Kind. Der Krieg von 1866, da die siegreichen Preußen in Fulnek den Liechtensteinhusaren folgten, wurde diesem Hause zum Verhängnis. Die Cholera raffte im September den Herrn plötzlich dahin. Er hatte für wohlhabend, ja für reich gegolten, aber durch unbedachte Freigebigkeit gegen Verwandte das Geld geschmälert, und die Kriegswirren fraßen fast alles Uebrige. Man wohnte in einem treppenreichen, vom sengerigen Dunst einer Hutmacherei durchzogenen Gebäude am Ringplatz; durch die „Schreckensverwandten" kam bei dem steten Hader zwischen Erdgeschoß und erstem Stock ein Riß in die junge Seele. Nach frühem

Hausunterricht, der das leicht fassende Wunderkind zu keiner regelmäßigen Arbeit angehalten hatte, schwang als plagosus Orbilius ein verwachsener Rektor den grausamen Bakel. Ein Oheim — sein Anwesen ist im Roman „Blut" geschildert — hatte für Jakob eine besondere Neigung und sorgte zeitweise für ihn, denn die schwache Mutter vermochte das nicht.

1868 ging der kleine Schüler, der viel, aber nichts ordentlich wußte, aufs Gymnasium nach Kremsier, dann nach Teschen, von da nach Troppau. Selbsechst bei einer Kostfrau untergebracht, galt er unter den Kameraden, unbeholfen, nachlässig gekleidet, zerstreut, einer wahren Lesewut hingegeben, passiv bei vielen Hänseleien und wiederum zu scharfem Spott oder berserkerhaften Faustschlägen gerüstet, für einen Sonderling, aber auch für ungewöhnlich begabt, obwohl er sich in der Klasse nur in Deutsch und Geschichte hervortat. Seine Knabenpoesie verbarg sich scheu und trat bloß parodisch ans Licht. Ein Ferienaufenthalt zwischen der fünften und der nach dem Unheil repetierten sechsten Klasse suchte ihn mit einer schweren typhösen Krankheit heim: er blieb kurzsichtig und in hohem Grad schwerhörig, wurde dadurch mehr und mehr vereinsamt, von peinvollem Mißtrauen ergriffen, das nur die äußerste Willenskraft später überwand, und sah sich zudem seit eben dieser Zeit auf eigenen Erwerb angewiesen, ohne jeden Sinn und jedes Geschick dafür. Verbittert schlug er sich, wieder in Kremsier, durch die beiden letzten Gymnasialklassen durch. Dem trüben Bewußtsein:

Mein Auge sieht die schöne Welt verschwommen,
Und nur gedämpft, gedämpft und leise kommen
Des Lebens Laute in mein krankes Ohr . . .

war und blieb gemeine Not zugesellt, doch trotz alledem erwuchs dem Bauernsprößling ein kräftiges Körpergerüst.

So bezog er 1877 ganz mittellos die Universität Wien, um deutsche Philologie und Geschichte zu studieren, wesentlich als Autodidakt, denn der Unterricht in Kolleg und Seminar glitt halbvernommen an ihm vorbei. In einer knappen Vita vom Januar 1893, deren Heftigkeit gegen die ganze Verwandtschaft eines starken Abstriches bedarf, faßt David seine akademische Zeit so zusammen: „Ich hungerte viel. Aber niemand konnte mir das mindeste — auch nach den strengsten Ehrbegriffen — Unanständige nachsagen. Ich galt für einen fähigen Kopf, der manches wußte. 1881 absolvierte ich und machte meine schriftliche Lehramtsprüfung zur Hälfte; weiter kam ich nicht, weil ich die Taxen nicht erschwingen konnte, nicht die Mittel, auch nur eine Zeit ruhig zu arbeiten. Ich hätte mich gerne habilitiert; der Gedanke war bei meiner Not und der herzlosen Roheit, mit der ihr meine Verwandten zusahen, unsinnig, mein Gehörleiden verschloß mir das Gymnasiallehramt.“ Der Roman „Am Wege sterben“ schildert in den Schicksalen des studierenden Webersohnes Förster ganz genau diese Erlebnisse bis zu dem Zustand, wo ein armer Teufel obdachlos hungert, aber nicht verhungert. Trotzdem reckte David sich wehrhaft auf Säbelmensuren und imponierte den guten Jungen in der Germanistenkneipe, wenn er, die bedächtig gedrehte Zigarrette schmauchend, in seiner langsamen, mährisch gefärbten Redeweise uns Professoren einen sarkastischen Trinkspruch namens der Schulamtskandida-

ten widmete: Ave, Caesar, morituri te salutant. Er hatte und behielt ein böses Maul, doch wer näher zusah, konnte sich nicht über den angeborenen Adel und die tiefe Güte dieses Menschen einer Täuschung hingeben und mußte verstehen, wie sein Stolz die Waffen schroffster Urteile zum Trost ergriff, in Zynismen aufwallte und grünen Kaffeehausliteraten halb ernst, halb mit dem bittern Behagen der Karikatur ein verblüffendes Selbstgefühl ins Gesicht warf. Vielleicht kamen Stunden, in denen er auch die Rolle eines Narciß Rameau spielte, scheinbar nur mit sich beschäftigt. Dabei war es erstaunlich, daß dies blöde Auge, dessen ländliche Naturbeobachtung eine seltene Fülle auch aus der Pflanzen- und Tierwelt eingesogen hat, ringsum alles haarscharf wahrnahm, daß dies stumpfe Gehör doch die intimsten Züge und Begebenheiten auffing, was sich durch kurze Bemerkungen oder in guten Stunden der Erschließung durch fesselnde Charakteristik und Erzählung kundtat.

1883 starb ihm die Mutter, ohne das entfremdete Sorgenkind noch einmal segnen zu können. An der Spitze seiner „Gedichte" hat er ihr nachgerufen:

> Ich bin allein seit vielen Jahren
> Und trag' es klaglos, wie ich muß;
> Nur hätt' ich gerne doch erfahren,
> Wie lind auf früh ergrauten Haaren
> Liegt einer Mutter Abschiedskuß.

Jene kleine Autobiographie Davids berichtet: „Ich aber schien mir und allen rettungslos verloren ... Nur stupider Trotz erhielt mich am Leben." Nein, wir Glücklicheren neigen uns vor dieser aus dem Gefühl, die be-

gabte Persönlichkeit gegen alle Gewalten durchsetzen zu müssen, erstarkten Kraft in Nöten, denen die Wenigsten nicht erlegen wären. Er verkam weder, noch machte er trotz finsteren Anwandlungen ein jähes Ende, sondern trug die Striemen und Narben. Es widerstand ihm, zu klagen, gar zu betteln. Professor Richard Heinzel, dem David stets als einem der reinsten Männer herzlich anhing, und ich kannten den jammervollen Zustand so wenig wie der gütige Joseph v. Weilen und andere wohlgesinnte Leute. Erst nachdem das Allerschlimmste überwunden war, enthüllte mir David, daß er Monate hindurch ohne Schlafstelle unter einem Bogen der Elisabethbrücke genächtigt oder bei einer Schale Kaffee und groben Semmeln so lang im vorstädtischen „Tschecherl" gehockt habe, bis er nach Toresschluß zu stundenlangem Schleichen durch die düstern winterlichen Gassen gezwungen worden sei. Kein Zweifel: Duschinskys z. B. hätten alles für ihn getan, aber er gab sich periodenweis einer trostlosen Verstocktheit hin. Ein paar Privatlektionen und karg bezahlte Schreibarbeit auf der Hofbibliothek mußten ihm dann sein elendes Dasein fristen. Von Hofrat Zimmermann aufgemuntert, bewarb er sich um ein städtisches Stipendium: die Liste der Beteilten erscheint ohne seinen Namen, der durch ein bloßes Versehen ausgefallen ist. Als er, die Zähne aufeinander beißend, das Zeitungsblatt weggelegt hat und verzweifelt dem Prater zuschreitet, hält ihn ein Bekannter an mit der Frage, ob er einen Hofmeisterposten übernehmen wolle. In geborgten Kleidern stellt er sich dem Eisenhändler Pollak vor und wird engagiert. Das war im Frühjahr 1884.

Längst hatte David einen Haufen unreifer Jugendpreßien dem Feuer preisgegeben; aufatmend sammelte er nun seine Kraft zum ersten Roman, der nach ein paar unter dem Massenaufgebot in Franzos' „Dichterbuch" erschienenen Liedern Oesterreich auf ein vielversprechendes Talent von herber Sonderart hinweisen sollte: „Fanny". Diese Leistung litt an einem Zwiespalt, da die beiden dem jungen Schöpfer geläufigen Hemisphären, mährisches Bauernwesen und wienerisches Studententum, sich nicht wärmer zusammenschlossen, aber die aus kluger Kühle und sinnlichem Lebensdurst gemischte Mädchenfigur war ihm außerordentlich gelungen. Gleichwohl hatte diese „ewige Jüdin", wie David elegisch scherzte, lange Mühe, den Weg von der Deutschen Zeitung in das Buch „Höferecht" zu finden. Am nächsten verwandt ist „Blut"; doch vorerst überließ David sich mit der „Tochter Fortunats" so schülerhaft dem großen und gefährlichen Muster C. F. Meyers, daß ich immer wieder ihn warnte: Sie meyern! Bis er nach geraumer Zeit frei erklärte, die „Meyerei" liege nun dahinten.

Ohne inneren Antrieb, sondern notgedrungen, was noch das letzte Buch „Vom Schaffen" mit überstrengem Unmut bezeugt, trat David in den Journalistenberuf und diente erst unter dem vielgewandten K. E. Franzos, der ihn übrigens weder „entdeckt", noch je anders als subaltern behandelt hat, dann unter dem liebenswürdigen B. Groller bis 1887 der Neuen illustrierten Zeitung in Wien. Er wollte nicht für den Tag schreiben, was der Tag verzehrt, sondern Dauerndes dichten. Rasch in vielen Entwürfen, war er zähflüssig in der Ausgestaltung, ebenso leicht hingerissen wie gestört. Der

Leser wird nun die Schar mustern und, sei es auf freiem historischem Hintergrund des sechzehnten oder siebzehnten Jahrhunderts, sei es ohne archaisierendes Kleid, den Anstieg von ungerundeten Geschichten mit lyrischen Einschlägen, von feinen Charakterstudien zu wirklichen Novellen verfolgen, bis David in der „Hanna" die Höhe gewinnt. Und nicht das Gruppengemälde der jungen Leute vom Quartier latin Wiens, die „Am Wege sterben", trotz meisterhaften Partien, sondern das einheitlich komponierte, in sicheren Abschattungen durchgeführte Bild einer sinkenden Familie vom Brillantengrund, „Der Uebergang", bezeichnet sein stärkstes Können im Roman. Und zwar reifer, als das zum Teil vorbildliche „Vierte Gebot" unter den Dramen Anzengrubers dasteht, dem David in einer kleinen Monographie gehuldigt hat; ein in seinen drei Personenreihen gar zu ungleiches Werk. Die Epik Davids brach sich langsam Bahn, denn diesem phrasenlosen prägnanten Stil haftete im Gegensatze zum landläufigen oder künstlerisch verfeinerten Wienertum etwas Ungefälliges und Ungeselliges an, ohne holden Leichtsinn, ohne bewegliche Virtuosität. Aber sie haftet wirklich mit ihrer knappen und herben Gedrungenheit, die nachdenklich auf Dämmerseiten des Lebens, doch unpessimistisch weilt und wiederum gern ein Stück blauen Himmels durch das Schwarz und das Grau hindurchleuchten läßt. Die Sprache geht meist auf den harten, schweren Sohlen des Landkindes, das nie in großstädtischem Literaturbetrieb recht einheimisch geworden ist, aber die Ich-Erzählung und die Wechselrede mit der lebendigsten Natürlichkeit führt. David hat nirgend dem Kunststück, immer in heißem Bemühen

und unter „starken Wehen" der Kunst nachgestrebt. Wie ernst er es nahm, lehren testamentarisch die Bekenntnisse „Vom Schaffen", bei manchen Halbwahrheiten und manchem Eigensinn ein Denkmal des Stolzes zugleich und der Demut, die ihre selbständige Werkstatt hier verschlossen hält. Nach dem Renaissancekünstler der Schweiz scheint, wie schon gesagt, Anzengrubers Urkraft am stärksten auf ihn gewirkt zu haben, dann die Russen, Turgenjew; ist doch nicht zufällig sein letzter Essay ihrer modernen Epik gewidmet. Der Lyriker, von dem Oberhaupte des Wiener Feuilletons, Ludwig Speidel, warm begrüßt und ihm für diesen Willkomm herzlich dankbar, hat den melancholischen Trieb seiner Lebensbeichten, die Wucht seiner Visionen, das schrille Mißklingen seiner Proletarierlieder nie fruktifiziert, sparsam und tief, selten sanghaft, keineswegs ohne Wohllaut und ohne süße Quellen in der Salzflut. Der Dramatiker seufzt in einem Brief, er werbe nun sieben Jahre lang um die spröde Bühne, habe sich aber nicht einmal eine Lea erfreit, und sein letzter trüber Versuch „Der treue Eckart", mit dem Ausblick auf Bismarck, konnte die Bretter noch viel weniger erobern, als die an Feinheiten reichen, doch nach Laubes kurzem Lieblingswort gar nicht „dreisten" Wiener Stücke. Das Mißgeschick, das unsern Freund überall verfolgte, blieb ihm auch bei diesen Bewerbungen treu, denn Helene Hartmann, eine unvergleichliche Vollnatur, wurde von rascher Krankheit in denselben Tagen hinweggerissen, da sie das Schauspiel „Neigung", Kontrastreihen aus dem Haus eines heillosen Projektschmiedes, im Burgtheater zum Sieg führen sollte.

Wir haben vorgegriffen und kehren in die Zeit zu-

rück, wo David die ersten, leider nicht klingenden Erfolge fand. Hatte er manches Jahr schon sein Wohl und Wehe und sein schriftstellerisches Streben der „klugen und guten" Base Ernestine, von der ihn später das Leben schied, rückhaltlos zugetragen und durch sie auch Erleichterung aller Art gefunden, so ging ihm ein neues helleres Dasein auf im Hause des Bildhauers Heinrich Natter. Der hatte ihn, den stummen Fremdling, um Weihnachten 1886 einmal an seinen offenen Tisch gezogen und im nächsten Sommer als Gast in der schönen Villa zu Gmunden wochenlang beherbergt. So entspann sich ein Lebensverhältnis. Der „Meischter" war durch Kraft und Gunst vom armen Bildschnitzer zu großen Leistungen emporgediehen, eine sonnige Natur, Genie und Kindskopf, wild und heiter. Er konnte im Jähzorn den Speer auch gegen die Liebsten schleudern und das köstlichste Behagen um sich ausbreiten, konnte mit dem hellen Losungsruf Cinquecento! begeisterte Kunstgespräche führen und sich wieder an lustigen Schnurren vergnügen. Seine Arbeit ging ihm ernst, aber ohne Skrupel von der Hand. Er war ein mit allen Naturreizen innig vertrauter Mensch, ein ausgezeichneter Erzähler, ein stets auf die Ergänzung alter Bildungslücken bedachter Geist. Jeder mußte dem rundlichen Tiroler mit dem braunen Kraushaar und den blitzenden Augen gut sein. „Eine Flamme," schrieb David von ihm; „selbst in ewiger Bewegung, macht er auch andre beweglich". Für solchen Segen ließ der seltsame, nie eigentlich liebenswürdige, oft mißmutig in sich versunkene Kauz sich gern, auch wenn es derb geschah, von Natter schrauben; etwa so, daß er auf den lauten

Ruf „Sie, Herr David!" im wiegenden Gang, den Kopf nach Art der Schwerhörigen vorgebeugt, herbeitrottete und dann seinen neuen Novellentitel ins Ohr gedonnert erhielt: „Woran starb Sionida?" Frau Ottilie hingegen glättete taktvoll alles, was an Davids Manieren verwahrlost erschien, ging auf jedes wissenschaftliche und dichterische Interesse ein und war immer dabei, wenn er, der gern und gut lehrte, die sehr begabte, damals halb kindliche, halb altkluge Tochter zum Verständnis des antiken und des modernen Dramas hinführte. Lebensvoller Geschichtsunterricht, sogar ein Kurs des Spinozismus schlossen sich später diesen für beide Teile genußreichen Stunden an. Schon der erste Sommer gab seiner Schaffenslust Schwingen, mocht' er, während Natter das Götterbild modellierte, denselben Loki in Versen aufrufen, oder, als es abends nach einer kunsthistorischen Unterhaltung gewitterte, aus dem Augenblick heraus das Gedicht „Symbol" auf der Gartenterrasse niederschreiben. 1888 kam er, voll von großen Eindrücken des Tauerngebietes, nach Buchau am Achensee und erzählte gleich, welch ein fruchtbares Motiv er unterwegs eingefangen habe; in der Vorhalle nah bei Natters Tiroler Mutterfäßlein wurde dann rasch dies „Gold" ausgemünzt. Und die nächsten Jahre bis 1891 machten ihn als hingebenden Lehrer des etwas schwächlichen, höchst liebenswürdigen Siegfried zum beglückten Hausgenossen der Familie. Mit ihr zog er, als das Denkmal Walthers in Bozen enthüllt werden sollte, gen Schluderbach und auf die Mendel, und mir sind die angeregten Abende beim Kalterer Seewein so gegenwärtig, wie der lustige Unsinn, den wir großen und kleinen

Kinder unterwegs trieben, David voran. Denn er hatte zwar sehr böse Stunden und sträubte die Stacheln nach außen, konnte aber auch kreuzfidel sein, komische Alphabete reimen und den Anfang des „Toggenburg" oder Goethes steife Faustverse „Ein großer Kahn ist im Begriffe, Auf dem Kanale hier zu sein" in wunderlichen Melodien anhaltend vor sich hin summen. Auch nach dem frühen Tod unseres lieben Meisters Heinrich ist David häufig am schönen Traunsee eingekehrt und hat in diesem Frieden bis 1905 dankbar die Muße zu gesammeltem dichterischem Schaffen gefunden, die ihm der leidige Brotjournalismus versagte. Da schrieben wohl zu gleicher Zeit als Gäste Frau Elsa Bernstein-Rosmer an ihrem „Tedeum", David am „Regentag", den er Akt für Akt vorlas.

Die pädagogische Tätigkeit bei Natters und Weisweillers sowie in anderen Familien hatte doch eben nur dazu gedient, unsern Freund über Wasser zu halten, und was er während des „innigsten Zusammenlebens, so wohl und stark wie noch nie" peinlich sparte, wurde nebst einem liberalen Zuschuß aus Freundeshand von der Doktorpromotion verschlungen, die 1889 nach gewissenhafter Vorbereitung auf Grund einer Arbeit über Pestalozzi in Wien erfolgte. Nicht des äußeren Titels wegen, sondern weil die Welt sehen sollte, daß dieser vermeinte Bohémien einen tüchtigen Studiengang zurückgelegt habe. Er war unermüdlich und schuf in den neunziger Jahren wie auf der mühsam erklommenen Höhe des nächsten Lustrums Werk nach Werk, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Wenn „Die Zeit" den „Uebergang" für ihr Feuilleton ankaufte, gab

es wohl eine erkleckliche Zubuße, doch die Buchhonorare blieben dünn, der Annahme stand manchmal schon Davids abschreckende Handschrift im Weg, und vom einigermaßen sicheren Ertrag des Journalismus lebte man aus der Hand in den Mund. Die Schwestern-Fröhlich-Stiftung und der Bauernfeld-Preis brachten ein paarmal höchst willkommene Hilfe.

Ende Mai 1891 hatte David sich verheiratet und mußte, da er kein gemächliches Alter voraussah, alles anstrengen, seiner aufopfernden Gattin und dem heißgeliebten erblühenden Töchterchen Marlene eine bescheidene Zukunft zu gründen; nicht bloß durch die längst erworbene Mitgliedschaft der „Concordia". „Ich lebe der Hoffnung: wie ich bislang meine Ehre rein hielt — und ich habe auch nach meiner Ehe noch bittere Tage durchlebt — so wird's auch fürder gehn . . . Ich habe alles Elend, alle Engherzigkeit am eigensten Leibe erduldet, ich bin einsam"; „Ich will nicht betteln, nicht schmarutzen. Und so hoffe ich denn mich durchschlagen zu können; ich möchte nicht prassen, aber auch nicht hungern, nur das stille bescheidene Leben eines einfachen Menschen führen, der nicht katzbuckeln will und wahrhaftig nicht glücksverwöhnt ist. Sollte das nicht gehen? Da müßte doch der Teufel seine Hand im Spiele haben, und ich glaube nicht, daß er das auf einen so armen Kollegen gemünzt hat." So schrieb er denn zehn Jahre lang unter anderm für das Neue Wiener Journal neben dem guten Kameraden Foges, war trotz den Hemmnissen seines Gehörs und Gesichts ein eifriger Theaterkritiker und suchte die literarischen Verbindungen mit Berlin, wo er auch persönlich vorsprach, fester

zu schürzen. Mißerfolge auf den Brettern mußten ertragen werden; aber das Ansehen des Epikers wuchs besonders mit dem „Uebergang", der „Hanna" immer höher, so daß die Appellation vom Publikum an die Einzelnen, von der Jury an den Richter, d. h. an die Besten, die man kenne (Vorwort zum „Frühschein"), zwar der Gesinnung nach in Ehren blieb, doch den Tatsachen nicht mehr entsprach.

Das Stiefkind des Glücks sollte keine Ruhe, keinen Genuß finden. Schon während der Goiserer Sommerfrischen 1902 und 1903 spürte David, wie seine von jugendlichen Entbehrungen im Mark getroffene Gesundheit unwiederbringlich zerrann. Nach schweren Influenzaanfällen entwickelte sich ein furchtbares Lungenleiden, ein mehrjähriges Sterben mit allen Vorboten des unentrinnbaren, grausam heranschleichenden Endes. Wohl rang sich aus seiner Brust in Stunden der Pein das Gebet „Der Herr erlöse mich bald!" oder ein wilder Fluch, aber stärker blieb immer die Pflicht gegen Weib und Kind, der mannhafte Entschluß, bis zum letzten Hauche sich mit geistiger Arbeit aufrecht zu halten. Der erste Kliniker Wiens, Nothnagel, der wirklich nach seinem naiven Wort ein guter Mensch und ein guter Arzt war, schickte ihn im Frühling 1905 nach Ragusa. Von Frau Julie geleitet, feierte der Absterbende ein wehmütiges Wiedersehen mit dem Troppauer Schulgenossen Oberstleutnant Mandel in Sinj an der dalmatinischen Grenze. Der Ostermontag ließ ihn auf einer Wagenpartie das Auge an Spiel und Tanz der morlackischen Jugend weiden, und wenn er auf sonniger Terrasse im Schaukelstuhl die Landschaft überblickte,

von der Gastfreundin mit aller Fürsorge umgeben, rief er Bilder einer Jugend herbei, wo ihn keine weiche Hand betreut hatte.

So ging es in zähem Ringen mit der nagenden Krebskrankheit abwärts von Monat zu Monat. Der Sieche, Schlafmittel von sich weisend, schrieb fort, so lang seine müden Finger den Stift zu halten vermochten, auch „Halluzinationen" des Fiebers, und diktierte dann mit allmählich versagendem Atem. An seinem Bett saßen Liebe und Freundschaft. „Ich fühle mich verbunden, nun der letzte Rest meiner Kraft durch immer neue Anfälle eines tückischen Leidens ohne jede Möglichkeit einer Regeneration zerstört scheint, meinen Freunden für ihre rührende Anhänglichkeit, meiner Frau für ihre Treue und ihre Pflege zu danken, die mich mindestens einmal von jenem Strand zurückriß, wo ich mich wahrhaftig lieber früher angesiedelt hätte." Oder im letzten Monat mit Ehrfurcht gebietender Gelassenheit: „Ich bin durchaus nicht zu bedauern nach meiner Gesinnung. Ich meine tragen zu können, was mir beschieden zu sein scheint, und zwar ohne Gebärde von Heroentum, zu der nicht der mindeste Anlaß und keine Neigung in meinem Wesen liegt. Meine materiellen Angelegenheiten sind doch erträglich im Reinen." Er hatte sein Haus bestellt und den Freunden die Sorge für seine Werke ans Herz gelegt. Zu dem treuen Besucher A. v. Weilen scherzte er noch über den Nekrolog, den dieser bald schreiben würde. Kränze und Grabreden, mit den üblichen lauten Duzapostrophen, hatte er sich ausdrücklich verbeten. Er ist als ein in der Arena des

Lebens erprobter tapferer Mensch dahingegangen am 20. November 1906; seine Schöpfungen bleiben.

Berlin. Erich Schmidt.

Leben

Der Mutter

Du starbst, und ich war nicht zugegen,
Hab' nicht die treue Hand gedrückt;
Du starbst und gabst mir nicht den Segen,
Hast mir zu meinen wirren Wegen
Den Scheidegruß nicht zugenickt.

Ich bin allein seit vielen Jahren,
Und trag' es klaglos, wie ich muß;
Nur hätt' ich gerne doch erfahren,
Wie lind auf früh ergrauten Haaren
Liegt einer Mutter Abschiedskuß.

Still geh' ich weiter, ach alleine!
Und finster ist's, wohin ich seh',
Und wenn ich klage nicht, noch weine —
Mein ganzes Leben scheint mir eine
Tiefbange Klage und ein Weh!

Not

Du bist seit meinen Kindertagen,
Seitdem ich denke, mir vertraut;
Ich habe oftmals, sonder Zagen,
Ins ernste Auge Dir geschaut.

Ich habe viel mit Dir gerungen,
So sieglos und so ohne Ruhm.
Und ausgekostet, durchgerungen
Dein voll und ganz Martyrium.

Du gabst ins Herz mir bittre Reue,
Nahmst jedes Glück, das sich mir bot:
Und doch, ich liebe Dich, Du Treue,
Du meine beste Freundin, Not.

Denn ob vor Deinem rauhen Walten
Mein Jugendglück — wie bald! — entschwand:
Wohl mir! ich habe ausgehalten —
Durch Dich gekräftigt hielt ich stand!

Gebet

Allmächtiger! Du hast mir viel genommen,
Du weißt allein, was alles ich verlor;
Mein Auge sieht die schöne Welt verschwommen,
Und nur gedämpft, gedämpft und leise kommen
Des Lebens Laute in mein krankes Ohr.
Einst tat mir's weh — und war zu meinem Frommen,
Ich dank' Dir's heute, schalt ich Dich zuvor —
Du hast mir vielen Jammer, manches Grauen
Erspart zu hören und erspart zu schauen . . .

Nacht

Schon deckt beschattend Dein Gefieder
Des Tages Licht, Du nahst mit Macht.
Auf starken Schwingen steigst Du nieder,
Du meine Mutter, stolze Nacht!
Nun öffnen sich der Seele Pforten,
So streng geschlossen kaum zuvor,
Und meinem Weh und seinen Worten
Leihst Du Dein mir geneigtes Ohr.

Nun stehn die Gassen öd und düster
Und, wie in ewig regem Leid,
Haucht sein verhallendes Geflüster
Dein Wind durch Deine Einsamkeit;
Nun birgt das Kleine ernst Dein Schleier —
Den Blick beirrt' es kaum zuvor —
Doch riesenhaft und ungeheuer
Wächst wahrhaft Großes nun empor.

Ich liebe Dich, bin Dir entsprungen,
Und feind dem Tag, so laut und dreist;
Das Wenige, das mir gelungen,
Du gabst es dem verwandten Geist;
Dein Anhauch ist es, der zur Lohe
Der Seele trübes Licht entfacht —
Sei mir willkommen, ernste, hohe,
Sei mir gegrüßt, ersehnte Nacht!

Lang hielt ich meines Lebens Steuer

Lang hielt ich meines Lebens Steuer
Ziellos in ungewohnter Hand;

Nach manchem Sturm und Abenteuer
Begrüß' ich nun ersehntes Land.
Ich fuhr um Glück nach allen Winden,
Und sieh! es war mir also nah . . .
Fast geht es mir wie jenem Blinden,
Da er, geheilt, die Erde sah.

Zum Himmel, ernst und blau und nächtig,
Hub er sein Auge, nachtbefreit;
Hoch oben sah er, still und prächtig
Unzählig Stern an Stern gereiht.
Er sah die Erde schlafbefangen,
Ihr Bette perlenübersät . . .
In seiner Seele war ein Bangen,
So heilig, wie ein fromm Gebet.

Es hielt ihn seines Herzens Hämmern,
Das allzu ungestüme, wach;
Er sah in falbes Grau verdämmern
Das nächt'ge Dunkel allgemach;
Wie aus geheimnisvollstem Bronnen
Ergoß sich plötzlich jäher Schein . . .
Da schrie er auf: „Zuviel der Wonnen!
Halt ein, Allmächtiger! halt ein!

Ich bin seit meiner Kindheit Tagen
An meines Lebens Nacht gewöhnt;
Ich hab' mein Leiden still getragen,
Wohl gar damit mich ausgesöhnt;
Nur stumm und nimmer ausgesprochen
Schrie in mir Sehnsucht um das Licht . . .
Nun ist mein Tag herangebrochen —
O Gott! und ich ertrag' ihn nicht . . .!"

Entsagen

Ich sah im Blauen tief verschwimmen
Die weiße Stadt, die grüne Flur,
Und zu mir sprach mit tausend Stimmen
Die ernsthaft schweigende Natur.

Und fremde Blumen sah ich glänzen
Hoch über mir auf jähster Wand —
Ich griff dereinst nach reichern Kränzen,
Als die ergreifbar meiner Hand.

Ein Gießbach grollt — Du wirst versiegen —
Und wenn mein Herz einst stürmisch schlug,
Entsagen lernt es, sich besiegen —
Ach, beides kostet Leid genug . . .!

Mahnung

Immer fühl' ich, wie mir starke
Trauer tief im Herzen quillt,
Seh' ich an des Dorfes Marke
Des Erlösers Kreuzesbild.

Denn es mahnt — und nicht vergebens —
Mich an ein- wie dreierlei:
Daß das Leiden dieses Lebens
Zweck und Maß und Richte sei.

Ahnung

Die wilden Wasser hört' ich tosen
Im Lied, das gern mein Ohr vernimmt,
Und sah, wie überm Bodenlosen
Das Rot der Abendsonne schwimmt.

Und über mir und mir zur Seiten
Der firnen Gletscher schweigend Reich —
Da möcht' man weiter, weiter schreiten:
Zu welchem Ziele, gilt wohl gleich . . .

Sonst war ich doch im Hoffen träge.
Und nunmehr will mir immer sein,
Als stünd' erwartend wo am Wege
Ein einsam Glück und harrte mein . . .

Glück

Ich weiß nicht, was es war, vielleicht ein Traum,
Der mir in schwerer Winternacht erstand,
Ein Mädchenwort, gehaucht, geflüstert kaum,
Und schon verklungen, eh' ich's recht verstand.

Es war vielleicht ein scheuer Sonnenstrahl,
Der spät erhellte meinen dunkeln Pfad,
Vielleicht der Ausblick in ein tiefes Tal,
Ein lichtdurchflossnes, das ich nie betrat.

Es war vielleicht, nach langem Einsamsein,
Ein Weggenosse für ein kurzes Stück —
Man sagt, ein jeder müsse glücklich sein,
Nun, dieser Dinge einem glich mein Glück!

Du bist allein . . .

Du bist allein und Dir wird bang.
Du sinnst und träumst in Dämmerungen;
Da dringt zu Dir verwehter Klang,
Geboren nun und nun verklungen.

Das ist der Nachhall, ist der Ton
Der Leiden, die Du durchgelitten.
Du bist so müd, weißt nicht, wovon?
Und kaum, warum Du hast gestritten.

Verweinter Augen will Dir nahn
Das Glück, das einst Dein Herz begehrte —
Du bist so schwach, weißt nicht, woran
Sich Deine beste Kraft verzehrte . . .

Frühling

Mich trägt kein Flügel,
Kein starker Fittig;
Nur der Tauwind leiht mir
Gerne die Schwingen,
Daß ich der Erde
Weiten durchfahre,
Unsichtbar, gestaltlos.

Doch naht das Dunkel,
Und schlägt das Mondlicht
Zwischen Himmel und Erde
Die silberne Brücke —
Dann steig' ich hernieder,
In Menschengestaltung
Durchschreit' ich den Hain,
Darin meinem Anhauch
Sich Knospen erschließen,
Und Blumen, die ich
Ferne gelesen,
Sie streu' ich mit milder
Hand auf die Flur.

Bis der Morgen graut,
Bis die Wangen der schämigen
Nacht erröten;
Mit der ersten Lerche
Steig' ich dann auf.
Und ziehe weiter,
Den Menschen entschwind' ich
So rasch und so flüchtig
Wie holdester Nachttraum —
Und doch bin ich ewig
Wie das Wünschen und Sehnen
Verlangender Seelen
Nach mir — und dem Glück . . .

Herbstlieder

I.

Ich habe, diesen Weg zu gehen,
Vermieden manches liebe Jahr.
Ich wünschte dem kein Auferstehen,
Das einmal hell, doch sündig war;

Das ich aus meines Lebens Kreise
Gewaltsam bannen hab' gemußt —
Es geht mit mir. Es flüstert leise,
Und hebt sich sehnend mir zur Brust.

II.

Der Jungwald hebt ein heimlich Singen —
Entschlafend spricht er noch mit sich;
Durchs Blaue scheue Sterne dringen
Und flirren fern und ängstiglich.

Wohl war dies Tal, wohl war ich selber
Vormals von stärkerm Licht erhellt —
Nun färbt das Laub sich gelb und gelber
Und wirbelt heimlos durch die Welt . . .

Alpenglühen

Das Licht verwebt im Blauen,
Der Nachtwind irrt und raunt;
Das Auge, müd vom Schauen,
Besinnt sich kaum und staunt:

Es sieht der Berge Ketten
In roten Gluten stehn —
Dort will auf Rosenbetten
Der Tag zu schlafen gehn.

Symbol

Im Westen siehst Du grau zu Tal
Die schwersten Wolken hangen —
Das mahnt der Tage mich zumal,
Die mir vergangen . . .

Im Osten schläft im Wetterlicht
Der künft'ge Glut verborgen —
Gewittert's mir, gewittert's nicht?
Das ist mein Morgen . . .

Dazwischen guckt ein Endchen Blau,
Als ob's vor beiden scheute —
Die Deutung kennst Du, edle Frau:
Das ist mein Heute . . .

Befreiung

Ich möchte nimmermehr die Drohne
Im Immenstock des Lebens sein;
Doch bin ich allzulang im Frohne,
Die frißt mein innerstes Gebein.

Ich nahm noch nie von fremden Tellern,
Was milde Hand mir aufgespart;
Nur münz' ich allzulang zu Hellern
Das Gold, das mir gegeben ward.

Zu lange nur schnürt meine Schwingen,
Lähmt jeden Aufschwung starres Erz —
Geduld, mein Herz! die Ketten klingen,
Bald bist Du frei, Geduld, mein Herz!

Absinth

Mein Lieben, Träumen, Grollen
Ist früchtelos verrauscht,
Wenn meine Segel schwollen,
Hat sie der Sturm gebauscht;
Gewaltig klingt sein Gellen
Im Takelwerk, den Raan,
Mein Schifflein will zerschellen —
Ei nu — was geht's mich an?

Es starb das heil'ge Feuer,
Das auf dem Mast gesprüht;
Die Hand verließ das Steuer —
Sie war wohl allzumüd.
Sie sucht nicht mehr durch Sunde
Die klippenfreie Bahn . . .

Sie hebt das Glas zum Munde —
Ei nu — wen geht's was an?

Und hab' ich nie besessen,
Was je mein Herz begehrt —
Du Taumeltrunk Vergessen,
Du bleibst mir immer wert!
In Dir versenkt zur Stunde
Sei was man mir getan . . .
Ihr sagt, ich geh' zu Grunde?
Ei nu — was geht's euch an?

Nächtig Leid

Das ist das allerschlimmste Leid,
Davon macht Dich kein Arzt gesunden,
Das bang das Licht der Sonne scheut,
Und Dich beschleicht in Dämmerstunden.

Wenn Dir des Tages Lärm verrann,
Wenn seine Sorgen Dir verbleichen,
Stumm tritt es an Dein Bett heran,
Setzt sich dazu und will nicht weichen.

Es spricht nicht und es regt sich nicht,
Sieht Dich nur an mit ernsten Brauen —
Du bangst, in seinem Spukgesicht
Bekannte Züge zu erschauen.

Und tote Liebe, stummer Gram,
Ein jedes Arg, das Dir geschehen,
Sie feiern, wenn die Stunde kam,
Ihr herzbeklemmend Auferstehen.

Wie bluten in der Einsamkeit
Jäh aufgerissen alte Wunden —
Glaub' mir! es ist das ärgste Leid,
Das Dich beschleicht in Dämmerstunden . . .

Ein seltsam Klingen

Vor jähem Schrecken bin ich aufgewacht:
Ein seltsam Klingen kam mir durch die Nacht.

Um mich die Finsternis, stumm, ernst und groß,
Ich aber saß und horchte regungslos

Dem fremden Tone, der bald also bang
Wie nachtverirrten Kindes Weinen klang;

Dann wieder gellend, wie wenn alle Kraft
Ein Mann im Todesschrei zusammenrafft.

Verhallend schwang dies Rufen in mir nach —
Ein alt Erinnern ward mir jählings wach.

Und jener dacht' ich, die mich einst umfing,
Bis jedes seine sondern Pfade ging.

Als uns ein graues Scheiden da getagt,
Den letzten Gruß hat sie mir zugesagt.

Ich sah ihr nach — talabwärts war ihr Gang —
Bis sie der Schmutz der Straße mir verschlang,

Bis sie in Not und leichtem Sinn verdarb —
Wer weiß, in welchem Spittel sie mir starb,

Ihr Mund verstummte, der so hell gelacht?
Ein seltsam Klingen kam mir durch die Nacht . . .

Späte Liebe

Er spricht:

Ein feines Rieseln ist's, das mich umtaut,
Was ist die Nacht so atemlos und laut!

Wie eingewiegt in Liebesseligkeit
Umfängt mich schlummertrunken das Gebreit.

Kaum daß ein leiser Hauch mein Stirnhaar rührt
Vom Nachtwind, der den späten Reigen führt.

Und regungslos und schweigsam ist die Welt —
Da sieh, welch seltam Leuchten sie erhellt!

Welch ahnungsvolles, dämmerschönes Licht
Um Berg und Tale sich verklärend flicht!

Bracht' es der Mond, der just durch Wolken drang?
Der firne Schnee auf ferner Berge Hang?

Wie, oder hat die Nacht in Tag verkehrt
Die späte Liebe, die mein Herz verklärt? . . .

Das Mädchen:

Das schien mir immer schlimm getan,
Mußt' junges Blut den Greis umfahn.
Nun weiß ich selber, wie das sei,
Wenn man dem Winter gibt den Mai.

Die Schwestern brachten reich Geschmeid,
Dazu ein überteuer Kleid:
Mit Seide ward ich angetan —
Ich hatte keine Freude dran.

Mir sprachen alle herzlich zu,
Und sagten: Selig Liebe Du!

Mir wies der Spiegel an der Wand
Zwei Augen, drin ein Weinen stand.

Sie priesen ihn gar überlaut,
Er selber kam, er hieß mich Braut,
Er sprach gar liebevoll und klug.
Was nur mein Herz so ängstlich schlug?

An meinem Finger stak der Ring —
Der Freier schied — wie müd' er ging!
Was er gewollt? Weiß nicht genau —
Ich sah nur eins — sein Haar ist grau! . . .

Ein Nachruf

Und als er starb, der friedelose Mann,
Und Urlaub nahm von seines Lebens Leide,
Die allerletzte Schlummerstadt gewann
Der Müde auf der winteröden Heide.

Der Tag war grau, und nicht ein Sonnenstrahl
Hat jener Stunde das Gewölk gelichtet.
Sie haben ihm ein dürftig Totenmal
Aus unbehaunen Steinen aufgerichtet.

Der Frühling kam; man sah ein junges Grün,
Sah Knospen allenthalben sich erschließen;
Im Sommer durfte dann ein spätes Blühn
Aus einem blütenlosen Herzen sprießen:

Denn auf dem Hügel stand das Heidekraut
Und wogte sacht mit seinen blauen Glocken —
Ein Pärchen kam zum Grab; die junge Braut
Brach eine Blüte, starrte, stand erschrocken:

Ein Wehen zog — sie horchte unverwandt —
In ihr erklang's wie dumpfe Totenklage;
Sie faßte, den sie liebte, an der Hand:
„O komm! entfliehen wir zum grünen Hage!

So traurig, wie ich immer sie vernahm
Erklingen hier des Windes leise Sänge,
Als ob ein tiefer, wortelofer Gram
Darin nach Ausdruck und Erlösung ränge.

Mir ist, als ob ein ruheloser Geist
Zum Lichte, das er haßte, auferstünde.
O komm! Mein tiefstes Herze ist vereist,
Und unser Glück erscheint mir hier wie Sünde ...“

Aus losen Blättern

„Es steht gar schief“ ... „Es kann nicht halten.“
„Gewiß, es fällt vorm ersten Braus“ ...
Sie lasse kritteln, Gott laß walten —
Und bau' dein Haus.

Einem jungen Freunde

„Wie mag ich unter also schweren
Gewittern rein durch's Leben gehn?“
Du mußt Dir's einfach zu erklären,
Doch zu verklären auch verstehn.

Von Zweien

Er spricht:

Ich bin die Glut, ich bin die Flamme,
Du bist wie Seehauch sanft und lind;

Ich bin aus Judas finsterm Stamme,
Du bist ein blond Germanenkind;
Dir starb von Bethlehem der Seher,
Ich habe Heiland nicht noch Heil;
Und jedem anderen wird eher
Als mir Dein reines Herz zuteil.

Ich nannte nie ein Heim mein eigen,
Du wohnst in wohlgefugtem Hag;
Mein Reich sind Finsternis und Schweigen —
Du selber bist ein Maientag;
Und doch, ich lasse Dich mit nichten:
Nah ist die Stunde, wie mir scheint,
Da Deinem Tag, dem ewig lichten,
Die Nacht zum Dämmern sich vereint . . .

Das Mädchen:

Vorüber zog er mir im ersten Grauen:
Ich sah ein todesfarb' und ernst Gesicht;
Zwei Augen glühten unter dunkeln Brauen
So traurig, wie ein Allerseelen-Licht;
Im Abendwinde flog sein schwarzes Haar,
Gehobnen Hauptes durch die Menge schritt er:
Vorüber zogst Du wie ein Ungewitter
Und meine Seele folgt Dir immerdar . . .

Einsamkeit

Die frischbegrünten Zweige deuten
Mit zarten Fingern himmelan;

Verhallend tönt gedämpftes Läuten
Von fernher über Flur und Plan . . .

Mir sendet wohl zum Gruß dies Klingen
Die Stadt, so weltenferne weit —
Mein Herz umschnürt mit tausend Ringen
Die schreckhaft stumme Einsamkeit . . .

Die Einsame

I.

Wenn ihrer Seele das Verstummen,
Und dieser Welt der Abend kam,
Erhub sie gern ein singend Summen,
Das neben ihr kein Ohr vernahm:

„Ich hab' vergessen nicht, verwunden,
Was also mich vordem bedrängt;
Mich mit mir selber abgefunden,
Nur sei mir Neues nicht verhängt.

Mein Leben selbst will mir entgleiten.
Ich seh' es schweigend und allein.
Nur ist es traurig, ziellos schreiten
Und also wegemüde sein . . .

Vertreten hab' ich längst die Schuhe,
Darin's zu tanzen mich verlangt —
Gib mir die Ruhe, Herr, die Ruhe,
Darnach allein die Müde bangt!"

II.

Keine Straße sollst Du schelten,
Die Du jemals hast begangen,

Sei sie steinig gleich und weglos —
Denn Du mußt sie dennoch wieder
Einst mit wunden Füßen wandern
Bis zu ihrem letzten Ziel . . .

Keinen Brunnen sollst Du schmähen,
Der an Deinem Pfade sprudelt,
Ob er bitter gleich und salzig —
Denn verhängt ist Dir die Stunde,
Da Du also schmachtest, daß Dir
Selbst daraus der Trunk erwünscht . . .

Und Du sollst kein Leid verwünschen,
Das Dein Herr Dir auferlegte,
Schein' es noch so unerträglich —
Denn ein Kreuz kann Dir verhängt sein,
Schlimmer, schwerer, denn Du ahnest,
Und Du trägst es, wenn Du mußt . . .

Herbst

Spätsommer war's und kahl das Land,
Der Tag ging just zur Neige;
Zwei Mädchen brachen Hand in Hand
Durch rankendes Gezweige.

Sie wandten singend sich zur Stadt —
Ich aber stand erschrocken:
Ein erstes, herbstverwehtes Blatt
Lag auf der Einen Locken . . .

Die Welt entschlief, es sang der Bach
Sein Schlummerlied den Landen . . .

Ich aber sah den beiden nach,
Die mir im Duft entschwanden . . .

Roman

Er war verwaist, durch frühe Not gestählt,
Sie ihres Hauses allerbest Geschmeide,
Und dennoch hat sie gleiches Leid beseelt:
Sie waren liebesarm und elend beide.

Sie kannten sich, sie sah'n einander gern,
Begehrten, sich in Liebe zu umfassen;
Sie mieden sich, eins blieb dem Andern fern,
Und konnten nicht entsagen noch sich lassen.

Nun kam ein Tag, todtraurig, sonnenlos —
Ein schwerer Tag im Spätherbst ist's gewesen —
Da ruhten müde Hände ihr im Schoß.
Die Runen ihr im Antlitz durft' er lesen.

O trübe Schrift! da sprach ein Leidenszug
Von Tränen, ungeweint in Dämmerungen,
Vom Kummer, den ein starkes Herz ertrug —
Da sprang er auf und hielt sie heiß umschlungen.

Kein Liebesfrühling war's; den Reigen schlang
Der Nebel in der Stadt, auf grauer Heide . . .
Ein Kuß . . . Was beide zu einander zwang?
Sie waren liebesarm und elend beide . . .

Glaub' mir!

Sang mir die Amsel nicht so helle
Ihr süßes Abendlied vom Lieben,

Und zog mein alter Spielgeselle,
Der Wind, nicht raunend um die Schwelle:
Glaub' mir! ich wär' daheim geblieben . . .

Und lag nicht hell auf Bergeszinnen
Ein letztes Abendlicht der Sonnen,
Und sprach's nicht laut zu meinen Sinnen:
Eil' denn! dein Tag will auch verrinnen —
Glaub' mir! ich ward dir nie gewonnen . . .

Lethe

Im Irren war ich überlang gegangen,
Nun senkte heimwärts sich mein müder Pfad;
Ich saß allein; der Himmel war umhangen,
Und schluchzend schlug die Seeflut ans Gestad.

Zum Ufer sah ich starke Wogen rollen,
Stahlgrün geharnischt und die Helme blank;
Ich sah ihr Drängen und vernahm ihr Grollen,
Indeß ein Träumen meine Brust bezwang.

Und da ich so, die Augen halb geschlossen,
In wachem Schlummer saß und einsam sann:
Ahnt' ich, wie alles, das ich kaum genossen,
Wie selbst das helle Bild um mich zerrann.

Das Leid verflog, das ich als mein empfunden,
Die Stürme schwiegen, die in mir gewühlt;
Ich rührte sacht die Narben alter Wunden,
Ich hab' verwundert keinen Schmerz gefühlt . . .

Begehrt' ich einst, das Glück der Welt zu zwingen?
Und schlug mein Herz verlangend einst und heiß?

Mir schien mein Sein, mein Wollen und mein Ringen
Ein wüster Traum, des Ende niemand weiß.

Geträumt die Schläge, die zu tief mich trafen,
Geträumt auf meinem Pfad das späte Licht . . .
Als wäre meine Seele längst entschlafen —
Woran und wie? Ich weiß es selber nicht . . .

Nun sind versiegt . . .

Nun sind versiegt die Menschenwogen,
Die durch die Stadt geflutet sind. —
Der laute Jubel ist verflogen,
Und nur sein Nachhall bebt gelind.

Erloschen ungezählte Kerzen,
Die man entzündet und entfacht. —
So glimmet noch durch tausend Herzen
Die helle Weihe heil'ger Nacht.

Und willst Du nicht ins Freie gehen,
Hält Dich der Frost in seinem Bann,
So sieh — ein Wunder ist geschehen:
Es kam zur Stadt der grüne Tann.

Es ist wie Mährlein und Gedichte,
Das Unerhörte ist Dir nah, —
Was ohne Frucht, trägt heute Früchte,
Und Früchte, die kein Aug' sonst sah.

Und fänd' ein Zweifel in Dir Stätte,
Und packte Dich die Christnacht nicht,
So tritt an Deines Kindes Bette
Und blick' ihm in sein heiß' Gesicht.

Die Wänglein glüh'n . Es träumt. Die Reihen
Der Lichterchen sieht's noch entfacht. —
Blick' hin — Du siehst die höchsten Weihen,
Das reinste Wunder dieser Nacht!

Erster Schulgang

Heut' hab' ich mein Mäderl zur Schule gebracht,
Gar schlimme Gedanken hab' ich gedacht:
Mein Herzenskleinchen, mein Sonnenscheinchen
Nun tust Du auf deinen flinken Beinchen
Aus unserer überängstlichen Mitte
In die böse Welt die ersten Schritte,
Und bist für immer hingegeben
Dem schlimmsten Feind — ich meine das Leben.
Lernst früh aufstehn und tausend Pflichten,
Unnütz als nötig Ding verrichten.
Wir haben Dir jede Lüge verwehrt —
Nun siehst Du, wie sie die Welt durchfährt;
Wir hielten Dich an zu Wahrheit und Reinheit —
Wer aber siegt? Wahr Dich! Die Gemeinheit.
So ziehen Dir ins Herzelein
Der Gram, der Neid, der Argwohn ein,
Und endlich wirst Du, mein süßes Kind!
Wie sie, wie wir, wie alle sind . . .

Ahnung

Einen Bettelbuben sah ich
Jüngst am Straßenrande stehen.
Ausgestreckt um milde Gabe

War die Rechte, und die Augen,
Schwarz und klug und dreisten Blickes,
Sahen fordernd in die Welt.
Und ich gab ihm reiche Spende
Kleiner Münze, was ich eben
Bei mir trug, und grüßt' ihn mir.
Wandte mich, und mir im Herzen
Klang es also: Betteljunge,
Du wirst wachsen und ein Mann sein,
Und die Blicke Derer trägst Du,
Welche sich die Welt erobern.
Hart gehämmert hat Dich Elend;
Elternlos und sonder Anhang,
Ohne Weichheit, wirst Du steigen —
Steigen auf zu stolzen Höhen.
Führt Dich dann Dein Weg an dieser
Straß' vorüber, dann sei milde
Und gib meinem frühverwaisten,
Zarten, blonden, armen Kinde,
Wenn's am Raine bettelnd steht.

Weihnacht

Das Christkind klopft leisen Fingers an
Von Herzen an Herz. Ihm wird aufgetan.
Und aus den offenen Herzen fällt
Ein Strahl des Lichts in die finstere Welt.
Paläste füllt er mit hellem Schein,
Er leuchtet fröhlich durchs Kämmerlein —
Die sonst das strenge Leben geschieden,

Eint heut ein heiliger Gottesfrieden —
Ein Wunder, nie mocht ein größeres sein . . .

Und deckte der Schnee die Blüten auch zu —
In Deiner Seele die Blüten heg Du;
Und schlittet der klingende Frost durch das Land —
Halt offen die Brust und tu' auf Deine Hand.
Und also werde jedem sein Teil
Von Weihnachtslust und der Christzeit Heil.
Wenn Sorgen den Glanz der Augen Dir scheuchten,
Erbau Dich an fremder Augen Leuchten,
Daß sich der Frieden auf Erden verweil'!

Und liegt in endloser Ferne gleich
Das heiß erflehte, das künftige Reich;
Und herrscht auf Erden noch stets das Gebot
Der nagenden Sorg' und der bitteren Not,
Regieren diese verstörte Zeit
Noch immerdar Haß und immerdar Streit —
Für kurze Weil' bringt die Argen zu Schweigen.
Es ruft das Christkind — auf denn zum Reigen,
Der aller Sorgen überschreit . . .

Ostern

Willst Du Osterwunder? Schreiten
Mußt Du dann durch Tal und Hang.
Sonnenstrahlen, sie geleiten
Tröstlich Dich auf Deinem Gang.

Und dem Glanz, den jungen Lichtern,
Drängt entgegen Keim und Keim.

O wie kräftig, o wie schüchtern
Regt sich Leben insgeheim.

Veilchenblau magst Du erspähen
Unter braunem Blätterfall:
Grabeslegung, Auferstehen
Zeigen Dir sich überall.

Und ein scheues Glückesmahnen
Fühlst Du lächelnd Dir geneigt —
Offen wird Dir jedes Ahnen,
Wenn Dein Mund auch drüber schweigt.

Wieder an die Brust Dir schmiegen
Will sich Frühlings Lust und Trug —
Wenn die tausend Glocken schwiegen,
Spräch' in Dir es laut genug!

Ich sang ein Lied

Ich sang ein Lied, doch mir verklang die Weise,
Das Wort verflog und ich kann's nimmer fahn.
Zag meldet's sich — Du pochst, verirrte Waise,
An fremdes Tor, Dir wird nicht aufgetan.
Bist Du mein Kind? Ich muß mich erst besinnen;
In meiner Seele ist es tot und stumm . . .
Ich sang ein Lied, ich sang ein Lied vom Minnen,
Ich hab's verlernt. Wer lehrt's mich wiederum?

Nur dünkt mir oft, in meiner Seele Tiefen
Schläft arg verzaubert immer noch Gesang;
Oft scheint es mir, als ob da Quellen riefen
So lebenheischend und erstehungsbang.
Als wollt' ein Born in Einsamkeit verrinnen —

Wer deckt ihn auf? Ich seh mich träumend um ...
Ich sang ein Lied, ich sang ein Lied vom Minnen,
Ich hab's verlernt. Wer lehrt's mich wiederum?

Das sind meine Toten ...

Das sind meine Toten. Laut pochen sie an,
Kam die Stunde zum Träumen und Sinnen;
Dann seh' ich den Vater, den zornigen Mann,
Und die Mutter — längst zog sie von hinnen;
Dann ziehen mir auf mit ernsthaften Brau'n
Die frühe gestorb'nen Geschwister —
Das sind meine Toten. Es bringt sie das Graun,
Der Nachtwind, der Dielen Geknister.

O lang ist, so lang ist, o lang ist die Schar,
Und jeden weiß ich zu nennen:
Ein Fremder scheint d'runter; blond weht ihm das Haar
Und die Blicke verlangen und brennen.
Jach schreck' ich zusammen; mit Augen hohl
Starr' ich nach dem frischen Gesichte:
Du trutziger Knabe, ich kenne Dich wohl —
Doch sage: Du weilst noch im Lichte ...?

„Ja, hälftig" ... Zur Hälfte der Finsternis
Und den Toten bist Du verbunden;
Die Wunde, die Dir in's Leben riß,
Die hast Du nimmer verwunden:
Dein grader Fuß geht krumme Bahn,
Und Dein wahrhafter Mund spricht Lüge ...
Das sind meine Toten; ich sehe sie nahn,
So stumm und voll heimlicher Rüge ...

Gerichtstag

Aufgerufen hab ich meine Seele,
Aufgerufen vor mein streng Gericht:

Als ein Adler wurdest Du geschaffen
Flügelstark und prächtig, recht ein Adler:
Der sein golden Auge hebt zur Sonne
Und sie antrotzt, ganz aus gleichem Rechte:
Der auf seinem Fittig trüg' die Fehle
Dieser Welt empor zu Gottes Throne,
Der sich hübe, weitgespannt die Schwingen,
Ueber alle, alle Niederungen,
Kleinen Raub verschmäht, der Kraft gewiß —
Stark vor vielen warst Du und Du bist mir
Nun ein armer, armer Sperling worden,
Aengstlich piepsend, ganz dem Boden pflichtig.
Der im Straßenkot sein Futter findet . . .

Keine Antwort wußte meine Seele;
Keine Antwort, und sie fror vor mir.

Meine Seele hab ich vorgerufen,
Vorgerufen vor mein streng Gericht.

Mein Lied

Ich weiß, mein Lied wird nie gesungen
Von jungen Stimmen hell im Chor;
Doch sagt's, vom Dämmern lind bezwungen,
Vielleicht ein Träumer gern sich vor.
Ob vieles zur Vollendung fehle,
Er hört, in Lauten trüb und bang,

Das Atmen einer müden Seele,
Die hart um Licht und Leben rang.

Es dunkelt. Und wenn lind und leise
So Form wie Farbe rings verschwimmt,
Erklingt in seiner Brust die Weise,
So dämmerfroh und unbestimmt.
Und wenn dann, tief in seinem Innern,
Ein Abglanz meines Leids ersteht,
Soll er des Dichters sich erinnern,
Des Name längst im Wind verweht . . .

Lieder von der Straße

Meine Muse

Ich bin kein Dichter, nur ein Späher,
Ich hör', was unterirdisch kocht,
Wie schwielenfäustig der Plebejer
An der Paläste Pforten pocht.

Umirren sah ich auf den Gassen
Das Laster, wenn sonst alles schlief,
Und hörte, wie selbst Gott verlassen,
Das Elend laut nach Hilfe rief.

Das gab es wohl von Anbeginne —
Doch nun, weil's weltverschlingend droht,
Klingt also trüb, was ich ersinne,
Und meine Muse heißt sich Not . . .

Abendgang

Will der Tag, des Wachens müde,
Sich zum Schlummer sacht bereiten,
Mag ich volksbelebte Straßen
Still und sinnend gern durchschreiten.

Und mein Herz, das ungestüme,
Schlägt in immer stärkern Schlägen.
Fremdes Glück und fremdes Leiden
Wollen wechselnd es bewegen.

Fremdes Leid? Nein, fremd geblieben
Ist mir nur der Freude Reigen,
Jedes Grämen, das ich schaute,
Lebt' ich mit, es ward mein eigen.

Manches Bild bewegten Lebens
Zeigt sich wandelnd meinen Blicken:
Mir vorüber huscht die Dirne,
Zieht das Troßvolk der Fabriken.

Wagen seh' ich mir vorüber
Eilends zum Theater fliegen —
Seh' manch stillbegnügsam Pärchen
Eng sich aneinander schmiegen.

Mag ja sein, daß Mann wie Mädchen
Schwer im Tagelohne karrte;
Eine Seele wußte jedes,
Die des Müden sehnlich harrte.

Aber ich — hat mich die Arbeit
Wirr und dumpf und stumpf entlassen —
Keine liebe Rechte weiß ich,
Starken Druckes sie zu fassen.

Also träum' ich, hör die Türme
Laut der Zeiten Flucht verkünden,
An des Abends Lohe seh ich
Stern nach Sterne sich entzünden,

Und im Tiefsten fragt und sorgt mir
Eine ewig rege Stimme,
Wann für meines Lebens Nächte
Solch ein dauernd Licht erglimme ... ?

Sonntag

Zum Prater war ich gegangen,
Zur stillsten, fernsten Au;
Zu Füßen ein Blütenprangen,
Zu Häupten des Himmels Blau.

Und als ich heimwärts kehrte,
Da war ich müde genug;
Im Wirtshaus saß ich und leerte
Ein Glas in durstigem Zug.

Ein Garten war da. Drin brannten
Die Lichter flackernd zumal;
Behütet von Vettern und Tanten
Saß manches Mädchen im Saal.

Wer naht sich euch verlangend —
Bewacht ist jeder Tritt.
Ich dacht' an Eine, die bangend
Mit dem Liebsten seitwärts schritt.

Das Leid der Armen, Verderbten,
Erstand mir klagevoll —
Indes der Haß des Enterbten
In meiner Seele quoll.

Meine Nachbarin

Meine Nachbarin ist lange blind
Und hat nicht lang zu leben;
Ihre Tochter trägt ein ledig Kind,
Weiß nicht, wem Schuld zu geben.

Das katzebalgt nun Tag um Tag,
Und schimpft sich um die Wette;
Für Scheltwort Scheltwort, Schlag für Schlag —
Die reine Bettlermette.

Dazwischen wächst ein junges Blühn —
Man möcht es Sumpfdost heißen: —
Die Wangen rot, die Lippen glühn,
Die dunkeln Augen gleißen.

Noch fließt ein Strahl des reinen Lichts
Um ihre helle Stirne —
Noch weiß sie nichts, noch ahnt sie nichts,
Und lacht schon wie die Dirne . . .

Eine Verlorene

Da es Frühling worden,
Kam er mir gegangen,
Gab mir süße Worte,
Gab mir güldne Spangen.
Brachte mir Juwelen
Heimlich zugetragen —
Was ich ihm gegeben?
Ach! ich kann's nicht sagen!

Und nun saß ich heute
An des Stromes Fluten,
Auf den Wellen träumte
Fern ein Tagverbluten;
Und am Himmel sah ich
Graue Wolken jagen —
Was in mir erwachte?
Ach! ich kann's nicht sagen!

Burgmusik

Verlaufen Volk in dichten Reihn,
Ein fernes Hörnergellen —
Und schrill und schriller klirrt darein
Das Rasseln der Tschinellen —
Die Burgmusik! Sie zieht herauf,
Da leeren sich die Stuben;
Dahinter kommt ein wüster Hauf:
Das sind die Kappelbuben.

Das jauchzt und johlt, durchpfeift den Wind,
Gibt seine Lust den Lüften;
Dazwischen geht ein schönes Kind
Und wiegt sich in den Hüften;
Es jubelt mit, schlägt Hand in Hand,
Als ob's im Himmel wäre —
Die Seligkeit für ein Gewand,
Für einen Tanz die Ehre!

Wegerich

Eine arme
Wilde Blume
Weiß ich, mir vor allen wert,
Oft erquickte
Mich ihr Anblick,
Hat mir Leid das Herz beschwert.
Stolz're Schwestern
Hat die Wiese,
Schöner Blühen kennt die Au;
Keine trägt sich
So wie diese
Ganz und gar in Silbergrau.
Grau das Blattwerk,
Grau der Stengel,
Grau das Köpfchen, blaubereift,
Es erzittert
Jedem Anhauch,
Der es etwa unsanft streift.
Bücke Dich!
Welch feines Duften!
Tief ins Herze sog ich's ein —
Meine arme
Wilde Blume,
Wehe mir, vergäß ich Dein!

Am Wege

Ich kannte Eine. Wie sie hieß?
Wer nennt das Wort, das mir verklang?

Vergessen ist's. Ich weiß nur dies,
Daß ich sie liebte und umschlang.

Das Lied von der, die mir entschwand,
Singt nun der Nachtwind meinen Ohren —
Am Wege hab' ich sie verloren,
Die sich zu mir am Wege fand . . .

Im Volkston

Ich hab' kein Haus, ich hab' kein Nest,
Ich hab' kein Hochzeit und kein Fest;
Ich hab' kein' Hof, ich hab' kein Feld,
Ich hab' kein' Heimat auf der Welt.
Am Himmel selbst der Schauerstrich,
Den fürchten sie nicht so wie mich;
Mir geht's nicht gut, mir geht's nicht schlecht —
Und so, gerade so ist's recht . . .

Liebe

Werbung

Ja, Liebesgrüßen, Liebesleid,
Die hast Du mir gelehret
Du süße, stolze, schöne Maid,
Nach der mein Herz begehret;
Und ist mein Werben ungelenk,
Und mag Dir's nicht behagen:
Herzliebe, Traute, dann bedenk',
Ich lernt' es erst vor Tagen!

Ich bin ein Weih, der einsam zog
In Wolken seine Kreise,
Ein wilder Falk, der sich verflog;
Nun bin ich müd der Reise;
Nun dauert mich mein wirrer Flug,
Gern möcht' ich Heimstatt grüßen:
Der kleinste Platz wär mir genug,
Geliebte, Dir zu Füßen!

Liebfrauentag

Liebfrauentag! Als ob sie sängen,
So rufen Glocken himmelan;
Und aus der Stadt, der weiten, drängen
Die Menschen festlich angetan.
So komm doch! unter grünen Hecken
Im Waldesschatten, süßes Kind,
Laß uns ein junges Glück verstecken
Vor Menschen, die uns neidig sind.

Zu kurzer Ruhe laß Dich nieder —
Was ist der weite Wald so hold!
Sieh — jener Amsel schwarz Gefieder,
Die Sonne übergießt's mit Gold,
Wie anmutsvoll ist jene Helle,
Die jäh durch Buchenkronen dringt!
Sieh, wie behende die Libelle
Den stahlgefärbten Fittig schwingt!

Sprich: kennst Du auch die holde Sage,
Des Tages Deutung, ganz genau?
Du weißt, es stieg an diesem Tage
Gen Himmel unsre liebe Frau;
Schon war bereitet sie zum Fluge,
Schon klang der Englein Festgesang:
Da kam herzu in wirrem Zuge
Viel armes Volk, das Leid bezwang.

Denn aus geborstner Bäume Stumpfe
Kroch manche Natter scheu hervor;
Die Kröte kam aus ihrem Sumpfe,

Der feuchte Molch verließ sein Moor.
Der Eidechs ist herzu gelaufen,
Die Blindschleich' nahte sich bedacht;
Es haben vor dem hellen Haufen
Die Unken Marschmusik gemacht.

Die Mücke flog herzu, die kecke,
Saß schlau auf Engelein und stach,
Indes die brave, stille Schnecke
Als Sprecherin zur Herrin sprach:
„Maria! immerdar verschlossen
Muß uns der lichte Himmel sein,
Führst Du, als Deiner Fahrt Genossen,
Uns heute nicht mit Dir hinein.

Ach, frage nicht, was uns die Erde,
Du meine Güte! jemals bot.
Ach, eitel Leiden und Beschwerde,
Nichts als Verfolgung und als Not.
Du trugst das Heil auf Deinen Armen,
Der Welterlöser ist Dein Kind —
So trage mild mit uns Erbarmen,
Die wir vom Heil verstoßen sind!"

Maria neigte sich dem Volke
Und sprach: „Heut ist mein Ehrentag.
Drum nehme Platz auf meiner Wolke,
Was Platz zu finden nur vermag.
Heut öffnen sich des Himmels Luken
Und offen liegt das höchste Glück —
Das dürft Ihr schauen und begucken,
Dann senkt zur Erde Euch zurück.

Und zum Erinnern jenem Heile,
Das Euch zu dieser Frist ergötzt,
Sei meines Tages kurze Weile
Zu stetem Frieden Euch gesetzt;
Da werdet frei von allen Nöten,
Da sei die Freude Euch zur Pflicht,
Kein Mensch soll Euch bedrängen, töten —
Nur quält mir meine Menschen nicht!"

Nun weißt Du, warum Heimchen schrillen,
So holdes Licht durch Zweige dringt;
Warum den Wald, den mittagstillen,
Ein Finkenruf so laut durchklingt. —
Es schwärmen jubelvoll die Mücken,
Es glänzt so hell der weite Hag —
Komm! laß Dich an das Herze drücken:
Süß Lieb: heut ist Liebfrauentag!

Am Abend war es ...

Am Abend war es, und der Bach
Floß rötlich zwischen grauen Weiden,
Als Jakob zu dem Dämon sprach:
O, segne mich, bevor wir scheiden.
Warst Du zu kraftvoll auch für mich,
Bin ich doch kampflos nicht erlegen,
Eh wir uns trennen, Engel, sprich
Noch über mich den Scheidesegen. —

Am Abend ist's. Müd bis zum Tod,
Möcht ich mit letzter Kraft Dich fassen,
Du spätes Glück, das sich mir bot,

Ich kann Dich leichten Kaufs nicht lassen.
Mein kampfesmüdes Herze fleht:
Spät bist Du, Engel, mir begegnet,
Doch sei es Nacht, sei's noch so spät,
Geh nicht, bevor Du mich gesegnet.

So wunderlich . . .

So wunderlich hab' ich geträumt:
Es kam, nachdem es lang gesäumt.
Hat listig, gleich dem Dieb zu Nacht,
Das Kammertürchen aufgemacht.
Dann huscht's herein. Aus Augen blau

Sah hell um sich die schönste Frau.
Die Wange rosenfarben war,
Dem Sonnengolde glich das Haar,
Der süße Mund zum Kuß sich bot —
Und, dem es galt, der Mann war tot . . .

Fortgegangen bist Du

Fortgegangen bist Du
Ohne Abschiedsgruß.
Ahnest nicht, wie Deiner
Stets ich denken muß.

Daß mein Herz vor Sehnsucht
Nach der Fernen schwillt,
Daß vor meiner Seele
Allstund steht Dein Bild.

Und in stillen Nächten
Hielt, wie oft! mich wach
Jenes Wort von Liebe
Das Dein Mund nicht sprach.

Wenn dann später Schlummer
Mir aufs Auge sank,
Stand vor mir Dein liebes
Antlitz blaß und krank.

Und aus meinen Träumen
Hört man mich erschrein:
Fortgegangen bist Du,
Und ich bin allein!

Es tut wohl weh . . .

Wohl tut es weh, ein Kind gestorben wissen,
Doch größer Leiden ist, es sterben sehn;
Ernsthaft doch still, das Herz von Gram zerrissen,
An seinem Krankenbettchen tröstend stehn.

Und lächeln müssen, bis das Sein geschwunden,
Und Todesfrieden sein Gesicht verklärt —
Begreifst Du, was ich kummervoll empfunden,
Da Deine Seele mir sich abgekehrt?

Ein Winternachtstraum

Ein Sehnen

Die Arme breit' ich aus. Wozu? Wonach?
Nach rechtem Glück? Ich hab es nie genossen.
Die Türe selbst, durch die ein Lichtstrahl brach
In meines Lebens Nacht, ward jäh geschlossen.

Den jungen Stolz, den sie mir einst verargt,
Ich sah ihn wund zum Tode auf der Bahre,
Mit eignen Händen hab' ich eingesargt
Die dreisten Träume meiner Kinderjahre.

Und allgemach gewann ich teure Ruh' . . .
Nun schreckt mich auf ein heißestes Begehren —
Die Arme breit' ich aus. Wonach? Wozu?
Unselig Herz! wann lernest Du entbehren!

So kam's . . .

Und als ich müde ward: Durch stäte Not,
Durch fruchtlos Kämpfen müd' und fast verbittert,
Erschienst mir Du, Du spätes Morgenrot,

Das tauend ein vergletschert Herz umwittert;
Und meiner Tage bester ging mir auf,
Da sprach ich Dinge, die ich sonst wohl hehle,
Und legte meiner Sorgen wüsten Hauf
Othello gleich auf Deine Seele . . .

Denkst Du daran? Die Mittagsonne brach
Durchs Blattwerk fremder Palmen und Dracänen,
Indes ich müd von Winternächten sprach,
Von Einsamkeit und Not und wirrem Sehnen.
Ob bei den Bildern, welche ich beschwor,
Nicht fremde Schauer kalt Dich überliefen?
Du Sonnenkind! Dir schlug zuerst ans Ohr
Der Angstschrei aus des Lebens Tiefen . . .
Gewann Dich das? Ich frag' und sorge nicht,
Wer weiß, wie eines sich dem andern schickte!
Wer forscht, aus welchem Schacht die Quelle bricht,
Die ihn in heißer Wanderzeit erquickte?
Er trinkt und rastet, sieht die klare Flut
Im tiefen Grund auf blanken Kiesen schäumen,
Und möchte ihr zunächst und traumgemut
Des Lebens armen Rest verträumen . . .

Gleichnis

Aus des Glückes
Prunkvoll reichem,
Rings mit tausend
Bildern geschmücktem
Taumelpokale
Tat ich den ersten
Lechzenden Zug.

Und zum ersten Male
Ist nun ein lieber
Traum meines einsamen
Lagers Geselle.
Du gabst mir ihn.
O laß ihn mir weilen!
Das scheue Seelchen,
Scheuch' es mir nimmer!
Daß Wohlduft und Süße
Mein Tiefstes erfülle,
Daß mir es ergehe
Wie jenem, den einstmals
Ein mächtiger Traumgott
Nachts seiner Heimat
Klingendem, ewigem,
Schauderndem Froste
Südwärts enttrug.
Er sah und staunte:
Sah fremde Blumen,
Sah Quellen schreiten
Durch grünendes Land,
Und horchte verwundert
Hellstimmiger Vögel
Tönendem, süßem
Frühlingsgesang.
Und da er erwachte,
Da blieb ihm in tiefster
Verschwiegenster Seele
Ein heimliches Glück,
Im ewigen Winter
Ein Frühlingserinnern:

An eine Nachtigall,
Die ihm geschlagen,
An eine Stunde,
Die er genossen,
An eine Rose,
Deren Duft gespenstig
Und dennoch hold
Des wieder Einsamen
Träume durchwebte . . .

Geschwister-Flammen

Ich sage Dir: doch wirst Du kommen,
Nicht freien Willens, nein, Du mußt!
Ein Liebeslicht war erst erglommen
Geheim und stark in meiner Brust.

Wie fanden dann, die mich bezwangen,
Die Gluten Eingang in Dein Herz?
Ein Wehen ging, die Funken sprangen,
Erst glomm's, nun lodert's allerwärts.

Nun glüht uns heilig Flammenweben
Die Seelen schlackenrein und jung:
Und zwei Geschwister-Flammen streben
Nach heißester Vereinigung.

Mein Teil

Von Deinen Sorgen, sonst der Welt verschlossen,
Mein vollgerüttelt Maß hab' ich genossen:

Wenn aber Freuden erst die Schmerzen heilen —
Ich werde sie mit Dir, mein Lieb, nicht teilen.

Und werde dennoch, muß ich einst entsagen,
Mein Los nicht schelten, noch mein Sein beklagen.

Mit einem Andern magst Du fürder wallen —
Mir ist ein besser Teil als ihm gefallen.

Denn zum Gelage und zum Freudenfeste
Entfacht man Fackeln und entbietet Gäste —

Von Sorgen aber und von Kümmernissen
Darf neben Gott nur der Geliebte wissen.

Ich

Stets bin ich meinen stillen Pfad geschritten.
Und der und jener hat mich hart bestritten.
Ich aber schwieg in allen diesen Fehden —
Nun will ich einmal von mir selber reden.
Ich habe manche harte Frohn verrichtet,
Auf jedes rechte Glück hab' ich verzichtet.
Die andern schmatzten an gefüllten Trögen;
Ich übte Kunst nach innerstem Vermögen,
Bestrebt, was ich in meiner Seele Gründen,
Im Lebensdickicht aufgespürt, zu künden.
Und stummen Schmerzen, die gen Himmel schrien,
Hab' gern ich Ohr und kräftig Wort geliehen.
So, kann ich mich den Größten nicht vergleichen,
An Mut und Wahrheit muß ich keinem weichen,
Und also mein' ich, noch zu künft'gen Tagen,
Wird Manches, das ich still geschaffen, ragen.

Entsühne mich

Und ist ein Herz vom Wege abgeirrt —
Im Buch der Bücher steht es so geschrieben —
Ein jeder Fehl und jede Sünde wird
Vergeben um ein starkes, volles Lieben.

Und ward ein Mann vom Pfade je gedrängt
Durch Fügung oder eigenes Erkühnen,
Das Weib, das liebend ihn zuerst umfängt,
Im Kusse darf's ihn priesterlich entsühnen.

Du bist die Priesterin, das Heil. Wie lang
Ersehnt' ich Dich, die längst mein Herz verkündigt —
Umfasse mich! Ich bin so müd und schwank ...
Entsühne mich! Ich habe viel gesündigt ...

Epistel

All' Deine Süße, Deine Anmut hab' ich
Empfangen tief im dankbarsten Gemüt
Und mich daran erfreut, sie Dir gespiegelt,
Bis Deinen Wert Du kanntest und erschrakst,
Wie reich Du seist, so fürstlich mir zu spenden.
Und eines Mägdleins mußt' ich da gedenken,
Das ich in längstvergangner Zeit belauscht
Ganz sonder Arg. An einen Weiher trat es,
Darauf Nymphäen schwammen, den die Rüster,
Die schwanke Erle mit behenden Schatten,
Tiefgrün ins Grün, geschmückt, durch den ein Flirren
Geheim vom Grunde ging. Es trat ans Wasser
Und ließ verschämt das Hemdlein gleiten, sah
Die eigne Schönheit leuchtend rückgespiegelt

Im feuchten Aug' der stillen, tiefen Flut —
Und flammend schlug ein Rot ihm ins Gesicht,
Das es in beiden Händen barg, und schämte
Sich vor sich selbst und wußte nicht warum,
Und war ganz ohne Fehl ....

Die Zeit ist stark

Die Zeit ist stark. Sie wird ertöten,
Was fast uns beide übermannt.
Die Zeit ist stark: Du wirst erröten,
Daß Du, Geliebte, mich gekannt.

Die Zeit ist stark. Du wirst mich senden
Ins Leben, das mich fahl umgraut;
Du stürzest selbst mit eignen Händen
Den Tempel, den Du Dir gebaut.

Die Zeit ist stark. Und wenn in Wettern
Der scheue Glückstraum uns zerstiebt,
Dann grüßt Dich aus vergilbten Blättern
Des Mannes Geist, der Dich geliebt.

Und Deine Seele faßt ein Schauer,
Die toter Liebe Flüstern hört —
Die Zeit war stark! Wie kurzer Dauer
War, was uns beide so verstört!

Abend

Ich sah der Ulmen Wipfel färben
Ein allerhellstes Sonnensterben;

Im Blauen eine Wolke schwimmen
Und tiefgeheimer Glut erglimmen.

Als wollt' es liebend sie umfahen,
Geballtes Grau sah ich ihr nahen;

In Eines beide dann verrinnen —
Schon steuern sie gesellt von hinnen.

Das war wohl seliges Vereinen —
Hier Glühen, dorten Widerscheinen!

Ach! flösse so in tausend Flammen
Dein hell, mein mächtig Los zusammen!

Wunder der Liebe

War mein lieber Gast die Liebste;
Dämmerspät ist sie gekommen.
Oed und traurig war das Stübchen,
Und sie saß gesenkter Wimpern;
Ich doch flehte und beschwor sie:
„Schlag sie auf, die Rätselaugen,
Lasse mich die Sterne schauen,
Wie der Nordstern dem Piloten
Ziel und Richte meinem Leben."
Zögernd tat sie's; stilles Leuchten
Floß durchs dunkelnde Gemach.
Da die Liebste aber immer
Ernst in Schweigen noch verharrte,
Bat ich wieder: „Liebe Seele,
Sprich ein Wort, ein einzig Wort!
Nur ein armes Liebeswörtlein,
Daß mein Herze sich erlabe."
„Nimmer tu' ich's, Arger, Holder!"

Kam's zurück, und Rosenduften
Floß geheim durch meine Brust.

Endlich hub sie sich, zu gehen;
Ich doch, unersättlich, flehte:
„Wunder viel hast Du gewirkt:
Brachtest Licht der dunkeln Seele,
Lenz dem winterödden Herzen —
Still und bang ist mir zu Mut.
Fände nun Dein Mund den meinen,
Jedes Trübsal, glaub mir's, wiche,
Und ich sänge leidbefreit".
Zögernd stand sie nah der Schwelle —
Plötzlich, im Entschweben, wandte
Sie das Köpfchen, ihre Lippen
Rührten flammend an mein Haupt —
Und nun treiben tausend Lieder,
Liebeslieder drin ihr Spiel.

Nun laß mich schweigen...

Nun laß mich schweigen; Deine rechte Hand
Mit starkem Drucke lasse sie umspannen,
Schlag' auf die Augen, welche mich gebannt,
Die Zauberkreise, die Dämonen bannen;
Auf meinem Haupt, das Deiner einzig denkt,
Laß ahnen mich den Druck der lieben Linken,
Und was uns je gequält und je bedrängt,
Laß uns verwehn, verklingen und versinken.

Sieh, Deine Nähe selber macht mich jung;
Da darf ich wohl das alte Märchen glauben

Von jenem Borne, draus ein einz'ger Trunk
Das Herz berauscht, wie Feuersaft der Trauben:
Dem Born der Liebe. Ach, auf irrer Fahrt
Sucht' ich darnach und fand ihn doch mit nichten —
Doch wie der ist und welches seine Art,
Ist Dir's genehm, so kann ich's Dir berichten:

Er fließt im Walde, weltfern, laubumhegt,
Und wieder hart vor Deines Hauses Schwelle;
Du ahnest ihn. Ein heißer Wunsch bewegt
Dein Herz, betritt Dein Fuß die heil'ge Stelle,
Die tiefgeheime; denn ihr Zugang ist
Verhohlen, wie des Paradieses Pforte,
Und wer ihn findet, siehe, der vergißt
Das laute Leben und der lauten Worte.

Dem steht die Welt in eitel Sonnenlicht,
Dem flammen seiner Brust geheimste Gründe.
Er schweigt. Aus seinem Tiefsten aber bricht
Ein heißes Stammeln, das sein Glück verkünde.
Durch seine Seele zieht, ein starker Braus,
Der stummen Seligkeiten lauter Reigen . . .
Fand ich die Quelle? Trank ich gar daraus?
Mein Herz ist trunken — Liebste, laß mich schweigen . .

Sein Traum

Und immer, wenn der Tag die Erde ließ,
Erstand ein Bild den überwachen Sinnen:
Ein trautes Nest. Ihm schien's ein Paradies,
Die Herzgeliebte schaltete darinnen;
Und kam er heim, dann schlang sie Arme weiß
Um den Ersehnten, küßt' ihn stark im Dunkeln.

Er flüsterte: „Was ist Dein Mund so heiß . . .“
Sie gab zurück: „Was Deine Augen funkeln!“

Dann saßen sie beseligt still selband —
Sie liebt' an seine Brust ihr Haupt zu lehnen —
Und sprachen wieder ernsthaft, Hand in Hand,
Von ihren Sorgen und von ihren Plänen.
Und wollte beiden dann der Rede Fluß
Vorm Ueberschwange des Empfindens stocken,
Dann fand sein scheuer Mund im raschen Kuß
Der Schwererrung'nen dunkelbraune Locken.

Und dann, wenn unter also holdem Tun
Die Schatten über seine Stirne glitten —
Sie merkt' es, raunte: „Sag', was sinnst Du nun?“
„„Wie vieles Leid um Liebe Du gelitten!“
Sie lachte hell: „Du lieber Tor! und mußt
Du immer Dich mit toten Sorgen tragen?“
Ein schweres Seufzen brach aus seiner Brust:
„Mein Glück bedrängt mich! Liebste, hilf mir's tragen!“

Hier schloß sein Traum. Er barg sein schmal Gesicht
In seine müden, arbeitsharten Hände.
Er war allein. Ein fahles Lampenlicht
Erhellte seiner Stube kahle Wände.
Sein Herz, das ungestüme, schlug mit Macht,
Durch seine Glieder lief ein jähes Beben,
Und schleppenrauschend fühlt' er durch die Nacht
Sein graugeaugtes Traumglück sich entschweben . . .

Frage

Und mochte mir ein rauhes Wort entfliegen
Und hätt' ich Dich verletzt, Dir weh getan,
Verzeih. Du weißt, aus meiner Seele stiegen
Nur heiße Wünsche für Dich himmelan.

Du weißt, das Leben war gar hart uns beiden,
Und hat uns Gram und manche Not gebracht —
So wurdest Du mimosenhaft durch Leiden,
Ich aber wurde rauh und ungeschlacht.

Der Felsschlucht gleicht mein Herz: Vereiste Zinnen,
Und Nebel, wallend, die kein Strahl durchbrach.
Nur eine bange Blume blüht darinnen;
Sie zittert einsam . . . Lüstet's Dich darnach? . . .

Nun ruhen wir . . .

Nun ruhen wir. So fühl', wie bange
Die Pulse hämmern;
In meine Hand schmieg' Deine Wange
Im Abenddämmern.

Die Sonne sinkt; und eh' im Blassen
Der letzte Schein irrt,
Laß wieder mich das Heil umfassen,
Das niemals mein wird.

Nachhall

Durch Lieder bist Du mein geworden,
Und wenn sich unser Wandern schied

Beklagt in hallenden Akkorden
Dir mir Verlorne noch mein Lied.

Mein müdes Herz zur Ruh zu singen,
Beschwör' ich dann die Melodien,
Der Nachtwind nimmt sie auf die Schwingen
Und trägt sie Dir vors Fenster hin.

Dann fährst Du auf. Es ist ein Staunen
In Deinem Busen miterwacht:
„Was will dies ahnungsvolle Raunen,
Das mir das Wehen zugebracht?

Was sucht es meiner Seele Pforte
So weltentraurig, todesbang?
Die Weise kenn ich, kenn die Worte,
Wer nennt mir jenen, der sie sang?"

Das Ende

Nur glaube nicht, daß selbst in Jahren
Mein Angedenken Dir verfliegt —
Hat jedes Leid, das Du erfahren,
Ein reiches Glück in Schlaf gewiegt,
Vertrug der Wind die Liebesworte,
Die einst mein Mund für Dich beschwor —
Dann dringt von Deines Hauses Pforte
Ein pochend Mahnen Dir ans Ohr.

Du öffnest. Und Dir naht mit Bangen
Ein Bettlerkind und sieht Dich an.
Du harrst. Dann küßt Du seine Wangen,
Wie Du's mit meinen einst getan.

So ungewohnt ist dem dies Kosen,
Sein Auge sinnt: Wie ward mir dies?
„Du trägst den Blick des Friedelosen,
Den einst mein Wort ins Elend wies" ..

Der Abend stieg...

Der Abend stieg aufs Wolkenpferd,
Er schattet durch die Weiten;
Es will sich überwach die Erd'
Zum Schlafe nun bereiten.

Schon schrieb der Herbst den Namenszug
Ins Grün mit gelben Lettern;
Noch trägt mein Nußbaum Laub genug,
Doch raschelt's gelb von Blättern.

Es nahet. Kam Dir's allzuschnell?
So blicke zu den Sternen;
Sie scheinen im Dunkeln viel und hell,
Und glänzen allen Fernen.

Verklang in Dir...

Verklang in Dir das Lied der Geigen,
Die Dir zum Leben aufgespielt,
Vertollte Dir der laute Reigen,
Der Deine Sinne aufgewühlt,
Und blieb von dem, was Du besessen,
Von aller Liebe, jedem Glück
Nur leiseschleiernd ein Vergessen
Und stiller Vorwurf Dir zurück —

Dann komm! dann zieh mit raschen Schritten
Die lange schon gemiedne Bahn
Zu jenem Mann, der viel gelitten,
Dem Du das ärgste Weh getan;
Vergiß bei ihm, was arg und quälend
Vom Leben Dir bereitet ward;
Dein Kummer sei, es sei sein Elend,
Ein still und traurig Paar gepaart.

Und lehne, wie zu bessern Tagen,
An seine Brust Dein schönes Haupt,
Und sprich vom Leid, das Du getragen,
Von Deinen Träumen, frostentlaubt;
Von früchteleeren Herbsteszweigen,
Von einem Blühen, reifverdorrt —
Verklang in Dir das Lied der Geigen,
Erklingt Dir hier ein Liebeswort . . .

Herbsthimmel

Noch einmal laß mich wandern
Durch herbstliches Gefild:
Ein Licht erquickt die Lande,
Das still und friedlich quillt.

Die Berge dampfen leise,
Es flirrt des Himmels Blau —
Da schwimmt, gelöst das Weißhaar,
Hindurch die Nebelfrau.

Sie waren schön, Madame!

Sie waren schön, Madame! Ihr weißer Schleier wallte,
Auf Ihrer stolzen Stirn saß keine Falte,

Ich ahnt' es, wie Ihr Herz in Freuden schwoll;
Sie waren schön, Madame! In Ihren feuchten
Dämonen-Augen war ein stilles Leuchten
Von schwerverhaltnem Jubel voll.
Sie waren schön, Madame! Dem fremden Mann zur
Seiten
Sah ich Sie sittsam zum Altare schreiten,
Beim starken Gott! Sie waren hold zu sehn!
So reich war Ihr Gewand und Ihr Geschmeide —
Und ich erkannte so, was teuer Eide,
Sind sie gebrochen erst, im Preise stehn!

Schluß

Wird einst der Kummer Dein Geselle,
Und bist Du einsam und allein —
Dann komm! Du kennst die alte Schwelle,
Ein müder Träumer harret Dein.

Der wird nicht sorgen und nicht fragen,
Was leidenvoll Dein Herz durchbraust,
Nicht welcher Sturm Dich hervertragen,
Du liebes Vöglein, windgezaust.

Vergiß, was Arges Dir begegnet,
Da Du die Welt durchmessen hast.
Du fandest heimwärts? Sei gesegnet!
Die Schwingen schmerzen? Halte Rast!

Visionen

Dies ist Gehenna!

„Dies ist Gehenna!“ Rabba hub das Haupt
Und spähte aufwärts. Doch die Himmelsdecke,
Sonst Grenze seinen Blicken, war verschwunden,
Und ungeahnte Fernen lagen offen:
Kein Flimmerstern verstreute zagen Schein,
Die lohe Sonne selber war erloschen,
Und nur aus Schaitans Augen floß ein fahles,
Ein graues Zwielicht durch das Tal Gehenna.

„Halt still!“ rief Schaitan. Rabba fühlte sich
Nun jäh gepackt. Ein ernst und tief Gewässer
Floß träg und reglos, sonder Wellenrauschen
Zu ihren Füßen; dies beschritten sie;
Und nicht ein Raunen, nicht ein stärker Flüstern
Der Flut verriet die Last, die sie bedrückte.
Weit war der Weg und endlos, meerflutgleich
War jener See, und Rabba sprach zu Schaitan:
„Der Du auf Wogen wandelst, Starker! sprich
Hast Du nicht Schwingen? Ist das Reich der Luft
Dir streng verwehrt?“ „Für nun und immerdar!

Da mich der Andere vom Himmel warf,
Da brachen meine Flügel. Neuem Wachstum
Wehrt sein Gebot, denn dieses weiß er wohl:
Wüchs' mir der Fittig, sieh! ich höbe mich
Noch einmal auf zu seinen Herrlichkeiten —
Weh' mir, daß ich sie schaute! — fordert' ihn
No cheinmal dort zum Kampfe. Ich bestünd ihn',
Ein Mann den andern, bis für Ewigkeit
Entschieden sei, wer stärker von uns beiden:
Er oder ich!" Gewaltig klang der Ton
Voll Höllenzornes durch das Tal des Schweigens.

Nun rührt' ihr Fuß des andern Strandes Kies
Und grau umfing sie uferlose Heide;
Gestalten trieben drauf ihr spukhaft Wesen —
Als er sie schaute, zog in Rabbas Herz
Ein fledermausbeschwingtes Schrecknis ein:
Er sah den Geizigen ob reichen Schätzen
Mit gierig glühem Auge Wache halten;
Sie gleißten helle; jetzund schwoll der Hort
Bis ins Unendliche und schwand dann wieder;
Und machtlos, grimmvoll stand dabei der Hüter.
Dann sah er zweie sich im Kampfe messen:
Dem einen, Streiterprobten, war das Schwert
Im Hieb gebrochen; nun erharrt' er dumpf
Den Todesstreich, der doch zu kommen säumte.
Sein Innerstes trieb ihn zu rascher Flucht —
Gewohnter Mut band seinen Fuß dem Boden,
Und tausend Todesschauer quälten ihn . . .

Sie zogen weiter. Und mit ihnen war
Ein trüb Geleite; ein Gespensterzug,

Mit Knaben, Greisen, grauen Mütterchen
Und Mädchen im Gedräng. — Rasch zogen beide,
Und jeden ihrer Stapfen schied der Raum
Vom Andern, den ein rüst'ger Wandersmann
Vom Morgen bis zur Nacht durchmessen mag —
Doch immer war das Heer an ihrer Seite,
Und spät erst grüßten sie das Ziel der Scharen:

Ein grau Gebirg. Kühn griff es in die Luft
Mit tausend Zacken. Rings um seine Flanken
Zog, schweren Odems keuchend, Wetterbraus.
Von seinen Schultern fiel Gerölle nieder.
Sein jähes Haupt verlor sich in den Wolken,
Draus Blitze zuckten, wirr in sich verschlungen,
Phantastisch blendend, vielgezackt und wandelnd
An Leuchten, daß ihr heller Glanz von ferne
Ein Rätselkleinod durch das Wallen schien:
„Sie heißen's Ruhm und Ehre, Glück und Liebe,
Und werben drum, Betrogene!" sprach Schaitan.

Und diesem Glanze strebten alle nach;
Mit müden Füßen drangen sie nach oben,
Des Sturms nicht achtend, der ihr Kleid zerzauste,
Nicht des Gestrüppes, das den Weg verlegte,
Der Spukgestalten nicht, die sie umdrängten.
Erschöpft vom Wege sanken viele nieder,
Um angesichts des Zieles zu verzweifeln.
Die andern aber rangen aufwärts, aufwärts!
Bis endlich einer auf der Spitze stand,
Das Rätselkleinod sich gewinnen wollte —
Er griff in Luft, er taumelt', und das Haupt
Vom Strahl getroffen stürzt er jählings nieder
In steile Schlüfte.

„Trug und eitel Blendwerk
Und sie verderben drum," sprach Schaitan leise.

Und Rabbas Auge suchte still den Boden,
Vom Schauen müde. An sein waches Ohr
Drang Windesbrausen, fern und gell ein Schrei,
Gar bald vom stärkern Ruf des Sturms verschlungen.
Dann sah er auf: „Dies alles kenn' ich, alles!
Um das zu sehn, bedurft' ich kein Geleit,
Nicht der Kabbala tiefgeheime Kunst.
Erschreckt' es mich, war's nur, weil körperhaft
Mir das entgegentrat, was ich als Schatten
In meiner Seele oft und oft bespähte:
Ein Geiziger hielt ich bei Schätzen Wacht,
Die äffend schwanden, daß ich drob verzagte;
Der Todesbängnis Schauer lebt' ich durch;
Ich rang um alles, das sie köstlich heißen,
Um Ehre, Glück und Liebe — alles trog.
In meiner Brust erloschen alle Sterne,
Die Sonne starb, die Himmel fielen ein.
Und Dein Gehenna selbst, Du mein Geselle,
Begreifen kann ich's, der ich's durchgelebt:
Auch ich rang mit dem Ewigen, der Herrlichkeiten
Der Seligen verlangend — ich erlag,
Und an die Erde bin ich nun gebunden.
Führ' mich auf die zurück — ich sah genug."
Mit starkem Schlage schlug er seine Brust:
„Dies ist Gehenna!"

El Schadai

El Schadai schläft. Wer wagt es, ihn zu wecken?
Er hat sich hingestreckt für kurze Weile.
Vom Jetzt zum Nu will er der Ruhe pflegen.
Und ruht und träumt.
Auf weiche Wolken hat er sich gestreckt.

Es ist um ihn verstummt
Der Wechselsang der Scharen, so ihn preisen.
Kein Laut durchzittert mehr die Himmel. Hallelujah
Brach jählings ab, und jene Anbetung,
Die er gewohnt ist und gelassen duldet,
Hat keinen Ton mehr. Denn El Schadai schläft.
Und um sein Bette stehn die Seraphim,
Gekreuzt die Schwerter, die gleich Sonnen blitzen;
Die Cherubim bewegen ihre Schwingen,
Und wehn im Kühlung zu, auf seine Stirne.
Die heiße Stirn, dahinter die Gedanken
Voll Kraft der Schöpfung ruhn, sich Träume regen
Von unerhörter Macht.

Denn alles träumt er —
Er träumt von uns, die er ins Leben rufen
Zu seiner Stunde wird. Vom Weltenlauf
Und seinen wunderlichen Möglichkeiten;
Und glauben etwas Großes wir zu sehn —
El Schadai träumt davon, wie seine Macht
Dereinst er weisen will, damit sie alle
Erkennen müssen, wie ein Göttliches
Sich im Geschaffnen regt. Und kommt es schlimm
Und allzu toll, daß man am Recht verzagen

An Ew'gem selber zweifeln möchte — sind's
Nur Möglichkeiten, die El Schadai träumt,
Sie nie zu dulden, wird er einmal wach.
El Schadai träumt. Wer wagt es, ihn zu wecken?
Hebt er das Aug', zerrinnt die ganze Welt.

Ein Zug des Todes

Ein schneller Reiter ist der Tod,
Allnächtig zieht er durch die Lande.
Sein Kleid ist weiß; bedeutsam Rot
Färbt rings am Saume die Gewande.
Von Gliedern hoch und stark von Arm,
So gleicht er einem tapfern Streiter,
Und seinem Pfade folgt ein Schwarm
Vom Kummer und vom Leid Befreiter.

Vom Abendgrau zum Morgenlicht
Nie rasten seines Rosses Hufe,
Der Hütte Schwelle wehrt ihm nicht,
Nicht des Palastes Marmorstufe.
Da tritt er schwer und wuchtend ein,
Und dort ergeht sein Laden leise:
„Nun tretet an in meinen Reihn,
Und rüstet Euch für meine Reise!"

Hier findet sich, wer stark und laut,
Zu dem, dem träge Tage schlichen;
Hier halst den Bräutigam die Braut,
Den Lieben, der ihr früh verblichen;
Hier hebt der Tod ein Kind aufs Roß,
Daß nicht das Wegemüde weine —

Dann stürmt er fort, vorauf dem Troß
Umzuckt vom fahlen Wetterscheine.

Oh! unabsehbar ist die Schar,
Und nirgend, nirgend darf sie weilen,
Hier blondes, dorten graues Haar
Verfliegt in einem Windeseilen.
Sie ziehen rasch, ein Mövenflug
Von Wirbelstürmen fortgerissen —
Doch welches Ende diesem Zug?
Wer darf um Gottes Wunder wissen? . .

Hussiten-Lied

Für den heiligen Kelch, für die reine Lehr',
Für das Blut, das am Kreuze geflossen,
Im Kampfe zu sterben ist unser Begehr,
Nur suchen im Tod wir Genossen.
Wir wollen in Schlachten, im währenden Streit
Den Himmel der Seligen erben —
Und hinter uns schweige die Einsamkeit,
Und vor uns brause Verderben.
Und die Städte sind wüst, und die Fluren stehn leer,
Wie versengt, wie verödet von Schlossen;
Unser Werk! Unser Werk! Für den Kelch, für die Lehr',
Für das Blut, das am Kreuze geflossen!

Märchen

Alltäglich aber, so um Mittagszeit,
Stand erst die Sonne hoch und wirkte heftig,
Durchzog sie also die verfemte Stadt.
Sie selbst war sich Geleit; und weiße Hüllen

Umflossen ihre makellose Schönheit,
Ihr Kleid war dünn und ihrer Glieder Pracht
Schien ganz hindurch. So dringt der Wolken Ziehen
Des Vollmonds Leuchten durch.
Und ihre Füße,
Ganz bar und schimmernd, edles Elfenbein;
Sie setzte sich bedächtig, Schritt vor Schritt,
In feierlichem Rhythmus trat sie her:
Und ihr entgegen drängte sich das Moos
Von alten Stämmen, überzog den Boden
Mit allergrünstem, schmeichelnd weichem Teppich;
In ihren Stapfen tat das blaue Veilchen
Die Kinderaugen auf und staunt' ihr nach,
Und weißer Anemonen zarte Seelchen
Erzitterten im Wind.
Und grauen Mauern,
Verwitternd und verfallen, kam sie so
Ganz ohne Hast vorüber, und der Epheu
Klomm dran empor; er schwang in dreistem Sprung
Sich zu der Zinnen Kränzen auf und hüllte
Die Spuren des Verfalls. Und alles wehte,
Die Eppichgirandolen, junges Laub,
Und schien beseelt und in Erwartung atmend.
Die Dächer aber schmückte grüne Hauswurz,
Und gelbe Sternchen flammten.
Und zur Kirche
Trat sie alsdann. Ihr mächtiges Portal
War längst vermorscht. Die Pracht der reichen Fenster
Gebrochen längst. Nur Trümmerchen und Scherben
Des bunten Glases lagen noch im Moos,
Und schien die Sonne drauf, so glommen sie

Gleich kostbarsten Juwelen auf.
Sie säumte
Ein Veilchen schamhaft an der Schwelle, schwang
Ihr Kleid von sich. Das hob sich sacht vom Boden,
Und immer höher stieg es, auf zum Himmel,
Unsäglich zart, zerflatternd ganz im Wehen,
Und weiße Streifchen zogen sich durchs Blau
Und milderten der Sonne Glanz, der fast
Zu flammend schien. Denn nirgends war noch Schatten
Und allenthalben Licht.
Sie aber trat
Vor Schönheit leuchtend in das Münster ein.
Und Helle floß von ihr und zog um sie.
Sie staunte zur Empor'. Ein Birkenstämmchen
Hob sich darauf, und wo die Orgel einstens
Gestanden war, da hatten schlanke Schwalben
Ihr Nest gebaut. Sie breitete die Hände
Wie segnend über diese holde Wildnis,
Und löst' ihr Haar. Ein goldner Mantel, hüllend,
Und prächtig leuchtend, gleich geschmolznem Kupfer,
Umfloß es sie. So stieg sie auf zur Kanzel.
Durch die geborstne Decke floß das Licht
In breiten Wellen über sie. Sie ließ
Die roten Strähne durch die Finger gleiten
Und schwieg und sah.
Um sie erwachte
Der Wildnis sonderbar verträumtes Leben;
Ein Eidechs raschelte die Wölbung nieder,
Und guckt' nach ihr mit blinzend klugem Auge,
Und züngelte alsdann. Es kam ein Reh
Mit feuchten Blicken; flinke Hasen aber,

Sie stellten sich in Reihen, spitz die Ohren,
Und machten Männerchen. Ein bunter Buchfink,
Der sich zum Neste trug ein Zweiglein, ließ es
Vor Staunen fallen, schmettert' ein Gesätzchen.
Und augenblicks erhuben tausend Stimmchen
Ein jauchzend Lied. Ein Vogelvolk flog auf,
Und ein unendlich Jubeln war.
　　Ein Bann,
Der nicht zu brechen, schlang den Zaubergürtel
Um die verfemte Stadt. Kein Menschenauge
Sah ihre Wunder. Nur zwei irre Kinder,
Verloren ganz im Walde, sahen ferne
Dies Schwirren ungezählter Flügelein,
Vernahmen dieses laute Tirilieren,
Und sahn des Goldhaars Glanz, und ihnen däuchte,
Es stiege die vergeßne Stadt herauf, es wölbten
In kühnem Schwung sich die verfallnen Bogen
Des eingestürzten Domes; als erklängen
In feierlicher Andacht jene Glocken,
Die längst ein Brand zerschmolz; als wär' die Sonne
Herabgefallen selber auf die Erde
Und seng' und segne sie. Die Herzchen pochend,
So standen sie ein Weilchen. Dann in Angst:
„Es flirrt und blendet so! Leicht wird man blind?"
Und ihre Händchen fassend ganz beklommen,
Und aufgeregt vor tausend dunkeln Rätseln,
Und doch begnadigt für ihr ganzes Leben,
So liefen sie den Eltern zu . . .

Rachel.

Das graue Haupt zum Schoß gesenkt,
So weilst Du stumm in weiten Wüsten;
Die hagern Arme sind verschränkt
Fest über ausgesognen Brüsten;
Für immer ist versiegt ihr Born —
Sie werden Dir kein Kind mehr stillen,
Du leidenvollste der Sibyllen
So brütest Du ob Deinem Zorn.

Für Worte ward Dein Gram zu groß:
Es sah Dein Auge sie erschlagen,
Die Kinder alle, die Dein Schoß,
Zu fruchtbar nur dereinst, getragen.
Nunmehr umgibt Dich finstre Nacht —
Nur Dir im Geiste lodern Flammen . . .
Du kennst die Glut: drin sank zusammen
Der Tempel Salems, reich an Pracht . . .

Dein Auge hat kein Schlaf geletzt
Seit vielen, vielen bittern Stunden;
Mit kühlem Oele ward genetzt
Nicht eine Deiner tiefen Wunden —
Du sitzest gramverloren da,
Fühlst kaum den Schmerz in Deinen Schwären —
Sinnst an verfallenden Altären,
Ob der Erlösung Stunde nah . . .

Hiob.

Die finstern Brauen
Deines Riesenhauptes —

Deine Wolken, ziehst Du
Schattend zusammen,
Damit ein Licht
Man dahinter vermute,
Ein Licht, das nie war . . .
Deine Blitze entsendest Du,
Geißelhiebe,
Wahllos zu treffen,
Wen's eben trifft.

Du schlugst mir ins Antlitz
Und Schwär' um Schwäre
Stund mir darin.
Du recktest die Rechte:
Meine arme Hütte
Krachte darnieder,
Und meiner Kinder
Kaum erblühte
Weiche Jugend
Begrub der Sturz . . .

Ich aber saß da,
Ein Ausgestoßner,
Verlassen von allen,
Mir selber ein Gräuel,
Und wußt' nicht, warum;
Um den Scherben bettelnd,
Die Schwären zu kratzen,
Damit ich die Pein,
Die nagende Pein
Des schmerzhaften Leibes minder empfinde.
Und dachte der Toten

Und dachte Deiner —
Wie? sag' ich nicht.
Und Hohn dem Hilflosen
Spien die Freunde
In mein verzerrtes Antlitz —
Hohn um Dich
Und Deine Launen,
Allmächtiger Gott! . . .

Du hast mich erhöht,
Gabst mir meinen Reichtum
Und neue Kinder
Für meine gestorbnen —
So tilg' das Gedächtnis
Der peinvollen Stunden —
So lösch das Erinnern
Der stillen Holdseligkeit
Derer, die waren,
Wenn Du's vermagst,
Allgütiger Gott!
Vernichten kannst Du.
Kannst mit Schöpferodem
Anwehn —
Ich aber muß
Sorglich und mühsam erziehn . . . .
Ich sehe die Neublüt'
Und sehe die leere
Stelle der jungen
Bäumchen, gefällt
Von Deiner Laune —
Von Deinem Odem

Weggeblasen . . .
Auf den Knien dank' ich.
Warum ich sie beuge?
Wie mein Gebet heißt?
Errat's, wenn Du kannst,
Allwissender Gott!

Ein Judenkind.

I.

Sie war ein Kind, da durch die Lande
Sie hell und blendend lodern sah
Den Schein von Judas letztem Brande,
Die Riesenfackel Masada.

Ein Kind und heimlos und gefangen!
Und willenlos, dem Hündlein gleich,
Durchzog sie, in der Brust ein Bangen,
Das weltengroße Römerreich.

Sie wußte nichts von ihren Ahnen,
Von ihrer heil'gen Sprache Laut;
Und dennoch sprach ein dumpfes Mahnen
In ihrer Seele überlaut.

Wohin sie nur des Sturms Gefieder,
Ein nestlos Vögelein, enttrug,
Ersah sie die gebrochnen Glieder
Des Stamms, den Gottes Zorn zerschlug:

Im Zirkus vor Germanenlanzen
Sank manch ein jüdisch Haupt in Sand;
Gefangne Juden sah sie schanzen
Im Nebelschweren Britenland.

Und auf des Nordens kahlen Heiden
Erklang mit schwermutsvollem Ton
Das Lied, ersonnen unter Weiden
Am Tränenbach von Babylon.

Das Herz durchbebt' ihr stark sein Klagen,
Der Ton erklang ihr überall;
Und so, aus Liedern und aus Sagen,
Erkannte sie der Ihren Fall.

Von Schatten sah sie sich umschweben,
Und kam die Nacht, dann träumte sie
Vom Libanon, von seinen Reben,
Dem Rosental von Engadi.

II.

Im wilden Wald ward sie begraben,
Der Heimat ferne und entrückt.
Woran sie starb? Die Schatten haben
Die junge Seele ihr erdrückt.

Im Spätherbst war's, vorm Braus des Windes
Flog Wolk' um Wolke hin zu Hauf —
Da stieg das Bild des Judenkindes
Vor meinem Geiste jählings auf.

Es war ein Raunen im Gesträuche,
Der Himmel fahl und aschenfarb;
Ich aber sah die Stille, Bleiche,
Und wie sie heimatferne starb,

Und in des Nordlands Nebelschwaden
Vorm Anhauch ihrer Toten schwand,
Die Brust von einem Fluch beladen,
Den sie doch selber kaum verstand:

Beklemmend wie die graue Heide,
Und wie ein Bannwort rätselschwer —
Von ihres Volkes Riesenleide,
Dem Trauerlos des Ahasver . . .

Gefangene.

I.

Turm der Schrecken.

Ein böses Traumgesicht hab' ich geträumt.
Wer mir es deuten kann, soll Antwort geben.

In eines Turmes Nächten sah ich zwei
Zug Tod gefangen um geheime Sünde,
Unkund selbst ihnen. Eingenistet hatte
Sich allenthalben Finsternis. Sie schlug
In beider Augen ihre spitzen Fänge,
Sie gänzlich blendend, so daß ihrer keines
Des andern Gegenwart empfinden konnte.
Einmal im Jahre, nur ein einzigmal
Stand so die Sonne, daß durch eine Ritze,
Die nah der Wölbung sacht sich aufgetan,
Ein Licht sich stahl in ihre Dunkelheiten.
Ein schmales Stäbchen, glomm es auf dem Boden
Und flirrte zitternd.
Sich erhoben beide
Vom Estrich, drauf sie Jammer hingestreckt,
Und hinter sich die schwere Kette schleifend,
So nahten sie einander, sahn sich an
Im ungewissen Licht mit Zweifelblicken,
Der Mann, das Weib. Ein mächtig Wohlgefallen

Fand jegliches am andern. Und sie boten
Die Hände sich — nicht litt die Fessel weitres —
Und Trostesworte tauschten sie — unsinnig,
Und dennoch mit geheimer Zuversicht
Das Herz erfüllend.
Dann erlosch das Licht,
Und mächtig rauschend schlug die Finsternis
Um sie den Fittig. Sie verharrten so
Verschlungner Hände, bis die Müdigkeit
Zum Scheiden zwang. Doch klang fortab ein Flüstern
Oft heimelnd durch den Raum, und jedes zählte
Die Tage, Monde, bis zum künftigen Jahre,
Zum Augenblick des Lichts, darnach sie bangten.

Ein böses Traumgesicht hab' ich geträumt.
Wer's immer deuten kann, soll Antwort geben.

II.

Die Frau.

Es war
Dem Turme, da die zwei gefangen saßen,
Ein Häuschen angebaut. Drin wohnt ein Weib,
In Fülle hungernd. Mann und Kinder hatt' sie.
Gedeihlich alles und ihr alles wert.
Und ihr Gewerb' — doch sie verlangte mehr.

Vor ihrer Hütte Schwelle saß sie abends
Und starrte angespannt, mit heißen Blicken
Dem Westen zu. Sie hörte, wie der Nachtwind
Sich erst erhob mit leisen, leisen Schritten,
Dann herrisch auftrat. Sah die rote Sonne
In Gluten sterben. Seine Gloriole
Flocht ihr das Abendbrot ins krause Haar,

Vergoldete ihr schmal Gesicht. In ihrem Schoße,
Darin die müden Hände lässig ruhten,
Lag von versprengtem Golde so ein Fünkchen,
Und etwas jener Glut ergriff ihr Herz . . .
Dann kam
Ihr eine Ruhe. Dann verklang ihr ganz
Der Kinder Lärmen; ihres Gatten Wort
Drang ton- und klanglos ihr ins Ohr. O Ruhe,
Die fast dem Glücke glich . . . Und ging dann schlafen,
Und träumte dann von Sonnenuntergängen,
Darin ihr käme, was sie so ersehnte
Und nicht zu nennen wußte; tat am Tage
Ihr traumhaft lässig Tun. Doch kam der Abend,
Vor ihrer Hütte Schwelle saß sie wieder —
Sie harrte.

III.

Galeere.

Es glitt
Durch schwere Sturzseen ächzend die Galeere,
Dem Vorgebirg' vorüber, dran die Wellen,
Wie Drachen zischend, an die Klippen drangen
Und gleich Ertrinkenden mit breiter Brust
Sich noch einmal empor zur Höhe huben,
Eh' sie versanken.
Und es hielt das Schiff
Sich links und kämpfte fürder durch das Wallen,
Das endlos uferlose, und vermied
Den Schiffbruch so. Ich aber staunte drüber
Und sprach zu mir: „Wer sagt mir, was sie fürchten?
Ein Grab im Kühlen, weich umschmiegt von Seeflut,

Die sich um heiße Stirnen legt; gleich Domen
Ins Endenlose steigt; ein Grab inmitten
Von leuchtenden Korallen; und das Rauschen,
Das ferne Sausen der erregten Wasser
Als Wiegenlied — wem schiene das nicht besser
Als solche Pein?"
Sie aber schlugen weiter,
Mit starken Armen schlugen sie die Seeflut;
Aechzend gestemmt in schwere Ruderbalken,
Die Hand zersprungen, rotgeglüht das Antlitz
Vom Sonnenbrande und der innern Hölle
Und triefend Haar darum; je zwei um zwei
Und Paar um Paar geschmiedet an die Bänke.
Und keiner gönnte nur ein Wort dem andern
Im Vorwärtshasten nach dem dunklen Ziel,
In eigner Not in Müdigkeit vergehend
Und ganz vergessend seines Mitgefangnen . . .
Allein in mir
Hub sich ein Schrei. Ich weiß nicht, wem er galt.
Vielleicht mir selber. Und die Augen schwimmend
Vom Meeresflimmern, sah ich die Galeere
Zur Ferne schäumen.

Lokis Bann.

Du wolltest nicht weinen, als Balder starb,
Als ganz in Tränen und Trauerfarb'
Die Welt hinterm Sarge gezogen;
Nicht klagen, als allen der Frühling verblich:
So sei denn für nunmehr und ewiglich
Um Blühen und Frühling betrogen.

Im Lande, das ewiger Nordsturm umkreist,
Sei nun an Felsen, graniten, vereist,
Gebunden mit ehernen Banden.
Dir kreische zu Häupten des Adlers Brut,
Zu Deinen Füßen soll aber die Flut
In schäumenden Gischten verbranden.

Dein Herz verstöre der Wogen Gegroll,
Und eine sturmfrohe Möve soll
Die Kunde vom Frühling verkünden;
Von Sonnengluten, vom blumigen Strand,
Und Dir nach dem Glücke, daraus Du verbannt,
Unendliches Sehnen entzünden.

Und dort, im Brausen der Einsamkeit,
Erkenne, wie allen gemeinsam das Leid
Und der Kummer die Herzen durchwittern;
Und die graue Sorge, vor deren Gruß
Die Seelen erstarren, vor deren Fuß
Die Festen der Erden erzittern . . .

Bauerngebet.

Nun betet alle, Mann für Mann —
Das Bitten gilt ein' Schwur:
„Herr! hilf uns von der Pfaffen Bann,
Und von der Herren Schur!
Laß Freiheit uns erwerben —
Doch wenn der Salzbund bricht,
Gib, Herr! ein fröhlich Sterben,
Darnach ein mild Gericht!

Es drohen Wetter um und um,
Und fährlich ist der Streit —
Uns zeigt Dein Evangelium
Den Weg zur Seligkeit!
Doch müßten wir verderben,
Nun Satan mit uns ficht —
Gib, Herr! ein fröhlich Sterben,
Darnach ein mild Gericht!"

Firdusi.

Nun höre, was der Müde, Greise spricht,
Verschließ Dein Ohr des Sängers Weise nicht:
Ob einer Ruhm erstritt, ob ihn ersang,
Bestaun' ihn, doch ihn selig preise nicht;
So mancher, der die Welt mit sich erfüllt,
Hat Rast nach seines Lebens Reise nicht.
Heimkehrt er, müd' vom Wege, seiner Fahrt,
Ihn hungert, und er hat der Speise nicht,
Er fleht zum Herrn: Erlösung oder Rast!
Der horcht auf sein Gebet, das leise, nicht.
In Deinem Umkreis wirke, was Du kannst,
Und weich aus dem gewohnten Gleise nicht;
Nach allem frage, was der Mensch begreift —
Warum die Welt verworren kreise, nicht!

Diva Faustina.

Durch den ungeheuren Zirkus
Klang der Abschiedsgruß der Tuba;
Und in stolzen Doppelreihen

Zogen nunmehr den Quiriten
Auf der Gladiatoren Rotten.
Schwerterklirrend, panzerrasselnd
Nahten, die im heißen Kampfspiel
Ihre Gegner überwunden.
Riesen waren's, und ihr Schreiten
Ließ den Boden dumpf erdröhnen,
Donnergrollend klang ihr Grüßen:
Ave, Ave, imperator!

Nur ein einz'ger blieb zurücke;
Er erhob nicht seine Stimme
Mit den andern, müde schritt er,
Und des Schwertes starke Klinge
War ihm Stütze, wenn er wankte.
In der Mitte der Arena,
Atemholend, blieb er stehen.
Sein umflortes Auge kehrte
Sich zu jenen Marmorbänken,
Drauf der Senatoren Töchter
Lächelnd, reichen Putzes, saßen,
Jene suchend, der die besten
Seiner teuern Fechterkünste
Stets gegolten, die in heißen
Sommernächten sein gewesen;
Sein in schwülen, atemlosen
Nächten Roms . .

Als er sie schaute,
Ueberlief ein starkes Beben
Seinen Leib; der Riese schwankte,
Fahl zum Tod rang er nach Luft.

Und er riß mit jähem Griffe
Auf sein Wams. Er wies dem Volke
All die vielen, schweren Narben,
Ihm in wilden Zirkusspielen
Schon geschlagen: hier die Spuren
Unbarmherz'ger Thrakerlanzen;
Dort den Krallengriff des Löwen,
Dann die Spur des Partherpfeiles.
Und aus tiefster und geheimster
Todeswunde floß gewaltig,
Unaufhaltsam, heiß und schäumend
Rotes Blut.

Der Fechter neigte
Sacht sein Haupt, daß blonde Haare,
Es umwallend, vorwärts fielen,
Hub mit letzter Kraft die Klinge,
Rief: „Faustina!“ Zuckend fiel er.

Doch Faustina? Sie erhob sich.
Vorgebeugt verfolgt' sie jede
Todeswindung des gestählten
Riesenkörpers, und ein leiser
Schauer lief durch ihre Brust.
Auf dem Sande der Arena
Flammte grell die Mittagssonne;
Ihre Wimper senkt' sie schattend —
War's davor? War es in Trauer?

Dann, am Arme eines holden,
Wohlduftvollen Ritterjünglings
Stieg sie der Arena Stufen
Nieder sittig, zagen Ganges.

Der Alchimist.

Wohl: in eingesunknen Schachten hab' ich Köstliches erbeutet,
Und des Lebens tiefgeheimste Rätsel hab' ich ausgedeutet!
Wo die andern irre gingen, hab' nur ich den Weg gefunden —
Ein Geheimnis nur bleibt dunkel, und ich kann es nicht erkunden.

Flüssig Gold! Du Born des Lebens! Kleinod, teuer, hochgefürstet,
Sieh, ich such' Dich unermüdet, Trunk, darnach die dürstet;
Nicht um Macht und nicht um Schätze, aber durch die Ewigkeiten
Lüstet's mich, gehobnen Hauptes, selbst ein Ewiger, zu schreiten.

Was sie immer köstlich heißen, nichts ist drunter, das ich neide.
Wär' ich ewig! Jählings fiele zwischen mir und Gott die Scheide;
Kampfgemut erhüb' ich Fehde selber mit des Himmels Mächten,
Und ein Gleicher mit der Gleichen möcht' ich mit der Allmacht rechten.

Grausam ist die Zeit. Ich fühle meine Kräfte mählich schwinden;
Eines harten Knochenfingers Druck vermein' ich zu empfinden.

Fremdes Licht vor meinen Augen; irrer Ton in meinen
Ohren —
Ach! ich sorg', um's ewig leben hab' mein Leben ich
verloren.

Nicht verloren! Still, mein Herze ... Laß Dein ungestümes Pochen,
Welches Glühn in der Phiole! Dämpfe heben sich ...
sie kochen ...
Schwaden irren durch die Stube ... Harre, harre ...
Wie sie sinken ...
Flüssig Gold, Du bist gefunden: Born des Heils, ich
seh' Dich blinken!

Stille ward's. Die Laute schwiegen, die so hell durchs
Zimmer hallten.
Tot in seiner Stube fanden früh am Tage sie den
Alten;
Festgebannt lag irres Lächeln auf dem stummgewordnen
Munde —
Galt es dem zerschellten Traume? Galt es dem geträumten Funde?

Waldsteig.

Ein Pförtchen ging ins Grün und knarrte heftig,
Daß ich erschrak. Denn eine Stille war,
Ganz unbegreiflich groß. Nach Mittag war's.
Nun schwieg der Wald. Ein scheuer Finkenruf
Durchklang ihn manchmal mit geheimer Lockung
Und brach jäh ab.

Es standen starr die Bäume,
Verschränkten hoch im Blauen ihrer Kronen,

Junghelles Grün, daß nicht ein Sonnenpfeil
Das zarte Leben treffe, das sie schützten.
Denn ein unsäglich Blühen war. Da taten
Ganz fremde Blumen ihre Kelche auf:
Die Glockenblumen öffneten sich durstig
Auf grünen Stengeln, blauen Gläsern gleichend,
Darin des Frühlings heißer Taumeltrunk
Unsichtbar ruht. Es duftete die Orchis,
Der Türkenbund stand da geheimnisvoll
Und fremd und braun. Und ein unendlich Summen
Von flügelbuntem Volke zog um sie.
Und ganz verzaubert ernst erschien mir alles.

Der Waldweg braun; und braun der Buchen Stämme.
Und eine weiße Birke gloste ferne
Gleich einer weißen, stillen Flamme vor.
Und manche starke Krümmung tat der Pfad.
Er hob sich langsam, und er gab den Blicken
Ein ganz begrüntes Tal mit blanken Häusern,
Zog wieder sich zurück ins Herz des Waldes —
Und ungestüm in Fragen schlug mein Herz:
Wo lockte er nur hin? In meiner Heimat
Kannt' ich sonst jeden Steig und hatte diesen,
Ich wußt' es sicher, nie vorher betreten.

Sich ordneten
Zu feierlichen Reihen nun die Bäume.
Es knirschte unter meinem Fuß der Pfad;
Ich ging auf Kiesen, die sich sacht begrünten.
Und sanft und weich, durchwirkt mit allem Blühen,
Beschattet von den höchsten, stärksten Stämmen,
Lag da ein Wiesenrund. Ein Wasser ging

Und wisperte die allerfeinste Weise
Mir in das Ohr.

Ein weiter, weiter Teich.
Die Sonne blitzte drauf. Ein starker Duft
Von wildem Kalmus. Gelb' und blaue Schwerteln
Auf schwanken Stielen. Ein unglaublich Licht.
Ein Surren stählerner Libellenschwingen;
Ein Pirolruf. Ein zierlich Badehäuschen,
Umsponnen ganz von Epheu. Braun ein Boot
Auf ungeregter Flut. Ein stolzer Pfauhahn,
Goldblau der Hals, stand mit gehobnem Fittig
Und fing das Sonnenlicht mit tausend Augen
Des hochgehobnen Rades auf und kreischte.
Ein weißer Kakadu mit gelbem Schopfe,
In einem Käfig ganz aus lautrem Golde,
Gab Antwort drauf und schnatterte gewaltig
Verworrne Worte einer fremden Sprache.

Wo kam dies alles her? Wer hauste da?
Ich stieg ins Boot und starrte in die Flut,
Und aus der Helle, welche sie durchglühte,
Blickt' aufwärts wieder ich zum blauen Himmel,
Der makellos, ein Türkis, ob mir stand.
Und war mein Auge dieses Glanzes müde,
So sah ich niederwärts ins stille Wasser,
Der Wasserpflanzen Grün am tiefen Grund
Und jeden Lichtschein, der dazwischen flirrte.
Ich sah das Silberlicht von blanken Schuppen,
Vernahm das Schmatzen, wenn sich wo ein Fisch
Zum Lichte schnellte, und mir wurde also,
Als schwämme leuchtend etwas durch die Kühle,

Schilfgrün das Haar, und heller als die Sonne
Der Glieder Widerschein. Ein Schrecken kroch
Die junge Seele an, so stark wie lüstern.
Wer hauste hier? Der Neck? Die Wasserfrau?
Hob lockend sich kein Finger aus der Flut?
Ein Zauber war's . . .

Ein ferner Glockenklang,
Eintönig und metallen. Ich erhob mich.
Es ging zu Abend. Flinke Schatten liefen,
Und einen Purpurmantel schlang der Himmel,
Beraubt der Sonne, stolz um seine Blöße.
Ich aber kehrt' mich heimwärts und ich staunte,
Wie kurz der Abschied war.

Man drang in mich:
Wo warst Du, Kind? Ich aber schwieg darüber.
Aus Scham, aus Scheu? Ich weiß es heut nicht mehr
Mit grauem Haupt. Ich suchte oft darnach
Den stillen Steig — ich fand ihn nimmer wieder
Und nimmer wieder jenen süßen Schrecken,
Der dort mir ward. Aus meiner dunklen Jugend
Ragt dieses leuchtende Erinnern vor:
Ein heller Traum vielleicht, der mich beseligt
Und mir den Weg in Wunderlande wies,
Die unvergeßlich sind. Und Jahr um Jahr,
Hebt sich zu seiner Höh' das Sonnenrad,
Wird das Erinnern jener Stunden wach,
Und eine wilde Sehnsucht ruft in mir
Nach jenem Waldsteig, den ich einst beschritten,
Ein einzigmal . . .

Felicitas.

Was sie dort festhielt, war die Einsamkeit,
So weltvergessen lag das stille Eiland,
Und dennoch weltnah. Hart vor ihrem Fenster
Floß breit der Strom und schied sie von den Menschen,
Davor sie floh; doch sah ihr helles Auge
Noch stolze Türme, Rebgelände glänzten,
Und in der Lesezeit scholl Böllerknallen
Und heller Juh-Schrei in die grüne Wildnis.
Sie hört's und sann. Ihr blonder Knabe aber
Kam atemlos herangestürmt, umschlang
Die schöne Mutter: „Horch' nur, was sie lärmen!
Du bist so still." Da neigte sie das Haupt
Und küßt' ihn stark und stieß ihn doch von sich:
„Gelüstet's Dich nach Lärm?" daß er verstummte.

Doch es geschah auch, daß in stillen Nächten
Der Knabe aufschrak. Neben seinem Bettchen
Lag auf den Knien Felicitas. Sie preßte
Ihr dunkellockig Haupt an seins; die Wangen,
Von Tränen fühlte sie das Kind gefeuchtet.
Dann hob es sich; es schlang die weichen Aermchen
Um ihren Nacken; „Sag', was tut Dir weh?
Ich bin so schläfrig, habe Dich so lieb,
Du liebe Mutter!" Dann erklang's in ihr
Wie heller Jubel: Sieh! er liebt Dich doch!
Und wieder traurig: Aber ach! wie lang
Wird Dich das Kind der Sünde lieben dürfen?
Und sie verharrte still und regungslos,
Bis daß der Knabe sanft entschlummert war.
Dann stand sie auf, ging durch die stille Stube,

Die Säle durch, in denen Moderduft
Die Brust beengte, die ein hoher Herr
Einst ihrer Ahnfrau fürstlich eingerichtet,
Ein süß verschwiegen Glück im Wogenbraus
Mit jener, die er liebte, zu genießen;
Den Garten durch, an dessen Hecken nie,
Den wildverwachsnen, eines Gärtners Schere
Gerührt seit Jahren, drin ein Marmorlöwe
Sein Wasser spie in längst geborstnes Becken;
Und trat zum Strom und horchte seiner Weise,
Der ruhelosen, hörte das Geflüster,
Im wilden Röhricht, lauschte dem Georgel
Der Flut, die an geheimem Riff sich brach,
Dem Pfiff des Seeaars, der gebauschten Fittigs
Dem Strom entgegenzog, dem Schrei des Reihers,
Und ungeregt sah sie die Sterne sterben
Und neues Licht erglühn. Oft schrie sie auf
In Todesqualen: wirre Bilder zogen,
Ihr junges Leben schritt an ihr vorüber,
Und in dem Raunen rings erklang's ihr wieder:
„Ich hab' Dich lieb, Felicitas, so lieb!" ...

Das war verweht. Vorbei, wie jene Stunde,
Drin ihr zum erstenmal ein Mann genaht:
Da um das heimlos frühverwaiste Mädchen
Ein schwüler Gluthauch zog der Leidenschaft,
Ihr Herz bezwingend; da sie, schier verwundert,
In einer Stimme, sonst befehlgewohnt
Und streng gebietend, weicheres Metall
Des allertiefsten Fühlens tönen hörte;
Da er ihr zugeflüstert, sie umschlingend:

„Nun mache Deine Märchenaugen zu,
Die Kinderaugen schließ, Felicitas!"
Und sie's getan. Verweht, wie jener Tag,
Da sie zum erstenmal das Heim betrat,
Das er ihr aufgerichtet. Da sie Samt
Und starre Seide allenthalben fand,
Und sich nicht drob verwunderte und still
Die tausend Freuden trug, die unablässig
Auf sie herniedertroffen. Denn ein Märchen
Schien ihr das Leben; was ihr Liebes ward,
Verschwand vor dem, was Holdes ihr begegnet,
Und noch beschieden schien.
Nur, daß ihr manchmal
Ein leiser Schauer kam, bedachte sie,
Wie einem andern Weib der Mann zu eigen,
Der all ihr Glück. Sie schmiegte sich dann bänglich
Und eng an ihn und sah ihn traurig an.
Und er verstand die stumme Frage, nahm
In beide Hände dann ihr sinkend Köpfchen,
Bis sie beseligt lächelte und schweigend —
Sie sprach so ungern — zu der Wiege trat,
Darin ihr Knabe schlummerte. Sie hielt
Des lieben Mannes Hand in ihrer, so
Daß beider Hände auf des Kleinen Deckchen
Wie schützend lagen. Ihr erschien's ein Eid,
So heilig, wie noch keiner ihn geschworen.

Nur einmal lieh sie ihrem Grämen Laut.
Zu Abend war's. Sie zogen beide sinnend
Durch stille Straßen und ein Zweigespann
Schoß raschen Laufs den Flüchtigen vorüber.

Da strauchelte ein Roß. Mit starkem Huf,
So schlug's das Pflaster, daß die Funken stoben
Und schwanden augenblicks. Da seufzte sie,
Und preßte seinen Arm und seufzte wieder:
„Ein flüchtig Fünkchen in der Nacht verwehend,
So stirbt mein Glück." Er aber rief ihr zu,
Und seine Lippen fanden ihren Mund
Durch dichten Schleier: „Laß vom Sorgen ab!
Ich hab' Dich lieb, so lieb, Felicitas!"

Ob solchen Träumen spann die Einsame,
Und sie verwirrten ihr die bange Seele.
Doch war es Winter, saß sie still im Zimmer,
Und großgeaugt ihr Knabe neben ihr —
Der längst verlernt, die Mutter drum zu fragen,
Warum sie hier so trübe Zeit verbrächten,
So abgeschieden? — Zog dann Sturmesodem
Mit schwerem Wehen durch die öde Stube,
Daß flackernd Lampenlicht die Wand beschien
Und fratzenhaft von hoher Decke nieder
Die Schildereien blickten, rauchgeschwärzt
Und ernst — dann sprang Felicitas vom Stuhle
Und starrte leerer Augen in das Dunkel
Und sah doch alles: wie er zögernd kam
Nach langer Pause, scheu und schuldbewußt.
Und wie er dann von seinem Leide sprach,
Und von der Pflicht, die ihn zum Weibe rufe.
Und sah sich selber: fest verschränkt die Arme,
Und hörte wieder, was sie damals hart
Und tonlos rief: Du lügst, Du lügst, Du lügst!
Und wandte sich und sah den kahlen Raum

Und wußt' nun alles: ihre rasche Flucht
In Sturmesnacht, zum allerletzten Heim,
Das ihr geblieben, da sie sterben wollte;
Und schluchzte laut und stieß nach ihrem Buben:
„Du hast des Lügners Augen, fort, nur fort!"
Doch wenn der weinte, küßte sie ihn wieder:
„O wär' ich tot und Du lägst neben mir,
Mein liebes, armes, glückverlaßnes Kind!"

So schwanden Monde. Also ging der Herbst,
Der Winter kam. Und wie der Knabe stiller
Und täglich bleicher ward, durchzogen Schauer
Und dumpfe Freude streitend ihren Busen.
Wenn der verbliche? Wenn er wie ein Lichtlein
In Nacht verglömme? Wär' das nicht das Beste
Für sie? Für ihn? Und doch erbangte sie,
Gedacht' sie dran. Oft schritt sie ernst zum Ringdämm,
Erhöht dereinst, vor Wogendrang dem Eiland
Ein Schutz zu sein, versinkend jetzt, gebrochen,
Und stand daran, im Haare weiße Flocken.
Der Ahne dachte sie, die oftmals so
Geharrt des Liebsten, bis die Pflicht ihn freigab.
Sie harrte, harrte, keine Freude kam . . .

Der Winter schied; mit rätselvollem Laut
Erklang das Eis. Es kam der Fischersmann,
Der beide mit dem Wenigen versorgte
Des sie bedurften, der der stolzen Frau
Vertraut war noch von ihrer Eltern Zeiten,
Mit mehr beladen, als er sonst wohl brachte,
Und trat zur Frau und sprach: „Entfliehet, Herrin,
Das Eis will brechen!" Sie verstand ihn nicht.

Und wieder: „Herrin, schwillt der Strom, verloren
Seid Ihr und Euer Kind!“ — „Du meinst?“ Sie schrie
Und faltete die Hände, und ein Leuchten,
Ein selig Schimmern flog durch ihr Gesicht,
Und kehrte sich und schwieg. Der Knabe aber,
Dem Fischer kam er hastig nachgelaufen:
„Ich soll Dir danken, Lieber! hieß die Mutter,
Wir aber bleiben!“ . . .
Schwarze Wolken zogen
Von Mittag auf. Ein schweres Rieseln ward.
Der Eisstoß barst. Ein ungestümes Brausen
Durchzog die Welt. Der Fischer saß am Strand
Und spähte nach der Insel, sah die Wellen
Anklimmen um den Ringdamm; sah ihn brechen,
Und durch das Dröhnen klang ihm Wehelaut.
Er sah des Schlosses Turm versinken, sah
Nur schwanke Wipfel alter Bäume ragen,
Sonst nichts im wilden Wogenflutgebraus.
Und als er endlich wieder seinen Kahn
Durchs Wallen zwingen konnte, lag das Eiland
Verlassen wie vor eh'. Nur Trümmer ragten.
Er schritt sie durch und sann und säumte lange,
Doch keine Spur erzählte von den zweien.
Nur in den Erlen raunt' es wie von Trauer,
Und schwanke Weiden flüsterten die Sage
Von jener Frau, die leidvoll hier verdarb —
Felicitas genannt und also elend . . .

Schlaflose Nacht.

Es war zur Nacht, darin der Schlaf mich floh
Und Leiden suchte, als ein rüst'ger Wandrer
Mir trat ans Bett. Den Stecken hielt die Hand,
Ein starker Gurt umspannt' die breite Hüfte,
Ungleiche Augen sahen ernst mich an,
Das blau, wie nur ein Maitag voll Verheißung,
Das schwarz und finstrer Drohung voll. Er sprach
Und nahte mir: „Ich bin der Ruhelose
Und will nun etwas ruhn vom steten Schreiten."
Und raunend zog der Laut aus seinem Munde
Mir um das Ohr, daß mir das Herz erschrak.

Und wie er also saß und sich verweilte,
Ganz ohne Regung, stumm, verschränkt die Arme,
Erschien es mir, als schlüg' die Einsamkeit
Die unbegrenzten Flügel vor mir auf,
Daß jedes Licht erlosch. Die Töne schwiegen,
Die sonst mich nächtig ruhelos umsausen,
Nun vom Gewesnen wispernd, nun vom Künft'gen.
Ein Todesschweigen. Nur mein Herz schlug bang
Statt aller Uhren — stille stand die Zeit . . .

Gelegentliches

Wunsch.

Nicht wie ein Irrlicht, das im Sumpf verzischt —
Ich möchte sterben, wie ein Stern verlischt:
Er ist verstoßen aus dem ståten Reih'n,
Der ihm für Zeit und Ewigkeit gesetzt;
Er gleitet niederwärts; mit irrem Schein
Durch alle Himmelsräume stürmt er jetzt;
Du ahnest nicht die Qual, die ihn bedrängt,
Die flammend ihm den tiefsten Kern versengt,
Du siehst die Spur, die fallend er beschreibt,
Die lange noch, nachglühend, sichtbar bleibt,
Und sprichst, aufstaunend zu den lichten Höh'n:
„Was war das schön!"

Penelope.

Endlos währte die Nacht. Mein Lager netzt' ich mit
Tränen,
Drückt an die Lippen den Pfühl, denkend des fernen
Gemahls.

Bänglich graute der Tag. Ich ließ behende mein Bette
Und umwandelte zag Ithakas felsiges Rund;
Stieg zu den Höhen hinauf und wieder abwärts zur Küste,
Die mit gewaltigem Laut heiser die Meerflut umbrüllt.
Und ich spähte nach Wolken: es flog mein Blick nach den Bergen;
Ach! kein helles Fanal leuchtet mehr kündend darauf!
Längst erlosch mir die Glut, die Ilions Fall mir gemeldet,
Tief in der Seele mit ihr starb mir das frohe Vertraun.
Und mein Freund ward die See. Sie machte glanzlos mein Auge,
In das bewegliche Herz zog ihre Unrast mir ein,
Und wie Kunde vom Fernen erklingt mir oft ihre Weise,
Sie zu deuten vermag nimmer mein armer Verstand.
So verblüh' ich denn einsam. Der Gattin des ratklügsten Mannes
Bleicht in ratlosem Leid langsam das nächtige Haar . . .

Die Tochter Fortunats.*)

Spätsommer war's, es floß ein sattes Licht
Auf Rebgelände nieder und auf Saaten;
Zum erstenmal vernahmst Du da Bericht
Von Fortunats unsel'gem Kind, Renaten;

*) Erzählung von J. J. David, enthalten in den „Wiedergeborenen."

Und nunmehr, da sich schimmernd im Gebreit
Des Winters Stapfen allenthalben zeigen,
Ward unser Kind dem Flammentod geweiht:
Die Malespina starb im lohen Reigen.

Du liebtest sie um alles, was sie litt,
Um jedes Weh, das ihr ein Gott bereitet,
Ihr Los verfolgend, zaghaft, scheu im Schritt,
Hast Du zur Brandstatt sie hinausbegleitet;
Du warst allein; nur Dir zur Seite stand
Der Mann, der Dir Renatens Los verkündet —
Unsel'ger Tag! Es ward an jenem Brand
Die Fackel meines Lebens mitentzündet!

Einem Kinde.

Allerliebste liebe Kleine,
Komm und sitz auf meinem Schoß,
Küsse mich, denn sieh, ich meine,
Besser macht mich Dein Gekos'.

Sorgen, die mich nächtig quälen,
Bringt Dein taghell Aug' zur Ruh;
Märchen will ich Dir erzählen —
Doch ihr lieblichstes bist Du.

Mit alten Münzen.

Lange deckte uns der Schacht
Ernsthaft und verschwiegen:
Nunmehr sind wir aus der Nacht
Jetzt ans Licht gestiegen.

Ander Volk lebt in den Gaun,
Als sich an uns freute,

Doch es bleiben schöne Fraun
So wie damals heute.

Silberbarren, Silberstück
Sind noch stets willkommen,
Und ein grabentstiegen Glück
Mag der Liebsten frommen.

---

†

Wenn müd' vom Schaffen, reich an Tagen
Ein Starker und ein Weiser schied —
Dann soll die Muse den beklagen
Und ihn verewigen im Lied.

Doch ist ein Sein in bester Fülle,
Im stärksten Schuß der Kraft verdorrt —
Geziemt's, daß sie das Haupt verhülle:
Der tiefste Jammer hemmt das Wort.

Max Neuda.

Es war
Dein Wort dem Schwerte gleich. Du hast's gezückt
Unzähl'gemal zum Schutze der Bedrängten.
Und zaubermächtig rief's die guten Geister
Zu ihrem Schirme auf.
Und gleich der Spitzart
Hast Du's gebraucht. Vor seinen starken Schlägen
Da stürzten die gewaltigen Gewölbe,
Darin Verlorne fern dem Lichte saßen.
Die blaue Himmelswölbung grüßte sie
Und jene Sonne segnete ihr Haupt,

Die sie für immer sich umwölkt gemeint,
Da mit Gewalt der schweren Finsternis
Man hingab sie.
Und einer Lohe glich's,
Sie strebte aufwärts zu den reinsten Höhen
Der Menschlichkeit; sie rief zum Helfer sich
Den starken Sturm, und Vorurteile stürzten.
Kein Brandmal hat es je geprägt — nein, reingebrannt
So manchen hat's von Fehl. Und immer warst du
Ein lautrer Künder edelster Gesinnung:
Der sich vergangen hat, ist doch Dein Bruder —
Ehr' Dich in ihm . . .
Wenn Dir die Schatten
Der siebenzig vergangnen Jahre nahen,
So schüttelst Du das weiße Haupt — wieviel
Verging in ihnen, wandelte sich gänzlich —
Und Du bestandest ohne Wank: ein Kämpfer
Im Kampf ums Recht, ein eifervoller Diener
Am guten Wort — dem Wort, das Güte kündet.
Ein alter Brauch
Kommt heute mir in Sinn: Dem hohen Helden,
Der, Sieger in der Feldschlacht, mit dem Schwerte,
Das seine Feinde schlug, zugleich die Pforten
Des Bagnos, drin sie saßen, aufgesprengt:
Dem nahten alsdann dankbar die Befreiten,
Und brachten ihm — was kann ein Aermster andres? —
Die Ketten dar — daran man sie geschmiedet. —
Geschäh' es heute! Unabsehbar wäre
Der Danker Zug: ihr Kettenrasseln klirrte
Geheimnisvoll den Grundtakt jenem Jubel,
Der Dich umschallt, und ihre Lippen, stammelnd,

Erflehten jene Helle Deinem
Geliebten Haupte, die sie Dir verdanken ....

Richard Heinzel.

So geht's mir wieder, wie mir's vordem ging,
Selbst beim Colloquium, wenn ich Dir nahte:
Ich stammle wieder, wo ich reden müßte,
Und wenn ich sprechen sollte, möcht' ich schweigen.

Das macht die Scheu, die längst mit uns verwuchs,
Mit allen eins ward, die Dich je begriffen
Und Deines Wesens einen Strahl empfunden.
Recht, einen Strahl. Denn vor Dir weicht das Dunkel.
Und wie auf reinen Höhen sieht man Dich,
Tief unter Dir das graue Nebelwallen,
Der Wolken Schatten und ihr dunkelnd Wandeln.
Und scheidet man, so steigt man niederwärts,
Beklommner Brust vom dumpfen Hauch der Gründe.
Es ist
So unermessen das Gebiet, darinnen
Du königlich gebietest, das gelassen
Ein Herr aus eignem Rechte Du umschreitest,
Hier Marken ändernd, dort den Grenzstein setzend,
So wie Dir's billig scheint. In starker Faust
Des Zweifels Schwert, so hast Du ausgerodet,
Was überlebt, und war es selbst in Dir.
Und wiederum hast Du mit rechter Richte
Das aufgehöht, was Dir das Wahre schien.
Zu stetem Dienste, sonder Rast bemüht,
Des ewig Fließenden Gesetz zu finden:
Des Worts, der Sitte.

Du hast
Uns aufgetan der Vorzeit Kemenate,
Den Wunderhort begreifen uns gelehrt,
Der da gespeichert liegt. Hast uns des Grales
Geheimen Sinn erschlossen, selber gleich
Der Wunderschüssel, die da alle sättigt,
Die gläubig nahen, die der Seele Hunger,
Den nimmer schweigenden, zu stillen weiß.
Hast aufgehellt verklungner Tage Dunkel:
Wir sahn und staunten — was wie Schemen schien,
Gewann Gestalt und starke Leiblichkeit.
Im Panzerkleide zogen Nibelungen
Den Todesweg, voran der Schlächter Hagen.
Und Gudruns Lied verflog gleich Möwenruf
Im Wogenbrausen.
Und vorangeschritten
Durch wilden Wald, darin die Bäume sangen,
Verständigen vernehmlich, nun von Taten
Der starken Irrenden, drin von den Zweigen
Ein heimlich Lied ertönt von hoher Minne,
Bist Du zur hohlen Kluft. Vorangetragen
In hoher Hand hast Du den Wunderstein,
Den man Karfunkel nennet, und so wich
Die tiefe Nacht von Gängen unter Erden,
Die Brunnen der verhohlnen Tiefe klangen,
Hier sickernd, dort durch breite Stollen brausend;
Und wir erschauten, wie sich rätselvoll
Der Sprache lautrer Erzgang da verästelt,
Dort eingesprengt durch schmale Schlüfte zieht,
Zum Lichte strebend. Und ihm schießen an
Gar viel Kleinodien: der teure Jaspis,

Der grüner ist denn Gras, der Almadein,
Der milde glühende, und wieder äffend
Durchsetzt ihn Kobold und der schlechte Zaffer.

In unsre Hand,
Unsicher noch des Werkes, legtest
Du Rüstzeug und Gerät. Du lehrtest brauchen
Uns Dein Gewaffen. Sein Gebietchen hat
Sich jeder ausgesteckt, darin nach Kräften
Und eignem Können er sich gern betätigt.

So horche denn! Die Hämmer höre pochen,
Der Spitzart Pinken in dem harten Stein,
Der Haue Schürfen. Unharmonisch klang es?
Dir sei's Musik — es ist der Ton der Weise
Vervielfacht, die Du singen uns gelehrt,
Die heut, ein starker Chorus, Dir zu Ehren
Erhoben wird. Denn in der Arbeit ehrt
Man seiner Werke Meister.
Jeder hat
Herbeigebracht, was etwa er gefunden.
Im Gabensaale liegt's zu Hauf. Bei Stufen
Von gültigem Metalle — wohl auch Schlacken,
Gedrehte Ringe, wie man Freunden spendet,
Etwas Gekrätze, wieder bunte Kiesel,
Die hastig auflas, wer nichts bessres hatte
Und leerer Hände nicht erscheinen wollte.
Du nimm es gütig, wie sich's eben fand,
Betracht' es Dir mit wohlgeneigten Augen —
Zu scheiden weißt Du, der Du ein Wardein,
Ein strenger Markwart bist.
Mich aber laß

Nicht gleich dem Herold schreiten vor den Deinen.
Gebückt nur laß mich stehen an der Pforte
Und sie Dir auftun: Herr und hoher Meister,
Tritt ein und nimm das Deine und besieh,
Wie wir mit Deinem Pfund gewuchert haben!

Grabschrift.

Wer immer diesem Grabe nah,
Vermeide, Tränen zu vergießen:
Er weckt die Schlummernde — sie sah
Nicht eine ungetrocknet fließen . . .

Th. Körner.

Ein Eichwald. Drüber Morgenrot;
Aus tiefem Grund ein Ruf der Hörner.
Ein Jünglingssein, ein Mannestod,
Umschreib's in einem Namen: Körner!

Frühlings Erwachen.

Wo unabsehbar sich der Prater breitet,
In stiller Au ist mir das Heim bereitet:
Ein kleines Häuschen, das ins Grüne späht,
Vor dessen Fenster schwank die Birke weht.
Noch ist sie kahl: doch bald wird allenthalben
Das grüne Siegeslicht des Frühlings glühn;
Und bald, wie bald! erklingt das Lied der Schwalben,
Das zaghaft leise, in das erste Grün.
Vom Sonnenlicht ist alles überwoben,
Die Vögel sind zurück, schon halten sie

In aller Gottesfrühe ihre Proben
Für jenen Hymnus voller Harmonie,
Drin Menschenlaute, ihre eignen Stimmen
In einem tönenden Akkord verschwimmen.

Sie halten Proben? Ist das nicht ein Märchen?
Wahrhaftig nein! Ich hab' es selbst belauscht;
Vor Tage war's: Da kam ein Schwalbenpärchen
Behenden Fluges durch die Luft gerauscht.
Rings alles kahl, nur Falllaub, braunes Reisig
Bedeckt' den Boden rund mit fahlem Schein —
Da ging es los: zuerst begann ein Zeisig,
Dann fiel der Buchfink hell und schmetternd ein.
Ein Jubilieren war in allen Zweigen,
In Lüften, auf dem Boden, überall;
Kunstpause; dann durch atemloses Schweigen
Begann ihr Sololied Frau Nachtigall;
Der Star, als Dirigent, vernahm's im Sinnen,
Sprach dann bedächtig: Wohl, es geht schon an,
Nun darf das Blühen, wann es will, beginnen,
Wir sind bereit, es würdig zu empfahn.
Mag uns ein Neider, wenn er will, bekritteln,
Wer sich darüber kränkte, wär' ein Tor:
Wir sind, nach unsern sehr beschränkten Mitteln,
Ein ganz vorzüglicher gemischter Chor!

Mein Auge hatte sinnend ich geschlossen;
Nun schlug ich's auf: ich sah das weite Tal
Vom allerhellsten Sonnenlicht umflossen,
Die Traubenhyazinthe blüht' zumal;
Vom Wald herüber drang ein Vogelsingen,
Und süßen Odem hauchten die Syringen . . .

Zueignung.

(der „Wiedergeborenen“)

Es zittert noch auf diesen Blättern
Ein Sonnenleuchten, längst verblaßt;
Es braust darin von wilden Wettern,
Die stark ein wilder Herz erfaßt;
Es blüht von Blumen mancher Arten —
O, achte keine zu gering! —
Gebrochen in dem irren Garten,
Darin ich träumend mich verging.

„Das Blut.“

Es ist ein Stück aus fernen Tagen,
Ein Stück — das Ganze wär' zu grau,
Ein Lied, ein Nachtigallenklagen,
Ein Sonnenblick, ein Veilchenblau;
Spätlicht auf eingesunknen Grüften,
Die längst vergessner Staub umwob —
Dann ging ein Brausen in den Lüften,
Davor das letzte Licht verstob . . .

Was ich gewollt? Was ich gegeben?
Ei, das, was mir im Herzen quillt;
Vielleicht ein ganzes Menschenleben,
Leicht ein Symbol nur und ein Bild;
Doch manches, was ich nicht ersonnen,
Nur heiß begehrt und so durchlebt,
Hab' ich der Handlung eingesponnen,
Und feiner Fäden mitverwebt . . .

Das Höferecht

Eine Erzählung

Erich Schmidt zugeeignet

Es ist lange her, seitdem das Büchlein, das nun in die Welt tritt, Ihnen zuerst unter die Augen gekommen ist. Manches widerfuhr mir seither, Böses wie Gutes: aber ich wüßte nichts, das sich an reinem Glücksgefühl der Empfindung jenes Augenblicks gleichstellen könnte, da ich zuerst aus Ihrem, eines mir berufenen Richters Munde, das Urteil vernahm: Du hast das Recht zu sinnieren und zu träumen. Und zur Erinnerung an jene eine Freude unter vielen, die ich Ihnen danke, möge das Werkchen Ihren Namen tragen und Ihnen zugeeignet sein.

Nicht ohne Zagen entsend' ich's. Denn Sie wissen, wie wohl ich seine Fehler erkenne, wenn ich ihnen doch nicht zu steuern vermag. Nun hat's allerdings Freunde gefunden, die es mochten, da es zuerst auf den losen Blättern einer Zeitung in die Welt flatterte. Aber werden ihm die auch jetzt schon getreu bleiben? Wird es nicht da wie dort mißdeutet werden, nicht nach einer Tendenz durchforscht und darnach beurteilt? Denn die Zeit ist tendenziös und sucht und richtet nach Schlagworten. Irrten die nicht, welche meinten, seine Vorzüge überwögen seine Mängel? Alle diese Bedenken waren mir gegenwärtig und ich erwog sie; wenn sie aber doch nichts über mich vermochten, dann ist's am Ende

begreiflich. Es ist aber auch nicht das unbedingte, ach so wohlfeile Lob, darnach ich geize; genug, wenn mein „Höferecht“ seine Leser findet, wenn diese sprechen: er nahm das Wort, weil er etwas zu sagen hatte . . .

Genug davon. Sie aber bitte ich: empfangen Sie zum andern Male hold und gewogen, was Ihnen einmal nicht mißfiel.

Wien, im Februar 1890.

I

Einen letzten Hügel erstieg die Landstraße hart vor dem Dorfe; dann senkte sie sich gemach herab in ein tiefes Tal, das sich fast endlos dahinzog. Wohin immer das Auge sah, war Grün; nur die Straße selber zog sich durch das Gelände, schier einer grauen Riesenschlange vergleichbar. Die Häuser zogen sich, als ob sie ihre Annäherung fürchten müßten, scheu auf sich zurück: hinter ihren Vorgärten suchten sie Deckung, darinnen sparsame Blumen, alte Obstbäume und hochstämmige blühende Linden standen. Der Bauersmann liebt nämlich die Linde — so karg er sonst gegen alles ist, was bloß schön sein will — nicht etwa, weil ihre Blüten süß duften, sondern weil sie seinen Immen just in nahrungsarmer Zeit die trefflichste Beute liefert.

Wie an die Schnur gereiht, stand ein Haus neben dem anderen. Alle waren sie wohlhabend, aber alle hielten auch tüchtigen Abstand von einander. Hinter den einen erstreckten sich die Felder in langem Striche, schier unabsehbar in ihrem bunten Wechsel von hellem Gelb und sattem Grün. Das waren die Höfe der Großbauern. Dazwischen und verstreut stand wohl auch ein Häuschen, das nur ein kleines Stückchen Ackerland, vielleicht gar nur ein Gärtlein umgab. Da wohnten die Häusler. Aber man mußte das ganze Dorf durchschreiten — und ein gutes Stück Weges war

das — ehe man eines traf, das allen Schmuckes entbehrte, das kahl und öde an der kahlen Straße lag; ehe man zur Wohnung des Dorfjuden gelangte.

Unter ihrem moosigen Schindeldache lag sie ganz seltsam geformt. Die Verkalkung ihrer Wände war abgebröckelt, und zwischen dem schmutzigen Weiß schienen die Rohziegel häßlich in braungelbem Fahl hervor. Niemand mühte sich, zu bessern oder zu schmücken; nicht ein armseliger Blumentopf stand zwischen den erblindenden Fensterscheiben. Zwei einsame Pappeln, deren Blätter unter einer schweren Staubschichte verschwanden, hielten kerzengerade und langweilige Wache davor. Eine Bank war zwischen ihnen, als schiene den Bewohnern der Hütte selbst dieser Schatten noch begehrenswert. Die Hoftür war immer nur angelehnt; wer sich die Mühe nahm, in den Hof zu blicken, der sah allerlei klägliches Gerümpel zu Hauf stehen. Zerbrochene Sessel, verbogene Ofenröhren lagen wirr durcheinander, schlecht geschirmt vor der Sonnenglut und dem Regen des Sommers.

Wann immer aber in sommerlicher Zeit die Haustür geöffnet ward, drang der Staub ein. Ein unbarmherziger Geselle! Er lagerte sich breitspurig auf dem dürftigen Möbelwerk, er umkrustete die Dielen, die Betten, kurz alles mit seiner trübseligen Farbe. Fingerdick lag er auf den wenigen Büchern und auf dem Ofen, im Geschirre hatte er sich häuslich eingerichtet. Kam der Wind, dann stieg er in förmlichen Säulen in die Höhe, seltsam vom Scheine der bunt schillernden Fenster beleuchtet.

Anfangs hatte die Judenfrau einen Kampf mit ihm

zu führen gesucht. Die Mauern ließ sie frisch anstreichen, sie scheuerte und fegte. Aber bald war sie ermüdet. Wozu sollte auch die Mühe? Jede Weile fuhr ein Lastwagen schwerfällig wider das Häuschen, daß große Stücke des Bewurfes abbröckelten; und das Haus gehörte ja nicht einmal ihnen. Wenn der ärmste Tagelöhner des Dorfes sein eigen Dach hatte — sie waren ja nur zur Miete, ohne zu wissen, wie lange Zeit ihnen auch nur das armselige Obdach gehöre, das sie bewohnten. Das Innere der Wohnung aber rein zu halten, war ihr unmöglich. Zu oft im Tage mußte die Pforte geöffnet werden: ein Schlagbaum spannte sich hier über die Straße — die Hütte war das Heim des Zollpächters. Jeder vorbeifahrende Wagen mußte hier sein Woher und Wohin abgeben, ehe er, ohne das Wegegeld entrichtet zu haben, weiter durfte. Und so gab die Tür, ungeölt, unablässig ihr häßliches Kreischen von sich; auch das bißchen Oel, um sie verstummen zu machen, schien der Jüdin eine zu große Auslage. Es war ein Leben zwischen Tür und Angel, das sie führte: bei Tage wie bei Nacht; denn auch da pochte häufig eine harte Faust an das Fenster, hinter dem eine kleine Oellampe ihr zaghaftes Licht auf abgerissene Papierfetzen warf, und eine heisere Stimme forderte Durchlaß. Dann mußte sie sich vom Lager erheben; der Schlagbaum stieg, seiner Kette entledigt, knarrend in die Höhe, und es ward eine Weile ruhig.

Erst seit kurzer Zeit wohnten die Eheleute Bermann im Dorfe. Man hatte sich viel von ihnen zu erzählen gewußt, von großen Reichtümern, die sie besessen, einem ausgedehnten Handel, den sie betrieben

hätten. Nun waren sie blutarm, das sah man. Aber immerhin mochten die Bauern den alten Lazar Bermann ganz wohl; einen stillen, gedrückten Mann, der, wenn er zu Hause war, hinter seinem Talmud saß und mit seltsamem Kopfnicken darin studierte. Früher war das Mauthäuschen Unterschlupf verdächtigen Gesindels gewesen, und das Licht der Oellampe — erzählte man sich — mehr als einmal das erharrte Zeichen für lichtscheue Gesellen geworden. Nun aber ging es unter den Pappeln ruhig zu. Wenn Lazar, seinen Sack auf der Schulter, durch das Dorf ging, dann grüßten ihn die Häusler, und selbst die Bauern nickten ihm zu und sahen ihm halb mitleidig nach. Denn Handelsmann war er nicht. Was er heimbrachte, das war Kram, der kaum die Mühe des Heimschleppens lohnte, den knappen Raum des einzigen Zimmers verengte, den Boden unter dem Dache zum Bersten anfüllte und ungeachtet, ungenützt im Hofraume vermoderte.

II

Ab und zu machte Frau Rosalie Bermann einen letzten Reinigungsversuch. Den Fußboden rein bekommen zu wollen, kannte sie zwar hinlänglich als vergebliche Mühe. Aber sie wischte mindestens an den Stühlen herum, reinigte die Töpfe und hastete in anscheinend zweckloser Geschäftigkeit im Zimmer umher.

War dann ihr Gatte fort, dann vertauschte sie ihr gewöhnliches Kleid mit einem anderen, nicht minder

zerschlissenen und fleckigen, auf dessen Grundfarbe die Zeit und der Gebrauch allerlei merkwürdige Farbentöne aufgetragen hatten. Aus dem Schranke nahm sie ihre Sabbathaube, unter der sie ihr kahlgeschoren Haupt sorgfältig verbarg. Auf dem Grunde ihrer Truhe suchte sie nach einem kleinen Kästchen; dem entnahm sie allerlei glitzernde Ringe, gering an Wert, mit Halbedelsteinen geziert. Ihre Füße zwängte sie in enge und verblichene Schuhe, deren Sohle aufgebraucht war. Dann stellte sie auf das Fensterbrett zwei silberne Leuchter, überzog den abgeblaßten Samt des Lehnsessels, in dem Lazar zu studieren und sie des Nachts zu dämmern pflegte, mit einem reinen Tuche, betrachtete sich im großen Spiegel, dessen Gold blind und dessen Glas längst schon fleckig geworden war, und erwartete, ihr Zimmer bedächtig durchschreitend, während der Saum ihres langen Kleides im Staube störte, ihre Besucherinnen.

Ungleich ihrem Manne, der sich in stolzer Scheu von dem Umgange mit den Bauern fernhielt, konnte Frau Bermann die Einsamkeit nicht ertragen. An alles hatte sie sich gewöhnen können; das Elend nahm sie mit der Indolenz der Orientalin hin, den gewohnten Luxus konnte sie mit ihrem armseligen Schmutze vertauschen; aber sie mußte sich beklagen können. Anfangs hatte sie die stille Hoffnung genährt, sich den Großbäuerinnen nähern zu dürfen. Aber die lebten jede für sich, die hatten auch keine Zeit für Besuche. Nur wenn sie sich Sonntags nach der Kirche in ihrem reichen Staate ergingen, bekam man sie zu Gesichte, oder, wenn sie, städtisch angetan, an der Maut, in ihrem eigenen Wagen, von ihren eigenen Pferden gezogen, vorbeibrausten, um

in der Stadt drin ihren prunklosen Reichtum zu zeigen und ihr Selbstgefühl auf den Märkten mit ihrem Wohlstande zu mehren. Aber wer Gesellschaft ehrlich sucht, der findet sie bald. Und so hatte denn Frau Rosalia Kameradschaft geschlossen mit den Weibern der Häusler und Tagelöhner. Ab und zu kam auch eine Bauernmagd, die im Auftrage ihrer Herrin kleine Geschenke an Nahrungsmitteln, eine willkommene Aufbesserung der schmalen Kost, brachte. Alle diese Leute aber durften bloß erscheinen, wenn Lazar nicht zu Hause war; denn bei dem hätten Spenden wie Gäste den gleichen abweisenden Empfang gefunden. Seine Frau aber war minder zurückhaltend. An diesen Leuten fand sie, was sie brauchte: aufmerksame Zuhörer. Für sie putzte sie sich mit ihrem besten Staate, vor ihnen befliß sie sich ihres säuberlichsten Deutsch, das freilich immer noch ein wenig nach dem Ghetto einer mährischen Kleinstadt schmeckte. Was an Leid in ihr lebte, fand hier Verständnis; so gut die Sehnsucht nach den Tagen des entschwundenen Glücks, wie die klägliche, lähmende Sorge um das tägliche Brot. In diesem Kreise war sie, oder meinte sie doch wenigstens immer noch die Erste zu sein. Denn sie hatte die Welt gesehen, sie war in Olmütz und in Brünn gewesen, und sie kannte den Reichtum. Dem zum Beweise trug sie ja alles an ihrem Leibe, was an die glücklicheren Tage von dermaleinst erinnerte.

Das Dorf kennt überhaupt kein einsames Leid. Wenn man sich in der Stadt mit seinem Schmerze verbergen kann, auf dem Lande ist das unmöglich. Jener Drusus, der sich ein Leben im Glashause wünschte, hätte das in einem kleinen Dorfe billiger haben können. Und

das war Frau Bermann gerade recht; so konnte sie sich in zwangloser Geschwätzigkeit ergehen. Von allem durfte sie erzählen, was ihr irgend der Erzählung wert erschien. Sie berichtete ihren aufhorchenden Besucherinnen von der Kutsche — „schöner, weit schöner als diese lumpigen Bauernwagen" — in der sie gefahren, von den prächtigen Zimmern mit vergoldeten Spiegeln — „alle wie der da" — und sie wies auf den erblindeten Spiegel an der Wand — in denen sie gewohnt hätten, von den herrlichen Gastereien, bei denen die feinsten Leute der Stadt ihre Gäste waren. Von reichen Almosen, die sie gespendet hätte, wußte sie zu erzählen. Denn selbst ihre Gutherzigkeit war geschwätzig.

Mancherlei drollige Fälle liefen freilich dabei mit unter. Mitten in der Schilderung eines prächtigen Gastmahles kam ihr in den wirren Kopf der Gedanke an den Topf mit Hirsebrei, der ihr ganzes Abendbrot bildete und im Hausflur auf dem offenen Herde brodelte. Oder sie berichtete von den großen Verlusten, die sie erlitten — „Tausende waren es, Tausende!" — und merkte, daß ihr ein Wagen durchgehen wollte, ohne den schuldigen Zoll zu entrichten; dann brach sie mitten im Satze ab und lief keifend dem trunkenen Fuhrknecht nach, ganz ihrer Bildung und ihres langen Rockes vergessend, dessen nachschleppender Saum die Straße fegte, daß der Staub hoch aufwirbelte. Zwischendurch schalt sie auf ihre Verwandten, die, in selbstischem Reichtum dahinlebend, ihrer vergäßen und sie ihrem Elend überließen. Sie schmähte ihren Mann, der als armer Talmud-Schüler ihr Gatte geworden war und dieses Glück so wenig zu schätzen wußte, daß die Feindseligkeit mit

ihrer Familie großenteils sein Werk war; der ihr Vermögen verspekulierte und nun verbauere, ohne Versuch, sich aufzuschwingen, sich in seinem Lose wohl gar noch gefalle. Sie konnte ordentlich giftig werden, wenn sie davon sprach, von seiner Dummheit, mit der er es verschmäht hatte, das Haus, die Einrichtung, die ihnen gehörte, auf ihren Namen schreiben zu lassen, um die Reste ihrer Habe so den Gläubigern zu entziehen. Als ob es nicht alles tatsächlich ihr Eigentum gewesen wäre, ehe er es in die Hände bekam!

Wenig kümmerte sie sich dabei darum, daß ihr Gerede einen Zuhörer hatte. Auf der Ofenbank saß ein Kind; die mageren Aermchen auf den Schoß gestützt, den unschönen Kopf vorgebeugt, horchte es. Wirre Erinnerungen an die alte Zeit durchzogen bei solchen Erzählungen seinen Geist; seine großen, grauen Augen flammten, wie wenn sich die Kerzen des Kronleuchters darinnen spiegelten, der zu den Festlichkeiten im Elternhause entzündet worden. Es dachte den Vater, wie er war, ehe ihn Elend und langjährige Mühsal brachen, die Mutter in reichen Gewändern. Und aus diesen Stunden erwuchsen im Herzen der Kleinen heiße Sehnsucht und bitterer Groll. Sehnsucht durchbebte sie nach dem entschwundenen Glücke, und Groll lebte in ihrer Seele gegen den Vater, durch dessen Verschulden es verloren gegangen. Vernachlässigt und vereinsamt, fühlte sie mit dem frühreifen Instinkte des Judenkindes alle Bitterkeiten ihres erbärmlichen Loses; kein Schulbesuch bot ihr Zerstreuung und Ablenkung durch Bildung dar. Und doch war ihr Verstand durch das stete Innenleben über ihre Jahre hinaus entwickelt, selbst

auf Kosten ihres Herzens. Denn nicht einmal ihre Mutter liebte die kleine Fanny. Zu gut verstand sie das mißachtende Achselzucken ihrer Gäste, wenn Frau Bermann das Zimmer verlassen hatte, und ihr höhnisches Zischeln. Also selbst denen war die Mutter verächtlich, denen sie Respekt einzuflößen vermeinte!

Wenn aber die Mutter selbst einen Besuch machen gegangen war und der Vater sich in Geschäften umtrieb, dann war sie allein; oft halbe Tage lang saß sie einsam auf der Bank unter den Pappeln. Ihre Haare flogen, schlecht gekämmt und windzerrauft, um ihr blasses Gesicht, ihre Augen aber hafteten fest auf der Landstraße und folgten ihren Krümmungen, bis sie sich im Blauen verloren. Die stellte das greifbare Band zwischen ihr und den Orten ihrer Träume dar, die führte in große, volkreiche Städte, darinnen auch ihre Verwandten lebten. Wie, wenn sie fortginge, immer fort, bis zu denen, und sie bäte, flehentlich bäte, sie an ihren Genüssen teilnehmen zu lassen? Zuweilen fuhren Wagen mit reichgeputzten Leuten an ihr vorbei; dann quoll das häßliche Gefühl des Neides in ihr auf. Warum mußte just sie dazu verdammt sein, demütig am Wege zu stehen und die Hand um die wenigen Kreuzer auszurecken, die man ihr zuwarf? Und der Stolz Lazar Bermanns bäumte sich in seiner Tochter.

Weil sie aber keine Seele hatte, der gegenüber sie ihr Herz erleichtern konnte, verfolgten sie solche Gedanken selbst in ihre Träume. Wenn sie sich nachts auf der Kiste ausstreckte, darauf sie schlief, spann sie dieselben weiter aus. Der Wind pfiff durch das Mauerloch, durch das die Kette geführt wurde; ihr Rasseln

klang häßlich in ihren leichten Schlummer hinein. Oft fuhr sie auf; dann drang der Gegensatz zwischen ihren Traumgebilden und der Wirklichkeit doppelt heftig auf sie ein; sie sah den Vater, der vom Tage ermüdet friedlich schlief, daß er mit seinem grauen Haar und den langen, geschlossenen Wimpern schier einem Toten glich; sie sah die Mutter in ihrem Lehnsessel sich unruhig hin und her bewegen, das alles schwach vom flackernden Lichte der Oellampe hinter dem Fenster beleuchtet. Die häßlichen Scheltworte ungeduldiger Kärrner vernahm sie. Und der Stachel der Armut senkte sich tief in ihr Herz mit dem Entschlusse, ihrer ledig zu werden — um jeden Preis.

III

Es war zu Anfang des Septembers, und der Wind strich empfindlich kühl über die Stoppeln und die Wiesen, deren dunkles Grün sich zu lichtem Gelb verfärbt hatte. Lazar Bermann war eben nach Hause gekommen, aber sein Mahl schmeckte ihm nicht, denn seine Gedanken arbeiteten zu heftig in ihm. Immer und immer wieder betrachtete er den Brief, den ihm der Gemeindediener gebracht hatte, mit der Aufforderung, sich sofort nach Erhalt desselben beim Obmann des Ortsschulrates, bei Jakob Lohner einzufinden und seine Tochter mitzubringen.

Seit den vier Jahren, die der bankerotte Kaufmann in dem kleinen Orte verbrachte, war ihm kein Brief mehr

zugekommen. Seitdem er sein Unglück und sein übergroßes Vertrauen mit mehrmonatlichem Gefängnis hatte büßen müssen, lebte eine heftige Furcht vor allem in ihm, was an die Obrigkeit gemahnte. Mehr als seine Not drückte ihn die überstandene Strafe; denn er wußte, daß sie durch seine Frau bekannt geworden war. Was konnte auch der reichste Mann des Ortes von ihm, dem allerärmsten Menschen wollen? Sicher nichts Gutes. Und es fiel ihm ein, daß Lohner auch seit vielen Jahren Vorstand der Gemeinde war, wie denn sein Hof den Namen „Die Erbrichterei" führte. Vielleicht hatte er ihn nicht zu sehr erschrecken wollen, und bloß deshalb den minder verfänglichen Titel unter das amtliche Schriftstück gesetzt.

Auf dem ganzen Wege — denn er machte sich sofort nach dem Empfang des Schreibens auf — verfolgten ihn diese Gedanken. Und er hatte Zeit, ihnen nachzuhängen, denn mehr als eine Stunde Weges hatte er zurückzulegen, ehe er beim Erbrichter sein konnte. Raschen und gleichmäßigen Schrittes ging er in die grauende Nacht, die alles mit ihrem Schleier zu verhüllen begann, so vertieft und in sich versunken, daß er es nicht merkte, wie schwer der Kleinen das Mitkommen werden mußte. Nicht ein Mal auf der ganzen Strecke machte er Rast; ab und zu griff er mit den Händen fingernd in die Luft oder er faltete sie und sprach wenige hebräische Worte.

Der alte Lohner galt für einen strengen Mann; streng gegen andere wie gegen sich. Allgemein ist der Bauernstolz in dieser Gegend; aber unter allen war er der stolzeste. Er fühlte sich keinem Adeligen uneben-

bürtig, und es gab nur einen Menschen, dem er einigen Einfluß auf sich einräumte. Das war „die Marianne", wie er sie nannte, die Schulzin, wie man sie im Dorfe hieß, sein Weib. Niemand konnte sich erinnern, von der ernsten Frau auch nur ein lautes Wort gehört zu haben. Niemand wollte je vernommen haben, wie ihr Lachen klang. Aber wenn Lohner in einem jähzornigen Anfalle im Hofe herumwetterte, daß sich alles scheu versteckte, dann trat sie ihm entgegen. Die Hand legte sie auf seine Schulter: „Aber Bauer", und seine Faust löste sich. Sie galt für karg, wie es der Schulze war; wenn weit ärmere Bäuerinnen in Seide einhergingen, trug sie Wollenzeug und statt des städtischen Hutes die Bauernhaube. Die fahrenden Vagabunden fürchteten sie ebenso, wie die Bettler an den Kirchentüren. Die einen führte sie in ihren Hofraum, wo ein Stoß alten Holzes aufgeschichtet war: „Das spaltet." Seit ihrer Hochzeit blieb es so unberührt. Für die anderen hatte sie den Rat, ihre Gebrechen nicht dort zur Schau zu tragen, wo sich der Mensch entsinnen solle, daß es einen gütigen Gott gebe. „Elend gibt's genug in der Welt, ihr braucht einen nicht just hier daran zu erinnern, und wer mit Ekel ins Gotteshaus geht, der hat schlecht beten." Sie hatte ein Armenhaus durchgesetzt, heißt das, ihr Mann hatte in Gemeinschaft mit den anderen Großbauern eins gebaut; man wußte ihr aber keinen rechten Dank dafür, denn die Bauern empfanden die neue Abgabe, und die Bettler beklagten ihr ungebundenes Leben.

Je länger sich der Weg hinzog, desto mehr eilte Lazar; erst nahe vor der Erbrichterei machte er eine kurze Pause. Nun erst merkte er, wie schwer sein Kind

ging; seine Brust flog, die Wangen, sonst immer bleich, waren heftig gerötet. Er legte die Hand auf den Kopf Fannys — es war die erste liebkosende Berührung, deren sich die Kleine vom Vater erinnerte, denn nicht einmal des Sabbats, wenn die Lichter gelöscht werden und der Jude sein Haus segnet, sprach er den Segen über sie. Dann durchschritt er den in tiefer Stille daliegenden Vorgarten, er öffnete die Tür zum Flur und schrak schier zusammen ob des ängstlich hellen Tones, den die Klingel vernehmen ließ. Hastig schritt er durch das Vorhaus; das war so rein gehalten mit seinem roten Ziegelboden, mit seinen weißen Wänden, an denen die Milchkübel hingen, ein so behaglicher Duft drang aus der Küchentür, und die große Hängelampe gab ein so freundliches Licht, daß der arme Jude dabei seufzend seiner Wohnung gedachte. Die Hoftür stand offen; er sah den großen Raum dunkel vor sich liegen, mit den Stallungen, die ihn umsäumten, und aus denen das dumpfe Brüllen der Kühe und das Klirren ihrer Ketten herübertönte. Er ging durch die Gesindestube; Knechte und Mägde hatten ihr Abendbrot beendet und saßen schwatzend beisammen. Eine Magd erhob sich und geleitete die beiden Fremden durch ein unbeleuchtetes Zimmer in die gute Stube, wo der Bauer mit dem Pastor am Tische saß und politisierte.

Lazar Bermann blieb mit unterwürfigem Gruße an der Tür stehen; so einfach der Hausrat auch war, auf die kleine Fanny machte er einen überwältigenden Eindruck. Das Zimmer war so groß und schier zu niedrig für die Einrichtung, die hochlehnigen Eichenstühle, den großen massigen Tisch. Mit einem Blicke übersah

sie alles. Trotz ihrer Müdigkeit, die sie zwang, sich an den Rock des Vaters zu klammern, prägte sie sich alles ein; das Klavier in der Ecke, das offen stand und an dem der Lehrer mit einem hochgewachsenen blonden Jungen saß, das ernste Gesicht der Frau, die zuhorchend dabei stand, die hochmütige Dreistigkeit, mit der sie der andere, größere Knabe musterte, selbst die Demütigung empfand sie, die darin lag, daß man sie stehen ließ, und das kühle Kopfnicken des Bauern. Sie sah das Maß in jeder Bewegung der Bäuerin, die Sauberkeit in allem und jedem und verglich's in raschem Geiste mit den Zuständen zu Hause.

„Ich habe Euch rufen lassen, Bermann," hub der Bauer an, „weil ich mit Euch zu reden habe. Es ist eine dumme Geschichte. Ihr seid der einzige Jud' im Orte — und Ihr seid ein anständiger Jud'. Aber Ihr habt eine Tochter, und es geht nicht, daß die aufwächst wie eine Heidin oder ein Kalb, wenn sie auch nur ein Judenmädel ist. Nun haben wir unsere Schulen für uns und unsere Kinder gemacht, die wir Christen sind. Aber es hilft nichts, Eure Tochter muß auch hineingehen."

Er schenkte aus der Flasche, die auf dem Tische stand, sich und dem Pastor ein Glas ein und wollte weiter reden.

Frau Marianne hatte bisher schweigend zugehört. Nun aber schritt sie raschen Ganges auf den Juden zu, stellte zwei Stühle zum Tische, füllte ein drittes Glas und sprach, auf ihren Mann weisend: „Er ist nicht müde und weiß nicht, daß Ihr müde sein müßt. Trinkt, ehe Ihr redet."

„Sie hat recht," sagte der Bauer. „Ihr müßt müde und durstig sein. Es wird auch ein weiter und beschwerlicher Weg für das Kind, und sie ist schwach. Aber das Gesetz will es so, und ich muß dazu sehen, daß es befolgt wird. Geh hin, Kleine, das ist der Herr Lehrer, und das sind Deine Kameraden von morgen an."

Fanny erhob sich und näherte sich schüchtern dem Klavier. Der Junge, der bis dahin gespielt hatte, stand auf und bot ihr die Hand. Sie nahm sie scheu und verwundert; als ihr die Bäuerin glättend übers Haar strich, war ihr ganz eigen zumute. Sie fühlte sich befangen, und doch tat ihr die Berührung wohl, hätte gern ein paßliches Dankwort gesagt, aber ihr war's, als schnüre ihr etwas die Kehle zu. Dazu lag ihr noch der weite Weg in den Gliedern, und sie war hungrig. Durch das still aufkeimende bessere Gefühl drang sieghaft der alte Neid. Die hatten gut freundlich sein und ihnen brauchte vor dem Wege in die Schule nicht zu bangen; sie waren wohlgekleidet, und kein Stein der Landstraße schnitt ihnen durch zerrissene Sohlen in das Fleisch der Füße, und zu Hause wartete ihrer eine Mutter. Sie schämte sich ihres rissigen Kleides, sie fühlte sich häßlich und verwahrlost.

Die Bäuerin nahm sie bei der Hand: „Das ist der Gustav, und der andere da heißt Georg. Ihr werdet euch wohl vertragen? Gustav wird dir Bücher leihen, was du so brauchst. Du wirst doch nicht lange bei den Fibelmädeln sitzen bleiben, siehst viel zu hübsch und zu gescheit dazu aus. Wenn du auch das Vaterunser nicht mitbeten kannst, dein Vater ist der im Himmel doch so gut, wie er es diesen da ist. Und wenn's dir zu weit

ist nach Hause im Winter, darfst immer herkommen — aber kämmen mußt dich und waschen. Na, wenn ich deine Mutter wär'! Jetzt geh, ich werd' dich zum Lehrer und zum Herrn Pastor führen, küss' denen die Hand und geh heim. Und so brav!"

Lazar Bermann war fort. Auch Pastor und Lehrer waren gegangen. Die Kinder waren zu Bette geschickt, über dem weiten Hofe lagerten die Nacht und das Schweigen. Der Bauer hatte seine letzte Pfeife ausgeraucht, klopfte sie bedächtig aus und erhob sich schwerfällig: „Gehen wir schlafen, Mariann'! Was du aber gutherzig bist, und gar bei dem Judenkinde, Mariann'!" Sie kehrte sich rasch: „Erbarmt dich eine Waise nicht, Lohner?" „Waise? Sie hat doch noch beide Eltern!" „Und willst du, daß deine Kinder solche Eltern hätten, Lohner?" „Meine Kinder?" Er sann eine Weile nach und schwieg; „meine Kinder? Nein!"

IV

Wenn nach beendeter Schulzeit die Kinder ausschwärmten wie weisellose Bienen, wenn das ganze Dorf widerhallte vom lustigsten Lärmen fröhlicher Stimmchen, wenn das ungebundenste Treiben sich verbreitete vom Schulhause bis zum Gemeindeanger, ging Fanny Bermann still nach Hause. Viele Kameradinnen hatte sie, und doch war sie im Grunde noch so einsam und verlassen wie je.

Anfangs hatte das eine oder andere Kind den Versuch gemacht, Kameradschaft mit dem neuen Judenmädchen zu schließen. Aber alle waren bald davon abgestanden; sie zu necken aber wagte man auch nicht, denn sie hatte zwei mächtige Gönner an den Söhnen Lohners. Sonst war die Uneinigkeit der beiden Lohnerbuben sprichwörtlich gewesen; aber wenn irgend wer der kleinen Fanny weh getan hatte, dann konnten sie ihre ewigen Zwistigkeiten vergessen und gemeinschaftliche Rache an dem Beleidiger nehmen. Freilich vielleicht nur, um unmittelbar nachher selber über die wichtige Streitfrage ins Raufen zu kommen, wer die derberen Püffe ausgeteilt habe.

Oft forderten sie die Kleine auf, mit ihnen auf die Erbrichterei zu kommen. Sie war nie dazu zu bewegen, so wenig als sie die Einladung eines anderen Schulkindes je annahm. Und so ließen denn bald alle die sonderbare Schulgenossin ungeschoren; denn das Kind verträgt alles und kann sich allen befreunden, nur herbe Verschlossenheit ist seinem innerlich offenen und wahren Wesen unfaßlich und ungemütlich.

Frau Mariannens Weissagung hatte Fanny bald gerechtfertigt. Nur kurze Zeit war sie bei den Fibelmädchen gesessen, um sie bald mit raschem Geiste zu überholen. Dabei blieb ihr der Lehrer doch, bei allem Stolze auf seine beste Schülerin, abhold; das Unkindliche in ihrem Wesen, ihr Mangel an Schmiegsamkeit im guten Sinne stießen ihn ab. Nie war sie zur Ueberzeugung eines Unrechtes zu bringen; wurde sie bestraft — es kam selten genug vor — dann trug sie's trotzig und schweigend, wie man schwere Unbill erleidet. Auch

bei der härtesten Züchtigung — und einmal schlug er sie ganz grimmig, durch ihr stetes Schweigen gereizt und in förmliche Wut gebracht — weinte sie nicht, niemals mindestens laut. Ihre Tränen flossen still, ohne daß sich ihr Auge senkte. Noch immer war sie die Schlechtest-gekleidete; aber alles an ihr war von peinlichster Sauberkeit; jene wenigen Worte Frau Mariannens und die Kränkung, vor fremden Leuten von einer Fremden eine solche Zurechtweisung empfangen zu haben, hatten die nachhaltigste Wirkung auf sie geübt. Frau Rosalie sah es mit stumpfsinniger Verwunderung, wie sich das Kind noch vor Tagesanbruch erhob, um an sich und seinem Kleidchen zu säubern und zu bessern, was irgend möglich war. Sie bestaunte ihren unermüdlichen Fleiß, aber sie ließ die Kleine mindestens gewähren.

Es war kein Glück für Fanny gewesen, daß sie zur Schule kam. Ihr Verstand wuchs, gewiß; aber je erfreulicher er sich entfaltete, desto minder konnte sie sich mit den Zuständen zu Hause befreunden. Durch den Umgang mit Wohlhabenderen ging ihr der Geschmack an der Zierlichkeit des Lebens auf, aber der heimische Schmutz war ihr desto unerträglicher geworden; seitdem sie sah, was andere besaßen, empfand sie doppelt, was ihr gebrach. Dazu war ihr Geist wesentlich erwägend und verneinend, im Gegensatze zur sonstigen Glaubensfreudigkeit kindlicher Art. Sie prüfte jede neuartige Erscheinung nicht, wie es sonst Kinder des reifenden Alters pflegen, auf ihre Verwandtschaft, sondern auf das, was ihr darin befremdlich war, und fand fast immer zuerst das Feindselige heraus. Beim „Vater unser" dachte sie nicht an den e i n e n guten Gott, der seine Sonne

Gerechten und Ungerechten aufgehen läßt, sie dachte an einen Gott, der ihr feindlich war, an dem sie bestenfalls kein Teil hatte. Wenn am Schulschlusse von allen Kindern das „Ein feste Burg" angestimmt wurde, schwieg sie; aber in tiefster Seele empfand sie die Scheidung zwischen sich und allen anderen, empfand sie ihre Vereinsamung. Nicht einmal mit Schmerz, der kann zu Gutem führen; nein, mit ingrimmigem Neide gegen alle die, welche einer Gemeinschaft angehören, aus der sie ausgestoßen war, ohne daß sie wußte, warum. Als sie dann bei dieser Feier mit einem jener Geschenke bedacht ward, die unter die bravsten Kinder ausgeteilt wurden, stimmte sie in die Freude der anderen nicht ein. Die hatten ihre Eltern da, die sich des Fleißes und der Fähigkeiten ihres Kindes erfreuten und sie ihm mit Liebkosungen vergalten; sie aber war allein gekommen, wie sie gehen mußte. Deutlich fühlte sie dabei, wie ihre Freude über diese Auszeichnung lange nicht so groß war, als es ihr Ingrimm gewesen wäre, hätte man sie ihr vorenthalten. Und das verdarb ihr selbst diesen einen frohen Augenblick.

War es aber, weil sie diesen Tag doch fröhlicher war als sonst, sie ging diesmal mit Frau Marianne und den beiden Lohners, die aus der Schule traten. Sie verbrachte den Tag auf der Erbrichterei.

Das erstemal in ihrem Leben saß Fanny an einem reinlich gedeckten Tische und trieb sich nachmittags mit den beiden Buben in Wald und Feld um. Frau Marianne sah mit Vergnügen, wie die Wangen ihres Schützlings sich röteten und Fannys Auge sich aufhellte, wie sie beinahe lustig wurde. Aus der Freundlichkeit, mit

der ihr an diesem Tage alle, selbst der strenge und stolze Erbrichter, begegneten, war in Fanny der Gedanke aufgekeimt, wie es doch ein Mittel gebe, sich über ihr Elend zu erheben. Die Macht und der Wert ihres Verstandes waren ihr klar geworden.

Aber selbst dieser kurze Augenblick reinen Wohlbehagens sollte ihr nicht unvergällt bleiben. Heimgekehrt empfing sie kein Wort freudigen Grußes; die Mutter hieß sie mit Schelten, der Vater mit Schlägen willkommen. Niemand hatte sie in ihrer Religion unterwiesen, aber sie mußte dafür büßen, daß sie eines ihrer Gebote übertreten, daß sie beim Christen gegessen hatte. Mit gewohnter Schweigsamkeit ertrug sie es; aber der Groll gegen ihre Eltern fraß sich tiefer in ihr Herz, und sie war verschlossener als je. Mehr und mehr hefteten sich ihre Gedanken auf die Landstraße, öfter erwog ihr Geist die Flucht aus ihr unerträglichen Verhältnissen, gleichviel, wohin sie gehen mochte. Neben und über ihrem Verstande begann eine unklare und lüsterne Phantasie ihr Spiel mit ihr. Keine Arbeit, wie sie sonst die Kinder der Landleute verrichten müssen, gab ein Gegengewicht. Ihre Eltern besaßen weder Vieh noch auch nur ein Stückchen Land, das ihr Gelegenheit, die Arbeit zu lernen, und ihrem Innenleben Ablenkung geboten hätte. Sie führte ein Leben voll träumerischen Müßigganges; mit niemandem ging sie mehr um, jede Berührung wies sie scheu zurück. Lud Gustav Lohner sie einmal wieder am Fenster pochend ein, auf das Feld mitzulaufen, dann schüttelte sie verneinend den braunen Kopf. Still sah sie das Laub der Bäume fallen und im Winde verwehen; das Spiel des verfliegenden Staubes betrachtete

sie, und etwas von der ewigen Unruhe der Natur befiel und bemeisterte sie und ihr Herz.

V

Wenn man Fanny Bermann gefragt hätte, wie lange sie so dahin lebte, sie hätte kaum eine Antwort geben können. So gleichförmig folgten ihre Tage auf einander, so ähnlich in ihrem ewigen Einerlei. Jahre waren es, daß sie im Dorfe lebten. Aber nicht ein tieferes Gefühl entkeimte ihr; keine Liebe zu der Scholle, auf der sie lebte, zog in ihre Seele, keine Herzlichkeit kam in ihr Verhältnis zu Vater und Mutter. Sie fühlte sich heimatlos, und manchmal beschlich sie ein Heimweh. Ein schreckliches Gefühl, zumal wenn man nicht einmal weiß, wo man zu Hause ist. Täglich entfremdete sie sich Vater und Mutter mehr, immer weniger verstand sie die Lebensführung ihrer Eltern, immer losgelöster fühlte sie sich je länger sie zur Schule ging, von dem Glauben, dem sie einmal angehörte.

Gustav Lohner war aus dem Dorfe gegangen — das war das einzige Ereignis im Herzen der Kleinen in dieser ganzen Zeit. Er war derjenige ihrer Kameraden, dem sie noch am meisten zugetan war. Es gab sogar Tage, an denen sie den hübschen, blonden, fröhlichen Burschen nahezu gerne hatte. Freilich nur so lange, als sie sich seiner Vorzüge nicht klar bewußt war; von diesem Augenblicke an neidete sie

ihm dieselben viel zu sehr, als daß nicht diese Empfindung jedes warme Wort und jede warme Regung hätte ersticken sollen. Uebermächtig waren Neid und Eigenliebe in ihr erwachsen. Selbst jede Dankbarkeit gegen Frau Mariannen ertöteten sie. Und doch war die stolze Frau einmal im Zöllnerhäuschen erschienen, um nach ihrem kranken Schützling zu sehen. Ein Aufsehen erregendes Geschehnis für das ganze Dorf und ergiebiger Gesprächsstoff für lange Zeit für Frau Bermann und ihre Konventikel, und ein Umstand, der Fanny erhöhte Wichtigkeit in den Augen ihrer Mutter verliehen hatte. Freilich wäre sie von diesem Besuche vielleicht minder erbaut gewesen, wenn sie hätte hören können, was Frau Marianne daheim dem Schulzen über die „Judenwirtschaft“ sagte.

Bald darauf war Gustav fort in die nächste Gymnasialstadt. Getreulich gedachte sie dieses Tages; sie war zum Schlagbaum getreten. Es regnete unermüdlich und mit einer gewissen Gründlichkeit; die Tropfen der Dachtraufe fielen schwer auf ihr bloßes Haupt und rollten über das blasse Gesicht, daß es schier aussah, als weine sie stille Tränen. Aber sie kam sich selber so bedauernswert vor, daß in ihrem Herzen kein Raum für fremdes Leid war. Gustav hatte am Ende Ursache zum Kummer, er schied von der Heimat; sie aber, die sich glücklich gefühlt hätte, wenn sie fort hätte dürfen, sie war an die Scholle gebunden. Was widerfuhr ihm schließlich gar so Großes? Wo immer er hinkam, mußte er Freunde finden. Wer hätte dem schönen Burschen auch abhold sein können? Sie aber empfand ein neues Herzeleid, sie fühlte sich häßlich. Denn darin bestand

die ganze Beachtung, die ihr die Mutter neuerdings angedeihen ließ, daß sie in stete Klagen über die Häßlichkeit ihres Kindes, in laute Verwunderung, woher es die wohl haben möge, ausbrach. Von ihr nicht, gewiß nicht! Ihr waren die feinsten Herren ihrer Heimatstadt zu Füßen gelegen. Und die kleine Fanny kränkte sich arg darüber, daß ihr Schönheit, dieses Himmelsgeschenk, versagt geblieben war. Es mußte wohl etwas Herrliches darum sein, wenn es genügt hatte, selbst ihrer Mutter Bewunderung und Liebe zu erwerben. Noch war es ihr unklar, worin diese Macht der Frauenschönheit liege, aber ihr Fleiß ließ nach, seitdem sie von dieser Vorstellung ergriffen war. Ihre Mutter hatte nie etwas gelernt, gewiß nicht, und doch hatte sie die herrlichsten Anträge erhalten und hätte das glänzendste Glück machen können.

Je älter aber Frau Bermann wurde, mit desto mehr Vorliebe behandelte sie dieses Thema. Und zeitweilig befliß sie sich dabei einer Deutlichkeit, die nur zu bald auch den letzten Schleier vom Auge ihrer Tochter reißen mußte. Fanny ging nunmehr das letzte Jahr zur Schule und war ohnedies aus einem frühreiferen Stamme, als die germanischen Bauernkinder. Jene unklaren Gefühle begannen in ihr zu gähren, die desto heftiger auftreten, je minder elterliche Sorgfalt und körperliche Arbeit ihnen entgegentreten. Frau Bermann aber sprach höchst offenherzig: es waren ja lediglich Frauen, die ihr zuhörten, und — das Kind. Daß das Kind nicht mehr so ganz Kind war — nun, ihre Schuld war es sicher nicht, wenn es so lange währte, ehe Fanny wußte, warum sie sich Schönheit wünschte und ehe sie eine be-

stimmte Vorstellung mit ihrem Stoßseufzer: „Bin ich erst groß und schön" verbinden konnte.

Fanny war minder menschenscheu seither. Besaß irgend eine ihrer Altersgenossinnen die große Kunst, sich Liebe zu erwerben, dann suchte sie ihren Umgang. Sie studierte ihr Benehmen, sie erwog immer wieder die Frage, worin wohl der Zauber ihrer Anmut und Liebenswürdigkeit liege. Das aber, was sie ihr abguckte, suchte sie nachzuahmen. Es war zwar nicht wahre Anmut, was sie dadurch erwarb, denn die geht nur darum zum Herzen, weil sie aus einer harmonischen Seele stammt, aber es wurde mit der Zeit ein ganz annehmbarer Ersatz dafür. Dazu hatte sie gerundete Bewegungen, die ihr auch während der Zeit ihres Wachstums blieben, und im Gegensatze zu den ungeschlachteren Dorfkindern kleine Füße und Hände von seltener Zierlichkeit, mit denen sie beim Sprechen bedeutsam lebendig zu agieren wußte, was einen ganz angenehmen Gegensatz zu ihrer sonst so ernsten Haltung gab. Auch des Wortes war sie mächtiger, als irgend eine Genossin. Kurz, es ging eine große Wandlung zum Gefälligeren in dieser Zeit an ihr vor, die leicht bestechen konnte und wohl geeignet war, auch eine Frau von bedächtigem Urteil und bedeutendem Scharfblick, die Schulzin etwa, zu gewinnen und einzunehmen. Und Frau Lohner verfehlte auch nicht, sich dieser Umwandlung herzlichst zu freuen und vielfältig ihr Interesse an dem Mädchen zu erweisen. Gelegenheit bot sich genug; denn Fanny war jetzt, zumal in den Sommermonaten, schier täglich gern gesehener Gast auf der Erbrichterei.

Nach den Pflichtbesuchen bei Pastor und Lehrer —

Familienanhang hatten die Lohner nicht — war Gustavs erster Weg in den großen Ferien unabänderlich zum Häuschen unter den Pappeln. Anfangs lediglich auf Wunsch seiner Mutter, zu der er in einem ganz eigentümlichen Verhältnisse stand. Auf ihr Andringen hatte der erblose jüngere Sohn studiert, auf ihren Wunsch war er nicht an das ferne evangelische Gymnasium nach Teschen gesandt worden. Das alles wußte er wohl, und doch konnte einem oberflächlichen Beobachter das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn kühl erscheinen. Selten schrieb er nur; eine eigentümliche Unbeholfenheit im Gedankenausdruck behinderte ihn daran. Auch beim Heimkommen gab es kein Händeküssen und keine Liebkosungen; erst wenn der Wagen mit Gustav vor dem Tore hielt, ging ihm die Schulzin entgegen. Ein kurzes „Grüß Gott, Gustav, warst brav?" war sein ganzer Willkommen. Und doch stak der große Junge, wie er auf den Boden seiner Väter trat, schier den ganzen Tag hinter der Mutter. Ihr brachte er seine Zeugnisse heim, ihr beichtete er alle seine kleinen Leiden. Ein Ton herzinniger Zärtlichkeit und höchster gegenseitiger Achtung herrschte zwischen ihnen. Wenn die Mutter von den Studien ihres Sohnes sprach und wie schwer ihm die werden müßten, denn sein Kopf sei nicht der rascheste, so lag ein echt mütterlicher Stolz in den Worten. Und so ging denn Gustav lediglich seiner Mutter zuliebe jeden ersten August den endlosen Weg durch das ganze Dorf, um eine Einladung vorzubringen, die nie angenommen wurde. Er hätte Frau Mariannen ganz andere Opfer gebracht, als einen Besuch bei einem Menschen, an dem ihm eigentlich nichts lag. Was konnte

am Ende auch ein bald achtzehnjähriger Junge mit einem Kinde, das noch in die Schule ging, gemein haben?

Immerhin, als sie endlich seiner Aufforderung folge leistete, war er doch erfreut. Nun hatte er eine Gespielin, denn auch er war etwas vereinsamt. Ins Dorf kam er selten herunter, sein Bruder Georg war im Hofe vielgeschäftig und sah im Jüngeren nichts als einen Tagedieb und Taugenichts. Er empfand die tiefere Neigung, welche die Mutter dem Jüngeren entgegenbrachte, mit mißgünstigem Neide. Die Knechte, die Georg scherzhaft vorgreifend „Bauer" hießen, nährten seinen Hochmut. Er suchte sich für die Ueberlegenheit Gustavs, die er selber empfand, dadurch schadlos zu halten, daß er ihn jetzt schon seine künftige Uebermacht empfinden ließ. Ueberhaupt, nicht bloß die höhere Bildung Gustavs ärgerte ihn, auch an Gewandtheit und Stärke war der Jüngere bevorzugt. Dies war ein Unrecht; wie durfte Gustav vor dem Erbsohne, dem von allem von Rechtswegen das größere Ausmaß gebührte, etwas voraus haben wollen? Frau Mariannens ganzer Einfluß war vonnöten, um ernstere Raufhändel hintanzuhalten. Wenn sich die Brüder zuweilen in halb scherzhaftem Ringkampfe maßen, dann empfand es die Mutter und auch Fanny fühlte es klar, wie der geringfügigste Anlaß den alten Kinderstreit in todesgrimmen Haß wandeln konnte. Keineswegs konnte es hier so werden, wie es sonst wohl Brauch der Landschaft war; nach dem Tode der Eltern konnte Gustav nicht mehr auf dem Hofe bleiben. Zum Knechte, und das war seine Stellung von Rechtswegen, taugte der nicht,

der den mindesten Uebergriff des Aelteren mit solcher Entschiedenheit zurückwies, so wenig als Georg der Mann dazu war, sein Erstgeburtrecht nicht zu mißbrauchen. Er war kein eigentlich schlechter Mensch. Aber was die Dorfschmarotzer dem reichen Erbsohne gegenüber taten, das verlangte er von jedem: unbedingte Anerkennung seiner Autorität. Er ließ sich seine Wohltaten teuer bezahlen, mit dem Aufgeben jeder Selbständigkeit. Wer aber das nicht wollte, den verfolgte er mit offenem oder auch jahrelang schleichendem Haß, der nur die gebotene Gelegenheit erharrte.

Frau Marianne mochte sich immerhin Glück wünschen, durch Gustavs Studium die Möglichkeit von Mißhelligkeiten tunlichst beseitigt zu haben; Eine gab es, die ihre Hoffnung keineswegs teilte. Fanny sah mit einer Art grimmiger Freude das Unheil, das sich im glücklichsten Hause des Dorfes bereitete, ahnte von vornherein trübe Tage und ernsten Bruderzwist. Jedermann kann nur nach seiner Seele in der anderer lesen; so hatte sie zu Georgs Geist den trefflichsten Schlüssel und verstand wohl, wie er sich durch Gustavs größere Gaben trotz aller Vorteile, die ihm zugefallen waren, verkürzt fühlte. Sie sah aber auch die reiche Geschäftigkeit, welche die Ernte auf Lohners Gut brachte, die Fülle des Segens in Flur und Scheune. Sie fühlte, wie sie sich nie von solchem Besitze trennen könnte, hätte sie nur das mindeste Anrecht darauf; und Gustav, der wegen eines Altersunterschiedes von zwei Jahren dem strengen Brauche der Landschaft zufolge erb- und rechtlos war, sollte willig und kampflos entsagen? Undenkbar schien ihr solches. Freilich mußte dem heimlosen

Sprossen des schweifenden Geschlechtes dies ebenso unfaßlich erscheinen, wie die ganze festgefügte und zwingende Sitte eines Stammes, der seit Jahrhunderten auf der Scholle sitzt und mit ihr verwachsen ist.

VI

„Steh auf, Fanny!“

Es war zu mitten der Nacht, einer schwülen, kurzen Sommernacht, als dieser Ruf in ihre Träume drang.

„Was gibt's, Vater?“

„Steh auf, Fanny, die Mutter will sterben.“

Fanny erhob sich auf ihrer Kiste. Das Haar strich sie sich aus den schlafgeröteten Augen und zog das Hemd über der Brust zusammen, die ahnungsvoll zu schwellen begann; im nächtigen Dunkel trat sie an den Stuhl, auf dem die Mutter lag und schwer röchelte. Neben ihr stand der Vater; gespenstig blaß war sein hageres Gesicht. Die Oellampe hinter dem Fenster flackerte kurz und wie ängstlich.

„Faß' an!“ Sie ergriff die Mutter bei den Füßen, der Vater umfaßte den Leib. So trugen sie den Körper zu dem einzigen Bette. Es waren kaum zwei Schritte; aber schwer und totenstarr war der Leib, an dem sich nichts mehr regte, als die Brust, die mühselig nach Luft rang. Der Schweiß trat auf die Stirne des Mädchens.

„Laß die Kette los.“

„Warum, Vater?“

„Mach' die Schranke auf, sie soll einmal in Frieden sterben dürfen!"

Der Vater schlug seine Psalmen auf und las mit halbgedämpfter Stimme darin. Manchmal fiel eine Träne auf die vergilbten Blätter. Vom Bette her klang es wie schweres Stöhnen, vor dem Fenster rollte ein Lastwagen vorbei; die Hufe der Pferde klapperten auf der Chaussee. Von den Feldern herüber tönte der klagende Ruf der Nachtschwalbe. Das Zwielicht begann seinen Kampf mit dem Grauen einer sternlosen Sommernacht und erfüllte die Stube mit geisterhaftem Schimmer. Wenn sich die Sterbende im Bette wandte und tat, als wolle sie sprechen, stand Lazar von seinem Buche auf und fragte trüben Tones nach ihren Wünschen. Fanny wunderte sich über die tiefe Trauer in jedem Worte des alten Mannes. Die Frau hatte ihn geschmäht und herabgesetzt in den Augen der Leute, und doch, in seinen Augen standen Tränen, wenn er dann weiter betete. Und sie konnte so ruhig sein dabei! Sie bemerkte gedankenlos die schrecklichen Wandlungen, die der Tod im Gesichte der Mutter hervorbrachte. „Kein Wunder" — dachte sie — „wenn man den Tod fürchtet. Er macht ja so häßlich!" Sie sah, wie die Nase ihrer Mutter immer spitzer und schärfer hervortrat und wie etwas Fremdes sich um ihren Mund lagerte. Und doch kam kein Grauen in ihre Seele; das alles beobachtete sie nicht etwa teilnahmlos, denn es interessierte sie höchlich, aber ohne tiefere Erschütterung, ohne jedes heilige Erbeben, mit dem der Tod eines geliebten Wesens den Menschen erfaßt. Nur unheimlich ward ihr zumute, so totenstille dasitzen zu müssen und so wehrlos gegen die

entsetzliche Gewalt, die ihre Mutter umkrallte. Sie erinnerte sich des Beginnes der Krankheit; seitdem Fanny aus der Schule getreten war, hatte Frau Rosalia gekränkelt und viel gehustet. Dann hatte Fanny die Wacht am Mautschranken gehalten; und merkwürdig, ihr fiel jetzt jedes der fuhrmannsmäßig feinen Komplimente mit den Wünschen für recht lange Krankheit der Alten ein, die sie anhören mußte. Dann dachte sie daran, wie jetzt Gustav Lohner bald heimkehren mußte. Ein Jahr lang hatte sie ihn nicht gesehen, er stand ja vor dem Abiturientenexamen. Was der wohl zu den Veränderungen an ihr sagen würde? Wenn nur die Mutter nicht stürbe! Sonst mußte sie das Hauswesen führen und die Verantwortung für die Mißwirtschaft fiel auf sie zurück; nur zu leicht konnte sie dadurch bei Frau Mariannen mißliebig werden. Ein empfindliches Unbehagen befiel sie bei dem Gedanken.

Die Lampe hinter dem Fenster begann übelriechend zu erblassen. Es wurde immer heller; schon strich der Morgenwind um ihre Stirne, als sie das Fenster öffnete, um das armselige Licht dahinter zu löschen, und der Morgen ward röter und röter. Nicht eine Wolke stand am Himmel. Da hörte sie plötzliches Geräusch. Sie wandte sich rasch; jeder Zug im Gesichte ihrer Mutter erstarrte, das Auge ward stier, in das vertraute Antlitz kam etwas Schreckliches, Steinernes. Jäher und unvermittelter Schrecken befiel Fanny, sie schrie auf: „Vater, sie stirbt!“ und beide stürzten zum Bette. Dann noch ein kurzes, angstvolles Harren auf das letzte Röcheln, das letzte Atemholen, bis der Vater mit tönender Stimme seine Anrufung des ewig Einzigen in den jun-

gen Morgen rief. Mit abgewandtem Gesichte stand sie dabei; nun wußte sie es: die Mutter war tot.

So lang wie dieser Tag war ihr noch keiner erschienen. Eine Häuslerin leistete ihr Hilfe beim letzten, traurigen Geschäfte. Der Vater hatte sein Gewand zerrissen und hielt die gebotene Trauer. Auf den Boden war Stroh gespreitet worden, ein reinliches Laken deckte man darüber; darauf lag die Tote. Der Wind drang durch die offne Tür und rührte an ihren Gewändern, daß es beinahe wie lebendige Bewegung aussah. Den ganzen engen Raum hatte der Tod für sich in Anspruch genommen. Fanny war müde von der durchwachten Nacht; aber sie wußte nicht, wie sie Raum für einen kurzen Schlummer gewinnen sollte. Im Lehnsessel hatte es die Mutter gepackt, auf dem Bette war sie gestorben, neben ihrer Kiste lag sie. Dabei überkam es sie wie Zorn über die ungelegene Zeit dieses Todesfalles; gerade jetzt, wo das Erntefest vor der Tür stand, mußte sie sterben; das zwang sie wohl, zu Hause zu bleiben. Dann drängten sich Besucher, jedermann im Dorfe meinte, ihr etwas Tröstliches sagen zu müssen; wenn sie fast keine Antwort gab, schrieb man es auf Rechnung ihrer zu großen Trauer. Sie aber empfand nur ein dumpfes Gefühl, seltsam gemischt aus Kummer — denn die Mutter hatte bei all ihren Fehlern trefflich verstanden, das Wenige zu Rate zu halten, und sie traute diese Gabe weder sich, noch ihrem Vater zu — Aufregung und Aerger über sich selbst und ihren Stumpfsinn. Immer wachsend, war dieses Gefühl so stark, daß ihr Tränen ins Auge schossen. Später wurde dann der Sarg gebracht; sie konnte dabei nicht helfen, als man

Frau Rosalia hineinlegte; die Hammerschläge fielen wuchtig widerhallend auf den Deckel, klangen ihr gellend in die Ohren und taten ihr recht eigentlich weh.

Tags darauf kamen Frau Marianne und Georg. Lazar hatte die Leiche auf einen Bauernwagen laden lassen und war damit in die nächste Stadt gefahren, denn sie sollte unter Juden begraben sein. Fanny war allein geblieben; nur gelegentlich rief ihr ein Vorübergehender ein paar Trostworte zu; kein Besucher kam mehr, denn die Ernte war in vollem Gange. Daß die Schulzin zu solcher arbeitsvollen Zeit Muße für einen Besuch gewann, war ein Zeichen hoher Gnade. Mehr als sonst nahm sich Fanny zusammen. In ihrem Inneren empfand sie stolze Genugtuung über diese Auszeichnung; sorgfältig hütete sie sich daher vor jedem Worte und jeder Bewegung, die verräterisch werden konnte. Sie besorgte stets, sie könne zeigen, wie wenig sie wirkliche Trauer empfand; sie schwieg also fast immer und weinte viel, innerlich erstaunt, woher ihr wohl die Zähren in so reichem Maße zu Gebote stünden. Sie hatte auch die Genugtuung, daß Frau Lohner freundlicher als je mit ihr war, und sie aufforderte, tunlichst oft auf der Erbrichterei zu sein. Dabei bemerkte Fanny mit stiller Verwunderung, wie liebenswürdig sich Georg ihr gegenüber benahm; nur daß sie sich über den Grund dieser Wandlung im Wesen des stolzesten und hochfahrendsten Bauernburschen nicht klar werden konnte. Im letzten Jahre waren sie freilich nie in Berührung gekommen, und in der Schule wie bei ihren Besuchen war er ihr stets freundlich begegnet. Aber sie verglich ihn im Stillen mit Gustav, und das war sein Vorteil keines-

wegs. Gustav hatte eine Art Anmut und jenes sichere Benehmen, wie es höhere Bildung und der Umgang mit Besseren verleihen, während Georgs Liebenswürdigkeit stets zu fragen schien, ob der Beglückte auch ihren ganzen Wert zu würdigen wisse.

Nach wenigen Tagen erschien auch Gustav; er war liebenswürdig und gewinnend wie immer. Aber Fanny war nicht mehr von der alten Unbefangenheit, selten kam sie auf den Hof; desto häufiger erschien er im Zöllnerhäuschen. Dann erzählte er Fanny von den schweren Mühen des vergangenen Jahres und der vielen Arbeit, die nunmehr hinter ihm lag. Ueber seinem ganzen Tun und Sprechen lag das zarteste Mitleid mit der Mutterlosen, und oft versicherte er sie, wie stark er ihren Verlust begreife. Daß er dem Mädchen mit derlei Beteuerungen lästig wurde, merkte er nicht; in seiner ehrlichen Seele war nicht Raum für den Gedanken, daß irgend jemand bei solchem Falle nicht schneidendste und tiefste Trauer empfinden müsse. Von diesem Gesprächsstoff wußte sie ihn abzulenken; aber wenn er dann von dem herrlichen Leben sprach, das nunmehr seiner harre, dann horchte sie auf. Er sollte nun nach Wien, Agronomie studieren. Acht lange Jahre hatte er sich's sauer werden lassen, hatte sich geplagt und gemüht — nun wollte er leben. Die ganze Jugendkraft seines fröhlichen, unverdorbenen Geistes lag darin, wenn er von den Wundern der Weltstadt sprach, von dem Strome des Lebens, aus dem er bald den ersten, berauschenden Zug zu tun hoffte. Aber er werde sich nicht verbummeln, gewiß nicht, er werde keine Schulden machen, wie die, so ihm von Wien sprachen. „Meine Mutter!" — seine

ganze Zärtlichkeit brach durch — „Meine Mutter! Soll ich mich vor der schämen?"

In den end- und zahllosen Stunden aber, die sie nunmehr allein war, erwog Fanny die Möglichkeit, gleichfalls nach Wien zu kommen. Dort war der große Markt, wo alles Anwert fand. Zwar, das wußte sie, ohne Geld oder ohne Verbindungen war dort nichts zu erreichen; aber unmöglich wäre es nicht, daß ihr Gustav werde helfen können. Der Vater war kränklich; noch eine kurze Spanne Zeit, und sie war allein, auf sich selber angewiesen. Was dann? Sich als Magd verdingen? Es schauderte ihr vor dem Gedanken, arbeiten zu müssen; sie hatte es auch nie gelernt. So ein Zöllnerleben ist nichts als Müßiggang, Aufhorchen und Rädergerassel die ganze Arbeit, höchstens noch kurze Rede und Gegenrede. Und dann, was sah dabei heraus? Sie kannte alte Mägde genug, die ihr Leben lang bei einem Bauern gedient hatten und nun das Gnadenbrot in Rinden aßen, viel zu hart für ihren zahnlosen Mund. Alltäglich gingen Taglöhner durch das Dorf — nach Wien; das Vieh, das der Bauer gemästet hatte, es fuhr auf der Bahn nach Wien; das Obst aus dem armen Hungerland in den Bergen gegen Schlesien zu, es rollte auf morschen Planwägelein nach Wien. Alles stand dorten zu Kauf, alles ward gekauft — sollte sie allein keinen Schätzer finden können?

VII

Frau Marianne mochte im Dorfe immer noch als die glücklichste Frau gelten; in Wahrheit war sie es nicht mehr, längst nicht mehr. Die Uneinigkeit zwischen ihren Söhnen griff ihr tief ans Herz, mehr noch die Verstellung, zu der sie dadurch gezwungen wurde. Denn die Außenwelt durfte es nicht ahnen, daß sich auf der Erbrichterei schwere Kämpfe abspielten, daß Frau Marianne ihren ganzen Einfluß nötig hatte, um mindestens offenen Feindseligkeiten vorzubeugen. Und was sie noch mehr bedrückte, weil es ihrer durchaus ehrlichen Natur ganz zuwider war, sie mußte auch vor ihrem Manne den Brand verhehlen, der unter der Schwelle ihres Hauses glomm.

Einmal hatte sie sich an ihn gewendet und ihm ihre Not geklagt. Er war aufgefahren; ohne sich um die Tatsachen zu kümmern, hatte er Gustav gezwungen, dem Aelteren, dem Beleidiger, Abbitte zu tun. Trotz seiner überlegenen Bildung war Gustav in des Vaters Augen dem Bruder untertan; Georg war der künftige Alleinerbe, in Georg lebten die Lohner von Kunzendorf fort, und was man dem Jüngeren zuwendete, um das wurde er an seinem Vermögen gekürzt. Wohl überhob sich Georg in seinem Siege; Gustav aber wich ihm sorglichst aus und trug diese Unbill tief empfunden, doch verschlossen in seiner Seele. Die Ferien zu Hause waren ihm verleidet. Tagelang streifte er zwecklos durch die Felder, und heimgekehrt, war er schweigsamer und zerstreuter als billig; seiner Mutter aber schien es, als ver-

berge er etwas vor ihr, als sei ein Geheimnis zwischen sie und ihren Liebling getreten.

Aber zu fragen wagte sie nicht. Mehr als irgend ein Mensch scheut der Bauer offenes Hindeuten auf wunde Stellen. Je mehr sich Gustav entwickelte, desto lieber wurde er der Schulzin. Der prächtige Junge war ein schöner Mann geworden; zwar etwas wortkarg, aber das ist überhaupt Bauernweise, ernst in seiner Lebensführung und von jenem ruhigen Auftreten, das ein Zeichen innerer Kraft und gefesteter Tüchtigkeit ist. Wenn sie ihn heimkommen sah, im Lodenrock, der dem gebräunten, offenen Gesichte so trefflich stand, in welchem sich die einzige Schmarre gar nicht übel ausnahm, die Flinte leicht über die Schulter geworfen; wenn sie seinen raschen Schritt hörte, dann erfaßte es sie wie Herzeleid, ihn enterbt zu sehen, und sie nahm sich vor, alles daran zu setzen, um ihn einer Oberhoheit zu entziehen, die so schwer auf ihm lasten mußte.

Nicht als wäre Georg Lohner eigentlich ein schlechter Mensch gewesen. Aber es war auch schwer, eine gute Seite, überhaupt etwas Bestimmtes in ihm zu finden; es sei denn seinen Hochmut und seinen Jähzorn, die maßlos waren und ihn ganz vereinsamt hatten.

Georg war nicht eigentlich geizig; denn der Geiz verbirgt seine Schätze, während er sich seines künftigen Reichtums nicht genugsam berühmen konnte; er konnte sogar verschwenderisch werden: aber fast nur, um einem anderen, ihn übertrumpfend, weh zu tun. Es ärgerte ihn genug, daß Gustav studierte; für sein Geld, pflegte er zu sagen. Aber die Mutter, das einzige Menschenkind, vor dem er einigermaßen Achtung empfand, hatte

überdies den „Bettler" lieber; um ihre Gunst hatte ihn Gustav betrogen. Und wenn Gustav schon klüger war, welches Recht hatte er, auch noch schöner, und — der Bauer legt großes Gewicht darauf — stärker zu sein, als er? Er war sich wohl bewußt, um wie viel ihm der Bruder überlegen war; was er zu leugnen nicht vermochte, dafür gedachte er sich zu gelegener Zeit zu rächen. Oder war es etwa auch in der Ordnung, daß die Knechte ihm trotz all seiner Grobheit nur widerwillig gehorchten und dem Jüngeren schier ohne Befehl gerne zu Willen waren?

Frau Marianne war Fanny Bermann sehr zugetan gewesen. Von jenem ersten Tage an, da das Kind an der Schwelle der guten Stube gestanden, bis nun, wo es anmutig erwachsen war, liebte sie dasselbe und hatte weder gutes Wort noch gute Tat an ihm gespart. Oft überkam es sie beim Anblicke des hübschen, braunhaarigen Geschöpfes wie mütterliche Zärtlichkeit, an der ja das Bewußtsein, viel und unablässig gegeben zu haben, auch wohl das Beste ist. Nun sah sie das Mädchen nicht mehr gerne und machte kein Hehl daraus; niemand wußte warum. Aber sie hatte einmal gehört, wie eine jüngere Magd den Kameradinnen von gar verfänglichen Freundlichkeiten des Herrensohnes erzählte, und von diesem Augenblicke an litt sie kein hübsches Gesicht mehr auf der Erbrichterei. Mit unendlicher Sorgfalt hatte sie jeden Anlaß zum ernstlichen Streite zwischen den Brüdern aus dem Wege geräumt; sie duldete nicht, daß sie sich irgend begegneten, wenn sie nicht zugegen war; sie gestattete nicht, daß sich Gustav im Felde zu schaffen machte — nun aber schien es ihr, als sähen

beide das Judenmädchen zu gerne. Ihr war es aufgefallen, wie eigentümlich heiser Georgs Stimme bebte, wenn er mit Fanny sprach; die Röte, die bei ihrem Anblick auf seiner Stirne verräterisch aufloderte, hatte sie gedeutet. Sie nahm befremdet wahr, wie er von ihr selbst den Widerspruch ertrug, der ihn bei jedem anderen höchlichst erbitterte. Gustav aber konnte im Gespräche mit ihr ordentlich beredt werden; von ihr zu reden, vermied er dagegen mit ängstlicher Scheu; so oft gelegentlich ihr Name genannt wurde, brach er ab oder ging aus dem Zimmer, wenn man den ihm unliebsamen Stoff nicht sofort verließ. Und in Frau Mariannen schoß der Schrecken jäh auf: Wie, wenn noch gar Eifersucht ins Spiel zwischen den Geschwistern käme? Oft verwünschte sie ihre Freundlichkeit gegen das Mädchen. An dem Maße, in dem es ihr selbst lieb geworden war, konnte sie seine Gefährlichkeit für die Männer beurteilen.

Aber Frau Marianne war nicht die Frau, die sich müßig von ihren Besorgnissen ängstigen ließ. Was an ihr lag, wollte sie tun, um auch die letzte Ursache zum Grolle für Gustav aus dem Wege zu schaffen. Sie hatte eines Tages eine lange Unterredung mit Lohner, bei der niemand zugegen sein durfte. Nach diesem Gespräche war der Schulze ungewöhnlich erregt; selbst Frau Marianne schien aus ihrem Gleichgewichte gebracht. Ein großer Grund stand damals zu Kaufe, und die folgenden Tage trat das Gerücht mit großer Bestimmtheit auf, Lohner hätte ihn erworben und er sei für Gustav bestimmt. Man sprach viel und lange darüber; man wunderte sich, wie der Schulze, der konservativste Mann der Landschaft, in eine solche Benach-

teiligung des Aelteren willigen konnte. Aber schließlich war Georg doch wieder allzu unbeliebt, als daß selbst der starrste Verfechter des Höferechtes gar zu viel dagegen gehabt und die Sache allzu sehr mißbilligt hätte.

VIII

Es war aber keineswegs bloß Frau Mariannens verminderte Gunst, wenn Fanny nicht mehr so häufig wie früher in der Erbrichterei erschien, obzwar sie über dieser einen Unbill die Erinnerung aller Freundlichkeiten und Guttaten verlor, die ihr die Schulzin in so reichem Maße zugewendet hatte. Auch Lazar Bermann hatte ihr kurzweg die Besuche bei Lohners verboten.

Er mochte ein beschränkter Mensch sein, Lazar. Aber er war auch ein anständiger Mensch, und es wollte ihm durchaus nicht einleuchten, was beim Verkehre des nunmehr erwachsenen Mädchens mit den Bauernsöhnen irgend gutes herauskommen könne. Er hatte Gustav zwar sehr gerne gehabt; er erweckte ihm die Erinnerung an seinen früh verstorbenen Sohn. Wenn er gelebt hätte — er hätte jedenfalls auch studiert — dann wäre er wohl ebenso schön und mindestens ebenso klug geworden und hätte dem Alten wohl dieselbe Achtung entgegengebracht, wie dieser Fremde. Fanny aber war ihrem Vater fremd; er hatte das Kind nicht so geliebt, wie er wohl hätte sollen; aber das war ja nur zu begreiflich. Eine Tochter hat für den strenggläubigen Juden keinen rechten Wert; sie pflanzt den Namen und

das Geschlecht nicht fort und darf nicht einmal das herkömmliche Seelengebet am Sterbetage der Eltern sprechen. Nun zahlte sie ihm diesen Liebesmangel reichlich heim. Es war gar unbehaglich in der Maut geworden; immer dringlicher und öfter meldete sich die Not. Tagelang saßen die beiden Bewohner der Hütte einander wortlos gegenüber, der Vater in seine bitteren Erinnerungen, Fanny in ihre Zukunftspläne versunken, bis dem Alten endlich das Schweigen zu viel ward und er fortging, sein übellohnendes Geschäft zu betreiben. Immer geringer war das Erträgnis des Zollpachtes; fast alle Güter gingen mit der Eisenbahn, von der unablässig schrilles Pfeifen herübertönte.

Sowie aber Lazar sein Haus verlassen hatte, erschien Besuch. Bald kam Georg, der sich auf die Kiste setzte, wortkarg Pfeifen rauchend und sich mit stierem Anschauen Fannys begnügend, bis ihm die bedeutete, daß es an der Zeit sei, zu gehen. Dann kam wieder Gustav; war der dort, dann wurde viel gesprochen, doch stets mit gedämpfter Stimme. Und wäre die Schulzin minder menschenscheu gewesen, als sie der Kummer der letzten Zeit gemacht hatte, dann hätte ihr das nicht verhohlen bleiben können, was das ganze Dorf wußte, dann hätte sie sich aber auch den immer steigenden Haß der Geschwister und das Geheimnis erklären können, das entfremdend zwischen sie und Gustav getreten war.

Ein Stück Weges hinter dem Zöllnerhause verließ der Mühlbach die Dorfgemarkung. Sorgfältig gepflegt wuchsen hier Korbweiden und ließen zwischen sich und dem seichten Gewässer einen schmalen Rand frei. Wenn Lazar nicht ausgehen konnte, verschwand Fanny oft

auf einige Zeit und traf hier bald Georg, bald wieder Gustav Lohner. Denn sie war unparteiisch und hatte die Aufrichtigkeit ihres Vaters; sie verhehlte keinem die Bewerbung des anderen. Sie wußte eben nur zu gut, wie es ihren Wert bis ins Ungemessene steigerte, daß die ewige Eifersucht der beiden auch hier im Spiele war. Keiner gönnte ihren Besitz dem anderen, und jeder war zu den größten Opfern bereit, nur um sie dem Bruder abzujagen. Aber sie wußte es auch, daß die mindeste entschiedene Gunstbezeugung über ihr Geschick den Würfel warf. Sie befliß sich also gleicher Freundlichkeit gegen beide und ertrug Georg, so wenig ihr seine Art gefiel, und so schwer sie in seiner Gegenwart die unbehagliche Empfindung los zu werden vermochte, als durchschaue er sie und ihre Berechnungen. Eine Art Zuneigung, die sie für Gustav empfand, erschwerte ihr's mehr noch, unparteiisch zu sein. Sie hatte ihn nicht lieb: einer rechten Liebe war ihr mit allen Bitterkeiten vollgesogenes Herz überhaupt nicht mehr fähig. Aber zu ihrer lebhaften Sinnlichkeit sprach die Kraft und die liebenswürdige Anmut seiner Erscheinung; sie empfand das Unverdorbene seines ganzen Wesens, und es tat ihr wohl und schmeichelte ihr, daß dieser Jüngling, so begehrt und begehrenswert, sich so lebhaft um sie bemühte und ihr die ganze Fülle seines Vertrauens entgegenbrachte.

Als aber die Sommerferien ihrem Ende zugingen, da empfand sie, daß die Entscheidung fallen müsse. Immer war ihr Georg bloß als ein Rückhalt für äußerste Fälle erschienen, den sie ohne dringendste Notwendigkeit freilich nicht fahren lassen wollte. Die schien nun ge-

kommen. Oefter hatte er sich in den jüngsten Tagen höhnische Stichelreden erlaubt, öfter versucht, sich allerlei Vertraulichkeiten und Freiheiten zu gestatten, und da sagte sie ihm denn ihre Meinung, gerade und unumwunden.

Es war zu Ende des September. Die Weiden standen kahl und sahen mit ihren rutenlosen, unförmlichen Köpfen und den geborstenen Stämmen wie Cretins aus. Das Wasser des Mühlbaches war fahl und geschwellt von Wetterregen, und die Binsen an seinen Ufern schwankten beweglich mit ihren großen Rispen im Winde. Fanny war ganz besonders übellaunig; sie wußte, es gab heute hier eine unliebsame Szene. Zu Hause hatte sie Tag für Tag Verdruß; seit er von den Besuchen bei seiner Tochter gehört hatte, ging der Vater nie aus. Er schalt sie nicht; vielleicht weil er erkannte, daß es doch nutzlos sei, daß sein Kind nicht mehr zu ändern und seine Erziehung beendet war. Aber er behandelte sie recht eigentlich verächtlich. Und es waren die häßlichsten Wünsche, die in ihr aufstiegen, wenn sie sein so schrecklich gealtertes Gesicht sah, wenn sein schütterndes Husten sie allnächtlich aus dem Schlafe scheuchte.

Georg erwartete sie bereits; auch er war in heftigster Erregung. Die Unterlippe hatte er zwischen die Zähne gezogen, seine Hände zupften in nervöser Hast an seinem Schnurrbarte und rissen an den Knöpfen seines Rockes. Er bot ihr nicht Hand noch Gruß, sondern trat ihr rasch entgegen: „Es muß ein Ende nehmen zwischen uns, Fanny!"

„Das meine ich auch," gab sie ruhig zurück.

„Ich trag' es nicht mehr, entweder du willst mich,

dann laß den Lumpen laufen — aber zum Narren halten läßt sich Georg Lohner nicht länger."

„Da hat er auch vollkommen recht."

Er achtete auf die Unterbrechung nicht. „Das dauert schon ein Jahr oder noch länger. Ich hätte Mädchen in der Zeit haben können — so viele" — er streckte die Hände mit ausgespreizten Fingern von sich — „aber ich mag keine als dich, es mag kosten, was es will. Ehrlich Spiel — was verlangst du, wie teuer stehst du zu Kaufe? Was dir der Schlucker geboten hat, das kann ich auch noch bieten und noch mehr — weit mehr! Wenn seine Herrlichkeit zu Ende ist, beginnt erst meine!"

Kein Zeichen der Entrüstung war in Fannys Gesicht aufgeflammt, als er so sprach. Ihre Brust ging gleichmäßig, ihr Auge senkte sich nicht, als sie fragte: „Und was willst du mir bieten?"

Er trat ihr näher und wollte seinen Arm um sie legen. Aber sie trat zurück, und ihr Auge flammte: „Ich will's wissen!" rief sie.

„Sieh, Fanny," sagte er schmeichelnd, „so lange die Eltern leben, ist es freilich nicht allzuviel, was ich vermag. Aber bei einer Wirtschaft, wie unsere ist, fällt doch wohl genug ab, auch für dich und deinen Vater. Wer kann mir nachrechnen, wie teuer ich das Mastvieh in der Stadt verkaufe? Wer zählt jeden Metzen Korn auf dem Speicher? Und bin ich erst einmal Herr, dann sollst du leben! In Samt sollst gehen und wer weiß, wer einmal Herrin auf der Erbrichterei ist? Sieh! Ich kann dich dem Gustav nicht lassen! Und geht's nicht anders, dann heirate ich dich. Er ist hübscher als ich; wohl — aber ich hab' auch nicht faulenzen können, wie

er; er hat mehr gelernt als ich — für das Geld, das sie mir gestohlen haben. Aber was wird er? Ein hungriger Verwalter, ein lumpiger Storch, der in Wasserstiefeln auf seines Herrn Aeckern herumsteigt und nicht genug hat für sich — wie denn für einen Schatz? Laß ihn laufen, den Lumpen, sag' mir's, daß du mich gerne hast und zeig' mir's. Schlag ein, Fanny!"

Sie stieß seine Hand zurück. Die Roheit in seinem Wesen war ihr nie so häßlich erschienen; unwillkürlich stieg ihr Gustavs Bild auf; nie hätte sich der solche Worte gestattet.

„Hör' mich an," rief sie, „ich habe dich lange genug reden lassen. Es ist möglich, daß ich schlimm geraten bin, — aber du bist schlechter, tausendmal niederträchtiger, als ich. Hat je ein Mann so mit einem ehrlichen Mädchen gesprochen, wie du?"

Fannys Brust flog; sie fühlte, wie sie Zorn und wahrhaftige Erregung erfaßten. Mochte sie schlecht sein; dafür gehalten werden wollte sie unter keiner Bedingung.

„Du hast gelogen, und du hast es gewußt. Meinst du wirklich, du kannst mich heiraten? Meinst du wirklich, ich bin so dumm, daß ich dir nur ein Wort glaube? Nein, so dumm bin ich nicht! Du hast auf deinen Geldsack geschlagen, und der klang hohl. Du hast mich kaufen wollen und hast lange nicht genug dazu. Meinst du, ich mach' Geschäfte auf lange Zeit hinaus? Meinst du, ich werde an dem knuspern, was du mir heimlich zuträgst, was du deinen Eltern stiehlst? Meinst du, ich werde mich verkaufen und nicht einmal etwas davon haben? Ich werde den Kaufpreis verstecken, als hätte

ich ihn gestohlen? Meinst du, ich werde auf Bauernredlichkeit trauen, du Narr, du?"

Georg trat auf sie zu: „Fanny!"

„Geh," rief sie, „und laß mich. Ich will nichts hören. Du hast vom Gustav gesprochen. Wem, meinst du, kann die Wahl schwer werden, zwischen einem Menschen, wie du es bist, und zwischen ihm?"

Im Reden hatte Fanny ihre ganze Ruhe wiedergefunden. Sie bemerkte es wohl, wie sein Gesicht fahl ward wie das Wasser, das neben ihnen dahinrauschte; sie sah die Zornader seiner Stirne schwellen, und sie sah, wie er die Faust schwer aufhob. Rasch sprang sie zur Seite und entfloh.

Lazar Bermann aber wußte sich's nicht zu erklären, warum seine Tochter diesen Abend so vergnügt war. Sie war freundlicher als sonst, sie gab Antworten, die länger als „Ja" oder „Nein" waren. Und eine stille Hoffnung regte sich in ihm, wie er sich vielleicht doch in seiner Tochter geirrt haben könnte, daß es vielleicht lediglich die Not war, die sie verbittert hatte. Vielleicht, daß sie doch noch gut werden könnte! Es überkam ihn ein Vorgefühl baldigen Todes, er segnete sie, ehe er zu Bette ging.

Fanny aber saß vor dem Hause, bis die Nacht und die Müdigkeit ihrer Meister wurden und sie sich niederlegte, mit sich und ihrem Tagewerke wohl zufrieden. Das Befreiende jeder Entscheidung hatte sie erfaßt — und ihr Los war entschieden und an das Gustav Lohners gebunden.

IX

Erst nach Gustavs Abreise atmete die Schulzin wieder auf. Die dumpfe Ahnung eines Unglückes, die wetterschwüle Atmosphäre in ihrem Hause hatten sie so sehr belastet, daß sie den Abschied von ihrem Lieblinge so tief nicht empfinden konnte, als sonst wohl.

Lange hatte sie den Tag vor seiner Abreise mit ihm gesprochen. Sie setzte ihn von dem in Kenntnis, was für seine Zukunft geschehen war. Aber das erwähnte sie nicht, was sie am meisten bedrückte. Ueber sein Verhältnis zu Fanny, von dem sie etwas ahnte, brachte sie kein Wort über die Zunge. Es war eine eigene Scheu, eine Art Scham, die sie, die Mutter erwachsener Söhne, davon abhielt.

Gustav aber war fröhlicher geschieden, denn je. Für sein Ergehen schien gesorgt, und Fanny hatte ihm am Tage nach jener ihrer Unterredung mit Georg versprochen, ihn bald in Wien aufzusuchen. Mit einem seltsam ernsten Gesichte zwar; aber wer wäre der Liebhaber, der bei einer beglückenden Zusage viel auf das Gesicht achtet, mit dem sie gemacht wird? Noch als er mit seiner Mutter zur Station fuhr, hatte ihm das Mädchen etwas zugeflüstert. Was es war, konnte Frau Marianne nicht verstehen; nur das fliegende Rot sah sie, das bis zu beider Stirnen aufstieg. Nochmals nahm sie sich vor, mit Gustav ein offenes Wort darüber zu sprechen; aber in der Aufregung des Abschiedes vergaß sie es abermals, und ihre alte Scheu hemmte sie wiederum. Aber den Tag begann sie zu ersehnen, an dem die Jüdin das Dorf verlassen würde; ja, sie be-

gann den Gedanken zu erwägen, wie sie es ihr und ihrem Vater ermöglichen könnte, anderswo ihr Fortkommen zu suchen.

Dieser Sorge schien sie nun das Geschick entheben zu wollen. Lazar Bermann hatte sich tapfer gegen das Alter gewehrt; die Gicht, durch sein Gewerbe und seine Wohnung hervorgerufen, quälte ihn. Er trug es schweigend. Nun aber waren Krankheit und Jahre seiner ganz plötzlich Meister geworden; es ging rasch mit ihm zu Ende. Fast mit jedem Tage bemerkte Fanny neue Furchen, die das Alter und seine Leiden eingegraben hatten, und sie fragte sich, wie lange er noch der Atemnot und der Schlaflosigkeit, die ihn bedrängten, werde widerstehen können.

Die Aussicht, bald frei zu werden, stieg überwältigend in ihr auf. Wie der Gefangene die Tage herbeibangt, die ihm gestatten werden, seine Glieder zu regen und sich im nicht begrenzten Raume zu bewegen, so ersehnte sie diesen Moment. Endlich wollte er sich verwirklichen! Darum nun war sie beflissener um ihren Vater, als je. Nur noch kurze Zeit des Beisammenseins war ihnen beschieden; wie jedermann vor einem Abschiede auf lange Zeit sich bemüht, so liebenswürdig als möglich zu sein, auf daß er sich ein gutes Angedenken sichere, so wollte sie, daß ihr letzter Eindruck auf den Vater der möglichst beste sei. Es gab viel Plage mit dem kränklichen Manne — aber bald mußte sie ja nicht nur dieser, bald mußte sie ja jeder Not ledig sein. Langsam begann sie sich selber einzureden, daß sie wirklich die vortreffliche Tochter sei, die Lazar in ihr sah. Er erkannte die Fürsorge freudigen Herzens an. Das Sprechen machte ihm Schwierigkeiten; aber so weit es

sein Zustand irgend gestattete, unterredete er sich mit der Tochter über ihre Zukunft, und wie es ihr das Wenige, das er ihr hinterlassen konnte, ermöglichen würde, sich eine Zukunft zu gründen. Sie hatte dabei ein ganz eigentümliches Lächeln; er aber bemerkte es nicht und hätte es auch nicht zu deuten verstanden.

Oft befielen den Vater endlos lange Ohnmachten. Dann war sie wieder ganz sie selbst, ganz ihren alten Entwürfen hingegeben; sie grübelte, und dann konnte Wagen an Wagen unter dem Schlagbaume unbeirrt und unbefragt hindurchfahren, ohne daß man des Zöllners Tochter zu Gesicht bekam. Die saß auf ihrer Kiste und horchte nur auf die Stimmen ihres Inneren, Gefährten, ihr bekannt und vertraut seit ihren Kindertagen. Aber nie noch hatten sie so eindringlich laut gesprochen, wie in dieser Zeit. Oder sie kramte in der Kiste; mit dem Verständnis der Jüdin prüfte sie ihren Inhalt auf seinen Wert und seine Verwertbarkeit, schätzte die von der Mutter ererbten Schmuckgegenstände ab, überschlug, wie viel Geld die Brieftasche ihres Vaters noch bergen könne, erwog, wie lange das alles zusammengenommen vorhalten und ob es wohl ausreichen könne für die Ausrüstung zur großen Fahrt, die sie anzutreten gedachte. Sie horchte dem grellen Pfiff der Lokomotive, der vom nahen Bahnhofe ihr wie unmittelbar ins Ohr klang. Dann erfaßte sie verzehrendste Ungeduld nach dem Tage, da ihr dieser Ton das Zeichen zur Abreise für immer werden sollte. Es dauerte schon so lange, so lange, daß sie sich nach ihr sehnte! Oder sie schmückte sich, ordnete zierlich ihr Haar und besah sich im Spiegel. Sie gefiel sich gar wohl; ihr Auge hatte wundersamen Glanz und belebte das ganze blasse Ge-

sicht; der schmale, fast immer geschlossene Mund war von verlockender Farbe, die schlanke Gestalt von begehrenswerter Rundung. Wie mochte sich das alles erst ausnehmen, von zierlichen Kleidern in das rechte Licht gesetzt, wenn Schmuck die vollendete Form der Hand und die reinen Linien des Armes andeutend heben würde.

Am Sterbebette ihrer Mutter hatte Fanny das Grauen vor dem Tode kennen gelernt, um es für immer zu verlieren. Als daher eines Tages auch das letzte Röcheln, der letzte Atemzug im Zimmer verklungen und verstummt waren, die es bis dahin beängstigend leise belebt hatten, trat sie furchtlos zum Bette, um das glanzlose Auge zu schließen. Sie selbst kleidete den Toten in jenes Hemd, das ihm die Braut dereinst am Hochzeitstage überreicht hatte und dessen kostbares Linnen und reiche Goldverzierung so schlecht zu diesem kummerentstellten Antlitz paßten, dem nicht einmal der Tod seinen friedlosen Ausdruck hatte benehmen können. Dann traf sie alle ihre längst vorbedachten Maßregeln für die Bestattung. Als die beendet waren, untersuchte sie, was von der elterlichen Hinterlassenschaft rasch und leicht verkäuflich sei. Um manches, das sie verschenken oder zurücklassen mußte, tat es ihr leid. Aber sie wollte so schnell als irgend möglich fertig werden, und leichtes Gepäck war ihr vor allem not. Sie nahm die geringe, selbst für ihre Erwartungen geringe, Geldsumm an sich, und dann lag ihr nur noch die letzte Pflicht ob, die Leiche ihres Vaters in die Stadt überführen zu lassen, sich mit dem Allernotwendigsten für ihre Fahrt auszurüsten und ihr Bündel zu schnüren.

Das alles war an einem Tage geschehen. Als sie nun in schwarzem, eng anliegendem Kleide zurückkehrte, das dunkle Haar zum letztenmale vor diesem Spiegel zurechtstrich und ein Hütchen darauf befestigte, da fielen ihr die tödlich einsamen Stunden alle auf das Herz, die sie in diesem Häuschen verlebt hatte. Vor demselben Spiegel hatte sie die Manieren einstudiert, die sie gefallen lassen sollten und gefallen ließen, hatte sie lächeln gelernt — ein rechtes, herzhaftes Lachen hatten diese Wände nie gehört. Ihre freudlose Kindheit, ihr einsam freudloses Erblühen hatten sie gesehen, Zeugen der Not waren sie gewesen, die mit schwarzem Fittich ihr junges Haupt umdunkelt und alle seine Lebensfreude ertötet hatte. Auf dieser Kiste, sie klang nun hohl, hatte sie in endlosen Nächten gelegen und die Pläne nimmermüde hin und her gewälzt im Geiste, die nun endlich ihrer Reife und Erfüllung nahe schienen. Die einförmig graue Landstraße hatte in ihr immer von neuem das Sehnen nach Wien und seinen Wundern entzündet — bald sollte sie die sehen. Aus dem Munde von Fuhrknechten hatte sie es auf ihr zum erstenmale gehört, daß ihr der heißeste Wunsch ihrer Kindertage, daß ihr Schönheit geworden sei. Wie viele Erinnerungen barg ihr dies eine Zimmer, und wie war so gar keine einzige darunter erfreulich! Gleich Gespenstern umdrängten sie ihren Geist. Als nun die Tür, zum letztenmale geschlossen, von ihrer Hand geschlossen! ihre abscheuliche Weise anstimmte, als der Schlüssel sich mit häßlichem Kreischen im Schlosse drehte, schien ihr das alles abgeschlossen und für ewige Zeiten verklungen. Sie war damit fertig. Ihr Kofferchen in der Hand, durchschritt

sie das Dorf. Viele Bekannte riefen ihr den Abschiedsgruß zu, und doch, nicht einer war darunter, bei dem sie hätte bleiben mögen, und der eine Erinnerung in ihr zurückließ. Sie ging am Schulhause vorüber — dort war sie nur ungern geduldet worden; an der Kirche kam sie vorbei — sie hatte nie drinnen beten dürfen. Und der Gedanke erfüllte sie mit einer gewissen Freudigkeit, daß sie ihre Heimat verließ.

Auch der letzte Besuch, der bei Frau Mariannen, war vorüber. Ihre ganze Herzlichkeit fand die wackere Frau beim Abschiede wieder; sie bot der Waise ihre Unterstützung an, sie bat sie um Nachricht über die Aufnahme, die sie bei ihren Verwandten finden würde. Fanny konnte diesen Herzenston nicht erwidern; sie sah bloß schlecht verhehlte Freude darin, daß man ihrer losgeworden sei. Zwischendurch kitzelte sie der Gedanke, was wohl Frau Marianne sagen würde, wenn sie wirklich wüßte, wer der Verwandte sei, den aufzusuchen sie vorschützte. Am Hoftore lehnte Georg; grußlos ging sie an ihm vorüber. Durch den beginnenden Regen einer grauenden Oktobernacht legte sie den ganzen Weg noch einmal zurück; aus der Ferne grüßten die Weiden, an denen sie Georg zurückstieß und sich an Gustav band; windzerzaust sandten die Pappeln einen feinen Sprühregen auf sie herab. Und endlich, tief aufatmend, grüßte sie die weite, luftige Halle des Bahnhofes.

X

Nichts Oederes gibt es, als eine Fahrt mit dem Nachtzuge der Nordbahn im Spätherbste. Zu beiden Seiten des Dammes dehnen sich endlos die Ebenen Mährens aus; ab und zu erscheint ein Dorf mit spitzem Kirchturme, das breit und gemächlich im fetten Flachlande liegt. Sonst sieht der Reisende nichts als frischgepflügte Felder, auf die ein gewissenhafter, dünner Regen gründlich und gleichmäßig herabrieselt. Kein Laut durchbricht das Schweigen; nur die Lokomotive pustet gewaltig, und die Waggons klappern rhytmisch. Eine Oellampe ist bestimmt, das Coupé zu erleuchten; sie brennt gerade hell genug, um die unsympathische Gesellschaft, die sich da zusammenfindet, zu beleuchten: den polnischen Juden, der aus irgend einem unaussprechlichen Orte Galiziens nach Wien auswandert und den ganzen engen Raum mit dem Mißdufte schlechten Branntweins und talggefetteter Stiefel erfüllt, den kleinen Bauern, der sein Anwesen verkauft hat, das Grünzeugweib, das seinen Kram zu Markte führt und unbekümmert um das Stoßen der Wagen und das Gerede ihrer Nachbarn schnarcht. Eine schwüle, brustbeklemmende Atmosphäre erfüllt den Raum, noch verschlechtert durch den Rauch aus den Stummelpfeifen der Fleischhauer.

Fanny saß am Fenster; sie hatte es niedergelassen, weil seine beschlagenen Scheiben ihr den Ausblick wehrten. In ihr Auge kam kein Schlummer, keine Müdigkeit befiel sie. Der Nachtwind trug ihr Regentropfen und den

Rauch der Maschine mit Kohlenstückchen vermischt ins Gesicht. Gern hätte sie den Lauf des Zuges beflügelt, gern den endlosen Aufenthalt in den Stationen gekürzt. Die Lichter, die in denselben umherirrten, das Brüllen der Ochsen und ihrer Treiber taten ihr weh. Hier und da starrte ihr ein Mann ins Gesicht; gleichmütig erwiderte sie seinen Blick. Wenn aber der Hornstoß des Schaffners ertönte, die lange Wagenreihe sich mit einem vernehmlichen Rucke in Bewegung setzte, dann atmete sie auf, zählte, wie viele Haltestellen sie noch vom Ziele ihrer Reise trennten und verfolgte das Verweben und Verschwinden der gewundenen Rauchwolken im Nebel. Sie hatte sich in ihrer Ecke zusammengekauert, damit sie niemand berühre, und immer sehnlicher spähte sie aus.

Endlich wurden die Aufenthaltszeiten immer kürzer; Taglöhner und Arbeitsleute drängten zu den Wagen, die Spuren ihres Gewerbes an den schwieligen Händen, den geflickten Wämsern tragend. Dann donnerte der Zug über endlose Brücken mit kühn und zierlich geschwungenem Gitterwerk; ein fremder und gewaltiger Strom flutete schweigend in ernsten gelben Wogen darunter. Ein eigentümliches Licht erschien in den Wolken; auf dem ganzen Horizonte lag es wie Abglanz eines fernen Brandes. Die Umrisse hoher Türme tauchten auf, immer näher und faßlicher hervortretend. Eine eigene Bewegung ging durch den Raum, die Schläfer erhoben sich, rüttelten ihre Glieder zurecht und richteten an ihren Kleidern; die Augen der Juden leuchteten auf, hastig plapperten sie ihr Morgengebet her. Und dann raunte es einer dem andern zu: „Wien".

Eine Menschenwoge umfaßte Fanny; das drängte, stieß und schob. Die hohe Freitreppe herunter, durch die stolze, glasbedeckte Halle, in der grünröckige Männer das Gepäck durchmusterten, kam sie, ohne recht zu wissen, wie. Endlich stand sie auf der Straße. Ihre Granitwürfel glänzten wie frischgewaschen, und ein häßliches Zwielicht, in dem die Gasflammen mit rötlichem Schimmer brannten, stritt mit dem Nebel, der in dicken und greifbaren Schwaden über den Häusern dahinzog. Karren und Hundewägelein, mit Grünkram beladen, fuhren an ihr vorüber; ihnen folgend kam sie in eine große, breite Straße! An ihrem Ende sah sie sich etwas wie eine Turmspitze im Dämmer verlieren. Ab und zu kam ein Nachtschwärmer und sah ihr mit übernächtig verschwommenen Augen frech unter den Hut. Unbeirrt ging sie weiter; unsicheren, durch das glatte Pflaster verlangsamten Schrittes und in Gedanken verloren. Der Laternenanzünder übte sein Gewerbe; so totenstill war es, daß selbst ihr leichter Schritt befremdlich laut erklang.

W a n n sollte sie Gustav aufsuchen? Sie wußte nichts von ihm, als seine Adresse, und in welcher Richtung der Riesenstadt mochte die wohl liegen? Leicht hätte sie die Hochschule, die er, wie sie wußte, besuchte, erfragen können, aber sie mochte ihn nicht vor fremden Leuten wiedersehen. In seiner Wohnung aber war er nicht leicht und dann bloß gegen Abend zu treffen; so viel wußte sie von seiner Lebensweise. Und doch mußte sie ihn noch heute finden; sie kam sich so hilflos vor in dieser Stadt, die ihr selbst schlummernd so überwältigenden Eindruck machte. Einen Augenblick dachte sie daran,

wirklich ihre Verwandten aufzusuchen; aber sie wußte ja nichts von ihnen, als die Namen, und sie wollte nicht wie eine Bettlerin vor Leuten erscheinen, die reich und sonder Zweifel stolz auf ihren Reichtum waren.

Die Straße hatte sich inzwischen zu beleben begonnen. Tramwaywagen klingelten an ihr vorüber, Bäcker- und Fleischerjungen mit ihren Körben gingen an ihr vorbei, kummerbleiche Weiber, die in die Fabrik wanderten, Arbeitsleute sputeten sich mit ihrem Geräte. Dienstmädchen huschten über die Straße, um Einkäufe zu besorgen. Ihr altes, häßliches Lächeln verzog Fannys Mund, als sie die sah, ihre dürftigen Gewänder, die blassen, verschlafenen Gesichter. Nein! nach solchem Lose lüstete es sie nicht; diesem Glücke nach war sie nicht in die Großstadt gezogen.

Ein empfindlicher Stoß störte sie aus ihren Träumereien auf; der Gehweg der Straße war gefüllt mit Menschen, auf der Fahrbahn jagte Wagen nach Wagen. Die Verschlüsse der Verkaufsläden öffneten sich mit betäubendem Lärmen, ihre Türen taten sich auf. Aus tausend Schloten kräuselte sich feiner Rauch aufwärts, ihre des ungewohnte Brust beengend. Die Weltstadt war erwacht, und ihr tobendes Leben befing sie schier betäubend.

Dann trat sie in ein Kaffeehaus, es war keines von den glänzendsten, aber die Pracht seiner Spiegelscheiben blendete sie doch. Mit einem Gefühle von unendlich wollüstiger Müdigkeit versank sie in den roten Sammt einer Bank in einer der tiefen Fensternischen, denn vom Anblicke der Straße wollte sie sich nicht trennen. Es tat ihr unsäglich wohl, sich bedienen zu lassen. Des Kell-

ners höfliche Aufmerksamkeit entzückte sie, sein Frack erschien ihr von ausbündiger Eleganz. Gelegentlich schielte ein früher Gast zu ihr hinüber; sie zog sich hinter ihre Zeitung zurück. Es war die erste, die sie je in die Hand bekam. Wenn sie müde von den ewig wechselnden Bildern der Straße war, versuchte sie darin zu lesen. Aber die hohe Politik und das Feuilleton waren ihr unverständlich, und sie wußte noch nicht, wie dem Menschen gerade das Unbegreiflichste am wichtigsten sein soll. So zog sie es denn vor, ihr ruhebedürftiges Auge den weiten Raum des Kaffeehauses durchmustern zu lassen. Das Mädchen in der Kredenz fiel ihr auf. Wie dieses dasaß, die kleinen Zuckerschälchen zierlich und symmetrisch ordnete oder ab und zu einiges in ein großes Buch eintrug, oder, ein angenehmes Lächeln auf dem blassen, aber schönen Gesichte, ihre Beschäftigung für eine Weile unterbrach, um auf die Worte eines feingekleideten Herrn zu hören, erschien Fanny ihr Leben wohl begehrenswert. Wie einfach diese Beschäftigung war, hatte sie bald erkannt. So dasitzen, ohne eine andere Aufgabe zu haben, als schön zu sein und zwischen Bewerbern zu wählen, das dünkte sie ein treffliches Los.

Sie war indessen von der langen Ruhe müde und schläfrig geworden. Sie zahlte und trat ins Freie hinaus. Ziel- und planlos ging sie durch die Straßen der Stadt; ihr prächtiges Leben gefiel ihr immer mehr, die Schätze hinter den Schaufenstern fesselten sie, bis irgend ein Stoß die Träumerin aufweckte. Dann schritt sie fürbaß, des Tages denkend, da dieser Schmuck sie zieren, jenes Kleid ihre Gestalt verschönend umgeben würde. Ueber die Ringstraße kam sie, und all die Herr-

lichkeiten, die sie hier gehäuft sah, machten ihren Geist dumpf. Ihr Auge wurde trübe vom Schauen, ihre Füße, des langen Gehens und des harten Pflasters ungewohnt, brannten. Karossen fuhren an ihr vorbei, und sie sah Damen, die darin breit lehnten und ihre Schönheit und einen Putz, wie sie ihn nie geträumt hatte, zur Schau trugen. Das Gefühl ihrer Armut ergriff sie und der Ingrimm ihrer Jugend stieg fühlbar in ihr auf. Aber das Bewußtsein, wie sie dieser bösen Gesellen bald für immer ledig sein werde und schon den ersten Schritt dazu getan hätte, milderte ihn diesmal. Und so ging sie immer weiter; sie ließ die vornehmen Plätze und die prächtigen Häuserzüge hinter sich und kam in noch volksbelebtere, minder prunkvolle, wo junge Leute auf den Straßen mit ihrem lauten Wesen vorherrschten. Immer fragend, gelangte sie zu jenem grauen Gebäude des Elends und der Verlorenen, dann zu jenem endlosen Gebäude werktätiger Menschenliebe, zum Allgemeinen Krankenhause. Es begann gemach zu dunkeln, als sie in eine der stilleren Straßen in der Josefstadt einbog.

Zweiter Teil.

I

Auch die kurze, seltsame Begrüßung war vorüber. Mit den Worten: „Du hast lange auf dich warten lassen, Fanny,“ war ihr Gustav entgegengetreten.

„Woher wußtest du denn, daß ich kommen werde?“ fragte sie erstaunt.

„Du hast mirs ja versprochen?“

Dann war sie erschöpft von der Wanderung des Tages neben ihm gesessen. Sein Arm hielt sie umschlungen, und sein großes Auge leuchtete in ungewohntem Glanze. Gleich Flammen hatten seine Berührung, sein Kuß ihr tiefstes Empfinden aufgerührt und verstört. Aber merkwürdig, selbst im Momente der höchsten, berauschenden Hingebung empfand sie, wie das nicht das Rechte war. Ihre Glut war nur geborgt, nicht jenes urkräftige Aufflammen, das Gustav zu einem anderen gemacht hatte, als sie ihn je kannte.

Sie waren fortgegangen; erstaunt sah sie, wie selbst Gustavs Aeußeres verändert schien; eine gesättigte Männlichkeit lag darin und tönte selbst in seiner Stimme nach, als er sie seiner Quartiergeberin vorstellte. „Meine Braut!“ hatte er gesagt. Sie erbebte. Der Mann, dem ein einfaches Versprechen bei anderen so bindend ist, daß er selbst in der Aufregung des ersehnten Wiedersehens sich daran erinnert und daran mahnt, der muß einen hohen Begriff von Wort und Treue haben. Wie

ein Dankgefühl lebte es damals in ihr, wie rechte, wahre, dankbare Liebe.

Dieser reine Eindruck hielt ziemlich lange vor. Stolz empfand Fanny bei der Achtung, mit der man Lohners Braut allenthalben begegnete. Er war unter seinen Genossen hochangesehen, das merkte sie bald. Wem von Studenten er begegnete, der beeilte sich, zu grüßen; sie aber war mit Freuden von jenem häßlichen Anstarren befreit, das sie den ersten Tag in Wien so verfolgt hatte. Ihr gegenüber war Gustav immer derselbe, zartester Rücksicht voll und bereit, ihre Wünsche zu erfüllen, so weit er konnte. Kurze Flitterwochen voll Liebesglückes waren es; der neuartige Reiz des freieren Lebens beschwingte Fannys Seele und zwängte die alten, bösen Gedanken zurück. Ernstlich dachte sie daran, in Treue des Mannes zu harren, dem sie sich einmal zu eigen gegeben hatte, und ihr Glück in ihm zu suchen. Daß sein Glück in ihr ruhte, das sah sie wohl. Er bestaunte sie, wie etwas allezeit Neues; vielen seiner Gewohnheiten hatte er ihr zuliebe entsagt; sein Nachmittag gehörte der Arbeit, sein Abend ihr. Dann saßen sie entweder in Fannys bescheidenem Zimmer, oder sie trafen sich mit Lohners Intimsten im Gasthause. Auch unter ihnen war Fanny bald bekannt und geachtet; mit seltenem Takte und erstaunlichem Geschick wußte sie sich in die neuen Verhältnisse zu finden. Niemand hätte die Provinzlerin in ihr erkannt. Sie wußte zu sprechen und zu schweigen, wenn es sich gehörte, und besaß sowohl die große Kunst, achtsam zuzuhören, als auch die nicht minder große eines Witzes, der niemals verletzte; eine Gabe, die Gustav ganz fremd und also doppelt schätzenswert

war. Ihm waren solche Abende ein hoher Genuß, der nur gar zu selten kam.

Oft auch durchschritten sie abends selbander die Stadt. Noch immer übten die Schätze in den Schaufenstern die unbezwinglichste Anziehungskraft auf das Mädchen und zwangen es zu langer, sinnender Betrachtung. So standen sie eines Abends am Graben. Unruhig schob sich die Menschenflut hin und her, gelegentlich trat eine kurze Stockung in der Bewegung ein. Fanny war träumerisch; vormittags waren sie in der Schatzkammer gewesen, und das edle Gestein hatte ihre Phantasie erregt und spukte irrlichternd davor. Gustav aber war ernst; kaum zwei Monate war das Mädchen in Wien, und doch begannen ihn schon mancherlei Sorgen zu drücken.

Vor dem Schaufenster eines Juweliers blieben sie stehen. Bis auf die Straße warf der Brillant sein unruhiges Licht, warm glühend lagen Rubine und Opale bei einander, harmonisch tönten die Farben der edlen Metalle zusammen. Das packte sie, und kaum konnte sie sich von dem Anblicke trennen. Als sie sich endlich zum Weitergehen entschloß, entfielen ihr unwillkürlich die Worte: „Wie schön das ist, Gustav! Wer das doch haben könnte!"

Er hatte nur mit halbem Ohre zugehört; flüchtig erwiderte er: „Ja, Kind! *Einer* ist nicht reich genug dazu."

Das Wort tat ihr weh und verstimmte sie. Schweigend ging sie neben dem nachdenklichen Manne weiter. Das erstemal fand sie seinen Ernst etwas langweilig; sie machte ihm innerlich Vorwürfe. Er mußte doch ihre

Uebellaune merken, was gab er sich so gar keine Mühe, sie zu zerstreuen? Als ob sie im Ernste an solches Geschmeide gedacht hätte! Aber mindestens eine Kleinigkeit stünde ihr doch wohl an. Den Schmuck ihrer Mutter mochte sie nicht tragen, das war Flitter und überdies unmoderner.

Im Gasthause aber merkte niemand ihre Uebellaune. Die Gesellschaft war größer als gewöhnlich, mehrere Mädchen darunter. Mit innerem Wohlgefallen sah sich Fanny als die Schönste und Meistbewunderte des Kreises. Es waren meist ärmere Mädchen, die um Lohn arbeiteten, oder Töchter kleiner Gewerbsleute, die nur selten dem Banne der Arbeit entkamen; stille Geschöpfe, die in keinem Betrachte mit ihr wetteifern konnten. Sie war diesmal von einer ungewohnten, lärmenden Fröhlichkeit; etwas dirnenhaft laut vielleicht, aber ihre Gesellschafter nahmen das nicht so genau. Noch nie hatte man sie so liebenswürdig gefunden, und man machte kein Hehl daraus; mit geröteten Wangen empfing Fanny die Huldigungen, die ihr so mancher, unbekümmert um das stillere Geschöpf an seiner Seite, darbrachte. Daß sie vielen den Abend störte, auf den sie sich — wer weiß, wie lange — gefreut hatten, das war nur eine Würze mehr.

Kaum aber, daß sie wieder allein waren, verfiel Fanny wieder ihrer alten Mißlaune. Etwas Neues gährte in ihr; oder richtiger, alte Gedanken, die sie begraben gemeint hatte, erhoben ihr Haupt. Was hatte sie bislang eigentlich in Wien erreicht? Wie wenig des Erstrebten nannte sie ihr eigen! Im Grunde war sie von ihrem Ziele so weit entfernt, wie nur je. Was

half ihr die allgemeine Bewunderung ihrer schönen Erscheinung und ihres Verstandes? Sie hatte ihre Gaben noch nicht recht verwerten können, hatte es vielleicht auch nicht richtig angepackt. Aber der Fehler ließ sich wohl noch bessern.

Was hatte doch Gustav gesagt? „E i n e r ist nicht reich genug dazu."

O, es gab wohl schon Leute, die reich genug dazu waren! Aber wie wollte sie mit denen in Berührung kommen? Mehr als einmal hatte sie Frauen an sich vorbeirauschen gesehen, in einem Staate, der sie mit Haß erfüllte; niemand kannte sie. Sie wußte von Schauspielerinnen, welche die kleinsten Rollen an den kleinsten Vorstadtbühnen innehatten und doch von Diamanten glitzerten wie ein Regenbogen. Man zuckte freilich die Achseln, wenn man von ihnen sprach — aber . . .

Schließlich — sie fühlte sich bewogen, ihre Ideen zu Ende zu spinnen — „E i n e r ist nicht reich genug dazu," hatte Gustav gesagt. Was aber war der Gegensatz davon? Es überlief sie doch kalt bei dem Bilde.

Gustav bemerkte ihr Frösteln. „Ist dir kühl, Fanny?" Die bekannte Stimme weckte sie; sie standen auf dem Ring, die Oper war zu Ende und Wagen mit aufgeschlagenem Verdeck brausten über die Straße. Sie sah die reich gekleideten Fahrgäste in heiterem Gespräche. Die Pferde traten den Kot der Straße mit leichten Füßen, hier und da spritzte ein Klümpchen auf Fannys Gewand. Mechanisch strich sie darüber; wie ärmlich erschien ihr der Stoff desselben. „Nein," antwortete sie heiser, „aber ich muß dir etwas sagen."

Er legte seinen Arm wieder in ihren: „So sprich."

„Du bist zu arm, Gustav, für zwei. Du bist gut, aber es geht nicht. Ich muß auch zu verdienen suchen."

Die Zigarre entfiel dem Erstaunten: „Du, Fanny? Als was denn?"

„Ich hab' viel darüber nachgedacht," flüsterte sie, „ich meine, ich könnte wohl in ein Kaffeehaus in die Kasse kommen."

„Du kannst nicht!"

Sie standen vor ihrem Hause. „Warum nicht, Gustav?" fragte sie noch unter dem Tore.

Es schnürte ihm die Kehle; „Du kannst nicht, und du darfst nicht. Meine Braut?! Es geht nicht, Fanny! Ich bitt' dich, sprich nicht davon! Hat dir je etwas gefehlt? Wart', wart' noch kurze Zeit. Dann sollst du alles haben, was du begehren magst!..."

Das Tor ging; er wußte nicht, ob sie seine letzten Worte gehört hatte, so rasch war sie ihm verschwunden. Die kühle Nachtluft strich ihm um die Stirne, er atmete schwer. Das durfte nicht sein! Er hatte das Mädchen viel zu lieb, als daß er diesen Gedanken hätte ertragen können. Die Gefahr, es zu verlieren, stieg ihm schreckhaft auf — aber was tun und wie sie hindern? . . .

II

Gustav war nie ein eifriger Briefschreiber gewesen; fast nur einmal des Monats, nahe dem Ersten desselben, gingen einige Zeilen nach Hause, den Empfang des Wechsels dankend zu bestätigen. Sie waren kühl und

geschäftsmäßig gehalten, wie eben sein Verhältnis zum Vater selbst geworden war; nur ab und zu fand sich darin ein wärmeres Wort, und das galt dann Frau Mariannen.

Neuerdings aber schrieb er öfter denn je, aber die Briefe trugen nicht den Namen des Bauers; häufiger kamen Geldsendungen nach Wien, aber die Adresse war nicht von der festen Hand des Schulzen, es war eine unsichere Frauenhand, welche sie geschrieben hatte.

Sonst hatte es für Gustav Lohner kein größeres Fest gegeben, als einige Zeilen seiner Mutter. Selten waren sie angekommen; aber wenn er die liebe Hand erkannte, dann war er einige Tage froher und besser gelaunt denn je; und er war allzeit ein fröhlicher Bursche gewesen und als warmherzig und hilfsbereit bekannt unter seinen Genossen. Nun las er kaum mehr, was ihm Frau Marianne schrieb. Aber wortkarger begann er zu werden, und eine seltsame Heftigkeit wurde seiner oft Meister.

Es ist etwas Keusches um die Liebe. Der Mann, der die Schönheit der Geliebten, der ihren Geist rühmt, der empfindet die rechte Liebe nicht. In dem ist Ruhmredigkeit, den treibt der Wunsch, sich und sein Glück beneidet zu sehen, wenn wahre Liebe kein besser Los kennt, als sich in stillem Selbstgenügen zu leben. Und merkwürdig, von dem Tage an, da der Hauch aus Fannys Munde Gustavs Haar, ihr leises Wort sein Herz erzittern gemacht, liebte er sie. Je länger er sie kannte, desto höher stieg seine Glut. Er konnte nie jenen eigentümlichen Blick vergessen, mit dem sie ihn damals angesehen hatte; jenes feuchte, katzenhafte Ver-

schwimmen des großen, befremdlich leuchtenden Auges. Er sehnte sich nach jener kurzen Zeit hingebender Zärtlichkeit, die er damals berauscht durchlebt hatte. Unter den Händen fühlte er ohnedies das Mädchen entschlüpfen; von Tag zu Tag ward ihm Fanny fremder und dadurch reizender. Sie besaß eben jenes große Geheimnis innerlich kalter Frauen, sich nie ganz hinzugeben und immer ein stilles Glück ahnen zu lassen, höher, als sie es je gewährt hatte. Mit allen Kräften suchte er die Entschwindende festzuhalten. Der Gedanke, sie in einem öffentlichen Lokal, angestaunt und zugänglich für jedermann, zu sehen, war ihm schrecklich.

Fanny merkte das alles wohl. Nur einmal noch war sie seit jenem Abende auf ihren Plan zurückgekommen, um vor seinem jähen Auffahren schier augenblicklich zu verstummen. Mit stiller Schadenfreude sah sie Gustavs schweren Kämpfen zu; immer unmöglicher mußte es ihm werden, ihre Anforderungen zu befriedigen. Wenn sie zu ihm kam, fand sie zweideutigen Besuch vor; Männer, deren Anwesenheit er ihr zu hehlen suchte und die einen laut brutalen Ton anschlugen. Sie wußte den Tag nahe, an dem er selbst ihr den Antrag machen sollte, der ihn damals so entrüstet hatte. Denn so wenig sie eigentlich unbescheiden in ihren Anforderungen war, so hoch kam ihm ihr Unterhalt trotz alledem Es war Winter geworden; und ihm galt es nunmehr, die Geliebte mit allem zu versorgen, dessen sie bedurfte; und das war teuer und nicht mit Wenigem zu bestreiten.

Kurz vor Weihnachten fing sie wieder an; sie sprach davon, daß sie eine Stelle im Café „Zur akademischen Legion“ bekommen könnte. Woher sie davon unterrich-

tet war, daß man dorten ein Mädchen suche, fragte er nicht; er war es schon gewohnt, daß sie ganz merkwürdige Verbindungen und Bekanntschaften hatte, daß ihr allerlei Dinge zugetragen wurden, er wußte weder woher noch wie. Er war müde und widersprach ihr diesmal nicht. Sie lohnte es ihm durch eine Zärtlichkeit, die ihn von neuem berauschte; er beschwor sie, dessen eingedenk zu sein, daß sie seine Braut sei und daß er sie mehr liebe, als je etwas, selbst als seine Mutter. Sie versprach ihm alles . . .

Ihr Glück, ihre Fröhlichkeit trösteten ihn; eine kurze Frist trennte sie noch von dem Eintritte in ihre Stellung. Da wurde in ihrem Zimmer geschneidert und gearbeitet, allerlei unnütze Notwendigkeiten wurden beschafft. Zwischendurch war sie von berückender Zärtlichkeit; aber diese verflog ohne nachhaltige Wirkung. Sowie Gustav allein war, verfiel er in seine alte Traurigkeit; der kurze Traum war ausgeträumt, und von dem Tage ab, wo Fanny hinter der Kredenz des Café „Zur akademischen Legion“ saß, war sie ihm verloren, sie mochte sich noch so sehr dagegen sperren. Sonst war die Zeit vor Weihnachten seine fröhlichste gewesen; es galt, in ihr sich zur Heimreise zu rüsten. Nun stieg in ihm das Bild der Heimat auf; er sah den Hügel, an dessen Hange die Erbrichterei stand, von weißem Schnee umkleidet, die Tannen, die sich ernst und schwarz von diesem Grunde abhoben. Er meinte die mächtige Stimme des Windes zu vernehmen, wenn er das weite Tal durchsauste, und das Wort seiner Mutter. Aber der Gedanke an Frau Mariannen war ihm nicht tröstlich wie sonst. Ein Geheimnis stand zwischen ihnen, und das alte volle Ver-

trauen mußte dahin sein. Was wollte er tun, wenn seine Mutter Rechenschaft von ihm über die großen Summen heischte, die sie ihm zugesendet? Unter allerlei Vorwänden hatte er ihr Geld entlockt; gewiß, alle seine Kameraden hätten nicht anders gehandelt, keiner sah etwas Schlimmes darin, aber er! Wer ihm je gesagt hätte, daß er seiner Mutter mit einer Lüge nahen würde, den hätte er niedergeschlagen. Und nun! Er hatte seine Mutter um ihr Liebstes gebracht, um ihr Vertrauen in ihn und um ihren Stolz auf ihn. Ein Ekel vor sich selbst wollte ihn erfassen.

Es gab vielleicht doch noch ein Mittel, alles zu entwirren. Wie, wenn er heimkehrte? Wie als Kind wollte er der Mutter alles ins Ohr flüstern und mit gesenkter Stirne ihr Urteil erwarten. Was konnte ihm geschehen? Gab es eine Strafe, die noch härter war, als seine verlorne Selbstachtung? War nicht alles besser, als die Täuschung fortsetzen und unter falschem Anscheine eine Liebe ergaunern, deren man nicht mehr würdig war? Denn die Mutter liebte den Gustav, der vor kurzem von ihr geschieden war: einen warm empfindenden, leichtherzigen Burschen; den Gustav von heute kannte sie nicht.

Er traute sich auch nicht heim; höchst wahrscheinlich war sein Verhältnis zu Hause bekannt worden; er war ja nicht der Einzige aus dieser Gegend, der studierte. Wenn er gleich — demütigend genug — seine Landsleute um Verschwiegenheit gebeten hatte, ein unbewachtes Wort genügte, um dem Bruder alles zu verraten, der mit seinem eifersüchtigen Grolle die Sünde des Feindes sicherlich den Eltern zutragen würde. Viel-

leicht wußte sogar die Mutter schon alles; vielleicht stand in einem ihrer Briefe etwas darüber; er aber las die Briefe seiner Mutter nicht mehr; o, er wußte es, wie sie Worte hatte, die sein Herz treffen mußten!

Und endlich, wenn er gleich oft dachte, schleunige, reuige Heimkehr könne noch jetzt seine arg verfahrene Lage in das rechte Geleise bringen, er durfte ja nicht fort. Er konnte nicht ferne von Fanny leben, den Gedanken nicht tragen, sie ganz zu verlassen. Er mußte sie in ihren neuen Kreis einführen; er mußte sehen, wie sie sich darin benehmen würde; er mußte sie überwachen. Er sah nur zu deutlich, daß und wie sehr sie einen Wächter nötig hätte.

Der Winter war gekommen. Nicht gewaltsam, zögernd und bedächtig hatte er sein Regiment angetreten. Von den Dächern troff es, über die Straßen breitete sich ein Mantel grauen Schmutzes. Auf den Plätzen begann der Weihnachtsmarkt; eine Stadt von Buden erwuchs über Nacht. Tannenbäumchen entsandten ihren harzigen Duft in die rauchigen Nebel der Stadt, und Lichtgäßchen erschienen, zwischen denen sich Kinder vergnüglich, begehrlich herumtrieben, dieweilen ihre Eltern um die Stämmchen feilschten. Die düstern Häuser „Am Hof" sahen noch verdrießlicher drein, durch den Gegensatz zu den lustigen Gesichtern und dem bunten Treiben um sie. Ein träger Schnee rieselte durch die windstille Luft hernieder, im Niedersinken zerfließend und Pfützen auf dem Pflaster bildend, in denen sich die Lichtlein tausendfältig widerspiegelten. Gustav Lohner sah das; und Herzweh bemeisterte ihn; er gedachte seiner Mutter, die dies Jahr zum erstenmale am heiligen

Abend den Sohn missen mußte. An seinem Arme aber hing Fanny Bermann, und er führte sie in das Café „Zur akademischen Legion".

III

Es war noch ziemlich zeitig am Tage, aber einer jener Dezember-Nachmittage, die nichts als ein endloses Grauen sind. Der Nebel lagerte, odembeklemmender Feuchtigkeit voll, auf den Straßen, das Pflaster war peinlich glatt, und zu wiederholtenmalen dankte es Fanny bloß ihrem Begleiter, daß sie nicht ausglitt.

Aber rein war die Luft auf der Straße immerhin. Als Fanny das Lokal „Zur akademischen Legion" betrat, wäre sie beinahe zurückgeprallt, so arg war der Gegensatz. Ein solcher Mischmasch von Gerüchen stürmte auf ihre Sinne ein. Dicht, wie der Nebel draußen, lag Tabaksqualm über dem Raume; unzählige Gasflammen verbreiteten betäubende Hitze und blendendes Licht, unabsehbar wiedergegeben von den wandhohen Spiegeln. Der Duft aller Getränke vermischte sich hier: der des Bieres, das in den geschliffenen Kelchgläsern schäumte, mit dem würzigen Aroma des Kaffees, den feinen Rauchwölkchen, die sich aus den Teekannen erhoben, und dem scharfen Bouquet der Schnäpse. Dazu ging durch den weiten Raum unaufhörlich Rede und Gegenrede; die Tür wurde heftig geöffnet und zugeschlagen, an die Gläser klingelte man, die Billardbälle klapperten und stießen lärmend aneinander. Befehlende Rufe nach dem Kellner ertönten, von rascher Antwort gefolgt.

Es war zu Anfang des Monats und die Saison stand auf ihrem Höhepunkte. Studenten erfüllten das Lokal, aus ihrer Mitte klangen Gustav Lohner Grußworte entgegen. Er geleitete Fanny mit vollendeter Ritterlichkeit zu ihrem Brotgeber; auch während der kurzen Unterweisung in ihren Berufspflichten war er zugegen. Als sie endlich in der Kasse saß, verabschiedete er sich, denn es widerstrebte ihm eben so wie es ihm unschicklich schien, stundenlang davor zu lehnen.

Fanny hielt das Auge gesenkt; trotzdem aber empfand sie hunderte von Blicken in neugieriger Musterung auf sich gerichtet. Mechanisch ordnete sie die Zuckerschälchen, mechanisch erwiderte sie auf die Worte der Kellner, die ab und zu eilten. Die Kasse war schmucklos, nur eine Vase mit schlecht gemachten Blumen stand darauf. Der Kopf tat ihr weh; sie stützte ihn nachdenklich in die Hand, wohl bedacht, dabei ihr feines Profil zur Geltung zu bringen. Wildfremde Leute kamen heran unter dem Vorwande, Auskunft zu begehren. Auch aus dem Hinterzimmer, aus dem laute Worte von den Kartentischen und das Rollen der Billardbälle erschallten, näherten sich Beschauer. Mit gewohntem Gleichmut ertrug sie es. Das war ja nunmehr ihr Beruf, als Schaustück zu dienen, und sie mußte nur froh sein, wenn sie als solches Anwert fand. Das aber schien der Fall; dafür zeugte das Flüstern unter den jungen Männern, die scheinbar zwecklos an ihr vorüber promenierten. Vor direkten Ansprachen schien sie gesichert. Manchmal drangen Laute einer bekannten Stimme zu ihr; Gustav erging sich sprechend, und sie mußte sich es gestehen, von all den jungen Leuten glich

ihm keiner an Kraft und Anmut der Erscheinung. Er trat zum Buffet: „Ich muß nach hinten gehen, Fanny; sie haben heute eine wichtige Besprechung hier. Hoffentlich wird es so spät, daß ich dich gleich heimführen kann. Von morgen ab bist du ohnedies immer hier; es ist das letztemal, daß wir einander ganz gehören dürfen.“

Fanny erhob ihr Auge; mit jenem feuchten Blicke sah sie zu ihm auf, den er nur zu wohl kannte und der ihn immer durchschauerte. Sie blickte ihm nach; vor dem Spiegel zupfte er das breite Band über seiner Brust zurecht, bis es recht augenfällig darauf lag. Eine Bewegung ging durch die Menschen; neue Ankömmlinge schoben sich durch die Leute. Trotzige, verwogene Gesellen zogen an ihr vorüber, die Gesichter zerhauen, und grüßten mit leichtem Kopfneigen oder die Finger militärisch an die bunte Mütze legend. Langsam wurde es stille in diesem Zimmer, aber von rückwärts her vernahm sie laute Reden und stürmische Zurufe des Beifalls oder des Mißfallens.

Nun erst erhob sie vorsichtig den Kopf und sah sich spähend um. Es war ziemlich öde ringsherum geworden, nur Schachspieler saßen noch über ihre Figuren in wortloser Vertiefung gebeugt. In den Fensternischen hatten sich Männer häuslich eingerichtet; hinter Stößen von Zeitungen beinahe verschwindend, schrieben sie emsig. Verschieden im Alter und in den Lebensverhältnissen, schienen sie doch ein gemeinsames Gewerbe zu betreiben. Sie kannten einander sämtlich und begrüßten sich mit einer gewissen handwerksmäßigen Vertraulichkeit; manchmal schien der eine etwas Wichtigeres

den Genossen mitzuteilen; dann tauschten sie ihre Meinungen in wirblichst raschem Flusse der Rede aus, dabei lebendig mit den Händen gestikulierend. Dann ging es wieder an das Schreiben; Blättchen Papier wurden einseitig beschrieben und von hageren Burschen fortgetragen. Schwindsüchtig aussehend, blaß vom übernächtigen Leben und den ewigen Laufereien aus einer Redaktion in die andere, horchten diese angehenden Journalisten aufmerksam auf jedes Wort ihrer Herren und Meister, aus dem sich vielleicht eine Journalnotiz herausschlagen ließ. Selbst sie aber wurden noch beneidet; um diesen Kreis herum bewegten sich junge Menschen; sehnsüchtig lungerten sie um diese Tische herum, verzehrt von dem Bewußtsein ihrer Unfähigkeit und dem Hunger nach kurzem, löschpapierenem Ruhme, und vertaten also ihre beste Kraft in frucht- und aussichtslosem Streben.

Und doch hätten sie eine Warnung vor Augen haben können. Zu derselben Gruppe gehörte ein alter Mensch. Fanny fiel es auf, wie man ihn im Kaffeehause dulden könne, so abstoßend und verwahrlost war seine Erscheinung. Das alte, eisgraue Haar ungekämmt, das Gesicht starrend vor Schmutz und Runzeln, die Schuhe zerrissen und den Rock ungebürstet und durchgescheuert an allen Nähten, saß er ihr zunächst, Schach spielend, seitdem sie in die Kasse eingetreten war, bis jetzt, wo auch die wenigen Gäste wieder aufbrachen, die nach Schluß des nahen Stadttheaters erschienen waren.

Im Nebensaale wurde immer noch debattiert; die Stimmen aber klangen heiser vom Bier- und Tabakgenuß. Ein häßlicher Flor umgab Fanny alles; die

Fülle neuer Eindrücke verwirrte und befing sie. Das Kaffeehaus erschien ihr unendlich trübselig und so mürrisch, wie das Gesicht des Zahlkellners, der an einem Pfeiler lehnte, schmierige Zettel aus einer abgegriffenen Brieftasche nahm, sie durchlas und mißtrauisch den Kopf schüttelte, ehe er sie an ihrer alten Stelle versorgte. Die Gasflamme ihr zu Häupten brannte zischend und übelriechend. Ihr ward bange, sie sehnte sich nach einem befreundeten Worte, nach Gustav. Wenn sie sich nicht geschämt hätte, sie hätte nach ihm gesendet; seine Stimme tönte gerade herüber; was er sprach, konnte sie zwar nicht verstehen, aber schon der Ton war so fest, ehrlich und bestimmt: der ganze Mann lebte in seiner Stimme.

Was war am Ende gar so Großes dabei, wenn sie auf ihn wartete? Er hatte ihr immer nachgegeben, kein Mensch konnte sie sicherlich lieber haben. Sie brauchte sich bloß mit der Zukunft als seine Frau zu begnügen, und war das nicht genug für das Kind Frau Rosalia Bermanns? Noch war sie seiner nicht zu unwert, noch hatte sie ihm mindestens physisch die Treue nicht gebrochen. Aber ein etwas in ihr schrie „Nein!" Denn wie, wenn Gustav dann sein Wort doch nicht hielt? Es war richtig, sie empfand zu niemand mehr oder auch nur so viel Neigung, als zu ihm. Aber warten? Auf so Ungewisses hin? Denn sie an seiner Stelle hielte dieses Versprechen nicht, des machte sie sich kein Hehl! Und — sie hatte lange genug gewartet!

Zwei Männer waren ins Kaffeehaus eingetreten; der eine hoch, mager und einen feinen Zug im Gesicht, das, von wirrem, schwarzem Haar umgeben, schier

geisterbleich erschien. Sie mußte die Zeitung weglegen, dem Kellner läuten, der hinter der Glastür auf einer Bank träumte. Sie erhob den Kopf, frei ließ sie ihr sieghaftes Auge leuchten und ihr feines Ohr vernahm, wie sich der Blasse zu seinem häßlichen Freunde neigte: „Ein schönes Mädchen". Auch die heisere Antwort hörte sie: „Ich glaube, sie ist Lohners Braut". Dann beugte sie sich wieder über ihr Buch, um die Bestellungen einzutragen.

Sie hörte dann die beiden ungleichen Gesellen flüstern. Sie sah nicht mehr hin, sie hörte nur noch: „Gewöhnt sich wohl erst ein; wird sich aber eingewöhnen". Dann klang es wie Husten herüber, gedämpfte Schritte vernahm sie, und neben ihr tauchte ein Kopf voll Häßlichkeit, mit struppigem Blondhaar, mit bösem Auge und fahler Farbe im Gesichte auf und sagte: „Ein schöner Mann Herr Gustav Lohner, ein schöner Kopf."

Er wollte weiter sprechen. Aber die Schritte der abziehenden Studenten erklangen näher, und er verschwand plötzlich. Sie erhob sich, die Glieder steif vom langen Sitzen und schier übermüdet. Die Gasflammen wurden abgedreht, und im Getümmel des Aufbruches ging sie, zärtlich an Gustav geschmiegt. Aber ihr letzter Blick flog zum Eingange des Cafés zurück; dort stand der Hagere, grell von der Gasflamme über dem Portal beleuchtet, ein Taschentuch an die Lippen gedrückt, und sah ihr, auf seinen häßlichen Genossen gestützt, lange nach.

IV

Wer waren die beiden ungleichen Gesellen? Die Frage beschäftigte sie und half ihr, im Vereine mit ihrem Anpassungstalente, das aus dem Dorfmädchen in kurzem eine Dame mit städtischen Manieren gemacht hatte, der niemand den Ursprung in einem Dorfe des Kuhlandes anmerken konnte, sich rascher eingewöhnen, als sie selbst gehofft hätte. Sie hatte ein menschliches Interesse, das sie nunmehr ins Kaffeehaus zog; ein seltsames Mitleid fühlte sie für den Blassen und eine Neugierde, die nach Lösung verlangte, für seinen häßlichen Freund.

Es brauchte aber lange Zeit, ehe sie etwas Näheres über beide erfuhr, und alle anderen Gäste des Lokales kannte sie früher. Die armen Studenten, die vor und nach der Vorlesung erschienen und denen die „Akademische Legion" alles war: Wärmestube, Wohnung und Studierzimmer, die Zeitungen lesend oder studierend hier ihre Tage verbrachten, zu Mittag auf kurze Zeit zu einem jämmerlichen Mahle verschwanden, bis sie die Nacht von den Billard- und Kartentischen vertrieb, die sie als müßige Zuschauer umlehnt hatten. Diese dauerten Fanny; denn mancher schien ihr wohl eines besseren Loses wert, als mit neidvoller Seele zuschauen zu müssen, wie andere genossen. Sie bedauerte sie doppelt, weil sie ihre Gefühle verstand und teilen konnte und weil ihr deren reichere Kameraden gar zu verächtlich erschienen; denn die Hohlheit dieser Menschen hatte sie bald erkannt. Ihre Gespräche widerten sie an; das ewige Gerede von Wettrennen, Mensuren und billigen

Eroberungen ermüdete sie. Ihrem mäßigen Sinne ging jedes Verständnis für die Zechgelage ab, die in diesem Kreise eine so bedeutsame Rolle spielten. Aufstrebend, wie ihr Geist einmal war, hatte sie Mitgefühl für die Strebsamkeit der Armen, während sie ihrer ganzen, früh erworbenen Verstellungskunst bedurfte, um die Albernheiten der Reichen zu ertragen.

Bloß drei Menschen von allen, die sie kennen gelernt hatte, zwangen ihr einige Teilnahme ab.

Einmal Gustav Lohner. Was der immer anpackte, er wußte einen Anschein seiner eigenen Tüchtigkeit und Kraft hineinzutragen. Ihm war, was er ergriff, Ernst und Herzenssache, und je mehr ihn Fanny kennen lernte, desto besser wußte sie den Wert jener Vorstellung vom ersten Tage zu bewerten. Selbst die Couleur faßte er wirklich als einen Bund für das Leben auf, die Mensur war ihm tatsächlich die Probe des Mutes und der Gewandtheit. Er war tatsächlich, wie jener Häßliche behauptete, die feinste Klinge der Universität, aber nicht ihr feinster Kopf. Gerade durch und durch; aber eben deshalb oft unbequem, mehr geachtet und gefürchtet, als geliebt. Ein Mensch, der sich an Schlagworten begeistern konnte und dann für sie drein ging, wie ein Stier — ungestüm, gefährlich durch seine Kraft, aber ungelenk und leicht zu blenden.

Er war ein feiner Beobachter, jener späte Gast, von dem Fanny dies gehört hatte. War das Café leer von Besuchern, dann erschien er. Die Kellner kannten seine Stimme eben so gut als die Nische, in der er zu sitzen pflegte und in der kein Licht angezündet werden durfte, wenn er anwesend war. Dort hockte er trinkend, aber

eine Wirkung davon war nie an seinen Worten zu merken. Zuweilen tauchte sein Kopf voll charakteristischer Häßlichkeit jählings neben Fanny auf; dann sprach er rasch, heftig und abgerissen auf sie ein. Niemals hörte sie ein Wort uneingeschränkten Lobes von ihm; über allem, was er tat und sprach, lag ein häßlicher Zynismus. Sie kannte seinen Namen, aber nennen durfte sie ihn nie damit. „Ich hatte einen Namen und träumte davon, mir einen zu schaffen; jetzt bin ich eine Null." Ein unglücklicher Mensch war er jedenfalls, die stete Gewohnheit der Selbstironie hatte seinen Charakter ätzendem Scheidewasser gleich zerfressen. Von Studenten gemieden und jeder Berührung mit ihnen scheu ausweichend, suchte er dennoch mit seltsamer Beharrlichkeit die Stätten auf, wo er sicher war, ihnen zu begegnen. „Was wollen Sie, ich bin ein Revenant, ein Gespenst."

Sie kannte auch seine Geschichte und wußte, warum er aus jener Gesellschaft ausgestoßen worden war, der er einst angehört und die immer noch solche Anziehungskraft für ihn besaß. Er war einst Student gewesen; derselben Couleur hatte er angehört wie Gustav Lohner. Er sollte seine erste Mensur schlagen; aber schon bei den ersten Vorbereitungen befiel ihn eine namenlose Angst. „Ich bin kein Lamm, und ich mochte mich nicht opferlammäßig behandeln lassen. Es ist auch zu infam; der Mensch, der mir da gegenüberstand, hatte mir nie etwas getan. Ich war zu erregt; es klang so schrill, als seine Klinge das erstemal anklirrte an die meinige; es war mir so schreckhaft und verstört zumute. Und dann hörte ich es im Kopfe summen und ihn widerhallen, dumpf im Schädel, knirschend zwischen den Zähnen, die-

sen infamen Ton. Ich spüre, wie etwas Warmes über meine Stirne tropfte, nicht etwa jäh, stromweise, sondern unangenehm lau und langsam, schon im Fließen gerinnend. Ich konnte nicht mehr ruhig stehen, ich mußte den Kopf wenden, die Augen schließen, schon um dem Anblick des lächerlich abgeschmackten Anzuges meines Gegners zu entgehen. Und da beantragte mein Freund und Bruder Gustav Lohner, mich, den Feigling, ehrlos von der Mensur zu jagen. Er zerriß die Kappe, die ich bis dahin getragen hatte, mit dem Fuße zertrat er die Klinge, die ich geführt."

Sie wußte auch, wie er dann tiefer und tiefer gesunken war. Sein kleines Vermögen war vergeudet und: „Nun, ich machte Schulden. Die ehrlichen Leute! Sie haben alle gewußt, daß ich so bald nicht zahlen könnte. Und doch nahmen sie mein Ehrenwort; durften sie sich dann wundern, wenn ich es nicht einhielt? Aber sie machten ein lästerliches Geschrei über meine Wortbrüchigkeit, als das eintraf, worauf sie gefaßt sein mußten. Man hielt feierlich Gericht über mich und erklärte nicht bloß mich, nein, jeden für ehrlos für alle Zeit, der mit mir verkehren würde. Und Herr Gustav Lohner gab mir eine Ohrfeige, als ich ihn ansprach. Für einen Fechter, wie er, wäre das immer ein harmloses Vergnügen gewesen; wie schon gar damals, wo er mir nicht einmal hätte Satisfaktion geben dürfen!"

Er hatte mit dem ganzen Reste seines Vermögens und seines Kredites ein Bändchen Gedichte erscheinen lassen. Sie hatten keinen Anklang gefunden. „Es war eigentlich Zuckerwasser, höchstens ein bißchen Schnaps dabei. Aber ein weiser Mann hielt es doch für not-

wendig, nachzuweisen, warum sie nicht gefallen konnten. Ich hätte kein Gefühl! Er hatte recht! Gemüt und Ehre, das sind so Dinge für die anständigen Leute, die schlafen und sich waschen. Ich aber tue beides nur sehr selten und ungerne."

Und dann war er hingegangen und hatte sich verkauft. „Glauben Sie mir, wer sich selbst kennt, der kennt auch die Schwächen jedes Menschen. Und ich kenne mich. Dummköpfe oder Schufte, höchstens noch eine liebliche Mischung von beidem, das ist alles und das sind alle. Sie dürfen sie getrost einteilen in drei Kategorien: In solche, welche Silberlöffel stehlen und sich dabei ertappen lassen, in solche, die man wohl beargwöhnt, die sich aber nicht erwischen lassen, und in solche, die sich nicht trauen. Die bilden dann die Jury. Sie dürfen es mir glauben, sie fürchten sich heilig vor mir, die ehrlichen Leute. Aber geschimpft haben sie nicht schlecht, als mein erstes Pamphlet erschien. Warum? Weil ich darin das angriff, was ich noch gestern lobte? Ich will es ja morgen wieder rühmen, wenn es etwas trägt; kein kluger Mensch tut etwas umsonst, wofür er bezahlt werden kann. Alles darf der Mensch verschachern, mit allem darf er Handel treiben, nur mit sich selbst nicht? Warum? Bin ich nicht mein Eigentum? Nur in einem liegt Verstand: man soll sich nicht zu billig hergeben. Darin habe ich gefehlt; ich habe meinen Geist lächerlich wohlfeil verkauft. Wäre ich Hofrat, alle Welt zöge heute den Hut vor mir."

Mit einem eigenen Interesse horchte Fanny diesen Worten. Die enthielten ja die Rechtfertigung alles dessen, was sie plante; selbst ihrer verwegensten Gedan-

ken. Und dann, jedes Vertrauen und jeder Annäherungsversuch war ihr schätzbar: „Ich sehe in Ihnen eine Leidensgefährtin. Merken Sie sich, was ich Ihnen sagte; es wird Ihnen wohl zu paß kommen. Sie wollen sich doch auch verkaufen? Die Eigenschaften haben Sie dazu; Sie sind schön und — wie es scheint — auch klug genug dazu. Hier ist Markt, also der richtige Ort; nur zögern Sie nicht zu lange, denn die Ware ist nicht so selten in Wien.“

Er sprach ihr nie von Liebe; auch das wußte sie, die den ganzen Tag mit den albernsten Schmeicheleien geplagt wurde, zu schätzen. Er verspottete sich selbst, wenn er sich als Werber dachte. „Ich habe einen zu großen Abscheu vor Glacéhandschuhen und reinen Kragen. Freiwillige Liebe finde ich nicht — und kaufen? Ich will nicht betrogen werden; ich will nicht Geträumtes mit Reellem, Wertbarem bezahlen. Ich bin jedem käuflich, und was jedem feil ist, das ist gut genug für mich.“

Abgerissen, sprunghaft, den einsamen, unbewachten Augenblick erspähend, sprach er so zu ihr. Sowie er aber einen leichten, elastischen Schritt vernahm, verschwand er in das Dunkel seiner Nische. Dann sah Fanny sein unruhiges Auge leuchten und ihn Glas um Glas leeren. Er war ihr früher notwendig geworden, als sie es selbst ahnte. Und der arme Rest, der gut in ihr war, wurde vergiftet.

Der dritte Mensch aber hieß Friedrich v. Eck. Jener blasse Jüngling war es, den sie den ersten Tag gleich gesehen hatte. Behandelte sie sein Gesellschafter von damals von allem Anfange an vertraulich, Friedrich

v. Ecks Benehmen ihr gegenüber war das eines vollendeten Kavaliers seiner Dame gegenüber.

Nur selten kam er ins Kaffeehaus und dann nur in den ersten Stunden des Tages oder in den spätesten Nachtstunden; seine schwache Brust ertrug den Qualm nicht, seiner vornehmeren Natur widerstrebte die öffentliche, schamlose Courschneiderei. Er konnte nicht viel sprechen, ohne daß Husten seine schmale Gestalt erschütterte und ohne daß er sein Taschentuch an die Lippen führen mußte. Auf seinen Wangen glühten dann jählings dunkelrote Flecken auf, die eben so rasch wieder verblichen, als sie erschienen waren.

Er kam fast nie ohne ein Blumengeschenk; aber das fiel nicht zu sehr auf, denn seit Fanny Bermann in der „Akademischen Legion" Buch führte, gab es Tage, an denen kostbare Bouquets die Kasse in einen blühenden Garten verwandelten. In allen Notizbüchern stand ihr Name; wer gar nichts Besseres zu bringen hatte, brachte Verse; sie aber ging gleichmütig ihrer Wege und wußte jeden richtig zu behandeln. Ein freundliches Lächeln und ein aufmerksames Ohr hatte sie für den Stammgast, kühl höfliches Kopfneigen für die Unbekannten, jene so geschätzte kindlich-naive Vertraulichkeit gegen ältere Herren. Aber vor ihrer Phantasie standen, sich seltsam durchkreuzend, drei Bilder: Gustav Lohner, ernst, schwer und düster, wie ihn die letzte Zeit gemacht hatte, der Namenlose, und am häufigster die überschlanke Gestalt Friedrich v. Ecks, mit seinem feinen Welttone und dem anmutigen Humor, der steten Milde und Freundlichkeit, die so seltsam stand zu dem unheimlich unheilbaren Leiden, das ihn verwüstete.

V

Gustav Lohner hatte sich arg zu seinem Nachteile geändert. Ein schweres Opfer hatte er damit gebracht, daß er in Fannys Eintritt in das Kaffeehaus gewilligt hatte; nun mußte er aber noch die Ueberzeugung gewinnen, daß die Nachgiebigkeit zwecklos gewesen. Ein unerquicklich scharfer Ton war in sein Verhältnis gekommen; sie fühlte den Vorteil ihrer errungenen Selbständigkeit zu sehr, als daß sie ihn nicht hätte ausnützen sollen. Fortan bedurfte sie seiner nicht mehr; was sie brauchte, das erwarb sie sich selbst, nicht einmal den relativen Vorzug von früher konnte sie ihm mehr einräumen. Friedrich v. Eck stand ihrem Herzen näher, beschäftigte ihre Phantasie lebhafter als Gustav, der ihr nichts mehr war als der Genosse vergangener Tage, an die sie aber nicht gerne gemahnt sein wollte. Wollte er sich also auch in Hinkunft ihrer Gunst erfreuen, dann mußte er sie durch Gegenleistungen verdienen. So hatte sich denn auch in Beziehung auf den Geldpunkt für ihn nichts geändert; jede Weile benötigte Fanny irgend eine Kleinigkeit, und selbst daß sie sich mit diesen Wünschen immer zuerst an ihn wendete, schien ihm nunmehr ein Vorzug und ein neidenswertes Glück. Zwar vieles an dem Mädchen war ihm unverständlich und unfaßlich. Gleich die Stellung, die sie angenommen hatte; er hätte seine Braut lieber bei was immer für einer Arbeit, selbst lieber als Dienstmädchen, gesehen. Aber immerhin konnte das auch Unkenntnis des schlüpfrigen Bodens, den sie betreten, konnte Abneigung vor physischer Arbeit, das

Erbteil ihres Stammes sein. Daran war am Ende auch er Schuld gewesen; er hatte es nicht vermocht, die Brotsorge von ihr ferne zu halten, und mußte es sich somit gefallen lassen, wenn sie diese nach ihrem Gefallen zu lösen versuchte. Seine Aufgabe war es, die Gefahren ihres selbstgewählten Berufes zu mildern durch persönliche Ueberwachung, durch die Macht seines Ansehens; sie sollte ehrlich bleiben können, wenn sie es nur wollte, auch als Kaffeehauskassiererin.

Anfangs hatte es in der Tat diesen Anschein. Niemand konnte Fanny etwas Schlimmes, etwas Ehrenrühriges nachsagen.

Mit innigem Behagen erfreute sich Gustav der Lobsprüche, die man allgemein dem Takte, mit dem sich das Mädchen in seine Stellung zu finden wußte, und seiner Klugheit spendete. Wenn er gleich die Entfernung zwischen ihnen und die Härten von Fannys Charakter bitter empfand, so lange ihr nichts vorzuwerfen war, so lange sich die Geliebte niemandem angeschlossen hatte, war das zu ertragen. Aber neuerdings war ihm ihre Vertraulichkeit mit dem Namenlosen zugetragen worden, und sie erfüllte ihn mit Bängnis. Er kannte die ganze Verderbtheit dieses Menschen, aber auch seine Gefährlichkeit. Die Schneidigkeit seines Zynismus, die Schärfe seines Verstandes konnten bestechen und auch einen gefesteteren Charakter und bessere Grundsätze zugrunde richten, als die waren, die er bei Fanny vermuten mußte. Ueberdies wußte er, daß dieser Mensch sich neuerdings in der Rolle eines Kupplers gefiel. Seine Eifersucht erwachte; Friedrich v. Eck, der einzige Gefährte des Namenlosen, war ein Mensch, der wohl gefallen konnte,

leichtfertig genug, sich auch eines so widerwärtigen Geschöpfes, wie jener war, zu bedienen, und dazu von großem, unabhängigem Reichtume, den er nicht zu sparen brauchte, wenn er durch ihn die Macht seiner wirklich liebenswürdigen Persönlichkeit, seines weiblich weichen Wesens unterstützen wollte. Tatsächlich hatte Gustav auch in letzter Zeit kleine Kostbarkeiten an Fanny bemerkt, als deren Spender sie mit gewohnter Offenheit und nicht ohne Ironie v. Eck angab.

Und ob auch neuerdings häufige Zweifel in ihm erwachten, ob Fanny alle die ungeheueren Opfer auch wirklich verdiene, die er ihr gebracht hatte: seine tiefe Verschuldung, die Vernachlässigung seiner Studien, die Erkaltung der Innigkeit zwischen ihm und seiner Mutter — er war ihr einmal verfallen. Seine Sinne hatte sie vergiftet, seinen Geist umstrickt; sein Charakter war angefressen von der Fäulnis des ihrigen. Seinem Bruder hatte er sie abgewonnen; und nun lag ein eigener Reiz für ihn darin, diesen so teuer bezahlten Erwerb gegen alle Welt zu verteidigen und zu behaupten. Befriedigte Rache und spät geweckte, aber darum unauslöschliche Sinnenlust, die sie wachgerufen hatte, knüpften ihn an ihre Person. Es mochte schönere Mädchen geben: für ihn gab es bloß die eine, die sich ihm, seiner Meinung nach, in freier Neigung zu eigen gegeben hatte. So lange sie in seinen Augen ein anständiges Mädchen blieb, war er ihr durch das unlöslichste Band, durch sein Werk, verpflichtet und verbunden. Und so kamen denn noch die ehrenwertesten Seiten seiner Eigenart dazu, um ihn für immer an die zu knüpfen, die sein Verderben werden mußte: seine hohe Auffassung vom Man-

nesworte und der Treue, sein stolzes Kraftbewußtsein, das sich die Macht zutraute, auch einen widerstrebenden Charakter nach seinem umzumodeln, sein kampffrohes Selbstgefühl.

Zu Hause litt es ihn nicht mehr. In allem störte und beirrte ihn ihr Bild. Es hinderte ihn im Studium, es scheuchte ihn aus dem Schlafe auf. Und so beschloß er denn, Wache zu halten ob seiner Liebe. Gustav Lohner wurde Stammgast der „Akademischen Legion".

Anfangs suchte er Umgang mit niemandem. Er begnügte sich damit, wortlos dazusitzen, in stumpfes Brüten versunken, und jeden Annäherungsversuch schroff zurückzuweisen. Aber auch seiner wortkargen und wenig teilnahmebedürftigen Natur ward die Last des Schweigens auf die Dauer unerträglich. Vom ersten Abenddämmer bis in die späteste Nacht dazusitzen ohne Beschäftigung und sonder Ansprache, vermochte er nicht. Er begann zu spielen; unglücklich, weil ohne jede Lust an der Sache und ohne jene Aufmerksamkeit, deren es dabei bedarf; sein ganzes Augenmerk war der Kasse zugewendet: wenn irgend jemand mit dem Mädchen zu freundlich sprach oder zu aufmerksames Gehör fand, dann konnte ihn die Wut bemeistern, daß er die Karten oder den Queue ungestüm auf das grüne Tuch hinwarf. Zu sprechen vermochte er mit Fanny nicht; in kleinen Häkeleien, deren sie Meisterin war, reizte und kränkte sie den ungelenkeren Mann. War also das Kaffeehaus leerer geworden und nahte die Stunde, wo seine meistgefürchteten Feinde, v. Eck und sein Kumpan, zu kommen pflegten, dann begann er zu trinken. Viel und begierig, doch ohne jede Wirkung auf seine Stimmung;

nur noch heftiger ward er, wie es denn kein traurigeres Zechen gibt, als wenn man um sich zu betäuben und in trübseliger Einsamkeit Glas um Glas leert.

Gustav Lohner hatte seine Waffengeübtheit viele Freude bereitet. Das war ein Schmuck, der nicht bloß seine Person, der die ganze Verbindung, zu der er gehörte, zierte und erhöhte. Seiner und seines Namens unwürdig wäre es ihm erschienen, den Hieber oder den Säbel mit einem Gegner zu kreuzen, der ihm nicht gewachsen war. Nunmehr sollte auch dies zur Waffe werden, womit er seine Liebe zu schützen gedachte. Ein freundlicher Blick, ein Lächeln Fannys bot den Anlaß zur brutalsten Forderung. Und dabei focht er nicht mehr mit der alten, freudigen Männlichkeit, sondern abwechselnd wild und heftig angreifend, dann wieder tückisch den entscheidenden Augenblick und die mindeste Blöße ausspähend, und in einen einzigen Hieb die ganze entsetzliche Kraft seines Armes legend, dem nicht durchwachte Nächte, nicht stetes unregelmäßiges Leben und ewige Sorgen die alte, gewaltige Kraft hatten brechen können. Der stolze Lohner, der feinste Bursche, der je in Wien Band und Farben getragen hatte, sank zum Klopffechter herab, vor dessen Jähzorn auch dem Intimsten graute.

Es ward stille um die Kasse. Aber auch das letzte Fünkchen von Zuneigung erstarb in Fannys Herzen angesichts dieses Menschen, der zwischen Trunkenheit und Katzenjammer, zwischen Fechtboden und Kaffeehaus ein wüst trübseliges Dasein führte, und in dessen Seele dabei die quälendste Empfindung nimmer schweigen wollte: die, daß das alles eigentlich umsonst und vergeudete

Mühe, daß sein ganzes Leben verspielt sei, ohne nennenswerten Gegeneinsatz. Seinen gefürchtetsten Gegnern konnte er nicht zu Leibe. Friedrich v. Eck mied das Café, ob Gustav gleich die Ueberzeugung hatte, daß er sich mit dem Mädchen nach wie vor zu treffen wisse. Fannys Kälte war zu unbesiegbarer Furcht geworden; und der Namenlose grüßte tagtäglich mit hündisch frecher Unterwürfigkeit und Vertraulichkeit den Gehaßten, der dem Ehrlosen nichts anhaben konnte.

So vergingen Monate. Gustav ertrug es, daß sein Name im schmutzigen Notizbuche des Kellners hinter einer ganz gewaltigen Zahlenreihe stand; er ertrug es, daß sich Leute an ihn und in seinen Umgang drängten, die er noch vor kurzem voll Verachtung von sich gestoßen hätte. Stumpfsinnig sah er eine Schuldenlast sich häufen, die er kaum mehr zu begleichen hoffen durfte; sein Name ward ein Stichblatt plump witziger Bemerkungen. Ihn berührte es nicht, ja, er ertappte sich einmal dabei, wie er den Gruß des gehaßtesten verächtlichsten Menschen erwiderte.

Auch Ostern war vorüber gegangen, ohne daß er auch nur an eine Heimreise gedacht hätte. Er hielt Wache. Sein ganzes Leben war zusammengedrängt und spielte sich ab in dem Kaffeehause, welches einst — wie kurz erst! — widerhallte von dem kräftigen Brustton seiner Stimme, wenn er über studentische Angelegenheiten der erste zu seinen Pairs sprach, und das nun den hoffnungsvollen und lebensfreudigen Jüngling tagtäglich in seinen Mauern sah als müden, gebrochenen, verbummelten Studenten.

VI

Also hielt Gustav Lohner Wache in der „Akademischen Legion“. Aber er stand auch dann nicht davon ab, als er nichts mehr zu bewachen hatte, als das eintraf, was er längst besorgt und geahnt hatte, und eines Tages an Stelle des klugen, scharfgeschnittenen Gesichtes Fannys ein fremder, stiller Blondkopf dem Eintretenden sich zuneigte. Er hatte gewußt, es mußte so werden. Es hätte ihn wahrhaftig von Fanny Bermann, wie er sie jetzt kannte, gewundert, wenn sie es nicht verstanden hätte, alle Menschen, vom Kaffeesieder bis zum Feuerburschen, in ihr Interesse zu ziehen, um es zu verhindern, daß ihn irgend jemand von der ungeheuren Niedertracht in Kenntnis setze, mit der sie umging.

Ein Ekel vor sich selbst wollte ihn erfassen. Sein Name erschien ihm befleckt und in den Kot gezogen. Was gab es in ihm, was sie nicht beschmutzt hätte? Das bräutliche Verhältnis zu ihm war nichts gewesen, als eine falsche Schutzmarke, auf wertlose Ware geklebt, die sie begehrenswerter erscheinen lassen sollte; wie es ja den Menschen stets am meisten nach dem lüstet, was Eigentum eines anderen ist. O, die ganze Welt war unendlich verworfen und er der allererbärmlichste Mensch auf ihr. Das neue Mädchen in der Kasse gleich. Hatte sie nicht ein Gesicht, das so rein und lieb war, wie das der Jungfrau Maria? Und sah er nicht, wie sie mit jedem liebäugelte, selbst mit ihm? Und doch ging er unter Menschen. Was wollte er mit seinem verstörten Leben, mit der Qual seiner Gedanken auch beginnen?

Und um seine Tage zu füllen und seine Erinnerungen los zu werden, trank er, bis er als letzter Gast mit gerötetem Gesichte und glühendem Auge heim taumelte, um im lethargischen Schlafe Vergessenheit und Kraft zu gleichem Kreislaufe für den nächsten Tag zu finden. Und was ihn aber selbst dann quälte und in seine Träume gespenstig verfolgte, das war dieser Gedanke: Wie, wenn Fanny nicht schlecht war? Wie, wenn sie bloß die Furcht vor ihm einem anderen in die Arme getrieben hätte? Das wäre das Entsetzlichste! In solcher Stimmung, in solcher Lebensführung fand er am frühen Morgen ein Telegramm. Der Schulze war gestorben. Man erwartete den Sohn zum Leichenbegängnis.

Gustav legte sich nicht nieder; selbst das Bedürfnis des Schlafes hatte er in letzter Zeit nahezu verloren. Er fuhr heim. Und nie noch war ihm die Heimfahrt so rasch erschienen, wie diesmal. Er hatte kein Auge für die mannshohen Halme, die unter dem Gewichte ihrer eigenen Aehren harmonisch schwankten; er sah nicht die Hochsommersonne, die über Mährens Gauen ihr reichstes Gold fast verschwenderisch ausgoß; in ihm lebte nur ein Gedanke: Wie wirst du deine Mutter sehen, mit welcher Stirne ihr entgegentreten?

Er wollte beichten; aber wie hätte er das Herz finden sollen, der verstörten, über den jähen Tod des kräftigen, lebensrüstigen Mannes untröstlichen Frau mit solchen Bekenntnissen zu kommen? Als ihre Hoffnung hatte sie ihn begrüßt; sollte er ihr die Augen öffnen, wie nicht bloß der Tod eines Vaters, den zu beweinen er die meiste Ursache hatte, das verstörte Aussehen, die

tiefen Furchen auf der Stirne ihres Lieblings, die sie umsonst zu glätten versuchte, verschuldet hatte? Er konnte es nicht. Lieber ging er mit unbefreitem Gewissen hinter dem Sarge, lieber hörte er die Lobsprüche auf seinen ehrenfesten Vater an: „Er war ein Ehrenmann", und die geflüsterte Antwort: „Und der Sohn wird es auch". Nur er konnte damit gemeint sein; vom Todestage des Erbrichters an führte sein Bruder diesen Namen. Er hätte aufschreien mögen.

Und dann kam die schwerste Stunde, als er der Mutter doch alles gestehen mußte, und sein unfreiwilliges Geständnis allen erlösenden Wert verloren hatte.

Noch am Tage des Leichenbegängnisses waren die Brüder in Streit geraten. Ohne letztwillige Verfügung war der Schulze aus dem Leben geschieden; es bedurfte auch wohl seines Bedünkens keiner solchen. Aber darauf gestützt, weigerte Georg dem Bruder jeden Anteil am Erbe. Erstaunt hörte Frau Marianne die Ausbrüche fassungslosen Hasses, mit denen er Gustav überhäufte: „Du willst erben," schrie er, „du? Wofür? Wir haben es uns hier sauer werden lassen, und du hast gelumpt in Wien. Wir alle, das ganze Hauswesen, durften so viel nicht verbrauchen, als du allein, heißt das mit der Jüdin. Meinst du, ich habe nichts davon gewußt? Ich habe geschwiegen, aber ich habe gehofft, es dir heimzuzahlen, du schleichender Duckmäuser, du Lump! Wenn es dir nicht recht ist, geh hin und fordere vor Gericht Erbteilung. Man wird sie dir bewilligen; aber alle Welt wird es auch wissen, welch ein Lump Gustav Lohner ist. Noch ist es keinem eingefallen, an dem rütteln zu wollen, was seit ewiger Zeit feststeht, an

der Unteilbarkeit unserer Gründe. Aber freilich — es hat auch noch niemand daran gedacht, eine Jüdin heiraten zu wollen und sie sich derweilen auszuhalten."

„Niemand?" fragte Gustav.

Darauf schwieg Georg. Aber um so höhnischer verwies er den Bruder auf den Rechtsweg oder auf das, was ihm allein übrig bliebe, auf die Dienstbarkeit. Die Ordnung des Hauses schien gelöst. Horchend standen Knechte und Mägde an den Türen, und mit Not vermochte Frau Marianne die erbitterten Geschwister vor Tätlichkeiten zurückzuhalten.

In der Nacht aber trat sie an das Bett ihres Sohnes; mit jenen Worten, wie sie nur einer Mutter zu Gebote stehen, beschwor sie ihn, sich ihr zu eröffnen. Sie hatte kein Licht mitgebracht; einem unsichtbaren Beichtiger beichtet es sich leichter. Totenstille war es; nur der schwere Odem Frau Mariannens, die flüsternde Stimme ihres Sohnes tönten durch das Gemach; manchmal gesteigert: dann entströmten Anklagen gegen sich selbst, wilde Schmähungen gegen die Jüdin, gegen den Bruder seinen Lippen. Warum er erblos sein müsse? Ob er nicht so gut Kind seiner Eltern wäre als Georg? „Darf nur einer erben, dann darf auch nur einer leben." Seine Hände zwischen den ihren haltend, saß sie neben ihm, bis er im Grauen des Tages entschlief.

Frau Marianne aber konnte nicht schlafen. Eine Unruhe verzehrte sie, trieb sie in ihrem Zimmer auf und ab. In der Angst des Tages, in der Sorge um die Lebenden hatte sie des Toten vergessen. Nun brach sie an seinem Bette zusammen und barg ihr Haupt in den Kissen des vereinsamten, verwaisten Lagers. Der

Schulze hätte leben sollen, noch kurze Zeit mindestens leben sollen! Der hätte die harten Köpfe auseinander gehalten oder gebrochen; er war der Damm gewesen, der Land und Meer schied; und nun, gerade wo die Sturmflut sich erhob, wo schon die ersten verräterischen Krausen über die Fläche hinjagten, mußte er in sich selbst zusammenbrechen! Er war ein Mann, und wo sie ohne eine andere Waffe, als ihr Mutterherz, recht eigentlich wehr- und hilflos war, da wußte er wohl noch Ausweg. Er war ein Mann; ihm ziemte es, das Allgemeine im Auge zu halten; er durfte vor allem den Segen des „Höferechtes" betrachten, jenes uralten Brauches, durch den die Bauern der Landschaft seit undenklichen Zeiten adelig auf ihrem Grunde saßen, wenn in den umliegenden Gegenden jede zweite Generation im Besitze wechselte, so allmählich das ganze Land in Armut und Dienstbarkeit versank und sich auf den Trümmern freier Bauerngemeinden endloser Latifundienbesitz erhob. Sie aber war Weib und war Mutter und außer stande, den Kummer des geliebten Einzelwesens mit der Erwägung des Gesamtwohles aufzuwiegen.

Und dann: Wie war ihr der geliebtere Sohn heimgekehrt! Sie konnte sich nicht enthalten, ihn im Schlafe zu betrachten. Die Faust zornvoll geballt, die Stirnadern geschwellt, den Mund zum Schrei oder Fluche halb offen, lag er da. Das war ihr Sohn nicht, und dieser Mensch war schier fremd ihrem Herzen. Wie häßlich hatten sich beide Kinder ihr doch heute offenbart! Georg, den nicht offene Rechtsverletzung, nicht der Wille des kaum besargten Vaters davon abhalten konnten, Befriedigung für seine Rache zu suchen; Gustav, der sie be-

lügen konnte, der nicht in offenem Geständnis Erleichterung und Verzeihung suchte. Wie entsetzlich hatte doch eine kurze Zeit alles und alle gewandelt!

Aber immerhin; mochte sie auch die Achtung vor ihrem Sohne verloren haben, ihn zu retten, wollte sie daran wenden was sie konnte. Er mußte vor allem unbedingt aus dem Hause; seine arg verfahrenen Angelegenheiten in Wien in Ordnung bringen. Dann konnte man weiter überlegen. Ihres Elterngutes größten Teil hatte der Ankauf jenes Gutes verschlungen, das ihmzugedacht gewesen; mochte denn auch der Rest dahin gehen, wenn es nur dazu half, dem Sohne eine Zukunft zu sichern. Aber sie brachte dieses Opfer ohne rechte Hoffnung; ihr Vertrauen war dahin; schwere Ereignisse ahnte sie voraus, und ihre Schatten warfen sich jetzt schon verdüsternd auf ihr Gemüt.

Eine Erleichterung schien es ihr doch, als er abgereist war. Lange und viel hatte sie ihm ins Gewissen gesprochen, zu erwägen gab sie ihm, wie dies das Letzte sei, was sie an ihn wenden könne. „In Gottes Hand liegt dein Geschick noch jetzt. Hab acht, daß es nicht in die deines Bruders falle.“

VII.

Immerhin, der Gustav, der in furchtbarster Drohung die Hand gegen seinen Bruder geschüttelt hatte, dessen Mund geschäumt und dessen Auge geglüht hatte, war Frau Mariannen fast lieber, als der, den sie wenige

Tage nach seiner Abreise wieder heimgekehrt am runden Tisch des Gesindezimmers sitzen sah, der sich willig der Dienstbarkeit seines Bruders unterwarf, aus dessen Mund nie ein Wort der Klage, aber auch nie ein Lachen kam. Dem keine Arbeit zu groß und keine Beschimpfung zu schwer erschien, so viele deren auch Georg über ihn häufte.

An einem Regentage war er heimgekommen; überreif war das Getreide und die Gefahr nahe, daß es auf dem Halme verderbe, oder das Gras sauer werde. Er hatte es stumpfsinnig gesehen; ihm war ja kein Anteil daran. Nur als der einsame Wanderer am Mauthause vorbei kam, da zog er den Hut tiefer ins Gesicht. Ungesehen und unerkannt kam Gustav Lohner zum zweitenmale heim.

Aber nicht seines Fleißes, nicht seiner Unterwürfigkeit konnte Frau Marianne froh werden. Ihr schien es, als sei ihm die Arbeit bloß ein Mittel, um schrecklicher Gedanken los zu werden. Und manchmal loderte es in Gustav bei einer besonders rücksichtslosen Beschimpfung des Bruders doch wieder auf; jäh und blitzartig rasch verlöschend. Ein unheimliches Bangen beschlich dann Frau Mariannen; ein ähnliches Gefühl, wie es der Feuerwärter hat, wenn er die Platten des Dampfkessels rot glühen sieht, ohne daß auch nur ein Dampfwölkchen sich zeigt; denn er weiß dann, daß es bloß des mindesten Anstoßes, der geringsten Erschütterung bedarf, um die schrecklichste Explosion zu erzeugen. Allnächtig hörte sie seinen schweren Tritt mechanisch gleichmäßig durch sein Zimmer hallen; er aß kaum, er schlief nicht, und er schwieg.

Freilich, eine ungünstigere Zeit zur Heimkehr hätte er auch kaum wählen können. Jedes Schicklichkeitsgefühles vergessend, war Georg unmittelbir nach dem Tode des Vaters auf die Freite gegangen; nicht die mindeste Aussicht auf einstiges Besitztum sollte dem „Bettler" bleiben. Mit dem unverhohlensten Korbe war er heimgesendet worden. Man könne dem kein Mädchen aus anständigem Hause geben, der den Bruder solchergestalt betrogen habe. Er war aufgefahren. „Mir das? Dem Lohner aus Kunzendorf?" Und der Bauer hatte geantwortet: „Nicht dem Erbrichter-Lohner, dem G e o r g Lohner gilt das." Diesen Schimpf, die gesellschaftliche Acht, die ihn aus dem Kreise seiner Standesgenossen, der Großbauern, ausschloß und auf den Umgang mit allerlei Gesindlein beschränkte, die immer noch ungeminderte Achtung, mit der die Knechte Gustav begegneten, hatte er an ihm heimzuzahlen und beschloß er ihn, alles Bittens der Mutter ungeachtet, entgelten zu lassen.

Frau Marianne aber gab immer noch nicht alle Hoffnung auf. Sie wünschte beinahe, Gustavs Erstarrung möchte noch einige Zeit andauern. Es gab genug reiche Erbtöchter im Gau, und wo die Schulzin anklopfte, da war sie sicher, keine Abweisung zu empfangen. Aber als sie zu Gustav von dieser Absicht sprach, da sprach er ein entschiedenstes Nein. Sie verstand wohl, warum; er fühlte sich einer ehrlichen Frau unwürdig, und dieser Zug machte ihn ihr wieder lieber. Aber die Schamröte seiner Wangen, die mächtigere Unruhe der folgenden Nächte konnte sie nicht ausdeuten, und er — er wäre vor Scham vergangen, wenn er davon, von der

tiefsten Demütigung, die ihm widerfahren, hätte erzählen müssen.

Es war an einem der ersten Tage seines letzten Wiener Aufenthaltes. Der drängendste Teil seiner Schulden war beglichen; einen Brief an die Mutter hatte er begonnen, worin er ihr mitteilte, was geschehen war, und ihren Rat für die Zukunft einholte.

Der Brief wurde nicht abgesendet, nicht einmal beendet. Bei den Worten: „Nun rate, Mutter!" war er abgebrochen geblieben.

Er war in den Volksgarten gegangen. Da hörte er auf einmal seinen Namen von einer bekannten Stimme nennen, auf seine Schulter legte sich eine feine Hand, neben ihm stand Fanny.

Fanny war schöner geworden, wie es ihm schien. Ihr Auge war leuchtender als je, ihr schöner Körper hatte an Fülle gewonnen, reiches Gewand umgab ihn, und kostbare Kleinode blitzten in ihrem Ohr und an der Schließe ihres Jäckchens. Zwanglos setzte sie sich neben ihn, anmutig und heiter begann sie ihrer Freude, ihn wiederzusehen, Worte zu leihen. Es hörte sich ihr so gut zu; ihre Ausdrucksweise war so gewählt, und wenn sie einmal hellauf lachte, klang es so frisch. — Aber freilich war der Grundton ihrer Rede nicht der heiterste; Friedrich v. Eck war verreist, um eine neue ihm zugefallene Erbschaft zu beheben. „Du hast doch wohl auch geerbt, oder nicht?" Es sei ihr gar so einsam jetzt, nun sie Gesellschaft gewöhnt sei. — Zumal jener schönen Abende am Anfange ihres Aufenthaltes in Wien gedenke sie sehnsüchtig. „Erinnerst du dich?" Es sei ihr gar so entsetzlich, an Friedrich v. Eck gebunden zu sein;

diese lebendige Mahnung an den Tod, der Tag für Tag nachrechne, wie viel von jener Frist, die er noch zu leben habe, bereits verstrichen sei. Und sie schalt seinen Egoismus, mit dem er sein ganzes Vermögen verschleudere, nur damit niemand ihn beerbe. Nur die Originalität seiner Werbung, die offene Erklärung, mit der er vor sie hintrat: er wisse, er habe höchstens noch fünf Jahre zu leben, ob sie ihm helfen wolle, diese genießend hinzubringen, habe sie bestochen. Und vor ihm, der ihr immer unendlich lieber gewesen sei, vor ihm habe sie sich damals gefürchtet. „Aber du bist jetzt wohl toleranter geworden, Gustav?"

Von ferne her klang die Musik rauschend und berauschend. Er sprach fast nicht ein Wort, er hörte nur zu, er betrachtete nur die reizenden Bewegungen ihrer vollen Gestalt und jenes Lächeln, das zeitweilig um ihre Lippen spielte; kaum verzog es den Mund, nur die spitzen weißen Eckzähne zeigte es und wetterleuchtete um die Augen herum; und doch war es so schwül und verheißend, wie das Parfüm, das ihrem Kleide entströmte, nun sie sich erhob, es zurechtstrich und ihn dabei fragend ansah: „Du begleitest mich doch mindestens, Gustav?"

Er legte ihren Arm gehorsam in den seinen; seine Mutter war vergessen und jenes Versprechen, das er gegeben hatte, nimmer wieder sich diesem Weibe zu nähern. Ganz andere Dinge noch wären ihm entfallen in jener kleinen Wohnung am Ring, die sie bewohnte und die der feinste Geschmack eines vollendeten Lebemannes eingerichtet hatte, in jenem Schlafzimmer, das Tag und Nacht das gleiche, ungewisse, rosige Licht durchflutete. Es war der alte Zauber, der ihn umfing; so stark, daß

er vor diesem Weibe hinstürzte und es beschwor, alles zurückzulassen und ihm zu folgen in die neue Welt, ein frisches Leben zu beginnen, wie er ein neues beginnen wolle.

Sie beugte sich zu dem Knieenden und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Er war aufgesprungen; die Schamröte stieg ihm damals ins Gesicht, wie heute, wenn er jener tiefsten Demütigung dachte und des Zorneswortes „Dirne!" das er dem Mädchen ins Gesicht geschleudert. Ihm wagte man einen solchen Antrag zu stellen! Er, Gustav Lohner, sollte die Rolle des zweiten Liebhabers spielen, sich zu dem Mädchen schleichen, wenn ihr rechtmäßiger Eigentümer nicht zu Hause war, und vor seinem Heimkommen zittern! Wie tief mußte er gesunken sein! Wie tief! Denn das Mädchen kannte ihn heute, wie sie ihn früher gekannt hatte. War er wirklich keiner besseren Achtung mehr wert? So sehr auf eine Stufe mit Fanny Bermann gesunken, daß er nichts Besseres verdiente, als von einer Dirne behandelt zu werden, wie ihresgleichen? Damals war aber auch das Wort in ihm erklungen: „Wer sich nicht selbst meistern kann, der suche einen Meister, je strenger, desto besser," und der Entschluß war in ihm gereift, heimzukehren und das schwerste Kreuz auf sich zu nehmen: das Joch eines Bruders, den er von frühester Kindheit an gehaßt, mit dem er in allem rivalisiert: siegreich um die Liebe der Eltern und eines Mädchens, für immer unglücklich im Kampfe ums Dasein.

Es war Wettrenntag gewesen, als er von der Stätte seiner Jugendkraft schied. Er hatte sein Burschenband zerrissen, aus dem Buche seiner Verbindung hatte er

seinen Namen löschen lassen. Niemand sollte des unseligen Menschen fürder gedenken, der seinerzeit eine Rolle in der Wiener Studentenschaft gespielt hatte, und dessen Name für immer verschwunden und vergessen sein sollte. Wagen rollten durch die Praterstraße, als er sie, gesenkten Hauptes, seine wenigen Sachen in der Hand, durchschritt. Und als er am Praterstern eine kurze Weile Rast hielt, da fuhr auch s i e an ihm vorbei. An der Seite Friedrichs v. Eck saß Fanny; ihr Auge schweifte stolz und im Bewußtsein erreichten Strebens leuchtend über das Gewimmel der Fußgänger, und auch über den blassen Mann, der die Hand ingrimm- und schmerzvoll auf die Brust preßte.

Konnte Gustav davon der Mutter sprechen? Konnte er? Ihre ärgsten Befürchtungen konnten nimmer an das hinanreichen, was wahr, erlebt, tatsächlich war. An jene Geschehnisse, die ihn auch in der Erinnerung nimmer losließen, die unablässig wie aufgescheuchtes Nachtgevögel sein Haupt umschwirrten. Die ihn zur Arbeit trieben, unbarmherziger als es die Peitsche des Sklavenvogtes hätte tun können, die Striemen um Striemen in seinen Geist rissen, daß er oft wünschte, er verlöre den Verstand, nur damit er auch seines unbarmherzig treuen Gedächtnisses ledig werde. Und die keine Ermüdung, nicht die schwerste Erschöpfung aller seiner Kräfte bannte; denn wenn schon sein Körper dem Schlummer und seiner Gewalt verfiel, dann standen sie spukhaft lebendig in seinen Träumen wieder auf und quälten und ängsteten ihn, daß der Schlaf schier ärger war als das Wachen. Und doch, leicht möglich, daß Georg minder brutal gewesen wäre, minder gewaltsam auf seines Bru-

ders Versunkenheit eingestürmt hätte, hätte er gesehen, wie der von verhohlener Wut Uebermannte einmal einen gewaltigen Prügel zerbrach wie ein dünnes Rohr.

VIII

Dieses eine Mittel schien Frau Mariannen aus der Wirrnis führen zu können, in die sie und ihr Haus jäh geraten war.

Niemand hängt mehr und mit innigerer Neigung an seinem Boden, als der deutsche Bauer. Fast nie entäußert er sich in dieser Gegend seines Besitzes, und selbst unter den Aermsten ist Auswanderung ein ungekannter Begriff. Frau Marianne aber entschloß sich dazu. Der Rest ihrer Habe genügte, nun Gustav den Gedanken an Verehelichung so schroff zurückgewiesen hatte, keineswegs dazu, sich im Kuhlande anzusiedeln; aber überm Ozean mochte er dazu reichen. Ohnedies war ihr der Aufenthalt in der Heimat verleidet; eine ebenbürtige Frau fand Georg einmal nicht, und ihr Bauernstolz empörte sich dagegen, mit einer Schwiegertochter zu wirtschaften, die nicht in den Rahmen dieses Hauses und seiner Vergangenheit paßte. Sie sprach mit niemand von ihrem Plane; sie kündigte die Gelder, die ihr noch bei der Sparkasse ausstanden, und traf in gewohnter geräuschloser Betriebsamkeit ihre Vorbereitungen.

Nur vor einem Tage bangte Frau Mariannen noch: beim Erntefeste konnten die Geschwister aneinander geraten. Im Hause wußte sie die Feinde unbemerkt und

geschickt einander fernzuhalten; hier aber konnte sie nicht zugegen sein. Und dabei war keine Aussicht, das Fest zu hintertreiben; denn der Bauer veranstaltet es ja nicht für sich, der Tag gehört den Leuten, die sich das ganze Jahr in seinem Solde plagten. Gustav aber bestand, ihren Bitten zum Trotze, mit seltsamer Hartnäckigkeit darauf, hinüberzugehen. Wollte er den Becher der Demütigung zur Neige leeren und sich öffentlich in seiner unwürdigen Dienstbarkeit zeigen? Frau Marianne glaubte es. Oder wähnte er, man könne sein Fernbleiben als Mangel an Mut ausdeuten? Ihr bangte vor diesem Abende, zumal mehrfache Anzeichen darauf hinwiesen, wie die Erstarrung Gustavs zu weichen beginne. Die mindeste Erschütterung aber konnte, ja mußte bei der Fülle des Grolles, der in ihm schlief, verderblich und verderbenbringend werden.

Hatte Gustav sein Aeußeres in letzter Zeit vernachlässigt, an diesem Tage putzte er sich mit einer gewissen Beflissenheit. Frau Marianne sah ihm nach, wie er langsamen Schrittes zur Scheune hinüberging. Das Gewand, das er trug, war ihm etwas zu enge; aber eben dadurch wurde sein prächtiger Körperbau erst recht hervorgehoben. Er trug sein Haupt leicht gesenkt, daß ihm das schlichte Blondhaar verdüsternd in die hohe Stirne fiel; seine Bewegungen waren langsam, aber voll schwerfälliger Kraft. Zwar lag sein Auge tief und verschleiert in den von dichten Brauen umschatteten Höhlen; aber wenn er es aufschlug, dann leuchtete es machtvoll. In der Hand, der die rauhe Bauernarbeit noch nicht ganz die alte Feinheit hatte rauben können, trug er den schweren Ebenholzstock, mit Elfenbeinknauf

geziert; die einzige Erinnerung an seine Burschenzeit, heute zugleich eine Mahnung, wie er nicht des Tanzes oder der Unterhaltung halber zum Feste gehe. Unter dem Hoftor aber stand die Mutter und sah die geliebte Gestalt langsam im Dunkel der Nacht entschwinden. Fast erschien es ihr für immer.

Die große Tenne der Erbrichterei war aufgeputzt und so gut als möglich hergerichtet worden. Immerhin genügte der Schmuck an Blumen und Fruchtgewinden nicht, den Raum ganz des kahlen und ungemütlichen Aussehens zu entkleiden.

Auch die Gesellschaft war bunt zusammengewürfelt. Es waren meist Knechte, die einer kameradschaftlichen Einladung gefolgt waren, sich eines lauten Tones beflissen und eine gezwungene Heiterkeit zur Schau trugen. Zu wirklicher hatten sie noch zu wenig getrunken. Einige wenige Bauernsöhne waren da, Georgs intimste Freunde und beständiger Umgang. Und jenes Mädchen, das Gustav bei seiner letzten Heimkehr in der Maut bemerkt hatte, die Tochter des Mautjuden. Diese und ihre Mutter hatte irgend ein Mädchen mitgebracht.

Einen Mangel aber konnte kein Lärmen der Knechte und kein überlautes Lachen der Burschen verdecken. Nicht ein Großbauer war erschienen; was von älteren Leuten da war, das waren herabgekommene Häusler, die dem reichgedeckten Tische alle Ehre antaten und die Possen der Bauernsöhne pflichtschuldigst belachten. Aber selbst die bemerkten es mißfällig: schon ging es ans Tanzen, und noch war niemand vom Hause gekommen, um pflichtmäßig zum Essen und Trinken anzueifern.

Und doch erschien es undenkbar, daß Georg die lange ersehnte erste Gelegenheit, den Wirt und Schulzen öffentlich herauszukehren, ungenützt werde verstreichen lassen.

Endlich erschien Gustav; er begrüßte niemanden besonders, aber was zur Erbrichterei gehörte, bot ihm freundlich bescheidenes Willkommen. Viele Männergestalten, arbeitskräftig und arbeitsverschönt, waren hier versammelt; aber er fiel unter allen auf. Und manche hübsche Dirne gestand es sich, daß ihn eigentlich selbst seine Traurigkeit ganz gut kleide, und wünschte sich, diese beseitigen zu können. Gefüllte Krüge wurden ihm entgegengehalten; es kam von seinen nunmehrigen Kameraden, und es wäre unschicklich, ja eine Beleidigung gewesen, nicht Bescheid zu tun. Das ungewohnte Getränk! Anfangs machte er bescheidene, dann immer durstigere Züge.

Als der Tanz begann, traf es sich, daß das Mädchen von der Maut auch keinen Teil daran nehmen konnte. Ein Verwandter war ihr kürzlich weggestorben. Nach so langer Zeit der Schweigsamkeit fühlte Gustav das Bedürfnis, sich auszusprechen. Auch hatte ihm das Bier die Zunge gelöst. Es war ein stilles Mädchen, bei aller Bescheidenheit von höherer Bildung, als die anderen Anwesenden alle, und von wohltuendem Maße und angenehmer Ruhe. Gustav verwunderte sich, wie dieselben Verhältnisse zwei Wesen so grundverschiedener Art reifen konnten, wie Fanny und dieses still resignierte Geschöpf, das nur seinen Eltern lebte und freud- wie wunschlos verblühte.

Es ward schwül in der Tenne; des Augusttages Hitze

wirkte nach. Die Fiedel des tauben Geigers quiekte schrill, die Lichter flackerten unruhig und beweglich. Als wolle er alles Versäumte nachholen, so viel und heftig sprach Gustav. Zwischendurch ging er zur Biertonne und leerte Glas um Glas; ihm ward wirblich und unruhig zumute, wenn er die Paare sich mit festem, taktgerechtem Aufsetzen der Füße vorbeibewegen sah.

Niemand fragte nach Georg. Da hörte Gustav plötzlich durch all das Lärmen die Stimme des Bruders und seine laute Lache: „Hoho! schon wieder bei der Jüdin!"

Das Blut schoß ihm ins Gesicht; er richtete sich unwillkürlich straffer auf. Aber jede Antwort zwängte er zurück.

An der Schwelle stand Georg. Langsam, mit unsicherem Schritte schob er sich vorwärts, das Gesicht gerötet, das Auge stier und vorgequollen, vom lärmenden Beifall der Genossen begrüßt. Er musterte die Gesellschaft hochmütig.

„Ich weiß eigentlich nicht, was er jetzt bei der Jüdin will. Freilich, bei Jüdinnen hast du immer Glück gehabt. Aber die andere war viel hübscher. Oder nicht, Gustav?" fuhr er höhnend fort.

Die Beleidigung, welche in diesen Worten für das stille Mädchen an seiner Seite lag, empörte Gustav. Aber er hatte Frau Mariannen sein Wort gegeben, keinen Streit zu veranlassen und auf keine Beleidigung zu erwidern. Dessen eingedenk bezwang er sich; er wandte sich und wollte durch die Hintertür ins Freie.

Jedes der Hohnworte Georgs fand lauten Widerhall bei seinem Anhange. Trunkenheit und die Sucht,

vor aller Welt seinen Sieg zu zeigen und auszunutzen, befeuerten ihn, rissen ihn immer weiter fort. „Du darfst bleiben!“ rief er dem Gehenden nach. „Morgen kommt ohnedies wieder die Arbeit. Der ewige Müßiggang hat aufgehört. Hörst du nicht? Du sollst bleiben, sag' ich!“

Gustav blieb stehen. Der alte Zug der Apathie war aus seinem Gesichte gewichen; jähe Blässe und tiefe Röte wechselten in schreckhaftem Spiele darauf. Seine Hand umklammerte unwillkürlich in immer härterem Griffe seinen Stock, der Arm zuckte, und mit abgewendetem Auge sprach er: „Du bist betrunken, ich aber mag keinen Streit.“

„Hoho!“ lachte Georg wieder, „das mußt du freilich verstehen, ob jemand betrunken ist! Hast es ja in Wien studiert. Streit! Hat man je gehört, daß der Herr mit seinem Knechte rauft? Will der nicht parieren, so lehrt man's ihm — mit Schlägen. Komm her, oder du sollst es sehen.“

Auch der letzte Schein von Farbe entschwand aus Gustavs Wangen bei dieser letzten, schwersten Beschimpfung. Es war totenstille geworden, die Tänzer hielten inne, und nur die Geige des tauben Jürgen, des Bettelmusikanten, schrillte. Langsam ging Gustav auf den Bruder los, und tonlos war seine Stimme: „So schlag zu!“

Georg wich zurück vor diesem Menschen mit dem gesträubten Haar und dem leichenfahlen Gesichte. Schreckhaft fiel allen die Aehnlichkeit der Brüder auf: beide gleich hochgewachsen und entstellt durch den Grimm. Nur daß der Georgs schon zu entweichen begann, während es in Gustav immer heftiger kochte und

lange gährender Groll jede Maske abwerfen und sich in schreckensvoller Unverhülltheit zeigen wollte.

„So schlag!“ klang es zum zweitenmale durch die Stille.

Wieder wich Georg. Wie ängstlich sah er sich um. Aber so jäh und unerwartet war das gekommen, was alle erwartet hatten, und mit solcher Spannung sahen sie zu! Es hielt sie, wie ein Bann. Kein Mensch hätte auch den Mut gehabt, da einzuschreiten. Höchstens eine; die aber durchwanderte ihr Zimmer voll stummer Bängnis.

Bis zur Mauer der Tenne war Georg zurückgewichen; hart hinter ihm drein Gustav. Sie standen einander so nahe, daß der keuchende Odem des einen die Stirne des anderen berührte. Zum drittenmale zischte es Gustav zwischen fest zusammengebissenen Zähnen hervor: „Schlag zu!“

Um Georg begann sich's zu drehen; sein Auge verschleierte sich, nur des Bruders Blick glühte sieghaft unheimlich durch den Flor; seinen Arm meinte er drohend erhoben zu sehen. Man sah, wie Georg schwerfällig die Hand erhob und sie wuchtig ins Gesicht des Bruders schlug, und dann hörte man einen wilden Schrei des Zornes und ihm unmittelbar folgend einen voll Angst und voll Schmerzes. Der Stock in Gustavs Hand zuckte und fiel jäh und mit furchtbarer Kraft auf die Stirne Georgs. Und drei schreckliche Töne vernahm er so unvermittelt und doch so deutlich. Der Elfenbeinknauf des Stockes sprang ab; das dicke Ebenholz zersplitterte mit gellem Tone. Und zwischendurch erdröhnte noch ein dritter Laut: so dumpf und doch bekannt — er wußte,

so bricht lebendiger Knochen. Er sah, wie Georg mit den Händen einen Stützpunkt suchte und fingernd in die Luft faßte; wie der schwere Körper langsam an die Mauer zurücksank und dann schwer und plump niederglitt. Auf dem gelben Lehmboden der Tenne zeichnete sich ein Kopf mit weit aufgerissenen Augen und einer schrecklichen Wunde an der Schläfe ab, gespenstig hervorgehoben und eingefaßt von einem Blutkreise, der stets wachsend ihn umsäumte.

Sein Zorn war jäh verflogen. Wilde Verstörung verdrängte ihn. Auch des tauben Jürgen Geige war verstummt; sie entfiel dem Spielmann mit wimmerndem, gewaltig vernehmlichem Tone. Ein wüstes Lärmen erhob sich, gellendes Durcheinanderschreien und abgerissene Angstrufe. Hände streckten sich nach ihm aus, bereit, ihn zu greifen; Gustav aber hörte nichts, er sah sie nicht, er spähte nach einer letzten Regung, einem letzten Heben der Brust. Dann kehrte er sich zu seinen Angreifern. Noch verfinsterte ein Abglanz der entsetzlichen Wut seine Stirne und glomm aus seinen Blicken, und bei dem Gedanken an die fürchterliche Kraft, deren schrecklichste Probe sie soeben erschaut hatten, wichen sie scheu und verschüchtert. Mit bloßem Kopfe, die Haare im Gesichte, auf der Wange das Mal von der Hand des Toten, in der geschlossnen Hand die Trümmer des Stockes, stürzte er in das Freie, dämonenhaft schier anzusehen. In ihm aber erklang der Fluch des Kain.

Man hob den toten Körper auf. Im Getümmel drängten sich Männer und Mädchen um ihn, der so entsetzlich schwer war. Die mächtigen Glieder waren plump wie Blei, das Auge unnatürlich aufgerissen; wie verstei-

nert lag der Ausdruck der letzten Angst auf dem Antlitz. Eine große Flocke geronnenen Blutes klebte an der rechten Schläfe, häßlich die schreckliche Wunde verhüllend. So trugen sie ihn; rings um ihn her war ein dumpfes Gebrause, aus dem manchmal der gellende Aufschrei einer Weiberstimme hervortönte. Durch den weiten Hof, an den gemauerten Stallungen, den übervollen Scheunen vorbei schleppten sie die Leiche, als wollten sie ihr ihren ganzen Besitz zeigen, zu ihrer Mutter.

IX

Das Lärmen des Festes und das Geräusch des Tanzes war bis in Frau Mariannens Einsamkeit gedrungen. Aufhorchend lauschte sie darauf. Die Stille, die eintrat, hatte sie befremdet, das jähe, wüste Geschrei, das sich dann erhob, erschreckt. Nun hörte sie, wie sich langsam plumpe Tritte ihrer Kammer näherten. Sie wollte ihnen entgegen; aber sie fühlte sich wie gefesselt und an die Scholle gebunden. Jeden Schritt vernahm sie deutlich auf dem Boden aufstampfen; so langsam und schwerfällig kam es näher, als trüge man behutsam etwas Gewichtiges. Ungestüm erfaßte sie ein Schrecken; alle entsetzlichen Möglichkeiten, die sich ereignet haben konnten, durchlief sie.

Sie war im Begriffe gewesen, sich zu Bette zu legen, und das ergraute Haar fiel lose über ihr Nachtgewand. Man pochte an die Tür, zaghaft; dann ward

sie von außen aufgestoßen, und eine Magd schrie: „Bäuerin, erschreckt nicht, wir bringen den Schulzen."

Sie wankte, wie jemand, den der unversehenste Stich ins Herz trifft. „Georg!" Sie stürzte sich über die Leiche. Sie fragte nicht, wie das gekommen war, blitzartig war ihr die Kenntnis dessen aufgegangen, was da geschehen. Sie hätte die Geschichte erzählen können, als wäre sie zugegen und Zeugin jedes Vorganges gewesen. Das also war das Ende aller ihrer Bemühungen und Opfer.

Aber nur einen Moment blieb sie fassungslos. Mochte ja sein, daß alle diese Leute lediglich das Mitgefühl hierher gebracht hatte; doch durften sie nicht Zeugen ihres Schmerzes werden. Ihres doppelten Leides; denn beide Söhne hatte ihr dieser eine Streich geraubt. Sie ließ die Leiche auf ihr Bett heben, dann wies sie alle vor die Tür. Allein und ungesehen hielt Frau Marianne die Totenwache.

Sie entkleidete den Toten; den gewaltigen Körper säuberte sie vom Blute, das am Hemde und an den Gewändern starrte, die Augen schloß sie ihm; mit dem Aufgebote aller ihrer Kraft löste sie die Fäuste, die der Todeskampf verkrampft hatte; dann fügte sie die Hände ineinander und tat ein Kreuz dazwischen hinein. Das Gerinnsel wusch sie von seiner Kopfwunde weg und strich das Haar verschleiernd zurecht, daß es das Schrecknis der tiefen Wunde verhülle, aus der sein Leben entflohen war. Dann entzündete sie die Totenlichter; jegliches bereitete sie, wie es der Brauch und die Sitte begehrten. Kein Laut entrang sich dabei ihrer Brust.

Stumm, wie geistesabwesend und mechanisch ver-

richtete Frau Marianne ihre Arbeit, und es war ein Anblick, wohl geeignet, ein Herz zu beklemmen, diese Mutter, die da so unhörbaren Schrittes beschäftigt war um den erschlagenen Sohn. Als sie aber fertig war, da brach sie in die Kniee: mit schwerem Falle stürzte sie am Bette nieder, daß ihr Haupt schütternd an das Gestelle schlug. Und sie stöhnte; nichts Menschliches hatte dieser Laut, der da ungehört verhallte.

Ihre Augen brannten, aber keine Träne kam in dieselben. Ein wühlender Schmerz lebte in ihrem Hirne, aber er war zu groß für Worte, zu neu und zu schrecklich, als daß sie hätte weinen können.

Sie erhob sich wieder; einen Tisch rückte sie vor das Bett, die alte Familienbibel legte sie darauf. Aber wo sie auch aufschlug, sie fand nur Zornesworte. Die Hände auf den Schoß gestützt, saß sie in stumpfem Brüten da, die Blicke auf den toten Sohn geheftet.

Er hatte ihr viel Herzeleid bereitet; es war kein guter Sohn gewesen; wo sie vermitteln wollte, da war er rauh dreingefahren. Aber es war einmal so seine Art. Und so lange er lebte, war noch immer Hoffnung da, er werde sich bessern, ändern. Gewiß; wäre nur jener ewige Haß nicht gewesen! Er war noch so jung. Und ihr unglücklich getreues Gedächtnis sammelte alle Beweise guter Veranlagung, die er je gegeben hatte, von Kindesbeinen auf; es waren nicht allzuviele, aber sie verdoppelten ihr Weh.

So unruhevoll war diese Nacht und so voll geheimer Stimmen! Die Linde klopfte gespenstisch an das Fenster, und unhörbaren Fluges schwebte eine Eule heran. Der Totenvogel schrie. Ein geheimnisvolles Rau-

nen ging durch das Tal, ein Wispern durch den Hof. Sie wußte nicht, waren es spukhafte Erzeugnisse ihrer überreizten Einbildungskraft, waren es Wirklichkeiten. Aber Gedanken kamen immer wieder und wollten sich nicht verscheuchen lassen, so trübselig, wie das nächtige Grauen. Angesichts des toten Sohnes ging die Mutter mit sich selbst ins Gericht, in ein strenges, unbarmherziges. Und sie fand gar vieles, was ihre Seele beschwerte.

Wer war denn Schuld daran, wenn Georg so wurde, wie er war? Warum war sie nicht den ersten Regungen seines Egoismus und seiner Roheit mit Entschiedenheit entgegengetreten, statt zu warten, bis sie, gewaltig überwuchernd, ihm alles entfremdeten? Sie hatte unmütterlich gehandelt; statt ihn erziehend zu bessern zu suchen, hatte sie sich von seinen Fehlern abstoßen lassen und ihr ganzes Herz dem anderen zugewendet. Aber sie hatte zwei Söhne gehabt und hätte beide mit gleicher Liebe umfassen sollen; daß sie es nicht vermochte, daß sie dem Jüngeren, Erbrechtsverkürzten eine Entschädigung durch das größere Ausmaß ihrer Neigung bieten wollte, das war ihre Schuld. Denn sie hätte die Pflicht gehabt, jeden Anstoß zum Zwiste sorglichst aus dem Wege zu räumen; statt dessen war sie selbst ein solcher geworden. Aber auch gegen Gustav hatte sie gefehlt; sie hätte ihm nicht hinterrücks die Stange halten, nicht den Plan des Gatten, der den Jüngeren frühzeitig an Gehorsam gewöhnen wollte, durchkreuzen sollen. An Heimlichkeiten hatte sie ihn gewöhnt; wunderte sie sich, wenn er das, was sie ihn dem Vater gegenüber gelehrt hatte, dann auch gegen sie übte? Sie wollte besänftigen und

vergaß, daß nichts mehr kränkt und erbittert, als das als Gnade zu empfangen, worauf man ein Recht zu haben vermeint. Sie hatte seinen Leichtsinn unterstützt; über Nacht wird niemand zum Lumpen, in dem der Keim dazu nicht von altersher steckte. Viel früher hätte die Sache ein Ende nehmen, noch bei Lebzeiten des Schulzen hätte Gustav heimkehren müssen, ohne jene Geldsendungen nach Wien, die von ihr ausgingen. Und auch jenes Tages gedachte sie, da die kleine Jüdin das erstemal die Schwelle der Erbrichterei überschritt und sie ihr mit Freundlichkeit begegnete. Sie selbst hatte das Verderben in ihr Haus geführt. Staunte sie dann, wenn es sie verschlang?

Allerdings bei all dem hatte sie nichts geleitet, was verwerflich oder unlauter gewesen wäre. Das Wohlwollen ihres Herzens hatte ihre Nachgiebigkeit gegen Gustav, ihre Freundlichkeit gegen das arme Judenkind verursacht. Aber Schwäche einer Mutter ist Sünde, und zwar die allerärgste. Wer fragt nach den Motiven, wenn das Resultat so erschrecklich gen Himmel schreit? Hätte sie die Kraft nur gehabt, früher ebenso strenge gegen andere zu sein, als sie es nun gegen sich selbst geworden war.

Einer ihrer Söhne war tot. Unglück genug für eine Mutter. Er hatte ein jähes Ende gefunden, wo er Lustbarkeit suchte. Aber dies war nicht genug des Leidens für Frau Marianne, der erst angesichts der Leiche ihr ganzer Verlust klar, der ganze Umfang der Liebe offenbar geworden war, die sie für ihn gehegt hatte. Wie war er überdies gestorben? Durch Bruderhand; und dieser eine Schlag hatte mörderisch drei

Leben zernichtet. Und dieser Sohn, der geliebtere, war nun ausgestoßen und ein heimatloser Flüchtling!

Sie kniete nieder und betete. Nicht um Glück, denn selbst den Glauben daran hatte sie verloren. Eine bescheidenere Bitte war es, die sie an den Höchsten richtete. Sie wollte den einen Sohn, der ihr noch geblieben war, noch einmal wiedersehen. Zwar, sie wußte noch nicht, was sie dann tun würde. Aber wie ihr der Gedanke an ihn im höchsten Kummer gekommen war und wie ihr die Sorge um ihn die verlorene Kraft zum Gebete wiedergab, so werde ihr sonder Zweifel die Liebe zu ihm auch das rechte Wort auf die Zunge legen. Es waren gewaltige Dämonen, die ihres Sohnes Geist beherrschten und sein Herz von dem ihren gerissen hatten. Sie aber wollte den Kampf mit ihnen bestehen, mit hartem und mit gutem Worte, mit der Liebe und mit der Autorität einer Mutter. War das, was sie verschuldet hatte, auch unmöglich mehr gut zu machen, war das Gebäude gleich krachend zusammengefallen, das ihren Stamm Jahrhunderte schützend beherbergt hatte — was irgend menschenmöglich aus dem Einsturze zu retten war, das wollte sie bergen.

X

Der Hof erwachte. Vom Fenster her zuckten unruhige Lichter glitzernd über den Mann hin, der für immer ruhig geworden war; die Kühe in den Ställen bewegten sich heftig hin und her, die Pferde arbeiteten

an ihren Fesseln. Zum erstenmale in ihrem Leben hörte Frau Marianne dies dumpfe Brüllen und dies helle Gewieher teilnahmlos. Sie wartete.

In ihr Sinnen versunken, hatte sie nicht bemerkt, wie sich die Tür leise in ihren Angeln drehte. Da vernahm sie gedämpften Schritt. Sie sah auf — ein erbarmungswürdiger Mensch stand im Zimmer. Fahl wie Asche die eine Wange, die andere heftig glühend, den Tau der Nacht im Haare und Schmutzflecken am Gewande, das Auge fieberisch leuchtend und die Brust in heftigst ungleichmäßiger Arbeit, in der Hand jenen zerbrochenen Stock. Das war Gustav.

Sie aber empfand nicht das Häßliche seiner Erscheinung, die Verstörtheit seines Wesens. Sie sah nur, daß ihr Sohn noch lebte, aus den Schrecknissen dieser Nacht gerettet war. Nun galt es, sich ihn zu retten und zu erhalten. Sie winkte ihm, näher zu treten; die schlaflose Nacht, der Kummer und nun Gustavs unerwartetes Kommen hatten sie zu müde gemacht. Er aber deutete auf das Bett. Sie verstand ihn; schweigend nahm sie eine Decke und breitete sie über den Toten.

Und nun begann dieses Gespenst, das ihres Sohnes Züge trug, zu sprechen. Mit einer Stimme, heiser und markdurchdringend und durch den Flüsterton nur angstgeschärftem Mutterohre verständlich, forderte es Geld. Er wolle fliehen, nach Amerika.

Sie stand auf; mühselig sich dabei stets am Tische festhaltend, ging sie auf den großen Wandschrank zu. Sie öffnete eines seiner Fächer und deutete auf das wenige Geld, das darin lag. Das möge er nehmen.

Er stöhnte auf: „Das ist zu wenig, Mutter, ist viel zu wenig!"

Sie zuckte die Achseln: „Ich habe nicht mehr."

Die heftigste Angst erschütterte seine Gestalt, erpreßte ihm Tränen: „Hilf mir, Mutter, sonst fangen sie mich und hängen mich auf! Hilf mir! Hilf mir!"

Sie legte nach langem Suchen allerlei Schmuck dazu; Korallenschnüre, goldene Dukaten an Henkeln, ihrer Söhne Tauf- und Firmpfennige, Silberzeug und einige Ringe; selbst den Trauring streifte sie vom Finger und tat ihn dazu. „Das nimm." Aber auch dann erschien es ihm zu wenig. In hilfloser Not beugte er sich darüber, heftig bebend. Und dabei stieß er an die Familienbibel. Der leichte Tisch, auf dem sie lag, kam ins Wanken, mit dumpfem Ton fiel das heilige Buch zu Boden. Erschreckt sah er sich um; dann aber, so stark war selbst in dieser Stunde noch seine Verehrung davor, bückte er sich und wollte den Folianten aufheben.

„Laß sie liegen!" befahl Frau Marianne.

Der Ton ihrer Stimme klang hart wie Metall. Er blickte sie mit dem scheuen Blicke seiner Kindertage an; so gebietend erschien ihm ihr Gesicht wieder, aus dem jede Spur von Ermüdung einem herben, befehlenden Zuge gewichen war. Stolz und aufrecht stand sie da.

„Warum, Mutter?"

Sie schöpfte Atem. Etwas war ihr gelungen. Er konnte auch schon an anderes denken als an seine Todesangst. Langsam und gemessen, Wort um Wort abwägend, sprach sie dann: „Seit bald zweihundert Jahren ist dieser Hof in unserer Familie; seit bald zweihundert Jahren, seit dem großen Kriege vielleicht, hat auch jeder

Lohner in dieses Buch die Namen seiner Kinder eingeschrieben, einen frommen Spruch dazusetzend. Vor vierundzwanzig Jahren tat es dein Vater selig zum letztenmal. Wenige Blätter sind noch übrig; die laß mich ausreißen. Denn ich will nicht die Chronik beschließen, indem ich einschreibe: „Der letzte Lohner erschlug seinen Bruder wie Kain und enfloh unstet und flüchtig wie Kain."

„Du sprichst hart, Mutter!" stöhnte er.

„Verdienst du es anders? Du hast den Mut gehabt, deinen Bruder, meinen Sohn, wie du es bist, zu erschlagen. Nun aber willst du entfliehen, feige, wie ein Dieb! Wohin? Wirst du den Tag je loswerden? Du bist nicht katholisch, du wirst keinen Priester finden, der deine Beichte hört und dich losspricht von deiner Schuld. Du hast keinen Mittler zwischen Himmel und Erde, der für dich Fürbitte beim Höchsten einlegt. Keine Gnadenmutter hast du zu erwarten. Wirst du je arbeiten, wirst du je schlafen können? Du hast als Flüchtling kein Mittel mehr, dich zu entsühnen, aber drei furchtbare Richter: den in dir, den auf Erden und den über dir. Und sie werden dich finden, Gustav, alle drei werden dich finden!"

Sie konnte nicht mehr stehen; schwer sank sie in einen Sessel, ihr Gesicht aber blieb gleich ehern. Wie ein Richter erschien sie Gustav, wie die Verkörperung seines Gewissens. Zu ihren Füßen brach er zusammen; sein Gesicht barg er zwischen den Händen, und in ein jammervolles Weinen, das sie im Tiefsten bewegte, brach er aus. „Was soll ich tun, Mutter? Rate mir, was soll ich tun?"

Sie hob seinen Kopf sanft auf ihren Schoß, die Hand legte sie auf sein Haar und beugte sich zu ihm herab; flüsternd fuhr sie dann fort: „Sie werden dich hängen, hast du gesagt. Das ist nicht wahr. Wegen eines Totschlags, nach schwerster Beleidigung, im ungeheuersten Jähzorn begangen, ist noch kein Mensch zum Tode verurteilt worden. Aber selbst, wenn, nimm das Aergste: hast du nicht öffentlich und ungeheuer gesündigt und bist du so verstockt, daß du nicht einsiehst, wie auch die Strafe öffentlich und ungeheuer sein muß? Ist es nicht besser, seine Strafe zu erleiden, als in sich das Bewußtsein herumzutragen, man sei ihr entlaufen? In jedem Menschen einen Häscher zu sehen, der nur den unbewachten Augenblick erspäht, nur auf das verräterische Wort lauert, um einen dem Gerichte zu übergeben? Sie haben dich mir arg vertauscht gegen früher; aber du warst offenherzig und kannst dich nicht so sehr verändert haben, daß du dir die Kraft zutraust, ein schreckliches Geheimnis ewig in dir zu verbergen, die aber, dein Urteil und deine Buße auf dich zu nehmen, nicht. Das war deine Heimat. Wie wirst du daran zurückdenken können? Jeder deiner Ahnen, die hier begraben liegen — es ist keiner unter ihnen, der nicht ein Ehrenmann war! — ist nunmehr dein Ankläger geworden, der du ihren makellosen Namen — der erste! — befleckteſt und dich selbst weigerst, dich und deinen Stamm zu entsühnen!“

Es ward eine Weile totenstille im Gemache. Nur der schwere Atem einer Frau, die angstvoll auf Entscheidung harrte, und Gustavs leises Weinen waren vernehmlich. Endlich sprach er: „Wir haben Sünde auf

Sünde gehäuft, Mutter! Und du allein warst die Reine, du allein hast gehandelt, wie es Gott begehrt und sein Gesetz. Entscheide du denn!"

Eine feine Schamröte stieg ihr ins Gesicht. „Sprich nicht so, Gustav! Auch ich habe gesündigt; wie viel und wie schwer, diese Nacht hat es mir gezeigt. Und selbst meine Kraft war vielleicht sündig; ich weiß nicht, ob ich sie auch gehabt hätte, wärest du also vor mir gelegen wie Georg! Ich habe mit mir gestritten; und das Leid um den einen Sohn bezwang ich nur, um mir den anderen zu erhalten. Der Herr sei gepriesen, der mir in meinem Grame dies gelingen ließ. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, jenes Geschlecht ausgelöscht zu sehen, dem ich angehöre und das Jahrhunderte mächtig blühte. Ich konnte es nicht erleiden, den Sohn meiner Seele irren zu sehen, in sich und durch die Welt. Und nun hast du dich wiedergefunden; nun gehe hin, stelle dich deinem Richter und nimm die Buße auf dich, die du verschuldet hast. Ich aber will hier bleiben; auf dem Grunde deiner Väter will ich deiner Wiederkehr harren und dafür Sorge tragen, daß der letzte Lohner wieder eine Heimat findet, wenn er entsündigt in die Heimat zurückkehrt."

„Aber ich werde sterben, Mutter, fern von dir und im Kerker!"

„Du wirst es nicht. Siehe, ich bin älter als du und habe unendlich mehr Herzeleid erlebt und erfahren. Und doch, ich zweifle nicht daran, daß ich deine Wiederkehr erlebe. Kein Mensch geht von hinnen, er hätte denn seine Pflicht erfüllt. Was die meine ist, ich spreche es aus, und es ist kein leichtes Teil, haushalten zu müssen

mit solchen Erinnerungen. Deine Aufgabe aber ist weit größer. Du wirst den stolzen, Gott weiß wie lange, mit unserem Hause verknüpften Namen des Erbrichters nicht mehr führen dürfen. Wenn andere sprechen, du wirst dein Lebetag schweigen müssen. Aber dafür mußt du Sorge tragen, daß dein Sohn wiederum den alten Titel führen, wiederum sein Haupt erheben darf in der Gemeinde. Steh auf, Gustav! Und küsse mich, zum letztenmale vielleicht für Jahre, für viele Jahre. Kleide dich und wasche dich; richte dich auf und erhebe dein Haupt! Du bist kein Bettler, der um Gnade fleht; ein sündiger Mensch, der sich reinigen will, trittst du vor deinen Richter: Herr! ich heische mein Recht und meine Strafe!"

Der Tag war hell erglüht. Mit verstörten, arbeitsunlustigen, übernächtigen Gesichtern schlichen Knechte und Mägde herum; keiner dachte an seine Arbeit. Auf Gustavs Arm gestützt, trat Frau Marianne in den Hof: „Hannes, spann' an." Kein gerötetes Auge verriet die Tränen, die ihr nun, erleichternd, geflossen waren; stark war ihre Haltung. Des Knechtes erstaunter Blick weilte auf Gustav: „Was gibt's, Bäuerin?" Sie beugte das Haupt des Sohnes zu sich nieder und berührte es mit ihren Lippen: „Spann' an, Hannes, und fahr in die Stadt. Der Erbrichter von Kunzendorf stellt sich dem Gericht."

Inhalt:

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt

J. J. David

Gesammelte Werke 2

Die Wiedergeborenen

Hagars Sohn • Blut

München und Leipzig • R. Piper & Co.

J. J. David
Gesammelte Werke
Zweiter Band

J. J. David

Gesammelte Werke

Herausgegeben von
Ernst Heilborn und Erich Schmidt

Zweiter Band

München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1908

J. J. David

Die Wiedergeborenen
Hagars Sohn * Blut

München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1908

Die Wiedergeborenen

Heinrich Natter und seinem Hause
Ein Gastgeschenk

Petre, quo vadis?

An jenem Tage, da sie den Bruder Donald aufnahmen in das Stift der Brüder der Regel des heiligen Benediktus, das da der Verehrung und dem Dienste unserer lieben Frauen geweiht ist, war eine helle und warme Maiensonne. Ueber der ganzen Stadt flutete sie und durchdrang ihre heimlichsten Heimlichkeiten und verklärte und übergoldete zumal das alte Kloster. In allen Gängen schimmerte es hell, wie es sich ziemt, wenn die Osterzeit vorüber ist und die heilige Pfingstwoche auf sachten Füßen und über neugeblümte Pfade näherschreiten will. Es war so hold, daß auch ein Betrübter froh werden mußte darüber.

Nur dem Donald selbst war in jenen Stunden gar übel zu Mute und gar nicht wie einem, der just das Ziel erreichen durfte, danach er lange streben und dafür er sich ernsthaft vorbereiten mußte. Ihn verfolgte das Licht, und es war ihm leidig. Es trieb ihn durch das gar weite und räumige Haus der Schotten; in den Garten floh er, ob ihn schattende Bäume verbärgen. Dorten aber war es erst recht traurig, und dann bangte ihm, weil es darinnen so einödig war. Denn niemand weilte allda, als der wahnwitzige Bruder Petrus. Der zeichnete mit einem

Stabe wirre Umrisse in den Sand, wie er das zu tun pflegte, und sah den Nahenden mit so großen, traurigen, verstörten Augen an, daß der erschrak und sich eilends von hinnen wandte. Und wie er nun durch die Laubengänge eilte, die Kutte geschürzt, da ward ihm erst recht weh. Denn er mußte der Zeiten gedenken, da er, ein frecher Goliarde, über die grünende Heide gesprungen war, jene Weisen ersinnend, welche die Genossen dieser Zunft annoch anstimmen, wenn sie ins Weite fahren wollen, und in ihm war's wie in einem wilden Schwan, wenn es herbstelt, die Luft mild geht und hoch oben seine Gesellen weiße Schwingen schlagen und hell trompeten. Ihm aber haben die Menschen die Fittiche gebrochen.

Auch war dem Donald das Bild Peter Burenbachs, des tollen Bruders Petrus, an jenem Sabbat in fremder und ängstiger Weise allüberall lebendig. Es setzte sich mit ihm zum Tische in seiner stillen Zelle; des Augustinus Buch von der Stadt Gottes lag offen darauf, und er sollte es miniieren und mit zierlichen Bildern ausschmücken. Sonst konnte er das wohl, damals aber geriet ihm nichts, denn er mußte verzagen, daß er jemals jenen Fluß der Linien, jene Anmut der Engelsgestalten und der wundersamen Kreaturen erreichen werde, wie es dem Petrus in den Zeiten gelungen war, als er zuerst dies heilige und von tiefen Geheimnissen erfüllte Buch durch seine Kunst verherrlicht hatte. So warf er denn Silberstift — die Umrisse damit zu ziehen — und Pinsel beiseite und floh in die Kirche, ob ihm Gebet und Buße Ruhe brächten.

Auch das Haus Gottes war von farbigem Lichte durchflossen. Geheimnisvoll blinkten in diesem Scheinen

die Heiligenbilder an den Wänden; vom goldenen Grunde hoben sie sich ab und erwiesen alle, wasmaßen schön vierkantig Gott die menschliche Gestalt geschaffen habe. Manches unter ihnen trug einen schier rührenden Ausdruck hilfloser Innigkeit im länglichen Antlitz; er sah nicht darauf hin, er wußte, daß ihn dorten ein P mit einem B verschlungen, das Malerzeichen Petri, grüßen werde. Zu einem recht verborgenen Seitenaltare trat er; ein Madonnenbildnis hing darüber, und er erhob seine Augen dazu, versenkte sich in die süße Anmut ihres Angesichts und staunte, wie die Gebenedeite mit langen, gesenkten Wimpern dasaß, die Hände also gelegt, daß man wohl sah, sie hätte ein Jesuskindlein dazwischen halten sollen. Und wie er noch sann, warum ihr der Maler wohl das vorenthalten hätte, und ein weniges zurücktrat, da fuhr er zusammen: ein Sonnenstrahl huschte darüber, und ihm war plötzlich, als hätte sie die Schleier ihrer Blicke gehoben und schaue ihn an. Aber nicht die stillen, frommen Augen der Mutter des Heilands standen ihr unter den ernsten Brauen; eine heiße, weltfrohe Lohe schien ihm daraus entgegenzuschlagen. So mochte die andere Maria in die Welt gesehen haben in den Tagen, da sie noch liebend über die Erde ging.

Fortab schritt Donald wie ein Verlorener durch das Stift. Zu keiner Arbeit war er nütze. Ein Rätsel schienen ihm jene Augen, zugleich aber auch die Lösung eines andern, größeren: der Urgründe des Wahnwitzes Petri, über den die Brüder wohl dieses und jenes raunten, ohne daß doch einer sicheren Bescheid hätte geben können. Er aber horchte auf alles und drang selbst in den Abt mit klugen Fragen; was er aber also erlauscht hatte, das

verknüpfte er in raschem Geiste. Denn eine lebendige Gestaltungskraft war in ihm rege; gerne sann er ob Liedern; dem Künstler, denn niemand der Brüder konnte sich ihm in der Malerei vergleichen, war das Schicksal des größeren Genossen wichtig und bedeutsam. Dennoch blieb ihm lange vieles dunkel und ernsthafter Fragen voll.

Er hätte wohl noch lange vergeblich suchen und sinnen mögen, wäre ihm nicht der Zufall freundlich und hilfreich geworden. Denn der Abt vernahm und ersah, in was für arge Wirrnisse das jüngste Glied des heiligen Hauses gefallen sei. So ließ ihn denn Benediktus Chelidonius, der schon damals mit den Gebrechen heimgesucht war, denen er über ein kurzes zur Betrübnis aller erliegen sollte, zu sich bescheiden; niemand hat es nämlich jemals ernster mit den Pflichten seines Amtes genommen, als er. Ob er ihm aber gleich milde zusprach und sich mühte, sein Gewissen zu erforschen, Donald hörte kaum. Seine Sinne waren von einem Bildnisse gefangen. Es war nur ein Umriß, aber er erkannte dennoch Petrus darauf, zugeneigt einem Weibe, das Antlitz und Augen der Gebenedeiten ob jenem Altare hatte. Es war wohl das Letzte, was der Unselige versucht, eh ihn der Geist verlassen hatte, während der Leib noch lebte, und F und P standen geeint darunter. Fatum Petri, so las es Donald und meinte nunmehr alles zu wissen, und erwog es in raschem Geiste, während er mit demütig geneigtem Haupte den Worten Benedikti zu horchen schien.

Desselben Tages, im Abenddämmern, trat er bei dem einzigen Freunde ein, den der Ungesellige, Verschlossene besaß. An dem Tische Bruder Bertholds saß er und stützte

die Stirne in die Hand und schwieg lange, ehe er scheu und in Flüsterlauten sprach: „Ich weiß alles."

„Was denn?" erwiderte jener, der nicht zu ahnen vermochte, was den Jüngeren also beschäftigte.

Da fuhr Donald auf: „Was denn? Alles. Wie es kam, daß die Madonna des Bruders Petrus mit Blicken der irdischen Liebe in die Welt sieht, daß ihr das Jesuskindlein versagt blieb, daß ihr Schöpfer selbst irre ward in der Seele. Horch' auf!"

Und dieses ist die Geschichte der Madonna des Bruders Petrus, wie sie Donald erkannt, wie er sie Berthold dem Bayern mitgeteilt, wie sie sich dieser aufgezeichnet hatte, da sie ihm nicht lange danach gewichtig und fast vorahnend für ein anderes Geschick erscheinen mußte; geschehen aber war sie, kaum daß Benediktus Chelidonius den Stuhl der Schottenäbte bestiegen.

*
* *

Von allen jenen, welche dazumal im Hause der Schottischen Mönche lebten, war dem Abte wie den Konventualen niemand werter als Petrus Burenbach. Ob er gleich groß und stark von Leibe war, meinten doch alle ihn lieben und hegen zu müssen wie ein Kind, denn er war weltfremd wie ein solches. Von frühester Jugend ab war er im Kloster erwachsen, und mit banger Scheu hatte er immer auf das hingeblickt, was jenseits der geweihten Mauern war oder getan ward.

Auch hatte ihn der Herr mit vielen Gaben begabt, daran sich die Menschen erfreuen mochten. Er war schön von Gestalt, still und sanft von Gemüt, nur daß man doch immer die Ahnung hatte, als schliefe geheime Glut

in seinen blauen Augen. So war auch seine Andacht seltsam und gar übergroß. Sprach er auf der Kanzel, dann flammte manchmal ein rätselhafter Geist aus seinen Worten, der ergriff die Hörer und riß sie mit fort. Wieder kamen dann Tage, da er keines Gedankens mächtig werden konnte und nur stotternd und beschämt seine Rede spann. Viele meinten auch, die große Anbetung der Gebenedeiten, über deren Wunder er mit ehrfürchtigem Schauern und fast unablässig sann, das strenge Kasteien, darin er sich wohlgefiel, möchten diese jähen Wandlungen in Art und Wesen begründen, zumal er niemals müßig sein konnte und seinem Geiste keinerlei Ruhe gönnte. Wenn ihn die Pflichten der Seelsorge nicht drückten, dann hantierte er mit Pinsel und Palette, war beflissen, die Bilder der Heiligen zu gestalten, wie er's gelernt hatte und vermochte. Und die Malerei war ihm eine Lust, mehr als eine Arbeit, also daß er oft selbst des Zeichens für das Refektorium darüber nicht achtete.

Benediktus Chelidonius erfreute sich wohl zumeist seines Treibens. Ein kluger Mann, ein Freund des großen und kunstreichen Malers Dürer, ahnte er wohl, welcher Geist in der jungen Seele unbewußte Schwingen rege. Er selbst besaß manches kostbare Blatt von der Hand des Nürnbergers, und als ihm eines Tages ein wandernder Venediger Mönch ein treffliches Gemälde zutrug, das einer jener Meister geschaffen, die in jenen Tagen in Italien eine neue Kunstübung gegründet, erstand er es und hing es in seiner Zelle auf. Nachdem er sich selbst an der Schönheit dieser Madonna des Gian Bellini genugsam erfreut, verhüllte er sie also, daß mit einem Zuge an einer Schnur die ganze Künstlichkeit und

Anmut der Schilderei offenbar wurde; denn er gedachte seinem stillen Liebling eine überraschende Freude zu machen. So ging er denn und rief den Petrus zu sich und offenbarte ihm dann mit jähem Rucke das Verborgene und ergötzte sich an dem Erstaunen des Jünglings. Dieses war nämlich übergroß. Im Antlitze des Mönches kamen die Farben und gingen, seine Brust flog, in seinen Augen war ein fremdes Licht. Er trat vorwärts und rückwärts, er neigte das Haupt nach dieser und nach jener Seite, als könne er sich des Anblicks nicht ersättigen. Und dabei schwieg er immer.

„Dies ist die neue Kunst, Petrus," sagte Benediktus endlich. Der aber blieb immer noch stumm.

„Dies ist die neue Kunst," wiederholte der Abt. Da schrak Petrus auf, wie ein jählings geweckter Schläfer. „Die neue? Herr," schrie er, „dies ist die Kunst! Und jene allein sollten sie besitzen?"

Ein ganz Verwandelter erschien Petrus von jener Stunde ab allen. Oft ging er durch das Kloster wie einer, der im Wachen träumt, und sah den mit erstaunten Blicken an, der ihn ansprach. Eine neue Welt, ein neues farbiges Kunstblühen war in seine Seele eingebrochen. Eine Sonne war in ihm aufgeflammt, neue Wege und Ziele sah er vor sich, der sich's bisher daran hatte genügen lassen, die Pfade zu gehen, welche ihm gewiesen waren, auf den ewig gleichen Goldgrund immer wieder dieselben Köpfe zu setzen, mit einem Streben höchstens nach mehr Ausdruck, als anderen erreichbar war. Und doch schien ihm, als könnte er auch, was jenem gelungen war, der seine tiefste Brust in solchen Aufruhr gebracht, als müsse

er wenigstens versuchen, ein Gleiches zu schaffen — Gott und seiner heiligsten Mutter zu Ehren.

Auch glaubte er bald zu wissen, woran es ihm in der Kunst gebräche. Dürer, nach den Zeichnungen, welche Benediktus besaß, wie Gian Bellini hatten offenbar eine Lehrmeisterin: die Natur. Diese aber, und zumal das Schönste, das sie hervorgebracht, der menschliche Körper, waren ihm ein völliges Geheimnis. So bespähte er denn die Brüder, beobachtete ihre Bewegungen und warf doch die Blätter, kaum daß er sie gefüllt hatte, mißmutig wieder fort. Denn das Herrlichste konnte er doch nimmer erreichen, so lange ihm nicht die Schönheit des Weibes offenbar geworden. Und so wuchs sein Sehnen danach ins Unbezwingliche.

Petri Verhängnis wollte es aber, daß sich unter seinen Beichtkindern eines fand, das überaus reich an Schönheit war. Sonst hatte er nie an Magdalenen gedacht, nun kam sie ihm plötzlich zu Sinne. Nur wenn er Gottes Wort verkündete, erschien Magdalena in der Kirche; der Tür zunächst saß sie dann, immer auf den Boden blickend. Ihm allein beichtete sie auch; die Letzte huschte sie durch die Reihen der Bänke, kniete nieder, gestand, was sie gesündigt, worin sie sich vergangen. Er aber war ihr ein milder Richter. Sünden bekannte sie zumeist, die er nicht recht begriff, die ihm aber doch die Pulse schlagen ließen. Und eines Tages, da er, nur seinen Plan im Herzen, wieder ihren Worten lauschte, da seine Blicke niederwärts glitten, die schlanke Biegung des Halses verfolgten, darauf braune, feine Härchen flimmerten, da stieg ihm die Glut eines Entschlusses zu Häupten. Denn wie sie so vor ihm auf den Knieen lag, schien sie

ihm das holdseligste Bild demütiger, selbstbewußter Anmut.

„Vernimm, Magdalena," sprach er, „Du hast, däucht mich, gesündigt durch deine Schönheit. Willst du entsühnt werden dadurch?"

„Ich verstehe nicht, Hochwürdiger," war ihre Antwort.

„Willst du deine Züge leihen für ein Bild, wie ich's im Sinne trage?"

Ein schalkisch Lächeln spielte um ihren Mund. Er sah es nicht, denn ihr Haupt war gesenkt, wie eine reife Aehre, die den Boden sucht; hätt's auch nicht verstanden, so wenig, wie den tieferen Sinn ihrer Worte: „So du sie für tauglich hältst, Herr!?"

„Dann steh auf und sei entsündigt."

Sie erhob sich. Noch einen scheuen Blick warf sie auf den Priester, der ihrer kaum mehr achtete, dann, behende und zierlich, raschelte sie von dannen. Er aber ging zum Abte. Wohl hätte er das auch heimlich tun können, wozu ihn das gewaltige Sehnen seines Herzens trieb. Doch wäre ihm dieses seiner, wär' ihm unwert des Gewandes erschienen, das er trug. So drang er mit Bitten in Benediktus, die Züge des Mädchens für ein Bildnis der Madonna nutzen zu dürfen. Umsonst widerriet der Abt, kundiger der Welt, der Frauen, als es Petrus war. Der aber hörte nichts, der schrie auf: „Herr, Du selber hast mir den Weg gewiesen. Laß mich ihn beschreiten!"

„Es ist aber ein übler Pfad, Petrus! Leicht mag er zur Hölle führen!"

Da flammte der Jüngling in edler Glut: „Nimmer, Herr! Und hast du mir nicht selbst in stillen Stunden

von Malern Bericht gewußt, die da gleich Heiligen lebten? Diesen nach möcht' ich wandeln. In den Dienst des Höchsten stelle ich meine Kunst — wie vermöchte der Böse etwas darüber?"

Noch sperrte sich Chelidonius. Doch dann, erwägend, wie arg die Ketzerei und ihr Unwesen um sich gegriffen hätten, besorgend, er müsse, den er zu halten versuchte, erst recht verlieren, fügte er sich. Hart an der Bastei lag ein einsames Gemach, seine Fenster sahen nach Mitternacht, und es war kühl und geruhig darin. Niemand der Brüder mußte erkunden, was sich allda begab; dort also sollte Petrus versuchen, was er vermochte. Dorthin trug er seine Staffelei, dort erharrte er die, welche ihre irdischen Züge dem Himmlischen leihen sollte.

Es waren gar stille Tage, die fortab den beiden Einsamen anbrachen. Kein Wort ward zwischen ihnen gewechselt, es sei denn das des notdürftigen Grußes; noch wäre es dem Petrus Sünde erschienen, mit einem Weibe müßiger Rede zu pflegen. Bei der Pforte empfing er Magdalenen, geleitete sie zu dem Stühlchen, darauf sie sitzen sollte, richtete das Tüchlein, damit ihre gelösten Haare — sie flimmerten im Sonnenlichte wie eitel Gold — bedeckt wurden, und ging an sein Werk und freute sich, wie das immer fröhlicher und heller von Farben erblühte. Wenn aber sein Blick auf die Sitzende fiel, Abbild und Urbild vergleichend und zweifelvoll, ob es ihm je gelingen werde, die volle Schönheit dieses schmalen ernsthaften Gesichtchens einzufangen und festzuhalten, dann durchrieselte es das Mädchen wie Glut. Denn der Priester, wie er da vor ihr stand und sich bewegte in seiner blonden Kraft, wie er Töne prüfend suchte und

versuchte, gefiel ihr gar wohl. Sein heiliger Ernst fesselte und reizte das bewegliche Kind der Welt. Dennoch wagte sie nicht, ihm das zu zeigen; noch banden ihr Scheu und Ehrfurcht vor dem Geweihten, vor ihrem Beichtiger die Zunge. Nur nach dem Abgekehrten sendete sie den raschen Pfeil ihrer Blicke; sich bespäht glaubend, ließ sie die Wimper sinken, schaute züchtig zu Boden, nach dem schwanken Schatten des Laubwerkes etwa, der darüber hinhuschte. Aber geheimes Aergernis schuf es ihr dennoch, daß sie Petrus über seiner Arbeit sogar vergaß. Er aber empfand in jenen Tagen wachsende Seligkeit; kaum vermochte er es mehr, sich Marien anders zu denken, als er sie schaffen wollte; schon peinigte ihn der Gedanke, was er beginnen wolle, wenn diese Tafel beendet und ganz gefertigt sei. Und dennoch hatte er niemalen mehr oder andächtiger gebetet, als gerade zu jener Zeit.

Nun geschah es, daß Petrus eines Morgens abermals vor der Staffelei stand und sich plötzlich wendete. Da gewahrte er, wie ihn Magdalena voll und ruhig ansah. Er erschrak schier; eine solche Glut loderte braun und feucht in jenen Augensternen, daß er erbebte. Langsam senkten sich die Lider wiederum; aber wie Nachglanz eines spöttischen Lächelns lag es immer noch um Magdalenens Mund. Unsicher war seine Hand, und als er seinem Gaste Urlaub bieten wollte, da weigerte sich ihm die Stimme.

Des nächsten Tages harrte Petrus vergeblich auf Magdalenen. Er ängstigte sich, er sann über die Gründe, er dachte das Mädchen aufzusuchen. Noch zwei Tage verrannen so in zwecklosestem, peinvollstem Harren. Er aber erkannte darin, wie vieles ihm fehlen würde,

säße ihm das Weib einmal nicht mehr gegenüber; den heimlichen Schauer beschwor er sich wieder, wenn er ihre Hand in der seinen gehalten, ihren Arm so gelegt hatte, wie er ihn brauchte. In der bittersüßen Pein jener Stunden kamen ihm die ersten Zweifel, ob sein Eifer wirklich und alleinig bloß dem gegolten hätte, was er begonnen.

Erst den sechsten Tag erschien sie abermals. Petrus erharrte sie schon vor der Pforte. Zum erstenmale überschritt er die Grenzen des Klosters — wollte sie schelten und konnte es doch nicht, und zwang nur mühsam seine Freude. Sie sah das alles; und während er nur mühselig zwecklose Striche tat und sie mit Fragen bestürmte, ihren Einwand, das Bild sei ja schier vollendet und sie nicht mehr so notwendig, mühselig widerlegte, verschränkte sie die Arme plötzlich und sah ihm ruhig und fordernd ins Gesicht, wie damals. In ihm erhob sich alles. „Was tust du?" raunte er. Und da sie keine Antwort gab, da neigte er sich ihr zu: „Was tust du, Magdalena?" Sie aber hielt sich still wie vorher und erwiderte nichts. Und zum drittenmale tat er die Frage, suchte ihre Hand an die rechte Stelle zu tun, fühlte ein junges, pochendes Atmen darunter und ein heißes geflüstertes: „Du Tor, Du lieber Tor" wehte über seine Schläfen dahin. Da riß er das Weib an sich und empfand weiche Arme um seinen Nacken geschlungen, und ein Jauchzen war in beiden. Das in Petri Brust war wohl stärker, neuer und reiner.

Dies aber war der Grund, daß Magdalenens Tüchlein in jener einsamen Zelle gefunden ward, denn es war ihr von den Locken gefallen, und sie hatte sein

nicht mehr geachtet, daß das Bild des Bruders Petrus unvollendet blieb, daß beim nächsten Kirchgang zweie des Konventes fehlten.

Denn ein heimliches Glück stand nicht nach Petri Sinn, und ein gebrochenes Gelübde ließ ihm keine Ruhe. So beschloß er die Flucht. Benediktus aber konnte in jener Nacht keinen Schlummer finden. Als es dann dämmern wollte, vernahm er leise und schleichende Tritte. Rasch erhob er sich und sah Petrus, wie er den Kreuzgang durcheilen wollte. Am Gewande ergriff er den Flüchtigen mit der angstvollen Frage: „Wohin gehst Du, Petrus?“ Der aber sah ihn mit traurigen Augen an: „Laß mich, Herr!“ Und als Benedikt ihn doch nicht von hinnen lassen wollte, da raunte er ihm zu: „Ich bin dieses Hauses unwert, denn meine Eide sind zerstoben!“ und wollte nicht weilen. Benediktus aber rief nicht nach Hilfe, daß kein Aergernis entstünde, hielt ihn nur fest am Saume des Habits, strebte mit greisenhaften Kräften den Flüchtigen zu halten, daß ein Ringen entstand und der Junge den Schwachen niederzwang. Als er dies aber getan, warf er sich neben ihm nieder, küßte, um Gnade und Vergebung flehend, seine Hände, stützte ihn, da er sich mühselig erhob, und verriet in wirren Worten vieles. Benediktus aber kehrte sich seiner Zelle zu, die er dann durch Tage nicht verließ, in denen er unablässig klagte und sich selbst hart beschuldigte, und sprach nur: „So geh denn. Aus dem Frieden Gottes geb' ich Dich in seine Hände . . .“

Da man die Klosterpforten am Tage Mariä Geburt auftat, da entschlüpfte ihnen als erster ein verstörter Mensch. Geneigten Hauptes durchmaß er die

Straßen, die ihm fremd waren, deren Lärmen, wie es sich erhob und gemach anschwoll, ihn betäubte. Die Nebel rannen um ihn — denn es war ein früher Herbst gekommen — und verschlangen den Unseligen.

Durch Monate blieb er so den Brüdern verschollen. Niemand vernahm den Herbst, den Winter durch etwas vom Petrus. Da es aber Mariä Lichtmeß zuging, fand Benediktus in einer Nacht abermals keinen Schlummer. Ihm war es, als drängen leise Klagelaute kaum verhaltenen Schluchzens mühsam zu ihm, und er mußte des Petrus gedenken und wollte schon spähen, ob ihm der nahe sei. Doch es war unwirsches Wetter, und er blieb; denn nur zu oft stand der Flüchtige ihm vor der Seele, die so an ihm gehangen. Als es aber getagt, die Mönche, den Abt vorauf, zur Frühmette zogen, siehe, da lag ein Mann am Eingange der Kirche. Seine Arme waren weit ausgreifend gespreizt, daß er einem Gekreuzigten glich, und nicht ein Zucken bewegte die Gestalt. Benediktus aber erkannte ihn ahnend; seine Schulter rührte er:

„Woher, Petrus? Was begehrst Du, Petrus?"

Da erhob der ein totenbleiches Antlitz, darin verstörte Augen wie in geheimem Wahnwitz unheimlich brannten: „Mich zum andernmale kreuzigen zu lassen, Herr!" und ließ das Haupt sinken, daß die Stirne hart und laut wider die Fliesen des Estrichs schlug.

Und dieses waren die letzten Worte, welche sein Mund seither gesprochen. Es sei denn, man rechne auch jenes Stöhnen, da sie ihn vor dem Angesichte der Gebenedeiten geißelten, wie es seiner Sünde geziemte. In gleichem Takte mit den Rutenhieben schlug er nämlich damals seine Brust und: „Magdalena, Magdalena,

Magdalena!“ rief er dabei. Die Brüder verwunderten sich alle darob, denn nicht die andere, Maria war es ja, die seine Strafe schaute . . .

*
* *

Dieses also war es, was dem Donald jenes Bildnis zu erzählen schien, was er erhorcht, erraten, vielleicht gar erträumt hatte. Je mehr er aber die Madonna des Bruders Petrus besah, desto glaubhafter wurde ihm dieses alles, und wann immer er konnte, stand er davor, daß es den Brüdern schon verwunderlich war. Und eines Tages, da Donald wieder davor sann und grübelte, trat Berthold, den seine Verstörung bekümmerte, hinter ihn und fragte ihn eingedenk dessen, was ihm der Genosse von jenem wundersamen Bilde berichtet: „Nun, Donald, wie behagt Dir annoch die Madonna Petri?“ Der aber sah nicht um, andächtiger hub er die Augen, und dumpfer Stimme kam es zurück: „Wie das Schönste, das ich je erschaut; wie etwas, das dessen wohl wert ist, was jener darum erlitten hat . . .“

Ruth

So viele waren zu St. Johannis Mette gekommen, daß der enge Raum der kleinen Kirche ihrem Andrange nicht mehr genügte. Auf dem freien Platze davor mußten sie sich also reihen; die buntere Gewandung des Landvolkes mischte sich mit dem ehrbaren Tuchrocke des Bürgers, und alle horchten einträchtig und in der Seele bewegt dem Worte des Herrn, das ihnen ein fahrender Bruder Dominikaner von der obersten der Stufen herab, die zum Gotteshause führen, mit lauter und mächtiger Stimme verkündigte. Gewaltig klang seine Predigt durch die sommerliche Stille, und als er der Not der Zeiten gedachte, da zog ein großes Schluchzen über den Raum. Denn die war arg und schier unerträglich. Vom Zorne Gottes sprach er und seiner Geißel, die nah und drohend über ihren Häuptern schwebe. Da schlug sich mancher an die Brust und schrie auf — denn sie wußten alle, daß der wilde Jiskra Kravar mit einem Gewalthaufen Hussiten des Weges nach Schlesien zöge, und es mußte ihnen so bedünken, als sähen sie die Fluren der Heimat, welche von der Kirchenhöhe aus so fein und anmutig vor ihnen gebreitet lagen, zum letztenmale so, ehe alle Greuel des entsetzlichsten Krieges über sie dahingebraust wären. Und als er endlich, be-

schließend, ausrief: „Darum tuet Buße und reiniget euch von dem, was unrein ist in eurer Mitte," durchzog eine leise und sachte Bewegung die Reihen der Städterinnen, also daß eine ganz unversehens einsam dastand. So erkannte denn Brigitta Wöberin, daß ihr Urteil gefällt sei.

Noch desselben Nachmittags traten die Herren vom Rat zusammen und erwogen, welches wohl die Frevel sein möchten, die den Zorn des Höchsten über ihre Häupter beschworen hätten. Sie fanden keinen, denn es erging ihnen allzusammt so übel, daß einer nicht einmal den anderen beneiden konnte. So wurde denn die Austreibung derjenigen beschlossen, welche in üblem Geruche standen: zweier Vaganten, die gerade in den Mauern der Stadt Unterschlupf gefunden, der alten Wöberin, als einer, die wohl ein Kind, aber keinen Vater dafür ihr eigen nennen könne, endlich Brigittens, der Folge und des Zeugnisses des sündhaften Lebenswandels ihrer Mutter. Geziemend und zur Erbauung aller wurde das durch den Boten der Gemeinde kundgetan; und nun erst berichtete Brigitte, die ihre Sorgen und Kümmernisse, so lange es irgend anging, für sich allein in starker Seele tragen gewollt, dem siechen, längst gelähmten Weiblein, in dessen Ohr nur noch die Worte der Tochter Eingang fanden, daß sie wandern und heimlos werden müßten. Erstaunt, mit runden Eulenaugen und nickendem Haupte vernahm das die Alte und mochte das nicht glauben, bis Brigitte klagte: „Um unserer Sünden willen müssen wir das leiden, Mutter!" Da lächelte sie wiederum — und wie mit einem Abglanz von Jugend übergoß das ihr Antlitz: „Und dennoch wa-

ren die süß, und ihre Frucht ist mir lieb." Darüber wollte sich die Tochter fast erzürnen; denn sie war demütig und ergebenen Sinnes, wie es einer geziemt, die wohl weiß, daß sie in Unehren empfangen und in Schande geboren worden ist. Aber sie bezwang sich und schwieg, nur daß ihr jene Nacht sehr traurig und lang war. Wohl hatte sie nach ihrer Art alles still und bedacht für die Flucht gerüstet; aber wohin sie sich kehren sollte, das ahnte sie nicht einmal. Und als sich zu Mitternacht in den Gassen ein Aufruhr und ein Getöse erhob, alle zu ihren Toren stürzten, als stünde der wilde Jiskra schon davor, nur weil die beiden Fahrenden im Abziehen das Lied der Kelchner: „Für den heiligen Kelch, für die reine Lehr'" angestimmt hatten, da mußte sie tief erseufzen. Das waren Wandervögel, die leicht fanden, wo sie nisten mochten; die konnten ihre Bedränger leicht mit tollen Possen ängstigen. Sie aber war an die Scholle gebunden, denn den ganzen Gau bedrohte ein gemeinsames Schicksal, an weiterer Wanderschaft aber hinderte sie die, der sie das Leben dankte und von deren Los sie ihr eigenes nimmer zu trennen gedachte. So fand sie denn der Morgen noch wachend und ratlos, und schon wollte die Frist, die ihr zum Bleiben gesetzt war, verstreichen, als es hart an ihre Tür pochte. Sie tat ängstlich auf, denn alles schien ihr bedrohlich. Ein Jägersmann, schon grau von Haar, stand vor ihr. „Du hier, Ohm?" rief sie freudig.

„Du siehst es. Sie haben Dich ausgetrieben, Brigitte? Wohin wirst du dich wenden?"

„Der Herr allein weiß es," seufzte sie tiefbetrübt.

Er lachte. „Das ist des Herrn Sorge nicht. Aber

ich will dir helfen. Ich mag dich leiden, denn du bist ein tapferes Mädel und trägst es wacker, daß dich das dumme Volk um Sünden meidet, die nicht die deinen sind und an denen sie sich mitgefreut haben. Hoch im Gebirge hab' ich mir einen Fuchsbau gemacht. Niemand mag ihn finden, ein Zufall verriete ihm denn die Pfade. Nur der starke Prokop weiß Bescheid. Soll ich dir den senden? Willst du dort harren, bis sich das Wetter verzogen hat?"

„Ich danke dir, Ohm. Aber —", und sie zögerte wiederum — „du gehst meinetwillen in Gefahr?"

„Ich tu's nicht deinetwillen. Sonst mag ich das Gesindel nicht, das Leinen webt und Litaneien haspelt. Aber wenn sie raufen, dann weiß ich, wie wir dennoch eines Blutes sind und eines Stammes. Ich muß ihnen beispringen. Und dann ist bei den anderen einer, mit dem ich noch auf gleich kommen will. Er war ein Bube und ich der Knecht seines Vaters, und als ich ihm einmal den Steigbügel hielt, da strauchelte sein Roß, daß er zur Erde fiel. Er aber schlug mich mit der flachen Hand ins Gesicht. Damals mußt' ich's leiden, denn ich stand im Eide seines Hauses. Nun ist er Hussite; ich bin meines Bandes ledig, und ich will versuchen, ob mir Arm und Auge noch sicher sind, wenn es dem wilden Jiskra gilt."

Eine Glut verjährten und niedergezwungenen Hasses brach aus seinen Worten.

„So lange trägst du nach, Rachsüchtiger?" rief sie entsetzt.

„Wer einmal im Leben geschlagen wurde, der vergißt den nicht, der es ihm angetan, und der Wald macht

gedenksam. Aber das schiert dich nichts, du Ringeltäubchen. Nun aber sprich, willst du mein Obdach versuchen?"

„Ich will es."

Zur Vesperzeit verließ Brigitte Wöberin die Heimat. Gesenkten Hauptes durchschritt sie das enge Gemach, das so lange ihr armes Glück beherbergt, dessen geringer Hausrat ihr so viel von Armut und Entbehrung zu berichten wußte, und als sie die Tür verschloß und den Schlüssel — sie wollte ihn erst an die gewohnte Stätte unter der Schwelle tun, wie sonst wohl, wenn sie auf kurze Weile fortgegangen — zu sich nahm, da wurde ihr arg weh, und ihr bestes Herz blieb dort zurück, wo ihres Bleibens nun nicht mehr sein durfte. Die Stirne gehoben, durchmaß sie dann die Gassen, in denen sie erwachsen und erblüht war; ein hämisches Gezischel gab ihr das Geleite und machte sie stark. Denn die Weiber waren der Stolzen alle feind, sie aber wäre gestorben, ehe sie ihr Leid auf dem Markte gewiesen hätte. Neben ihr mit weiten, ungefügen Schritten, die nicht einmal die große Last zu kürzen vermochte, welche ihm aufgebürdet war, trottete der blöde Prokop und trug die Wöberin und was die beiden zur Notdurft des Lebens gebrauchten. Alle schwiegen, und das Mädchen holte erst recht Atem, als das Niedertor hinter ihnen lag, hinter ihnen die weiße Straße, auf deren Staub eine heiße Sonne die Augen blendete und verwirrte, geblieben war und sie die Schatten des Waldes aufnahmen, dessen vielverschlungene, kaum dem geübten Blicke kenntliche Stege Prokop sicher und mit gleichen Tritten verfolgte. Als er aber von einem Bühel, der die Stadt mit Tür-

men und Mauerwerk greifbar nahe wies, nach rückwärts deutete und, wie um seine betrübte Herrin zu erfreuen, mit heiserer Stimme raunte: „Die werden brennen, werden brennen, brennen" — denn er haßte die Bürger, denen er dienen mußte — da überlief ein Schauer Brigittens schlanken Leib und zwang sie, ein wenig zu verziehen.

Sie stiegen höher und höher. Kuppen, die von der Heimat aus groß und ernst am Himmel der Wanderer gestanden, lagen unter ihnen; das heitere Grün und die ewige Bewegtheit des Laubwaldes waren in ihrem Rükken. An schlankeren Stämmen niederwärts glitten behende Lichter, sie huschten über die braunrote Rinde der Fichten, flammten auf weißen Birken auf, liefen hastig über den Boden dahin, der noch schlüpfrig war vom Mulm und den Nadeln vergangener Jahre. Scheu und blinzend, wie das Auge eines Kindes, das man jählings und unversehens aus dem Schlafe geschreckt, leuchtete der Abendstern einsam und schön im Blauen. Ein starkes Dunkel brach ein, und nur auf Wolkenrändern träumte noch ein letztes Rot, als Prokop Brigitten anstieß: „Da seid Ihr."

Ein Felsblock lag auf dem Gipfel des Berges. Diesem zu hasttete er, denn er hatte noch einen weiten Weg heimwärts. Klug von Strauchwerk verhüllt, zeigte sich ihnen eine Tür; er stieß sie auf und betrat einen ganz kahlen und dämmerdüsteren Raum. Nur ein roher Tisch, eine Bank und ein Lager, notdürftig und kaum einem Müden gemäß, waren darinnen. Er bettete die Wöberin und zog dann grußlos von dannen, und Brigitte war allein mit der Siechen, allein im wilden Walde, dessen

Schauer ihr jenes Tages zuerst in die Seele rauschten, da die Bäume ihr rätselvolles und heimliches Schlummerlied erhoben; allein in der Oednis, die unzählige Johannisfeuerlein mit zaghaftem und ungewissem Scheinen durchirrten; allein mit ihren Gedanken, die so ängstig in das Dunkel der kommenden Tage tauchten. Dennoch — ein so tiefer Friede war um sie, daß er auch in ihr Herz hinüberwehen wollte . . .

Da erhob sich draußen, ferne im Gau, den sie ganz zu übersehen vermochte, ein seltsames Leuchten. Auflodernd und wieder in sich zusammensinkend, stand es doch immer an derselben Stelle. Brigitte erbebte: so verkündeten die Ketzer ihr Nahen — nur ein volkreicher Flecken konnte so brennen.

Den kommenden Tag konnte sie nicht auslugen; die wüste Unordnung um sich her vertrug die Tochter der deutschen Stadt nicht. Sie fegte und säuberte; ein Marienbildnis, das sie mitgebracht, befestigte sie an der Wand, entzündete ein kleines Lämpchen davor und umkränzte es dann mit Farnkraut und mit Blumen, die auf jener Höhe so wundersam blau blühten, wie sie es noch nie gesehen zu haben glaubte. So vergingen ihr die Stunden bis zum Abend, dann aber stand wiederum eine Flamme im Dunkeln, nur näher, viel näher. Des nächsten Morgens schwebte eine graue Wolke träg und häßlich über dem Lande; sie wich nicht, so helles Licht auch sonst allenthalben war. Dann, ein andermal, eilten Flüchtlinge in wirrer Hast über die Straße, hinter ihnen, kaum durch Stunden von den letzten getrennt, folgte ein großer Zug, der sich in streng geschlossenen Rotten bewegte. Ihnen vorauf wehte ein Banner; die

Luft war so rein, daß Brigitta alles wohl ausnehmen konnte. Dumpf und zerrissen klang das Lied: „Für den heiligen Kelch, für die reine Lehr'" in ihre Einsamkeit, da die Krieger das Joch des Berges überstiegen. Gewaltig rasselnd bewegte sich die Wagenburg durch das Tal, und zu Nacht umgürtete ein glühender Kreis eng und auf allen Seiten die bedrängte Stadt. Das waren die Lagerfeuer der Hussiten.

Von ihrer Hochwart herab konnte Brigitte den ersten, leidenschaftlichen Ansturm verfolgen, gewahren, wie der in erbitterter Gegenwehr abgewiesen wurde. Kein neuer Angriff erfolgte mehr; es schien, als wollten die Kelchner sich den Hunger zum Bundesgenossen nehmen. Weithin schwärmten ihre Scharen sengend aus, und zurückgekehrt, umschlossen sie die Veste immer enger. Eine unsägliche Betrübnis erfüllte dabei die Seele Brigittens, und nicht einmal die Kraft zum rechten Gebete verblieb ihr mehr. Wohl rief sie immer noch die Fürbitte der Mittlerin im Himmel an; aber ihr schien es, als gelte ihr Flehen nicht allein dem allgemeinen Schicksale der Bedrohten, nein, nur dem des Häuschens, das die Mutter und sie in harter Arbeit und Hellerlein zu Hellerlein legend sich erkargt hatten. Sie schalt sich schlecht und selbstisch und wußte sich dennoch vor sich selber keinen Rat; betete, sie, die Sünderin vom Mutterschoße ab, möchte die alleinige Buße für alle tragen, und widerrief ihr Flehen doch wieder, kaum daß sie es ausgesprochen hatte.

So verrannen die Tage. Einer glich dem andern, und Brigitte glaubte immer fester, hier oben ganz sicher vor jeder Fährlichkeit für sich selbst zu sein. Einmal

war sie in der Mittagsglut ausgegangen, Wasser zu holen. Es war sehr still um sie; der Tag schlief, selbst der Wald schwieg; das Harz der Bäume troff, und es zog wie leiser Weihrauchsduft durch die Welt. Da fand sie die Stapfen eines schweren Männertrittes im Moose. Sie folgte ihnen ahnend und beklommen; sie führten in weitem Bogen zu ihrem Versteck. Entsetzt stand sie an der Schwelle; die Pforte war offen, und ein Geharnischter saß am Tische. Den ganzen Raum erfüllte die Gegenwart des Gewaltigen, und mit harter und des Befehlens gewohnter Stimme und in slavischen Lauten sprach er: „Wer bist du? Was hausest du hier? Wie kommst du hierher?"

Sie wagte nicht, ihm die Antwort zu weigern: „Brigitta Wöberin bin ich, eine arme Magd, Herr, und aus der Heimat ausgetrieben."

„Aus jener Stadt, die wir brennen und die sich hier so gut bespähen läßt, wie sonst nirgends?"

„Ja, Herr."

Seine Hand strählte den wirren und fahlen Bart: „Mag sein, daß sie selbst bald heimlos sind und die Füchse ihnen im Tore bellen. Gib mir zu trinken, Brigitte, mich dürstet."

Sie tat's. Mit schöngebogenem Arme reichte sie ihm ein Krüglein; von der offenen Tür her huschte dabei ein schmales Licht über ihr Haupt und flammte in den Flechten ihres Haares, die sie aufgebunden trug. Er versuchte ungeschickt zu scherzen und lächelte: „Eine arme Magd heißt du dich und trägst eine Krone?"

„Ach, Herr," entgegnete sie schamhaft, „sie schmähten mich genug darum, daß es rot sei."

„So meint' ich's nicht," erwiderte der Fremde und erhob sich. „Aber sie werden im Lager meiner harren. Was ich sehen gewollt, das sah ich. Hab Dank und leb' wohl, Brigitte."

„Lebt wohl, Herr!" kam es leise zurück.

Von der Schwelle aus wendete er noch einmal seine prüfenden Blicke nach rückwärts. Wie ein Kapellchen schien ihm das dunkle Gemach mit dem roten Lichte des Lämpchens, das matt vor dem Bildnisse der Gebenedeiten glühte, dem zierlichen Schmucke an Blumen, dem stillen Mädchen in der Mitte, das ihm mit ernsthaften Augen nachsah. „Du hast es hübsch hier, Brigitte," rief er ihr noch zu.

Sie seufzte: „Ach Herr! in unserm Häuschen daheim war es schöner."

„Du bangst darum?"

„Sehr."

Und dennoch steht geschrieben: „Hänge dein Herz nicht an die Güter dieser Erde."

„Sind das auch Güter? Vier Mauern und ein Dach? Aber ahnet Ihr, wie viele Mühe daran hängt, bis man es erworben hat?"

Er erwiderte nichts mehr und ging. Mit steifen Knieen, wie nur ein Sohn der Ebene in den Bergen schreiten wird, stieg er niederwärts. Brigitte aber, die sich hätte ängstigen sollen, daß ihr Unterschlupf verraten sei, empfand keinerlei Besorgnis. Und als er ihr des nächsten Tages wieder gegenübersaß — schon band er diesmal sein Schwert ab — da war ihr, als müsse dem so sein. Schweigend saß sie ihm fortab oft gegenüber; eine wenig störende Zeugin war die alte Wöberin,

die fast immer in halber Bewußtlosigkeit dämmerte und nur selten ein abgerissenes, unbeachtetes Wort sprach. Still horchte Brigitte, wenn er von Kriegesfahrten und Stürmen erzählte und dabei mit seinem Dolchmesser den Kelch, das Sinnbild seines Glaubens, in die Tischplatte schnitt. Auch das Wort Gottes, wie es Johannes Huß seinem Volke in der heimischen Sprache vermittelt, deutete er ihr aus, wie man es ihm gelehrt und wie er's im Gedächtnisse trug. Sie horchte still, und ihre Augen sahen ihn dann fragend an, wie die eines Kindes. Aber eine sachte Ruhe überkam ihn in ihrer Nähe und wenn er, ihr Gast, das dürftige Mahl teilte, das sie aus dem Vorrate des Ohms — er ging zu Ende — bereitet hatte und auftrug. Sie war friedsam, und sie machte andere stillgemut. Oft war ihm, als seien der Zwist und der Hader der Zeit hinter ihm versunken, und als sie ihn einmal fragte, was seine Genossen doch so im Lande wüteten, da mußte er sich erst besinnen, ehe ihm die gewohnte Antwort beifiel: „Wir sind das Volk Gottes. Eine Feuersäule bei Nacht, eine Wolke Rauch bei Tag muß es verkünden, wenn wir ziehen."

So verwuchsen die beiden, er, der die Zerstörung der Stadt sann, sie, die mit neu erlangter Inbrunst um ihre Errettung betete, mehr und mehr miteinander. Längst hatte er vergessen, daß ihn doch nur die Absicht, Schwächen der belagerten Festung zu erkunden, in ihre Höhe geführt. Zur Gewohnheit war ihm die Wanderung geworden; er sehnte sich, das Mädchen zu sehen, dessen Lächeln so anmutig war, das seine Glieder so hübsch und gefällig zu bewegen wußte. Immer unlieber dachte er des Lagers und seines wüsten Lärmens, immer länger

weilte er oben. Brigitte aber wußte bald besseren Bescheid in ihrem Herzen. Denn einmal war sie zu Nacht von dem unruhigen Schlummer der alten Wöberin aufgeschreckt worden aus ihren Träumen, und wie sie sich nun härmte und sann, was mit ihr werden solle, wenn sie nun auch die Mutter verlieren müsse, da kam ihr plötzlich ihr Gast zu Sinne. Sie wußte nicht einmal seinen Namen; er schien ihr edelgeboren, und eine Frage hätte sie eine Unbescheidenheit zu sein bedünkt. Dennoch überkam sie beim Gedanken an ihn eine tiefe Ruhe. Er war so kraftvoll — sollte er sie nicht beschirmen können? Und war es nicht vielleicht schon sein Werk, daß niemand von all den streifenden Hussiten den Weg zu ihr gefunden hatte?

Als ihr der Kelchner nach jenem Nachtgesichte das erstemal wieder erschien, da war er sehr stille und verschlossen. Lange saßen sie sich schweigsam gegenüber; Brigitte wußte nichts zu beginnen, und nur ihre Finger rührten sich. Endlich erhob er sich vom Stuhle und nestelte das Schwert wieder um: „Fahr wohl, Brigitte," sprach er dabei; „mag sein für immer. Wir stürmen zu Nacht." Und als sie klagte: „Mein armes Häuschen, meine arme Heimat!" da rief er schier erzürnt: „Meine Heimat ist die Welt." Sie aber: „Sie haben mich gelehrt, wer keine andere hätte, als diese, der sei heimlos." Und rasch und bänglich: „Und Ihr stürmt mit, Herr?" Da hub er sich in den Hüften, da ließ er sein Schwert in der Scheide erklirren: „Es stünde dem Jiskra übel an, bliebe er dahinten, wenn seine Gesellen eine Stadt bezwingen." Sie schrie auf: „Ihr seid der Jiskra, Herr? Dann bleibt dahinten!" Er erschrak schier über ihre Er-

regung, denn er hatte sie nie anders gekannt, als ruhig und gelassen. „Und warum?“ forschte er und griff nach ihrer Hand. Sie aber wendete sich errötend: „Ich weiß einen,“ flüsterte sie, „der Euch den Tod geschworen hat.“ — „Und du ängstigst dich um mich, Brigitte?“ Sie sah ihn wieder voll und ruhig an: „Wie denn nicht, Herr? Weiß ich doch so wenige, um die ich's mich darf ...“

Herr Jiskra Kravar war ein toller Geselle gewesen, von Kindesbeinen auf. Ohne Elternzucht erwachsen, denn die Mutter war ihm früh weggestorben, während der Vater am glänzenden Hofe der Luxemburger vergnügte Tage spann, kannte er kein anderes Gesetz, als das seines Wollens. Ein weites Schloß war sein Aufenthalt; aber eine rechte Heimat, das behagliche Weilen inner der eigenen Pfähle, das hatte der Mutterlose niemals kennen gelernt, niemals erfahren, wie lind die Hände eines sorgenden Weibes sind. Nun aber, in dem stillen Walten Brigittens, in ihrer Sorge um die kranke Frau, in ihrer Kunst, auch das Armselige zu verschönen, war ihm das alles entgegengetreten, um ihn mit so stillem wie unentrinnlichem Banne zu bezwingen.

Dann, als er schon halb zum Manne erwachsen gewesen, hatte er, scheu wie ein Falke, den man kirren will, und abseits stehend seinen Vater und das zweite Weib seiner Wahl einreiten gesehen. Trotzig hielt er sich fortab den Seinen ferne, und mit starkem Grolle merkte er, wie nunmehr dort, wo er sich schon alleiniger Herr geglaubt hatte, der Befehl eines andern ausschließend galt. Dazu gohr ein unruhiger Drang nach Taten in ihm, die seiner Kraft und seinem Mute gemäß wären; zu den Büchern wollte man ihn zwingen, an denen

er keine Freude hatte und für die er schon zu schwer im Denken geworden war. Er meinte, dies geschehe, damit er dann ins Kloster müsse und seinen Stiefgeschwistern sein reiches Muttergut zufalle. Denn wie jeder Verwilderte war er mißtrauisch geworden. So gab es denn nichts als Zank und Hader daheim, bis er endlich entlief, sich einem Schwarme von Kelchnern gesellte, der das Land durchzog. Bei ihnen gefiel es ihm, mit ihnen durchstreifte er die Welt. Er lernte ihren Glauben; an ihren Gräueln nahm er Anteil. Aber nicht aus Freudigkeit daran; nur weil alle Untaten übten, weil er es niemals anders bei ihnen gesehen, erlaubte, mehr gebot er, Schlechtes. Niemals aber hatte er noch bedacht, wie vieles Elend er heraufbeschworen; gewohnt und verächtlich war ihm das Jammern Unglücklicher geworden. Nun erst ging ihm auf, wie manches Herz schwer und im Tiefsten durch das getroffen worden sein mußte, was er getan; die Liebe, mit der eine Seele ihre Fittiche um die gewohnte Heimat schlagen kann, trat ihm aus Brigittens Sorge um das arme Nest entgegen, das sie sich gebaut, und rührte ihn desto tiefer, weil ihm die wert war, die es ihn begreifen gelehrt. Und die Erinnerungen seiner Jugend an den rechten Glauben, in dem er erwachsen war, wurden ihm wieder lebendig, beschwor er sich Brigittens Gestalt und ihre Andacht vor dem Bildnisse der Gebenedeiten. Hatte nicht auch er einst die Hände so falten gekonnt? . . .

Solche Gedanken und Erinnerungen verfolgten ihn auf dem Wege von Berg zu Tal, aus dem Frieden ins Lager. Vom unruhigen Summen, das einer Entscheidung vorhergeht, war dieses erfüllt; man rüstete Sturm-

leitern, hämmerte an Waffen. Jiskra aber achtete nicht darauf; er hielt sich abseits, und mit großen Schritten und unruhig ging er auf und nieder. Es wollte dunkeln; Pechpfannen wurden entzündet und warfen rotes Licht durch die Nacht. Die Rotten begannen sich zu reihen. Jiskra aber sann immer noch, denn ihm schnitt fortwährend die Angst des Mädchens in die Seele. Und hatte sie nicht in der eigenen Not noch Zeit gefunden, um ihn zu sorgen? Wer hatte sich vor ihr jemals um sein Geschick gehärmt? Verdiente das nicht Lohn? . . .

Der alte Benesch, der schon unter beiden Prokopen gefochten hatte, trat zu ihm: „Es ist Zeit, Herr. Es ist Nacht."

Jiskra schrak auf: „Laß die Wagenburg abbrechen," sprach er leise.

„Du sagst? . . . ."

„Laß die Wagenburg abbrechen!", und die Stimme des Gebieters klang wiederum dröhnend wie Metall und über den ganzen Plan vernehmlich. „Wir ziehen nach Troppau."

Wenig fehlte, und die Kelchner hätten damals ihre Schwerter gegen einander gekehrt. Denn viele ergriff maßlose Wut über einen solchen Befehl. Andere aber standen zu ihrem Feldherrn. So erhob sich maßlose Verwirrung, und nur die Nähe des Feindes, der sie leicht zu einem Ausfalle nutzen konnte, hielt das Aeußerste ab. Aber schon waren die Waffen blank gewesen, schon hatte Benesch seinen Dolch nach dem Abtrünnigen geschleudert und ihn leicht an der Stirne geritzt. Da floh Jiskra. Einige wollten ihm nachsetzen, während seine Getreuen abwehrten. Und bald hatte ihn die tiefe Ruhe

der Bäume umfangen, wenn immer noch das Getöse der Hadernden nachklang.

Es war eine stille Mondnacht, durch die der Jiskra dahinschritt. Ein bleiches Leuchten lag über dem Walde; es rann durch die Kronen der Bäume, schuf tausend Pfade, wo sonst keine waren. Ihn beirrte das nicht, so wenig wie die Blutstropfen, die aus seiner Stirnwunde sickernd über seinen Harnisch niederrannen. . In Sturm und Braus waren seine jungen Jahre vergangen — nur erkannte er's. In Sturm und Saus waren sie auch versunken. Er verwunderte sich selbst, was ihn so lange an Wüstes, Trauriges und Häßliches fesseln gekonnt. Nichts war ihm daraus geblieben, als die grauen Haare, die sich schon herbstkündend durch sein Gelock zu ziehen begannen; als das starke Sehnen nach Ruhe, das ihm im Herzen pochte, als die Erkenntnis, an Wachtfeuern und in Schlachten gewonnen, wie einerlei Blut und einerlei Sinnesart Hoch- und Niedergeborenen gemein sei. Das mußte bleiben — das andere war verweht. Die Rückkehr in die Heimat stand ihm offen. Leicht mochte der Landherr in Mähren seinen Frieden mit seinem Herrn im Himmel und dem auf Erden machen, und Hochwald, sein mütterliches Allod, konnte ihm niemand nehmen. Aber er wollte nicht allein heimkehren, wollte fürder nicht mehr so einsam sein, wie er's nun sein ganzes Leben lang gewesen zu sein vermeinte, nicht mehr jenes anmutende Behagen missen, das nur eine von allen, die er je gekannt, um sich zu verbreiten wußte. In der Gefahr, die er um sie bestand, da er die Stadt verschonen wollte und gerettet hatte — denn er wußte, daß die Führerlosen abziehen mußten — war ihm erst

offenbar worden, wie lieb ihm Brigitte geworden. Aber er wollte sie versuchen, ob sie ihm auch reinen Herzens folge, denn er war immer noch voll Argwohn.

Noch glomm das Lämpchen in Brigittens Gemach, noch lag sie betend auf den Knien, als Jiskra an ihre Tür pochte. Sie tat auf, erschrak, preßte beide Hände vor die Brust, als sie ihn sah: „Ihr seid wund, Herr?"

„Es tut nichts, Brigitte. Du hast gebetet? Für wen?"

„Ich weiß es nicht, alles ist mir so wirr!" Sie strich mit der flachen Hand über die Stirn. Sie sah rührend aus, denn ein starkes Weib nach Gliedern und Antlitz, glich sie einem Kinde in ihrer inneren Hilflosigkeit.

„Für mich kaum. Es ist mir übel ergangen, Brigitte!"

Er mußte sich bezwingen zur Lüge: „Vor Stunden noch gebot ich Tausenden. Nun bin ich allein. Meine Gefährten haben mich ausgestoßen, weil ich Barmherzigkeit üben wollte — um deinetwillen. Nichts blieb mir, als mein Arm und mein Schwert. Willst du teilen, was die gewinnen? Willst du mein Geselle sein, Brigitte?"

Sie schwieg. Eine jähe Freudigkeit hatte sie überfallen und lähmte ihr die Zunge. Er aber fragte noch einmal: „Willst du mit mir in Not, in Sturm?" Keine Antwort. Nur die Wöberin, die, wach geworden, halbvernommene Worte begriffen, raunte: „Geh mit, es ist lustig im Krieg." Und das lähmte die Zunge des Mädchens; denn es fürchtete sehr, für leichtfertig gehalten zu werden, wie es die Mutter gewesen. Da wendete sich Jiskra kummervoll; es war ihm aber, als folge

ein leichter, scheuer Schritt dem seinen, gleichmäßig und bedacht, in die Spuren zu treten, die er gemacht. Jählings kehrte er sich; ihm gegenüber stand Brigitte. „Was willst du? Was folgst du mir?“ Sie aber faltete die Hände, und der Herr legte die Worte der Ruth in ihr Herz und auf ihre Zunge: „Mein Fuß soll nicht wanken von dem Deinen, noch weichen. Deine Heimat sei meine Heimat, und dein Gott sei mein Gott!“

Etwa ein Jahr später durchschritt ein starker Waidmann die Wälder, welche Hochwald und die Burg der Kravar umrauschen. Es war zu stiller Stunde, und nur ein Specht schlug ferne an die Tannen. Da zog an ihm ein adelig Paar vorüber; er mächtig und gewaltig von Gliedern, sie hoch von Wuchs und mild von Angesicht. Ihr Haupt war ein wenig geneigt, als müsse es den geheimen Stimmen um sie lauschen, oder als drücke die Last einer unsichtbaren Krone, eines Glückes etwa, das ihr Nacken kaum zu tragen vermochte, darauf. Da beugte sich der wilde Geselle tief, tiefer, als er es je vor einer Fürstin getan hatte. Verjährte Rachegedanken hatten ihn hergeführt, eine alte Zeche wollte er tilgen — er vermochte es nicht. Denn zu ihm sprachen die Schauer des Höchsten, der an diesen seine Macht und die Wunder seiner Sprüche erwiesen hatte. Der Stein, den die Bauleute verworfen hatten, er war in ihr zum Eckstein geworden, und die Heimatlose hatte ihre Heimat gerettet. . . .

Der neue Glaube

Die Stube war so enge und niedrig, und es roch nicht gar gut darin, nach lauwarmem Wasser, nach gewürzigen Heiltränken und allem Zubehör eines Wöchnerinnenzimmers. Ein Stück schlechte Leinwand war vor das Fenster getan worden, damit die Sonne keinen Zugang zu dem frühverblühten und verhärmten Frauenangesicht finde, das müde und bleich auf buntgestreiften Kissen lag. Neben dem Bette stand ein Kinderwäglein, und darüber beugte sich Herr Johannes Sommermeyer und vergaß im seligen Anschauen des Neugeborenen alles, was die kleine Wohnung noch unwirtlicher erscheinen ließ, als sie sonst schon war.

„Es ist ein schönes Kind, Johanne," begann er endlich, nachdem er sich am Anblicke des kleinen Wunders genugsam ersättigt hatte, um auch Worte für sein Glück finden zu können. „Es hat lange auf sich warten lassen; aber es ist ein schönes Kind und hat braune Augen. Und ich denke, wir geben ihm einen recht ansehnlichen Namen, der auch dann noch paßt, wenn es zu etwas gekommen ist in der Welt. Glaubst du nicht auch, Johanne?"

„Das stünde ihm wohl an, aber man könnte es uns leicht wie Hoffart auslegen," flüsterte das blasse Weib.

„Du solltest vielleicht doch lieber nicht sprechen, Johanne," unterbrach sie der Mann. „Auch brauchen ja gerade armer Leute Kinder einen mächtigen Fürsprech im Himmel. Wir wollen ihn Andreas taufen. Das ist ein gar vornehmer Heiliger gewesen; man hat selbst Könige nach ihm genannt, und sogar unser Herr Bürgermeister heißt so. Am Ende, wenn ich ihn nämlich recht bitte, steht er mir vielleicht zu Pate; er kann mich wohl leiden und hat erst gestern meine saubere Handschrift über die Maßen gelobt. Glaubst du nicht auch, er tut's, Johanne?"

„Du dienst ihm lange genug, daß du dir eine Freude bei ihm verdient haben könntest," entgegnete sein Weib.

„Sie redet mir schon wieder," seufzte der Schreiber bekümmert. „Du sollst es doch lieber lassen; schon dem Kleinen zuliebe. Der soll mir was Rechtes werden! Wir werden ihn zum Studium geben, und müßten wir's uns abknappen — ich weiß freilich nicht, wo? Aber wenn er brav ist und der Herr Bürgermeister will sich seiner annehmen, dann kann er's schon vorwärts bringen. Freilich, geistlich darf er mir nicht werden. Sonst könnte er ja nicht heiraten — und das soll er doch, was, Johanne?"

„Das auch sonst nicht, so viel an mir liegt. Man spricht nicht gar zu gut von ihnen," entschied die junge Mutter.

Herr Sommermeyer sah sich ängstlich um. „Red' nichts, davon schon gar nichts. Aber er darf uns auch nicht Arzt werden. Wir haben nur zu oft ein großes Sterben im Lande. Er soll ein Rechtsgelehrter sein. Und wenn er es dann recht hoch gebracht hat, und ich bin sein

Schreiber — und er ist ein gutes Kind und wird mich nicht hart anlassen, wenn ich etwas nicht so mache, wie ich sollte — und die Leute ziehen auf der Gasse den Hut vor ihm, dann wollen wir Gott lobpreisen und alles vergessen, was in unserem Leben nicht just so war, wie es sein gesollt hätte. Gelt, Johanne?"

„Vielleicht nimmt er uns gar zu sich. Warum sollst du dich dein Lebenlang plagen müssen?" meinte die mutigere Frau.

„Daß die Weiber einmal nicht schweigen können! Oder nicht doch wenigstens klüger reden! Als ob das nur so ginge! Er wird doch ein Weib nehmen, und ein reiches und schönes noch dazu. Paßten wir ihm denn nachher noch? Das geht durchaus nicht, das mußt du ja einsehen. Oder begreifst du nicht einmal das, Johanne?"

„Wir wollen's nehmen, wie Gott es schickt," hauchte sie. Beide versanken in Betrachtung. Und während sie so angesichts der Wiege träumten, da drang ein behender Sonnenstrahl durch einen Riß des Vorhanges. Etwas wie Licht kam mit ihm in die Armseligkeit des engen Raumes — ihnen beiden aber wurde, als weiteten sich die engen Mauern und eine Zukunft voll Glanz bräche herein für sie, zumeist aber für dieses Kind ihres Alters . . .

* * *

An einem stillen Spätsommertage, an dem die Blätter so leise und sacht durch die unbewegte Luft herniederfielen, als sehnten sie sich, alles Grünens und Blühens müde, nach der endlichen Winterruhe, führte Herr Andreas Aestuarius das Weib seines Herzens in das Heim,

das er sich und ihr zubereitet hatte. Es lag nahe dem Marktplatze der ansehnlichen Stadt, zu deren Richter er kaum ernannt worden war. Von ihren Fenstern aus konnten die Jungvermählten die Burg des Landesherrn sehen, sie hatten die Leute vor Augen, die zur Kirche gingen, und alles war geräumig und wohlbestellt. Während er aber Frau Reginen mit Stolz durch die Gemächer geleitete, die wohl wert waren, der Tochter eines adeligen Geschlechtes zum dauernden Aufenthalte zu dienen, schwellte ein starkes Gefühl der Selbstzufriedenheit seine Brust, und ihm wurde, als wäre das dumpfe Leid seiner Knabenjahre ganz und für immer versunken. Verweht die Entbehrungen, die der Sohn der armen Schreibersleute auf der lateinischen Schule bei den Patres Jesuiten durchgemacht, wo die Eltern — sie bedeckte der Boden, sie waren ihm weggestorben so still und rasch, fast als dürfe nichts übrig bleiben, was ihn der traurigen Vergangenheit und jener Kreise gemahne, aus denen er aufgestiegen — auf den Zehen umgeschlichen waren, um ihn nicht zu stören, während er über den Büchern saß; die Sorgen auf den hohen Schulen von Wien — deren Glanz damals durch die Gährung der Zeiten allerdings arg gemindert war — und von Ingolstadt. Ein Zeichen seiner Siege war ihm das Weib, dessen Hand man ihm so lange verweigert. Bei einer Schulkomödie, wie die ehrwürdigen Väter den Bürgern der Stadt alljährlich eine von den besten Schülern vorspielen ließen, hatte er das Herz Reginens von Paumann gewonnen. Sie war ihm getreu geblieben, sie hatte jenen Eid gehalten, den sie ihm in der Abschiedsstunde unter den heimlichen Bäumen in ihrem

elterlichen Garten geleistet, während er sie umschlang und zum ersten- und für lange Zeit auch zum letztenmale ihre Lippen küßte. Kein Widerspruch des Vaters, nicht die heimlichen Quälereien der Verwandten vermochten etwas über sie; sie blieb fest dabei, sich dem Himmel zu verloben, wenn sie dem Manne ihrer Wahl nicht angehören könne. Nun war sie die Seine. Ingolstadt hatte ihn mit dem Doktorhute des gemeinen wie des heiligen Rechtes geschmückt; sein Wollen und sein nimmermüdes Streben, die Fürsprache seiner Lehrer, die ihm immer gewogen geblieben waren, nicht zuletzt aber auch das geheime Fürwort seines Paten, des Vaters Reginens, hatten ihn in raschem Fluge emporgehoben, und die Verlobte hatte er — so meinte er mindestens, und auch sie war seines Glaubens — ungewandelt wiedergefunden. Nun mochten sie glücklich werden.

Sie wurden es auch, soweit das Menschen irgend möglich ist. Ein feines, anmutiges Mädchen war ihnen bald beschieden, das freilich das einzige Kind blieb. Er wollte es Regina genannt wissen, sie bestand auf Maria, der Himmelskönigin zu Ehren. Sie einigten sich auf Maria Regina. Und wenn sein Weib fortab noch eifriger, noch inbrünstiger zur Herrin der Himmelsscharen rief, als sie es schon früher gepflegt, dann lächelte Herr Aestuarius, so selten er das sonst tun mochte, weil es einem Richter nicht recht ansteht. Das Gebet konnte ja auch seinem Töchterlein gelten. Er teilte nämlich die schwärmerische Frömmigkeit seiner Gattin keineswegs, wenn er gleich verstand, wie sie in der jahrelangen Vereinsamung, in der steten Sorge um ihn und um ihr Glück groß und fast übermächtig in der Seele Reginens

geworden war. Dawider konnte er auch nichts haben; es schmeichelte ihm sogar, daß man seinetwillen die Fürbitte aller Himmlischen angerufen, und der andächtige Geruch, in dem sein Weib stand, konnte ihm bei den Mächtigen im Lande nur förderlich sein. Zu der Erkenntnis aber, daß sie denn doch nicht so ganz sein eigen wäre, so lange ihnen beiden ein Tiefstes, Heiligstes nicht gemeinsam sei, zu der Erkenntnis erschwang sich Andreas Aestuarius nicht; und wenn er, der Amtspflichten ledig, daheim saß und etwa von dem berichtete, was ihm der Tag gebracht, und Frau Regina hörte ihm ernst und sinnend zu — sie sprach nämlich selten und nie ungefragt — während sich die Kleine enge und schmeichlerisch an ihn schmiegte, dann glaubte er manches Jahr hindurch, ihm bleibe nichts mehr zu wünschen.

Das Kind erwuchs und blieb hold. Es war blond und sehr zart von Gliedern, dabei von aufmerkender Klugheit und am liebsten still für sich oder beim Vater, an dem es sehr hing. Auch Aestuarius liebt die Kleine zärtlich; freilich entwuchs sie ihm gemach, konnte ihm nicht mehr das Spielzeug, das allerliebste Püppchen bleiben, das sie ihm in ihrer ersten Jugend gewesen, während sie doch wieder noch nicht alt genug war, um seiner zur Pflege und Entwicklung ihres Geistes zu bedürfen. Zudem blieb sie die einzige; mit der Hoffnung, sich jemals eines Sohnes zu erfreuen, schwand dem Manne ein Teil der Freude am Besitze seines Weibes, selbst des Ansehens und der Würden, die er sich hart genug erworben. Es gab niemanden, der seinen Namen zu höheren Ehren bringen, der auf halbgebahnten Wegen größeren Zielen zuschreiten konnte. Seine eigene

Laufbahn aber war zu Ende. Noch lebte die Kraft, die ihn so vieles erreichen lassen, in ihm; aber wozu sie gebrauchen? Das wußte er nicht mehr. Und das ist ein übel Ding; gefährlich ist dies tastende Suchen nach neuen Aufgaben, wie eine mitternächtige Wanderung auf ungebahnten Steigen. Er litt darunter und alle, die ihm nahe standen, mit ihm. Häufig machte er seinem Groll Luft in heftigen Worten. Sein Weib ertrug sie schweigend. Dann kamen wieder Tage, wo er erkannte, wie ungerecht gegen sein Geschick er sei. So wurden seine Stimmungen schwankend und fast unberechenbar, wenngleich er gegen sie nie zornig oder verletzend wurde. Sie aber suchte ihren Trost im Glauben, wenn er ihr einmal wehgetan; und in jener Frömmigkeit, die ihr in den schlimmen Tagen der Vergangenheit, in den Trübungen einer sonst durchaus glücklichen Ehe die einzige Stütze gewesen, erzog sie auch ihr Kind. Und wenn Aestuarius Sonntags nicht zur Kirche gehen wollte, weil ihm der Zwang dazu unerträglich war; wenn er sich über das Späherwesen der Stadt, in der niemand dem Nachbar trauen durfte, erbittert ausließ, dann schickte sie Maria Regina um ihn. Sah er sie in ihrem hübschen Staat an der Schwelle, licht und zierlich, dann verschwand sein Unmut. Und wenn sie dann selig an seiner Seite trippelte, sich umsah, ob man ihr kleines Figürchen auch beachte, und alles grüßte und neigte sich vor ihnen, dann wurde er ganz fröhlich.

Bei einem solchen Kirchgange nun ereignete sich etwas, das dem ganzen Orte schon damals viel zu reden gab und das in der Folge ganz besonders für Herrn Aestuarius und sein Haus wichtig werden sollte. Wäh-

rend nämlich die Glocken langsam und feierlich ausschwingend ihren Sang beendeten, während sich die Andächtigen, nachdem sie der Sorge um das Heil ihrer Seelen genügt, noch ein wenig lustwandelnd auf dem Platze vor dem Dome ergingen, sprang ein befremdlich aussehender Mann — er war hager, bleich und trug das Haar ganz kurzgeschoren — auf das Fußgestell einer Mariensäule, die sich dort erhebt, und begann mit starker Stimme angesichts der Menge eine Rede. Fast augenblicklich verlief sich das Volk, sei es nun im Glauben, für einen Sonntag sei es an einer Predigt genug, sei es durch das Verfängliche des Gegenstandes vertrieben; denn der Prädikant sprach voll Eifer über die Verderbnis der Christenheit und der römischen Kirche. Es störte ihn nicht, daß er keine anderen Zuhörer hatte, als die Magd des Stadtrichters — sie hieß Ursula und war wohl stark im Glauben, aber nicht an Verstand — und einen Büttel namens Matthias, der ihn seinen Sermon ruhig beenden ließ, dabei aber doch seine Augen spähend nach jedem Fenster gehen ließ, das offen stand und hinter dem er Horchende vermutete. Als der Fremde aber endlich fertig war und sich zum Gehen anschicken wollte, da griff ihn der Matthias, küßte ihm, wie er's Geistlichen gegenüber gewohnt war, die Hand und sagte, während Ursula immer noch andächtig und ganz verzückt dastand: „Verlaub, Hochwürden! Ich habe Euch ausreden lassen, weil Ihr auch eine Freude haben wollet und weil Ihr kaum mehr sobald dazu kommen werdet. Aber jetzt müßt Ihr mit mir, denn mir scheint, Ihr habet nicht gar katholisch gesprochen.“ Und nachdem er so seiner Pflicht wie seinem guten Herzen Ge-

nüge getan, das jedem das beste gönnte und ihn antrieb, sich selbst nach der scharfen Frage bei den Delinquenten zu entschuldigen, daß er ihnen einige Schmerzen bereitet, übergab er seinen Fang dem Kerker und ging hin, Herrn Aestuarius gebührlich von der wunderlichen Begebenheit Meldung zu tun.

Es war das erstemal während seiner Amtstätigkeit, daß der Stadtrichter sich gezwungen fand, den weltlichen Arm einem gegenüber anzuwenden, der verpönte Glaubensmeinungen verkündigte. Zur Zeit der großen Austreibung der Protestanten war er noch ferne der Heimat gewesen; seither hielten sich die, welche im Herzen vielleicht noch der neuen Lehre anhingen, ganz still und vermieden ängstlich alles, was nur irgend die Augen der Herrschenden auf sie lenken konnte. So war Andreas Aestuarius denn recht eigentlich begierig, einen jener Schwarmgeister kennen zu lernen, die in so vielen Ländern Verwirrung und Umsturz gestiftet hatten. Dabei empfand er doch wieder ein gewisses Mitleiden mit dem Manne, dem ohne allen Zweifel ein hartes Los bevorstand, und sprach beide Gefühle, die ihn bewegten, seinem Weibe gegenüber offen aus. Sie sah ihn nicht ohne Erstaunen an, denn er pflegte nur selten seine weicheren Regungen zu äußern; dann ließ sie die kleine Maria Regina ihre Tischgebetlein zu Ende sagen, schlang ihren Arm ganz unvermittelt um ihren Gatten und flüsterte: „Du bist gut.“ Und so blieben denn die drei geraume Weile ganz stumm beisammen, sie hart neben ihm, das Kind zwischen beiden und alle ganz glücklich, ohne daß sie doch wußten, warum. Vielleicht war es bloß die Aussicht, daß dieses Ereignis weitverzweigte

Wurzeln haben könne, was die Stimmung des Rechtsgelehrten so sehr erhöhte und dadurch allen einen friedenvollen Sonntag bereitete. Dann war ihm nämlich eine wechselvolle und seines Scharfsinnes würdige Tätigkeit für lange Zeit, im Falle eines Erfolges seiner Mühen sogar eine sichtbare Anerkennung dafür sicher.

Noch am gleichen Tage schlug er alle Verordnungen nach, die für solche Vergehungen galten. Sie waren sehr klar, aber auch sehr strenge, und er wurde fast zornig über den Verblendeten, der um ein ganz aussichtsloses Unternehmen das Leben aufs Spiel setzte; denn es konnte geschehen, daß er dafür am Brandpfahle endigen mußte. Aber eine starke Neugierde ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Welche Beweggründe hatten den Prädikanten nur hieher, in ein Land, das für seine Glaubensgenossen so ungastlich war, wie kein anderes deutscher Zunge, in die Stadt, unmittelbar unter die Augen eines eifervollen und gläubigen Herrn geführt, wo man seiner nicht einmal schonen konnte, wenn man's auch gewollt? Und so ließ er sich denn den Gefangenen schon am Montag vorführen.

Es mißfiel ihm sehr, daß sich der Prädikant jedes Zeichens der Ehrerbietung vor seinem Richter enthielt. Er war gewohnt, daß die Angeklagten ihm demütig nahten; dieser aber stand ihm aufrecht gegenüber und sah ihm voll und ruhig ins Gesicht. So begann er denn sein Verhör schärfer, als er es selbst beabsichtigt: „Du heißest? Was und woher bist Du?"

„Osias Olearius. Ich bin Diener am Worte und ein Genfer."

„Und was trieb Dich hieher?"

„Meine Pflicht und der Ruf Gottes."

„Sprich deutlicher. Hofftest Du, Seelen zu gewinnen für das, was Du den rechten Glauben nennst? Oder wolltest Du die Leute aufwiegeln gegen ihren Herrn?"

„Beides."

„Du sprichst Dich um den Hals, Olearius!" rief der Richter entsetzt.

„Und wenn? Es ist besser, ich sterbe, als daß ich den Jammer und das Elend der Gerechten länger mit ansehe. Ich bin durch das Land gezogen, und ich sah die Gezelte der Bedränger erhöht und die Hütten der Frommen erniedrigt. Ich sah, wie sie sich verbergen mußten und an die Diener ihrer Verfolger schimpflichen Zoll zahlen, damit man sie ihre Andacht auch nur im Geheimen verrichten lasse. Mein Herz empörte sich darob; der Zorn Gottes sprach in mir; und darum lenkte ich meine Schritte her, Anklage zu erheben, wie es einst Moses vor Pharao getan."

„Es leben also noch Ketzer im Lande?" rief Herr Aestuarius erfreut. „Wo sind sie?"

„Frage Deine Schergen, die mit ihrer Duldung Wucher treiben. Mein Mund bleibt stumm."

Der Stadtrichter ergrimmte: „Und wenn ich Dich peinlich befragen lasse?"

„Das ist mir nichts Fremdes mehr."

„Du hast also schon Ungemach erlitten um Deinen Glauben?"

„Vieles und großes! Sie haben mich in Paris verstümmelt; sieh her" — er wies nach seinem Haupte, dem die Ohren fehlten — „in London haben sie mich ge-

stäupt. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich am Schandpfahl Psalmen gesungen, wie oft sie mich zum Holzstoß verdammten. Immer hat mich mein Richter und Erlöser errettet; ist es sein heiliger Wille, dann wird er auch diesmal meine Füße befreien aus den Schlingen, in die sie die Bösen verstrickten."

Er sprach tonlos, gelassen, wie man das Gleichgültigste berichtet. Herr Aestuarius erschauderte. Ihm schien, als wüchse die Gestalt vor ihm ins Riesenhafte mit den Leiden, die sie um eines Gedankens willen auf sich genommen. Und wie in einem letzten Versuche, die Wünsche des Mannes von dem Ueberirdischen, dem allein sie noch anzugehören schienen, wieder der Erde zuzulenken, sprach er milde: „Und hattest Du niemanden, der Dir lieb war? an dem Dein Herz hing? dem Du leben wolltest und der Dich hielt?"

Ein leises Flüstern kam zurück: „Ich habe ein Weib und fünf Kinder. Und ich weiß nicht, ob sie noch leben. Aber sie waren mir teurer als das Licht meiner Augen."

„Und Du hast sie dennoch verlassen?"

„Ich mußte!" Die Stimme des Prädikanten sank zum geheimnisvollsten Raunen herab. „Ich mußte, denn der Herr hat mich gerufen. In der stärksten Stimme meines Innern sprach er zu mir. Ich hörte sie abends, wenn ich über seinem Worte saß und sann; denn darüber habe ich geforscht Tag und Nacht, wie er es gewollt und geboten hat. Sie erklang mir am Tage, wenn ich bei denen saß, denen meine Seele angehört. Sie wollte nicht verstummen, so oft ich auch betete: Herr! Nicht mich schicke, sende einen anderen. Und da zerriß ich, was mich hielt, wie Simson flächserne Stricke. Da ging ich hin

und nahm das Kreuz auf mich, das Er seit Ewigkeiten für mich vorherbestimmt: denn Er allein weiß, was Ihm und Seinem Reiche frommen kann."

„Und woher wußtest Du, daß es keine trügerische Verlockung war? Daß wirklich der Herr selbst zu Dir geredet?"

„Du wirst es erkennen, wie es jeder erkannt, dem es einmal in der Seele gesprochen."

„Ich? . . ." Herr Aestuarius sprang auf.

„Du!" Der Prädikant richtete sich voll auf, und der Richter sah nun erst, wie groß er von Gestalt sei und wie gebietend die Gluten seiner Augen loderten. „Du! Denn die Stimme in mir schreit, und ich weiß es: Du bist erlesen."

„Du bist ein Tor, und Du könntest auch andere anstecken mit Deiner Narrheit!" antwortete der Richter mühsam, nachdem er seine Fassung wiedergewonnen.

„Du höhnst — aber Deine Lippen zucken dabei, wie Dein Herz erzittert. Du hast Augen, und Du siehst, wie sie in Ueppigkeit prunken, die das reine Wort verkündigen sollten; siehst Unwürdige erhöhen, die Frommen gedrückt. Du hast Ohren — Du wirst sie nicht mehr dem Angstschrei der Gequälten verschließen können, nun ich ihn einmal vor Dich hingetragen habe. Du bist Richter — wie darfst Du nach Unrecht richten?"

Ein letzter Zorn flammte in Aestuarius auf: „Wer zwingt mich, Dein Gerede anzuhören?"

„Gott, seine Wahrheit und Deine Erkenntnis, daß Du für besseres bestimmt bist, als nun Dein Los ist."

„Und was gäbe es besseres, als mein Geschick?"

„Du wirst es erkennen," entgegnete der Prädikant.

„Es ist genug!“ Der Richter rief dem Matthias. Er war sehr blaß dabei, daß es selbst dem Büttel auffiel. Und so endete das erste Verhör, das er mit Osias Olearius angestellt.

In heftiger Gemütsbewegung kam Andreas Aestuarius heim und konnte sich doch nicht Rechenschaft darüber geben, was ihn eigentlich so sehr ergriffen. Sein Töchterlein kam ihm entgegengelaufen; er hob es zu sich empor, drückte es heftiger an sich, war wärmer und zärtlicher gegen sein Weib, als schon seit langem. Mit leuchtenden Augen sah er sich in den behaglichen Räumen um, die sein Glück bewahrten; die behagliche Stille im Hause tat ihm wohl, fast als rege sich ein Mahnen in ihm, auch ihm könne das alles verloren gehen, wie es sein Gefangener dahingegeben. Er sprach viel von ihm, von jener sonderbaren Unterredung, die er mit ihm gehabt, wie wenn er sich diese merkwürdige Gestalt klarer machen müßte. Aber seiner Weissagung erwähnte er nicht; wenn er sich ihrer erinnerte, dann kam ihm ein Bangen, wie es jeden überfällt, dem ein düsteres Prophetenwort Einblick in eine trauervolle Zukunft gegeben. Schon der Gedanke daran, die Besorgnis, es könne vielleicht doch in Erfüllung gehen, lähmt und beengt.

Immerhin, und das tröstete den Stadtrichter wieder, war es ja in seine Hand gelegt, dem ganzen Handel ein rasches Ende zu bereiten. Das Urteil, das er über Olearius zu sprechen hatte, war klar: auf dem, was er gewollt, stand der Tod. Kein Zweifel, daß er ohne alle Gnade über ihn verhängt würde, sowie erst ein rechtsgültiger Spruch dem Landesherrn unterbreitet war.

Schon fühlte er dunkel, daß ihm dieser Mann zum Verhängnisse werden könne, und mochte sich dennoch nicht entschließen, ihn seinem Verhängnisse zuzuführen. Auch sein Selbstbewußtsein sperrte sich dagegen; er erkannte gut, wie Richter und Angeklagter einander bei jener ersten Begegnung eigentlich in ganz umgekehrter Rolle gegenübergestanden wären, als es von rechtswegen hätte sein sollen. Das demütigte ihn; diese allererste Niederlage seines Lebens wollte er wettmachen. Und so beschloß er denn, alles daranzusetzen, diese Scharte auszutilgen.

Das gelang ihm nicht. Mit jedemmale sah er klar und klarer, wie keine Gewalt der Erde etwas über den Prädikanten vermöge; keine Drohung, keine Gefahr hatten ein Schrecknis für ihn. Und das erzwingt Achtung. Dem Weltkind, das nur nach Geltung in der Welt gestrebt, trat hier ein Mensch entgegen, dem alle Reiche und alle Herrlichkeiten dieser Erde nichts galten neben dem Reich Gottes, in dessen Dienst er sich gestellt. Das mußte er bestaunen. Eine große, tiefe Ueberzeugung lernte er hier kennen; sie riß ihn allmählich mit. Denn ein Gedanke mag sich neben dem andern behaupten; wer aber schwankend von Grundsätzen ist, nicht etwa ganz ohne sie, der wird sich der Macht eines freudigen Glaubens schwer entziehen können.

Zu alledem war der Prädikant kein roher Eiferer. Nur an den argen Schäden, die er allenthalben in Stadt und Land, in Kirche und Amtsstube gewahrte, entzündete sich die Glut seiner Worte, und Aestuarius war Menschenkenner genug, um sich ihn so denken zu können, wie er seiner eigenen Schilderung nach einmal gewesen sein

wollte: als stillen Gesellen, der nur den Forschungen lebte, die ihm wichtig erschienen, dem kleinen Kreise, der ihm das Beste der Welt bedeutete. Wie gewaltig mußte also das sein, was ihn so aufgerüttelt und verwandelt hatte! Die Wirkung seiner Beredsamkeit erhöhte der dunkle, biblische Stil, in dem er sich, wie alle sein Amtsbrüder, gefiel. Prophetensprüche flossen von seinen Lippen, und er selbst glich einem Seher. Herr Aestuarius fühlte bald, wie er vom Banne des Unheimlichen mehr und mehr umfangen wurde; sich gewaltsam davon zu befreien, war ihm schon sehr bald unmöglich. Er hatte das versucht, hatte begonnen, das Urteil über Olearius auszufertigen. Kaum daß er die üblichen Eingangsformeln niedergeschrieben, schob er es wieder von sich: starb dieser Mann, ehe es klar zwischen ihnen geworden, dann mußte ihn der Schatten des Toten verfolgen, dann — er machte sich selbst kein Hehl mehr daraus — war der Lebende seinem Zauber für ewiglich verfallen.

Nur noch ein Mittel, sich davon loszureißen, sah der Richter: er mußte das geheimnisvolle Buch, aus dem jener, den er haßte und an dem er doch wieder hing, wie es jedem mit Menschen ergeht, die einen von tiefgewurzelten Meinungen loslösen wollen, seine Erkenntnis schöpfte, mußte das Wort Gottes besitzen, um dessen Unkenntnis ihn der Diener am Worte so hart und oft gescholten. Wie er es aber erlangen könne, das wußte er nicht. Oftmals sann er darüber nach, und da kam es ihm einmal, daß der Prädikant ihm vorgeworfen: die Büttel der Gerechtigkeit bereicherten sich an den Abgaben, die sie den Bekennern des reinen Glaubens da-

für abpreßten, daß man sie im Lande dulde. Verhielt sich das so, dann mußte Matthias darum wissen. Er ließ ihn vor sich rufen und erkannte bald, daß Olearius wahr gesprochen. Denn anfangs sah der Fronvogt seinen Gebieter mißtrauisch an und brummte mürrisch: noch hätte kein Richter einen Anteil an diesem seinem Gewinne begehrt. Da war Andreas Aestuarius in jähen Zorn geraten. „Auch ich verlang' nichts von solchem Sündengeld!“ rief er. „Aber eine ihrer Bibeln muß ich haben.“ Da seufzte Matthias halb kläglich und halb erleichtert und meinte, das wäre ein saures Stück Arbeit, weil die Art Menschen sehr an dem Buche hänge. Aber noch vor Abend brachte er es, und als ihn sein Gebieter fragte, wie es ihm denn dabei ergangen, da zuckte er die Achseln. „Es war ein harter Weg. Sie sind arme Leute, und sie können nicht viel zahlen. Aber sie haben's arg genug getrieben. Sie haben geweint und geschrien und wollten sich mit Geld loskaufen. Das ist denn nun diesmal nicht gegangen; aber sie haben mich erbarmt, und sie sollen eine gute Weile Ruhe haben vor mir.“

Es war ein altes Buch, das der Matthias vor seinen Meister niedergelegt, und der Stadtrichter stand lange und in ernsthaftem Sinnen davor. Mit Drohungen war es denen abgezwungen worden, die eigentlich auch nicht das Recht hatten, es zu besitzen; es hatte armem Volke zugehört, das dennoch einen Teil seiner Habe hingeben wollte, nur um es weiter behalten zu dürfen. Es mußte eine große Gewalt darin beschlossen sein, würdig dessen, der es den Menschen gegeben. Wie wunderlich — niemand bestritt seinen göttlichen Ursprung: wie durfte

man also den verfolgen, der darin forschte? Und er hatte selber dazu geholfen — wie konnte er das? Herr Aestuarius verstand das in diesem Augenblicke kaum mehr . . .

Es war ein altes Buch. Sein Einband war abgerissen, an den Kanten war das Leder abgewetzt, daß das Holz des Deckels durchsah; die Spangen, welche es zusammenhalten sollten, schlossen nicht mehr. Er schlug er zögernd auf, als fürchte er die Geister, die darin schlummerten. Auf dem ersten Blatte stand der Name eines Besitzers: Martin Frohnleitner, Hübner von Peggau, hatte eine ungeübte Hand in ungeschlachten Zügen hingezeichnet. Er kannte die Peggauer Bauern fast alle, denn sie waren Streithänse und sie gaben ihm viel zu tun. Er wußte keinen darunter, der sich so nannte. Wo waren die Sprossen dieses Stammes sämtlich hingekommen? Waren sie ausgetrieben worden, weil sie zu arm waren, sich Duldung zu erkaufen? Oder weil sie zu trotzig gewesen, ihren Glauben öffentlich abzuschwören, um ihn insgeheim weiter zu üben? Wo irrten sie jetzt, heimatferne und im Elend? Ein stilles Grauen befiel ihn bei diesen Fragen.

Es war ein altes Buch. Seine Blätter waren stark zerlesen, das Papier war vergilbt, und dennoch sah er manchesmal einen rundlichen Flecken inmitten der Zeilen: das Zeichen von Tränen, die man darauf geweint. Geschlechter nach Geschlechtern mochten Trost und Erhebung darin gesucht und gefunden haben. Häufig begegnete ihm die Spur von Nadelstichen; man hatte es wohl oft nach Losungsworten für die Zukunft befragt. Was wollte es wohl ihm bringen und verkünden, der endlich mit klopfendem Herzen darin zu lesen begann?

Es war ganz dunkel geworden, und sein Weib stellte ein Licht auf seinen Tisch hin. Er sah nicht auf und erwiderte kaum ihren Gruß. Die Zeit zum Abendbrot kam; er dachte nicht daran. Sein Kind erschien, ihm den Gute-Nacht-Kuß zu bringen; er winkte nur ungeduldig ab und beachtete nicht, daß sich ein rosiges Mündchen weinerlich und schmollend verzog, wie langsam die trippelnden Schrittchen sich der Tür zuwendeten. Das Licht verglomm; in atemloser Hast entzündete er ein neues und kehrte wieder zu seinem Buche zurück. Die ganze Nacht saß er darüber, und ein Fieber trieb ihn von Blatt zu Blatt. Und allenthalben ersah er nur eine Gestalt; er kannte den gottergebenen Hiob, die Eiferer Jesaias und Samuel — sie trugen ihm alle dieselben Züge: die des Prädikanten. Ihm mußten sie geglichen haben, die voll heiliger Strenge die Reinheit des alten Bundes überwacht; ihm aber auch, die dann den Lehren des Welterlösers gelauscht und hingegangen waren, die mildere Botschaft des Heils allen Völkern zu verkünden. Von rätselhafter Faust fühlte er sein Tiefstes erfaßt, sich wechselnd erhoben und zernichtet. Jede dunkle Drohung gegen die, welche Bilder anbeten und ihre Kniee vor den Baalim beugen, bezog er auf sich und sein Haus, sein Weib und sein Kind. Jede Stelle, deren Sinn ihm unverständlich war, behielt er, damit sie der einzige, der darum Bescheid wissen mußte, auslege.

Es wurde licht, und er mußte zu Amte. Er erkannte selbst, daß er jenes Tages ein schlechter Richter war; heftig und achtlos auf das, darum es sich handelte. Er ersehnte die Stunde, in der er sich werde Or-

learius vorführen lassen können. Sie kam endlich, und der zu Gerichte hätten sitzen sollen, der war ein stiller, demütiger Schüler geworden, der unverwandt an den Lippen seines Meisters hing, jeder Deutung folgte und alles zu behalten versuchte, was ihm der vortrug. Und in jenen Stunden ist Andreas Aestuarius dem Banne des Calviners ganz und für immer verfallen. Noch rangen Zweifel in ihm; sie verstummten, und die neue Erkenntnis zerschnitt Messern gleich sein Innerstes. Aber als er endlich, gepeinigt von dem Gedanken, daß er ein ganzes Leben lang dem Falschen gedient haben sollte, dem immer stärker in ihm aufbrechenden Bewußtsein, wie alles um ihn schwanke und zu versinken drohe, aus der Angst seiner Seele aufschrie: „Du heißest Dich einen Mann Gottes — was suchst Du mich dann heim mit Bitternissen und machst mein Herz erbangen?“ da lächelte der Prädikant traurig: „Nicht den Frieden bringe ich, sondern das Schwert. Durch die Schauer des Todes allein kannst Du zur Wiedergeburt eingehen. Das lerne begreifen, Aestuarius!“ Und so sonderbar widersprachen einander der unbarmherzige Sinn der Worte und die Milde, mit welcher der Mann redete.

Ein finsterer Geist der Verstörung durchzog das Haus das Stadtrichters. Alle empfanden ihn und sein unheimliches Schreiten. Frau Regina erkannte leidenvoll, wie sich das Gemüt ihres Gatten mehr und mehr von ihr abwendete. Die kleinen Künste, die sie als ehrbare Frau nutzen konnte, ihn zu sich zurückzuführen, verfingen nicht mehr. Sie wagte kaum mehr zu beten, wenn sie ihn nahe wußte; er sah sie dann immer mit so fremden, fast feindseligen Blicken an, daß

sie erschrak, und das Geheimnisvolle der Gründe jener Wandlung peinigte sie. Maria Regina begann sich allgemach vor dem Vater zu fürchten. Sie hatte, wie das oft bei Mädchen geschieht, mehr an ihm als an der Mutter gehangen. Nun fand sie ihre harmlosen Zärtlichkeiten zurückgewiesen; ihre Gegenwart, sonst immer erwünscht, war nun häufig unwillkommen. Einmal drängte sie ihr Köpfchen schweigend an seine Kniee, während er über jenem Buche saß, das ihn so sehr fesselte. Er schob sie von sich, unsanft, finster, ohne ihr auch nur das linde, blonde Haar zu streicheln. Da überkam sie ein Schluchzen; er aber fuhr in jähem Zorne auf, daß sie verstummte, daß sie, die großen, ängstlichen, kummervoll fragenden Augen unverwandt auf ihn gerichtet, rücklings gehend die Stube verließ und nicht eher zu weinen wagte, als bis sie an der Brust ihrer Mutter lag. Die seufzte tief: „Wir wollen beten, Kind! Vielleicht erhört dich, der das Flehen der Waisen vernimmt." Und während der Kleinen — seltsam genug — nichts beifiel, als ein kurzes Sprüchlein, das sie in ihrer ersten Kinderzeit gelernt, und sie es, oft von Tränen dabei unterbrochen, herstammelte, tat die Frau, die sie geboren, die höchsten Gelübde zu allen Heiligen, wenn sie nur das Unwetter, das so drohend über ihrem späten Glücke aufgestiegen war, vorüberbrausen lassen wollten, ehe alles zernichtet und zugrunde gegangen sei.

Nur Herr Aestuarius selbst sah den Dämon nicht, der sich in seinem Heim eingenistet, dessen Flügel wie Fittiche eines ungeheuren Raben alles verdüsterten, was licht gewesen. Tagsüber hielten ihn die Aufgaben seines Amtes, das ihn gerade damals sehr in Anspruch nahm.

Denn die Kunde von fernen Kriegsereignissen durchlief die Welt, unruhiger bewegten sich die Geister, verlaufenes Volk zeigte sich im Lande und übte Gewalttat, die Bekenner der neuen Lehre erhoben trotziger die Häupter, nun der Erzherzog, durch größere Aufgaben ferngehalten, nicht mehr bedrohlich in ihrer unmittelbaren Nähe verweilte. Dann, sobald der Richter frei war, horchte der Neubekehrte den Worten seines Meisters. Einsam, übersann er sie. Und das finstere Bekenntnis, das jener verkündete, umspann ihn ganz und völlig. Er glaubte fest daran, daß alle Menschen verdammt und verworfen seien durch den Spruch eines Richters, der nach unerforschlichen Gesetzen richtet, dessen unendlicher Gnade allein sie es danken mußten, gab er sie nicht der ewigen wie der zeitlichen Pein dahin. Taten sie Gutes, dann war das sein Werk, und seine Barmherzigkeit allein lieh ihnen die Gabe dazu. Wie durften sie noch Lohn dafür begehren? Uebten sie Böses, dann war es ihnen so vorherbestimmt; man durfte urteilen, nicht aburteilen über sie.

Dieser Glaube war auch sein einziger Halt in dem schweren Zwiespalt von Pflichten, in den er geraten. Sein Verhängnis hatte es gewollt, daß sein häusliches Glück dahinschwand, die Achtung mehr und mehr verloren ging, die er sich hart genug errungen. Man munkelte nämlich in der Stadt allerhand über seinen geheimen Verkehr mit dem Prädikanten, klagte ihn ohne Hehl an, daß er das Recht beuge zu Gunsten der Reformierten. Der Büttel Matthias, der am meisten darum wußte, erlaubte sich manches dreiste Wort, manche unziemliche Vertraulichkeit seinem Gebieter gegenüber, der sich nicht

zu helfen wußte, sich an seine Stellung klammerte, weil sie ihm Gelegenheit gab, denen insgeheim beizustehen, mit denen er sich im Glauben eins wußte. Aber auch der letzte Rest von Besonnenheit schwand Andreas Aestuarius so; das ewige Denken, die rastlose Beschäftigung in der Gerichtsstube, dann mit dem Worte Gottes, diese unheimlichen Erwägungen zerrütteten die Klarheit seines Geistes. Jener Ruf, von dem Orlearius gesprochen, die Stimme des Höchsten, das Zeichen der Erwählung, wollte nämlich noch immer nicht in ihm erklingen — er war also wohl verloren und verworfen für alle Ewigkeit.

Ein geheimer, feiger Groll gegen sein Geschick fraß an ihm. Und dennoch konnte er nicht mehr umkehren, nur noch größere Opfer mußte er bringen, damit sich sein gestrenger Gott vielleicht doch seiner erbarme. Sein Stolz, sein Ehrgeiz trieben ihn weiter in jener Richtung, die ihm sein Lehrer gewiesen; selbst diesen mußte er zu überbieten trachten, wie er immer der erste unter seinesgleichen gewesen war. Aber jede Tatkraft für die Gegenwart schwand ihm über dem Sinnen von unerhörten Taten, die er in der Zukunft vollbringen wollte.

Ein Reskript des Hofes kam, das wegen eines Urteils in Sachen des Prädikanten drängte. Er zerknüllte es zornig und schleuderte es von sich. Frau Regina war dabei zugegen. Sie hob es auf, durchlas es und legte es dann abermals vor ihn hin. Die Gefahr, in der sie alle schwebten, die Erkenntnis, in was ihr Mann verstrickt sei, wurden ihr plötzlich offenbar; das lieh dem zagen Weibe Mut, der Schweigsamen Beredsamkeit. Sie sprach ihm herzlich zu. Er horchte ihr, versunken in

Brüten. Sie, die wohl fühlte, daß von dieser Stunde alles abhänge, ließ nicht ab, mit Bitten in ihn zu dringen, mahnte ihn dessen, was er den Seinen schulde, der unverbrüchlichen Treue, die sie einander einmal gelobt. Sie hätte die ihre gehalten — er aber . . .? Den Vorwurf und seine Berechtigung fühlte er sehr, aber er wurde nur noch grimmiger darüber. Und als sie ihn endlich anflehte, nicht einem Fremden zuliebe seine Nächsten, das Gute, das ihnen vom Herrn geworden, dahinzugeben, ihm errötend die Bilder vergangener Seligkeit heraufbeschwor, da sprang er auf, da wurde er fahl, da ballte sich seine Faust, da schrie er: „Herodias! begehrst du das Haupt des Täufers?"

Frau Regina zuckte zusammen. Dann erhob sie sich und verließ mit ihrem Kinde das Gemach. Sie erkannte nun, daß mindestens sie nicht mehr imstande war, das Geschick ihres Hauses zu wenden. Etwas von der Art des Löwen, der nur einmal zum Sprunge ansetzt, schlief bei allem Anscheine von Milde in ihr. Für ihr ehrliches Wollen war ihr ein unerhörtester Schimpf ins Angesicht geschleudert worden, und die Roheit, die dabei im Wesen ihres Gatten ausgebrochen, hatte sie unsäglich verletzt. Sie begriff nicht, wie sie so urplötzlich in ihm wach geworden; aber Ströme, die sonst still und schön durch die Gefilde schreiten und in ihren Fluten den Himmel widerspiegeln, werden trübe und zornig, wenn die Frühlingsstürme sie aufrühren. Es ist immer das Häßliche, das sonst in den Tiefen der Seele schlief, was in ihren Ungewittern zuerst an ihre Oberfläche kommt.

Am nächsten Tage war der Prädikant verschwunden. Die Stadt verlassen, wie es sein Wille war, hatte er

darum doch nicht. Andreas Aestuarius hielt ihn verborgen und bewog ihn zum Bleiben; denn der Genfer wollte sich nach Böhmen wenden, zu dessen König eben ihr Glaubensgenosse, der Pfälzer Friedrich, gewählt worden war. Feinde umdrängten seinen Thron; die Zeit des Wortes schien vorüber, die der Taten gekommen. Aestuarius gedachte sich ihm anzuschließen; vorher aber wollte er noch etwas vollbringen, das ihm nunmehr zumeist am Herzen lag, nachdem er erkennen gemußt, daß ihm ein Martyrium nicht beschieden sei. Er hatte es freilich darauf angelegt, mit den unbedachtesten Reden, aber man wollte einen immer noch angesehenen Mann schonen, um nicht böses Blut zu machen. Mit dem Werke, über dem der weiland Stadtrichter sann, gedachte er selbst sein Vorbild zu übertreffen: er wollte die Seele seines Kindes wider den Willen der Mutter dem Glauben zuführen, den er als den wahren befunden.

Es wurde ihm nicht schwer, Maria Regina wieder an sich zu ziehen. Sie war freilich nicht mehr, wie sie gewesen. Unter den Zwistigkeiten im Elternhause, die sie mitfühlte, die fröstelnd durch ihr warmes und liebegewohntes Herz zogen, litt sie sehr. Sie wagte nicht mehr zu lachen — und wie gerne, wie hell hatte sie's getan! — vor dem ewigen Ernste von Vater und Mutter. Sie konnte sich nicht mehr von einem zum andern wenden, denn sie waren immer getrennt. Nun rief sie der Vater; sie folgte ihm freudig. Vielleicht mußte sie in Hinkunft nicht mehr so viel beten wie jetzt, nicht mehr von Kirche zu Kirche gehen, bis ihr die Füße weh taten; vielleicht legte die Mutter das häßliche schwarze Kleid ab, das ihr so gar nicht gefiel, und sprach nicht mehr von

den Freuden derer, die sich allein dem ewigen Leben widmen. Sie wußte, das waren die Nonnen, und sie mochte keine werden. Vielleicht wurde sie die Brücke, über der sich Getrennte wiederfanden; vielleicht kamen die sonnigen, stillen Tage wieder, die ihr nun so ferne, so weltenferne schienen!

Es ist anders gekommen. In der Zeit, die er einsam verbracht, abgeschieden von den Seinen, preisgegeben finsteren Grübeleien, hatte Andreas Aestuarius verlernt, wie man mit einem Kinde betet, spricht, es erzieht. Eine Welt war teilweise in ihm in Trümmer gefallen, eine neue aus der Tiefe gestiegen; ihm war nichtig geworden, was er zuvor heiß begehrt, allein erstrebenswert, was er für nichts geachtet. Und sein Töchterlein sollte geblieben sein wie zuvor? So trug er ihr denn die Lehrsätze des Schweizer Kirchenreinigers vor, wie sein Lehrer sie ihm verkündigt. Er berichtete ihr, sie dürfe nicht mehr zu den Heiligen beten — aber gerade dazu hielt die Mutter sie fast unablässig an. „Auch zur Mutter Gottes nicht?“ fragte sie ungläubig und wies auf ein Amulett, das Bild der Gnadenreichen von Mariazell, das sie, seit sie denken konnte, trug. Er entriß es ihr und zertrat es im jähen Grimme, ungeachtet ihrer Bitten. Er schmähte Mönche und Nonnen — sie aber wußte, daß ihre Mutter sie dem Kloster zugedacht, damit sie einmal fürbitten könne für ihre Eltern. Was dem einen heilig, das schalt der andere — wer hatte recht, wenn er den Gegenpart in Ewigkeit verloren hieß? Wohin sollte sie sich kehren? Sie wußte sich keinen Rat; aber sie siechte hin über so unkindlichen Erwägungen. Die Lehre von der Gnaden-

wahl wollte er ihr begreiflich machen: „Du bist schlecht und verworfen, Maria Regina,“ herrschte er ihr zu. „Ich mag es aber nicht sein; ich war ja gut, immer gut!“ entgegnete sie. „Du bist es nicht! Denn das Trachten des Menschen ist übel und sein Dichten böse vom Mutterleib an!“ rief er zorniger. Da faltete sie die Händlein: „Ich will es gewiß nicht mehr sein, Vater, lieber Vater! Nun tu mir nichts!“ denn der Stadtrichter sah dann so verstört aus, in seinen überwachten Augen, die kaum mehr den Schlaf kannten, lag eine so düstere Glut, daß auch Erwachsene ein Grauen vor ihm überkommen durfte. Und nur die Furcht war es noch, daß Maria Regina ihm klaglos folgte, wenn er rief; nur das Bangen der echt weiblichen Scham, Fremden, Mitleidlosen die Zerstörung ihres armen Glückes zu zeigen, was Frau Reginen noch davon abhielt, das Haus ihres Gatten zu verlassen. Aber schon empfanden beide, daß ein Dach zu enge sei, als daß es sie beide länger beschirmen könne, und zumal in Herrn Aestuarius keimte ein tiefer Haß gegen sein Weib. Denn ihr allein rechnete er es zur Schuld, wenn alle seine Bemühungen um das Heil Maria Reginas fruchtlos blieben. Ihm war seine Gattin nicht mehr Herodias, nur noch Jesabel, die ein ganzes Volk verderbt, konnte ihr verglichen werden.

Weil er aber dieser Empfindung nicht Ausdruck zu geben wagte, fraß sie sich desto tiefer in seine Brust ein. Ein letztes, dünnes Band verknüpfte ihn noch mit ihr: die Erinnerung an altbewährte Treue. Das riß bald genug. Denn seine Stellung hatte er niedergelegt, weil er sich dazu gezwungen sah; er wußte, daß sie nur

noch vom Gelde seines Weibes lebten, verachtete sich selbst darum und wollte ihr wiederum beweisen, wie wenig diese Abhängigkeit über seine Entschlüsse vermöge. Ein halber Müßiggang, nach angestrengtester Tätigkeit, füllte nun seine Tage aus; da blieb ihm Zeit genug, die finsteren Entschlüsse hin- und herzuwälzen im Geiste. Das bleiche Gesichtchen seines Kindes, das ihm ab und zu vorüberhuschte, war ihm ein nagender Vorwurf — durch eine Tat, die zeigen mußte, wie mächtig der neue Glaube in ihm gebiete, wollte er sich von allem befreien, was ihn peinigte, und dann mit dem Prädikanten, der unablässig zur Wanderung drängte und trieb, unter neuen Sternen ein neues Sein beginnen.

So war es wieder einmal dunkel geworden. Herr Aestuarius war heimgekehrt vom Besuche bei dem einzigen Menschen, dessen Umgang er noch ertrug. Verstohlen wie ein Dieb der Nacht war er durch die Straßen geschlichen, damit ihn niemand sehe, damit nicht etwa ein Gruß, den man ihm nicht mehr bot, ihn daran erinnere, wie rasch sich die Geltung in der Welt verloren, die er besessen. Zu Hause hieß ihn niemand willkommen; er betrat sein Gemach, es war kalt darin, und ihn fröstelte sehr. Er ließ kein Licht anzünden, denn seine Augen schmerzten, kein Feuer entfachen, denn die verdrossenen Gesichter der Dienstleute empörten ihn. Er stützte das Haupt in die Hand und starrte mit ohnmächtigem Zorne in die Nacht. Ueber seine Zukunft sann er nicht, über Vergangenes nachzudenken hatte er verlernt. Wozu? Schickung und Fügung war alles. Aber Bibelsprüche klangen ihm un-

ablässig im Ohre; er dachte des Elias, der die Propheten des Baal zu Hunderten geschlachtet am Bache Kison; des Moses, der das goldene Kalb zerschlug, und ihn verlangte sehr, ein gleiches zu tun. Aus dem Nebengemache aber drang ein fernes Raunen. So leise, so unhörbar es war, so sehr verstörten ihn diese Flüsterlaute. Sie drängten sich in seine Gedanken, sie ließen ihn nicht zur Ruhe kommen, sie bereiteten ihm körperliche Pein. Er wußte, was sich neben ihm begab: vor dem marmornen Marienbildnisse, das er selbst einmal Frau Reginen zum Angebinde gemacht, knieten zu dieser Stunde sein Weib und sein Kind. „Sie beten Götzen an, zermalme sie, Herr!“ stöhnte er in seiner Qual. Und plötzlich — er wußte nicht, kam's aus ihm, klang's um ihn — drang es wie eine Stimme zu ihm: „Und du leidest es, Andreas?“ . . .

War das der Ruf?

Eine Tür stieß er auf. Er sah einen langen, schmalen Raum, von ahnendem Dämmerlichte erhellt, denn nur eine Ampel brannte darin. Ihr rötliches Licht fiel auf das Antlitz der Gebenedeiten, auf zwei Häupter, die sich, demütig und enge aneinander geschmiegt, vor dem Angesichte der Himmelskönigin beugten. Der Anblick raubte ihm alle Besinnung; die Bibel hoch erhoben, mit Katzenschritten schlich er vorwärts. Die Diele knisterte; vier Augen schauten entsetzt um bei diesem Laute, zwei Knieende erhoben sich. „Andreas!“ rief Regina erschreckt. Er schritt vorwärts wie ein Nachtwandelnder. „Andreas!“ Sie warf sich ihm in den Weg, sperrte sich mit schwachen Kräften. Er schob sie bei Seite: „Schütt' aus die Schale Deines Zornes!

Rott' aus die Götzen, Herr!" stöhnte er heiser. Schon holte er wuchtig zum Hiebe aus, da bückte sich das Weib. Mit letzter Anstrengung, blitzschnell, riß es das Kind in die Höhe: „Triff diese . . ."

Es war zu spät. Die Macht des Schlages, der dem Bildnisse gegolten, riß seinen Arm vorwärts. Schwer schlug die Bibel wider ein angstverzerrtes Kindergesichtchen. Ein geller Aufschrei vor entschwindendem Bewußtsein: „Es tut weh, Mutter. War ich so schlimm, Mutter?" Dann Totenstille. Die Bibel entfiel plötzlich kraftlos gewordenen Händen; mit hartem Klange schlug das heilige Buch zu Boden. Unter dem Sternenkranze hervor, mit dem es der Künstler geschmückt, sah das Antlitz der Schmerzenreichen unbewegt das alles: nur Leben schien es zu gewinnen, wie das Ampellicht flackerte. Es sah einen Mann, immer noch wahnwitzigen Trotz im Auge, vor dem gebietenden Fingerwink eines Weibes zurückweichen; sah dieses mächtig und ragend dastehen, während sich ihr Kind ängstlich an ihren Busen duckte und nur manchmal einen scheuen Blick nach dem warf, den es so sehr geliebt und der ihm so weh getan. Es hörte dann die vorwurfsvollen Worte, die ihm galten: „Dir war sie bestimmt und deinem Dienste. Was hast du sie nicht beschirmt, Mutter der Gnaden?" — sah, wie die stille, blasse Frau das blutende Köpfchen der ohnmächtigen Kleinen in die weißen Kissen ihres Lagers bettete — wie oft war es mit heißen Tränen benetzt worden während endloser, kummervoller Wochen! — vernahm dann schluchzende Gebete und törichte Gelübde.

Der Engel des Todes war eingebrochen in das

Haus des Stadtrichters. Seine Schwingen sausten gewaltig und immer mächtiger. Ein junges Leben, das schon lange unter Zwistigkeiten und Fragen gelitten, die es nicht verstand, das der jähe Schrecken vielleicht mehr noch als der Schlag im Tiefsten getroffen, erlosch wie ein Lichtlein vor ihrem Wehen.

Während aber Maria Regina dahinsiechte und schwand, machte das, was ihren Tagen ein so frühes Ende bereitete, machte der alte Hader an ihrem Sterbebettchen immer noch nicht Halt. Umsonst drängte und trieb der Prädikant zur Flucht; eine unsichtbare Macht, gegen die er nicht mehr ankämpfen konnte, hielt Aestuarius. Nur nach Stunden zählte das Leben seines Kindes; er kannte sein Weib genug, um zu wissen, daß sie ihn niemals, schon aus Stolz nicht, dem weltlichen Gerichte übergeben würde. Der Name, den sie so lange getragen, durfte nicht durch die Gossen gezogen werden. So blieb ihm eine Frist; sie mußte er nutzen, um das Seelchen zu retten, um das er gerungen. Immerwährend weilte er am Lager der Kleinen, mit gütigen Worten sprach er ihr zu, die bei seinem Nahen zuerst bang und ängstlich aufgeschrien. Frau Regina aber wehrte ihm nicht. Die Grausamkeit, die in jedem Weibe schläft, war in ihr erwacht. Ihr Kind war nun einmal verloren — so sollte mindestens der, der es gemordet, erkennen, wie nutzlos er es hingeopfert; es erkennen und darüber verzweifeln . . .

So waren denn die drei wiederum vereint. Zu Füßen Maria Reginas stand der Vater und sprach ihr das Bekenntnis des Glaubens vor. Sie sagte es leise mit stockenden Lippen nach. Dann mahnte die

Mutter: „Bet' ein Ave Maria, Kind!" Sie tat es ängstlich. Und plötzlich beugte sich Andreas Aestuarius zu ihr: „Zu wem willst du, zum Vater oder zur Mutter?" Da gingen ihre Augen in trauriger Frage vom einen zur andern. Ein mächtiges Zucken durchlief ihre Glieder; mit tastenden Händchen griff sie ins Leere. „Zu Gott, zu Gott!" hauchte sie müde.

Frau Regina schnellte auf und riß sie an sich. „Sie wird dir keine Antwort mehr geben, Andreas," sprach sie dann hart und stark, „sie ist tot."

„Tot! Und sie starb nicht im rechten Glauben!" schrie er auf.

„Sie starb im rechten Glauben. Nun aber fahr hin und laß uns allein. Ich weiß nicht mehr, was du noch zu verwüsten oder zu töten hättest. Oder gelüstet es dich nach meinem Leben? Nimm es — ich wehre dir nicht."

Sie war vorgetreten und stand groß, schön und stolz vor ihm. Er wich zurück: „Es war Schickung, Regina!"

„Schickung?" — sie lachte grell und laut. — „Schickung? Und es war guter Dinge gewesen. Immer, immer. Es hat gelacht — o! um sein Lachen! — und war gesund, bis dich der mörderische Wahnsinn ergriffen. Schickung? Nein, denn es war lieb und süß und hätte leben können. Schickung? Du bist feig, du warst es, du, du, du und nichts anderes."

„Der Zorn Gottes und sein Eifer haben mich getrieben. Er allein hat meine Hand geführt, und was ich traf, das mußte ich treffen."

„Du mußtest? Geh! du mußtest? Und warf ich

mich dir nicht entgegen? Bat ich dich nicht: halt ein und kehr' um, als es noch an der Zeit war? Du wolltest es nicht anders, und nun geh. Nun, wo du nicht einmal weißt, ob du sie jemals wiedersehen wirst. Ich aber weiß, daß ich sie im Himmel finde, denn ich will beten und büßen und mich kasteien, und vielleicht erbarmt sich der Heiland meiner bald. Du aber? du hast sie getötet, und ich weiß keinen Ort, an dem der Mörder dem begegnen dürfte, den er geschlachtet. Ich habe sie diesem Leben geboren und für das ewige Heil gerettet. Du hast gar keinen Teil mehr an ihr. Ich will allein ihr Grab schmücken und bei den frommen Frauen für sie beten. Nun weißt du, was ich werde — nun geh!"

Er sah sich verstört um. Sein Auge fiel auf ein altes Schwert, das noch von der Zeit her an der Wand hing, da Herr Andreas von Paumann hier gewaltet. Das konnte er gebrauchen, wenn er mit dem Prädikanten nach Böhmen zog. Wie nur um etwas zu tun, nahm er es an sich und gürtete es linkisch: „Ich gehe für immer, Regina! Erwäge, daß alles Vorherbestimmung dessen ist, ohne dessen Willen nicht ein Sperling vom Dache fällt. Laß uns nicht im Grolle für alle Zeiten scheiden!"

„Geh!" kam es dumpf zurück.

Er näherte sich ihr wieder: „Meine Hand ist des Schwertes ungewohnt, mein Mund der Bitten. Gib mir die Hand, Regina!"

„Geh!"

„Wir waren selig gewesen, lange Jahre selig, Regina, bis der Ruf des Herrn uns schied. Denke an jene Zeit zurück!"

Sie hatte die Händchen des Kindes ineinandergelegt und tat nun ein Kreuzlein dazwischen. Von ihrem Halse nestelte sie eine Reliquie und legte sie auf die Brust des Mädchens. Kerzen, so viele irgend im Zimmer waren, entzündete sie. Nun sah sie ihr Werk prüfend an, nickte still und schloß mit einem Kusse die immer noch weit offenen Augen der Toten. Dann trat sie hart an ihn heran, und beide standen einander zum letztenmale gegenüber: sie noch immer hold, vielleicht schöner als je, nun ein Leidenszug sich tief in ihre Stirne grub und ihr ganzes Angesicht durchgeistigte und adelte, er aber hager, verhärmt, mit ergrauendem Schläfenhaar und verstört im Tiefsten: „Erinnere mich nicht daran, du hast das alles vernichtet. Geh!" rief sie strenge; dann aber, kaum daß von der Tür her ein Knarren fern und schwach an ihr Ohr geklungen, sank sie vor dem Bettchen in die Kniee: „Maria Regina, bitt' für uns!" betete sie leise.

*
* *

Längst hatte sich über einer Kindesleiche in einer stillen Stadt die Erde geschlossen, und eine blasse, hohe Frau in Novizentracht kniete täglich am Hügelchen nieder und schmückte es und ließ es bepflanzen, daß es einem Blumengarten gleichen mußte, wenn der Frühling erst wieder einmal ins Land kam, als zwei Reiter durch das Böhmerland gen Prag zogen. An einem grauen Tage war es; ein leises, trauriges Windeswehen ging, die Nebel rieselten, ängstliche Sperlinge piepten kläglich am Wegerain und kahle Bäume mit dem ersten, ahndenden Grün an Rinden und Geäst

streckten ihr laubloses Gezweige wie um Licht flehend gen Himmel. Die Gäule der beiden Geharnischten waren abgetrieben; ihre Gewänder zeugten von langer Reise, die Züge ihres Angesichtes von manchem Ungemach des Weges in einem Lande, dessen Sprache sie nicht kannten. Die Rüstung saß ihnen so schlecht, daß man leicht erkennen konnte, wie wenig sie gewohnt waren, gewaffnet einherzuschreiten. Da, während sie mühsam auf grundloser Straße dahintrotteten, zerriß der Nebel. Aus seinem Wallen tauchten düstere Türme auf; weitgedehnte Häuserreihen sahen sie, von einer starken Mauer umfangen; eine gewaltige Burg, würdig eines Königssitzes, erhob sich ernst und beherrschend darüber. Das Nebelbrauen schwand, die Sonne brach hell und kalt durch, und tief im Tale lag das blaue Leuchten der Moldau. Da verhielt der eine sein Tier; seine Augen stierten ins Leere, seine ganze Gestalt versank in sich. „Was ist dir, Andreas?" fragte sein Genosse. „Was starrst du? Was siehst du wieder in dich?" — „Ich sehe ein kleines Grab, und ich habe kein Teil daran, nicht hier und nicht dort; und dennoch waren die, welche es bedeckt, und die, welche es pflegt und daran betet, alles, was ich je im Leben besessen." Da hob sich der Prädikant im Bügel: „Lasse die Toten ihre Toten begraben, Andreas! In dir trägst du das Leben!"

Gold

Als mich mein hochwürdigster Herr und Bischof Leopold Firmianus, Oberhirt und Gebieter von Salzburg, zuerst hieher in die Einsamkeit und Schrecknisse der Rauriser Tauern entsendete, da litt ich sehr darunter und konnte mich kaum darein finden. Denn ich hatte bis dahin in Maria-Plain der Seelsorge als Kaplan gewaltet, und ich hing sehr an der anmutigen Ebene mit ihren weiten Fernen, dem starken Strome, der sie mit harmonischem Gebrause durchzieht; der Stadt, die mir nahe genug war, daß ich sie lustwandelnd erreichen und mich an gebildetem Gespräche mit meinen Amtsbrüdern ergötzen konnte; den bunten Scharen der Waller endlich, die zum Gnadenbilde mit flatternden Fahnen und frommen Gesängen von weither kamen. Das Gebirge, das drohend und ferne das flache Land umschloß, erschien mir wohl schön, wenn die Sonne darüber stand; es näher kennen zu lernen aber begehrte ich mit nichten. Da mir es aber der Wille meiner Oberen gebot, so gab ich mich darein und bestaunte die furchtbaren Wunder, welche die Hand des Herrn hier aufgerichtet hat: die Wasser, die mit verworrenem und dumpfem Getön zu Tale schießen, wenn sie zur Mittagsstunde doch ein Regenbogen friedenverkündend

überspannt; die vereisten Zinken der Berge, die trutzig und mit finsterer Drohung in die Himmel greifen. Aber ich fühlte mich sehr bedrängt und beängstigt; mir mochte es nicht heimlich werden. Und als es gar Frühling wurde, als fast allstündlich ein lautes Donnern verkündigte, daß sich die Lawine wieder zerstörend und sich selbst vernichtend in die Schluchten gestürzt hätte, als allenthalben neue Wildbäche hervorsprangen, da gedachte ich gar mit starkem Heimweh der fernen, friedsamen Tage, der Blumen, die nun in meiner Heimat auf Wiesen und Wegerainen erblühten und sich willig der pflückenden Hand darboten, und ich fühlte mich so einsam, so von Gott vergessen, und mir war so traurig, daß mir ein starkes Siechtum dorten lieber gewesen wäre, als gesund und doch in steter Beklemmung in diesen Oednissen meine freudlosen Tage spinnen zu sollen . . .

Auch erkannte ich bald, daß sich die hochmögenden Herren vom Kapitel geirrt hatten, wenn sie glaubten, die Pest der Ketzerei wäre in diesen Tälern mit der Austreibung der Irrgläubigen ausgerottet worden. Mir schien es, als wuchere sie insgeheim immer noch fort, als wären die nicht die Schlimmsten gewesen, welche darbend, entschlossenen Mutes unter den Klängen des Exulantenliedes fortgezogen waren. Der einzige Gewinnst des Ganzen war wohl der, daß gar viele Pochwerke, die sonst den Bergsegen bereiten halfen, nunmehr feiern mußten; in meinem Sprengel zumindest bewegte nur noch ein einziges taktgerecht seine Schlägel. Im Geiste dieses Volkes aber, das so starr und so düster von Gemüt ist, wie die Schroffen und die Zacken,

welche seinen Gau umgeben, wurzelte immer noch eine tiefverborgene Neigung zum Ketzertum. Wenige kamen zur Predigt; in der gesetzten Zeit erschienen wohl alle zur Beichte, aber ich erkannte gut, daß sie es nur taten, weil sie mußten. Keinem wäre es beigefallen, mir seine Seele aufzutun und auszuschütten, wie das doch eigentlich sein soll; wonach ich mich am allermeisten gesehnt, was mir als das schönste Teil meiner Aufgabe vorgeschwebt hatte, das zu erreichen gelang mir nicht: ich fand keinen Zugang zu ihren verstockten Herzen, keinen Weg, sie zum Heile und zur Erkenntnis des wahren Glaubens zu führen. Und so recht aus der tiefsten Brust beten gesehen habe ich nur einen im ersten Jahre, das ich unter ihnen verbrachte.

Ich saß gerade im Beichtstuhle und harrte der Gläubigen, welche ihr Gewissen erleichtern wollten, denn es war um die österliche Zeit. Da sah ich ihn. Vor einem ganz schmucklosen Seitenaltar stand er aufrecht und ungebogenen Nackens da, bewegte seine Lippen unablässig und hob manchmal die Hände gen Himmel — mir aber, dem die Stille um uns gestattete, ihn gut und selbst unbemerkt zu beobachten und zu bespähen, mir fiel es auf, daß er sie dann drohend wie zur Faust ballte. Endlich war sein Nachgebet zu Ende. Er blickte um sich, gewahrte mich, der ich halbverborgen dasaß, und kam nun mit schweren Tritten — die Nägel seiner groben Schuhe knirschten dabei auf dem Estrich der Kirche — auf mich zu. Er kniete vor meinem Sitze nieder, neigte sein Haupt, wie einer, der seine Sünden bekennen will, daß ich im Dämmerlichte des trüben Tages seine Züge mit meinen schwachen Augen nicht

recht ausnehmen konnte, und schwieg. Ich wartete ein kleines Weilchen; endlich aber übermannte mich Ungeduld. „Hast du mir nichts zu sagen, mein Sohn?“ fragte ich.

Keine Antwort kam. Da wurde ich zornig, denn es fehlte nicht an solchen, die den Priesterrock verspotteten, wo sie es unbemerkt und straflos konnten, und ich glaubte, auch er gehöre zu ihnen. „Was äffst du mich dann und gebärdest dich, als wolltest du Buße tun?“ rief ich heftiger, als geziemend sein mochte.

Er schlug die Augen auf. Sie waren tiefblau und hatten einen verträumten Blick, wie er sich nur bei Menschen findet, die viel schweigen und viel über Trauriges sinnen; in einem braunen, ernsthaften Antlitz mit verdüsterten Mienen waren sie das einzig Helle. „Wir müssen ja beichten,“ sprach er leise.

Ich erschrak über mich selber, daß ich ihn so hart angelassen; nur ein sehr bekümmertes Herz konnte so dumpfen Tones sprechen. „Drückt dich keine Schuld, mein Sohn?“ sprach ich milder. „Alles kann vergeben werden. Nur bekenne!“

Er war wieder in sich zusammengesunken und schwieg. „Hast du dich wirklich keines Vergehens zu bezichtigen?“ forschte ich weiter. „Bist du mit deinem Gott ganz im reinen? Schuldest du ihm nichts?“

Ein Laut, der einem sehr bitteren Lachen glich, kam zurück. „Vier Monate im Jahr leb' ich hoch oben im Gebirge und arbeite in meiner Grube. Da kann ich nicht sündigen, und wenn ich es wollte. Und wenn ich dann herunten im Tal bin, dann, glaubt mir, Hochwürden, sind Kümmernisse meine Speise und bittere Sorgen

mein Trank. Da denkt man nicht an Sünden. Und was den Herrn ober uns angeht" — er schlug sich hart mit der Faust vor die Brust — „mir scheint, bei dem hab' ich immer noch was zugute."

„Wer bist du, wie heißest du, Gerechter?"

„Johann Schober, Goldwerksbesitzer vom Schareck."

Nun wußte ich wohl, daß ich unrecht tat, wenn ich den Unbußfertigen absolvierte; aber mir schien, als könnte ich es diesmal wohl vor meinem Gewissen vertreten. Ich wollte versuchen, einen verstörten Menschen dem Frieden wiederzugewinnen, durch Güte eine verwilderte und mit Gott hadernde Seele zum Rechten zu bringen. Und so sagte ich denn sanft: „Steh auf, Johann Schober. Bewußt hast du dich nicht vergangen, und was du unbewußt gefehlt, das sei dir vergeben."

„Ich danke, Hochwürden." Er erhob sich, und ich reichte ihm die Hostie und tat dabei, als merkte ich nicht, daß ihm der Kelch abgehe; denn es war wohl das erstemal, daß er das heilige Opfer in einer Gestalt empfing. Dann ging er von hinnen, so stumm und so ernsthaft, wie er gekommen war.

Schon vor diesem Tage hatte ich von Johannes Schober manches gehört, wie man denn in einem so engen Tale auch ohne zu fragen vieles erfährt. Ihm gehörte das letzte Stampfwerk in unserer Ortschaft; einem Mann aber, dem das Gold zinsbar ist, das tief in den Schluchten unserer Tauern schläft, den hatte ich mir doch anders gedacht. In Sammt und mit kostbarem Geschmeide müßte ein solcher stolzieren; Schober aber glich gar nicht den Reichen dieser Erde, vielmehr ganz und gar den anderen Bauern, die einem unfruchtbaren

Boden kümmerliche Ernten abgewinnen. Warum war er nicht mit den anderen Exulanten fortgezogen? Es war nicht aus Erkenntnis des wahren Heils geschehen, so viel stand mir schon fest. Hing er etwa am Reichtum und verbarg nur seine Schätze, wie das ja oft die Art des allzeit mißtrauischen und um seine Habe besorgten Bauern ist? Ich wußte keine Antwort auf diese Fragen, die mich doch immer lebhafter beschäftigten und bald meine einzigen Begleiter auf meinen einsamen Gängen wurden. Aber es war mir durchaus lieb, daß ich in meiner Gemeinde endlich jemanden hatte, bei dem meine Gedanken verweilen konnten. Ich horchte hin und her, mit wem er etwa Umgang hielte. Man wußte keinen. Meine Hauserin, die alte Barbara, schalt ihn einen kargen und tückischen Gesellen. Das war er kaum. Mich aber freute es, daß er keinen Vertrauten hatte, denn so durfte ich hoffen, daß er bei mir Erleichterung und Rat suchen werde. Auch das stärkste Gemüt erträgt eine zu große Last totgeschwiegenen Leides nicht; es muß sich in Klagen davon befreien, soll die Wucht des Grames nicht die Seele zerstören, wie gährender Most ein Faß bersten lassen kann.

In solchen Gedanken und auch sonst nicht unfruchtbar ging mir der Sommer hin. Zumal viele Weiber hatten den Weg zur Kirche wieder gelernt, und auch von den Männern gewann mancher ein stilles Zutrauen zu mir. Als es aber herbstelte, ein unablässiges Sausen durch die Welt zog und die Bäume in banger Winterahnung stöhnten und sangen, als die Nebel durch das Tal brausten und die Wolken immer tiefer steigend das Gemüt bedrückten und jeden freien Ausblick den Augen

nahmen, als die Schwalben ihre behenden und zierlichen Flugkünste um die Kuppel unserer Kirche längst beendet hatten — mir war es sonst oft Stunden hindurch ein beschauliches und wehmütiges Vergnügen, wenn ich ihnen zusah — da erwachte meine alte Wandersehnsucht. Die letzten Almen waren verlassen; Schobers Knappen waren mit Rüstzeug und Gezäh zu Tal gefahren. Ein neuer Winter mit seinen Schauern drohte; und dennoch gedachte ich in meiner eigenen Bängnis oft des Schober, verwunderte mich, wo der bleibe, und warum er nicht bei mir vorspreche. Denn es stand mir fest und fester, daß er kommen müsse. Selbst den Rupert, einen seiner Häuer, fragte ich nach ihm. Der aber wußte auch nichts.

Endlich gewahrte ich ihn wieder, wie er im Abenddämmern um das Gotteshaus strich. Er trat zur Pforte und wieder zurück, wie einer, der mit sich selbst uneins ist. Als er mich erkannte, lüftete er seine Kappe. Ich winkte ihm, und er folgte mir, aber ich ging nicht der Kirche zu, sondern nach meinem Hause. Was er dem Priester verschwieg, das mochte er dem Menschen offenbaren, vor dem er doch einmal sein Knie gebeugt hatte; denn solch eine Erinnerung bleibt haften und mag zum Heile wie zum Unsegen werden. Als er aber an meinem Tische saß, da wurde ich so freudig, daß ich eilends lief und eine Flasche des besten Weines, den ich noch aus den fetten Tagen von Maria-Plain herübergerettet, vor ihn hinstellte. „Da trinke!" sprach ich, denn ich konnte ihn nicht mit Er anreden, ob ich es gleich sonst gewohnt war, und goß ein schönes und feines Glas voll.

Er leerte es auf einen Zug — ein Trinker hätte der Tugend des Weines mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, mußte ich mir sagen. „Ich bin müde und mich dürstet," kam es aus dem Zwielicht.

Es wurde ein Weilchen ganz stille. Er hatte die Arme auf den Tisch gestützt und starrte auf die Platte desselben. „Macht Licht, Herr Pfarrer," hört ich ihn danach flüstern, und seine Stimme war heiser. „Mir ist bange vor der Finsternis."

Ich tat es, und nun blickte er unverwandt in die Flamme. Ich hütete mich vor jeder Frage; denn ein unzeitiges Wort kann ein keimendes Vertrauen ertöten. Dann erhob er sich und ging auf den Ofen zu, in dem ein tüchtiges Feuer brannte. „Ich hab' kalt und bin doch noch jung," klagte er und preßte seinen Rücken gegen die Kacheln. „Der Herbst wird immer frostiger."

Er stand wieder auf und durchmaß mit ungleichen Schritten den Raum. Nun erst konnt' ich ihn recht betrachten; er war nicht gar groß, aber eine ungemeine Kraft lag in seinen Schultern, und wenn er das Haupt senkte, dann glaubte ich einen Stier zu sehen, der angreifen will. Er war ein entschlossener Geselle. Ich erkannte es schon an der Art, mit der er wortlos zum Tische trat, ohne zu fragen, sein Glas füllte und es abermals gierig und ohne abzusetzen austrank. „Meinen Knappen trägt es Wein, mir nicht!" scherzte er bitter. Und unvermittelt, wie aus tiefster Scham rief er aus: „Sähen es meine Leute, wie ich alles hintangab, um Gast eines Geschorenen zu werden!"

Ich überhörte das verletzende Wort: „Wohl dir, wenn du es um des Heiles deiner Seele willen tatest!"

Er schüttelte den Kopf: „Darum ist es nun nicht geschehen."

„Ja, warum denn?"

„Ich weiß es nicht. Aber glaubt mir, ich wäre gerne mitgegangen. Denn zu den wenigen, die sich im Salzburger Lande der neuen Lehre voll und ganz angeschlossen haben — denn es waren ja meist Fremde, die ihr ausgetrieben habt — hat meine Verwandtschaft gehört. Und ich selbst war Lutheraner und hätte nie geglaubt, daß ich einmal sollte Messe hören müssen und Ohrenbeichte ablegen und in einer Kirche beten mit Bildern und mit Heiligen. Aber ich hab's dennoch gemußt. Ich hab' abtrünnig und meineidig werden müssen, wie mich mein eigener Vater ins Gesicht geheißen hat, weil ich nicht fort wollte, nachdem ich doch mit dabei gewesen bin, wie sie in Schwarzach Salz gegessen und geschworen haben, eher die Heimat zu verlassen, als den rechten Glauben. Er hat recht gehabt — ich hab' nicht Wort gehalten. Aber ich hab's nicht können, Hochwürden, wahrhaftig, ich hab's nicht gekonnt!"

„Ja, was hielt dich denn?" Mein Rock und meine Gelübde hätten diese Worte nicht zulassen sollen. Aber ein tiefes Mitleid überkam mich vor diesem Schmerze, der so gewaltig, so unbewußt und so hilflos zugleich ausbrach.

Er sah mich wie ein Erwachender scheu und argwöhnisch von der Seite an und verstummte plötzlich. Dann bewegte er mit einer lässigen Gebärde die Achseln und setzte seine ruhelose Wanderung fort. Und wie er bald in den Lichtkreis der Kerze trat, bald ihn wieder verließ, fielen schwanke Schatten auf sein Haar, das lang

und schlicht gescheitelt auf seinen Lodenrock niederwallte, sodaß ich merken konnte, wie sich die grauen Fäden schon zahlreich durch sein braunes Gelock zogen. Es war eine peinliche Erwartung, die mich derweilen quälte. Er aber holte tief Atem und dann, immer im gleichen, singenden Tonfall, fuhr er fort:

„Also, mein Vater und was von meinem Blut war, ist fort, und ich bin allein geblieben. Die Knappen sind weg — und sie waren viel geschickter als die unseren, mit denen ich jetzt arbeiten muß, und sie wußten die Nester, in denen das gültige Erz wächst. Aber das hätt' ich ertragen, wie ich's erleiden mag, daß ich sechs volle Jahre nichts von dem sprechen konnte, was mich bedrückt. Aber nun muß es heraus. Und Ihr seid so gut, Herr Pfarrer — ich glaub's wenigstens. Da war aber noch eines dabei, und das hat mir vielleicht am meisten weh getan. Denn wir waren Nachbarskinder und Schwesternkinder, die Eva Moser und ich. Und sie war ein schönes Mädel, und ich hab' sie gar gern gehabt, Herr! Aber sie ist auch fort, wie alle, und ich hätte doch nie geglaubt, daß ich einmal würde sein müssen ohne sie. Ich hab's doch getroffen. Gesagt haben wir's uns freilich nie, daß wir einander gern sehen, aber das braucht's auch nicht. Wir haben's doch beide gewußt, und ich kann nicht vergessen an sie, denn sie war mir lieber als die ganze Welt — bis auf eines, denk' ich" — er flüsterte die letzten Worte, daß sie nur gehaucht, geheimnisvoll an mein Ohr drangen — „und ich seh sie noch immer."

Er wendete sich ab, seine Brust arbeitete. „Ja, so war es," hub er dann wieder an. „Wie das gekommen

ist, daß, wer nicht katholisch werden will, auswandern muß, da hab' ich sie gebeten, sie möchte noch einmal zu uns hinaufkommen, weil ich gewußt hab', daß sie gern auf der Bank vor unserem Knappenhause sitzt und in die tiefen Tale sieht und auf das Eis, das auf den Bergen liegt. Nun, und sie hat's auch getan. Und wie wir also wieder beisammen waren, und alles war ganz still um uns, da hab' ich mir ein Herz genommen und habe sie gefragt: „Gehst auch, Eva?" — „Ich kann ja nicht anders," sagte sie so recht traurig darauf, und ich hab' sehen können, wie's ihr nicht leicht wird. „Du ziehst ja, und alle, was unsere Leute sind." Und da hab' ich mich ihr zugeneigt und sage ganz leise: „Ich geh' ja gar nicht, Eva." — „Um Gott!" schreit sie, „willst meineidig werden, Hanns? Wie sollst du denn dann noch Glück haben?" und schluchzt auf und fällt mir um den Hals. — Ich halt sie: „Ich kann nicht fort, Eva. Glaub' mir, es geht nicht. Bleib bei mir. Und was gehn dich auch die andern an? Ich hab' dich lieber wie sie alle." — Da hat sie sich losgemacht, setzt sich und bleibt stumm — und so glaub' ich sie noch immer zu sehn, wie sie damals war: die Brust hat sich ihr stärker gehoben als sonst und ihr Haar war hinten aufgebunden, und wie ihr das langsam in den Nacken gerutscht ist — denn es war schwer und schwarz — hat sie's mit der Hand sachte in die Höhe gehoben; und ihr Hals war braun, und sie trug neun Reihen silberne Perlen darum, vorn mit einer goldenen Haftel — aus unserem Bergwerk, Herr, und das erste, was ich ihr hatte schenken dürfen — und das ließ ihr über alles gut. Und wie ich sie wieder bei der Hand nehm', steht

sie auf, und ihre Lippen haben gebebt: „Hast mich so lieb, Hanns, dann läßt du uns nicht im Stich. Komm mit!“ Und ich: „Ich kann nicht, Eva, so helfe mir Gott! Und steht nicht geschrieben: Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Mann anhangen?“ — „Aber vom Glauben steht nichts darin,“ antwortet sie nachdenklich. Und dann wieder trutzig: „Kannst du nicht, dann kann ich auch nicht. Komm mit, Hanns!“ Da hab' ich nur den Kopf geschüttelt — denn ich hab' nicht einsehen können, wozu ein Versprechen soll, das ich nicht halten kann, und gar in solcher Stunde — und sie hat sich aufs Bitten gegeben. Und wie sie das gekonnt hat! Ihr dürfet gar nicht wissen, Hochwürden, wie so eine bitten kann, die man lieb hat. Ich aber hab' nichts mehr geantwortet als: „Mich hält's“. Und darauf hat sie mich ängstlich, ganz erschrocken angeguckt, und ich merke, sie fängt sich vor mir leise zu fürchten an, wie vor etwas, das man nicht versteht, und hat's doch gut gekannt, und hat die Hände vors Gesicht geschlagen und ist mir fort. Ich hab' ihr nachschauen müssen; sonst lief sie nur so; aber damals — Herr! es hat lange gedauert, daß ich sie sehen konnte und bis sie mir der Wald genommen hat.

Dann, wie sich die anderen gesammelt haben, bin ich an einer Waldecke gestanden. Hinter einer starken Tanne war ich versteckt und habe ihnen nachgesehen. Das war mein Blut, und die Eva war darunter. Und wie sie das Lied zu singen angefangen haben: Ich bin ein armer Exulant, und das ist verklungen, immer ferner, immer trauriger, und ich habe mitgehalten, aber nur so für mich und ganz leise — da habe ich erkannt:

jetzt bist du allein und mußt es bleiben, weil du lebst. Und seit der Zeit verfolgt mich die Weise; ich habe sie oft im Schacht vor mich hingesummt, und sie macht mich so eigen, daß ich es nicht sagen kann. Aber sie paßt mir.

Weil aber die Katholiken so oft zu Gnadenörtern gehen und ihre Wunder rühmen, habe ich mir einmal gedacht: Du bist jetzt auch katholisch, gehst also auch einmal nach Maria-Plain. So bin ich im Frühjahre hin, allein, nicht mit den Wallfahrern. Es ist ein weiter Weg, Herr, und ich habe eine ganze Woche gebraucht, eh ich wieder daheim war. Es ist schön dort — Ihr kennt es vielleicht, Hochwürden?" Ich nickte, und mir wurde wiederum bange darnach. „Aber ich könnte nicht leben dort. Ich bin hier zu Hause: bei den Wasserfällen, welche rufen und brausen; bei den Felsen, aus denen wir das edle Erz schürfen, beim schimmernden Eis. Und wenn das kracht und donnert und es klingt in den Schlüften wieder — dann erst recht."

„So war es wohl die Liebe zur Heimat, welche dich hier hielt?" schaltete ich ein.

„Erlaubt, Hochwürden!" Er setzte sich nieder, schüttete den Rest des Weines in ein größeres Gefäß, hob es an den Mund und stellte es nach kurzer Weile wieder auf den Tisch. Es klang beträchtlich leer dabei, und seine Wangen, braun wie ein Herbstblatt, färbten sich mit leisem Rot. „Erlaubt, Hochwürden, das war es wieder nicht. Und ich weiß jetzt, was es war. Aber Ihr dürft nicht lachen darüber und nicht spotten über mich, wenn ich erst fort bin. Ihr seid ja ein Priester, und dem, glauben die Katholischen, muß man ja alles bekennen. Ich habe lang genug nicht davon gesprochen."

„Ich bin noch ein Bube gewesen, da hat mich mein Vater — ich weiß nicht einmal, ob er noch lebt, aber er soll weithin, gar nach Preußen gegangen sein — ins Knappenhaus zum erstenmale mitgenommen. Da mußt' ich nun ansehen, wie sie das Gestein brachen und das Erz gruben. Dann sind wir ins Pochwerk gegangen, und wie da die harten Felstrümmer zermalmt und zu Staub gemacht worden sind, da nimmt er eine Handvoll und zeigt mir's und sagt: „Siehst du, Hanns, da schläft das Gold drin. Wir können es aufbereiten und gewinnen. Dann aber trägt es der König in seiner Herrlichkeit in der Krone; der Schmuck ist es, mit dem sich die Reichen putzen, wenn sie prunken wollen, und damit erkaufen sie alles. Wir aber wissen allein, wo es in der Erde wächst, und sie hat nichts Köstlicheres; selbst das Edelgestein gilt erst, wenn man es mit Gold umwirkt und es darein tut." Er war mit Worten karg, mein Vater, und so hab ich's wohl behalten, was er mir gesagt hat. Damals und später — Gutes wie Böses. Und ich glaube stark, in der Stunde hab' ich mich verloren, und das ist's — das hält mich!"

„So hingest du am Mammon, Unseliger?" rief ich schier erschreckt.

„Das glaube ich wieder nicht. Es macht mich nicht reich. Aber ich habe von den Goldherren gehört, die reich wurden, wie die Fürsten. Von den Waidmoser, die dem ganzen Tal Brot und Fülle gegeben haben. Und wenn ich jetzt nur noch so viel habe, daß ich meine Knappen auslohnen kann, und selbst nicht Hunger leide gerade, das macht nichts. Es muß wieder anders werden. Die Berge sind noch, die sie waren, nur die Men-

schen sind minder geworden; noch schläft das Gold in den tiefen Schachten; wir aber pochen nicht mehr hart genug mit dem Hammer und dem Gezäh, daß es erwachen müßte davor. Alles ist, wie es war. Nur der Wille der Menschen ist schwächer geworden. Meiner aber ist stark genug. Bei Gott, er ist es!“ und sich selbst vergessend, schlug er hart mit der Faust auf den Tisch. Eine Leidenschaft brach aus seinen Augen, daß ich erschrak, als stiege aus dem Firn des Tauern eine jähe Flamme zum Himmel auf.

Er beruhigte sich wieder. „Ich bin nicht reich, Herr, ich habe es schon gesagt. Aber ich habe etwas gehabt. Einen großen Bauernhof habe ich ererbt — oben liegt er,“ er wies nach dem Schareck, dessen weiße Pyramide gespenstig durch die stille und sternenerfüllte Herbstnacht schien, „aber ich will ihn wieder haben. Die Leute im Tale müssen wieder in Sammt und Seide gehen und ihr eigen Gold und Silber tragen. Und um das ringe ich nun schon seit sechs Jahren, denn der Bergsegen ist versiegt, seitdem mein Vater und die Eva fort sind. Und den Felsen wollte ich wohl zwingen — aber jetzt kommt etwas über mich, was stärker ist, als ich: das Eis, Herr, der Gletscher. Gegen den kann ich nichts.“

„Der Gletscher?“ fragte ich verwundert. „Was tut dir der Gletscher?“

„Wie mein Vater weggezogen ist, da war er noch ferne vom Knappenhaus, und die Steine, die er vor sich herschiebt, waren rundum. Die haben uns geschützt. Jetzt rückt er nach und bedroht mir den Tagkranz zum Schacht. Dreimal hab ich das Haus verlegen müssen,

dreimal die Einfahrt ändern; Herr, das reißt ins Geld, das hat mein bißchen Armut gekostet und gefressen. Und es geht mir immer tiefer hinunter. Noch eine Spanne, und wir können nicht mehr einfahren und alles ist verloren."

Ich schwieg; ein Trostwort half da nichts, und mir schien auch nicht, als bedürfe der Mann tröstliche Zusprache oder ertrüge sie auch nur. Seine bedrückte Seele hatte er erleichtert, und ich dachte, nun würde er gehen. Aber mit erneuter Lebhaftigkeit fragte er und wies auf die Folianten — manches Buch darunter, das mir bei meinen Oberen eine üble Empfehlung gewesen wäre — die ich an den Wänden aufgestapelt hatte: „Man sagt, Ihr seid Arzt, Hochwürden. Ihr kennt die Geheimnisse der Natur?"

„So weit es dem Priester geziemlich und dem Heile seiner Seele zuträglich ist," entgegnete ich befremdet.

„Das hilft mir nichts." Er sprach wieder dumpf: „Aber über Euch ist der Bischof? Der ist klüger und weiß mehr als Ihr?"

Ich war verlegen: „Ich denke wohl."

„Dann ists gut. Ich danke Euch für Eure große Güte."

So endete meine erste Zwiesprache mit Johann Schober. Eine vierzehn Tage später aber — es war darüber schon ganz Winter geworden — kam ich im Schummern heim, und da saß er wieder auf der Ofenbank. Er erhob sich nicht einmal bei meinem Eintritt; nur ganz leise und mit gepreßter Stimme sprach er: „Er will mir nicht helfen."

„Wer?"

Er zuckte ungeduldig mit den Achseln. „Ihr fragt da. Der Bischof. Ich war in Salzburg."

„Und?"

„Und wie ich die Häuser angesehen habe und die Kirchen und die Festung darüber — und das ist schöner alles, als man's nur träumen kann — und mir gedacht habe: Das ist unser Gold, womit sie das aufgerichtet haben, da wußt ich's, er wird mir beispringen. Aber er will nicht. Wie er vom Hochamt gekommen ist, da hab ich mich an ihn gedrängt, zu ihm gerufen, ihm mein Leid angesagt. Er hat mich kaum recht gehört, gar nicht verstanden, denn er wollte mich nach Hallein schicken, ins Salz. Aber das brauche ich nicht. Ich bin kein Häuer, und ich mag's nicht werden. Ich bin ein freier Gewerke. Und wenn er mir nicht hilft, wie's der andere beim Waidmoser getan hat, dann mag ich ihn gar nicht, noch seine Gutheit."

„Und wie denkst du, daß man dem Waidmoser unter die Arme gegriffen hat? Mit Gold?"

Er raunte in geheimnisvollen Flüstertönen: „Ihr irrt, Herr! Gold zwingt kein Gold — ich weiß es. Aber es muß einen Segen geben oder ein heimliches Gebet, das stärker ist, als alles. Das hat er dem Waidmoser vertraut, und das hätte mich der lehren sollen. Und gerade das will er nicht."

Ich erschrak über solchen Aberglauben, das Zeichen zunehmender Zerstörung einer starken Seele: „Du redest wie ein Heide, Schober."

„Soll's Heidentum sein — wenn's hilft. Ist noch wer über ihm?"

„Niemand als unser heiliger Vater in Rom."

„Das ist mir zu weit. Ich ergeh's nicht nach Rom."

Ueber solche Verblendung mußte ich mich doch erzürnen: „Und du glaubst, der würde dir helfen? Du glaubst, der möchte dich in deinem Irrglauben bestärken, der dem reinen Glauben zum Wächter bestimmt ist? Du bist ein Tor, Schober, und du verwirkst deine Seele."

„Soll's sein, wenn's nur hilft," entgegnete er finster und schied ohne Gruß.

Den ganzen Winter hindurch habe ich ihn dann nicht mehr gesehen oder doch nur ganz von ferne und flüchtig. Mir schien es, als grolle er mir. Als es dann um die Zeit war, wo die Sennen auffahren, kehrten die, welche die oberste Alpe vom Schareck beziehen, entsetzt wieder zurück: beinahe bis zu ihrer Mitte war der Gletscher vorgedrungen. Und eines Tages, ganz unerwartet, kam mir Schober wieder in die Kirche. Ich mußte dieselbe wunderliche Beichte entgegennehmen, wie das erstemal. Und ohne jede Einleitung fragte er dann: „Die Pfarre braucht einen Wald. Ihr habt Bargeld, Hochwürden, wollt Ihr meinen kaufen? Ich tu's billig, und Ihr kriegt keinen schöneren." Ich verstand wohl, wozu er des Geldes bedürftig sei, und wollte noch einmal zum Guten reden. Aber er hörte nicht auf mich. „Wollt Ihr oder soll ich ihn gar für nichts hingeben? Ich müßt's — und es muß wieder Gold unter die Leute kommen." So erstand ich den Wald. Aber eine Anzahl der stärksten Lärchen, zäh und von unverwüstlicher Gedrungenheit, hatte sich Schober vorbehalten. Die wurden gefällt — ich wunderte mich drüber, denn sie standen im Saft — und dann wurden die Stämme

mühselig und auf den Schultern von Menschen zur Höhe getragen. Was da oben geschah, dies weiß ich nicht; aber das Pochwerk im Tale feierte diesen Sommer, und als ich sein eintöniges Geklapper nicht mehr durch das Brausen des Wildwassers vernahm, da war mir, als wäre eine Menschenstimme für immer verstummt, auf die ich lange und gerne gehört. Oft gedachte ich des Schober; als aber die Knappen endlich wiederum für die Dauer ins Tal zogen, da brachten sie all ihr Gezäh mit, und der Rupert erzählte, sie hätten ihrem Meister aufgesagt, obgleich ihnen der für die Zukunft doppelten Lohn verheißen. Da war der Starrsinnige einsam ins Gebirge gegangen, und niemand bekam ihn mehr zu Gesichte. Mir bangte sehr um ihn. Erst als auch das letzte Laub schon fallen wollte und allenthalben dürre Nadeln lagen, kam er wieder zur Kirche. Er kniete abermals vor dem ganz schmucklosen Altar nieder und betete. Dann wendete er sich zu mir: „Ich möchte Euch noch einmal sprechen, Hochwürden."

„Noch einmal? Warum? Ziehst du den Deinen nach?"

„Ich fahre wieder auf."

„Jetzt, im Winter?" rief ich erschreckt. „Verblendeter — niemand will mehr bei dir ausharren. Deine ältesten Arbeiter vermag kein Anbot mehr bei dir zu erhalten, und du läßt von deinem wahnsinnigen Beginnen noch nicht ab? Du selbst bist schon von der Arbeit gewichen, um ohne jeden Genossen auf unbetretenen Pfaden zu irren — was suchst du dann noch oben, was willst du?"

„Das versteht Ihr nicht, Hochwürden. Wie ich so

allein gegangen bin, da habe ich erst erkannt, daß das Gebirge verödet. Ich hab auf ein Venediger-Männlein gelauert, wie noch mein Vater eines gesehen hat. Der hat's nicht gegriffen, und darum müssen wir alle zugrunde gehen. Aber ich hätte es gefangen, und es hätte mir die Gänge und die edlen Nester zeigen müssen, eh ich's losließ. Denn die wissen allein das Rechte. Aber sie streichen nicht mehr im Gebirge. Tage habe ich darauf gepaßt und Nächte; wo nur eines gehen kann, dort war ich. Aber nirgends war eines. Es ist aus mit dem Tauern und seinem Segen."

„Du selbst erkennst es also schon? Bleib daheim, Schober!"

„Ich kann nicht, Hochwürden. Mich zieht's. Vielleicht daß es jetzt geht, wo ich so ganz allein bin. Den Schacht hab' ich umlegen und versichern lassen, so gut man's nur kann. Stärkere Bäume gibt's nicht, als die ihn verzimmern. Halten die's aus, wenn das Eis rutscht, dann ist's gewonnen. Geht es nur im Winter weit genug zurück, daß man wieder arbeiten kann, dann ist es auch gut. Mir verschlägt es nichts, daß mir die Knappen fortgelaufen sind. Ich hätte ohnedies nicht zahlen können, was ich ihnen versprechen gemußt. Es ist so schon schwer gegangen mit dem Lohn das Jahr. So bleib' ich wenigstens ehrlich. Ich kann ja auch gar keine verzagten Leute um mich brauchen. Ich aber hab' das Wollen und den Mut, und ich geb' nicht nach, erst recht nicht. Einen Winter über kann man's im Hause dort oben schon aushalten; es ist fest, und ich will noch einmal versuchen, was stärker ist."

Er sprach ganz gelassen und sagte nicht einmal, wo-

mit er seine Kraft messen wollte. Aber mein Herz erbarmte sich über ihn, und so redete ich ihm denn zu, milde und tröstlich, so gut ich es nur irgend vermochte — und ich glaube schon manche Seele gelenkt zu haben mit der Macht des Wortes, wenn es mir das Herz recht auf die Zunge legte und es tief aus meinem Empfinden aufquoll. Hier aber verschlug nichts; er hörte mich so wenig, als mich etwa die Mauern der Kirche selbst vernehmen konnten. Und zwischendurch mußte ich doch wieder über die Kraft und die Wucht des Entschlusses staunen, welche geheimnisvoll in diesem Manne flammten und drängten, und er wuchs gewaltiger in meinen Augen. Endlich, als ich fertig war und nichts mehr wußte, womit ihn bewegen, sprach er ganz leise: „Und nun, Hochwürden, es ist ein fährlicher Weg, den ich gehen muß. Mag sein, ich komme nimmer wieder. Wollet Ihr mir die letzte Wegzehrung reichen, wie es einem Christen geziemt, und für mich beten, wenn etwa . . .“

Das tat ich und verhieß ich denn, und in mir war ein ehrliches Trauern. Dann geleitete ich ihn bis zur Schwelle des Gotteshauses. Dort lehnte sein Bergstock und was ihm sonst noch für die Wanderung vonnöten sein mochte; er griff danach und kehrte sich jählings: „Ihr seid ein braver Mann, Herr Pfarrer; gebt mir die Hand,“ und preßte sie, daß ich zusammenzuckte und fast aufgeschrieen hätte. „Ich bin noch immer stark, was?“ lachte er vergnügt. Ich aber mußte immer nur sein Haar betrachten, das ganz grau geworden war in der kurzen Zeit, durch die ich ihn kannte. Und als er dann bergauf stieg, da vernahm ich oft, wie sich ein loser

Stein unter seinem Tritt lockerte und rollend niederwärts fiel. Und das soll nicht sein; denn wer die Höhen erklimmen will, der muß sicher und leicht von Fuß sein, und seine Kniee dürfen so wenig erbeben wie seine Seele.

Nicht mir allein erschien dieser Winter endlos. In den stillen Stunden in meiner wohlverwahrten Stube aber, wenn der Sturm an die Pfosten stieß und der Schnee dick und in Schwaden zur Erde stob, in den karg bemessenen Augenblicken, in denen ich mich im Freien ergehn konnte, dachte ich gar oft des Schober, der hoch oben in der Einsamkeit, über die alle Schrecknisse des Frostes und seines beschwingten Gesellen doppelt furchtbar einherbrausten, an rätselhaften Werken wirkte oder sie doch versucht hatte. Meine Träume flatterten um das Schareck, das von Häupten bis zum Fuße in glitzerndes Weiß gehüllt war, so daß kaum ein Auge den Glanz ertrug, wenn das liebe Licht der Sonne darauf flammte — ach, nur in solchen Oednissen, unter einem also umwölkten Himmel erfreut man sich seiner, wie man's soll. Aber die unwirtliche Gegend war mir vertrauter, seit sie Zeugnis gab von dem Streben und den Kämpfen eines Mannes, der mir wert war und um den ich mich härmte.

Erst im Juli konnten wir aufbrechen, denn ich war entschlossen, selbst zu sehen, was aus dem Unseligen geworden sei. Meine erste Wanderung zu stolzern Gipfeln war es; der schwere, ungewohnte Schuh drückte, den wuchtigen Stock wußte ich nicht zu gebrauchen, das ernsthafte Schweigen der Führer, das ungewisse Licht des dämmernden Tages, durch das wir hinschritten, be-

drängten meine Brust. Endlich standen wir vor dem Knappenhause; es war von Grund aus zerstört; zersplittert von der Wucht des Eises waren die gewaltigen Bohlen und Pfähle, welche den Eingang des Werkes beschützen sollten, und gleichmäßig und grün überzog der Gletscher den Schacht. Vorsichtig überschritt ich seinen Rand; ein Kreuzlein richtete ich an jener Stelle auf, an der Schobers sehnsüchtige Wünsche gehangen hatten, um nun, vielleicht mit ihm selber, für immer begraben zu werden, und sprengte Weihwasser darüber. Und dennoch erschien mir töricht und Menschensatzung, was ich da vollbrachte; denn die Majestät des Ewigen sprach zu mir. Sie donnerte aus den Schründen, die sich im Eise mit schrillem Klange auftaten; dem Grollen der Lawine, die sich gerade talwärts stürzte. Meine Seele ward groß, und ein tiefes Staunen war in ihr. Auf den Gipfeln ringsum, auf allen firnen Zinnen aber lag die Sonne; sie glühten wie Gold auf, und das war so schön, so hell, so reich, so scheinbar nahe und dennoch so unerreichbar, wie das, dem der verlorene Mann hier verborgen in den Klüften der Erde nachgestrebt hatte . . .

Olivenholz

Unter allen Hölzern, mit denen ich im Leben zu tun gehabt, wird mir keines lieber sein, als das des Oelbaumes. Nicht etwa, weil es kostbar wäre, das ist es nämlich gar nicht, und ich hatte schon um vieles teureres in Händen, habe einmal schon sogar in Ebenholz gearbeitet. Das geschah für meinen gewogenen Gönner, den Sindaco unserer Stadt, und als der mir das Werkstück übergab, da erzählte er mir, wie weither, aus den Mohrenländern es stamme und daß es nur unterirdisch wüchse. Ein weiser Heide, Plinius, soll so berichten; aber so gerne ich sonst dem besten Schätzer meiner Kunst glaube, und wenn ich gleich weiß, daß die Römer in aller Art des Könnens und besonders in jeder Wissenschaft verwunderlich geschickt und bewandert waren, so glaube ich das doch nicht. Denn um alles können sie ja doch nicht gewußt haben — wie hätten sie sich sonst gegen das Heil verstockt, nachdem es schon für diese Welt geboren war? Waren sie Weise, warum trauten sie dem Sterne der Weisen nicht?

Es ist mir aber keineswegs durch besondere Eignung für meine Kunst wert. Im Gegenteile, einem Bildschnitzer — und das bin ich, wie es mein Vater gewesen

— taugt es fast gar nichts, hart und voll Knoten, wie es nun einmal beschaffen ist. Nur schwer läßt sich ein zierliches oder feines Bildwerk daraus machen, wie mir doch sonst schon so manches geraten ist. Wenn ich also dennoch am Olivenholze hänge, dann macht das eine Erinnerung, die sich für mich daran knüpft: es mahnt mich, wie ich einmal fast in die Irre gehen wollte, und das so sehr und so weit, daß ich kaum weiß, ob ich mich dann noch jemals dahin zurückgefunden hätte, wo durch Jahre all mein Glück beschlossen war und wo ich es nun wiederum sicher weiß. Und weil das wohl das wichtigste Geschehnis meines sonst ganz stillen Lebens ist, möchte ich es gern mir zum Erinnern festhalten, und ich glaube, ein jeder sollte eigentlich ein gleiches tun. Sei es nun, damit er sich einmal rückschauend daran erbauen könne, sei es, um den Seinen ein bleibendes Zeichen dessen zu hinterlassen, was er strebend gewollt und begehrt. Zeugt nun ein beschriebenes Blättchen davon, dann sind sein Ringen und sein Angedenken nicht mehr völlig ausgelöscht.

Das also, wovon ich nun berichten will, hat sich begeben, nachdem ich vorher alle meine Tage still in meiner Heimat, in Palestrina, meinem Gewerbe gelebt hatte. Ich wurde nicht reich davon, aber nicht ich noch die Meinen hatten jemals Not oder auch nur Sorgen zu ertragen. Ich war damals schon lange beweibt, und — warum soll ich das hier verschweigen, was in ganz Palestrina gewiß niemand im Ernste wird bestreiten wollen? — meine hübsche Ghita ist so blond, aber auch so getreu, wie es nur selten eine im Lande sein mag. Sie spricht anderen freilich ein wenig viel, aber warum

sollte sie es nicht, da sie so klug ist? Und ich höre sie selbst in der Arbeit gerne. Sie putzt sich auf; sollte sie es aber lassen, wenn es ihr so gut steht und Freude macht? Und für mich und die beiden Kleinen, die uns der Herr beschert, hat sie noch immer so gesorgt, daß ich meines Lobes gar kein Ende wüßte, finge ich erst einmal damit an.

Mein Geschäft und mein Erwerb brachten es aber damals manchmal mit sich, daß ich nach Rom mußte. Denn auch dorten lebten mir Freunde, Kenner, die mir den Vorzug gaben vor dem Pfuscher Gennaro, der da meint, er könne Wunder wie viel. Bei ihnen mußte ich mich nun in geneigtem Angedenken erhalten, damit sie nicht etwa meiner vergäßen und ihm Aufträge zuwendeten, der sich ohnedies wie ein hungriger Hund zu allen Tischen drängt, an denen Leute sitzen, und lauert, ob von ihrem Schmause nicht etwas für ihn abfalle. Mit diesen Wanderungen nach Rom begann mein Unglück; ich heiße es so, obgleich es mich kaum durch Wochen verstörte. Oder ist ein menschliches Leben so lang, daß man nicht über jede Stunde klagen sollte, die man sich vergällt, während man ihrer hätte genießen können? Und sind selbstgeschaffene Leiden nicht härter, ist Murren gegen ein doch durchaus freundliches Schicksal nicht schon durch seine Undankbarkeit bitterer, als sonst irgend etwas auf dieser Welt?

So oft mich nun mein Weg nach der Stadt führte, verwunderte ich mich und pries die merkwürdige Zeit, in der wir leben; denn es gab immer wieder etwas Neues und Erstaunliches zu sehen. Ich glaube nicht, daß die Menschen je zuvor so freudig atmen gekonnt,

daß sie es nochmals so glücklich werden tun können wie jetzt. Denn der Papst und seine Großen haben offene Hände, und wer sich am Anblicke des Schönen zu letzen vermag, der kann sich kaum elend finden. Denn wir sehen Wunderwerke werden, wie sie noch kein Alter gekannt: Bauten, groß und mächtig wie die Gebirge, und dabei dennoch zierlich und anmutig wie Blumen; Marmorbilder, wie sie seit den Griechen, von denen man jetzt so viel spricht, und seit unsern römischen Ahnen sicherlich nicht mehr geschaffen worden sind; Gemälde endlich, deren Pracht und Leben ohne Beispiel ist. Und kaum daß man sich an den Namen eines Meisters gewöhnt, muß man schon wieder einen anderen behalten; hieß es gestern: „Herr Giulio, habt Ihr schon den Fund gesehen, den man auf dem Aventin gemacht?", dann fragte man heute: „Habt Ihr schon dies oder das beschaut? Es ist kaum erst fertig geworden und hat nicht seinesgleichen an Schönheit und Künstlichkeit." Ich aber ging allenthalben hin und freute mich mit allem; höchstens daß mir einmal der Sinne zu wenig wurden für so vieles Bestaunen und Genießen.

Während ich aber also handelte, wurde in mir allgemach ein böser und feindseliger Geist rege. In den Schenken, wenn ich müde vom Wandern auf einen bescheidenen Trunk zusprach, meldete er sich zu allererst. Denn da hieß man diesen Mann den Göttlichen und jenen den Großen; da rühmte man sie nicht allein für ihre eigene Würde und Tüchtigkeit, sondern auch weil sie das Ansehen und den Ruf ihrer Heimat in alle Lande Italiens und selbst über die Alpen hinaus erhoben hätten. Und darüber mußte ich mich wohl grämen; denn

seit dem Singschwane, der den Namen der Stadt getragen, hatte es niemand aus Palestrina auch nur zu einiger Geltung in welcher Kunst immer gebracht. Ich aber meinte — und dieses Glaubens bin ich auch heute noch — in mir lebe die Kraft dazu; und die sollte ungenutzt bleiben? Alle strebten nach vorwärts; war es kein Unrecht, wenn ich es nicht auch tat? Niemals hatte ich mir's daran genügen lassen, nachzumachen, was mir andere vorgetan; in Holz zu schnitzen, was in Marmor oder Erz schon fertig dastand. Gerade das, was ich selbst erfunden, gefiel am besten. So hatte ich dem edeln und hochmögenden Schutzherren und Vogt unserer Stadt, dem Herrn Barberini, eine Daphne nach dem Ovidius gearbeitet, welche wohlgefiel, weil sie es verdiente; und Größeres sollte mir nicht geraten?

Dazu nagte an meiner Seele noch ein Wurm: denen, die man als den Ruhm der Stadt wie Italiens pries, denen war gestattet, was ihnen nur gut dünkte. Da hatte einer, freilich wohl der Größte darunter, der Florentiner Michelangelo nämlich, den Heiligen Vater selbst widerspenstig und gar grob angelassen, als er ein Wort wider die Meinung des Künstlers gewagt; einen Kardinal malte er selbst in den untersten Pfuhl der Hölle, weil der sich etwas zu tadeln erlaubt, und niemand getraute sich, ihm derlei als unziemlich zu verweisen. Ich aber mußte um der Notdurft des Lebens willen so viel schweigend hinnehmen, und wenn mich der Sindaco anfuhr, vielleicht nur weil er etwas, das ich gemacht, gar nicht einmal recht verstand, dann mußte ich es stumm und in Demut erleiden. Den Fürsten gleich und über die hinaus trugen ihr Haupt, die eigentlich meine

Genossen waren; ich aber wurde für minder als gar nichts geachtet. Wenn ich also Schwingen in der Seele trug, dann mußte ich versuchen, wie weit mich die erhöhen könnten; vielleicht, daß ich so dem entrann, was ich als Elend empfand, nun ich endlich sehend geworden . . .

So reifte denn langsam in mir ein gefesteter Vorsatz, von dem ich aber niemandem, auch meiner Ghita nicht, etwas sagte. Die hatte freilich gemerkt, daß sich etwas in mir begebe; denn einmal freute mich die Arbeit nicht, und dann litt es mich nicht mehr im Hause. Ich war nämlich entschlossen, mich der wahren Kunst hinzugeben; dann mußte ich aber fort, mußte mich in Lehre tun — ein hartes Stück in meinen Jahren! — damit ich jedes Handgriffes und jedes Vorteiles sicher würde. Denn zutiefst in den Geist einer Kunst kann nur der eindringen, der den Stoff völlig meistert, in dem er sich zu betätigen hat. Ich mußte mich also nach Rom wenden, mich verdingen, und zwar wollte ich's zu keinem Kleineren, als zu Michelangelo. Wer aber solche Pläne in sich trägt, dem ist sein Heim verleidet, und wer nur noch an Größtes denkt, wer, wie ich es damals hielt, schon über stolzeren Entwürfen sinnt und sich heimlich an ihnen versucht, dem wird das gewohnte Bosseln kaum mehr behagen. Nur ein Vorzeichen wartete ich noch ab, als müsse der Himmel selbst die Zeit bestimmen, zu der mein altes Leben versinken, ein neues aufsteigen solle für mich.

Es kam: der Mann selbst, an dem nunmehr alle meine Gedanken hingen, erschien eines Tages in Palestrina. Der Ruf davon erfüllte die Stadt, drang noch

in derselben Stunde zu mir. Man raunte, er gedenke sich bei uns zu verweilen. Hier wolle er sich an etwas versuchen, desgleichen nicht einmal er noch gewagt. Seinem Gastfreunde, dem edlen Herrn Barberini, hatte er andeutend und geheim davon gesprochen; das gewann Flügel, gerade weil niemand etwas Bestimmteres wußte. Ich aber sah, wie sich mein Verhängnis erfüllen wollte, und wurde mir recht bänglich dabei. Aber vor dem hohen Hause, darin er weilte, blieb ich recht lange, forschte, ob ihm die Seinen nachkämen oder ob sie schon bei ihm wären. Da erfuhr ich erst, daß der große Mann kein Weib noch sonstigen Anhang habe. Fast wollte er mich darob dauern; wie konnte er dann glücklich sein? Aber mir fiel bei, wie bald ich sein Los teilen werde, sah ich mich im Geiste, müde vom Schaffen, ohne Ghitas Stimme, ohne das Lachen der Kleinen, ohne jede Fürsorge für mein Behagen. Das schnürte mir das Herz mit starken Banden. Aber es mußte wohl sein.

Gerade an diesem Abende tischte mir Ghita besser auf, als seit langem. Mir mundete alles überaus; der Gedanke aber, daß mir so bald nicht wieder so wohl werden sollte, erfüllte mich mit geheimem Leiden; ich kam mir fast undankbar vor, daß ich der Schmerz bereiten wollte, die mir jeden Kummer fern hielt. So habe ich denn auch in jener Nacht vor diesem Gedanken und doch auch wiederum vor verwogenen Hoffnungen und Träumen wenig geschlafen. Denn war es nicht möglich, daß Michelangelo im Palaste der Barberini etwas von meinen Arbeiten sah, das ihm seines Augenmerkes wert schien? Daß er mich zu sich rief, mit sich fortnahm als

Schüler, als künftigen Gehilfen, der ihm vielleicht gar Freund werden konnte? Mir war, als müsse dann selbst Ghita mit ihrem Schicksale ausgesöhnt sein; das stand mir aber allerdings nicht so gar fest und zweifellos.

So ist es hell geworden; der Tag verging, ohne daß ein Bote kam. Mit dem Früheſten des anderen Morgens machte ich mich auf, denn die Unruhe verzehrte mich. Und weil ich mich nicht wohl ungerufen in das Haus seines Gastfreundes drängen durfte, wollte ich mich wie ein Bittender in den Weg stellen, ob er meiner gewahr würde und mich anredete. Lange, mir lange harrte ich so, und oftmals wollte ich heimwärts, hätte mich nicht Scham abgehalten. Unversehens erschien er mir; ich riß die Mütze vom Haupte und sah ihn mit weiten Schritten der Kirche zueilen. Aber ihm in den Pfad zu treten, ihn anzusprechen, wagte ich nicht mehr. Mich befielen Ehrfurcht und Schauer; denn ich erschrak sehr, als ich ihn näher beschauen konnte: gefurcht die Stirne, leidenvoll und durchwühlt das Angesicht, wie eines, der viel in sich gekämpft und gerungen. Einem Glücklichen glich er nicht. Sein Auge flog an mir vorüber. Sonst mochte es an Schärfe hellsichtiger sein, als das des Adlers. Damals aber, das gewahrte ich wohl, bemerkte es nichts von den Dingen dieser Erde; es war in die unergründlichen Tiefen der Brust des Mannes versunken, dem es eignete, und schaute nur das, was darin werden und dem Lichte zudrängen wollte . . .

Der Tag war hell; mich aber fröstelte, als wäre kaum die schwerste Hagelwolke über die Sonne gezogen. Hinter ihm drein riß es mich. Er betrat die

Kirche; die Pforte fiel zu, und ich hörte, wie sie verriegelt ward. Da half mir der Küster; er ist mein Gevattersmann und ließ mich nach vielen Bitten und mit mancher Warnung ein. Sorglich verbarg ich mich. Und ich habe fortab manchen lieben Tag dort verbracht.

Auf lebendigem Fels ist der Hochaltar unserer Kirche errichtet. Besieh ihn, und du wirst staunend die Umrisse und Anfänge einer Pietà ins Gestein gehauen finden. Züge höchster Schönheit hat die Unvollendete — denn Michelangelos Hand hat sie zu bilden versucht, und ich allein war Zeuge, wie er daran schuf. Vom ersten Meißelschlage ab. Noch entsinne ich mich des ahnenden Schreckens, der mich durchlief, als er den Arm entblößte — was der vermochte in seiner ehernen Kraft, das konnte ich, meines leichteren Werkzeuges gewohnt, kaum jemals vollbringen. Umsonst suchte ich nach einem Abrisse — er hatte keinen bei sich; nur nach dem, was in ihm lebte, wollte er dies ungeheuerliche Werk vollbringen. Und sicherer als einer, der den völlig hergerichteten Stein vor sich hat, ging er daran. Ich sah Splitter um ihn stieben, hörte die harten, schnellen Hiebe wider den Felsen klirren. Was aber Michelangelo in jenen Stunden durchgelebt, das zog gedämpft und nachhallend durch meine Brust. In seinem Antlitz, da er sich ganz unbeachtet hielt, spiegelte es sich wider; da flammte die höchste Freude an der eigenen Kraft und Kühnheit, da sprach übermenschlicher Stolz bei jedem Gelingen, da zogen Schatten auf, tiefer, als ich sie mir erdenken gekonnt. Bis endlich das schwerste Verzagen auf seiner Stirne dunkelte; da mußte ich erseufzen. Er aber schrak zusammen bei diesem Laut; heftig und

grimmvoll sah er sich um; sein Geräte warf er von sich und stürmte ins Freie.

Ich aber verzog ein Weilchen, ehe ich ihm bedacht und vorsichtig folgte. Es ging zu Abend, und ein feines, bläuliches Wallen stieg auf und umzog die Fernen der Stadt zu; es verschlang mir ihn, der ohne jeden Abschied noch Urlaub Palestrina verließ. Ich meines Teiles wendete mich heimwärts, in meine Stube trat ich und atmete recht stark. Die Kinder hob ich zu mir auf und küßte sie — die Armen, sie erstaunten fast darüber, so lange hatt' ich's nicht mehr getan; mein Weib zog ich so fest an mich, daß sie errötete. Darüber lacht' ich — seit Wochen das erstemal. Dann sah ich zum Tische; ein Gefäß stand darauf mit einigen Blumen, mit denen Ghita ihre Freude hat. Eine Blase stieg aus dem Wasser, ich sah sie leidlos bersten, ob sie mich gleich an meine Träume erinnerte. Denn ich wollte nichts mehr; ich hatte erkannt: meine Seele war zu schwach, jene Wonnen zu empfinden, die den Meister bewegten, kam ihm ein Gedanke, wert, daß er ihn vollführe; die Stürme aber, welche in ihm tosten, wenn ihm wieder ein Hoffen zerrann, mußten meine schwächere Brust sprengen . . .

Jenes Werkzeug aber, mit dem er den Hieben seines Meißels Wucht und Nachdruck geliehen, verwahre ich. Es gleicht einer Keule und ist aus Olivenholz. Ich will daraus ein Bildwerk schnitzeln, und das soll so gut geraten, als es meine geringe Kraft irgend vermag: den Heiland am Kreuze mit den beiden Schächern ihm zur Seite. Und ich hoffe, Michelangelo wird mir verzeihen, wenn ich dem bußfertigen und erlösten Sünder etwa

seine Züge leihe. Denn mir däucht, wer sich so ganz der Kunst und ihr allein zu eigen gibt, der ist an ein gar hartes und martervolles Kreuz geschlagen. Er erkenne das nun selber oder nicht.

— ———

Die Tochter Fortunats

Unter allen Geschlechtern Ravennas konnte sich kein einziges in irgend einem Betracht mit den Malespina vergleichen. Ihr Reichtum überstieg alles Maß; ihr Adel war so alt und ihr Blut so rein, daß kein anderer Stamm neben ihnen genannt werden durfte. Mit dem Hause der Da Polenta waren sie nahe verwandt; so teilten sie die Macht der Gewaltherren, dann freilich auch den allgemeinen Haß, als die Zwingherrschaft gefallen war und nur noch die Malespina übrig blieben und alle überragten und allen bedrohlich waren durch die Größe ihrer Schätze und das Finstere ihrer selbstgenügsamen Sinnesart, die sie verhinderte, etwas zu tun oder auch nur zu versuchen, was die Abneigung ihrer Mitbürger vermindern gekonnt hätte.

Am höchsten gestiegen waren die Habe und das Ansehen des Hauses unter Herrn Guido dem Alten, dem Schwestersohne Guido da Polentas. Herr Guido hatte sechs Söhne, von denen der älteste nach ihm benannt war, während der letzte Fortunatus hieß. Nur diese zwei blieben ihm; fast zu Männern erblüht, hatte ihm der Tod die anderen genommen. Um diese nun trauerte er so unmäßig, daß er darüber lange Zeit nicht achtete, wie zwischen Guido und Fortunatus ein immer heftigerer

Haß mit den Jahren großwuchs. Gleich allen Malespina hatte auch Herr Guido der Alte ein schweres Herz. Sein Sinn war vergangenen Leiden verpfändet; die Zukunft erschien ihm immer bedrohlich, und die Schatten, die sie vorauswarf, verdüsterten so sehr seine Seele, daß ihm die Gegenwart, ihr Genuß und selbst der Mut des Handelns darüber verloren gingen. Er erkannte wohl, daß die Feindseligkeit der Brüder den Fortbestand des Geschlechtes bedrohe, welches durch das Uebelwollen aller Ravennaten ohnedies schon genug gefährdet war. Dem vorzubeugen aber reichte seine Kraft nicht aus. Auch hätte da keine Abwehr frommen können; denn die beiden waren zu ungleich geartet, und kaum je hat ein widerstrebenderes Brüderpaar auf dieser Erde geweilt als Guido, der rohe, kraftvolle Freund der Schenken von Classis, und Fortunatus, der schwächliche Spätling der Liebe seiner Eltern, welcher am liebsten über seinen Büchern saß.

Als dann auch ihr Vater sich zu seinen Toten gesellt hatte, blieben Guido und Fortunat allein in dem ungeheuren Hause der Malespina, das der Kirche von San Francesco gegenüber liegt. Beide waren unvermählt; der eine, weil sich nicht leicht eine Ebenbürtige entschlossen hätte, das Weib Guidos zu werden, während ihn Stolz und Habsucht abhielten, eine Unadelige oder Arme heimzuführen, der andere seines siechen Leibes halber. Neben ihnen schaltete ein stilles Geschöpfchen, die Tochter einer fernen Anverwandten, Maria mit Namen. Dieser nun stellte Guido nach; er setzte ihr mit rohen Worten zu und bedrohte mit rohern Fäusten das Mädchen, das dennoch nie klagte, das schweigend das

schwere Los trug, welches das Schicksal über sein Haupt verhängt hatte. Denn Maria war fromm und hilfsbereit; sie gewann selbst noch Zeit, auf Fortunats kleine Leiden zu horchen, und bemühte sich dabei doch immer, ihre tiefen Schmerzen vor ihm zu verbergen. Eine reine Neigung, deren jeder, zumal der Verwaiste, bedarf, verband ihre Seelen. Nur einmal übermannte sie ihr Kummer doch. Das war am Abend, und Fortunat hatte sie gefunden, wie sie in einer Nische kauerte, die Hände vor das Antlitz geschlagen und Träne um Träne zwischen schmalen Fingerlein verrinnen lassend, während ein Schluchzen, dem eines kranken Kindes gleich, dabei ihre junge Brust hob. Sie wies ihm, als Fortunatus nach der Ursache ihres Grames fragte, schweigend ihre Arme; große runde Flecke erzählten vom unbarmherzigen Greifen einer Männerhand. Er wollte sie trösten; sie aber schüttelte in stummer Abwehr das Haupt. Und als er mit guten Worten weiter in sie drang, da lachte sie bitter: „Mich gelüstet's dort nicht nach Trost, wo mir keine Hilfe werden mag. Würde ich zu Gott beten, hielte ich ihn nicht für stark . . ?“

Was sich in jener Nacht zwischen Guido und Fortunatus begeben hat, das weiß niemand; denn die Türen im Hause der Malespina sind stark und seine Mauern fest. Doch als der Morgen zaghaft aufstieg, fanden die Knechte den starken Guido verröchelnd in seinem Gemache, und Herr Fortunat war samt Maria verschwunden. In der Brust des Wunden haftete ein Dolch. Herr Andrea Malespina, der Arzt, beider Vetter, besah ihn und verbarg dann die reich mit Edelsteinen geschmückte Waffe ernsthaft in seinem Kleide, ohne daß einer einen

Einwand oder auch nur eine Frage gewagt hätte; denn sie fürchteten sich alle vor dem finsteren und verschlossenen Manne. Niemand weiß auch, wo sich die Flüchtigen hingewendet, noch welche Lande sie in schweifendem Elend durchzogen haben; niemand, welche Macht sie zusammengetan, ob ein Pfaffe, geweiht nach den Sätzen der Kirche, ob bloß gemeinsamer Jammer und die Not der Irrsal. Kein Segen konnte auf dem Bunde liegen, den Bruderblut gekittet: ihn mußten immer das Bewußtsein eigener Verschuldung und der Anblick von Marias Leiden peinigen; an ihr aber nagte der Vorwurf, daß ihn ihre Klagen zur unseligsten Tat getrieben hatten. Verborgen ist, wo das Weib begraben liegt. Nur als Fortunat nach vielen, vielen Jahren heimkam, ein früher Greis und so scheuen Blickes wie der gehetzte Wolf, ging an seiner Seite ein Mägdlein, das Marias Augen im schmalen Gesichtchen trug und aus ihnen bang und befremdet in die fremde Welt sah.

Dies war Renata, und aus solcher Ehe war sie geboren worden.

In unglücklicher Stunde hatte Fortunat die Heimat verlassen; dennoch war sie gesegneter als jene, welche seine Wiederkehr sah. Denn er fand keinen Freund mehr und nur einen seines Blutes: Herrn Andrea, den Arzt. Das große Sterben und die große Schlacht hatten alle Malespina weggerafft; Fremde waren mit ihrer Habe begabt worden, zumeist aber der einzige ihres Stammes. Dieser saß gerade damals, ein habsüchtiger, harter, unbeweibt alternder Mann, auf dem Stuhle des Podesta von Ravenna, und nur vieles und inständiges Bitten vermochte es über ihn, daß er dem Vetter Dul-

dung in der Stadt und das verhieß, was ihm zum Leben notwendig wäre, sofern sich der still und bescheiden halten wolle, wie es Gebannten gezieme; denn noch schwebe Blutschuld über seinem Haupte, in frevelnder Stunde heraufbeschworen und durch keinen Lauf der Jahre auszutilgen. Ein Häuschen auf der Straße nach Classis, nahe den Sümpfen, deren giftiger Hauch allabendlich schwelend aufstieg, wies er ihnen an. Dort, kaum vor Hunger geschützt, den Stachel bitterster Enttäuschung im Herzen, betrogen um die einzige Hoffnung, welche ihn durch Jahre der Pein noch aufrecht erhalten, verträumte Fortunat müßig seine Tage und erwuchs Renata, ein stilles, den Menschen abholdes Geschöpf. Im Hochmut hatte sie der Vater erzogen, ihr erzählt, daß ihr Geschlecht in Ravenna Königen gleich geachtet werde. Nun sah sie's! Bettelhaft mußten sie leben, ausgeplündert und verachtet obendrein. „Von Dieben!" knirschte sie dann. Oder sie besah das Wahrzeichen ihres Stammes, den Hagerosenzweig, der über der Tür nickte. „Die Dornen stechen hart, wo sind die Rosen?" flüsterte sie dann. Niemals hatte sie in der Fremde Umgang mit Kindern gehabt, ihr einziger Verkehr war ein verstörter Mensch gewesen; niemals mütterliche Liebe gekannt, und nur als ein blutloser Schatten schwebte Marias bleiches Bild durch die Träume ihres Töchterleins.

Es bangte Renate vor der Zukunft, die kaum besseres bringen konnte; ihr schauderte vor der Vergangenheit und ihren Entbehrungen, und die Gegenwart war ihr verhaßt. Tag nach Tag verstrich, einförmig und voll Sorgen um einen Hinsiechenden; keiner ging, der nicht einen neuen Stachel in die wunde Seele gesenkt, keiner,

der ihr nicht eine neue Demütigung gebracht hätte. Das schwere Herz der Malespina war in ihrer Brust erwacht und schlug mit starken Schlägen. Dazu aber sprach der Stolz ihres Blutes laut in ihr. Sie wußte genau, wie große Opfer sie ihrem Vater bringe; sie ermaß den Wert ihrer Pflege, jedes Bissens, den sie sich abbrach und ihm zuwendete. Das alles tat sie gern und wußte doch, daß es nicht aus Liebe geschah; sie haßte jede Lüge, auch die gegen sich selbst; und oftmals rückte sie in ihren Gebeten dem Himmel vor, wie vieles er ihr schulde.

Nur eines vollbrachte sie ungern für den Vater: den Weg nach Ravenna. Denn der Oheim war karg, und selbst um das Wenige, dessen die beiden bedurften, ließ er sich mahnen und bitten. Oft mußte sie im Vorzimmer harren, während sie doch wußte, der ganze Palast mit aller Herrlichkeit gehöre eigentlich ihr zu und nicht dem, der darin gebot. Verglich sie dann ihre Armseligkeit mit dem schweren Prunk, dem Erbstück von Jahrhunderten, der hier entfaltet wurde, dann quoll ein heißer Ingrimm in ihr auf, und eine bittere Verachtung murrte gegen den, der in ungerechtem Gut so stolz schaltete.

Dabei konnte sie nicht einmal unbehelligt ihrer Wege gehen. Wenn sie erschien, sammelten sich Bubenrotten, und ein häßliches Schimpfwort klang hinter ihr her. „Hexe!" riefen sie ihr nach. — „Ich wollt', ich wäre es," murmelte sie, als es zum erstenmale an ihr Ohr drang. Eine böse Lust am Verderben anderer regte sich in ihr. Alle Welt glaubte sie zu hassen: Herrn Andrea, ihren Vater, dem sie diesen neuen Unglimpf verdankte — denn er hatte unter unbrauchbarem Gerümpel

alchimistisches Gerät entdeckt und brütete nun unablässig über Retorten und Kolben, sodaß man ihn den Hexenmeister, sie aber das Herlein nannte —, zumeist aber grollte sie dem Anführer jener Knabenscharen.

Er hieß Renatus, und eigentlich hätte er längst nicht mehr zu ihnen gehört. Um mehr als Hauptes-länge ragte er über die Gesellschaft hinaus, in der er sich doch gefiel. Es war eben ein leichtfertiger Geselle; unter dem Blondhaare, das wirr und kraus in seine Stirne fiel, schlummerten übermütige Gedanken. Seine braunen Augen leuchteten nur dann in vollem Schelmenlicht auf, wenn er jemanden recht quälen konnte. Dabei war er schön, stark und von gelenken Gliedern, und niemand konnte ihm ernstlich gram werden, selbst der nicht, dem er gerade erst den ärgsten Possen gespielt. Auch wußte man wohl, daß er nicht aus Bosheit derlei verübte; er ließ sich nur von jedem Windhauche treiben, der über die leicht bewegliche Fläche seiner Seele dahin fuhr. Renata aber erwog das nicht; sie hätte dergleichen in ihrer starren Sinnesart, die ernsthaft und unverrückt nach ihren Zielen hinstrebte, gar nicht verstanden, und so zürnte sie ihm wie dem Himmel, der ihr die Vergeltung weigerte. Sein Ohr aber ist taub für trotzige Drohung. Es blieb auch Renates Herz verschlossen in all diesen Jahren, in denen sie zur Jungfrau heranreifte, wie in der kurzen Zeit, die ihr dann noch zu leben vergönnt war.

Eine einzige Freude allein war Renate in diesen Jahren beschieden. Es kamen Tage, an denen Fortunat seiner alchimistischen Bestrebungen vergaß. Dann erwachte die reiche Zärtlichkeit seiner jungen Jahre, und

es dämmerte ihm wohl auch die Erkenntnis auf, wie vieles er seinem Kinde verdanke, das ihm selbst das geringe Behagen dieses Greisenalters nur durch rastloses Mühen bereiten konnte; denn alle Arbeit ruhte auf den Schultern Renates. Er gab ihr dann süße Namen, flüsterte ihr Schmeichellaute ins Ohr, wie er es dereinst mit der unseligen Maria gehalten hatte, und sie ließ es sich gern gefallen, wenn er ihr mit der Hand über das reiche, glanzlos schwarze Haar strich. In solchen Stunden konnte auch Renates Auge aufleuchten, dessen Farbe so seltsam war. Denn tagsüber schien es grau; im Dämmern aber wurde es braun und stand dann fast übergroß in dem bleichen Gesichtchen. Der Vater erzählte dann wohl von fernen Landen, die er gesehen, von Venedig, dessen Kaufherren den Fürsten gleichen, von Byzanz, wo der Tag des Christentumes vor dem Schimmer des Halbmondes untergehen mußte, von Genuas Glanz und den Schätzen Trapezunts, die wie Ravennas Ruhm geschwunden waren; ihm waren alle Straßen bis fernhin nach Spanien vertraut, und selbst den Boden des heiligen Landes hatte er betreten. Wenn auch die Tochter dies alles mit ihm geschaut, so war das doch so lange her und sie damals noch in so zarter Kindheit gewesen, daß ihr alle die Wunder verwirrend und beängstigend durcheinander verrannen. Und wie verstand der Vater zu erzählen! So wenig er es jemals begriffen, nach Kaufmannsart Schätze zu sammeln, wie er es gesollt hätte, so gut hatte er das erfaßt, was ihm der Beobachtung wert erschienen war. So erweiterten denn die Bilder aus der Fremde Renates von der Heimat bedrängte Brust. Auch sprach er Verse, die des Mannes zumeist,

der der verdüsterten Sinnesart dieser beiden am besten entsprach: Dantes, der als Verbannter oft die Gastfreundschaft der Malespina genossen, des großen Toten von San Francesco. Aus dem Gedächtnis, mit heiserer Stimme und oftmals nach Worten suchend, die ihm entfallen, holte er die Gesänge hervor. Schwer und wuchtig erklangen die Terzinen, und Bilder von gewaltigem Fehlen, riesenhafter Sünde, unendlicher Buße entzündeten sie in ihr, die sich, von der trauervollen Not des Alltags angeekelt, längst auf sich selbst zurückgezogen hatte. Sie sehnte sich danach, ähnlichen Menschen zu begegnen, wie es diese Sünder gewesen; ach! und was sie umgab, das war kleinliches Krämervolk und zu feig für starke Missetat, zu schlecht für rechte Tugend.

Dabei aber widerfuhr Renate eines, das sie befremdete und mit sich selbst hadern ließ. Als sie zum erstenmale aus dem Munde ihres Vaters die Kunde vom bittersüßen Geschick Francescas und Paolos aus Rimini vernommen hatte, da stand vor der nur allzu lebendigen Einbildungskraft des Mädchens, das längst dem Geiste nach und nun auch gemach nach dem Alter die unbewußte Kinderzeit überschritten hatte, klar jener Augenblick des heißesten Umschlingens der beiden. Ihre eigenen Züge trug Francesca; dem andern aber saß ein freies Haupt, umwallt von krausen blonden Haaren, auf breiten Schultern. Sie konnte diese Gestalt nicht verscheuchen, so sehr sie sich auch mühte; denn das erste, unbestimmte Sehnen bewegte eben ihre Seele und lieh sich Gestalt und Antlitz von dem, den sie so oft sehen mußte. Auf allen Pfaden begegnete ihr nämlich Renatus. Und wenn dann das Dunkel kam und sie stand allein im

Freien, dann breitete sie die Arme sehnend aus, ohne doch zu wissen, was sie zu umfassen begehre.

Wer jemals Italien verlassen hat, um sich dem Norden, den Alpen, zuzuwenden, der wird befremdet ein neues Wunder gewahren: die Tannen, welche ihn hochstämmig und mit mächtigem Rauschen begleitet haben, verschwinden ihm allgemach, während er höher und höher steigt. An ihrer Stelle aber kriecht, der Jochhöhe nahe, ihr verkrüppeltes Geschwistergeschlecht hervor. Es ist niedrig von Wuchs, und seine Nadeln sind struppig; aber kein Sturm, so gewaltig sie auch über diese Gipfel dahinbrausen mögen, kann diese Stämmchen brechen; auch der endloseste Winter versehrt ihre Triebkraft nicht; die Schneide der Axt wird stumpf an ihnen, und es brechen selbst die Zähne der Säge, welche daran nagt. Legföhre nennen die Bewohner jener Wüsteneien den Baum. Einer solchen Legföhre gleich erwuchs Renates Geist. Aller Bitternisse und aller Schauer war er kundig; er ertrug lebenszäh, was sonst niemand überdauert hätte. Die freie Entwickelung aber, das stolze Aufstreben blieben ihm versagt; das war erstickt worden unter dem, was sie in den Jahren nach ihrer Heimkehr erfahren und erduldet hatte. So wurde sie beharrlich im Hasse, selbstgenügsam im Lieben; mit festen Wurzeln umklammerte sie das karge Erdreich, aus dem ihr Liebesbedürfnis seine Nahrung saugen mußte; zunächst ihren Vater, so wenig sie selbst es glaubte. Die Freudigkeit des Lebens begriff sie freilich nicht, vielleicht darum, weil die letzte Malespina ihrer nimmermehr bedürfen sollte.

Dabei aber bemerkte Renate dennoch, daß sich nicht

mehr wie früher Schmähworte an ihre Fersen hefteten, wenn sie in Ravenna erschien. Jene Kinder, welche sie verhöhnt, waren mittlerweile zu Jünglingen herangewachsen. Dafür wurde aber das Mädchen durch ein anderes belästigt: es fühlte allenthalben, auf jedem Gange die Augen der Jugend der Stadt und selbst die manches Alten auf sich gerichtet. Feindselig, meinte die Mißtrauische, die neue Anschläge dahinter witterte. Und doch war es ein anderer Grund: die dunkle Wunderblume ihrer Schönheit war aufgebrochen, und ihr Anblick berauschte jeden, der die Tochter Fortunats erschaute.

Den Tag, an welchem sie sich ihrer Anmut bewußt wurde, sollte Renate aber wiederum niemals vergessen, so wenig wie den ihrer Heimkehr, und in gleichem Sinne.

Dem Mittag zu hatte sie ihre Heimstätte verlassen, um Herrn Andrea aufzusuchen, mit dem, wie ihr schien, seit kurzer Zeit eine ganz sonderbare Wandlung vorgegangen: er begegnete ihr schier allzu freundlich und war freigebiger als je zuvor. Er versuchte selbst mit seinem Nichtchen zu scherzen, so ernsthaft ihn Renate dabei auch immer anblickte. Das erschwerte ihr einen Gang, der ihr allezeit hart genug angekommen war. Und wie sie nun an jenem Herbsttage so dahinschritt und dabei nach ihrer Gewohnheit über Andreas Benehmen und über manches andere nachsann, das sie in der jüngsten Zeit befremdet oder geängstigt hatte, da trat ihr etwa halbwegs ein Mann in den Pfad. Er wollte ihr mit heiterem Gruße nahen, doch das Wort erstarrte ihm auf den Lippen, als er gewahrte, wie sie mit weit geöffneten Augen, die an ihm vorbei ins Leere starrten, vorüberzog,

ohne die Wimper zu senken, ohne ihn zu beachten. Und dennoch hatte sie ihn schon von weither an den Schlägen ihres Herzens erkannt. Renatus Spada sah ihr nach; die Brauen zusammengezogen, die Hand immer noch auf dem Schwertknauf, wohin er sie zu höfischem Gruße gelegt hatte, verfolgte er mit zornigen Blicken die Gestalt, bis ihm im Palast der Malespina diejenige entschwand, die zu halten er nicht gewagt hatte.

Jene Begegnung aber berührte Renate wie ein Zeichen von übler Vorbedeutung. Eine dumpfe Beängstigung überfiel sie, und sie nahte zaghaft und beklommen dem Oheim, der sich an jenem Tage sogar zu einem Lächeln zwang, das sein durch Studien und Nachtwachen entfärbtes Gesicht doppelt unheimlich erscheinen ließ. Zum erstenmal wies er ihr alle Räume des Hauses ihrer Väter, zeigte ihr beflissen alle seine Schätze und fragte, ob die nicht selig zu preisen sei, der einmal alle zu eigen wären. Sie kamen dabei an einem hohen Spiegel, einem köstlichen Werke, wie man sie nur in Venedig zu bereiten versteht, vorüber; er forderte sie auf, hineinzuschauen, und sprach, auf ihr Abbild deutend: „Sieh, das Schönste, was die Malespina je besessen haben." Er bemerkte nicht, wie widerwillig sie ihm folgte und horchte; sie aber empfand, als sie sich nach einem Schlüssel bücken mußte, der ihm entfallen war, wie sein lüsterner Blick begehrlich die Linien ihres zierlichen Körpers entlang glitt. Ein zorniges Rot färbte dabei sacht ihre Wangen. Das war ein anderer Haß, als den sie gegen Renatus zu empfinden glaubte, was jetzt mit dumpfem Ekel in ihr sprach. Als der Oheim dann fragte, wie es Fortunat ergehe und was er treibe — er

hatte sich volle vier Jahre zu dieser Frage Zeit gelassen —, seinen Entschluß kund tat, sich schon am nächsten Tage selbst von dem Befinden des nächsten Verwandten, den er besitze, zu überzeugen, da umschnürte ein ahnendes Bangen stärker und stärker die Brust des Mädchens. Sie vermochte kaum ein kurzes: „Wie es dir gefällt, Herr!“ zu stammeln; es war ihr unmöglich, ihn Oheim zu nennen. Sobald sie nur konnte, eilte sie fort; in die Kirche San Francesco stürmte sie, und dort, vor Dantes Grabmal, kniete sie nieder und schrie in heißen, wirren, lästerlichen und doch auch unendlich frommen Gebeten, die ihr nicht Linderung und nicht Erhörung brachten, zum Herrn des Himmels.

Während aber ihr schwacher Vater, der seit geraumer Zeit nur noch zwischen Entzücken bei der kleinsten Hoffnung und Verzweiflung über sein ewiges Mißgeschick hin- und hergetrieben wurde, auf die Kunde von dem unverhofften Gaste hin die tollsten Zukunftspläne wagte, ließ Renata ihr Angesicht in beiden Händen ruhen, und dunkle Schauer einer nächtigen Zukunft bewegten sich ihr tief im durchfröstelten Gemüt.

In dieser Nacht berührte kein Schlummer mit linder Hand die Augen Renates. Vergeblich bemühte sie sich zu ergründen, wovor sie sich denn eigentlich so sehr ängstige. Ihr war dumpf und trüb, und sie konnte das Nächstliegende kaum zu Ende denken. Renatus kam ihr in den Sinn; an diesem Feinde hatte sie ernst und stolz vorüberschreiten dürfen, ohne daß ihn auch nur der Saum ihres Gewandes berühren mußte. Desto näher wollte ihr dafür nun der andere kommen, und den zu bannen mochte die Gewalt ihres Blickes kaum mehr ge-

nügen. Aengstlicher atmet kein Vögelein in der Faust seines Fängers, als es Renate in diesen Stunden tat; manchmal stieg ihr ein tränenloses Schluchzen auf, und sie bezwang es gewaltsam. Im gleichen Zimmer mit ihr schlief Fortunat; seit langer Zeit zum erstenmal friedlich. Sonst hatte sein wirres Aufschreien aus bangen Träumen ihr oft die Ruhe verstört, und die Stolze wollte nicht durch den Ausbruch ihrer Schmerzen den leichten Schlummer von den Wimpern des Greises verscheuchen.

Langsam und träge zerrann das Dunkel, endlos war es bis zum Hahnenruf, der ihr gestattete, sich vom Lager zu erheben. Vieles hätte sie zu verrichten gehabt; aber sie war lässig wie noch nie. Ihre überwachten Augen spähten immer der Stadt zu, einem müßigen Hinbrüten folgte eine unnatürliche Emsigkeit. Sie fiel selbst Fortunat auf, dem die Hoffnung wiederum auch für fremde Angelegenheiten den Blick erschlossen hatte. Nichts wollte Renate gedeihen; und als endlich der Abend sank und mit ihm Andrea erschien, nachdem die Sorge des Amtes den Podesta und die Kranken den Arzt entlassen hatten, da war es in der kleinen Behausung der beiden zum erstenmale noch ebenso öde und trostlos wie in der Seele der Tochter Fortunats.

Sie hatte sich beim Eintreten des Oheims entfernen wollen; der aber winkte ihr zu bleiben. Für diesen Gang hatte er sich nach Kräften herausgeputzt; sonst trug er den Talar der Aerzte, heute schmückte ihn ein reiches, ritterliches Gewand, das ihn freilich nicht jünger noch schöner machte. Er ließ sich nieder, und alle schwiegen bänglich. Umsonst suchte Herr Andrea die Stille zu brechen, indem er das Mädchen scherzhaft schalt, weil

es ihm verborgen hätte, wie arm ihre Wohnung an den notwendigsten Dingen zum Behagen sei; sie wisse doch, daß ihm nur allzu vieles ungenutzt verderbe. Um den Mund Renates lag dabei ein verächtliches Lächeln: Herr Andrea log also auch, denn sie hatte ihm nur zu oft dieses Leid, das sie besonders bedrückte, geklagt. Sie erwiderte aber nichts, und die drei verstummten abermals; Renate in der tiefen Fensternische, in der sie stehen mußte, weil sie keinen dritten Stuhl mehr besaßen, in furchtsamer und doch trotziger Erwartung; Fortunat in ahnender Hoffnung, in die dennoch als bitterer Tropfen etwas von der sichtlichen Bängnis Renates überfloß; Herr Andrea endlich, weil er noch immer nach einem passenden Eingang suchte. Es verwirrten ihn auch die vier Augen, welche gespannt und erwartungsvoll auf ihn hinblickten, und vielleicht fiel ihm in dieser Stunde doch das Unsinnige des heißen Begehrens ein, das ihn, den an Büchern und über Krankenbetten Ergrauten, so plötzlich überfallen hatte. Ein letzter Sonnenstrahl fiel noch durch das Fenster; er lief über Renates Scheitel hin — die schweren Wellen ihres Haares erschimmerten leise wie goldgetönt darunter — und glitt dann auf Herrn Andreas Haupt.

Der Podesta atmete erleichtert auf. Diese leuchtende Brücke, die sich so zwischen ihm und Renate spannte, schien ihm ein günstiges Vorzeichen. Er hub an. Auf weitem Umwege näherte er sich seinem Ziele; von der Verödung sprach er, welcher der alte Stammsitz der Malespina nun anheimgefallen sei. Er schilderte, wie einsam und unglücklich er hause, trotz der Schätze, die ihm teils durch Erbschaft, teils zum Lohn für seine Kunst

geworden seien. Ihm fehle es am Sonnenlichte, und das wolle er gern in sein düsteres Heim tragen. Er gedachte auch seiner Pflicht, das Erlöschen des alten Stammes zu verhüten. Hier stockte ihm der Fluß der Rede wieder: vor der immer ängstlicheren Erregung Fortunats, vor Renates Rätselaugen, die ihn mißtrauisch belauerten. Er ermannte sich; noch sei er rüstig und könne eine gesparte Kraft seiner Gattin darbringen. Wo aber die Ebenbürtige finden? Dem Malespina zieme bloß die Malespina . . .

Fortunat fuhr auf: „Aber dein Alter, Oheim? Renata ist fast noch ein Kind, und du . . .“

„Ich weiß wohl, ich bin ein Greis. Zu mindest den Haaren nach, und nur nach ihnen kannst du Törichter urteilen. Sei du klüger, Renata. Erwäge wohl; ihr seid gebannt, du wie dein Vater, und nur meine Hand beschützt euch. Aber dieselben, welche die Hilflose meiden und ihr nachstellen, die werden der Gattin des Podesta die Schuhe küssen. Du bist stolz — ich biete dir Ehren. Du bist arm — und Reichtümer, ungemessen und unerschöpflich, sollen dein werden. Erwäg's wohl.“

In Fortunat war es ganz licht und hell geworden. Er erkannte klar das Unerhörte des Ansinnens, das der Oheim an sein Kind stellte. Er richtete sich auf, mußte sich stützen dabei, denn seine Füße konnten ihn vor Erregung kaum mehr tragen: „Sprich nicht, Renata,“ rief er heiser und hastig, „ich leide es nie und nimmer!“

Renata hatte die Hände über der Brust gekreuzt. Nun fielen sie langsam hernieder. Sie horchte so ruhig und besonnen, als ginge es um das Geschick der Fremdesten, und keine Spur von Beklemmung war mehr in

ihr. Es war allein das Geheimnis gewesen, das sie ängstigen gekonnt; das war verflogen, und sie war nun wieder still und fest und selbst freudig, daß der Vater ihr zuliebe doch eines starken Wortes fähig war. Die Blicke des Oheims hingen bangend und dennoch voll Begehrens an ihr; sie aber regte sich nicht, und nicht einmal die langen dunklen Wimpern ihrer Augen zuckten, als Andrea in beweglichem Tone bat: „Hör' nicht auf ihn! sprich du, Renata. Willst du mein werden?"

„Nein." Schwer und einsilbig klang es durch das Gemach.

Herr Andrea erhob sich. Draußen war auch der letzte Sonnenschimmer erloschen, und im Zwielichte sah er sehr müde und greisenhaft drein. Noch eine Weile lang harrte er auf eine neue Antwort. „Es ist gut so," sprach er dann. „Ich erkenne nun selbst, daß ich für Renate allzu alt bin. Oft schien es mir schon früher, als drücke die Last der Jahre, die ich tragen muß, der Ehren, die mir aufgebürdet wurden, doch fast zu schwer auf meine Schultern. So wollte ich die Jugend in mein Haus führen, damit mein Herz an ihrem Widerscheine erwarme. Sie ist mir verweigert worden. So werde ich denn auch fürderhin so einsam leben, wie ich es schon gar lange tue. Aber ich kann nicht mehr Podesta von Ravenna bleiben, und meine Hand kann niemandes Haupt mehr beschützen. Es ist Zeit, daß ich mein Haus bestelle und mein Gewissen erleichtere; die Bürde, die ich so lange mitgeschleppt, bedrängt meine Seele, und ich kann sie nicht länger tragen. Ich könnte dahingehen, bevor ich ihrer entledigt wäre. Ich selbst habe niemals Uebles getan — doch habe ich dazu geholfen, daß eine

üble Tat verhohlen blieb. Diesen da" — den Dolch riß er von der Seite und warf ihn auf den Tisch, daß es klirrte, und seine Stimme schwoll an in Erregung — „muß ich denen zeigen, die es angeht, muß berichten, wo und wie ich ihn fand, damit das geschehe, was des Rechtes ist . . ."

In qualvoller Angst vernahm Fortunat das. Jener stumme Zeuge rief ihm ein längst verblaßtes Bild wieder ins Gedächtnis: ein grauenvolles, ungleiches Ringen, in dem der Schwächere Sieger geblieben war, sah er wieder, vernahm wieder ein Todesröcheln. Und entsetzt schrie er auf: „Dann muß ich sterben, Andrea! Durch das Beil sterben."

„Du sagst es."

„Erbarm' dich und schweige."

Keine Antwort kam. Man hörte nur, wie sich die zögernden Schritte Andreas der Tür zu bewegten. Ihm folgte Fortunat laut jammernd; und schon waren die beiden der Schwelle nahe, als ein lauter Ruf hinter ihnen her erklang. Renata war vorgetreten und stand nun starr, finster und todesbleich in der Mitte des Raumes. „Andrea," rief sie, und er blieb stehen. Sie aber beachtete ihn weiter nicht; nur auf ihren Vater ging sie zu und küßte ihn auf beide Wangen: „Dir soll das Leben erhalten bleiben, an dem deine Seele so sehr hängt. Ich bin dein, Andrea!"

Andrea trat wieder näher: „Glaub' mir, es soll dich auch nie gereuen!"

„Mich wird nichts gereuen, was ich jemals tue. Das merke dir, Oheim."

Der Greis näherte sein Haupt dem ihrigen: „Das Pfand der Verlobung!“ bat er.

Sie lächelte verächtlich: „Seit wann begehren die Malespina Pfänder wie wuchernde Lombarden? Das ist hier nicht notwendig. Hole Dispens von Rom; ich bin dein und ich bleibe es.“

So hat Herr Andrea die Hand der Tochter Fortunats gewonnen, sich zum Unsegen, dem Mädchen aber zum Fluche. Renate aber war es, als wäre mit diesem letzten, größten Opfer, das sie für ihren Vater bringen mußte, wieder die ganze, unendliche Liebe ihrer Kinderzeit, als er ihr noch in der Fremde wie der herrlichste aller Menschen erschienen war, in ihre Brust eingezogen. Sie konnte für ihn nichts mehr dahingeben, nachdem sie dieses auch getan. Und so tröstete sie ihn, als er zu weinen begann, sein Leben verfluchte und dem Oheim nachstrebte. Wie eine Mutter dem kranken Kinde zuspricht, so hielt sie es mit ihm. Sie ließ sich selbst liebkosen. Als aber dann Fortunats Geist, wie er sich denn in den jähesten Sprüngen gefiel, wieder die Vorteile dieser Verbindung rühmen wollte, da lächelte sie nur. Ihren Vater aber überkam es wie Grauen, als er dieses Zucken ihrer schmalen Lippen gewahrte.

Bis in die späteste Nacht saßen die beiden beisammen: denn es war kein Zweifel, daß der Podesta eilen würde, sein junges Weib heimzuführen, und so wollte es Renate fast scheinen, als gehöre sie nur noch diese Nacht ihrem Vater ganz an, und es bedünkte sie plötzlich das, was sie ihm zuliebe getan, doch gering neben der Last, die so lange und so wuchtig in der Pein seines Gewissens, in der ungewohnten Not auf ihn gedrückt

hatte. Das konnten nur verdoppelte Liebesbeweise, in die kürzeste Frist zusammengedrängt, wieder gutmachen. Sie zwang ihn, sich zur Ruhe zu begeben, und ließ ihm ihre Hand, die er erfaßt hatte, als wolle er sich vergewissern, daß sie ihm noch nicht verloren sei. Während sie aber über seinen Schlummer wachte, zog ein befremdliches Spukgesicht vor ihren ermattenden Sinnen auf; in langer Reihe schritt ein stattliches Geschlecht an ihr vorüber. Allesamt waren sie hochgewachsen, und ihre Zahl war schier endlos; alle sahen einander ähnlich; alle trugen aber auch denselben Zug der Schmerzen zwischen verdüsterten Brauen. Als letzte aber, hart hinter zweien Greisen, kam sie selber.

Schon mit dem nächsten Tage erschienen Handwerksleute, um das Heim der beiden in Stand zu setzen; denn was für Fortunat gut genug gewesen war, das war es nicht für den Schwiegervater des mächtigen Podesta, der sich nur aus der würdigsten Umgebung die Braut heimholen wollte. Renata ließ sie schalten nach Gefallen. Ein alter Herzenswunsch war ihr allerdings erfüllt, aber welchen Preis hatte sie dafür zahlen müssen! Es wollte ihr fast ahnen, als wären die Tage noch immer die besten ihres Lebens gewesen, die sie unter diesem verfallenden Dache verbracht. Sie wich nicht mehr von der Seite ihres Vaters; beide waren unzertrennlich. Den Tag über schwiegen sie; wenn es aber zu dunklen begann, wenn das Geklopfe und das Gehämmer ringsum verstummt war, dann sprachen sie einander gar liebevoll zu. Nur zu oft kamen dem Manne die Tränen; die Augen des Mädchens blieben immer trocken, und Fortunat hatte sich bald so sehr daran gewöhnt, von der Tochter bemitleidet

zu werden, daß er sich beinahe für den Bedauernswerteren hielt. Als aber dann die fürstlichen Brautgeschenke kamen, die Herr Andrea seiner zukünftigen Gattin zusendete, als der Greis erst wieder durch reichgeschmückte Räumlichkeiten wandeln durfte, da freute er sich, war guten Mutes und staunte, daß sein Töchterlein so wenig Freude an dem herrlichen Leben hatte, welches ihnen nun für alle Zukunft beschieden schien. Am liebsten hätte er es deshalb tüchtig ausgeschmäht; nur fehlte dazu jede Gelegenheit, weil es immer schwieg, und er begann sich fast vor ihrer Ruhe zu fürchten. Sie aber bemerkte mit innerer Angst, daß des Vaters Gedanken wechselten wie die eines Fiebernden, und daß auf die ungewohnte Freudigkeit nur zu bald der Trübsinn folgte, den sie nur zu gut von früher her kannte. Wollte ihr das vielleicht wieder ein Unheil vorbedeuten? Vielleicht gar den Verlust des einzigen, der ihr auf Erden noch wert war?

Beschwingt enteilte die Zeit. Das Brautgewand kam und wurde geprüft. Eng umschloß seine Pracht die hohe, fast überschlanke Gestalt Renates. Die dunklen Fluten ihres Haares ergossen sich aufgelöst darüber, ihre rätselvollen Augen leuchteten heller als das reichste Geschmeide. Und dennoch steckten diejenigen, die das alles gebracht, die Köpfe zusammen und raunten, als sie entlassen wurden. Auch der Dispens kam; der Verlobungsring wurde feierlich an den Finger Renates gesteckt. An demselben Tage sah Fortunat, wie die Tochter träumerisch am Herde stand und in die Gluten starrte. Plötzlich ergriff sie ein scharf geschliffenes Beil und ließ es hastig wider ihre Linke zucken; die Axt sank aber wieder, noch ehe der Angstruf des Vaters das Ohr des Mädchens er-

reichen gekonnt. Eine unsägliche Traurigkeit überschattete dabei ihr Antlitz. Nur noch wenige Tage trennten sie von der Vermählung; in ihnen hat Renata die letzten Male gebetet, und nur noch einmal in ihrem Leben hat die Tochter Fortunats eine Kirche betreten.

Das war an ihrem Hochzeitstage, und alles Volk von Ravenna war hinzugeströmt. Die Menschen drängten sich in den Straßen rings um San Francesco — denn die vornehmste Kirche der Stadt war für die Malespina wie eine Hauskapelle. Tagelöhner standen hier, welche an diesem Vormittag ihr Handwerkszeug feiern ließen; Mädchen, die neugierig waren, was für Schmuck und was für Kleider die Braut tragen werde; junge Edelleute endlich, die bei den Zuschauerinnen ihren Spaß zu finden hoffen durften. Spöttische Scherze wurden laut; man lachte über böse Reden, die das Alter des Podesta mit dem seiner Braut verglichen.

Als der Brautzug erschien, verstummten alle. Ratsherren in der Tracht ihres Amtes schritten vorauf; ihnen folgte Andrea, die Tochter Fortunats an seiner Seite. Noch kein Weib von Ravenna hat kostbareres Geschmeide getragen als sie, da sie zur Kirche ging; der Brautschleier, wie ein Nebel wallend und schimmernd, überfloß das Kleid, das die Schönheit ihres unberührten Leibes trotz der Umhüllung andeutend verriet. Ins dunkle Haar war ein einziger Rubin gebettet; sein rotes, flimmerndes Licht strahlte durch das feine Gewebe des Schleiers. Die teuersten Kleinodien, die der Schatz der Malespina verwahrte, leuchteten an ihrem weißen Halse. Aber es ist in dieser Stadt auch noch nie ein schöneres Weib zum Altare geschritten; ein Staunen

befiel die Menge und bannte ihre Zungen, als sie die Braut des Podesta ersahen, wie sie züchtig, die Wimpern gesenkt und dennoch freien Hauptes, dahinwandelte. Nur daß ihre Schönheit nicht herzerfreuend erschien; ihr Antlitz war so blaß wie das der Toten. Und als sie hart an der Kirche waren und der Zug der Festgenossen kleinere Schritte machte, da erklang mitten aus dem Volke heraus eine helle Stimme: „Nun führt der blasse Tod gar einen Arzt zur Hochzeit! Unrecht und Undank!“

Renata hatte eben die Kirchenschwelle überschreiten wollen. Nun stockte ihr der Fuß, und sie wandte das Haupt. Diese Stimme kannte sie. Hart am Eingange stand Renatus; der Gewaltige überragte alle. Sie schlug langsam das Auge auf und sandte ihm einen vollen Blick der Trauer und des Hasses. Renatus fühlte sich durchschauert, und das helle Rot seiner Wangen erblich; dann aber stieg ihm sein ungestümes Blut zu Häupten, und er fühlte, wie eine fremde Glut heiß in ihm erglomm. Es überfiel ihn wie ein Schwindel; an das Gestein des Tores mußte er sich lehnen, und es bot ihm willkommene Stütze und Kühlung, denn ein Zucken durchlief seine Glieder und lähmte ihm die Füße. Aber dieser lohe Frost hielt ihn nur kurze Zeit gefangen; dann drängte er nach, schob achtlos die beiseite, welche ihn umstanden. Er mußte sehen, wie die Ringe gewechselt wurden. Alles, alles! Wozu? Er wußte es nicht. Man hatte aber bemerkt, daß Renate nach rückwärts gesehen hatte, und ein häßliches Weib krächzte: „Eine Braut, die sich an der Kirchentür umsieht . . . das bedeutet Unheil.“ — „Hexe, du hast ja auch den Bräutigam gesehen. Da braucht man denn doch kein zauberisches Wissen und

keine Vorzeichen für eine solche Weissagung," wurde hämisch erwidert.

Langsam hatten sich die Menschen verlaufen, und Renatus blieb allein auf dem Platze. Er umkreiste ruhelos und unablässig das Haus der Malespina, und es zog ihn gewaltig hinein. Er mußte Renate zur Rede stellen. Wer hatte ihr das Recht gegeben, ihn so anzublicken? Wenn er daran dachte, dann schlossen sich ihm die Augen, als führe eine Flackersäule, deren Glanz er nicht zu ertragen vermöchte, aus dem Boden, und er glaubte wiederum ein starres und marmornes Gesicht leibhaftig vor sich zu sehen. Was hatte nicht alles in jenem Blicke gelegen! Haß, Groll, Anklage — selbst Verachtung. Nein, die nicht; das durfte nicht sein. Alle anderen Gefühle mochte sie ihm immerhin entgegenbringen, denn er konnte sie ja ehrlich zurückgeben, alle bis auf dieses eine. Dabei fühlte er, daß ihm ein Mann, an den er kaum je zuvor gedacht, plötzlich im Tiefsten widerwärtig geworden war: Herr Andrea. Immer war Renatus ein Mann der Tat und nicht des Nachsinnens gewesen; dem Augenblicke hatte er gedient, und von seinen Eingebungen allein war die Richtung bestimmt worden, die er seinem Leben gab. Um so mehr verwirrten ihn also diese flutenden Gedanken. Eine ihm unbekannte Zaghaftigkeit befiel ihn, wenn er des Augenblickes gedachte, da er ins festliche Gemach vor Renate hintreten würde, um Rechenschaft von ihr zu fordern. „Es ist, weil du ein ungeladener Gast bist," sprach er zu sich selber. Er schüttelte das Haupt; nein, das hätte ihn sonst so wenig angefochten, als es ihn jemals gekränkt hatte, daß der Arme und Elternlose trotz seines

alten Adels, der allein dem der Malespina nachstand, viele Genossen und nicht einen Freund hatte. Warum kam es ihm nur so plötzlich, daß er vereinsamt war? Hatte ihn das je zuvor bekümmert? Fürchtete er vielleicht, noch einmal dem Aufschlag jener Augen zu begegnen? Als wollte er sich ermutigen, so zog er seinen langen spanischen Raufdegen halb und stieß ihn mit Macht wieder in die Scheide. Sein Geklirre ergötzte ihn. Und schließlich — wann hatte sich denn Renatus Spada zuvor vor Frauenaugen gefürchtet?

Im Palaste der Malespina war an jenem Tage ein solcher Andrang von Gästen, daß man ihn gar nicht beachtete, als er eintrat. Ein fürstliches Mahl war angerichtet; an der langen Tafel aber saß nur ein junges Gesicht. In geschliffenen Pokalen aus Venedig leuchteten die kostbarsten Weine, welche die Inseln Griechenlands, welche Süditalien und Spanien jemals erzeugt. Die verdrossenen Mienen der Gäste wurden dennoch bei ihrem würzigen Arom, beim Wohlgeschmack der allerteuersten Speisen nicht heller. Scharfgespitzte Wortspiele flatterten auf; höhnische Scherzworte tauschte der Nachbar mit den Nachbarn. Eine innere Unruhe trieb Renatus hinter den Stühlen um, und so erlauschte er eines und das andere. Er lachte sonst gern, heute konnte er's nicht; denn ihm war, als läge ein dumpfer, schwüler Hauch, die Brust beklemmend, über allem, und dann hatte er nur für eine Augen: für Renate.

Zwischen Vater und Oheim saß das junge Weib stolz und ruhig. Für ihre Gäste hatte sie keinen Blick; wenn sich einer erhob, sein Glas auf ihr Wohl zu brin-

gen, dann neigte sich ihr feiner Hals dankend. Auch ihres Gatten achtete sie gar nicht. In der einen Hand hielt sie den Brautfächer, ihre Rechte aber lag in der Hand ihres Vaters. Unter den schattenden Wimpern hervor lugte sie oft und besorgt nach dem Greisenantlitz, auf dem die Farben heute kamen und gingen wie noch nie. Es schien ihr, als verzehre eine wahnwitzige Unruhe Fortunat; er trank mehr als billig, und häufig bewegte sich sein Mund, als wolle er sprechen und fände die Worte nicht. Nur seine Hand — sie glühte — erwiderte mit aller Kraft den Druck, den ihm die seiner Tochter gab.

Im Saale wurde es lauter und lauter. Der Wein übte seine Macht. Offen und ohne jede Rücksicht tauschten die Ratsherren von Ravenna Wort und Antwort, so wenig diese auch für die Ohren ihres Oberhauptes oder gar der Jungvermählten geeignet sein mochten. Plötzlich sprang Renata auf; sie hatte ein krampfhaftes Zusammenfahren ihres Nachbars empfunden, mit lähmendem Entsetzen bemerkt, daß in der ihrigen eine kalte und starre Hand lag. Das Haupt Fortunats war müde vornüber gesunken; sie sah ihrem Vater ins Angesicht, begegnete verglasten Augen, und auf halboffenen bleichen Lippen schien ein letzter Angstruf festgebannt. Ein furchtbares Erschrecken beklemmte ihr das Herz; sie taumelte. Ein starker Arm umfing sie; und während so das Haupt Renates für kürzeste Weile an der Brust des Renatus ruhte, war es dem Jüngling, als wäre die ganze Welt in einem Flammenmeere versunken, das in seine tiefste Seele versengend hinüberschlug. Bald stand sie wieder auf starken Füßen; die Stimme erhob

sie — sie bebte noch — ein Blick wie vor der Kirche flog nach rückwärts, und diese Worte klangen laut und hallend durch den Raum: „Verzeiht, ihr Herren! wir bedürfen keiner Gäste mehr, Herr Fortunat ist gestorben.“

Die Trunkenen sahen auf. Sie erblickten den regungslosen Fortunat, Herrn Andrea, der sich um den Schwiegervater bemühte. Im Augenblicke zerstoben sie ohne allen Gruß und Dank. Ein Getümmel erhob sich. Dann tiefstes Schweigen. Kerzenlicht überströmte hell einen leeren Saal. Renatus allein war geblieben. Er hob den Toten auf, und mit starken Armen und leichten Trittes trug er die schaurige Last durch ein Gewirre umgestürzter Stühle. Vor ihm her ging Renate; die nächste Türe stieß sie auf, und man sah ein einsames, reich geschmücktes Brautlager, das nur eine Ampel mit ungewissem Lichte umflimmerte. Hier versagten ihr die Füße; sie brach am Ende des Bettes zusammen. Ohne zu fragen, legte Renatus seine Bürde darauf nieder. Ein leichter Luftzug von der Tür her ließ die Ampel flackern; sie war allein mit ihrem Toten.

Nicht lediglich Trauer war es, was die Seele der letzten Malespina so heftig bewegte, während sie das schmerzverklärte Antlitz neben ein stummes Haupt bettete, um dann wieder ihre heißen Lippen auf eine kalte, welke, müde Hand zu pressen. Eine ungeheure Einsamkeit umfing sie; die Lücke, die dieses Sterben in ihre Seele gerissen hatte, die konnte niemand mehr ausfüllen. Und dann fiel ihr die Fruchtlosigkeit ihres Wollens und ihres Strebens schwer aufs Herz. Ihr ganzes Leben hatte diesem Toten gegolten; ihr ganzes Sein und Sinnen war ihm unlösbar verpfändet ge-

wesen. Für ihn hatte sie alles dahingegeben: ihre Vergangenheit, nun auch ihre Zukunft. Sie, deren Lippen zuvor noch nie von einer Lüge befleckt worden waren, hatte kaum erst einen Meineid geschworen — seinetwillen. Der Himmel aber hatte ihre Opfer angenommen ohne jeglichen Lohn. Was dem liebsten Menschen hätte frommen sollen, das war dem Verhaßtesten zugute gekommen. Zugute? Nein, nichts, was an ihr lag, sollte Andrea Malespina jemals zugute kommen dürfen.

Sie fühlte ihre Hand berührt. Im brütenden Schmerze hatte sie nicht bemerkt, wie sich Herr Andrea still über ihren Vater gebeugt hatte. Nun erkannte er das Zwecklose jedes Hilfeversuches; mit gedämpfter Stimme, wie man in der Gegenwart Abgeschiedener zu sprechen pflegt, begann er: „Stehe auf, Renata! Dir bleibt noch Zeit zur Trauer. Ihm war der Tod eine Erlösung — du aber gedenke der Lebenden. Deinen Vater wirst du bestatten — ich aber will dir Vater sein wie Gatte.“

Beim ersten Laut der verhaßten Stimme erblich der Schimmer ihrer Augen. Sie riß ihre Hand gewaltsam los und erhob sich langsam vom Boden; wie ein Marmorbild war sie anzuschauen. Dumpf und tonlos klang ihre Antwort: „Du?“

„Ich, denn ich liebe dich, Renate, wie ich's nie geahnt hätte.“

Sie hatte allmählich ihre Besinnung wiedergefunden; denn noch ganz wirr war sie von seinem ersten Anruf getroffen worden, und nur ihr immerwacher Abscheu vor ihm hatte ihr eine Antwort erpreßt. Nun wich sie langsam zurück; auf die andere Seite des Bettes

trat sie, so, daß der Tote scheidend zwischen ihnen lag. Sie strich das Haar aus der Stirn, und wiederum — und schon klang der Hohn im Tonfall ihrer Worte — fragte sie: „Du liebst mich also, du?"

Andrea wollte ihr nachfolgen. Sie aber erhob den Finger, und diese Gebärde war so stolz und gebietend, daß er gebannt blieb und nur ängstlich wartete, bis sein Weib wieder zu reden beginnen werde. Ihm bangte, allein mit dem Toten und allein mit dieser Frau, die ihn nun fast schreckhafter bedünkte als der Tod selbst. Geraume Weile standen sie einander so gegenüber. Der Blick der Tochter Fortunats ruhte fest auf dem Antlitze des Podesta; er trieb dem Arzte das Blut in die Wangen, er zwang ihn, mit den Augen den Estrich zu suchen und seine Fliesen zu zählen, damit dieses unheimliche Beisammensein nur rascher vorübergehe. Es wurde ihm doch endlich unerträglich; er wollte der Tür zu: „Du bist allzu erregt. Ein andermal, Renata!"

„Verweile doch, Herr," klang es zurück. „Also du liebst mich?" hub sie wieder an, „ei, so sag', warum?"

„Es ist jetzt wohl nicht an der Zeit zu derlei," entgegnete er beklommen.

„Und doch, vorhin schien es dir an der Zeit, Herr! Und glaubst du nicht auch, was gesagt werden muß, das soll nicht verschoben werden? Du bist alt, meinst du noch so viele Zeit zur Aussprache zu haben? Gedenke doch Fortunats."

Ihre Stimme brach wiederum, und wieder milderte ein Flor den Glanz ihrer Augen. Tief innerlich war das, was sie erschütterte, und sie war sich dennoch durch ihr Leid hindurch bewußt, daß sie ihren Oheim in diesen

Augenblicken bespähe und belauere. Wo war ihr nur die Ruhe dazu hergekommen, die Kraft? Sie sah auf die Leiche ihres Vaters nieder und wußte es: Vergeltung für diesen da mußte sie erlangen, und die einzige Pflicht, die ihr noch oblag, war Rache . . .

Auch Andrea fühlte, wie sie ihn beobachtete. Mag sein, daß ihn gerade das reizte; vielleicht kochte das heiße Blut seines Stammes darum desto gewaltiger in ihm auf, weil er es durch Jahre niedergezwungen hatte, nun aber ahnte, wie ihm das Weib entschlüpfen wollte, das sein war, das er mit List, durch Lügen, durch Zwang gewonnen hatte. „Weil du schön bist, Renata," brach er los. „Schöner als alles, was ich je geschaut. Weil ich deiner begehre, heißer, als ich je etwas begehrt habe. Weil ich um dich gäbe, was mir von Kindesbeinen auf wert war."

„Also weil ich schön bin, gelüstet es dich nach mir?" Langsam, jeden Buchstaben betonend, sprach Renata. „Nun sag' aber — du bist es nicht; warum also sollte ich dich lieben?"

Herr Andrea empfand das Peinliche dieser Frage sehr wohl. Er wollte wiederum abbrechen; aber noch einmal erklang ihm Renates: „Nun sag's!" so befehlend, daß er sich dem Banne ihrer Worte nicht entziehen konnte. Und stammelnd brachte er hervor: „Weiß ich es? Läßt sich das bestimmen? Begehre ich eine gleiche Liebe, wie die mich bezwingt? Nur leiden sollst du, daß ich dich im Herzen trage; mir nur einen Teil dessen geben, was diesem Toten gilt, und zwei Selige mehr wandeln auf dieser Erde. Vielleicht bring mir Dank: was du willst . . ."

„Dank? und wofür?" Ein grausames Lächeln flog um den Mund der Tochter Fortunats. „Für deine Wohltaten? Aber die Hunde, welche das Haus der Malespina bewachen, leben besser, als das Haupt des Stammes und seine Tochter gelebt. Ich schulde dir Vergeltung — du sollst sie haben. Für jede Furche, die deine Hand in die Stirn dieses Toten eingrub — und es sind ihrer so viele und so tiefe, daß sie selbst der Tod nicht zu glätten vermochte — für jeden Bettelgang, den ich gehen mußte. Auch dafür, daß du mich vor dem bewahrt hast, was jener Mann, der selbst die Hölle durchwandert, das größte Leid nennt. Ich danke es dir, daß ich nicht eine selige Stunde weiß, deren Erinnerung mich nunmehr die ganze Tiefe meines Elendes ermessen lassen könnte. Und sei gewiß — ich werde dir's vergelten."

Ihre Worte trafen wie schwere Schläge das Haupt des Mannes. Er wankte unter ihrer Wucht. „Renata!" so flehentlich war ihr Name noch nie von Menschenlippen genannt worden. Sie aber hatte ihr Herz verstockt, und ohne Erbarmen fuhr sie fort:

„Denke wohl daran, was ich dir sagte, als du kamst, um mich zu werben. Mich wird nimmer gereuen, was ich tat und tue. Denke du daran, daß dich jener Gang niemals gereue. Hüte dich, Andrea! Du hast mich überlistet und betrogen; du, der Arzt, mußtest die Zeichen in Fortunats Wesen ausdeuten können, die sein nahes Ende verkündeten, du mußtest wissen, daß ich für Stunden Jahre dahingab. Du aber wirst sie mit mir teilen; nun wahre dich, Andrea!"

„Dann habe ich den Jammer in mein Haus geführt." Er sprach es gebrochen und demütig. „Und

dennoch trug ich dich in der Seele und wollte nicht, daß die Malespina erlöschen wie ein Licht. Du bist streng und unbarmherzig — wer weiß, ob nicht die Zeit kommt, Renata, da auch du der Gnade bedarfst, die du mir verweigerst."

Sie zuckte die Achseln. „Ich will nicht Gnade, nicht Mitleid. Niemandes. Höre wohl, niemandes, auch nicht Gottes. Und das Geschlecht? Fluch- und greuelvoll, Gott und den Menschen verhaßt war es von seinem Anbeginn; es ist Zeit, daß diese Erde davon befreit werde. Sollte es aus meinem Schoße neues Leben gewinnen, mit diesen Händen würde ich es erwürgen."

Er ächzte schwer: „Und dein Eid, Renata?"

„Sieh her." Mit starken Griffen riß sie sich den Schleier vom Haupte, daß sie ihr schwarzes Haar von allen Seiten fessellos umflatterte, und trat auf das Gewebe; den Ring streifte sie vom Finger und schleuderte ihn fort. Gespenstisch nachhallend klang das helle Rollen des Metalls durch das Gemach. „Da liegt der Eid. Ein Meineid war es; du hast mich dazu gezwungen, und auf deiner Seele soll er lasten. Und berühre mich nie! Der Tag, an dem du es versuchen würdest, sähe einen neuen, unerhörten Frevel: noch hat mindestens keine Malespina ihren Gatten ermordet. Und nun geh: was gesagt sein mußte, weißt du. Diesen da hast du getötet, mich um das Heil der Seele gebracht, du trefflicher Arzt. Nun laß uns allein. Nun geh, Andrea!"

Sie war wiederum am Bette, auf dem ihr Vater lag, in die Kniee gesunken; aber sie wußte dennoch, daß sie allein sei. Ein leises Knirschen der zaghaft bewegten Türangeln traf ihr Ohr. Die Tochter Fortunats preßte

ihre heiße Stirn wider die Kissen, legte sie an das eisige Haupt des Vaters. Herrn Andrea, der ruhelos und auf entblößten Füßen die Wache vor der Pforte hielt, wollte es scheinen, als würden leise geflüsterte Worte voll aufschluchzender Zärtlichkeit geraunt. Als aber der nächste Morgen anbrach, da fand er die junge Herrin dieses Hauses noch immer auf den Knieen. Gram, der nicht schlummert noch Tränen kennt, lag festgebannt auf ihrem Angesicht. Wer sie an jenem Tage erschaut hat, der konnte ihren Anblick nimmermehr vergessen, den hat es durchschauert, als wäre ihm einer begegnet, den dunkle Zaubersprüche aus dem Grabe gerufen: denn ihr Gewand war bräutlich und ihr Geschmeide kostbar — aber die graue Sorge selbst kann nicht trostloser und die Herzen durchfröstelnder dreinschauen als die Tochter Fortunats, da sie kaum vermählt war.

Das aber, was ihr oblag, vollzog sie. Eine feste Hand führte fortab die Schlüssel im Hause der Malespina. Ihre Gemächer hatte sie fern vom Gatten gewählt; und sie duldete es, daß Andrea das Beste aufbot, um diese Räume zu zieren. So lange der Podesta lebte, hat sie ihr neues Heim nicht mehr verlassen; nicht einmal damals, als man ihren Vater zu seiner letzten Ruhe forttrug. Tag für Tag schmückte sie sich, bis sie selbst mit ihrer Schönheit zufrieden war und ihrem Spiegelbilde zunicken durfte. Kam dann die Stunde, in der die männliche Jugend Ravennas zu lustwandeln pflegt, dann setzte sie sich in ein Fenster und ließ sich von denen anstaunen, die sich unten ergingen. Und der Ruf ihrer unendlichen Schönheit schwoll mehr und mehr

an; er erfüllte die ganze Stadt, und alle Welt pries ihre stille Anmut, ihre Tugenden und die Seligkeit Herrn Andreas, dem sie zu eigen geworden war.

Auch erfuhr niemand, was der Podesta litt. Das Elend im Hause der Malespina war ein tiefes Geheimnis, welches Fremde nicht einmal ahnen durften. Renata begegnete wohl allen Bewerbern, welche ihr nahten, freundlich; aber keiner durfte sich einer Bevorzugung rühmen; dem Salamander gleich schritt die Tochter Fortunats ungesengt und unversehrt durch die Gluten, welche sie ringsum entzündet hatte. Dennoch verzehrte die heißeste Eifersucht ihren Gatten, wenn er sah, wie sich die gesamte adelige Jugend von Ravenna um ihre Gunst bemühte; er wagte aber nicht, ihr das zu zeigen, und wußte auch gar wohl, daß in dieser Stadt kaum ein Mann lebe, der ihr gefährlich werden konnte. Ihm war nur vor Renatus bange; der mochte dieser Seele gefallen in der Kraft und Schönheit seines Leibes, der Gewalttätigkeit und Heftigkeit seines Tuns und Trachtens. So durchlebte Herr Andrea unendliche Qual und büßte ab, was er verschuldet. Oftmals, wenn sie ihm so recht nahe saß, daß er den Duft ihrer Haare atmen, die feinen und doch kraftvollen Hände sehen mußte, die ihr so still und leidenschaftslos im Schoße ruhten, wenn er vernahm, wie sich ihre Brust im Atmen hob, erfaßte wahnwitziges Begehren den Unseligen. Dann deuchte ihm süß, von dieser Hand zu sterben, und es müsse mit dem Tode nicht zu teuer bezahlt sein, diesen schlanken Leib einmal umfangen zu dürfen. Sobald aber Renata das Auge aufschlug, sank ihm der Mut, und er ertrug schweigend weiter, was unablässig an seinem Le-

ben fraß. Denn nichts reibt die Kraft eines Menschen so rasch auf, als stetes Taumeln zwischen dem Versuche zu entsagen und neu aufflammender Sehnsucht.

So verfiel denn Herr Andrea zusehends. Die Tochter Fortunats bemerkte das nicht; sie beachtete nicht einmal, daß sich allgemach eine Wandlung in der Gesinnung ihres Gatten ihr gegenüber vollzogen hatte. An seinem eigenen Kummer, an der Unversöhnlichkeit, mit der sie, die doch — er wußte es — zu lieben vermochte, ihm begegnete, erkannte er, wie sehr er sich an ihr versündigt. Die kurze Spanne Zeit, die ihm noch beschieden sein konnte, wollte er ausnutzen, einen Teil seiner Schuld zu sühnen und ihre Zukunft zu sichern. Er war ja ihr einziger Beschirmer; er wußte, daß man sein Haus hasse, und er mußte fürchten, daß dieser Groll nach seinem Tode nicht Halt vor ihrem unbeschützten Haupte machen werde. Sein schweres Herz ließ ihn alle Schrecknisse ahnen und durchleben, welche sie bedrohen konnten. Er wollte sie beschwören, Ravenna sofort nach seinem Ableben den Rücken zu kehren, und sammelte so viel Gold und Edelsteine an, als er nur konnte, damit sie auch in fremden Landen nicht mittellos sei. Er sprach ihr davon. Sie aber sah ihn nur stumm an und kehrte sich ab. Und diese Verachtung traf ihn am tiefsten; nicht einmal Hilfe und Rettung wollte sie also aus seiner Hand empfangen! Dennoch ließ er nicht von ihr; er suchte sogar sich und ihr Freunde zu erwerben. Sein Leben lang hatte er nicht daran gedacht, und so war es freilich ein nutzloses Beginnen.

Als er aber endlich seinem Herzeleid erlegen war, da schritt kein Malespina hinter dem Sarge. Sein

Weib lag an jenem Tage krank zu Bette; mindestens mußten die Diener so erzählen. Damals aber sprach man auch zum erstenmal in Ravenna darüber, wie es wohl komme, daß sie keine Kirche betreten könne, und was es zu bedeuten habe, daß in Renates Gemächern — alle wußten darum, obgleich niemand sagen konnte, wie das ruchbar geworden sei — das Bildnis des gekreuzigten Heilands fehle.

Renata hielt die Trauer allen Gebräuchen gemäß. Anfangs erfüllte sie die Erkenntnis, daß Herr Andrea recht eigentlich an ihr gestorben sei, mit stiller Freude und Genugtuung. Auch das verschwand, und ein dumpfes Gefühl tödlicher Verödung lebte fortab in ihr. Sie besaß nichts mehr, was den Menschen sonst wert ist; ein Grau umzog ihr die ganze Welt. So beschloß sie denn, sich wieder in jenes Häuschen zu flüchten, wo sie so lang einsam und elend gewesen war, aber dennoch glücklicher als nun, da ihr selbst der stählende Opfermut von ehedem verloren gegangen. Sie wollte die Menschen fliehen, die ihr nur desto verächtlicher geworden waren, seitdem sie die fürstlich reiche Witwe umwarben. Sie fühlte sich so müde und ersehnte nichts als Schlaf. Ihre ganze Dienerschaft entließ sie, bis auf wenige, die, in Waffen geübt, ihrem Schutz dienen sollten, denn die Zeiten waren rauh und das Haus abgelegen. Sie umgab sich mit königlichem Prunk und hatte keine Lust daran; sie schmückte sich und wußte nicht für wen. Die liebste Gesellschaft waren ihr die Bücher; besonders in der Chronik der Malespina forschte sie unablässig, bis sie jede Bluttat, die darin verzeichnet war, genau ihrem Gedächtnisse eingeprägt, bis sie alle kannte,

die durch die Hand ihrer Anverwandten oder im Kampfe der Parteien als Opfer des siegreichen Hasses durch das Beil gefallen waren. Diese Schatten umringten sie und waren ihr die einzigen Genossen; der finstere Glaube, daß ihr Geschlecht verflucht sei, erstarkte mehr und mehr. So schwand ihr jede Kraft des Hoffens; denn als die Erbin dieser Unseligen betrachtete sie sich. Ihr Leben hatte sie in vergangene Jahrhunderte zurückgeführt; aber nicht ein Faden leitete in die Zukunft über. Auch im Dante liebte sie zu lesen wie einst, zumeist bei Nacht und mit lauter Stimme, der Tage eingedenk, da ihr Vater sie zuerst in den Geist des Gewaltigen eingeführt hatte. Ihre Diener aber horchten staunend, zu welcher Fülle die Stimme der Herrin anschwellen konnte. Schwer und wuchtig zog dann der melodische Fall der Terzinen durch das Dunkel, und sie erklangen den Lauschern oft wie geheimnisschwangere Zaubersprüche. Oftmals schauderte es ihnen auch, wenn die Tochter Fortunats mit jemandem zu sprechen schien, ihn feierlich anredete, während doch kein Sterblicher ihr Gemach betreten. Dann hatte eben ihre erhitzte Einbildungskraft sich all die Gestalten des Sehers leibhaft vergegenwärtigt. Sogar darüber sann sie gern nach, welcher der Höllenkreise einmal ihr Aufenthalt für alle Ewigkeiten sein werde; nur auf jener Wiese, auf der die Schatten derer, die ruhm- und tatenlos gelebt haben, umgetrieben und durch ekles Geschmeiß gepeinigt werden, wollte die Stolze ihren letzten Aufenthalt nicht finden . . .

Um Ruhe zu suchen, hatte sie Ravenna verlassen; sie zu finden war ihr aber nicht bestimmt. Zu groß

war der Lohn, der dem winkte, den die Tochter Fortunats erkor. So kam denn Werber um Werber. Es freite Herr Giovanni Testa, das neue Oberhaupt von Ravenna, mit Schmeicheleien und dann wieder mit dunklen Drohungen; Giuliano, sein Sohn, versuchte sein Glück mit kostbarem Geschmeide; viele verschwendeten ihre ganze Habe um ihretwillen, und mancher Gewerbsmann von Ravenna hatte damals durch sie gute Tage. Sie aber nahm alles gelassen hin, wie eine marmorne Göttin die Opfer. Alle, die um Liebe bettelten, erschienen ihr verächtlich; als Gebieter mußte ihrem Glauben nach der rechte Mann dem Weibe entgegentreten. Wenn sich schmachtende Freier mit Gesang und Lautenspiel vor ihrem Haus hören ließen, dann ließ Renata wohl die gewaltigen Hunde los: hüben erklang dann lautes Gebell, drüben süße Musik — ein mißtöniger Chorus.

Auch sonst geschah es, daß alle unerwartet verstummten. Dann wurde eine helle spöttische Stimme laut, dann schalt ein dreister Junge die weibischen Gesellen, dann kam der einzige, der nie bettelte, weil er es nicht konnte und weil es ihm unwürdig erschien, der nie Geschenke brachte — denn er selber besaß nichts. Er war nie zu Gast bei der Witwe des Podesta; aber wenn er sie sah, dann loderten begehrliche Flammen in seinen Blicken, und es schien ihr, als ob jede Bewegung sie fordere. Wenn er ihr stattlich von Gliedern und schön von Angesicht vorüberschritt, glaubte sie oft, sie empfinde wiederum den Druck seines starken Armes um ihre Hüfte, wie an jenem Tage, an dem ihr Haupt für kurze Weile an seiner Brust eine Ruhestätte gefunden hatte. Sie glaubte, es sei ihr alter Haß, wenn sie das Bild

des Mannes überall hin, selbst in ihre Träume verfolgte; wenn sie sich freute, so oft die anderen von ihm sprachen. Sie schalten ihn doch immer und nannten ihn einen Bettler. Sonst zergliederte sich Renata jedes Gefühl; aber sie getraute sich nicht, den Gründen nachzuspüren, warum es ihr Freude machte, daß er über alle herrschte, obzwar sie ihn haßten; und gerade darum war ihr Renatus vielleicht desto wichtiger. So belog sie sich selbst, und Renatus wich ihr aus. Aber er empfand dennoch, als könne ihr kein anderer von allen Ravennaten gefallen. Seiner selbst aber unwürdig wäre es ihm erschienen, alles einem Weibe zu verdanken, und er strebte darum fort aus der Heimat. Denn die Stadt verödete in jener Zeit, ihre Betriebsamkeit verschwand, die Kaufherren verarmten; selbst die Ratsmänner der Königin der Adria empfanden die Ungunst der Tage. Dafür hatte man aber von neuen Ländern erfahren; sie waren dem Beherrscher von Spanien untertan und dort gelegen, wo die Sonne untergeht. Ein Genuese hatte den Zugang zu ihnen gefunden; man rühmte sie wie ein neues Dorado, in dem ein kühner und wagemutiger Mann selbst Königreiche mit starker Faust erstreiten könne. Warum sollte das nicht auch Renatus beschieden sein? Warum sollte er nicht ein Goldland erobern, um dann heimzukehren und Fortunats Tochter zum Weibe zu gewinnen? Ein abenteuerliches Unternehmen — aber gerade das zog ihn an. War nicht alles besser als dies müßige Leben, das hier seine Jugendkraft verzehrte? Und wenn er fiel, dann fiel er dort mindestens mit Ehren.

Sein Verhängnis wollte es anders. Eines Tages

saß er in einer schlechten Kneipe, etliche Gesellen um ihn. Keiner darunter war ihm lieb, mancher leidig. Er hatte aber gerade ein Verlangen nach Gesellschaft, und die anderen trieben es ganz toll. Als sie alle betrunken waren, begann man von diesem und jenem zu sprechen. Niemand weiß, wer zuerst den Namen der Tochter Fortunats genannt hat; nur daß man gerade damals ihrer oft gedachte, denn Herr Giovanni Testa hatte sie kurz vorher in feierlicher Tracht aufgesucht, und es war kein Rätsel geblieben, was den Alten seither so verstimmte. Man spottete der verliebten Greise, von denen doch keiner Renate dem andern gönnen würde. Renatus war verstummt, seitdem der Name des Weibes zuerst genannt worden war, und nestelte nur unablässig an seinem Wehrgehenk. Wie es oft geschieht, machte ihn die allgemeine Lustbarkeit nur noch ernster; und an der Qual, die es ihm bereitete, sie hier genannt zu sehen, wurde er sich erst recht bewußt, wie teuer sie ihm sei. Niemand beachtete aber seine Uebellaune; Giuliano Testa war am lautesten und verhöhnte seinen Vater am meisten. Anfangs lachten sie, dann wurde auch dieser Spaß schal. Sie hänselten einander also, und endlich, nachdem jeder sein Teil bekommen hatte, kam auch Renatus daran. Gegen seine Gewohnheit erwiderte er mit keinem Worte; wären sie aber nicht ganz von Sinnen gewesen, so hätten sie doch bemerkt, wie ein Zorn in ihm aufstieg, den er kaum mehr bemeistern konnte; denn er war jähzornig und hatte an jenem Abend seinen trüben Gedanken über Gebühr mit hitzigem Rotwein zugesetzt. Dann fingen sie an, gar hämisch den unantastbaren Ruf der Tochter Fortunats zu zerpflücken, und meinten, die

Bäume hinter ihrem Hause wüßten wohl viel zu erzählen, und die Knechte munkelten nicht umsonst von Zwiegesprächen mit einem, den man nicht kommen, nicht gehen sähe. Da brach Renatus los: „Hunde, die ihr nicht wert seid, den Namen der Reinen auch nur zu nennen!" — „Bettler, der du dich in ein warmes Nest setzen möchtest, und dem es freilich gleich sein muß, wer schon früher darin saß," gab ihm Giuliano Testa zurück, der an diesem Tage zu seinem Unglück das erste und das letzte Mal in seinem Leben einem Starken gegenüber Mut hatte.

Kaum daß er's gesprochen, wollten sich die anderen schützend zwischen ihn und Renatus werfen. Es war zu spät. Der Wütende tat einen Satz und stand Giuliano gegenüber. „Zieh," rief er, und seine Klinge war blank. In kopflosem Entsetzen rannten alle nach Hilfe, denn sie kannten die furchtbare Kraft Renatus' und scheuten seinen jähen Zorn. Fliehend hörten sie noch, wie Renatus noch lauter rief: „Zieh, Verdammter, oder bitte ab." Ob nun dem Giuliano die Stimme vor Angst versagte, ob ihn sein Trotz hinderte, ob ihm der Rasende auch nicht mehr zu einem einzigen Worte Zeit ließ, dies verschlägt nichts; als sie aber eine gute Weile später zurückkehrten, mit ihnen handfeste Männer und der Podesta selbst, da fanden sie Herrn Giulano erschlagen, sein Schwert noch in der Scheide — Renatus aber verschwunden.

Dieser hatte sich ohne Eile entfernt. Gerecht und billig schien ihm, was er getan, und beseelte ihn mit neuer Freude. Nun glaubte er, ein bestimmtes Anrecht an Renate zu haben, nachdem er ihre Ehre verteidigt

und selbst Blut darum vergossen hatte. Er wußte wohl, daß sein Leben verloren sei, wenn man ihn finge. Aber es blieb ihm immerhin noch genug Zeit zum Entrinnen, denn Classis war nahe und er wollte nur noch zuvor Renate beschwören, mit ihm zu entfliehen, mit ihm und auf glücklicherem Boden ein neues Leben zu beginnen. Sie mußte ihm hold sein; eine klare Stimme in ihm verkündete es. Doch als er endlich vor ihr stand — sie wohnte nicht weit von jener Schenke — da hörte sie ihn stumm und ernsthaft an. Mit glühender Beredsamkeit hatte er begonnen — dieser Kälte gegenüber aber schwand sein Selbstvertrauen, brannte sein Feuer nieder. Und dennoch war Renata nicht so kühl, als sie ihm schien; aber sie kämpfte noch mit sich. Sie lähmte die Ueberraschung — denn sie war in der Einsamkeit langsam von Entschlüssen und Gedanken geworden — auch saß der Glaube an ihre Glücklosigkeit zu tief in ihrer Seele, als daß sie einer Hoffnung leichten Zugang gestattet hätte. Und als Renatus sie im letzten Aufflammen der Leidenschaft an sich reißen wollte, da stieß sie ihn vor die Brust, daß es dröhnte: „Toller, flieh! Wer aber sagte dir, daß ich dir folgen will?"

Seine starken Arme sanken: „Du liebst mich nicht, Renata?"

„Nein! Nicht einmal dem Henker entzöge ich dich." Sie hatte stärker gesprochen, als sie gewollt, und das gereute sie, als sie den Ton seiner Abschiedsworte, sein trauriges: „Leb' wohl denn, Renata," vernahm. Sie mußte ihm nachsehen. Er wandte sich nicht nach Classis, wo das Meer, die Flucht, die Freiheit lagen. Mit unsicheren Schritten zog er der Stadt zu.

In tiefer Betäubung war Renatus geschieden. Seit jenem Kirchgange liebte er die Stolze, und ihm selbst unbewußt war diese Liebe mit seinem Tiefsten verwachsen. Zum erstenmal hatte er heute Worte, von ihr unmittelbar an ihn gerichtet, vernommen; voll und traurig, wie der Ton von Totenglocken, schwangen sie ihm nach. Der Wahn, sie werde mit ihm ins Elend gehen, schien ihm so töricht, daß er, der eigenen Torheit lachend, sich freiwillig den Händen der Häscher übergab. Niemand aber in ganz Ravenna, außer dem Podesta, wollte seinen Tod; zumal die Weiber der Stadt baten bei Vätern und Gatten für ihn. Da ersann Herr Testa, damit ihm seine Rache doch nicht entgehe, einen listigen Anschlag: der Henker von Ravenna war nämlich schon hoch bei Jahren und hatte keinen Sohn, der ihm im Amte nachfolgen konnte. So ging Herr Testa eines Abends zu Renatus und ließ ihm die Wahl, ob er geblendet oder Freimann von Ravenna werden wolle; dies habe der Rat in seinem Handel beschlossen. Renatus schlug ein. Er wollte nicht als Krüppel leben, und wie es bei ungestümen Menschen nicht selten ist, hatte diese letzte, bitterste Enttäuschung einen grimmigen Haß gegen alle Welt in ihm erweckt. Allen wollte er es vergelten, was ihm die eine angetan. Auch wußte er, daß ihm Renata trotz alledem hold gewesen war; sie sollte mit Scham erkennen, wozu ihre Härte Renatus Spada getrieben hatte. Bald erfüllten Henkerstolz — denn er sah die Stärksten schwach — und die tiefste Verachtung derer, die vor ihm zitterten, seine ganze Seele. Und die Ravennaten haben nie so sehr vor dem Richtschwert geschaudert als damals, da es die unbarmherzige und

furchtbare Hand Renatus Spadas über ihren Häuptern schwang.

Selbst diese Nachricht brachte der Tochter Fortunats eine gewisse Befriedigung. Der Fluch, dem jeder verfiel, der mit den Malespina in Berührung kam, hatte sich also wieder einmal bewährt. Aber sie war von jenem Tage an ganz gemieden; kein Werber pochte mehr an ihre Tür. Das berührte sie nicht; sie war des Sonnenlichtes wie des Lebens müde und hatte doch keines von beiden je gekannt.

Dabei aber war eines verwunderlich: an demselben Tage, an dem der Mund des Renatus für den Kreis seiner Genossen für immer verstummt war, wurde jenes Schmähwort wieder laut, das der Knabe oft dem Mädchen nachgerufen, wenn es scheu und bang durch die Straßen Ravennas gehuscht war. Aber nicht nur Buben schalten nunmehr die Tochter Fortunats so, sondern man kannte gar keinen anderen Namen mehr für sie als: „Die Hexe". Und die alten Weiber von Ravenna wußten auch bald, worin ihre Zauberkraft liege. Sie war schön — gewiß; aber daneben besaß sie doch noch zweierlei, wie man nichts Aehnliches zu kennen glaubte: das war ihr Auge und ihre Stimme. Darin mußte ihre Gewalt liegen. Denn Renatus war ihr verfallen gewesen, hatte sich an sie herangedrängt von dem Augenblick, in dem sie ihn auf ihrem Wege zum Altar so recht und voll angesehn hatte. Die entlaufenen Knechte berichteten, ihre Stimme klinge so dunkel und trauervoll, daß jedem Hörer das Herz darüber in Mitleid schwellen müsse. Sie hielt zu Nacht geheime Zwiegespräche — mit wem, wenn nicht mit dem Bösen? Warum hatte sie seit ihrer

Hochzeit keine Kirche betreten? Wer hatte in ihren Gemächern jemals ein Kreuz bemerkt, oder sonst ein Sinnbild des christlichen Glaubens unter dem Schmucke, den sie an ihrem Leibe zu tragen pflegte? Nicht umsonst verarmte Ravenna; nicht umsonst war erst ganz vor kurzem von der Kanzel herab jene Bulle wieder verkündet worden, welche Papst Innocenz VIII. gegen die Dämonen und ihre menschlichen Helfer gerichtet hat.

Herr Giovanni Testa sammelte jedes Wort der Anklage, das in irgend einem Winkelchen der Stadt aufflog. Jeden dunklen Vorwurf, jede geheime Sage zeichnete er auf und sah vergnügt den Tag näher und näher schreiten, der ihm Vergeltung für den Tod seines Sohnes wie für die Abweisung seiner eigenen Werbung, zugleich aber auch Befriedigung der beiden Leidenschaften brächte, die im Menschenherzen zuletzt erlöschen: des Stolzes, denn so lange eine Malespina lebte, war sein Geschlecht doch nur das zweite in der Stadt; des Geizes, weil er hoffen durfte, sich an ihrem Erbe zu bereichern. Als nun die Pfingsten des Jahres 1532 vorüber waren, rief er die Ratsherren zusammen; denn es war damals schon so still in Ravenna geworden, daß man nicht einmal einen eigenen Hexenrichter mehr brauchte, und dann ist ja auch jeder Christ verpflichtet, diejenigen zu verfolgen, welche aus der Gemeinschaft der Gläubigen abfallen und das Heil ihrer Seele abschwören. Er trug in wohlgesetzter Rede vor, was er gegen die Tochter Fortunats vorbringen konnte. Er gedachte des Unheils, das sie über die Stadt gebracht, und daß schon Fortunat geheimer Künste verdächtig gewesen sei. Da lief ein beifälliges Gemurmel durch die Versammlung. Er aber

erinnerte noch daran, ein wie großes Unrecht es sei, solche Schätze in den Händen einer für ewig Verdammten zu lassen, statt sie in die Hand der Frommen zu legen. Auch das fand Beifall. Einer von ihnen aber, Herr Florio, wiederholte noch einmal alles, dessen man die Tochter Fortunats bezichtigen konnte; denn er war langsam von Geist. Und wie er nun, mit nickendem Haupte und eines nach dem anderen an den Fingern herzählend, sagte: „Und endlich weil sie keinen Liebhaber hat, denn ein junges und schönes Weib muß einen Liebhaber haben, und ist es kein Mensch, dann, nun dann ist's ein anderer," da stießen die Herren einander an und kicherten. Denn weder Herrn Florios hübsche Ehefrau, noch die Tochter seines ersten Weibes konnten dann Hexen sein. Doch kam dem Würdigen ein neues Bedenken: „Wie aber .... wenn Renatas Auge und Stimme jeden Mann bezwingen, wer soll sie dann vor ihre Richter stellen ...?" „So senden wir die Weiber der Büttel um sie," entschied ein Klügerer, „die werden ihrer gewiß nicht schonen." Und darin lag Wahrheit; denn es gab kein Weib in der Stadt, das Renata nicht grimmig haßte. Herr Florio aber war noch nicht zufrieden: „Wie aber ..." zweifelte er weiter, „wenn sich das Volk, von ihrer Jugend und Schönheit gerührt, zu ihren Gunsten erhöbe? oder auch nur uns übel mitzuspielen? Oder wenn gar ihre Richter, wir selbst, ihrem Zauber erliegen würden? Wir sind doch auch noch Männer!" Herr Testa mußte über dieses Bedenken lächeln, so ernsthaft er sonst war: „Nun denn," beschloß er, „man wird sie verschleiert und ganz verhüllt, damit sie niemand recht anschauen kann, durch die Straßen

führen; und so wird sie dann auch vor uns stehen."

Dennoch schien es den Herren rätlich, die Tochter Fortunats in verschwiegener Nacht oder am Morgen gefangen nehmen zu lassen. Denn die Malespina, als letzte Zeugen eines entschwundenen Glanzes, hatten im gemeinen Volke noch einen großen Anhang. Auch war die Not so hoch gestiegen, daß der kleinste Anlaß einen Aufstand gegen den Rat erregen konnte, weil sehr viele dabei nur gewinnen würden.

Am dritten Tage nach Pfingsten also, als es eben Morgen werden wollte, schickte man nach ihr. Sie lag noch im leichten Frühschlummer, als die Häscherinnen bei ihr einbrachen. Man trieb sie aus dem Bette auf; die rohesten Scheltworte schlugen an ihr Ohr, ohne daß sie ahnte, was man im Namen des Rechtes bei ihr suchen könne. Aber sie wußte, daß ihr jede Anklage verderblich werden müsse; und weil weiblicher Haß geschwätzig ist und man sie Teufelsliebchen schalt, sah sie bald klar. Man band ihr die Hände mit starken Stricken. Das wäre nicht notwendig gewesen, denn sie hätte nicht entfliehen können, nicht einmal, wenn sie es gewollt; erhob sich doch in ihrem eigenen Hause keine Hand zu ihrem Schutze, und selbst das wohlfeile Bedauern ersparten sich die, welche ihr Brot aßen. Das befremdete sie nicht. Mehr aber als selbst die Striemen, welche die hart angezogenen Bande ihr in die weichen Arme schnitten, tat ihrem Stolz wehe, daß man sie fesselte. Dann warf man ihr eine Hülle über das Haupt, die sie blendete und ihr schier den Atem benahm. Sie schwieg dazu; und während ihre Diener in müßiger Neugierde umherstanden und sich noch vor der Herrin ihr Teil der Beute zu

sichern suchten, um dem Gerichte zuvorzukommen, trat die letzte Malespina den letzten Gang zur Stadt ihrer Väter an.

Es war ihr aber selbst befremdlich — während man sie stieß und schmähte, auf diesem Leidenswege zog in das Herz der Tochter Fortunats eine tiefe, wundersame Ruhe ein, ganz verschieden von jener bänglichen Grabesstille, die es so lange umfangen hatte.

Renata wußte wohl, daß sie zum Tode gehe; und dennoch war ihr Tritt nicht minder stolz und königlich als sonst. Sterben schien ihr eine Erlösung; denn das Leben hatte sie umfangen einer endlosen Dämmerung gleich, die auf dunklen Schwingen vom Himmel niedersteigt, alle Umrisse ins Maßlose verzerrt und worin Schatten ein gespenstiges Unwesen treiben. Es gab nichts, was ihr das Dasein wert, den Abschied schwer gemacht hätte. Sonst erzittert jedes Geschöpf, wenn es den Tod nahen fühlt; selbst dieses Bangen hatte das ewige Denken daran in ihrer Seele getötet. Sie glaubte sich sündenrein; an ihren Hader mit Gott, ihre Versündigung gegen sich selbst und die heilige Stimme, welche mit geheimer Macht für Renatus in ihr gesprochen hatte, an ihre Schuld und ihre Härte gegen Herrn Andrea dachte sie nicht. Als ein Opfer betrachtete sie sich, das die endlose Reihe der Verschuldungen der Malespina büßen müsse. Selbst mit dem Heiland, dem Weltenerlöser, verglich sie sich auf jenem Wege, und ihr Stolz sog aus diesem Gedanken so süße Nahrung, daß sie dafür noch ganz andere Qualen auf sich genommen hätte, als die ihrer warten mußten. Wie Christus wollte sie freiwillig auf sich nehmen, was ihr beschieden war;

denen, die sie immer gehaßt und verfolgt, noch eine letzte Freude verderben: sie sollten Renata Malespina nicht peinigen dürfen, die Wollust nicht haben, sie vielleicht unter den Qualen der Folter schwach werden zu sehen; sie sollten ihr die Schönheit nicht zerstören dürfen, die ihre beste Freude und dennoch wieder ihr größtes Unglück gewesen war, um die sie alle geliebt und dann wieder gehaßt hatten. Niemand sollte sie zur Marter entblößt sehen dürfen — sie war also entschlossen, einzugestehen, wessen man sie nur beschuldigen könne . . .

Nur einmal überlief sie ein Schauer. Das war, als sie am Eingange des Kerkers — auch hier, wie bei allem, was groß in Ravenna war, grüßte der Dornenzweig ihres Hauses über dem Tore — dem Renatus Spada übergeben wurde, der ihre Hände faßte, um sie auf den Rücken zu binden. Diese Berührung durchzitterte ihr ganzes Wesen. Als sie aber in den Saal trat und trotz der Blendung ihrer Augen ahnungsvoll die hämischen Blicke verspürte, mit denen Herr Testa das seltsame Paar musterte, fand sie ihre Selbstbeherrschung rasch wieder. Die Edlen von Ravenna waren vollzählig erschienen: „Der Edelsten die letzte Ehre zu geben," dachte Renata.

„Renata, Tochter Fortunat Malespinas," begann Herr Testa, „du bist böser Hexenkünste beschuldigt. Gestehst du?"

„Ich gestehe." Kalt und ruhig war die Antwort, aber gerade darum durchfröstelte es die Anwesenden, als sie hörten, wie sich das junge Weib so um das Leben sprach.

„Du hast also Buhlschaft mit dem Bösen getrieben,"

forschte der Podesta weiter, und eine zornige Falte furchte seine Stirne, „und dich ihm hingegeben zu sündiger Lust?"

Ein Rot der Scham und der Entrüstung färbte leise die Wangen Renatas. Man erkannte, daß ihr das Blut zu Häupten gestiegen sei; sie kämpfte, und ihre Stimme bebte: „Ja."

„Und um welchen Preis?"

„Das werden die Herren besser wissen als ich," gab sie zurück.

„Um den Preis deiner Schönheit also und deiner Macht über Herzen? Ist dem so?"

„Ja." Noch kräftiger klang diese Antwort. Manche Brust fühlte sich durchbebt vom Wohllaute ihrer Stimme, ergriffen von ihrem Mute. Nur Herr Testa forschte weiter, unbewegt und mitleidlos: „Und wann erschien dir der Böse zum erstenmal?"

Sie sann: „Ich denke, als Fortunat starb und ich Herrn Andreas Weib wurde."

„Und du wurdest die Seine?"

„Ja."

„Und mit seiner Hilfe hast du verderbt, die dir nahe standen und die um dich warben?"

„Ich tat's, Herr Podesta."

„Gab er dir Zaubertränklein und Liebesmittel? Gestehe, Renata!"

Sie wurde ungeduldig, und ihr Stolz empörte sich: „Die Herren wissen wohl alle, daß es dessen nicht not hatte. Auch Ihr könnt mir's bezeugen, Herr Podesta."

„Antworte, Hexe!" fuhr Herr Testa auf.

Renata lächelte unterm Schleier; sie wußte, daß sie

ihn tief verletzt hatte, und ihr feines Ohr vernahm ein leises Lachen. Herr Florio aber stand auf und sprach: „Es bedarf hier, dünkt mich, keiner Antwort mehr. Alles was wir wissen mußten, hat die Beklagte gestanden. Wozu sie aber peinigen? Verkündet also den Spruch, Herr Podesta."

Herr Testa erhob sich. Nicht ohne Mühe hatte er seine Fassung wiedergefunden, und es kränkte ihn gewaltig, daß sie der Folter, Renatus aber, dem er immer noch unversöhnten Haß nachtrug, der Pflicht entgangen war, dieses grauenvolle Amt an ihr zu üben. Er konnte sich nämlich nicht denken, daß die Liebe Renatus' für das Weib, um dessentwillen er einen Mord begangen hatte, ganz erloschen sei, und hätte gern so eins durch das andere gestraft. Und so begann er mit blutunterlaufenen Augen: „Renata Malespina, du bist böser, Gott und den Menschen feindseliger Künste schuldig und überwiesen. Du hast gestanden, durch sie deinen Gatten, Herrn Andrea, meinen Sohn, und diesen da, Renatus Spada, in Tod oder Verderben gebracht zu haben. So sei denn dein Leib der zeitlichen, deine Seele der ewigen Lohe verfallen. Dir übergebe ich sie, Renatus. Auf ihrer Schwelle wirst du drei Nächte lang schlafen wie der Hund auf der seines Herrn. Dein Leben ist verwirkt, entflieht sie. Ein Gefängnis umschließe euch denn, bis sie gebüßt hat. Danach aber soll sich die Kirche und das Gemeinwesen von Ravenna zu gleichen Teilen in das Gut der Malespina teilen."

„Möge es beiden und ganz besonders Euch, Herr! denselben Segen bringen, den es den rechtmäßigen

Eigentümern gebracht," höhnte die ungebrochene Tochter Fortunats.

Da brach Herr Testa los: „Die Staupe," schrie er, „die Staupe!"

Niemand widersprach. Wie eine schlechte Dirne wurde die Tochter Fortunats gestäupt. Herr Testa war indes abermals betrogen, wenn er auf ein Zucken, einen Laut des Schmerzes gehofft hatte. Nur als die Hand des Henkers ihr die Schultern entblößte, als er sie dann hart anfaßte, da stieg wieder ein heißer Strom tief aus ihrem Innersten auf: die Gewalt der Männlichkeit und der Kraft berührte zum erstenmal das ahnende Weib . .

Noch drei Nächte hatte Renate zu leben, weil ihr Zeit zur Buße vergönnt sein sollte. Sie dachte nicht daran. Den Tag über sang das Volk vor den Gittern ihres Fensters Schmählieder auf die Hexe. Sendlinge des Podesta hatten die Männer aufgestachelt, bei den Weibern aber bedurfte es keiner Aufreizung. Steine wurden ihr ins Gefängnis geschleudert; Tagediebe, an denen Ravenna damals sehr reich war, verkündeten ihre Freude, sodaß sie es hören mußte, endlich einmal eine Hexe brennen zu sehen. Denn in dieser Stadt war noch keine den Flammentod gestorben, und das arme Volk hatte sehr selten ein Schauspiel, an welchem es sich ergötzen konnte. Dieses Singen und Schelten kränkte sie nicht. Aber in ihr hämmerte und pochte es, und ihr kamen Gedanken, neu, stark und unabweisbar. Sie suchten sie zu Nacht heim. Sie ließen ihre Stirne erglühen. Ihre Vergangenheit betrachtete sie schon lange wie abgeschlossen, ihr Leben hatte sie prüfend durchmustert wie ein aufgeschlagenes Buch, von jenem ersten

Tage ab, da sie hoffnungsvoll den verfluchten Boden der Heimat betreten hatte, bis nun. War sie wirklich keinem verschuldet . . .?

Doch: einem war sie verschuldet. Einen hatte sie belogen. Wäre Renatus Spada ihretwillen gestorben, nicht ein Gedanke mehr hätte ihm gegolten als ihren anderen Toten. Aber daß sie ihn abwies, ihm ihre wahre Empfindung verbarg, hatte ihn in Schmach und Befleckung geworfen; aus der Gesellschaft der Menschen wurde er dadurch ausgestoßen — ihr eigenes Los. Sie aber durfte sterben, während er das Leben weiterschleppte. War es also nicht billig, wenn sie ihm eine Erinnerung hinterließ, an der er für den Rest seiner Tage zehren konnte? Dieses Ende hätte sie sich, hätte sie ihm sparen können; sie erkannte es nunmehr. Gab es denn kein, gar kein Mittel, mindestens einen Teil dieser Schuld zu tilgen? Waren die Malespina doch immer gute Zahler gewesen . . .

Diese Gedanken verfolgten sie unablässig. Sie wichen nicht von ihr, nicht einmal, wenn ein später Schlummer Renate befiel. Dann gewannen sie Gestalt und Leiblichkeit. Um sich von ihnen gewaltsam zu befreien, übersann sie wieder und wieder die reinen, opferfrohen Tage ihrer Kindheit. Was hatte ihr damals wohl zumeist gefehlt? Plötzlich kam ihr ein Spruch, an den sie lange nicht gedacht: „Und wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.“ Aber an eine andere Liebe dachte die Sünderin dabei, als die der Apostel gepredigt: Orgelklang von Terzinen sang ihr im Ohr, und sie sah, wie

sich Francesca und Paolo in heißester Leidenschaft umschlungen hielten. Was hatte ihr nur so viele zu Füßen gezwungen, was war es doch, das sie von ihr begehrt? Es mußte ein starkes Gefühl sein; denn selbst der Höllendurchwanderer hatte es für Beatrice empfunden, und Renatus Spada war ihm erlegen — denn in jeden ihrer Träume und Gedanken drängte sich doch immer das Bild dieses Mannes. Und sie allein sollte es doch nie kennen gelernt haben? Sie sann. Hatte sie es nicht vielleicht doch empfunden? War etwa jener Schauer, der sie immer beim Nahen von Renatus befallen, etwas Aehnliches, das sie nur mißdeutet und gewaltsam niedergezwungen hatte? Sie wollte es wissen. Sterben mußte sie nun einmal; war es nicht klug, wenn sie vorher noch das kennen lernte, was man als das Höchste im Leben pries? Immer hatte sie gegeben, nur gegeben — sie wollte es auch jetzt wieder tun, doch nicht auch ohne etwas dafür zu empfangen . . .

So schwül waren diese Sommernächte, so furchtbar schwül! Oder drückte sie ein anderes? Warum fuhr sie so oft aus dem Schlummer auf? Warum war ihr dann, als nahe ein bekannter Tritt ihrem Lager, als wehe ein heißer Odem durch den Raum? Was flammten ihre Wangen dann? Was wallte ihr Blut so fieberisch, was schlug ihr Herz so ungleich? Als der dritte Abend sank, da war Fortunats Tochter entschlossen und fest.

Während aber das Weib so zwei lange Nächte mit sich im Kampfe lag, hielt Renatus schlaflose Wache. Die gleiche Glut verzehrte auch ihn. Stärker, sieghafter als je war auferstanden, was er tot gemeint. Nur eine Tür schied ihn von der, die ihn elend gemacht; in seiner

Hand war der Schlüssel. Er horchte oft und viel; aber da drinnen war kein Laut rege. Da plötzlich — es war im ersten Dunkel — durchzuckte es ihn: hell hatte er seinen Namen rufen gehört. Er zögerte, er verhielt den Atem; hatte ihn nicht das Pochen in seinen Schläfen genarrt? Da kam's wieder: „Renatus . . .“

Die Pforte flog auf. Ein ungewisses, sommerliches Zwielicht herrschte, und sein Fuß stieß an die Wurfgeschosse, die man nach der Hexe geschleudert. Renate sah er nicht; denn sie war zitternd auf ihr Lager gesunken. Er nahte ihr; seine Stimme klang heiser: „Du riefst, Renata?“

Sie erhob sich: „Ich tat's.“

Es schüttelte ihn: „Und warum? Wozu? Was willst du?“

„Nimm die Hülle von meinem Haupte; löse die Bande von meinen Armen.“

„Und wozu?“

„Damit ich dich noch einmal voll ansehen und einmal umschlingen könne . . .“

Der fahle Dämmerschein war erblichen und eine dunkle Sommernacht herniedergestiegen. Sie umhüllte das Paar und verschlang es. Das Kettengerassel ringsum war verstummt und nichts mehr laut als die fliegenden Atemzüge der beiden, als verhaltenes Seufzen und heiße Liebeslaute. Der Mond stieg auf, und auf dem Boden trat ein Gitterkreuz hervor. Manchmal durchzog es wie Raunen den Kerker. Aber kein Menschenohr vernahm die törichte Frage Renatus': „Und du wirst mich immer lieb haben?“ noch die Antwort Renates: „Das Leben ertrüge ich um dich!“ Der Mond schied, und wie-

der ward's fahl, und wieder klirrten die Ketten der Gefesselten, die sich im unruhigen Frühschlummer bewegten. Sie hörten nichts; als gelte es für Ewigkeiten, so fest umschlossen sie sich. Bis zur Neige leerten sie den Taumeltrank, nach dem es sie so lange gedürstet hatte.

Es tagte. Zwei bleiche Gestalten erhoben sich. Noch einmal schlang Renata den Arm um den Nacken des Mannes, noch einmal begegneten sich heiße Lippen, die nicht von einander lassen wollten, fanden sich kalte Hände zueinander. Dann hielt Renata ihre Arme hin. „Tu's," befahl sie, als er zauderte. Dann flehte eines das andere um Vergebung an. Noch einmal, ehe der Schleier die Gestalt der Tochter Fortunats umhüllte, sah Auge in Auge. Zum letztenmale zwang sie Renatus an sich, und die Sonne sandte eben die ersten leuchtenden Abschiedsmahnungen, als er flüsterte: „Leb' wohl denn, Renata!" Sie mußte dabei lächeln — aber ihr Lächeln war anders geworden, milder, holder in dieser einen Nacht. „Für kurze Weile, Renatus!" entgegnete sie dennoch ernsthaft.

Es war hell geworden, ganz hell. Ein starker Wind fegte die Straßen. Zahlreiches Volk bewegte sich schon in ihnen, und Gemurmel der Erwartung stieg zum Himmel auf.

In dieser Reihenfolge zogen sie zum Grabmal des großen Gotenkönigs, wo Renatus mit seinen Gesellen den Scheiterhaufen errichtet hatte: zuerst kam die Geistlichkeit und surrte eintönig ihre Litaneien herunter. Hinter ihnen die Tochter Fortunats; ihr freier Schritt verriet nichts von Todesfurcht, und ein seliges Leuchten

flog manchmal über ihr verhülltes Antlitz. An ihrer Seite gingen wiederum die Weiber der Büttel als Hüterinnen. Diesen folgten die Herren von der Signoria; an ihrer Spitze Herr Giovanni Testa. Alle trugen sie das Gewand der Totenbrüder und jeder eine brennende Fackel. Hinter ihnen wogte eine unendliche Menge; aber kein Schmähwort wurde mehr laut, und angesichts dieses kläglichen Endes eines so erlauchten Hauses bewegten manch ein Herz ehrfürchtige Schauer. Und als sie endlich am Ziele waren und Herr Giovanni Testa mit hallender Stimme sprach: „Hier übergebe ich dir diese, damit du an ihr vollbringest, was deines Amtes ist," da fiel es allen auf, wie bleich das mannhafte Gesicht Renatus' war und wie ein Zittern häufig die starken Glieder überlief.

Langsam erstiegen sie den Holzstoß. Dann band sie der Henker an den Pfahl — das Haupt abgewendet tat er's —, riß ihr die Hülle vom Angesicht, und ein Aufschrei ging durch die Menge: so unendlich schön, so holdselig und herrlich war ihnen die Tochter Fortunats noch nie erschienen, wie an ihrem letzten Tage. Dieser Aufschrei zwang Renatus zurückzublicken; und als er das schöne Wogen des Busens, den feuchten Schimmer der Augen, die stille Anmut des Gesichts gewahrte, dessen Marmorstarrheit in dieser Nacht ganz geschwunden war, da bemeisterte ihn ein übermächtiges Entsetzen und ein wahnwitziges Begehren. Alle diese Schönheit war sein gewesen, nur eine heiße, kurze Sommernacht. Und sie sollte verwehen! Er konnte nicht anders, er mußte noch einmal ihre Lippen küssen, ihr Knie umschlingen. Durch die Massen aber zog ein Branden:

so gewaltig wie ihr Zauber, daß selbst der Henker, der sie richten sollte, ihm verfiel. „Zurück, Renatus!" erklang's. Er hörte nichts, denn in seiner Seele klangen noch die Worte, welche sie diese Nacht getauscht. „Zurück, Renatus!" Er aber hatte nur Ohr für die Flüsterlaute, die sie, allen unhörbar, ihm zuhauchte. Und zum drittenmal schrieen sie: „Zurück, Renatus!" Er aber fühlte ihren Kuß auf seiner Stirn. Da erhob Herr Giovanni Testa den Arm. Seine Fackel flog in weitem Bogen ins Reisig; die seiner Genossen folgten ihr nach. Ein Qualm stieg auf; der Wind trieb ihn in die Höhe, sodaß niemand mehr die verschlungenen Gestalten sehen konnte. Die reine Lohe strebte aufwärts, und gewaltig sausend begannen die Flammen ihren Totengesang. Aber man vernahm keinen Schmerzenschrei. Der Holzstoß brannte nieder; ein Sturm erhob sich und verwehte die Asche des letzten Spada und der letzten Malespina . . .

So starben in einer Lohe Renatus, der Henker von Ravenna, und Renata, die Tochter Fortunats, der seinen Bruder erschlagen und das Geschlecht der Malespina ausgelöscht hatte. Und das geschah am Sonntag Trinitatis des Jahres 1532.

Hagars Sohn

Schauspiel in vier Akten

Personen:

Matthäus Sieverroither.
Christian Mittermeyer.
Josua Pollender.
Marcus.
Stefan.
Der schwarze Student.
Der Bauer vom oberen Bühl.
Der Bauer von Lechof.
Anna Obweger.
Christine Mittermeyer.
Barbara.

Ort: Die Sieverroith nächst Gmunden.

Zeit: 1626, als das letzte Jahr des oberösterreichischen Bauernaufstandes.

Erster Akt.

Die Sieverroith. Fast festungsartig gebautes Wohnhaus. Daran schließen sich Stallungen. Das Ganze ist nach rechts begrenzt von einer starken Mauer mit hohem Tor, das offen steht. Man sieht hindurch ins Grüne, Kuppen und Bergesgipfel sind im Hintergrunde anzudeuten. In der Mitte des Hofes ein großer Nußbaum mit einer umlaufenden Bank.

Erste Szene.

Stefan, Marcus.

Stefan (sich auf der Bank räkelnd). Meinst nicht, Zeit wär's?

Marcus. Die Sonn' zeigt noch nicht die Eilfte.

Stefan. Aber hungrig bin ich, es dürfte schon noch später sein! Nun ja, wenn man sich so plagt!

Marcus (spöttisch). Freilich, wenn man sich so plagt!

Stefan. Du! nachspötteln lass' ich mir nicht! Daß Du es nur weißt!

Marcus. Hast recht. Ich ließe mir es auch nicht.

Stefan. Du!

Marcus. Na, willst Du was?

Stefan (einlenkend). Es wird doch nicht, wird doch nicht. Nein, nein. Wir haben ja nichts mit einander. Aber wenn ich mir denke, der freche Kerl, der Christian, käme mir so, erschlagen könnt' ich ihn und hernach ginge ich ruhig schlafen.

M a r c u s. Nun ja, weil Du es nur so bei Nacht probieren möchtest. Und nachher könnte es immer noch schief gehn.

S t e f a n. Du!

M a r c u s. Es ist nur, weil Du noch so gar kurz auf der Sieverroith bist, sonst redetest Du nicht so. Es traut sich keiner an ihn, nicht einmal ich, und hab' ihn doch genug gepufft und gestoßen, weil er noch klein und ein lediges Kind auf dem Hofe war.

S t e f a n. So lang bin ich freilich nicht da.

M a r c u s. Wirst auch nicht so lange da bleiben.

S t e f a n. Ich möchte auch gar nicht. Es gefällt mir nicht so, daß ich mir's wünschen sollte.

M a r c u s. Beim Sieverroither gefällt's Dir nicht? Auch gut, da sieht man halt, wieviel daß Du Ehre im Leibe hast.

S t e f a n. Nein! Mir gefällt's nicht. Da war ich bei einem Bauern bei Wels. War ein armer Teufel neben dem Sieverroither, hat nicht gehabt seine Hufnägel zu bezahlen. Aber lustig war's, lustig. Hier aber: arbeiten heißt's den ganzen Tag. Keinen Dank bekömmst Du dafür. Und der Bauer geht herum und achtet keinen Menschen nicht, und schau' nur ein Mädel an — gleich hast ihn vor Dir und Du erschrickst vor ihm. Ich hab' nichts, als was ich im Leben habe. Da lass' ich mir nichts verderben.

M a r c u s. Weil wir ehrbare Evangelische sind. Das ist katholisch Unwesen, was Du verlangst. Es wünscht sich's keiner als Du. Sondern wir wandeln die Wege des Herrn und trachten nach seiner Gnade.

S t e f a n. Kann sein. Aber lustiger ist's anders.

Marcus. So werde katholisch.

Stefan. Ich möchte so; war's so.

Marcus. Na?

Stefan. Na, und weil alles evangelisch worden ist, so bin ich's halt auch worden. Aber lustiger war's vordem, lustiger! Nichts hören, wie vom Wort Gottes und vom evangelischen Bauern-Regiment. Nicht einmal lachen darf man in dem Haus! Und was geht mich das Bauern-Regiment an? das Knechte-Regiment — das wär eher mein Fall; aber das kömmt so kein Tag nicht. Kein Ablaß, keine Sünde. Ohne den einen ginge es leichter — aber die andere!

Marcus. Pfui, Du schlechter Teufel!

Stefan. Meinetwegen. Ihr seid mir zu heilig, zu heilig. Die schon gar.

(Er deutet auf Anna hin, die aus dem Hause getreten ist und die Glocke läutet. Auf den Ton setzen sich Stefan und Marcus dem Hause zu in Bewegung. Andere kommen und legen ihr Arbeitszeug ab.)

Zweite Szene.

Die vorigen. Anna.

Stefan (drängt sich an Anna; leise). Annerl!

Anna (laut). Bin nicht Seine Annerl.

Stefan. Wenn Du's aber werden möchtest?

Anna (wie oben). Nachher wär' ich erst was rechts.

Stefan. Mein Schatz, mein Herzensschatz wärst nachher.

Anna. Gelüstet mich weiter nicht.

Stefan. Schau', wenn's den Christian laufen ließest und mit mir gingest!

Anna. Hab' nichts mit dem Christian.

Stefan. Also zeig's denen und geh mit mir!

Anna. Nicht einmal bis zur Kirchen!

Stefan. Solltest doch nicht so stolz sein; ein ledig Kind.

Anna (erst heftig, danach ruhig und mit Betonung). Bin mir noch gut genug. Viel zu gut für Dich! Ein ledig Kind bin ich und ledig bleib' ich. Du aber gibst mir Ruh oder ich red' mit dem Sieverroither; was hernach wird, das kannst Du Dir denken. (Stefan ab.)

Marcus. Bist brav, Annerl. Kannst schon so bleiben, wie Du bist. Aber hat der Lump immer noch nicht genug von Dir?"

Dritte Szene.

Die vorigen außer Stefan. Josua Pollender.

Josua Pollender (tritt auf; zu Marcus). Der Sieverroither zu Haus?

Marcus. Nein.

Pollender. Oder weißt vielleicht, wo er ist?

Marcus. Nein.

Pollender. Oder weißt, wann er heimkommt?

Marcus. Nein.

Pollender (bei Seite). Recht leutselig sind sie schon auf dem Hof! (Lauter.) Da kommt man so weit her, und ich hoff' mir eine Tröstung und derweil . . . Meinen Hof haben sie mir verbrannt und jetzt ästimiert mich niemand mehr.

Anna (zu Marcus). Mußt nicht gleich so grob sein. Siehst, er ist gar ein Bauer.

Marcus. Geht mich nichts an. Ein Knecht beim Sieverroither ist mehr wie ein Bauer anderswo. Du machst Dich auch gar zu gemein mit jedem. Annerl, das tut kein gut. Kommst? Daß wir wieder sitzen können neben einander. Drängt sich sonst wer an Dich, der Dir's nicht so gut meint und dem Du's nicht so gönnst.

Anna. Gleich. Es fehlt mir nur noch wer ...

Marcus. Ist er nicht im Haus drin? Wird schon drin sein! Er geht ja immer für sich, der Christian.

Anna. Ich hab' ihn nicht gesehen. (Zu Pollender.) Gleich muß er kommen, der Sieverroither. Weißt, er ißt nicht mit uns. Nun, er hat es eben früher nicht können, nicht aus Hochmut, sondern weil er es nicht können hat und ist es jetzt schon so gewöhnt. Aber, er geht derweilen im Hof herum und schaut, wie alles geht, oder sinniert auch nur. Das tut er jetzt gar so gerne. Also: Deinen Hof haben sie Dir verbrannt?

Pollender. Ja, die Baiern. Gott straf sie, die Hund'! Ein Bettler bin ich, ein Bettler auf meine alten Tage.

Anna. Und wir haben es so ruhig hier. Wir spüren gar nicht, daß etwas vorgeht in der Welt. Käm' nicht alleweil wer, der Hilfe will.

Pollender. Wundert mich auch. Vielleicht weil die Sieverroith so abseits liegt.

Marcus. Der Narr! Möcht's nur wissen, wer sich an den Sieverroither traut! Kommst, Annerl? Meine Essenzeit will ich doch auch haben.

Anna. Schon, schon. Behüt' Dich Gott. Da hast ihn auch schon, den Bauern. (Beide ab.)

Vierte Szene.

Matthäus Sieverroither. Pollender.

Pollender. Grüß Gott, Sieverroither!

Sieverroither. Zurück, wie's gemeint ist. Wer bist? Was willst?

Pollender. Nichts bin ich, und bitten möcht' ich ...

Sieverroither. Also: wer warst?

Pollender: Ein Bauer war ich. Josua Pollender. Ein Stund zwei von Lambach.

Sieverroither. Und?

Pollender. Nun, und die Baiern haben mir meinen Hof verbrannt, und ich habe mich kaum vor ihnen errettet. Aber der Herr war mit mir.

Sieverroither. Die Baiern? Sind die wieder im Land? Und sieht man ihnen zu?

Pollender. Jetzt — weißt Du denn nichts? Von allen Seiten kommen sie — es ist Dir grausam, was sie wirken. Ich hab' nie was getan. Gar nie. Still bin ich gesessen und mein Körndl hab' ich gebaut. Und wir haben ja auch Ruh gehabt, ganz schöne Ruh gehabt. Und auf einmal — weinen möcht' man, um nur nicht zu fluchen. Nur weil meine zwei Buben beim Regiment in Wels stehen, zünden sie mich an. Ist das erhört? Kann ich was dafür für meine Buben? Woher wissen sie, daß es mir recht ist? Gleich anzünden!

Sieverroither. Und Du hast zugeschaut?

Pollender. Nu, was willst machen? Freilich, hernach, wie sie fortreiten und ich liege im Wald, da knallt's neben mir und einer fliegt vom Gaul. Muß wer Großer gewesen sein, sie sind Dir nämlich nicht schlecht durcheinander gelaufen danach. Dafür haben sie's Holz angesteckt.

Sieverroither. Die Hunde! (Setzt sich.) Und jetzt: was willst von mir?

Pollender. Helfen sollst Du mir. Du hast Geld, leih mir eins, daß ich bauen kann.

Sieverroither. Geld? Leihen? Das nicht!

Pollender. Um die evangelische Gleichheit!

Sieverroither. Geld? Nein. Gar jetzt. Wenn s' Dich morgen wieder anzünden?

Pollender. Dann ist es Schickung, und man muß sie nehmen.

Sieverroither. Nein. Geld nicht. Bleib bei mir und Du kannst alles haben, was Du brauchst. Ist erst Ruh im Land, so will ich Dir helfen, mit Roß und mit Hand, bauen. Aber jetzt nicht und Geld gar niemals, niemals. Wüßt' nicht, woher es nehmen. Hab' nichts Bares.

Pollender. Der Sieverroither?

Sieverroither. Derselbe.

Pollender. Ist aber ein bitter Brot, das Gnadenbrot. Kann mir nicht denken, wie ich's essen soll!

Sieverroither. Nimmst es auch als Schikkung. Darfst arbeiten dafür. Hat jedes seinen Packen.

Pollender. Du auch.

Sieverroither. Und meinen schweren! Ge-

wiß: reich bin ich, und es gibt keinen Bauern im Land, der den Sieverroither nicht kennt und nicht Hut zieht vor ihm. Aber: weil ich stark bin, hab' ich schwer, bald zu schwer aufgeladen bekommen. Da ist mein Weib gestorben ...

Pollender. Gott nehme sie in die Gnade und gebe Dir seinen Trost.

Sieverroither (aufstehend.) Verstehst mich nicht. Ich habe sie rechtschaffen gerne gehabt und getrauert um sie. Aber daß sie sterben muß, das hab' ich gewußt. Nur gar so lang hat sie sich geplagt und gemartert.

Pollender. Und wieso? Da hört man kein Wort.

Sieverroither. Von dem, was da hier geschieht, hört man gar nie ein Wort. Aber wissen kannst es schon: Also, ich habe kaum geheiratet gehabt und führ' mein jung und schön Weib in den Wald und zeig' ihr, was ihr alles gehört. Jung war ich auch noch — immer erst ein vierzig Jahr, weil ich nicht habe anfangen wollen zu hausen, so lange meine Eltern gelebt haben, weil nämlich zwei Herren immer kein gut tun auf einem Grund. Und wie ich seh', was hübsch sie ist und wie sie lacht vor Lust im Grünen, da sagt sie auf einmal: Ich lauf', ich lauf', Du fang mich. Und sie läuft und ich nach und mach' die Dummheit mit, nicht gar gern, und sie will sich nicht fangen lassen und wieder nicht und sieht zurück und lacht mich an mit weißen, ganz weißen Zähnen, und die Augen lachen mit. Und auf einmal strauchelt sie, schreit mir auf und fällt auf den Rücken und kann mir nicht mehr aufstehen. Ich heb' sie auf und

trag sie nach Hause, und so ist sie mir fünfundzwanzig Jahre gelegen. Das ist Schickung. Das probier einmal. Aber ich kann keines mehr lachen sehen, seitdem ..

Pollender. Das ist arg. Aber sag': willst mir nicht helfen?

Sieverroither (streng). Jetzt red' ich. Also: fünfundzwanzig Jahr liegt sie mir so. Denk Dir das aus, wenn Du's kannst: ein junger, starker Mann und ein Weib, das man nicht einmal anrühren kann. Und so ein Hof — es gibt keinen solchen in der Welt und kein Erbe! Und scheiden lassen? Das wär' meinen Leuten freilich recht gewesen. Aber unfromm und niederträchtig wär's auch, und das soll mir niemand nachsagen. Und dann — so gar fromm ist's geworden: gebetet und gesungen hat's und erzwingen wollen hat's die Gnade, und ich habe mich endlich gefürchtet vor ihr und ihrer Heiligkeit. Kein Freud zu Haus — kein Freud in der Welt. Und bist eine Stunde länger weg — so hat sie ihre Angst und ihre Zuständ' und kann gar nichts nehmen, wie es kommt. Und das soll der Mensch doch, oder er vertragt sein Leben nicht, und niemand, der's mit ihm hat. Ich aber — schweigen! Oder mit wem soll ich reden? Mit meinem Knecht?

Pollender. Und Dein Hof? Was wird mit dem?

Sieverroither. Ist meine Sach'. Da sorgt man schon vor.

(Lärm aus dem Hause, immer steigend, während der letzten Worte. Endlich springt die Tür auf; Stefan stürzt heraus, hinter ihm Christian, dann die anderen.)

Fünfte Szene.

Die vorigen. Stefan. Christian. Die anderen.

Christian. Noch ein Wort und ich erschlag' Dich.

(Rufe: Auseinander! Auseinander! Halt's den Christian! Christian!)

Sieverroither. Auseinander. Wird's? (Sie fahren auseinander.) Was gibt's schon wieder?

Stefan (schreiend). Nicht einmal die Wahrheit reden darf man auf dem Hof!

Christian (losfahrend). Jetzt aber!

Sieverroither (zu Christian). Ruhig! Oder ... Was war's?

Stefan. Kann ich was dafür, daß er ein ledig Kind ist?

Marcus. Jetzt darfst ihm eins geben, Christian. Aber gehörig, daß er nimmer aufsteht.

Anna. Halt Dich, Christian!

Christian. Gar ist's jetzt mit Dir.

Sieverroither. Du! ruhig, sag' ich!

Anna. Der hetzt ihn aber auch immer.

Marcus. Und sein Glauben — keinen gefaulten Apfel gebe ich dafür!

Sieverroither. Hat Euch wer um Eure Meinung gefragt?

Anna. Und mir gibt er auch niemals Ruh.

Sieverroither. Das ist wieder was anders. Der Christian kann sich schon helfen. Du nicht. Dir aber sag ich, Stefan: Du gefällst mir nicht und dem ist's nicht gut, der mir nicht gefällt. Noch einmal, und Du wirst schauen. Hat's schon so mancher getan. Du,

Christian, Du bist mir zu trotzig; ich kann Dich schon brechen. Und jetzt: an die Arbeit, sag' ich! Marsch!

Christian. Ich mag nicht.

Sieverroither. Magst nicht aufs Feld? So wirst halt Strohbänder machen.

Christian. Weiberarbeit? Just nit!

Sieverroither. Wirst? Bursch!

(Der Lärm hat Christinen hervorgelockt. Sie steht unschlüssig, von Anna unterstützt, in der Kulisse.)

Sieverroither (sieht sie; noch heftig und befehlend). Wie lebst alleweil?

Christian. Schrei nicht so mit ihr! Siehst nicht, was sie sich fürchtet?

Sieverroither. Misch' Dich nicht ein. An Dein Ding geh' sag' ich. Nun, Christin'?

Christine (zuckt zusammen und wagt ihn überhaupt nicht anzusehen). Ich dank' schön. Ich dank' auch schön. Ich leb' noch.

Sieverroither (weicher). Noch! Du wirst schon noch lang leben und gut leben. Ist Dir lange genug schlecht gegangen dafür.

Christine (wie oben). Na, na. Ich mag nicht. Ich verlang' mir's nicht. Ich dank' schön.

Sieverroither. Wirst Dir's nachher schon verlangen. (Zu Pollender.) Wir gehn essen.

Pollender. Ja, gern. Aber wer ist die Person?

Sieverroither. Ein armes Mädel. Sie ist halt bei mir.

Pollender (im Abgehen). Du hast aber viele Knechte!

Sieverroither. Bei so einem Hof!

Pollender. Scheint mir doch, mehr als genug.

Sieverroither. Geht keinen was an. Ich zahl's. Und dann — wer weiß, wie viel Fäuste man heutigen Tages brauchen kann.

Pollender. Es sind trotzige Burschen!

Sieverroither. Der hat gern Wolfshund', der hat gern Spitz'. Sind nicht meine Sache, die Spitz'.

Pollender. Und wer ist der Stärkste?

Sieverroither. Der werd' noch immer ich sein.

Pollender. Und darnach?

Sieverroither. Ich denk', der Christian.

Pollender. Du, der scheint mir schon eher ein Wolf als ein Wolfshund.

Sieverroither. Ist mir recht, wie er ist. Kann schon so sein. (Sie verschwinden im Hause.)

(Währenddessen ist Christine mit Anna mühsam dem Nußbaum näher gekommen. Christine ist nicht alt, aber sehr vergrämt, spricht heftig und stoßweise.)

Christine. Ich dank' Dir. So, ich sitze schon ganz gut. Jetzt geh. Ich bitt' Dich geh! geh! Du tust einem gar nicht gut, mit Deiner Gutheit.

(Anna ab, der Hof ist völlig leer. Christian macht ihr gegenüber Strohbänder. Beide sprechen gleichzeitig, aber nicht zueinander.)

Sechste Szene.

Christian. Christine.

Christian (ein Strohband ausziehend und prüfend.) Ist stark genug. Wär' gut für den Stefan. — Und

das da? Wüßt' schon, wem Du passen könntest. — Und das? das ist auch gut. Ich wär' nicht in Sorgen! Soviel kann ich gar nicht fertig machen, als ich Leute dafür wüßte. Eins für jeden und ein Baum im Walde der Sieverroith für jeden! Ich wollte, ich könnte!

Siebente Szene.

Christine. Daß sie einen nie allein lassen! Gar nie allein! Ich mag sie nicht, mag keinen, keinen! Ja, du liebe Sonne, du liebe Zeit! Was ihr alles anschauen müßt! Und da scheint die Sonn', und es ist völlig, als müßte man völlig gesund werden wieder. Ich mag nicht, ich mag nicht. Nein, nein. Aber ich habe mir oft gedacht, wenn die Sonne scheint im Winter aufs Erdreich und das möchte treiben und hat die Lust in sich zum Blühen und kann's nicht vorm Schnee, vorm Schnee — wie muß das da dem Erdreich sein! Kurios, was einem alles einfällt. Kurios ...

Achte Szene.

Christian (wie oben). Und das da ist gar stark. Da gehört ein Großer daran. Ganz ein Großer.

Christine. Christian!

Christian. Gleich.

Christine. Christian!

Christian. Was will die Mutter schon wieder?

Christine. Mußt nicht so mit mir reden. Schau, mir ist gar nicht gut.

Christian. Mir just auch nicht.

Christine. Ich werd's nimmer lange machen.

Christian. Ich wünsch's auch keinem von uns beiden.

Christine. Um alle Gnade und Barmherzigkeit, red' nicht so.

Christian. Ich kann nicht lügen.

Christine. Aber reden muß ich noch, ich muß Dir noch sagen...

Christian. Ich verlange mir's nicht, ich habe nicht darum gefragt. Hat noch eine jede eine Ausrede gehabt.

Christine. Christian, sei nicht so.

Christian. Nun ja, Du hast was davon gehabt oder geglaubt, Du wirst was davon haben. Oder hast Dich unterhalten dabei, oder Dir ist doch wenigstens was dabei versprochen worden. Aber ich? Mir graust, wenn ich denke, wie's war von Kindheit auf. Geschlagen haben sie den Buben wie einen Hund, bis er gebissen hat nach ihnen. Kein gutes Wort durch so viel Jahre. Und erst heute: ich lasse mich nicht schimpfen: eine Kinderspottarbeit soll ich machen dafür. Ich nehme mich an um Dich; nun ja, das hast Du selber gehört. Unrecht leiden alle Tag. Und ist's heute nicht mehr gar so — warum? Weil ich der wilde und der starke Christian bin. Und sie sollen mir nicht mehr so kommen, keiner — oder...

Christine. Laß mich reden. Ich habe nichts gehabt, nur Kränkung und Schande.

Christian. So dumm! Ist nur Deine Schuld.

Christine. Laß mich reden. Ich habe lange genug geschwiegen und tät's jetzt noch, hätte ich nur noch Zeit dazu. Aber ich muß mich tummeln, sonst wird's zu spät. Da war ich einmal, noch vor Dir, auf einem

Hofe. Der Bauer hat mich gerne gesehen. Ich aber hab' ihn nicht lieb gehabt. Nicht einen Augenblick lang.

Christian. Und doch! O, Du . . .

Christine. Laß mich reden. Ich werd's nicht mehr lange können. Also: — Wo war's nur? Ja. Der Bauer hat mich gerne gehabt, und der Hof lag in der Einödе, und ich war froh mit dem guten Dienst, und ich hab' mich nicht fortgetraut und vor dem Bauern hab' ich mich gefürchtet sehr und die ganze Zeit und dann — der Herr. Also, so ist's geschehen, ich hab' nicht Schuld gehabt, ihm Nein zu sagen . . .

Christian. Und er?

Christine. Er — er hat ein Weib gehabt, die war immer krank, und ich glaube — er hat sich gefürchtet vor ihr, und ich habe sie gepflegt. So hat er mich immer finden können, wenn er hat wollen, und drangsalieren, und ich habe nie einen Mut gehabt gegen ihn.

Christian. Und hast ihn nie gemahnt: Tu was für Dein Kind?

Christine. Ich hab' mich nicht getraut.

Christian. Und er?

Christine. Er hat mich immer vertröstet auf dann und dann.

Christian. Und dann — bist nicht aufgestanden vor der Gemeinde und hast gesagt: Helft mir?

Christine. Wer hätte mir geglaubt gegen ihn? Wer traut sich gegen den?

Christian. Mutter, so gibt's nur einen . . .

Christine. Und wenn's der war?

Christian. Mutter!

Christine. Und wenn's der war?

Christian. Der!

Christine. Der.

Christian. Der! Und hat zugesehen, wie sie mich herumgeschupft haben wie keinen jungen Hund! Und hat keinen Finger gerührt für sein eigen Blut und hat kein Kind und niemand. Und Du hast niemand, der darum weiß?

Christine. Niemand! Um Gotteswillen schweig!

Christian. Ich muß, wenn er nicht redet. Und er wird's nicht. Hat er so lange geschwiegen, warum mit eins nicht mehr? Sags' noch einmal: Wer war's ...

Christine. Du weißt schon.

Christian. Der! Der Heilige! Und wenn er vorgebetet hat beim Vaterunser, und wir haben gesagt: „Und vergib uns unsere Schuld, als auch wir vergeben unseren Schuldnern", so ist er dagestanden, als täte er nur so beten und weil es so geschrieben steht, und wüßte von keiner Sünde in sich. Der! O!

Christine. Christian, um Gotteswillen! Christian, mir wird schlecht. Versündige Dich nicht! Denk an Gott.

Christian. O, und weiter schweigen und sich's Herz abfressen lassen, wie Du Dir's abgefressen hast, und er lobt Gott vor der Gemeinde und ist der Fromme.

Christine. Um Gotteswillen, Christian!

Christian. Der! Der Heilige. Wart'!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Szene: Große, entsprechend ausgeschmückte Stube eines reichen Bauern. Nur darf gar kein Bild an den weißgetünchten Wänden sein. Eine umlaufende Bank mit Knechten darauf. In der Mitte ein sehr langer Eichentisch mit hochlehnigen, schmalen Stühlen. Eine Thür führt ins Nebengemach, eine zwischen der Bank in das Freie. Nachmittagsstimmung.

Erste Szene.

Stefan. Marcus. Knechte. Am Tische sitzen Josua Pollender und die alte Barbara.

Pollender. Gar so erbaulich hat er heut die Andacht gehalten, der Sieverroither.

Barbara. Ja, ja, gar so erbaulich. Er redet einem ordentlich ins Herz und legt das Wort Gottes aus, wie sich's gehört.

Pollender. Ueberhaupt ein Mann, der in der Gnade des Herrn wandelt.

Barbara. Ja, ja, so ist er.

Marcus (von der Bank her). Was die heut wieder zusammenhimmeln über den Sieverroither.

Stefan (von der Bank). Bettelmann und Nichtsnutz. Der pfeift, die singt dem Sieverroither zu Ehren.

Pollender. Schlechtes Volk! Aber der Herr wird Euch heimsuchen und an Euch die Kraft seines Armes zeigen, wie er es an mir getan hat.

Marcus. Da hat er sich nicht gar sehr anzustrengen gebraucht, der liebe Herrgott.

Barbara. Mußt sie nur reden lassen. Ich höre Dir alleweil gerne zu, weil Du gar so sehr gottesfürchtig bist.

Pollender. Bin auch nicht bös. Sollen nur schmähen und lästern. Aber die Zeichen sind da, und es wird sich vollenden, was da bestimmt ist an ihnen, wie sich's an mir bewährt hat.

Barbara. Hast recht. Die Zeichen sind da. So rasch hintereinander sind zwei gestorben auf dem Hof. Erst die Bäuerin und dann keine zwei Monat später die Christine. Sie hat freilich ein ledig Kind gehabt, aber abgebüßt hat sie's und gestorben ist sie — ich habe viele sterben gesehen und tröste gerne dabei — aber die hat keinen Trost gebraucht, so selig und so ergeben war sie! Daß sie nicht noch die Freud' gehabt hat!

Pollender. Daß der Christian Großknecht geworden ist? Ob sie's gefreut hätte, wie der mit alten Leuten umgeht? Und weiß man nicht, von wem er ist?

Barbara. Gar nichts weiß man. Nicht einmal raten kann man. Sie hat fest geschwiegen.

Pollender. Kurios. Aber mich freut's schon gar nicht da, seitdem der Bursch kommandiert.

Barbara. Mich auch nicht. Ein ledig Kind — da hat Gott wollen, es soll in Schande leben, weil es ist in Schanden empfangen und geboren worden. Das soll man nicht zu Ehren bringen. Ich fürchte, ich fürchte, der Bauer hat sich versündigt damit.

Pollender. Ich fürcht's auch. Wär's nur schon ruhiger im Land!

Ein Knecht. Die Langeweiler! (Geht fort, andere schließen sich ihm an, nur Marcus und Stefan bleiben.)

Barbara. Dummes Volk! Und was machst hernach, wenn Ruh ist?

Pollender. Mein Hof' bau' ich mir auf.

Barbara. Und wer soll Dir dann hausen?

Pollender. Ich weiß nicht. Ich bin ein betrübter Witwer, und ob mir meine Söhne heimkommen, das weiß Gott allein.

Barbara. Ganz so wie der Sieverroither. Du, mir scheint, Du siehst ihm ähnlich. Pollender . . .

Pollender. Was denn?

Barbara. Ich wüßt Dir wen.

Pollender. Wozu denn?

Barbara. Nun, der Dir hausen könnte.

Pollender. So?

Barbara. Du brauchst nicht so zu tun. Es ist eine brave Frau, hat in Ehren gelebt und kann ihre Sach', hat was erspart und kann Dir helfen für den Anfang und ist sparsam und rüstig und fromm, ganz wie sich's gehört, ganz wie sich's gehört!

Pollender. Na, wen denn?

Barbara. Nun freilich — mich.

Stefan (von der Bank). Nimm sie, ihr paßt zusammen.

Barbara. Lump!

Zweite Szene.

Die Vorigen ohne Knechte. Christian.

Barbara. Da kommt der Heide.

Pollender. Nun freilich, wo wird der zu einer Andacht kommen. Hat's ja gar nicht in sich.

Barbara. Und warum hat er's nicht in sich? Weil die Andacht im Herzen wohnen soll. Hat er aber ein Herz? Ja, wo wird der! Oder hast ihn weinen gesehen, wie sie seine Mutter selig begraben haben vor ihm? Nicht ein einziges Mal. Nicht einmal so getan hat er, der Hochmut, der Schlechte!

Marcus. Der braucht aber Geduld!

Christian. (sehr ruhig). Seid ihr bald fertig?

Pollender (zusammenzuckend). Ja, ja, ich hab' ja nichts geredet.

Barbara. Man wird sich doch noch dürfen das Herz erleichtern, wenn es einem danach ist. Oder hast geweint, oder warst bei der Betstunde?

Christian (sehr ruhig wie oben). Wo ich war, geht Dich nichts an. Jetzt aber sag' ich Dir und Deinem Gespann: Ich hab' Euch satt. Beide: versteht's? Aus der Stube! Geschwind! Draußen erleichtert Euer Herz, so lang's Euch gefreut!

Barbara. Ist das erhört? Ein ledig Kind, und kommandiert so mit alten Leuten.

Christian (mit Hohn). Wird Euch nichts geschehen draußen. Ist hübsch warm. Paßt aber auf, es könnt Euch sonst einmal geschehen, daß die Tür zu ist, wenn Ihr wieder herein wollt. Ich möcht' doch nicht so sein an Eurer Stelle!

Barbara. Das war noch nicht da, seitdem die Sieverroith steht. So ein Herr von gestern!

Stefan. Hat Schneid, die Alte. Hätt' sie nur Zähne, die möcht' gehörig beißen!

Christian (losfahrend). Jetzt ist's genug! (Pollender und Barbara ab. Zu Stefan.) Du! aufstehen, hab' ich gesagt.

Stefan. Ist noch Platz neben mir.

Christian. Neben Dir soll sitzen, wer da will, ich nicht. Wirst?

Stefan. Nur nicht so jäh, nur nicht so jäh!

Christian. Du, reiz' mich nicht! Du kennst mich noch nicht. Warum warst heut nicht beim Roden?

Stefan. Weil ich im Stall war.

Christian. Ich hab' Dir befohlen, Du sollst roden helfen, und jetzt gilt, was ich sage. Das merk' Dir. Ich zwinge Dich noch allein, ohne den Bauern. Noch einmal gehorch' mir nicht und dann schau' zu, wie Du von der Sieverroith kommst. Daß Du wegkommst, das steht so. Und jetzt mach' fort; fort, sag ich, fort! (Marcus steht auch auf.)

Dritte Szene.

Christian. Marcus.

Marcus. Da muß ich wohl auch?

Christian. Ich hab' Dir's nicht befohlen. Kannst schon bleiben.

Marcus. Nein, nein. Aber sagen möcht' ich Dir noch ...

Christian. Ich bitte Dich, red' mir nichts!

Christian. Weil ein Armes nicht früh genug wissen kann, daß es arm ist.

Marcus. So, und seit wann bist Du denn nicht mehr arm?

Christian. Mir lang genug; und ich mag ihn nicht. Der raunzt den ganzen Tag und betet, damit er nichts zu tun braucht.

Marcus. Ja, und er raunzt Dir die ganze Welt gegen Dich auf. Was soll auch so ein armes, altes Mandel noch viel arbeiten? Und weißt Du, wie's der Bauer nimmt, daß Du mit dem so bist, der doch einmal ein Bauer war? Da sind sie dir oft gar verwunderlich.

Christian. Ist mir gleich, wie's der Bauer nimmt.

Marcus. Ja dann! Und warum hast's so auf den Stefan?

Christian (auffahrend). Der! Wer kann den mögen leiden? Das ist einer! Ich hab' noch mein Leben nichts mit einem Mädel gehabt, nichts haben wollen. Der aber! Hinter jeder ist er her. Pfui! Und er hat so was an sich — ich glaub', der Lump hat sich noch nie geschämt, nicht einmal vor sich selbst. Tut heilig, und kein Gebot gibt's vor ihm. Daß mir der Bauer den nicht vom Hofe tut! Ich hab' ihn schon gebeten — denk' Dir, ich hab' ihn gebeten! — er tut's nicht. Das gedenk' ich ihm noch!

Marcus. Willst leicht den Bauern an?

Christian. Könnt' ich nur!

Marcus. Versündig' Dich nicht! Er hat viel getan für Dich.

Christian. An dem kann ich mich gar nicht versündigen.

Marcus. Du redest jung. Aber glaube mir, ich bin Dir nicht neidig. Die anderen können's immer sein. Ich hab' nie viel über etwas nachgedacht, was der

Sieverroither befohlen hat: auch nicht, wie er Dich so jäh zum Großknecht gemacht hat. Der weiß, was er tut. Einer muß es einmal werden, und da denk' ich: besser Du als ein anderer. Vor Dir bin ich zurückgetreten; aber Du darfst mir glauben, ich meine Dir's gut.

Christian. Mein' mir's, wie Du willst.

Marcus. Du überreitest das Roß.

Christian. Kann sein, weil ich nur oben sitze. Und jetzt — Du hast recht, geh, geh! (Marcus ab.) Er meint's gut, sagt er. Kann sein. Aber was weiß er, wie's mit mir ist? Was kann er wissen davon? Und alle reizen sie mich, und die Plage und das Denken! das tut fast noch mehr weh. Man plagt sich gerne, aber nicht sinnieren sollte man müssen. Das nicht! Und der Stefan und die Gesichter alle, die neidigen. Na, so hat man wenigstens an denen eine Freude. (Steht am Fenster, zusammenschreckend.) Wer ist schon wieder?

Vierte Szene.

Anna. Christian.

Anna (ist aufgetreten und deckt den Tisch für zwei Personen). Und wenn ich hätt' die Teller fallen lassen?

Christian. Wär' nur Dein Schaden. Für wen richtest Du Essen?

Anna. Ich muß nicht so mit mir reden lassen.

Christian. Gar nichts erfährt man, was in dem Haus geschieht. Antwort! Ich will's.

Anna. Wenn ich aber nicht mag?

Christian. Auch gut. Ich werde Dich nicht zwingen.

Anna (in ihrem Geschäfte fortfahrend). Kannst denn gar nicht bitten?

Christian. Nein. Muß es wohl nicht gelernt haben.

Anna. Mußt denn mit jedem so herumschreien? Gar, wenn der Bauer in seinem Zimmer ist?

Christian. Daneben ist er?

Anna. Nun ja, und noch dazu nicht allein. Aber freilich, Du warst ja nicht in der Bibelauslegung . . .

Christian. Mit wem sitzt er denn?

Anna. Ich kenn' ihn auch nicht. Er ist vorhin gekommen. Er sieht fein aus. Trägt sich wie ein Bauer, ist aber kein Bauerntuch, was er auf sich hat. Herrisch ist er. Muß gar wer Großer sein. Vielleicht gar vom evangelischen Regiment in Wels. So, nun weißt alles, was ich selber weiß. Herrgott! und ich hab' Dir's gar nicht sagen wollen!

Christian. Wär' kein Unglück, wenn Du's für Dich behalten hätt'st.

Anna. Wenn Du nur grob sein kannst! Dann bist glücklich. Ich weiß nicht, sie sind sonst alle so gut mit mir — und just Du!

Christian. Am besten ist doch der Stefan, was?

Anna. Der Stefan? Wer redet von so einem Lumpen? Aber der Sieverroither ist auch gar gut zu mir.

Christian. Du, das ist auch kein Glück!

Anna. Warum? (Pause.) Nein aber, wo Du hindenkst! Du bist doch gar zu närrisch mit Deinem Mißtrauen.

Christian. Ich hab' meine Ursach dazu. Es ist halt jedes, wozu sie's gemacht haben, und ein ledig Kind — da machen sie niemals was Rechtes draus.

Anna. Wär' nicht schlecht! Ich bin auch ein ledig Kind, und hat mir doch so etwas noch niemand gesagt.

Christian. Du auch? Und weißt, wer Dein Vater war? Lebt er noch?

Anna. Wissen tu' ich's schon. Meine Mutter hat's mir gar oft erzählt. Ein Holzknecht war er, und nur alle Wochen einmal, am Sonntag, hat sie ihn sehen können. Das soll Dir gar schlimm sein, hat sie immer gesagt; und sie haben heiraten wollen: da hat ihn ein Baum erschlagen, und ich bin ohne Vater gewesen und geblieben.

Christian. Und Deine Mutter hat um ihn geweint?

Anna. Kannst Dir's doch denken! Und später, wie wir noch beisammen waren, da hat sie sich's ausgemalt, wie das wäre geworden, wenn er nicht wäre so elend um sein Leben gekommen, und sie hätten zusammen gehaust. Weißt Du, es ist uns danach gar schlecht gegangen eine Zeit, nicht gar lang. Da hat man eine Freude mit so etwas, und ich denke mir auch manchmal, wie das sein wird mit einem Mann. Weißt: mir geht's gut, aber man träumt viel zusammen, kann man einmal nicht einschlafen.

Christian. Und wie Deine Mutter gestorben ist, hast Du geweint?

Anna. Gewiß. Wie fragst denn?

Christian. Siehst Du, und ich hab's nicht können. Das ist der Unterschied.

Anna. Das versteh' ich nicht.

Christian. Glaub's gern. Versteht's keiner. Und es ist doch so. Und die Menschen, waren sie gut zu Dir?

Anna. Alle waren's.

Christian. Das versteh' ich wieder nicht.

Anna. Und doch wieder — manchmal denk' ich mir, ich möcht' doch schon mein Hütten haben und mein Mann. Du, hätt' ich den gern, der hätt's gut mit mir! Und am Ende — sie haben immer gesagt, schon wie ich klein war, ich bin ein lieber Narr.

Christian (für sich). Das schwatzt! Kein Meiserl, kann's besser und lustiger, wenn's stöbert. (Lauter). Und im Dienst ist es Dir auch immer gut gegangen?

Anna. Immer. Nur freilich, vor mir hab' ich niemand sehen können. Ich hab' immer die erste sein müssen. Na, und ich bin es auch immer gewesen. Mir befehlen lassen von wem, das kann ich nicht leiden. Nein, nein, das vertrag' ich schon gar nicht. Und daß Du auch so bist und Dich vor niemand duckst, nicht einmal vor dem Bauer, vor dem sie alle kriechen, das hat mir gleich an Dir gefallen. (Christian lächelt). Kannst das auch? Das hätt' ich gar nicht geglaubt.

Christian (wieder düster). Und Du hast alle Menschen gerne, wie's geboten ist?

Anna. Alle. Aber weißt, ein Unterschied ist schon dabei. Wird doch nicht verboten sein in den Büchern?

Christian. Siehst Du, und mir ist manchmal,

als müßt' ich wen erwürgen, nur damit ich nicht erstickе vor dem, was in mir schreit. Und ich wollte, mein Vater wäre tot und meine Mutter hätte mich wo am Wege liegen lassen, daß mich die Pferde hätten zertreten.

Anna. Um Gotteswillen, was redest Du?

Christian. Siehst Du und das ist: Ich habe keinen gern, keinen.

Anna. Du ...

Anna. Ich glaube, wenn Du erst einen ordentlich gern hättest, nachher hätt'st bald alle lieb.

Christian (lächelt wieder). Du lieber Narr!

Anna (erfreut). Noch einmal! Gar zweimal in einem Tag! Schaust, so könntest Du einer jeden schon gefallen.

Christian. Jeden? Dir auch?

Anna. Ich werd' gehen müssen, ich verplausch' mich da.

Christian. Dir auch? Red'!

Anna. Ich bitte Dich, ich hab' so viel zu tun, da vergißt man immer etwas.

Christian. Dir auch? Annerl, red'!

Anna. Wenn ich schon sag': einer jeden.

Christian. Du, Du, Annerl, Du!

Anna. Aber jetzt will ich ...

Christian. Anna!

Anna (kommt). Willst noch was?

Christian. Nichts. Anna! (Anna kommt wieder.)

Anna. Warum rufst mich, wenn Du nichts willst? Also ...

Christian. Nichts. Anna!

Anna (ganz nahe). Also, willst was?

Christian. Nichts! (Anna geht. Er ist allein, geht langsam dem Tische zu und läßt den Kopf in beide Hände fallen; dumpf). Soll's noch so einen geben wie mich?

(Annas Stimme). Barbara! Einen großen Krug Most und drei Becher! Hörst Du? Drei!

Fünfte Szene.

Christian. Barbara.

Barbara (tritt auf). Drei! Am Ende den auch noch bedienen! Den! Ein bitter Brot das auf der Sieverroith. Der schläft derweil, und wir plagen uns! Nu ja, jung Volk kommandiert jung Volk. (Stellt die Becher nieder. Christian hebt den Kopf. Sie setzt den Krug an den Mund mühselig und trinkt.) Das tut gut! Hihi, das tut gut!

Christian. Was! Maust Du schon wieder?

Barbara (sich zurückziehend). Alles sieht er, der Neidian! Alles sieht er, und gar nichts Gutes vergönnt er einem. Nein, wie wenn's ihm gehöret und nicht . . .

Christian. Du, ich könnt' mich doch vergessen.

Barbara. Möcht' ihm gleich sehen. Ja, ja, das möcht's ihm schon.

Christian. Du wirst mir zuviel, ich halt's nimmer aus.

(Die Thür zum Nebenzimmer geht auf. Es erscheinen:)

Sechste Szene.

Sieverroither und der schwarze Student. Die Vorigen.

Sieverroither. Was schreist schon wieder?

Christian. Wenn die einen bestiehlt und noch keck ist!

Barbara. Gottlob, ein Stärkerer ist über ihn gekommen, ein Stärkerer!

Christian. Da hörst Du's. Vor Dir ist sie frech. Bettelvolk sollt' können schweigen.

Barbara. Bettelvolk! Hörst es? So heißt man eine fromme Witfrau, die sich geplagt hat viele Jahre für Dich!

Sieverroither. Ich weiß schon allein, was ich zu tun hab'! Du solltest niemand so schimpfen, Christian. Weiß niemand, was ihm der Herr bestimmt hat. Du aber, Du hast ein loses Maul, Barbara. Das Essen bring', hörst?

Christan. Wenn ich immer unrecht haben soll...

Sieverroither. Das nicht. Aber Du schreist mir zu viel. Du bist mir zu jäh, Christian. Mein Leben lang befehl' ich auf der Sieverroith, aber so viel Lärm war noch nicht da, als seitdem Du da bist.

Christian (mürrisch vom Fenster aus). Weiß auch nicht, warum ich sie zwingen muß, und Dir folgen sie von selbst.

Sieverroither. Wirst es schon noch einmal erfahren. (Die beiden setzen sich. Sieverroither fordert auf). Magst nicht? Ich hab' auch kein Gelust. Abtragen! (Zu Christian.) Kannst Dich hersetzen, weil schon drei Becher dastehen. (Christian tut's, grüßt aber den schwarzen Studenten nicht.) Darfst den Herrn schon grüßen.

Christian. Was will er? Ist noch keiner hergekommen, der nichts will.

Schwarzer Student. Dein Großknecht, Sieverroither?

Sieverroither. Mein Großknecht

Schwarzer Student. Ein trotziger Bursch!

Sieverroither. Trotzig — ja, aber stark. Du! Der ist Dir stark!

Christian. Das geht mich weiter viel an.

Sieverroither. Wirst Dich benehmen, wie ein Mensch, Bursch? Der Herr ist wer und soll so behandelt werden. Verstehst? Oder hast nichts vom schwarzen Studenten gehört, den sie den Kopf vom ganzen Regiment heißen? Also, unsere Sache steht schlecht, seitdem der Fadinger tot ist?

Schwarzer Student. Das wäre vielleicht zuviel gesagt, aber er fehlt uns überall.

Sieverroither. Es muß schlecht stehen, wenn ihr schon zu mir kommt und gar so wen schickt! Kurios, daß der Welser Hutmacher soll soviel vermocht haben. Da hab' ich einmal in Wels einen Hut gekauft, mag sein, gar von ihm. Hat mir nicht darnach ausgesehen.

Schwarzer Student. Bedenk' eins. Die Katholischen ziehen alles reisige Volk ins Land, da wird denn jeder Arm teuer, und wenn man mich zu Dir gesendet hat, so ist das nur ein Zeichen, wie viel uns an Dir liegt.

Sieverroither. Kurios. Lange Zeit habt ihr euch gelassen zu dem Wege. Das gefällt mir nicht. Muß schlecht stehen, sehr schlecht.

Schwarzer Student. Du wolltest ja damals nicht mit.

Sieverroither. Sollt' ich vielleicht mein kran-

kes Weib im Stiche lassen? Und es ist auch ohne mich lange gut gegangen. Und jetzt könnt ihr's nimmer richten? Das gefällt mir nicht.

Schwarzer Student. Kurz, Du willst nicht. Bedenke aber, wenn wir fallen, dann fällst Du mit.

Sieverroither. Nicht helfen wollen? Wer sagt das? Aber ich möcht' den Städter Herren, die dort die großen Herren spielen, nur zeigen, daß der Sieverroither weiß, was man von ihm will, und daß man ihn nicht foppt. Aber das evangelische Wesen, das läßt er nicht im Stich, und ehe wieder die Pfaffen tanzen vor ihrem Baal, eher will er das Letzte daransetzen.

Christian. Na also, da hat er ihn doch herumkriegt!

Sieverroither. Ruhig, Bursch, wirst mir zu laut.

Schwarzer Student. Das find' ich auch.

Sieverroither. Misch' Dich nicht in meine Sach', ich werd' schon noch fertig!

Schwarzer Student. Also, was gedenkst Du uns zu leisten?

Sieverroither. Wirst es schon hören. Ich tu', was ich will. Christian, geh in den Hof und läute die große Glocke. Dann versammle die Knechte und führe sie in die Stube. Du mußt sie bald beisammen haben. Es ist fast Abend, und da sind sie in der Nähe. Eil' Dich, Du kommst als der erste herein. Es geht um Großes, und da will der Sieverroither zeigen, was er kann.

Siebente Szene.

Sieverroither. Der schwarze Student.

Scharzer Student. Du hältst große Stücke auf Deinen Großknecht.

Sieverroither. Nachdem er's verdient.

Schwarzer Student. Wes Kind ist er?

Sieverroither. Das weiß man nicht.

Schwarzer Student. Und dennoch...?

Sieverroither. Gerade darum! Oder kennst Du das Wort nicht: den Stein, den die Bauleute verworfen haben, den will ich zum Eckstein machen? Der soll der Eckstein sein!

Schwarzer Student. Da wird sich mancher daran stoßen.

Sieverroither. Soll es nur immer. Wir sind ein eigen Volk da heroben, und er paßt zu uns. Ihn geb' ich euch mit, und er soll gehalten werden, als wenn ich's selber wär'.

Schwarzer Student. Das wird schwer gehen. Ihn kennt ja niemand von allen.

Sieverroither. Ich aber will es. Ihr werdet ihn schon kennen lernen. Ich kann unter niemand dienen, ich kann niemandem folgen, er noch, und man lernt viel im Kriege. Er hat Mut wie niemand. Hast Du die Narbe an seiner Stirn gesehen? Noch nicht siebzehn Jahre war der alt, da wird mir ein Pferd scheu, ein schönes, starkes, teures Pferd, an das sich niemand traut, scheu vor dem Blitze, der vor ihm einschlägt, und rast mir im Hofe. Er aber packt's — ein Hufschlag trifft ihn, daß er blutet und taumelt — er aber läßt's

nicht los, zwingt's und stürzt dann zusammen. Steht nach einer Weile auf, wischt sich's Blut, und während die anderen um ihn staunen, schaut er mich an, als wollt' er etwas, und geht an sein Werk. Ich hab' selten Angst und selten Respekt — damals hab' ich's um ihn gehabt.

Schwarzer Student. Werden ihm aber die Knechte folgen und die Bauern?

Sieverroither. Ich sollt' doch glauben, wenn ich es will ...

Schwarzer Student. Wenn Du so darauf bestehst ...

Sieverroither. Das tu' ich, ja. Ich will Dir auch den Grund sagen, obzwar ich es nicht müßt'. Der Junge gehört zum Grund, das hab' ich Dir schon gesagt, in allem, daß ich manchmal staune. Ich hab' ihn auch so gezogen. Nun ja. Du hast noch kein wilder Kind gesehen. Da hab' ich alle an ihm tun lassen, was sie nur wollten. Er sollte mir meisterlos und zornig werden, wie ein reisiger Wolf. Das ist er, aber ...

Schwarzer Student. Aber er ist es Dir zu sehr.

Sieverroither. Dahier bin ich nicht gewohnt, daß mir wer das Wort vom Munde nimmt. Das merk' Dir. Aber ganz unrecht hast nicht. Er bleckt manchmal die Zähne auch gegen mich. Nun, ich fürcht' ihn nicht, das tät' mir nichts. Aber zu heftig ist er. Kein Mensch ist er. Noch kein Mädel hat er mir angesehen. Ich bin ihnen auch nicht nachgelaufen, aber das ist zu viel. Gespart hab' ich. Er ist geizig. Das soll nicht sein, das darf nicht sein! Er soll einmal nach mir hier

Herr sein. Das will gelernt sein. Und darum soll er mit: befehlen und wieder gehorchen lernen.

Schwarzer Student. Aber ginge das nicht besser, wenn Du mitgingest? Daß Du Dir ihn selber ziehst?

Sieverroither. Ich will nicht mit; noch nicht. Nimm's: ich bin der letzte Trumpf. Nimm's: ich will nicht mit einem verlaufenen Trupperl kommen, sondern wie sich's gehört. Nimm's, ich will, daß ihr noch eine Zuflucht habt. Er aber muß jetzt schon fort...

Schwarzer Student. Jetzt versteh' ich.

Sieverroither. Meinst? Nun ja, ihr seid gar so klug, ihr gelernten Herren. Noch nichts verstehst Du. Ich will, daß der Herr selbst entscheide, ob er ihm das Leben — und es gibt keines, mit dem ich tausche — gönnt oder nicht. Darum soll er mit. Kommt er lebendig zurück — gut! Wenn aber nicht, dann hat der Herr selbst entschieden, denn in seinen Dienst stell' ich ihn. So ist es. Verstehst Du jetzt?

Schwarzer Student. Ich versteh'.

Achte Szene.

Die Vorigen. Christian.

Christian (wieder auftretend). Die Knechte warten.

Sieverroither. Erst mit Dir ein Wort. Ich hab' viel für Dich getan. Ich will noch mehr tun.

Christian. Nur das Meine möcht' ich endlich einmal.

Sieverroither. Wie meinst Du das?

Christian. Ist doch klar, mein' ich. Was ich verdien' und was mir zukommt.

Sieverroither. Ich könnt' Dir anders reden, aber heut' nicht. Kurz, Du gehst mit dem Herrn da und mit allen Knechten und Nachbarn. Man braucht jeden Arm wieder. Du bist der Obermann von allen, mach' mir keine Schande! Und jetzt sollen sie kommen, herein, alle herein.

(Knechte stürmen tumultuarisch herein. Rufe:)

Was gibt's, was will der Bauer?

Neunte Szene.

Die Vorigen. Marcus. Stefan. Pollender. Knechte.

Schwarzer Student. Als Gesandter eurer Brüder im Glauben bin ich hiehergekommen. Denn der Herr hat uns heimgesucht mit Trübsal und Not, daß unsere Seele verschmachtet. Der uns Führer und Leiter war, hat er zu sich genommen, und so — — —

(Rufe). Was will er? — Was redet er? — Verstehst ihn? — Nein. — Ich auch nicht. — Der Bauer soll reden, der Bauer!

Sieverroither. Da hörst Du! Ruhig! Burschen und Männer, unseren Brüdern im Unterlande geht's schlecht. Ihr habt mir oft Löcher im Kopf heimgebracht für nichts und wider nichts. Ich hab' keinem was gesagt, keinen deswegen fortgeschickt. Jetzt aber sag' ich euch: Geht hin und drescht, als stündet ihr auf der Tenne. Die Baiern sind die Garben, und Gottes Zorn wird mit euch sein und Kraft leihen. Wollt ihr?

(Rufe). Wir wollen! Wir wollen!

Sieverroither. Bring' einer Most und Krüge, soviele da sind. Wer aber nicht gerne mittut, der bleibe dahinten ... Dich, Marcus, frag' ich gar nicht. Dich kenn' ich. Du gibst mir acht auf den Christian, auf Dich kann ich mich verlassen.

Marcus. Sollt's doch meinen.

Christian (für sich). Was heißt das? einen Aufpasser?

Sieverroither. Dich, Georg, auch nicht. Du Stefan?

Stefan. Dazu bin ich nicht gedungen.

Sieverroither. Dann geh; ich kann Dich nicht mehr brauchen. Wer nur um Lohn dient, der ist ein übler Knecht und gleicht den bösen Schälken und hat also seinen Lohn dahin. Mach' fort! — Und Du, Pollender?

Pollender. Wenn's auf mich gerade anstehen? Aber soll denn gar kein Mann mehr auf dem Hofe bleiben?

Stefan (zu Marcus). Verflucht! Und gerade jetzt. Und es hätt' so lustig werden können. Ich allein im Taubenschlag. (Marcus dreht ihm den Rücken.)

Sieverroither. Ich aber kann nicht mit. Ich bin zu alt und muß auch das Haus hüten, damit ihr einen Unterschlupf habt, wenn ihr heimkehrt. Und wer mir zurückkehrt, der soll mein Bruder sein und soll ein gleich Teil haben an meinem Tisch. Wer aber soll Euch führen ins ewige Leben oder zum zeitlichen Tod? Denn es ist eine böse Sache, und ich weiß nicht, wie viel mir wieder kommen.

Marcus. Der Wildeste! der Christian!

(Rufe.) Der Christian! Der Christian!

Christian. Was soll das? (Zu Marcus.) Paß auf, ich fang' wen. (Vortretend zum Bauern.) Und Du, warum gehst Du nicht mit?

Sieverroither. Hast es nicht schon gehört?

Christian. Gehört schon, aber ich sag' Dir, Bauer, Du wirst Dich irren!

Sieverroither. Das tun wir alle, der Herr soll entscheiden! Und jetzt — es ist eine heilige Sache, für die ihr geht, denn ihr wollt nicht, daß die reine Lehre wieder sinke, und so kämpft ihr nicht um Mutwillen, und drum und weil wir vielleicht alle zusammen das letztemal hier vereinigt sind, so erhebet Eure Herzen und Eure Becher und rufet: Es muß sein!

(Rufe). Es muß sein! Es muß sein! Es muß sein!

Sieverroither. Ein heiliges Losungswort! Und nun tut, was ihr noch zu tun habt. Morgen mit dem Frühesten geht es fort.

(Knechte ab mit dem Rufe:) Es muß sein!

(Die Stube leert sich. Alle ab. Sommerliches Zwielicht. Lange Pause. Danach tritt Anna ein, setzt sich auf die Ofenbank und starrt ins Leere. Nach einer Weile Christian.)

Zehnte Szene.

Anna. Christian.

Anna (freudig). Ich hab's gewußt, Du mußt noch herkommen.

Christian. Und woher denn? Du neunmal Kluge?

Anna. Ich weiß nicht, aber ich hab's gewußt. Und

war auch Dir nicht so, als müßten wir uns noch ein Behüt Gott sagen?

Christian. Daran hab' ich nicht gedacht.

Anna. Christian!

Christian. Anna, mußt mir nicht böse sein. Von Dir möcht' ich's nicht, und glaub mir, ich habe viel im Kopfe, viel und nichts Gutes. Oder hast Du Dich schon einmal vor Dir selber gegraut?

Anna. Wie kann man das?

Christian. Glaub' mir, man kann's, wenn man das vor sich sieht, was man tun will. Und jetzt — hast Du mir was zu sagen?

Anna. Viel. Aber Du bist wieder so. Ich weiß kein Wort mehr.

Christian. Such's. Du weißt nicht, wie gern ich Dich höre.

Anna. Mußt aber nicht lachen über mich, siehst Du.

Christian. Ich werd's nicht. Gewiß nicht.

Anna (hat ein Kreuzchen aus dem Busen genommen. Christian will danach greifen). Siehst? Nicht so, und dann, Du weißt ja nicht —

Christian. So red'!

Anna. Siehst, das Kreuzel hat meine Großmutter selig getragen. Es ist geweiht, ich glaube: neunmal. Und man hat mir gesagt, es ist ein Segen dabei, daß, wer es trägt, der kann nicht gewaltsam sterben. Und mein Vater hat es danach immer bei sich gehabt — und das eine Mal, wo er es vergißt, da hat ihn der Baum gestreift.

Christian. Annerl!

Anna. Mußt nicht lachen. Es ist heidnisch, ich weiß, und ich bin sonst gut evangelisch und könnte sterben für die reine Lehre. Aber es ist uns damals so gut gegangen, und jetzt! Ich will freilich nicht klagen, der Herr hat mir's so bestimmt. Aber vielleicht hilft's doch. Ich möcht', daß Du zurückkommst. Magst es nehmen?

Christian. Annerl! Gar von Gold. Du wirst schier die einzige sein, die sich ängstigt um mich.

Anna. Glaub's nicht. Da ist der Bauer.

Christian. Ja, der Bauer! Freilich, er hat mich weggeschickt. Nun ja, wenn man einen will forthaben, so kann man schon ein übriges tun, als bedauerte man einen.

Anna. Nein, nein, er hat Dich doch gern, so wüst Du tust. Und verkauft hätt' ich es nie. Also nimmst es?

Christian. Ja, und ich werde zurückkommen.

Anna. Daß Du doch auch kannst lieb sein!

Christian. Ja, ich komme zurück. Erst hab' ich's wollen aus drei Gründen:? Um eine Tote, um einen, der lebt, und um mich. Jetzt ist noch eine Sach' dazukommen. Doppelt hält gut. Vierfach aber ist ein Strick, daran soll mir wer müssen, der's nicht denkt und wie er sich's nicht denkt. Auge um Auge, Zahn um Zahn; rücklings an ihn, wie er rücklings ist an mich! Aber Du wirst immer so sein wie jetzt? Immer stehn zu mir!

Anna. Wie redst wieder? Nein zum fürchten!

Christian. Antwort: Wirst es?

Anna. Immer so lang ich darf. Behüt Dich Gott.

Christian. Behüt Dich Gott, Du lieber Narr!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Szene: Flur der Sieverroith. Türe nach rechts, Türe nach links, mit einem Vorbau. Hinten ein Tor, vorne ein Tor.

Erste Szene.

Pollender. Der Bauer.

Sieverroither (auf und ab gehend). Also, wann kann er gekommen sein?

Pollender. Ich hab' Dir's schon gesagt. Oder nicht? Kann sein, nicht. Also: Gegen früh zu.

Sieverroither. Du hast ihm aufgemacht?

Pollender. Freilich, freilich. Es ist wohl bitter für einen alten Menschen. Nun ja, ich schlafe nicht mehr gut. Und es ist auch jetzt so still auf dem Hofe — man hörte jede Katze, die übers Strohdach geht, glaubt man. Und richtig, kaum bin ich eingeschlafen, da klopft's ans Tor, und da war er. Ich hab' ihm aufmachen müssen, ich, ein Bauer, einem solchen. Und Gott gebe mir nicht die ewige Ruh — aber ich hab mir manchmal gedacht, ich möcht' ihn wieder fluchen und wettern hören. So einödig war mir's.

Sieverroither (freudig). Hast Du das gedacht? Wirklich?

Pollender. Wirklich — und jetzt kommt er mir zu so einer Zeit und klopft mich aus dem Bette. Ist das der Dank?

Sieverroither. Und warum hast mich nicht gleich geweckt? Ihn nicht gleich zu mir gebracht?

Pollender. Weiß man's denn, ob man's darf bei Dir? Und hätt' er's denn gelitten? Verboten hat er mir's; er befiehlt und verbietet mir was!

Sieverroither. Nun, gehorcht hast ihm am Ende doch.

Pollender. Das ärgert mich ja am allermeisten.

Sieverroither. Und wie hat er ausgesehen? Was hat er getan?

Pollender. Ausgesehen? Wüst natürlich. Was er getan hat, meinst? Gar nichts. Nichts gedeutet hat er und nichts geredet. Sondern in die Scheuer ist er gegangen und hat sich niedergelegt. Und dort liegt er jetzt noch, und wenn man dabei stirbt vor Ungeduld und Neugierde. Das wäre ihm recht, just recht wär's dem Hochmut.

Sieverroither. Es ist auch nicht nötig, daß er was redt. Ich weiß genug.

Pollender. Und was weißt Du, Bauer?

Sieverroither. Bist wirklich so dumm, Pollender?

Pollender. Aber Bauer!

Sieverroither. Nun ja, glaubst Du, so kommt wer heim, wenn es gut gegangen ist, einzeln oder in der Nacht? Es steht schlimm um die heilige Sache, sehr schlimm. Der Herr hat seine Hand von uns genommen und uns verworfen in seinem Zorne.

Pollender. Meinst wirklich? Aber mein Gütel? Wie komm' ich hernach zu meinem Gürtel?

Sieverroither. Wär's nichts weiter. Aber sie werden über jeden kommen.

Pollender. Fürchtest Dich, Bauer?

Sieverroither. Fürchten? Narr Du! Ich lass' Dich zuviel reden. Aber freilich, wenn man so eine Woche wartet, wartet, und man hört nichts von dem, was man zumeist möchte, da horcht man sogar auf eine Klappermühle, wie Du's bist, und die übernimmt sich dann und glaubt, wenn's nur geht Klipp Klapp, so gibt das schon einen Sinn.

Pollender. Bauer, das ist nicht schön, daß Du mir Dein Gnadenbrot so vorrückst. (Pfiffig.) Aber am Ende, so gar lang wird's nicht mehr dauern. Meinen Grund forttragen können sie mir nicht, und ob der Baier Herr ist oder wer anderer, das ist mir ganz gleich. Meine Ruhe will ich haben, und wenn unser Herrgott gewollt hätte, daß die Bauern Herren sind, so hätte er sie zu Herren gemacht und nicht zu Bauern. Leben will ich — und der Glaube, der ist der rechte, der das bessere Teil hat. War das auch dumm geredet, Sieverroither?

Sieverroither. Nein, nur schlecht.

Pollender (gekränkt). Gar nie trifft man's bei dem.

(Es treten auf: Anna und Barbara.)

Zweite Szene.

Die Vorigen. Anna. Barbara.

Anna (mit dem Frühstück). Guten Morgen, Bauer, und willst da frühstücken?

Sieverroither. Nein, mir ist zu bang. Ich mag nicht essen. Weißt schon, daß der Christian wieder da ist?

Anna. Ja, ich weiß es.

Sieverroither. So, und woher?

Anna. Ich hab' das Tor gehen gehört, und dann hab' ich hinausgeschaut und ihn kommen gesehen.

Sieverroither. Und bist nicht neugierig, wie's gegangen ist?

Anna. Nein. Wär's gut gegangen, dann hätte er an mein Kammerfenster geklopft und mir's zugeflüstert.

Barbara. So genau weiß er Dein Kammerfenster?

Anna. Du mußt einmal sehr schlecht gewesen sein, daß Du so von einem braven Mädel denkst.

Barbara. Einmal? Wohl gar lange?

Anna. Na, meinetwegen kannst Du es jetzt auch noch sein.

Barbara. Keck ist das Mädel! Und Du, Pollender, sagst kein Wort dazu?

Pollender. Ja, was willst Du denn da tun? Warum redest Du auch so? Und muß ich mir dahier nicht auch alles gefallen lassen?

Barbara. Du Lapp! Aber der Krieg scheint aus.

Pollender. Scheint.

Barbara. Wann baust?

Pollender. Wann Gott will.

Barbara. No, ich möcht's gern wissen, damit man sich richten kann.

Pollender. Womit denn?

Barbara. Na, die Sachen, wann ich mitziehen soll.

Pollender. Na, na, mußt Dich nicht strapezieren dabei. (Rasch ab. Barbara ihm nach.)

Dritte Szene.

Sieverroither. Anna.

Sieverroither. Ein nettes Bandel!

Anna. War ich zu geschnappig, Bauer?

Sieverroither. Nein, mein liebes Mädel.

Anna. Ich mag die beiden auch nicht. Ich glaub', ich hab' vom Christian den Zorn auf die zwei.

Sieverroither. Hast so viel auf ihn gegeben? Ihn am Ende gern gesehen!

Anna. Ja.

Sieverroither. Kurios, so einen Unband!

Anna. Er war's gegen mich nicht.

Sieverroither. Nun ja, und das gefällt Euch Weibern halt, wenn Ihr meint, Ihr habt etwas ganz extra für Euch. Mußt Dich aber nicht schämen.

Anna. Das tu' ich auch nicht. Ich hab' keine Ursach!

Sieverroither. Nun, und wenn Gott will, und alles ist ehrlich gegangen, dann kann's ja immer gut werden. Siehst, ich hab' niemand, und jetzt in der einsamen Zeit hab ich's erst gesehen, ein wie herziger Schatz Du bist.

Anna. Bauer! Aber mir ist garnicht darnach, garnicht! Eher, als wäre der Christian tot und käme nie wieder.

Sieverroither. Mir auch. Daß er auch so ganz allein gekommen ist! Aber freilich, auf der Flucht! Den versprengt's dahin, den dorthin, und es schaut nur jeder, wie er in einen Unterschlupf kommt.

Anna. Bauer, soll ich ihn nicht doch wecken?

Sieverroither. Ja — nein, tu's nit! Es muß ja doch wer kommen, und ich weiß nicht, es redet sich so schlecht mit dem Christian. Es ist immer, als paßte er auf einen.

Anna. Das hab' ich noch nicht empfunden, aber ..

Sieverroither (aufschreiend). Der Marcus! Der Anton! Ueber den Hof kommen sie!

Vierte Szene.

Die Vorigen. Marcus und Anton. Pollender. Barbara.

Marcus und Anton. Grüß Gott, Bauer!

Sieverroither. Also! Daß ihr da seid! Wo sind die anderen?

Marcus. Werden schon noch welche kommen. Freilich — viel nicht mehr.

Sieverroither. Erzählt, erzählt! Wie ist's! Wie steht's? Wie war's?

Anton. Wie soll's sein? Müde bin ich und hungrig bin ich.

Sieverroither. Ihr müßt es ja sein. Daß man an so etwas nicht denkt! Barbara, bring was! (Es geschieht. Anton setzt sich und ißt.)

Marcus. Das ist einer! Kurz, es ist zu Ende mit der evangelischen Sache!

Sieverroither und die anderen. Um Gott!

Marcus. Ich weiß freilich nicht viel. Wir sind so nach Aschach hinunter, und dort haben wir uns geschlagen.

Anton. Ja, und das rechtschaffen!

Marcus. Wir griffen an, das heißt: wir nicht, sondern es waren vier Haufen immer zu jeder Seiten — drei vorne und die Traungauer mit dem Christian zuletzt, und wir sind vorgedrungen, das heißt, die anderen. Wir warten, und es kommt kein Befehl. Endlich sag' ich den Meinigen: Drauf! Also, das geschieht, und wer bei uns steht, alle uns nach. Da hören wir schon Geschrei vor uns: Maria, reine Magd! Der lauft, der wehrt sich noch. Wir haben uns gewehrt, aber es war nichts mehr zu machen.

Sieverroither. Der Herr hat sein Auge abgekehrt von seinem Volke! Erbarme Dich, Herr!

Marcus. Das wird zu spät sein. Ich bin auf Umwegen her, und jede Nacht war ich wo anders schlafen, einmal im Walde, einmal dort, wie sich's geschickt hat. Aber jede Nacht hat's wo anders gebrannt, da eine Einzelflamme, dort ein ganzer Weiler, manchmal war der ganze Himmel rot. Sie sind schnell, die Baiern. Erst vor dem Hofe hat sich der zu mir gefunden.

Sieverroither. Wir müssen's tragen. Und der Christian?

Marcus. Den habe ich in der Schlacht nicht gesehen.

Sieverroither. Nicht gesehen? Und Du, Anton?

Anton. Ich weiß nichts.

Sieverroither. Red', Kerl!

Anton. Nun ja, was soll ich wissen? Wie's geheißen hat: Schlagt! hab' ich geschlagen, danach, wie's geheißen hat: Lauft! bin ich gelaufen. Aber komisch war's; jeder von uns ist mit seinem Baiern fertig ge-

worden — alle zusammen haben sie uns untergekriegt. Das versteh' ich nicht! Komisch! Was?

Sieverroither. Und hast Du den Christian in der Schlacht gesehen?

Anton. Da muß ich erst nachdenken. Vorher, ja, und dann — ich bitte Dich, da hab' ich keine Zeit dazu gehabt. Ich hab' auf mich geschaut. Nun ja, ich muß es doch, oder wer tät's denn sonst. (Es sind noch einige Knechte gekommen. Der Flur ist halbvoll.)

Sieverroither. Mir wird bange. Ihr wißt nichts? Du auch nicht? Nein? Dummkopf!

Marcus. Es war nicht richtig bei Aschach, Sieverroither.

Anton. Nicht wahr? Es war aber garnicht richtig!

Sieverroither. Ich denke — ihr sagt es. Warum meinst Du das, Anton?

Anton. Nun, wie's aus war und wie wir's schon aufgegeben haben, da haben die Baiern immer noch geschossen. Neben mir einen weggeschossen haben sie! Gehört sich das? Wenn wir's schon verspielt haben, dann sollen sie doch einen Frieden geben. Oder ist das eine richtige Rauferei? Einen Frieden müssen's doch geben hernach!

Sieverroither. Kerl! Ruft mir den Christian! (Ein Knecht geht ab.)

Marcus. Ist der auch da? Gottlob, dann ...

Sieverroither. Du meinst?

Marcus. Nein, nein. Oder wäre er sonst hergekommen?

Sieverroither. So hast Du von ihm gedacht?

Marcus. Es kommen einem kuriose Gedanken, wenn man's verspielt sieht und es ist vordem immer gegangen, und man weiß nicht, wieso es auf einmal nicht mehr geht. Aber jetzt wird's gut sein. Er wird doch nicht . . .

Fünfte Szene.

Die vorigen. Christian.

Barbara (zu Pollender). Du, paß auf! Mir scheint, es geht über einen.

Pollender. Dummes Zeug. Das tu' ich so. Aber geschehen tut nichts.

Christian (tritt auf). Was wispert ihr schon wieder! Grüß Gott, Marcus! (Marcus gibt ihm zögernd die Hand.) Grüß Gott, Anna!

Sieverroither. Für mich hast kein „Grüß Gott"?

Christian. Meinetwegen: Grüß Gott, Bauer.

Sieverroither. Und zu erzählen hast Du mir nichts?

Christian. Nichts, was Du nicht schon wüßtest. Es ist schlecht gegangen, denk' ich.

Sieverroither. Denkst Du? Du mußt's wissen.

Christian. Wissen die was?

Sieverroither. Aber Du hast kommandiert.

Christian. So? Nun, ich weiß doch nichts.

Sieverroither. Um Gotteswillen, martere einen nicht!

Christian. Was willst denn eigentlich? Das, was die Hauptsache ist, hast Du schon gehört.

Sieverroither. So bist Du mitgeflohen?

Christian. Wär' Dir's lieber, sie hätten mich erschlagen?

Sieverroither. Und dennoch will Dich niemand im Treffen oder auf der Flucht gesehen haben.

Christian. Wer weiß, wo die ihre Augen gehabt haben.

Sieverroither. Bursch, ich vergreife mich!

Christian. So probier's!

Anton. Ich weiß noch was, Bauer.

Sieverroither. Was? Rede!

Anton. Auf dem Herwege hab ich bairische Reiter gesehen, kurz vor Gmunden, wo der Weg abzweigt. Sie können nicht mehr weit sein. Freilich, Pferde kommen nicht herauf auf die Sieverroith. Aber sie könnten ja am Ende vielleicht absteigen.

Sieverroither. Und das sagst Du erst jetzt? Vorwärts, vorwärts! Das Tor nach hinten zu! Es ist schon gesperrt? Probiert's! (Man rüttelt daran.) Das hält was aus. Wachposten vors andere! Laßt niemand herein, den ihr nicht kennt! Vorwärts, vorwärts! Die Waffen aus dem Hause! (Zu Christian.) Du bleibst da. Mit Dir hab ich noch zu reden.

Christian. Ist mir recht. Ich bin auch gar zu müde, und was geschehen soll, das werdet ihr nicht aufhalten. Marcus!

Marcus. Ich hab' nichts insgeheim mit Dir!

Christian. Auch gut. Wirst noch betteln um den Bissen Brot bei mir.

Sieverroither. Wie redest Du daher?

Christian. Ist meine Sach, und ich weiß es, warum ich's tun darf.

Sieverroither. Ich begreif' Dich nicht. Aber wehe Dir, wenn nicht alles ist, wie's hat sein sollen.

Christian. Droh nicht. Ich kann's von Dir nicht hören! (Setzt sich nieder, brütend.) Wenn man nur keinen Menschen sehen müßt'!

Sechste Szene.

Christian. Anna.

Anna (ist zu ihm getreten, rasch). Daß Du nur heil da bist, Christian! Daß Dir nichts geschehen ist!

Christian (aufschreckend). Wer ist's? Ach, Du, Anna! Was gibt's?

Anna. So redst Du mit mir? Ueberhaupt . . .

Christian. Nun, was ist Dir nicht recht? Ich treff's ja bei keinem mehr.

Anna. Bei mir hast's noch immer recht getroffen. Ich kann mir's ja denken, wie Dir's sein muß. Du hast das Deinige getan, und jetzt sehen sie alle so scheel auf Dich. Nicht wahr, das tut Dir weh?

Christian. Ja, ja, Du wirst es schon erraten haben. Da siehst Du es: Nicht einer mag mich ordentlich.

Anna. Du tust dem Bauern groß Unrecht. Er hat sich genug um Dich gesorgt.

Christian. Um mich? Das red' einem Dümmeren ein. Um die evangelische Sache — meinetwegen;

um den Marcus — kann sein. Aber um mich? Ja, gesorgt hat er sich, ob ich vielleicht nicht doch am Leben bin. Du willst den verstehen? Du in Deiner Gutheit!

Anna. Um Gotteswillen! Aber ich hab mich auch geängstigt, und jetzt kann ich nicht froh werden mit Dir, so gern ich's möchte.

Christian. Dir glaub' ich beides.

Anna. Nun also, siehst Du, und ich hab' gewußt, mein Kreuzel wird Dich beschützen.

Christian. Dein Kreuzel? Das hat mehr getan, als Du glaubst.

Anna. Siehst Du! Ich bin freilich nur ein dummes Mädel, aber es wird noch gut, alles gut. Erst vorhin hat der Bauer zu mir gesprochen von uns beiden — so lieb, ich hätt's nie geglaubt.

Christian. Von uns beiden?

Anna. Nun ja. Ich hab's ihm gesagt, daß ich Dich gern habe, und er war garnicht bös.

Christian. Und ihm glaubst Du auch nur ein Wort?

Anna. Ich bitt' Dich — ihm nicht? Wem dann? Geh, tu mir's zu lieb, red' freundlich mit ihm, Arbeit' mit bei dem, was sie tun, und zeig's ihnen, wer Du bist. „Ihr habt mir weh getan, ich aber steh' fest zu Euch und der evangelischen Sache."

Christian. Also hängst Du an der evangelischen Sache?

Anna. Nein, wie Du nur bist! Oder möchtest Du nicht auch Dein Leben hingeben für die reine Lehre? Ich tät's ohne Besinnen. Aber ich Narr! Laß' mich von Dir so foppen, von Dir, der Du gestritten hast dafür!

Christian. Ich wollte, ich wäre nie hergekommen . . .

Anna. Christian, was heißt das?

Christian. Ich wollte, ich wäre nie hergekommen, oder doch nur . . .

Anna. Um Gott, das ist ja, als hätten sie recht!

Christian. Mir ist gar schlimm, Anna. Mich schnürt's. Aber das, was ich auszumachen habe, das konnt ich doch nur allein richten — allein ich und allein er.

Anna. Um Gott, ich versteh' Dich gar nicht mehr.

Christian. Möcht' ich Dir's denn sagen, wenn Du auch nur ein Wort verstehen könntest? Aber mir scheint, ich bin in der Falle, und durch will ich. Die Türe ist gesperrt. (Er rüttelt mit Macht am hinteren Tore. Es hebt sich in den Angeln, gibt aber nicht nach.) Ich krieg's nicht auf . . .

Anna. Mir wird so angst, Christian.

Christian. Darf Dir auch sein. Es ist nichts Gutes, was geschehen soll. Aber ich kann nichts dafür. Da frißt es an einem: Jahr um Jahr — nimm Dir das Deine — nimm Dir alles und mit einem Streich, und Du probierst es, und dann! Dir graust's . . .

Anna. Was ist das Deine?

Christian. Siehst Du, nicht einmal das weiß einer. Aber da hab' ich mich gefreut auf alles: Aufs Heimkommen, denn ich häng' an dem Grund, auf Dich und noch auf eines. Aber ich darf mich auf nichts freuen. Das ist, wie damals, wo ich noch ein Kind war. Da haben sie mich einmal einen ganzen Tag nicht geprügelt und nicht gequält, und es war noch dazu

im Sommer und der Tag hat lange gedauert, und wie ich in der Nacht allein auf dem Hofe bin, da fällt Dir ein Stern, so, glaub' ich, wie vor mir. Ich lauf' hin mit offener Hand, will ihn haschen. Nichts war's. Nichts. Und so war's immer und jetzt recht. Ich darf mich auf nichts freuen. Ich hab's auch nie getan. Nur jetzt, und auf Dich, Annerl. Aber ich darf's nicht, ich darf's nicht.

Anna. Also hast mich gern?

Christian. Das fragst noch? Möcht' ich denn sonst so mit Dir reden?

Anna. Dann tu mir eins. Sprich mit dem Bauern.

Christian. Mit dem? O ja, mit dem werde ich noch reden.

Anna. Ich bitt' Dich, im guten und alles wird gut.

Christian. Im guten? Im guten geht's nicht.

Anna. Ich bitt' Dich, Christian, lieber Christian!

Christian. Mit dem! Im guten! An allem ist er schuld. Meine Mutter hat er ins Grab gebracht, mich hat er martern lassen.

Anna. Um Gottes Barmherzigkeit!

Christian. Ich kann nichts hören von der Barmherzigkeit Gottes. Ich kann's nicht. Gegen wen ist er barmherzig? Gegen mich? Gegen Dich? Nein, er ist's nicht. Er ist ein Gott der Rache, er trifft Vater und Kind, eins ins andere!

Anna. Du versündigst Dich, Christian.

Christian. Geht jetzt schon in einem. Und schuld an allem — er, immer er! Er hat geschwiegen,

nun, und ich habe getan, was ich mußte. Auf ihn kommt, was mich drückt!

Anna. So sag mir's. Vielleicht . . .

Christian. Da gibt's kein Vielleicht. Ich bin hereingerannt — hereingerannt, wie eine Katze ins Haus, das sie gewohnt ist, und wenn es sogar brennt. So, ganz so. Du aber, verlaß mich nicht, Annerl, Du nicht! Sie werden mich schlecht machen, schlechter wie schlecht. Glaub's nicht! Es hat so sein müssen, Annerl. Alles hat so werden müssen. Ich hab' Dich gern gehabt, aber sagen kann ich Dir nichts.

Anna. Gehabt? Und wie soll ich von Dir lassen, wenn ich nicht muß?

Christian. Wieder so mit wenn! Aber mir ist dumpf.

Anna. Freilich. Ich begreif's. Erst die Schlacht, dann die Flucht, die Angst, dann die . . .

Christian. Hast recht! Erst die Schlacht, dann das — und das Sinnieren, erst: Wo ist Deine Schuld? Und Du findest keine. Und der heimliche Haß, der sich freut, wenn er darf offen werden, gegen alle, alle. Und Du hast's in Dir: Sie tun Dir unrecht, wie sie heißen, alle zusammen, und die Tage Deines Lebens, daß Du bald glaubst: es kann nicht anders sein. Und dann siehst Du: es hätt' anders sein können, und Dir gehört viel, und man gibt Dir wenig und als Mitleid. Und das frißt an Dir, und der Haß wächst und schreit in Dir, Und dann ist's geschehen, und Du bist in Sünde selbst an noch mehreren, als an Dir in Sünde sind, eh Du's weißt, und der Haß schreit weiter . . .

Anna. So wirf ihn hinter Dich, den Haß.

Christian. So redst Du. Aber durch muß ich, durch, und geht's nicht — sie sollen mich nicht allein gefangen haben! Nein, es muß noch wer daran glauben! Hätt' ich nur ein Messer! Aber ich habe meine Waffen ablegen müssen. Dort. Vorher — nun dort und damals ... Nur ein Messer! Durch! — Durch! (Geschrei hinter der Szene: Der Student! Der Student!) So? Ist der da? Gut. Durch muß ich! Ah! Anna!

Anna. Christian!

Christian. Schweig! Jetzt kommt es! Fort! — Fort! (Ab zur Rechten).

(Es treten auf:)

Siebente Szene.

Sieverroither. Schwarzer Student. Marcus. Knechte.

Sieverroither. Drängt nicht so um ihn! Es muß ihm wehe tun. Ihr seht ja, er kann kaum gehen. So, da sitz. Gefallen bist Du.

Schwarzer Student. Ja, gefallen bin ich.

Sieverroither. Und wo?

Schwarzer Student. Da glaubte ich, die Baiern seien hinter mir, es hat so getrappelt. Ich springe ins Dickicht und falle hin, hart und schwer.

Sieverroither. Eine Stärkung? Trinkst Du ein Glas Wein?

Schwarzer Student. Ich komme nicht zu Gast.

Sieverroither. So ruh Dich aus, und wir wollen weiter sehen ...

Schwarzer Student. Ich komme auch nicht,

um mich zu verbergen vor denen, die mich fangen wollen. Ich tät's auch hier nicht. Denn es ist ein Preis auf meinen Kopf gesetzt. Wer mich beherbergt, der stirbt mit, und sein Gut gehört dem, der mich anzeigt.

Sieverroither. Um Gott, was willst denn? Was warnst Du mich? Oder glaubst Du, daß ich Dich im Stiche lassen möchte? Oder hältst Du mich für einen, der abfällt?

Schwarzer Student. Das glaube ich nicht. Aber ich will nur noch einmal ehrliche evangelische Gesichter sehen, ehe ich sterbe.

Sieverroither. Steht's so?

Schwarzer Student. Ja. Es ist aus mit der evangelischen Sache in Oberösterreich.

Sieverroither. Aus!

Schwarzer Student. Aus. Sie hetzen uns wie die Füchse, die nicht wissen, wo ihr Bau ist. Sie fangen uns mit Netzen und werfen den Strick um unseren Hals. Das Land dampft von den Opfern, die sie ihrer Rache bringen. Es ist aus.

Sieverroither. Aus, und ein Tag!

Schwarzer Student. Ein Tag — ja wohl! Aber Du warst nicht dabei, wie die Ueberlebenden, die letzten und besten, unter der Linde vom Frankenmarkt gewürfelt haben um ihr Leben, Du hast nicht den Strick gehalten, an den sie Deinen Bruder henkten, Du nicht!

Sieverroither. Und Du — Du hast es?

Schwarzer Student. Ich hab's müssen. Ich hab' gewonnen, im Würfeln. Denn sie verkannten mich, und sie wußten nicht, wen sie fingen, sonst hätte mich nichts gerettet. Ich aber wollte leben. Ich wollte noch

einmal herkommen und Dir sagen: Matthäus Sieverroither, Du hast die evangelische Sache verderbt und also gestürzt, daß sie sich nimmer wieder kann erheben. Du! — Du! — Du!

Sieverroither. Ich?

Schwarzer Student. Du! Denn Du hast uns den Verderber geschickt — Du hast jenen schwarzen und finsteren Gesellen über die Traungauer gestellt.

Sieverroither. Und?

Schwarzer Student. Und? Frage sie, frage alle, die dabei waren: Wann habt ihr den Befehl bekommen, anzugreifen?

Marcus. Befehl? Gar keinen. Das Warten war uns zu lange, und da haben wir angefangen. Erst ich mit denen von der Sieverroith. Es sind schon welche mit. Aber nur, wer's wollte und nachdem er wollte. Wir hatten keinen, der voranging und dem alle folgten.

Schwarzer Student. Nun, und es ist Befehl nach Befehl ergangen: Greift an, um Gotteswillen! Bote auf Bote hat ihn dem Christian Mittermeyer, Deinem Christian, überbracht. Kennst Du den Pappenheim?

Sieverroither. Nein. Wie denn?

Schwarzer Student. Du wirst ihn kennen lernen, und man wird den Namen maledeien im Lande, so lange noch einer die reine Lehre darin im Herzen trägt. Nun, der griff an mit seinen Reitern. Du hast die Harnische glänzen sehen im Sonnenschein, Du hast ihr grausam Geschrei gehört, als sie einstürmten auf die Bekenner der Schrift. Nun, Ihr hattet Botschaft. Damals, als die Panzerreiter müde waren, als der letzte

Gewalthaufen bedrängt, aber noch nicht überritten war, damals war zu helfen. Ihr hättet ihm tun können, wie dem Löbel von Euren Brüdern am anderen Flügel geschehen ist. Warum kamt Ihr nicht?

Marcus. Wir hatten keine Post.

Schwarzer Student. Keine Post? Du bist brav und tapfer, ich habe Dich hernach beim Raufen gesehen. Du hast das Deinige getan. Ich wollte, alle hätten es so. Aber wo blieben dann die Boten? Warum seid Ihr so spät gekommen, als nichts mehr zu helfen war? Ist Euer Führer feig gewesen?

Marcus. Feig? Nein, das ist der Christian nicht.

Schwarzer Student. So schlimmer.

Sieverroither. Um Gott! Wieso?

Schwarzer Student (zu Marcus). Hast Du ihn in der Schlacht gesehen?

Marcus. Ich hab' schon gesagt: nein!

Schwarzer Student. Ich auch nicht und auch sonst niemand.

Sieverroither. Ja, um alle Gnade, was kam er denn wieder her?

Schwarzer Student. Der Herr liefert in die Hand der Gerechten seine Sünder, auf daß ihnen werde nach ihrem Teil. Er hat ihn verblendet, und ihm geschehe, was des Rechtes ist.

(Rufe:) Ihm geschehe, was des Rechtes ist. Er hat sich versündigt an der Gemeinde des Herrn!

Anna. Um Gotteswillen! Barmherzigkeit! Christian!

Schwarzer Student. Er hat Verrat geübt.

Er ist von seinem Posten gewichen. Er hat Botschaften unterschlagen.

Sieverroither. Noch einmal sag's. Verrat hat er geübt? Ich glaub's nicht — noch nicht.

Schwarzer Student. Das tat er.

Sieverroither. Mein Wahrzeichen! Mein Wahrzeichen! Er hat mich betrogen — betrogen um meinen Gott! Christian!

(Die Tür springt auf.)

Achte Szene.

Sieverroither. Christian.

Christian. Nun? (Alles weicht ihm aus.) Gut, daß Ihr Platz macht.

Sieverroither. Fort, macht fort! Allein müssen wir's ausmachen, was wir mit uns haben. (Alle ab.) Mein Wahrzeichen, Betrüger, mein Wahrzeichen! Da warst Du?

Christian. Ja, da war ich!

Sieverroither. Also, Du hast's gehört?

Christian. Natürlich. Ihr habt ja genug gelärmt dafür.

Sieverroither. Und Du hast geschwiegen zu alledem?

Christian. Gewiß, oder verlangst Du noch mehr Spektakel?

Sieverroither. Und Du bist nicht aufgesprungen: „Kerl Du lügst! Ich bin kein Meineidiger und kein Verräter!?"

Christian. Das fragst? Du warst ja dabei.

Sieverroither. Und warum nicht? Man schneidet Dir die Ehre ab und mir auch, und Du hast kein Wort der Abwehr dafür?

Christian. Und hätt's auch dann nicht, wenn er gelogen hätte.

Sieverroither. Bursch, er hat also die Wahrheit gesprochen?

Christian. So im ganzen schon.

Sieverroither. Und das sagst Du mir so ruhig?

Christian. Und warum soll ich lärmen dabei? Es geht schön still auch.

Sieverroither. Und wenn ich Dich dafür erschlagen lasse, wie Du's verdienst?

Christian. Zutrauen möcht' ich Dir's schon. Wenn Du Dich's nur trauen würdest!

Sieverroither. Warum soll ich nicht? Der Hof ist noch mein. Die Knechte stehen noch zu mir.

Christian. Noch!

Sieverroither. Wie meinst das?

Christian. Das kannst Du Dir unschwer ausdeuten. Den Hof möcht' ich. Ich will heiraten.

Sieverroither. So, und ich soll ihn hergeben? Wie kommst denn da dazu?

Christian. Das weißt Du wirklich nicht?

Sieverroither. Nein. Nein. Du hättest ihn bekommen, wärst Du gestanden, wie sich's gehört zur heiligen Sache. So aber — ich will sterben wie ein Hund, wenn Du nur eine Scholle bekommst. Ich hab' Dich gern gehabt, ich hab's gut mit Dir gemeint . . .

Christian. So gut, daß es nicht Dein Verdienst

ist, wenn ich nicht heute auch hänge an der Blutlinde von Frankenmarkt — so gut, daß es nicht Dein Werk ist, wenn ich nicht auch liege bei den sechstausend anderen! Ich rede nicht gern, aber Dir muß ich das doch schon noch sagen.

Sieverroither. Um Gott, wo denkst denn hin, Christian?

Christian. Dich schau' ich immer noch durch, Bauer. Du kannst schweigen und hast's gezeigt. Aber verstecken kannst Du Dich nicht vor mir. Schweig nur, schweig. Es ist mir heute gleich, ob Du redest oder nicht. Gleich, ganz gleich. Dein Reden hilft nicht mehr.

Sieverroither. Du sprichst so dunkel . . .

Christian. Es hat schon Sinn. Such' Dir ihn nur heraus. Aber bald. Du hast so viel Zeit nicht mehr dazu, Bauer.

Sieverroither. Du drohst mir, Bursch?

Christian. Ja, das tu' ich.

Sieverroither. Und darfst es denn?

Christian. Sonst tät' ich's ja nicht. Ich sage Dir: Du bist in meiner Hand, Sieverroither, und Du sollst sie spüren, daß Du vor ihr verzagst! Das sollst Du! Ja!

Sieverroither. Du, ich bin wild. Ich spür's, mir kommt mein Zorn.

Christian. Zwing ihn! Ich rat Dir's.

Sieverroither. Du — stehst Du so vor mir, dann denk ich an die Zahllosen von Aschach, die nutzlos und verraten gefallen sind, an die Heimlosen und Vertriebenen, denen man die Höfe angezündet hat . . .

Christian. Denk daran, wenn Du stirbst. Das hast Du getan.

Sieverroither (taumelnd) Das hat mir heut schon einer gesagt.

Christian. So besser. Vergiß das nie. Du bist schuld an allem, und getröste Dich mit der Schickung Gottes, die Dich so hat tun lassen, wie ich mich damit getröste, wenn es mir aufsteigt wie Wut gegen mich — ich könnte Hand anlegen an mich selber, aber vorher mußt Du daran, Du!

Sieverroither. Um Gott — und dieser Haß!

Christian. Ja, den trag' ich Dir. Und ich sag' Dir, gib mir den Hof im guten, oder es geschieht was! Und wenn Du betteln gehst danach, dann glaub': Es war Schickung. Ich glaub's auch, bei allem, was ich verschuldet hab', o! — und ich darf's nicht mehr glauben.

Sieverroither. Und warum nicht?

Christian. Ich bin nicht mehr calvinisch. Ich habe Messe gehört und Beichte verrichtet.

Sieverroither. Du — und warum?

Christian. Denk an eine Tote — an einen, der lebt!

Sieverroither. Was heißt das?

Christian. Noch immer nicht? Noch immer schweigen? Nun also, ich will nichts mit Dir gemein haben, nicht einmal den Glauben. Ich will Dich an den Galgen bringen können.

Sieverroither. Wieso? Wie willst das?

Christian. Ja, ich will's. Du hast Rebellen beherbergt; der geächtete schwarze Student ist bei Dir, und Du hast von ihm selber gehört, was darauf steht.

Ein Wort, und Du hängst. Aber ich will mehr. Der Hof ist Dein Leben. Den mußt Du mir geben. Darnach will ich schweigen, und Du geh betteln und sag' den Leuten: Das ist der Matthäus Sieverroither, der einst der große Bauer ob Gmunden war. Geben sie Dir vielleicht etwas mehr. Kriegst auch bei mir etwas, wenn Du kommst mit dem Stecken. Ich halt' Dich in der Hand. An den mußt Du, mußt!

Sieverroither. Hältst Du? Meinst Du? Da kennst Du den alten Sieverroither schlecht.

Christian. Schlecht oder gut. Ans Leben will ich Dir, am Leben hab' ich Dich. Gefreut' hab' ich mich auf den Tag — o, fast seitdem ich denke.

Sieverroither. Und warum haßt Du mich so?

Christian. Das fragst Du noch? Schlecht hast Du mich vor mir selber gemacht, ich ekle mich an, ich muß zugrunde gehen, meineidig bin ich geworden — es reut mich nicht! Aber ich bin's, und Du fragst noch?

Sieverroither. Aber hab' ich Dir je anderes getan, wenn nichts gutes?

Christian. Was denn?

Sieverroither. Ich hab' Dich aufziehn lassen auf meinem Hofe.

Christian. Warum?

Sieverroither. Ich habe Deine Mutter gelitten, wie sie sonst keiner gelitten, wie sie in der Schande war.

Christian. Das sagst Du? Gut, aber warum?

Sieverroither. Ich habe Dich zum Großknecht gemacht.

Christian. Warum?

Sieverroither. Immer: warum. Du sollst den Hof haben, wenn ich sterbe. Aber nein, das geht nicht mehr.

Christian. Ich wart' auch nicht so lange. Gleich und von freien Stücken! — oder ich geh' hin und zeig Dich an. Sie werden mir glauben, und ich hab' ihn so.

Sieverroither. Das wirst Du nicht tun, Christian. Du wirst meine grauen Haare nicht mit Schande zur Grube fahren lassen.

Christian. Ich werd's.

Sieverroither. Ich habe nie gebeten. Ich bitte Dich, tu's nicht. Es wird sich schon was finden.

Christian. Was soll sich finden? Im Elend mußt Du leben, wie meine Mutter und ich!

Sieverroither. Tu's nicht — um aller Barmherzigkeit willen!

Christian. Das Wort, das haſſ' ich! (Der Alte faßt ihn an.) Laß los, sag' ich, ich geh'.

Sieverroither. Ich fürcht' mich vor Dir.

Christian. Das ich das gehört hab'! Sterben könnt' ich dafür!

Sieverroither. Tu's nicht!

Christian. Laß los!

Sieverroither. Dann zwing' ich Dich — ich allein.

Christian. So komm! (Sie ringen. Der Alte stürzt zu Boden.)

Sieverroither (am Boden liegend). Tu's nicht — ich bin Dein Vater.

Christian. Das sagst Du mir zu spät. Das weiß ich längst. Just drum! (Ab.)

Neunte Szene.

Sieverroither (springt auf). Mein Gewehr! Sterben muß er! — Sterben! — Fort ist's. — Fort. (Stürzt vor). Tor zu! Bindet jeden, der heraus will. (Das Thor fällt krachend zu. Christians Stimme: Loslassen, sag' ich, los!)

Anna (hinter der Szene). Wer ruft? Christian! — Christian!

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

(Hof der Sieverroith. Herbststimmung. Nacht. Im Hofe flackernde Pechpfannen. Auf den Bergen Feuerzeichen im Niedersinken. Lager. Vor dem Tore geht Marcus als Schildwache auf und ab.)

Erste Szene.

Marcus. Schwarzer Student.

Schwarzer Student. Ist alles besorgt?

Marcus. Du hast ja Augen.

Schwarzer Student. Die Feuerzeichen sind angezündet?

Marcus. Schau Dich um.

Schwarzer Student. Kannst nicht mehr sprechen?

Marcus. Ich mag nicht.

Schwarzer Student. Ich vertrete heute den Bauern.

Marcus. So? Kann sein, aber ich weiß nicht, wer Dich dazu bestellt hat. Und wenn: ich bin aber nicht gewohnt, mir von wem anderen befehlen zu lassen, als von ihm.

Schwarzer Student. Sei nicht so störrig! Bedenke das allgemeine Elend und füge Dich der Not aller, die einen Führer brauchen. Wer kann das sein, als ich? Oder wollt ihr führerlos verderben?

Marcus. Kann sein, ich hab' unrecht. Aber ich bitte Dich, es ist auch so etwas über dem Hofe — man weiß nicht, will Dir wer ans Leben, oder sollst Du wem ans Leben.

(Ein starkes Klopfen.)

Zweite Szene.

Die Vorigen. Der Bauer vom oberen Bühl mit Knechten und Nachbarn.

Marcus. Wer ist's?

Stimme. Der Bauer vom oberen Bühl!

Marcus. Wer hat Dich gerufen?

Stimme. Das flammende Zeichen!

Marcus. Warum kommst Du?

Stimme. Fürs evangelische Regiment!

Marcus. Das Wort?

Stimme. Es muß sein!

Marcus. Es muß sein! Grüß Gott!

Schwarzer Student. Grüß Gott! Und gar mit so vielen!

Der Bauer. Meine Knechte und was von Nachbarn da ist, sind alle mit.

Schwarzer Student. Es ist gut. Glaubst Du, daß noch wer kommt?

Der Bauer. Ich wüßt nicht, wer noch kommt. Vielleicht noch der vom Lechof. Der wär' der letzte. Aber der ist lau im Glauben.

Schwarzer Student. Ruht Euch aus. Wir müssen noch heute aufbrechen und die Nacht durchmarschieren. (Sie verteilen sich, nur der Bauer steht bei Marcus nnd dem Studenten.)

Marcus. Nun, und der Sieverroither — will der noch nicht?

Schwarzer Student. Ich weiß nicht. Ich traue mich kaum, mit ihm zu sprechen. Seit Mittag sitzt er in seiner Stube und blättert in der Bibel. — Blatt für Blatt schlägt er um und stöhnt dabei. Vorhin sah ich ihm eine Weile zu — eine gute Weile. Er bemerkte mich aber gar nicht. Nur einmal ließ er den Kopf schwer fallen — ich lege die Hand auf seine Schulter, er aber schnellt auf und schaut mich mit finsteren Augen an, daß ich fast erschrecke. „Willst mich ausspionieren? Wart! Wirst schon noch alles hören." Aber geweint hat er nicht, wie ich mir's vorgestellt hatte.

Marcus. Weinen? Der? Da kennst Du ihn aber schon gar gut! Daß ihn aber die Sache mit dem Christian so herumgerüttelt haben soll? Oder wirklich nur, weil er wen gefunden hat, der ihn übermeistert? Wär' möglich. Er war immer gar stolz auf seine Kraft.

Schwarzer Student. Was ist mit dem Christian?

Marcus. Nun, gebunden haben wir ihn. Das

war Dir keine kleine Arbeit. Eine Gewalt hat der Jung' in sich!

Schwarzer Student. Und jetzt?

Marcus. Jetzt starrt er vor sich hin und spricht kein Wort. Nur manchmal reißt's ihn. Und die Anna ist bei ihm, auch stumm, und weiß kein Ende mit Schluchzen. Was nun das gar werden will!

Schwarzer Student. Könnt' sie ihn nicht losbinden?

Marcus. Der Anton hält Wache — und wenn? Wohin will er? Aber eins wundert mich. Aehnlich sieht er dem Bauern! Ich hab' den jung nicht gekannt, aber einmal muß er was an sich gehabt haben, ganz so etwas, wie es der Christian heut hat. Man könnt' fast auf Gedanken kommen. Aber jetzt bin ich doch schon zwanzig Jahre da — also da hätt' man doch was hören müssen.

(Es klopft wieder.)

Dritte Szene.

Die Vorigen. Der Bauer vom Lechof.

Marcus. Wer ist's?
Stimme. Der Bauer vom Lechof!
Marcus. Wer hat Dich gerufen?
Stimme. Das flammende Zeichen!
Marcus. Warum kommst Du?
Stimme. Für das evangelische Regiment!
Marcus. Das Wort?
Stimme. Es muß sein!

M a r c u s. Es muß sein! Grüß Gott! Spät kommst. Wir haben Dich nicht mehr verhofft zu sehen.

D e r B a u e r. Ich hab' weit. Aber wenn's das gilt, das letzte! Sie heißen mich lau. Aber siehst — meine Buben, meine beiden Buben haben sie mir erschlagen, ich hab' gar niemand mehr. Wenn ich mir denke, mein Hof ist so ganz einsam, und es wird Winter, und die Wölfe kommen vom Gebirge und bellen um den Hof, und es wird Nacht und Du siehst die grünen Augen leuchten durch die Finsternis und da geh' ich lieber wo die sind. — Du hast niemand mehr, der zu Dir steht und zu Dir gehört — das halt' ich nicht aus. Und noch dazu, wenn der Sieverroither ruft, wer käme dann nicht?

M a r c u s. Da siehst Du, wie sie zu ihm halten.

S c h w a r z e r S t u d e n t. Ja, wäre er selber mitgekommen, wie es noch Zeit war! Aber jetzt!

M a r c u s. Jetzt ist nichts mehr zu retten, meinst Du?

S c h w a r z e r S t u d e n t. Ich glaub' es beinahe. Nur daß der Herr gewaltig wird in uns und seine Wunder tut.

M a r c u s. Du, der tut Dir keine Wunder mehr!

S c h w a r z e r S t u d e n t. Aber man hofft's doch.

M a r c u s. Ist besser, man tut's nicht. So grimmiger ist man danach.

(Die Haupttür ist aufgesprungen.)

Vierte Szene.

Die Vorigen. Sieverroither.

Alle. Endlich!

Sieverroither (geht langsam vor). Mir tut's weh in den Augen. Nun ja — erst die Finsternis und jetzt das Flackern. Das tut mir weh in meinen alten Augen.

Marcus. Sollen wir uns zum Aufbruch schicken?

Sieverroither. Noch nicht.

Schwarzer Student. Wir haben Eile. Nur bei Nacht können wir noch marschieren und uns mit unseren Brüdern vereinigen, die noch vom Flachlande heraufziehen, und mit denen, die Gmunden berannten und nun abstehen müssen davon. Bei Tage schlachten uns die Feinde einzeln. Ich habe Nachricht, daß sich die Unsrigen alle heute Nacht bei Pinsdorf lagern.

Sieverroither. Noch nicht.

Schwarzer Student. Du hast auch die Nachbarn noch nicht begrüßt, Matthäus.

Sieverroither. Wer ist Dein Matthäus? Und willst Du mir sagen, was ich zu tun habe?

Schwarzer Student. So war's nicht gemeint.

Sieverroither. So überleg's Dir besser, was Du sagst. Marcus, läute die Glocke. (Alle kommen herzu, Anton auch.) Das gellt! Marcus!

Fünfte Szene.

Die Vorigen. Alle aus der Sieverroith.

Marcus. Was willst, Bauer?

Sieverroither. Mich schwindelt's. Führ' mich zur Bank. Ich glaub', ich seh' nichts — keinen Schritt seh' ich. Sitzen will ich, sitzen! (Alles drängt sich um ihn.) Sind das alle? Wenige sind's, wenige! Na — am Ende für das, was noch zu tun ist, sind's genug.

Schwarzer Student. Also, sollen wir abziehen?

Sieverroither. Wirst's schon hören, wann's an der Zeit. Dorthin, wohin wir müssen, kommen wir immer noch zeitlich genug. Es ist nur . . .

Marcus. Was meinst?

Sieverroither. Nichts! Drängt Euch nicht so um mich! Da starren sie mich an. Das mag ich nicht. Wer hat die Wache gehabt?

Marcus. Beim Tore ich.

Sieverroither. Nein, anderswo.

Marcus. Beim Christian meinst?

Sieverroither. Den Namen hab' ich nicht verlangt.

Marcus. Anderswo — der Anton.

Sieverroither. Ist recht — ist ein zuverlässiger Bursch. Und jetzt?

Marcus. Jetzt ist niemand bei ihm.

Sieverroither. Ist gut so. Ist nicht mehr nötig, daß wer bei ihm ist. Bist brav, Marcus, ich werd' Dir's gedenken. Ja so, das geht nicht mehr. Also, Ihr

geht alle mit und Ihr wißt, daß vielleicht keiner am Leben bleibt von allen?

Schwarzer Student. Warum sagst Du das heraus?

Sieverroither (steht auf.) Weil ich will! Und warum sollen's die Knechte nicht wissen? Ist besser, es bleibt dahinter, wer nicht mit will mit freudigem Herzen. Also Ihr habt mich verstanden und Ihr wollt alle mit?

Rufe: Wir wollen!

Sieverroither. Kurios. Sind so viele doch, und nicht einer will abfallen! Aber Euch hätten sie am Ende nichts getan. Aber uns! Wir haben ja nur die Wahl, ob sie uns ausräuchern werden wie die Füchse, oder ob wir uns wehren wie die Wölfe — wie Wölfe! (Er taumelt.)

Marcus. Ist Dir schlecht, Bauer?

Sieverroither. Nein, nein. Ich hab' nur an wen denken müssen.

Schwarzer Student. Hast Du sonst noch was zu befehlen, vor dem Aufbruch?

Sieverroither. Hat's der eilig! Kann noch nicht fort. Muß vorher noch was geschehen. Reines Haus möcht' ich machen.

Schwarzer Student. So verstör' mir wenigstens die Leute nicht, oder wir lassen Dich zurück.

Sieverroither. Probier', ob sie Dir folgen.

Schwarzer Student. Nun denn, es gilt. Brüder, vorwärts! Will der durchaus nicht, warum soll uns sein Eigenwille hindern, zu tun, was geschehen

muß? Ihr kennt mich, es hat mancher von Euren Söhnen unter mir gedient. Ich will Euch führen.

Rufe. Bis der Sieverroither geht! Hörst nicht, er ist noch nicht fertig! So lange können wir noch warten!

Sieverroither. Siehst, das hast Du wohl auch gar nötig gehabt. Ja, ja! Aber freuen tut's einen doch.

Marcus. Was freut Dich?

Sieverroither. Daß Ihr gar so steht zu mir, das freut mich.

Marcus. Von mir weißt Du es, denk' ich, lange genug. Ich hab' niemand gekannt, dem ich hätte so folgen können, und ich werde auch keinen mehr kennen. Du bist der gerechteste Mensch, den ich je gefunden habe.

Sieverroither. Meinst? Na, dann wirst bald schauen! (Zum Studenten.) Sollst mir jetzt keinen Zorn tragen. Du bist ein Schriftgelehrter. Hast Du auch schon herausgefunden, was für ein furchtbares Buch das Wort Gottes ist?

Schwarzer Student. Furchtbar? Es ist tröstlich.

Sieverroither. Das denkst Du nur so. Ich weiß es besser. Du, ich hab' heute darin gelesen, ich weiß gar nicht, wie lange. Aber nicht einen Spruch hab' ich Dir darin gefunden, der mir nicht Schauer gebracht hätte. Ist das nicht eigen? Wie deutest Du mir das aus, Schriftgelehrter? Du warst ja Student.

Schwarzer Student. Ich hab's nie gefunden. Aber ich beschwöre Dich, mach' ein Ende.

Sieverroither. Wüßt' man nur wie, wüßt

man nur wie! Aber zurücklassen kann ich ihn nicht.

Marcus. Geht's um den Christian?

Sieverroither. Ich mag keinen Namen hören! Ich mag nicht. Aber jetzt ist's schon eins. Ja, um den geht's, und was mit dem werden soll.

Marcus. Was willst Du, daß mit ihm geschehe?

Sieverroither. Ich hab' da nichts zu wollen. Ich nicht. Ihr alle müßt mich hören und richten, denn wir sind die Gemeinde des Herrn. Was? Und sein Wort lebt nur noch in uns und sonst nirgendwo im Lande. Wie das nur gekommen ist? So über Nacht, und man wundert sich. Und daß er so viel Schuld haben soll daran! Und hat doch wieder keine!

Schwarzer Student. So trage Deine Sache vor, daß wir fort können. Wir wollen richten. Ich aber glaube, er muß sterben.

Sieverroither. Meinst das schon jetzt und weißt eigentlich noch gar nichts? Was wirst erst nachher sagen? Aber jetzt begreif' ich, was ich einmal hab' nicht verstehen können: „Rottet Eure Widersacher aus mit der Schärfe des Schwertes!" und danach wieder: „Ihr sollt ihnen keinen Haß tragen im Herzen!" Aber lass' ich ihn zurück, so verschmachtet er mir hilflos, oder es gechieht ihm noch Aergeres, und leben darf er mir nicht. (Mit lauter Stimme) Nachbarn!

Sechste Szene.

Anna. Sprich noch nicht, Bauer. Ueberleg's noch.

Sieverroither. Tu' ich Dir auch weh, Annerl? Aber ich hab's lange genug überlegt, und es muß

sein. Nachbarn! Männer und Burschen! Ich hab' gesündigt im Geheimen, und ich will's bekennen vor der Gemeinde.

Rufe. Der Sieverroither spricht! Der Sieverroither!

Sieverroither. Ihr kennt mich alle seit vielen Jahren, Du vom Lechof und Du vom Bühl gar, seitdem wir leben. Ihr habt mich für gerecht gehalten alle die Zeit ...

Rufe. Das haben wir, das tun wir!

Sieverroither. Ich bin es nicht. Ihr habt mich für wahrhaftig gehalten ...

Rufe. Das bist! Es weiß es keiner anders!

Sieverroither. Ich bin es nicht. Ihr habt mich für mutig und aufrecht gehalten ...

Rufe. Was fragst? Wir wollen Dir's alle bezeugen!

Sieverroither. Ich bin es nicht. Ich habe unrecht getan, ich habe gelogen, ich war feig. Mögt Ihr mich noch zum Führer?

Rufe. Wir glauben's nicht! Sprich weiter! Wir müssen es hören!

Sieverroither. Ihr sollt es auch. Ihr habt die Christine gekannt, die bei mir auf dem Hofe war?

Rufe. Ja, ja! Was soll die?

Sieverroither. An der hab' ich mich versündigt. Sie war mein, und der Christian ist mein Kind.

Rufe. Der Christian? — Der? — Also das! — Darum? —

Schwarzer Student. Das ist eine läßliche

Sünde; die lohnt es nicht, daß wir uns darüber verweilen und darüber die Zeit versäumen.

Sieverroither. Läßliche Sünde? Du sprichst nach Deinem Verstande. Ich aber sage Dir, es gibt keine läßliche Sünde, sondern alle sind sie gleich in den Augen des Herrn, und er sucht sie heim zu ihrer Zeit. Er hat sie auch an mir heimgesucht und hat mich gefunden mit der Macht seines Armes. Ich aber will mich ihrer abtun, ehe ich mich in seine Hand gebe. Denn es steht geschrieben: „Du sollst nichts dulden in Deiner Mitte, was unrein ist oder verworfen." Aber Ihr habt auch mein Weib gekannt — — —

Rufe. Wir haben! Wir haben!

Sieverroither. Also. Ihr wißt, was lang sie mir gelegen ist. Und ich war damals jung und stark und stolz, und hab' unbehaust sein müssen in solchem Reichtum. Das hat an mir gefressen, und ich hab' mich hart gesorgt: „Matthäus, wenn dich der Herr ruft, wer soll nach dir Herr sein dort, wo du es gewesen bist und deine Väter?" Das war meine Sünde. Denn wir haben uns nicht zu sorgen, sondern seine Schlüsse zu nehmen, wie er sie angesetzt hat und versiegelt von Ewigkeit. Und da las ich in der Bibel von Abraham, seinem Weibe Sarah, von Hagar, der Magd, und Ismael, ihrem Sohne. Und so hab' ich mich versündigt auch in der Tat, wie vorher nur in Gedanken. Aber mein Ismael hat seine Hand gegen mich erhoben, wie jener gegen die Söhne Abrahams seinen Haß trägt.

Also: der Bub ist zu seiner Zeit gekommen. Da hat's angefangen. Denn die Christine hat mich sehr gejammert, und ich hab' doch nicht gewußt, was soll ich tun

und wie soll ich ihr helfen. Denn ich hab' mich geschämt vor meinem Weibe, daß ich ihr bekennen soll, was ich mich vergangen, und ich hab' mich auch gefürchtet vor ihr und ihrer Frömmigkeit. Und also war ich feig und habe lieber geduldet und zugesehen, wie sie mein Mädel und mein Blut getreten haben und mißhandelt. So hab' ich denn auch gelogen. Denn ich habe dem Studenten und anderen gesagt: das leid' ich — mehr: das hab' ich so gewollt, weil ich will, daß er zornig und stark werde, wie ein reisiger Wolf. Aber ich hab's getan nur in der Angst meines Herzens und weil ich mich nicht verraten wollte vor meinem Weibe und vor meinen Leuten. Ich habe also die Menschen mehr gefürchtet als meinen Gott. Ist das auch eine läßliche Sünde, Student?

Und wenn die Christine gekommen ist zu mir an einsamen Oertern und sonst, wo uns niemand gesehen hat, und vor mir gekniet und zu mir geschrien hat: „Erbarme Dich!" — da hab' ich sie getröstet und mich: „Mein Weib wird ja sterben, und dann ist alles gut". Aber sie ist nicht gestorben, und später, da hab' ich ihr gedroht, und daß ich sie vom Hofe jage, und wenn ich's getan hätte, und sie hätt' Euch aufgerufen gegen mich: Wem hättet Ihr geglaubt, ihr oder mir?

Rufe. Dir, Dir, Sieverroither!

Sieverroither. Also. Und sie hat das auch gewußt, und sie hat mich, mein' ich, nie gern gehabt und sich immer nur gefürchtet vor mir, und auch das war mir nicht recht. Je älter aber meine Sünde war, desto minder hab' ich sie wollen bekennen. Sie ist verkommen darüber, und als mein Weib starb, da war's auch aus

mit ihr. Noch ganz zuerst in der Trauer, noch ehe ich gewußt habe, was ich soll, ist die Christine gestorben. Ich aber habe auch dann nicht gesprochen, und dem Christian nicht gesagt: „Du bist mein Sohn", sondern ich dachte: bist Du mein Erbe, so ist's recht. Und als er mir nicht gefiel in seiner Zornigkeit, da schickte ich ihn in den Krieg, daß der Herr entscheiden solle, ob er lebe oder nicht. Das aber war wiederum sündig, denn es steht geschrieben: „Du sollst dir nicht Lose machen noch Wahrzeichen!" Also hab' ich gesündigt vielfach, offen und insgeheim. Wollt Ihr mich noch zum Führer?

Rufe. Wir wollen! Wir wollen!

Sieverroither. Es ist gut. Auch könnt Ihr mich nicht richten, denn ich bin fortab in der Hand Gottes. Er wird mich nicht entlassen daraus, und Ihr seid nicht über mir. Jenem aber könnt Ihr tun nach seinem Recht. Er hat Eure Sache verraten, mit Bewußtsein, bei Aschach. Was steht darauf?

Rufe. Er muß sterben!

Sieverroither. Er ist abgefallen von seinem Glauben und hat Bündnis geschlossen mit seinen Feinden. Was steht darauf?

Rufe. Er muß sterben!

Sieverroither. Er hat die Hand erhoben wider seinen Vater, ihn zu schlagen, und hat meine grauen Haare mit Schande bringen wollen an den Galgen. Was steht darauf?

Rufe. Er muß sterben! (Marcus ab.)

Siebente Szene.

Sieverroither. Der Herr hat gesprochen.

Anna. Um alle Barmherzigkeit, Bauer, um alle Gnade!

Sieverroither. Was willst?

Anna. Um alle Gnade! Sei nicht so. Schau, er hat alles verloren, alles! Ich weiß. Mich hat er verloren, ich hab' ihn lieber als das Licht meiner Augen, und ich muß von ihm lassen. Ich kann nicht mehr zu ihm — ich weiß, denn ich kann es nicht. Den Hof hat er gewinnen wollen — das ist aus. Er bekommt ihn nicht. Das seh' ich. Er wird verderbt, verspielt hat er alles, weil er hat zu viel gewinnen wollen; ich seh's. Aber leben laß ihn — um Gotteswillen, laß ihn leben, leben! (Aufschrei hinter der Szene. Christian stürzt vor. Hinter ihm Marcus.)

Christian. Ist's recht? — So recht? — Hast, was Du gewollt hast? — Ah, ich hab's. Umsonst — alles umsonst. (Stürzt nieder und stirbt.)

Sieverroither. Wer war das?

Marcus. Ich hab's getan. Ich hab' ihn losgebunden, weil ich kein Metzger bin, und ich hab' den Stich geführt in seine Brust.

Sieverroither. Du? — Und warum?

Marcus. Weil die Brüder gesprochen haben und weil ich nicht wollte, daß er so lebe, wie er leben hätte müssen.

Sieverroither. Du? Gerade Du hast es nicht gewollt? — Und warum?

Marcus. Weil ich ihn gerne gehabt habe.

Sieverroither (aufschreiend.) Alle haben sie ihn gerne gehabt — alle, und das hört man erst jetzt! (Stürzt über der Leiche nieder.)

Achte Szene.

Schwarzer Student. Kniet nieder zum Gebet, vielleicht zum letzten in der Heimat! (Es geschieht.) Ihr habt es manchmal angehoben, ehe ihr in den Kampf gingt, manchmal in Kirchen. Erhebt's noch einmal, damit sich der Herr erbarme über sein Volk:

Nun betet alle, Mann für Mann,
Das Beten gilt ein Schwur:
Herr, hilf uns von der Pfaffen Bann
Und von der Herren Schur.
Laß Freiheit uns erwerben,
Und wenn der Salzbund bricht,
Herr, gib ein selig Sterben,
Danach ein mild Gericht!

Es drohen Wetter um und um,
Und fährlich ist der Streit;
Uns zeigt Dein Evangelium
Den Weg zur Seligkeit.
Und müssen wir verderben,
Weil Satan mit uns ficht:
Herr, gib ein selig Sterben,
Danach ein mild Gericht!

(Die letzten zwei Zeilen werden als Refrain wiederholt.)

Neunte Szene.

Sieverroither. Wer betet da vor, so lange ich lebe? Wer befiehlt auf der Sieverroith? Feuer in den Hof! (Einige ab.) Es will nicht aufgehen.

Marcus. Gerade schlägt's auf.

Sieverroither. Es hat lange genug geglost. Nun soll es brennen. Die Waffen hoch!

Zurufe. Fürs evangelische Regiment! Es muß sein! Es muß sein! Es muß sein! Es muß sein!

(Während der Hof in Flammen aufgeht und die Höhenfeuer in sich zusammensinken, fällt langsam der Vorhang.)

Das Blut

Roman

Seiner lieben Schwester Laura
ein Gruß übers Meer

Erstes Kapitel.

Durch das ganze Anwesen geht ein lebendiges Wasser und erfüllt es mit starkem und heimlichem Gebrause. Durch eine Mauerlücke betritt es den umfriedeten Raum; es rauscht an einer Turbine vorbei, von der allerhand Riemenwerk ausläuft und Maschinen in rasche und knarrende Bewegung versetzt. Nun überwölbt und von dunklen und widerhallenden Kellergängen vorm Sonnenlichte geschieden, kommt es bald wieder ins Grüne; es scheidet, von ängstlich schmalen Stegen überbrückt, zwei Gärten, die einander so ungleich sehen wie nur irgend möglich. Denn der zunächst dem Wohnhause ist fast übersorgfältig gepflegt; mit sauber gekiesten Gängen, mit Rabatten, in denen altmodische, großblumige Blüten mit nickenden Köpfen stehen, mit wenigen, doch vornehmen Obstbäumen, mit Aprikosen und Reben, die rankend und breitblättrig das geteerte Holzgitter der Südwand überspinnen. Der andere aber ist ganz verwahrlost, sein Plankenzaun wollte verfallen, und nur dichtes Brombeergenist, das ihn allenthalben umwucherte, bot eine Art Schutz vor unberufenem Eindringen. Aber üppiges Gras wuchs darin, schlanke Haseln standen überhangend und fast grünschattig überwölbend nächst dem Wasser. Das zog an ihnen vorüber; es durch-

bricht zum andernmale eine Mauer und tritt ins Freie, um sich wenige Schritte davon mit dem Bache zu vereinigen, von dem man's abgetrennt. Das geschieht dem Werkkanale gegenüber, der von da ab fast gerade durchs flache Land der unfernen Stadt zuzieht; hart vor der großen Wehre, deren mächtige Quadern im Sommer blank und bloß im Sonnenlichte schimmern, während im Frühjahre und im Herbste die Fluten so toll darüber hinschießen, daß man wohl begreift, warum das Bauwerk so stark und massig gefügt worden ist.

Aber nicht allein die rufende Stimme der Wasser durchklingt das Haus. Eine seltsame Unruhe lebt unablässig darinnen. Denn ein mächtiger Anbau stößt daran: da schnurrt ein Göpelwerk, da rasseln beständig Handwägelein und Schiebkarren über Steinpflaster, da hallen die Tritte schwerer und wuchtiger Männerstiefel nach. Türen fallen hart und lärmvoll ins Schloß, ein ewiges Hin- und Widergehen ist in allen Räumen. Dazu durchzieht sämtliche Gelasse ein eigener Geruch: der kräftige Brodem frisch gedörrten Malzes, der fade und dennoch erregende süßen Bieres, das starke Gewürz des Hopfens einigen sich darin.

Das Haus ist ein Brauhaus, und der Lärm städtischer Betriebsamkeit und bäuerlichen Geweses berühren sich in ihm so heute, wie zur Zeit, da Rupert und Salome Lohwag hier noch als Pächter saßen. Immer noch klirrt zur gesetzten Zeit das schrille Dengeln der Sensen, immer noch rasseln Pflugscharen über den Hof, klingt aus den Scheunen der Dreitakt behender Flegel, manchmal ganz seltsam vom raschen Pochen lustiger Böttcherhämmer, vom Kollern der Fässer auf dem Boden beant-

wortet. Immer noch ziehen mächtige Pferde, vielleicht nur nicht mehr so schön wie damals, an überschweren Wagen, um dann zu Abend leicht und mit um vieles geringerer Last heimzukehren. Auch die Bauern pflegen noch in müßiger Stunde ihren Umtrunk unter den alten Nußbäumen des Hofes zu tun; der dehnt sich manchmal bis in die späte Nacht, denn es sind Deutsche; und zuzeiten klingen immer wieder jene getragenen, alten, klagenden Weisen ins Dunkel hinaus, die Frau Salome so ungerne vernahm. Aber man kümmert sich nicht mehr so viel wie damals um das Treiben derer, die es bewohnen; man mag sie nicht, denn das Gebäude ist Herrengut, und sonst ringsum freier Bauernboden. Man liebt diePächter noch immer nicht, denn sie gedeihen, und noch ist keiner mit leeren Säcken fort, während die Erbgesessenen hart kämpfen müssen und dennoch in ihrer Wirtschaft mehr und mehr zurückkommen; verargt ihnen schon ihre Freizügigkeit, die dem rechten Bauer unfaßlich, der durch den Zwang der Gewohnheit noch heute so sehr ein Höriger der Scholle ist, als es seine Ahnen nur je durch den der Gesetze gewesen. Aber so feindliche und lauernde Blicke fliegen doch nicht mehr nach dem Wohnhause, das, mit seinen grünen Jalousien und durch himmelhohe Holzstöße neugierigen Augen fast ganz entzogen, das mächtige Rechteck des Hofes abschließt. Man haßt sie nicht mehr, man trinkt ihr Bier gedankenlos, während früher einmal jeder Schluck durch die feste Ueberzeugung eine eigene Würze gewann, es müsse mit den Lohwags doch ein schlechtes Ende nehmen, so sehr sie auch zusehends an Gut und Geld vorwärts kamen.

Ein rechter Nachbarnhaß braucht eigentlich gar keine

Begründung, während es hier zum Ueberdruß und gar mannigfaltige gab. Denn die Lohwags waren nicht nur Fremde und fremd im Orte geblieben; auch ihr Bekenntnis schied sie von den anderen. Sie waren Calviner; und man mag die eigentlich nirgends, wo sie versprengt und einsam wohnen. Auch sie besaßen jene Tüchtigkeit, die man allenthalben ihren Glaubensgenossen zuerkennt; aber nicht minder jenen selbstgenügsamen Hochmut, der ihnen überall die Herzen entfremdet. Keiner wußte, daß Rupert oder Salome jemals einen der Gäste gegrüßt hätten, wie sich das doch für Wirtsleute gehört; bei ihm war es wirklich Geldstolz, während ihr das ganze Brauhaus einfach ein Gräuel war. Sie haßte das weltliche Treiben unter den Nußbäumen, und es verleidete ihr beinahe die Freude an den Ställen, an ihren Lieblingen, den wunderschönen Rindern, die darin standen, daß sie daran vorüber mußte, wollte sie nach den Tieren sehen. Wie konnten Leute, die zumeist nicht einmal in guten Verhältnissen waren, ihr Geld so unnütz vertun? Männer singen wie die Schulbuben? Sich gar betrinken? Das verstand sie nicht, der Anblick schon war ihr widrig, und so hielt sie sich an den Nachmittagen eines Samstags oder eines jeden Sonntags ängstlich in ihrem Gärtchen oder in ihren Zimmern, in denen es so peinlich sauber, aber auch so trostlos nüchtern war, denen nicht das mindeste Bild, denen kein Zierat Anmut und rechte Wohnlichkeit lieh. Denn ein freudeloser Geist lebte in Salome wie in Rupert Lohwag; das vertrieb ihnen die Dienstleute, so hohe Löhne sie auch zahlten. „Man verlernt das Lachen bei ihnen,“ sagte eine Magd, als sie fort war. „Und sie würden

nicht einmal reden vor Stolz, rauften sie nicht immer mit einander," fügte eine andere hinzu.

Worum sie eigentlich stritten? Das wußte niemand. Aber sie taten's unablässig. Freilich ließ Frau Salome augenblicks die Vorhänge nieder, sobald das erste spitze Wort fiel. „Die draußen brauchen nichts zu sehen." Eine unnütze Sorge! Denn keines von ihnen erhob die Stimme, wenn sie haderten; nur die Augen, die Hände sprachen ihre leidenschaftliche Sprache. Auch das ist gar nicht nach Bauernsinn; aber wenn dann Rupert über ein kurzes mit flammendem Gesichte im Freien erschien und hastig davonstapfte, über Feldrain und durch Furchen, häufig stehen bleibend und die Faust schüttelnd und Unverständliches in seinen wirren, grauen Bart murmelnd, dann stießen die unter den Nußbäumen einander an und schmunzelte jeder, der ihm begegnete. Das wußte freilich niemand, wie lange und mit vergnüglichem Lächeln ihm Frau Salome dann nachzusehen pflegte: „Laufen muß er, ärgern muß er sich, sonst wird er mir zu dick, und der Zorn könnt' ihm dann schaden," sagte sie dann vor sich hin. Sie wußten auch nicht darum, daß er keine größere Reise machen konnte, ohne seinem Weibe irgend ein Schmuckstück, so reich und so schwer in Edelstein und Gold und wieder so unauffällig, wie er es nur immer erstehen konnte, zum Angedenken heimzubringen. Sie trug es nur den einen Tag; aber in ihrem Wäscheschranke reihten sich Kästchen und Kästchen, häuften sich Gold- und Silberrollen. Besah sie ihren Sparschatz, dann flog durch lange Zeit ein milder Schimmer über ihr kluges, hartes, ernsthaftes Gesicht: „Für mein Mädel." Er aber konnte, wenn ihm im

Pferdestalle ein ungewöhnlich schönes Fohlen entgegen-wieherte, sich nicht enthalten, ihr es vorzuführen: „Da wird mein Bub einmal darauf sitzen," und streichelte das zierliche Geschöpf, als sähe er schon den helläugigen Knaben darauf. Denn sie wünschten sich ein Kind — nur eines freilich, damit ihre Habe ungeteilt bliebe. Und wes Geschlechtes das sein solle, ob ein Sohn, ob ein Tochtermann, den sich Salome nach ihrem Herzen erlesen und ziehen wollte, einmal auf dem Gute gebieten werde, das sie als alte Leute zu kaufen gedachten, das gab Anlaß für viele und ernsthafte Streitigkeiten. Auch dann noch, als jede Ursache dazu längst geschwunden war, als keine Hoffnung mehr dafür blieb. „Sie haben sich's verschrieen, denn Gottesgabe muß man nehmen, wie und so oft sie kommt," erläuterte die alte Susann', die einzige, die es durch Jahre bei ihnen aushielt. Und die Susann' war ein kluges und vielerfahrenes Weib.

Wenn aber dieser Schmerz ihnen beiden gemeinsam, wenn er selbst ein Band mehr zwischen ihnen geworden war nach jener ersten, bittersten Zeit des Entsagenmüssens, da jedes heimlich dem anderen gegrollt, weil es in ihm die Ursache so herber Enttäuschung suchte, dann hegte die Frau noch ein Sonderleid. Eine Schwester hatte sie besessen, von reicheren Gaben, um vieles jünger, von seltener Anmut und unendlich liebenswert. Man hatte das Kind gehätschelt, und zumal sie war ihm mit allem angehangen, was in ihrer Seele zu lieben vermochte. Die war verkommen; dem Elternhause war sie entlaufen, ohne daß man auch nur ahnen konnte, warum sie es tat, noch wo sie war. Freilich hatte auch niemand jemals ihrem Schicksale nachgeforscht; ihr Angedenken ward

totgeschwiegen, und wenn irgendwie Kundschaft von ihr zugetragen wurde, dann war sie immer traurig und betrüblich und erzählte von Hunger und Herzeleid. Aber Frau Salome hatte kein Mitleiden mit ihr; sie gab viel, wenngleich nur bedacht und nie ohne weise Lehren, aber für ihre Schwester, das hatte sie sich zugeschworen, sollte ihre Hand immer geschlossen bleiben. Keine Versuchung, ihren Eid zu brechen, trat an sie heran. Die Verlorene litt und ertrug es klaglos, daß man sie selbst bei der Erbteilung nach dem Tode der Eltern überging — freilich über letztwillige Verfügung. Das tat Salome fast wohl; es war nur in der Ordnung, wenn die Sündige schon in diesem Leben ihren Lohn erhielt; aber es war schön, daß sie gegen ihr Los nicht murrte, „wider den Stachel nicht löckte", wie es sich für ein tapferes Weib gehört. Im Innersten aber war sie ihr doch noch immer zugetan, und wenn sie ihren Mann einmal aufs höchste gereizt, wenn der sich nicht mehr zu lassen wußte vor Wut, dann beschwor er das Angedenken der „Komödiantin". Er tat's selten, denn er wußte, dann ward sein Weib blaß wie der Tod, dann flog ihr Atem, und unsäglich leidvoll entrang sich ihr: „Sie ist doch braver wie manche in Seide und ist stolz und calvinisch geblieben", dieser letzte, arme Trost ihren Lippen. Tages danach litt sie; und das war der wohlfeile Triumph, einem Weibe gegenüber einmal das letzte Wort behalten zu haben, für Rupert Lohwag am Ende doch nicht wert . .

Zweites Kapitel.

Und dennoch sollte ein Tag kommen, an dem an Salomes Wunde, sonst so sorglich gehütet, daß sie ihrer

kaum mehr bewußt zu sein glaubte, gerührt wurde. Von fremder Hand geschah es, und so rauh und unversehens, daß sie vor Schmerz und Scham zu vergehen meinte. Eine Verwirrte ging sie an jenem Tage umher. Nur einmal hatte sie den Brief gelesen, der ihr solches Weh brachte, und dennoch kannte sie jede der hochtrabenden und wunderlich geschnörkelten Wendungen auswendig, in denen ein ganz Unbekannter „einer nicht genug verehrlichen Frau ergebenster Diener und Theater-Direktor“ ihr mitteilte, daß der wundersame Finger des höchsten Wesens das sehr schätzbare naive Mitglied seiner vortrefflichen Künstlergesellschaft, die Demoiselle Therese Wagner, mit plötzlichem Winke zu sich gewunken habe, so daß ihr unmündiges Kindlein Gabriele eine gänzliche Waise geworden sei. Allerdings hätte er sich der Kleinen angenommen, könne sie wohl gar in Kinderrollen verwenden. Aber das scheine nicht mit denen Intentionibus der nunmehro Seligen zu stimmen, die niemalen ein Auftreten derselben gelitten. Und so ergehe denn die Frage an sie als die Tante, ob sie sich des Waisleins erbarmend annehmen, ob sie es ihm überlassen wolle, der freilich wenig für eine Erziehung mehrbemeldeter Gabi Wagner zu tun, als mit eigenen Kindern genugsam gesegnet, vermögend sei.

Eine Tote war die Verschollene Salomen seit Jahren. Einer solchen grollt man nicht, man hadert nicht oft und nie lange übers Grab. Aber nun ward der Ueberlebenden die Schande der anderen gegenwärtig; das lebende Zeugnis davon pochte an ihre Tür, die sie so sorglich vor allem Unehrenhaften gehütet. Sie mußte sich des Kindes annehmen, das stand fest; es war Gottes

Finger, seine Schickung, von der sie nach den Satzungen ihres Glaubens fest überzeugt war. Aber ein heißer Zorn kam ihr vor dieser Notwendigkeit; er war unmittelbarer als je, weil ein starker Neid mit ihm in ihrer Seele aufquoll: die Unselige besaß das Glück, danach sie selber so heiß begehrt hatte. Aber konnte sie es nicht so erlangen? Konnte ihr die kleine Gabriele nicht Ersatz für Vermißtes werden? Und dennoch, was immer jetzt kam, es war nicht das Rechte: nicht die Natur allein sprach dawider, sie wußte, auch Rupert würde sich sperren. Ihn mußte sie bitten! Wie das tun?

Den ganzen Vormittag grübelte sie so. Und dennoch wußte sie sich endlich nicht anderen Rat, als indem sie — man saß gerade bei Nüssen, die den Nachtisch machten — ohne jede Einleitung anhub: „Du, Rupert, die Therese ist gestorben."

Er knackte gleichgiltig weiter. „So? Gott schenk' ihr die ewige Ruhe, wenn er sie ihr zugedacht hat. Brauchen könnt' sie's!"

„Nicht wahr?" rief Salome nach. „Und du wirst doch als Schwager das Deinige dazu tun, daß sie's finden kann?"

Rupert aß behaglich weiter. „Wüßt' nicht, was ich tun kann dazu. Oder ist sie katholisch worden? Soll ich Seelenmessen für sie lesen lassen?"

„Wie du nur sprichst," entgegnete sie gekränkt . . . „Gewiß nicht! Aber da ist die Gabi . . ."

„Kenn' ich nicht! Geht mich nichts an!"

„Nun, der Theres ihr Kind. Und das hat niemanden auf der Welt, wenn nicht uns. Oder soll sie schlecht

werden auch? Und weil wir so keines haben, so möcht' ich denken —"

Er unterbrach sie heftig: „Ich mag kein Mädel. Das von der Komödiantin schon gar nicht."

„Ueberleg' dir's, Rupert!" bat sie . . . „Ich sag' dir: es ist Schickung, daß die Gabi zu uns kommt. Sie soll besser werden, als die Theres gewesen ist. Und du hast das Herz, ihr die Tür zu schließen?"

„Sie wird's nicht! Ich will sie nicht! Ihr taugt alle nichts!" schrie er.

Die Frau wurde sehr blaß: „Ich hab' mich mein Lebtag geplagt, und was du hast, das hab' ich mitgeschafft. Und soll ich mir darum in meinem Hause sagen lassen, daß ich nichts taug'? Bin ich dafür alt geworden? Und warum? Weil ich so tun will, wie jeder Christenmensch täte? Sag' du, was du willst: da hat sich doch manche in Seiden vor ihr zu schämen, und sie ist stolz und calvinisch blieben und hat gehungert und sich nicht gemuckt. Oder hat sie dich angebettelt? Und du schimpfst sie ins Grab hinein? Und schreist mit mir, wie nie? Das ist schlecht, und du bist's und sonst keiner mehr in dem Zimmer!"

Er lenkte ein: „Und was willst du mit dem Kind?"

„Brav soll sie werden, die Gabi!"

„Und glaubst, du kannst sie dazu machen? Bedenke, es wird sein Lebtag kein Bauernpferd englisch. Das Blut macht's da aus. Wird's bei Menschen auch nicht viel anders sein."

Sie hielt noch eine Nuß in der Hand; so gewaltsam schlossen sich ihre Finger darüber, daß man es krachen

hörte: „Brav will ich sie machen, oder sie soll mir nicht leben, die Gabi." Es klang wie ein Eid, und wer die Frau sah, und wie ihre Augen flammten unter den grauen Haaren, der wußte, daß es ernst gemeint war.

Er zuckte die Achseln: „Tu, was du mußt. Aber mein ist sie nicht."

„Soll's nicht sein. Hat man die verdorben durch Güte, wird man's hier nicht. Sie muß mir brav werden, die Gabi!"

Es war eine schwere Fahrt, die Salome Lohwag noch des gleichen Tages antrat. Sie hatte sich wohl dazu herausgeputzt, und Rupert, der um den Wagen herumschlich, um ihr sein gewohntes: „Mußt dich nicht tummeln mit dem Heimkommen, aber schon gar nicht," zum Abschied nachzurufen, staunte ordentlich, wie stattlich und herrenmäßig sein Weib einherschritt. Selbst etwas Schmuck hatte sie angelegt und freute sich, daß der Pächter sein schönstes leichtes Gespann hatte aus dem Stalle ziehen lassen. Man sollte sehen, daß es ordentliche Leute waren, zu denen die Gabi kam. Aber eine Freude hatte sie nicht mit sich; stumm fuhr sie durch das blühende Land, durch die Städte und Flecken, mit denen es übersäet ist. Oft wurde sie ehrfürchtigst gegrüßt, wenn ihr Wagen an einem der Wirtshäuser längs der hohen weißen Straße vorüberfuhr. Das hatte sie sonst erfreut: das waren ihnen pflichtige Leute, und sie wußte von jedem, wie hoch er bei ihnen im Schuldbuche stand, und konnte so im Fahren berechnen, um wie viel ihr Einfluß und damit ihr Vermögen gewachsen war. Heute ließ sie's gleichgiltig, immer ernster und finsterer sah sie darein, und wendete sie sich rückwärts und sah nach dem

Brettchen, das bestimmt war, mit Gepäck beladen zu werden, dann seufzte sie wohl gar.

Aber noch strenger schaute sie in die Welt, da sie am nächsten Tage heimfuhr. Sie war länger fortgeblieben, als sie gedacht, doch nicht das war es, was sie also verstimmte. Ihr war wie einem, der unversehens in eine Pfütze getreten. Ein häßlicher Geruch, ein häßlicheres Erinnern verfolgte sie. Nicht an das, was sie vor Gericht zu tun gehabt; rasch und sicher, eine kluge und in Geschäften befahrene Frau, hatte sie das abgewickelt. Aber der Bilder im „Hause" des Theater-Direktors konnte sie nicht ledig werden, in jener einen, engen Stube, die überfüllt war mit Kram, mit liederlich herumliegenden fremdartigen Gewändern, mit kreischenden Kindern; von der aus man auf die Bühne mit ihrem armseligen Gerümpel sah, „ein großer Vorteil, verehrteste Gönnerin, insonderlich die Leitung der Proben anlangend," hatte der Direktor versichert — in der immer und garstig der Brodem schwelender Oellampen atmete. Dort hatte sie ihr Schwesterkind gefunden; sie konnte den Ekel nicht einmal dann verwischen, wenn sie auf die Kleine schaute, die in dürftiger Anmut neben ihr saß, in ihrem schwarzen Kleidchen, das wunderlich genug zusammengeschneidert war; nicht den Groll gegen die Tote, wenn sie des annoch leeren Brettchens in ihrem Rücken gedachte. Die ärmste Bauernmagd sparte und scharrte, wenn sie eine Tochter hatte — die Tote aber . . . O! Rupert hatte recht gehabt! „Still, Gabi," fuhr sie, aus ihren Träumereien heraus, das Mädchen an, dessen schmale Wänglein sich in der neuen und raschen Luft des Fahrens gerötet hatten und das sich neugierig vom Sitze

erhob. Es duckte ohne Besinnen nieder; nur rascher atmete es und schwieg.

Es war ganz dunkel, als sie heimkamen. Oft und oft hatte Rupert in jenen Stunden ausgespäht und ein ingrimmiges „Wo das nur bleibt? Das treibt sich in der Welt herum und liederlicht den Herrgott vom Himmel herunter" vor sich hingebrummt. Nun kam er der Letzte zum Wagen; aber gelassen bot er seiner Frau die Hand und fuhr dann damit prüfend seinen Pferden über die Rücken. Sie fühlten sich ein wenig feucht an, und: „Lump, wenn du mir die Tiere noch einmal überhetzen wirst!" wetterte er auf den Knecht los. Er sah nicht, daß neben Salome ein schmächtiges, etwa achtjähriges Mädchen saß, hörte kaum auf das: „Das ist die Gabi, Rupert," seines Weibes. Nur flüchtig wendete er sich: „So? Grüß' sie Gott," und ging in seinen kurzen und drollig breiten Schritten auf das Brauhaus los, aus dessen Schornsteinen starke weiße Wolken gen Himmel qualmten. „Rupert!" rief sie ihm nach. Er achtete nicht darauf. „Rupert, ich hab' mit dir zu reden!" — „Dann komm zu mir!" klang es schon ferne. Sie folgte ihm.

Gabi aber kletterte ungeschickt genug vom Wagen herunter; an das Trittbrett hielt sie sich, guckte sich mit großen, blauen Augen um, sah die fremde Welt und wußte nicht, was tun. Die Pferde wurden ausgeschirrt, verlöscht die Laternen auf dem Kutschbock, die eine Weile lang ihr Gesichtchen mit eigenem Schimmer übergossen hatten. Sie aber blieb immer noch allein, und es hungerte sie mächtig. Es ward völlig Nacht, und ihr bangte; unter den Nußbäumen war Kerzenlicht und ein lautes

Wesen. Endlich klang es hart und scharf über den Hof herüber: „Gabi, wo steckst du?" und müde, zaghaft und unsicher trippelte sie dem Wohnhause zu, das fortab ihre Heimat werden sollte und ihr so ungastlichen Empfang geboten hatte.

Unter den Nußbäumen saßen noch zwei Zecher schweigsam. Nun stieß der eine den Nachbar an: „Hast das Kind gesehn? War das schön, Herrgott und Heiland!" — „Seit wann kümmerst dich schon um Mädeln, wenn sie noch klein sind?" lachte der andere. „Oder denkst du an die Zukunft? Aber wir könnten gehn, meinst nicht? Es wird mir wieder zu spät sonst, und ich hab' morgen zu schaffen. Zahlen kann ich so wieder, gelt, Franz? Gehst mit heim?" — „Ich hätt' noch zu tun, Johann." — „Wo denn wieder?"

Keine Antwort; der Größere ging langsam und für sich dorfeinwärts. Dabei fuhr er sich manmal mit der Hand übers glattrasierte Gesicht und pfiff leise, doch nachdrücklich die Melodie eines Chorals vor sich hin. Er hatte eine beachtenswerte Fertigkeit darin, sie so zu ändern, daß sie noch vollkommen kenntlich blieb und dabei dennoch einem Gassenhauer bedenklich ähnelte, und das war immer ein Zeichen allerbester Laune bei Herrn Franz Rüttemann.

Drittes Kapitel.

Es wird immer ein Tag der Entscheidung für das Leben eines Menschen sein, wenn er sich zum erstenmale seiner Vergangenheit bewußt wird. Unglücklich das

Kind, bei welchem dies eintritt, denn ihm sollte eigentlich bloß die Gegenwart gegenwärtig sein; ihr hat's zu leben: denn die Sorge um das Kommende gebührt dem Vollkräftigen; über Gewesenem sinnen, ist Sache des Greisenden, der gerne wüßte, wie und von welchen Wurzeln er also geworden ist, wie er sich fühlt. Und wenn Gabis Antlitz zuzeiten einen müden und alten Zug wies, der fremd genug zu seiner Lieblichkeit stand, dann hatte die erste Nacht im neuen Heim daran zu arbeiten begonnen, und was ihr folgte, ihn vertieft und vollendet . . .

Aber Gabi klagte darum nicht. Sie wagte das nicht, weil sie niemanden sah, der ihr hätte helfen können. Einem stärkeren Willen war Gewalt über sie gegeben worden; der hatte ihr alsbald gezeigt, wie starr und unbarmherzig er diese zu gebrauchen gedenke. Seine Nähe hatte sie schon beim ersten ernsten und stummen Abendbrot, seine volle Wucht unmittelbar darnach, da man sie zu Bette geschickt, empfunden. „Ich werd' dir's heute zeigen. Komm!" hatte die Tante gesagt; der Oheim nickte nur stumm ab, als sie ihm gute Nacht bieten wollte. So ging sie denn ängstig hinter der Frau einher, durch ein großes Zimmer, darin zwei Betten standen, in ein noch größeres, das unendlich öde und kahl, in dem ein einsames Lager bereitet war. Sie schmiegte sich eng und bänglich an ihre Führerin: „Da soll ich schlafen, Tant'? Ich kann's nicht!" klagte sie.

Sie erhielt keine unmittelbare Antwort: „Kniee nieder, falte die Händ' und bet'!"

Sie gehorchte, dann ließ sie die fragenden Augen wandern: „Ich kann nicht beten, Tant'!"

Eine fast zornige Stimme erwiderte: „Und warum nicht? Hast's nicht gelernt?"

„O ja," flüsterte Gabi. „Aber zu wem denn? Ich sehe keinen Jesus und keine Muttergottes und keinen Heiligen."

„Sie ist abtrünnig geworden," schrie es in Salomens Seele. „Die mußt du im Herzen tragen," sagte sie laut.

„Ich kann's aber nicht. Ich hab's nicht gelernt."

„So wirst du's jetzt." Eine tönende Stimme sprach ihr Wort um Wort vor; verwirrt, mutlos schluchzte sie ein Kinderstimmchen nach. Dann ging Salome; das Händchen, das sich an ihren Rock klammerte, streifte sie ab; das flehende: „Ich fürcht' mich so allein, Tant', ich werd' sterben vor Angst!" überhörte sie. Das Licht hoch in der Hand haltend, verließ sie die Stube. Gabi aber sah ihr immer noch ungläubig nach; ein riesenhafter und ungeheuerlich wachsender Schatten lief über die Dielen, die weiße Wand entlang. Eine Tür fiel ins Schloß, und sie flüchtete in ihr einsames Bett, das ihr so unendlich groß erschien. Ein schmales Streifchen Licht glänzte noch von ferne; das erlosch, und das Kind drückte sein Köpfchen in die Kissen und schrie auf im Leide.

Es war eine laute Nacht; im Hause war ein Hin- und Widergehen, ein Rollen und Klirren. Manchmal lohte eine phantastische Glut darüber hin, daß die Kleine aufsprang und meinte, es brenne im Hause. Dazu sang der Bach und sauste der Nachtwind; schwanke Zweige schlugen an die Scheiben, und das Lärmen scheuchte sie wieder zurück in ihr Lager. Dann erhob sie oft ihren sehnsüchtigen Ruf: „Mama, Mama!" Nur ganz leise;

sonst, so unhörbar er sein mochte, er hatte immer Erwiderung gefunden. Und wie die heute nicht kommen wollte, ihre verlangend ausgebreiteten Aermchen nichts fanden, das sie umfassen konnten, da erkannte Gabi erst ihren Verlust und seine ganze Größe. Das jagte sie wieder auf, zur Tür hin. Aber nicht den mindesten Laut vernahm sie, der sie irgend trösten konnte. Da warf sie sich in unsäglicher Beklemmung auf den Boden; an die harten Dielen klammerte sie sich und weinte so lange, bis sie die Müdigkeit und Bängnis in den Schlummer wiegten. Und dennoch hatte Salomes waches Ohr ihr ruheloses Irren, ihr bewegliches Klagen belauscht. Aber sie verhielt sich stille. „Das tut wie ein wilder Vogel; der lernt schon stillehalten. Sie muß sich gewöhnen, und käm's ihr noch so sauer. Ich werde sie ziehen; der taugt kein gut Wort, wie es der Theres nicht getaugt hat. Brav muß sie werden," dachte sie. Und wie viel an ihr zu bessern war nach den Begriffen ihrer Tante, das hatte sie schaudernd an der religiösen Verwahrlosung des Kindes gesehen: „Nicht einmal, wo Gott wohnt und wie man betet, weiß sie. Aber der Rupert darf mir nicht recht behalten, darf nicht! Und müßte ich ihr noch anders kommen, als wie sie's meint." Und der Gedanke an Rupert und an ihren Sieg über ihn brachte ihr den Schlaf, den sie so lange hatte ersehnen müssen, wie noch nie.

Oberhalb des Brauhauses liegt ein Himmelteich. Verborgene Wasser speisen seine in einer tiefen Mulde geborgene Flut, und seine stille Fläche schweigt immer, auch an durchstürmten Tagen, ruhig und fast ungeregt. Rings an seinen Ufern blühen rote Rohrkolben, mit

satter Glut leuchtet die Weidenrose. Weiden nicken mit ernsthaft überhangenden Zweigen, und an sonnenheißen Tagen mag man den schrillen und durstigen Ruf des Regenpfeifers vernehmen. Es ist ein trauriger Ort, und nur selten kommen spielende Kinder hierher, um flache Steine über die Gewässer hintanzen, um Papierkähne darüber hingleiten zu lassen. Er aber ward der liebste Aufenthalt Gabis; hieher flüchtete sie, wenn ihr der Frost in ihrem neuen Heim die tiefste Seele durcheisen wollte. Eine alte und mächtige Weide stand ganz vermorscht und kernfaul am Gestade; in ihrer Höhlung barg sie sich, wenn sie grübeln wollte, und sah auf das Glitzern und Sonnenflirren, das allenthalben war, bis ihr fast traumhaft und schwindlig ward, bis sie in halbem Schlummer die Augen schließen mußte. Dann kamen ihr Bilder; dann glaubte sie die Mutter zu sehen, die ihr so ferne war und an deren Angedenken sie sich stets inniger klammerte, je minder man es im Hause ehrte. Denn ob sie nun lachte, ob sie sang — beides hier Vergehen! — immer war es Ruperts höhnisches Wort: „Die ganze Mutter, das Blut, ja das Blut!" und immer ward Salome dann doppelt hart und abweisend gegen sie. Was konnte die Tote begangen haben? War es nicht vielleicht nur, daß sie ihre Gabi lieb gehabt? Oder war es vielleicht eine Schuld, überhaupt nur arm gewesen zu sein? Denn der Ohm mochte sie nicht; das wußte die Kleine, das sah sie klar, wenn es ihr manchmal scheinen wollte, als schliefe in der Tante eine geheime Zärtlichkeit für sie. Aber warum strich sie ihr dann nie das Haar? Warum küßte sie nie den Mund des Kindes? Bin ich vielleicht garstig gewor-

den? dachte sie anfangs. Darüber tröstete sie aber ihr Abbild, das sie vom Weiher her grüßte und das sie häufig und gerne beguckte. Denn sie wußte um ihre Schönheit, die man ihr früh und laut genug gepriesen, und sie freute sich damit, wie mit jeder Liebkosung, jedem holden Worte, das ihr wurde, wenn sie über den Hof ging. Sie mußte gesetzte Schritte dabei machen, das forderte die Tante, und der Oheim hatte für jede heftigere Bewegung jene hämische Bemerkung, die sie so haßte und die ihr den ganzen Mann so widerwärtig machte. Denn eine starke Leidenschaftlichkeit schlief in ihr. Sie konnte ehrlich lieben und ewig Feind sein schon in jungen Jahren. Und nichts vertieft ein Gefühlsleben so, wie die Einsamkeit.

Zu der aber war Gabi verurteilt. In die Schule durfte sie nicht gehen, das litt Salome nicht; denn ihrer Schwester Kind, das keinen ehrlichen Namen hatte, war in jeder Art des Wissens so weit zurück, daß es mit den Allerjüngsten hätte beginnen müssen. Die herrische Frau begriff aber auch nicht, wozu Gabi Gesellschaft brauchen sollte. Oder verlangten Rupert und sie danach? So litt sie keine Kinderfreundschaft, kein lautes Spiel — all das war ihr Leichtfertigkeit und somit die allergrößte und allerunverzeihlichste Sünde. Und dennoch wäre es für das Kind Bedürfnis gewesen, das nach rascher Bewegung lechzte. Denn einem Flämmchen glich es in der lebendigen Anmut, mit der es durch die Gänge und Hallen des Brauhauses dahinhuschte, kam und verschwand, ehe man's ahnte, und die so groß war, daß selbst manch ein Bauernknecht, sonst an derbere Reize gewöhnt, dem zierlichen Geistchen verwundert nachsah;

einem Flämmchen glich das rasche Licht seiner Augen, die Sicherheit, mit der es jedes Glied seines Körpers zu regen wußte. Manchmal staunte selbst Rupert darüber. Einem Flämmchen gleich war aber auch sein Geist: behende und glücklich faßte er, Dunkles war ihm hell, und ein Nachsinnen darüber schien unnötig. An einer Stelle haften konnte er aber nicht.

Und gerade das begehrte man in jedem Sinne von Gabrielen. Man suchte sie nicht zu erziehen; man befahl und man strafte sie, wenn sie sich gegen Gesetze verging, die sie nicht begriffen hatte, mit einer Kälte, die ihr unendlich wehe tat, mit Demütigungen, die sie erbitterten. Und mit welchem Rechte ward ihr solches zugefügt? Sie war nicht das Kind des Hauses, das wußte sie gut, und schon der Name, den sie trug, schied sie scharf genug von den Menschen, zu denen sie Vater und Mutter sagen mußte. Rupert ihr Vater? Sie dachte des Direktors — wie war der mit seinen Kleinen umgegangen, wie konnte der lachen und scherzen mit ihnen! Er schlug sie wohl manchmal, — aber was hätte Gabi gerne für einen Schlag gegeben, den dann ein rasches, quellendes Wort gutmachte! Aber hier gab es nicht Lob, nur Tadel. Hier hieß es endlose Gebete nachsprechen, bekennen, daß man verworfen und verrucht und ein Kind der Sünde sei. Was war das nur? Noch wußte sie es nicht, aber schon grübelte sie scharf und viel darüber. Und von all den Lehren des Glaubens, mit denen man ihr Hirn marterte, von all den Bibelsprüchen haftete nur je einer darin: Erzwungene Opfer haßt der Herr, und danach der Satz: Alles ist Schickung, verhängt von Gott. Das begriff sie an ihrem Lose, das ihr nunmehr

traurigerer erschien, als in jener Zeit, da sie an der Seite einer Toten gehungert . . .

So waren denn die Stunden, welche Frau Salome in die Küche bannten — „wegsehen und bestohlen werden ist eins“ — ihre Feierstunden. Dann grübelte sie an ihrem Weiher oder ahmte — ein trübseliges Tun, solch ein einsames Spielen — das nach, was sie von fern und neidvoll anderen Kindern abgesehen. Bis zur Mittagsstunde säumte sie hier; wenn aber der letzte Glockenschlag der Dorfkirchturm-Uhr dünn und dennoch gellend verzittert war, dann stürmte sie in wilder Hast heimwärts. Das Brombeergenist vorbei, schloff sie durch eine Lücke im Zaune; ihre Haare flogen, ihr Herz pochte, und nur der eine Gedanke: „Nicht zu spät kommen, um Gotteswillen nicht!“ lebte in ihr, wenn sie durch den Garten über das knarrende Brücklein lief. Und dennoch berauschte sie die rasche Bewegung; und saß sie dann am Tische, sittsam und still, das Gesichtchen noch glühend und in hartem Kampfe mit ihren hämmernden Pulsen, dann schwoll eine stille Freude über ihre List und ihre Gewandtheit in ihr. Frau Salome aber freute sich, wie blühend das Kind gedeihe . . .

Es wurde Herbst. In den Nußbäumen des Hofes standen, von Buben umlärmt, Meisenkasten, und Frau Salome konnte die laute Gesellschaft nicht fortbringen, trotz ihres Grollens, denn die Dorfjugend übte hier ein ersessenes Recht, an dem Rupert nicht rühren ließ, weil es seinem Weibe ein Greuel war. Es wurde frostig; die letzten Drachen, denen Gabi mit leisem und gewaltigem Sehnen nachgesehen, verschwanden; am Himmelsteiche aber standen noch Wagen und führten sein Eis in die

Keller des Brauhauses. Sie aber sah sich in die Stuben gebannt. Ein mächtiger Unmut haderte in ihr; niemand sah's, nur die alte Susann' strich ihr etwa verstohlen über das braune, gewellte Haar: „Hast's schlecht. Halt aus! Wird besser werden." Dann haschte sie immer nach der Hand ihrer einzigen Freundin, der sie sich schon am ersten Tage mit einem geschluchzten: „Dich mag ich, dich und sonst niemanden da!" an den Hals geworfen, und küßte sie. Sie wurde stiller und stiller; mit einer scheuen Beflissenheit tat sie, was man ihr gebot. Mit gleicher Unlust alles, und Salome irrte stark, wähnte sie, ihre Zucht beginne zu fruchten. Denn an manchen Ort ihrer neuen Heimat hatte sich Gabi, ein heimliches Kätzchen, gewöhnt — an ihre Menschen nicht.

Aber noch immer wußte sie sich nicht zu beherrschen, den Schleier nicht festzuhalten, der ihr Seelenleben mehr und schattender den Augen ihrer Umgebung umhüllte. Einmal noch hat sie ihn voll gelüftet; dann freilich sank er für immer nieder, und keiner konnte mehr in ihr lesen, dem es zugestanden hätte.

Einem regnerischen und sturmreichen Herbste war in jenem Jahre ein rauher und früher Winter gefolgt. Das bedeutet für das Weberland, das einige Stunden an der Oder aufwärts liegt, Mißwachs des Wenigen, das dort gedeiht, Hunger und Elend. Ihre Boten sah man bald; zerlumpte Kinder, Garnsträhnchen in der Hand, die sie verkaufen zu wollen vorschützten, klopften hohläugig an die Pforten der Bauernhöfe; mit schwachen Beinchen, die nur schlecht gegen den Frost der Landstraße geschützt waren, kamen sie zu Mittag und verschwanden, noch eh' es dämmern wollte. Im Dunkel bra-

chen sie auf, in schaudernder Winternacht kamen sie heim mit dem Erbettelten.

Auch im Brauhause sprachen sie vor. Um den großen Herd in der Küche drängten sie sich, verschlangen heißhungrig, was man ihnen gab, und sahen mit dem scheuen Wolfsblick des Elends auf Frau Salome und Gabi, wenn sie ihre Gaben verteilten. Denn das Kind mußte dabei immer zugegen sein, so peinlich ihm der Anblick des Jammervollen das Herz schnürte. „Sie muß geben lernen, denn sie wird's einmal können," verfügte die Mutter, freilich nicht, ohne daß Rupert höhnisch: „Red' ihr's nur ein!" brummte. So verteilte Gabi an einem Dezember-Freitage wieder die Almosen mit so trüber und verdrossener Miene, daß Salome, um ihr zu zeigen, wie gut sie's habe, sich plötzlich an einen der Buben wendete, der gerade an einem Stück Brot kaute. Es war ein häßlicher, schmalwangiger Junge, und er fuhr geschreckt zusammen, als sie ihn unversehens ansprach: „Von wo bist?"

Er deutete mit dem Daumen nach rückwärts: „Bei Odraun. Drei Stunden zu laufen von da."

„Und woher hast du Garn?"

Er kaute ruhig weiter: „Genommen. Dem Fabriksherrn."

„Und weißt du nicht, daß das eine Sünde ist? Darf man denn stehlen?"

„Man darf auch nicht verhungern," gab das Kind ruhig zur Antwort.

„Willst bei uns übernachten? Es ist gar kalt, und in der Darre ist's warm und Platz genug."

Er schüttelte den Kopf und stand auf: „Ich muß laufen, sonst wird's ganz Nacht, und ich bin allein aus meinem Dorf und tät' mich fürchten sonst. Und ich dank' auch fürs gemeinte Gute. Aber was macht nachher meine Mutter, wenn ich nichts heim brächte? Und die anderen?" und küßte ihr die Hand und ging linkisch seiner Wege. Frau Salome aber wendete sich zu Gabi: „Der muß Gottes Gebot vergessen, will er nicht verhungern! Und du dankst ihm nicht alle Stunde?" Da sah das Mädchen mit stillen und ernsten Augen zu ihr auf. „Hat's besser wie ich," flüsterte es so dumpf, als wisse es kaum, was aus ihm spreche.

„Das Blut, das Blut!" schrie es in der stolzen Frau. „Sie will betteln und vagabondieren durch die Welt. Alles, alles, nur nicht stillesitzen und gut tun." Ihre Hand zuckte, aber sie zwang sich gewaltsam. Am nächsten Tage aber erschien sie zu einer Zeit, da sie sonst nie darin zu sehen war, in der Stube. Ihr Gesicht glühte, und nicht allein von der Flamme des Herdes, daran sie gestanden: „Herr Glogar!" Herr Glogar erhob sich mit jener Achtung, die ein Dorfschullehrer immer der Pflegemutter seiner bestbezahlenden Schülerin entgegen bringen wird. „Herr Glogar, mir scheint, Sie geben der Gabi zu wenig auf. Sie hat viel nachzuholen, verstehen Sie mich! Den ganzen Tag muß sie zu tun haben. Keine müßige Stunde darf sie haben. Und rechnen muß sie, viel rechnen, das braucht sie und sonst nichts. So will ich's!"

Er wagte keine Gegenrede; aber kaum daß sich die Tür hinter der Zürnenden geschlossen, griff er Gabi unters Kinn: „Mußt nicht weinen, Gabi, wir werden

dir nicht weh' tun. Und jetzt lies weiter, aber mit Gefühl, mit mehr Gefühl: Zu Aachen in seiner Kaiserpracht ...“

Viertes Kapitel.

Zu den verschiedensten Stunden des Tages hatte Herr Alois Glogar, seitdem Gabriele Wagner seine Schülerin war, bereits den großen Hof des Brauhauses durchmessen. Nie zuvor war dieser von ihm betreten worden, und auch jetzt wäre es ihm nicht entfernt beigekommen, sich etwa unter den Nußbäumen zu verweilen oder teilzunehmen an der Lustbarkeit derer, die dort ihre müßigen Stunden zu verbringen gewohnt waren; sondern, sowie sein Tagewerk vollbracht war, zog er immer gelassen seiner gesetzten Wege; denn er war ein sparsamer Mann, weil er es sein mußte, da es seine Grundsätze nicht duldeten, daß er Schulden mache. Er war aber auch nervös, wie alle seines Berufes, denen es Ernst damit ist; so ertrug er denn keinerlei Lärmen, weil er nur zu oft verurteilt war, derlei zu hören, verachtete innerlich die Bauern, zu denen er nach Art und Abstammung doch gehörte, im Gefühle seiner höheren Bildung, und neidete ihnen doch wieder ihr Los, das den Reicheren volles Genießen des Daseins nach ihren Wünschen gestattete, den Armen aber mindestens nicht jenen Widerspruch zwischen Schein und Sein aufnötigte, der ihn so sehr peinigte.

Aber Herr Glogar ging in der Regel auch nicht unmittelbar heim ins Schulhaus, hatte er die Unterweisung Gabis beendigt. Die endlos lange Dorfstraße ver-

folgte er allerdings mit steifen und sorgfältig gleichgemachten Schritten; dabei hielt die Linke den Behälter einer Brille, die er nur im Amte zur Erhöhung seines Ansehens trug, die Rechte einen Stock mit schönem und mit den zierlich verschlungenen Anfangsbuchstaben seines Namens geschmücktem Elfenbeinknauf; sein Haupt war ein wenig gesenkt und, wie ein Sinnender, hielt er sich nicht gar gut. So achtlos und in sich versunken er aber auch erscheinen mochte, so wenig wäre einem seiner Schüler zu raten gewesen, darauf bauend an ihm ohne den gebührenden Gruß vorüberzulaufen. Das macht kindlichen Seelen in der Regel bekanntlich vielen Spaß, und gerade in der Beziehung verstand der Schullehrer von Unter-Heinzenwald gar keinen und sah mit unerbittlicher Strenge darauf, daß ihm von der Achtung, die er, als sich zustehend, empfand, und von ihrem Ausdruck auch nicht das mindeste Titelchen vorenthalten werde. Aber noch vor der Kirche bog er ab; ein Vorgärtlein durchschritt er und betrat ein ansehnliches Gehöft, das allerdings nicht mehr so stattlich und wohlhäbig aussah, wie zur Zeit, da die Eltern von Johann und Franz Rüttemann noch hier geboten. Ohne vieles Fragen trat er ins Zimmer; das war so herkömmlich, daß ihn die hübsche, aber freche Hausmagd selbst dann zu ihrem jungen Gebieter ließ, wenn der noch in den Federn lag. Es mußte darum keineswegs noch früh am Tage sein.

Es war eine alte Verbindung, die zwischen beiden bestand. Von Kindesbeinen auf kannten sie sich; die gleiche Schulbank hatten sie erst im Dorfe, dann in der Stadt gedrückt. Immer vertrugen sie sich ganz gut, so

ungleich sie sein mochten; denn Glogar galt für keinen guten Kopf, fast für ein wenig beschränkt. Er mußte sich hart plagen, Dinge zu fassen, die seinem begabteren Freunde nur so zuflogen. Dennoch kam er vortrefflich, besser jedenfalls als Rüttemann vom Flecke. Und wenn die Dorfweisen im Zweifel waren, was und ob der Franz überhaupt etwas werden wolle, dann war irgend ein Bedenken an der glänzenden Zukunft des anderen gänzlich ausgeschlossen: der mußte eine Leuchte der Wissenschaft, ein Professor werden.

Es lag nicht an ihm, kam es anders. Gemüht hatte er sich in Wien an der Hochschule wahrhaftig genug darum, so sehr sogar, daß sich selbst das Band zeitweise gelockert, das den Sohn des armen Taglöhners dem des Großbauern verband. Nur selten trafen sie sich in den engen und vielgewundenen Gassen um die alte Universität; dann flog ein herzlicher Gruß vom flotten, die bunte Mütze und das Band tragenden Studenten zum armen Teufel von Landsmann, und ihre Wege schieden sich wieder. Die des einen führten in die vornehmsten Gasthäuser der Stadt, die Hochschüler überhaupt besuchen; der andere stillte seinen Hunger, wo und wie er konnte. So liefen denn ihre Bahnen erst später wieder in einem Punkte zusammen. Zuerst erschien Franz Rüttemann, ein gänzlich Verbummelter, der sein elterliches Erbe vertan, in der Heimat, beim Bruder, der als der ältere das Gut übernommen. Ein kurzes später bewarb sich Alois Glogar, in allen Plänen und Hoffnungen gescheitert, um die Stellung des Schullehrers im Orte. Und niemand konnte ihm nachsagen, daß er es etwa mit den Pflichten seines Berufes leicht

genommen hätte; mochten seine Befähigung wie sein Wissen höheren Aufgaben nicht gewachsen gewesen sein, sie genügten hier, und er hat sein Amt musterhaft versehen.

Während nun der eine mühsam und in so harter Plage sein Brod gewann, daß sich ihm langsam wieder selbst die Teilnahme jener zuwendete, die ihm grollten, daß er nur das Licht, nicht auch der Stolz von Unter-Heinzenwald geworden, lebte der andere ein behagliches Leben. Jeder ernsten Arbeit war er durch Jahre entwöhnt; ihn dazu anzuhalten aber war sein Bruder Johann der Mann zu allerletzt. Immer hatte er den begabteren Bruder, den Liebling der Eltern, bewundern müssen; er war der Schwachkopf neben ihm; was er tat und vertat — und es war mehr, als der Hof vertrug — das war wohl angewendet und mußte einmal reichlich zinsen. Verstand er das Tun des Jüngeren nicht, dann lag die Schuld nur an ihm. Das war ihm oft genug vorgepredigt worden; er glaubte selber endlich daran. Und als ihm der Franz erst, heimgekehrt, die kühnen Neuerungen entwickelte, die er vorhatte, da staunte er ihn an — wahrhaftig, gläubig bewundernder können die Zeugen seiner Taten den Heiland nicht angestaunt haben.

Vor dem Rüttemann-Hofe stehen Sonnenblumen. Hoch ins Kraut geschossen, nicken sie zu ihrer Zeit mit mächtigen, gelben Blumen, dann wieder mit schwarzen Fruchtständen. Sie waren das letzte Zeugnis der ungeheuren Reformpläne des Franz, der sie der Oelgewinnung halber, weil der gewöhnliche Fruchtbau ja doch nicht mehr lohnt, im großen hatte anbauen wollen. Aber die

teuern kurzhörnigen Rinder, die er erstanden, um einen neuen Schlag für den vortrefflichen zu züchten, den der Gau seit altersher zieht, waren längst wieder um Teile dessen verkauft, was sie gekostet. Einzig die Hopfenstangen in einem öden Felde sprachen noch von einem andern Versuche; aber auf dem Hofe stand eine zweite Satzpost und mahnte an jedem Zinstage an die Unternehmungen des Genies. Ihnen zu steuern hatte der Aeltere längst manchmal versucht; aber das Herz fehlte ihm, mit Nachdruck dagegen aufzutreten. Er scheute jedes Aufsehen; der andere aber nicht, und hatte vor allem die Weiber und damit die öffentliche Meinung für sich. Schritt er mit seiner Duldermiene durch das Dorf — und er war ein hübscher Bursche, groß und schlank, mit grauen Schelmenaugen — und beklagte sein Los, das ihn zwinge, seinem Bruder zu dienen: „Wissen Sie, Nachbarin, ich mag nichts übles gegen ihn sagen — aber da," und er wies auf die Stirne, dann schlugen sie allesamt die Hände über dem Kopf zusammen und beschworen das Angedenken der seligen Rüttemännin. Die Volkesstimme war nun einmal gegen ihn; ihr zu trotzen, sie für sich zu gewinnen, das verstand aber der Johann nicht, dem doch manchmal wiederum Zweifel an der Stichhaltigkeit seiner Bedenken kamen.

Er hatte anfangs gehofft, sein Bruder werde sich um irgend eine Stellung umtun. Nichts dergleichen geschah. Er dachte daran, ihn zu verheiraten, und hielt selber Umschau für ihn; auch dazu hatte der Franz gar keine Lust. So wurde der Bauer denn von Tag zu Tag trübseliger, immer wortkarger und dann wieder ausschweifend geschwätzig. Aber auf die Frage nach seinem Er-

gehen kam sein gewohntes: „Man red't nicht gern" immer kläglicher. Eine liederliche Wirtschaft dreister Mägde, die nur auf ihr Gesicht hin aufgenommen wurden, riß auf dem Anwesen ein; er wußte sich nicht davor zu helfen. Eine tüchtige Frau aber, die dem Ganzen das geziemliche Ende mit Schrecken bereitet hätte, führte er befremdlicherweise nicht heim. Der und jener meinte, aus Furcht vor den unwiderstehlichen Verführungskünsten seines Bruders; denn Franz war der Frauenbezwinger, nicht allein von Unter-Heinzenwald, sondern weithin über die Gemarkung der Ortschaft.

Gerade das aber war es, was den Lehrer noch mit dem Genossen ferner Tage verband. Eigentlich mochten sie einander nämlich gar nicht, vielleicht weil jeder den anderen durchschaute, weil Glogar überdies den Franz beneidete. Der aber hielt den Schulmeister für einen Pharisäer; er hatte nicht gar unrecht damit, soferne der sich nicht wenig auf seine Tugendhaftigkeit zugute tat, die freilich nie auf die Probe gestellt worden war. Diesem aber war sein Geselle einfach ein Lump; aber er bewunderte ihn darum nicht um ein Haar minder, verachtete ihn insgeheim, weil er so ganz verbauert war und sich sogar etwas zugute tat darauf und schon um sein: „Ist nicht mein Geld," mit dem er sich über jeden Unfall hinwegzutrösten wußte, der den Hof — und meist durch sein Verschulden — betraf, und bestaunte doch wieder jene Gewissenlosigkeit, die das Los des eigenen Bruders so leicht nahm und die des Franz Erfolge auf dem weiten Felde der Liebe erklärte. Davon hörte Glogar nämlich am liebsten, der gar nichts gleiches erlebt oder doch zu berichten hatte; davon sprach der

jüngere Rüttemann überaus gern, weil er wußte, wie wunderlich peinvoll gemischte Empfindungen das in seinem Zuhörer erweckte. Er war kein verschwiegener Liebhaber, das konnte ihm niemand nachsagen. Er nannte die Namen seiner Schönen ganz ruhig, machte kein Hehl daraus, wie er mit der zu bandeln begonnen, wie er die schon am Schnürchen habe, noch daraus, wie er seine Siege zu erringen wisse. Er hatte Zeit, seine Anschläge zu verfolgen; er war dreist, war immer noch, trotz der Spuren, die wüste und durchzechte Nächte zurückgelassen, ein hübscher, ranker und kräftiger Junge, der vor allem seine wunderliche Zwitterstellung vortrefflich zu nützen wußte. Denn bei den Bäuerinnen und ihren Töchtern war er der Ebenbürtige, den nur ein trauriges Schicksal und der Zwang einer ungerechten Erbordnung in eine mißliche Lage gebracht; bei den Mägden aber ihresgleichen, ein armer Teufel, der trotz ihnen von seiner Hände Arbeit leben mußte, allenthalben der Gebildete hart vom Unglück Verfolgte, der aber immer noch über ihnen allen stand, „ein bißchen verwunschener Prinz, weißt," der sich zu ihnen herabließ, um sie zu sich zu erheben, der sich von ihnen im Leid trösten lassen wollte. „Das tut's, probir's!" schloß er häufig. Und wenn dann Herr Glogar mißbilligend dreinsah, dann dacht' er für sich: „Dummer Teufel, kannst es ja nicht," und fühlte sich in seiner Klugheit. Glogar aber ward fast traurig dabei; nicht nur dann, wenn der Johann hereinkam, während sie so beisammen waren, auf der Ofenbank saß und den Bruder mit seinen großen, nicht gar klugen Augen ansah und verwundert mit dem mächtigen Kopfe nickte, bis er sich über ein

kurzes mit schwerfälligen Beinen wieder erhob und sein: „Ja, der Franz," vor sich hinsprach, dessen Bedeutung niemandem, ihm selber vielleicht am wenigsten jemals klar wurde. Den bemitleidete der Lehrer, sich selber aber auch. Eine süße Empfindung; denn zu tiefst war er fest überzeugt, auch er könne ähnliches erleben, und er wolle nur nicht. Oder hatte ihm nicht Die und Jene in Wien Zeichen gegeben, wie sie ihn garnicht ungerne sehe? Aber er wollte nicht; damals nicht aus Mangel an Chic und Erfahrung, nunmehr aber aus Grundsatz und wurzelwüchsigen Ueberzeugungen. Herr Glogar war Philosoph; nicht in dem Sinne allein, wie es ein Dorfschullehrer überhaupt sein muß, der einmal sich stolzere Flüge gesetzt hat und nicht verzagen will. Der Satz aber, auf dem seine Welt- und Lebensweisheit ruhte, der ihm manchmal selbst ein lächelndes Behagen abzwang, hieß: Es gibt eine ausgleichende Gerechtigkeit, nicht erst im Jenseits, schon hienieden.

Was immer ihm zustieß, er trug's leicht in diesem Glauben. Unter diesem Gesichtspunkte gewann sein Leben Ziel und Bedeutung. Ihm war viel abgebrochen worden in jedem Betracht, damit ihm viel erstattet werden könne. So freute er sich denn selbst mit mancher Entbehrung, die er sonst unwillig ertragen hätte. Geruhig schrieb er sie seinem Gott aufs Kerbholz, von dessen lebendigem Walten er fest überzeugt, der ihm reich und stark genug war, um zu zahlen. Warum hatte er ihn sonst nicht verkommen und ganz zugrunde gehen lassen? Und daß er wußte, welcher Beschaffenheit dieses Entgelt sein müsse, das war ihm ein deutliches Zeichen dafür, es sei ihm noch aufgespart. Oder war er

nicht ein hübscher Mensch? Er war groß, von ansehnlicher, blondbärtiger Erscheinung und bestem Rufe. Warum sollte ihn nicht eines der reichen Bauernmädchen, die er in der Schule hatte, warum nicht vielleicht selbst eine Erbtochter ins Herz schließen und aus dem Banne der kleinlichen Armut erlösen, die ihn so sehr bedrückte? Er hätte früher eine Städterin lieber gehabt; diese Hoffnung war ihm denn doch gemach entschwunden, und nun schien's ihm besser, er zog sich selber seine Frau, bis sie ebenbürtig neben ihm stehen konnte. Und seitdem Gabi im Orte war, wußte er mehr: sie war die Vergeltung, die ihm ein neidenswertes Geschick vorbehalten hatte. Sie war schön; es war kein Geheimnis, daß sie mindestens ihrer Ziehmutter, wahrscheinlich aber beider, die ohne allen Anhang in der Welt dastanden, Erbin zu werden bestimmt war. Ihre Bildung war ganz und gar in seine Hände gegeben; sie war unglücklich, das merkte selbst er, sonst kein guter Beobachter, und mußte sich also fort vom Hause sehnen, mußte, da ihr der Makel ihrer Geburt anhaftete, froh sein, kam ein ehrenhafter Bewerber um ihre Hand. Da gab's keine Kämpfe; Rupert war sicherlich selig, würde er die ihm Verhaßte los, und Salome achtete ihn. Wer tat das übrigens nicht? Verdiente er's etwa nicht? Und der Stolz auf ein makelloses Leben erhob ihn dann und beseligte die geheimsten Gründe seiner Brust.

Solche Träume spann er übrigens durchwegs erst dann, wenn er heimgekommen war. Denn seine Einbildungskraft war dürftig; im Freien verflatterte sie, die bestimmter Stützpunkte bedurfte, daran sie sich klammern konnte. Saß er aber in seiner Stube und war

auch das letzte Lärmen verhallt, dann hing er ob seinen Gedanken. Dann lehnte der Stock in einer Ecke; über dem harten steiflehnigen Ruhebett lag der Ueberrock, das Tischtuch, reinlich gefaltet, daneben. Er aber saß vor dem Tische, vor den regelrecht geschichteten Schreibheften, die er auszubessern hatte, trug eine Feder hinterm Ohr, eine in der Hand, und die Pausen der leidigen Arbeit füllten holde Bilder. Dann glänzten seine hellblauen Augen, dann liebkoste er den blonden, trotz aller Mühe struppigen Vollbart; dann sah er statt der einen Stube eine ganze Reihe, statt des Bücherspindes mit den wenigen, schön gebundenen, sorglich vor Staub behüteten Klassikern, auf das er so stolz, das ein Wahrzeichen seiner Wohnung war, mächtige Nußholzschränke; für die geringen Möbel, die er nun sein Eigen und unter manchen Entbehrungen erwerben mußte, sah er stattlichen und geziemenden Hausrat. Allenthalben aber gebot Gabi mit ihrer Anmut, ihrer Lieblichkeit, und er suchte sich auszumalen, wie sie den Heimkehrenden begrüßen, wie sie einander ihre Neigung bezeigen würden, ohne ins Würdelose oder Ungeschickte zu fallen. Das füllte durch Jahre seine müßigen wie seine Feierstunden. Eine liebe Gewohnheit ward es ihm; jeder neue Zug, mit dem er sein Gemälde auszuschmücken vermochte, machte ihm eine echt künstlerische Freude. Bis die Ueberzeugung, es müsse so werden, seine Seele durchdrang, so sehr, daß ihm selber auch nicht der leiseste Zweifel mehr laut war; bis er sich auf seine stillen Abende freute, wie auf eine Verheißung kaum minder stiller, doch noch holderer. Ein bestimmtes Hoffen, ein sicheres und, wie er meinte, ihm nahes Ziel war in sein Leben getreten, und darum,

weil er ihm zustrebte, um seine Erreichung nach seiner Art rang und sich mühte, statt, wie allsolange, nur einem fernen und ungewissen Scheine nachzuhangen, der durch die Nacht seiner Tage brach, mochte jene Zeit wohl die allerbeste heißen, die ihm überhaupt beschieden war . . .

Fünftes Kapitel.

Ein starkes Strömen zieht machtvoll durch die Meere. Das gewaltigste Schiff wird wehrlos von seinem Zuge vertragen, nichts mag sich seiner Wucht entgegenstemmen, das nicht zerschellte davor. Aber ein Senkel, ist er nur tief genug, wird bald dahin kommen, wo die Wasser ruhen; lasse es ein Weniges weiter abrollen, dann gelangt es in das Reich des Gegenstromes. Wer mag entscheiden, was mächtiger sei: Strom oder Gegenstrom? Und ist nicht das, was im Verborgenen waltet, zumeist wirksam vor dem, was den Augen offenbar und in seinen Wirkungen erkenntlich am Tage liegt?

Ein starker Gegenstrom durchzog das Haus der Lohwag. In seinem Wirbeln und Kreisen war Gabis Seele gefangen. Jeder wußte darum, nur Salome ahnte nichts. Nach ihrem Willen und nach ihrem Vorbilde wollte sie ihr Pflegekind ziehen; mächtig genug war ihre Persönlichkeit, um beeinflussen zu können. Aber was vortrefflich war an Salome, das verstand Gabi nicht; was schroff und eckig, das tat ihr weh. Und das unbändige Blut Therese Wagners, verstärkt durch das eines Vaters, der sich so wenig um sein Kind gekümmert,

daß es nicht einmal seinen Namen ahnte, tat das Seine: es sperrte sich gegen die unbarmherzige Ordnung des Hauses. Offene Türen fand Gabi nirgends; nirgends jene Liebe, die sie begriff. So suchte sie dorten Neigung und gewann sie, wo es Salome nimmer vermutet hätte: bei den Dienstleuten des Brauhauses.

Und Salome selbst hatte sie es, ohne zu ahnen freilich, gelehrt. Denn schlug sie das Kind gleich niemals, so wußte sie andere Strafen, die anfänglich auch wehe genug taten. Das Mädchen durfte nicht am Herrentische essen; in der Küche, mit den Mägden zusammen, erhielt es sein Mahl. Jene Scham, mit der das einmal Gabrielen erfüllt, die sie keinen Bissen hatte berühren lassen, die verlor sich bald; früh genug legte sie es listig darauf an, daß die Tante ihr: „Du wirst draußen essen" gebot. Denn es war lustiger draußen; man lachte und schwatzte und war freundlich mit ihr. Die aus Berechnung, denn niemand zweifelte, daß Salome das Kind eigentlich liebe; die aus wirklicher Zuneigung, gewonnen durch die Anmut und die plötzlich und unbewußt aufbrechende Güte der Kleinen. Insbesondere aber hing die Susanne mit unendlicher Zärtlichkeit an ihr, nach ihrer Art. Zeugnisse dafür verwahrte die alte Weide: unterm Mulm geborgen lag ein Püppchen mit anderen armen Spielsachen, wie sie eben ein Dienstbote in seiner Bedürftigkeit zu spenden vermag, wie sie nur ein ganz liebefernes Kind erfreuen können. Und Gabriele spielte gerne, und selbst noch in Jahren, da sich sonst ein Mädchen mit der Puppe nicht mehr so recht vergnügt, und mit größerer Innigkeit als sonst Kinder wußte sie, ihrem Döckchen schön zu tun, es zu hätscheln. Es war fast,

als hielte sie es, wie sie selber so gerne gehalten sein wollte.

Wenn es aber nachtete und waren die endlosen Vorlesungen aus der Bibel zu Ende, hatte sie an Ruperts Pfeife zum letztenmale den Kienspan gehalten — er hatte das gerne von ihr, und sie nützte mit der kleinen Klugheit des Unterdrückten alles, was ihn irgend in gute Laune bringen konnte — dann harrte sie zur Winterszeit in starker Spannung des Zeichens, das ihr bedeutete, zu Bette zu gehen. Wie in jener ersten Nacht spähte sie dann nach dem letzten Lichtschein, aber ihr graute nicht mehr, wenn er verglomm. Dann verließ sie nach einer Zeit, die sie an den Schlägen ihres Herzens maß, ihr Lager; behende und mit unhörbarsten Schritten durchlief sie die Stube. Sie kannte schon jede Diele, die, betreten, knarrte, und wußte sie zu vermeiden. In die Küche führte der andere Ausgang ihres Zimmers; sie mochte es nicht, schien der Mond in den großen Raum. Dann gleißte das Kupfer und das Zinn an den Wänden, der rote Ziegelboden schimmerte dann wie blutübergossen. Noch einen langen, ganz dunklen Gang durch; noch eine Tür, die behutsam geöffnet werden mußte. Dann ein tiefer, erlöster Atemzug: Gabi Wagner, die Nichte und Erbin Salome Lohwags, war in der Gesellschaft, nach der sie sich den ganzen Tag sehnte, in der sie fast nie fehlte, seitdem ihr die Susanne das erstemal den Weg und die Zeit dazu gewiesen hatte.

Der Raum, in den sie trat, war enge, fensterlos und hallenhaft hoch. Jene dumpfe Wärme, die Bauern lieben, webte darin, denn an ihn stieß die Darre, in der die keimende Gerste in Malz gewandelt wird, in der das

Feuer nicht bei Tage, nicht bei Nacht erlöschen darf. Nur durch eine dünne Mauer geschieden, entsendete sie ihren schwülen Odem, ihren starken Geruch in dieses Gelaß. Selbst das Trappeln der Arbeiter vernahm man, wenn sie das Malz wendeten. Ein langer Tisch nahm den größten Teil des Raumes für sich; ein Oellämpchen gab dürftiges Licht. Darum saßen auf weißen, steiflehnigen Stühlen die Mägde des Brauhauses, spannen an ihrer Aussteuer und raunten dazu.

Obenan gebot die Susanne, die Aelteste; sprach sie, dann horchten alle die frischen, meist hübschen Geschöpfe. Keine aufmerksamer, keine mit angehaltenerem Atem, als die Gabi, und keine blickte ängstiger nach der Tür, wenn sie ging, fühlte sich befreiter, wenn nur ein Knecht oder eine Verspätete eintrat, als die zukünftige Gebieterin aller.

Auch hatte sie mehr zu besorgen, als die anderen insgesamt. Was denen als Aergstes bevorstand, das wäre ihr manchmal selbst ein Glück erschienen. Hätte man sie nur fortgejagt! Aber ihr ahnten Strafen, die sie gar nicht auszudenken vermochte; gerade darum erbangte sie so davor. Und ein gut Gewissen hatte sie nicht, saß sie bei den Mägden und lauschte ihren Gesprächen. Es waren auch nicht die rechten Bilder, die hier von Rupert und Salome entworfen wurden; waren auch nicht danach angelegt, um Liebe zu erwecken. Aber jede Schwäche der beiden ward hier von scharfen Augen — sie gehörten Untergebenen — ins hellste Licht gesetzt, von spitzen Zungen ausgedeutet. Und wenn es Gabi manchmal scheinen wollte, als geschähe ihren Angehörigen denn doch zu viel, dann war immer ein solcher Strom

von Mitleiden auf sie eingeflutet, war ihr Los, jeder ihrer geheimen Schmerzen so als Beleg für die Verurteilung der Pflege-Eltern herangezogen und ausgenützt worden, daß sie sich wohlig von so viel Teilnahme überzeugen und trösten ließ und schwieg. Sie ließ sich gerne bedauern, sich gerne preisen um das, was sie wirklich erduldete und in sich verschloß.

Aber noch einen anderen Stoff hatten die Mädchen, waren sie so unbelauscht und für sich. Es ist ein elendes Los, das einer Bauernmagd gefallen ist; sie sieht genießen und soll entbehren. So stand ihnen allen denn eine Fackel im Dunkel ihrer Tage: die Hoffnung, geheiratet zu werden, einmal am eigenen Herde, und mochte er noch so ärmlich sein, zu gebieten; ein Mittel wußten sie, das ihnen die Gegenwart erträglich machen konnte. Eine Jede hatte ihren Burschen, von dem sie hoffte, er werde sie einmal heimführen, und der ihr zuweilen die Genüsse zugänglich machte, nach denen sie verlangte. Davon erzählten sie nun, von den Lustbarkeiten des Tanzbodens, von den Herrlichkeiten eines Jahrmarktes in der Kreisstadt, die Gabi noch nicht einmal betreten, so nahe sie ihr wohnten. Die kleinen Geschenke, die sie erhalten, wiesen sie einander vor: das Band, den dünnen Silberreif, denen meist ein „Vergißmeinnicht" in Wort und Bild erhöhte Bedeutung verlieh. Und nicht ohne eifersüchtigen Neid vernahm Gabriele davon, die sich über alles nach Musik, nach dem tollen Wirbel eines dörflichen Tanzes sehnte, nun sie der Winter stille zu sitzen zwang, ihr selbst die Freude nahm, die sie Sommers vom Himmelteiche laufend empfunden. Meinten sie aber völlig unbelauscht zu sein, dann wurden sie

offener. Dann erörterten sie rückhaltlos die Gründe, warum gerade wieder eine ihrer Genossinnen so plötzlich den Dienst verlassen gemußt. Denn es war sonderbar — aber nirgends vergingen sich die Mägde so oft, wie in diesem Hause der unbarmherzigen Strenge. Gabi wußte kaum mehr, wie vielemale sie in den wenigen Jahren ihres Hierseins das finstere: „Das fällt, wie das liebe Vieh. Das vergißt um nichts Ehre und Seligkeit" ihrer Tante gehört, wenn wieder einmal eine ängstlich ins Zimmer gekommen war, um es mit rotgeweinten Augen zu verlassen. Hier aber lernte sie Sinn und Deutung dieser Worte begreifen, der ohnedies vieles fremd und nachdenklich erschien, woran ein Bauernkind von erster Jugend ab gewöhnt ist.

Es geschah aber auch wieder, daß selbst das Surren der Spinnräder verstummte, daß alle achtsamst dasaßen. Dann hatte die Susanne das Wort. Die allein hatte mehr erlebt und mehr erfahren, als ein ganzer Haufen. Sie war hübsch gewesen. „Guckt nur, Affen, ich war's. Es wissen mehr davon." Und sie hatte Verehrer gehabt — mehr als die Anwesenden zusammen. Sie mußte zu fingern anfangen, wollte sie die Zahl zusammenbringen, und langte nicht mit einer Hand dabei. Und sie geizte keineswegs mit ihren Erfahrungen; das tat sie auch mit Dingen nicht, die eine ihres Standes schwerer erschwingen kann. Sie erhob auch kein Lamento, war sie wieder einmal am Schlusse einer ihrer Liebesgeschichten; es war nur eben nichts daraus geworden, sie hatte eben wieder kein Glück gehabt. Und doch wieder Glück. Dann lächelte sie eigen, und alle, bis auf Gabi, verstanden sie. Höchstens daß ein Mädchen die Schürze vors Gesicht

schlug und ein bitterliches Schluchzen begann. Das störte die Redende weiter nicht; sie spann ihren Faden zu Ende und meinte, sie könne mit ihrem Geschicke wohl zufrieden sein. Oder hatte sie ihre Jugend nicht genossen? Flog nicht jetzt noch beim Erinnern an verhohlenes Glück ein ferner Abglanz besserer Tage über ihr verwittertes Gesicht? Um welchen Preis sie es erkauft — wen ging es was an? Dann hatte sich in der Regel auch die Betrübte beruhigt, und nun erst fand sie ein gutes Wort für sie. „Wer sich ausweinen will, bei dem hilft kein Zureden; er hört's nicht einmal so recht. Ist mir auch nicht anders gegangen.“ Und schon als ihrer Trösterin hingen sie ihr an; wäre sie auch nicht vor ihnen gesessen, ein Sinnbild dessen, wie es einmal mit ihnen werden mochte, hätte sie auch nicht das alles schon durchgelebt und verwunden gehabt, was sie noch erdulden zu müssen fürchteten . . .

Verfing aber einmal gar nichts, wollte sich eine gar nicht fassen im Leide, dann pflegte sie der Gabi einen Wink zu geben. Stellte sich die in Positur, dann wirkte zumeist die Neugierde. Das Schluchzen schwieg, die Schürze sank nieder; aller Blicke weilten auf der zierlichen Gestalt des Mädchens, das den Kopf zur Seite neigte und nun Verse deklamierte, die es kaum und heimlich aus den Büchern gelernt, die ihm Herr Glogar im Verborgenen zugesteckt. Denn er war nicht für einseitige Verstandesbildung; „Lektüre erzieht“ war einer seiner Grundsätze. Ob Gabi das Gelesene auch verstand? Darum sich zu kümmern, hatte er die Zeit nicht; ihm genügte, konnte sie ihm in einer verhohlenen Minute Gedichte, die er ihr geliehen, wieder hersagen. So er-

klangen denn, verwunderlich genug, die pathetischen Verse Schillers in dieser mährischen Spinnstube und fanden Gehör. Oder ein kleines, doch wohllautendes Stimmchen sang gedämpft und nur so mehr mit Empfindung Volkslieder. Woher die Gabi zuflogen, das hätte niemand sagen können; aber jeder Ton, jedes gereimte Wort hafteten bei ihr, daß es ordentlich ein Staunen war. Danach rühmten alle ihre Kunst; in vollem Zuge schlürfte sie das Lob, fühlte sich bewundert, die erste, bis sie wie trunken ward davon. Und nun, mit jähem Sprunge aus wehmütigen und klagenden Lauten zum tollsten Uebermut, begann sie, das meistbelobte ihrer Stückchen zum Besten zu geben. Sie äffte Herrn Glogar nach in Worten und Bewegungen und machte das wahrhaftig wunderwürdig gut. Nicht ohne geheime Gewissensbisse, nicht ohne sich jedesmal nachträglich die schwersten Vorwürfe zu machen. Denn sie wußte, daß sie der Lehrer gern hatte, und pflegte das sonst zu erwidern; sie kannte die Macht einer Träne, die stumm in ihrem Auge glänzte, über ihn. Aber sie konnte sich nicht helfen: der Mann war ihr unendlich drollig, und sie vermochte, wo sie es durfte, einer Laune desto minder zu widerstehen, je beklemmter und gehaltener sie sich sonst fühlte. Und das rufende Mahnen in sich beschwichtigte sie mit dem Vorsatze, ihre Aufgaben so besser zu machen, vielleicht gar eines seiner Lieblingsgedichte mit allerschönster Betonung ihm vorzusagen. Das machte ihn ja immer vollends glücklich.

War aber auch das vorüber, die Zeit zum Schlafengehen gekommen, die Lampe verlöscht, das letzte Flüsterwort getauscht, dann huschte sie wiederum ihrer ver-

stohlenen Wege heimwärts. Hinter ihr klang manchmal ein kleines Kreischen; sie wendet sich nicht, sie kannte das: die Brauersknechte verstellten den Mädchen den Weg und trieben ihre Späße mit denen. Sie aber eilte in ihr Bett; Schlaf fand sie freilich keinen. Denn nun begannen die Dinge, die sie kaum vernommen, erst ihr wirres Spiel in ihr. Noch sann sie wenig darüber nach, aber Ahnungen kamen ihr doch schon und bewegten insgeheim ihre Seele. Sie aber liebte das; diese ruhelosen Nächte, in denen ihr jeder Laut bekannt war. Sie sah in die Nacht; da glitzerte der Rauhreif auf den Bäumen; da gurgelte, ihrem überfeinen Ohr vernehmlich, der Bach unter seiner Eisdecke; da klangen gewohnte Schritte — sie unterschied jeden danach, und jeder war ihr im guten oder bösen Sinne wichtig; da bläffte der Hofhund sein kurzes, böses Bellen, das sie so haßte. Und dennoch freute sie sich wieder darauf; sie erschrak gerne, sie liebte es, wenn ihr Herzschlag jählings stockte, um dann doppelt stürmisch wieder einzusetzen. So schuf sie sich selber Schrecknisse, um sich ängstigen zu können davor, um ein lüsternes Grausen. Die ganze Natur lebte ihr, aber sie lebte nicht in der Natur, die der Seele Gabis fremd und feindselig gegenüberstand.

Oder sie wog die Neigung der Pflegeeltern ab — das Einzige, womit sie jemals rechnen lernte. Rupert sah sie doch wohl nicht ungerne; er hatte ihr selbst eine Freude gemacht einmal. Er war heimgeritten gekommen, und wie sie vor der Türe stand, da hob er sie vor sich aufs Pferd und umtrabte den Hof. Ihre Wangen hatten geglüht, alles jauchzte in ihr; aber sie hatte

diese Lust hart mit Fasten, mit dem Auswendiglernen von Bibelversen büßen müssen. Das ward ihr von Salome getan, und sie konnte es nicht verwinden noch vergessen. Gegen die Wohltaten, die ihr allstündlich vorgezählt wurden, empörte sich ihr junger Stolz, und sie sann ob Plänen, wie das wettzumachen sei. Sie fand nicht einen, und so, in Betrachtung und Träumen vergingen ihr die Winternächte. Bis es graute; dann mußte sie hinaus, wann noch die frostigen Sterne am Himmel standen, in die Ställe, die Melkerinnen überwachen. Sie tat es; aber sie war eine andere am Tage, als bei der Nacht. Mürrisch und schweigsam trieb sie ihr Wesen; die geheimen Vertraulichkeiten, welche sich die Mägde ihr gegenüber erlaubten, brachten sie in Harnisch, und sie wußte sich doch nicht zu schützen davor. Ihre tiefen Augen sahen verträumt in die Welt; das Geheimnis, das in ihnen schlief, zu lösen, versuchte niemand. Aber ihr Tun war ihr leidig; verhaßt die dumpfe und stickige Luft der Ställe, verhaßt das Lernen, dessen Zweck sie nicht begriff; ihr ganzes Sehnen eine unbelauschte Stunde, die sie, von wüsten Träumen genarrt, verschlummern konnte — die sinkende Nacht. Denn mit dem Wechsel von Licht und Dunkel waren ihr Lust und Leid verknüpft. Strenge geschieden waren sie, und so sehr das eine gebunden an die Sonne, das andere an ihr Erlöschen, daß sie kaum mehr wußte von Freuden, die ein freieres Haupt zum hellen Himmel erheben können. Sie ward schreckhaft; ein jeder Ruf, der sie unversehens traf, ließ sie sich verfärben, und sie wurde danach nur mühsam Herrin ihrer Glieder. Eine ungeheuerliche Phantasie erwuchs in ihr; sie stand

wehrlos vor den Schatten, die nicht von ihr ließen, vor den Stimmen, die sie umklangen, und das stete Sinnieren machte sie verschlossen und feige und trotzig. Was sie davon erkennen konnte, das gefiel Salomen ganz wohl, und der sonderbare Hochmut erfreute sie sogar, der manchmal aus des Kindes Wesen aufbrach.

Aber nicht allein einer Toten gedachte Gabriele nunmehr sehnend. Auch einem Unbekannten und einem Fernen flogen ihre Träume nach. Wenn sie fertig war mit der Hoffnung, ihr Vater werde einmal kommen, sein verlorenes und unseliges Kind heimzuholen in die Genüsse seines Reichtums, werde ihr reichlich zurückzahlen, was er ihr so lange vorenthalten an Zärtlichkeit, wenn sie nichts mehr wußte, was sie sich noch wünschen konnte, und Rupert und Salome staunend gestanden waren vor ihrer Herrlichkeit, von der nur die Susanne ihr Teil haben sollte, dann suchten ihre Gedanken eine große, große Stadt, die sie sich gar nicht schön und prächtig genug vorstellen konnte. Den Schritten eines Knaben folgten sie, der sich mühselig durch das Gewimmel und Gewoge in den Straßen Wiens, von wo alle klugen und gewitzten Leute kamen: der Lehrer und der Schulze und der Rüttemann Franz, Bahn brach, um zu den Höhen des Lebens zu gelangen und Gabi zu sich emporzuheben. Dann sah sie ein ganz sonderbar verkniffen Gesicht, das ihr dennoch lieb war, denn es gehörte dem einzigen Freunde, den sie jemals gehabt im Geheimen; dem einzigen gleichalterigen Genossen ihrer unseligen Kindheit, der nicht minder elend gewesen, wie sie: es trug die Züge Eduard Böhms.

Sechstes Kapitel.

Am schweigenden Weiher hatte die Bekanntschaft zweier armer und liebeverlassener Kinder angehoben, an einem heißen Junitage, und nichts verkündete in ihrem Anbeginn, mit welcher Leidenschaftlichkeit sich Gabi dermaleinst, wenn auch nur für kürzeste Frist, an das Angedenken des Gespielen klammern sollte. In ihrer hohlen Weide saß sie und starrte in das Gluten des schwülen Hochsommermittags: in das Flimmern, Flirren und Glitzern, das vom ungeregten Gewässer rückstrahlte und die Welt durchflammte und erfüllte. Da brach ein Schatten in all das Licht; denn ganz unversehens staunten große, schwarze, wimpernlose, ein wenig entzündete Augen zur Einsamen herüber. Und in der Stille, die so tief war, als schliefe der Tag selbst und die ganze Natur verhielte den Atem, ihn nicht zu wecken, klang ihr jähzornig ängstliches „Geh weg, hörst? Ich brauch' dich nicht!" hinein. „Ich dachte nur!" kam's zurück, und das abgemessene Hochdeutsch dieser Worte war das Erste, was ihr neben seiner Häßlichkeit an ihm auffiel. Sie aber ballte die Fäustchen: „Hast nichts zu denken, hörst? Geh weg. Ich mag dich nicht, aber schon garnicht. Bist mir zu garstig." Der Bube zuckte zusammen, als habe ihn ein unversehener Peitschenschlag getroffen; aber er wagte keine Widerrede, und in unterwürfigster Demut entfernte sich Eduard Böhm.

Des nächsten Tages erschien er wieder. Zum andernmale vertrieb ihn ihr Gebot, und so hielten sie es

fortab eine Zeit. Bis Gabi fast neugierig wurde, was der wunderliche Geselle eigentlich von ihr begehre, und ihn nur noch anherrschte, um zu sehen, ob er ihr noch gehorche: denn sie gebot desto lieber, je minder ihr eigenes Wollen im Hause selbst etwas vermochte. Hier galt es immer. Sie duldete ihn also manchmal von ferne; dann hielt er sich stille, und sie benahm sich, als wäre niemand zugegen, spielte mit ihrem Püppchen, nur vielleicht etwas zierlicher als sonst, oder knusperte an den Bißchen, die ihr, der am Tische der Eltern jeder Bissen widerstand, die Susanne zugesteckt. Dann schielte er verlangend nach ihr hinüber und blieb dennoch stumm. Bis einmal ihre Gutmütigkeit es ihrem Wunsche abgewann, sich bitten zu lassen. Sie schlich hinter ihn, der gerade auf die Wasser hinausstarrte: „Da hast. Iß!"

Er langte rasch danach: „Ich danke auch schön."

Sie kehrte sich behend ihrem Unterschlupf zu: „Gibt's nichts zu danken. Das hab' ich, wie viel ich will."

„Du hast es aber gut!" rief er bewundernd.

„Meinst?" Ein ganz unkindlicher Hohn, ein entsetzlicher Zorn brach aus dem einen Worte. „Meinst? Dummkopf! Marsch, der Teich gehört mein."

Aber, mochten sie immer im Bösen geschieden sein, ohne daß der Knabe nur ahnte, was Gabi so erzürnt, das Eis war nun einmal gebrochen. Danach fielen Regentage ein, die jegliches ans Haus banden; aber ein jedes ersehnte auch den ersten warmen Sonnenstrahl. Und als der endlich über die Erde glitt, da lebte ein Glücksgefühl in Gabi. Zum erstenmale erwiderte

sie seinen Gruß, und beide verhielten sich still, wie sie's gewohnt. Bis ihn Gabi einmal ganz unvermittelt aus ihren Träumen heraus anrief: „Du, was hast gedacht?" Er besann sich erst: „Wann, jetzt?" — „Narr, damals, wie du zuerst hergekommen bist!" Da lächelte der Junge ganz leise: „Ich dachte nur, weil wir beide so einsam sind, denn ich hatte dich oft allein gesehen, so könnten wir vielleicht Freunde werden."

„Warum bist du's? Ein Bub! Ich wollt', ich wär' einer. Geh dich raufen und laß mich in Ruh'."

Er wiegte sachte den unschönen Kopf. Dann streifte er bedächtig den viel zu kurzen Aermel seines Rockes, das schlechte Hemd auf. Ein magerer, überschwacher Arm kam zum Vorschein. Sie kehrte sich in einem Schauder: „Dann . . ."

„Und das ist noch nicht alles," sprach er, achtlos für ihren Zwischenruf. „Aber wenn sich die vom Dorfe prügeln mit den Böhmen, dann kommen sie: Halt mit, Böhm. Ich habe mitgehalten; danach haben die anderen auf mich gepaßt und haben mich durchgehauen, weil ich nicht mit ihnen gegangen bin, und kein Mensch hat mir geholfen. Und überhaupt: Jeder prügelt mich, wer gerade Lust hat, und verlangt dann noch, ich soll für ihn Partei nehmen. Das kann ich nicht, und so geh' ich lieber dorthin, wo ich keinen treffe. So bekomme ich wenigstens nur von den Deutschen Schläge, und ich gehöre doch zu denen, wenn sie mich auch beneiden, weil ich schöner spreche und nicht so bäuerisch wie sie. Denn sie haben's nur von ihren Eltern gelernt, ich aber vom Herrn Lehrer in der Schule, und ich gebe gut acht, daß ich genau so spreche wie er und die gebildeten Leute."

„Hast keine Eltern, Böhm?"

„Ich denke kaum mehr, daß ich sie hatte."

Ein stärkstes Mitleiden regte sich in ihr. Sie machte sich schmal: „Rück' zu, Böhm." Er tat's, und nun, die Höhlung bot beiden Raum, saßen sie lange ernsthaft und sinnend beisammen.

Damals wurden sie Freunde, und sommerlang wuchs dieses Gefühl, bis Gabi einmal von ihrem Teller weg einen guten Bissen für ihn aufsparte.

Den trug sie ihm zu: „Das war für mich, das hab' ich nicht von der Susann'." Er aber war froh damit, denn er erkannte den tieferen Sinn dieser Spende. Sie sahen sich auch im Winter, dann strich er ums hintere Tor, und die Gefährtin kannte die Zeit, in der er ihrer zu harren gewohnt war, und verfehlte sie niemals. War's auch nur, daß sie einander die Hände drücken konnten, denn ob sie gleich wußte, daß ihre Gaben ihm sehr willkommen wären, und sie dachte, er nehm' es vielleicht nicht so genau — sie mochte ihm doch nichts mehr geben, was heimlich der Speisekammer enttragen wurde, nichts, das sie nicht einen Verzicht und ein eigenes kleines Opfer kostete.

Es wurde wieder Sommer. Oefter und für länger, wie ungestörter, konnten die beiden einander sehen. Nun wäre es dem Mädchen längst nicht mehr zu Sinne gekommen, daß Eduard Böhm ihr fremd und nicht zu ihr gehörig sei. Vielmehr, sie harrte seiner schon mit Ungeduld; dann hockten sie zusammen, und mit ewig heiserer wie klagender Stimme berichtete er der Genossin von seinem Leben, entrollte düstere und leidenvolle Bilder, die nur desto trauriger waren, weil er gar nicht

zu empfinden schien, wie übel ihm das Schicksal mitge-
spielt, weil er alles mit stumpfer Ergebung hinnahm.
Denn er konnte darum leichter ausharren und ertragen,
weil ihm schon in jungen Jahren bewußt war, die Lei-
den der Gegenwart seien ein Uebergang zu einem Ziele,
das ihm damals schon klar und wohlerwogen vor der
Seele stand, während sich Gabi nicht Ende, nicht Aus-
weg aus ihren Bedrängnissen wußte. Er war willens-
mächtig und helldenkend; er schwärmte nicht, und was
er fürchtete, das waren nicht Schatten, die aus dunklen
Tiefen der eigenen Seele auftauchen, das hatte leib-
haftiges Leben und verstand das mit Püffen und mit
Schelten ihm eindringlichst fühlbar zu machen. Und an
nichts davon hatte es ihm jemals gefehlt; er war orts-
fremd und verwaist, und trug ihn die Erinnerung in
vergangene Tage, dann sah er auch darin nichts Hol-
des. Eine tolle Laune des Zufalls hatte ihn hierher
vertragen, dem in der fernen Großstadt die Mutter für
nun und alle Tage schwieg. Da sie heimgegangen, hatte
der Arm des Gesetzes nach ihrem Kinde gegriffen. Von
einem großen, wüsten Hause erzählte er dann, dessen
Insassen die freie Luft nur selten, nur zu bestimmten
Zeiten, nur strenge überwacht auf einem öden Hofraum
atmen durften, auf den auch nicht der Schatten eines
grünen Blattes fiel. Dort hatte er Monate verbracht,
denn niemand wollte sich seiner erbarmen. Ihm waren
Strolche und Diebe Genossen gewesen; mit ihnen auf
hartem Holzlager schlief er, teilte ihre Mahlzeiten, ver-
nahm ihre wüsten Reden, atmete den Dunstkreis des
Elends und des Verbrechens. Derweilen aber suchte
und forschte man, wo er wohl zuhause sei, bis man

ausfand, in einem weltfernen Dorfe Mährens sei sein Grossvater vor Jahren ansässig, begütert und heimatberechtigt gewesen. Dorthin sendete man den Knaben, einen üblen Gast, der niemandem gelegen kam und gegen den man sich wohl verwahrt hätte, wäre die Lage der Dinge nicht zu klar gewesen, den man nun mindestens entgelten ließ, was er nicht verschuldet und was ihn selber zu allerhärtest betraf.

Die Schütte Stroh fürs Lager, den Bissen Brot, daß er nicht verhungere, weigerte man ihm nicht. Ihm mehr zu geben, ihn auch nur das unvergällt genießen zu lassen, das wäre jedem ein Unrecht erschienen. Er mußte wissen, daß er das Gnadenbrot des Dorfes genieße, mußte erkennen, wie sehr er jedem verschuldet sei, wie wenig als ihresgleichen sie ihn betrachteten. Oder war er bei seiner Schwachheit auch nur zu den geringsten Diensten nütze? Er war ein Fremder gekommen, niemand wünschte, daß er bleibe, und täglich sang man ihm das Lied, wie froh man sein werde, wüßte man ihn erst wieder draußen. Und die Kinder taten's den Alten nach; ging Eduard Böhm aus der Schule, dann umschwärmte ihn die Jugend, Krähen, die eine kleine Eule aufgespürt haben, der er mit seinen kurzsichtig blinzelnden Augen, dem schwarzen Haarschopf in der Stirne, dem schüchternen und feindseligen Gesichte auch schier glich. Nur daß ihm die Wehrhaftigkeit des Kauzes gebrach, nur daß ihn Feindseligkeiten nicht mehr erregten. Er wußte, ihm konnte niemand helfen, nicht einmal Herr Glogar, der seinen Verstand und den Eifer, mit dem er lernte, wohl schätzte, der nach seiner eigenen Dürftigkeit manches für ihn tat

und ihn dennoch nicht mochte. Denn etwas Scharfes, wie Aetzendes lag in allem, was er tat; er war mißtrauisch, selbst wo er empfing, als fürchte er, irgend wem Anrechte an sich und seine Dankbarkeit zu geben — so recht nach Anlage und Erziehung einer von jenen, die zu den Höhen des Lebens ansteigen, wenn sie nicht ein achtloser Fußtritt trifft, während sie noch im Staube kriechen. Aber sich oder anderen wohlzutun, die kostbarste Kunst, verstehen und erlernen die freilich nie.

Nur bei Gabrielen war es anders und fast glücklich, duldete sie ihn überhaupt nur in ihrer Nähe. Und dennoch stritten sie oft; begann sie von ihren Gesichten und Träumereien zu fabeln, dann widersprach er ihr überlegen und altklug, mit einem gewissen Hohn sogar, bis sie in Tränen fiel und er gar nicht wußte, wie sie beruhigen, ohne es ein andermal darum besser zu machen. Sie fürchtete sich bald fast vor dem Gleichalterigen, dem sie an Stärke und Behendigkeit vielfach überlegen war, und liebte ihn dennoch, weil er für sie immer Teilnahme und Ohr hatte, weil ihr bewußt war, wie er nach ihr niemanden auf dieser Welt mehr möge, vielleicht gar um ihr heimliches Grauen vor ihm. Sie mußte ihn aber auch bewundern; denn als er ihr zum erstenmale all die Leiden aufgewiesen, die er im Dorfe durchlitt, und sie ihm geraten, fortzulaufen in die weite Welt, da hatte er nach seiner Gewohnheit den Kopf ernst und greisenhaft bedacht gewiegt: „Noch nicht." Und als das Mädchen heftig wurde und in ihn drang, warum er es noch nicht täte, wozu er ausharre, und ihn mit seiner Feigheit höhnte, da antwortete er ihr ruhig: „Ich wäre dumm, folgte ich dir. Ich will noch zwei

Jahre in die Schule gehen, so lange ich eben darf; denn der Herr Lehrer weiß viel, und warum soll ich von ihm nicht alles lernen, was ich lernen kann? Ich werde es brauchen können."

Und wie mit einem Banne zwang diese hinschauende Gelassenheit des Strebens Gabrielen, die ihr nichts Gleiches in sich gegenüber zu setzen wußte. Sie hatte in seiner Vergangenheit nach lichteren Bildern geforscht; umsonst — er wußte von keiner Liebkosung, von keiner Zärtlichkeit. Nur einmal, vor vielen Jahren, glaube er, habe ihn seine Mutter geküßt. Er glaube? Was das wieder heißen solle? fragte Gabi. Ja, meinte er, sie hätte ihn eben anders genannt, als er sonst gerufen werde, und so wisse er nicht einmal, ob es ihm gegolten. Darauf Gabi: „Wie hieß sie dich?" Da flog ein Schimmer wie Rot über sein fahles Gesicht: „Mein schöner Ephraim! So hat mich niemand mehr genannt, und da merkte ich mir es denn." Und seine mißtönige Stimme zitterte dabei; sie aber fühlte sich reich und glücklich neben ihm.

Weil aber Umschau wie Rückschau beiden gleich traurig war, so kehrten sie ihre Blicke gerne dem Kommenden zu, das sie sich gemeinsam dachten, wie und weil es die Gegenwart war. Auch da wußte Böhm schon, was er wollte. Im Sommer entließ ihn die Schule; da konnte man am Tage wandern und im Freien nächtigen. Dann wollte er fort, nach Wien, von wannen er gekommen, die Kaiserstraße entlang, sich durchbetteln bis zum Ziele. Denn es war dann Erntezeit oder kurz hernach, und hat der Herrgott seine Hand aufgetan, dann öffnet sich auch die des Bauers leichter und aus-

giebiger. Da mochte er, war das Wetter gut und das Korn gediehen, etwa gar einiges ersparen. Und was dann? Ei, wo so viele lebten und ihren Gewinn fanden, dort müßte er es auch können. Und hatte er nicht zweierlei voraus vor den meisten? War er nicht der beste Rechner des Dorfes und konnte hungern wie niemand? Den Nutzen des einen begriff Gabi, den des ersten nicht. Er aber lachte klanglos: „Das ist die Hauptsache in der Welt, und ich muß es noch besser können, als selbst der Herr Glogar. Denn die Menschen sind schlecht, das weißt du, sind alle schlecht und wollen einen drücken und betrügen, wo sie es nur können. Wer aber gut rechnen kann, der weiß von jeder Sache, was sie wert ist, und kann kaufen und verkaufen, ohne daß man ihm schaden kann. Beides muß man verstehen, und wer es so gut kann, wie sonst keiner, der wird der Reichste. Und das will ich werden, und dann kommst du zu mir, und wir leben in einem Schlosse, und die unten werden schauen und buckeln, wenn wir vierspännig fahren. Aber hinten aufsitzen darf mir keiner!" Und mit einer häßlichen Gebärde schüttelte er die Faust nach dem Dorfe.

Solche Träume haben die Einsamen durch manches Jahr gesponnen. Denn von Anbeginn ab bis zum Ende, bis zu ihrem Scheiden, war Eduard Böhm der Gleiche in Entwürfen, im Hoffen, fast auch im Körper, der immer hager und schwach und von kranker Unruhe gepeinigt war. Ein Lied von Jubel zog manchmal durch Gabis Seele, wenn sie ihn hörte, so klar, so fest, und ihn bewunderte. Aber sie beichtete ihm nichts von ihren verborgenen Freuden; sie gab ihm ihr Geheimes

nicht so kund, wie er es mit ihr hielt. Dazu aber gluckste es im Röhricht oder es schrie ein Wasserhuhn klagend, dazu wisperte der Wind im schwanken Weidenlaub und zog seiner Wege, wie er es über die Hügel aller tut, sei es, daß sie am Wege verdarben, daß sie sich schwer von ihrer Fülle des Glücks getrennt; er vertrug ihre Worte, wie er schon stolzeres Hoffen und gefesteteres verweht hat, als das, damit diese beiden ihre Seelen in Schlummer wiegten, auf daß die der Kläglichkeit des Alltags und ihres Loses vergäßen. Und beide hielten unverbrüchliches Schweigen; der Knabe, weil er keinen Vertrauten wußte oder verlangte, das Mädchen aus Scham. Denn sie hatte den wunderlichen Gesellen gerne; aber sie wußte sich ganz allein mit ihrer Neigung und besorgte, selbst die Susanne könnte spötteln darüber. Das hätte ihr wehe getan, ihr vielleicht gar den Freund verleidet, wie sie sich kannte. Und wenn er es doch zu dem brachte, dem er nachstrebte? Dann hielt er Wort — das galt. Und hätte sie es nicht schon darum verdient, daß sie ihm in übler Zeit hold war und manches mit ihm teilte? Wozu eine unnütze Offenheit, die zerstören konnte, was so gut war? Denn schon klammerte sich Gabi ängstlich an den Augenblick und genoß, was er brachte; schon scheute sie alles, was irgend nach Kampf aussah, erwartete das Ausschweifendste von der Zukunft und erbangte wieder davor.

So kam ihnen der Tag, der sie trennen sollte. Er war hell wie einer, und die heiße Sonnenglut zitterte über dem Lande. Sie waren ernsthaft, doch nicht gar bewegt. In ihm war das Gefühl eines, der dem Kerker entronnen: die Häscher — die Not und die Sorge

— sind ihm auf den Fersen, und nur die Behendigkeit der Beine kann ihn retten — und dennoch ist er selig. Sie aber dachte nicht einen Augenblick daran, der Junge, der da mutig und vertrauend, nur etwas klapperbeinig vor ihr stand und sich der neuen und ganzen Schuhe so sehr freute, die ihm — ein Geschenk des Lehrers — zum erstenmale im Leben an den Füßen prangten, könne von denen sein, die am Wege sterben. In ein blaugestreiftes Tuch hatte er seine wenigen Lümpchen gebunden; allerhand Nahrhaftes und eine blanke Silbermünze, die sie einmal von einem Hopfenreisenden als Geschenk erhalten, tat Gabriele dazu. Die Tante wußte um diesen Besitz und mochte sie leicht strafen, vermißte sie ihn; ihr verschlug das aber nichts — ihr war es, als bände sie den Ziehenden dadurch ganz und für immer an sich. Sie sprachen auch nicht viel; was sie einander mitzuteilen hatten, das war längst ausgesagt zwischen ihnen. Nur ihre Hände hielten sich fest umschlossen. Zweimal schon hatte sich Eduard Böhm zum Gehen gewendet; immer rief sie ihn wieder zurück und stand dann blaß und kämpfend vor ihm. So kehrte er sich zum drittenmale; da klang es: „Du, Eduard!" Wieder hielt er an, und jählings empfand er ihre Arme um seinen Hals; ihr schönes Köpfchen zwang sie an sein häßlich Angesicht, ihre blühenden Lippen fanden seinen schmalen Mund, der lange nicht mehr von weihendem Kusse war berührt worden, und raunten ihm dann ein heißes: „Leb' wohl, mein lieber Ephraim!" ins Ohr. Er starrte; sie aber, erglühend, winkte ihm ab. So zog er denn fürbaß. Gabi blieb einsam und spähte ihm nach. Durch den Staub der Land-

straße sah sie ihn bald rüstig und ganz behende dahinstapfen; der Stadt zu zog er. Immer kleiner ward ihr der Wandernde, und da er ihr ganz verschwand, da brach sie nieder und weinte unendlich. Denn wie ihr leibhaftig gewordenes Sehnen nach dem Glücke und nach der Welt, das sich von ihr losgetrennt, war ihr der Gefährte erschienen. Und in ihr waren starke Zweifel, ob sie sich jemals wieder zusammenfänden; ob ihnen jemals ein gemeinsames Ziel bestimmt; ob nicht all ihr Sinnieren und Planen verfliegen sollte, wie des einsamen Schreiters nach dem Glücke letzte Spur längst verflogen und vom wehenden Staube verschlungen war.

Fortab blieb die hohle Weide leer, vergessen, was sie an Dingen barg, die einmal einem Kinderherzen einen Schimmer von Licht gebracht. Nun erst verfiel Gabi dem Zauber der Spinnstube gänzlich; denn ihr letztes Tagesglück, so vergällt und reich an Bitternissen es immer gewesen sein mochte, hatte sich von ihr gekehrt. Aber sie gedachte seiner oft; meinte oft, sein heiser und traurig Wort an ihr Ohr schlagen zu hören. Aus immer weiterer Ferne, bis es vollends schwieg und verstummte. Da glaubte sie, die von Ahnungen und Vorgesichten gepeinigt wurde, er sei tot. Aber immer verlangender spähte sie nach dem tollen Treiben unter den Nußbäumen aus; niemand beachtete das schmälere Gesicht, das in Sommernächten hinter laubigem Versteck dem Jubilieren und Singen, dem kurzen Hader, von rascher Versöhnung gefolgt, dem Kosen ländlicher Liebesleute zusah und sich ein eigenartig Bild der Welt danach formte. War sie dessen müde, dann durchschritt sie, so lange sie konnte, den Hintergarten

und seine Oednis, die ihr lebte und sie ängstete. Und ein neues Wünschen war in ihr und übermächtig in ihr Leben getreten. Was dumpf in ihr geschlafen, das hatte darin Form und Bestimmtheit gewonnen. Wie es aber verwirklicht werden konnte? Das wußte sie nicht, und das Sehnen danach verstörte sie ganz, der mit Ephraims Scheiden das Letzte genommen worden war, was Licht in die Dämmerungen ihrer Zukunft gebracht ...

Siebentes Kapitel.

So war wieder einmal die Zeit des Herbstjahrmarktes in der Kreisstadt gekommen. Das ist ein wichtiger Tag. Er ist es für den Städter, der mit ihm rechnet, und der mit seinem Erwerbe fast ganz auf den Bauern angewiesen ist, also daß er vom Wandel guter und schlechter Jahre kaum minder abhängt, als einer der Bauernbarone von Kunzendorf oder Unter-Heinzenwald, die sich denn auch, sich wohl bewußt, wie wenig man sie in der Stadt eigentlich mag und wie sehr man ihrer bedarf, auf dem Ringplatze und in den Gasthäusern trotzig genug nehmen. Er ist es für den Landwirt, dem hier erst klar wird, wie hoch das wenige Getreide, das viele Vieh, das er im Ueberschusse gewonnen hat, eigentlich wertet; ist es zuvörderst für das dienstbare Volk, das sich lange vorher darauf freut, dafür spart, um dann nach seiner Art genießen, das heißt lärmen, aufhauen und vertun zu dürfen.

Wie jedes große Ereignis kündigte er sich lange vorher durch unscheinbare, doch zweifellose Vorzeichen an: die Bärenführer — ihnen hat die löbliche Polizei

seither weislich das Handwerk gelegt — zogen durch die Ortschaften. Das waren gewaltige Gesellen; alle sonnenbraun und trotz ihren Tieren zottig an Bart und Haupthaar, ob sie nun dem heimlosen Stamme der Zigeuner angehörten, ob sie aus der nahen Tatra, deren kühne Spitzen man an hellen Tagen von den höheren Kuppen der unfernen Beskiden erspähen mag, ob sie gar aus dem fernen Siebenbürgen ins flache Land herniedergestiegen waren. Sie hatten es eilig; denn so seltene Gäste waren sie nicht, daß es nicht wichtig für sie gewesen wäre, ehestens auf dem Schauplatze zu erscheinen. Mit näselnder Stimme und in wildfremden Lauten sangen sie ihr eintöniges Lied; dazu klirrte ihr Tamburin und seine Schellen klingelten, rasselte die Kette, an der sie den Gebändigten führten. Sie bildeten eine Gefahr für jedes einsame Gehöft, bedeuteten eine Verlegenheit für jeden Mautpächter, der nicht wußte, ob er ihren Begleiter dem großen oder kleinen Triebvieh — für jede Gattung gibt es besondere Sätze des Wegegeldes — zuzählen sollte; da ihn ganz zollfrei ausgehen zu lassen, doch nicht wohl angezeigt erschien.

Immer hatte Gabi ihrem Treiben mit größter Erregung und Achtsamkeit zugesehen; nie zuvor aber mit solcher Spannung, wie in jenem Jahre. Die Kamele und die Affen folgten; seltenere und darum schon mehr bestaunte Erscheinungen. Das fast erwachsene Mädchen wich kaum mehr vom Hofe. Das Fieber, das die Mägde ergriffen, die an ihren besten Kleidern richteten, ihre Spargulden zurechtlegten, schüttelte sie mit. Sie achtete kaum der Schelte und der Strafen der Tante; sie war von der Seite der Susanne nicht fortzubringen,

die noch keinen Markttag ausgelassen hatte und auch diesen nicht ungenützt vorübergehen lassen wollte. Die Karawanenwagen, das letzte Vorzeichen hereinbrechenden Getümmels, polterten mit mächtigem Getöse am Brauhause vorüber. Schon hielt jeder Bauer in Stall wie Scheuer die letzte Musterung, was etwa ohne Schaden verkäuflich sei, und das Mädchen verging vor Sehnsucht, einmal auch einen Einblick in das tun zu dürfen, was so vielen seiner Freundinnen höchstes Glück und letzte Seligkeit bedeutete. Die Susanne erkannte das gut: aber Eile hatte sie darum doch nicht, ihren Liebling von seiner zuckenden Ungeduld zu befreien. „Freut sie sich nachher desto mehr", dachte sie; und erst am Vortage fuhr sie plötzlich heraus: „Magst mit morgen?" Gabi konnte nur selig nicken. „Dann sollst es auch." — „Sie werden mich nicht lassen," hauchte sie. — „Dummheit; ist meine Sache. Nur du bist ungeschickt; könntest es sonst ganz gut haben. Da sagt man ihr: Er wird sich ärgern, und alles wird nach dir schauen, was du schön bist, und sie erlaubt, was man will."

Und so hat sie es auch gemacht, und zwar noch am gleichen Abend. Aber erst nach Tisch, am großen Tage selbst, winkte Frau Salome ihre Pflegetochter zu sich. „Du gehst auf den Markt," befahl sie kurz. „Es ist Zeit, daß du einmal Menschen siehst. Da hast du Geld" — sie schob ihr einen kleinen Betrag zu — „dafür darfst du dir etwas Nützliches kaufen. Verschwende nichts — das hat deine unglückliche Mutter geliebt. Du mußt Rechnung legen, und du wirst beobachtet. Den Bettlern darfst du geben — aber bedenke, was du

tust! Es ist dein erster Gang in die Welt.“ Und als Gabriele mit Tränen im Auge — denn sie weinte immer noch kindlich leicht — der Susanne von dieser Ermahnung berichtete, ihr klagte, so freue sie das Ganze nicht mehr, da lachte die kurz auf und spottete: „Kindskopf! Gut wird's gehen! Weil warum? Wer soll auf dich achtgeben? Ich. Und wer wird zuhelfen, wenn du was brauchst? Ich. Und jetzt mach' dich fertig und komm. Es wird voll werden in dem Nest.“

Es ist nur ein Endchen Weges vom Brauhause in die Stadt. Aber Gabi und Susanne brauchten an jenem Nachmittag lange genug, ehe sie es hinter sich brachten. Denn die Landstraße war überfüllt; wer etwa vom Fußsteige aus nach dem Fahrdamme spähte, der sah eine endlose und wirre Reihe von Fuhrwerk, das sich staute und drängte. Das bunte Geflecht der Korbwagen aus dem Marchgebiete leuchtete, in seiner Farbe überschrieen vom grellen Rot der zierlich ausgenähten Lederhosen ihrer Insassen. In neumodischerem Fuhrwerk dehnten sich die reicheren Grundbesitzer des Kuhlandes. Eine unzählige Menschenmenge schob sich langsam vorwärts; in ihr sahen sich die beiden gefangen, eingekeilt, mitbewegt. An Bettlern ging es vorüber; an jedem Prellsteine saß einer. Eine Welt voll Elend war aufgetaucht aus ihren Höhlen und Schlupfwinkeln, psallierte ihre Litaneien, fingerte an ihren Rosenkränzen, stellte Schwären und Gebreste zur eklen Schau und schrie mit flehend ausgereckten Händen in trübseligem Singsang nach Mitleid und Erbarmen. Dazu schwirrten Peitschenhiebe durch die Luft, Flüche erklangen, dann wieder helles Lachen und vergnügter

Zuruf der Wandernden. Mit großen, fröhlichen Augen sah und vernahm Gabi das alles. Sie ertrug gelassen das Stoßen der Hintermänner, das ermüdend langsame Fortschreiten focht sie mitnichten an. Die weitgestreckte, laubengeschmückte Hauptstraße entlang wanderten sie so; zum viereckigen Hauptplatze, den abermals überwölbte Gänge umsäumen. Hier gab es Neues zu bestaunen. Eine Stadt in der Stadt; allenthalben waren Buden aufgeschlagen, und die gellen Stimmen der Verkäufer kreischten, priesen in den unmöglichsten Tonarten ihre Ware an. Slovaken mit stumpfen Gesichtern hielten ihren Wacholderbranntwein feil, Goralen in flatterndem Hemde, kühn schauende, wettergebräunte und dreiste Gesellen boten ihren Schafkäse aus; vor seinem Leinenbündelchen stand der Weber und harrte geduldig der Käufer. Aber sonst suchten sich alle vernehmlich und bemerklich zu machen, und von ferne, vom Viehmarkte herüber, klang das Brüllen der Rinder mit den schrilleren und kürzeren Lauten und dem Geblöke des Kleinviehs, das helle Gewieher der Rosse.

Und in diesem tollen Gewirre, in diesem Drängen und Quirlen bewegte sich Gabi wie eine, die es von Kindesbeinen gewohnt ist. Nur daß sie tiefer wie rascher atmete, nur daß der Strahl des Glücks in ihren dunklen Augen glänzte. Die Susanne mußte staunen über ihre Sicherheit, über die Ruhe, mit der sie die frechen Blicke städtischer Stutzer, die hier bei ländlichen Schönen nach leichten Siegen suchten, die mißgünstig prüfende Musterung anderer Mädchen ertrug. In Wahrheit — sie empfand nichts von alldem. Aber ihr war, als wäre sie hier immer zuhause gewesen;

eine heiße Welle des Lebens, danach sie verlangte, schlug ihr entgegen. Sie fühlte sich stärker umflutet davon, da sie durch eine schmälere Gasse der großen Bleicherwiese zustrebten. Da sang die Fiedel, da johlten Trunkene, da saßen Bauern mit ihren Eheliebsten in niedrigen Gelassen, durch deren Fenster man vom Gehwege aus lugen konnte, und tranken schweren Rotwein. An allen Häusern und Straßenecken klebten Zettel in allen ersinnlichen Farben und Formaten, daß die Welt ganz scheckig wurde, und verhießen in nach Sprache wie Schreibung verruchtestem Deutsch die ausbündigsten Genüsse und Schaustellungen. Gabi las alles, und ein Schwanken und Wählen war in ihr.

Es hielt nicht lange vor. Auf der Bleicherwiese war ein riesenhaftes Gezelt aufgeschlagen; eine ungeschlachte Wagenburg dahinter. Fanfaren und befremdliche Laute drangen durch die Leinenwände und lockten Hunderte an. Auch Gabi mit der Susanne; das Mädchen hatte die Führung an sich gerissen, ohne daß die Aeltere wußte, wie? Riesenhafte Ankündigungen priesen die Leistungen des „Amerikanischen Zirkus" an. Gabi sah der Susanne bittend ins Gesicht, und wenige Augenblicke später standen sie unter den Zuschauern und harrten pochenden Herzens der Wunder, die ihnen verheißen waren.

Ueber dem Lande lag ein heller und für die Zeit fast zu heißer Sonnentag. Hier innen aber brannten ungezählte Gasflammen. Nur von ferne und verhallend verbrandete der Tumult des Jahrmarktes; aber die lodernden Lampen erzeugten eine dumpfe Schwüle, verstärkt durch die Atemzüge der Erwartenden, den

Dunst der Stallungen. Nichts davon störte Gabrielen; wie verzückt starrte sie auf das Rund in der Mitte. Gebannt horchte sie dem einleitenden Geschmetter der Musik. Ein Elegant, der neben ihr saß, erhob sich höflich und bot ihr seinen Platz. Sie nickte fast zornig ab. Aber den Arm der Susanne umklammerte sie so fest, daß es der fast wehe tat. Regungslos, wie eine Statue, sah sie den Umzug der Gesellschaft mit an; in phantastisch gebauten, reich vergoldeten Wagen, von einem Bläserchor in roten Röcken angeführt, bewegten sich Männer in enganliegender Gewandung, beflitterte Damen, die sich lässig zurücklehnten, an ihr vorüber. Was sie die Reiterinnen um ihre Schönheit beneidete! Ein jeder Scherz der Spaßmacher, jeder ihrer Sprünge entlockte ihr ein leises, melodisches Lachen. Dann ein Tusch; ein Mädchen sprengte in die Sandbahn. Jubel begrüßte sie und folgte ihr. Die Susanne freute sich der Seligkeit ihres Lieblings; da, gerade machte eine gewaldige Herde Elefanten ganz merkwürdige Stückchen, gewahrte sie, wie sich Gabis Antlitz verfärbte. Sie faßte sie hart an; ohne der Grobheiten der Hintermänner zu achten, schleppte sie die halb Bewußtlose ins Freie. Dort stand diese geraume Zeit verloren und keines Wortes mächtig. Endlich schluchzte sie auf, und in einem „Es war zu schön, oh! Ich dank' dir tausendmal!" löste sich der Krampf ihres Innersten.

Ihr blieb unbesehen, was der Markt sonst noch an Ergötzlichkeiten bot. Es war noch früh am Tage, und die Susanne hätte sie gerne die Freuden des Tanzbodens, die Genüsse des Wirtshauses kennen gelehrt. Gabriele folgte ihr allenthalben nach; aber sie achtete

auf nichts, regte keinen Fuß und schien keines Wortes mächtig. Das begriff ihre Führerin nicht, die über so viel Stumpfheit schier unwillig geworden wäre. Nur, da sie in der hallenden Flur einer Schenke saßen — im Innenraume hatten sich Bauern und Städter zusammengetan und trieben lärmende Politik — trank sie viel und hastig den schweren ungarischen Rotwein. Es war das erstemal in ihrem Leben; aber das starke Getränk vermochte nichts über sie. Eine gewaltige Erregung war ihrer Meister geworden. Stimmen aus ihrer Kindheit, mühsam unterdrückt und doch nicht bezwungen, Stimmen ihrer geheimsten Seele schrieen wirr durcheinander und wollten nicht schweigen. Umsonst führte sie die Susanne zum Bänkelsänger; Gabriele hörte nicht zu, lachte nicht über die entsetzliche Moritat, die er fistulierend absang, sogerne sie sonst lachte, dachte kaum daran, den üblichen „Kram", die Kleinigkeiten zu erstehen, die jeder heimbringen muß. Die Susanne mußte es für sie besorgen und tat's, innerlich empört über solche Teilnahmslosigkeit. Aber sie hatte doch wieder ein gewisses Mitleiden mit dem Mädchen; vielleicht war's krank? Denn allerdings hielt Gabriele die Augen weit offen; aber sie sah nicht, wer sie grüßte, erwiderte nichts, sprach man sie an. Vor ihren Blicken stand immer noch die bunte Scheinwelt, in die sie kaum geguckt und nach der sie wieder alles hinzog. Dazu zog mit dem Abend ein schweres Wetter näher, sie ahnte es, denn eine dumpfe Schlaffheit der Glieder, eine zuckende Ermattung der Sinne überkam sie dann immer vorher und lähmte sie mit süßem Schauder.

So gingen sie heim; die Straße war annoch öde;

nur wenige Wagen verließen die Stadt, fast niemand von denen, die zu Fuße gekommen; denn für sie beginnt erst mit sinkender Nacht die beste Lustbarkeit. Sie nahmen den Richtsteig, an den Fabriken vorüber, dann den Werkkanal entlang, über grüne Wiesen, durch fahle Stoppelfelder. Der Lärm der Stadt verbrauste hinter ihnen, aber die Susanne merkte bekümmert, wie ungleich ihre Begleiterin die Füße setzte, wie fieberhaft sie atmete. Manchmal mußte sie gar stehen bleiben und spähte dann heiß und sehnsüchtig nach rückwärts. Die Magd verschwendete vergeblich ihre Beredsamkeit, ihre Künste; keine verfing. Nur einmal gedachte sie des Zirkus: da faltete Gabi die Hände unter der jungen Brust und stöhnte so tief und leidvoll, daß die Susanne erschrocken ablenkte.

Sie kamen nach Hause. Im Hofe stand die Tante und spähte nach den verödeten Bänken unter den Nußbäumen aus. Mit ihrem reichen, grauen, glatt gescheitelten Haar, das ein rotes, frisches und dennoch strenges Gesicht umschloß, der hohen Latzschürze, dem feierlichen Schlüsselbunde an der Hüfte sah sie ehrfurchtgebietend genug und dennoch wieder entsetzlich nüchtern aus. Sie trat ihnen einen bemessenen Schritt entgegen: „Hast dich gut unterhalten?" Gabriele faßte nach ihrer Hand, wollte sie küssen: „Ach Mutter!", und der süße Name sprang ihr zum erstenmale von freien Stücken und herzlich über die Lippen. Frau Salome wehrte ab: „Laß' das. Ich mag das nicht. Erzähle gelassen. Was war?" — Ach, Tant'!" — Da wurde die Frau zornig: „Erzählen sollst du, verstehst? Hast wahrscheinlich alles Geld vertan, das man dir mitge-

geben hat?“ Gabriele erbleichte; mit rascher und heftiger Bewegung griff sie in die Tasche und warf die Münzen, die ihr geblieben, der Tante vor die Füße. Die zuckte mit keiner Wimper, nur den Zeigefinger erhob sie bedeutsam: „Niederknien und aufheben.“ Das Mädchen zauderte, und die Susanne wollte sich behende für sie bücken. „Nicht du. Ich befehl's kein andermal.“ Und in alter Widerstandslosigkeit gehorchte Gabriele, die vor Scham vergehen zu müssen glaubte. Denn Rupert war dazugekommen und verfolgte höhnisch das ganze mit Blicken. Salome aber ließ sich nicht stören: „Bist fertig? Zähl's. So — und wie viel Groschen hast schon in deinem Leben verdient, daß du so mit dem Gelde herumschmeißt? Jetzt geh, aber denken sollst du mir an den Tag, solang daß du lebst.“ Es gab eben Augenblicke, in denen Salome Lohwag beinahe prophetische Gaben hatte.

Und gedacht hat die Gabriele Wagner erst in jenem Winter, dann ihr ganzes kurzes Leben durch viel an jenen Tag. Sie hatte Zeit genug dazu; denn der Herr Glogar kam nur noch einmal in der Woche und bewunderte sie viel zu sehr und trug ihr Lob viel zu laut im Dorfe herum, als daß er ein Wort des Tadels gegen sie gewagt hätte. Kam etwas davon dem Franz zu Ohren, dem gegenüber Herr Glogar sehr schweigsam war, dann klagte der wohl: „Und da kann man nicht zu; da sitzt der Drache vor dem lieben Schatz!“ Die Spinnstubengespräche freuten sie nicht mehr; aber was jemals darinnen vorgekommen, das hatte ihr nun Körperhaftigkeit gewonnen, und sie träumte wachend wie im Schlafe davon. Aber der Zirkus war ihr doch das Wichtigste.

Erstand er ihr, dann wurde sie rot. Dann sah sie sich nämlich, angetan wie die Reiterinnen, in die Manège sprengen. Brausender Jubel begrüßte sie, die sich schöner wußte als alle, die sie dort gesehen; Blumen wurden auch ihr geworfen. Fanfaren erklangen, und ihre starke Stimme übertönte den schwachen Ruf Eduard Böhms, des Verschollenen, der ihr noch nicht gänzlich verstummt war.

Sie war viel krank in jenem Winter. Um ihre Augen lagen Ringe, ihre Stimmung wechselte unberechenbar, und ihr Gesichtchen war fast bleich wie Wachs. Man rief den Physikus; der wußte keinen bestimmten Rat; er war überhaupt kein Mensch, der sich gerne auf Erörterungen einließ, und meinte, für das eigentliche Heilmittel sei Gabriele noch zu jung und schwächlich. Frau Salome verstand ihn nicht; nur ehrliche Angst litt sie um das Mädchen. Sie entband es aller seiner Pflichten, und so konnte Gabriele ungestört brüten, ungestört — sie hatte die erste Scham rasch genug verwunden — Kußhändchen und Kopfneigen für sich probieren, wie sie's gesehen und wie es ihr so gefallen. Man hatte, damit sie eine Pflegerin bei der Hand habe, ein blutjunges, bildhübsches Mädchen, das kaum erst auf den Hof gekommen, in die Küche gebettet. Der Marie nun schloß sie sich mit unbedingter Neigung an; mit ihr betete sie heimlich den Rosenkranz, vertiefte sich in die Mystik des Heiligenkultus und versuchte auf alle Weise, sich über die Zeit hinwegzuhelfen, die ihr nun eine Wartezeit schien, die sie von etwas Großem trenne. Wovon aber? Das wußte sie nicht. Jedoch, gerade diese Ungewißheit war ihr recht

und: Es kam — sie wußt' es. Aber was ihr diese Erregung, diese Pein und diese Seligkeit bereitet, das war ihr dunkel. Und dennoch hätte sie's selbst erkennen mögen, selbst daran, daß ihr das kleine Leben um sie, wie früher verhaßt, so nun ein Ekel geworden, selbst daraus, wohin sie ihre Neigung so allgewaltig zog: das Blut Therese Wagners regte sich in ihr, ein Wildbach, den man nicht abgeleitet noch gebändigt, nur gestaut und erzürnt hatte. Nun hob er sich in seinen Dämmen und grollte übermächtig nach einem Ausweg — und wäre es selbst ein Sprung in den Abgrund gewesen, darin er die Mutter begraben, dahin die Tochter zu verstürzen er sich eben anschickte . . .

Achtes Kapitel.

Noch kein Winter war Gabrielen so rasch vergangen, wie dieser mildeste aller, die sie in Unter-Heinzenwald verbracht. Endlos war jede einzelne Stunde; in fast atemloser Hast drängten die Wochen und die Monde einander. Und immer fester und gespenstig lebhaft war das Empfinden in ihr: Es kam. Sie glaubte, leibhaftig das Nahen des Geahnten zu verspüren; in ihren schlummerlosen Nächten stand's vor ihr und starrte sie an, mit unergründlichen Rätselaugen: formlos und dennoch gestaltet und lockend.

Es wurde Frühling; die schwarzen Schollen starrten nackt zum überhangenen Himmel, und der Westwind trug den feuchten Erdgeruch durch die Lande. Hinter dem Hause, auf der Sonnenleiten, standen die Veilchen dicht, duftend und blau, wie noch nie. Gabriele pflückte,

wie in jedem Jahre, die ersten, wenn sie gleich dabei nicht mehr über den Bach sprang, wie noch vor kurzem, und tat ein zierlich gebundenes Sträußchen in ihre Bibel, wie sie's gewohnt war. Sieben Gefährten fand es zwischen den Blättern des heiligen Buches; es war das achte, und fürder kam keines mehr dazu. Das Brombeergenist vor dem wüsten Garten stand in weißem Blust; sie freute sich damit. Aber noch lieber denn je zuvor vernahm sie das Rufen der Wasser, die an ihrem Kammerfenster vorüber in die grünende Weite rannen.

Man hatte sie zum Milchverkaufe getan, der eine Nutzung Frau Salomes bildete und dem, neben einer ansehnlichen Erbschaft, diese ihr beträchtliches eigenes Vermögen dankte; denn das Mädchen sollte verdienen lernen. Es erwies sich geschickt und nicht unklug dabei; ein Teilchen des Gewinnes verblieb ihm: „Sie muß sparen können." Das legte Gabriele sorglich zusammen und freute sich mit seinem Wachstum. Das mißfiel Salomen keineswegs; sie hatte „das Kind" freilich niemals mit der Marie, die ganz befremdlich wirr und ängstlich geworden war, auf den Knieen liegen und inbrünstig die Brust schlagen gesehen. Beide beteten unbewußt um ein Gleiches: um Kraft gegen sich selbst. Niemals hatte die Bauersfrau auch Gabrielen beobachtet, wenn die ihr Erspartes vor sich liegen hatte, es überzählte und heimlich dabei erwog, ob es auch für alle Fälle — und sie hätte nicht einen bestimmten nennen können! — reichen möge. Das wurde ihr immer sauer, wie alles, was rechnen hieß; aber die kummervoll sorgende Falte der Stirn und das trübselige Hangen der

Mundwinkel bei solcher Arbeit hätte Frau Salome kaum verstanden, und so wäre ihr auch wohl das recht und eine neue Beruhigung gewesen . . .

Der Sommer kam, schwül und fast unbarmherzig. Gebräu nach Gebräu mißriet; das Eis in den Kellern des Brauhauses ging vorzeitig zur Neige, und Rupert war übellaunig und sorgenvoll. Der Graswuchs gedieh nicht; die Kühe litten, und Frau Salome sah mißvergnügt in die Welt. Unter beiden hatte Gabriele zu leiden. Fast allwöchentlich zog ein Wetter auf und verstörte Gabrielen und rührte das Tiefste in ihr auf. Sie hatte wiederum schlaflose Nächte, Tage, die endlos und traurig waren. Das, was vor ihr stand, kam nicht, kündigte sich nicht einmal an. Und dennoch klangen die alten, lockenden Stimmen gewaltiger denn je, rissen an ihr und wollten sie nicht lassen. Ungeduld fraß an ihr mit dem Langen des Lichtes; Laute äfften sie, bis sie zu Nacht nicht mehr wußte, was Wirklichkeit, was Spiel ihres fiebernden Blutes sei. Dazu wisperten allnächtig neben ihrem Fenster Menschenstimmen. Eine bedünkte sie vertraut und der Marie zugehörig; die andere war ihr fremd, aber in ihrem Tonfall lag etwas Dreistes und eindringlich Forderndes. Eine Neugierde nach dem, was dort verhandelt werde, war wohl in ihr; aber, am Ende — sie wußt' es halb und halb, und die lasse Müdigkeit, die so häufig ihre Glieder lähmte, wehrte ihr das Aufstehen. Und wer konnte ihr sagen, ob sie nicht wieder einmal genarrt war? Wie oft hatte sie sich gerufen geglaubt, sich erhoben, um dann nichts zu finden, als die schweigende Nacht, um mit schmerzenden Augen und brennender Stirn wieder ihr Lager zu su-

chen. Aber ein starker Neid auf die Flüsternden raunte in ihr: um sie warb niemand, und sie war doch schöner, unendlich schöner als die Marie. Denn diese hatte allerdings eine gefällige Gestalt, wie sie denn in dieser Beziehung mit Gabrielen eine entfernte Aehnlichkeit hatte, und ihr Gesicht war hübsch, sah man's schräg; aber sie war viel zu voll von Wangen, als daß sie, von vorne betrachtet, auch nur leidlich gewesen wäre. Und ihr vielgerühmtes Haar? Gabriele mußte lächeln und ließ die dunkelbraunen, welligen, feuchten Strähnen durch die Finger gleiten. Das war schön!

Sie wußte im übrigen auch keinen im Orte, den sie gemocht hätte. Herrn Glogars dachte sie nicht einen Augenblick mehr, da er nicht mehr ihr Lehrer war, so wenig sie vielleicht seine Werbung ausgeschlagen hätte; der Freiheit, die sie ihr brachte, wegen. Dazu aber machte er keine Miene; noch war ihm Gabriele zu sehr Kind, und er überhaupt der Mensch nicht, der irgend einen, gar einen so wichtigen Schritt ohne reifliches Erwägen und Besinnen getan hätte. Bücher trug er immer noch zu; sie aber las nicht mehr darin. Das, was sie zu wissen begehrte, stand auf ihren Blättern ja doch gewiß nicht. Oefter dachte sie des Franz; man nannte seinen Namen manchmal im Hause. Daß es immer nur zum Ueblen geschah, das schadete ihm bei ihr just nicht. Aber gelegen war ihr auch am Franz nichts, an niemandem — und dennoch: sich begehren, um sich werben, sich bitten lassen, wie es gerade jetzt, während sie so dachte, neben ihr geschah, das mußte ein Süßes, ein Berauschendes sein. Was wollte der Flüsternde nur? Sie erhob sich; eines ihrer Fenster, das nächst der

Küche, stand offen, und eine lüsterne Neubegierde zwang sie, zu horchen.

Die Nacht war sehr still und dunkel. Desto besser war sie geborgen, wenn ihr nachtgewöhntes Auge dennnoch den jüngeren Rüttemann erkannte; desto minder konnte ihr auch nur der leiseste Lispellaut entgehen. Der Mann hatte die Gitterstäbe mit beiden Händen erfaßt und hielt sich so halb schwebend über dem Boden. Vielleicht darum bebte etwas ganz Bewegliches in seiner Stimme, das Gabrielen durchfröstelte. „Ich bitte dich, Marie, sei klug. Gib nach!" hörte sie ihn raunen.

„Ich kann nicht, Franz, ich kann's nicht!" kam es zurück.

„Und hast mir's doch versprochen und hast geschworen, du kannst nicht leben ohne mich. Weißt noch?"

„Ich kann's aber nicht. Ich fürcht' mich zu sehr."

„Und wovor denn? Weißt denn nicht, wie gern ich dich habe?"

„Ja — aber wie viele hast du's zugleich? Und ich bin ein armes Mädel und hab' nichts wie meine Ehre, wenn mir die Großmutter auch eine Aussteuer versprochen hat. Aber was ist das für dich?"

Er sprach plötzlich Slavisch, in der Muttersprache der Marie: „Bin ich vielleicht kein armer Bursch? Ich war liederlich; aber siehst nicht, seitdem ich dich kenne, daß ich mich um gar keine mehr bekümmere? Wie könnt' ich sonst jede Nacht dastehen und betteln bei dir, daß ich mich schäme vor mir selber? Aber du hast mich gar nicht gern und sollst Ruhe haben vor mir."

„Jesus Maria!“ seufzte die Geängstigte, „ich hab' dich lieber, als mir gut ist.“

„Und ich kann dir noch eines sagen,“ fuhr Franz noch dringender fort, „ich werd' mich nicht immer so schinden müssen und plagen für den Bissen Brot, den mir der Geizkragen, der Johann, nicht einmal gönnt, wo ich doch so viel gelernt hab'. Er ist kränker, als eins weiß, und darf gar nicht heiraten, so gern er's möcht'. Die Doktoren leiden's ja nicht. Wer dann den Rüttemannhof kriegt, das weißt, und wie sich's als Rüttemann Marie lebt und anschafft, sollst nachher wissen.“

„So wart' bis dahin,“ bat sie. „Ich möcht' ja dein sein — aber vor Gott und der Welt.“

„Aber Gott muß vorgehn,“ entgegnete der Versucher.

„Laß mir Zeit. Ich möcht' vorher noch zur heiligen Mutter Gottes nach Bistritz am Hostein. Du kommst mit, und dort verloben wir uns vor ihr, wenn's auch sonst niemand weiß.“

„Ich kann nicht mehr warten und bin lutherisch.“

„Ja, und wie willst mich dann heiraten?“

„Du wirst's halt auch; willst mir denn gar kein Opfer bringen? Die Reichste könnt' ich haben im Landl, und du weist mich ab, statt zuzugreifen mit beiden Händen!“

„Ich tu's ja nicht. Ich wär' so froh, Franz!“

„So sperr' die Tür auf.“

„Ich kann nicht, das Haus ist verriegelt.“

„So komm morgen zu Nacht in den hintern Garten. Willst?“

Gabriele hörte sie schwer seufzen: „Ich komme."

„Und wann? So um elf Uhr?"

„So um elf Uhr."

„Gewiß? Auf deine Ehre?"

„Auf meine Ehre."

„So. Gib mir die Hand und einen Kuß darauf."

Wiederum schwieg die Nacht. Der Franz war verschwunden, als hätte die Finsternis ihren Mantel um ihn geschlagen. Nur aus dem Nebenraume klang noch das Klirren sich schließender Fenster in das Rauschen des Baches. Dann feierte der Hof, und Gabriele kroch in ihr Bett und fühlte geraume Weile hernach, wie ihr die Wangen plötzlich erglühten. Was war ihr nur durch den Kopf gegangen? Was war der Gedanke, den sie sich selber zu verhehlen, den sie die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag fruchtlos zu bannen suchte? Ihre ganze Willenskraft bot sie dazu auf; aber die war gering, und ein schweres Wetter, das in der Luft lag und das alles ahnend und bangend vorempfand, drückte auf sie.

Das Gewitter zog näher und näher, aber es wollte nicht losbrechen. Es machte den Tag grau, daß es früher als sonst dunkelte. Die Dämmerung überraschte Gabrielen im Grübeln; da schrak sie auf, zündete die Lampen, wie es ihres Amtes war, an und suchte in einer fremden Lebendigkeit Ablenkung für das, was dunkel und gewaltig in ihr quoll, Flucht vor sich selbst. Aber ihre Glieder schmerzten sie ein jedes; im Hause war ein Lärmen, denn man rüstete sich für ein neues Gebräu. Im Hofe befahl Rupert, und vorm Rollen der Fässer,

vorm Klirren der Windenketten tat ihr der Kopf weh. Aus den Ställen herüber klang das dumpfe Klagen einer tragenden Kuh; sie vernahm's nicht, wie man alle Mägde hinüberschickte; war viel zu verstört, um auch nur die Erregung der Tante zu bemerken, um nur eine Frage nach ihrem Grunde zu wagen. In ihr Zimmer ging sie zur bestimmten Zeit, aber sie entkleidete sich nicht. In stumpfer Erwartung harrte Gabriele Wagner der elften Glocke; sie wollte wissen, was sich im drübern Garten begab, endlich einmal, wenn auch nur ferne Zeugin dessen, sein, wovon sie so viel gehört, was neben dem Zirkus allein noch bedeutsam war für sie; Klarheit über das, wovon sie Ahnungen nur zu viele hatte.

Die Uhr schnarrte, holte aus, schlug. Sie zählte; noch vor dem elften Schlage aber öffnete sie die Tür zur Küche. Ein rascher Blick flog zum Bette der Marie; es war leer. Den Gang zum Hinterpförtchen, das zum Wasser führte, eilte sie durch; um sie war immer noch ein Rumoren aus dem Brauhause selbst, und die Angst, gesehen zu werden, raubte ihr den letzten Rest von Besinnung. Und dennoch konnte sie nicht zurück. Die niedrige Tür öffnete sie, vergaß, den Schlüssel abzuziehen, der allein ihr diesen Rückweg ermöglichen konnte. Ins Freie trat sie, in die sternenlose, atmende, nur vom Abglanze ferner Wetter durchleuchtete Nacht. Manchmal zog, einem schweren Atemzuge gleich, ein kurzes Windeswehen; dann rauschte es in den Baumwipfeln, und ein gebrochener und hangender Ast schlug gespenstig laut wider seinen Stamm. Ueber das knarrende Brücklein dann; das Wasserrad ächzte im Kreisen.

und verlorene Tropfen sprühten ihr an die Stirn. Sie kühlten nicht. An einem Hügelchen vorbei; sie hatte hier einmal ein Geheck junger Katzen gefunden, und in diesem Augenblick kam ihr bei, wie drollig die kleinen Dinger gewesen. Sie hielt sich im Schatten des Hügels und schlich achtsam und atemlos vorwärts. Da zuckte es ganz grell auf; sie trat, jäh erschreckt, aus dem schützenden Dunkel. Und fast im gleichen fühlte sie ihre Hand erfaßt. Ein „So bist doch gekommen?“ klang ihr ins Ohr; heiße Küsse flammten auf ihrem Mund. Sie wollte schreien und war keines Lautes mächtig; ihn zurückstoßen, und der Arm, welcher um ihre Hüfte lag, bannte sie wie mit Zaubermacht; entlaufen, und ihre Füße waren wie gelähmt. Ihr Herz schlug unbändig. Die Augen schloß sie, und die Welt versank ihr.

Auf dem Hofe, in den Ställen ging derweilen alles wie immer an solchen bewegten Tagen. Immer noch klang das stöhnende Gebrüll der kalbenden Kuh durch die Nacht, und die Marie wollte verzagen, daß sie sich hierher gefesselt sah. Endlich nach Mitternacht ward's ruhig. Für Rupert freilich noch nicht; immer noch schleppten die Handwagen Ladung nach Ladung Holz ins Brauhaus. Er aber erschien ganz unvermutet unter den Knechten, befahl und wetterte in jener Erregung, in die ihn eine Arbeit, von deren Gelingen so vieles abhängt und die so viele Umstände mißraten lassen können, immer versetzte. Da knarrte das Türchen von Salomes kleinem Garten. Gabriele hatte sich durch ihn geschlichen und wollte, da ihr der alte Weg nicht mehr zugänglich war, über den Hof zurück ins Wohnhaus.

Die irren Lichter um sie her blendeten sie; die müde Abspannung ihrer Glieder war noch tiefer geworden seither, und sie verzog ein wenig, ob sie wieder freien Atem und sicheren Tritt gewinne. So ersah sie Rupert; die Verstörtheit ihres Wesens fiel ihm auf, und ein jäher Zorn darüber, daß sie in so später Stunde sich herumtreibe, rief in ihm mit einem dunklen Argwohn, was sie aus dem Bette gejagt. „Landstreicherin!" schrie er sie an, „was tust noch da? Marsch ins Bett!" Sie antwortete nichts und schrak nur in sich zusammen, wie ein Traumwandelnder, den man anruft. Er wurde noch heftiger: „Hast nicht gehört?" und schüttelte sie an der Schulter. Da, im unklaren Bewußtsein, daß sie sich irgend verfehlt, im Bestreben, das zu bemänteln, gab sie ihm die dreiste Antwort: „Es geht nur die Tant' an, was ich tu'. Dich nichts." Rupert aber, in maßlosem Grimme — denn es war vor den Knechten geschehen, die seine laute Stimme herangerufen, und man munkelte ohnedies, daß er ohnmächtig sei seiner Frau gegenüber — schlug ihr hart ins Gesicht: „Da hast! Jetzt geh dich beklagen zur Salome . . ."

Sie schrie nicht auf. Sie schlug nicht die Hände vors so geschändete Antlitz. Nur die Kniee knickten ihr ein, nur die dunklen, sanften Augen sahen ihn an, so vorwurfsvoll und traurig, daß er den Blick lange nicht vergessen konnte. Dann stürzte sie ins Haus, in ihre Stube, durch die Küche, ohne für die Marie auch nur einen Gedanken zu haben. Es war der erste Schlag, den sie empfing und vor so vielen Niedrigeren und Fremden erdulden mußte. Und neben dem Schmerze, dem tiefen Gefühl der Demütigung war noch eine laute,

gellende Sorge in ihr: Wenn es nicht bei dem einen Hiebe blieb? Wenn das fortab öfter, vielleicht gar täglich geschähe? Und wenn man erst gar erfuhr, was ihr diese Nacht sonst noch bedeutete? Und über diesem Erwägen kam ihr erst die klarere Erkenntnis ihres Vergehens.

Sie mußte fort, daran war kein Zweifel. Und sie zauderte auch nicht, das zu tun, was sie mußte. Aus dem verborgensten Gefach ihres Schränkchens suchte sie das Lederbeutelchen hervor, das ihren kleinen Sparpfennig verwahrte. Dann sah sie sich grausend um in den öden vier Wänden, die ihre Jugend beherbergt und begraben, wendete sich zögernd, und die Schauder vor einer ungewissen Zukunft bewegten und durchfröstelten ihre Seele . . .

Es wollte grauen, als Frau Salome aus dem traumvollen Schlummer erwachte, in den sie nach der Mühsal und den Aufregungen der Nacht versunken. Ihr war, als fielen manchmal laue Tropfen auf ihre Hand; später, bewußter geworden, fühlte sie, wie ein heißer Mund starke, häufige, fast leidenschaftliche Küsse darauf drückte. Sie war noch zu matt, als daß sie völlig klar geworden wäre; aber sie richtete sich ein wenig auf, und da sah sie ihr Pflegekind vor dem Bettrande knien und unablässig weinen. Die Weichheit des Schlafes und die Milde, die es mit sich bringt, einem drohenden Verluste entronnen zu sein, waren noch in ihr; so wurde sie nicht heftig wie sonst, sondern fuhr der Störerin sacht und unbewußt übers Haar: „Gib dich ruhig, Kind. Ich werd's ihm schon zeigen, wenn dir einer was getan hat. Du bist mein," und sank wieder in die

Kissen. Dunkel bedünkte sie's dann, als wäre ihren Worten nur ein stärkeres Aufschluchzen gefolgt. Aber der Schlaf band ihr schon wieder die Zunge; und so wußte sie nicht für sicher, ob das Ganze nicht vielleicht nur ein ahndender Traum gewesen, ob sich Gabriele dann wirklich und zögernd zur Tür hinausgestohlen. Auch die Susanne erinnerte sich nachher, daß sich die Weinende etwa um die gleiche Zeit zu ihr aufs Bett gesetzt, bitterlich geschluchzt und allerhand gesprochen habe, das sie nicht recht verstehen gekonnt. Aber das war erst, als es Morgen geworden und man die Flüchtige beim Frühmahle vermißt hatte. Niemand dachte an eine Verfolgung: „Soll hingehn, wohin sie mag, gefällt's ihr nicht mehr bei uns," entschied die Tante. Und als Rupert beifällig lächelte — denn er war überhaupt in jener Nacht nicht zur Ruhe gekommen und der Zorn über ihre Vorwitzigkeit noch lebendig in ihm — da wendete sie sich nachdrücklich und langsam sprechend an ihn: „Du hast's gewonnen. Aber weh dem, der schuld ist daran — verstehst mich? Jedem! . . ."

Sie machte keinen Versuch, das zu verheimlichen, was geschehen. Keine Reise zu Verwandten wurde vorgeschützt, verschmäht die wohlfeile Lüge, mit der sich manch andere hinweggeholfen hätte über die erste Zeit. Das Haus ahnte etwas, somit das ganze Dorf. Sie aber schwieg. Und mit ihr darüber zu sprechen, das hätte niemand gewagt, der Salome Lohwag auch nur ein wenig genauer kannte. Denn sie hatte Gewalt über die Menschen; nun mehr denn je, da sie eine neue Wunde empfangen. Ihre Tiefe ermaß sie selber noch nicht; aber sie trug sie nach ihrer Weise und be-

dacht, sie denen zu vergelten, von denen sie ihr unversehens und hart war geschlagen worden.

Derweilen zog Gabriele allein ihrer schweigenden Straße. In den jungen Morgen hinein, der grau und ganz bewölkt überm Lande aufdämmerte. Nur gegen Süden zu, wohin sie schritt, lag ein fernes und unsicheres Streifchen Licht. Sie wollt's ein gutes Vorzeichen nehmen und konnt' es doch wieder nicht. Gering war, was sie neben ihrer Schönheit an Waffen besaß, den Kampf des Lebens aufzunehmen, den sie ersehnt und der ihr doch wieder unversehens aufgenötigt worden war. Gering ihr Vertrauen in sich und ihr Mut um die Zukunft. Ihr Herz war schwer, und das Angedenken an die eine, verspätete Liebkosung, die sie in jenem Hause erlebt, nagte und mahnte darin. Ihr Leben schien ihr zerstört. So flog sie aus, ein Vogel, der wohl einmal stark von Fittichen und wehrhaft von Fängen gewesen. Aber im Bauer versessen, wußte er sie kaum mehr zu gebrauchen, und der Flug, der ihr bevorstand, war weit, endlos weit; unabsehbar ferne ein ungewissestes Ziel, das kaum gesparteste Kraft hätte erfliegen vermögen . . .

Neuntes Kapitel.

„Es wird wieder nur für zwei gedeckt von heute," hatte Frau Salome zu Mittag nach jener Nacht, die Gabrielens Flucht gesehen, der Marie geboten, als diese in gewohnter Weise drei Teller und drei Eßzeuge auf die bunte Wachstuchdecke des Tisches stellen wollte. Das war der ganze Nachruf, den sie der Verlorenen hielt,

und für die Welt ging das Haus der Lohwag nun neuerdings im gewohnten Geleise.

Die Brauersfrau griff bei der Arbeit zu, wie sie's gehalten allezeit. Nur daß sie sich jetzt selbst um Dinge kümmerte, um die sie sich sonst niemalen angenommen hatte. „Als könnte sie gar nicht genug zusammenscharren und weiß so schon nicht mehr, für wen," meinte die Susanne in gelegentlichen Konventikeln mit anderen Mägden oder mit Ortsinsassen. „Aber das schabt, rein um den vollen Geldsack. Das ist wohl gar froh, daß man das Kind los hat, und kümmert sich wenig darum, ob's wo auf der Landstraße verhungert. Und ich bleib' auch nur, um zu sehn, was für ein Ende das mit denen nimmt; ein gutes gewiß nicht." Man konnte kaum behaupten, daß die Susanne mit dieser Hoffnung allein gestanden wäre.

Aber mochte dem nun sein und werden wie ihm wollte, im Hause fehlte etwas. Aß man, so wurde das stille, feine Gesichtchen vermißt, das so wandelbar von Zügen und so lebendig von Mienen gewesen, daß man nicht zwei Tage die gleiche vor sich zu haben glaubte. Das wirkte häßlich, als wäre etwa ein leerer Flecken an einer Wand, die sonst ein helles und fröhliches Bild geschmückt. Man braucht lange, ehe man sein Fehlen gewöhnt wird, und auch dann noch bleibt die Stube kahl und traurig, und etwas Sonne, etwas Freudigkeit ist fort daraus. Nach Tische mußte sich Rupert selber bücken, wollte er seine lange Pfeife entzünden; das fiel dem beleibten Manne schwer genug, und er mußte der behenden und hilfreichen Hand gedenken, der er auch nicht ungerne zugesehen, wenn sie ihm

den Zucker in den schwarzen Kaffee tat und dann zierlich mit dem Löffelchen die Stücke umtrieb, bis das würzige Getränk die gehörige Süße gewonnen. Wurde es Abend und galt es, die Lampe zu entzünden — ein heiliges und in einem rechten Hause fast symbolisches Tun — dann besorgte es Frau Salome wieder selber, ob sie gleich schon in den Jahren war, wo man sich nicht mehr gar gerne reckt. Las sie aus der Bibel, dann horchte niemand mehr — aller Ecken und Enden fehlte etwas, und man wußte nur zu genau, was es war . . .

Die Eheleute wagten nicht mehr zu hadern miteinander, und dennoch war das Bedürfnis danach immer noch rege in ihnen, desto stärker sogar, weil der Stoßballen zwischen ihnen, weil diejenige fehlte, an der sie sonst ihre Uebellaune büßen gekonnt. Aber sie fürchteten sich wahrhaft voreinander und vor sich selbst. Denn sie wußten: der erste Streit mußte entsetzlich ernst und von Folgen sein, nun jener Schlag, den Rupert in Gabrielens Gesicht getan, in der Seele ihrer Pflegemutter brannte, wie damals im Angesichte der Unseligen. Er kannte sein Weib, und ihn täuschte ihre Ruhe nicht; er allein verstand auch die Unrast in der Arbeit, die sie nunmehr bekundete. Sie wollte sich übertäuben, sich hinweghelfen über die Zeit, in der sie die Spuren verfolgte, die allein sie zur Klarheit darüber führen konnten, was sich in jener Nacht begeben. Insolange sie aber nicht selbst die letzte Ursache davon ergründet hatte, galt sicherlich er ihr für den Schuldigen und den Zahlenden; denn sie pflegte nicht ins Unbestimmte hinein ihre Gefühle oder Pläne zu stellen. Sie hielt sich ans Tatsächliche, erwog lang vorher, was in

einem bestimmten Falle zu geschehen habe, und tat es dann sicher und ohne Bedenken. Das hatte er oft an ihr bestaunt, da es noch ihm mit zugute gekommen; nun, wo es sich gegen ihn kehren konnte, erfüllte es ihn fast mit Bangen, und er ersehnte die alte Zeit herzhaften Streites, verwünschte, die ihn darum gebracht, verlor ein gut Teil seines Behagens am Leben, seines Mutes und seiner Sicherheit dieser verschlossen sinnenden Frau gegenüber, die ihn so noch unbedingter beherrschte, denn je zuvor. Sie aber tappte immer noch in der Verworrenheit. Umsonst hatte sie Gabrielens Schränkchen durchforscht; nichts fehlte, nur die wenigen Gulden, die sie vielleicht erspart haben konnte, die geringen Kleinodien, die sie gelegentlich zum Geschenke erhalten. Die Ordnung darin war nicht ganz so, wie sie sein sollte, und Frau Salome erzürnte sich ein wenig darüber, selbst über den leichten Sinn, mit dem Gabriele sich zur Flucht gewendet hatte. Denn sie konnte von Dingen, deren ein Mädchen immer bedarf, kaum so viel mitgenommen haben, als was sie bequem in der Hand tragen konnte. Aber kein Brief, kein Zettelchen, das ihr einen Faden an die Hand gegeben hätte, fand sich. Sie durchsuchte die Taschen ihrer Kleider — vergebens. Sie blätterte ohne alles Ergebnis in der Bibel der Verschwundenen; denn es war immerhin möglich, daß sie darin ein Blättchen versteckt und vergessen hatte. Nur die Veilchen lagen im Buche, und ob sie gleich zu Anfang auflodern wollte, über eine solche Entweihung des Wortes Gottes, das nach ihren Begriffen nichts mit Weltlichem gemein haben durfte, so zwang sie sich doch und warf die Blumen nicht fort.

Vielleicht waren sie ihr zugetragen worden, war der zu erforschen, der ihr diese heimlichen Liebesbeweise zugesteckt. Und etwas wie die behutsame Klugheit eines Jägers, der ein seltenstes Wild beschleicht und sich ängstig hütet, auch nur eine noch so leise Fährte zu verwischen, lebte in diesen Tagen in ihr, während dieses Suchens und Erwägens, das ihr so aufregend und peinvoll war, daß sie noch keine gleiche Zeit durchgelebt zu haben glaubte; und so ward ihr Gedenken an die Flüchtige immer frischer und lebendiger.

Auch sonst noch wußte sie selbst aus der Ferne an sich zu gemahnen. Briefe von ihr kamen; sie wurden wohl angenommen — Salome kannte die ängstliche Hand, die ihre Buchstaben immer in den gleichen sauberen Kinderzügen hinmalte und nicht Festigkeit gewinnen wollte, solange ihre Eignerin lebte. Eröffnet aber wurden sie nach dem ersten nicht mehr; der enthielt neben einigen Worten des Abschiedes nur die Mitteilung, daß sie sich einer Kunstreitergesellschaft angeschlossen habe, über den Grund ihrer Flucht aber nichts. Wozu also erst lesen? Der Poststempel allein sprach beredt genug für Frau Salome. Nicht zweimal war er der gleiche; aus keiner nur irgend größeren Stadt kam er. Daß Gabriele überhaupt schrieb, war ihrer argwöhnischen Tante Beweis genug dafür, daß es ihr übel ging; für ein ruheloses Leben zeugte der stete Wechsel ihres Aufenthalts, für die dürftige Kläglichkeit der Truppe, zu der sie ererbtes Blut hingeführt, die Kleinheit der Orte, in denen sich die umtrieb. Sie vernichtete aber auch keine der Zuschriften, sondern sie tat sorgfältig geordnet zur Bibel und zu den übrigen Erinne-

rungen an Gabriele, die sie verwahrte, was ihr immer von der Schweifenden zukam. Das Wichtigste darunter hatte ihr freilich der Zufall in die Hände gespielt; sie hatte den Schlüssel zum Herzen und der Seele des Mädchens in ihrem Besitze und wußte ihn damals dennoch nicht zu gebrauchen.

Man hatte — ein fruchtloser Versuch, der von Zeit zu Zeit wiederholt wurde — den Himmelteich wieder einmal ausgefischt. Sie überwachte die Arbeit der Männer, die — eine große Beängstigung für zahlreiche Frösche — mit mächtigem Geschrei, in Booten sitzend, ihre Netze durch das stille Wasser schleppten, und stand dabei vor Gabrielens hohler Weide, von der aus man ganz vortrefflich das Brauhaus selbst wie den Weiher vor Augen hatte. Das ganze Lärmen war, wie immer noch, verloren, und wie sie sich nun, ärgerlich genug, wendete, da fiel ihr Blick in die Höhlung des Stammes. Das Wurmmehl und der Moder der Jahre deckten den Boden; sie stieß heftig mit dem Fuße darein. Ein Stäuben erhob sich, und sie bückte sich erbleichend: ihr scharfes Auge hatte Spielzeug unter dem Wust erspäht. Sie hob es auf; eine Docke, von deren Wangen der Regen längst die letzte Farbenspur verwaschen hatte, eine Klapper langte sie hervor, und ihr rascher Geist überflog, wem diese Dinge einmal geeignet haben könnten. Sie wußte kein Waisenkind, kein verwaistes Herz im Dorfe — wenn nicht eines . . . Und die Sachen sorglich bergend, trug sie diese ersten Spuren einer Heimlichkeit, von der sie auch nicht die leiseste Ahnung gehabt, heimwärts, tat sie zum Uebrigen, erwog, was ihr Sinn und ihre Deutung sein möge, in der un=

heimlichen Stille ihres sich mehr und mehr umdüsternden Gemütes, dem sachte alles nur Bezug auf eines gewann . . .

Sie hatte früher gar kein Auge und kein Verhältnis zu ihrer Umgebung gehabt. Die wurde ihr mit einemmale wichtig. Sie bemerkte, daß der Franz Rüttemann plötzlich nicht mehr unter den Nußbäumen erschien, wenn er sonst im Sommer keinen Abend darunter gefehlt hatte. In den ersten Tagen war er allerdings ganz auffällig um das Haus gestrichen, dessen glaubte sie sich zu entsinnen, wie dessen, daß die Marie in jener Zeit überaus bänglich und befangen und kaum ans Fenster oder auf den Hof zu bringen gewesen war. Dann war er verschwunden, und das Mädchen erschien fortab wie befreit und nur von einer sonderbaren Frömmigkeit erfüllt, die selbst Frau Salomen übertrieben erschien, die sonst, ihrer Behauptung nach und weil sie selber durchaus gläubig war, wohl auch in Wahrheit in dem Punkte etwas vertragen konnte. Es hielt jeden Fasttag und schuf sich durch häufiges Beichten neue; es betete mit ungemeiner Innigkeit und laut, benutzte jeden freien Augenblick, um in die Stadt zur Kirche zu gehen, da im Dorfe kein katholisches Gotteshaus war, und vernachlässigte sogar seine Pflichten darüber. Sonst wäre Frau Salome in einem solchen Falle sonder allen Zweifel dareingefahren; hier entwickelte sie eine unerhörte Geduld. Ihr war, als bestünde irgend ein Zusammenhang zwischen Gabrielens Flucht, des Franz Rüttemann Fernbleiben und der fröhlichen Gottinnigkeit der Marie. Welcher Art das sein konnte? Das war ihr freilich noch ein Rätsel; aber

der Glaube stand ihr fest, und so bevorzugte sie die junge Hausmagd in jeder Weise, war mild und nachsichtig ihr gegenüber und harrte mit stiller Spannung, ob und wann die ein Wort und ein Vertrauen ihr gegenüber gewinnen werde.

Eine harte Geduldprobe hatte die harte Frau zu bestehen. Der Sommer ging ganz darüber hin, es kamen die langen, öden Herbstabende, die ihr nur zu viel Gelegenheit zum Sinnen und Nachdenken boten, ehe die Marie ungerufen an die Tür der Wohnstube pochte. Einen Augenblick lang dachte Frau Salome, das gleiche führe sie zu ihr, was so viele ihrer Vorgängerinnen schon in dieses Zimmer geführt, und wollte zornig verzagen. Aber ein Blick auf das ruhige und gefaßte Wesen des Mädchens belehrte sie ihres Irrtums, und so erhob sie sich vom Sessel und brannte darauf, was ihr wohl verkündigt würde. „Ich komme der Frau aufsagen und ihr danken für alles Gute, und sie bitten, ob ich nicht gleich dürfte gehen," begann die Magd ohne jede Einleitung.

Salome nestelte ihren Schlüsselbund von der Hüfte und hielt ihn in der Hand:

„Und warum willst du fort? Du hast's gut genug bei uns gehabt, soviel ich weiß."

„Ich hab's gut gehabt und hab' mich auch schön bedankt dafür," entgegnete die Marie. „Und wenn ich nicht mehr hier bleiben will, so ist's kein Grund, als weil ich ein weites Gehen vor mir habe und nicht weiß, ob ich zurückkomme, und gar nicht kann verlangen, daß mir der Dienst aufbehalten wird so lange, wo man Mädchen bekommen kann, wie viel man will."

„Und wohin mußt denn? Ich möchte dich gern behalten, weil ich dich gut leiden und brauchen kann.“

„Zur heiligen Muttergottes nach Bistritz am Hostein“; sie bekreuzigte und neigte sich ehrfürchtig dabei, und es kam der strengen Frau gar nicht lächerlich vor, so sehr sie sonst das „heilige Getue und den Heiligendienst der Papisten“ haßte. „Ich hab' mich ihr verlobt und will zu Fuß hin und zu Fuß von dort, und mag nicht mit der Prozession gehen, und darum, und weil ich gerne meine Zeit voll hätte, bin ich so lange geblieben. Denn ich hab' allein der gnadenreichen Jungfrau zu danken, weil sie an mir ein Wunder getan und mich behütet hat vor Elend und vor vielem Unglück.“

Salome ließ sich nieder: „Setze dich und erzähle mir, wieso? Ich kann dir vielleicht raten oder sonst etwas tun für dich. Und ich tue es. Du weißt, ich verspreche nichts, was ich nicht halten will.“

Seltene Güte wirkt; die Marie stand bestürzt vor dieser Aufforderung und dieser Verheißung, deren geheimen Grund sie nicht ahnen konnte, wenn ihre Gebieterin überzeugt war, endlich der Lösung ihres Rätsels sich zu nähern. Sie stotterte: „Wenn die Frau erlaubt,“ und setzte sich auf die letzte Kante ihres Stuhles; die roten und rauhen Hände faltete sie andächtig auf dem Tische und erzählte dann, wie sie der Rüttemann Franz bald um die Ehre beschwatzt hätte. Weitschweifig und mit vielen Wiederholungen berichtete sie, wie sie den schlechten Kerl kennen gelernt und wie er ihr allenthalben aufgelauert und sie drangsaliert mit Bitten und mit Verheißungen, bis sie sich nicht mehr zu helfen wußte vor ihm und ihm versprach, zu Nacht in

den hinteren Garten zu kommen. Da aber sei eine Kuh schwer erkrankt, sie konnte nicht fort aus dem Stalle — und das sei ein Wunder der Jungfrau Maria gewesen. Denn Tags darauf sah sie den Franz nicht; aber eine Base traf sie, die mit ihrem Kinde, das des Rüttemann war, zwei Meilen weit gekommen sei, um ihn zu bitten, etwas für sie oder doch wenigstens das Kleine zu tun. Der aber hatte gelacht und ihr geantwortet, er habe selber nichts und müßte sehr reich sein, um alle zu befriedigen, die ähnliche Ansprüche an ihn zu haben glaubten. „Das hat sie mir erzählt, und wie schlecht, daß er noch sonst ist; und er war frech genug, mir auch dann noch keine Ruh zu geben, und hat doch gewußt, daß die Kathi bei mir ist gewesen. Und ich hab's ihm auch gesagt, was ich von ihm meine. Aber begreifen wird's die Frau, wenn ich nicht mehr in dem Orte bleiben will, wo ich mich schämen muß vor ihm und vor mir selber, daß ich bald so dumm gewesen wäre. Und nun bitt' ich die Frau recht schön, daß sie mich austreten läßt noch vor dem Ziel."

Keine Wimper in Salomes Antlitz zuckte, während die Marie dies redete und häufig errötete dabei. Keine Gebärde verriet Ungeduld; nur der Schlüsselbund in ihrer Hand zitterte und begleitete erklirrend mit seltsamer Musik die Worte der Marie, und der Frau war einmal, als lägen schlanke, weiße Finger neben denen der Redenden. Nun hakte sie den Silberring wieder an seiner Stelle fest. „Und kannst mir noch sagen, wann das geschehen ist? Wann du zu ihm hättest kommen sollen?"

„In der gleichen Nacht, wo das Fräulein Gabi

fort ist, weil sie der Herr geschlagen hat. Und ich möcht' bitten, ich will auch nicht mehr zurück, weil ich die so gern gehabt hab', und kann's nicht gewöhnen ohne sie."

Sie erhob sich, und Frau Salome tat es ihr nach und trat an den Geldspind. Den Lohn, welcher der Marie noch zustand, zählte sie ihr auf den Tisch. Dann sprach sie: „So geh, wenn du nicht bleiben kannst. Es ist auch besser, als du wärest bei mir; aber vor dem Franz brauchst du dich nicht zu schämen, und er möcht' dir nichts mehr machen. Denn ein Mann kann keinem Mädel was tun, das es nicht will oder es ihm nicht so bestimmt. Und nun geh!"

Sie war allein, und das Stürmen in ihr und die besonnene Gelassenheit, die sie sich abzwang, beklemmten ihr die Brust und nahmen ihr den Atem. Da war etwas — ein Lichtstrahl, der freilich nicht genügte, das Dunkel zu erhellen. Nur eine Art Weg wies er; nun galt es, überdenken und abschätzen, wohin der etwa führen möge . . .

Aus ihrem Gärtchen tretend, hatte Rupert Gabrielen gesehen. Woher aber konnte sie dahin gekommen sein, wenn nicht aus der Wüstnis jenseits des Wassers? Dort hatte die Marie sein sollen, dort war der Franz gewißlich gewesen. Was hatte ihr Ziehkind dorthin geführt? Sie ahnt' es nicht; aber daß es in solcher Zeit heimlich seine Stube verließ und einen solchen Ort aufsuchte, das war ihr Verschuldung genug. Was war dort geschehen? Eine neue Frage; aber etwas mußte sich begeben, einer Schuld mußte sich Gabriele bewußt gewesen sein, sonst wäre sie nicht entlaufen; sonst hätte sie — tat sie es schon in jäher Verwirrung —

zumindest aus der Ferne im ersten Briefe Anklage erhoben gegen den, der sie grundlos mißhandelt. Und der Franz war wieder einmal im Spiele gewesen; ein wütender Haß gegen ihn, welcher der Sittenstrengen immer ein Greuel gewesen, tobte in ihr zugleich mit einer tiefen Scham aus Gabrielens Seele. „Sein Maß ist vollgerüttelt, und es ist Zeit, daß die Schale des Zornes überfließe," flüsterte sie vor sich. „Denn ihr sollt keinen Buhler noch Ehebrecher dulden in eurer Mitte, spricht der Herr." Und wie der Dolmetsch und das Gefäß von Gottes Zorn fühlte sie sich in dieser Stunde.

Es galt ihr auch völlig gleich, daß sie den Franz allein nicht treffen konnte. Sie mußte über den Johann hinwegschreiten, wollte sie ihm zu Leibe, und war auch entschlossen dazu. Er galt ihr allerdings für einen anständigen Menschen; scharfblickender als andere, hatte sie ihn vordem selbst bemitleidet, bedauerte ihn sogar jetzt, wo sie mit unbarmherziger Klarheit Mittel und Hebel erwog, die ihn gänzlich zugrunde richten mußten. Aber an ihren Entschlüssen änderte diese weichere Empfindung nichts; seine Gutheit, die sich bloß im Ertragen und Dulden bewährt, sprach ihn nicht aller Rechenschaft ledig, und — war der Franz sein Verhängnis, dann sollte er es ganz und bis zum Ende bleiben.

Sie machte Licht, nahm ein Blatt Papier und begann zu rechnen. Ziffer nach Ziffer schrieb sie untereinander; jede war stattlich für sich und bedeutete etwas: eine gute Hypothek oder den Betrag einer Spareinlage, oder den Wert von Papieren, deren

Sicherheit über jeden Zweifel war. Dann überzählte sie ihre Gold- und Silberrollen; es war viel, was so unfruchtbar dalag, weil sie sich mit Bargeld freute und es gerne zur Hand hatte. Einen starken Strich machte sie dann unter alle die Zahlen, summierte und zerriß mit zufriedenem Kopfnicken ihre Aufzeichnungen: es reichte. Aber kein Laut kam dabei über ihre Lippen. Gingen ihr vielleicht die letzten Folgen der Entschlüsse, die sie gefaßt, schon durch die Seele?

Und dann, als wollte sie sich unbewußt verfestigen in ihren Plänen, ging sie in Gabrielens Zimmer. Ihre Funde breitete sie vor sich aus; aber noch galten ihr die Spielsachen nur als Beweise eines unausrottbaren Leichtsinns, einer eingeborenen Neigung für Hehlung und Schleichwege. Fast stark aber griffen ihr die Veilchen ans Herz; das letzte Bündelchen lag im Evangelium des Matthäus, im vierten Kapitel, dort, wo geschrieben steht: „Der Mensch lebt nicht allein vom Brot, sondern von einem jeden Worte, das aus dem Munde Gottes geht." Sie las die Stelle mehrmals, und gemach begann ihr der tiefere Sinn der Worte aufzugehen. Denn aus ihrem Hassen quoll ihr etwas wie Liebe; beide Empfindungen eines und nicht zu trennen. Und die welken Blumen raunten beweglich genug und erzählten ihr von einer Jugend, die nicht genossen, von Lenzen, die ihrem Kinde — so hieß ihre Gabriele fortab — fruchtlos und trauervoll verronnen waren.

Ihr Haupt sank recht tief herab; ihr Herz arbeitete, und Ungeahntes rief darin. Aber sie hielt sich gleich wieder strack, und so merkte Rupert, als er heimkam, nichts von dem, was sich mit ihr begeben. Beim ersten

Nahen der bekannten Schritte steckte sie das Spielzeug mechanisch unter ihre Schürze, schlug einige Blätter der Bibel um. Sonst verharrte sie regungslos, und er störte sie nicht, bis sie den Kopf hob und mit ihrer tiefen und gebietenden Stimme sprach: „Johann Rütemann wird wieder Geld brauchen; kommt er noch einmal zu dir, dann wirst du ihm geben, wie viel er will.“ Er staunte: „Was?“ — „Es ist von meinem, und ich werde dir's geben. Kommt er nicht von selber, dann bietest du es ihm an.“ — „Was?“ schrie er noch verblüffter. Sie aber, achtlos auf seine Unterbrechung, fuhr fort: „Er hat die Hannakin kaufen wollen; mag er sie noch, dann darfst du sie ihm auf Borg geben.“ — „Was?“ und auflodernd: „Dem deine schönste Kuh? Der ist ja die Ziegel auf dem Dach schuldig.“ — „Ich weiß. Und du wirst ihm Geld geben, und den zweiten Satz auf dem Hofe kaufen wirst du auch und ihm die Hannakin leihweise verkaufen. Ich will es — ich!“ Und sie richtete sich hoch auf, daß sie ihn auch körperlich um Haupteslänge überragte. Und mit einem Lächeln, das ihm garnicht gefiel, fügte sie hinzu: „Die Kuh soll ihm den Hof fressen. Begreifst, Rupert? . . .“

Er begriff nicht, und ihr verschlug's nichts weiter. Stolz und schreitend verließ sie das Gemach, tat ihrer Belege jeden an die gehörige Stelle, wie es sich geziemte und sie es gewohnt war. Dann trat sie an ein Fenster; es war — eine sonderbare Fügung — dasselbe, daran einst Gabriele jenes Zwiegespräch belauscht. Ihr in der Hand blieb ein Sträußchen; sie zerrieb es, und der Staub davon rieselte ihr über die Finger, während sie so in Gedanken hinausspähte auf die behenden Wasser. Ihr

Mund zuckte, und zwischen geklemmten Zähnen flüsterte sie die Worte: „Ich will sie binden mit ehernen Banden und meinen Fuß setzen auf ihr Haupt. Auge für Auge, Zahn für Zahn: sie sollen heimlos werden, wie sie mein Kind unstet und flüchtig gemacht haben."

Zehntes Kapitel.

Ein böser Winter war in jenem Jahre über das Kuhland hereingebrochen. Hereingebrochen; denn kein Herbst ging ihm rechtschaffen warnend und kündigend voran. Endlos waren die Regengüsse beim Abschiede des Sommers; sie währten, bis sich den fallenden Tropfen die ersten Flocken gesellten, bis dann der Schnee endlich allein die Gewalt und das Reich gewann. Das Obst fiel unreif von den Bäumen und verdarb; das Grummet verfaulte auf den Wiesen, und was davon eingebracht wurde, das war sauer und schlecht.

Es war ein böser Winter. Das Vieh galt Preise, die niemand erdenken konnte. Und dabei war keine Möglichkeit, es durch die schlimme Zeit durchzubringen, wollte man es nicht mit eigenen Augen verhungern sehen. In Galizien schlug man die Pferde rein um der Felle willen, und jeder Bauer, der davon hörte, wußte nicht, was tun und wie sich helfen. Offene Hände blieben damals zur Faust geballt, damit ihnen ja kein übriger Kreuzer entfalle. Sparsamkeit allein konnte retten. Und dennoch kam damals in manches Haus, das festgefügt für Ewigkeit schien, der erste Riß; nur wer ganz heil war und niemandes bedurfte, mochte entrinnen.

Denn nichts ist schwerer zu erschüttern, als ein Bauerngewese, das gesund und makellos auf dem Erbe der Ahnen ruht; nichts leichter und unheilbarer, als eines, dessen Wurzeln angefault sind. Die Erde selbst bebt unter solch einem; wer möchte da entkommen und wohin sich flüchten?

Es war ein böser Winter — Johann Rüttemann konnte davon erzählen. Und dazu tauchten allenthalben Gläubiger auf, von deren Dasein er keine Ahnung gehabt. Da sollte er für den Franz gutgestanden haben, dort war er selber zu Buch. Er rechnete auch gar zu ungern seit langem. Und das alles stürmte nun auf ihn ein und wollte mit gutem Geld gelöst sein. Er tat's; was nicht niet- und nagelfest war, wurde verkauft. Den Hof selbst aber aus freier Hand feilzubieten, dazu konnte er sich doch nicht entschließen. Er hing an dem Boden, von dem auch nicht eine Scholle mehr ihm gehörte. Ein Wunder konnte geschehen; und konnte er auch nicht kämpfen für das Ererbte seiner Väter, er wollte es doch nicht freiwillig aufgeben, ob es gleich mehr und mehr der Wüstnis und der Entwertung anheimfiel. Er sah's, aber er schwieg. Ihm war oft, als greife eine unbarmherzige Hand nach seinem Halse und würgte ihn daran. In Frau Lohwags Schrein aber lagen Wechsel an Verschreibung; sie wollte gründlich sein, wie immer, und gewiß, daß keine Menschenkraft den Schlag abwenden konnte, den sie zu führen gedachte, und sie kannte den Wert des Grundes und wußte, daß er noch immer beträchtlich höher war, als seine Verschuldung betrug.

Die Schuldklagen kamen; er nahm sich nicht einmal einen Anwalt. Der zweite Satz wurde gekündigt; ihn

lähmte ein stumpfer Sinn und die Hoffnungslosigkeit seiner Lage. Woher Geld nehmen — und endlich, was nützte es, bekam er's gar geliehen? Der Franz mit seinen Sachen verschwand aus dem Hause; er ging ihm nicht ab, und dachte er, was ihm der Jüngere alles zubereitet, dann konnte er doch nicht grollen. Es war nun so einmal. Er wäre vielleicht doch erzürnt worden, hätt' er den Bruder gehört, wie der in der Schulmeisterstube Abschied nahm. „Ich geh fort, Glogar." — „So, und wohin denn?" — „In die Stadt werd' ich." — „Und was gedenkst du dort zu machen?" fragte der Lehrer. — „Ich will schauen, ob ich ein Geschäft anfangen kann. Ein Wirtshaus oder so was." — „Und hast du denn das Geld dazu?" — „No, etwas schon!" — „Und woher denn?" — Da lachte der Franz verschmitzt: „Glaubst denn, ich war wirklich so viel schuldig, wie der Johann hat zahlen müssen? Oder die Wirte, die Gauner, waren nicht froh, wenn sie die Halbscheid bekommen haben, wo sie's Ganze wollten? So kommt schon was zusammen, und dem Johann kann's gleich sein; dem war so nicht zu helfen. Und jetzt — behüt' dich Gott!" und hielt dem alten Schulgenossen die Hand hin. Den aber übermeisterte ein starker Ekel; er kehrte sich, als sähe er nichts. Franz Rüttemann aber war am Ende so gar viel an der Achtung des Lehrers nicht gelegen. Nur der Gedanke kitzelte ihn, dem andern den Grund davon zu sagen, warum Salome Lohwag den Großbauern so verfolge. Gabrielens Verschwinden, der Marie gewandeltes Benehmen, die Unversöhnlichkeit, mit der die Brauersfrau gegen seinen Bruder vorging — sie hatte alle, die irgend von ihr abhängig waren, zu gerichtlichem

Einschreiten gegen die Geschwister getrieben — hatten ihm die Augen geöffnet, der auch die Hoffnungen ahnte, die Glogar einst an die Ferne geknüpft. Aber er schwieg.

So kam der Tag, an dem der Rüttemann-Hof zu Unterheinzenwald mit allem Zubehör und allen Fahrnissen zum drittenmale zur Feilbietung gelangen sollte. Wenige Neugierige waren vorher ihn besichtigen gekommen; Geld war rar und Grundbesitz wohlfeil geworden im Lande. Die ließ der Johann von seinem Knechte herumführen; er selber rührte keine Hand, und man wußte nicht, womit er die Zeit hinbringe. Aber Langeweile empfand er nicht. Und als endlich der verhängnisvolle Morgen angebrochen, da lohnte er den Michel ab; in vieler Kupfermünze, etwas Silber und Papier legte er vor ihn hin, was ihm zukam. Dann sprach er schämig: „Möchtest mir noch eins tun, Michele?" — „Gewiß, Bauer, wenn ich's kann." — „Dann gehe in die Stadt und horch' zu, wer den Hof kauft. Ich möcht's noch heut' wissen und werd' warten auf dich. — „Wo denn, im Hause?" Da schüttelte der Johann den Kopf und ging hinter dem Knechte drein. Auf dem Prellstein vor der Einfahrt ließ er sich nieder und starrte mit seinen unklugen Augen ins Graue. Und als der Bote am Nachmittage wiederkam und ihm zurief: „Die Salome Lohwag hat's kaufen müssen!", da saß sein weiland Gebieter auf demselben Flecke und sah nicht aus, als hätte er sich in der ganzen Zeit gerührt. Nun stand er auf: „Ist recht. Ist eine gerechte Frau und schaut zum Ihrigen," sprach er vor sich hin und trollte ins Haus.

Es gibt nicht gar viele Dinge auf der Welt, die so ans Herz greifen, wie ein schweigender und verödender

Bauernhof im Frühjahr zur Abendzeit. Da sollen die Melkerinnen von Haus zu Stall eilen, die Pflüger sollen heimkehren, und helle Menschenlaute und starke Stimmen der Natur sollen ein lebendig Lied der Arbeit erheben, auf der zuletzt doch die Welt und all ihr Heil ruht. Der Rüttemann-Hof war stumm, als Frau Salome im Dämmern jenes Tages über ihn hinschritt. Unter einem Vorbau lagen rostend die Pflüge und die Eggen; keine Tierstimme erklang. Nur ein Rieseln, des sie nicht achtete, nur ein Aechzen, wenn der Wind durch die Ritzen des hinteren Tores zog. Sie trat ins Haus, das nun ihr eigen; die Stille ringsum tat ihr wohl, weil sie ihr Werk war, und doch wieder weh, die selber rastloser Tätigkeit gewohnt und das Leid gezwungenen Feierns zu begreifen fähig war. Die Stuben durchschritt sie; dann saß sie in ernstem Sinnen zum Ofen. Sie mußte Gabrielens gedenken, und daß sie nun quitt sei mit denen, die ihr das Kind in Elend und Verschuldung gestoßen; mit dem Andenken der Verlorenen selbst glaubte sie in diesem Augenblick fertig zu sein. Oder hatte sie nicht genug darum geopfert? Stak nicht alles, was sie in der harten Plage vieler Jahre erübrigt, in dieser Hufe? War's nicht hingegeben worden in einem Rausche, wie er nicht gar selten Leute befällt, die Kreuzer zu Kreuzer taten und dann plötzlich erkennen, wie reich sie eigentlich sind? Sie aber fühlte sich schon entnüchtert und rechnete schon wieder.

In solchen Gedanken hörte sie plötzlich schwere Männertritte trappeln. Die Tür ging auf, und der Johann Rüttemann trat hart und schnaufend ein. Ein Licht in schlechtem, zinnernem Leuchter hielt er in der Hand. Er

sah sie nicht gleich, denn seine Augen suchten den Boden. Endlich sah er auf und erschrak ein wenig, als er Salome erkannte. Und dann, mit einem sehr traurigen Lächeln, das ihr in die Seele schnitt, sagte er: „Ihr werdet schon nicht bös sein; aber ich bin's noch nicht gewöhnt, da anzuklopfen, in der Stuben da."

Sie erwiderte nichts. Er schien eine Antwort nicht zu erwarten. Das Licht stellte er nieder; eine schlanke, gezwieselte Gerte, die er in der Linken trug, lehnte er in eine Ecke. Einen Stuhl zog er zum Tische und ließ sich gebrochen darauf nieder. Dann starrte er, die Hände aufgestützt und mit müde nickendem Kopfe in die Flamme und schwieg, bis ihr sein Anblick peinlich wurde und sie gehen wollte. Nun hob er das Haupt: „Ich hätt' Euch noch etwas zu sagen. Ich hab' Euch was genommen, Frau Lohwag."

„Was denn? Es ist Euch von Herzen vergönnt," antwortete sie rasch.

Er wies nach der Gerte: „Das hab' ich abgeschnitten vom Haselstrauch vorm Tor. Das soll mein Wanderstecken sein. Und," er langte in die Tasche und zog ein Hufeisen hervor, „das hab' ich im Stalle gefunden. Möcht' doch wissen, seit wann's dort liegt," fügte er verwundert hinzu.

Sie wurde neugierig.

„Und wozu beides?"

Er nickte mit dem Kopfe: „Ich weiß, Ihr seid fremd. Und so will ich's Euch sagen: Ich geh' übers Wasser, nach Amerika. Und da will ich die Hasel pflanzen, damit ich doch etwas von dem Grunde habe, wo meine Eltern gearbeitet haben. Gedeiht sie, gedeih ich auch. Und

vom Hufeisen glauben wir, wer es findet, der hat Glück. Da möcht' ich Euch doch nicht das Glück wegtragen. Das, was ich auf dem Hof gehabt hab', das gönn' ich freilich einem jeden. Auch meinem Feind; aber ich hab' keinen. Keinen gehabt."

„Und der Franz?" rief sie unwillkürlich und ergriffen von so viel dumpfer Ergebung.

„Man red't nit gern," antwortete er. „Aber mein Feind war der Franz auch nicht — er war nur mein Unglück."

Er schwieg ein Weilchen. Dann kopfnickte er wieder: „Da sitzen zwei in der einen Stube. Und dem einen hat sie gehört, und die andere hat ihn fortgetrieben daraus und ist jetzt dort Frau, wie's seine Mutter vorher gewesen ist, und ich weiß nicht, wer noch alles von seinem Blut. Und der eine war ein reicher Mann und ist ein Bettler und hat doch keinen Haß auf die, welche vor ihm steht, und spricht mit ihr wie noch mit keinem. Denn ich kenn' Euch, Frau Lohwag; Ihr seid eine gerechte Frau und habt an mir kein Unrecht angefangen. Ihr werdet Eure Gründe gehabt haben. Ihr allein habt gesehen, wie alles gekommen ist, und habt Mitleid gehabt mit mir und mich sogar einmal gewarnt wegen des Franz. Und Ihr seid klug, denn Ihr seid calvinisch, und ich bin dumm, aber jetzt begreif ich doch: Ihr habt recht, wenn Ihr sagt, alles ist Schickung. Ich seh's, und mich getröstet's."

„Das geht nur aufs ewige Leben," entgegnete die Frau. „Und auch da kann die Gnade helfen."

Nur das Wort griff er heraus, das zu seiner Stimmung paßte. „Gnade? Was ist das?"

„Das wißt Ihr nicht? Unglückseliger Mann!" rief sie erschüttert.

„Ich kenn's nicht," sprach er gleich müde und klagend. „Hab's nie gewußt, was das sein kann. Mit mir hat's keiner gehabt. Aber doch — wenn einer soll gehenkt werden und man schenkt ihm 's Leben, dann ist das Gnade. Das kenn' ich. Aber kann er noch Freude haben davon, wenn er sich so hat fürchten müssen? Und ich hab' mich vor der Stunde da gegraut, wer weiß, wie lang. Jetzt ist sie da und mir fast leicht. Aber die Angst hab' ich gehabt und hab' gelernt, was das ist: Gnade." Er ließ den Kopf auf die Arme fallen und schwieg; aber es zuckte in ihm, und er hielt Salome gebannt.

Er richtete sich wieder auf, und seine Augen sahen so starr ins Leere, daß Salome erkennen mußte, wie er alles um sich vergessen habe. Sein plumpes Taschenmesser mit dem Stahl zum Feuerschlagen unten zog er; damit schnitzelte er aus der Tischplatte einen Namen, der da stand. „Soll niemand, der an dem Tisch sitzt, lesen, daß der Johann Rüttemann da gesessen hat. Das war mein Platz von der Zeit, wo ich noch Kind war, und daneben der vom Franz. Und jetzt hat niemand von uns mehr da was zu suchen, und ich bin schuld und bin's doch nicht, und meine Eltern sind's und sind's doch nicht."

„Wie meint Ihr das?" rief Salome verwundert.

Er schnitzelte weiter. Endlich war er fertig, und die blanke Fläche lag vor ihm. „Man red't nicht gern. Ich hab's auch früher nicht getan, weil ich niemanden schimpfen will, der sein Kreuz hat und trägt's nicht

mehr. Aber ich weiß eines, so dumm ich sein will: wenn eine Mutter ihr Kind nicht gern hat, dann soll man's ertränken lieber. Und wenn sie's dumm heißt und einen Simpel, dann erst recht. Mir hat meine beides getan, und man hat mich leider Gottes nicht in die Oder geworfen. Aber täglich hat man mir's vorgesungen: du bist dumm und hast ströherne Haare, und der Franz ist klug und hat seidenes Haar. Und habe ich was geredet, dann haben sie gar gestaunt und meine Mutter: Je, der Johann traut's sich! Und was ich angefangen habe, war schlecht und keinnutz, und ist es geraten: Der Narr, der ein Narrenglück hat. Und so verliert man das Vertrauen, und wie erst das Dorf gesehen hat, da haben sie es alle nachgemacht, und ich war der Buz und das Geschrecke für jeden. Und ich habe oft denken müssen, wie ich einmal dem Herrn Lehrer zugesehen habe, Klavier spielen. Da hat er auf eine Taste geschlagen und wieder auf eine und hat keine Ruhe gehabt auch nur eine Weile. Da hat mich das Ding erbarmt. Aber auf mir haben sie herumgetrommelt, und nicht einer, wem es eingefallen ist, gar mit Fäusten, und nicht Stunden, mein Lebenlang. Und nun schreie ich, wie der Klavier geschrien hat, und es mag keine gar gute Musik sein, was die Frau hört."

Er atmete schwer und röchelnd, und sie verstand alles, selbst sein: „Man red't nit gern,"; denn es war wirklich, als erpresse ihm eine fremde und feindselige Gewalt jedes einzelne Wort. Dazu tat ihr der schwere Fall der kurzen, gehackten Sätze im Ohr, sein Anblick im Auge weh, und dennoch konnte sie nicht los von ihm. Und aus innerem Bedürfnis heraus tröstete sie ihn: „Es

ist schon mancher wieder in die Höhe gekommen, der unten war. Ihr seid stark und noch jung . . ."

„Das glaubt Ihr selber nicht. Was kann ich werden jetzt? Tagelöhner. Und so jung bin ich nicht mehr, daß ich es auch nur erwarten könnte, bis ich wieder eine Hütten habe. Und Großbauer ist noch keiner worden, der einmal um Lohn gearbeitet hat. Oder soll ich nicht mehr am Bauerntisch sitzen, wenn es mir um einen Trunk ist? Da stürb' ich lieber; da gehe ich lieber übers Wasser nach Amerika. Dort kann mir's noch geraten."

„Und der Franz? Geht der mit?" fragte sie hastig.

Ein wirkliches Lächeln flog über sein Gesicht. „Das nicht. Was wollte der auch noch bei mir? Was er an mir hat tun können und sollen, hat er rechtschaffen getan. Nicht weil er bös war; er hat nur auch so müssen, wie ich ihm habe müssen zusehen, und wäre doch besser gewesen für uns beide, ich hätte es nicht. Oder noch besser: ich wäre sein Großknecht worden und er der Bauer. Wär' einer fleißig und brav gewesen für zwei. Dafür sind wir jetzt fertig miteinander. Und ich weiß auch, was ich will draußen: da geht der Weber von Wigstadtl mit, der hat vierzehn Buben und eine Tochter. Und die Marie nimmt mich draußen. Hier hat sich's nicht schicken wollen, weil sie nichts hat. Jetzt sind wir gleich. Da werde ich mich für mich selber plagen, und der Herrgott wird's gesegnen, wenn zwei anfangen mit nichts und füreinander."

Sie stand auf. Auch er tat es, und die beiden ragenden Gestalten standen einander gegenüber im ungewissen Lichte. Nun streckte sie ihm die Hand entgegen, und er schlug ein: „Ich hoffe, es ist Euch so verhängt,"

sprach sie mit ihrer metallenen Stimme. „Und Ihr werdet mir keinen Groll tragen, nun Ihr es in der Trübsal begriffen habt: es tut keiner, was er will, nur was er muß. Und keiner weiß, wie das ausgeht, was er getan hat. Mir ist bitter weh geschehen von da aus; aber wir sind jetzt auf gleich. Und braucht Ihr Geld, so will ich es Euch leihen. Kommt morgen ins Brauhaus."

Sie fürchtet sich und will mir meine Rache abkaufen, schoß ihm durch den Kopf. „Ich brauche keines."

Sie hatte den mißtrauischen Zug gewahrt und zu deuten gewußt, der sich jählings zwischen seine Brauen eingrub. „Ich weiß, was Ihr denkt, Johann Rüttemann. Ich habe vor niemandem Angst, und ich will es Euch leichter machen, sonst nichts."

„So komme ich. Und noch eines: was geschieht mit dem Hofe?"

„Ich will ihn zerschlagen und in kleinen Teilen verkaufen."

„Ist recht! Heißt er nach keinem andern. Ein Pächter müßte auch viel haben, wollte er ihn wieder dahin bringen, wo er einmal war." Das klang wie ein Schluchzen. „Der Herr Rupert ist zu alt dafür und doch kein rechter Bauer. Und wer soll ihn kaufen? Hat keiner das Geld dazu im Landl."

„Und nun lebt wohl, Johann." Er faßte wieder ihre Hand und nickte automatenhaft mit dem Kopfe. „So geht's. Das geht zu! Da geht's zu Ende mit einem, da fängt einer an. Da hilft einem, der einen ins Elend hat gebracht. Hat man wen Reichen genannt, so war es der Rüttemann Joseph. Hat nichts dafür können. Wird man von Lumpen reden, wird man seine Buben

berufen. Haben auch nichts gekonnt dafür. Das habe ich endlich begriffen. Kostet mich gerade genug. Ueber mich und Euch hat man am meisten geschimpft im Dorfe — das hat mir just Vertrauen immer gemacht zu Euch. Ich hätte auch oft wollen, ich könnte so sein wie Ihr. Ging nicht; hab's nicht können. Aber ich habe mich ausreden dürfen bei Euch — ich glaube freilich, sonst hätte ich die Geschichte dem Ofen da noch einmal erzählt. Der hat sie gerade oft genug gehört; warum soll's sonst niemand? Ich danke Euch für Euer Helfen, und ich danke Euch für Euer Hören. Ihr habt mich mächtig getröstet, Frau Lohwag."

Sie schieden. Er begleitete sie bis zum Tor und wollte sie durchaus bis ins Brauhaus zurückführen. Das litt sie nicht, denn sie hatte zu denken: an eine Unstete, der endlich ihre Vergeltung geworden war. Aber sie mußte sich auch sorgenvoll dessen erinnern, was ihr die gekostet hatte. Und Rupert? Sie hatte ihn beherrscht — konnte sie das noch, nachdem ihr eigenmächtiges Wollen einen solchen Teil ihrer Habe verschlungen, ohne daß sie auch nur wußte, wie viel davon gerettet werden konnte? Der Hof war teuer, sehr teuer.

Johann Rüttemann war fort, übers Meer, und hatte drüben die Weber-Marie geheiratet, wie er gehofft. In den Schnapsschenken der Kreisstadt trieb sich der Franz herum; ein verlotterter Geselle, der immer noch auf die Konzession zur Führung eines Gasthauses oder einer Branntweinbude hoffte, den niemand mehr mochte, wenn man nach alter Gewohnheit immer noch auf den Johann schalt, der im Lande hätte bleiben und für ihn weiter sorgen müssen. Begegnete Herr Glo-

gar dem Schulkameraden, ohne ihm ausweichen zu können, dann schämte er sich nachher durch Tage. Er allein kam noch ins Brauhaus, das sonst von den Bauern gänzlich gemieden war. Sie wollten mit den Wucherern, wie ihnen die Lohwags jetzt hießen, nichts mehr zu tun haben, welche die Rüttemanns ausgesogen hatten. Der Grund stand immer noch zu Kauf; erst einige Lose waren an Mann gebracht, und zwar zumeist an Slaven, die sich kinderreich und lärmend darin häuslich einrichteten. Das gab eine neue Anklage gegen die, welche sie ins Dorf gezogen hatten. Aber zwischen den Eheleuten fielen unablässig spitze Worte. Mit aller Entschiedenheit mußte Salome um die Behauptung ihrer Macht und ihres Ansehens ringen; sie blieb die Siegerin, aber sie fühlte sich oft sehr müde und ruhebang dabei.

Unter den vereinsamenden Nußbäumen erschien nur noch der Lehrer. Dort saß er, solange es ging, hinter einem Glase Bier, schalt sich einen Lumpen, war das ausgetrunken und kam ein neues. War er einer, dann hat es nie einen trübseligeren gegeben als ihn, mit seinem Gesicht voll Gram und voll Selbstvorwurf, der sich jeden Schluck mißgönnte und vorrechnete. „Er sieht aus wie das Leiden Christi," meinte Susanne, so oft sie ihn ersah. Dazu hatte sie nicht gar selten Gelegenheit, denn mit allen Mitteln suchte er Zugang zu den Lohwags und war glücklich, hatte Frau Salome ein freundliches Wort für ihn. „Es ist nur, weil ich die Ferne so geliebt habe, den Wundervogel, der wieder fortgeflogen. Nur darum hange ich ihnen an," sprach er zu sich selber. Denn er hatte einmal gelesen, jeder tiefere und volle Mensch müsse seine große Leidenschaft durchge-

macht haben. Seine war Gabriele gewesen; darum allein besuchte er die Stätten, wo sie geweilt, redete er sich nun vor. Aber daß er eines solch gehobenen Empfindens überhaupt fähig gewesen, das war ihm wiederum ein Trost in seinem Gram: es erhöhte ihn doch über den Troß gemeiner Alltagsmenschen und weihte seine Kümmernisse und damit ihn selber.

Elftes Kapitel.

Das Unterheinzerwälder Brauhaus war neuerdings verpachtet. Man hatte den Lohwags den Vertrag nicht mehr verlängern können vor der Abgunst der Bauern, die sich in jeder Art und aufs unverhohlenste betätigte. Kinderreiche Leute saßen nach ihnen darauf, und unter den Nußbäumen tummelte sich ihre hellstimmige, flachsblonde Brut und jauchzte im Hofe. Sie war hübsch genug; aber wer sie sah und etwa noch einer kaum vergangenen Zeit dachte, der schüttelte den Kopf, zog er Vergleiche und stieg ihm dabei Gabrielens beweglich holdseliges Bild auf. Der Rüttemann-Hof war endlich völlig aufgeteilt; eine lange Gasse erhob sich auf dem Grunde, der einmal einem einzigen Geschlechte geeignet. Eng aneinandergedrängt standen die Häuschen und erzählten so stumm von slavischer Art, die nach Gesellschaft verlangt, wenn der deutsche Bauer tunlichst einsam, möglichst ellbogenfrei zu hausen und zu schaffen liebt. Dort aber, wo das Odertal sachte ansteigt, an der Landstraße, die, mit Bergahorn und mit Linden bestanden, ins Gebirge führt, hatten sich die Lohwags ange-

kauft und wohnten so denen ferne, in deren unholdem Angedenken sie immer noch fortlebten — selbstbegnügsam und stolz, wie man sie immer gekannt, und so den Augen der Welt stets noch die Alten, die etwas Besonderes haben mußten, die sich in rüstiger Kraft zur Ruhe setzten, wenn der Bauer nicht ins Ausgedinge geht, ehe er es muß vor Jahren oder vor dem Drängen des nachwachsenden Geschlechts.

Es war aber lediglich Ruperts Wille gewesen, der die beiden alternden Leute hierher gebracht. Er mochte kein neues Geschäft mehr beginnen, und es war nun nicht mehr so selten, daß er recht behielt, wie es dereinstmals gewesen. Denn ob mit der Zeit, die seit Gabis Flucht verflossen, manches gleich wieder ins Geleise kam; ganz so, wie es vordem gewesen, wurde nichts mehr. Man stritt wohl wieder; von keinem Wochenmarkte konnte Rupert heimkommen, ohne von den schönen Pferden zu schwärmen, die dort feil gewesen wären. Er wünschte sich eines, und meinte dann Frau Salome, sie hätte genug von der Reiterei, dann konnte er spitzig erwidern, dafür bekäme jemand, den sie gut kenne, die garnicht satt. Das schnitt ihr in die Seele. Ihr Wunsch aber ging nach einer Kuh, und darüber, welches anzuschaffen sei, ging es nunmehr wie vor Jahren über eine wichtigere Frage. Der Stall blieb leer, wie damals die Wiege leer geblieben.

Aber der Wunsch der Frau hatte viel Sinn und Berechtigung neben dem des Mannes. Ihr bangte nämlich nach einer Arbeit, da sie mehr und härter vom Umschwung der Zeiten war betroffen worden. Einer Fürstin gleich hatte sie unter ihren Mägden geboten.

Das war zu Ende; sie allein mochte das Wenige versorgen, was für die Einsamen zu verrichten nötig war. Es war fast überflüssig, daß man die Susanne mitgenommen hatte ins neue Heim. Rupert verstand, sich zu schaffen zu machen; er trieb sich häufig in der Stadt umher, verhandelte mit seinem Anwalt, dessen Quälgeist er geworden, lag in ewigen Rechtshändeln mit allen Schenkern, die ihm von der Zeit seiner Tätigkeit her noch verschuldet waren. Davon sprach er gerne zu Hause; und sie, so gut sie erkannte, wie vieles Geld also vertan und verzettelt würde, wagte keine Einrede mehr. „Hast du vielleicht allein das Recht, das Deinige anzubringen?" hatte er einmal hämisch gefragt, und sie mußte verstummen. Ein zweitesmal wünschte sie sich das aber keineswegs, und am Ende — sie waren reich genug noch immer, um sich den Luxus eines Prozesses zu gönnen, der gewonnen erst recht nichts trug und viel kostete. Nun schon gar . . .

Alle diese Mittel, sich über die Zeit hinwegzuhelfen, gebrachen ihr. Sie wünschte sich manchmal sogar Gesellschaft; aber die zu gewinnen hatte sie in jüngeren Jahren nicht verstanden: wie denn jetzt, wo sie zu nackensteif und in sich ruhend für jene Liebenswürdigkeit geworden war, die der entfalten muß, der Freundschaft oder doch mindestens Umgang finden will? So kam denn allmählich eine große Leere in sie; besonders nachdem sie Vergeltung für Gabrielens Geschick genommen, so voll und so ausgiebig, als sie nur selbst ihr irgend wünschenswert erscheinen konnte. Nun aber wußte sie nicht mehr, was tun oder was beginnen; das Bibellesen und Beten allein konnte ihre Zeit denn auch nicht füllen.

Und so versank sie denn, da sie an ein Spazierengehen so wenig dachte, wie etwa ein Bauer, dem ein Gehen um des Gehens willen einfach ein Unding ist, mehr und mehr in ein Sinnen und Grübeln. In der Oednis der eigenen Brust versank ihr nimmermüder und rastloser Geist, und darinnen fand er Bilder aus vergangenen Tagen, insonderlich eines, das nicht zu tilgen noch zu bannen war. Es wurde ihr fast lieb; so regelmäßig erschien es ihr, so häufig sah es sie mit den stillen, waldlichtfeuchten Augen Gabis an.

Dazu nun, daß ihr diese Erinnerung immer lebendig bleibe, tat auch Herr Glogar das seine. So oft der Schulmeister irgend konnte, sicherlich also am Nachmittag eines jeden Samstags, klopfte er an die Tür Frau Salomes. Sie hatte das Herz nicht, ihn fortzuweisen; er begehrte nichts als einen Gruß, als eine kurze Weile Duldung am Tische. Dann ging er wieder; fand er die Frau besserlaunig, so wagte er vielleicht gar eine Hindeutung auf die Ferne. Immer mit dem gleichen Mißerfolge. Oder er schlich zu Susanne und hörte ihr „Sie ist schlecht aufgelegt, die Gabi hat wieder geschrieben," und holte dann aus der Dinge aus, die er schon längst wußte, und bestärkte sich so mehr und fester in seinem wunderlichen Glauben. Bis ihn zuletzt alle gewöhnt waren, bis Frau Salome selbst die unerschöpfliche Geduld bewunderte, die Gutmütigkeit, mit der er ihre Heftigkeit ertrug, wenn er zum guten redete, die Anhänglichkeit und Treue, mit der er sich ans Bild der Verlorenen klammerte und die Hoffnung nicht fahren lassen wollte, es werde sich doch alles zum guten und ihr zu Ehren entwirren. Um den geheimsten Grund, den

er dazu hatte, wußte sie nicht — Herr Glogar war nicht der Mann, der so leicht und so wohlfeilen Kaufes eine Weltordnung oder das Vertrauen in die Güte seines Gottes aufgab. Er fehlte ihr bald an seinen Tagen, und die Stunde war nahe, von der ab sie ihn selbst als Freund und Vertrauten sah. Eine bittere war es für beide und kostete beiden genug . . .

Es geschah nur sehr selten, daß die Frau Salome zur Stadt ging, die man von ihrem Hause aus fast greifbar nahe meinte, und auch dann verweilte sie keinen Augenblick unnütz; gerade weil ihr alles Müßige so verhaßt war, empfand sie die Ruhe so hart, zu der sie sich verurteilt sah, während sie sich noch arbeitskräftig fühlte. Ueberdies kannte sie niemanden darin, und alle Art von Schaustellungen, wie sie fahrendes Volk auf der Bleicherwiese übte, war ihr widrig, in der jener strenge Sinn der Puritaner lebte, denen jede weltliche Lust ein Greuel gewesen. Aber so ganz teilnahmslos, wie einmal, konnte sie nicht mehr vorüberwandern an den Schweifenden, nun sie mit ihrem Geschick neuerdings das einer ihres Blutes verknüpft wußte. Manchmal peinigte sie eine unruhige Neugierde und zwang sie, einen Blick, den sie fast wie sündig empfand, nach ihrem Treiben zu tun. Sie atmete leichter, begegnete der nicht dem Gefürchteten.

So schritt sie wieder einmal an einem Samstagnachmittag über den grünenden Plan. Ein Gezelt war aufgerichtet; ein deutlicher Beweis, daß etwas Vornehmeres gezeigt werden sollte, als die Seiltänzer oder starken Männer zu bieten hatten. Ein blöde blinkender Bursche in scheckiger Narrentracht stand davor und tu-

tete gewaltig in ein gewundenes Horn. Neugierige Kinder drängten um das Zelt und lüpften die wettergraue, vielgeflickte Leinwand oder lagen zu Boden und versuchten, so etwas der Wunderdinge zu erspähen, die darinnen vorgingen. Man ließ sie gewähren, weil doch manch eines ein andermal mit erbettelten Kreuzern die Neugierde stillte, die ihm nun nur gereizt worden war. Frau Salome wollte vorbei, wie sie es gewohnt war, aber jenes vielbezwungene Verlangen war an diesem Tage stärker denn je. Sie wollte endlich einmal sehen, was die täten, zu denen ihr Pflegekind durch eigenes Wollen, durch ererbtes Blut und durch Schickung gehörte. Sie trat rasch ein; hastig, als fürchte sie, es könne sie sonst noch gereuen, zahlte sie, was man begehrte, und stellte sich so, daß sie von niemandem gesehen werden konnte, der im Zirkus zu tun hatte. Ihr war Angst davor.

Die Vorstellung war schwach besucht. Nicht mit Unrecht, denn kläglich in jedem Betracht war das, was geboten wurde. Die Pferde waren alterslahm, die Spaßmacher wirklich und nicht nur zum Scheine ungelenk. Man unterhielt sich trotzdem sehr gut; die goldene Jugend der Tuchmacherstadt, die Fabrikantensöhne besetzten die erste Reihe, rissen ihre Witze und belachten sie gegenseitig pflichtschuldigst. Ihnen war die Vorführung nur eine willkommene Gelegenheit, ihren Geist leuchten zu lassen, und nicht diejenigen, welche sich bisher gezeigt, waren es gewesen, die diese Herrchen in den Zirkus gelockt. Sie schienen etwas zu erwarten — das erkannte Frau Salome mit ihrem nüchternen, scharfen Blick, der hinter den geschminkten Gesichtern auch

das ungeschminkte Elend gewahrte; was war das? Ihr ekelte davor, noch ehe sie es gesehen; aber dennoch hielt sie aus, ohne recht zu wissen, was sich vor ihr begab, mit ihren Gedanken ganz anderwärts und wiederum beklemmt von einer sonderbaren Unruhe, die ihr fast übel machte und ihr alles mit einem mißfarbigen Schleier umzog. Da erklang eine Fanfare. Die erste Reihe brach in ein wütendes Händeklatschen, in ein: „Bravo! Bravo, Gabriele!" aus. Der Flor zerrann; sie spähte aus — und so sah sie ihr Pflegekind wieder. In einer Tracht, die ihr das Blut zu Häupten trieb; auf dem Rücken eines lendenlahmen Gaules ihre Sprünge machend, mit dem „Cousin", dem Clown, die gewohnten Redensarten tauschend, diesen und jenen der Zuschauer vertraulich mit verständnisinnigem Kopfnicken grüßend. Um ihre Lippen lag ein Lächeln, das gewerbsmäßig und dennoch süß war; immer noch war ihre Anmut natürlich und groß. Ihr Gesichtchen war „angestrichen", wie es Salome nannte; aber seine Schönheit blieb ungemindert dadurch.

„Die Schamlose!" schrie es in Frau Salome, „nicht einmal ihren Namen hat sie abgelegt!" Sie verhielt den Atem, sie wagte keine Bewegung, damit sie sich nicht etwa verrate, pries ihre Klugheit, die sie einen so versteckten Platz hatte wählen lassen, und litt wieder, nun es in ihr stürmte und hämmerte, unter der gezwungenen Regungslosigkeit. Die ganze Nummer mußte sie so mitansehen; das Danken, das Buhlen mit den Augen, ehe sie mit schwerer und beklommener Brust ins Freie konnte. Ihr war, als hätte sie selber sich so entblößt der Welt gezeigt, und dabei mußte sie dazusehen, daß sich „ein

solches Spektakel" mindestens in der Stadt, der sie so nahe lebte, nicht wiederhole. Sie selber aber konnte nichts dazu; es wäre ihr unmöglich gewesen, mit Gabrielen auch nur ein Wort zu sprechen. So empfand sie ihre Ohnmacht heftig, während sie langsam bergan stieg. Sie wollte eilen, und jede raschere Bewegung brachte ihr ein starkes Stechen in der Brust, ein Flirren vor den Augen, das sich bis zum Schwindel steigerte. So stärker aber wurde auch das Gefühl ihrer Vereinsamung und daß sie keinen Vertrauten, keinen, der in ihrem Sinne handeln könne, um sich wisse. An Rupert dachte sie nicht in solchem Betracht; dem mußte zulängst verhohlen bleiben, was sie eben erschaut. Sie wußte nicht, warum, aber in diesem Augenblicke tat ihr das fast wehe.

So kam sie heim. Auf seinem gewohnten Platze saß der Schullehrer und erhob sich bei ihrem Eintreten. Das vertraute Gesicht war ihr willkommen, und einer plötzlichen Eingebung ohne alles Besinnen folgend, trat sie ihn an: „Wollen Sie mir einen Gefallen tun, Herr Lehrer?" Er nickte eifrig und fast glückselig, und sie ging zu einem großen Spinde, das sie hastig aufschloß. Aus einer Lade nahm sie dann Geld — wieviel, konnte Glogar nicht erkennen, aber die Summe schien ihm beträchtlich — und tat es in einen Umschlag: „So, das bringen Sie ihr." — „Wem?" — „Ja, Sie wissen noch nichts. Drin, in der Stadt, ist eine Kunstreiterbande, und dabei ist" — der Name würgte sie, und sie fuhr stockend fort — „ist eine. Der geben Sie das, aber nur, wenn sie noch heute fortgeht und Ihnen verspricht, nie mehr in die Gegend zu kommen. So wenigstens nicht mehr," verbesserte sie sich, als er sie traurig und vor-

wurfsvoll ansah. „Und Sie werden gegen jeden über die Post schweigen, die ich Ihnen gegeben — ja, Herr Lehrer? Und bringen mir noch heute Botschaft, was war und wie sie sich genommen hat? Aber ich rede ins Blaue; ich bin ganz wirr. Heute geht es nicht mehr; es müßte schon ganz Nacht sein, und der Rupert wäre zu Hause, ehe Sie mir Bescheid geben könnten. Aber morgen, nicht wahr, Herr Lehrer? Mit dem Frühesten, ja? Ich kann es nicht erwarten! Wenn es wer erfährt! Wenn es wer erfährt!“ klagte sie.

Wenn es eines gibt, das den Menschen so recht seine Unmacht fühlen läßt einer stärkeren und unbarmherzigen Gewalt gegenüber, dann ist es eine Zeit angstvollen Harrens. Man möchte ihr Flügel leihen, und man muß dabei sehen, wie Minute nach Minute schwer vorüberkeucht und sich atemholend verweilt. Das hat Frau Salome in dieser Nacht der Beängstigung und der Pein, der Sorge davor, Gabrielens Schande, die Erbschmach ihrer Schwester, könne kundbar werden, zur Gänze kennen gelernt und ausgekostet, und mußte dabei Mienen wie Worte hüten, daß nichts ihre Beklemmung und ihr Herzeleid verrate — das Herbste für einen starken und ehrlichen Menschen. Und als Glogar endlich kam, da war sie nur noch eines Gedankens fähig: „Ist sie fort?“ Und als er nickte, da holte sie tief und röchelnd Atem, und ihre Hände suchten nach einer Stütze. Dann: „Und wie haben Sie das Kind getroffen?“ Er aber, systematisch wie in allem, was er tat, erzählte ihr wohlgeordnet und hübsch der Reihe nach von seinem Gange in die Stadt, seinen Gedanken dabei, wie er dann nach ihr im Zirkus suchen

müssen und dann sich gedulden, bis er sie sprechen konnte. Sie hatte nämlich gerade Besuch bei sich. Wen? Das wußte er nicht. Aber sie war herzlich und liebenswürdig gegen ihn, nur eben anders, als sie es früher gewesen, und hatte der Tante tausendmal danken lassen und ihr alles versprochen, was sie immer nur begehre, und sich bereit erklärt, mit dem ersten Morgen fortzugehen für immer; vielleicht könne sie jetzt, wo sie Geld habe und fähig sei, sich einigermaßen auszustaffieren, zu einer besseren Gesellschaft. Ihm aber schenkte sie zum Andenken ein Bild im Kostüm. „Wo ist's?" fragte Frau Salome mit beklommener Stimme. Er hielt es ihr arglos hin; sie aber warf nur einen raschen Blick darauf, dann brach sie es, riß es mit jähem Rucke und im Zorne auflodernd in viele Stücke und trat die mit Füßen. Und als er verschüchtert schwieg, forschte sie endlich: „Und wie war Ihnen dabei, Herr Glogar?"

„Nicht gar wohl, wie ich sie gesehen habe und hörte, wie sie nun lachte, nun weinte; wie sie zutraulich und fast zärtlich war zu mir, und jetzt ihr Leben lobte und schwor, sie gehe nie mehr fort davon, und dann klagte, die Zeit werde kommen, wo sie elendiglich verhungern müsse. Das hat mir nicht gefallen, und mir war garnicht wohl dabei. Sie schien mir sehr und nicht zum Vorteile verändert gegen früher," gestand er.

Sie näherte ihren Mund seinem Ohr. „Das ist mir zu hochdeutsch, wie Sie es da sagen," flüsterte sie. „Ich habe kein Wort mit ihr geredet; aber wie sie hereingekommen ist auf ihrem Gaul und nichts gewußt hat, wie lächeln und schöntun mit einem jeden Laffen, da

kann ich Ihnen sagen, wie mir gewesen ist: wie einem, der eingezwängt ist im Gedräng, daß er nicht einmal die Hände rühren kann, und man speit ihm ins Gesicht. Er aber kann sich nicht rächen, und nicht einmal abwischen kann er die Beschimpfung."

„Sie sind ihr wohl sehr gram, Frau Lohwag?" rief er kummervoll.

Salome verneinte nachdrücklich. „Bin's nicht. Weil ich heftig war, wie ich das Bild gesehen habe? Das ist Natur, und gegen die kann niemand. Aber wer dort ist und dort hält, wo ich jetzt stehe, der ist niemandem gut und keinem bös. Wer das recht begreift, der sieht die Sachen geschehen und tut, was ihm zukommt. Nur weil er nicht anders kann, und nicht weil er glaubt, es nützt wem." Sie sah sich um, ehe sie fortfuhr, und dämpfte ihre Stimme so sehr, daß sie der Lehrer kaum vernahm:

„Ich habe mir es schon früher oft so gedacht. Aber gehört habe ich es erst vom Johann Rüttemann, der jetzt in Amerika ist — es geht ihm gut, gottlob, und er hat mir auch bezahlt, was er mir schuldig war — und begriffen so recht erst diese Nacht: wir können nichts für uns. Wenn die Gabi schlecht geworden ist, so hat der Rupert gemeint, das Blut ist schuld daran. Soll gelten. Aber kann der Mensch etwas für das Blut, das er in sich hat? Nein! Und so kann er für garnichts. Wenn ich Sie nicht da treffe, kann ich überhaupt etwas für die Gabi tun? Garnichts; zuschauen hätte ich müssen. Damit müssen wir uns bescheiden, was wir anpacken und wie wir es beginnen: Es geht aus, wie es ein anderer will und gefügt hat von Ewigkeiten. Warum

und wozu? Wir können ihn nicht fragen, und er müßte uns nicht antworten."

„Aber das ist ja trostlos," rief Herr Glogar. „Da müßte man rein zusehen, was geschieht, und dürfte sich nicht rühren!"

„Sie verstehen mich nicht," entgegnete die Frau. „Nein, wir sollen gerade tun, was wir sollen und was uns recht erscheint. Und es ist nicht trostlos; mich beruhigt es, daß ein Stärkerer und Klügerer einstehen muß für das, was ich tue und was ich erleide. Wir haben uns keinen Vorwurf zu machen, und ihm dürfen wir es nicht, und er spricht aus uns selber zu uns."

„Wenn also Gabi käme und Ihre Hilfe anflehte — würden Sie ihr beispringen?"

„Glaube ich, daß es etwas nützt — gewiß! Aber wie kommen Sie darauf? Warum bitten Sie für die?"

„Ich halte es für Menschenpflicht. Und ich habe die Verlorene einmal sehr geliebt, und ich habe eine Ahnung, daß sie der Neigung und des Beistandes noch bedürfen wird." Er sprach sentenziös, wie fast immer, und dennoch klang ein Tieferes in seiner Stimme.

„So?" Sie legte die Hand auf seine Schulter. „So? Ich aber weiß, daß sie kommt. Wissen Sie, woher? Wir sind noch nicht aufs reine, ich und sie. Und wo stünde die Welt, wenn zwei Menschen, wie wir — ich und die andere — auseinanderlaufen könnten, als wäre nichts gewesen? Es muß aufgehen zwischen uns, und darum muß sie kommen, und weil sie doch zu gut ist für das Leben, das sie jetzt hat. Ich verstehe sie noch nicht; ich weiß, was sie ist" — sie zwang mühsam eine starke

Bewegung — „aber noch nicht, wie sie es geworden ist. Das ist sie mir noch schuldig, das muß sie mir noch geben, und sie soll dann von mir haben, was ihr noch kommt von mir.“

An diesem Tage wurden Herr Alois Glogar und Salome Lohwag Freunde. Selbst das Geständnis seiner Neigung zu Gabi erhöhte ihr seinen Wert; es muß viel Gutes und Liebenswertes an dem Mädchen gewesen sein, wenn er, ein erfahrener und menschenkundiger Mann — sie hielt ihn dafür, weil sie es selber so garnicht war — sich so an die Hoffnung geklammert, seinen Besitz zu erlangen. Aber auch für ihre Ueberzeugung, daß alles vorherbestimmt sei, war er ihr ein redender Beweis; so nahe war für die, deren Namen sie nicht mehr nannte, die Hilfe gewesen — und sie versank im Schlamme. Und um seiner Liebe willen hörte sie ihn auch gerne von der Entschwundenen sprechen. Immer noch kamen Briefe von ihr: sie wurden zu den übrigen gelegt. Nicht etwa aus Groll, denn Salome log nicht sich, nicht anderen; aber was darin stand, das konnte nichts frommen, nichts ändern. Nunmehr stammten sie sämtlich aus Wien; und wie einmal das Unstete Gabrielens ihrer Tante Anlaß zum Nachdenken gegeben, so war es ihr jetzt wieder nicht recht, daß sie dauernden Aufenthalt genommen. Was konnte sie noch dort treiben, nun das Geld längst zu Ende sein mußte, das sie ihr damals zugesendet? So lange weilte wohl kein Zirkus irgendwo in der Welt, und sie las auch eifrig die Zeitung, alles zumal, was Bezug auf das Theater hatte, und konnte nichts finden, was ihr deutsam für die Ferne schien. Und sie war fast

froh, als ihr nach geraumer Weile wieder einmal ein Brief aus einem Dorfe Böhmens zukam . . .

Sie waren Freunde gworden, sofern die Frau manchmal ein rechtschaffen Mitleid mit dem Manne empfand, der vor ihr saß und sich in phantastischen Träumen verlor, wie alles hätte kommen können, während sie klar und bestimmt nur das erwog, was war und warum es so war. Aber vom Tröstlichen, das sonst ähnlichen Verhältnissen innewohnt, war diesem nichts zu eigen. Nur ein Berührungspunkt war in beiden, und zu dem stellten sie sich ganz verschieden. Nichts von der Anbetung, die Glogar jetzt methodisch mit dem Andenken Gabrielens trieb, war in der Frau. Er litt wirklich darunter; mit jener nüchternen Trockenheit, mit der er vordem seine geträumten Seligkeiten verzeichnete, buchte er nun seine ehrlich empfundenen Kümmernisse und zweifelte an seinem Gotte, der ihn so vieles erdulden hieß, ohne ihm auch nur das Kleinste gegenzubieten. Er bemühte sich um keine bessere Stelle, die er am Ende nicht gar so schwer hätte erlangen können; aus Anhänglichkeit an die Stätten, da sie geweilt, redete er sich vor, aus Verzweiflung an einer Welt, in der Gerechte so leiden müssen. Aber ihm war einfach zum Bewußtsein gekommen, daß er seine beste Kraft und seine ganze Wucht des Hoffens einem aussichtslosen Traumbilde zugewendet hatte. Das zerrann, und er fühlte sich alt und war nicht mehr jung, und sah keinen Weg mehr vor sich, der ihn ganz und mit Bestimmtheit aus den kleinen und quälenden Sorgen führen konnte, in denen er lebte. Frau Salomen aber war nur noch eines merkwürdig: die Antwort auf jene Frage, die sie sich gestellt, da sie

Gabrielen wiedergesehen, das „Wie und Warum?“, das ihr ein Rätsel war, das sie nicht lösen noch ausdeuten lassen wollte. Mit der ganzen Macht eines Verstandes, der sein und seiner Kraft bewußt genug war, arbeitete sie fruchtlos daran. Und sie hatte Zeit in der Einsamkeit, in der sie lebte, zur Genüge dafür. Jede Möglichkeit wog sie ab. Es kamen Tage, an denen selbst die vertraute Stimme Herrn Glogars fremd in ihre Träume klang, in denen sie der Anblick seines ernsten und gelassenen Duldergesichtes fast in Wut brachte durch seine stete Gleichmäßigkeit. Es schlief eben mehr von der Leidenschaftlichkeit ihrer Schwester und Gabrielens in ihr, als sie ahnte oder Wort hätte haben wollen.

Sie waren Freunde geworden, und Ruperts Spott, den er freilich nur in verhohlenen und feindseligen Anspielungen zu äußern wagte, vermochte nichts darüber — Freunde nach ihrer Art, die nicht so ganz gemeine Menschenart war, aber darum vielleicht nicht minder verläßlich für die Dauer und für die Not. Freunde auch darum, weil sie gewandelt waren gegen früher alle beide. Denn Herrn Glogar war der feste Grund abhanden gekommen, darauf er solange gefußt, und er verzweifelte an der göttlichen Weltordnung; Frau Salome hingegen war unruhig, ungleich von Stimmung, abhängig von Launen, war durch ihr Sinnen und Träumen erregbar, durch ihr „Wir sind noch nicht auf gleich, wir müssen aufs Reine kommen“ nervös geworden . . .

Zwölftes Kapitel.

Die Welt ging ihrer Wege weiter. Die Tage wurden endlos, dann wieder die Nächte für Frau Salome. Das Märzenwehen erhob sich, durchfuhr die Lande, ward zum Sturme. Der peitschte mit starken Schwingenschlägen die Welt aus ihrem Schlummer; vor dem Brausen seiner Fittiche brach das Eis der Flüsse, daß die toten Schollen dem lebendigen Wasser den Raum nahmen. Jeder Bach ward so zum Strome; die Oder selbst aber überschwemmte weithin die Fluren, daß unabsehbare Seen erstanden, nur geschieden durch die weiße Straße, die sich unter grauem Himmel und zwischen fahlen Wassern dahinzog.

Im Oberlande ging es übel. Man hörte von verheerten Städten, von bedrohten Ortschaften. Jedes Rinnsal trug Hausrat ins niedere Flußtal; man sah nutzbare Tiere herabgetrieben werden, denen niemand zu helfen vermochte. Wo aber die Gemarkungen einer Gemeinde an die erzürnten Gewässer stießen, dort sammelte sich vieles Volk um die Ufer, die noch nie so weit ins urbare Land gerückt gewesen waren. Manche unter den Zuschauern trieb die bittere Not und die Sehnsucht nach einem Erwerbe; es kam viel Bauholz, gewaltige Stämme kamen sogar, die denen reichlich lohnten, die ihrer habhaft wurden. Andere schlugen nur lungernd die Zeit tot, mit der sie nichts Rechtes zu beginnen wußten, nun die Aecker im Gewoge versunken lagen. So gewannen einige Elende und viele Müßige ihren Vorteil aus dem allgemeinen Jammer. Zu Nacht aber erhob sich in einsamen Schenken ein wüstes Wesen; Tauge-

nichtse, die ihren raschen Erwerb leicht vertaten, lärmten darinnen.

Eine volle Woche fast ging das so. Auch Frau Salome pflegte solcherart eine müßige Stunde zu verbringen; mehr aus einer Sehnsucht nach Menschengesichtern überhaupt, als aus Neubegier, obgleich auch die ihr Teil daran hatte. Unter den Holzfängern sah sie manchen wieder, den sie von den Nußbäumen her kannte; den Franz Rüttemann auch, der in hohen Wasserstiefeln, zerlumpt, wüst und dreist, mit einem gewaltigen Feuerhaken nach Brettern und Bäumen angelte und mehr Glück hatte, als die anderen zusammen. Einzig er unter allen diesen Gesunkenen war frech genug, sie zu begrüßen; wenn die anderen schweigend ihr Werk taten, sang er mit heiserer Stimme, plauderte, pfiff, rief den Mädchen, die etwa zusehen kamen, allerhand Unsinn zu, schien alles zu können, nur keinen Augenblick stille sein. Frau Salome erwiderte seinen Gruß hochmütig kopfneigend; der Mensch war ihr aber gleichgültig, so sehr sie ihn einmal gehaßt. Danach sah sie wieder in das Brausen und Schäumen, das sich am sechsten Tage so gewaltig erhob, daß man selbst für die Kreisstadt zu fürchten begann. Denn mehr als einmal schlugen die Wellenkämme über die Straßen hin; mehr als ein Haus war in seinen Festen von den raunenden und naschenden Wogen unterwühlt und drohte den Einsturz.

Auch höher den Strom schien jener Tag besonders unheilvoll zu sein. Eine ganze Hütte trieb vorbei; nur der First ragte aus dem Schwall, und in unablässig kreisender Drehung schwamm sie vorüber, bis sie zerbarst

und versank. Ein Kalb folgte und blökte ängstlich; seine Stimme klang dünn und kläglich im Brausen der Wasser, die der großen Wehre zuschossen. Und endlich, ein seltenster Gast in jenen wildarmen Gegenden, ein Edelhirsch. Ein gewaltiges Tier, das mächtig gegen die Strömung kämpfte und nur strebte, das schöne Haupt, das die Last eines vielarmigen Geweihes drückte, über dem Branden und Drängen zu erhalten. Mehr denn einmal steuerte er dem Ufer zu: aber, sei es von tückischer Unterströmung erfaßt, sei es aus unbezwinglicher Scheu vor denen, die das Gestade umstanden — immer wieder lenkte er ab und ward fortgerissen. Lange konnte man vom festen Land aus seinem Kämpfen und Ringen folgen. Endlich, erschöpft oder fortgezwungen, hob er sich mit letzter Kraft; die braunen, klugen Augen wendeten sich hilflos und klagend; er röhrte gewaltig mit einem Laute, dessen sich niemand entsinnen konnte und der jeden durchschauerte. Dann verschwand er, und kein Ohr vernahm es, wie eine Menschenstimme sich seinem verzweifelten Aufschrei einte; niemand sah es, daß eine starke Frau todesblaß ward und sich in fliegender Eile wendete. Frau Salome hatte Gabrielen und ihr Los begriffen . .

Sie wanderte heimwärts, und im Schreiten ward es ihr klar und klarer, was ihr aufgedämmert, da sie das verlorene Geschöpf vor seinem rettungslosen Untergange mit Augen angesehen, die feucht, im dunklen Schimmer und schön gewesen waren, wie nur die Gabrielens, wenn diese ängstlich und flehend die Pflegemutter angeblickt. Das war das Symbol, unter dem sie alles begriff, der Schlüssel, den sie gesucht. Denn ihr

war es gewesen, als hätte das Gewicht des Geweihes den Kopf des scheuen Tieres unter das Wasser gezogen. Das also, was ihm sonst Schmuck, Zierat und wieder bestes Gewaffen gewesen, das war ihm zum Verderben geworden. Und stand es denn um Gabrielen anders? Alle ihre Funde und Entdeckungen sah sie nun in ihrem wahren Sinne: sie verstand ihre Scheu vor allen, die ihr fremd erschienen — und alle, ihre ganze Umgebung, mußten es ihr sein — sie faßte, wenn sie der verhohlenen Puppen gedachte, wie selbst ihre lebendige Einbildungskraft ihr in dem nüchternen Umkreis, in den sie geraten, zum Fluche werden mußte; ihre Schönheit nutzlos war darin; wie alles, das ihr unter anderen Umständen zum Heil, der Welt zur Freude hätte werden müssen, ihr hier zum Unsegen ward, bis sie im wüsten Leben versank, wie der Edelhirsch im wüsten Wogenwallen versunken. O, um ihre Anmut! O, um ihre Süße! . . .

Nur der Glaube, der mächtig und überstark in ihr geworden, machte es, daß Frau Salome auf diesem Gange nicht verzagte. Sie konnte für nichts; sie war entschuldigt, wie Gabriele nun rein in ihren Augen war. Aber mußte der darum zu helfen sein? Das war eine neue, eine angstvoll drängende Frage. Oder war dem Edelwild zu helfen gewesen? Konnte man noch etwas für die Unselige tun? Was mochte geschehen für sie? O, es war arg und bänglich; und war ein Knoten entwirrt, dann merkte man erst, wie traurig verworren das Ganze war!

So gelangte sie heimwärts, trat in ihr Haus, dessen nüchterne Ordnung sie das erstemal gewahrte. Wortkarg, wie immer, ging das Mittagsbrot vorüber; sie

aber gedachte seiner vielen Vorgänger, da noch Gabriele zugegen gewesen, vielleicht sehnsüchtig nach einem Scherz, nach einem Lachen. Zitternd, ohne zu wissen, warum, erharrte sie das letzte Wort des Tischgebetes; bangte, ob Rupert seinen kunstvoll in ein Bärenfell gewandelten Schafpelz vom Nagel nehmen und mit seinem altüblichen „Du brauchst mich doch nicht?" davonstapfen werde. Er blieb ungewöhnlich lange bei seinem Glase Kaffee sitzen, und sie erbebte vor Ungeduld und wagte doch kein Wort des Hinweises auf ihre eigentlichen Wünsche. Endlich stand er auf; sie aber begann durch drei endlose Stunden ein ruheloses Wandern im Zimmer, immer auf derselben Diele, als zwänge sie sich; immer in der gleichen, dumpfen, unklaren und dennoch bestimmten Erwartung. Bis draußen eine Tür ging, ein Aufschrei erklang, halb der Freude, halb des Schreckens, bis dem Munde der Susanne Fragen entsprudelten, die sie nicht verstand, so wenig wie die Antworten; bis sich endlich die Tür in die Wohnstube öffnete und die Alte mit einem wunderlich ängstlich-glückseligen Gesichte durch die Spalte guckte: „Die Gabi wär' da und traut sich nicht herein."

„Also!" Das eine Wort sprach die strenge Frau laut. Dann fuhr sie mit zittrigen Händen über ihr Gewand und glättete die letzte Falte, stand stramm vor der Susanne und folgte ihr nach kurzer Pause in die Küche, noch ehe Gabriele schwankend Zeit gewann, sich zu entschließen und ihre Zimmer zu betreten.

Am lodernden Herdfeuer, das für den Nachmittagskaffee war entzündet worden, stand das Mädchen. Nun wollte es der Tante mit ausgebreiteten Armen entgegen-

stürzen, die aber verschränkte rasch die Hände auf dem Rücken, und Gabriele schrak zusammen und zog sich zum Herde zurück. Frau Salome aber wies zuvörderst Susanne aus dem Raume, dann sperrte sie die Tür zu und zog sich einen Stuhl ans Feuer. Gabriele zitterte bei diesem bedächtig ruhigen Tun vor Erregung und wollte ihr helfen; sie aber winkte ab. Dann ließ sie sich nieder; die harten Hände legte sie gefaltet in den Schoß und flüsterte, wie während der ganzen Zeit, vor sich hin:

„Also, da ist sie, die Gabi!"

„Ja, Tante. Ich habe dir auch geschrieben, daß ich kommen will. Und weil du nicht antwortetest, so dachte ich, es wäre eine Erlaubnis, und nun bin ich da."

Frau Salome antwortete nicht gleich. Nur ihre prüfenden Augen ließ sie über die schlanke und zierliche Gestalt gleiten. „Und wozu? Es geht dir ja gut!" sprach sie nach einem Weilchen, das Gabrielen endlos war.

„Warum? Wie kommst du darauf, Tante?" fragte das Mädchen rasch.

„Ich meine nur so," antwortete Salome. „Das Kleid, das du anhast, ist wohl wirklich Seide. Und Schmuck hast du ja auch, was ich sehe. Da müssen sie dich doch gut zahlen. Aber so fremd siehst du mir aus im Gesichte."

„Das ist nicht gekauft," entgegnete Gabriele. „Von meiner Gage wenigstens nicht. Die möchte kaum für trocken Brot reichen."

„Und wo hast's denn her?"

Sie lachte in einem Tone, der Salome nicht gefiel: hell, fast kreischend. „Das ist geschenkt, von Freunden," sprach sie und errötete unter der Schminke. Vielleicht

fiel ihr jetzt erst auf, wie ungehörig ihre Erscheinung an dieser Stelle und vor dieser Frau wirken mußte.

„Warum bist also gekommen? Solche Freunde findest du hier nicht. Und so ein Beifallsklatschen wirst du hier auch nicht hören, wie damals, wo ich dich im Zirkus gesehen habe, in der Stadt da drunten.“

„Hast mich gesehen, Tante?“ Sie trat ihr freudig erregt näher. „Ach ja, da habe ich sehr gefallen und — eigentlich, es wäre mir besser gegangen, wäre ich nicht damals fort auf deinen Wunsch.“

„Ja, ich habe dich gesehen, und ich werde es nicht vergessen mein Lebenlang. Aber jetzt sprich: Was willst eigentlich dahier? Nur dich mit mir ausreden?“

Gabriele kämpfte: „Ehrlich, Tante — mir geht es schlecht.“

„Und?“

„Da dachte ich mir: So gar gefällt dir das Leben nicht mehr; gehst nach Hause und bittest die Tante, daß sie sich deiner wieder annimmt, und wartest nicht erst, bis du alt und häßlich geworden bist.“

„Und?“

Sie schwankte; dann sich selber ermutigend und vertrauleich wispernd: „Weißt, Tante, über eine Zeit ist alles vergessen. Du kannst ja was für mich tun. Es haben schon Grafen, sogar ein Fürst hat aus dem Zirkus geheiratet. Warum soll mich niemand mehr mögen? Ich möchte einmal einem allein sein — weißt, der hätte es gut mit mir, glaube ich. Oder bin ich nicht hübsch?“ Sie lächelte gefallsüchtig und hob sich wiegend in den Hüften.

Das war die Antwort nicht, die sich Frau Salome

erhofft. Noch hielt sie an sich: „Und wen möchtest nehmen? Soll ich dich und mein Geld dem Branntweinhäusel-Lumpen, dem Franz Rüttemann, geben? Wegen dem du davongelaufen bist?“

„Dem Franz?“ Sie mußte sich erst auf den Namen besinnen; dann erglühte sie. „Dem Franz? Nein, an den habe ich nicht gedacht. Aber“ — sie stockte — „aber der Herr Lehrer hat mir so kleine Augen gemacht und so geblinzelt, wie er im Zirkus war. Nein, was sich der komisch benommen hat!“ Sie mußte lachen bei der Erinnerung.

„Und?“

„Nun, der nimmt mich über ein Jahr oder zwei. So lange werde ich freilich warten müssen, bis ich versorgt bin. Und er ist ein anständiger Mensch, und ich möchte es gewiß gut haben bei ihm.“

„Beim Herrn Glogar? Den willst heiraten?“ Gabriele verstand den Sinn dieses Ausrufes nicht, begriff kaum, wie der bloße Gedanke, sie, mit ihrer Vergangenheit, könne das Weib eines Ehrenmannes werden wollen, wie es der Lehrer war, ungeheuerlich und gotteslästerlich in der Seele ihrer Tante klingen mußte. So nickte sie denn nur. Frau Salome aber stand rasch auf und ging in innerer Bewegung in ihr Zimmer. „Wart'!“ gebot sie kurz. Als sie wieder erschien, hielt sie ein großes Umhängetuch in der Hand und hüllte sich darein; ein Päckchen versorgte sie in der Tasche. Dann entriegelte sie die Tür und rief der Susanne, wendete sich rückwärts: „Komm!“ und ging langsam der Stadt zu. Gabriele aber folgte ihr verschüchtert und willenlos.

Sie hat viel gesprochen während dieses Weges und

hätte doch besser ganz geschwiegen. Denn einen Einblick in Dinge gewährte sie dieser Frau, die als ihre Prüferin und Richterin neben ihr ging, von denen diese keine Ahnung gehabt vor diesem Tage; in eine Versunkenheit, vor welcher es dieser grauste. Und dennoch griff sie ihr einmal ans Herz. Denn als Frau Salome in ihrer Erregung schwer atmend schwankte und stillhielt, da schlang Gabriele ihren Arm um sie: „Bist müde, Tante? Du solltest doch nicht so weit gehen. Warte da, ich laufe in die Stadt um einen Wagen." Frau Salome aber wehrte der Jüngeren nicht; den Kopf schüttelte sie aber abwehrend und schritt fürder.

Unferne der Stadt hielt sie zum andernmale an. Schon schimmerten nahe Lichter; die Straße aber war einsam, denn ein unwirsches Stürmen zog in den Lüften: warm wie im Sommer und gewitterhaft lähmend. Und aus ihren Gedanken heraus hub sie an: „Und jetzt, Gabi? Was jetzt? Das alte Leben?"

Sie zuckte die Achseln. „Was bleibt mir übrig? Du willst mir nicht helfen!"

„Ich will nicht," klagte Frau Salome. „Ich kann nicht! Kann man dir helfen? Wie du bist? Ich habe oft von dir geträumt, ich habe oft an dich gedacht. Dann bist du auf deinem Pferde gestanden, das wird scheu, ein Hufschlag trifft deine Stirn, und du bist tot, und ich habe weinen müssen im Schlaf."

„Das kann geschehen," antwortete das Mädchen. „Ich bin zu spät zum Geschäft gekommen und in eine zu schlechte Gesellschaft. Und ich habe anfangs vom Stallmeister zuviel Schläge bekommen, weil ich nicht so freundlich war mit ihm, wie andere; so war ich unsicher

und bin es. Aber wenn mich das Tier nur so trifft, daß ich gleich tot bin — nur kein Krüppel möchte ich werden."

„So höre mich, Gabi!" Eine Bitte zitterte aus der Stimme der stolzen Frau. „Ich will dir Geld geben, wenn du mir versprichst, du wirst brav und gehst in eine Diakonissenanstalt. Denn wie du bist, gehörst du nicht unter Menschen, wie wir es sind. Lerne dort die Kranken warten, dich plagen für andere. Kannst du das, hast du Gutes getan, dann soll mit dir werden, was da will — Glück oder Böses, wie es dir verhängt ist."

„Das kann ich nicht, Tante. Da bin ich noch zu jung und zu lebfreudig dazu."

„Ich weiß es selber. Aber was du möchtest, das darf nicht sein; was ich gerne hätte, das kannst du nicht! Da heißt es halt zusehen, wie es kommt und wie du untergehst!"

„So hilf mir, Tante, liebe Tante!" rief sie aufschluchzend und warf sich vor ihr in den Schmutz der Straße nieder. Etwas Schauspielerisches lag in der Bewegung, in ihrem Weinen, und Salomes natürlicher Sinn empfand es. „Steh auf," sagte sie, „du mußt dein gut Kleid nicht verderben. Ich weiß dir keine Hilfe."

„So gib mir einen Rat. Was soll ich tun?"

„Geh ins Wasser! Wasser wäscht rein. Und ich möchte wieder um dich weinen dürfen vor den Leuten, nicht nur insgeheim, wo es mir das Herz abdrückt. Sage selber, wäre es nicht besser, endigen auf einmal, als so, wie du selber Angst hast?" So unbarmherzig war der Sinn, so weich und fast flehend der Ton der Worte!

Gabi wollte Hoffnung schöpfen daraus; aber ein Blick in das versteinert vergrämte Antlitz vor ihr, und sie sah — es war hier keine Hilfe. „So habe ich mein letztes Geld vertan und weiß nicht, wie weiterkommen. Gib mir was, Tante!" bat sie demütig.

„Da hast."

„Und geht nicht von da der Fußsteig zur Station? Ich möchte noch zum letzten Zug kommen, damit ich so bald bei meiner Truppe bin, wie es nur sein kann."

Einen Augenblick setzte der Herzschlag Salomes aus. Da ging der Richtweg, ja. Er war kürzer, viel kürzer. Verfolgte ihn Gabriele, dann mußte sie dahin gelangen, wo er jählings, auf Treppenstufen, um mehr als Manneshöhe abfiel. Dunkle Bäume standen dort, und die Nacht mußte sehr schwarz werden. Die Wasser standen sicherlich an jener Stelle; ein unversehener Tritt, und alles war vorüber. „Geh hin!" wollte sie rufen. Aber sie hielt sich: Ich darf dem Herrn nicht vorgreifen. „Dein Weg ist weit, Gabi," sagte sie laut, „und du weißt nicht, wohin du kommen wirst. Geh der Straße nach. Du kommst zurecht, wohin es dir bestimmt ist."

So schieden sie. Im Lenzesbrausen. Das wehte der, die heimwärts ging, fördersam im Rücken, das hemmte Gabrielens Schritte. Das zwängte beider Gewänder eng an den blühenden wie an den greisen Leib, daß sie flatterten, nach rückwärts nachstrebend die der einen, fliehend nach vorne die der andern — wie Wunsch und Erfüllung. Aber oft verhielt die Alte, und ihre Blicke flogen zurück ins Dunkel; oft rastete sie, und nicht allein vor den Mühen des Steigens, das der be-

tagten und ansehnlichen Frau die Brust schnürte. Nicht einmal vornehmlich darum kam sie keuchend und sehr matt in ihre Wohnung. Sie trat in die Stube, und es fröstelte sie stark. Sie ging in die Küche, nahm weiches Holz und eine Axt, denn sie fühlte ein Bedürfnis nach körperlicher Arbeit. Wenige Hiebe, und ihr Arm lahmte. Sie nickte vor sich hin: „Es geht nicht. Es geht halt nicht!" und rief der Susanne. Mit einer sonderbaren Andacht sah sie der zu, wie sie das Scheit klein machte und dann im großen eisernen Ofen das Feuer entzündete. Einen Stuhl ließ sie sich ganz nahe stellen und starrte in die Glut. Dann erhob sie sich, holte Gabrielens Briefe und was sie sonst von ihr besaß, und trug es mit müden Schritten zur Lohe. Ein Glückwunsch zum Jahreswechsel von der Hand des Kindes fand sich darunter. Sie las ihn, und plötzlich konnte sie sich nicht enthalten und mußte ihre Lippen auf die sauber und mit peinlicher Beflissenheit ausgeführte Unterschrift drücken. „Da darf ich es noch," sprach sie für sich. Dann, mit einem jähen Entschlusse, warf sie alles in die Flammen. Ein Knistern — da brannte die Puppe; ein Kreisen der glimmenden Papiere. Sie sah es fast begierig; hernach schlang sie ihre Arme um die Sessellehne, legte ihr Haupt darauf und verharrte so lange regungslos und im Dunklen, daß man kaum wissen konnte, ob sie schlief oder wachte.

So betraf sie Rupert. Noch war die Lampe nicht angesteckt, wenn es schon völlig Nacht war, und die Sorge, als er unterwegs nicht die hellen Fenster seiner Wohnung sah, die sonst weithin durch die Finsternis schienen, hatte ihn hasten gemacht. Nun fand er alles

im gleichen. Er selber brachte das Licht; sein Gruß aber blieb unbeantwortet. Das verdroß und beklemmte ihn. Er trat zu seinem Weibe: „Was hast?“ und rührte Salomens Schulter. Sie schrak in sich und sah ihn mit roten, schwimmenden Augen an, die vor dem gelben Lampenscheine blinzelten, blieb aber stumm. Er aber gewahrte ihre Verstörung, sah ihr ernstes und trauervolles Gesicht und wurde noch heftiger und schrie: „Was hast? Was war los? Was hast gedacht? Ich will es wissen!“ Sie aber schwieg immer noch gegen ihre Gewohnheit, und so kam ihm plötzlich die Furcht, sie möchte krank werden, und er konnte seiner Besorgnis nach seiner Art doch nicht anders Luft machen, als polternd: „Hast dich um die Gabi gegrämt? Verdient es das schlechte Mädel? Denkt die an wen?“ — „Sie war da, Rupert.“ — „Hat just Geld gebraucht, was? Was war?“ — „Nichts.“ Und nach diesem Worte geschah etwas, dessen sich Rupert während der ganzen Dauer seiner Ehe nicht entsinnen konnte: Frau Salome ergriff seine Hand und drückte sie fast leidenschaftlich und fiel ihm dann um den Hals. — „Was heißt das?“ schrie er; aber durch den gemachten Zorn bebte seine Beängstigung vor den Gründen einer solchen Wandlung. Keine direkte Erwiderung. Nur nach einer Pause: „Ich denke, wir haben unser Lebenlang und genug gestritten.“ — „Und warum?“ fragte der erstaunt. — „Wir sind alt beide und möchten hinscheiden im Unfrieden.“ — „Das hat noch Zeit, denke ich!“ rief er; „mir ist noch gar nicht danach, und dir nur heute wegen der Verfluchten!“ — „Schimpfe sie nicht,“ klang es gepreßt zurück, „die so wenig für sich kann, wie wir.“

Und mit einem Rucke richtete sie sich ganz auf und sah ihn voll an: „Wir sind alt, Rupert, und mögen Ruhe genießen und uns gönnen. Und es wird Zeit, daß wir unser Haus bestellen.“ — „Ja, warum denn?“ — Sie aber, in einem Tone, so leidenvoll und klagend, daß es ihn ergriff: „Es hat keine Weile mehr, glaube es mir! Es möchten unrechte Hände über das kommen, was wir in Ehren erworben haben . . .“

Dreizehntes Kapitel.

Während aber diese zwei also Frieden schlossen über einem zerstörten Leben, das nicht zuletzt durch ihre ewige Uneinigkeit zerscheitert war, ging Gabi bergab, die Stadt durch, und hielt sich vorsorglich im Schatten der Häuser, um nicht gesehen zu werden. Ueber die Bleicherwiese, die ihr so deutsam und für ihr Leben fast entscheidend geworden war. Die dürftigen Häuschen der Webervorstadt entlang: allenthalben klang das Klappern und Rasseln der Webestühle, die noch immer nicht Feierabend gemacht hatten, eintönig und häßlich um die Wandernde. Bis sie endlich ins Freie trat; hinter ihr waren die Lichter und vor ihr die Nacht, in die sie nun mühsam und mit dem Sturmwinde kämpfend hinaustrat. Und um sie und in ihr waren viele Stimmen laut und ängstigten sie.

Es war beklemmend dunkel. Zwischen dem schwarzen Himmel, der schwarzen, frisch umbrochenen Erde, dann, da sie ins Ueberschwemmungsgebiet kam, den schwarzen Wassern, die murmelnd und ewig regsam wa-

ren, zog nur ein ungewisser, lichter Streifen dahin: die Straße, der sie folgen mußte. Nur einige Schritte weit konnten ihre Augen diese absehen, und wenn sie eine Krümmung machte, dann war ihr immer, als sei die Wegsamkeit zu Ende und müsse dort über ein Kurzes ein neues und entsetzliches Schrecknis ihrer harren. Es ging sich ihr schlecht; der Pfad war fast grundlos, und sie wurde bald müde. Sie aber eilte vorwärts und wußte nicht, wohin, und wenn sie eines klaren Gedanken überhaupt fähig war, dann sicher nur des einen: Wozu oder warum das alles?

Auch war die Straße ganz verödet. Sonst verkehren hier die Fruchter, welche die Verbindung mit dem Oberlande vermitteln, und der Einsamen hätte eine Menschenstimme, ein Fluch, selbst ein Peitschenknallen Musik gedünkt neben der furchtbar eintönigen Weise, die der Sturm und die Wogen sangen. Sie vernahm nichts Aehnliches; nur ein rascher Wagen fuhr an ihr vorüber. Sie trat beiseite, damit ihr Staat nicht bespritzt werde, winkte dem Kutscher und schrie mit aller Macht, er solle sie mitnehmen. Er vernahm ihren Ruf nicht oder hatte es zu eilig, und ihr war das Weinen nahe, daß sie ihr Taschentuch vor die Augen pressen mußte. Zu ihrem Erstaunen kam ihr keine Träne, und sie wanderte weiter ins graue Endlose; das erste Dorf durch, am Wirtshause vorbei, durch dessen Fenster streifiges Licht auf die Gasse fiel. Ein Weilchen dachte sie an kurze Rast; aber sie verzog nicht.

Sie hatte Eile.

An eine Rückkehr aber dachte sie nicht einmal während dieses trostlosen Weges. Was die Tante von ihr

begehrte, begehren mußte, wie sie wohl verstand, das zu leisten fühlte sie sich unfähig. Sie hatte nie Kranke sehen, nie Klagen und Jammern hören können, fühlte sich nicht ernst genug, die Pflichten zu erfüllen, welche einer Pflegerin obliegen. Hundert grauenvolle Bilder des Siechtums und der Schmerzen sah sie vor sich, dachte sie nur daran. Fast war sie dann wieder froh, daß alles so gekommen: unschwer konnte sie sich es malen, wie ihr Rupert nunmehr begegnet wäre, und sie begriff kaum mehr, wie sie diesen Schritt überhaupt unternommen habe. Aber Geld, mehr Geld hätte ihr die reiche Tante doch geben dürfen; sie hätte sie nicht so hilflos wieder ins Elend stoßen müssen. Das war häßlich von der; aber endlich — was verschlug das jetzo? Und achselzuckend hastete sie weiter; bemüht, ihr Mäntelchen mit der einen Hand zusammenzuhalten, den Hut, den sie vom Kopfe nehmen gemußt, in der andern. Sie sah sonderbar genug aus in solchem Aufzuge: barhaupt und mit verwehten Haaren, in neumodiger Gewandung und mit geschminktem Gesichte.

Aber noch einen Rat hatte ihr die Tante gegeben: „Wasser wäscht rein, Wasser wäscht rein!“ Sie glaubte die unbarmherzigen Worte allenthalben zu hören, im Windesrufen, im Gurgeln der Fluten, und betraf sich dabei, wie sie sie selber vor sich hinsprach. War das nicht das Rechte? Nicht besser, als in hoffnungsloses Elend dahinschreiten und wissen, daß es kein Entrinnen daraus mehr gäbe? Aber davor schauderte ihr junges Leben doch noch zurück, und dann: Ertrunkene sind so häßlich! Schließlich gar so ohne jede Aussicht war sie nicht. Es konnte noch eine Rettung kommen, und für

die erste Zeit war sie doch geborgen. Sie ließ ihr Oberkleid los, tastete in die Tasche und prüfte — sie hatte dazu noch nicht Zeit gefunden — was sie in der trug. Es waren ziemlich viel und größere Noten; das mußte, ihrem Ueberschlag nach, mehr machen, als sie selbst in einigen Wochen verbrauchte. Und was dann kam? Wozu da sorgen und warum sich härmen? „Es wird schon gehen, wird schon gehen," sang sie sich halbleise vor und hatte eine kürzeste Ermutigung dabei. Dann nahm sie die Noten vor, betastete sie, brachte sie ganz an die Augen, freute sich mit ihrem Besitze und hielt sie mit klammernden Fingern, während sie so stand.

Sie mußte weiter; die Besorgnis, sie könne den Zug versäumen, fiel ihr auf die Seele. Da tauchten die Hütten der zweiten Ortschaft schon aus dem Dunkel und grüßten gastlich. Die war kurz und rasch durchschritten, und sie stand bald wieder dem Grollen der jählings aus ihrem Schlummer geschreckten Natur gegenüber. Sie hatte nun doch nicht mehr so weit zu ihrem Ziele. „Eine Stunde noch," sprach sie sich selber sehr laut zu, damit sie doch einen Menschenlaut vernehme. Aber gerade nun fühlte sie sich sehr müde und erschöpft. Ihr Körper, dem sie in jeder Beziehung sehr viel zugemutet und noch nichts gegeben hatte an diesem Tage, machte seine Ansprüche geltend. Sie zwang sich, wollte nirgends mehr vorsprechen; denn ein sonderbarer Geiz war in ihr lebendig geworden. Jeder Heller schien ihr von Belang. So schleppte sie sich denn vorwärts, aber ganz maschinenmäßig, selbst ohne rechtes Bewußtsein, wie es nicht selten bei Menschen der Fall, die zum Tode ermattet sind, ohne ausrasten zu können. Die Glieder

gehorchen immer noch und willenlos einem übermächtigen Antriebe, den ihnen der Geist gegeben; er selber aber ist längst in halben Schlummer versunken. Mechanisch und gleichmäßig setzte Gabriele Fuß vor Fuß und fühlte sich gelähmt und wieder erregt vor dem Wehen des Lenzsturmes. Ihr war sehr heiß.

Da grüßte wieder ein Licht. Die Straße wurde belebter; Männer kamen an ihr vorüber und zogen verwundert an den Hüten. Sie steuerte achtlos dem Schimmer, der letzten Wegmarke vor der Haltestelle der Eisenbahn, zu. Es war ein Wirtshaus und nicht gar gut berufen. Es kamen Leute hierher, welche tagscheue Geschäfte abzuwickeln oder ein Anliegen an die hübsche kraushaarige Wirtstochter hatten. Besonders Gewitzte mochten beides vereinigen. Das wußte Gabriele nicht; aber sie konnte vor Ermattung nicht weiter und meinte, beim nächsten Schritt umsinken zu müssen. So trat sie ein, und hier hat man sie lebend zuletzt gesehen. Sie setzte sich auf die lange Holzbank und bestellte ein Glas Bier. Man brachte es ihr; dann leistete die Justin' wieder dem einzigen Gaste Gesellschaft, der neben Gabrielen noch in der öden Stube war. Sie war ungemütlich kahl; die Zinngefäße gleißten an der Wand; aus einem Schränkchen hervor lugten die Schnapsflaschen; in all dem und in dem Wasser des Kübels, bestimmt, die gebrauchten Gläser zu reinigen, leuchtete ein grelles Lampenlicht nach. Justin' und der späte Gast kicherten miteinander und warfen verstohlene Blicke auf die Einsame, die den Kopf in die Hand stützte und ihre Musterung mehr fühlte als gewahrte, während sie unverwandt auf die giftig grüne Tischplatte starrte.

Sie blieb nicht lange. Einen Augenblick, den sie sich unbeachtet glaubte, nützte sie, um ihr Geld zu überzählen und im Brustlatz zu verwahren. Es schien ihr nun wieder sehr wenig, und sie wurde betrübt darüber. Dann zahlte sie und ging. Kaum aber daß sich die Tür hinter ihr geschlossen, erhob sich der andere Gast. „Laufst ihr nach?“ fragte die Justin'. — Er nahm den runden Hut: „Willst vielleicht eifern? Das hätten wir zwei miteinander doch nicht nötig.“ — „Ich mag's aber nicht, und ich bin's nicht, die dich braucht.“ — Die versteckte Drohung wirkte. „Ich will nichts von ihr. Sie kommt mir nur bekannt vor, und ich bin neugierig darauf, ob es wirklich die ist, welche ich meine. Ich hätte auch noch zu Hause zu tun. Halt derweil offen; es kann immer noch wer kommen, und ich bleibe auch nicht lange aus. Warte auf mich.“

Es war etwas heller geworden, soferne der Vollmond hinter den Wolken lag und ein unbestimmtes Grauen die Welt durchfloß. Auch wehte es gelinder, und Gabi hätte besser vorwärts kommen mögen, wäre ihre Rast nur nicht zu kurz, um sie zu stärken, eben lang genug gewesen, daß ihr ihre Erschöpfung erst recht fühlbar wurde. Aber die reine Luft nach dem dumpfen und abscheulichen Qualm, den sie kaum geatmet, tat ihr dennoch wohl, ob sie gleich ihre Verstörtheit nicht scheuchen konnte. Die saß zu tief. Hinter ihr pfiff jemand; mit ängstlicher Erwartung horchte sie, wie der Ton näher und näher kam, und sah nicht auf vom Boden, auf den sie in stumpfsinniger Verdrossenheit die Augen geheftet hielt. Bis ihr der landesübliche Gruß zugerufen wurde. Sie erwiderte nichts; nur einen scheuen Blick warf sie

auf den Mann, der ihr nicht ganz fremd erschien und sich sichtlich bemühte, mit seinen langen, torkelnden Beinen gleichen Schritt mit ihr zu halten. „So spät noch auf der Straße, Fräulein?"

Keine Antwort. Ihr unheimlicher Begleiter lachte heiser und rauschig: „Das Fräulein fürchtet sich. Ich hab's ja gesehen, wie sie im Wirtshaus Geld gezählt hat. Aber ich tu' ihr nichts. Ich bin nur ein Lump; aber ein Räuber bin ich nicht — die ganze Welt kann's nicht anders sagen. Im Gegenteil; ich bin dem Fräulein nur nachgegangen, um es zu beschützen. Sie will doch zur Station?"

Keine Antwort. Der Trunkene fuchtelte mit offenen Händen in der Luft. „Da rennt das Fräulein vor mir und will mir davon und läuft ohne mich ins Unglück. Oder weiß sie vielleicht, daß die Fabriksarbeiter schlechte Schufte sind und sich wenig daraus machen möchten, jemand Einsamen ins Wasser zu schmeißen und vorher auszurauben? Aber ich werde sie beschützen, ich!" Er schlug sich hallend vor die Brust.

Keine Antwort. „Und was krieg' ich für meine Gutheit?"

Eine ungestüme Angst bemeisterte Gabi. Die Silbermünzen, die sie eben erhalten hatte, hielt sie ihm hin und rief in den schrillen Tönen eines geängstigten Kindes: „Da haben's! Aber jetzt lassen's mich. Ich schrei'!"

Der andere lachte häßlich. „Möchte Ihnen wenig helfen. Ist noch weit zur Fabrik, und fragt sich, zu wem sie stehen. Aber einen Kuß möchte ich haben!" Er legte seinen Arm um ihre Hüfte, und sie zuckte zusammen. Und jene Berührung wie diese Bewegung — sie währte

nicht das Teilchen einer Sekunde — war deutsam für beide. Denn ein anderes Bild erstand vor Gabi: grundverschieden und wieder dennoch ähnlich. Der gleiche graue Himmel damals wie heute; dieselbe Schwüle, dasselbe Wasserbrausen, der gleiche Druck an ihrer Hüfte, den sie ähnlich nie mehr empfunden zu haben sich erinnern konnte; selbst ein ähnliches, lähmendes Gefühl, wie vor Jahren. Sie wich zurück; er aber folgte ihr. Auch in seinem Auge glomm ein Strahl des Erkennens auf: „Ach ja — das ist ja — nicht wahr, Sie sind? Ja —" und suchte nach dem Namen. Er beugte dabei sein Gesicht zu ihrem hernieder. Ein ungeheurer Ekel erfaßte sie: der häßliche Branntweindunst seines Mundes wehte sie an. Sie wendete sich rückwärts schreitend; dem Straßenrande zu floh sie vor ihm, der sie häßlich angrinste — so recht die Verkörperung jener Art von Neigung, die sie fast allein erweckt. Er hinterdrein. Ihre Hände waren wie zur Abwehr vorgestreckt; den Körper bog sie zurück, um ihm ferner zu sein, dem sie nicht zu entlaufen hoffen durfte, so unsicher er immer auf den Füßen war. Da trat sie ins Freie; sie taumelte — ein greller Aufschrei, ein Spritzen und Sprühen der Wasser. Ueber seine Stirne sprühte der Gischt; er sah, wie die Fluten eine leichte Gestalt aufhoben, die fortgetrieben war durch die Wucht des Falles, bis sie von der mächtigeren Strömung vertragen werden mußte. Sie mußte ohnmächtig sein. Kein Hilferuf, Totenstille.

Einen Augenblick stutzte der Franz. Dann, so ohne Besinnen, wie ein gut gelernter Hund, vor dessen Augen ein Gegenstand ins Wasser geworfen wird, sprang er

nach und arbeitete mit mächtigen Stößen. Er konnte nichts mehr erspähen, fühlte sich bald beschwert von der Last der Kleider, gelähmt durch Frost und Trunkenheit. Er richtete sich auf und wollte Auslug halten. Da traf ihn ein treibender Balken schwer ins Hinterhaupt; ihm sang es, die Welt war voll Lichter und Farben, und er versank ohne Schrei, ohne Versuch einer Rettung . . .

Sie ist ein tückisches Wasser, die Oder. Ein rechter Tieflandfluß: sachte strömend, aber fast unentrinnbar für den, den ihre geheimen Strudel und Wirbel erfassen, und nur schwer dazu zu bringen, ihren Raub wieder herauszugeben. So hielt sie es auch mit diesen; vorauf schwamm Gabi, hintennach der schwerere Mann, und immer größer ward die Entfernung zwischen beiden. Erst spät fand man sie; in getrennten Ortschaften wurden sie angeschwemmt, und als die letzten Opfer einer Hochflut, die deren nur zu viele gekostet, bestattete man diese beiden, die nur zweimal miteinander zu tun gehabt im Leben — das erstemal sich wie anderen zum Unheil, dann aber, damit der Mann dem Mädchen wiederum unbewußt das Beste bereite, was für sie von dieser Welt und allen ihren Losen noch aufbehalten sein konnte. Fast unentstellt war Gabriele, die sich vor der Häßlichkeit der Todesweihe so sehr gefürchtet; mit einer klaffenden Wunde im Hinterhaupt haben sie den andern ins Grab gesenkt. Bescheid über ihr Schicksal erhielt man erst spät. Spät erfuhr die Justin' das Ende ihres Liebhabers, Frau Salome das Gabrielens. Sie hat ehrlich getrauert. Wer aber heute durch die Kreisstadt geht, der sieht im Weberviertel verwundert ein vornehm und helläugig Haus, das in seine ärmliche Umgebung

gar nicht zu passen scheint. Im Garten dahinter jauchzen die Kinder, denen sonst wohl Weinen näher wäre, denn Jubeln. Es gehört einer Stiftung für die Aermsten, für verlassene und verwaiste Kinder, und ist laut Stiftbrief errichtet von Rupert und Salome Lohwag zum Angedenken an ihre Nichte Gabriele Wagner, die da im achtzehnten Jahre ihres Lebens verunglückt war im wilden Wasser der Oder vom März des Jahres 1878.

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt

J. J. David

Gesammelte Werke 3

Probleme · Ein Regentag

Frühschein

München und Leipzig · R. Piper & Co.

J. J. David
Gesammelte Werke
Dritter Band

J. J. David

Gesammelte Werke

Herausgegeben von
Ernst Heilborn und Erich Schmidt

Dritter Band

München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1908

J. J. David

Probleme * Ein Regentag
Frühschein

München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1908

Inhalt:

Probleme

Erzählungen

Woran starb Sionida?

Der Frühling war nach einem harten Winter ungemein schön und stark hereingebrochen. Zeitiger als in anderen Jahren belaubten sich auch die spätesten Bäume und riefen brausend und rauschend jeden zu sich, den nicht die allerdringlichsten Geschäfte ganz und ohne allen Aufschub an die Stadt banden. Schon die erste Hälfte des April brachte Tage von sommerlich unbarmherziger Schwüle. Die allgemeine Flucht aus Wien begann; sie riß auch mich fort, in einen kleinen Kurort, der in einem tiefen, fast einer Schlucht ähnlichen Tale des Wienerwaldes liegt, allenthalben von steilen und völlig bewaldeten Berglehnen umschlossen, sodaß zwischen ihnen nur noch Raum für eine lange und schmale Gasse, für die weiße und stäubende Landstraße bleibt, die sich in mancher Krümmung durch das Hügelland hinzieht.

Die Anstalt selbst war beinahe schon überfüllt. In einem Nebenbau, der zu ihr gehört, fand ich Wohnung, und da er abseits und ganz im Grünen steht, somit auch Gelegenheit, unbeirrt vom Treiben der anderen Gäste für mich und meine Gedanken zu leben. Ich konnte mich nicht völlig von der Gesellschaft abschließen,

da schon die gemeinsamen Mahlzeiten manche notwendige Berührung mit sich bringen, mußte aber keineswegs Anteil an ihren Vergnügungen nehmen, die mir schon von früherher zur Genüge bekannt waren. Neben wirklich und selbst schwer Leidenden, die sich nur mühsam weiterbringen konnten oder gar im Rollwagen geschoben wurden, fanden sich nämlich auch Leute, die nur Linderung des Ueberreizes ihrer Nerven zu erlangen wünschten, mit anderen, die hier einfach der Erholung und Kräftigung lebten, ohne darum dem Anspruche nach mannigfacher Belustigung zu entsagen. Der gewohnte Anblick der Kranken störte sie keineswegs. So bewegte sich denn ein in jedem Betrachte, nach Sprache, Stand wie Sinnesart buntes Gewirre von Menschen in den schattigen Anlagen und Laubengängen um das Kurhaus; man liebelte, zerpflückte zwischendurch den guten Ruf der Bekannten, vielleicht noch etwas mehr, als sonst an solchen Orten üblich, verabredete Ausflüge und Bälle, die denn auch abgehalten wurden. Die Frauen putzten sich nach Kräften und, da es zumeist Wienerinnen waren, über Vermögen, und alles unterhielt sich aufs beste, trotz ewiger Klagen über die unerträgliche Langeweile. Ich aber gewann beschauend und beobachtend mein Teil an der allgemeinen Lust und wahrhaftig nicht das schlechteste.

So vergingen mir die Tage still, doch nicht ohne Frucht, selbst nicht ohne ein heimlich behagliches Lächeln über manchen wunderlichen Gesellen, der hier ganz unbewußt seine Drolligkeit zur Schau stellte. Es ist hier nämlich ein offenherziger Fleck Erde. Jeder spricht am liebsten von sich und glaubt, alles müsse allen wich-

tig sein, was ihn beschäftigt: seine Zustände und seine Angelegenheiten somit in erster Reihe. So braucht man nur stillzuhalten oder herumzuhorchen, um so manches zu erfahren. Da ergab sich dieses Jahr nichts; dafür verfolgte ich desto lieber die Spiele der Kinder. Sie dürfen hier keinerlei Lärm machen, und nun war es gar zu hübsch, zu sehen, wie sie sich mit diesem strengen und für sie recht eigentlich grausamen Gebote abzufinden wußten, ohne doch an ihrer Munterkeit etwas einzubüßen, und wie der verhaltene Jubel im Gesichtchen glühte und in leuchtenden Blicken aufbrach.

Mit manchem davon hab' ich gute Kameradschaft geschlossen, die, ich hoff' es, bleiben wird. Mit Erwachsenen aber bot sich keinerlei Beziehung, nicht einmal recht Anlaß zu einer Bekanntschaft, die sich nach meiner Erfahrung nirgends so leicht schließen läßt, als an ähnlichen Oertern, und die dann alle Annehmlichkeit derer hat, die man auf Reisen gemacht: niemand ist gehalten, sich, am Ziele angelangt oder nach dem Abschiede, auch nur im mindesten weiter um den andern zu bekümmern, so freundschaftlich oder selbst innig sich die Dinge angelassen haben sollten. Man kann dabei eigentlich nur gewinnen; vielleicht der einzige Fall in jenem unehrlichen Glücksspiel, das man das Leben heißt.

Wenn ich aber zu Mittag notgedrungen an meine Tischgesellschaft gebunden und also gezwungen war, ihr gleichgültiges und nichtssagendes Gerede anzuhören, das oft unmanierliche Gehaben einzelner anzusehen, so freute ich mich desto mehr auf meine einsamen Abende. Dann saß ich in einem laubigen Winkelchen;

von ferne klang Lachen und Gekicher, leichte Schritte ließen den Kies der Wege knirschen, der Springbrunnen rieselte, und die Musik tönte gedämpft und verhallend. Durch die Krone einer alten Linde floß das weiße Licht einer elektrischen Lampe, geisterhaft und dennoch bestimmt und hell. Allenthalben war Bewegung und Leben; ich fühlte einen starken Strom an mir vorüberbrausen, der nichts über mich vermochte, und war schon so gewöhnt, ungestört zu bleiben, daß ich ordentlich aufschrak, als einmal ganz unversehens eine rauhe Stimme, die doch nur einer Frau zugehören konnte, an mein Ohr schlug: „Sie erlauben?"

Ich blickte auf. Die Dame, die vor mir stand, schob sich einen Stuhl herzu und ließ sich mir gegenüber nieder. So hatt' ich Gelegenheit, sie aufs genaueste zu mustern. Sie mußte sehr erregbar sein, denn während sie ein Weilchen zu warten hatte, bis die Aufwärterin kam, atmete sie tief und ungeduldig, und die grauen Augen, die in einem nicht mehr jugendlichen Gesichte von jenem harten Eirund standen, das man fast nur auf altbyzantinischen Heiligenbildern und bei Russinnen findet, waren in rastlosester Bewegung. Die Hand strich dabei unwillkürlich über das Haar, das reich, sehr schwarz und ungeteilt die breite und niedrige Stirne freiließ und im Nacken in einen Knoten zusammenfloß. Sie war einfach gekleidet, doch nicht ohne schlichten Geschmack; nur die Handschuhe schienen mir schon zu viel benützt, und es fiel mir auf, daß sie dieselben anbehielt auch während des Essens. Das tat sie rasch ab, als wäre es ihr unangenehm, einen Zeugen dabei zu haben; danach zwang sie sich offenbar, noch zu verweilen.

Ueber ein kurzes erhob sie sich doch; ein hart betontes: „Gute Nacht!“ und sie entfernte sich mit raschen, ungleichen, wie ungewissen Schritten. Ich sah ihr nach, und die Teilnahme des Einsamen für die Vereinsamte sprach leise in mir. . . .

Fortab grüßten wir einander. Es gab sich häufiger Anlaß dazu, da wir in einem Hause wohnten. Ihr Zimmer lag zu ebener Erde; tagsüber standen die Fenster offen, und ich konnte so gelegentlich und flüchtig hineingucken. Sie war nie müßig; immer machte sie sich mit einer endlosen Handarbeit zu schaffen. Das Muster dazu hatte sie vor sich, und es trug eine Unterschrift in zyrillischen Lettern. So schloß ich, daß sie eine Russin sein möge; aber warum verkehrte sie dann mit keinem ihrer Landsleute, deren mehrere anwesend waren? Manchmal ruhte sie gerade ein wenig aus; dann bot ich ihr die Tageszeit, und sie antwortete freundlich mit ihrer heiseren Kehlstimme. Ihr Benehmen war durchwegs das einer Frau von Welt; aber sie beherrschte mehr die Formen, als daß sie ihr inne waren. Einmal fand ich sie im Walde; das Körbchen mit ihrer Arbeit stand neben ihr, die immer noch behandschuhte Rechte hielt die Nadel, und ihre Augen starrten so verloren ins Grüne, daß sie mich nicht gewahrten. Sie hatten dabei jenen verträumten Blick, den man nur bei Menschen findet, die mehr in sich als um sich zu schauen gewohnt sind. Ein Buch habe ich nie bei ihr gesehen; und als ich sie einmal abends, da sie sich mit dem bedienenden Mädchen, das den Wiener Dialekt sprach, nur schwer verständigen konnte, darauf aufmerksam machte, daß gerade dieses auch Französisch

rede, so zuckte sie gleichgültig die Achseln und sprach mit einem traurigen Lächeln: „Macht nichts. Ich kann nicht Französisch. Eine Russin — kurios, was?"

„Sie sind Russin, gnädige Frau?"

„Ja. Aus Warschau. Staatsrätin Olga Gräbert. Mein Mann ist nämlich wirklicher Staatsrat, Exzellenz. Ich hab's aber nicht gerne, nennt man mich so."

Das schien mir eine Aufforderung. Auch ich stellte mich also vor, und sie forschte: „Was für ein Doktor? Arzt oder der Rechte?"

„Keines von beiden, Exzellenz, ich bin Lehrer und schreibe nebenher."

„So? Das habe ich nie verstanden, wie man das kann. Ich lese nicht einmal."

„Das bemerkte ich allerdings schon," antwortete ich. „Und warum nicht?"

Sie machte eine Handbewegung, als würfe sie etwas fort: „Heißt nichts! Was soll's? Wozu? Nicht einmal denken kann man dabei."

Das klang mir neu. Sie gewahrte meine Verwunderung und beeilte sich, zu erläutern: „Verstehen Sie — ich kann's nicht. Nicht das, was ich will. Wenn ich sticke oder habe zu nähen, so kann ich's. Da zähl' ich meine Stiche: eins, zwei und weiter, wie viel ich brauche, und sehe doch, mitsamt dem Muster vor Augen, was mir wichtiger ist, und kann's mir vorstellen für mich." Sie sah wieder traurig und war um vieles hübscher und jugendlich weicher mit dem stillen Leidenszug und dem weinerlich etwas verzogenen Munde. Dann überlief sie ein Frösteln. Sie langte rasch nach ihrem Ueberwurf und zog ihn hoch: „Spät und kalt," sagte

sie so beweglich, daß es dem gleichgültigen Sinne der Worte widersprach: „Gute Nacht, Herr Doktor!" und ging so hastig, als wollte sie mir jegliche Antwort abschneiden.

Der folgende Tag kam grau und ohne alle Sonne. Ein ganz feines Rieseln ging und drang durch jede Kleidung. Immer meinte man, das dünne Gewölke müsse reißen, und dennoch sprühte es immer weiter. In der bedeckten Wandelbahn tummelten sich die Kinder; sie haschten einander, versteckten sich hinter Tragsäulen und Baumstämmen, ohne der fallenden Tropfen zu achten, sodaß ganz unversehens ein schwarzes oder blondes Köpfchen dort hervorlachte, wo man's zu allerletzt gesucht hätte. Ich tat, als läse ich: ein Mädchen von etwa acht Jahren, mein Liebling, schlich geduckt näher, und ich wollte es nicht bemerken. Da schlug's mir das Buch aus der Hand, blieb mit trotzig schelmenfreudigen Augen vor mir stehen und sprang hurtig und kichernd zur Seite, als ich mit bitterböser Miene nach ihm griff. Hinter mir klang ein Seufzer, ich wendete mich: meine Russin stand dort. „Gnädige Frau?"

„Sie erlauben?" Sie setzte sich und blickte stumm auf das Treiben. Danach: „Sie haben Kinder gerne, Herr Doktor?"

„Wer nicht, Exzellenz?" antwortete ich. „Da ist nichts dabei, man muß ja wohl. Aber mich wundert eines: sie mögen mich gut leiden und laufen mir zu, obzwar ich nicht mit ihnen zu spielen oder auch nur so mit ihnen umzugehen weiß, wie sie es sonst wünschen und wollen."

„Und warum tun sie das? Warum?"

„Ich glaube, gnädige Frau, sie wittern es heraus, wer ihnen gut ist. Man sagt das wenigstens von ihnen und von Haustieren auch. Es kann wohl immerhin so sein; sie haben eben noch weit mehr Unbewußtes, Ahnungen und Vorstellungen, als wir klugen Erwachsenen."

Sie wurde erregt: „Das allein macht es nicht, gewiß nicht. Man muß es ihnen auch zeigen."

„Ich glaube nicht, gnädige Frau. Manches spricht dagegen."

„Es wäre gut, hätten Sie recht," erwiderte sie ernst. „Ich wollte, es wäre so. Aber ich weiß es besser."

„Sie haben wohl selber Kinder?"

„Vier."

„Darf man die Namen wissen, Exzellenz?"

„Gewiß. Da ist Andrej, der Student, der ins Oldenburgische Konvikt soll nach Petersburg. Er ist fleißig, aber wild, sehr wild. Dann ist Anton, Elisabeth und Sionida."

„Noch eine Frage: Haben Sie alle gleich lieb?"

„Nein," entgegnete sie ruhig. „Sionida ist mir das liebste. Aber ich kann es Sionida nicht zeigen."

„Und warum nicht?"

„Weil Sionida tot ist."

Ich mag in diesem Augenblicke zusammengezuckt haben. Sie wußte es sofort zu deuten:

„Nicht wahr, Herr Doktor, kurios? Wohl gar eine Närrische? Ich bin's nicht. Oder glauben Sie, ich weiß nicht, daß Sionida tot ist, wirklich tot, und so schön liegt und schläft, wie vielleicht niemand auf einem Friedhofe in Warschau? Aber an wem hängt man

am meisten? An den man oft und immer im guten denkt. Und ich tue es so mit Sionida und stelle mir vor, wie ich ihr jetzt zeigen möchte, wie gern ich sie habe, wenn sie mir nicht gestorben wäre. Verstehen Sie?"

„Nein," antwortete ich ehrlich.

„Geht jedem so! Hab's schon manchem erzählt, lauter Klugen, Doktoren. Hat mir noch keiner Antwort gewußt." Und für sich „Warum also nicht?" Dann wieder lauter: „Haben Sie Zeit, können Sie mich hören? Sie schreiben; da sollten Sie davon mehr begreifen, als die Leute, die nicht das Geschäft haben. Wollen Sie mit? Hier geht's nicht." Sie stand auf und sah mich mit starker Frage an.

„Ich stehe zu Diensten, gnädige Frau."

Wir gingen; ein kurzes Stückchen erst durch den Ort, danach auf einem Fußweg, der anfangs sachte, bald aber steil und immer steiler ansteigt. Er führte durch Buchenwald; die Sonne brach zeitweilig durch, und dann glänzte jedes versprengte Tröpfchen, und die schlanken, silbergrauen Stämme entlang lief das Licht. Uns zu Füßen lag braunes Falllaub und raschelte, wenn wir in eine der tiefen Runsen treten mußten. Ueber eine Wiese dann, welche rings von Bäumen umschlossen ist und einen kurzen Ausblick in ein freundliches und stark besiedeltes Dorf gibt, dessen rote Ziegeldächer farbig durchs wehende Laub flammen. Danach nahm uns wieder ein ernsterer Forst auf; blickten wir abwärts, dann sahen wir schon allenthalben das Blau des Himmels über den schwankenden Kronen schimmern. Ich fragte nicht nach dem Ziele der Wanderung; an meiner

Begleiterin aber ließ sich nicht eine Spur der Anstrengung gewahren. In ihre Wangen von ebenmäßig gleicher, doch keineswegs ungesunder Blässe trat nicht ein Schimmer von Rot; ihr Atem hob durchaus gleichmäßig die Brust.

Wir wechselten unterm Schreiten kein Wort. Endlich bog der Pfad durch Gestrüpp und Unterholz ins Freie. Eine einsame Bank stand da; sie setzte sich darauf, ohne zu beachten, daß sie noch naß sein mußte, und ich stand einen Augenblick lang und nahm die schöne und bedeutsame Fernsicht in mich auf. Es hatte sich gänzlich aufgeheitert, und so sah man nicht nur den tiefen und leise dampfenden Grund, zu dem die Berge im Kessel abfielen, das schöne Grün der Wiesen, auf denen die Gräser gerade im Blühen standen, so daß vor dem warmen Wehen, das darüber hinstrich, ein ganz feines Stäuben aufstieg, die vielen weißen, gelben und roten Blumen, die mit nickenden Köpfchen dazwischen wucherten, sondern überm Tale grüßten anmutig gerundet höhere Kuppen, und ganz im Hintergrunde ragten grau wie Wolken, massig und drohend stolzere Gipfel ins Blaue: die Alpen. Ich genoß und sog den Duft, den harzigen und kräftigen Geruch der Fichtenbäume, die den Ruheplatz umgaben, in starken Zügen.

Die Frau Staatsrätin wurde ungeduldig und stieß mit dem Stocke ihres Regenschirmes stark wider den Boden. Ich besann mich, nahm Platz. Sie nickte befriedigt; aus ihrem Handkörbchen langte sie sich eine Stickerei vor, rollte sie zusammen und befestigte das Fertige reinlich mit Stecknadeln. Danach zog sie einen blauen Faden ein, und während sie ein Kreuzchen nach

dem anderen machte, erzählte sie ruhig, mit stets gleichem Ton und mit unbiegsamer Stimme, die gerade dadurch sehr ergriff, ohne Stocken oder Besinnen, wenn sich ihr nicht manchmal das Wort weigerte, daß ich wohl sah, wie lebendig und stets gegenwärtig ihr alles und jeder kleinste Umstand war und immer vor der Seele stand:

„Ich bin aus Charkow. Mein Vater lebt noch: ein kleiner Beamter beim Gouvernement, Titularrat. Wir waren acht Geschwister; ich bin die Aelteste. Das ist ein Unglück. Sie begreifen? Nämlich die Mutter war viel krank; also hab' ich alles tun müssen, was sonst sie hätte zu machen gehabt. Gelernt hab' ich nichts — wozu auch? Lesen, Schreiben, das ist alles; aber geplagt hab' ich mich, mehr als einer glaubt, und von so früh wie nicht bald jemand.

„Also: ich werde sechzehn Jahre und ein hübsches Mädchen. Heißt das, so wie alle bei uns sind. Eigentlich immer lustig, wenn die Arbeit nur nicht gar zu groß und nur noch eine Kopeke im Hause war. Hatten wir die auch nicht mehr — tut nichts. Es ist immer gegangen, und ich war zufrieden. Liebe? Dummheiten! Wozu ist das gut? Bälle? Wenn man sich so mit Flicken und mit Nähen geplagt hat, daß man zu Abend nicht mehr weiß: ist das mein rechter Fuß oder mein linker? so wird man nicht daran denken, noch herumzuhetzen auch in der Nacht. Und wünscht man sich's schon einmal — was nicht geht, geht nicht.

„So bin ich sechzehn Jahre und etwas darüber, denke an nichts und will nichts. Da kommt einmal der Vater nach Hause, schickt mich aus dem Zimmer und spricht

lange mit der Mutter. Was heißt das? frage ich mich, und mir fällt nichts ein. Hernach rufen sie mich; die Mutter ist sehr aufgeregt und hat in den Händen das Zittern. Der Vater macht sein Schnupftuch immer in einen Knoten, rollt's zusammen und sieht mich streng an und schweigt. Mir wird angst — Sie begreifen, wenn man auch nicht weiß, was man angestellt haben soll. Endlich fängt er an: „Olga Michailowna, heute hat der Sekretär beim Gouverneur, Hermann Gräbert, bei mir um deine Hand angehalten. Ich habe sie ihm zugesagt, und in einem halben Jahre ist also die Hochzeit.

„Ich habe Hermann Gräbert gekannt. Das heißt nämlich, einigemale hab' ich ihn gesehen, bei uns und auch sonst auf der Straße. Da starrt er mir immer so ins Gesicht, daß ich rot geworden bin. Hat er mir gefallen? Ich weiß das jetzt selber nicht, und so sag' ich nur: „Väterchen, ich kenne ihn gar nicht." — „Aber ich kenn' ihn und weiß um ihn. Ein tüchtiger Mann; wird vorwärts kommen. Hat seine Studien und ist ein Deutscher und steht sehr gut beim Gouverneur." Und wie ich bitte, sie sollen mich noch zu Hause lassen, ich will auch noch gar nicht fort, fährt Michael Iwanowitsch auf: „Die Prinzessin! Nimmt sie, wie sie ist, ohne Kopeken, ohne Protektion, und sie weiß nicht und überlegt! Barfuß nach Kasan zur allerheiligsten Mutter Gottes solltest du vor Glück! Ein junger Mann, ein Herr, und das ziert sich!" und schlägt mit der Faust auf den Tisch, wie immer, wenn er sehr zornig ist, und läuft fort. Das Mütterchen aber fängt an zu betteln und zu weinen: „Er hat recht, Olga, mein Seelchen. Wir sind so arm, und es wird uns leichter, ist eine weniger.

Nimm ihn, Töchterchen!" — „Aber ihr braucht mich ja noch, mein' ich." — „Ach!" sagte die Mutter, „Mascha kann jetzt auch schon etwas leisten, und dann bin ich — den Heiligen sei Dank! — auch viel besser, und er ist ein guter Mensch. Nähme er dich denn sonst?" — „Ja, aber mir hat er noch nicht ein Wörtchen gesagt: Ich will dich." Da schluchzt sie auf: „Arme Mädchen und Wiesenblumen — wer wird da fragen? Er denkt, du gefällst ihm und wirst sparen können, auch in Petersburg, wohin er kommen möchte. Geld, so viel er braucht, bekommt er nicht, und er meint, nichts ist besser als etwas. Nimmst ihn, Täubchen? Er hätte freilich mit dir reden sollen — aber diese Deutschen, wer kennt sie? Nimm ihn!" Was hilft da? Ich habe in der Heiligen Namen Ja gesagt; schon die Woche darauf ist Verlobung und ein halbes Jahr später, wie es Michael Iwanowitsch bestimmt hat, ist Hochzeit gewesen.

„Mein Mann also ist ein guter Mann. Ein sehr guter Mensch. Etwas kurios, natürlich. Sehr ernst, sehr ordentlich. Er hat nie getrunken, nicht einmal ein Gläschen zur Stärkung, wie sonst alle. Er hat nie mit mir geschrieen, wenn ich etwas nicht so gemacht habe, wie er verlangt hat. Sehr akkurat war er; da hab' ich mich's versehen in der ersten Zeit, weil ich's doch nicht so gewohnt war von Hause, aber er hat doch nicht gelärmt oder geschimpft, sondern er selber hat die Sachen zurecht gemacht, daß ich mich schämen mußte vor ihm und mich sehr abmühte. Das gibt viel Arbeit, Herr Doktor, ein Mann versteht das gar nicht, wie viel. Aber — er selber hat sich auch genug geplagt. Denken Sie: vom Amt hat er Akten sich nach Haus gebracht,

und studiert hat er, ich weiß gar nicht, was alles. Ganze Nächte durch! Und mein Vater, wenn er davon hörte, sagt immer, und nickt mit dem Kopf dazu: „Ja, diese Deutschen! Das wird ein Großer, Olga, mein Seelchen, ein ganz Großer!"

„Gar keinen Fehler hat er. Er braucht nicht einen Kopeken für sich, sondern sein Gehalt, so wie er's bekommt, so bringt er's auch nach Haus. Danach hat er mit mir gerechnet: Das brauchst du für uns, das muß gespart werden. So hat es auch sein müssen, man kann ihm wirklich nicht widersprechen. Er ist nicht jähzornig; aber mit so einem wird man leicht fertig; ist nie unfreundlich mit mir gewesen, nicht einmal. Freilich, ich hab' mir manchmal gedacht, etwas anders, etwas könnt' er sein. Tut nichts — er war doch eifersüchtig. Da kommt einmal zu uns ein Offizier — er war mein Vetter und lange im Kaukasus gewesen — und ich lache mit ihm wie früher, wenn er meine Eltern besucht hat — er ist auch gar zu lustig und kann Gesichter schneiden und allen nachmachen — und Hermann ist nur ein kleines Weilchen bei uns und setzt sich dann und liest. Und auf einmal dreht er sich um: „Die Ohren tun mir weh vor deinem Lachen," und schaut mich an, daß ich wirklich erschrecke und gewußt hab' bei mir: du, Olga, er versteht keinen Spaß. Ich hab' mich gefürchtet vor ihm, und darum bin ich immer zu Hause geblieben bei den Kindern. Drei Jahre war ich verheiratet, und drei hab' ich gehabt. Dazu die Plage und das Kochen — ich war oft müde und habe mich wieder nicht getraut, ihm was zu sagen. Da hat er aber kein Einsehen gehabt, nicht das mindeste; immer dieselbe Magd, halb blöde und

schlumpig und hinter jedem Soldaten, aber billig; keine bessere, daß die Frau sich ruhen kann oder acht geben auf sich und die Kinder.

„Endlich nun wird Hermann versetzt, nach Petersburg, in ein Ministerium. Das teilt er mir mit, knapp, aber nichts mehr, nicht was, nicht wie. Wir übersiedeln, und schon vorher setzt er mir alles auseinander: So wird es und so muß es sein. Wir werden Gäste bei uns sehen, seine Kollegen, vielleicht sogar Vorgesetzte, wenn's gelingt. Ich ängstig' mich unterm ganzen Fahren, wie wird das möglich sein? Die Kinder? Wie das richten, ich allein in der teuren Stadt? Denn daß kein Mädchen mehr genommen wird, das hab' ich vorher gewußt. Es ist auch so gewesen. Wohnung hat er selber gesucht und gemietet. In einem großen, ganz neuen Hause. Wir sind im Sommer hingezogen. Die Gänge haben nach Kalk gerochen, und es war schrecklich heiß, daß ich oft geglaubt habe, ich gewinne keinen Atem. Dazu ist das eine große Zimmer in eine enge Gasse hinaus, die häßlich und übelduftig war. Ich richte alles her, kaufe nach, was fehlt und doch nötig ist. Immer und immer zu Fuß, oft kann ich nicht weiter, verirr' mich in der ungeheuren Stadt, daß ich die Beine nicht mehr spüre und mich einmal auf einem großen Platz — viereckig, mit Bäumen rundherum — auf eine Bank hinsetze und weine wie ein Kind. Aber — macht nichts, ich bin fertig geworden. Die Stube wird Salon und sehr hübsch hergerichtet; eine kleinere, auch sehr schön, für Hermann zur Arbeit und für den Empfang; noch eine, ganz klein, auf den Flur hinaus, daß man immer Gas brennen muß und einen Vorhang vor dem Fenster ha-

ben — dort hab' ich geschlafen mit den Kindern. Jemand muß doch achtgeben auf sie auch bei der Nacht, und wer hat das alles tun sollen? Ich, natürlich. Als aber erst alles in Ordnung war — es ist dabei daraufgegangen, was wir uns erspart haben — da war ich sehr froh und doch wieder traurig . . .

„Sich eingewöhnen in einer fremden Stadt ist immer eine böse Sache für eine Frau, die schon anderswo ganz lange ihre eigene Wirtschaft gehabt hat. Zum Beispiel für mich. Da waren in Charkow meine Leute und der und der, den ich schon gekannt habe von aller Kindheit. Ich habe mich mit ihnen ausreden können, und Neuigkeiten hat man mir zugetragen, mehr als ich verlangte. Aber hier? Keine Seele kümmert sich um mich, niemand schaut sich um nach mir, oder grüßt mich, der gar niemand bin ich. Und dazu das Leben in den Gassen! Wenn ich einkaufen geh', so staun' ich nur: Equipagen, Mietwagen, Reiter, Offiziere, Trachten, von denen man nie gehört hat. Gar im Winter: Bälle, Theater, nichts als Unterhaltungen. Und wenn ich mir noch so oft sag': Das ist für die Reichen, nicht für einen kleinen Tschinownik, wie dein Mann, oder für sein Weib, so antwortet man sich doch wieder häufig: Und warum bist du nicht reich? Das fällt einem in einem kleinen Ort nicht so ein, und das ist schlecht gedacht, Herr Doktor! Der Mensch hat sich nicht solche Wünsche und Einfälle zu machen, sondern er soll die Dinge nehmen, wie sie kommen.

„Wir sind freilich später manchmal ins Theater gegangen. Aber nur in die Oper; Se. Exzellenz der Minister, bei welchem Hermann gearbeitet hat, war ein

großer Kunstfreund, aber nur für das Erhabene, Ernste, Klassische. Und man will doch gesehn werden von Leuten, an denen einem etwas liegt, wenn man schon wohin geht. Aber dort ist es teuer, Herr Doktor, furchtbar teuer. Und Einnahmen, so wie andere in ähnlichen Stellungen haben, gab's nicht: der Minister war sehr reich von Hause aus und also streng in solchen Angelegenheiten, und hört er davon, dann ist überhaupt kein Vorwärtskommen mehr. Ein Mittlerer beim Staat ist ohnedies am schlimmsten daran; Sie begreifen: man sieht ihn schon und man sieht ihn noch. Da hab' ich denn solche Auslagen anderwärts einbringen müssen, und ich hab' mich dabei doch nur gelangweilt. Jetzt singt der und dann ein anderer, und die Musik macht Lärm, und dann singen alle, nichts Lustiges, nichts, wo man lachen kann dabei. Kein Wort versteht man recht. Und unsere Gesellschaften? Es sind Kollegen gekommen und ein alter General. Das trinkt Tee, raucht und raucht, langweilt sich, spricht nichts Gescheites, gähnt heimlich und geht wieder fort. Erst die Jungen! Sie glauben, sie müssen mir Süßigkeiten sagen, sind geziert oder unhöflich, parfümiert, aber so, daß man den schlechten Spiritus durchriecht, mit dem das Parfüm gemacht ist. Dabei die beständige Angst um die Kinder, die immer wilder werden, ob auch keines etwas Schlechtes macht, vor Hermann, ob ich dem nicht mit jemandem vielleicht zu freundlich bin — ich hab' wirklich an Heimweh gelitten, viel und stark.

„So kommt die Butterwoche — unser Fasching, wissen Sie. Da wird Petersburg toll. Man hört nichts wie Lärm, wie Trubel. Ich habe nichts davon, lebe wie

eine Klosterfrau, nur nicht so heilig oder gut. Einmal bin ich wieder aus zum Einkaufen. Vor dem Admiralitäts-Palast spür' ich eine Hand auf meiner Schulter; ich kehre mich um: hinter mir ist eine Dame, sehr elegant angezogen, feiner Pelz überall. Sie kommt mir bekannt vor, aber dunkel, und ich weiß nicht, wo ich hin mit ihr soll in meiner Erinnerung. Sie aber strahlt vor Freuden: „Ach Olga Michailowna, mein Liebchen! Sind Sie auch hier? Daß ich Sie treffe!" und streckt mir beide Hände hin. Ich schlage ein, aber ungerne und so gewiß zögernd, und sie fängt wieder an: „Kennen Sie mich nicht mehr? Wir sind ja Landsleute und waren Freundinnen. Ich bin Eudoxia Prussow. So schnell vergessen Sie! Oder sind Sie stolz geworden?" und mustert mich dazu und lacht, daß es mir gar nicht gefällt.

„Jetzt fällt sie mir ein. Sie war wirklich auch aus Charkow, und damals, wie sie noch als Mädchen lebte, haben die Leute nicht gewußt, ob sie wirklich schlecht ist oder nur leichtsinnig. Sie hatte nach Petersburg geheiratet, und was man später zuhause von ihr erzählt hat, das war nichts Gutes. Aber am Ende, man freut sich doch, sieht man wen aus der Heimat so weit davon. Sie ist auch nicht loszubekommen, nennt mir jeden Schlitten und jeden Wagen, wem er gehört und wer darin sitzt, und man läßt sich ja doch so gerne belehren, und schwatzt zwischendurch ohne Aufhören davon, wie vertraut wir früher gewesen sind. Darüber weiß ich nichts, aber: ‚Lüg' du und noch einer,' sagte ich für mich. Und ohne daß ich es selber merke, begleitet sie mich bis dorthin, wo wir wohnen. Vor dem Tore bleibt

sie stehen: „Also da hast du dein Nestchen?“ — „Ja,“ antworte ich. — „Und in welchem Stocke?“ — „Im ersten natürlich,“ gebe ich ganz stolz zurück. — „Und weißt du, wer dein Nachbar ist?“ — „Nein, geht mich doch auch nichts an.“ Da lacht sie wieder, so wie vorhin. „Na, du wirst es schon noch erfahren; eine hübsche Frau lebt ein halbes Jahr oder noch länger mit Boris Kamenski auf einem Gang und weiß nichts davon! Aber besuchen muß ich Sie, mein Mütterchen!“ und ist schon weg, ehe ich noch ein Wort sagen kann. Fort und verschwunden. Ich aber steige hinauf; die Kinder raufen natürlich wieder. Ich stifte Frieden, richte mich her und denke noch: gefallen möchte die Freundin Hermann nicht; aber, er muß ja auch nichts davon wissen. Ich will mich auch schon wieder von ihr freimachen. Hübsch ist sie, aber frech und geschminkt. Und heute bin am Ende ich die Schönere von uns; wissen Sie, das zu glauben wird einer Frau immer wohltun.“ Sie hielt ein Weilchen inne und nickte sinnend mit dem Kopf; hierauf begann sie eine neue Weinbeere — aus Trauben und Weinlaub bestand das Muster — seufzte tief auf und fuhr fort:

„Es vergehen einige Tage, und Eudoxia kommt nicht. Ich bin recht froh und hoffe schon, sie hat mich vergessen. Da klopft es; ich bin in der Küche, mache also selber auf, und sie tritt herein in vollem Staat, in Seide und Marder. Sie streift den Handschuh ab: ich seh' Brillanten da, Brillanten dort, und wie sie mir die weiße Hand gibt, da schäm' ich mich: nichts wie Blasen und Schwielen. Eine Taglöhnerin hat's nicht ärger, und ich kann es auch nicht mehr verlieren. „Ich

hab' keine Zeit," sag' ich ganz zornig, und sie: „Macht nichts, ich bleib' da bei dir, Seelchen," zieht sich richtig einen Sessel zum Herd und schwatzt drauf los und lacht, daß ich mitlachen muß. So nebenbei holt sie aus mir heraus, wann die Kinder mit Mascha nach Hause kommen, wann Hermann, und ob ich Kamenski wirklich nicht kenne. Ich seh' ihr scharf in die Augen: „Ich lüge nicht, wissen Sie, Eudoxia Pawlowna." Sie wird verlegen, macht einen Spaß darauf und läuft über ein Weilchen fort. Die ist abgetrumpft, rede ich mir ein, und ich schweige also ganz von ihr.

„Als kleines Mädchen find' ich einmal vor vielen Jahren, wie wir Blumen pflücken,, ein ganz kleines, sehr hübsches und grünes Pflänzchen im Wasser. Ich nehm's nach Hause und setz' es, damit es mir frisch bleibt, in ein Gefäß, weil es mir so gefällt. Tags darauf sind schon einige darin, eine Woche vielleicht und ich sehe gar kein Wasser mehr, so hat das Kräutlein gewuchert. Das war Eudoxia Prussow. Immer wieder kommt sie zu mir und auf Sachen, die ich eigentlich nicht hören darf. Fahr' ich auf, so lenkt sie ab. Werd' ich ruhiger, beginnt sie ihr Spiel von neuem; lobt mir Kamenski, wie reich er ist, wie freigebig, was für ein Kavalier. Sie geht von mir zu ihm hinüber, daß ich ihr nachschauen muß, unwillkürlich. Zeigt mir einmal sein Bild — und er war ein schöner Mann. Gardeoffizier, also die prächtige Uniform. Ich begreife immer noch nicht recht, was das soll. Aber ich muß an ihn denken, mich kümmern, was er treibt. Da huschen Damen, verschleiert, über den Gang, da trägt der Diener schwere Körbe — die langen und übersilberten Hälse von Fla-

schen gucken vor; da hört man singen und jubilieren bis in mein Zimmer, wenn ich einmal zum Schlafen zu abgemattet bin. Ihm selber weich' ich aus; einmal trifft er mich, will mich anreden. Ich aber schlag' die Tür heftig zu und sperr' ab, daß das Schloß knackt.

„Ich habe mich später oft gefragt: was hatte sie nur davon? Das weiß ich nicht herauszubringen, und es martert mich auch. Doch — kurz will ich sein. Schon den andern Tag kommt sie also; diesmal so hübsch und so reich angezogen, wie noch nie: viel Schmuck und teueren. Ich schrei' auf sie ein; sie zuckt die Achseln. Wie ich mich ausgelärmt habe, fragt sie ruhig, was ich von ihr will, was sie dafür kann. „Ist dir was geschehen? Darf man mit dir nicht reden? So eine große Dame?" Da bin ich natürlich im Unrecht. Und dann wispernd: „Du klagst, wie schlecht du es hast, und es ist so in Wahrheit. Ich zeig' dir, wie du dir helfen kannst. Genießt du deine Jugend?" — „Nein," muß ich antworten darauf. — „Nun, da ist ja dein Mann. Gibt er dir, was du brauchst?" — „Ja, gewiß." — „Ja, aber wie einer Magd, und weil du ihm die sparst. Aber sonst — hast du Kleider, wie sie sich gehören? Schmuck? Siehst du etwas von der Welt?"

„Nein, aber es ist einmal nicht anders möglich."

„So?" spottet sie. „Denkst du, ich habe meine Sachen von meinem? Und keine Fürstin könnte besser leben, als ich. Und ich habe Mitleiden mit dir. Da ist ein Herr, ein wirklich großer Herr, den die schönsten Frauen von Petersburg geliebt haben. Er aber liebt nur dich, ist ganz voll von dir, gäbe dir, was du begehren kannst: Diamanten, alle Unterhaltung, daß du keine

Sorge mehr hättest. Und sie? Weggelaufen ist sie, die Prinzessin!"

„Es ist ein Unrecht. Eine große Sünde."

„Sünde? Kann sein. Unrecht? Wieso? Nimmst du deinem Manne was? Nein. Du gibst nur einem andern auch etwas."

„Wenn aber Hermann dahinter kommt, es merkt?"

„Sie lacht nur recht frech: „Habe noch keinen gesehen, der etwas gemerkt hätte, Seelchen. Du glaubst nicht, wie dumm sie sind. Willst mit Kamenski sprechen? Sag's, wo und wie. Ich bestell's ihm."

„Darauf laß ich mich gar nicht ein. Sie tut zornig, geht fort und ist auch richtig durch vielleicht drei Wochen nicht gekommen. Desto häufiger seh' ich Kamenski. Er grüßt mich immer, achtungsvoll, wie man nur eine Dame grüßen kann, redet mich aber nie an. Aber was mir Eudoxia vorgesungen hat, das klingt nach; es schmeichelt, von so einem Manne begehrt zu werden. Dabei hat er etwas in den Augen, ganz eigen: so dreist und so wie befehlend. Und schon der Gedanke, daß ein Mann etwas von einer Frau weiß, bindet sie an ihn; man ist einander nicht mehr fremd, und er weiß sicher alles, die Schlechte hat's ihm gewiß zugetragen. Ich muß ihn mit Hermann vergleichen; das war für diesen nicht zum guten. Und dabei lächelt er immer, wenn er mir begegnet; überlegen und jedesmal sicherer. Man konnte ihn hassen dafür und wußte sich nicht davor zu helfen. In der Seele aber wächst mir die Sehnsucht nach Genießen; ich glaube, ich wäre gestorben in dieser Zeit für einen tollen Tanz, für eine Fahrt, wie man's nur in Rußland kennt: der Wagen ächzt, die Hufe klappern, der Wind

pfeift einem ums Gesicht. Verstehen Sie, Herr Doktor?"

„So geh' ich wieder einmal an mein tägliches Geschäft, schicke nach Hause, was wir brauchen, schaue, daß ich heimkomme. Vor dem Haustore steht Kamenski, ganz, wie wenn er auf mich gewartet hätte. Er grüßt mich, ich danke; danach geht er auf mich zu und hält mir die Hand hin. Ich spüre eine dumpfe Angst — aber bin ich ein kleines Kind? Ich schlage ein, und er schaut mich dann an: hell, fröhlich, übermütig, daß ich verlegen werde und zu Boden sehe. Er hält meine Hand fest; ich glaube, ich will sie losmachen, und kann es nicht. So, neben ihm steig' ich die Stufen aufwärts, bemerke, die vierzehnte ist schon ausgetreten, und ängstige mich: da kann Andrej fallen, toll wie er ist. Und der Weg dauert lang und will gar kein Ende nehmen; mir ist, als schleppte ich mich nur so, und wie eine Flamme züngelt es von Kamenski zu mir. Ich zähle jede Fliese und weiß doch nie: Was wird? Wo bin ich? Was dann? Sein Mund verzieht sich spöttisch; es kocht in mir vor Wut. Da hör' ich: „Mütterchen, hilf mir, sie erschlagen mich!" gellend. Das ist Elisabeth; ich mache einen Ruck — meine Hand ist frei, das ganze Wüste, was mich beklemmt, ist wie weggeblasen; ich stürze durch die Küche ins Zimmer. Mascha ist natürlich nirgends. Drin kniet Andrej auf seinem Schwesterchen und schlägt sie; Anton hilft ihm dabei. Ich prügle wild; weiß dazwischen: du bist ein Tier; und kann nicht anders, muß einem Zorn Luft machen gegen die ganze Welt, der in mir frißt. Alles schreit, ich mit; auf dem Gange klingen Männertritte, die ich durch den

Lärm höre. Und mitten hinein kommt Hermann, ganz glücklich und unerwartet: „Olga!“ und küßt mich und denkt in seiner Freude zuerst an meine Plage, seitdem wir verheiratet sind. „Du sollst es besser haben, bald, sehr bald. Ich bin um viel vorgerückt, über viele Vordermänner. Wir gehen nach Warschau.“

„Ich will mich freuen, kann's nicht, bin wirr und beklommen. Habe eine stille Angst. Wovor? Ich richte her, wir essen; Hermann merkt mir nichts an, und ich muß an Eudoria denken, wie wahr sie gesprochen hat. Ueberhaupt — der Teufel lügt nicht, das ist ganz falsch. Er sagt nur nicht die Wahrheit, die uns nützt, oder wir verstehen ihn nur nicht. Hermann geht fort, und jetzt wird's in mir klar, und ich kniee vor dem Heiligenbilde nieder, das wir in der Stube haben, weine, bis ich schluchzen muß und die Kinder still und besorgt um mich herumstehen. Küsse das Bild der heiligen Olga, das ich an meiner Brust trage, bin und benehme mich wie närrisch, wie eine Verrückte. Denn: wie, wenn Elisabeth nicht schreit? Hermann mich nicht findet, auf den Flur tritt, mich kommen sieht von dort, wo ich nichts zu suchen habe? Ich kann's mir nicht ausmalen, was dann geschieht, aber mich schaudert.

„Und die Furcht vor jener Stunde kann ich nicht loswerden. Eudoria kommt — ich werfe sie hinaus; Kamenski grüßt — ich kenn' ihn nicht mehr. Man glaubt gar nicht, wie leicht man frei wird, wenn man nicht mehr glaubt, daß sie einen gebunden haben, und nur sich recht losmachen will. Aber ich bin doch im Innern unfrei; mehr, mir ist, wie wenn man mit dem Gesicht in ein Spinnennetz geraten ist. Man fühlt die

Fäden überall, und lange noch, nachdem man sie los hat, ist dort etwas Fremdes, Unangenehmes. Wir übersiedeln nach Warschau — ich kann nicht froh sein; die Aufregung, die Reise, die neue Stadt, das bessere Leben helfen mir nicht. Ich richte alles für ein viertes Kind; ich bin ganz gleichgültig, ohne Furcht, ohne Freude. Der Schrecken hat sich mir in die Seele geschlagen; da sitzt er manchmal still, und danach flattert er wieder in mir." Sie verlor sich wieder in sich; unbewußt starrte sie tief ins hellere Himmelsblau, seufzte, beugte sich über ihre Arbeit.

„Ich muß mich tummeln," hub sie wieder an, noch einen Faden zwischen den Zähnen, den sie losgebissen hatte, „es wird sonst zu lang. Am Tage der heiligen Sionida, also am 11. Juni, hab' ich ein Mädchen geboren, schwer, man hat gefürchtet, daß ich sterbe. Der Heiligen zu Ehren ist's getauft. Es ist mein Liebling" — ein stiller Glanz kam in ihr Auge — „und ich hab' Ihnen das schon gesagt. Sie ist jetzt acht Jahre alt; das heißt: noch einige Wochen, und sie wäre es.

„Und könnt ich Ihnen nur beschreiben, was für ein Kind das ist! Sie würden dann mich und alles begreifen. Aber das ist unmöglich, man kann sie sich gar nicht vorstellen. Schön ist sie, mit braunen Haaren, und das Gesicht ist schmal und still und wie keines auf der Heiligenwand in einer Kirche. Nie heftig, nie ungeduldig; nie, daß sie nach etwas begehrt wie andere. Und Augen hat sie, so besonders und ruhig und klug! Ich habe sie noch nie schreien gehört um etwas, oder auch nur weinen. Nur einmal.

„Aber — es ist kurios: vom ersten Tage an, wo

mich Sionida anschaut, spüre ich: etwas stößt mich zurück von ihr. Ihr Blick erinnert mich an etwas; ich weiß nicht gewiß, was es ist, aber ich empfinde dunkel, an etwas, das ich gerne vergessen möchte. Ich kann sie nicht herzen und küssen wie die anderen, wenn sie mich ansieht. Ich will, aber ich kann's nicht, muß mich zwingen, und je länger, so schwerer wird's mir. Und wie sie wächst und immer klüger wird und ich den Unterschied zwischen ihr und den andern klarer begreife, wird das stärker, fast wie ein Grauen. Schläft sie, dann kniee ich gern vor ihrem Bettchen nieder, das in meinem Zimmer steht, küsse ihr das Händchen, aber ganz leise, damit sie ja nicht die Lider aufschlägt und mich mit den Augen anguckt, die blinzeln konnten und verständig und traurig waren von der Stunde ab, wo sie sich geöffnet haben für das Licht. Und einmal glaube ich zu begreifen, woher das kommt: hätte ich mich vergangen und gesündigt, wie ich nahe daran war, als ich sie trug, dann müßte ich sie lieben oder hassen. Aber so — man muß ihr gut sein, weil sie schön und süß ist, und ich bin doch fremd, weil ich die Angst wieder durchlebe, die ich gelitten habe. Sie wissen ja, damals. Die steht für mich in ihren Augen.

„Und noch dazu verlangt sich Sionida nach Zärtlichkeit. Das begreift die Mutter bald, und es jammert mich, wenn ich sehe, wie sie sich müht, damit ich lächle auf sie und sie in den Arm nehme. Mein Herz tut mir weh, und ich kann doch nicht. Da sitz' ich einmal ganz im Dunkeln und glaube, ich bin völlig allein, wie ich spüre — etwas drängt sich an mich, nahe, ganz nahe. Es schlägt in mir zum Zerspringen; ich streichle ihr den

Kopf, und sie ist still, so still, spricht kein Sterbenswörtchen, daß ich höre, wie sie schneller und wie glücklich atmet. So geht es eine halbe Stunde, und wir sind beide froh. Da klopft's: die Magd kommt mit dem Licht. Ich bin wieder fremd und wie behext gegen Sionida, die betrübt und trippelnd wegschleicht. . . .

„Dazu quälen sie die Geschwister. Nicht im Bösen, nein, nicht einmal Andrej. Aber sie wollen, sie soll mit ihnen spielen, oder tanzen, oder lärmen. Und das will sie nicht und kann sie nicht. Ich bitte Sie, Herr Doktor, sie ist ja so schwach. Und komm' ich einmal heim, und sie kauert in ihrem Eckchen und schaut rundum wie ein kleiner Vogel, dem man ins Nest sieht, so weiß ich, sie haben sie wieder einmal aus gutem Herzen gemartert. Und ich kann nichts dagegen. Warum ist sie auch so anders? Kann's nicht; denn gerade weil ich sie so viel lieber habe, als alle, fürcht' ich immer, ich könnt' ihnen unrecht tun gegen sie. Und das darf nicht sein. Aber eine Freude machen will ich ihr, und weil ich sehe, daß sie mit Püppchen gar keine Lust hat, nur mit Lebendigem, so bring' ich ihr einmal ein ganz kleines Hündchen, mache versteckt die Tür auf und schiebe es hinein zu ihr. Das rutscht ungeschickt auf dem glatten Fußboden, spreizt jämmerlich die Beinchen, winselt, und Sionida schlägt die Händchen ineinander, ruft: „Mütterchen!", und lockt, lockt, hebt es auf und tut ihm schön. Und „Mütterchen" hat sie es geheißen, nicht anders, und war ganz selig damit.

„Ich bin nicht gerne mit Sionida ausgegangen. Manchmal hab' ich es doch müssen; da hat sie Mütterchen immer mitgenommen und acht auf ihn gegeben.

Lief er voraus oder kam ein Wagen, dann hat sie ihn mit ihrem süßen Stimmchen zurückgerufen; denn ihn an der Leine führen, das tat sie nicht. So bin ich wieder einmal mit ihr auf dem Spazierweg, wir sind am Ende der Gasse, wollen um die Ecke. Da rollt's, ein Wagen jagt vorbei. „Mütterchen!“ ruft Sionida ganz schrill, furchtsam. Es scheint zu spät: ein Huf trifft das Hündchen, und sie stürzt hinzu, die sonst nicht einmal gehüpft ist, hebt es auf, küßt es. Ein Beinchen war gebrochen und es jammert sehr, sie aber weint, weint unendlich. Ich spüre, wie mir's durchs Herz geht mit einem Rucke: ein Tier, ganz ohne Seele, kann man das so gern haben? Sich so ängstigen? Oder gilt das wem anderen und sie weiß nur nicht, wohin mit ihrer Liebe?

„Auch hat sie sich nicht lange mit Mütterchen gefreut; nicht mehr, wie sein gebrochenes Beinchen geheilt war. Sie hat es nicht fortgestoßen, aber keine Lust hat sie mehr damit. Immer hat sie wenig gegessen, wie ein Vögelchen; jetzt fast garnichts. Aber sie sitzt mir stundenlang am Fenster und starrt auf die Straße. Spricht man sie an, verfärbt sie sich, staunt. Ich rufe den Doktor; er untersucht sie, weiß aber nichts, findet nichts. Aber — sie muß sich legen, wird immer schwächer. Rück' ich ihr die Kißchen, dann lächelt sie matt, küßt mir die Hand, sucht mein Auge. Und jetzt, wo ich ahne: mein Töchterlein stirbt, ertrag' ich den Blick. Nicht ohne Kampf, aber ich kann es. Dann nickt sie zufrieden, schläft ein. Und so erlischt sie mir wie ein Lichtchen, niemand weiß, was ihr gefehlt hat. Man sagt, sie wäre schwächlich gewesen. Aber, Herr Doktor,

wie viele schwächliche Kinder werden stark und alt! Warum sie nicht?

„Ich selber habe sie geschmückt und aufgebahrt, nach allen Bräuchen unserer allerheiligsten Kirche. Sie war wunderschön, Herr Doktor! Danach hat man sie fortgetragen. Ich aber bin ins Grübeln gekommen; ich hatte Zeit dazu, denn mein Mann war gestiegen, so rasch, daß es mich schwindelte: Jahr für Jahr. Es geht uns gut, sehr gut. Aber mich freut's nicht. Alles hätt' ich haben können, was mich einmal verlockt hat, hab' es — ich mag's nicht. Wieder wie früher möcht' ich mich plagen, nur damit ich nicht denken muß, immer, immer, bis mich die Aerzte hierher geschickt haben. Es hilft mir nichts; ist so teuer und wird mir nichts nützen. Garnichts tut mir gut, eh' ich nicht Antwort hab' auf eine Frage, die ich mir gestellt habe und auf die ich nichts weiß. Manchem hab' ich's erzählt — war keiner klüger als ich. Mit ihren Messern haben sie in der Toten danach gesucht — ich hab's durchgesetzt, daß es Hermann erlaubt hat — und sie haben es nicht herausbekommen. Und nun frag' ich Sie, Herr Doktor, den letzten. Sie sollen das begreifen, weil Sie schreiben und sich besser auskennen in den Menschen, als die gewöhnlichen Leute; denken Sie nach, sagen Sie mir's: Woran starb Sionida?"

„Ich weiß es nicht," antwortete ich in heftiger Bewegung.

Sie zuckte ungeduldig und geringschätzig die Achseln: Drei Jahre studiere ich darüber und grüble, und in drei Minuten wollen Sie Antwort haben! Nein, denken Sie

nach und dann schreiben Sie mir's und ich will's Ihnen zahlen, so reich Sie nur wollen. Verstehen Sie?"

Wir gingen heim. In den Gründen lag ein feines Blauen und klomm zart und unbestimmt höher und höher. Wir schritten bergabwärts, es rauschte leise im Geäst, und ein später Vogel rief durch das Raunen einen kurzen hastigen Ton. Wir kamen zum Kurhause; schon schimmerten seine vielen Lampen und brachen Gassen Lichtes in das ernstere Dunkel. Eine Kniegeige sang mild und klagend, vor der Anstalt selbst standen viele Leute, schwatzten, lachten, vergnügten sich nach ihrer Art. Ferne Musik, ein lebendiges Leben. Sie machte vor dem Tore Halt: „Denken Sie daran!" rief sie in ihren spröden und rauhen Lauten, drückte mir fest die Hand und verlor sich mit behenden Tritten im Schatten eines Baumganges.

Ich habe die Frau Staatsrätin nicht wieder gesehen. Schon mit dem andern Morgen mußte ich abreisen, ohne auch nur Abschied nehmen zu können. Aber ich vergaß ihrer nicht. Oft taucht mir an stilleren, nachdenklichen Abenden ihr merkwürdiges Bild auf, daß ich erschrecke, so bestimmt glaube ich sie reden zu hören; öfter noch allerdings ein Kindergesichtchen, das ich doch leibhaftig niemals erschaut: schön, schmal und still, wie keines auf der Heiligenwand einer Kirche, und mit Augen, die blinzeln gekonnt und das Licht empfanden vom Tage der Geburt. Damit sieht sie mich trauervoll an, dünne Lippen zucken und ein süßes schwaches Stimmchen fragt, von sich selber, wie das Kinder lieben, in der dritten Person sprechend: „Woran starb Sionida?"

Die Schwachen

Der Bauernhof wollte nicht einschlafen. Noch nie hatte die Bäuerin die Mägde so oft und zu so später Stunde vom Ziehbrunnen wegscheuchen müssen als in jener Nacht vor Ostern, noch nie hatten die Tiere in den Ställen so viel und so heftig an ihren Ketten gezerrt. Das klang dann gell und häßlich durch das schwere Dunkel. Endlich war alles still; nur ein starker Wind fuhr mit Brausen durch das Tal. Er trank die letzten weißen Streifen fort, die von den unfernen Kuppen des Odergebirges herüber fast gespenstig durch die Finsternis leuchteten, und rauschte mächtig in den kahlen Kronen der Bäume. Mit wahrer Beklommenheit horchte die alte Frau darauf, spähte nach dem einsamen Lichtschimmer, der aus einem einzigen Fenster des Hauses brach: „So verstört ihm alles die erste Nacht! Dann soll er Ruhe finden!" seufzte sie.

„Wer denn, Mutter?"

Sie schrak zusammen. Es war so dunkel, daß sie niemanden hatte kommen sehen, daß sie dieser Anruf ganz unerwartet betroffen hatte. Nun erhob sie sich von der Bank, auf der sie gesessen. Auch jenes Lichtlein, danach sie so ängstlich ausgespäht, war erloschen, und sie konnte nun auch schlafen gehen.

„Du bist's, Thomas?“ sprach sie dann. „Wo warst denn so lang? Und du weißt doch, daß dir die Nacht kein gut tut!“

„Die Wege sind schlecht, und es hat seine guten drei Stunden hin und zurück bis zur Tante Marie. Ich hab' wissen wollen, wohin sie morgen in die Kirche gehen. Also zu uns. Aber wer kann keine Ruh finden, Mutter?“

Sie wurde ärgerlich. „Das kannst dir denken,“ erwiderte sie heftig, doch leise. „Oder weißt wirklich nicht, daß dein Bruder heute heimgekommen ist?“

„Ja so, der Heinrich ist wieder da! Dann möchtest du freilich am liebsten auch dem Wind das Pfeifen verbieten.“

„Du bist schlecht, Thomas, schlecht und neidig!“

„Und ein Krüppel, den keiner mag,“ ergänzte er.

„Du bist kein Krüppel, das weißt du. Nur schwach bist du. Aber schlecht muß du nicht sein darum. Du weißt gut, daß er so lang fort war und nicht zu Haus bleibt.“

„Umgekehrt wär dir's gewiß lieber, Mutter!“

Sie wurde ernstlich böse. Er erkannte das daran, daß ihr das Tuch von den Schultern glitt und sie vor Eifer nicht darauf achtete. „Du weißt am besten, daß das nicht wahr ist,“ rief sie. „Aber soll ich mich nicht freuen, wenn mir der Aeltere wieder einmal im eigenen Bett schläft, statt bei fremden Leuten? Und warum nicht? Weil du neidig bist und nicht weißt, was Gott ist, und was das heißt, jemandem danken?“

„Was soll ich denn dem Heinrich danken?“

Sie merkte, daß sie zu viel gesprochen habe. „Dem

Heinrich? Wer spricht vom Heinrich? Gott, uns allen sollst du danken, statt uns jede Freud' zu verderben. Und jetzt geh schlafen, hörst?"

Mit raschem Griffe zog sie ihr Tuch höher und ging. Thomas Grenzer sah ihr nach. Dann pfiff er nachdenklich und gedehnt einen Takt und folgte ihr langsam. Es ward ganz stille im Hofe, der dem ersten Ostertage entgegenträumte; nur die Bäuerin grämte und härmte sich und konnte keinen Schlummer finden. Wie hatte sie sich auf Heinrichs Heimkehr gefreut, und nun —? Fast wollte sie dem Jüngeren grollen, fast verwünschen, was sie für ihn getan. Aber er war ja so schwach, so kränklich! „Ja, der Thomas, der Thomas!" Sie wiederholte diese Worte, bis sie über ihrem eintönigen Klange einschlief.

Auch Heinrich Grenzer hatte eine schlechte Nacht gehabt. Zu Fuß war er das weite Stück Weges von der Haltestelle der Eisenbahn nach Hause gegangen; einsam wollte er nach so langer Trennung die Heimatserde beschreiten. Schon diese Wanderung durch die ihm vertrauten und dennoch so fremd gewordenen Gefilde brachte manche Erregung; dann aber war ihm die Mutter gedrückt und nicht so herzlich erschienen, als er wohl erwarten durfte, sie zu finden. Ueberdies fehlte ihm sein gewohntes Wiegenlied: das gemach verzitternde, nimmer stumme, lang nachhallende Gedröhne der Großstadt, das ihn einzuschläfern, dann, anschwellend, wieder zu wecken pflegte. So fand ihn denn schon das erste Licht wach. Er erhob sich, tat seine besten Kleider an und verließ vorsichtig und leise das Haus. Jeder Schritt weckte ihm Erinnerungen, wie er so durch den

elterlichen Grund zu einem kleinen Bühel hinanstieg. Hart vor den Scheunen hatte er den letzten Streit mit dem Vater gehabt, den Zwist, der ihn für lange Jahre von der teuren Schwelle verbannte. Damals mußte er schweigen, nun aber, wo er vielleicht sprechen, sich rechtfertigen gekonnt hätte, nun war es zu spät . . .

Er ging sinnend weiter. Ja, sie waren beide Dickköpfe gewesen, sein Vater und er. Aber, das empfand er, der alte Mann hatte ihn immer lieb gehabt, lieber als den Thomas, und er begriff auch, wie sehr es den stolzen Bauern schmerzen mußte, als sich sein Aeltester plötzlich, kaum daß er die Mittelschule, das Militärjahr hinter sich hatte, weigerte, den Grund zu übernehmen, dort weiterzuarbeiten, wo seine Ahnen gesessen und geschafft hatten. Und dennoch fühlte Heinrich, daß er nicht anders handeln gekonnt. Oder hätte er die Mutter anklagen sollen? Die Mutter, an der er so hing? Was die tat und wollte, mußte das Beste sein. Das glaubte er heute so fest wie damals, da man die Fichten zuerst auf dem kahlen Berge hinter ihrem Hause angepflanzt, den Häuslern zum Jammer, die so wiederum eines Weideplatzes für ihre Ziegen verlustig wurden und nicht wenig über die Härte der Großbauern klagten. Er blickte nach der Schonung hin; die hatte sich ganz gewaltig ausgewachsen, während er ferne war.

Er sah nach der Uhr. Es war noch früh am Tage, und so umzog er in einem großen Bogen das Dorf. Nur wenige waren schon wach; die feiertägige Stille um ihn, der Anblick der geputzten Menschen taten ihm wohl. Mancher sah ihm verwundert nach; er meinte langsam zu gehen und sputete sich dennoch mehr, als es

ein Bauer an Festtagen tut. Ab und zu grüßte einer; er achtete nicht darauf. Aber erkannt wurde er von niemandem. Wer sollte auch seiner gedenken, fünfzehn Jahre, nachdem der Großbauer Grenzer seinen Buben verstoßen hatte, weil sich der aufs Studium tun wollte? Auch diesen ersten Morgen hatte er sich anders ausgemalt, da er klopfenden Herzens heimgekehrt war.

Die Mutter allein erwartete ihn; in der guten Stube hatte sie dem hohen Feste, dem lieben Gast zu Ehren decken lassen. Das geschieht sonst zum Frühmahl nicht. Der Thomas war schon fortgegangen, und nun mußte der Heimgekehrte berichten. Er staunte, in wie wenige Worte sich die harten Kämpfe so vieler Jahre bringen ließen. Sie horchte wortlos, da er von den Entbehrungen der Studentenjahre, der Pein des Stellungsuchens erzählte, und seufzte manchmal leise. Nur einmal legte sie ihre braune Hand wie liebkosend auf seinen Arm. Er blickte lächelnd auf; sofort zog sie diese zurück und sah schämig zu Boden. „Ich hab' nur wissen wollen, ob's noch der alte ist. Aber der ist stark geblieben, ein rechter Bauernarm, Heinrich!"

„Er hat auch rechtschaffen arbeiten müssen, Mutter," erwiderte er ernsthaft.

„Nun, und der Herr hat's dir gesegnet! Siehst du, daß ich gewußt habe, was ich begehr', und daß es dir gut gehen muß? Und hast dich doch so lang bitten lassen!"

Ein Schatten flog über seine Stirn. „Lassen wir das, Mutter, das paßt schlecht zum Ostersonntag."

„Du trägst mir's nach, Heinrich?" Sie schrie beinah in Seelenangst.

„Nein, Mutter. Aber es wäre mir viel erspart geblieben, hätt's anders sein können. Aber" — er wollte einlenken — „herausgeputzt hast du dich heute!"

Sie lächelte wieder. „Weißt, wenn ich schon wieder einmal mit meinem schönen Sohn zur Kirche gehen kann! Das war schon gar lange nicht mehr. Und ich möcht's heute ganz so haben wie damals, wo der Thomas noch nicht auf der Welt und wie er noch klein war. Er kommt heute auch nicht zum Mittag nach Haus. Jetzt aber" — sie blickte nach der Pendeluhr, einem Stolz des Hauses — „jetzt aber: mir scheint, wir könnten gehen. Es ist hübsch weit."

Die Dorfstraße war belebter als sonst wohl. Buben haschten halbwüchsige Mädchen und bedrohten die Kreischenden mit Gertenhieben, wie das hier üblich ist am Ostersonntag seit altersher. Geputzt bewegten sich kleine Leute der Kirche zu; Großbauern, ihrer Würde und ihres eigenen Kirchenstuhles eingedenk, schritten behäbig den gleichen Weg. Mancher kam von weither; er mochte Pferde im Stall haben und ging doch zu Fuß, denn es ziemt sich, daß auch das liebe Vieh an einem solchen Tag seine Ruhe habe. Die Sonne schien hell, und die braunen Furchen der Felder, das junge Grün der Wiesen, alles erschimmerte übergoldet. Oft mußten Mutter und Sohn stehen bleiben; man sprach sie an, man wechselte die üblichen Redensarten, hieß den Heimgekehrten willkommen. Heinrich entsann sich fast aller wieder; selbst ihre Spitznamen fielen ihm wieder bei. Viele darunter waren seine Genossen auf der Schulbank gewesen; die hatten längst ihr eigenes Heim gegründet, und wenn er sie nun sah, stark, behäbig, selbst-

bewußt, und erwog, wie er alleinstünde in der Welt, wie das einzige Wesen, welches ihm zugehörte, die alte Frau an seiner Seite sei, dann wollte ihn ein starkes Gefühl der Heimlosigkeit überkommen, ein gewaltiges Sehnen zugleich, derselben ein Ende zu machen. So sah er denn ernst drein während des ganzen Weges, wußte dabei wohl, daß man ihm das als Stolz auslegen werde, und konnte doch nicht anders. Nur einmal lächelte er doch: ein Riese, ungeschlachte Kraft in jeder Bewegung, zog vor Frau Katharina und ihm ehrfurchtsvoll den runden Hut. „Das ist der Janko, weißt, der bei uns gedient hat, und den seine Annerl schlägt," flüsterte ihm die Mutter zu. Der Gedanke, daß dieser Mann, dessen Kraftstücke das Staunen aller gewesen waren, sich von seinem Weibe, von einem hübschen, blonden, schmächtigen Geschöpfe, schlagen lasse, erschien ihm denn doch zu spaßig.

Sie betraten die Kirche, und es war Heinrich wiederum, als wollte ihn heute alles wehmütig stimmen. Die einfachen und doch so würdigen Formen des lutherischen Gottesdienstes griffen ihm unendlich ans Herz; junge, blühende Gesichter waren allenthalben, wohlgeschulte Stimmen sangen die alten Osterlieder mit. Die Sonne schien durch die Fenster, ihre Strahlen ließen manch blondes Haargeringel wie Gold erglänzen. Er kannte keines der Mädchen mehr: die Gespielinnen seiner Jugend waren wohl längst allesamt ehrbare Eheweiber.

Eine nur schien ihm bekannt. Sie saß neben einer früh gealterten Frau, und nur aus der Aehnlichkeit mit der Tante Marie, für die er knabenhaft geschwärmt und

deren Bild, wie sie in jungen Jahren gewesen, ihm noch hell in der Seele stand, meinte er ihre Tochter erraten zu haben. Gewiß, das konnte nur die Lise sein, bei deren Taufe er vor langem in den Ferien zu Gaste gewesen war. Er konnte sich nicht satt sehen an ihr; es war ein gar zu liebes, reines Gesichtchen, das sich andächtig über das Gesangbuch neigte, während die Stimme des Mädchens wie ein helles Glöcklein durch den Chorgesang tönte. Ihr Anblick machte ihn fröhlich; er beschloß, nicht zu warten, bis ihn die Mutter bekannt machen werde, denn hier wäre ihm ihr gleichmäßiges: „Mein Sohn, der Fabrikdirektor" unerträglich gewesen.

Während also der Kantor mit einem kunstvollen Orgelsatz den Gottesdienst beschloß, während des Gedränges, das nun entstand, entwischte er Frau Katharinen. Er hatte einen Scherz vor; klopfenden Herzens, ob ihm der wohl gelingen werde, wartete er.

Ein übles Vorzeichen bedünkte es ihn, daß der Thomas mit den beiden kam. Er war seinem Bruder keineswegs feind — wer Opfer für einen anderen bringen mußte, wird diesen nie hassen, weil er sich besser fühlt — aber er mochte doch nicht gern mit ihm zu tun haben. Trotzdem trat er auf das Mädchen zu, ohne des Thomas zu achten. „Grüß Gott, Lise!" sprach er und hielt ihr die Hand hin.

Sie sah ihn neugierig und fragend an, dann tat sie ihre Hand in seine. Er aber zog sie an sich und küßte sie herzhaft auf die Stirn.

Sie erschrak. Große, blaue, verdutzte Kinderaugen schauten sich um, ein kleines Mündchen verzog sich schmollend und weinerlich; der Mutter kehrte sie sich zu.

„Aber ich kenn' den Herrn garnicht," kam es gedehnt über rote Lippen.

„Mein Bruder, der Heinrich!" beeilte sich Thomas zu erläutern.

„Der Vetter Heinrich?" Mit unverhohlener Neugier musterte ihn nun Lise. Er gefiel ihr offenbar; stark, breitschultrig stand er vor ihr, wie einer, der sein Anteil an dieser Erde hart erkämpft hat und nicht gewillt ist, auch nur das kleinste Teilchen dessen aufzugeben, was er sich erstritten. Ihre Blicke glitten an dieser mächtigen Gestalt aufwärts, dann huschten sie prüfend, vergleichend zum anderen hinüber. Dabei schüttelte sie leise den Kopf; daß die beiden einander auch gar so unähnlich sahen!

Thomas mochte empfinden, daß dieser Vergleich unmöglich zu seinen Gunsten ausfallen könne. „Wir müssen gehen," mahnte er mürrisch, „adjes, Heinrich." Er nahm den Arm des Mädchens, die alte Frau folgte. Heinrich Grenzer aber verweilte noch auf dem Kirchenplatze. Seine Mutter hatte sich zu ihm gefunden, er aber achtete ihrer kaum, er blickte dem Kleeblatt nach. Plötzlich wandte sich Lise; eine Blutwelle schoß Heinrich ins Gesicht: offenbar, sie hatte sich nach ihm umgesehen.

Auf dem Heimweg hatten Mutter und Sohn die Rollen gewechselt. Sie war ernst, er vergnügt, fast lustig. Halbwegs holten sie einen ein; von ferne her schon erkannte ihn Heinrich: so merkwürdig breitspurig konnte nur der Janko daherschreiten. Seine Pfeife war ausgegangen; nun stand er am Wegeraine und mühte sich, Feuer zu schlagen. Heinrich bot ihm eine

Zigarre, er betrachtete das Ding mißtrauisch, dann steckte er sie ein. „Ihr erlaubt doch, Herr?"

„Gewiß, Janko. Und wie geht's sonst?"

„Man schind't sich, Herr Direktor, aber es geht."

„Und was macht die Annerl, Janko?"

„Nu, was die Weiber alle machen."

Heinrich bezwang sein Lachen kaum. „Alle? Es werden doch nicht alle ihre Männer hauen, wie die Annerl dich."

„Haut sie mich, Herr Direktor?"

„Die Leute sagen so."

„Dann wird's schier wahr sein." Der Schwamm hatte endlich Feuer gefangen, Janko tat ihn auf den Tabak und saugte mächtig am Rohre.

„Und du läßt dir's gefallen?"

Frau Katharina zupfte ihren Sohn am Aermel, und er setzte sich wieder in Bewegung. Neben ihnen her trottete aber Janko, dem es offenbar wohltat, sich über diesen Punkt einmal gründlich aussprechen zu können. „Ja, was wollt Ihr denn da tun, Herr Direktor?" seufzte er.

„Man könnte fortlaufen, Janko."

Der Riese schüttelte abwehrend den Kopf: „Das schickt sich nicht für einen Mann."

„Oder man könnte zurückschlagen."

Janko blieb stehen: „Herr, das geht auch nicht. Ihr dürft mir's glauben. Ich hab mir oft gedacht: giebst ihr eins. Aber es geht nicht, Herr. Ich bin stark, und sie ist schwach. Sie bleibt mir ja unterm Hieb. Wäre sie nur so stark wie ich, dann wär's gut. Mit einem, der

so ist wie ich, kann ich raufen. Aber sie ist zu schwach, Herr, und da ist nichts zu machen."

„Du magst schon recht haben, Janko."

„Hab' ich's?" Der Starke rief's ganz erfreut. „Hab' ich's, Herr Direktor? Wissen Sie, sie sagt immer, ich bin so dumm. Freilich, sie ist gescheit, ich glaub, die Kaiserin kann's gar nicht mehr sein. Aber — ich muß nach Haus. Gute Ostern, Herr Direktor!"

„Gute Ostern, Janko!" antworteten Mutter und Sohn.

Der Ostersonntag verlief, wie er sollte: still, ruhig, friedvoll. Frau Katharina war selig, daß ihr Heinrich aß, wie sich's gehörte, daß er fröhlich war, wie dereinst. Sie ging sogar gegen Abend mit ihm in den Feldern spazieren. Erst mit dem Dunkel kam Thomas heim: er war bei der Tante, dann im Wirtshause gewesen. „Und er weiß doch, daß ihm das Trinken nicht gut ist," klagte die Bäuerin bekümmert ihrem Aelteren. „Er tut's auch sonst nicht, er muß sich rein geärgert haben."

„Vielleicht, weil ich wieder da bin," meinte Heinrich.

„Fängst du auch an? So schlecht ist er nicht. Aber die Lise wird muckisch gewesen sein."

Auch der Ostermontag verlief freundlich. Wieder gingen Heinrich und Frau Katharine zusammen in die Kirche; diesmal aber horchte der Mann nur nach einer bekannten Stimme, freute sich, als er die aus dem Gesange aller herausfand, musterte das Köpfchen, dessen zierliches Rund von einer Fülle goldbrauner Haare umgeben war. Auch Lise schien es ahnend zu empfinden, daß sie beobachtet wurde, sie neigte sich tiefer auf

ihr Gesangbuch, und Heinrich hätte beschwören mögen, daß sie rot geworden sei. Sie tat aber dennoch ganz vertraut, als sie der Vetter vor der Kirchentür anredete. Sie selbst sprach wenig; dann wußte sie so allerliebst zu lachen, daß es eine Freude war. Beim Abschiede — wieder drängte der Thomas darauf — hielt er ihre Hand lange fest und sah ihr in die Augen. Sie errötete darüber; das ließ ihr so gut, daß sich Heinrich abermals freute.

Dafür war es fortab daheim desto ungemütlicher, Frau Katharine ersichtlich gedrückt, Thomas heftig und oft betrunken. Er kommandierte im Hofe herum; zumeist und am lautesten dann, wenn er den Aelteren in der Nähe wußte, just als ob er zeigen wollte, daß er denn doch der alleinige Herr im Hause sei. Das kränkte den weiter nicht. Frau Katharinens kummervolles Gesicht aber griff ihm ans Herz. So wanderte er denn viel in der Gegend umher, die gerade in jener Zeit ihre kargen Reize am freigebigsten entfaltete. Jeder Hügel bot weite Fernen; schon stand der Schwarzdorn in Blüten; allgemach begann das Weiß des Kirschbaumes zu erglänzen. Ihn berührte das wie nie gesehen, das Bedürfnis nach Aussprache aber empfand er kaum. Wie hätte er das auch befriedigen wollen? Zu erzählen hatte er der Mutter nichts mehr. Frau Katharine verschloß ihre Kümmernisse in sich, wie sie's gewohnt war. Vom Bruder aber schied ihn eine ganze Welt, und sie waren in allem zu sehr verschieden, als daß gemeinsame Erinnerungen, das Angedenken junger, einträchtiger Tage sie hätte verbinden können.

Gern sprach er bei Tante Marie vor, und in ihrem

niedrigen Witwenhäuschen ward ihm eigentlich noch am wohlsten. Er durfte nicht alle Tage kommen, was er freilich am liebsten getan hätte; das litt die Lise nicht, die ganz resolut zu befehlen wußte. Dann setzte er sich auf eine große Kiste — „Die geht mit mir, wenn ich einmal heiraten tu'," hatte ihm das Mädchen gesagt — und sah ihr zu, was sie flink bei der Arbeit war. Denn es lag ihr viel ob, und er merkte gar wohl, wie knapp es den Leuten gehen mußte. Oft sann er, wie er ihnen helfen könne. Ihm wollte kein Mittel einfallen; mit Geld war da nichts zu machen; sie waren stolz. Aber das Bild der kleinen Base wurde ihm ein getreuer Gesellschafter, verwob sich mehr und mehr mit seinem Sehnen nach einer Seele, mit der er alles teilen, der er alles mitteilen könne, wurde ihm desto wichtiger, weil er mit niemandem von ihr sprechen konnte. Die Mutter hörte nicht gern davon; einmal gedachte er des Mädchens, und als er auf die Frage, was ihn denn so sehr zu Tante Marie zöge, geantwortet hatte: „Die Lise!" da erschrak sie förmlich. „Um Gotteswillen! Du wirst doch nicht? Das dumme Mädel!" Er hielt es für einen Ausbruch des Stolzes, mit dem sie auf ihn blickte und dem kein Weib gut genug für ihn dünkte. Den ahnenden Aufschrei vernahm er nicht, in den sie ausbrach, kaum daß er sie allein gelassen hatte; er hörte ihr schmerzliches: „Ich werd' ihm wieder weh tun müssen! Ich werd's wieder müssen!" nicht.

Heinrich Grenzer hatte im Leben wenig zu tun gehabt mit Frauen, geliebt nur eine: seine Mutter. Er war der Erstgeborene; zwei Geschwister, die dann ka-

men, waren rasch nacheinander weggestorben, kaum daß sie in die Welt geguckt hatten. Nach jedem neuen Verlust klammerte sich die Bäuerin mit desto schmerzlicherer Zärtlichkeit an den einen, der ihr verblieben, der also Gelegenheit fand, die ganze unermeßliche Fülle von Liebe, welche eine Mutter spenden kann, auszukosten, zu genießen, zu vergelten, durch eine unbedingteste Hingebung. Als dann der Thomas geboren ward, da war Heinrich halberwachsen und verständig genug, um zu begreifen, daß dieses Kind, welches aus einer Krankheit in die andere fiel, besonderer Pflege, besonderer Rücksicht bedürfe; es erklärlich zu finden, daß sich das ganze Hauswesen fortab um den neuen Ankömmling drehen mußte. Dann, als er nach dem letzten großen Streit mit dem Vater in die Welt gegangen war, ohne andere Unterstützung als das Geringe, das ihm die Mutter heimlich zukommen lassen konnte, da hatte er mit sich selbst viel zu viel zu tun gehabt, als daß er an wohlfeile Abenteuer hätte denken mögen. Danach stand ihm sein stolzer Sinn auch nicht. Noch war ihm kein Weib begegnet, von dem er gewünscht hätte, es möge sein bleiben; es waren wohl auch die besten nicht, die ihm entgegengetreten waren. So hatte er sich denn allgemach in das Gleichmaß seiner Tage eingesponnen, wohl gar geglaubt, er sei wunschlos geworden; denn frühe Sorgen, harte Arbeit hatten ihn arg mitgenommen. Nun empfand er, daß er noch wünschen könne, nun befiel ihn ein Grauen, gedachte er seiner einsamen, stillen Wohnung im lauten Fabriksgebäude, des gleichgiltigen Dienergesichtes, das dem Müden darin den Willkomm bot. Er verglich die Lise im Geiste mit allen, die er

kannte, und sie schien ihm wahrer denn alle: echt und naiv, wie er sich sein Weib wünschte. Sein Bauernblut regte sich mächtig: ein Ekel überkam ihn vor überfirnißter Bildung, vor erlogenen Schmerzen, wie sie ihm so oft begegnet, wie er sich alle Städterinnen nunmehr dachte.

Die Lise schien ihm anders.

Ob auch besser? Darüber sann er nicht nach. Aber ihn wollte bedünken, er gewönne die Heimat wieder, die er so schwer vermißt, nach so harten Kämpfen aufgegeben hatte, wenn er ihre beste Blume mit fortnahm in sein neues Heim. Es war ein fremdes Sehnen in ihm; nicht als hätte er sich verhehlt, wie viel geringer die Bildung des Mädchens sei neben seiner, als hätte er nicht empfunden, daß seine Neigung stärker sei als ihre. Aber selbst das war ihm nur ein Anreiz mehr; es schien ihm hold, sie an sich heranzubilden, bis sie ihm ebenbürtig in jedem Betrachte zur Seite stünde; die halbkindliche Zuneigung, von der sie ihm so manchen, er glaubte unbewußten Beweis gegeben, zu entfachen zu rechter Liebe an der Glut der seinen. Es war vielleicht die Frühlingsluft, die so herb und dennoch lind über die Wiesen strich, geschwängert vom Dufte feuchten Grases, die ihn also aufrührte und dennoch so laß im Denken machte; aber wenn er neben der Lise saß, ihre Hand in seiner, dann schien ihm sein Leben zwecklos, zöge er so einsam von dannen, wie er gekommen. Und war das nicht auch das beste Mittel, ihrer Not, die ihm täglich mehr ins Herz schnitt, ein Ende zu machen?

Eine Aussprache, eine offene Erklärung suchte er darum doch nicht. Mit der schien es ihm nicht zu eilen;

ein Freier, den man leichten Herzens abwies, war Heinrich Grenzer nicht, und es gefiel ihm gar wohl, wie es nun einmal war, es freute ihn zu sehen, wie sich eine knospende, herzlichere Neigung betätigte, während das Mädchen nie jener Achtung vergaß, die er beanspruchen durfte. Einmal war er der Entscheidung allerdings ziemlich nahe: sie hatten gescherzt und gelacht und sahen nun selbander in die fallenden Schatten hinaus. Und da, mit dem ersten Stern, der aus dem Dämmern aufstieg, fragte er sie plötzlich und unvermittelt, ob sie mit ihm fort möchte, für immer fort aus der Heimat. Sie nahm es fast wie einen Scherz, sah ihn scheu und dennoch schalkhaft an: „Du, dann müßten sie aber gnädige Frau zu mir sagen, wie zu der Frau Zuckerfabrikdirektor?" wurde dann plötzlich rot und verwirrt und schlug die Augen nieder: schon wollte sie Heinrich an sich ziehen, als plötzlich der Thomas erschien. Da riß sich das Mädchen los und sprang behende ins Haus; Thomas ihr nach, und sein häßliches, blutleeres Gesicht sah noch fahler aus, als gewöhnlich. Zum erstenmal kam Heinrich der Gedanke, es könne zwischen den beiden vielleicht doch ein Verhältnis bestehen, enger als bloß verwandtschaftliche Bande bedingten. Aber das schien ihm wiederum nicht gut möglich, und wenn — d e n Nebenbuhler scheute er nicht! „Einmal hat's mir der Thomas abgewonnen, weil er schwach ist," sprach er vor sich hin, „kommt er mir diesmal ins Gäu, dann könnten wir quitt werden."

Zu Hause — er hatte einen weiten Umweg gemacht — fand er die Mutter arg verstört. Thomas war früher heimgekommen, unsicheren Ganges, und hatte mit

der Bäuerin eine lange Unterredung gehabt. „Er muß fort, fort, fort," hatte er dabei so laut, mit der Faust auf den Tisch schlagend, geschrieen, daß man's im Flur hören konnte, „fort, oder es gibt was. Du hast ihn hergebracht, du mußt ihn wieder fortschicken. Es ist kein Platz für uns zwei." Heinrich beachtete an jenem Tage nichts, nicht einmal die rotgeweinten Augen Frau Katharinens. Er war mit sich und seinem Entschlusse im Reinen, und das beschäftigte ihn viel zu sehr, als daß er auf anderes hätte achten können. Die Bäuerin aber kämpfte sichtlich mit sich. Einmal begann sie schon: „Du Heinrich . . ." Da er sie aber ansah, schwieg sie alsbald. Nur als er schlafen ging, fiel sie ihm aufschluchzend und ganz unerwartet um den Hals. Er streichelte liebevoll und zerstreut ihre Wangen: „Was hast du denn, Mutter? Du wirst mir ja nervös wie die Weiber in Wien."

Es ist ein eigen Ding um ein Mutterherz. Die arme Frau konnte davon erzählen, wie bittere Leiden es mit sich bringt, mit seinem Empfinden zwischen zwei Kinder gestellt zu sein, immer uneins, immer gleich zwei wilden Füllen gewaltsam an getrennten Strängen zerrend; immer den Mittler spielen zu müssen, wo es keine Vermittlung gibt, keine andere Lösung, als daß einer dem anderen weiche. Immer hatte bislang der Bessere den schlechteren Teil gezogen; sie wußte, daß es auch diesmal nicht anders werden könne, mußte sogar selber dahin arbeiten, so sehr sich ihre tiefste Seele dagegen sträubte. Sie war müde und ängstlich darüber geworden und mußte sich dennoch sagen, daß ihr der schwerste Kampf eigentlich noch bevorstünde.

Aber — sie wollte ihn doch hinausschieben, solange es irgend ging. Das konnte ihr doch gewiß niemand verargen. Auch lebte noch eine letzte Hoffnung in ihr. Vielleicht hatte den Thomas seine Eifersucht verblendet, vielleicht dachte Heinrich gar nicht an die Lise. Das dumme Mädel! War es denn die gar wert, daß man so viel Herzeleid ertragen mußte um ihretwillen? Sie zürnte ihr, zürnte, so groß war der Einfluß des Thomas, die Furcht vor ihm in ihr geworden, selbst dem Aelteren und brach dennoch immer wieder in ihren Klageruf aus, so oft sie sich unbeachtet wußte: „Ja, der Thomas, der Thomas!"

Auch im hinteren Geheg, wo die Tante Marie wohnte, ging es derweilen verstört genug zu. Die Lise lachte nicht. Eine Entscheidung, vor der ihr bangte, empfand sie nahe. Von Kind auf wußte sie sich dem Thomas bestimmt, und es war Glück genug, Großbäuerin zu werden, daß man über manche Mängel des Bewerbers hinwegsehen durfte. Nun nahte ihr ein anderer, Begehrenswerterer, der ihr unbedingt besser gefiel, dem sie's auch offen genug gezeigt hatte, der ihr aber doch fremder war, wenn über die Fehler des älteren Freiers Gewöhnung ihren mildernden Schleier gebreitet hatte. Es war kein Zweifel, Heinrich war ihr wert; Thomas aber sicher. Auch fiel ihr plötzlich bei, wie alt, wie klug der Heinrich eigentlich wäre, wie wenig sie für ihn passe. Sie machte sich Vorwürfe und glaubte doch keine zu verdienen: das mindeste übellaunige Wort der Mutter zwang ihr Tränen ab, und sie hieß sich dann unglücklich und bedauernswert. Sie ersehnte den Sonntag, der — sie ahnte es — Lösung aller

Wirrnisse bringen mußte, denn es war der letzte, ehe Heinrichs Urlaub ablief, und zagte dennoch davor.

Nach einer Reihe von Regentagen brach der Sonntag schöner an, als man hätte erwarten dürfen. Noch im letzten Augenblick wollte die Lise gar nicht mit in die Kirche gehen. Ihre Mutter war schon bereit, einsam die Wanderung anzutreten; da sprach das Mädchen: „Just!" und putzte sich heraus, so gut sie's konnte. Und um den Hals tat sie ein Granatenkreuzchen, das sie vom Thomas hatte und das er gern an ihr sah; das Haar aber legte sie so, wie es dem Heinrich immer am besten gefallen hatte, und flocht ein blaues Band hinein. Mit trotziger Verzagtheit besorgte sie das alles und sah nun den Dingen entgegen, die da kommen sollten. Singen aber konnte sie jenes Tages vor innerer Erregung nicht in der Kirche. Und so kam es, daß Heinrich vergeblich nach der Stimme horchte, deren Klang er so liebte.

Als der Gottesdienst zu Ende war, suchten beide Brüder in die Nähe des geliebten Mädchens zu kommen. Thomas war behender, schon das verdroß den anderen. Auf dem Platze vor der Kirche trat er die beiden an; mühselig suchte er nach einer Einleitung, aber die Gegenwart des Thomas beengte ihn, und so würgte er denn die Worte in sich hinein. Vom Unwichtigsten sprach er, während ihn, während alle doch die peinlichste Unruhe verzehrte. Endlich war der Raum vor der Kirche ziemlich leer: nur die beiden alten Frauen standen dem Kirchentore näher, anscheinend im lebendigsten Gespräche, wobei Frau Katharine doch in tiefster Angst auf jedes Wort lauschte, das vor ihr fiel.

Da wandte sich die Kleine: „Mutter, wir werden gehen müssen."

„Wart' noch ein bißchen, ich muß dir was sagen," rief Heinrich. Nur noch ein Gedanke war in ihm lebendig: daß er zu Ende kommen müsse.

„Was denn?" Ihr Herz schlug, sie nestelte mit der Hand an dem Schnürchen, daran das kleine Geschmeide hing.

„Daß ich dich lieb habe, Lise. Willst du mit mir, nach Wien, mein Weib?"

„Das wird schier nicht gehn." Der Thomas stellte sich vor den Bruder hin; er war ganz bleich vor Erregung und zitterte.

„Wer hat mit dir geredet? Was geht's dich an?"

„Es wird mich doch stark angehn, wen ein Mädel heiratet, wenn's mit mir versprochen ist!"

„Mit dir versprochen? Davon habe ich nichts gehört. Sprich, Lise."

„Wir sind noch nicht versprochen," gab das Mädchen leise zurück.

Da überkam den Thomas Angst und Wut. Er vergaß alles: die Furcht vor dem starken Bruder, seine Schwäche. „Und wenn wir's noch nicht sind, du weißt, daß es die Mutter so will, Lise. Und du wirst dich nicht wegwerfen an einen, den der Vater hat aus dem Haus schmeißen müssen, weil er ein Tunichtgut ist und keiner Schürze Ruh hat lassen wollen. Und wenn du schon willst, ich leid's nicht, und die Tante darf's nicht leiden."

Heinrich wurde aschfahl. Und mit merkwürdiger Ruhe — sie wirkte ganz unheimlich — begann er: „Also aus dem Hause hat mich der Vater geschmissen?

Weil ich keiner Schürze hab' Ruh geben wollen? Ich weiß eine andere Geschichte, und du kannst sie hören!"

„Ich mag nicht. Komm, Lise!" rief Thomas ängstlich.

„Du mußt!" Eine eherne Faust umschloß das Handgelenk des anderen mit unbarmherzigem Griff. „Also, es waren zwei Brüder. Der eine war schwach und krank, der andere gesund und stark. Erben hat nur einer können: sie waren Bauern, und den Grund hat man nicht teilen können. Und der andere hat einen offenen Kopf gehabt und gern gelernt. Und da ist die Mutter zu ihm gekommen in einer Nacht und hat ihn gebeten: ‚Siehst du, du bist klug und wirst dir forthelfen. Aber der Thomas? Was soll's mit dem Thomas? Er taugt ja zu nichts! Nicht einmal Knecht kann er sein. Und soll er sein Lebtag herumliegen und das Gnadenbrot essen? Erbarm' dich, Heinrich!' Und da hab' ich mich geschunden, und du wirfst mir's vor, du Schuft!" Er ließ ihn fahren, er stieß ihn hart von sich, daß er taumelte.

„Du lügst."

„Was?" Alle erzwungene Selbstbeherrschung verließ den Starken. Wie eine Dogge einen kleinen Kläffer in die Höhe hebt und zaust, so lüpfte er den Thomas und schüttelte ihn. „Was? Du Krüppel! Du Schuft! Ich lüg'?"

„Heinrich!" Frau Katharina fiel ihm in den Arm.

Seine Linke traf sie hart, daß sie zurückfuhr: „Laß!" Er war schon wieder Herr seiner selbst. Den Thomas ließ er fallen, daß er schütternd zu Boden schlug. „Ich hab' mich vergessen," sprach er dann dumpf. „Nun

aber sprich, Lise, wen willst du? Sprich! Wer soll dich heimbegleiten heute?"

Die Lise nestelte immer ängstlicher an ihrer Schnur. Die riß, das Granatenkreuzchen fiel zur Erde. Geheime Neigung sprach für den Starken, Furcht vor der Mutter regte sich in ihrer Seele; tiefinneres Grauen erweckte in ihr der furchtbare Zornesausbrauch, dessen Zeugin sie gewesen; echt weibliches Mitleiden regte sich in ihrer Brust für den so jammervoll am Boden Liegenden. Und mit zuckendem Munde flüsterte sie: „Mutter, ich denk', wir gehen. Wir finden schon allein, Mutter. Was?"

Heinrich Grenzer war allein. Nur jenes Kleinod lag da; wie Blutströpfchen, versprengt und hell leuchtend, blinkten die Steinchen. Er bückte sich und hob es auf. Dann ging auch er. Er empfand die Notwendigkeit, einen weiten Weg zu machen, um jenen gewaltigen Zorn, der noch in ihm schrie, zu sänftigen, zur Ruhe zu bringen. So schritt er durch die jungen Aehrenfelder, die Wiesen dahin; wenn er aber daran dachte, die Lise könne das Weib des Thomas werden, dessen feige Gemeinheit ihm gerade heute widerwärtiger denn je entgegengetreten war, dann quoll die alte Wut neu in ihm auf. Hier wich er nicht, hier gab er nicht nach. „Tausend alte Weiber mögen sich dawider stemmen," knirschte er.

In solcher Gesinnung kam er heim. Finster durchmaß er den Hof, die Stuben, ohne zu grüßen, ohne aufzublicken, bis er in seine Stube kam. Ihre Tür warf er hinter sich zu, daß es dröhnte. Dann begann er mit zitternden Händen sein Gepäck zu versorgen; unordent-

lich warf er die Sachen in seinen großen Reisekoffer. Daß er auch diese Nacht nicht mehr im Elternhause weilen konnte, war ihm klar. Im Wirtshause wollte er bleiben, dann mit dem Frühesten alles mit der Lise auf gleich bringen, dann fort für immer.

Dabei aber überfiel ihn doch eine seltsame Müdigkeit. Seine Seele war seit dem Morgen von den heftigsten und stürmischsten Regungen durchzogen worden; gegessen hatte er seit dem Frühstück nichts — nun machten Körper und Geist, beide gleicher Art erschöpft, ihre Ansprüche geltend. So ließ er sich in dumpfer Ermattung nieder, ihm wurde recht wirr, und die tiefe Stille im Hause verstörte ihn beinah. Sie zwang ihn zur Einkehr in sich — und ein leises, fernes Gefühl der Scham meldete sich in seiner Brust, daß er sich vor der Kirche so weit hatte fortreißen lassen.

Da klopfte es an die Tür. Er rief nicht „Herein!", er veränderte seine Stellung nicht, wie er so, die Hände auf den Tisch gestützt und den Kopf darauf gesenkt, dasaß. Er wußte, nur die Mutter konnte es sein. Und mit lauter Stimme, hart und tonlos sprach er: „Es hilft dir nichts, Mutter. Ich gebe nicht nach."

Frau Katharine erwiderte nichts. Nur vor dem Koffer kniete sie nieder. Die Sachen, die wirr genug darin lagen, packte sie aus und tat sie hinein, wie es sich gehörte. „Das gute Zeug! so damit umzugehn," seufzte sie dabei.

Ihr Schweigen beklemmte ihn. Er fühlte ein starkes Bedürfnis, sich auszusprechen. „Und mir hast du nichts zu sagen, Mutter? Und du siehst doch, daß ich weggehe, und das für immer."

Sie war fertig. Der Deckel des Koffers wollte nicht schließen, und sie setzte sich also darauf. „Wozu? Es hilft ja doch nichts, hast du gesagt. Ich lass' mich nicht zweimal wegstoßen."

„Hab' ich dir weh getan, Mutter?"

„Da stößt er mich mit voller Kraft und fragt dann, ob's weh tut. Aber mir scheint, das trifft ein Bauernknecht auch. Dazu braucht man nicht Fabrikdirektor zu sein."

Die Röte seines Unrechts färbte ihm die Stirn. „Verzeih, Mutter," bat er.

Sie versperrte den Koffer, legte die Schlüssel vor ihm nieder und wendete sich der Tür zu. „Ich muß nach dem Thomas sehn."

Eine heftige Besorgnis erfaßte ihn. „Dem Thomas? Was ist mit dem?"

„Nichts; was soll sein? Der Zorn, der Schrecken, dann wie er hingefallen ist — er hat auch getrunken vor Schand'. Jetzt kann ich sehen, wie ich ihn wieder auf die Füß' bring'."

„Du hast viel Plage mit ihm, Mutter!"

„Ja, die hab' ich, das weiß Gott. Und wenn ich verlang', man soll mir was davon abnehmen, dann heißt's gleich, ich bin ungerecht und parteiisch, und man vergißt Gott und das vierte Gebot. Aber ich bin's schon so gewöhnt."

„Du tust mir groß Unrecht, Mutter, ich . . ."

Sie fiel ihm ins Wort: „Ja und da wird man mir wieder vorhalten, was man schon alles getan hat. Das war auch schwer! Ein gesunder, kluger, starker Mensch, der was gelernt hat und der einem armen Krüppel nicht

das Brot wegnimmt. Hast recht, Heinrich, du hast viel getan!"

Er fuhr auf: „Die Heimat hab' ich fahren lassen, weil du's gewollt hast. Durch die Welt hab' ich mich geschlagen und hab' mir's gefallen lassen, daß man mich noch darum beschimpfte, weil du's für gut befunden hast. Und jetzt, weil ich einmal nicht will, weil ich das Mädchen nicht aufgebe, das ich gern hab', jetzt sprichst du so mit mir?"

Sie trat auf ihn zu. Aus nächster Nähe und voll sahen ihn die guten blauen Augen an. „Hör' mich: ich hab' nicht anders können, Heinrich. Oder hätt' ich ihn auch dorthin legen sollen, wo deine zwei Geschwister liegen? Der Mensch soll nicht Herrgott spielen wollen. Da hab' ich mich gefreut, daß meine zwei Buben gut daran sind; ist dir's schlecht gegangen, dann hab' ich's mitgelitten und geholfen, was ich nur hab' können, und hab' immer gewußt, es muß anders werden. Endlich habe ich mir sagen gedurft: es ist, wie es sein soll. Der Starke, der hat sich selbst geholfen. Und alles war umsonst!"

„Alles umsonst? Wie denn, Mutter?"

„Wie? fragst noch? Jetzt, hab' ich geglaubt, heiratet der Thomas die Lise, und er hat sie gern. Da wird er das Trinken lassen und wird gut; er geht ja so nur ins Wirtshaus, wenn ihn was kränkt. Da kommst du, und alles ist aus. Daß sie dich lieber nimmt" — ihr ganzer Stolz auf ihn brach durch — „das ist doch sicher. Aber er braucht sie gewiß mehr als du. Und du taugst gar nicht für sie, du bist viel zu gut und viel zu alt für sie. Das, hab' ich gemeint, wirst du doch einsehn. Aber

nein, was dem Thomas gefällt, das mußt du haben. Jetzt kann ich auf meine alten Tage fort vom Hof."

„Du? Ich versteh' nicht, Mutter. Und wenn, dann kommst du zu uns."

„Ich taug' nicht in die Stadt, das weißt so. Hier hab' ich sterben wollen, weil ich hier zu Haus bin. Das geht jetzt nimmer. Ich kann's nicht ansehn, wie der Hof verkommt, weil der Bauer ein Trinker wird. Und glaubst du, der Thomas bleibt ledig? Der bleibt's nicht. Aber was kann er für eine kriegen, wie er schon ist? Eine schlechte höchstens, und mit der bleib ich nicht zusammen. Eine, die ihn noch verhetzt, die ihn rein ums Geld nimmt und es vertut, die ihn peinigt. Und er bleibt ihr gewiß nichts schuldig. Dabei kann ich nicht zuschauen. Eine brave hätt' er bekommen: die Lise. Die läßt sich nicht wehtun, weil sie keinen lieb genug hat dazu; der tut er nichts an, weil er sie zu lieb hat. Und so recht martern kann einen doch nur eines, das man so recht gern hat. Ich merk's heute."

„Mutter, und ich? Soll ich so einsam bleiben? Bin ich nichts?"

„Du, kriegst tausend — bessere, schönere. Wer weiß, ob sie dir in der Stadt noch gefällt, wie sie dir hier gefallen hat? Wer weiß, ob du nicht ins Elend kommst und hast deinen Bruder hineingebracht? Du? Du hast deine Arbeit, hast die Stadt, gehst fort, kannst vergessen, wirst's. Aber er? Ich? Heinrich! ich bitt' dich!" Und alle Selbstbeherrschung vergessend, stürzte sie vor ihm nieder und hob bitter schluchzend beide Hände im Jammer zu ihm auf.

Was hart in ihm gewesen war, es schmolz bei die-

sem Anblick. Seine Mutter kniete vor ihm! Er hob sie auf, die noch immer weinte. Auch seine Brust arbeitete stark; widerstrebendste Empfindungen rangen darin.

Die Frau ward ihrer Erregung zuerst Meisterin. Sie trocknete ihre Augen. Das Haupt ihres Lieblings lag auf der Tischplatte, daß kein Auge Zeuge der Kämpfe würde, die seine Züge verzerrten; mit milden Händen fuhr sie ihm durch das braune Haar. Jetzt erst fiel ihr auf, was sie früher nie bemerkt hatte. „So grau, Heinrich, so grau!" klagte sie leise.

„Das ist nun einmal so," kam es dumpf zurück.

Dann erhob er sich. „Du sollst recht haben," sprach er. „Aber du stehst mir gut für die Lise — hörst du! Und du wirst begreifen, daß ich nicht mehr hier weilen kann, nicht einen Augenblick mehr. Mit seinem Wagen kann ich nicht fahren, sein Knecht soll mir nichts tragen. Schick' mir um den Janko. Der hat mir zuerst gesagt, was es ist um mich und den anderen. Du hast mir arg wehgetan, Mutter!"

„Heinrich!" Ihre Tränen flossen wieder ungestüm.

Er ließ sie sich ausweinen an seiner Brust.

Im Abenddämmern verließ Heinrich Grenzer den Ort. Er schritt mühsam und schwerfällig. Hinter ihm stapfte der Janko, und es war eine große Stille um die beiden. Nur eine letzte Lerche fiel ein und barg sich im jungen Getreide, nur das Wehen des Windes zog. Der Janko wußte nicht, wie ihm ward; aber wie er den gebeugten Mann vor sich hinwandeln sah, da kamen ihm die Worte eines alten Liedes in den Sinn, und er sang sie vor sich hin in die junge Kühle:

Ich hab' kein Haus, ich hab' kein Nest,
Ich hab' kein' Hochzeit und kein Fest;
Ich hab' nicht Hof, ich hab' nicht Feld,
Ich hab' kein' Heimat auf der Welt;
Am Himmel selbst der Hagelstrich,
Den fürchten sie nicht so wie mich.
Mir geht's nicht gut, mir geht's nicht schlecht —
Und so, gerade so ist's recht . . .

Getragen zogen die Töne in das Dämmern. Da brach Heinrich Grenzer am Wegerain nieder. Die Rechte umkrampfte das Kreuzlein der Lise, daß es zerbrach; dann schlug er beide Hände vors Gesicht und schluchzte heimlich.

Zur selben Stunde aber trat der Thomas zur Frau Katharine. „Ist er fort, Mutter?"

„Ja, Thomas."

„Du mußt morgen zur Tante Marie gehen, Mutter, und alles auf gleich bringen."

„Muß es morgen sein? Möchtest nicht warten, Thomas?"

„Es geht nicht länger. Sonst kommt wieder so ein Lump und will sie mir wegschnappen. Es muß sein, ich ertrag's sonst nicht."

Dem Schwachen gegenüber war sie schwach, die so hart gegen den Starken gewesen. „Ich werde 'nübergehen. Sei ruhig, Thomas, ich bring's auf gleich."

Der Letzte

Abseits von der kleinen Stadt selbst war noch eine Ansiedlung. Um ein Hügelchen herum war sie entstanden, und es waren die Häuser und Hütten der Allerärmsten, die sie bildeten. Nicht einmal zu einer ordentlichen Straße hatte es der Vorort gebracht, sondern die Baulichkeiten krochen, liederlich durcheinandergewürfelt, die Anhöhe empor, meist in ungeselligem Elend recht weit voneinander getrennt. Einige waren ganz hoch emporgeklommen; diese standen nun, wie erschöpft von der Anstrengung des Steigens, ganz windschief und geduckt wie schweratmende Menschen da. Auf dem Gipfel aber erhob sich ein ansehnliches Kloster, das fast den ganzen Raum für sich in Anspruch nahm mit seinem mächtigen Mauernviereck, mit seinem Kirchlein, das mit einem dreisten und spitzigen Türmchen in den Himmel stach und dessen Glocke nach dem Glauben aller einen vornehmlich wohllautenden und tröstlichen Klang besaß. Man sah von da aus weithin in das Land, und vielleicht um dieser Fernsicht willen hatten sich vormals Benediktiner hier angesiedelt, um so leichter, auch als sie zu Wohlstand und selbst Reichtum gekommen waren, die allgemeine Not und die große Armut ringsum zu übersehen.

In den hussitischen Stürmen aber, die über diesen Strich Mährens besonders grimmig dahingefahren waren, verarmte das Kloster. Müde der ewigen Bedrängnisse zogen die frommen Väter davon. Sie kehrten auch nicht wieder, als endlich nach vielen Jahren wiederum Frieden im Lande war. Andere kamen an ihre Stelle; wie es etwa Turmschwalben mit einem verlassenen Falkenneste tun, so nisteten sich bettelnde Barfüßer in dem weitläufigen Gebäude ein. Sie lebten mit dem Volke und gewannen sich manche Liebe als Tröster in Drangsal und duldsame Berater in Gewissensnöten; man konnte ihnen nicht neidig sein, denn es erging ihnen allen selber gerade kümmerlich genug. So verfiel denn auch das Haus des Klosters mehr und mehr; gebrach es im Winter an Holz, dann hieb man einen der wunderschönen Bäume des großen Gartens um. Man verkleinerte die Zellen, damit man's leichter warm hätte in frostigen Tagen, sodaß ein übles Winkelwerk entstand. Nur die Kirche blieb immer noch schön geschmückt, und der Kreuzgang mit seinen hallenden Fliesen, darunter die Brüder bestattet wurden, dem kühlen, rinnenden Brunnen und den schönen, spitzbogigen und gemalten Fenstern bezeugte den alten Glanz. Zerbrach eine Scheibe vor dem Ungestüm des Windes oder der Achtlosigkeit eines Fraters, dann wurde freilich häßliches und gemeines grünes Glas eingesetzt. Das gab dann ein mißfärbiges Flickwerk.

Zur Zeit nun, als der zweite Maximilian mit unsicherer Hand und gar im Verdachte heimlicher Hinneigung zu Ketzerei und Luthertum über Oesterreich gebot, stand der Pater Zachäus Kühreiter dem Kloster

und dem Dutzend Mönchen vor, die es noch beherbergte. Er war ein stiller, friedlicher Mensch, von ansehnlicher Größe und Fülle des Körpers und mit einem mächtigen Barte begabt. Vordem hatte er gar eifervoll und mit starker Stimme zu predigen gewußt, und wenn er von der höllischen Glut sprach, und er strich dabei seinen Bart nach vorwärts, dann nahm ihn manche zerknirschte Seele für ein Abbild und ein Vorzeichen des Feuers, das nie verlischt, ging heim, besserte sich, sodaß dem Kloster manche ansehnliche Spende zufiel, deren es in seiner Bedürftigkeit sich gewiß mit allem Rechte erfreuen durfte. Pater Zachäus aber war Büßenden gegenüber ein milder Richter, wie er denn, bei all seiner wahren und tiefen Frömmigkeit, nur auf der Kanzel zu eifern vermochte. Sonst ließ er gerne jeden seiner Wege gehen und bemengte sich durchaus nicht mit Dingen, die nicht unbedingt seines Amtes waren; er scherzte gerne und hegte nur noch den einen Wunsch, seine Tage so mit Frieden zu beschließen, wie ihr größter Teil aller menschlichen Voraussicht nach schon in Ruhe verronnen war. Und hatte ihn bei seiner Wahl zum Guardian eines gefreut, dann war es nur, daß er nicht mehr gar so oft in Bittgängen auf das Dorf oder in die Stadt mußte; so viele Jahre hatte er das getan, daß er dessen müde war und es anderen und jüngeren Beinen gerne überlassen durfte.

Wenn sich aber Pater Zachäus einmal in der Umgegend erging, dann hatte er unablässig denselben Gefährten. Das war ein noch rüstiger und junger Bruder, hübsch von Angesicht und stark von Gliedern, sonst aber fast so verschlossen, wie der Prior mitteilsam war. Ihn

terminieren schicken konnte man nicht; er verstand keinen jener geistigen Späße, mit denen man die Leute kirre und gebelustig macht. Sondern finster kam er, und unbedankt und mit leeren Händen mußte er zumeist wieder gehen. Man sendete ihn auch nur noch aus, damit er sich in Gehorsam und evangelischer Demut übe. Es half aber ihm so wenig zu jenen Tugenden, als den Brüdern zu besseren Bissen. Sie mochten ihn darum auch nicht; der Prior aber liebte ihn ausnehmend, und Berchtold Bayer erwiderte dies Gefühl mit der dumpfen Treue eines Hundes und der bewußten Neigung eines Menschen, der einem andern alles und von Kindesbeinen ab — denn er war noch als ein halber Knabe aufgenommen worden — schuldig zu sein sich bewußt ist.

So ergingen sich die beiden denn auch an einem recht grauen Spätherbsttage. Eine frühe Dämmerung war eingebrochen; am Himmel bewegten sich hastige Wolken, schoben sich drängend und eilfertig über einander, sodaß die Umrisse einer jeden unbestimmt und verschwommen durch das allgemeine Wallen durchschienen, und entsendeten einen ganz feinen und unentrinnlichen Sprühregen. Dazu raschelte der Wind im braunen und stark duftenden Falllaub, in einsamem Rot leuchteten einzelne Hagebuttenbeeren, sodaß die große Trostlosigkeit der Welt durch dies bißchen Farbe erst recht ersichtlich wurde. Das verstimmte sie, und auch Zachäus wurde schweigsam und kehrte sich mit seinem Genossen früher als sonst heimwärts. Durch die Stadt wanderten sie und hüllten sich dichter in ihre Kutten. Dabei aber befremdete sie eine sonderbare Belebtheit der Straßen des

Ortes; denn viele gingen mit ihnen dem Hauptplatze zu, in den die eine lange Gasse mündet, welche sie durchschritten. Aber mancher darunter sah die Mönche fast feindselig an; nur wenige rückten die Kappen. Und das schwirrende Geräusch der Webestühle war allenthalben um sie verstummt, ob es gleich noch lange nicht die Stunde war, zu der sich sonst die Weber von ihrem Tagewerke zu erheben gewohnt sind.

Auf dem Marktplatze verlief sich das Volk; in den Lauben, die ihn umgeben, suchte es Schutz vor dem Rieseln und wogte dort stumm und in fast andächtiger Ernsthaftigkeit durcheinander. Erwartungsvoll verweilten sich auch Berchtold und Zachäus. Da läutete die Hauptkirche zur Abendmette; fein und hell antwortete die Glocke des Klosters. „Wie hübsch sie singt!" sagte Zachäus. Berchtold aber schüttelte den Kopf; denn in die Leute war eine Bewegung gekommen. Sie traten ins Freie und sammelten sich alle in einem Halbkreise vor der Kirche. Mancher aus ihnen schaute die Brüder neugierig, mancher fast spöttisch an. Berchtold merkte das wohl, wagte aber kein Wort, weil er seine Stimme hätte zu laut erheben müssen, um dem schwachhörigen Zachäus vernehmlich zu werden. Der uralte und wilde Wenzel Prokupek, der Schmied, aber kehrte sich plötzlich und sah den Prior mit seinen unter den weißen und buschigen Brauen glühenden bösen Augen an: „Willst du auch die reine Lehre hören und annehmen, Pfaff?" rief er. Und als Zachäus den Kopf schüttelte, weil er sich erst besinnen mußte, was antworten, da lachte der Riese gell und andere taten's ihm nach, sodaß Zachäus still in seiner Verlegenheit blieb.

Plötzlich Totenstille. Auf einem Prellsteine stand ein Mann, der unversehens aus der Menge aufgetaucht war. Seine hagere Gestalt zeichnete sich scharf vom grauen Gemäuer der Kirche ab; mit heller Stimme begann er einen deutschen Psalm, und die feierliche Weise schwebte getragen durch die schwere Luft. Dann sprach er heftig, eifervoll von den Entbehrungen, die sich die Bekenner des wahren Glaubens auferlegen müßten — und er zeigte dabei, wie um des Gegensatzes willen, auf die beiden Mönche, die im gleichen Augenblicke aller Blicke ganz feindselig auf sich ruhen fühlten — denn es sei besser, dem Falschen zu dienen, als das Wahre zu künden. „In Höhlen hausen wir, und in den Einsamkeiten schreien wir zu unserem Gotte; mit Glocken rufen sie, und mit Myrrhen und Rauchwerk wollen sie ihn betäuben. Er aber hört uns, uns, uns!" — „Uns, uns, uns!" rief die Menge feierlich erwidernd und schlug sich an die Brüste. Von der ewigen Verdammnis sprach er und von der Schuld derer, die das reine Wort fälschen. Schon stieg ein Kreischen von Frauenstimmen und ein heißes Aufschluchzen mit unsinnigen Ausrufungen gen Himmel. Dann ward noch ein Choral in solcher Andacht abgesungen, daß sich Berchtold und Zachäus nicht zu entfernen wagten. Dann Totenstille wieder; der Platz schwieg, verschwunden waren, die ihn kaum noch erfüllt, und beide standen einsam und schauten sich an. Endlich brach Berchtold los: „Und du? Was sagst du zu solcher Kasteiung?"

Zachäus schwieg.

„Um Gott und die gnadenreiche Jungfrau! Was

sagst du zu solcher Lästerung und Schmähung des Heiligen?"

Zachäus schwieg.

„Bist auch du abtrünnig oder irre im Glauben? So sprich!"

„Er hat gut gesprochen."

Da flammte Berchtold auf: „Ich verstehe dich nicht. . . ."

„So komm!" Sie gingen ein Weilchen schweigsam nebeneinander. Dann hub Zachäus an:

„Er hat gut gesprochen: denn die Leute haben ihn verstanden und waren ergriffen im Herzen und andächtiger als bei uns. Daß er sich gegen den wahren Glauben und den dreimal einigen Gott vergangen hat, dieses fühle und weiß ich. Aber — ich habe mich nicht Gottes anzunehmen. Er ist stärker als ich und wird ihn treffen, wenn er es will und an der Zeit hält. Ich kann und will ihm nicht vorgreifen. Verstehst du, Berchtold?"

„Ich verstehe; aber dies widerspricht allem, was unsere heilige Kirche sonst kündet und von ihren Priestern begehrt!"

„Kann sein. Ich aber bin alt und müde."

„Und was willst du tun? Wie, wenn die Irrlehre um sich greift?"

„Sie wird's."

„Und wenn sie im Kloster Boden faßt?"

„Sie wird's. Ich kann niemandem entgegen sein. Ich aber werde nicht abfallen, und wär' ich der Letzte, der zum wahren Glauben steht."

„Und willst du nicht den weltlichen Arm anrufen?"

Da lächelte Zachäus: „Hast du nicht Prokupek ge-

hört? Er ist Bürgermeister, und auf wessen Seite wird sich der stellen? Und soll Blut fließen?"

„Du bist zu milde und zu gütig, Zachäus."

„Kann sein. Ich bin, wie ich war."

Berchtold wurde verlegen: „Ja, du bist, wie du warst. Ich kenne dich. Du warst gütig all die Tage deines Lebens. Ich hab's nicht vergessen, wie du den verirrten Knaben, den du im überschneiten Felde gefunden, zwei Stunden weit auf deinen Armen ins Kloster getragen und aufgezogen hast mit aller Liebe. Ich weiß es wohl."

„So sprich nicht davon. Ich war damals jünger."

„Und ich soll dich nur um dein Kleid schmähen hören?"

„So trifft's nicht mich."

Sie standen vor dem Kloster, und mit geneigten Häuptern und sich bekreuzend, wie es sich gehört, betraten sie das Haus des Herrn.

In derselben Nacht erwachte der älteste Enkel des Bürgermeisters Prokupek vor einem jähen Scheinen, das ihm auf die Lider fiel. An seinem Bette stand der Großvater; er war völlig angekleidet und sah im ungewissen und flackernden Lichte, das die gewaltige Gestalt überlief und rötlich von einer alten, blankgemachten Sturmhaube zurückgeworfen ward, so unheimlich und geisterhaft drohend aus, daß der Knabe erschrak und sich in die Kissen drückte. Wenzel aber rüttelte ihn: „Fürchte dich nicht, steh auf und komm'," flüsterte er heiser, und das Kind gehorchte. Die beiden gingen zuerst in die Werkstatt; unter altem Gerümpel suchte der Greis und hob mit erstaunlicher Kraft Eisenstangen und

legte sie wieder sachte nieder, daß sie nicht klirrten. Ganz unten lag ein wuchtiges Schwert. Das band er sich um die Hüfte: „Die Zeichen sind da.“ Die Klinge glitzerte hell und scharf, als er sie aus der Scheide zog, und der Junge begriff, was der Ahn oft und oft einsam und nach Feierabend in der Werkstatt zu schaffen gehabt. Dann ward ihm ein Spaten in die Hand gedrückt, einen zweiten nahm der Bürgermeister in die Hand, warf den Kienspahn fort, trat ihn sorgfältig aus und schloß darnach bedachtsam wieder die Schmiede. Er kehrte sich aber nicht der Wohnung zu, sondern ging ins Freie. Ein heftiger Sturm schlug ihnen mit starken und schweren Fittichen entgegen. Es war sehr dunkel; die Häuser standen ihnen unförmig zur Seite. Das Kloster auf dem Hügel ragte ungeheuer in die Luft; ihr Weg führte sie daran vorüber, und Prokupek schüttelte ingrimmig die Faust darnach. Dem Knaben wurde bang, und er wagte kein Wort; er fühlte sich ermatten und traute sich nicht, einen Laut der Klage über seine Lippen zu bringen; die häufigen Windstöße beengten ihm die Brust. Der Neunzigjährige aber hatte kein Auge für sein Leid und empfand nichts von all den Beängstigungen, welche die Seele seines Enkelkindes durchfröstelten.

Ein Wald empfing die Wandernden. Schwarzföhren bildeten ihn und hielten, ernste und dunkle Wächter, den Anfall des Novemberwindes ab. So war unter ihnen eine leidliche Ruhe; nur in den Gipfeln sauste, sang und knackte es, dürre Zweige fielen krachend zu Boden, und ein Rieseln erstorbener Nadeln war, die den Boden übersäten und glatt und ungewiß für den Fuß machten. Mitten unter ihnen stand eine Buche

und schimmerte mit ihrer weißen, blanken Rinde fast gespenstisch durch das starke Dunkel. An ihr machte Prokupek halt; er bückte sich und sammelte Fallholz, dessen genug umher lag; ein Brand ward entzündet und stieg glosend mit schwerem Rauch gen Himmel. Dann maß er zehn Schritte vom Stamm; ein ganz von Moos überwachsener Feldstein lag da. „Dies ist der Ort; zehn Schritte nach Norden," murmelte der Wilde. Beide wälzten den Stein nicht ohne Mühe von seiner Stelle. Dann, eine alte, finstere Weise, die wie der Schlag von Schwertern auf Schilde klang, summend, hub Prokupek zu graben an, und sein Enkelkind tat's ihm nach. Ein „Halt!" Der Bürgermeister kniete nieder und wühlte mit der bloßen Hand weiter. Ein Ding, in verblaßte und verschlissene Seide gehüllt, zog er hervor. Er warf die Fetzen fort, und ein goldener Becher leuchtete . . . „Dies ist der Kelch!" sprach er ernst und feierlich.

„Dies ist der Kelch," wiederholte der Knabe ehrfürchtig. „Und wie schön er ist, und wie sein Gold blank ist und schimmert!"

Prokupek setzte sich auf einen Wurzelknollen. „Komm her, Bub'. Dies ist der Kelch, habe ich dir gesagt, und hier habe ich ihn vergraben helfen. Just in deinen Jahren war ich und gerade so alt, wie ich jetzt bin, war mein Großvater."

„Und was ist der Kelch?"

„Das Sinnbild unseres Glaubens. Denn nur unsere Lippen sind katholisch, unsere Herzen aber sind Hussiten geblieben."

„Und was ist der Unterschied, Großvater?"

„Wir mögen keine Mönche. Ich weiß nicht, wie viele

Klöster mein Großvater selig mit angezündet hat. Das muß wieder sein. Aus dem reinen Kelche muß wieder der reine Wein des Glaubens gespendet werden. Nicht allein für die Geschorenen hat Christus sein Blut vergossen. Auch wir wollen seiner teilhaftig werden. Also hat der Fremde heute gepredigt. Und daß er das zum drittenmale durfte, ohne daß sie ihn brannten, dies ist ein Zeichen, daß die Zeit gekommen ist und der Kelch wieder wandern wird. Hinter ihm aber ziehen wir durch die Lande mit dem Schwert an der Hüfte. Verstehst du, Bube?"

„Ich verstehe, Großvater."

Prokupek erhob sich. Er barg den Kelch an seiner Brust und wendete sich heimwärts. Und in Sinnen versunken, merkte er lange nicht, daß ihn der Bube am Gewand zupfte, endlich blieb er stehen. „Was willst noch?"

„Du sprichst von Kampf und Haß; aber der Prädikant hat nichts davon geredet."

Der Bürgermeister lachte: „Du Narr, davon schweigt man. Man verkündigt die Liebe und die reine Lehre, und das andere kommt schon von selber." Und wie er fürbaß schritt, stimmte er ganz laut und mit voller Stimme das grimmige Schlachtlied an:

Für den heiligen Kelch, für die reine Lehr',
Für das Blut, das am Kreuze geflossen,
Im Kampfe zu sterben ist unser Begehr,
Nur suchen im Tod wir Genossen.

Wir wünschen in Schlachten und währendem Streit
Der Seligen Himmel zu erben,

Und hinter uns schweige die Einsamkeit,
Und vor uns brause Verderben.

Und die Städte so wüst, und die Fluren so leer,
Von Gottes Zorn übergossen.
Unser Werk! Unser Werk! Für denKelch, für die Lehr',
Für das Blut, das am Kreuze geflossen!

Noch hatte er's nicht zweimal wiederholt, da fiel die helle Knabenstimme ein und einte sich mit der seinen. Prokupek nickte beifällig; und einträchtig und singend kamen sie heim, der Vertreter eines uralten Hasses gegen die Kirche aus vergangenen Zeiten, das Kind, dem er kaum erst und für alle Zukunft eingeflößt worden war. Aber schon ballte es im Vorübergehen am Kloster die Faust, wie es das kurz vorher von seinem Ahn tun gesehen hatte.

Am nächsten Tage fehlte der Prädikant. An seiner Stelle stand der Bürgermeister auf dem Prellstein und predigte. Voll ingrimmigen und giftigen Grolles war sein Wort; vor dem Ende hob er den verborgenen Kelch empor, und das Stadtvolk, das seine hussitischen Erinnerungen so lange und so zäh bewahrte, wie es sonst nirgends geschehen, sank auf die Kniee und brach in hallenden Jubel aus. Schon dachten manche an Angriff und Plünderung gegen das Kloster. Das war aber Prokupeks Wille nicht, der sich scheute, im Gau das Zeichen zu Gewalttat zu geben. „Wie bringt man den Fuchs aus seinem Unterschlupf?" fragte er. „Man hungert ihn aus!" kam es vielstimmig zurück. „Also das Mittel wißt ihr."

Von dieser Stunde ab floß nicht das mindeste mehr in das Kloster von milden Spenden.

Kamen die Brüder, Gaben zu heischen, dann wurde ihnen kaum erwidert. Man tat ihnen in der Stadt mindestens nichts zu leide; aber kleine Tücken ließ man an ihnen aus. Man hob in einigen Häusern auf, was verdorben war und dennoch den Anschein der Genießbarkeit hatte; das steckten dann die Weiber heimlich, als müßten sie's vor ihrem Gatten verhehlen, den Fordernden zu, die dann doch nichts davon hatten, als die Mühe, das eilfertig Zusammengeraffte heimzutragen, dann den Verdruß und vielleicht gar noch üblen Geruch. Anfangs dachte man an Zufall; als aber der Pater Küchenmeister sich verwunderte, daß die Hühner so gar keine frischen Eier mehr legen wollten, da erkannte man bekümmert den üblen Willen der Städter und mied sie. Nun aber wurden diejenigen, welche terminieren gingen, offen verhöhnt. Die Buben riefen ihnen das „Kahlkopf!" des Propheten Elisa nach, und kein rächender Bär erschien und zerriß sie, wie es einer seiner Vorfahren an den frechen Spöttern des Alten Testaments getan. Das verdroß manchen, daß so gar kein Wunder mehr geschehen wollte; er begriff nicht, warum er sich zu Ehren Gottes abmühe, wenn ihm der in keiner Weise beistand, zog aus und kam nicht wieder. Auch wurde es immer mühseliger, selbst nur das Notdürftigste zu erlangen; denn der Abfall ging wohl von der Stadt aus, griff aber rasch und immer weiter um sich. Zugvögel, die den Wechsel der Zeiten und das Wehen ihnen günstiger Winde vermerken, so waren die Prädikanten allenthalben aufgetaucht. Einem Bruder war es widerfahren,

daß sie ihn im Dorfe bei Nacht hart schlugen und die Hunde auf ihn losließen. Dazu schien er sich nach seinem Gelübde nicht verpflichtet, sagte das dem Prior, nahm seinen Stecken und ging. Anderen war die Plage zu groß, der Gewinn zu gering; dazu waren sie nicht im Kloster. Der Pater Küchenmeister kam sich bald gänzlich überflüssig vor; er entfloh diesem Gefühle und zugleich den wenigen, die noch treu geblieben waren. Der Pförtner tat's ihm nach; der Meßner verließ seinen Dienst, denn niemand kam, sich Beichte hören lassen oder in eine Messe, wenn nicht kümmerliche Weiblein, die früher hier gutes genossen, oder halbwüchsige Kinder. Auch diese schlichen ängstlich in die Kirche und stahlen sich vorsichtig von der Stätte fort, an die sie nur noch alte Gewöhnung, die Hoffnung auf die Wiederkehr besserer Zeiten und eine geheime Furcht banden, man möchte sie dann ihren Abfall entgelten lassen. Sonst aber hegte niemand eine solche Besorgnis; offen hatte die neue Lehre gesiegt, und die Hauptkirche faßte kaum die Zahl ihrer Bekenner. Durch das Haupttor zogen sie ein, wie sie früher vor dem Tore stehen gemußt. „Das ist das Neue," sagte Zachäus trübe zu Berchtold, der ihm allein geblieben, sagte es, damit ein Laut das große Schweigen breche, das über das Kloster gefallen war und durch das sonst nur die Stimme der Glocke klang, um fast unbeachtet nach kurzem und ängstlichem Läuten zu verstummen. . .

Eine leidenvolle Zeit war für die beiden letzten Brüder angebrochen. Zachäus trug sie mit der Geduld des Alten, der die Zeiten und ihren Wandel kennt, und dem alles nur noch Uebergang zu einem letzten und un-

gewissen Ziele scheint. Anders Berchtold. Seine junge Kraft empörte sich gegen die Wehrlosigkeit, zu der er sich verdammt sah; ihn bedrückte das zwecklose Sein, das er führte, das Stehen auf aufgegebenem und verlorenem Posten, ohne daß auch nur auf Ablösung zu hoffen war. Dazu war der Winter mit strengen Frösten und mit endlosen Abenden geschritten gekommen. Manchmal gebrach es ihnen am Nötigsten und selbst am Lichte. Und saßen sie dann beisammen in dem einen Gemache, das sie beide beherbergte, und die eintönige Stimme des Alten, der aus dem Breviarium leierte, war verstummt, sodaß kein Laut mehr rege war, nur das Krachen des grünen Holzes, das im Ofen sich warf und knisterte, und das traurige Summen und singende Sausen des nächtigen Wehens im Schornstein, dann kamen Berchtold ganz zornige und sündhafte Gedanken, und er haderte mit Gott. Das heiße Blut, das ihn in früheren Jahren aus dem Elternhause geführt und in der Welt umgetrieben hatte, bis er im Frost am Wegeraine niedergesunken war und den Tod mit Augen zu sehen gemeint hatte, schrie in ihm. Es war wohl stiller geworden durch die jahrelange und innige Gemeinschaft mit Zachäus, aber gänzlich gebändigt war es nicht. Manchmal quoll der Rauch durch das Gemach; dann geriet Zachäus in ein großes Husten, preßte die Hand wider die Brust, und die geröteten Augen sahen aus einem schmerzlich verzerrten Gesichte den Gefährten leidenvoll und klagend an. Berchtold aber empfand seine Kümmernisse mit, und die Sorge, was werden solle, wenn der Alte diese Erde verlasse, wich nicht aus seiner Seele. Ein geheimer Vorwurf, daß er so gar nichts für den Bruder

getan, der ihm das Leben gerettet und die Tage gehütet, fraß an seinem Herzen. Was aber beginnen? Ausharren bis zuletzt und zuschauen?

Die Not wuchs, und alles, was noch aus besserer Vergangenheit herübergerettet war, ging zur Neige. Und eines Tages nahm Berchtold den Bettelsack und trat vor den Prior: „Ich will mein Glück versuchen!" — „Du?" antwortete Zachäus. „Du hast es ja nie gekonnt." — „Ich will es versuchen," entgegnete der Junge; „es geht nicht länger, wie es gegangen ist. Oder sollst du mit hinaus in Stürme und Schneetreiben?" — „So segne der Herr deinen Weg und erweiche die Herzen der Menschen. Denn wir sind in seiner Hand, und er allein kann uns beschirmen. Und vergiß nicht, daß ich einsam bin und mich leicht ängstigen könnte um dich, mein Bruder. Sei nicht heftig, sondern lerne bitten. Höhnt man dich, so denke dessen, der für uns Spott und Schimpf auf sich genommen hat und der doch Gottes einiger Sohn war. Scherze mit den Kindern, dann gewinnst du die Eltern. Und nun: der Friede Gottes sei mit dir, Berchtold!" — „Mit dir sei der Friede, Zachäus!"

Es war ein rauher Wintertag und ein harter Gang für Bruder Berchtold. Stapfte er durch den spröden und klingenden Schnee, dann hemmte ihn die Kutte im Schreiten. Er schürzte sie höher, und der Wind, der ihn umsauste, verfing sich in ihren Falten. Dazu wagte er es nicht einmal, im Städtchen vorzusprechen; den Dörfern, aus deren Schornsteinen ein gastlicher Rauch aufstieg, kräuselnd und grau in die reine Luft emporklimmend bis er mit dem Grau des Himmels in eines

verrann, wich er im großen Bogen aus. Am schwarzen Forst, in dem damals der finstere Prokupek den Kelch ausgegraben, kam er vorüber; hinter dem lagen einsame und verstreute Gehöfte an den Lehnen des Hügellandes, das da allmählich zur Grenze Schlesiens ansteigt. Dort konnte sich in der Einöde vielleicht noch das Bekenntnis des alten Glaubens erhalten haben, mindestens jene Abneigung mußte nicht aufgeschossen sein, die ihm nur um sein Kleid von den wenigen bezeigt ward, denen er begegnete. Denn er fand Anlaß genug, sich im schweigenden Ertragen zu üben, wie es ihm sein Meister empfohlen hatte; nicht e i n Kind lief ihm zu, ihm die Hand zu küssen, wenn ihm das vormals nur zu oft geschehen war. Sie schnitten ihm häßliche Grimassen oder starrten ihm stumpf und frech ins Gesicht.

Endlich, die Mittagsstunde war vorüber, kam er zu einem einsamen Gehöft. Es lag breit und selbstgenügsam da; an das hintere Tor schloß sich ein weiter, weißer Strich, der auf dem Hügelkamme von einem stattlichen Wäldchen abgeschlossen ward, das die Feldmarke bezeichnen konnte. Ein feister Hund lag breit und mit verschlafen blinzelnden Augen auf der Schwelle, über die eine Strohmatte gebreitet war. Er erhob sich vor dem Nahenden, schnupperte friedlich und neugierig an ihm herauf und streckte sich dann wieder faul und gleichmütig aus. Schon das schien Berchtold ein gutes Zeichen; beherzt trat er ins Haus, klopfte an eine Tür und öffnete. Eine große Stube, fast drückend schwül, lag vor ihm; um einen mächtigen Tisch saßen Knechte und Mägde beim Essen. Ein Kichern und Zischeln flog auf, als er eintrat. „Was will der Pfaff? Der Schwarz-

rock! Der Kahlkopf! Sieh, sieh!" Ihn aber hatte schon ein Blick auf die gänzlich schmucklosen Wände belehrt, daß er irregegangen und in ein evangelisches Haus geraten sei; scheu und schnell wollte er sich zurückziehen, als eine tiefe Stimme erklang: „Rückt zusammen und schweigt. Er soll mitessen, der Pfaff."

Berchtold zögerte: „Setz dich, hab' ich gesagt. Du bist hungrig, und du sollst mitessen. Ich habe befohlen!" wurde ihm wieder zugerufen.

Er gehorchte. Während des Essens ward kein Wort mehr gewechselt. Dann erhob sich eines um das andere, wischte seinen Löffel ab, legte ihn auf den Tisch und ging mit einem frommen Gruße davon. Auch er wollte also heim; da hörte er wieder: „Warte; ich habe mit dir noch zu reden. Der Bettelsack scheint dich nicht sehr zu drücken, du hast ihn nicht einmal beim Essen abgelegt?"

Er wurde verlegen. „Ich vergaß!"

„So? Vergessen hast du?" Ein gewisser Hohn und ein leises Lauern waren in der Frage. „Haben nicht vielleicht die Leute vergessen? Sie sind klüger geworden und wollen sich nicht mehr von euch schatzen lassen. Recht haben sie. Ich sag's, die Ludmilla Prokupek," und sie schlug mit der Faust hart und nachdrücklich auf den Tisch.

„Prokupek?" rief Berchtold erschreckt.

Sie lachte: „Aha, bist du aus dem verrückten Webernest? Fürchtest du dich vor dem größten Narren? Meinem Schwiegerväterchen Wenzel? Der ist toll und möchte alle machen, wie er ist. Hat seine Enkelchen schon fertig gemacht. Hat mich auch herumkriegen wol-

len — ist noch keine Woche her. Da ist er gesessen, wo du sitzest, mit seinem muffigen Kelch. Und wie ich ihn frag': „Was soll das Ding, wenn nicht zum Verkaufen?" da schwatzt er mir was vor, vom Inbegriff dessen, was man sich verlangt und doch nicht recht auszusprechen weiß. Unsinn! Ich begehre nichts, was ich nicht kenne, und ich lasse mich nicht betrügen mit alten Geschichten. Ich mag keine Sinnbilder; leben will die Ludmilla und schaffen, und niemand soll ihr was dreinreden. Das hab' ich ihm gesagt, aber tüchtig; mich freut's, wenn ich ihm so was tun kann, dem närrischen Narren!"

Sie war im Sprechen aufgestanden; ein leises Rot war ihr in die braunen Wangen gestiegen, wie es manchmal, noch ehe sie völlig purpurn aufglühen, die Blätter des wilden Weines überfliegt. Ihr Mundwinkel mit dem schwarzen Mal darunter, das auf dem Halse wiederkehrte, zuckte heftig; groß, stark und völlig ohne Tadel vom schwarzhaarigen Haupt bis zu den Füßen stand sie vor dem Mönche, der sie fast verwundert und mit einiger Scheu anstarrte. In ihren nächtigen Augen leuchtete es gewitternd. Dann, ruhiger, fügte sie noch hinzu:

„Du mußt mich nicht für wild halten. Ich bin's sonst nicht, und meine Leute haben es gut bei mir, wenn sie folgen. Aber ich mag kein Gefasel, ich habe genug davon schon gehabt, wie noch mein Mann gelebt hat. Das war auch so einer mit Psalmsingen und mit Beten. Was heißt das? Hast du was angestellt, so häng' dich auf, hast du nichts getan, so ist der Herrgott auch ein Mensch und will seine Ruh haben. Hab' ich recht oder

nicht? Ja so! Dich darf ich so was nicht fragen! Das ist ja dein Geschäft. Ist auch ein sauberes!" sie lächelte verächtlich, und ihm schnitt's in die Seele. „Na, gottlob, es geht auch von Tag zu Tag schlechter. Und jetzt komm. Deine Predigt hast einmal anhören müssen, statt sie zu halten, Pfaff! Ich geb' dir was; ich hab's und den Prokupek könnt's ärgern, wenn er was davon hören möchte. Seid ihr viel?"

„Noch einer neben mir."

„Ist eh' zu viel, noch ein Tagdieb."

„Er ist alt und der beste Mensch," wendete Berchtold ein.

„Also ist wenigstens schade um ihn, daß er nichts Ordentliches geworden ist."

Sie füllte ihm seinen Zwerchsack reichlich, und der Mönch empfing nicht ohne Scham, was sie ihm gab. Er freute sich beinahe, fort von dem heftigen Weibe zu kommen, das jeden Dank und jeden Segensspruch ablehnte. Auch war ihm bange nach Zachäus, und dennoch, als er mit dem Einsamen beisammen saß, flogen seine Gedanken zurück nach dem Hof in der Einöde und zu Ludmilla, also daß er nicht mit vollem und innigem Herzen in das Dankgebet einstimmen konnte, welches Zachäus anhob dem Herrn zum Preise, der die Gemüter lenkt und ihre Rauhigkeit sänftigt.

Er kam wieder; nicht ohne Kampf mit sich, nicht ohne vorher an mancher Tür vergeblich angepocht zu haben. Ihn trieb die bittere Not. Aber er wurde diesmal unwirsch genug empfangen. Ja, was er denn denke! Einmal sei genug; aber sich Müßiggänger her-

anzufüttern, dazu sei sie nicht auf der Welt. Ob denn für ihn allein Gottes Gebot nicht gelte, daß der Mensch im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen müsse? „Was, beten willst du für mich? Ich mache meine Sachen gern allein ab. Arbeit'! Ein Drescher ist mir krank, tu du das Seine!"

„Ich hab's aber nicht gelernt," meinte Berchtold, der sich ihr gegenüber gar nicht zu benehmen oder zu helfen wußte.

Sie lachte: „Nicht gelernt! Sie werden dir's schon zeigen. Es ist nicht schwer. Probier's wenigstens, zeig' guten Willen, und ich werde dir ihn auch beweisen. So ein starker Kerl bettelt!"

Er gehorchte, und es sah wunderlich genug aus, wie sich die schwarze Kutte mit dem weißen Gürtelstrick unter die Drescher mengte, wie die schwarzen Aermel mit den weißen Leinenärmeln sich in gerechtem Dreitakt zu bewegen mühten. Frau Ludmilla aber sah zu, und in ihren schwarzen Augen lachten Uebermut und Schadenfreude, wenn er ihr gegenüberstand, und auch die Knechte verhielten nur mühsam ihr Lachen über den wunderlichen Helfer. Aber er benahm sich geschickt und wacker genug, bis die Zeit zum Mittagmahl gekommen war. Danach entließ ihn die Frau; sie gab ihm nicht so viel, wie das letztemal, immerhin noch reichlich. Und ihn drückte diesmal ihre Spende nicht, ihn freute, daß sie doch, wenn auch nur zu geringem Teile, erworben worden war. Dem alten Zachäus aber berichtete er nichts von seinem Abenteuer, nur daß er die Schwielen an seinen Händen heimlich und nicht ohne Vergnügen betrachtete. Denn wer irgend dem Bauernblute ent-

sprossen ist, in dem lebt meist eine Sehnsucht und eine Freude zu diesem Berufe, die nicht leicht erstirbt.

Es wäre überflüssig, zu erzählen, wie häufig fortab der Bruder Berchtold den Weg nach Ludmillas Hof in der Einödde zurücklegte. Es geschah oft genug; immer aber gab sie ihm Arbeit, und einmal, da er sich mit Holzhacken abmühte, lachte sie: „In der Kutte muß das sein? Wird das Holz geweiht dadurch?" Er sah sie fragend an. „Was du tun sollst? In der Kammer hängen noch allerhand Kleider von meinem Seligen, ihr habt's in der Größe gleich. Probier's einmal an!" Das Bauerngewand ließ ihm gut, und sie machte kein Hehl daraus, daß er ihr darin gefalle; nur die Tonsur verriet noch den Mönch, und sie spottete viel darüber, und die Knechte mußten ihr helfen dabei. Auch ihr Kind lernte er kennen, es war ein grobknochiger Bursche mit stumpfem Gesicht, ungelenk von Gliedern und mürrisch. Berchtold tat ihm schön. Ludmilla aber wehrte ab: „Ich weiß genau, er ist häßlich. Ich habe ihn gerne, aber niemand muß tun, als möchte er ihn. Du sollst nicht lügen, und du mußt es nicht mehr, denn du bettelst nicht." Er ließ doch nicht ab, bis es ihm gelungen war, die Zuneigung des störrischen Knaben zu gewinnen; denn sonst waren ihm alle gut, und weil er in ihren Augen ein Gelehrter und dabei doch anstellig und von ungemeiner Kraft war, so achteten sie ihn sogar. Er aber war heiter und staunte manchmal selbst über sich und seine Fröhlichkeit, die ihm so lange fremd gewesen.

So führte denn Berchtold Bayer ein Doppelleben, das in zwei Teile geschieden war, die nicht das Kleinste

mit einander gemein hatten: nicht Tracht, nicht Lebensführung noch sonst etwas. Zachäus aber ahnte nichts davon; sobald sein Gefährte heimkehrte ins Kloster, so fiel wieder der alte dumpfe Sinn und die alte Verschlossenheit über ihn. Sie waren nunmehr noch verstärkt durch die Sehnsucht nach dem freien und mannhaften Leben, dessen Reize er kostete und nicht mehr missen konnte. Es freute ihn wohl, daß er für den Alten sorgen konnte und mehr dazu aus eigenster Kraft tat, als der ahnte; aber ihm wurde doch allgemach bange zumute bei so zwieträchtigem Dasein, ohne daß er absehen konnte, wohin oder zu was für einem Ende das führen wollte. Sollte auch ihm ein dumpfes Hinbrüten, bittere Not und einsames Elend am Ziele der Tage stehen, wie er sie über Zachäus hereinbrechen sah?

Solcherlei Gedanken waren ihm früher allerdings nicht gekommen. Aber der Sturm, der über die Welt hereingekommen war, der diesen ein mächtiges Lenzen, ein Keimen und Treiben von ungeahnter Kräftigkeit bedeutete, jenen aber den Fall und das Verwehen ihrer schönsten Hoffnungen brachte, hatte diesem einen beides vereinigt. Die Gemeinschaft war zerfallen, der er angehört und die ihn geschirmt hatte; nur in einem lebte sie noch fort, allerdings in dem, an den sich Berchtold unlösbar gebunden fühlen mußte. Noch war seine Anhänglichkeit an die alte Kirche unberührt, noch galten ihm ihre Gebote. Aber das Kleid, das er trug, war ihm widrig geworden, und er empfand es als lästige Mummerei, wenn er es wieder anlegen mußte. Dunkel fühlte er herandrohende und schwere Kämpfe; ihm unbewußt zog es ihn zu dem Weibe, dem er sich nur dankbar für

die Rettung vielleicht vom Hungertode, für manche Freundlichkeit und selbst für die Offenbarung eines neuen und manneswerten Lebens glaubte. Aber — er fürchtete sich vor Ludmillen und ihrer stolzen und herrischen Art, und litt dennoch wieder, wenn er sie nicht sah . . .

Ein Zwiespalt war in ihm, und ihn entwirren konnte er nicht. Er suchte seine Seele mit starker Peinigung heim, und diese ließ ihn manchmal in öden und schaudernden Dämmerstunden aufstöhnen. Dann antwortete ihm ein Echo. Zachäus seufzte. Sonst schwiegen sie beide fast immer; der vom Jammer aller müde, der vor der Kümmernis des eigenen Herzens. Und der Zwang, sein eigenstes Gefühl verhehlen und totschweigen zu müssen, fraß in der Brust des Jungen, der sich wie ein Betrüger an Freund und Freundin, je nach Ort und Zeit, vorkam . . .

Es ging zu Ende des Winters. Mit jeder Stunde, die der Tag gewann, freute sich Berchtold, als sei sie ihm allein geschenkt und mehr zugemessen worden. Schon rüstete man auf dem Hofe für die beginnende Feldarbeit; ein warmer Hauch freudiger Tätigkeit zog durch das ganze Haus und reizte zu traurigen Vergleichen mit dem, wie es in seinem Heim bestellt war. Da, als er eben sich einmal anschickte, zu gehen, winkte ihm Ludmilla. „Ich habe mit dir zu reden. Du darfst mir nicht mehr kommen. Verstehst du?"

„Und warum nicht?" rief er erschreckt.

„Weil ich dir's verbiete! Ich lasse dich hinauswerfen! Die Hunde hetze ich auf dich, die Knechte schick' ich über dich, verstehst du?"

„Ja, aber ich habe dich nie beleidigt, Ludmilla."

„Das auch noch? Wer traut sich's? Aber ich will mich nicht Pfaffenliebchen heißen lassen. So schimpfen sie mich. Mach' fort, hörst du?"

„Aber bist du es denn?"

„Ich mag's auch nicht werden."

Er ergriff ihre Hand: „So dank' ich dir für deine Güte. Ich wäre verdorben ohne dich, und ich werde es jetzt wohl. Dir segne Gott alles."

„Hätt' ich dich nur verhungern lassen, mir wäre besser!"

„So hassest du mich?" sprach er klagend. „Und ich weiß nicht, wie ich werde leben können ohne dich. Du bist mir wert, sehr wert!"

„Und wenn du mir es auch bist? Was nützt es? Soll ich den Schimpf verdienen? Mich noch mehr ausschreien lassen?" Ihre Augen blitzten, ihre Faust stemmte sich in die Hüfte. Sie war sehr schön in ihrer Erregung, und Berchtold sah sie staunend und stumm an.

„Du hast wohl recht," erwiderte er traurig. Sie aber wurde noch zorniger: „Also das ist ein Mann?" schrie sie. „Geht fort und läßt sich wegjagen, wie das Pferd von der Krippe? Und fragt gar nicht: hab' ich müssen? O pfui!"

„Ja, aber was soll ich tun?"

Sie trat ihm so nahe, daß sich seine Augen spiegelten in den ihren. Der heiße Atem ihres Mundes wehte über ihn und bewegte das Haar seiner Schläfen. „Was du tun sollst? Die Haare laß dir wachsen, die Kutte wirf weg."

„Und dann?"

Sie lachte. „Dann? Dann komme mich freien."

„Ludmilla! Mein Gelübde?"

„Es gilt nicht. Du hast der Kirche geschworen. Nährt dich die Kirche? Ich hab's getan. Ein Gelübde?" Sie zuckte die Achseln darüber, sie schnellte es mit einem Finger vom andern. Sie lachte ihn mit weißen, starken Zähnen an; ihre ganze Haltung fragte, wer mehr wert sei — sie und ihr lebendiges Leben, oder eine abgestorbene Satzung und ein alter Eid.

Ein Taumel stieg ihm heiß zu Kopf: „Ich werde also handeln! . . ."

„So bleib da."

„Ich kann es nicht. Ich muß von Zachäus Abschied nehmen und Urlaub empfangen."

Sie faßte seine Hände mit starkem Druck: „Er wird dich nicht lassen, Berchtold."

„Er wird es. Und nicht zu viel Untreue, Ludmilla! Nicht mehr, als sein muß, möchte ich in die Ehe bringen. Nicht die gegen den Freund zu der gegen den Glauben!"

Sie küßten einander; eine Leidenschaftlichkeit, die lange still und unter Asche geglommen, lag in dem Kusse. Dann schieden sie; sie stolz und fröhlich, er gedrückt. Die vergrämte Gestalt Zachäus' stand ihm in der Sonne seines Glückes und warf einen schweren Schatten hinein. Er dachte mit Scham seiner eifervollen Ruhmredigkeit an jenem Tage, da der Prädikant zuerst gepredigt, und der stillen Art des Freundes, der doch nicht gewichen war vom Glauben, während er selber abgefallen und meineidig geworden war in der

Stunde der Versuchung. Aber konnte er ihn nicht vielleicht bewegen, am Glücke teilzunehmen, das für den Gefährten so vieler Jahre erblüht war? Er vermochte nicht recht daran zu glauben; er wußte auch nicht recht, ob ein solcher Gast Ludmillen willkommen sein werde, und schalt sich darüber, daß er nicht sofort und ganz bestimmt gefordert habe, ihn mitbringen zu dürfen. Und dennoch, — er sah klar, daß er von dem Weibe nicht lassen könne, nun er um sich und um sie und ihre Empfindungen Bescheid wußte. Noch war er im Banne ihrer Gegenwart; er konnte ihr nicht mehr entrinnen, und er wollte es kaum.

Aber mit Bangen hat er dennoch Zachäus Bericht von dem gegeben, was er erzählen mußte. Der hörte stumm zu: nur noch mehr in sich sank er zusammen, nur noch kümmerlicher und trübseliger wurde er während der stürmischen und verworrenen Rede seines Bruders und einzigen Freundes. Er erwiderte auch nichts, als dieser seine Bitte vortrug und ihn eigenmächtig beschwor, ihm zu folgen und sein Los zu teilen. Sein Schweigen aber war Verneinung. Dann sprach er nach einer peinlichen Weile und müde und tonlos: „Ich habe alte Beine; sie passen nicht unter neuen Tisch, und sie können keinem andern Geschick mehr nachlaufen. Ich bleibe, wo ich bin und wo ich so lange war. Du aber gehe. Mir ist weh um dich, mein Jonathan."

„So komm, Zachäus."

Wieder dasselbe greisenhafte Kopfneigen. Dann: „Gehe, und möge dir's geraten, wie du es hoffst und wie ich dir's wünsche."

„So gib mir die Hand!"

Er tat's; und noch einmal: „Du siehst mir fremd aus. Das ist die Tracht, die du anhast von morgen ab. Ich sehe sie schon an deinem Leibe. Du bist mir fremd geworden. Das macht die Zeit — denkst du noch des Tages, da ich's dir zum erstenmale sagte?"

„Du tust mir weh, Zachäus!"

„Ich will es nicht. Leb' wohl, mein Bruder!"

„So segne mich, damit es mir wohl ergehe!"

Er zuckte zusammen. „Darf ich's denn? Dich? Ich müßte dich schelten. Ich tu's nicht; der Eifer Gottes ist nicht in mir. So knie' nieder. Ich war dein Vater. Nicht der Guardian, der Vater, der nun in die Einsamkeit geht, gibt dir seinen Segen zu den neuen Pfaden, die du fortab beschreiten willst. Leb' wohl, und der Segen Gottes über dein Haupt!"

„Tausendfach über deines, Zachäus! Und darf ich nicht?"

„Nein, du darfst nicht! Es sei denn, mich führe der Zufall vor dein Tor. Aber das wird mir, ich hoffe, doch erspart sein."

Zachäus war allein. Er hörte Schritte sich entfernen, erst zögernd, dann schnell und schneller. Endlich fiel eine Tür irgendwo, weit ins Schloß. Er aber sank in die Kniee und betete. Und unterm Beten weinte er ungestüm wie ein Kind und bitter und ohne Trost, wie ein Mann, den die Hoffnungslosigkeit und die Verzweiflung aufs Herz geschlagen haben. Es wurde Nacht, und die Frühe stieg auf. Der Tag verrann und nicht ein Laut von Menschenstimme drang in sein Ohr. Wiederum schattete die Nacht über der Welt, und wieder

floh sie vor dem Andrängen der Sonne. Da fiel ihm ein, daß heute der Tag des Schirmheiligen seines Klosters sei. Er wartete, bis die Stunde der Messe nahte; dann stieg er mit müden Füßen und mit zitternden Knieen in den Turm. Mit schwacher Hand läutete er die Glocke; ihre ungleichen Klänge drangen verirrt und träge in die Luft, die grau und nebelvoll war. Danach stieg er nieder; keine Seele war dem Rufe zur Andacht gefolgt, nicht einmal ein Knabe, der ihm bei der heiligen Handlung hätte behilflich sein können. Er aber verrichtete sie, so gut er's als Einsamer konnte. Dann schloß er die Kirche; er nahm seinen Bettelsack auf die Schulter, wiewohl ihm einen Augenblick der Gedanke durch den Kopf schoß, ob es nicht besser wäre, still und ergeben auf das Ende zu harren, das nicht mehr lange auf sich warten lassen konnte. Das aber erachtete er als sündig, und als frömmer und würdiger, den Becher bis zur Neige zu leeren, der ihm verhängt und kredenzt ward.

Er hat einen weiten und traurigen Weg an jenem Tage gemacht. Nur ab und zu ein Sonnenstrahl am Himmel, der ihm die Trostlosigkeit seines überschneiten Weges erst recht zeigte; nirgends ein Wort des Grußes oder eine milde Spende. Ihn hungerte, und als er vor Mattigkeit und Schwäche taumelte auf einer Dorfstraße, da rief ihm ein Knecht nach: „Seht den betrunkenen Mönch!“ Zachäus wendete sich und sah den Spötter an, daß der vor seinem Blicke verstummte. Gänzlich in der Irre ging er, und endlich konnte er nicht fort vor Erschöpfung aller Kräfte. Der noch leere Bettelsack auf seiner Schulter drückte schwerer, als er es, noch so

voll, jemals vorher getan hatte. In den Schnee setzte er sich nieder; stumpf und ergeben harrte er, einem großen Bauernhofe gegenüber, ob er wieder Atem gewinne oder hier das Ende finde, allein und verschmachtend wie ein gehetztes und waidwundes Rotwild. Da klang die Tür des Vorgartens, ein starkes Weib trat heraus. Es ersah den Müden und stutzte. Dann winkte es ihm: „Noch einer? Komm!“ Er ward in die Stube geführt und wohl bewirtet; mancherlei gab sie ihm dann. Als er aber die Frau segnen wollte, da lachte sie: „Laß das: bei mir gilt's nicht. Ich bin evangelisch. Aber der mein Mann wird — er ist heute in der Stadt drin, alles vorbereiten, was so einer tun muß — der war selbst einmal Schwarzrock wie du. Ich hab's seinetwillen getan!“

„Wirf's ihr vor die Füße!“ rief es in Zachäus. Aber er zwang sich. War das nicht die letzte Neige? „Leere sie, um der tiefsten Demut willen, die dir geboten ist!“ sprach er zu sich. Und laut: „So nimm meinen Dank, wenn dir mein Segen nicht zu paß kommt. Und der Herr, an den wir beide glauben, sei mit dir.“ Und so, mit einem Händedruck, schied Zachäus Kühreiter aus Ludmilla Prokupeks Hause . . .

Es war noch hoch am Tage, und dennoch ging schon ein Grauen durch die Welt. Grau war der Himmel, grau die Nebel, die in der Ferne wogten, grau und mißfarben selbst der alte Schnee zu seinen Füßen; graue Krähen zogen in dichten Flügen ihm zu Häupten oder flogen vor seinen Schritten auf. Sonst begegnete ihm nichts Lebendes; nur als er, die Feldwege verlassend, auf die Straße einbog, da erhoben sich zweie,

die dort im Graben gekauert hatten. Ein Weib und ein Mädchen; sie küßten seine Hand und knieten vor ihm nieder. Er segnete sie staunend; also gab es überhaupt noch Menschen, denen sein Kleid und seine Lehre ehrwürdig war? Er legte die Hand auf ihre Häupter und ging weiter. An umgestürzten Heiligensäulen vorüber, deren Anblick ihm weh tat. Und dennoch war wieder eine leise Hoffnung für die Zukunft in ihm eingekehrt.

Er kam ins Kloster; und die graue Verödung und die Trostlosigkeit befielen ihn wieder, als er durch das Schweigen des Kreuzganges hinschritt, durch das der Nachhall seiner Tritte geisterhaft und dennoch gewaltig tönte. Er sah zu Boden; Kreuz an Kreuz grüßte seine Blicke, und eine starke Sehnsucht zog in sein müdes und gepeinigtes Herz. Hier schliefen seine Vorgänger, eine lange Reihe, deren Letzter er war und die durch Jahrhunderte hindurch — er wußte in seiner Ungelehrsamkeit nicht einmal, durch wie viele — nicht einmal unterbrochen worden war. Nun drohte sie abzureißen für immer. Und ihn verlangte sehr, bei ihnen zu liegen und ihren Schlaf zu teilen. Noch tiefer und traumloser, als der ihnen geworden war, hoffte er seinen. Denn er wußte, niemand würde ihn daraus aufstören, war er einmal hier beigesetzt; kein Klappern von Sandalen andächtiger Ordensbrüder konnte ihm zu Häupten mehr erklingen.

Zwei Tage danach trieb den früheren Meßner eine Neugierde, zu sehen, was wohl noch im Kloster lebe. Er fand den Pater Zachäus Kühreiter in seiner Zelle. Seine reglosen Hände hielten den Rosenkranz, und sein

Gesicht war unverzerrt. Er war gestorben, still und, wie es schien, friedlich, nach seiner Sitte und der Gewohnheit seines Lebens. Er war der Letzte, und nach ihm ist das Kloster gänzlich verfallen.

Sonnenaufgang

Die Hufe der Rosse klapperten schwerfällig und eintönig auf der harten Straße. Der Kutscher saß stumm auf seinem Bocke. Manchmal schwang er aufschreckend seine Peitsche, aber mehr sich als dem Gespanne zur Aufmunterung, und sein „Hů, meine Braune, flink, mein Schimmel!" klang verdrossen und müde durch die große Stille. Eine durchfahrene Sommernacht wollte zur Neige gehen; aber es war immerhin noch so dunkel, daß ich kaum die Umrisse der schlanken Gestalt ausnehmen konnte, die so nahe mit nickendem Kopfe vor mir saß. Nur die Sterne schienen hell und beirrend; das flache Land aber, durch das unser Wagen rollte, verrann allenthalben schwarz, gleichförmig und ins Endlose.

Allgemach begann ein fahles Grauen. Es überlief den Himmel; seine tiefe Bläue wollte verbleichen, wie das Dämmern von den Rändern der Erde höher und sieghafter und doch sehr langsam emporklomm. Unbestimmt und schattenhaft lösten sich Gehöfte aus dem Dunkel; ein Gehölze stand massig und drohend mir zur Linken. Die Sterne flimmerten stärker, wie zaghaft; ein leiser Wind ging und kühlte meine heiße Stirn.

Ganz ferne aber war ein heller Punkt; er dehnte sich, wuchs nach allen Richtungen, gewann eine ganz lichte Farbe. Schon konnte man Baum für Baum unterscheiden, nur daß die Schatten noch sehr ernst waren und ins Weite langten. Immer lichter ward's im Osten, das Helle entzündete sich, erglühte tief zum Purpur, leuchtete von Aufgang zu Niedergang. Und gar langsam und fast feierlich erhob sich die Sonne und stieg auf über der weiten Ebene des Marchlandes, daß man das Gelb seiner nickenden Saaten, das Grün seiner reichen Wiesen sah und der frühwache Ton einer Lerche wie eine Erlösung klang dem Ohre, das den Bann der Finsternis und ihres Schweigens wie leibhaftig empfunden hatte.

Die Pferde standen, ihr Lenker hielt das Leitseil straff in den gefalteten Händen. Der niedrige Hut lag neben ihm, der runde Kopf mit den hellblonden, militärisch kurz geschorenen Haaren sah aufwärts. Er betete ziemlich lange, ehe er, mit der Zunge schnalzend und wieder ganz der lustige Geselle, als den ich ihn von früher her kannte, seinen Weg fortsetzte. Noch ein Kurzes, und er war wieder in lebhafter Unterhaltung mit den Pferden oder pfiff sich ein Schelmenliedchen so munter, daß sie ordentlich lebendig wurden und, die Ohren spitzend, mächtiger ausgriffen. Dann lachte er mit seinen weißen Zähnen: „Die Spitzbuben! ihr meine Schelme! Die haben den Tag auch lieber als die Nacht und wissen, wie ihrem Herrn zu Mute ist!"

„Das glaub' ich auch," rief ich zu ihm hinüber, „aber warum hast du sie vorhin auf offener Straße halten lassen?"

Er kehrte mir sein frisches, sonnenverbranntes Gesicht zu: „Das hat der gnädige Herr nicht gesehen, daß ich gebetet habe? Und soll ich mich ums Fahren kümmern, wenn ich mit dem lieben Herrgott rede? Ich habe für den schon so wenig Zeit sonst."

„Und warum betest du gerade zu Sonnenaufgang? Ist das Zufall?"

Er wendete sich mißtrauisch: „Nein!"

„Oder damit du's dem Teufel abgewinnst? Damit er dir nichts anhaben kann? Denn gerade hinter einem Fuhrmann liegt er stark auf der Lauer. Weißt du das?"

Er lachte wieder: „Nein. Und wieso denn?"

„Nun, da sind an der Straße die Wirtshäuser mit den Schenkenmädeln, und die Kirchen stehen mitten im Dorf. Da ist es gut, wenn man vorbaut und sein Teil Gottesdienst hinter sich hat."

„Hol' der Teufel den Teufel!" fluchte er und sah rückwärts und riß dabei so heftig am Leitseil, daß die Braune sich bäumte und arg strauchelte. Er bekreuzigte sich sofort: „Man soll doch nicht so reden. Aber ich tu's nicht deshalb, weil ich mich vor dem Bösen fürchte. Es ist eine Gewohnheit von mir seit vielen Jahren und ist eine Geschichte."

„Und möchtest du mir die erzählen, Josef?"

Er ließ seine Peitsche sausen. Darnach musterte er mich argwöhnisch. „Wozu? Mich ausspotten darnach? Sagen: der Brozik hat sich benommen wie ein Dummkopf? So ein gelehrter Herr, was weiß ich für den? Ein Kutscher?"

„Ueber dich lachen? Landsmann, das werde ich

gewiß nicht. Siehst du — du fährst durchs Land und siehst mehr als ich. Ein hübscher Bursch bist auch; da mußt du doch manches erleben, und ich höre gerne davon. Und dann," ich sah nach der Uhr, „wir kommen zeitig zur Station. Was sollen wir zwei da die langen Stunden sitzen und uns langweilen? Erzählst du mir deine Geschichte, wir trinken eins und rauchen Virginier, und die Zeit ist um, wie nichts. Und bis der Zug kommt, findest du vielleicht jemanden, der ein Stück zurückwill. Dir fällt ein gutes Trinkgeld in den Sack — oder nimmst keines? Oder hast einen Schatz dort?" und ich blinzelte ihm vertraulich zu.

Er zwinkerte listig mit den Augen: „Trinkgeld? Warum nicht? Den Postmeister geht es auch nichts an. Aber Schatz hab' ich dort keinen," und er deutete mit dem Peitschenstiel nach dem Orte, auf dessen roten Ziegeldächern die Sonne schon hell und blendend flammte.

Wir fuhren den Flecken durch, der reinlich und wohlhäbig aussah. Die Häuser standen enge und nachbarlich, wohlgehalten und sauber getüncht in einer Gasse nebeneinander, die in einen weiten Marktplatz mündet. Viele Wirtshäuser bezeugten einen lebhaften Verkehr; ihre losen Schilder knarrten vernehmlich im Morgenwind. Josef trieb die Rosse an, daß sie behender liefen; durch eine lange Doppelreihe von Pappeln ging's, die einen unnützen, dünnen und erschrecklich langen Schatten warfen, ehe wir in raschem Trabe vor der Haltestelle der Nordbahn vorfuhren.

Auf dem Bahnhofe war schon einiges Leben. Ich gab dem Aufwärter meine Befehle für das Frühstück und trat ins Freie auf den Bahndamm, der fast unab-

sehbar vor mir lag; die blanken Schienen liefen glitzernd und wie goldfarbig ihn entlang. Arbeiter mit der Dienstmütze verschoben mit gewaltiger Anstrengung schwere Lastwagen; ich sah ihrem geschäftigen Treiben zu und vergaß darüber beinahe des Josef. Da hörte ich seine Stimme: „Ein hartes Brot, gnädiger Herr! Da springt so ein Schlucker zu früh, nur ein bißchen zu früh ein — und tot ist er. Den Brustkasten drückt es ihm ein, und aus ist es. Das habe ich selber schon gesehen. Und doch finden sich immer Leute dazu; sind noch stolz, meinen, sie sind Beamte. Merkwürdig, sehr merkwürdig. Oder nicht, gnädiger Herr?"

„Du hast recht, Josef. Aber jetzt, willst du mit mir frühstücken?"

„Wenn der gnädige Herr erlaubt? Die Pferde habe ich versorgt, und es sind noch gut zwei Stunden zum Eilzug."

Wir aßen; ich mußte mich der Gelassenheit freuen, mit der sich mein Gast dabei nahm — keinerlei unziemliche Vertraulichkeit, aber auch nichts Unterwürfiges. Auf dem Tische lagen schon Virginier; eine dünne, entsetzlich starke Zigarre, die österreichische Soldatenzigarre. Ich bot ihm davon an; er wählte bedächtig eine, zog den Strohhalm aus ihr und steckte ihn — das gilt für fesch — hinters Ohr; sog mächtig an ihr und blickte dann bedächtig den feinen, blauen Wölkchen nach, die ihr entstiegen. Auch ich kam in Gedanken und klopfte nach übler Gewohnheit mit der Hand auf den Tisch.

Mein Gegenüber schmunzelte vergnüglich: „Ich weiß, was der Herr denkt. Da denkt er, hab' mir den Kerl

herausgefüttert und wart' und wart', und der schlechte Lump tut nicht, als wollt' er. Da hat mich der Brozik betrogen. Aber, gnädiger Herr, das hat der Brozik Josef noch niemandem getan; wie gar einem so noblen Herrn? Aber ich muß doch ein bißchen verschnaufen und nachdenken, und jetzt soll der gnädige Herr die Geschichte hören, warum ich immer bei Sonnenaufgang bete. Heißt das, nur wenn ich wach bin, natürlich. Und es ist eine ganz wahre Geschichte, und wenn der gnädige Herr wieder einmal in die Gegend kommt und in meine Heimat, dann darf er fragen, ob ich ein Lügner bin. Aber zuvor — erlauben Sie?" er wies auf sein geleertes Glas.

Man brachte ein frisches. „Wissen Sie, gnädiger Herr, es spricht sich schlecht, so ganz trocken," sagte er entschuldigend. „Und dann — der Wirt. Natürlich, der will auch leben; da sind Pacht und Steuern. Ein Kutscher und ein Wirt sind immer Freunde, weil sie einander brauchen. Aber das ist keine rechte Freundschaft; sondern so, wie es gehabt hab' mit Wojtech Pawelka, wie ich noch zu Hause bin: Keiner will was vom andern, aber er weiß, möcht' ich was, dann hätt' ich's. Das ist Brüderschaft und das ist Freundschaft; aber nicht so — der bringt mir einen Gast und der schenkt mir dafür meinen Schnaps und ich muß nur das Bier bezahlen. Hab' ich recht, gnädiger Herr?"

„Gewiß, Josef," antwortete ich überzeugt.

„Nicht wahr, Herr!" rief er und paffte stärker. „Und mit dem Pawelka hängt eben das zusammen, was der gnädige Herr wissen will. Und es ist wirklich nicht

ein Wörtlein von Lüge dabei.“ Er strich sich den flachsfarbenen hängenden Schnurrbart und begann:

„Der gnädige Herr kennt das Dorf, wo ich her bin. Das habe ich schon bemerkt, und ich glaube, er ist selber aus der Gegend. Also sag' ich nicht, wie es heißt; aber es liegt mitten in der Hanna, und ist nicht ein Armer dort. Wie denn auch? Ein Bauer, ein rechter Bauer hat seinen Grund, und da wächst alles, was er nur braucht oder sich nur wünschen kann. Die Zuckerrübe bezahlt ihm die Steuer; das bare Geld bringt die Gerste, dafür kann er sich kaufen, was er will, oder er spart sich etwas. Und was für Gerste baut man dort! Gelb wie Gold und schwer, und wenn ein Händler hinkommt, so staunt er und gibt dafür, was man verlangt.

„Mindestens, wie ich noch zu Hause war, war es so gewesen. Damals hat auch noch keiner Einfälle gehabt, wie jetzt. Zum Beispiel: wer hat Hopfen gebaut? Niemand, und jetzt probieren sie es. Sie sollen auch viel verdienen damit, und die armen Leute haben mehr Arbeit, sagen sie. Kann sein. Aber schön ist so ein Hopfengarten nicht; gar niemals gefällt er mir. Da ist nichts als Stangelwerk, und das sieht aus der Ferne aus, wie eine große Schule; der Herr Lehrer fragt etwas sehr leichtes und alle wissen es und die Arme fahren in die Höh'. So ist das. Und wegen der Arbeit? Es ist auch früher keinem schlecht gegangen. Ein Häusler hat doch seine paar Metzen Feld und da kann er anbauen, was er will und ihm wird nichts mißraten. Denn, Herr, das ist ein Boden bei uns! Tief, fett und schwarz und rein — man möcht' ihn aufs Brot strei-

chen und essen, so fett ist er. Und braucht man einen Kreuzer, so geht man in Tagelohn und hat ihn immer. Wozu also solche Sachen mit Hopfen? Ich weiß das, es geht keinem schlecht bei uns. Wer aber nicht einmal ein Häusler ist, der ist ein Lump und soll schauen, daß er fort kommt, wo andershin. Einer, der garnichts hat, der taugt auch nichts.

„Ich also, gnädiger Herr, ich muß das verstehen. Ich bin ein Waisenkind, und meine Mutter — sie lebt noch und ist jetzt bald siebzig Jahre, weil sie spät heiraten konnten, bis doch wenigstens für den Anfang was gespart war — hat nie Not gelitten, und wenn sie stirbt, oder wenn sie nicht mehr arbeiten will und mich einsetzt ins Häuschen, so komme ich zu ganz hübschem Besitz. Und doch ist einmal mein Vater selig sehr früh gestorben; er hat sich einmal mit einem Sack überhoben und hustete darnach immer. Wir haben doch immer unser Schwein gehabt und satt gegessen, und mehr kann der Reichste auch nicht. Nicht einmal der Pawelka, der mein Freund war; und doch ist er der einzige im Ort, der sein volles Lehen hat, nicht etwa ein halbes oder gar nur ein viertel, wie sonst die meisten. Sechzehn Kühe stehen in seinem Stall, schöne, Kuhländerinnen und acht Pferde, und wenn er in die Stadt kommt, die roten Lederhosen schön ausgenäht und das Hemd weiß, daß es ordentlich blitzt, dann ist kein Kaufmann, der ihn nicht kennt und grüßt, ob er nun seinen Laden auf dem Marktplatz hat, oder nur mit seinem Kram herumfährt von Dorf zu Flecken. Er aber sitzt in seiner Britschka mit Federn und dankt nicht einmal

jedem; so tut er's, der Pawelka, denn er ist stolz und niemandem auf der Welt etwas schuldig.

„Wir sind beide einzige Kinder gewesen, Herr Doktor. So sind wir also Freunde geworden; denn wer Geschwister hat, der hält sich zu denen, wer aber nicht, der sucht sich wen. Wir waren uns schon in der Schule gut; er ist auch nur um drei Jahre älter als ich. Seinen Hof hat er sehr zeitlich angetreten, seine Eltern waren nämlich tot und der Tante, die bei ihm war, der hat er nicht recht getraut. Sie war auch etwas taub und hat geschielt, und wenn ich ihm auch hundertmale gesagt habe: „Du, Wojtech! sie kann ja nicht dafür," so hat er nur immer geantwortet, er mag sie gar nicht leiden. Nun, und es ist auch nicht angenehm, wenn man immer mit jemandem schreien muß, so laut als man nur kann, und es ist kein Vergnügen, wenn man glaubt, niemand sieht einen, und auf einmal erkennt man, wie wer alles bespioniert. Ordentlich um die Ecken schauen hat sie können, und der Wojtech war immer heiser, weil sie im Hause war. Das war freilich Komödie; so arg ist es nicht mit ihr gewesen. Er hat auch keine Ruh gegeben, bis sie fort ist; am Ende, wen der Herr gerne sieht, den ziehen keine vier Pferde fort, und wen er nicht will, der kann sich nicht erhalten. Sie hat auch nicht wenig gelärmt darnach im Dorf, die alte Lenka. Was hat's geholfen? Nichts! Seinem Vormund hat sie beide Ohren voll geweint. Aber was kann der gegen den Herrn? Auch nichts.

„Dabei aber will der Pawelka nicht heiraten. Sie können sich denken, was man ihn überlaufen hat mit Bräuten. Ich seh' das alles, denn ich war damals

schon bei ihm auf dem Hofe. Wie das gekommen ist, weiß ich nicht recht. Aber, aus der Schule heraus war ich einmal; zu Hause herumliegen oder ein Handwerk lernen will ich nicht, und so habe ich eben drüben mitgeholfen. Geschickt bin ich, stark bin ich auch," er reckte behaglich seine Arme, „kurz, ich hab' ihm schon was genützt. Erst war noch ein Knecht; über ein Jahr hat er keinen mehr nötig gehabt. Ich war stolz darauf und hab' mich besonders um die Pferde angenommen und um den Verkauf in der Stadt. Und da konnte einer noch so schlau sein — mir hat er nichts abgedrückt, und wenn der Brozik einen Händler so schief angesehen hat, dann weiß der: jetzt darf er mir noch so viel reden und schwören und schwören — es hilft nichts. Und eben weil ich auf seine Sachen so sehr gepaßt hab', als wären's meine, so ging's; sonst braucht ein Bauer eine Bäuerin, will er nicht ein halber Mensch sein oder ganz zugrunde gehen. Er im Haus, ich im Stall und auf dem Feld und in der Stadt, so haben wir's gehalten und gut war's. Und wenn ich mehr zu tun und es schwerer hatte, wie er, so war ich stärker und ärmer; und da schadet es nichts, gewöhnt man die strenge Arbeit.

„Es sind freilich manche im Orte gewesen, die hetzten und stichelten. Neidhämmel waren's, natürlich. Sie bedauerten mich ins Gesicht und nannten mich hernach alles, nur nichts gutes, weil ich umsonst beim Pawelka diene. Und er war bei ihnen ein geiziger Hund, der sich so einen Knecht eingefangen hat, der ihm nichts kostet. Aber das ist Unsinn. Kann ich mich zahlen lassen von einem Bruder? Nein! Nun also, wie Brüder haben wir gelebt. In einer Stube schlafen wir;

wird man das mit einem Knecht? Waren wir im Wirtshaus, dann ist sein Tabaksbeutel zwischen uns gestanden und wir haben beide daraus geraucht; und wenn ihm etwas einfällt, dann stößt er mich an oder ich ihn, und wir lachen und haben uns lieb. Ist das nichts? Gezahlt hat er für mich; wozu also noch Lohn? Das können nur Leute reden, die keine Ehre haben und keinen Ehrgeiz und gar nicht verstehen, was es ist um die Freundschaft mit einem so reichen und so mächtigen Bauern. Die werden auch nie gute Soldaten; ich aber bin's gewesen, neun volle Jahre, und als Feldwebel bin ich entlassen worden, gnädiger Herr!" Er saß wirklich stolz vor mir und sah mich selbstbewußt an.

Er hielt inne. Ein dünnes, taktmäßiges Gebimmel erhob sich; ein gelles Glockenzeichen wurde gegeben. Von ferne klang der schrille Pfiff einer Lokomotive; ein Zug fuhr mit mächtigem Schnauben in den Bahnhof ein. Für eine kurze Weile war ein fast überlautes Leben um uns und vor uns. Noch ein starkes Läuten, darnach ein Klirren, Pfeifen, Stöhnen, das fern und ferner verrollte; endlich die alte Einsamkeit und Stille. Nur manchmal schob sich eine rote Dienstmütze behende dem Fenster vorüber; der Kellner lungerte müßig an der Türe und wehte sich vor der stärkeren Sonne mit seiner Serviette Kühlung zu, bis er dann langweilig und lässig an unseren Tisch trat. Ich sah Brozik an; er nickte, nahm aus der Brusttasche seine kurze Stummelpfeife, stopfte sie bedächtig und gewissenhaft, untersuchte sorgfältig das Rohr und begann heftig zu qualmen. Bald saß er wie in einer Rauchwolke, und aus dieser heraus berichtete er, fast unsichtbar und flüsternd, nur daß

manchmal seine braune Hand nach dem Glase griff. Dann zerriß das Gewölk, und ich sah in sein von den Schatten der Erinnerung etwas melancholisch überflogenes Gesicht, von dem das gutmütig-schlaue Lächeln doch nicht einen Augenblick wich.

„So haben wir fünf volle Jahre gewirtschaftet, daß man sich's gar nicht besser wünschen kann. Nun aber kommt der Mensch doch in die Jahre, wo man nach den Mädchen schaut. Er hat das immer in der Gewohnheit gehabt, nun, warum nicht? Ein Reicher! Ich war's nicht. Da war aber auf dem Hof ein Mädel, eine weitschichtige Verwandte von ihm. Geschickt, anstellig und fleißig; alle Achtung vor ihr. Noch ganz jung war die Kathinka; aber ernst und eigentlich nicht mürrisch, sondern nur überlegend. Man hat immer gespürt, sie weiß, was man will und was sie will, ob sie nun den Mägden etwas befohlen hat oder ob sie selber redet. Hübsch? Etwas mager, nicht so stark wie die anderen; auch nicht blond, sondern ganz schwarz, wie die Nacht. Die hat mir wohl ins Auge gestochen; aber ich trau' mich nicht recht an sie, denn ich habe gesehen, wie sie sich die anderen Burschen vom Leibe gehalten hat — und einen Korb? Da sehe ich nicht ein, was man davon hat.

„Sind aber zwei Menschen einmal beisammen, und beide gehören nicht so ganz zu denen, mit welchen sie wirtschaften, dann, denke ich, müssen sie zueinander kommen. Ich sehe wohl, der Wojtech möchte sie, aber nicht als Weib, und er traut sich doch auch nicht recht gegen sie. Darüber staune ich. Und wir sind auch manchmal ins Reden gekommen; nie für lange, weil sie sich dann immer was zu tun macht. Aber ausgewichen

ist sie mir auch nicht; im Gegenteil, sie war öfter im Pferdestall, als nötig. Wenn ich aber meine Pferde putze, dann sing' ich dazu, ich hab's so in der Gewohnheit und meine, die Tiere hören es gerne. Und einmal fang' ich an, und ihre Stimme antwortet vom Hofe; ich nehm's wieder auf, und das geht so ein Weilchen, und ich freu' mich, wie schön sie es kann und wie voll ihre Stimme ist. Dann tritt sie in den Stall; sieht mich, verfärbt sich: „Ach, das bist du," sagte sie aber ganz gleichgültig. Ueberhaupt hat sie sich in der Gewalt gehabt, ein reines Wunder, gnädiger Herr. „Ja, das bin ich" und ärger' mich, daß ich nichts besseres weiß, und sie will gehen. Ich aber: „Bleib noch ein bißchen" und fange wieder zu striegeln an. „Wozu? Das hab' ich schon gesehen" und lacht, daß man närrisch werden kann, so schön, mit ihren weißen Zähnen, klein und spitzig wie Mäusezähne, und mit ihren schmalen Lippen. Ich aber nehm' mir Mut: „Magst mich, Kathinka?" „Ja," antwortete sie ruhig. „Nicht so, wie du denkst. Nein, magst mich ordentlich?" „Das weiß ich nicht." Ich nehm' ihre Hand, und sie läßt sie mir; und dann plötzlich will ich sie an mich ziehen. Sie aber stößt mich in die Brust: „Das leid' ich nicht. Noch nicht!" nach einer Weile, weil ich ganz verdutzt und traurig dasteh'. Denn eine Kraft hat sie gehabt — ganz merkwürdig, gnädiger Herr!

„Nun aber: mit der Zeit wird sie zutraulicher. Freilich, wenn die anderen Burschen mit ihren Mädeln in einer Sommernacht durch das Dorf gegangen sind und sangen, dann hat sie nicht mitgehalten. Auf der Bank vor dem Hofe sitzt sie dann oder mit den anderen,

die noch niemanden haben, beim Teich, wo sie den Flachs rösten, und hört zu, wie die Frösche läuten durch die Nacht. Komm' ich aber heim, dann küßt sie mich heimlich, aber heftig. So auch auf dem Feld, im Schnitt, wenn sie das Essen hinausbringt und uns niemand sieht. Denn sie hat durchaus nicht wollen, daß es laut wird, wir gehen miteinander. Vor Pawelka schon gar nicht; und wenn ich meinte, eigentlich geht das ihn nichts an, dann sagte sie: „Ich will es aber nicht!" Aber, es war ein schöner Sommer, gnädiger Herr! Merkwürdig kurz, daß ich keinen so denke, fruchtbar, wie keiner. Und ich war glücklich, denn sie hat sehr zärtlich sein können; aber doch immer so, daß ich erkannte: Vergessen wird sich die nicht, und erlauben darf man sich mit der nichts. Und weil ich im Herbst einrücken soll, zu Nummer 3, Erzherzog Karl, so war mir das ganz recht. Denn, war ich erst vom Militär frei, so wollte ich durchaus heiraten. Das stand mir so fest, daß ich gar nichts darüber spreche; ich halt's nicht für nötig, denn wozu sonst das alles?

„Ob der Wojtech was gemerkt hat? Ich weiß das heute noch nicht. Er war damals überhaupt sehr schlecht aufgelegt und hat von der Kathinka niemals gesprochen. Nur einmal; wir saßen auf der Ofenbank, haben die Ernte schon hereingehabt und rechnen also und rauchen. Da geht sie gerade über den Hof und ruft einer anderen Magd zu: „Du, Madleno!" und gibt ihr ihre Befehle, ruhig, als dürfe sie's und sonst niemand. Wojtech aber sieht zu ihr hinüber, ist ganz bleich und sagt mit zitternder Stimme: „Die! was die glaubt! Kommandiert mir auf dem Grund, als wär' er schon ihr Eigentum. Will

sonst nicht! bekömmt ihn aber nicht," und flucht und speit das Mundstück der Pfeife von sich, das er zerbissen hatte in seiner Wut, daß noch jemand auf dem Hofe was redet, als er. Denn auf etwas anderes hat sein Zorn doch nicht gestellt sein können, und er war sehr herrschsüchtig, der Wojtech!

„Darnach muß ich einrücken. Mein Freund war so gut, daß es ganz erstaunlich war; in seinem Wagen führt er mich in die Stadt und zur Kaserne. Wir haben viel getrunken beim Abschied, Wein, Bier und Schnaps, und haben geweint alle beide. Ich hab' aber viel an die Kathinka denken müssen, hätt' ihr gerne was sagen lassen, und trau' mich doch nicht. Denn noch vor Tag hat sie mich gefunden und war lieb und nicht so streng wie sonst, sondern so, daß ich mir denken muß: Wenn die will — man müßte seinen Bruder für sie erschlagen. Nie war sie vorher noch so gewesen; nie; man kann sich sie gar nicht vorstellen, durchaus nicht. Und als ich sie fragte: „Wirst auf mich warten?" da schwört sie bei allen Heiligen, sie wird's, und es kann kommen, wer da will, sie wird's.

„Gut, ich diene meine drei Jahre, und es ist mir gut gegangen. Ich war gerne Soldat; es ist überhaupt gar kein schlechtes Leben dabei, wenn man sich nicht zu ungeschickt anstellt oder nicht bösen Willen hat. Die Zeit ist hingegangen, wie nichts. Wir sind in Olmütz gelegen, einige Wochen gar in Brünn. Gnädiger Herr, dort ist's schön! Ein Tag war mir dort besser als ein Jahr zu Hause. Man sieht etwas, wenn man nur über die Gasse geht. Ich habe keinen Urlaub genommen, wozu? Geschrieben hab' ich auch nicht; ich kann's gut,

gnädiger Herr, sonst wär' ich nicht Feldwebel. Aber — wozu und wem? Meiner Mutter? Die kann nicht lesen. Der Kathinka? Bekommt die einen Brief, so nimmt ihn der Postmeister und riecht dazu und schnüffelt, bis er herausbekommen hat, von wem er ist, und es gibt Gerede. Das mag sie nicht, und sie hat recht.

„So gehen meine drei Jahre herum, wie im Flug. Ich werde frei; wir sind ganz in der Nähe gewesen, und ich marschiere zu Fuß heim. Es war ein häßlicher Tag; die Straße tief, daß man nur schwer weiter kömmt. Im Dorf ist niemand zu sehen, und ich will gleich zum Wojtech. Aber ich schäm' mich vor mir selber, klopf' an ans Häuschen, wo meine Mutter wohnt. Die kocht gerade am offenen Herd; den Löffel läßt sie fallen, weint, lacht. Ich aber: „Mütterchen, dann wird's schlecht mit dem Nachtmahl," und sie fängt sich zu schelten an und richtet alles aufs beste. Darnach muß ich erzählen, wie ich fertig bin, frag' sie nach dem und jenem, und zuletzt, so nebenbei, auch nach dem Wojtech. „Der," sagt die Mutter, „der ist verheiratet. Rat', mit wem?" „Nun, mit recht einer Reichen, natürlich." Lacht die Mutter: „Ja, Herr Feldwebel, wie man sich irrt! Die Kathinka hat er genommen." Ich spring' auf: „Was? Das ist nicht wahr!" und bin so, daß die alte Frau zurückfährt: „Josef, mein Sohn, tu mir nichts!" Ich bezwing' mich: „Und seit wann?" „Laß mich rechnen; ja, Maria Lichtmeß sind's drei Jahre." „So lang?" und um mich dreht sich's. Ich will fort; die Mutter aber läßt mich nicht, schluchzt, ich sei krank, und schwört und bittet, bis ich bleibe.

„Aber, gnädiger Herr, es war eine böse Nacht. Da

geht einer ganz im Dunkeln: er fürchtet sich aber nicht, denn er kennt jeden Tritt und gibt auch gar nicht acht auf den Weg, weil er an besseres denkt. Er weiß: dort muß ein Brücklein sein, sieht die Weiden, die dort stehen, marschiert weiter — und stürzt ins Wasser. Der Steg ist fort und er muß ertrinken und schwimmt er sonst noch so gut. Er ist ohne Besinnung und verloren, bevor er sie wieder gewinnt. Ganz so war mir; ich komme müde heim, glaube — jetzt hast du alles, was du dir gewünscht hast in Jahren — nichts hab' ich und ich fühle, wie mir das Wasser höher steigt. Ich wälze mich, will fluchen — aber auf wen? Auf Wojtech? Der hat ja nicht gewußt, was er mir wegnimmt. Die Kathinka? Ja, wer bin ich und wer der andere? Alles ist fort und verloren — das Mädel, der Freund, und ich steh' da, wie der dumme Narr, über den man lacht . .

Das war an einem Samstag. Am Sonntag geh' ich in die Kirche. Da war sie auch, und so schön und nobel, daß ich mich kaum trau', sie anzusehen. Sie hat nicht den Rock getragen mit vielen Falten, daß es bei jedem Schritt rauscht und knittert, wie ihn die Weiber bei uns haben, sondern ein bißchen städtisch war sie angezogen, und keine kann feiner sein. Pawelka kommt auf mich zu und grüßt mich ganz wie früher; ich muß ihm antworten, und die Gurgel ist mir voll, und ich würge nur so an etwas; er gibt mir die Hand, und ich möcht' ihm eins vor die Brust geben. Auch sie tut's: die Schamlose! Andere beglückwünschen mich, und ich bin im Rudel drin, in der Kirche; kann nicht frei werden, und ich möchte am liebsten allein sein. Und unterm Gottesdienst muß ich immer zur Kathinka hinüberschauen

und merke erst, wie gern ich sie habe. Gewiß, ich habe beim Militär manche gehabt; nun ja, ich war ein hübscher Bursch. Aber was ist Liebe beim Militär? Aufbesserung der Menasch'. Das aber, spür' ich erst jetzt, das war ganz etwas anderes.

„Und dabei — nicht einmal ausweichen kann man sich in so einem Nest. Man hört von einander, man trifft sich, und ich werde immer zorniger und weiß nicht, wem ich's abzahlen soll. Man hat mir unrecht getan; ich aber kann's niemandem zurückgeben, und ich muß sogar schweigen darüber. Ohnedies, ein Ausgedienter paßt nicht gleich ins Dorf. Ein Feldwebel schon gar nicht; der befiehlt, und das kann kein Knecht, wie ich es geworden wäre, stehe ich wieder ein. Im Winter nimmt man auch gewiß keinen auf; was soll der Bauer mit ihm, wenn es keine Arbeit gibt? Was aber mit der Zeit anfangen? Manchmal geht man in die Stadt, zum Wochenmarkt; aber da muß ich denken, wie das früher einmal war, und das macht mir ein böses Herz. So lieg' ich denn den ganzen Tag auf der Ofenbank, rauche Pfeifen, esse, und frage nicht, woher die Mutter das Geld nimmt für alles. Sie aber traut sich nicht, mir ein Wort zu sagen, und wie ihr einmal die Mitbewohnerin zuredet, sie soll mich doch zur Arbeit bringen, seufzt sie nur: „Soll er glauben, er ist mir zu viel? Ich habe ja nur ihn. Da schind' ich mich halt noch mehr." Und mich rührt das gar nicht, sondern ich nehm' einen Besenstiel, reich' ihn in die Küche und rufe der Alten hinaus: „So, gehört hast du's jetzt. Und wenn du nicht gehen willst — da hast dein Reitpferd, alte Hexe!" So schlecht

war ich damals; und wie sie zetert, da hab' ich gelacht, gnädiger Herr!

„Am Abend aber reck' ich mich immer eine halbe Stunde und gehe fort. Wo unsere Gemeinde rührt an eine andere, wo früher, ehe man sie verteilt hat, die beiden Hutweiden zusammengestoßen sind, dort steht ein Wirtshaus, und das heißt „Auf der Grenze". Dorthin bin ich gegangen und habe getrunken, bis man mich fortgeschickt hat. Am Sonntag war Tanzmusik; da hat der blinde Franz die Ziehharmonika gespielt. Die hör' ich gar gerne, und wenn sie so näselt, dann denk' ich an den Herrn Katecheten, wie der uns immer ganz durch die Nase ermahnt hat, wir sollen gottesfürchtig und tugendhaft sein, und uns geliebte Kinder in Christo geheißen; und dann, wenn sie schnarrt, fallen mir alte Weiber ohne Zähne ein, und ich muß lachen. Also, dazu haben wir getanzt, und ich war toller, als alle; ist gerauft worden, so war keiner so wild, wie ich. Und allein fortgegangen bin ich auch nur selten, es hat sich immer eine gefunden, die ich begleiten darf. Ein Vieh lebt nicht dümmer in den Tag hinein, gnädiger Herr, sündigt nicht mehr, ohne es zu wissen oder sich zu schämen. Was schämen! Ordentlich stolz war ich und dachte mir: „Der zeigst du, was sie dir getan hat. So ein braver Bursche warst du, und jetzt!" Und in der vielen, langen Zeit, wenn ich herumgehe und der Kopf tut mir weh — da hab' ich erst Gedanken gehabt — der Teufel hat sie nicht schlechter!

„Also der Winter ist herum, ich weiß nicht, wie. Man fängt zu ackern an, und ich rühre keinen Finger. Meine Mutter seufzt und arbeitet sich das Leben vom

Leib herunter, ich schau' zu, geh' in keine Kirche, wie ein Heide. Da stellt mich einmal der Herr Pfarrer — der so durch die Nase spricht — ich muß ihm versprechen, ich komme nächsten Sonntag in die Messe. Da predigt er — jedes Wort hat auf mich gepaßt und auf das, was mit mir ist. Die Leute zischeln; ich spüre, man zeigt auf mich. In mir kocht's, und, wie der Gottesdienst vorüber ist, da tu' ich erst recht hochmütig. Ich gehe auf die Mädeln zu, die beisammen stehen: rechte Antwort hat keine, nicht einmal die, die sich sonst von mir begleiten läßt. Aber da war die schwarze Theresa; mit der will keiner etwas zu tun haben, weil sie sehr schlecht ist. Ich hänge mich mit ihr ein; sie lacht mit dem ganzen Gesicht, und so spazieren wir auf dem Kirchplatz. Hinter uns wispern sie; und auf einmal höre ich in meinem Rücken eine tiefe Stimme, die ich nur zu gut kenne: „Pawelka, weit hat er's gebracht, dein Freund! Von der Mutter läßt er sich füttern, und mit der da geht er am hellichten Tag!"

„Ich dreh' mich um; da sind der Wojtech und die Kathinka. „Theresko," sag' ich, „bist besser, als die, welche über dich schimpfen," und lass' doch ihren Arm los. Der Wojtech aber kommt auf mich zu und redet auf mich ein, ich soll wieder bei ihm eintreten. „Nein," sag' ich. „Brüderchen," meint er, „was hast du nur gegen mich? Ich werde dich halten, wie du es dir verlangen kannst, und will dich gut zahlen."

„Ich brauch' kein Geld." Da mischt sich die Kathinka ein: „Natürlich. Wozu? Und wenn seine Mutter das betteln muß, was er braucht, der Fresser, was geht das ihn an?" Da werd' ich wild: „Du," ruf' ich und

schüttel' ihr die Faust vorm Gesicht. „Du schweig' mir nur, du Schlechte! Pfui!" Und spei' aus vor ihr. Der Wojtech will auf mich los: „Meinem Weib tust du das?" „Ja, weil sie's verdient." Er hebt den Arm. Da kreischt hinter mir meine Mutter, man trennt uns, und wir drohen uns nur vom weiten und mit roten Gesichtern.

„Den Nachmittag geh' ich auf den Hof vom Pawelka los. Gut angezogen, damit ich wem gleichsehe, und fest entschlossen, mit ihm zu rechnen. Er ist nicht zu Hause, oder läßt sich nicht sehen. So streich' ich durch den tiefen Hohlweg mit den starken Karrengeleisen, der an der Seite ist, und fühle, wie mein Haß immer stärker wird. Da kommt etwas auf mich zu: eine Frau. Mein Herz schlägt, meine Augen schwimmen: es ist die Kathinka. Vor mir bleibt sie stehen — wir sind ganz versteckt vor den Leuten durch eine alte Linde — und schaut mich mit ihren schwarzen Augen an. „Ich hab' dich gesehen, und bin gekommen, dich etwas zu fragen. Du hast mich schlecht geheißen: Warum?"

Ich stampf' mit dem Fuß: „Weil du's bist."

„Sag's noch einmal," und sieht mich schärfer an.

„Weil du's bist. Zu schlecht für den Teufel," und ich werde rot im Zorn.

„Sie atmet. Blitzschnell hebt sie die Hand, und eh' ich etwas ahne, schlägt sie mich ins Gesicht. Ich taumel' vorwärts, brüll' auf, hol' aus, ehe ich aber noch die Faust hoch habe, springt sie mir an den Hals. Wie eine Katze. Küßt mich dorthin, wo sie mich geschlagen hat, und ich höre, wie sie mir ganz, ganz leise und so heiß, daß mir das Blut siedet, ins Ohr flüstert: „Du Narr!

Verdient der nicht Schläge, der auf einem Hof nicht dienen will, wo ihn die Bäuerin gern hat? Heut Nacht, vor zwölf Uhr, im Garten," und läßt mich los, fährt zurück, noch eh' ich wieder bei mir bin. Verschwindet im Hof; behend wie eine Natter. . .

„Ich steh' allein da, greife mir nach dem Kopf, ob ich wach bin. Also, ich bin's wirklich, nicht einmal getrunken hab' ich den ganzen Tag. Das war damals nicht so oft, daß ich's nicht wissen konnte. Und doch schwanke ich, mir flirrt alles und blendet mich, und erst nach einem Weilchen erkenn' ich, wo ich mich finde. Ich seh' mich um; niemand in der Nähe, alles still. In Pawelkas Hof ist es ganz öd' und einsam; nur die Spatzen kreischen, und eine ganz schwarze Katze liegt faul in der Sonne, dehnt sich, schleicht darnach hübsch und zierlich weg, und mir fällt dabei etwas ein, aber so dunkel, daß ich garnicht sagen könnte, was es war. Ich schau' nach der Sonne und kann nicht bestimmen, welche Zeit es ist; erst, wie ich an die Kette gerate, fällt mir ein, daß ich mir doch für mein erspart Geld eine Uhr gekauft habe. Es ist fünfe darauf gewesen; aber noch ehe sie wieder im Sack ist, hab' ich's schon wieder vergessen. Noch sieben Stunden, sag' ich für mich. Was mit denen anfangen? Unter Menschen? Ich tauge heute garnicht dafür. Und so mach' ich mich denn in unsere Hütten, leg' mich auf die Ofenbank und versuche, nichts zu denken, und es will mir doch garnicht geraten.

„Bald darauf wird's dunkel. Meine Mutter bringt das Nachtessen, und wie sie dann beim Saubermachen rumort, tut's mir weh im Kopf. Sie legt sich schlafen, kniet zuvor vor dem Bild der schwarzen Mutter Gottes

nieder und betet. Ich bleibe wach auf meiner Ofenbank und passe vor mich hin. Die alte Uhr mit dem Zifferblatt von Porzellan — es sind zwei Liebesleute darauf gemalt, und er gibt ihr einen Rosenstrauß, größer als sein Kopf — tickt so furchtbar laut, daß ich sie stellen will. Aber, fällt mir ein, dann wird's ja gar nie zwölf Uhr! Das ist dumm, dümmer als dumm, aber ich kann den Einfall durchaus nicht loswerden. Der Nachtwächter hebt sein Getute an; hat der Kerl eine Gewalt in der Lunge, sag' ich mir, man möcht' ihn umbringen, so viel lärmt er. Und dabei ist es erst neun Uhr.

„Bald darauf wird es lichter. Der Mond geht auf, da fällt ein schwaches Helles in die Stube; gerade auf den Kopf meiner Mutter und auf die rotgestreiften Polster, in denen der ganz versunken ist, daß man das kleine Gesicht mit der kleinen Nase kaum sieht. Sie seufzt davor, und ich erschrecke — wenn sie jetzt aufwacht? Geht dich nichts an, will ich mir einreden, bist alt genug und stehst selber für das, was du anstellst. Aber, wenn drüben wer anderer nicht schlafen kann, wann er soll? Was dann? Mir wird heiß in der Stube mit den zugemachten Fenstern, so warm die Nacht ist, und ich trau' mich wieder nicht, ins Freie zu gehen. Sie hat sich geplagt für dich, das alte Weib, sag' ich mir; du sollst ihr ihre Ruh lassen, solang du kannst und ärger' mich über mich selber, daß ich überhaupt hier bin und nicht nach der Grenze. Aber da hätt' ich zu weit gehabt bis zum Hof vom Wojtech. Und jetzt erinner' ich mich daran, wie gut wir gewesen sind, so lange Jahre, ehe uns die dazwischen gekommen ist, die nie

hätte herkommen sollen. Ich muß seufzen, und wie zur Antwort stöhnt meine Mutter. Hast Ursache, flüster' ich für mich; denn wie kann's jetzt werden? Läßt sich's der Wojtech gefallen? Gewiß nicht. Kann's verschwiegen bleiben? Schon garnicht. Was dann? Aber davor hüt' ich mich noch, darüber zu spekulieren.

„Es wird so zehn. Noch zwei Stunden, sag' ich mir, will mich freuen und kann's nicht. Warum? Es ist doch nicht der erste Gang, den ich so gehe. Aber sonst war ich fröhlich, und heute kann ich es nicht werden. Ist doch eins wie das andere. Nein, muß ich mir antworten, das waren Mädchen, und ein Mädchen gehört dem, dem sie sich gibt. Sie betrügt niemanden, weil sie sich niemandem zugeschworen hat. Ein Weib aber doch, und ich sag' mir das Gebot her, wie ich's in der Christenlehre gelernt hab', und kann's garnicht loskriegen. Dummheit, mein' ich dann, daß man das noch einmal verbietet. Steht denn das nicht auch schon in „Du sollst nicht stehlen"? Ein Sack Erdäpfel oder ein Weib, ist das nicht im Grund dasselbe? Nur viel mehr liegt an dem, wie am anderen. Und wenn's meine Mutter meinem Vater getan hätte? Ich müßte sie hassen, weil ich nicht wissen möchte, wem ich denn eigentlich gehöre.

„Sie schläft auch gerade die Nacht so sehr unruhig. Eben ächzt sie wieder: „Jesus, Maria und Joseph!" Sie könnt es nicht trauriger tun, wenn ich tot wäre und man bringt mich ihr getragen. Und jetzt: ich bin gegangen, und Wojtech trifft uns. Oder er trifft uns nicht: er wird aber laut nach einer Zeit. Was geschieht? Entweder er erschlägt mich und hat recht. Oder

ich erschlag' ihn, und ich bin auch der Stärkere. Darnach bin ich aber so tot, wie es nur sein kann, und die alte Frau vor mir, die auf mich hofft, wenn ihr die Hände nicht mehr mittun wollen, hat gar niemanden auf der Welt. Sie aber, die Schlechte, die das alles angestiftet hat, lebt in aller Ehre und ist die reiche Bäuerin. Steht sie dafür? Nein, gewiß nicht, und mir wird so weich zu Mut dabei, daß ich mir sehr leid tue. Ich will mein Vaterunser hersagen, damit ich nicht mehr grübeln muß und das Stückel Zeit fort geht. Aber ich bring es nicht zu Ende — da steht's auch: „Herr, führe uns nicht in Versuchung." Und schon wie ich die Hände falte, wird mir's klarer und leichter: ich gehe nicht.

„Es wird gar nie ganz dunkel. Draußen bläst es elf Uhr; mich reißt's wieder. Ich zwing' mich, und doch steh' ich auf und tappe mich zur Tür. Da richtet sich die Mutter auf und schaut sich erschreckt um, aufgewacht von dem Geräusch, leichtschläfrig und ängstlich, wie sie ist. „Bist du's, Josef?" „Ich bin's." „Mir hat geträumt, so schrecklich, wie noch nie," und sinkt zurück. Die Augen aber sind noch immer offen, weit offen, und halten mich. Ich setz' mich nieder und stopfe mir beide Ohren zu, damit ich nicht höre, wie die Uhr tickt, schnell und immer schneller. Und jetzt — da bläst er zwölf Uhr! Ich möcht' am liebsten aufschreien — es ist zu spät, ich kann nicht mehr hin, und ich bin erlöst. Und dann wieder — vielleicht erläufst du es noch: sie wartet. Sei kein Narr, Brozik. Man möcht' weinen und sich selber prügeln und weiß garnicht, was man will. Aber, besser ein Narr als schlecht. Der Herr Gott selber hat

es nicht wollen. Aber, gnädiger Herr, es war eine lange Nacht."

Er holte tief Atem und klopfte bedächtig seine Pfeife aus. Ich sah nach der Uhr. „Ich bin gleich fertig, gnädiger Herr. Also: ich weiß, im Dorf kann ich nicht mehr bleiben. Sie wird mich verfolgen, weil sie mich fürchten muß, und der Pawelka wird meiner Mutter antun, was er nur kann. Ich muß fort, und das macht mich traurig, fort, und bin kaum hier. Aber wohin? Was anfangen? Das weiß ich noch nicht. Aber mir wird schon was einfallen, stark, gesund wie ich bin. Gemartert haben mich diese Sorgen freilich noch genug, und ich konnte nicht in Ruhe kommen, wenn ich mir vorstelle, für wie lang ich vielleicht weg soll. Was sein muß aber, da hilft nichts dagegen. Und wie meine Mutter aufsteht, noch zeitlicher als sonst, weil sie waschen will, sag' ich ihr's. Sie weint und lamentiert; aber endlich: es ist doch das Beste, und ich geb' nicht nach. Meine Sachen soll sie mir in die Stadt nachschicken, ich aber mach' mich fort in aller Frühe.

„Es war noch recht finster. Ich muß am Haus vom Pawelka vorüber, und da kommt mir das Lied in den Sinn, und ich sing' es. Sie kennen es gewiß, gnädiger Herr, das:

Meine Hütt' verfallen ist,
Drein liegt Sonnenschimmer;
Die mir lieb von allen ist,
Sagt, sie will mich nimmer!

„Es paßt mir zwar nicht ganz, taugt mir aber gerade. Darnach komme ich auf die Straße. Sehr viele

Sterne stehen am Himmel und geben ihr Licht und wie es heller wird und heller, da schleicht sich einer nach dem anderen. Wie Schulbuben, welche lärmen, wo sie es nicht dürfen und der Herr Lehrer kommt. Und dann wird's rot, erst ganz schwach, wie ein Mädel, das sich schämt und weiß noch nicht recht warum — jetzt schlagt's ihr ins Gesicht — jetzt weiß sie's. Mir aber wird ganz frei; ich hebe die Hände zur Brust und habe recht fromm gebetet. Mein Vaterunser — nichts stört mich. Darnach aber schnipp' ich mit den Fingern und schau' rückwärts, froh, gnädiger Herr, ganz froh und glücklich, und bin's geblieben. Sechs Jahre darnach noch beim Militär, dann beim Postmeister. Ich habe keine traurige Stunde gehabt, Herr! Ich habe, was ich brauche, erspar' mir etwas. Will ich heiraten, so kann ich's, und ich werd' es, und muß mich nicht fürchten, Not zu leiden und auch sonst nichts! Und seit dem Tag hab' ich das im Brauch, wonach der Herr gefragt hat; ich will es weiter so halten!"

Er trank aus. Um uns war es lebendig geworden. Draußen rief der Türhüter mit überlauter Stimme die Stationen aus, nach denen der Zug sollte. Es drängte sich um uns; ich trat hinaus. Die Schienen glitzerten ganz blendend. Josef folgte mir mit meinem Gepäck. Mit gewaltigem Aechzen kam der Eilzug. Ich stieg ein: „Mit Gott, gnädiger Herr!" rief er mir nach. Ich hielt ihm die Hand hin: „Mit Gott, Josef!" Er schlug ein, und die Lokomotive zog an. Ich sah nach ihm zurück; er stand zwischen den Geleisen, hielt die Hand beschirmend vor die Augen und winkte mit dem Hut. Er verschwand mir; rascher und immer rascher ging's.

Dorf um Dorf verflog, und auf reifende Saaten flammte eine jähe und mächtige Sonne nieder. Ich aber mußte unablässig jener anderen Sonne gedenken, die einmal vor Jahren aufgegangen war in einer zerrütteten und von arger Wirrnis heimgesuchten Seele, die einem von peinigenden Beklemmungen heimgesuchten Herzen Frieden heraufgeführt und ein Glück, nur bescheiden, aber rein von Vorwurf und von Reue . . .

Die stille Margareth

Am Feste Allerheiligen des Jahres 1585 ist der Pfarrer von Klein-Krasna im Gebirge gestorben. Er war mürrisch und wohl gar etwas vergrämelt darüber worden, daß er die ganze Zeit seiner Kraft also in der Einöde und in solchem Elend zubringen gemußt, und ließ endlich die Dinge gehen, wie sie konnten und wollten. Und weil er überdies alt und fast bis zur letzten Grenze der Tage gekommen war, so hat ihm niemand nachgeweint.

Schon um die Mitte desselben Monats begann der Winter, und zwar so grausam und wider alle Ordnung der Natur, daß niemand etwas ähnliches erdenken konnte. Denn zuerst kam ein harter und klingender Frost und verwandelte das wilde Wasser der Betschwa, die durch den Ort rinnt, in hartes und blinkendes Eis, das eine kraftlose Sonne mit nutzlosem Glanze übergoldet. Danach fing ein unendliches, trockenes Schneewehen an und währte ohne Unterbrechung bis nahe an die Christzeit. Es füllte recht ebenmäßig die ganze Schlucht aus, die sich der tolle Fluß im Erdreiche aufgewühlt, sodaß eine reinliche und glatte Straße durch das Weberdorf ging, die doch niemand befuhr. Noch trostloser als sonst sahen die Häuser und Hütten aus, die

längs der steilen Bergeshalde emporklommen. Sie glichen Geängstigten: immer späht einer über den Kopf des anderen nach Hilfe aus, die doch von keiner Seite her naht. Und zu der Bedrängnis des Augenblicks, die manchen beten lehrte, gesellte sich, nun die Saaten gänzlich erfroren sein mußten, die Furcht vor einer trostlosen Zukunft . . .

In diesem wüsten Wetter haben denn auch einige ihren Tod gefunden, die ausgegangen waren, durch den Verkauf von Leinwand sich und die ihrigen vor dem Hungertode zu erretten, der sie mit stieren Augen näher und schrecklicher anstarrte. Es gab viel Wehklage, und des Weinens ward kein Ende bei der großen Anzahl der Kinder, die verwaist zurückblieben. Ganz zuletzt kam der Meßner um sein Leben. Er war nach der Hanna gegangen, sich dort etwas zu erbetteln. Man weiß nicht, ob er auf dem Rückwege der Ermüdung von dem vielen Erklimmen von Höhen und Hügelchen, ob er dem Froste oder dem Hunger erlegen ist. Sie haben ihn im Gesträuche an der Betschwa gefunden, in sich gekauert, wie etwa ein Wild, das sich ins Gestrüppe verkriecht, damit es sich dort erwärme, und haben ihn neben seinem Herrn bestattet. Da er auch ein weniges Schule bei den Reicheren gehalten, damit er noch etwas zu dem gewinne, was ihm Weben und Kirchendienst eintrugen, so waren durch sein Ableben Unterricht wie Seelsorge gänzlich verwaist.

Als es dann endlich Frühling geworden war, begannen neue Nöte. Die Betschwa trat aus, sie unterwusch die Häuschen, durchbrach den Karrenweg und vermuhrte die wenigen fruchtbaren Felder im Ebenen.

Stumpf und traurig saßen die Männer von Klein-Krasna an ihren Webstühlen und sahen zu, wie sich die Weiber und das junge Volk abmühten, die Aecker wenigstens insoweit vom Gerölle zu säubern, daß man sie mit Sommerfrucht bestellen könne. Es ging nicht recht vorwärts, und inmitten so trübseliger und fast zweckloser Arbeit hielt ihr neuer Seelsorger, hielt Pater Felician Felix, der Sohn der Chropiner Bauernkönigs Viktorin Stiaßny, seinen unfestlichen Einzug in das Dorf. Man zog ihm allerdings mit dem wehenden Banner der Kirche entgegen, man überreichte ihm feierlich an der Grenzmark die Schlüssel zum Gotteshause, aber die Gestalten, die ihm entgegentraten, waren so kraftlos und auf ihren Schultern saßen so abgehärmte Gesichter, daß ihm bange ward nach der Heimat und ihren mächtig schreitenden Männern, die er vor kurzem erst bei seiner Primiz breitbeinig und selbstbewußt an der Tafel seines Elternhauses aufrücken gesehen. Denn er war noch jung und kaum ausgeweiht; nur die Ungunst der Zeiten und der Abfall vieler vom alten Glauben brachten ihm so zeitige Selbständigkeit. Er aber wäre lieber irgendwo im Unterlande Kaplan, als hier Pfarrherr gewesen, und einzig der Gedanke, daß er sich hier bewähren müsse, ehe er anderwärts auf besserem Posten der Kirche dienen dürfe, hielt ihn in den ersten, endlosen Tagen eigentlich in Klein-Krasna zurück.

Auch war ihm von seinen Oberen in Olmütz ein ganz bestimmter Auftrag mitgegeben worden, an dessen Ausführung sie seinen Eifer und seine Fähigkeiten prüfen wollten. Unmöglich konnte die notgedrungene, monatelange Vernachlässigung aller seiner Glaubensbe-

dürfnisse ganz ohne üble Folgen bei dem Volke geblieben sein, das sich so oft in solcher Verzweiflung und immer vergeblich an den Gott gewendet, den es bekannte. Nichts aber bereitet dem Unglauben so sehr den Boden als Enttäuschung. Zudem war Ober-Ungarn mit seinen Lutheranern nahe genug; manche Verwandtschaft oder sonstige Beziehung mochte zwischen den Anhängern der katholischen Lehre und den Neuerern bestehen. Es galt zuzugreifen und zu steuern, solange noch überhaupt etwas zu richten war. Und darum hatte man einen jungen, fähigen und ehrgeizigen Mann hingesendet, den überdies eine ansehnliche, ererbte Habe der Notwendigkeit enthob, allzusehr auf das Erträgnis seines Amtes bedacht zu sein, dessen leichte Hand eher erwarten ließ, er werde aus Eigenem dazu tun, wenn es Armen zu helfen und so Schwankende durch die Erinnerung genossener Wohltaten oder die Hoffnung künftiger Hilfe in der Gemeinschaft der Gläubigen erhalten galt. Und mit Gedanken darüber, wie er wohl am besten Zugang zu den Herzen seiner Pflegebefohlenen gewönne, mit dem Nachholen lange versäumter, heiliger Handlungen, endlich damit, daß er den Hausrat in Ordnung bringen und mit Eigenem ausschmücken, die Wohnung, die weitläufig, aber sehr verwahrlost, war, instand setzen ließ, verging ihm die bängliche erste Zeit, und er gewöhnte sich in seiner neuen Heimat ein, ehe er es selber noch recht gewahrt.

Freilich, mit ihren Bewohnern kam er dafür in keinerlei Weise in rechte Beziehung oder gar zu einem Ende. Umsonst spannte er auf der Kanzel und im Beichtstuhle alle seine Kräfte und seine beste Beredsam-

keit an. Er vermochte nichts über diese von kleinen Kümmernissen ewiger Not verdumpften Seelen. Was er ihnen Gutes tat, das wurde ihm nicht gedankt — es war viel, aber ein heimlicher Neid fraß an aller Herzen. Er blieb ihnen immer der fremde und reiche Herr. Das grobe, flatternde Leinenhemd und der schwarze Talar wollten nicht Freunde werden; sie wurden es bei dem Mißtrauen der Armut sogar desto minder, je mehr und je sichtbarer sich Pater Felician darum bemühte. Sie fürchteten ihn, dem der weltliche Arm ausgiebige Strafmittel gegen Ungehorsam zur Genüge zu Gebote stellte; sie verhielten sich mit ihm, weil sie sich Vorteile davon erwarteten. Aber sie faßten kein Vertrauen zu ihm, und Pater Felician, der sonst zu gewinnen verstand und das wußte, wollte verzagen. Mochten seine Vorgesetzten immerhin damit zufrieden sein, daß er offenem Abfalle steuerte und die Leute wiederum zu Kirchengang und Lippenandacht gewöhnte — ihm, seiner Jugend und ihrem Eifer gemäß, konnte das mitnichten genügen.

Eines aber verletzte ihn vornehmlich und tat ihm weh: die Regellosigkeit in der Messe und beim Gesange. Er selber war ein feiner Musikus; er wußte die Laute zu schlagen und zu seinem eigenen Geigenspiel mit angenehmer Stimme ein frommes oder weltliches Liedlein anzuheben, soferne es anders nur ehrbar war. Auch war das Hochamt in Olmütz immer feierlich und selbst mit vielem Prunke begangen worden. Etwas ähnliches vermochte der kleine Ort allerdings nicht; aber selbst durch das wirre Miteinanderschreien im Gottesdienste, das sein geschultes Ohr verletzte, hörte

er bei den Jüngeren manche wohllautende Stimme heraus. Konnte er sich diese schulen, so gewann er vielleicht zweierlei dabei: einmal die Abstellung des ihm unleidlichen Lärmens, dann aber mit der Zeit möglicherweise einen ihm ergebenen Anhang in der Gemeinde. Die Alten gab er verloren; aber sein Nachfolger konnte die Früchte seiner Mühen genießen und einmal leichteres Spiel finden, als er gehabt hatte. Schleunig nach seiner Gewohnheit setzte er alles ins Werk. Ein großes Gemach im Pfarrhofe wurde hergerichtet; er hielt Rücksprache mit den Eltern derer, die er sich zu werben gedachte. Nicht ohne großes Verwundern und Kopfschütteln hörten die von einem so sonderbaren und seltsamen Beginnen. Aber: es wagte auch keiner eine Widerrede; einen Nutzen sah allerdings niemand dabei, aber etwas Gefährliches schien hinwieder auch nicht zu befürchten. Man wurde somit bald einig; an zwei Abenden der Woche, immer nach dem Feierabend der Weber, sollte Pater Felician seine Singschule halten mit denen, die er sich dazu ausgelesen hatte.

So zog denn ein neues, fremdes und bald auch ein freudiges Leben in das Widdum ein. Harte Holzschuhe klapperten und trappten vergnüglich durch seine Gänge zu einer Zeit, zu der sonst schon das Schweigen darinnen geherrscht, wenn nicht gerade eine der traurigsten Pflichten seines Amtes den Pfarrherrn abberufen. Viele Kienspäne brannten; ihr rötliches und ungewisses Licht überfloß die blondhaarigen Köpfe der Weberkinder, die anfangs immer scheu zusammengeduckt blieben. Nur daß manchmal ein rascher und verstohlener Blick herüberflog zum jungen Pfarrherrn, der die Geige strich,

um den Ton des Liedes anzugeben, das sie anstimmen sollten, und dabei das braune Haupt leicht gesenkt hielt, damit er jeden Ton des Instruments voll vernehme, sodaß die blanke Tonsur erschimmerte. Dann leuchteten seine dunklen Augen auf in innerer Freudigkeit, wie bald der, bald jene die Weise festhielt und begriff, bis endlich das ganze vielstimmig und fast zu mächtig für die Stube erbrauste. Es ging; nicht umsonst floß slavisches Blut in den Adern der Lernenden wie des Meisters. Die Lust am Gesang und die Begabung für Musik war ihnen allen eingeboren. War aber Felician damit zu Ende, so entließ er seine Gäste darum noch nicht. Er vergaß nicht einen Augenblick daran, daß dies alles eigentlich nur Mittel zu einem ferneren, höheren Zweck war. So erzählte er ihnen denn hernach mancherlei; vom Leben der Heiligen, von ihren Werken und Wundern, um seinen Hörern auch so zu zeigen, wie ein höherer Wille sogar die Erlesenen prüft, um ihnen erst später nach ihren Taten zu lohnen, um seinen Jüngern Gelegenheit zu geben, sich mit stärkerer Gläubigkeit über das zu trösten, was ihnen im Leben Uebles verhängt war. Mit jener Herzlichkeit, die nur ein frommer Glaube und die Hoffnung auf gedeihliche Wirksamkeit verleihen, sprach er; so blieb denn sein Tun auch nicht ohne Frucht. Stumm und innig horchten sie; viele blaue Augen hingen an seinen Lippen, und kein Laut und keine Regung wurden derweilen vernehmlich. Nur die Kienspäne knisterten leise; nur ein ahnungsvoller, harziger Geruch schwebte wölkend durchs Gemach, bis sich das dunkle Haupt wieder aufrichtete. Dann schraken sie auf, aus der Welt der

Martern und der Gnaden in die verstoßen, in der sie lebten; vielleicht flüsterte noch die stille Margareth ihrer Nachbarin ein gehauchtes: „Es war wie in der Kirche!" zu, und die Kinder boten sich gute Nacht und traten aus dem heimlichen und wärmenden Obdach hinaus unter den frostklaren und sterndurchschimmerten Winterhimmel . . .

Während sich aber die anderen gesellten und gepaart oder gar in Rudeln heimschlenderten und unterwegs vielleicht die erbaulichen Weisen, die sie kaum gelernt, vor sich hinsangen, ging die stille Margareth immer für sich und allein. Man war es von ihr nicht anders gewöhnt, und an ihrer Gesellschaft lag auch keinem gar viel; denn sie gehörte ganz armen Leuten, die sich eben nur eine Geis halten konnten, weil die keinen eigenen Grund braucht, auf dem man sie ernähre. Nicht einmal ihre eigene Hütte besaßen die Eltern der stillen Margareth. Die ganze zahlreiche Familie wohnte in einer Stube, und der Raum, der ohnedies kaum für die Menschen ausreichte, mußte auch noch den Webstuhl aufnehmen, an dem der alte Pelar sich und den Seinen ein kümmerliches und schlechtes Brot zu gewinnen suchte. So gab es denn tagsüber immer ein großes Lärmen, und vielleicht davon war die Margareth so sehr in sich gekehrt und so verschlossen geworden. Sie mochte das laute Wesen um sich nicht noch vermehren. Darum nun galt sie für unklug; sie war es aber keineswegs. Auch hatte sie früh für andere zu sorgen gehabt. Kaum daß sie zu gehn vermochte, so mußte sie die Ziege hüten. Dann und noch daneben war ihr die Sorge für jüngere Geschwister anvertraut worden, deren es bald kaum weni-

ger gab, als sie selber Jahre zählte. Sie selber aber überließ man ihrem eigenen Sterne; und so kannte sie denn vom Leben eigentlich nichts anderes, als Not und Sorgen, und dachte kaum mehr, das könne anders sein oder werden.

Auch war sie nicht hübsch und wußte das genau, ohne daß ihr Herz dadurch beschwert worden wäre. Ihr lag wenig an den Menschen, denen sie den Umgang mit ihrem Tiere beinahe vorzog. Sie war das verdumpfte Kind des Elends; wie mit grauer Asche war alles an ihr überflogen: das Haar, das ihr gerne wirr in die Stirn hing, bis sie's mit müder Hand daraus zurückstrich; die Farbe des Gesichtes selbst, dann ihre Kleidung, weil sie fast nur ungebleichtes Linnen am Körper trug. Nur zweierlei hatte sie, das gewinnend war: ihre Stimme, die zumeist allerdings einen schläfernden und eintönigen, einen schier weinerlichen Klang hatte, wie sie ihn vom Einsummen der Kleinen her gewohnt war. Sang sie aber, dann lag große Fülle und seltener Wohllaut darin, daß man sie aus allen heraushörte und sich die anderen fast wider Willen nach ihr richteten. Das zweite aber war ihr Auge; es stand still in dem vergrämelten Antlitz und glich an Farbe dem Winterhimmel, wenn ihn leise Schneewolken umhängen und ein ahnendes Sternenlicht durchfließt. Und wie dort oft geheime und rätselhafte Glut aufflammt, die niemand zu deuten vermag, so bei ihr. Dann lag Seele auf ihren Zügen, nie aber so stark und so schön, als wenn Pater Felician erzählte oder vorsang und sie ihm stumm und selbstvergessen horchte.

Es war überhaupt eigen, welchen Einfluß dieser

Mann über sie gewonnen hatte. Freilich nicht allein über sie; vermehrte Andacht und stärkerer Zudrang beim Gottesdienste bezeugten bald das Ersprießliche und Kluge dessen, was er begonnen, und erfüllten ihn mit hoher Freude. Aber die stille Margareth hing ihm wohl am meisten an; sie wußte es nicht, und ihre Gefährtinnen hatten es schon längst bemerkt, daß sie in seiner Nähe ordentlich verzückt war. Man lachte heimlich darüber, über die Inbrunst, mit der sie ihm die Hand küßte; und ließ sie dennoch gewähren aus Freude am Spaße, den man sich davon verhieß, aus Furcht vor ihrer Erregbarkeit, die durch ihre verträumte Ruhe nur schlecht verhüllt ward. Sie aber dachte kaum mehr etwas anderes, als Musik und den Priester, der sie in die Uebung dieser Kunst eingeführt hatte. Saß sie zu Hause, dann umklangen sie gespenstig und nur ihrem Ohre vernehmlich Tonfiguren, immer neu und immer reizvoll. Sie sangen sie in den Schlaf, und an jede knüpfte sich ihr die Vorstellung eines bestimmten Menschen. In einem Eckchen der Stube, auf Wergabfällen war ihr Lager, und dort, in jenem Halbschlummer, der hellhöriger ist als das Wachen, spann sie ihre Träume, freute sich, wenn ihr der tiefe und kräftige Mollton anklang, bei dem sie den Pfarrherrn zu denken gewohnt war, ärgerte sich über die schrillen Töne, die ihr ihre einzige Feindin, die freche Schmied-Barbara bedeuteten. Das ging ihr so, bis sie darüber entschlief, und eigentlich war sie eine gute Zeit glücklich dabei.

Allmählich aber erwachte doch ein neues Wünschen in ihr. Sie sah, wie gut es der Pfarrer hatte, wie übel und kümmerlich trotz aller Arbeit es zu Hause ging. Und

sie war eigentlich eine Last; man brauchte sie nicht mehr so recht. Spulen, nunmehr ihr Handwerk, konnte eine Jüngere auch, und Feldarbeit gab es keine zu verrichten, wo man nicht einmal ein Aeckerlein besaß. Konnte sie nicht fort? Konnte sie nicht im Pfarrhofe ankommen und Dienst und Erwerb finden? Die Hauserin, welche für Pater Felician die Wirtschaft führte, war alt und sehr mürrisch; mit seiner Stellung hatte sie der junge Pfarrherr übernommen, und so wurde ihm denn im eigenen Hause bei jedem Anlasse der Vorgänger als Muster vorgerückt. Vielleicht brauchte sie eine frische Kraft für die gröbere Arbeit; vielleicht war ihr Gebieter ihrer gar müde und froh, wenn ihn jemand von der Lästigen befreite. Die stille Margareth bedurfte einer ziemlichen Frist, eh sie alle diese Gedanken in sich zu Ende gedacht, denn sie war unschlüssig von Natur und hatte niemanden, mit dem sie sich beraten konnte: nicht die Mutter, die für nichts mehr Sinn hatte, als für ihre Arbeit und Plage, deren für sie zu viel war, nicht der Vater, der nur für seine Weberei lebte, ewig schwieg oder, wenn er je einmal den Mund auftat, mit eintönig näselnder Stimme ein Kirchenlied absang oder über seine beiden Finken sprach, auf die er so stolz war und die ihn wichtiger bedünkten, als Weib und Kinder, endlich nicht einmal eine Freundin. Und so sehr ihr dieser Plan einleuchtete und so verheißend er ihr immer schien, sie konnte dennoch nicht recht zu einer Entscheidung kommen, und eine geheime Stimme warnte sie davor.

So hat sie lange genug in sich geschwankt. In ihrem fünfzehnten Lebensjahre war Felician nach Klein-Krasna gekommen; sie näherte sich dem siebzehnten, als

sie sich endlich auf den Weg machte, und der wurde ihr sauer genug. Sie litt überhaupt viel an Herzklopfen; und oft mußte sie an jenem Februartage auf der Straße stehen bleibend abwarten, bis sich das stürmische Pochen in ihr beruhigt. Endlich war sie am Ziele. Mit einem scheelen Blick ließ die Hauserin das Mädchen, dem die Erregung ein ungewisses Rot in die fahlen Wangen getrieben, in das Zimmer des Pfarrherrn, der gerade über seiner Maria-Lichtmeß-Predigt grübelnd auf und nieder ging. Er erschrak schier bei ihrem Eintreten, sie aber überfiel ihr Leiden so heftig, daß sie davor, vor Erregung und Bängnis, ob ihr sehnlichster Wunsch überhaupt Gewähr finden möge, ganz und gar keines Wortes mächtig war. So starrten sie sich eine gute Weile verdutzt und schweigend an; endlich, als sie — wie er glaubte, vor Scham, als Bittende zu erscheinen — gar keine Miene zu reden machte, fragte er sie freundlich: „Willst du etwas von mir, Margarethe?“ Sie blieb immer noch stumm; er aber: „Steht es schlecht bei euch zu Hause? Ist wer krank? Oder soll ich sonst helfen?“ Sie schüttelte nur den Kopf. Da geriet er in Eifer: „So sprich! Ich habe gerade heute zu tun und sehe nicht ab, was du von mir willst, und erraten kann ich's wahrhaftig auch nicht!“ Sie zuckte zusammen vor seinen heftigen Worten und senkte die Augen, mit denen sie ihn bislang unverwandt und ernsthaft angesehen. „Ich kann alles,“ hauchte sie.

Er mußte lächeln. „Gut für dich! Aber ich sehe nicht ein, was ich davon habe.“

„Ich kann alles,“ flüsterte sie zum andernmale und noch nachdrücklicher, „alles, Hochwürden!“

„Nun, und was soll mir das?"

Sie empfand den leisen und gutgemeinten Spott schmerzlich. Aber sie bezwang sich noch, und fingernd eines um das andere fuhr sie fort: „Ich kann kochen, waschen und nähen, und was sonst nur von Arbeit ist im Hause und auf dem Felde. Ich kann alles und tue alles gern. Hochwürden kann fragen im Dorf."

„Ja, aber was geht das mich an? Ich will dich doch nicht dingen!" rief er fast ärgerlich.

Ihr schossen die Tränen, mit denen sie lange genug gekämpft, in die Augen: „Nun eben, das ist's ja!"

Pater Felician erkannte ihre tiefe Bewegung und fühlte das Bedürfnis, sie zu trösten. Er strich ihr das graublonde Haar, faßte ihre rauhe und unkindlich harte Hand. Sie bebte in sich zusammen und schloß die Lider bei der Berührung. Dann drückte sie einen heftigen Kuß auf seine Hand, und „Das ist's ja!" flüsterte sie wieder mit ihrem leisen und fast kläglichen Ton. „Niemand will mich dingen. Niemand braucht mich. Und zu Hause? Ja! Da sind wir viele, so viele!"; sie streckte gespreizt die Hände von sich und haschte gleich wieder nach seinen. „Nein, noch mehr sind wir. Und wir hungern alle. Eine weniger, hab' ich mir gedacht. Eine, die arbeiten möchte und es kann. Und Ihr könnt eine brauchen, Hochwürden! Nehmt mich zu Euch, um Christi Barmherzigkeit, nehmt mich!"

Er schüttelte mitleidig den Kopf: „Das geht nicht, Margareth!"

„Und warum nicht, hochwürdiger Herr? Wenn ich darum bitte und Sie mich wollen?" Sie schrie in ihrer Seelenangst.

Er sah wohl, was sich in ihr begab, erkannte es schon daraus, daß sie seine Hand immer stärker umklammert hielt. Aber daß ein Herz in seiner Verzweiflung zu ihm rief, das begriff er noch nicht. Nur seine Güte antwortete ihr, und vielleicht darum wurde ihm die Entgegnung so leicht: „Es darf nicht sein, Margareth. Ich will sonst sehen, wie ich euch helfen kann. Aber du bist noch zu jung für den Pfarrhof."

„Zu jung?" Sie staunte. „Aber ich bin es nicht! Was! hab' ich nicht schon alles arbeiten müssen? Probiert's wenigstens mit mir! Taug' ich Euch nicht, so jagt mich immer fort. Aber probiert's zuvor, aber . . ."

„Es darf nicht sein," unterbrach er. „Du bist in anderem Sinne zu jung für mich. Es gäbe Redereien."

„Anders? Was heißt das? Ah!" Sie stöhnte, eine tiefe Flamme schlug ihr ins Gesicht und sie ließ seine Rechte los. „So . . ." Und schleunig und wie gehetzt wendete sie sich zur Tür.

„Behüte dich Gott und seine Heiligen."

Keine Antwort kam mehr. Während neue Gedanken sich in ihr stürmend erhoben, war die stille Margareth fort und eilte nach Hause. Die Wirtschafterin schnitt ihr im Hausflur ein höhnisches Gesicht, und sie schüttelte dafür zornig die Faust gegen ihre Widersacherin. Ein ungeheurer Ingrimm, dem sie sich willenlos hingab, war in ihr. Und dabei klang Pater Felicians: „Du bist zu jung!" in ihr unablässig nach. Noch begriff sie es nicht recht; aber das Wort gellte in ihr, eine Wetterglocke, die nicht schweigen wollte.

Die Margareth war in der nächsten Zeit wie ausgetauscht. So verträumt sie immer gewesen sein mochte,

sie hatte früher geräuschlos, aber sicher im Hause geschafft. Das war vorbei; sie saß gern müßig. Dann wieder übernahm sie sich mit Arbeit. Sie sprach kaum mehr; stundenlang brütete sie mit ineinander gekrampften Händen, während ihre Lippen unablässig zuckten. Danach lief sie wieder zu Walde um Fallholz. Einmal begegnete ihr der Pfarrer, wie sie ein Bündel Reisig heimschleppte, das einem Manne fast zu viel gewesen wäre. „Du hast zu schwer aufgeladen, Margareth!" rief er ihr zu. Sie antwortete nicht; nur mit feindseliger Trauer, wie ein Hund, den ein Fremder geschlagen hat, schaute sie ihn an und beeilte sich desto mehr. Daheim brach sie zusammen und war fast ohnmächtig von dem heftigen Pochen in ihrer Brust. Die Gesangschule im Pfarrhofe hat sie nicht mehr betreten; in die Kirche ging sie nicht mehr und malte sich mit böser Schadenfreude Pater Felicians Verdruß über beides aus. Vorwürfe halfen nichts; und wenn die Mutter sie schlug, in der Besorgnis, es könnte bemerkt werden und ihnen gesamt vergolten, so trug sie's stumpf, oder es brachen so grimmige Schmähungen gegen Gott und den Glauben aus ihrem Munde, daß die alte Pelar erschrak und, Böses befürchtend, wenn sich das Mädchen etwa gar öffentlich so vernehmen lasse, von ihm abließ und seines Daheimbleibens schier froh war. Aber hätte sie das Auge dazu besessen oder vielmehr es nicht in Not und Elend eingebüßt, dann hätte sie wohl bemerken müssen, wie sich etwas Fremdes und Unheimliches in ihrem Kinde begab. Die Alten waren zu müde von der Tagesarbeit, die Jugend schlief noch zu gut; so vernahm denn kein Ohr das wirre Klagen und das gedämpfte

Schluchzen, das sich Nacht für Nacht vom Lager der stillen Margareth her erhob und erst in der Morgenfrühe zum Schweigen kam. Und dennoch rang die Unselige eigentlich immer noch gegen die Erkenntnis dessen, was sie bedrängte . . .

So nahte die österliche Zeit. Pater Felician hatte ein neues und schönes Auferstehungslied erhalten, das er seinen Getreuen beizubringen gedachte. Ihm fehlte aber die Margareth dabei aller Enden; er vermißte auch in der Kirche die leuchtenden Augen, die ihn so gläubig und hingebend anzuschauen gepflegt. Er wußte auch keinen Grund für die Art, in der sie sich ihm gegenüber benahm; an jene Unterredung als letzte Ursache des Ganzen dachte er nicht. Aber ihm mußte daran gelegen sein, keinerlei Auflehnung gegen sein Ansehen aufkommen zu lassen. Und so machte er sich denn eines Tages — es war kurz vor der stillen Woche und nur noch auf den Bergen lag der Schnee — zu den Eltern des Mädchens auf, die ganz oben auf der Leiten wohnten, dort, wo Klein-Krasna ein Ende nimmt und der Wald beginnt.

Ein unbändiges Lärmen war in der Stube, die er betrat. Da schrieen die Kinder durcheinander; da rasselte das Weberschiffchen; die beiden Finken waren so aufgehängt, daß sie sich sahen; nun spürten sie die Frühlingssonne und wetteiferten mit mächtigem Geschmetter. Auf dem offenen Feuerherde stand ein großer Topf und brodelte; ein dünner Geruch entstieg ihm, und eine feuchte und dumpfe Luft durchschwelte den Raum. Von nacktem Elend sprachen die nackten Wände. Hinter dem Webstuhle stand die Margareth und stierte ins Leere; das blasse, blanke Gesicht mit den schönen Augen schim-

merte geisterhaft zwischen den aufgespannten und sich kreuzenden Fäden hervor. Und während die alte Pelar herzustürzte, um dem vornehmen Gast die Hände zu küssen und einen ordentlichen Tanz um ihn aufführte, während der Weber aufsprang und sich nicht zu halten wußte in seiner Ueberraschung, blieb sie ohne jede Regung. Umsonst sah sie die Mutter ganz wütend an, umsonst gab ihr der Vater einen heimlichen Puff; die Margareth beachtete das gar nicht, und als der Blick des Pfarrers den ihren traf, senkte sich ihre Wimper nicht. Er bot ihr die Hand; sie aber tat, als gewahre sie das gar nicht und verschränkte ihre Arme auf dem Rükken. Pater Felician fühlte sich peinlich berührt; er wollte ihr Vorwürfe machen und traute sich nicht recht zu sprechen und fand das gehörige Wort nicht. Und endlich fuhr er heraus: „Warum kommst du nicht in den Gottesdienst oder zum Singen? Du gehst mir ab."

„Geh' ich dir ab, Pfaff?" kam es von einer fremden und unnatürlich heiseren Stimme zurück.

Ein Aufruhr entstand. Der Pfarrer fuhr auf: „So sprichst du mit mir? Warum? Weil ich dich nicht in Dienst nehmen will?" — „Um Jesu willen, rechnen Sie's ihr nicht an!" kreischte die Weberin; der alte Pelar schlug mit aller Kraft nach ihr und traf sie vor den Kopf. Sie zuckte ein wenig und fuhr sich nach der schmerzenden Stelle; aber ruhig antwortete sie: „Ja, nur weil du nicht mich hast dingen wollen."

Der Pfarrer beschwichtigte und kam sich dabei unendlich edel vor: „Schlagt sie nicht! Sie spricht im Unverstand. Zum Singen kommst du also nicht mehr?"

„Nein."

„Aber du wirst doch wenigstens zur Osterbeichte kommen?“

Sie dachte nach. Ueber ein Weilchen: „Ja, ich werde kommen!“ und ein trauriges Licht irrte dabei in ihren Augen.

Die Tür kreischte, und kaum daß Felicians letzter Schritt verhallt war, so fielen sie wieder über das Mädchen her, das alles ohne Gegenwehr, nur schwer atmend und fast röchelnd ertrug. Man ließ endlich von ihr ab, und sie, als wäre nichts gewesen, versank wieder in sich und ihre Gedanken.

Am Palmsonntag kam die stille Margareth zur Beichte. Er war recht hell angebrochen, und viele Menschen bewegten sich im Freien. Mehrere Gespielinnen begegneten ihr, mit denen gepaart, die sich im Winter in Spinnstube oder beim Tanze zu ihnen gesellt hatten. Mancher grüßte; sie schien niemanden zu beachten und sah doch jeden mit starkem Neid. Ueber die Bohlenbrücke, welche die Betschwa überspannt, ging sie. Durch die Zwischenräume der Balken hindurch sah sie die raschen, lehmfarbenen, hochgeschwellten Wasser schießen und lauschte nachdenklich ihrem Murmeln und Murren, dem leisen Grollen und Knirschen des Geschiebes, das auf dem Grunde des Flusses fortgewälzt ward. So lange stand sie da, bis ihr schwindlig ward, und ihr schien, als wandere der Steg mit ihr der Strömung entgegen. Dann endlich riß sie sich mit einem Rucke los; in der Kirche kniete sie vor Pater Felician nieder und bekannte ihm gewohnheitsgemäß ihre kleinen Sünden. Während er sie aber schon entlassen wollte — er hatte es eilig, denn es war nicht mehr lange bis zum Hochamte

— verharrte sie noch immer auf den Knieen. „Ich habe noch eine Sünde auf dem Herzen," raunte sie und krampfte vor der Brust die Hände ineinander, „ich habe einen Mann lieb . . ."

„Hast du dich mit ihm vergessen," fragte Pater Felician, der nun zu begreifen glaubte, warum sich das Mädchen so sehr verändert hatte.

„Schlimmer! Hochwürden! Ich darf ihn nicht lieb haben."

„Und warum nicht? Ist er dir zu nahe verwandt?"

„Nein! Schlimmer, er ist ein Priester des Herrn."

Pater Felician horchte auf. Aber er war abgespannt vom vielen Beichthören, war ganz im Amte, und dies Bekenntnis war so unerwartet gekommen, daß er unmöglich an etwas Persönliches denken konnte. „Reiß ihn aus, Margareth, reiß ihn aus," sagte er nachdrücklich.

„Ich kann's nicht, Hochwürden; ich kann's nicht!" klagte sie.

„So darf ich dich nicht lossprechen, ehe du dich nicht abgetan hast der Sünde. Komm ein andermal!"

„Es hat nicht mehr Zeit, Hochwürden. Ich habe mir Mühe genug gegeben. Aber es geht nicht. Und warum soll ich's müssen? In Ungarn drüben, bei den Evangelischen, heiraten sie. Da war bei uns ein Kaplan, kurz vor Euch, wie der vorige Herr Pfarrer schon ganz alt war. Der sitzt jetzt drüben und hat Weib und Kinder. Darf's der, warum nicht auch ein anderer? O, ich hab' nachgedacht darüber, Hochwürden. Und andere, die haben eine bei sich, die sie gerne haben. Ich weiß es; ich hör' schon allerhand, und ich denke nach über

alles. Warum auch nicht? Ich hab' eine solche gesehen — sie ist von hier und lebt jetzt unten und hat's besser wie keine. Das möcht' ich freilich nicht. Aber, darf das sein? Warum also nicht, wie ich's möchte?"

Bei jedem Worte, glaubte sie selbst, müsse ihr die Stimme versagen. Es pochte so hart und so gewaltsam in ihr, daß ihr das Reden sauer wurde und ihr der Faden der Sätze immer und immer wieder abriß. Er aber wußte das nicht zu deuten. Und fast hochmütig in seiner Jugend und im Bewußtsein seiner tadellosen Lebensführung entgegnete er: „Das sind Abtrünnige oder Unwürdige. Uns aber hat es der große Papst Gregor verwehrt. Wer es doch tut, der fällt in die Sünde des Meineidigen, und, wer einen von uns ablenkt vom Pfade des Herrn, in die ewige Verdammnis."

Sie erhob sich und stand vor ihm. Der Kopf war demütig gesenkt, und man sah es recht, wie gewaltig und wie lange ein ungeheures Weh in ihr gearbeitet haben mußte. Aber sie war beinahe schön geworden davon. Ihre Augen hatten stärkeren Glanz gewonnen, und auf ihrer Stirne war ein Leuchten. Eine rührende Wehr- und Hilflosigkeit der Macht ihres Empfindens gegenüber prägte sich in der ganzen dürftigen Gestalt aus. Mit hastiger Geberde strich sie sich über Stirn und Schläfen, dann haschte sie nach seiner Hand und küßte sie innig. Im Hochamte saß sie wieder auf ihrem gewohnten Platze und schaute ihn wie früher unverwandt an. Zu Hause aber brach sie in ein unendliches Weinen aus, ohne eine Ursache angeben zu wollen, und als sie endlich nachts in einen kurzen Schlaf fiel, da hörte die Mutter, die bei einem kranken Kinde wachen

mußte, vom Lager des Mädchens her, Stöhnen, einen Namen und allerhand Ausrufe, die sie sich nicht zu deuten vermochte, die sie aber in ihrer Gewalt und Unmittelbarkeit mit der Ahnung eines Unglückes durchschauerten. Ein verkanntes Gefühl, eine Scham, die sich selbst preisgegeben zu haben glaubte und nun im Tiefsten verletzt war, rangen in ihr und zerrten an ihrer Seele. Erst am anderen Morgen verstand die alte Pelar alles: da durchlief nämlich ein Aufschrei das ganze Dorf — man hatte die Margareth tot aus der Betschwa gezogen; dort, wo das Wasser den Ort verläßt, war die Leiche der Flut entrissen worden.

Es war das erstemal, daß ein Mensch in Klein-Krasna seinem Leben mit eigener Hand ein Ende bereitet. Niemand wußte sich mindestens eines ähnlichen Ereignisses zu entsinnen. So erhob sich denn eine ungeheure Aufregung. Die armselige Stube der Pelar wurde nicht leer von Besuchern. Man hatte die stille Margareth auf das einzige Bett gelegt, das in dem Raume war; darum drängten sich die Beschauer. Der Vater aber war zu Pater Felician gegangen, um die Einsegnung zu erbitten. Gegen Mittag kam er verstört zurück — der Pfarrer hatte ihm nach den Vorschriften der Kirche seinen Wunsch verweigern müssen. Ein neues Jammern brach los; die Teilnahme aller äußerte sich in ungestümen Wehklagen. Da stand die alte Pelar auf: „So will ich zu ihm gehen!“ Und als ihr Mann antwortete: „Glaubst du, er wird es dir anders machen, wenn er nicht darf?“ zuckte sie nur die Achseln. „Aber er darf nicht!“ rief er fast heftig. Sie deutete auf die Tote: „Schrei nicht! Er darf nicht? Er

muß und er wird! Sie hat hier genug ausgestanden, ich weiß es. Sie soll drüben ihre Ruhe haben und in geweihter Erde schlafen," und mit einer fremden Leidenschaftlichkeit wendete sie sich und ging.

Es scheint eine lange Unterredung gewesen zu sein, die das bekümmerte Weib mit Pater Felician hatte. Spät erst kam sie heim, dann aber wies sie ihre Gäste alle fort. Bei mitleidigen Nachbarinnen brachte sie die Kinder unter; sie selber hockte auf einen Schemel nieder und versank in Betrachtung der toten Tochter. Manchmal stieg ihr ein Weinen auf; dann nahm sie sich nicht einmal die Mühe, die Tränen zu trocknen, und sie rollten ihr ungehindert über das müde Gesicht. So wartete sie, bis die Tür ging; dann trat sie dem Pfarrherrn einige Schritte entgegen, führte ihn zu der — ach! für ewig — stillen Margareth und kauerte sich wiederum nieder.

Es war ein großes Schweigen in der Stube. Der feierlichen Ruhe des Todes war für ein Weilchen der Lärm gewichen, der die Margareth im Leben umklungen hatte. Das Weberschiff ruhte endlich; in ihren verhangenen Käfigen hielten sich die Finken stille und zwitscherten nur manchmal traumhaft und ängstlich; verstummt waren die Kinderstimmen, die sonst immer das Gemach erfüllt. Pater Felician trat an die Leiche heran und besah sich das junge Gesicht. In die Stirne war eine tiefe, zornige Furche eingegraben, um die Mundwinkel lag eine trostlose Müdigkeit, und der Mund war fest geschlossen.

Sie mußte die Zähne fest zusammengebissen haben, damit ihr nicht etwa in der letzten Not ein Hilferuf sich entreiße. Offen stand das Auge und starr; das tat Pa-

ter Felician fast weh. Gänzlich unversöhnt und grimmigen Herzens war sie aus der Welt gegangen. Ein ehrliches Mitleiden mit der Unseligen zog ihm um die Brust unter solchen Erwägungen; aber — er wußte da nichts zu beginnen. Seine Pflicht sprach zu klar. Und so schlug er denn ein Kreuz über die Leiche, und mit einem „Es hilft nun nichts" schickte er sich zum Gehen an.

„Es muß helfen," kam es geraunt an ihm herauf. „Seht sie Euch nur an, Hochwürden, gut an."

Erst jetzt sah er zur Alten nieder; die Aehnlichkeit beider fiel ihm auf und beklemmte ihn. „Sie erbarmt mich," sagte er sehr leise, „aber ich kann nicht gegen meine Pflicht. Sie starb in ihren Sünden!"

„Sie starb, weil sie nicht sündigen wollte," antwortete die Mutter, und: „Dieselbe Stimme!" mußte er denken. „Ihr müßt sie einsegnen, Hochwürden, Ihr müßt!"

„Ich muß? Und warum? Ich darf nicht!"

„Muß ist ein strengerer Herr, als ich darf. Ihr müßt — sie ist um Euch gestorben."

„Um mich?" Er taumelte . . .

„Ja! ich weiß es. Ich habe sie heute zu Nacht reden und jammern gehört, daß mir das Herz mitschrie. Aber — wer denkt gleich das Aergste? Freilich, bei ihr hätt' man's müssen. Aber so: Wein' dich aus, Margareth, wein' dich aus, hab' ich mir gedacht. Du wirst schon wissen, warum daß du's tust. Und dann war's schon geschehen. Aber nicht wahr, das werdet Ihr nicht wollen, daß sie mein Mädel, das Euch lieb gehabt hat, einscharren ohne Segen, ohne Weihe und hinter der Mauer."

Das Geflüster begann ihn zu verstören. Aber es wurde dabei auch klarer in ihm. Nun verstand er ihren Besuch im Pfarrhofe, nun ihre letzte Beichte. Eine starke Erschütterung war in ihm, eine leise Reue, die allerdings nur erst der zu großen Strenge, seinem Hasten von gestern galt. Ein gutes Wort — und sie lebte vielleicht noch. Und, mit sich kämpfend, erwiderte er: „Ich allein und ohne Erlaubnis darf es nicht tun. Aber ich will einen Eilboten nach Olmütz senden, ob mir's der Bischof erlaube."

„Geht selbst, Hochwürden, geht selbst! Euch wird er's nicht verweigern . . ."

„Ich werde!"

„Gott segne und vergelte Euch. Wenn er's aber doch nicht gestattet?"

„Dann . . ."

„Sprecht nicht! Noch nicht!" Sie stürzte vor ihm nieder.

Eine Tagesfahrt ist von Klein-Krasna nach Olmütz mit guten Pferden. Bei anbrechender Nacht saß Pater Felician in dem Wagen, am Morgen stand er vor dem Oberhirten der Diözese. Ihm wurde kein günstiger Empfang. Im Gegenteile, man ließ ihn hart an, daß er mit solch einer Sache behellige. Umsonst legte er klar, daß dieser Fall vielleicht eine mildere Auffassung zulässig erscheinen lasse; umsonst erinnerte er daran, daß unzeitige und rücksichtslose Härte vielleicht das Werk gefährde, an dem er so lange und nicht ohne Frucht gearbeitet. Man fühlte sich im völligen Besitze der Macht und hielt also jede Milde für nicht mehr nötig. Umsonst versuchte er, sich den Einfluß dritter zu gewinnen; er

war vergessen worden in der kurzen Zeit, die er ferne gewesen, und auch das tat ihm weh. Und wie er so den ganzen Tag mit fruchtlosen Gängen mit Harren und Bitten vertrödeln mußte, da erwachte eine Empfindung von Ohnmacht und Beschämung in ihm.

Es ist ein übles Reisen durch die schweigende Nacht und mit beschwertem Herzen zu Trostbedürftigen, denen man keinerlei Trost bringen kann, so gerne man es täte. Denn zuvörderst fraß ein wirklicher Zorn an Pater Felician. Er hatte Verdienste um Kirche und Glauben und wußte das; ihm hätte man eine Bitte, nicht ohne triftige Gründe gestellt, so rund und schroff nicht abschlagen müssen. In seiner einsamen Pfarre hatte er beinahe vergessen, daß er noch Obere über sich habe; fast nur wie eine Formsache war ihm die Anfrage beim Bischof erschienen, und nur um freudig und hilfreich überraschen zu können, hatte er die bestimmte Zusage bei der alten Pelar gespart. Nun aber war ihm klar gemacht worden, wie wenig das Fürwort eines seinesgleichen galt, wie tief unten er stand, und er fühlte sich fast so beschämt, als hätte er sich in der Tat durch eine unbedingte Verheißung bloßgestellt. Und hatte er denn nicht stillschweigend eine solche gemacht? Lag nicht schon eine Demütigung und eine Gefährdung seines priesterlichen Ansehens darin, daß er unverrichteter Dinge heimkehrte?

Dazu war es die erste Nacht seines Lebens, die Pater Felician wachend und im Freien zubrachte. Es war eine seltsame Helle in der Welt; man sah viel, und man ahnte mehr. Das eintönige Getrappel der Pferdehufe schläferte ein; die Abspannung vom Vortage machte

sich merklich. Die Gedanken in ihm aber hielten ihn munter und trieben ein seltsames, spukhaftes Spiel mit ihm, gegen das er sich anfangs wehrte, um sich ihm bald mit einer geheimen Lust hinzugeben. Warum hatte er gestern den Schlummer gefunden, der sich ihm heute weigerte? Darüber grübelte er. Dazu die Nachtgeräusche, die sich vernehmlich machten: einer Eule gezogener und jammernder Schrei, der seltsam dem Hilferufe eines Menschen ähnelte. Wer mochte nur so in der letzten Not geschrien haben? Aber nein — sie war ja schweigend gestorben. Oder ein fernes Hundekläffen, das fast schreckhaft klang, oder das jähe und tiefe Schnauben eines der Rosse. Der Wind strich vernehmlich über die brachen Felder und rumorte kläglich in den Weiden am Flußufer, deren schlanke und kahle Ruten manchmal knackend aneinander schlugen. Längs des Wassers ging der Fahrweg hin; er mußte auf die schnellen, schwatzenden, geisterhaft schimmernden Wellchen blicken. Und plötzlich, mit einem starken Rucke fuhr er auf: das war ja die Betschwa! Wer hatte nur weiter oben in denselben Fluten Zuflucht und Rettung gesucht vor sich selber? Und das Bild der toten Margareth erstand ihm jählings . . .

Es ist ein Eigenes um das Bewußtsein, von einem Weibe recht und stark geliebt worden zu sein. Pater Felician hatte es nie gekannt. Nun, angesichts des rastlos murmelnden und eintönig harmonischen Klagens der Wogen überkam's ihn. Nun sah er die Margareth vor sich: nicht wie sie im Leben gewesen, nein, wie sie ein schrecklicher Tod entstellt und doch wieder geweiht hatte. Ihm bangte vor der Heimkehr; die Freude an seiner

Singschule war ihm verleidet, nun sie nicht mehr darinnen ihre süße und wohllautende Stimme erheben konnte; ihm graute vor dem Pfarrhofe, aus dem sie seine Härte fortgetrieben, vor der Kirche, in der er ihre letzte Beichte gehört, ohne zu ahnen, was sich in dieser Stunde alles in ihrer Brust begeben und zusammengekrampft hatte. Selbst ihre Leiden meinte er in dieser schweigenden Zeit zu verstehen, nun sie ausgelitten. Aber — alle diese Erkenntnis, was hätte sie ihm früher auch genützt? Er lernte viel begreifen in kürzester Weile, und plötzlich fiel ihm bei, daß er sie niemals auch nur lächeln gesehen. Er konnte sich garnicht vorstellen, wie ihr das gelassen hätte, und der heiße und törichte Wunsch überfiel ihn, sie möchte leben und ihn anschauen mit lachendem Munde und mit fröhlichen Augen .... In aller Größe aber begriff er den Schmerz ihrer Eltern, denen das Kind, das im Leben so viel duldend in sich verschlossen, nun auch noch im Tode nicht die gebührende Weihe und keinerlei Ehrung empfangen sollte. Und warum nicht? Nur, weil sie das nicht zu ertragen vermocht, was über ihre Kräfte gegangen? Wie ein Unrecht erschien ihm das, dem er nach bestem Können steuern müsse, an dem er schon durchaus nicht mithelfen dürfe. Aber: wie dem vorbeugen und steuern? Er sann darüber nach, bis ihm in Kopf und Brust ein dumpfer Schmerz einzog, und merkte selber nicht einmal, was sich in solchem Grübeln mit ihm begab; aber die tote Margareth und ihre unverstandene Neigung gewann es so langsam, sacht und sicher dem Lebenden ab.

Es wehte kühl herauf. Von den Feldern stieg Dampfen auf und wölkte sich den Wolken zu.

fröstelte es bis ins Mark. Die Pferde hielten, und der mürrische Knecht stieg wortlos ab. „Sind wir schon zu Hause?" fragte Pater Felician erstaunt, als er sich in einer ganz fremden Gegend sah. „Nein, wir sind im Ungarischen," brummte der Pavel, „das liebe Vieh will auch seine Ruh haben. Nun ja, zwei Nächt' in einem Trab durchfahren, wie soll es das aushalten?" „Aber wie kommen wir nach Ungarn?" Der Pavel schlug die Hände zusammen: „Hochwürden! Wie sollen denn die müden Rösser über den Berg vor Klein-Krasna? Das muß Hochwürden doch begreifen, daß man sie rein herübertragen müßte. Das möcht' doch zu schwere Arbeit werden, und da bleibt nichts übrig, als umfahren," und ruhig fütterte er die Tiere und versorgte sich selbst mit dem Nötigen.

Das Dorf sah freundlich, sauber und wohlhabend aus. An die Kirche stieß der Pfarrhof, und Pater Felician sah in das Vorgärtchen. Es war um die achte Morgenstunde; der Umweg und die Erschöpfung der Pferde hatten die Rückfahrt um vieles verlängert. Ein dünnes Glöcklein erhob ein zitterndes Gebimmel. Daraufhin kam ein Mann im Priestergewande aus dem Wohnhause; ein junges, blühendes Weib gab ihm das Geleite. An der Hand führte die Mutter ein Mädchen, und der Priester nahm herzlich und innig Abschied von beiden. Pater Felician sah das verwundert und dennoch mit geheimem Neid. „Wer ist das? Kennst du dich da aus?" forschte er. — „Gewiß; der Pastor von da ist's. Ich kenne mich ganz gut aus, es sind doch keine zwei Stunden von zu Haus bis hieher." — „Und wer sind die anderen?" — „Das ist die Schwester von

der Schmied-Barbara; sein Weib halt, und die Kleine ist sein Mädel." — „Ja, ist er denn verheiratet?" — „Aber Hochwürden, bei den Evangelischen!" — „Und die Leute haben dennoch Respekt vor ihm?" — „Soviel ich weiß, schon, und ich müßte doch was gehört haben, wenn es anders wäre. Oft genug war ich schon da, und er war früher Kaplan bei uns." — „Und sie leben gut miteinander?" Der Knecht wurde ungeduldig über das viele Fragen, das ihm gänzlich nutzlos erscheinen mußte, und die häufige Störung in seinem Frühstück: „Ich denke; Hochwürden hat ja selber gesehen, wie sie von einander gegangen sind. Mir scheint, wie zwei, die sich recht lieb haben. Und daß es ihnen sonst schlecht sollte gehen? Aber sie schauen mir gar nicht danach aus. Warum? Zu leben haben sie!" Pater Felician aber richtete kein Wort mehr an ihn. Also es ruhte kein Fluch auf der Ehe eines abtrünnigen Priesters des Herrn! Er selber hatte sich mit eigenen Augen davon überzeugt.

So kam er heim. Es war ein heller und sonnenfroher Tag auf die schwere Nacht gefolgt. Er las eine stille Messe; danach stärkte er sich und ruhte ein wenig. Dann legte er die Alba um und ging mit dem kreuztragenden Knaben zu den alten Pelars. „Mir ist nicht willfahrt worden," sprach er. „Ihr aber bekümmert euch nicht darum. Ich will dennoch an ihr tun, was meines Amtes ist." Bevor sie aber noch den Sarg schlossen, trat er noch einmal zu ihr und sah ihr lange und ernst ins Gesicht, und ein häufiges Zucken durchfuhr dabei seine Brust und schmerzte ihn. Danach segnete er sie ein; unter ungeheurem Wehklagen setzte sich

der Zug in Bewegung, und jede Träne, die vergossen wurde, fiel ihm hart in die Seele. Er schritt vorauf. Wo sie durch das Dorf wanderten, dorten schlossen sich ihnen viele an; die aus Neugier, die aus Mitgefühl, manche aus beiden Gründen. Alle Webstühle ruhten; aber die Glocken schwiegen, und dennoch hatte die stille Margareth ein größeres Grabgefolge, als es selbst die Reichste gehabt.

So, immer anschwellend, bewegte sich die Menge durch ganz Klein-Krasna. Im Walde machten sie Halt; auf einer Blöße, die junge, schlanke Birken, mit weißen, zierlichen Leibern und grünweißlich schimmernden Buchen umstanden, während von ferneher das starke Rotbraun zerklüfteter Föhrenborke herüberleuchtete. Er weihte die Erde nach allen Gebräuchen, wie sie die Kirche vorschreibt. Rüstige und willige Hände griffen zu, und in kürzester Weile war ein Grab gegraben, tief und geräumig genug, daß kein Laut des Lebens sie mehr erreichen konnte, die sich davor hierher geflüchtet hatte. Mit zitternder Stimme hielt er eine kurze Predigt; in ihrem Verlaufe gewann er seine Ruhe wieder, und als er von der Liebe sprach, die stärker sei als der Tod und über die nicht die Pforten des Grabes noch der Hölle etwas vermöchten, die diese beseelt habe und die ihr vergeben werde, da klangen seine Worte mächtig und ergreifend durch das feierliche Schweigen, das nur manchmal ein Schluchzen oder ein kurzer Wehlaut unterbrach. Er selber aber sah so blaß und müde dabei aus, daß es allen auffiel. Noch ein kurzes, stilles Gebet, in das die Baumeswipfel sangen und melodisch brausten. Dann knarrten die Seile: die stille Margareth stieg nieder zu

ihrer Ruhe. Hörbar und dumpf kollerten die Schollen auf den Sarg; ein Hügel wölbte sich empor, und Pater Felician sank davor in die Kniee und schluchzte laut auf. Eine Weile blieb er noch, bis sich die Menge verlaufen hatte, dann, einsam und gedankenvoll, kehrte er in den Pfarrhof zurück. Dort tat er sein Priestergewand ab für immer. Er selber hat nach Olmütz Bericht darüber erstattet, daß und wie er sich gegen die Vorschriften vergangen, die man ihm eingeschärft. Ueber die Gründe aber fügte er kein Wort hinzu. Wozu auch?

Tags darauf verließ er Klein-Krasna für immer, nachdem er noch die Eltern der stillen Margareth reichlich beschenkt und ein Kreuz auf ihren Hügel gestiftet. Niemand hat fortab eine sichere Kunde von ihm erhalten. Einige wollen wissen, er habe sich nach Chropin zu seinem Vater begeben; tat er so, dann geschah es nur, um Abschied zu nehmen; in der Heimat gelitten hat es ihn nicht mehr. Andere aber berichten, er habe sich nach Deutschland, nach Wittenberg gewendet und sei in hohen Jahren als Diener am Wort in einem Dorfe in der Nähe von Magdeburg gestorben, ein unbeweibter, stiller und bei aller Milde trüber Mann, der nicht vergessen noch verwinden konnte. Sein Andenken aber blieb dort, wo er in seiner Jugend gelehrt und gewirkt, lange noch in Ehren und unvergessen; selbst dann, als sich unter seinem harten und zornigen Nachfolger die Leute von Klein-Krasna fast sämtlich der neuen Lehre zugewendet.

Ein Poet?

Es war zu Mitte Februar, und es ging auf Mitternacht.

In den stolzen Zeitungspalast nah der Wiener Ringstraße war endlich für kurze Weile ein Schweigen eingekehrt. Das rastlose Leben verstummte, das ihn sonst stoßweise doch heftig bewegt. Aus den Fenstern des zweiten Stockwerkes, in dem sich die Redaktion befindet, brach noch ein einsames Lampenlicht in die Nebel und auf die öde Straße. Auch das erlosch. Die elektrischen Bogenlampen über der Einfahrt gossen ihr weißes, fast schrilles Licht über ein harrendes Zweigespann aus. Auf dem Bocke saß der Kutscher mit nickendem Kopfe und bis zur Unkenntlichkeit eingemummelt, um sich vor dem rastlosen Winde zu schützen, der taumelnd und irre über der Großstadt dahinfuhr. Das Haustor stand offen, aber nur selten huschte jemand hinein oder trat daraus. Wer dieses mußte, der verhielt ein Weilchen schaudernd und kurzatmig, eh' er in die Winternacht mit ihrem wehenden, formlosen und frostigen Brodem sich wagte. Wenige Schritte, und ihn hatte das Dunkel verschlungen.

In der Nachtredaktion selbst brannten noch alle Lampen. Eben war der Metteur mit einem Stück Ma-

nuskript fortgegangen; nun stand das Blatt, und die Maschinen feierten, der letzten Nachrichten gewärtig, die ein spätes Telegramm oder ein säumiger Bote noch bringen konnten. In dem ziemlich großen Raume roch es muffig: nach Firniß, nach Oel und nach Druckerschwärze. Nur noch drei Personen waren darin anwesend. Der Nachtredakteur spielte zerstreut mit einer großen Schere; an einem Pulte saß im Frack ein Berichterstatter und feilte an seinem Ballbericht, den er offenbar gar nicht schön und farbig genug herausbekommen konnte. Endlich stand noch ein Mann, zum Fortgehen fertig, an einem Tischchen und überflog die jüngsten Depeschen, welche die Stunde gebracht hatte. Er sah dabei überlegt und überlegen aus, wie er so jedes Wort nach Wert und nach Gewichtigkeit abschätzte. Er war auch mit der letzten zu Ende gekommen; sorgfältig legte er das Blatt nieder und wandte sich zum Gehen. Da pochte es an die Türe: kräftig und dennoch ungleich, wie ängstlich. Der Schreibende sah auf; der Nachtredakteur klappte seine Schere hart zu. Die beiden blickten einander an, lächelten und sprachen in einem Atem: „Also — der Bernhofer" ...

Der Eintretende, Josef Bernhofer, blieb an der Schwelle stehen und sah ein Weilchen wie geblendet in das helle Licht. Ein Ausdruck von rührendem Behagen glitt vor der Wärme über sein verhärmtes Gesicht. Er war offenbar sehr kurzsichtig; und wie er so mit blinzelnden Augen säumte und dabei mit den Fingern an den Gläsern seiner verbogenen Brille herumwischte, schaute er verträumt und ärmlich aus, trotz der Sauberkeit seines Anzuges, der dennoch, bis auf die lichten

Beinkleider, der Jahreszeit gemäß war. Er hielt sich schlecht, mit vornübergezogenen Schultern; sein Haar war unordentlich, in förmlichen Büscheln ergraut. Den linken Fuß schleppte er ein wenig, aber so, daß es mehr die Folge einer lässigen Angewöhnung, als eines körperlichen Gebrechens erschien. Eine gewisse höfliche Schüchternheit lag über allem, was er begann; man findet sie nicht selten bei Menschen, die nur mit Leuten verkehrt haben, die über ihnen stehen, und die den Umgang mit Höheren doch nicht recht gewöhnen können — etwa bei von Natur bescheidenen Erziehern in adligen Häusern also. Und so näherte er sich dem Nachtredakteur und langte aus der Brusttasche seines Winterrocks sauber gelegt ein blau beschriebenes Blatt Papier: „Ich bin so frei, noch einen Bericht zu bringen. Hoffentlich paßt es. Es ist ein Brand, Herr Doktor."

„Ein Brand? Steht's jetzt noch dafür? Und hat ihn noch niemand gebracht?"

„Ich hoffe nicht. Es war vor kaum einer Stunde und ein ganz ansehnliches Feuer. Sie mußten mit der Dampfspritze ausrücken, und ein Löschmann wurde nicht unerheblich verletzt. Ich habe mich sehr beeilt, gerade auf dem Heimwege war ich, als die Flammen aufschlugen, und ich habe im Kaffeehause alles aufs gewissenhafteste notiert. Hierher," er versuchte ein bescheidenes Lächeln, „kam ich allerdings nicht sofort. Ich wußte, daß die Herren hier am längsten offen haben." Und damit legte er seinen Bericht auf das Pult und machte seine Verbeugung, um sich zu empfehlen.

„Sie, Herr Bernhofer," hörte er sich plötzlich anrufen.

Er zuckte zusammen, blieb nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit stehen. Der Dritte — Dr. Ferdinand Wortmann seines Namens und erster Leitartikler des Blattes von Beruf — hatte den Bericht aufgenommen, und trat nun damit in der Hand auf Bernhofer zu. Er war ein kleiner Mann, fast einen Kopf kleiner als der andere; aber man begriff in diesem Augenblicke die Scheu Bernhofers vor ihm. Bewußte Kraft stand gegen Müdigkeit. Er sah ungemein klug und sehr heftig aus. Die Brille hatte er hoch auf die Stirne geschoben, und die tiefen Streifen, welche das Gestänge längs der Schläfen eingegraben hatte, leuchteten ganz rot. Seine raschen Augen funkelten, und die sehr schöne und bis auf den Ehering völlig schmucklose Hand fuhr über das kurzgeschorene Haupthaar und glättete am spitzgehaltenen Bart. „Sie, Herr Bernhofer!" rief er dabei noch einmal, und seine Stimme hatte einen hellen und nicht unangenehmen Ton. Die beiden andern aber stießen sich an: „Es gibt etwas . . ." und lächelten dabei.

„Herr Doktor wünschen?" fragte Bernhofer befangen.

„Sie haben da einen Bericht geliefert, Herr Bernhofer," es lag eine gänzlich vernichtende Höflichkeit in jeder Silbe, „der ja soweit ganz vortrefflich sein mag. Er geht mich auch eigentlich nichts an, und ich warf nur aus Neugierde und weil ich zufällig da war, einen Blick hinein; das Lokale," er schüttelte es mit einer entschiedenen Bewegung von seinen Schultern, „das Lokale ist sonst durchaus nicht mein Ressort. Aber — auf eine Kleinigkeit haben Sie in Ihrer, sonst, wie bemerkt,

vielleicht vortrefflichen Notiz vergessen — bitte: wo hat's gebrannt, Herr Bernhofer?"

„Aber steht das nicht darin?" stammelte Bernhofer ganz verdutzt ... „Bei der Augartenbrücke, natürlich!"

„Erlauben Sie mir die Bemerkung: es ist gar nicht natürlich, daß es just bei der Augartenbrücke gebrannt hat. Und bei allem Scharfsinn, den Sie unseren Redakteuren zuzutrauen das Recht haben — und es ist dessen in der Tat ziemlich viel — Sie dürfen doch nicht verlangen, daß sie das erraten. Also: bei der Augartenbrücke. Gestatten Sie, daß ich das vermerke und Sie an die erste journalistische Regel erinnere: Wo, wann, wie — so geht's in der Welt, wenn's beliebt."

„Es ist unglaublich, Herr Doktor! Erlauben Sie .." stotterte der andere.

Sein Widersacher winkte mit einer Handbewegung ab: „Nicht wahr, jetzt finden Sie es selber unglaublich. Sie schildern da den Brand, sehr schön, will ich Ihnen zugeben, sehr poetisch und in einer Novelle auch wirklich wirksam. Aber, Herr! Unserem Publikum haben Sie keine Novellen zu erzählen — vorläufig wenigstens nicht, und die zu beurteilen wäre wieder nicht meine Sache. Unsere Leser wünschen alles zu wissen, was sich in der Welt begibt; aber nur die Tatsachen, Herr, merken Sie sich das, nichts als die Tatsachen!"

„Ich will mir's merken," entgegnete Bernhofer demütig, „und man war auch bisher immer mit meinen Leistungen zufrieden, wie ich denn in Zeiten drängender Arbeit auch von der Redaktion aus verwendet wurde."

„Man war!" unterbrach ihn Dr. Wortmann fast heftig; „ich weiß nicht, ob man's war. Und was heißt

das überhaupt? Das heißt: man hat Ihre Notizen gedruckt, wenn sie brauchbar waren, und, wenn sie nichts taugten, hat man sie fortgeworfen. Gedruckt und mehr oder weniger redigiert; ich will in Ihrem Interesse hoffen, weniger. Aber gibt Ihnen das irgend ein Recht oder einen Anspruch? Durchaus nicht. Bei einer Zeitung gibt es kein: war; da gibt es nur ein: ist! In ihrem eigensten Interesse muß sie das so halten. Verstehen Sie das? Wir leben vom Augenblicke, heißt das, und nur wer ihm auch im Augenblicke gut dienen kann, der darf mit uns leben und ist unser Mann: nur der!"

„Ich verstehe," antwortete Bernhofer ganz leise. Ein starkes Rot flammte dabei auf seinem Gesichte, und er atmete ruckweise und in Beschämung.

Dr. Wortmann setzte sich und sah langsam und prüfend an ihm auf: „Nicht wahr, Sie machen Verse oder Sie haben doch welche gemacht?"

„Ja!" hauchte der Reporter.

Ein vergnügliches Lächeln lag um den Mund des anderen; man sah, wie sehr er sich seiner Klugheit freute: „Ich habe nur den einen Bericht von Ihnen gelesen, und ich wußt' es sofort. Und nicht wahr: Sie sind verheiratet und zwar schon seit ziemlich langem?"

„Ja!" flüsterte der also Verhörte, „aber woher wissen Herr Doktor . . ."

Ein seelenvergnügtes Händereiben: „Man hat seine Augen, und man hat seinen Verstand. Eines will ich Ihnen sagen: Sie sind ein unpraktischer Mensch; also machen Sie Verse, und also sind Sie höchst wahrscheinlich verheiratet, und zwar, weil Sie arm sind. Ich weiß auch jetzt schon: Sie möchten mich in diesem Augenblicke

am liebsten niederschlagen, und auch ich bin über Sie, den ich kaum kenne, eigentlich zornig. Sie hassen mich, weil ich Ihnen weh tue. Aber ich tu's nur, weil ich's mit Ihnen gut meine; weil Sie mir leid tun in Ihrer Dummheit. Ja wohl, in Ihrer Dummheit!" Er dehnte die Worte, er kostete jede Silbe aus. „Sie haben ein Weib zu Hause in Not und denken an das und vergessen darüber das Wichtigste. Und Sie haben's nicht im Kopfe — und nur dort darf's bei einem Journalisten sitzen. — Sie haben's vielleicht im Herzen. Und das taugt nichts, Herr! Verstehen Sie mich wohl, das taugt nichts, gar nichts!"

Er war in seiner Erregung aufgesprungen, er deutete mit den Händen, seine Stimme überschlug sich und gellte. Und dennoch wirkte er nicht einen Augenblick lang komisch. Dazu war ihm offenbar die Sache zu ernst, die er hier vertreten zu müssen meinte: sein Blatt und sein Beruf; dafür war die Empörung zu ehrlich, die er offenbar vor dieser wie jeder Torheit empfand, die irgendwer auf dieser närrischen Welt beging. Er stellte keine an; gewiß: er hatte nichts in seinem Leben begangen, was er ungeschehen wünschen mußte. Ihm ging's gut, weil er klug war; und weil er dabei doch jedem das Beste gönnte, ereiferte er sich über allen Widersinn. Josef Bernhofer empfand das genau; und vor dieser Erkenntnis schwand ihm der kurze männliche Zorn, der sich in ihm zu heben begonnen; die Röte auf seinen Wangen wich, und er stand völlig fahl und farblos vor dem Zürnenden. Der bemerkte das und wurde weicher:

„Ich sagte Ihnen schon: ich mein' es gut mit Ihnen.

Und darum rate ich Ihnen, Herr — nehmen Sie sich zusammen! Oder noch besser: geben Sie das Geschäft auf, wenn Sie können. Sie sind ein gebildeter Mann; beginnen Sie etwas anderes! Sie können sich auch anders forthelfen, besser, menschenwürdiger. Eines, bei dem Sie sich nicht von jedem heruntermachen lassen müssen. Eines, bei dem Sie nur einen Herrn haben. Und nun," er brach hastig und ruckweise ab, „gute Nacht, meine Herren!" und behende und mit für seine Kleinheit großen Schritten wischte er aus der Stube. Man hörte die Türe zufallen; dann Stille.

Josef Bernhofer stand immer noch auf demselben Flecke und starrte ins Leere. Er war so gänzlich niedergedonnert, daß der Spaß, den die anderen anfangs mit der Geschichte gehabt, bald einem tiefen und ehrlichen Mitleiden wich. Der Nachtredakteur nahm das also schlecht gemachte Blatt, in das Dr. Wortmanns Feder die nötigen Aenderungen gemalt, an sich und gab es in recht nachdrücklicher Weise einem Setzerjungen, mit dem Ballbericht, der endlich doch fertig geworden war. Sein „Gute Nacht" klang warm und fast tröstend; bis zur Türe ging er mit Bernhofer und drückte ihm dort noch einmal die Hand. Der Berichterstatter aber nahm rasch seinen Winterrock um und eilte dem Mißhandelten nach. „Er hat's heute auch gar zu arg mit ihm getrieben," flüsterte er. „Es geht aber auch wirklich zu schlecht mit dem Bernhofer. Er ist ein guter Mensch, er schreibt ein anständiges Deutsch, und er hat früher oft ganz schöne Sachen gehabt, so daß man sehen konnte, wie viel Mühe er sich gibt. Aber er vergißt jetzt immer irgend etwas." „Ich weiß nicht, was das mit ihm geworden

ist," wurde ihm zur Antwort. „Ich will ihm nach. Ich habe mich heute beinahe vor dem Wortmann gefürchtet. Wie erst er? Und wir wohnen nicht gar weit von einander; ich will also mit ihm gehen." Der Nachtredakteur nickte und nahm nachdenklicher als sonst seine gewohnte Beschäftigung wieder auf.

Wenige Schritte vom Hause — noch warf das elektrische Licht seinen ungewissen Schein bis dahin — holte Fritz Grätzer seinen alten Schulbekannten ein. Er legte ihm die Hand auf die Schulter, und Bernhofer sah sich verstört und mit ängstlichem Mißtrauen um. Grätzer aber schob halb herablassend und halb gönnerhaft seinen Arm unter den des anderen: „Ich gehe noch ins Kaffeehaus; du kommst doch mit?" Bernhofer schüttelte verneinend den Kopf und hatte doch nicht die Kraft, ihm entschieden zu widersprechen; ärgerte sich über seine Schwäche und hatte hinwider eine geheime Freude über die Einladung. So kamen sie zum Ring, der ganz ausgestorben dalag; nur ein letzter Pferdebahnwagen rollte heimwärts. Das Geklingel seiner Schellen läutete tröstlich durch die Stille, und die blaue Laterne leuchtete hell und freundlich, ehe sie langsam davonzog und verblich. Es roch nach dumpfem Rauch in der Welt, und die Brust war beklemmt davon. So wallend zogen die Schwaden, daß man die gegenüberliegende Häuserreihe kaum mehr sah. Die Gasflammen brannten traurig, summend und mit rötlichem Licht. Man fühlte sich unsicher und ängstlich selbst für die wenigen Schritte. Gespenstig tauchte ab und zu ein rascher Fiaker auf; und so waren sie froh, als sie endlich das Lokal erreicht hatten. Die Helle und die Wärme taten wohl, und

Grätzer freute sich seiner Klugheit, daß er den Verstörten nicht allein und nicht unmittelbar hatte heimgehen lassen.

Die gastlichen Räume waren ziemlich gefüllt, aber nicht so stark besucht, daß es unangenehm geworden wäre. Der schwarze Frack und das Ballkleid überwogen; man sah so den Fasching und die Nähe eines beliebten Ballsaales. Es wurde viel und hell gelacht, viel und laut gesprochen. Die beiden nahmen an einem Tischchen in einer Fensternische Platz; Grätzer nicht, ohne zuvor einen prüfenden Blick in einen der Spiegel geworfen zu haben. Er war mit sich zufrieden, und er konnte es sein: ein stattlicher Mann, mehr als mittelgroß, mit so kurz gehaltenem Bart, daß die rosige Haut der Wangen durch das tiefe Schwarz durchleuchtete, wohlgenährt und tadellos gekleidet. Es ging ihm offenbar gut, so gut, daß er beinahe das Recht hatte, es für eine Beleidigung zu halten, wenn jemand die übliche Frage nach seinem Befinden an ihn stellte. Darüber mußte doch schon der erste Blick Aufschluß geben! Ihm schlug alles an; ihm gedieh's. Er durfte sich sogar schon den Luxus gönnen, irgend einen armen Teufel zu bemitleiden. Das war sein einziger, und den leistete er sich gerne und häufig und auch dem gegenüber, der vor ihm saß und im vollen Lichte erst in seiner ganzen Dürftigkeit erschien. Vor ihm stand ein Glas Punsch; er umschloß es mit beiden Händen, um sie zu wärmen, und man sah so das mannigfache Netzwerk von Adern, die sich darauf verzweigten und so auf höhere Jahre hindeuteten, als Bernhofer eigentlich zählen konnte. Und seufzend rührte er dann mit einem Löffelchen das rötliche, stark und kräftig duftende Getränk um, seufzend hob er's an seine

Lippen und tat einen schwachen Schluck. „Es ist eine unbillig große Ausgave," sprach er leise. „Ich gönne mir sie auch nicht oft. Heute sollt' ich's schon gar nicht. Aber, ich weiß nicht: ich hatte so sehr das Bedürfnis nach etwas Starkem, ich war so müde . . ."

Fritz Grätzer kostete gerade feinschmeckerisch den Kognak, den man ihm gebracht. Er nickte wohlwollend und befriedigt. „Du hast dir die Geschichte mit dem Wortmann zu sehr zu Herzen genommen. Eigentlich geht es ihn ja gar nichts an, was du bringst. Das ist Sache anderer."

Bernhofer schüttelte den Kopf. „Er hat mir sehr weh getan. Aber — vielleicht am meisten dadurch, weil er so ganz recht hat. Ja wohl, ich tauge nicht für das Geschäft; ich weiß es. Aber ich habe kein anderes, bei Gott! und ich möchte gerne eines. In ein Amt oder sonst wohin. Nur nehmen sie mich nirgends; und ich bin bald auch schon in Besorgnis, ich tauge in keines mehr. Ich bin das stille Sitzen nicht mehr gewöhnt, noch die regelmäßige Arbeit. Das lernt sich schwer wieder von neuem."

„Ja, aber zusammennehmen könntest du dich doch, Mensch!" rief der andere und saß dabei da, wie die gehaltene Kraft und das selbstbewußte Streben in Person. Bernhofer sah ihn an; irgend eine alte Erinnerung mußte ihm dabei durch den Kopf geschossen sein. Er lächelte fein, beinahe spöttisch und sah dabei wirklich klug und fast geistreich aus. Aber dies verirrte Licht schwand bald aus seinem Antlitz. Er langte in die Tasche und nahm ein fast völlig aufgebrauchtes Päckchen schlechten Tabaks heraus. Zerkrümelter Tabak, mehr

schon Staub, bildete den Inhalt; er drehte sich davon eine Zigarette, verwahrte den Rest wiederum und sprach bekümmert:

„Ich weiß das: ich sollte mich zusammennehmen. Und ich gebe mir auch Mühe genug; das sieht Gott. Aber ich kann nicht! Es ist so eigen," er dämpfte seine Stimme, „es ist so eigen! Und der Dr. Wortmann hat's bei aller seiner Klugheit nicht recht begriffen. Ich sehe nicht zu wenig; ich sehe zu viel, und ich denke mir dabei zu viel. Zum Beispiel: es ist ein Brand; und da steigen dir erst die Garben Funken aus dem Schornstein, und dann kömmt der Rauch, dick, ungefüg und so . . . so . . . qualmend, und dadurch kömmt's erst rötlich, dann gelb — noch im Rauch — und endlich kömmt's dir fast weiß. Und dann: die Feuerwehr, das Signal — du hörst es durch alles Lärmen der Straße: mächtig, gebietend und so — so gewissermaßen beruhigend. Oder, es springt einer ins Wasser. Was hat ihn hineingetrieben? Und die Leute stehen am Ufer, schwatzen, kreischen durcheinander, laufen ihm nach. Endlich — die Rettungsgesellschaft: erst das schrille, jammernde Pfeifchen, der rasende, grüne Wagen. Und das alles möcht' ich in den Bericht bringen, das soll alles darin stehen; und das geht nicht, das geht nicht!" Er legte seine Zigarette vorsichtig weg und sog wieder andächtig an seinem Glase.

„Aber das kennt ja schon jeder!" entgegnete Grätzer überlegen.

„Ich kenn's ja auch," und er lächelte wieder. „Und dennoch möcht ich's schildern. Und das ist mein eines Unglück. Aber nicht das richtige. Das ist: ich bin so

ganz vergeßlich. Ich hab' so einen Druck im Kopfe, hinten, ganz hinten, und der schreitet dir langsam vor und preßt dir die Stirne, daß du dich gar nicht mehr besinnen kannst. Mir ist immer, als habe ich noch was zu sagen, oder zu schreiben, oder zu tun, was wichtiger ist als alles sonst, und ich weiß das nicht. Es ist mir aus dem Gedächtnisse fort, fort und für immer weg, und ich such' darnach. Das drückt hernach und wird von Tag zu Tag stärker und ärger." Er fuhr sich mit der Hand durch das Haar und starrte so verloren vor sich hin, daß selbst Grätzer begriff, wie er in diesem Augenblick wieder nach dem wesenlosen Schemen suchte, der ihm so oft durch die Seele rauschte und verstob.

Er legte die Hände ineinander und ließ die Gelenke hart knacken. Und dann, noch immer bedächtig an seiner Zigarette ziehend, fragte er ganz unvermittelt: „Du hast doch Raimund Förster gekannt?"

„Ja!" gab Grätzer äußerst entschieden zur Antwort, und zerstörte damit einen höchst kunstvollen Ring, den er in die Luft geblasen. „Er war ein sehr begabter und tüchtiger Mensch, glaube ich. Was ist aus ihm geworden, und wie kommst du gerade jetzt auf ihn?"

„Ein höchst tüchtiger und begabter Mensch. Ja. Immer der erste durch das ganze Troppauer Gymnasium. Und es ist auch nichts aus ihm geworden — das ‚auch' geht natürlich auf mich," schaltete er begütigend ein. „Er war gar zu arm von Hause und ist vor lauter Hunger nicht zum Studieren gekommen. Aber er war ein närrischer, ein ganz komischer Kerl. Da hatte er einen Dukaten, durch viele Jahre, ich glaube, es war sein Firmgulden oder ein Christgeschenk aus einer

Stunde. Von dem hat er sich nicht getrennt, auch nicht, wenn es ihm noch so schlecht gegangen ist. Und einmal treff' ich ihn am Stefansplatz vor einer Wechselstube, wie er auf und abgeht, ganz nachdenklich, ganz kämpfend und betrübt. Das nimmt mich also Wunder, denn er war ein lustiger Bursch, wenn's ihm nur nicht gar zu schlecht gegangen ist oder wenn er nicht im Herzen das graue Elend gehabt hat, daß sich ihm so gar kein Vorwärtskommen, keine gute Stunde, kein Stipendium bieten wollte und er seinen Kummer vertrank — so billig, wie möglich, natürlich. „Was treibst da, Förster?" frag' ich ihn. Und er: „Meinen Dukaten hab' ich verkauft." „Und warum bist du so traurig?" Da legte er mir die Hand auf die Schulter — du weißt, er war Historiker und im Seminar ein Haupthahn — und gibt mir die Antwort: „Bernhofer — heut hab' ich Napoleon an der Moskwa verstanden. Man opfert nicht so weit von der Heimat seine letzten Reserven," und dreht sich rasch um und verschwindet mir in einem Durchhaus zur alten Universität."

„Und nun? Was hat das mir dir zu schaffen?"

„Das verstehst du nicht?" Er sann eine Weile nach und versuchte dabei, sich eine Zigarette zu drehen. Es ging nicht, soviel er auch auf den Staub hauchte, er wollte sich nicht mehr formen lassen, und das Papier riß immer wieder. „Ich hab's gut gemeint," sprach er endlich, „ich hab' damit nach den Worten der Bibel tun wollen: Staub bist du und zu Asche sollst du werden. Ich muß mir's nämlich einteilen. Acht Kreuzer im Tage darf ich verrauchen. Hast du vielleicht eine Zigarette?" Grätzer hatte keine, aber seinen großmütigen Tag. Auch

war die Neugierde seines Berufes in ihm rege geworden, und so ließ er welche bringen.

„Ich danke. Sie sind gut," fuhr Bernhofer ganz vergnügt nach einer Weile fort, in der er den Rest seines Punsches ausgetrunken. „Aber — es wundert mich —, daß du das nicht begriffen hast, wie sich der meinetwegen schlechte Spaß vom Förster auf mich bezieht. Das ist doch sehr einfach und heißt so viel wie: wir verstehen, so klug wir uns halten mögen, eigentlich doch alles erst, wenn wir's am eigenen Leib erfahren. Dem sein armseliger Dukaten — aber ich rede, als hätt' ich sie nur zu Haufen liegen! — also dem sein Dukaten und die alte Garde Napoleons waren für beide dasselbe. Und so — du weißt, ich war Mathematiker, aber ich habe überall herumgenascht — hab' ich mir viel Nachdenken gemacht über den Kampf zwischen Maschine und Handarbeit . . ."

„Derlei hat mich nie interessiert," rief Grätzer dazwischen.

Wieder das kluge, doch traurige Lächeln. „Du hast es eben nie nötig gehabt, dich um derlei zu kümmern. Du hattest etwas Zuschuß vom Hause, hast rechtzeitig, nach Bismarck, deinen Beruf verfehlt, nahmst dich um nichts an, was dich nicht anging, und es ist dir dabei immer gut gegangen. Anders ich. Und so sag' ich dir: jetzt, seitdem er mir auf die Nägel brennt, versteh' ich den Kampf. Denn ich selber führe ihn. Die Zeitung ist eine Maschine, die Korrespondenzen sind Maschinen. Da arbeiten bei euch viele, alle für dasselbe: Neuigkeiten wollen sie bringen. Und dann hat jede Korrespondenz ihre Reporter, und jeder findet was, und

jeder nimmt mir was weg. Verdien' ich und erfahr' ich in gewöhnlichen Zeiten überhaupt was, dann ist es Zufall und reines Wunder. Das aber ist selten und wird immer seltener; und so läuft man denn Gass' auf und Gass' ab; so hat man keine Ruhe, nicht eine Minute lang, nicht zu Hause oder sonst wo, denn gerade in dem Augenblicke kann etwas geschehen, was sonst niemand weiß und was also viel trägt, und — dann hat man nichts davon, als Kummer und Kränkung." Seine Stimme brach; er schlug heftig an sein Glas: „Ich lasse mir noch einen Punsch bringen?" sagte er fragend.

„Wie du willst," gab Grätzer großmütig zurück.

Sie mußten warten. Eine neue Gesellschaft kam. Eine brach auf. So war ein ziemliches Lärmen vom Schließen der Türen, von den Zurufen der Kellner, die alle um die Ankömmlinge oder um die Scheidenden bemüht waren. Endlich wurde der Punsch gebracht, und Bernhofer trank hastig davon. „Du mußt mich für keinen Lumpen oder Trinker halten," sprach er entschuldigend, „aber ich habe heute fast noch nichts gegessen. Ich bin früh fort vom Hause, und mir war immer, als jagte mich etwas. Jetzt — aber das tut besser!" er rieb sich die Hände.

„Fast noch nichts gegessen?" rief Grätzer, zum erstenmale wirklich bewegt. „Aber, das ist ja schrecklich! Und ist da nicht auch deine unbedachte Ehe daran schuld, wenn es dir, einem Menschen, der doch manches kann, so schlecht geht?"

Bernhofer schüttelte den Kopf: „Meine Ehe war keine unbedachte. Und meine Frau" — ein stilles friedliches Licht lag in seinen Augen — „mein liebes Weib

ist brav und gut und auch zufrieden. Freilich, jetzt nicht mehr so, wie sie's einmal war. Mir kömmt manchmal vor, sie hat sich gegen früher verändert. Aber, das wäre kein Wunder, gar kein Wunder. Nun ja, wenn alles anders wird, wie es war, wenn's immer und immer schlechter wird, warum soll sie allein bleiben, wie sie war? Das wäre zuviel verlangt, und man muß nur gerecht sein — gerecht gegen das Leben und gerecht gegen sich."

„Und wenn du's schon bist — was kömmt dabei heraus?"

„Mehr, als du glaubst, Grätzer. Vor allem: du trägst leichter, was dir zustößt, wenn du dir sagst: addieren und subtrahieren; Böses und Gutes und immer eines vom anderen, darauf kömmt's an. Tu's nur gehörig, und die Rechnung wird stimmen."

Fritz Grätzer fühlte das Bedürfnis, einen Scherz zu machen: „Aber besser ist es doch, man muß sich nicht auf Rechenkünste einlassen," sagte er und lachte gehörig darüber.

Bernhofer lachte mit, aus Höflichkeit. „Es gibt solche, die es nicht müssen. Ich aber hab's lernen gemußt, und obzwar ich vom anderen auch weiß, ich kann dir sagen: ich bin jetzt dreiunddreißig Jahre, und es geht bei mir auf. Vielleicht bleibt noch ein bißchen Gutes für mich übrig, ich weiß es so genau nicht. Aber, ich kann dir's gestehen: ich habe viel Glück im Leben gehabt; viel Glück . . ."

Es zuckte um die Mundwinkel des anderen; aber er hielt an sich. „Und trotzdem geht es dir so schlecht?"

Bernhofer winkte ab: „Ich habe mich ja nicht beklagt. Auch ist das eine lange Geschichte."

„Wir haben ja noch Zeit. Erzähle!"

Der Reporter hob sein Glas. Hinter ihnen war ein Zutrinken und ein Jubeln; und im gleichen Augenblicke, in dem die anderen mit einander anklangen, leerte er seine Neige. Dann fuhr er fort: „Es ist eine lange und eine ganz gewöhnliche Geschichte. Ich will sie knapp abtun und so ehrlich, wie man's nur kann. Ich habe zuviel Glück gehabt. Ich habe meine Eltern lange behalten, so lang, daß ich ihr Stolz war und bleiben konnte, denn ich war immer ein stiller Mensch und habe für mich viel gearbeitet. Ich bin nie auf den Kneipen gelegen, immer nur auf der Bibliothek, und habe gelesen, was mir dort unterkam. Und so haben sich meine Eltern über mich gefreut; und wenn einmal wo ein Gedicht von mir erschienen ist, so waren sie stolz und glücklich und haben geträumt, ich werde einmal mein Denkmal haben. Jedes haben sie ausgeschnitten und sauber auf ein blankes Blatt Papier in ein Büchlein geklebt; so hab' ich's dann gefunden. Was aber sonst mit mir werden will, darum fragten sie nicht. Ich studierte ja immer, und das mußte doch zu etwas führen. Ich glaube auch, sie haben immer etwas mystische Begriffe von meinem künftigen Beruf gehabt. Etwas hab' ich auch immer verdient; ich gab Stunden und hatte so mein Taschengeld. Endlich — ein kleines Vermögen war da; und so hätt' ich denn, meinten sie, mein Leben wohlbehütet fortspinnen können, solange es mir gefiel und mir bestimmt war.

„Nun, sie sind gestorben. Beide ziemlich rasch hin-

tereinander, im gleichen Monat. Ich kann dir garnicht sagen, wie mir da war; aber, ich habe seitdem Mitleid mit jedem verlaufenen Hund, und mit einem Schoßhund gar, und ich füttere ihn, wenn ich kann. Man soll ein Kind nicht zu weich gewöhnen, hat meine Großmutter immer gesagt. Ich war zu weich gewöhnt. Ich wußte mit mir nichts anzufangen. Zum Lehramt taug' ich nicht. Es geht noch mit einem, wie man's in Privatstunden hat; und selbst da muß ich mich sehr zusammennehmen, damit der Junge nicht merkt, daß ich mich eigentlich vor ihm fürchte. Aber — viele Kinder sind mir schrecklich; da — entweder sie haben Angst vor mir, oder sie machen sich lustig über mich. Keines von beiden soll sein. Und mir fehlt das Sichere, daß sie sofort spüren: da gibt's keinen Spaß, da heißt es folgen. Also, ich habe mein Probejahr gemacht und war sehr glücklich, als ich's hinter mir hatte. Aussicht auf eine Anstellung gab es bei meinem Fach so nicht. Und ich wurde und werde leicht verlegen, und mein Gedächtnis ist auch nicht so ganz willig. Auch war ich ja so sehr nicht aufs Verdienen angewiesen. Was mir meine Eltern hinterließen, das war genug für mich, und es hat mich oft gerührt, wenn ich so in ihren Büchern blätterte und sah, wie sie Monat für Monat etwas zurückgelegt haben — für den Einzigen, und wie meine Mutter vorgesorgt hatte für alles nach ihrem besten Können. Ich glaube, ich sehe sie jetzt wieder; gehört hat sie kein Mensch, solange sie lebte. Ihre Tränen hat sie verschluckt, und gelacht hat sie nur ganz heimlich und in sich hinein; aber wer sie dabei sah, dem mußte ganz weich und froh ums Herz werden. Und so schöne Hände

hatte sie und die sauberste Schrift, die man nur denken kann.

„Jetzt aber war es schlimm. Ans Wirtshaus habe ich mich nicht gewöhnen können. Ja, so lange ich manchmal, als Fest, hingekommen bin, da war's schön. Aber jetzt und täglich! Mir war so traurig, und da hat sich keiner darum gekümmert. Sie lärmten und zechten, als wäre nicht einer da, der nicht lustig ist. Und das tut wehe. Verwandte habe ich keine und mit vierundzwanzig Jahren so als Waisenknabe herumlaufen und jedem sein Elend vorweinen, das ist doch komisch.

„Es hat aber im selben Haus, überm Gang, eine Witwe mit einer Tochter gewohnt. Ich habe das Mädchen manchmal gesehen; sie hat so was Helles an sich gehabt, daß es mir gefiel. Wir haben auch verkehrt, wie Nachbarsleute das müssen. Da kann eines den Schlüssel zur Wasserleitung nicht finden oder es braucht den zum Boden, der gerade bei der anderen Partei ist, kurz, es gibt schon immer Anlaß. Meine Mutter hat die beiden ganz gut können leiden und manchmal von ihnen gesprochen, und besonders hat sie das Mädchen gelobt. Und das hieß etwas; sie hat mit Lob sehr gespart. Weil ich aber meine Wohnung nicht beibehalten wollte — sie war mir zu groß und für mich allein auch zu teuer — so steh' ich einmal im Haustor und schau' mir die Zettel an, damit ich nicht aus dem Hause fort muß, in dem ich mich so wohl gefühlt hatte. Und da hängt richtig einer, ganz orthographisch geschrieben, daß ein besserer Herr ein schönes Zimmer, allenfalls mit ganzer Verpflegung, bei gebildeter Familie haben könne. Es waren wirklich meine Nachbarsleute; ich tummele mich wieder hinauf,

und wir machen's in aller Schnelligkeit ab. Sie waren auch in Trauer; der Sohn war ihnen gestorben. Ich habe sein Zimmer übernommen und bald mit ihnen gelebt, ganz wie wenn wir uns nahe stünden.

„Sie waren stille Leute, und sie haben also zu mir gepaßt. Besonders das Mädchen, die Helene; die war wie ein Schrat, wie so ein kleines Hausgeistchen, das alles tut und nur nicht will, daß man's dabei sieht oder darum lobt. Den ganzen Tag hat sie gearbeitet, und es war eine Freude, ihr zuzusehen, wenn sie gestickt hat. Unglaublich schnell war sie dabei; und im Haus ist nichts geblieben. Ich hab's bald heraus gehabt, daß sie die Arbeiten dann verkauft hat. So, und mit dem, was ich gezahlt habe, ist es im Hause ganz schön und glatt zusammen gegangen. Ich wenigstens hätt' mir's nie besser gewünscht, und," er seufzte tief, „ich wollte nur, ich hätt' es noch einmal so gut im Leben, wie ich's damals gehabt. Wenn ich etwas fertig geschrieben hatte und ich las es vor, dann hat sie hübsch und achtsam zugehört. Kurz, ich konnte sie nicht mehr wegdenken aus meinem Leben, und . . ."

„Und so haben sie dich eingefangen," ergänzte Fritz Grätzer roh und rücksichtslos.

Bernhofer sah ihn zornig an. „Eingefangen! Das ist ein häßliches und ich möchte fast sagen ein gemeines Wort. Aber du hast es nicht so gemeint, nicht wahr? Das Glück, das sie mit mir gemacht hat! Ein hübsches Mädchen und gebildet und eine Sparmeisterin — und was war ich? Ich hab' meine Dekrete gehabt und meine Zeugnisse — verhungern können wir damit; nicht den Stempel, der darauf klebt, haben sie mir noch getragen.

Sie hätte leicht einen Besseren finden können. Aber — sie hat mich eben auch gern gehabt."

„Du hast eines vergessen, Bernhofer. Du hattest Vermögen."

Der andere wurde unruhig, begann zu stottern und nach Worten zu suchen: „Vermögen! Sie hat doch auch etwas gehabt! Nicht viel, aber immerhin, die Bettlerin war sie nicht, o nein, das ist sie nicht gewesen, die man vielleicht nur aus Mitleiden heiraten muß. Aber du willst mir weh tun; sonst nichts willst du mir tun, nur weh. Alle Leute haben's auf mich. Warum? Bin ich zuviel auf der Welt? Ich hab' dir nichts getan. Und wenn ich mir jetzt denke: sie sitzt zu Hause und härmt sich und hat vielleicht nichts zum Brot, und ich tue mir da gütlich und schlemme Punsch — dann muß sie sich noch solches nachsagen lassen, dann könnt' ich mich an mir vergreifen. Ja, das könnt' ich!" Und ganz unvermittelt und hart ließ er den Kopf auf die Tischplatte aufschlagen und stöhnte dabei: „Ich fürcht' mich, nach Haus zu gehen; ich fürcht' mich, bei Gott! vorm Nachhausgehen. O! das ist ein Leben!"

„Um Gotteswillen! Du wirst doch keine Szene machen?" flüsterte ihm Grätzer zu.

Bernhofer sah ihn mit roten, schwimmenden Augen an. „Nein," antwortete er und lächelte, „ich weiß auch noch, was sich gehört. Man macht an öffentlichen Orten keine Szenen. Man benimmt sich ordentlich und läßt seine Sorgen und seine Hunde draußen. Aber — gehen wir?"

Mit eigentümlichen und streitenden Empfindungen

hatte Fritz Grätzer der Erzählung des Verkommenden gehorcht. Der tat ihm aufrichtig leid; aber das stieß in ihm die Ueberzeugung nicht um, daß es eigentlich auf der Welt kein Unglück gebe; daß zumeist dasjenige, was man so nennt, nichts als die Folge von Unverstand und Uebereilung sei. Mehr: ihm weckte das Elend des Genossen selbst einen dumpfen und unbestimmten Kitzel; er sah, wie schlimm es einem gehen konnte, und somit auch, wie gut es ihm geworden war, der nun in behaglichen Verhältnissen lebte und eine schöne Zukunft vor sich hatte. Auch war er begierig, noch mehr zu vernehmen; das waren Bruchstücke, und über das Entscheidende, darüber, wie es eigentlich so weit gekommen war, gaben sie keinen Aufschluß. Aber er wollte nicht fragen. Jede Frage schließt eine gewisse Verpflichtung ein, und auf dem Heimwege mochte noch manches aus der gequälten Seele Bernhofers sich losreißen. So zahlte er denn seine Zeche, und Bernhofer schaute ihm neugierig und hoffend zu. Als sich aber Grätzer ruhig anzukleiden begann, da wallte etwas wie Haß in dem armen Teufel auf. Wollte der sich bitten lassen? Nein, die Freude sollte er nicht haben! Und so suchte er denn sein weniges Geld zusammen. Es reichte gerade; und als sich Grätzer umwendete und, wie sich besinnend, sagte: „Die Zigaretten . . .“ da wehrte er mit zitternder Hand und bebenden Lippen ab: „Nein, nein, alles!“

Es ist vielleicht das zur Nachtzeit düsterste Stück der Ringstraße von Wien, dem vorüber die beiden nach Hause schritten. Ihnen zur Rechten lag verworren und schwarz die Fläche des Stadtparkes mit dem gedehnten und eintönigen Gegitter davor; ihnen zur Linken ragten,

nunmehr eine graue und wenig gegliederte Masse, die stolzen Paläste des Parkrings. Ab und zu durchbrach ihre Reihen eine Gasse, um ins Geheime zu verrinnen. Dann am Eingange zum dritten Bezirke vorbei; vom Bahndamm, der dorten die Straße überspannt, klang ein dumpfes Brausen und ein fernes Klirren herüber, so unbestimmt, daß man nicht wußte, war es ein Nachtgeräusch, das der Wind da herantrug, oder wälzte sich wirklich ein Zug ins Weite.

Ab und zu begegnete ihnen ein Nachtschwärmer; dann kam das traurige Exerzierfeld vor der Franz-Josefs-Kaserne, das einen Eindruck ungeheurer Größe machte; dahinter massig und drohend, mit Terrassen, mit Freitreppen, mit Vorsprüngen, in denen sich die Finsternis eingehaust hatte, der riesenhafte Bau selber. Endlich und heller die Aspernbrücke mit den Schild haltenden Löwen davor und dem Strom, der sehr seicht und unruhig dahinfloß und von dessen Fläche Eisschollen weißlich heraufblinkten. Hier blieb Bernhofer stehen und deutete auf das Gewässer: „Hier hab' ich meinen ersten Bericht gefunden. Ich wollte, ich hätt's nie. Aber es war ein schöner Fall, und alle Blätter brachten die Geschichte ganz so, wie ich sie niedergeschrieben, und ich war damals auch glücklich und meinte, nun wär' ich endlich auf etwas gestoßen, wovon ich und mein Weib leben könnten. Zumeist ihretwegen freute ich mich so; ich hätt' es so gern gehabt, wenn ihr endlich bessere Zeiten gekommen wären!"

„Ja, aber wie seid ihr dann so heruntergekommen, wenn ihr doch Vermögen hattet? Schlechte Wirtschaft, was?"

„Wie? Das ich doch ganz einfach! Wenn's so reicht, daß es eben nur so lange ausgeht, als nichts geschieht, dann kann es einmal nicht ausgehen. Denn etwas geschieht immer — das ist ja eben das Leben. Da ist meine Schwiegermutter gestorben; ihre Pension hat aufgehört, ihre Krankheit gekostet, und der erste Gulden, den man vom Kapital nimmt, der reißt den zweiten mit, und so geht's weiter. Dann ist kein Halten mehr. Sie ist auch zur rechten Zeit fort; sie hat uns noch glücklich, so glücklich gesehen, daß ich sagen muß: ich und für mich bereu's keine Stunde, daß ich geheiratet habe. Dann sind Kinder gekommen; sie sind fort, Gottlob, sie sind fort! Aber, was die kosten, was die kosten! Und wenn man sie dann doch nicht behalten kann — das tut doppelt weh! Und die Frau war mir lange krank nach dem zweiten, und ich habe da das Herz nicht, zu sparen, wenn es vielleicht ums Leben geht. Und man sieht so langsam, wie man sich aufißt, ganz unmerklich, und kann berechnen, wie lang das noch vorhalten wird, was man noch besitzt: Monate, Wochen, Tage. Und man sucht nach einer Stellung oder nur nach Stunden und gibt wieder Geld aus: für Inserate, für Vermittler; denn man wird dumm, man verliert den Kopf, wenn man das Elend so kommen sieht, so langsam, so Schritt für Schritt, immer näher, immer näher. Und auf einmal steht's vor einem und starrt einem ins Gesicht: voll, ruhig und mit gläsernen Augen. Ah!" Er schrie auf in Pein.

„Und dann kömmt's, daß man auf der Straße steht. Der Wind pfeift um einen, als wär' man ihn gewöhnt von Jugend auf. Und wenn du dann einen Erwerb

suchst und die Leute merken, daß du darauf anstehst, so tun sie rein, als wenn sie Gnaden austeilten, wenn sie dich überhaupt einen Kreuzer verdienen lassen, und drücken und zwacken dich, daß du schreien möchtest. Und anfangs war ich noch stolz und hatte so mein Gefühl, daß ich immer noch besser sei als die, welche so an mir herumhudelten. Aber — man wird irr an allem, man wird froh mit allem, was sich nur findet, man duckt sich in alles, nur damit einem nicht das Stückchen Brot wieder aus der Hand fällt, das man kaum gefunden hat. O! sie bekommen einen schon klein, man wehre sich, so stark man nur immer will, und wann sie das erst haben, was sie wollten, dann lassen sie's einen schon spüren. Duck' unter, und gib das letzte bißchen Selbstvertrauen auf und leist' besseres als früher, oder laß dich schuhriegeln, wenn du was von uns willst," immer schlug das Erinnern an die Kränkung durch, die er kaum erduldet, „und vergiß, was war und was du wolltest. Aber — vielleicht, wenn ich erst tot bin, wird man doch einsehen, ich hätte es besser verdient und leicht höheres leisten können, als die alle, die auf mich so herabgesehen haben. Vielleicht, vielleicht! Und das drückt auf mich und nimmt mir die Besinnung und macht mich so vergessen und krank, wie ich bin, und wenn ich nichts tauge, ich bin nicht mehr schuld daran."

Es war unbehaglich für Fritz Grätzer, so neben dem verstörten Menschen zu stehen, der unablässig in das Drängen und Treiben der Schollen hinabsah, und er wandte sich ab und schritt schneller. Bernhofer aber ging neben ihm und sprach weiter, Hülle nach Hülle von seiner zerrütteten Seele reißend, im dunkeln, doch über-

mächtigen Gefühl, einem, und sei es auch dem teilnahmlosesten Menschen, müsse er die tiefen und ungezählten Wunden zeigen, aus denen sein Leben Tropfen um Tropfen, sickernd, doch ungehemmt, verrieselte:

„Ohnedies, es geht mir so immer im Kopfe herum: mit einem Selbstmorde habe ich meine Tätigkeit als Journalist eingeleitet. Das hat etwas zu bedeuten. Das war nicht umsonst so. Aber mein Weib! Und ich weiß bestimmt: sie ist noch wach und stickt noch fort, bis ich nach Hause komme, damit sie doch nach ihren Kräften etwas verdient. Und dann lügt sie mir vor: sie kann nicht schlafen, ehe sie mich nicht zu Hause weiß; und sie klagt nicht und sie weint nicht und sie spricht nichts über unser Elend. Und das halt' ich nicht aus und das vertrag' ich nicht; denn das geht gegen die Natur. Obendrein — sie ist noch stolz auf mich; und wie das sein kann, bei so viel Herzeleid, in das ich sie gebracht hab', und wie sie immer noch achtgeben mag auf mich, daß ich nicht gar zu heruntergekommen ausschau', das ist mir wieder ein Rätsel. Und wie das alles endigen wird und was dann wird, das beschäftigt mich immer. Dann sollen mir meine Notizen geraten! Und dann soll ich nicht immer irgend etwas vergessen! Zu viel im Kopf und zu viel im Herzen; und nicht einmal den Mut zu einer Aussprache, wenn die, welche eigentlich noch mehr leidet, als ich, nicht einmal murrt! Tät's sie nur einmal und ich wüßte, was geschehen muß. Wär' ich nur fromm! Sie ist's, und ich glaube, das hilft ihr in vielem. Aber ich bin's nicht; ich war's nie, und wie könnt' ich's jetzt sein?"

Grätzer hatte das Empfinden, etwas sagen zu müs-

sen: „Daß sich doch auch niemand findet, der sich deiner annimmt!"

„Und du? Der du dich immer deiner hohen Verbindungen rühmst und mir gegenüber den alten Freund spielst, tust du's denn? Würdest du denn nur ein Wort für mich sprechen?" schoß es durch Bernhofers Kopf. Aber er war kein Freund von Vorwürfen: „Es tut's eben keiner. Und wozu?" antwortete er einfach und ergeben.

Sie machten Halt. Fritz Grätzer zog die Glocke am Haustor. „Gute Nacht; man muß nicht gleich verzagen," sprach er mit seiner wohlgeölten und etwas näselnden Stimme und verschwand hastig im Flur. Drinnen mäßigte er seine Schritte und stieg langsam die breiten und bequemen Stufen empor, die ins zweite Stockwerk und zu seiner Wohnung führten. Halbwegs oben blieb er stehen und schwankte sogar eine kurze Weile, ob er nicht doch umkehren solle. Ein Gedanke zog ihm durch die Brust: so wie Bernhofer eben zu ihm gesprochen, so redet nur ein Verzweifelnder, einer, der mit dem Leben abgeschlossen hat und es noch einmal überschaut. Aber — er schlug sich das aus dem Sinn. Was konnte er denn, selbst im schlimmsten Falle, noch tun? Wer weiß, wo der schon war, und endlich: in wenigen Stunden mußte man ja näheres erfahren haben. Wozu also sich unnütz aufregen und in Auslagen stürzen? Und so setzte er seinen Weg gemächlich fort.

Auf der Straße aber weilte noch immer Bernhofer. Eine dumpfe Betäubung hatte ihn nach den Aufregungen der letzten Stunden überkommen. Er sah sich um und fand sich in einer fremden Gegend; die Nacht narrte

ihn, und durch ein Winkelwerk von Gassen fühlte er sich beirrt. Und mühsam und suchend strebte er dem Strome zu. Er war weit von seiner Behausung und mußte doch heimkehren, so sehr er sich davor gefürchtet. Mit ungleichen, aber raschen und fördernden Tritten ging er längs des Wassers und sah auf das Eis, das sich manchmal staute. Dann knirschten die Blöcke vernehmlich, rieben sich aneinander, ehe sie sich nach einer Weile wieder mit leisem, mahlendem Geräusche weiter schoben. Ihn zog ihr Spiel übermächtig an. Dazu fielen Lichtstreifen in die dunkle Flut, liefen über die schneebedeckten Böschungen und teilten das Gewässer in schwarze, hellgesäumte Felder; wechselnd leuchteten die Schollen fast farbig auf, wenn sie so ins Licht trieben und abwärts weiter trifteten. Er blieb einmal sogar stehen, um dies Spiel besser zu beschauen. Plötzlich wandte er sich; ihm war ein Schauer durch die Seele gelaufen, zuckend, unwiderstehlich. Ihm fiel der Aberglaube ein: wem das grundlos geschieht, der ist in diesem Augenblicke über sein Grab geschritten. Aber nein — d e n Tod nicht. Ein schwarzer Gedanke, der bis dahin im tiefsten Grunde seiner Seele in sich gekauert gewesen, erhob sich machtvoll und überschattete Bernhofers ganzes Sein . . .

Er sah nach der Uhr — einer wertvollen, altertümlichen Uhr, die er sich bisher erhalten hatte, die das letzte Erbstück seiner Eltern war, das sich noch in seinen Händen fand. Sonderbar; ihm kam's dabei, daß sein Weib sie verkaufen könne, wofern er etwa — er deutete sich's so — unversehens stürbe. Denn es war eigen, und es befremdete ihn, wie sich ihm alle seine Gedanken

plötzlich auf den Tod bezogen. Und inmitten dieser Erwägungen, so unklar, daß sie nur, ein unfaßliches Schattenspiel, durch sein vom Punsch und von Erinnerungen an seine Leiden erhitztes Gehirn huschten, kam ihm ein Zorn über sich selbst, daß er seine Seele und sein Grämen vor solch einem windigen Gesellen ausgeschüttet hatte, den er nicht mochte, noch je gemocht. Warum nur? Er betraf sich plötzlich auf einem Grunde, der seine Wangen mit starker Schamröte färbte. Nein, das war doch nicht möglich . . . Er konnte nicht so tief gesunken sein, sein Geheimstes einem ihm widerwärtigen Menschen zu offenbaren, nur damit ihn der — zechfrei halte. Es war widersinnig, toll; und dennoch preßte er die Stirne in beide Hände, als könne er so das Hämmern in seinen Schläfen niederzwingen, dennoch keuchte er und rang nach Luft. Und ein Haß gegen jenen, vor dem er sich nutzlos so ungeheuerlich erniedrigt, und gegen sich selbst wachte in ihm auf. Dazu aber schnob ein herber Wind, der sich kaum aufgemacht, stromabwärts und stetig ihm entgegen. Der fegte die Nebel fort; man sah weithin die lichterhellen Bogen der Brücken über die finstere Donau gespannt; er sah Dirnen, die aus einem Bezirke in den anderen wechselten, — ihm fiel, er wußte nicht wie, das Jägerwort ein. Eine davon trat ihm hart und frech in den Weg, schaute ihm unter den Hut, lachte und wendete sich mit einem kurzen Pfiff. Sonst war ihm eine solche Begegnung immer ein Ekel gewesen; an jenem Tage war er weich und wehleidig. Immer den Fluß aufwärts ging er; noch an zwei Brücken vorbei; einer anderen Kaserne vorüber, deren roter Ziegelbau mit seinen Zinnen und Türmchen

phantastisch in das Dunkel stach. Die hohen Häuser jenseits des Donaukanals waren verschwunden, man sah fast kein Gebäude mehr. Dann kamen Holzplätze nach Holzplatz; ihr scharfer Geruch füllte die Luft. Endlich war er zu Hause; er trat, bevor er die Stiege erklomm, in den Hofraum und lugte aufwärts. Turmhoch überm Pflaster wachte noch ein Licht. Er sah dazu auf und seufzte.

Müde, aber ohne Spur von Schläfrigkeit kam er oben an. Im Vorzimmer legt er vorsichtig die Schuhe ab, um die Leute nicht zu wecken, von denen sie ein Zimmer zur Untermiete hatten. Sein Weib war noch wach; sie kam ihm bis zur Tür entgegen, und sie begrüßte ihn mit einem Kusse, wie ihn Gewohnheit in der Maske der Herzlichkeit gibt und empfängt. Das Bett war aufgemacht und sauber und wohlgehalten; auch ein Ruhebett war schon für die Nacht hergerichtet. Aber die Stube war sehr kahl; man roch den schweren Dunst der Petroleumlampe, die möglichst tief niedergedreht worden war. Der Raum erschien groß, so wenig er eigentlich für zweie genügen mochte; ein Schönheitssinn, der allenthalben an der Unzulänglichkeit seiner Mittel krankte, hatte an seinen Wänden und an den Fenstern herum geschmückt. Er setzte sich an den Tisch, und sie stellte wortlos einen Teller mit etwas Essen vor ihn hin. Der Stickrahmen mit einer fast fertigen Arbeit lag auf ihrem Schoß; schweigend sah sie ihm zu. Ihm aber war, als glömme ein unruhiges, hungriges Licht in ihren Augen, die sonst sehr schön, still und braun waren. Sie hatte sich's schon zur Nachtruhe bequem gemacht; in allem, wie sie sich benahm, war Ruhe, eine

gewisse Sicherheit und Anmut, aber auch eine lasse Müdigkeit, die schlecht zu ihren gewellten, glänzenden und eigenwilligen Haaren und der unversieglichen Lebenslust paßte, die auf dem Grunde ihrer Augen schlief und träumte. Er schob mit einer fast heftigen Geberde den Teller von sich. „Ich mag nicht mehr. Hast du schon gegessen?"

Sie lächelte unmerklich und wurde viel hübscher dabei, gewann einen Abglanz ihrer Jugend wieder: „Natürlich! Ich konnte doch nicht warten! Weiß ich denn, wann du in die Wolfsaugasse kömmst?"

„Und du hast bis jetzt gestickt?"

„Nicht immer. Ich muß freilich dazusehen, daß ich etwas verdiene. Aber dazwischen hab' ich gelesen. Auch in deinen Sachen, Josef!"

„Nun, haben sie dir gefallen?"

Sie sah ihn ruhig und schlicht an: „Du weißt ja — ich hab' sie lieb. Und es ist etwas darin, was mir so ans Herz greift. So ein Dämmern, so ein Klingen; ich hab's gern. Mich ergreift's, es ist mir so, wie der Zug der Wolken; jetzt haben sie Form und, sieht man zu, so haben sie wieder keine. Und ich weiß auch: Dein Herz hängt an den Sachen und ist in ihnen. Dein gutes Herz, das sich ausklagt."

„Ausklagt — und kein Ohr hört darauf," stöhnte er tonlos.

„Man wird's schon noch. Nur Geduld!"

„Das glaubst du selber nicht mehr," kam's jäh zurück.

Sie zuckte zusammen, blinzelte zu ihm hinüber, und Tränen schossen ihr in die Augen: „Aber, Josef!"

„Ja, du glaubst es nicht mehr. Ich glaub's nicht mehr. Aber — wir belügen uns. Es geht uns so schlecht, daß wir Komödie mit uns spielen, damit wir nicht gar zu sehr haltlos sind und nicht völlig an einander verzagen. Aber das hilft nichts, und es geht nicht mehr. Wir haben kein Vertrauen mehr . . ."

Sie sah ihn entsetzt an: „Aber das wäre ja schrecklich. Du hast wieder nichts gefunden heute? Es ist dir wieder schlecht gegangen?"

„Wie immer," antwortete er bitter, „und so wird's fortgehen. Bis zum Ende . . ."

„Aber, Josef . . . Man muß . . . Man muß doch . ."

Ihm gefiel seine Unerbittlichkeit. „Man muß wahr sein und die Augen offen halten . . ."

Sie fuhr sich mit dem Handrücken über die Stirne: „Man muß auch an Gott denken. Freilich, mir kömmt vor, er hat uns vergessen oder ich bin ihm unleidlich geworden, weil ich gar zu oft und gar zu inständig komme. Aber ich kann's kaum mehr erwarten, daß es besser wird, ich kann nicht, ich kann nicht!"

Da war's! Die Klage, die er zu hören gewünscht, da quoll sie heiß und ungestüm aus ihrem Tiefsten! Sie aber fuhr fort:

„Und bekämst du nur eine Stelle! Und wär's die kleinste, nur als Schreiber! Ich hätte nie gedacht, daß ich so etwas wünschen müßte, niemals! Ich war zu stolz auf dich . . ."

„Du warst?"

„Ach, ich weiß nicht, was ich rede. Aber ich bin's noch. Wie wollt' ich sparen! Wie alles zu Rat halten! Ich war nie leichtsinnig, und ich möchte weiter sticken

und so auch beisteuern. Und du bliebest auch nicht so klein, wie du anfangen möchtest; ein Mann der so viel gelernt hat! Nur daß man etwas Gewisses hätte; daß man nicht so leben müßte: fällt wer vom Dach, wenn du vorbeigehst, oder hörst du's zuerst, wenn sonst wo ein Unglück geschieht? Es ist so schrecklich, eigentlich nur vom Schlechten leben zu sollen, was auf der Welt geschieht. Und es ist so traurig, immer rückwärts gehen, ohne vorwärts zu kommen, auch nur einmal, auch nur einen Schritt. Ich sterbe daran, Josef, ich hab' den Tod davon. Ich werde wahnsinnig vor solchen Gedanken! Und ich bin so gar viel allein; und ich mag die Leute nicht, bei denen wir wohnen, daß ich bei ihnen meine Ansprache hätte."

„Und du hast noch vorhin anders gesprochen . . ."

„Weil ich nicht denken will, das soll immer so sein. Ich will nicht. Eher . . ."

Er stand auf und trat zum Fenster: „So nahe dem Himmel, und man sieht keinen Stern!" raunte er.

Sie stellte sich neben ihn. „Worüber denkst du nach?" Sie sprachen ganz leise, und es lag etwas furchtbar Verstörendes und Aufreizendes in diesem Austausch von Worten, so hingehaucht und abgerissen, als graute den beiden vor sich selber und vor den Gedanken, denen sie Laut gaben.

„Ueber das Letzte."

„Und was ist das Letzte?"

Er bog sich zu ihr, sein heißer Atem hauchte ihr ins Ohr: „Der Tod . . ."

„Um Jesus und alle Barmherzigkeit! Josef!"

Seine Hand lag an ihrer Hüfte: „Ja! Wir können nicht zusammen leben. Mein Revolver hat sechs Schüsse. Willst du mit mir sterben, Leni?"

Sie taumelte von ihm fort; mit weitaufgerissenen Augen. Auf das Bett setzte sie sich und faltete ganz rührend die Hände: „Nein, nein, Josef . . ."

„Und warum nicht? Ist's nicht besser?"

„Nein, nein! Ich tu's nicht. Ich will nicht noch ums andere Leben kommen, nachdem ich um das gekommen bin."

„Durch mich, Leni?"

„Hab' ich so was gesagt? Nein, nein, ich tu's nicht. Ich bin zu jung dazu. Und bin ich denn so verloren? Es kann besser werden. Ich könnt' mich schon noch fortbringen, allein. Ich könnt' am End' in Dienst gehn. Und ich kann ja manches. Nur etwas Geld, wenn ich's hätte. Nur so viel, daß ich den Zins für eine Zeit hätte und mir eine gute Nähmaschine kaufen könnte, und nicht aufs Abzahlen, daß man sich nicht erholen kann. Und da soll ich sterben? Nein, nein, ich tu's nicht!"

So sehr verstörte sie der Gedanke an den Tod durch eigene Hand, daß sie fast schrie. Er fühlte, wie sie sich nach zehnjähriger Gemeinschaft von ihm loslöste und trennte in diesem entscheidenden Augenblick. Er kniete vor ihr nieder und umschlang sie fast leidenschaftlich: „Gute Nacht, Leni!" Sie streichelte ihm den Kopf, der in ihrem Schoße lag, fuhr ihm durch das Haar: „Nicht wahr, Pepi, nein, nein!"

Die Lampe war erloschen. Nur von den beschneiten Dächern drang noch ein fahles Blinklicht in die Stube.

Auf seinem Ruhebette lag Josef Bernhofer und starrte in das Dunkel und nach seinem Weibe hinüber. Das konnte offenbar keinen rechten Schlaf finden, kehrte sich häufig um und flüsterte im halben Schlummer. Er verhielt sich ganz regungslos und dachte viel und verworren. Manchmal nickte er ein: dann schrak er nach einem Weilchen immer wieder in jähem Entsetzen auf, das noch lange in ihm nachzitterte, bis ihn eine Müdigkeit übermannte für Augenblicke. So verging der Rest der Nacht. In der ersten, bangen Frühe erhob er sich. Sein Weib hörte ihn im Zimmer herumrumoren, dann einen Stuhl an den Tisch rücken. Er wollte also arbeiten, und sie war längst gewöhnt, sich dabei ganz still zu verhalten; auch konnte sie sich vor Uebermüdung kaum regen. Dann fühlte sie einen Kuß auf ihrer Stirne und hörte die Türe gehen. Es schien ihr, als bleibe er zu lange fort, der sonst niemals vor dem Frühstück ausgegangen war, und sie erhob sich und sah sich um. Auf dem Tische fanden sich einige Briefe, schon in ihren Umschlägen und mit der Aufschrift versehen. Sie sprang auf, Verstörung im Blick und in der Seele. Da sah sie seine Uhr, von der er sich noch nie getrennt, auf ihrem Platze hängen. Ihr Herzschlag setzte aus; sie stieß einen gellenden Schrei aus und stürzte in Ohnmacht zu Boden . . .

Es war um die zweite Stunde nach Mittag. Dr. Wortmann hatte eben seine Arbeit für das Abendblatt vollendet und freute sich nun der hellen Sonne, die über dem Ring lag und die einen angenehmen Spaziergang vor Tische verhieß. Da brachte ihm der Diener einen Brief. Eine fremde Frau, die sehr verweint, aber sonst

noch jung und hübsch aussehe, habe ihn abgegeben. Er öffnete ihn mißtrauisch, ein loses Blatt fiel heraus. Und nun las er:

„Hochverehrter Herr Doktor!

Es ist meine Absicht nicht bei weitem, Euer Wohlgeboren Zeit lange und in unnützlicher Weise in Anspruch zu nehmen. Es ist nur mein Wille, Ihnen meinen besten und ehrlichsten Dank für den großen Dienst, den Sie mir gestern zu Nacht erwiesen, geziemend abzutragen. Ich war ein verzagter Mensch geworden; so sehr, daß ich nicht einmal den Mut mehr aufzubringen vermochte, den Kelch der Leiden mit einem kräftigen Zug zu leeren, sondern ihn Tropfen um Tropfen leerte. Nun und durch verschiedene Umstände fand ich ihn; ich klammere mich nicht mehr an ein trauriges, man könnte fast sagen, an ein gänzlich zerstörtes Leben, nicht mehr an einen Beruf, für den ich keinerlei Begabung zu besitzen fürchten muß. Heute schließe ich ab, und zur Stunde, wenn dies vor Ihre Augen kommt, bin ich nicht mehr, und mein Weib ist eine gänzlich verlassene und aller Mittel entblößte Waise. Ich habe, wie Sie in Ihrem Scharfsinn, obzwar ich meinen Ehering als verkauft nicht mehr trug, dennoch richtig erkannten, ein solches besessen. Ich habe das Vertrauen, sie werde sich allein leichter in der Welt fortbringen als mit mir, und hoffe nun von Euer Wohlgeboren Güte, daß Sie ihr entweder durch Ihre vielvermögende Empfehlung bei der Konkordia, oder vielleicht im Wege einer Sammlung unter Euer Wohlgeboren Kollegen und durch Ueberwei-

sung dessen, was mir noch an Honorar zusteht, einigermaßen dazu behilflich sein werden, daß sie sich eine Nähmaschine kaufen könne, mit der sie sich das Notwendigste, etwa nur die Notdurft des Lebens erwerben zu können hofft. Wer streng ist, ist auch gut. Dies ist meine Hoffnung, und mit diesem Troste verharrt und stirbt

Ihr unglücklich gewesener

Josef Bernhofer."

In starker Bewegung hatte Dr. Wortmann diese Zeilen gelesen. Nun nahm er die zweite Zuschrift auf. In aller Form einer Notiz stand darauf:

„(Selbstmord.) Heute morgen wurde im Prater nächst der Krieau der Leichnam eines etwa vierzigjährigen Mannes gefunden. Der Unglückliche, der sich durch einen Revolverschuß in die rechte Schläfe getötet hatte, wurde durch die bei ihm vorgefundenen Papiere als der Dr. phil. Josef Bernhofer, der zuletzt ab und zu als Berichterstatter bei hiesigen Journalen Verwendung gefunden hatte, agnosziert. Nahrungssorgen und die Furcht vor der Zukunft mögen den verheirateten Mann in den Tod getrieben haben."

Mit dem Rotstift in der Hand durchflog er diesen Bericht, der so klar war, wie der Brief verworren gewesen. Dann warf er ihn fast zornig hin: „Es ist schrecklich — jetzt, wo der Mensch schreiben kann, jetzt erschießt er sich," nahm einen Bogen Papier und schrieb überlegend: „Für die Witwe des" — er strich das „des",

„für die Frau von" — auch das gefiel ihm nicht, endlich: „für die Witwe unseres armen Kollegen Josef Bernhofer," und zeichnete sich als erster und mit einem ansehnlichen Betrage ein.

Ein Regentag

Drama in drei Aufzügen

Frau Marie Weyr zugeeignet.

Werte Freundin!

Im Sommer 1894 habe ich in Gmunden dies Stück geschrieben, das ich nun in die Welt hinaussende. Es regnete damals unablässig; und so sah ich mich denn zu einem Fleiß und einer Beharrlichkeit genötigt, die sonst eben meine Sache nicht sind. Und was ich tagsüber vor mich gebracht, das las ich zu Abend dem kleinen Kreise vor, der sich im gastlichen Hause um den Tisch der Natter=Villa zu versammeln pflegte. So gedieh denn die Arbeit mit einer Schnelligkeit, die mich selber befremdete.

Ich hatte die Freude, zu sehen, daß bei manchen Bedenken die Sache doch rein aufgenommen und verstanden wurde, wie ich sie begriffen haben wollte. Das gab mir einiges Vertrauen in mein Werkchen. Denn, Ihnen darf ich's gestehen: ich bedarf des Anstoßes, der Ermunterung. Ich bin nämlich im Grunde meiner Seele ein Zweifler und so entschieden und kräftig ich nach meinen Stoffen zu langen gewohnt bin, so sehr ich mich mit ihnen freue, insolange ich sie in mir trage, so sehr übermüdet, peinigt, verwirrt mich hernach die Ausführung, bis ich vor dem Fertigen stehe ohne alle Ahnung, wie's geriet.

Dazu kam hier noch etwas: wie alle meine Arbeiten, so wunderlich ich sie manchmal vermummen und in der Zeit schieben mag, so entstammt auch diese einem persönlichsten Erlebnis. Eigener war mir kaum eine in meinem Leben geworden. Durch Jahre trug ich's in mir: die Gestalt der „Kitty“, die mir vordem so vertraut gewesen, die ich in ihrer wunderlichen Wirtschaft so

genau, so lange, so ungeschminkt hatte beobachten können, wurde mir immer wichtiger. Ich mußte mich ihrer abtun in irgend einer Form und keine andere bot sich mir als möglich, als die dramatische. Nur so, selbstsprechend, immer in Bewegung, konnte ich hoffen, dies nervöse, sich in sich selbst abzappelnde Weltkind, dessen Schwingen gerade stark genug sind, um es nur eben nicht in dem Sumpfe versinken zu lassen, über dem es flattert, nicht mehr kräftig genug, ums in reinere Höhen zu heben, so wirksam zu machen, wie ich's geschaut und empfunden.

Einer Bühnenaufführung stellten sich nicht die mindesten Schwierigkeiten entgegen. Ans Burgtheater war allerdings nicht wohl zu denken. Dafür fand ich im „Deutschen Volkstheater" das bereiteste Entgegenkommen. Sein Direktor, wie Oscar Blumenthal, wie noch mancher Praktiker, glaubten an die Gewißheit eines literarischen, an die Wahrscheinlichkeit eines kräftigen Bühnenerfolges.

Am 12. Oktober 1894 fand die Erstaufführung statt, und die Praktiker behielten unrecht. Der erste Akt gefiel, und es sah nach einem entschiedenen Sieg aus. Der zweite Akt aber litt unter einem Streit im Parterre: einen Augenblick schien es zu einer Panik kommen zu müssen, und damit war an jene Stimmung nicht mehr zu denken, deren diese Arbeit bedarf. Es war ein Durchfall; was man in Wien sagt: „Eine Generals-Leich'", und die fast demonstrativ-freundliche Aufnahme am zweiten Abend konnte nichts ändern am Schicksal des Stückes. Es erlebte seine vier Respekt-Aufführungen und verschwand dann in der Versenkung. Diese und jene Kritik blieb mir zu persönlichem Troste, zur Freude sogar als Erinnerung an einen Unglücksabend.

Aber ich möchte nicht, daß dies Werk nicht einmal jenes Scheinleben führe, das einem Buchdrama überhaupt verhängt ist. Ich möcht's in dieser Form setzen, als einen Versuch setzen, der vielleicht nicht vollends glückte, der aber kaum gänzlich mißriet. Ich will auch nicht mit dem Publikum polemisieren. Es hatte das Recht, abzulehnen, was ihm mißfiel und woran es sich ärgerte. Auf Widerspruch war ich immer gefaßt gewesen. Denn ich glaubte selber, daß ich an manche fressende und schwärende Wunde des Wiener Lebens mit nicht sehr milden Fingern gerührt.

Rein zur Ergötzlichkeit war das Ding nicht gedacht: vielleicht litt es schon darunter, daß man mit Vorstellungen in die Vorstellung ging, die ich nicht befriedigen konnte. Es ist nicht unmöglich, daß ich noch einmal zu dem Stoffe zurückkehre, den liegen zu lassen, den nicht vollkommen zu gewältigen mich gereuen müßte. Und darum möcht' ich mein Eigentumsrecht darauf erweisen. Vielleicht gewinnt „Ein Regentag" sich beim Lesen mehr Neigung als auf der Bühne. Ich muß es daraufhin wagen.

Sie aber bitt' ich, sich's gefallen zu lassen, daß dies Buch Ihren Namen trägt. Denn ich hoffe, der Erfolg vermag über Ihr Urteil nichts.

Wien, im April 1896.

J. J. David.

Personen:

Ludwig Baron Stöber auf Stöberbach und Glocksdorf, Assekuranz-Beamter

Kitty Baronesse Herterich	seine Enkelinnen
Lizzi " "	

Kathi, Dienstmädchen bei Stöber

Dr. Karl van Bauer, Gutsbesitzer

Helene von Bauer, seine Mutter

Olga von Neugebauer, ihre Enkelin

Marie, Dienstmädchen	bei Bauers
Dolansky, Gärtner	

Ein Dienstmann.

Ort der Handlung: 1. Akt Stöbers Wohnung in Wien. Die folgenden Akte Schloß Glocksdorf in Mähren. — Zeit: Gegenwart.

Erster Akt

(Zimmer reich, doch unzusammengehörig möbliert. Ein großer Schreibtisch mit vielen Photographien. Rohrstühle zierlich, damenmäßig; Geflecht und Lehnen vergoldet. Ein Bett. Ein Schlafdivan. Davor ein Tisch mit handgestickter Decke. Eine japanische Papierampel hängt darüber. Ein großer Spiegel mit vielem Toilettenzugehör. Eine Tür, die sich nach innen öffnet, rechts. Das Ganze überfüllt, so daß man sieht, wie sich der Luxus in die ursprüngliche Aermlichkeit drängte. Zeit nach zehn Uhr morgens. Ende September.)

Erste Szene.

(Lizzi allein. Doch geht während der ganzen folgenden Szene Kathi ab und zu.)

Lizzi

(ordnet an Bouquetten, die überall herumliegen; sie tut sie in Vasen, befestigt die Devisen daran, gruppiert sie auf Tisch und Schreibtisch).

Sie könnte diesmal schon zufrieden sein. So viel Blumen! Alle Fronleichnamsmadeln könnte man damit aufputzen! Ja, sie versteht's, mein Schwesterchen, wie sie sich so gerne unterschreibt. Zuckersüß kann sie's ja! Mich wundert's eh' nur, daß sie vom Briefschreiben allein schon genug hat. Wenn man's einmal so gut kann, sollte man doch weiter hinaus wollen und nicht

gar so bescheiden sein. Freilich — sonst ist sie in nichts bescheiden, und sonst hat sie in nichts genug. Mit dem schon gar nicht. Wie viel Brüder der auf der Welt nur herumlaufen! Ich kenn' sie nicht einmal alle. Und es kommt doch ein hübsches Bandel zu uns ins Haus! (Kathi bringt Briefe.) Na, also! Wieder Briefe! Einmal möcht' ich's doch zusammenrechnen, Kathi, was bei uns im Jahr allein für Briefmarken darauf gehen tut. Aber ich bin immer schwach im Rechnen gewesen.

Kathi. Nein, was Sie aber für Einfälle haben, gnä' Baroneß!

Lizzi. Ja, wir sind ja allemal eine patriotische Familie gewesen. Geschieht was fürs Posterträgnis. (Kathi ab.) Und dann sitzt sie auf dem Kreuzer, wo man's am nötigsten hätt', und das Schwesterlein spricht von den schlechten Zeiten, und daß man endlich anfangen müßte zu sparen, und daß der Großpapa immer weniger verdient und immer mehr braucht. Er braucht auch hübsch viel für ein' alten Herrn, und mir scheint, er könnt' schon etwas mehr an uns denken. Aber die Fiaker und Einspänner für Kitty müssen sich auch hübsch zusammenschießen ins Geld. Ach was! Die ist gescheit! Die weiß eh', was sie tut!

Kathi (bringt Bouquet).

Lizzi (liest). Kurt von Biegelow! Den möcht' ich nicht geschenkt. Langweilig, knauserig, so a Preuß! Daß sich der das Bouquet spendiert hat! Höchst wahrscheinlich selber hergetragen, um sich den Dienstmann

zu ersparen, und Ihnen dann ein Sechserl gegeben, Kathi?

K a t h i. Gnä' Baroneß, wie Sie aber Ihre Leut' kennen!

L i z z i. So Leut' stieren mir grimmig, was alleweil von reiner Sehnsucht reden und die innigen Hochgefühle — na, die bleiben halt alleweil drinnen und heißen darum innig. — Alfred Baron Langmann! Das ist der Leutnant, der die Kaution heiraten möcht'! Na, der irrt sich gründlich bei uns! Wenn eine die Kaution hätt', so wüßt' sie ganz bestimmt was besseres! Du mein Gott, aber ein hübscher Mensch ist es darum doch! Wenn ihm das ewige Schwesterspielen einmal zu fad wird — na, (heftig) es macht ein' nichts so schlecht, wie zuschauen müssen, wie's andere besser haben, und nur weil man eine Schwester hat, was hübscher ist, hat man nichts — die nichts an einen kommen läßt, gar nichts, die alles nimmt, ob's ihr paßt oder nicht, nur weil man's einmal brauchen könnt'. So schaut's an ihrem Geburtstag aus, und bei meinem? Man muß schlecht werden dabei. Und das Pädagogium, und die schöne Aussicht auf den ehrenvollen Beruf einer Lehrerin! Ich les' so nichts mehr, keinen Roman, nur die Nekrologe in die Lehrerzeitungen, damit ich ernster werde — und es nutzt nichts, was man um einen Kreuzer kaufen kann, und es kommt kein Schwung und keine Begeisterung in die Sache. — Doktor Karl von Bauer! Den kenne ich nicht, das ist (trällert) das Neueste, was mir eben erst kriegt haben. — Oder kenn' ich ihn doch? Nein, nein, aber an die Doktoren hätten wir eigentlich genug.

Zweite Szene.

(Lizzi. Kathi.)

Kathi (bringt noch ein Bouquet). Noch ein Bouquet is kommen. Aber manen's nit, gnä' Fräul'n, für heut' wär's g'nug an die Bouquetter?

Lizzi (stellt es auf, reißt die Karte ab, für sich). Könnt' der Kitty unlieb sein, von wem daß es ist. Wenn's überhaupt nur da ist. (Leicht.) Und was geht denn das Sie an?

Kathi. Wen denn? Wer hat denn die Schlepperei damit und nachher das Zusammenräumen, und man möchte ja nichts reden, wenn man davor nur was haben tät', und das gnä' Fräul'n steht ewig nicht auf, und mer wird mit derer Arbeit ewig nicht fertig. Nachher bin ich die Schlamperte.

Lizzi. Ich meine, Sie bekommen Trinkgelder genug bei uns — die Spielabende und auch sonst — es fällt genug für Sie ab.

Kathi (sehr gutmütig). Hielt' mer's denn sonst aus? Den Sack hat's noch keim zerrissen. Und überhaupt, wenn ich nicht ein ordentlicher Dienstbot' wär', der was auf sein Büchel hält, daß es nicht gar zu verschmiert ausschaut, und der immer allweil zu den Herrenleuten steht, ich wär' auf die längst nicht mehr da. Ich habe so immer nur in feine Häuser gedient, und ich bin auch eine feine Behandlung gewöhnt.

Lizzi. Und kein Mensch kümmert sich darum, wann's nach Hause kommen. Man ist doch bei Nacht ohne jede Hilfe.

Kathi. Geschieht nichts in derer Nacht. Wir leben Gottlob in einer recht soliden Stadt. Schlafen's halt in derer Nacht, gnä' Fräul'n, und dem alten Herrn wird's a gut tun. Der Hausmeister will a leben. Freilich, von uns kriegt er bald so viel, wie von die übrigen Parteien zusammengenommen. Aber er hat auch danach einen Respekt vor uns. Der alte Herr kommt ja täglich nicht gar zeitlich, und die gnä' Fräul'n alle beide, so oft sie können. Und hernach bin ich a noch da. Aber ich möchte doch, ich könnt' mich ausschlafen hernach. Na, weil ma nur jung ist, und weil's halt noch lustig ist. (Es klingelt.) Schon wieder wer! (Im Abgehen.) Und ist das nichts wert, gnä' Fräul'n, wenn man einen Dienstboten hat, der so zu die Herrenleut' hält wie ich und schweigen kann? (Es klingelt wieder.) Hat's der aber gnädig! Du wirst schon noch eine Weil' warten können! Ist so wieder niemand rechter — mit einem ellenlangen Titel vorn und hinten mit gar nichts. Wir kennen uns schon aus, was, Fräulein? (Es klingelt.) Aber so hol' dich ja doch . . .

Lizzi (mit dem Fuße stampfend). Unerträglich! Manchmal mag man sie, redet mit ihr, und dann übernimmt sie sich, und das muß dann ich alles fressen, und es kommt immer just auf mich. Vor der Kitty hat sie doch noch eher einen Respekt.

Dritte Szene.

(Vorige. Herr von Stöber.)

Stöber. Kitty ist noch immer nicht wach?

Lizzi. Nein, Großpapa.

Stöber. Ich hätte sie gern gesprochen, ehe ich fort muß.

Lizzi. Sie wissen doch, Großpapa, wie besorgt sie um ihre Gesundheit ist, und sie sagt ja alleweil, das zu lange Aufbleiben schadet nichts, aber's frühe Aufstehen danach, das bringt die Leute um.

Stöber. So ist sie gestern wieder spät nach Hause gekommen?

Lizzi. Das könnten Sie doch genauer wissen, als wie ich, Großpapa. Ich bin ja ganz zu Hause geblieben. Wenn man schon einmal fleißig sein will! Sie hätten ja doch den Hausmeister fragen können, wie Sie aus der Ressource nach Hause gekommen sind.

Stöber. Fehlte mir noch! Nein, nein, ich bin nicht mehr neugierig. Das habt ihr mir abgewöhnt. Wo war sie denn gestern wieder? Mir sagt sie ja gar nie ein Wort.

Lizzi. Weil's gescheit ist. Ein Wort gibt's andere, und die ewigen Streitereien machen's am Ende doch nicht anders, als wie's einmal ist. So haben wenigstens alle ihre Ruh, und im Haus gibt's einen Frieden.

Stöber. Ich möchte es aber doch wissen. Aber vertragen tut's euch untereinander keine Minuten lang; wie's aber gegen mich geht, gleich seid ihr im Bandel.

Lizzi. Da könnt' der Großpapa schon wieder recht haben. Und warum denn nicht? Schwestern sind wir denn doch am Ende.

Stöber. Mädel! Jetzt möcht' ich aber doch eine Antwort!

Lizzi. Sagen tut sie mir doch auch nur soviel, was sie just will; höchstens also so viel, daß man neidig wird auf sie. Daß sie in die Oper ist, weiß ich; denn der Dienstmann hat die Karte gebracht, wie ich gerade auf einen Sprung fort war; daß ein Wagen auf sie gewartet hat, weiß ich auch, weil sonst doch vor dem Hause gar nie ein Fiaker erlebt wird, wenn er sie nicht bringen oder holen tut. Sie fährt im Fiaker, und ich darf zu Fuß ins Pädagogium wimmeln, oder mir tragt's höchstens einen zweispännigen Tramwaywagen. Das sollt' nicht sein dürfen unter leibliche Schwestern. Das macht Gift und Galle und neidisch.

Stöber. Möchtest du mich mit deinen psychologischen Bemerkungen verschonen, Lizzi? Ich wünsche nur noch zu erfahren, wann sie nach Hause gekommen ist.

Lizzi. Und wann ist denn der Großpapa nach Hause gekommen?

Stöber (etwas verlegen). Nach der Sperre.

Lizzi. Dann wird's schon stimmen. Und wenn der Großpapa, der doch am Ende ein alter Herr ist, das täglich tut, warum soll ein junges frisches Mädel wie die Kitty es anders machen? Ich wollte nur, sie möchte mich mitnehmen. Aber so — keine Menschenseele erbarmt sich über mich. Ich bin halt das ewige Waisenkind, (singt) verlassen, verlassen, verlassen bin ich.

Stöber. Schnabel, der du bist! Ihr wachst mir über den Kopf alle zwei, ich bin zu gut und zu schwach für euch, und ungezogen seid's.

Lizzi. Da hat der Großpapa aber einmal recht. Ungezogen sind wir, das steht. Wer hätte uns denn auch ziehen sollen? Zu Haus bei die Eltern? Ich denk's nicht mehr so recht, aber Kitty meint, das beste Beispiel hätte man da nicht vor seiner gehabt. Und der Großpapa ist das ganze Jahr auf der Reise oder in der Ressource oder in der Visite — ich möchte doch nur wissen, wer sich um uns umschaut. Und das ewige Zuhausesitzen — mir ist's längst zu fad! Aber ich kann mir nicht helfen wie die Kitty; die ist gescheit, und ein Narr wäre sie, profitierte sie nicht davon.

Stöber. Du weißt gut, daß ich nicht zum Vergnügen reise. Das bringt nun einmal mein Beruf als Inspektor einer Lebensversicherungsgesellschaft mit sich, und ich muß viel verdienen, weil wir viel brauchen.

Lizzi. Und wir brauchen viel, weil der Großpapa reist. Und den Salon müssen wir haben für die Spielabende vom Großpapa und weil die Kitty nicht

einen jeden in dem Zimmer da empfangen kann. Ui! Ich mein', ich könnt' die Litanei schon von vorne nach rückwärts und von rückwärts nach vorne hersagen. Und schäbig darf's bei uns nicht ausschauen, weil wir sonst ewig keine rechte Partie machen, nicht wahr, Großpapa? Und die Leute sind leider Gottes nicht mehr so dumm, wie einmal, und eine arme Baroneß ist gerade so ein armer Hascher, wie eine arme Nichtbaroneß. 's ist alles eins, alles eins! Wenn die Großmama noch leben tät, so wüßt' man wenigstens, was an dem allen schuld ist, nämlich (näselnd) „weil's gar keine Religion mehr auf der Welt gibt". Jesus, Großpapa, ist das ein Leben, was wir führen auf der Welt!

Stöber. Ihr habt es besser, als ihr's verdient. Ich könnte ganz gut meine Ruhe brauchen und hätte genug, um sie zu haben, kostetet ihr nicht so viel. Erst habe ich zwei Familien ganz erhalten müssen, weil euer Vater . . .

Lizzi. Großpapa, meinst nicht, ich hätte das schon oft genug gehört? Ich kann's besser auswendig, wie die Lektion, die ich heute hätte im Pädagogium hersagen sollen. Und wenn wir's schon besser haben, als wir's verdienen — so wie wir's haben möchten, so haben wir's doch ewig nicht.

Stöber. Richtig — und warum bist du heute nicht in deiner Schule!

Lizzi. Weil einem's Lernen manchmal auch zu fad wird. Man vertranscht eh' nur die beste Zeit damit. (Es klingelt.) Da kommt wieder wer.

Stöber. Ich mag niemand von den Leuten sehen. Wenn du nur wissen möchtest, was ich mich manchmal für euch schäme. (Im Abgehen.) Und ich hoffte, ihr würdet das Haus wieder aufrichten!

Vierte Szene.

(Lizzi.)

Lizzi (ruft ihm nach). Geht nicht, ist für zwei schwache Mädeln zu viel Arbeit. Hätten die Männer halt dazuschauen sollen. — (Allein.) Na, was mir das zuwider ist, wenn einer raunzt und raunzt und kann sich nicht helfen. Dann sollt' er doch wenigstens still sein können. Aber freilich, ganz gut hat er's nicht mit uns. Die Kitty treibt's freilich bös, aber was will er tun? Uns herausschmeißen — das könnt' hernach gar lieb werden. Und ein armes Mädel muß sich umschauen, will's einen Mann, der was ist, und darf nicht gar so heiklig sein. Weil's nur gescheit ist. Und gescheit ist sie. Ich gönnte ihr's ja auch, nur mittun lassen sollte sie mich. (Stellt sich vor den Spiegel.) Ich bin schiach, ich bin schiach! Eine Wienerin und schiach, das ist ein trauriges Naturspiel, das es nicht geben dürfen sollt'! Freilich nur neben ihr bin ich's, sonst möcht' ich schon ganz gut passieren. Und dann soll man an eine göttliche Gerechtigkeit glauben! Wer nur die kennt — gar so hübsch, und was weiß ich, was sie ihr noch alles nachsagen! Aber ich? Wer sieht denn auf mich? Und man soll nicht schlecht werden und man soll nicht schlecht sein!

Fünfte Szene.

(Vorige. Kathi.)

Kathi. Gnä' Fräul'n, a Dienstmann wart' im Salon.

Lizzi. Sie hätten auch früher kommen können, einem das zu sagen.

Kathi. Ich hätt' gar so viel gern gewußt, was er will. Nicht, weil ich neugierig bin, aber es gibt doch Posten a, von die man lieber nix weiß.

Lizzi. Haben's was erfahren?

Kathi. Na, er red't nichts. Einen Etui hat er bei sich.

Lizzi. So rufen's ihn.

Kathi. Er will aber seinen Auftrag nur bei der gnä' Fräul'n Kitty bestellen, sagt er.

Lizzi. Wenn er für so lang gezahlt ist, soll er halt warten. Aber schicken Sie ihn mir nur herein. Und Sie, gehen Sie mir endlich in Ihre Küche und stehen Sie einem nicht den ganzen Vormittag müßig im Wege.

Kathi (öffnet die Türe). Dienstmann! (Bleibt während der folgenden Szene, macht sich an den Blumen zu tun, wischt ab.)

Sechste Szene.

(Vorige. Dienstmann.)

Dienstmann. Die gnä' Baroneß Herterich?

Lizzi. Die bin ich.

Dienstmann (buchstabiert an einem Billet). Kitty Baroneß Herterich?

Lizzi. Nein, die ist nicht zu Hause.

Dienstmann. Zeit hätt' ich. Das Telephon und die pneumatischen Briefe! A Dienstmann wird bald nimmer recht wissen, wozu ihn der liebe Herrgott erschaffen hat. So wird man halt warten müssen.

Kathi. Vorläufig wird man halt warten können.

Lizzi (zornig). Möchten's nicht einmal schweigen? Meine Schwester Baroneß Kitty ist nicht zu Hause. Wir wissen nicht, wann sie heimkömmt. Ich bin berechtigt, für sie alles in Empfang zu nehmen.

Dienstmann. Geht net. Ich hab's zu scharf verboten bekommen. Und 's Ding ist teuer, gar teuer, sag' ich Ihnen. Ich därf net.

Lizzi. Aber herzeigen dürfen's doch? Meine Schwester liebt keine Ueberraschungen. So bereite ich sie vor. Da haben's was fürs Warten.

Dienstmann. Herzagen? Dös hat ma mir net verboten. Zum Anschaun ist's ja am End'!

Lizzi (öffnet das Etui). Ah! Und von wem ist das Armband?

Kathi (über ihre Schulter, a tempo). Ah, ist das schön!

Lizzi (sehr erregt) Jetzt schaun Sie endlich doch einmal in Ihre Küche! (Kathi ab, aber nur in den Hintergrund.) Und kennen Sie den Herrn, von dem das Armband kommt?

Dienstmann. Ich därf nix sag'n, gnä' Fräul'n Baroneß. Ah — na! A Dienstmann waß schon den G'hört sich, und wos net san därf — o na, dös waß er schon!

Lizzi (gibt ihm). Aber ich bin doch die Schwester! Ich erfahr's so!

Dienstmann. Ich dank schön, aber na, na! Wo käme man denn da hin. Dischkretion ist Ehrensache. „Geheimnis ist Bürgschaft des Erfolges", hat der Benedek allweil gesagt. Und dann, gnä' Fräul'n .

Lizzi. Nun, nun?

Dienstmann. Und dann, ich därf nix sagen, so gern als ich's tät'.

Lizzi. Ja, warum denn nicht?

Dienstmann. Weil ich nichts weiß. Ich hab' den Herrn mein Lebtag noch mit keinem Aug' net g'sehn.

Lizzi. Wann's ein' noch frozzeln! . . .

Siebente Szene.

(Vorige. Kitty.)

Kitty (hat die Türe hastig aufgerissen). Guten Morgen, Schwesterchen! Ah, die vielen Blumen! Was das

schön ist, was das schön ist, und gar an einem so grauen Morgen!

Lizzi. Na, so gar morgens ist's nicht mehr, und der Dienstmann da wartet schon eine ziemliche Weile.

Kitty. So? Was haben Sie denn? (Nimmt das Briefchen, liest, zerpflückt es gleichgültig, nimmt das Etui, betrachtet das Armband, stellt das Etui auf den Tisch.) Sie können gehn.

Dienstmann. Der Herr hat aber g'mant, wann er epper a Antwort bekömmt?

Kitty. Ist keine notwendig.

Dienstmann (ab).

Kitty (zu Kathi, sehr bestimmt). Haben Sie nichts in der Küche zu tun? Bei mir wäre auch noch zusammenzuräumen. Und dann rufen Sie mir den Großpapa. (Kathi ab.) Er ist doch noch zu Hause?

Lizzi. Er wollte ins Bureau, aber danach hat er gemeint, er hätte noch dringend mit dir zu reden.

Kitty. Der gute Großpapa! Ich kann mir ja denken, was er von mir will. Und er hat ja recht in allem. Aber das ist nun einmal so, wie es ist! Vielleicht . . . Ah!

Lizzi. An recht gute Hamur hast heut', noch dazu an deinem Geburtstag!

Kitty. An meinem Geburtstag? Eben darum! Man wird alt, Lizzi.

Lizzi. Sechsundzwanzig Jahre, das ist doch noch kein Alter. Da ist man doch noch jung.

Kitty (gereizt). Sei so gut! Dreiundzwanzig Jahre, wenn du erlaubst. Und das „noch"! Es gibt kein so zuwideres Wort mehr auf der Welt. Noch jung! Noch schön! Noch reich! Ich möcht' nur wissen, wer auf das Wort kommen ist. 's ist ekelhaft!

Lizzi. Mindestens hast du deine Jugend doch genossen. Ja, klug bist. Mich hast für die Schullehrerin und die Sittsamkeit bestimmt — und du . . .

Kitty. Laß das. Das verstehst du nicht. Nennst du das genießen? Ah!

Lizzi. Und wie einen Fratzen behandelst du mich immer.

Kitty. Suche heute keinen Streit. Ich sorge für dich und für mich — nach den Verhältnissen und nach Möglichkeit für eine jede. Ich möchte meine Erfahrungen nicht umsonst gemacht haben.

Lizzi. Ich bitte dich! So großartig! Da soll ich wohl einen Respekt bekommen, gelten's, was?

Kitty. Es wäre dir ganz gesund, wenn du vor wem einen Respekt bekämest. Ueberhaupt, liebe Lizzi, liebes Schwesterchen, laß mich, ich sorge mich genug, was mit uns wird, wenn Großpapa einmal stirbt. Vermögen haben wir gar keines, erspart wird nichts; ich möchte, ich wäre zum Theater gegangen, wie ich damals wollte, aber das hat sich ja für eine Baroneß Her-

terich durchaus nicht geschickt. Das hat doch Großpapa durchaus nicht zulassen wollen.

Lizzi. Freilich, freilich. Und die Leute haben auch gemeint, du hättest gar kein Talent dafür, nur deine Schönheit.

Kitty. Lizzi, liebe Lizzi, ich bitte dich, ärgere mich nicht.

Lizzi. So zärtlich? Schau, schau! Und wir sein doch allein, und's hört's doch niemand. Sonst ist ja bei uns alles für die Leut', die Kleider für die Leut', die Wohnung für die Leut', sogar die Taufnamen haben wir für die Leut'. Ich hab' mein Lebtag Julie geheißen, ich hab' die noble Lizzi satt. Merk' dir's, Katherl!

Kitty. Ein Fratz bist, ein unausstèhlicher Fratz.

Lizzi. Katherl! Kathinka! Kathi!

Achte Szene.

(Vorige. Kathi).

Kathi. Gnä' Fräul'n befehlen?

Kitty. Nichts! Gehen Sie an Ihre Arbeit. (Kathi ab.) (Zu Lizzi.) Man kann mit dir nicht leben — unmöglich!

Neunte Szene.

(Vorige. Herr von Stöber).

Stöber. Zankt ihr schon wieder, Kinder?

Kitty. Ach, Großpapa, Lizzi wird immer unerträglicher. Tausendmal hab' ich mir schon vorgenommen, ich rede nichts mehr mit ihr, und dann fange ich wieder mit ihr an, weil ich ein guter Narr bin, und das freche Geschöpf beleidigt mich immer wieder. Es ist nicht zum Aushalten!

Lizzi. Weil ich kein Süßholz mag. Das ist nicht mein Gusto! Jetzt ist sie zärtlich mit mir, und gleich dahinter — schau sie nur an, Großpapa! — ob sie mir nicht die Augen auskratzen möcht'.

Kitty. Du bist eh' häßlich genug.

Lizzi. Da hören Sie's, Großpapa, die süße Schwester!

Stöber. Um Gotteswillen, Kinder, seid doch einmal vernünftig. Was wollt's nur mit der ewigen Zänkerei? Wem nützt's was? Für immer werdet ihr ja doch nicht zusammenbleiben. Ich bitte dich, Kitty, du bist die Aeltere!

Lizzi. Und ganz gehörig auch noch.

Kitty. Kreatur, gehässige!

Stöber. Lizzi, ich bitte dich, sei du die Klügere. Bedenke, wir sind im Niedergang seit langen Jahren. Nicht einmal Glocksdorf haben wir uns erhalten können, den Stammsitz unseres Hauses. Auch das ist in fremden Händen. Andere Leute werden dort reich, wo wir zugrunde gegangen sind. Es ist wirklich traurig, was ich alles mit ansehen mußte, schlimm genug, daß ich

meine Bekanntschaften aus früheren, guten Tagen nun so fürs Geschäft nutzen muß, daß ich in meinen Jahren reisen, schwatzen, Komödien spielen muß, um für euch zu verdienen. Ich hätte nie geglaubt, daß ich meinen angesehenen Namen und meine Verbindungen verkaufen müßte . . .

Lizzi. Da meint er den vergnügten Künigelhasen . . .

Stöber. Was ist das für eine neue Ungezogenheit; ich bin beim „Pelikan".

Lizzi. Das Vieh kenn' ich nur aus die Fabelbücher. A Künigelhas ist es, und vergnügt ist er, weil er, wie's in die Prospekte so schön heißt, seine zahlreiche Nachkommenschaft bei euch so glücklich und unter so günstigen Bedingungen versichert hat.

Kitty. Geschieht Ihnen recht, Großpapa, warum lassen Sie sich mit ihr ein und sich alles von ihr gefallen.

Lizzi. Huß, huß, das Katzerl!

Stöber. Lizzi, zum letztenmal! Aber nun zu dir, Kitty. Nun wäre es doch Zeit, daß du Ernst machtest. Es hat dir niemals an Bewerbern gefehlt. Mach' mit einem ernst!

Lizzi. Wenn nur einer von ihnen ernst machen wollte!

Kitty. Großpapa, Sie sehen, ich antworte ihr nicht einmal. Schützen Sie mich vor der Person!

Lizzi. Nein, was die heut' für einen erhabenen Tag hat! Es ist doch schade, daß sie nicht zum Theater gegangen ist!

Stöber. Lizzi, hörst du ewig nicht auf? Hinaus mit dir! (Lizzi geht ab.)

Stöber. Es ist wirklich traurig; ich hätte dringend mit dem Generaldirektor zu sprechen, und ich bleibe bei euch, weil ich mich mit euch ausreden möchte. Lizzi ist am Ende versorgt, sie ist begabt genug, sie wird doch ihre Prüfung machen, und ich habe noch Verbindungen genug übrig, um ihr bald eine leidliche Anstellung verschaffen zu können. Es ist nicht das, was sich für uns gehörte, denn wir sind alter und guter Adel und haben dem Staat in den höchsten Stellungen gedient. Aber besser ist es immer wie nichts. Aber du — von dir hätte ich mir das Meiste erhofft, und nun! Und wie soll's mich zu Hause freuen, wenn ihr nichts tut, nur zanken und streiten?

Kitty. Man soll nicht zum Tischler laufen um einen Sarg, ehe der Kranke nicht wirklich tot ist, Großpapa! Er könnte sich und einem zum Trotz erst recht am Leben bleiben!

Stöber. Steht's so, Kitty, wirklich?

Kitty. Ich darf noch nicht sprechen, Großpapa, ich könnte mir's verschreien. Aber glauben Sie mir, lieber Großpapa, ich wäre sehr froh, wenn's diesmal was werden möchte. Ich bin nicht einmal auf die Lizzi bös, sie ist keck, aber hat sie's denn, wie sie's

möchte? Hat's denn eines von uns, wie's haben sollte? Käm' ich heraus! Ich wäre froh, und nach Mariazell möchte ich zur Mutter Gottes, und für Lizzi möchte ich sorgen, und ich könnt' es dann auch. Wie vielen hab' ich zeigen müssen: „So komm doch nur um mich, ich wart' auf einen jeden!" Und das macht einen nicht besser, Großpapa, wenn das so seit sechs Jahren fortgeht. Hätt' ich nur etwas Rechtes gelernt! Aber's Stillsitzen, das war niemals bei uns in der Familie. Gelten's, Großpapa! Ich hab's nicht vom Vater, ich hab's nicht von der Mutter, von mir aus hab' ich's nicht, und gelernt hab' ich's auch nicht. Aber ich bin das Ganze müde, Großpapa, und wenn ich rechne (sie nimmt das Haushaltungsbuch) ich seh': so viel, so viel aufs Ueberflüssige und so wenig fürs Notwendige, und Sie müssen sich so schinden um alles, und es geht nun sein Lebtag nicht anders und nicht zusammen — dann tut mir's Herz weh. Käm' ich nur heraus, käm' ich nur heraus!

Stöber. Mein armes Kind!

Zehnte Szene.

(Kathi. Vorige).

Kathi (meldet). Dr. Karl von Bauer.

Kitty. Ach also! Bleib zu Hause, Großpapa, bleib zu Hause! Er soll kommen.

Kathi. Im Salon?

Kitty. Nein, hier. (Kathi ab.) Großpapa, blei-

ben's zu Hause, warten's! (Stöber küßt sie.) Heilige Mutter Gottes, einen silbernen Rahmen kriegst — ganz von Silber!

Stöber (ab, in der Türe begegnet er dem Gast. Fremde Verneigung).

Elfte Szene.

(Kitty. Dr. Karl von Bauer).

Doktor. Guten Morgen, Baroneß; stört man?

Kitty. Wenn ich Sie doch eingeladen hab'! Es ist nur schön, daß Sie gekommen sind!

Doktor. Ich sagte mich doch an; da ist es doch selbstverständlich.

Kitty. Kann sein, daß es selbstverständlich ist. Aber wienerisch ist's nicht.

Doktor. Ich bin doch auch kein Wiener. Die vielen Blumen!

Kitty. Weil heut' mein Geburtstag ist. Da kriegt man halt so Sachen. Ich dacht', Sie wissen davon. Es ist doch auch von Ihnen ein Bouquet dabei.

Doktor. Das ist Zufall. Da erwarten Sie wohl noch Besuch? Es ist übrigens hübsch von Ihnen, daß Sie mein Bouquet bemerkt haben. Störe ich? Ich hätte gerne noch ein Weilchen mit Ihnen geplaudert. Mit Ihnen allein.

Kitty. Man sieht doch nach, von wem etwas kömmt, und Sie stören nicht. Es kommt niemand. Ich

habe mir's schon zur Zeit verbeten. Das konnte ich mir schon ausdenken, daß Sie nicht gern in einen Trubel hineinkämen.

Doktor. Ich danke Ihnen; das war lieb von Ihnen, Baroneß. Gar nach so kurzer Bekanntschaft. Ich muß dem hübschen Zufall noch dankbar sein, der mich Sie bei Forstners finden, wiederfinden und näher kennen lernen ließ! Ich muß es und bin es auch wirklich, Baroneß!

Kitty. Ich bitt' Ihnen, reden's mir nicht so! Ich gebe nicht viel auf Komplimente, die hör' ich so genug. Und Sie sollten sich überhaupt zu so was gar nicht hergeben!

Doktor (setzt sich und spielt mit seinem Stock). Warum denn just ich nicht?

Kitty. Weil's zu gut sind dafür. Sie machen so einen vertraulichen Eindruck, so wie ein fester Mensch, auf den man sich wirklich und immer verlassen kann.

Doktor. Das bin ich auch, Baroneß; nur daß ich auf dem Dorfe allein, und ohne andere Umgebung als Eltern und Erzieher aufwuchs. Dann als Student bin ich eben auch nicht viel in Gesellschaft gekommen; ich mußte auf den Tag fertig werden. Danach mußte ich reisen: nach England, nach Amerika. Manchen schließt die Fremde auf, manchen verschließt sie. Mich hat sie verschlossen. Ich habe viel studiert; ich kenne die Farmen Englands, die Bonanzawirtschaft der

Union; ich weiß, wie in aller Welt mein Handwerk getrieben wird. Nun, und auf eigenem Grunde, den sich meine Eltern erarbeitet haben, will ich es selber üben. Und gerade auf dem Uebergange vom Erlernen zum Betätigen begegne ich Ihnen. Das ist doch ein hübscher Zufall. Sie sehen, ich mache keine Komplimente.

Kitty. Sprechen Sie nicht so! Sie soll'n es nicht. Ich habe es Ihnen schon gesagt. Von Ihnen erwartet man sich anderes, Besseres, Gescheiteres. Ich habe nicht bald zu jemandem so schnell ein Vertrauen gehabt. Und ich habe nicht leicht mehr eines, weil ...

Doktor. Warum nicht, Baroneß? Oder geht Ihr Vertrauen zu mir noch nicht so weit, mir auch das schon zu sagen?

Kitty. Wenn Sie's gerade wissen wollen. Aber erlauben's. (Sie nimmt ihm den Stock, mit dem er gespielt hat.) Wissen's, das macht mich nervös. Also, wenn's just wollen: Ich hab' doch schon meine Erfahrungen mit meine dreiundzwanzig Jahr'.

Doktor. Und in welchem Sinne, Baroneß?

Kitty. Sind Sie aber heut' neugierig.

Doktor. Vielleicht mehr teilnehmend.

Kitty. Das könnte bei Ihnen schon sein. Und am Ende, Sie werden's bei Forstner so schon gehört haben; meine Freund' sind's, aber ausrichten tun's mich wegen dem doch, und ein Mädel, das sie ewig nicht anbringen, haben's auch. Also, ich bin arm und schön,

und alleweil hat's geheißen: Dein Glück wirst machen, Kitty, es wird schon noch kommen. Und wie's ewig nicht kommen ist, bin ich ihm halt ein Schritterl entgegengegangen (trällert): und das darf halt nicht sein.

Doktor. Sie singen auch, Baroneß?

Kitty. Ja, a bissel, wie ich alles a bissel kann. Aber, daß ich Ihnen weiter erzähl'! Ich hab' mir mein Lebtag nichts aus die Leut' gemacht, nicht um einen halben Kreuzer, und sie wissen's alle. Wir haben nichts zum Leben, wenn der Großpapa heut' oder morgen stirbt, und da sollte ich halt danach sein. Aber was geht's mich an, was morgen ist? Ich leb' derweil, und ich will leben. Soll ich mir die Augen ausweinen dafür? Wär' nur schad' darum.

Doktor (hat einen Ring vom Finger gezogen, spielt damit). Da haben Sie recht, das wäre sehr schade.

Kitty. Ach, nicht so, ich bin froh, daß ich einmal mit einem vernünftigen Menschen plauschen kann. Und redt's sich denn nicht ganz gut mit mir?

Doktor. Gewiß, Baroneß.

Kitty. Sehn's, das glaub' ich Ihnen. Aber Sie erlauben schon wieder! (Nimmt ihm den Ring.)

Doktor. Wissen Sie, was Sie da in der Hand halten?

Kitty. A Ringerl. A ganz hübsches! Aber Schmuck hätt' ich so genug und tragen könnt' ich's höchstens als Bracelet.

Doktor. Es ist der Verlobungsring meines Vaters. Möchten Sie ihn behalten bis auf weiteres? Es war eine lange und glückliche Ehe.

Kitty. Ich bitt' Ihnen, reden's nicht so, ich bitt' Ihnen, das kann doch niemals Ihr Ernst sein.

Doktor. Sie sagten doch selber, Sie trauten mir keinen Scherz zu. Wenn's also mein Ernst wär'?

Kitty. Ihr Ernst?

Doktor. Was würden Sie dazu sagen?

Kitty. Ihr Ernst? (Nach einer Pause): Aber ein arms und verwöhntes Mädel — so ein Luxus!

Doktor. Sie waren offen gegen mich — ich will's auch gegen Sie sein. Es ist ein einödiges Leben, das wir immer geführt haben. Wir sind reich geworden dabei, aber was Genuß, was Fröhlichkeit heißt, das hat niemand von uns gekannt. Aber ich will's kennen lernen, und Sie scheinen mir die rechte Lehrmeisterin dafür. Es mag das ein Luxus sein, aber meine Mittel gestatten mir ihn. Was hier mit Ihnen war oder auch nur gesprochen wurde — denn man hat mir wirklich manches erzählt — das geht mich nichts an, dem will ich nicht nachfragen, das gilt bei uns nicht.

Kitty. Wie reden Sie zu mir? Solche Worte hat noch niemand zu mir gesprochen!

Doktor. Weil es die der Wahrheit sind. Aber Sie müssen mich weiter hören. Ich bin einziges Kind.

Meine Mutter hat mich sehr lieb. Sie hat mich erzogen, als mein Vater vor der Zeit unter der Arbeit zusammenbrach. Sie war mir noch nie und in nichts entgegen. Worüber ich mich hinaussetze, das besteht auch für sie nicht. Aber gegen ihren Willen tue ich auch nichts. Sie haßt die Bahn, noch niemals ist sie mit ihr gefahren, noch niemals hat sie ihren engsten Umkreis verlassen. Und sie ist eine alte Frau. Ich kann ihr die weite Reise nach Wien nicht zumuten. Wollen Sie zu uns nach Glocksdorf — vorläufig mein Gast?

Kitty. Nach Glocksdorf? So, Glocksdorf gehört Ihnen? Ja, und meinen Sie, ich könnte der alten Frau gefallen?

Doktor. Lüde ich Sie sonst ein?

Kitty. Und sein's nicht bös, wenn ich Sie frag'. Aber was ist sie für eine Frau?

Doktor. O, eine herrliche. Sie ist klug, wie der Tag. Niemals mischt sie sich in etwas, was nicht ganz ihres Amtes ist. Die Leute meinen, sie sei hart, aber das können nur Menschen glauben, die sie nicht kennen. Was zu ihr gehört, das hat sie lieb für immer. Und Sie wollen doch zu uns gehören, Baroneß? (Steht auf.)

Kitty. Wollen, ja wollen möcht' ich schon — aber ob ich's können werd'!

Doktor. Sie werden ihr gefallen. Sie ist doch auch einsam, niemand ist um sie, nur eine Enkelin, das Kind einer Schwester, die früh gestorben ist und die sie nun bei sich hat und sehr, sehr liebt. Da ist man emp-

fänglich und dankbar für Jugend und Frische. Sie sollen sie uns bringen, und ich möchte Sie so gern erlösen von allen Sorgen, allem Niedrigen, allem Leid!

Kitty. Ihnen glaub' ich's, glaub' ich alles, und ich komm'. Und wann kommt man denn am besten?

Doktor. Am besten, wenn man bald kommt.

Kitty. Ich komme, komme bald.

Doktor. Also auf Wiedersehen in Glocksdorf! Die Herbstjagd beginnt bald.

Kitty. Auf Wiedersehen in Glocksdorf! Leben's derweil wohl, tausendmal wohl! (Doktor ab.) Mutter Gottes, Deinen silbernen Rahmen kriegst; schwer wird er, schön wird er, nur diesmal hilf mir! Großpapa, Großpapa! Lizzi!

Zwölfte Szene.

(Herr von Stöber. Kitty. Lizzi.)

Stöber (eilig). Was gibt's, Kitty?

Kitty. Ich bin verlobt mit Herrn Doktor Karl von Bauer, dem Besitzer von Glocksdorf — so gut wie verlobt.

Stöber. Gott segne dich, mein Kind, mein liebes Kind. Du ahnst gar nicht, wie glücklich du mich machst.

Kitty. Lizzi, Lizzi! Wo bleibt die nur wieder?

L i z z i. Was gibt's schon wieder, wenn man endlich einmal lernen möchte?

K i t t y. Ich habe mich verlobt, denk' dir, ich habe mich verlobt!

L i z z i. Was, schon wieder?

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

(Park von Glocksdorf, sacht zum Hintergrund ansteigend. Viele Laubbäume mit fahlem Laub. Ein Rondell, von dem aus einige Stufen zum Schlosse führen. Ein sonniger Tag, etwa zu Anfang Oktober. Morgenstimmung.)

E r s t e S z e n e.

(Gärtner. Marie.)

G ä r t n e r (hat ein Bouquet fertig, übergibt es der Marie.) So, das stelle Sie jetzt dem Fräulein aufs Zimmer, und wenn die, wie bei ihr anzunehmen, Geschmack hat, so muß es ihr nach etwas gleichsehen, und wenn sie dann fragt: „Wer hat das gebunden?" so antwortet Sie ihr: „Der Gärtner Dolanskij läßt sich der gnädigen Baroneß empfehlen und ihr die Hand küssen." Was meint Sie, wird Sie sich das merken können, Marie?

M a r i e. So dumm bin ich lang nicht, wie sich der Herr Gärtner einzureden beliebt. Der Herr Gärtner ist ein bißchen sehr eingebildet auf seine Gärtnerei.

Gärtner. Weils auch ein Kunst ist, und ich bin ein Künstler in dieser Kunst. Blumen ziehen ist nicht so leicht, wie sogar feine Wäsche bügeln, Blumen binden schwerer, wie zusammenräumen. Damit ist Ihre Weisheit fertig. Ich aber kann beides zusammen.

Marie. Ja, der Herr Gärtner kann's, und er kann noch eine Kunst. Nämlich — so sagt die alte Frau — er kann so stehlen, daß man ihn niemals dabei erwischen kann.

Gärtner. Beschränkte Person!

Marie. Wen meint der Herr Gärtner? Meint er die alte Frau?

Gärtner. Nein, Sie, Marie! Denn daß die alte Frau das nicht versteht, ist am Ende kein Wunder. Herrschaft werden ist keine Kunst; wenn man nur das Geld hat, so trifft's ein jeder. Aber was sich alles zum Herrschaftsein gehört, das begreift schon wieder nicht ein jeder. Die alte Frau ist's noch nicht so lange, daß sie schon alles wissen müßte; und bei Herrschaften von gestern müssen wir Dienstleute wissen und aufpassen darauf, was sich gehört. Sie also, Marie, was Sie doch ein feines Stubenmädel vorstellen will, sollte das begreifen: „Jeder Herrschaftsgärtner hat über seinen Gehalt Emolumente." Merke Sie sich das Wort: „Emolumente", von denen nichts gesprochen wird. Das heißen die gewöhnlichen Leute dann bei ihm stehlen. Aber es gebührt ihm von rechtswegen — versteht Sie das?

Marie. Das ist also wie bei die Müller?

Gärtner. Just so. Und wer's anders macht, der ist kein richtiger Gärtner oder Müller. Ich aber bin ein gelernter und geschickter Gärtner — versteht Sie das? Und jetzt mache Sie aufs Zimmer. Die Baroneß kann mit dem Herrn gleich da sein. Die wird's schon verstehen, was sich gehört. Die hat's in sich, daß sie herrschaftlich leben begreift oder bald gewöhnt. Da hat man schon sein Auge dafür, Marie.

Zweite Szene.

(Vorige. Olga. Helene von Bauer.)

Helenens Stimme. Marie! Gärtner!

Beide. Gnä' Frau befehlen? (Helene und Olga treten auf.)

Helene. Lassen Sie sehen!

Marie. Hier, gnä' Frau.

Helene (betrachtet das Bouquet). Es ist ganz schön. Du kannst gehn, Marie. Gärtner, die feinen Spaliertrauben sind mir heuer etwas gar zu schütter geraten.

Gärtner. Es sind eben nicht mehr geworden, gnä' Frau.

Helene. Das Jahr war nicht darnach. Sie haben wunderschön abgeblüht. Der Sommer war warm, wie nicht oft bei uns. Netze waren übergezogen, damit kein Vogel dazukommen konnte. Der Herbst war schön und warm. Es mußten unbedingt mehr da sein. Ich kenne mich schon aus.

G ä r t n e r. Wenn's aber doch nicht mehr geworden sind, gnä' Frau! Ich kann nicht hexen.

H e l e n e. Nicht frech sein, oder mit der Gärtnerei hat's ein End'! Sie können gehen, Jakob! (Gärtner ab. Zu Olga). Aerger, nichts als Aerger, hat man mit dem Gute, das heißt mit den Leuten!

O l g a. Du nimmst die Sache auch vielleicht zu ernst, Großmutter.

H e l e n e. Zu ernst? Alles auf der Welt ist ernst! Wer e i n Ding leicht nimmt, der nimmt ein jedes leicht, und der kommt zu nichts. Ernst nehmen und schwer nehmen — das ist freilich wieder ein anderes Ding!

O l g a. Nun, Großmutter, du wirst's ja jetzt bald leichter haben, wenn Karl heiratet und seine junge Frau kommt ins Schloß. Weißt, ich kann dir gar nicht sagen, wie schön ich mir das denke. Eigentlich ist's doch immer recht öde und traurig gewesen. Du wolltest ja niemals hineinziehen.

H e l e n e. Ich hab's erlebt, wie man aus dem Bauernhause ins Schloß zieht; den Umzug möcht' ich nicht mehr mitmachen. Da bleib' ich, wo's sicher ist, im Bauernhause. Ich bin kein Freund von der Wanderei. Da sind meine Füße zu alt dazu. (Setzt sich.) Setz' dich auch! Ich habe dich gern neben mir; man spürt's ordentlich, wie jung du noch bist und wie das noch alles lebt in dir. Das tut mir gut. Und du hast dir nie gedacht, wie sich's leben möcht' auf Schloß Glocksdorf?

O l g a. Nein. Weißt du, wem's so gut geht wie

mir bei dir, der wünscht sich nirgends hin fort; es ist recht schlecht eigentlich von mir, aber mir haben meine Eltern noch niemals gefehlt.

Helene. Weil du sie nie recht gekannt hast. Es ist doch ein kurioser Geschmack — bei einer alten Frau! Was hast denn von deinem jungen Leben? Du lernst arbeiten. Ich hab' mein Lebtag nichts anderes gekannt, und ein Roß, das das Ackern gewohnt ist und die Robot, träumt am Ende gar davon. Aber du bist reich.

Olga. Großmutter, liebe Großmutter, sprich mir nicht so! Wenn ich reich bin, so danke ich es zunächst dir — und dann werde ich schon einmal, zu seiner Zeit, etwas davon haben. Ich kann's schon noch erwarten. Was kann sich der Mensch mehr verlangen, als alles, was er will, und das habe ich doch immer gehabt.

Helene. Weil du bescheiden bist. Die gestern gekommen ist, begehrt sich schon mehr.

Olga. Großmutter, sie darf's.

Helene. So, und warum denn?

Olga. Ach, sie ist so reizend. Wie sie gestern zu Abend hereingekommen ist zu dir in die Stube — es war, wie wenn die Lampe heller brennen möchte und wie wenn sich die Zimmerdecke höbe! Und wie sie sich kleidet und wie sie redet, so warm, so herzlich, und die Achtung vor dir! So möcht' ich gern sein, wie sie.

Helene. Ja, das Schöntun versteht sie, und sie weiß auch ganz gut, warum.

Olga. Großmutter, du tust ihr unrecht; das ist sonst nicht deine Sitte.

Helene. Und warum? Unrecht tu' ich ihr keines, und manchmal hab' ich mir in der Zeit, wie ich zuerst davon gehört hab', bis sie gekommen ist, gedacht: Es ist gut so, er nimmt sie. Denn das Gut hat ihren Leuten gehört, noch ehe sie auf der Welt war. Sie haben es gehabt, Gott weiß, seit wann. Aber sie waren Zehrer, und wir waren Sparer, und wir haben darauf, und auf den richtigen Augenblick gepaßt. Und Unrecht haben wir ihnen keines getan. Aber na — überzahlt haben wir es auch nicht, und käm's so wieder an die — denn jetzt müßt' es ihr gehören — so hätt' ich gar nichts dagegen. Aber jetzt hat's zwei Haken.

Olga. Großmutter, ob du nicht zu streng bist gegen sie?

Helene. Ich darf's sein. Ich hab' damit alleweil bei mir angefangen, Kind. Aber das eine hat mit der Strenge nichts zu tun. Unser Herrgott hat wollen, daß sie — ihre Leute nämlich — hier abhausen, und unser Herrgott ist immer noch gescheiter als ich, das weißt du. Und will er's, daß sie wieder heraufkommen und just da, wo sie heruntergekommen sind, so werde ich ihm nichts dawider tun, denn er weiß, warum er's so will. Zeit wär's am Ende auch, daß ein bissel ein leichteres Blut käme in unsere Familie. Denn wir sind schwerlebige Menschen. Aber ob das nicht wieder zu leicht ist? Wie fragt man beim lieben Vieh danach! und beim Menschen soll man sich nicht darum kümmern?

Olga. Und warum denkst du so über sie — du hast doch gar keinen Grund dazu?

Helene. Wär' sie nur nicht allein gekommen — das gehört sich in Ewigkeit nicht.

Olga. Sie kam doch zu seiner Mutter!

Helene. Es gehört sich aber doch nicht.

Olga. Also, wenn sich Karl erklärt, wirst du ihm entgegen sein?

Helene. Nein, merk' dir das, was ich dir jetzt sage: ich war meinem Manne in nichts entgegen, solange wir beisammen waren, und darum haben wir sein Lebtag keinen Streit gehabt. Er hat gemacht, was er hat wollen: darnach, wenn er sich einmal gehörig angerannt hat, ist er schon gekommen: „Komm, hilf mir, Lenerl!"

Olga. Lenerl hat er dir gesagt?

Helene Ich war nicht immer so, wie ich jetzt bin. Hör' mich zu Ende. Es steht schon dafür. War's einmal so, so hab' ich nicht gemault, sondern geraten und geholfen, so gut's noch gegangen ist. So was merkt man sich schon, und so halt' ich es jetzt mit dem Karl. Man muß ein Kind zu ziehen wissen — das ist die eine Kunst, danach, jetzt, wo er gezogen ist, muß man wieder wissen, wann man mit dem Ziehen aufhört — das ist die andere und schwerere Kunst.

Olga. Und wenn du glaubst, er würde mit ihr unglücklich?

Helene. Ich schweige. Er soll mir nicht einmal die Ohren vollraunzen: „Mutter, wärst du damals meinem Glück nicht im Wege gestanden, es wäre alles anders.“ Der Mensch muß selbst ausprobieren, wie ihm gedeiht, was immer er tut im Leben. Ich will meine Ruhe haben auf meine letzten Tage. Und noch eins merk' dir, Olga, mein Herzerl: Ich lebe lange, aber soviel ich habe sehen können, so geschieht nichts auf der Welt, was nicht geschehen muß. Merk' dir beides, du wirst beides schon noch brauchen.

Olga. Das versteh' ich nicht.

Helene. Man muß wachsen, ehe man so hoch greifen kann. Kinder, die immer über sich greifen, werden nicht groß.

Olga. Großmutter, so möcht' ich werden wie du!

Helene. Erst möcht'st sein, wie die Baroneß, nachher wie ich. Das reimt sich nicht, in Ewigkeit nicht. Aber komm, wir wollen heute im Schlosse essen. Und sie soll merken, daß wir Bauersleute auch wissen, was sich gehört. Komm, Olga, du mußt doch bei allem dabei sein.

Olga. Ich weiß nicht, Großmutter, ich höre sie kommen, ich möcht' doch lieber . . .

Helene. Wenn's dich freut — ist ein billiges Vergnügen (ab).

Dritte Szene.

Olga. Doktor. Kitty.

Kitty. Guten Morgen, so spät wach?

Olga. O nein, wo denken Sie nur hin, Baroneß? Ich war mit der Großmutter. Wir sind spazieren gewesen.

Doktor. Spazieren und inspizieren?

Olga (lacht). Du kennst ja die Großmutter. Sie kann keinen Augenblick müßig sein. Sie sieht auf einen Blick mehr, wie andere in einem Tag. Ich begreif's, wenn die Bauern von ihr sagen: Sie braucht einen Acker nur anzuschauen, und sie weiß, was darauf wachsen kann, und was nicht. Könnte man ihr das nur ablernen! Aber ich glaube, ich bin ewig zu dumm dafür.

Kitty. Es wird schon anders auch gehen. Ich kann's gewiß nicht. Na, und es hat mir bis heute just auch nicht so sehr gefehlt.

Olga. Ja Sie, Baroneß, Sie sind nicht dafür auf der Welt. Aber wir sind gewöhnliche Menschen, und wir müssen froh sein, wenn wir die Pflichten, die wir einmal übernahmen, auch nur leidlich erfüllen. Und Pflichten bleiben keinem erspart, sagt Großmutter.

Doktor. Kitty wird auch ihre Pflichten haben und sie erfüllen, wenn es einmal an der Zeit ist. Nicht wahr, Baroneß?

Kitty. Es wird schon so sein. Aber denken tut man doch just nicht gar zu gern daran.

Olga. Nicht? Und mich freut die Arbeit. Nun, und daran hat es bei uns auch noch keinem gefehlt.

Kitty. Ja, ja, ich weiß: Arbeit macht das Leben süß. Ich bin aber kein Freund von die süßen Sachen. Aber reden wir von etwas Gescheiterem. Doktor, es war doch hübsch heut' früh.

Doktor. Hat Ihnen der Ritt eine Freude gemacht? Ich muß Ihnen übrigens doch wieder ein Kompliment machen. Sie reiten brillant, Baroneß.

Kitty. Ach, das Reiten! Das ist ja das höhere Tanzen! Und wie schön das war! Wissen's, so ein — wie sagt man nur gleich — so ein rechter, rechter Sonntag. Die Felder und die Sonn'! Ich hab' mein Lebtag noch keine solche Sonn' gesehen, so geglitzert hat alles, und die weißen Spinnweben auf die braunen Aecker — man sollt' nit meinen, was das schön sein kann. Und so still war's. Nur etwas hat so geklopft im Walde, und ich hab' nicht einmal gewußt, daß das ein Specht ist. Jesus, wie dumm man doch ist! Und das viele, viele rote Laub, und der Wind, der einem um die Ohren pfeift: „Komm mit, komm mit, wer ist geschwinder?" und das Eichkatzerl, wie das den weißen Baum hinauf ist mit seinem roten Pelzerl wie ein Stückerl roter Blitz, und wie's dann hinuntergeguckt hat auf uns — ich wär' ihm am liebsten nach und hätt' ihm ein Busserl geben auf sein komisches Goscherl! Aber das hätt' sich doch wieder nicht gehört. Du mein lieber Jesus, es ist doch allweil das Beste auf der Welt, was sich nicht schicken tut auf ihr!

Olga. Wie Sie nur erzählen, Baroneß! Man sieht alles und staunt, was Sie alles sehen.

Kitty. Wissen's, Fräulein Olga, weil's mir neu ist, und weil's mich freuen tut. Und ein schönes Leben ist das da hier und auch ein gesundes Leben. Aber mir scheint, man muß selber gesund sein dafür. Und Sie sind's, scheint mir, und so ein lieber Schneck sind Sie! Ich muß heute noch mein Extra-Vergnügen haben, ganz für mich: Sagen wir Du zueinander! Willst, Olga?

Olga. Baroneß, wenn Sie erlauben! Wie gern.

Kitty. Also, es gilt; und wer sich irrt, der zahlt ein Sechserl für die Armen, das heißt also für mich. Gilt's Olga?

Olga. Es gilt, Kitty. Wie ich deinen Namen gehört habe, da hab' ich mir gleich gedacht: So darf nicht eine jede heißen. Die muß auch danach sein. (Helene ist auf der Treppe erschienen, ruft: Olga!) Großmutter ruft! (Man sieht beide miteinander sprechen, dann im Hause verschwinden).

Vierte Szene.

(Doktor. Kitty).

Kitty. Behüt dich Gott derweil, Olga! So ein lieber Kerl! Wissen's, Doktor, das wär' einmal ein famoses Frauerl für Ihnen.

Doktor. Ich glaube, meine Mutter hatte auch einmal solche Wünsche. Ich habe nie daran gedacht, und jetzt, seitdem ich Sie kenne, schon gar nicht. Jetzt weiß ich, wessen ich bedarf. Es war übrigens hübsch

von Ihnen, daß Sie sich mit ihr so gut gestellt haben. Sie schwärmt für Sie.

Kitty. Hübsch war es? Sein's so gut! Ist sie denn nicht herzig zum Fressen? Ein bissel modernisieren könnte man sie leicht. Es ist übrigens kurios: Ein Kleid modernisieren ist das billigste, einen Menschen modernisieren ist das teuerste, was man damit nur anfangen kann.

Doktor. Nun, es war aber auch klug von Ihnen. Denn sie ist eine dankbare Seele, und die Mutter gibt viel auf sie und sieht es gern, wenn man ihr freundlich begegnet. Ich glaube, sie hat Sie bald lieber als mich.

Kitty. Sehr liebenswürdig. Da hat sie just kein' schlechten Gusto; und sehn's, daß das klug sein sollte, daran hab' ich kein' Augenblick gedacht. Ich tue immer, was mir im Kopf ist, ob's gescheit ist oder dumm. Aber von Ihnen war's lieb, daß Sie mich hergeladen haben. Kommt nach, was da will: hübsch war es, und der Tag gefreut mich, und ich will mir ihn merken.

Doktor. Ich hoffe, er ist der Vorläufer vieler schöner. Es läßt sich leben bei uns, es läßt sich leben mit uns. Freilich, es gibt viel Arbeit, die auf den Schultern der Frau lastet, die einmal hier zu Hause und Herrin sein wird. Das geht nun einmal nicht anders, läßt sich keiner ganz ersparen. Jede muß sich ihr unterziehen. Und wer könnte besser Frohsinn in die Betätigung der Pflicht bringen, als Sie, Baroneß, mit Ihrem Verstande, mit Ihrem glücklichen Naturell. Wüßten

Sie nur, wie Sie mir gefallen! Ich bin doch sonst ein nüchterner Mensch. Aber Sie gefallen mir hier besser, viel besser noch als in der Stadt. Und wüßten Sie nur, wie gerne ich Sie hier behielte — nicht als Gast, für immer, immer, Kitty.

Kitty. Und wüßten Sie erst, wie gern ich dableiben tät'! Mir ist's die ganze Zeit, als wäre ich da zu Hause und dürfte nimmer fort, als könnte ich dafür alles tun, was man von mir verlangen könnte, als wären die in Wien gar nicht meine rechten Leut' und das Leben wäre dort kein rechtes Leben.

Doktor. Kitty, liebe Kitty, was bin ich froh!

Kitty. Ich glaub's Ihnen. Und wissen's, lieber Doktor, wie's wird, kann man niemals nicht vorher wissen, aber ein guter Kerl bin ich und gut bleiben wir miteinander; ich hab's Ihnen früher auch nicht sagen wollen, aber Sie gefallen mir da heraußen anders als wie in der Stadt. Erst hab' ich mich gewundert, wenn's überhaupt was angeschafft haben: Ja, darf's sich denn der trauen? Jetzt seh' ich: Sie haben's in sich, daß man Ihnen folgen muß. Sicher sind's, ein Mann sind's. Macht das auch das Land?

Doktor. Weil ich hier Herr bin von Jugend auf, weil ich alles verstehe und kenne, dieses ganz eigentümliche Leben, diese ganze Arbeit, die einen ganzen Mann fordert.

Kitty. Ja, und das sind Sie.

Doktor. Kitty, liebe Kitty, einen Kuß!

Kitty. So verwöhnt man sich die Leut'. Jetzt sollt' ich mich zieren, aber das ist wieder nicht meine Sache. Also, weil ich ein guter Kerl bin. (Küßt ihn).

Doktor. Kitty, liebe Kitty! (Küßt sie nochmals.)

Fünfte Szene.

Vorige.

Stimme des Gärtners. Herr Doktor, Herr Doktor!

Doktor (sehr heftig). Was gibt's, zum Teufel? (Kitty fährt zusammen.)

Gärtner. Herr Doktor, Sie möchten in den Stall kommen, läßt der Reitknecht bitten. Der Braune lahmt. (Auf der Treppe erscheinen Helene und Olga.)

Doktor. Was hat der Lümmel von einem Reitknecht wieder angerichtet? Ich werde dem Kerl schon noch einmal zeigen, wie man Pferde behandelt. Der Alix hat nichts gefehlt, wie ich sie geritten habe. So ein Pech! Ich komme gleich. Sagen Sie's ihm.

Kitty. So heftig, Doktor? Da könnte man sich beinahe fürchten.

Doktor. Ach, man muß wohl zornig werden. Eine gute Stunde hat man in Tagen und freut sich mit ihr — sie bleibt einem nicht unvergällt. Verdruß, nichts wie Verdruß; Schaden, nichts wie Schaden! Sowie man einmal nicht überall dahinter ist! Mein bestes Pferd, und mein liebstes Pferd überdies! Bengel nichtsnutziger, wenn du mir etwas angestellt hast! Leben Sie

mir indessen wohl, Kitty. Sobald ich nur weiß, was dem Tiere fehlt, bin ich wieder da. Wissen Sie, man muß in allen Sätteln gerecht sein, sogar ein wenig Tierarzt spielen muß man können, will man hier seinen Platz vollkommen ausfüllen.

Kitty. Leben's wohl! In der Stadt hätt' ich nicht geglaubt, daß man sich fürchten könnt' vor Ihnen. (Geht den Frauen entgegen.)

Sechste Szene.

Helene. Olga. Kitty.

Kitty. Frau von Bauer, Ihnen habe ich noch nicht guten Morgen sagen können. Ihrer Enkelin schon, und so gut sind wir mit einander geworden!

Helene. Etwas schnell ist das allerdings gegangen.

Kitty. Wissen's, Frau von Bauer, bei mir geht alles entweder gar nicht oder schnell. Ich mag keine Brodlerei nicht.

Helene. Olga hat mir schon alles erzählt. Es war übrigens recht hübsch von Ihnen, Baroneß, und ich habe nicht einmal Angst dabei; eitel machen Sie mir das Kind nicht. Und sie kann sich Ihnen mehr widmen, als ich es könnte, sie hat immerhin noch mehr freie Zeit.

Kitty. Das kann ich mir denken. Sie sehen ja aus, gnädige Frau, wie eine, die sich lieber selber plagt, nur damit andere sich halt nicht so plagen müssen.

Helene. Keinen Schritt tue ich mehr, als ich muß. Gibt gerade genug für jeden Tag, wenn man darin nichts versäumen will, und in der Nacht schläft man dann ein Stück Leben weg. Und dann — ich habe sie noch nie gelobt, wenn sie dabei war, aber die Olga ist ein tüchtiges Mädel.

Kitty. Nit rot werden, Olga, Tschapperl, kannst ja nichts dafür. Nit rot werden! (Hebt ihr das Köpfchen in die Höh'.) Aber hübsch bist dabei, hüosch. Wie kann man nur so gar hübsch sein!

Olga. Baroneß!

Kitty. Kostet ein Zehnerl! Ist eh' das erste, was ich heut' verdien'. Ich möcht' schön darum gebeten haben; ein armes Waisenkind tät' recht schön bitten um ein Sechserl oder ein Busserl. (Küßt sie.) Olga reißt sich los. Rasch ab.) Nein, Frau von Bauer, wie kann man nur so jung sein!

Siebente Szene.

(Kitty. Helene.)

Helene. Nun, so gar alt sind Sie doch auch nicht, Baroneß!

Kitty. Na, für ein Großmütterl könnt' ich freilich noch nicht passieren, außer es ist aber schon sehr finster. Und heute bin ich auch lustig, fidel, wie schon lange nicht. Ich glaube, wenn mich wer streichelt, so fang' ich zum spinnen an wie eine Katz'. Und ich mag

die Katzen nicht. Es sein falsche Dinger. Aber wollen Sie's vielleicht probieren, Frau von Bauer?

Helene. Ich danke, Baroneß, nein; aber was stimmt Sie so vergnügt?

Kitty. Ich weiß nicht, garnichts oder alles. Der Garten, das Schloß. Oder sollte man glauben, daß man jetzt schon im Oktober ist? Der Himmel! Und dann, ich hätte mir nie gedacht, es könnte mir an einem fremden Orte so gut gefallen, wie da. Na, eigentlich ist's schon für uns kein fremder Ort. Wie schön das alles ist! Und wie sauber! Und wie solid! Da ist nichts fürs Auge. Man darf schon klopfen überall. Es ist doch was Schönes ums Haben!

Helene. Ja, es ist etwas Schönes darin, Baroneß. Und ich habe geholfen miterwerben durch mein Lebenlang. Ahnen Sie auch nur, was das heißt, ein Vermögen, wie das unsrige, erwerben? Und was die Frau da alles dazu tun muß! Da hat man keine Zeit für sich; wie erst für Fremde? Und wer Ihnen sagt, an dem, was die Bauers haben, ist auch nur ein unrechter Kreuzer, der lügt in die Seele hinein. Das sage ich Ihnen.

Kitty. Ich glaub's Ihnen auch, Frau von Bauer. Wissen's, wie Sie da vor mir sitzen, da seh' ich schon, was Sie reden, ist wahr und steht. Und Sie haben kein Wort geredet, was nicht wahr ist und stehen kann, seitdem daß Sie überhaupt reden.

Helene. Das kann kein Mensch von sich behaupten — ich auch nicht. Wer sagt, er habe nie gelogen,

der spricht in derselben Minute die größte Lüge, die man sich überhaupt ausdenken kann. Aber das meine ich nicht, und davon wollen wir nicht reden. Sondern, ich möchte doch nicht erleben, wie das wieder vertan wird, was wir in sauerer und langer Arbeit zusammengebracht haben. Vertan ist leicht.

Kitty. Ich weiß es, die Kunst haben wir alleweil verstanden!

Helene. Ich bin über niemanden Richter, und in dem Sinne habe ich meine Worte nicht gebraucht.

Kitty. Reden's nur fort, gnädige Frau, und kümmern's Ihnen nicht um mich närrisches Ding. Sie können's sich gar nicht ausdenken, wie mir ist, wenn ich Sie reden hör', und was ich mir denke dabei.

Helene (kühl). Nun, und was denken Sie sich dabei?

Kitty. Darf's ich sagen, wirklich sagen?

Helene. Wenn es Sie freut.

Kitty. Aber Sie dürfen nichts dahinter suchen, ich mein's so, wie ich reden tu' — hier und immer so.

Helene. Das glaube ich wieder unbedingt Ihnen.

Kitty. Das ist lieb von Ihnen. Also, ich wollt', ich wär' Ihre Tochter!

Helene. Ich hab' an meinem Buben genug!

Kitty (springt auf). Heraus muß es! Ich wollt' also, man hätt' mit mir gesprochen, wie ich klein war,

wie Sie reden mit der Olga; ich hätte Sie oder so was Aehnliches vor Augen haben können! In jeder Stunde! Nicht damit man mir gepredigt hätt' — ich glaub' allweil, der Pfarrer, der am längsten red't, dem schlafen nur die meisten Leut' ein in der Kirchen — nein, so daß man sieht, das gehört sich und das darf nicht sein, und daß man's erlernt, man weiß gar nicht wie.

Helene. Sie hatten doch eine Mutter?

Kitty. Die! So ein armer Narr! Wissen's, der Vater hat niemals nicht viel getaugt, aber fesch war er, und er hat tun dürfen, was er hat wollen, so war er der Herrgott — alles nur, weil er fesch war, und weil er famos hat tanzen können. Und ich war nicht dumm, und ich hab' schon als ganz Kleines gesehen, wohin wir kommen mit der ewigen Tanzerei. Aber ich hab' nicht gesehen, was ich hätt' tun können. Ich bin keine Raunzerin. Hab' ich halt mitgetanzt. Und wem's Tanzen einmal so gewohnt ist, dem schmeckt's Gehen nicht mehr. Aber glauben Sie mir, Frau von Bauer, allweil war mir nicht tanzerig dabei. Allweil nicht!

Helene. Es hat eben jeder sein Kreuz.

Kitty. Heraus muß es, und auf der Stelle. Und wenn mir's so recht war, wie einem verlaufenen Pinscherl, was sein Maulkörbel vergessen hat, und die Marke haben's ihm noch nicht gekauft — wen hab' ich gehabt? Meinen Großvater — der hat mit sich zu tun; und wenn mir's zum Weinen war, so hab' ich mir gedacht: „Schenkt dir niemand einen Kreuzer für dein

Weinen. Und die Augen verdirbst dir damit, und schön mußt sein, sonst ist's gar mit dir, gar ist's und geschehen ist's!" Und so bin ich, wie mich die Leute gemacht haben. Und weil ich mir oft bei mir denke: „Wärst du anders, so wärst du besser," darum hab' ich's gesagt: „Ich wollt, Sie wären mein Mutterl." — Aber ich hab' alleweil „Mama" und „Sie" sagen müssen. Das Alter hätten's doch dazu, das kann Ihnen doch nicht beleidigt haben, und wie ich meiner Mutter die Hand geküßt hab', so tät' ich's Ihnen gern. Erlauben's, gnä' Frau? So, ich danke Ihnen!

Achte Szene.

(Vorige. Olga.)

Olga (kommt mit einer Teerose). Fürs Mittagessen, Kitty; es ist die letzte im Freien.

Kitty. Ich danke dir, recht herzlich danke ich dir. Aber ich verplausche mich. Ich muß mich doch umziehn fürs Mittagsmahl. Ich steh' noch allweil da im Reitkleid; gleich bin ich fertig. Darf ich dann wieder zu Ihnen kommen, gnä' Frau? Komm' ich nicht ungelegen?

Helene. Wenn's Ihnen darum zu tun ist?

Kitty. Nicht so! Darf ich's?

Helene. Sie dürfen! (Zu Olga.) Man soll die schwere Silbergarnitur auflegen!

Olga. Wart', Kitty, ich komm' mit! (Beide ab.)

Neunte Szene.

(Helene. Doktor.)

Doktor. Mutter, wo ist sie?

Helene. Ins Schloß, sie muß sich umziehen.

Doktor. Und nun, Mutter, was sagst du zu ihr?

Helene. Ich bin nicht flink, das geht so geschwind nicht bei mir.

Doktor. Aber nicht wahr, liebe Mutter, sie ist reizend?

Helene. Das bestreit' ich nicht. Sie ist sogar mehr, sie ist gut, ganz gut!

Doktor. Für das Wort danke ich dir!

Helene. Du? Wie kommst du dazu?

Doktor. Du kannst dir's doch denken! Aber bitte, liebste Mutter, spiele heute nicht Verstecken mit mir. Du weißt, du hast uns nicht ans Reden gewöhnt, wir haben's immer in uns und mit uns abmachen, vieles verschweigen müssen!

Helene. Weil jeder mit sich allein selber fertig werden muß. Wer das nicht trifft, wer immer erst einen Berater und Beichtiger braucht, der wird mit gar nichts fertig im Leben.

Doktor. Ja, Mutter. Ich habe das ja auch begriffen. Aber ich habe das Mädchen so gern. Es ist so ein eigenes, so ein liebenswürdiges Mädchen. Ich sehe

seine Fehler ja auch. Aber ich meine, es ist keiner darunter, den ein rechter Mann nicht bessern, nicht mit Eifer und Liebe sogar heilen könnte. Laß mir den Glauben, ich sei der rechte Mann. Ich meine, ich werde mich genug zu plagen haben, nun bald alles auf mir ruht. Denn der Besitz wächst, man wird fortrackern müssen, damit man ihn nutzen kann. Aller meiner Kenntnisse werde ich bedürfen, aller meiner Kraft und Tätigkeit.

Helene. Karl, rede dir darauf nichts ein. Das hat dein Vater selig auch getan, und hat's schwerer gehabt, im Anfang, aber gesprochen hat er nichts darüber. Das macht den Unterschied.

Doktor. Du hast recht, Mutter, wie immer recht. Aber starb er nicht auch in jungen Jahren mit daran? Und, siehst du, wir sind alle strenge Menschen, und komme ich vom Tagewerk nach Hause, so ist's wieder der Ernst und die Pflicht, die mich erwarten. Wie sie heut' neben mir geritten ist, es war alles anders wie sonst. Und wenn ich mir denke, sie wäre immer da mit ihren tausend Einfällen, mit ihrer raschen und fröhlichen Art — ach, Mutter, wir sind alle trocken und Rechner; sie ist's so gar nicht. Ich lasse sie nicht, du darfst mir sie nicht nehmen, wenn sie mich nicht läßt! Was kann man ihr bieten, das sie nicht verdiente, das sie nicht tausendfach vergölte? Es wäre ein ewiger Sonntag mit ihr!

Helene. Ein ewiger Sonntag? Du kannst mehr recht haben, als du glaubst. Uebrigens bin ich dir auch

nicht entgegen. Aber das Schlüsselbund, das muß sie tragen lernen, und das hat sein Gewicht, sonst gehst du zugrunde auf Glocksdorf. Wird's ihr nicht zu schwer sein, wird's ihr passen, zu ihren Kleidern passen? Und wir dürfen nicht herrschaftlich hausen, noch lange nicht, so reich wir immer sind, Karl. Wir müssen noch schaffen, rechnen.

Doktor. Ich weiß es. Aber wenn sie's könnte, hättest du was gegen sie, Mutter?

Helene. Ich hab' dir's schon gesagt. Ich bin dir nicht entgegen, und hab' in dieser Sache auch kein Recht dazu. Ich hab' auch ein Herz, und gönnen möcht' ich ihr's, daß sie sich bei uns zurecht findet und eingewöhnt. Sie hat's offenbar nicht so gut zu Hause. Und erst einmal später . . .

Doktor. Ich danke dir nochmals, liebe Mutter, ich hab' also freie Hand, und du wirst auch sehen, es ist das Richtige.

Helene. Geschieht's überhaupt, so ist's sicher das Richtige. Nichts geschieht auf der Welt, was nicht geschehen muß. Aber schweig! Sie kommt. Worüber wir reden, kann sie sich an den Fingern abzählen, und das muß schlimm sein für einen Menschen, wenn er weiß: „Jetzt verhandeln sie über dich." (Doktor tut Kitty einige Schritte entgegen.) Viel Schmuck hat sie auf sich, zu viel für das, was sie hat. Das hat man ja am Ende auch, aber das legt man in den Kasten, aber das trägt man doch nicht!

Zehnte Szene.

(Vorige. Kitty.)

Kitty. Nun, gnädige Frau, war ich nicht geschickt?

Helene. Ja, flink sind Sie gewesen, ich wundere mich darüber.

Kitty. Wissen's, Frau von Bauer, man hat schon so seine Prax. Man muß sich da manchen Tag manchmal umziehen. Wissen's, man hat vielleicht Gäste bei sich, und nachher muß man in die Visite und dann noch ins Theater, und die Leute passen auf einen, wie man angezogen ist und möchten einem gern a Klamperl anhängen, wenn's geht. (Lacht.) Ist noch keinem geraten bei mir, und die Langweilerei hab' ich mein Lebtag nicht leiden können.

Helene. Sie sind also viel in Gesellschaft?

Kitty. Na, es läppert sich. Meine Leut' kennt man schon in der Stadt, und mich kennen auch viele, und sie haben mich gerne. Ich bin doch die meiste Zeit lustig und ich lache gern, und die Leute sagen, man muß mitlachen mit mir.

Helene. Und Ihre Schwester? Was ist inzwischen mit der?

Kitty. Die? Die ist noch ein Schulmädel und soll zu ihren Theken und in ihr Pädagogium. Ich hab' sie gerne, sehr gerne, aber manchmal ist sie gar ein gräßlicher Fratz. Um mich haben sie sich allweil ge-

rissen, und mir haben sie allweil zugeredet, ich soll doch zum Theater. Die Stimme hätt' ich, und fesch und lustig wär' ich auch genug dafür.

Helene. So? Und schönen Schmuck haben Sie, Baroneß.

Kitty (gleichgiltig). Die paar Sachen da? Nun ja, das hab' ich so mitgenommen, damit man doch was zum Anlegen hat und vor die Dienstboten nach was gleichsieht. Das muß man ja haben, sonst zucken sie die Achseln über einen und sagen: „Ui, wie notig!" und das soll man der Kitty Herterich ewig nicht nachsagen. Zu Hause hab' ich so noch mehr, schwerere und schönere Sachen. Aber man will doch nicht herumrennen, wie es wohl bei uns gibt, die sich mit die ganzen Dinger von Ahn und Aehnel her behängen, bis daß sie klingeln wie ein Trammayroß oder ausschauen, als wären s' von einem Juwelier gemietet worden, weil die Auslagefenster am Graben teuer sind und die Zeiten schlecht.

Helene (muß lachen). Sie haben eine scharfe Zunge, Baroneß. Aber wenn Sie so Gesellschaft gewöhnt sind, — es ist doch manchmal recht einsam in Glocksdorf.

Kitty. Probiert man halt, ob man's aushält.

Helene. Baroneß, da gibt's kein Probieren!

Kitty. Gnä' Frau, ich bitt' Ihnen, nit gar so ernst! Das vertrag' ich nicht zweimal in einem Tag. Es tut mir kein gut. Glauben Sie mir, ich kenne meine Natur, und glauben Sie mir, man kann schon mit mir

auskommen. Ich tu' keinem Menschen nichts, wenn er mir nichts tut, und alle haben mich gern.

Helene. Ihr Großvater scheint Sie vornehmlich sehr gern zu haben?

Kitty. Der Großpapa? Das schon. Das glaub' ich selber beinah'. Aber warum kommen's just auf den?

Helene. Der Schmuck ist doch wohl von ihm?

Kitty. Allweil der Schmuck! Soviel ist er gar nicht wert, als was wir schon darüber gesprochen haben, Frau von Bauer. Etwas ist schon von ihm. Wenn er ein gutes Geschäft macht, so kauft er mir was. Etwas ist halt nach der Mutter geblieben und das meiste — na, man kriegt doch auch manches geschenkt!

Helene. So geschenkt kriegt man manches!

Doktor. Mutter, meinst du nicht, vorläufig wäre es genug? Die Baroneß muß müde und hungrig sein.

Helene. Hast wieder mehr recht, als du vorläufig glaubst, Karl. Es muß gleich angerichtet sein. Bei uns geht alles nach der Minute.

Kitty. Das könnt' ich wieder von mir nicht behaupten. Aber angerichtet haben Sie! Sehn's, ich hab' schweres Silber just so viel gern, alles seh' ich gern, was blinken und glänzen tut auf der Welt. Aber warum sind Sie so ernst? Hab' ich vielleicht etwas daher gered't, was ich nicht hätt' sollen? Nehmen's das nicht zu streng bei mir.

Helene. Ich nehm' alles, wie es ist und kommt. Es ist gut so.

Elfte Szene.

(Vorige. Auf der Treppe Olga.)

Olga. Zu Tisch, meine Herrschaften, zu Tisch!

Helene. Olga, komm zu mir!

Doktor. Ihren Arm, Baroneß! (Leise.) Kitty, liebe Kitty, Braut!

Kitty. Wie gern, Doktor. (Sie gehen voraus.)

Helene (zu Olga). Wart' noch ein bißchen! (Die anderen sind schon auf der Treppe.) So, jetzt komm!

Olga. Ach, Großmutter, warum bist du so grüblerisch?

Helene. Bin ich's, dann wird's schon seinen Grund haben!

Olga. Und ich wollte nur, sie nähme Karl. Sie muß sogar noch in besseren Verhältnissen sein, als man glaubte. So schöner Schmuck!

Helene. Meinst!

Olga. Und ich hätt' sie so lieb, wie nur eine liebe Schwester. Weißt du, die hat mir doch oft gefehlt. Wie ich ihr beim Anziehen geholfen hab', was hat sie nicht alles erzählt, was könnte ich nicht alles von ihr lernen, Großmutter!

Helene. Meinst! Nur nicht zu viel, Olga, mein Herzerl, nur nicht zu viel! (Verschwinden im Schloß.)

Zwölfte Szene.

Gärtner (geht über die Bühne). Deckt die Beete ein! Das Wetter will umschlagen.

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

(Ein Raum im Schlosse, reich möbliert, doch klein und unbehaglich, wie eben ein wenig benutzter Raum aussieht. Man sieht durch ein anderes Zimmer in den Speisesaal, wo eine schön beschickte Tafel aufgestellt ist. Ein runder Tisch. Ein Bouquet, in welchem Astern und Georginen überwiegen, steht davor. Aufgerissene Briefe liegen unordentlich verstreut darüber. Man hört den Regen und fühlt den heftigen Oktobersturm, der um das Schloß saust.)

Erste Szene.

(Um den Tisch Olga, Kitty, Helene.)

Helene (liest vor, glättet den Brief). Baron Pettau läßt sich gleichfalls entschuldigen. Die Wege sind vollkommen grundlos, und er hat noch mit der Rübe zu tun.

Olga (sehr herzlich). Nun, so sind wir wieder allein und ganz unter uns. Uns ist's so recht, und Kitty wird's sicherlich auch recht sein. Gelt, Kitty?

Kitty. Es muß schon. Eigentlich kann man's niemanden verdenken, wenn er sich bei so einem Wetter nicht aus der Stuben traut. Wie das schüttet! Aber lieber wär's mir doch gewesen, wenn wenigstens der Pettau kommen wär'. Er soll unterhaltlich sein. Wir haben untereinander Bekannte. Er kommt auch öfter zu die Rennen nach Wien. Hätt's doch eine Unterhaltung gegeben.

Helene. Petersdorf gilt auch für sehr verschuldet. Er unterhält sich, und die Verwalter machen, was sie wollen.

Kitty. Recht haben's. Er unterhält sich. Und so wir vier in dem Saal, man könnte sich fürchten. Na, was soll man da tun? Kannst halt nichts machen. Aber, sagen's, Frau von Bauer, hält sich das liebe Wetter länger bei Ihnen?

Helene. Es ist jetzt wenig Aussicht, daß es vor Winteranfang besser wird. Und die Felder können's brauchen! Jetzt regnet's für uns Gold.

Kitty. Kann sein. Aber recht lieb kann's auch werden, und was fängt man dann mit sich an?

Olga. Es gibt doch immer was zu tun im Hause, und glaub' mir's, liebe Kitty, der Winter ist herum, man weiß nicht wie. Ich bin doch immer hier, und ich habe mich noch nie gelangweilt, und wenn's im Schloß unbehaglich ist — aber das wird jetzt niemals mehr der Fall sein — so sitzt man unten bei der Großmutter warm, und spricht von dem, was war, und von dem,

was man getan, und was etwa noch zu tun ist. Oder Karl liest vor, oder man hat Besuche, und nun wird's ja wohl bald überhaupt lebendiger werden. Daß ich dir auch einmal was sagen kann!

Kitty. Kann sein, es ist ganz schön!

Zweite Szene.

Helene (schellt, nimmt eine Handarbeit vor, Olga desgleichen. Zur eintretenden Marie). Abdecken soll man und eine andere Garnitur nehmen! Das Tischzeug von gestern kommt auf den Tisch. Ordentlich zusammenlegen! (Man sieht Marie im Nebenzimmer arbeiten.)

Kitty. Um Jesu Christi willen, so red't's doch was! Es ist so grauslich, und der Wind pfeift was zusammen! Woher der nur den Atem dazu hernimmt?

Olga. Man denkt doch wenigstens manchmal auch gern nach, liebe Kitty.

Kitty. Ich tu's nicht gern. Es kommt nichts Gescheites heraus dabei, bei mir. Ich weiß, Olga, das sind nur die Leut', die noch nicht viel, oder die schon gar viel erlebt haben, was gern nachdenken. Die sich noch vor nichts fürchten, oder sich vor nichts mehr fürchten müssen. Aber ist das alles, was ihr im Winter tut?

Olga. O, Karl fährt doch täglich nach Olmütz. Er trifft sich dort mit anderen Herren. Man spricht von Geschäften und hat seine Zerstreuung. Die muß er doch haben. Und wenn dort was los ist, so fährt man

eben mit. Das Theater ist dort ganz gut, Bekannte findet man immer, und die Bälle sind immer sehr schön und animiert in Olmütz.

Kitty. Olmütz? Gibt's so was überhaupt auf der Welt? (Helene sieht Kitty mißbilligend an.) Nicht bös sein! Nicht wahr, Frau von Bauer, ich bin heut' unausstehlich. Aber wie's vorgestern angefangen hat zu regnen, da habe ich noch nichts geredet, und hab' mir halt gedacht, der Klügere gibt nach, es wird schon wieder aufhören. Und gestern ist's auch noch gegangen, weil ich mich auf heut' gefreut hab'. Jetzt aber ist's aus mit der Freud', und mir ist, wie wenn der liebe Herrgott mit mir trotzen möcht', daß er mir den einen Spaß verdorben hat, und wenn der mit mir schmollen tut, so geht's mir nicht ein, warum ich's nicht auch sollt' mit die Leut'. Das ist doch klar.

Helene. Klar? Kann sein — aber auch etwas gar zu bequem für Sie!

Kitty. Sie haben ja recht, tausendmal recht, Frau von Bauer, und dann ist noch was dabei. Wissen's, ich hätt' meinem Doktor gern eine kleine Freude gemacht, und wie kann man das bei einem Mann, von dem man weiß, daß er einen gern sieht, besser, als wenn man sich recht schön macht für ihn? Und da hab' ich mir mein schönstes Kleidel hergerichtet für heut' — na, und jetzt ist's damit auch nichts!

Olga. Aber das könntest du ja immer noch anziehen. Weißt du, da kannst du dir gar nicht denken, wie gern ich dich schön, so recht schön sehe.

Kitty. Meinst? Das Richtige ist's freilich nicht, aber man könnte es doch tun, schon damit Zeit vergeht. (Rasch ab. Man hört sie im Nebenzimmer einige Takte am Klavier anschlagen. Helene schüttelt abermals den Kopf.)

Dritte Szene.

(Olga. Helene.)

Olga. Sie ist nervös, sehr nervös, liebe Großmutter! Schau, man muß die schöne Ruhe bei uns auch erst gewöhnen.

Helene. Wenn sie nur noch kann. Ob sie nicht schon zu alt dafür ist, mein Kind? Aber Karl muß wissen, was er tut.

Vierte Szene.

(Vorige. Kitty tritt wieder ein.)

Olga. Du bist schon wieder da? Und dein Kleid hast du anbehalten?

Kitty. Ach, es ist ja doch nicht das Richtige, wenn es niemand sieht.

Olga. Sind wir niemand?

Kitty. Nicht streiten! Nicht suchen, was ich nicht gemeint hab'. Ich rede, wie mir ist, und was mir einfällt, das muß halt heraus (Tritt in die Fensternische.) Der Doktor! Ueber den Hof kommt er aufs Haus zu. Wie der ausschaut mit der Kapuzen über den Kopf, und so komisch angespritzt ist er!

Helene. Er hat eben zu tun, und ihn darf kein Wetter kümmern.

Kitty. Ich sag' ja nichts dagegen. Aber komisch ist's doch.

Fünfte Szene.

(Vorige. Doktor.)

Doktor. Guten Morgen, Kitty, ich konnte es Ihnen nicht früher sagen; Sie schliefen noch, da ich schon fort mußte. Uebel aufgelegt? (Ueberreicht ihr eine Rose.)

Kitty. Ich danke Ihnen schön. Heute bei dem Wetter tut einem was Schönes doppelt gut. (Sie steckt sie an.)

Doktor. Ja, es ist schlimm, und es ist überdies wenig Aussicht, daß es so bald besser wird. Da ist nichts zu tun. Ein Landwirt muß das eben nehmen, wie es kommt, und sein Weib muß sich darein finden können. Es ist so schwer nicht, liebe Kitty, glauben Sie mir!

Helene. Und es lohnt für die Plage und das bißchen Entsagung, ich hab's ausgekostet und darf mitsprechen, Baroneß; mein Leben war lang und viel Mühsal darin, aber so viel Arbeit ich hatte, komme ich nochmals auf die Welt, so wünsche ich mir's nicht besser. Es ist was Schönes darum. Der Grund gehört uns, auf dem wir stehen, und wir wollen ihn halten, und mehr, mehr muß es werden, so schlecht die Zeiten für verzagte, leichtfertige Menschen immer sind. Ich kenne

jedes Stück Vieh darauf, und jedes kennt mich, und keinen Armen gibt's auf meinem Grund, und ich kümmere mich um jeden, daß er zu leben habe. Und die Kinder haben ihre Unterweisung, wie sich's gehört, und nicht eines geht zerrissen, außer es sind die Eltern dumm. Einem Lumpen aber tut man kein gut, je besser man den behandelt. Er muß leiden.

Kitty. Ach, und mir tut ein jeder leid!

Helene (im Aufstehen). Nimm deinen Regenmantel, Olga. Und glauben Sie mir noch eines, Baroneß: Es ist was Schönes darum, niemandem dienstbar zu sein. Ich plage mich — ja! Aber mir war's dafür auch mein Leben lang gleich, wie mich die Leute angeschaut haben. Mich muß ein jeder zuerst grüßen. Ich habe noch nach niemandem gefragt. Meinen Weg bin ich gegangen, und wer was von uns will, der muß eben zu uns kommen. Wir aber haben noch von keinem was wollen. Ist das nichts? und steht das nicht für einige Stunden langer Weile? Und am Ende: was machen Sie denn in Wien bei solchem Wetter?

Kitty. Nicht wahr, Frau von Bauer, Sie wollen mich nur aufziehen? Was man in Wien tut? Herzählen kann ich es Ihnen nicht. Aber wenn's nur auf die Gassen schauen, — wissen's, und ich hab' dafür ein so gar kommodes Fensterl — so vergeht Ihnen die Zeit, und Sie merken's nicht einmal wie? In Wien! Aber da ist's doch just bei so einem Wetter am schönsten! In Wien! In Wien! In meinem lieben, lieben Wien! (Sie wirft sich in einen Stuhl.)

Helene (sehr ernst). Komm, Olga, wir müssen gehen. Es ist Freitag, und die Armen warten! Auf Wiedersehen, Baroneß! (Beide ab.)

Sechste Szene.

(Doktor. Kitty.)

Doktor. Kitty, liebe Kitty!

Kitty. Ach, Sie haben ja sicherlich wieder recht. Aber tun's mich nicht ausmachen, nicht ausmachen. Ich schäme mich ja vor mir selbst.

Doktor. Ich bitte Sie, liebe Kitty, sehn Sie mich an!

Kitty. Wenn's Ihnen eine Freude macht!

Doktor. Nicht so fassungslos, um Gotteswillen, Sie verderben ja sich und uns jede Stimmung!

Kitty. Hätte sie nur nicht angefangen, von Wien zu reden. Ich kriege Herzweh, wenn ich nur daran denke! Jetzt unterhalten sie sich und freuen sich schon auf den Abend ohne mich, und allen geht die Zeit um wie nichts. Und ich! Man könnte neidisch werden, wenn man sich's ausdenkt! Und das möcht' ich nicht, das ist so ordinär.

Doktor. Und ist Ihnen denn die Unterhaltung wirklich alles, liebe Kitty?

Kitty. Alles? Nein! Aber was habe ich von meinem Gelde, wenn ich nichts davon haben soll? Habe ich recht oder nicht?

Doktor. Das Bewußtsein einer schönen und freien Zukunft, das Gefühl, jeder Sorge für immer enthoben zu sein, die gesicherte Zukunft, wenn Sie sonst — Ihrer eigenen Meinung nach — bangen mußten um den kommenden Tag!

Kitty. Gehn's mir mit der Zukunft! Ich gebe nicht viel darauf, ich bin kein Freund von gewagten Unternehmungen! Was ich gehabt habe, das nimmt mir keiner. Hätt' ich nur die Lizzi da! Wir täten raufen, gewiß! Aber auch das wäre schon eine Unterhaltung.

Doktor. Und ich und die Meinen — sind wir Ihnen nichts?

Kitty. Ich hab' Sie gern, Doktor, und Sie wissen's. Denn wenn's tausendmal ein reicher Mann sind und Sie hätten mir nicht gefallen, so wär' ich doch mein Lebtag nicht hergekommen! Und ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie mir Ihre Mutter — ich hab' zu Hause immer Mama sagen und mit ihr französisch sprechen müssen, damit was für die Bildung geschieht — imponiert. Und die Olga ist doch auch lieb — alle miteinander seid's lieb und brav und gescheit . . . ich komm' außer Atem! — aber . . .

Doktor. Ich bitte Sie, Kitty!

Kitty. Aber ihr seid's mir zu sehr! Ich allein bin schuld, ich bin zu dumm und zu wenig nutz für euch!

Doktor. Kitty, hören Sie mich, ich habe gewiß ein Einsehen. Noch sind Sie hier unter uns fremd, und

Sie sind andere Umgebung und andere Verhältnisse gewöhnt. Ich bin am Ende nur ein Alltagsmensch, aber ich verstehe, daß Sie anders sind als ich, als meine Mutter, als wir alle. Und ich möchte Sie nicht unterdrücken! Heben und halten möchte ich Sie. Sie sollen nicht das Lastpferd sein! Meine Mutter ist eine alte Frau, zu ihrer Zeit hat's keine anders gehabt, und sie begreift vielleicht nicht einmal, daß es eine anders haben will. Ich aber verstehe das alles, und ich will einmal darnach handeln. Denn ich habe Sie lieb, Kitty, herzlich lieb!

Kitty. Haben Sie das wirklich, so versprechen Sie mir eines: Wir sind jeden Winter in Wien.

Doktor. Das geht nicht, solange meine Mutter lebt. Sie würde mich zu schwer vermissen, und ich habe mich ihr in allen diesen Dingen immer gefügt.

Kitty. So wollen Sie, daß ich auf den Tod von wem wart'? Pfui, wie schlecht kann man doch werden!

Doktor. Kitty!

Kitty. Ich meine auch nicht Sie! Nur mich meine ich! Ich vertrag' halt's Alleinsein nicht! Es macht mich boshaft und schlecht.

Doktor. Sie sollen einmal viel haben! Sie sollen gehalten sein, wie sich's gehört, denn ich möchte Sie nicht lassen, wenn Sie mich nicht dazu zwingen. Sie sollen nichts vermissen, was Ihnen gebührt. Ich will mich in manches finden, Ihnen's so leicht machen

als nur möglich. Denn ich habe Sie lieb, und ich verstehe Sie. Wer beständige Bewegung gewöhnt ist, wer surrende Schmetterlingsflügel in sich fühlt . . .

Kitty. Doktor, fangen Sie mir nicht zu dichten an — ich versteh's nicht!

Doktor (faßt ihre Hand). Also, die taugt nicht zur Arbeit!

Kitty. Doktor, lieber Doktor, was sind Sie für ein prächtiger Mensch! Halten's mich, ich bitt' Ihnen, halten's mich, sonst fall' ich!

Doktor. Das sollen Sie nicht, insolange es ein Mann verhüten kann, und jede Tätigkeit, die Ihnen gemäß ist, und die mit Ihren Anlagen stimmt, die werden Sie mühelos begreifen und üben. Mir ist auch manches schwer geworden, Kitty, ich hab' manches erlernen müssen. Manches möcht' ich einmal freier, heiterer bei uns, denn selbst unsere Feste haben ein finsteres, feierliches Gesicht, dazu sollst du nun mithelfen!

Kitty. Wie gern! Wie gern! Aber lieber Doktor, nicht wahr, wir gehen jedes Jahr nach Wien? Sie wissen gar nicht, wie gern ich dort bin und wie lieb sie mich dort haben. Warten's, bis erst die Hochzeitsgeschenke kommen! . . .

Doktor. Ich verzichte gern darauf! Es geht nicht. Sie müssen das doch auch begreifen!

Kitty. Nur auf a Weilerl, auf a halbes Jahr meinetwegen nur!

Doktor (lachend). Sie haben ziemlich ausgedehnte Begriffe von einer Weile.

Kitty. Nur auf drei Monate. Das ist gewiß das Wenigste, was man sich verlangen kann.

Doktor. Kitty, quälen Sie mich nicht! Sie können viel von mir erreichen, aber so nichts! Freilich, Sie wissen wohl, daß Ihnen das Schmollen gut steht! Aber glauben Sie mir, Ihre Munterkeit kleidet Sie viel besser!

Kitty. So tun's was dazu, daß man vergnügt sein kann. Nur Jänner und Februar!

Doktor (sehr ernst). Mir scheint, wir hätten über das Thema genug gesprochen. Ich muß mich umkleiden. Mutter und Olga müssen gleich da sein. Ich lasse Sie inzwischen allein (ab).

Siebente Szene.

Kitty (sieht ihm nach). Nicht allein! Jetzt nicht! Springt auf.) Er ist jähzornig. Aber er ist auch streng. Das heißt, er kann streng sein. Und er wird's einmal mit mir sein, und er hat's an sich von seiner Mutter. Man kann den Leuten nichts widersprechen. Sie haben halt allweil recht. Und es ist doch fad, fad da, zum Auswachsen fad! Und ich war heut doch nicht einmal grob, nur ein bisserl viel gebettelt hab' ich, und doch war er so finster mit mir. Wenn der erst einmal dazu Ursach' hätt' — Herrgott, wo denk' ich wieder hin! Was einem alles einfallen kann an so einem Tag! Nimm dich

zusammen, Kitty, nimm dich zusammen! Wenn nur kein solcher Wind gehen wollt'; ich vertrag' den nicht, ich vertrag' den nicht — ich fürcht' mich davor! Und ich darf mich nicht fürchten. (Sie weint). Ich bin doch a armer, armer Narr! Aber ich bleib's nicht mehr lang — und schauen werden's, o ja, schauen werden's, wenn einmal die Karten herumgehen werden: „Kitty von Bauer, geb. Baroneß Herterich", oder sollt man es lieber ganz in der Stille abmachen? Ach, wenn mir nur wer raten könnt'! Aber so — Allweil verschnappt man sich und redet daher wie's Dummerl! (Setzt sich.)

Achte Szene.

(Kitty. Olga. Helene.)

Helene. Ist Ihnen besser, Baroneß?

Kitty. Na, so hübsch langsam. Wissen's, wenn ich mich zusammennehm', so fällt mir schon was ein, wo ich mich besser unterhalten hab' als heut'. Aber es geht schon und der Tag dauert doch nicht ewig, und man gewöhnt sich überall ein, hab' ich einmal in der Schule gelernt. Ich wollt', ich wäre fleißiger gewesen! Aber wer einmal ein Kreuzköpferl auf sich hat, der lernt nicht gern — no, und für ein Kreuzköpferl haben s' mich allweil gehalten, noch wie ich ganz klein war. Wissen's, so fürs Dummheitenmachen hab' ich halt immer ein Talent gehabt — nicht zum glauben! „Es grenzt ans Geniale," möcht' ein gelernter Geograph sagen, und ich hab' mir nichts ankommen lassen, ewig nichts!

Olga. Daß du nur wieder besser bei Laune bist!

Kitty. Sei so gut, fängst du mich auch zu verderben an! Das ist ja das ewige Unglück bei mir gewesen: Kein Mensch hat das Herz gehabt, streng mit mir zu sein, und ich hab' auch nicht damit anfangen wollen. Dafür hab' ich mich allweil zu lieb gehabt. Aber sag' mir, Olga, kannst singen? Was Fesches, Lautes, Wienerisches?

Olga. Nein, ich kann überhaupt nicht singen, ich habe keine Stimme gehabt! Aber vierhändig spielen können wir miteinander.

Kitty. Klassische Sachen? Na, ich dank' schön! Das hab' ich gerne — aber hübsch eingebunden! Ist das aber dumm! Gerade heute! So ein firmer Ueberschlager, ist das nicht wie ein Sonnenstrahl, und es ist nimmer so finster, wie's war. Wer das nicht versteht!

Olga. Ja verstünde wohl schon — aber ich hab's nie gelernt!

Kitty. Na ja, wie soll man da hier auch was Rechtes lernen! Wie spät kann's denn sein?

Olga. Nicht mehr ganz eine Stunde bis zum Essen.

Kitty. Ja, aber die zieht sich lebhaft in die Länge!

Helene. Möchten Sie nicht vielleicht inzwischen den Ihrigen schreiben?

Kitty. Die wissen so, was sie zu wissen brauchen. Rechtes kann ich ihnen nichts melden, und ich bin nicht

in der Laune danach — soll ich sie ihnen auch verderben und mir? Ich hab' einmal so mehr Briefe geschrieben, als mir gesund war. Wenn man nur alle die zurückkriegen würde! Na! (Schlägt sich vor den Mund.)

Helene. Ich hab' in der Küche zu tun. Man muß nachsehen. Wenn man auf ein Diner gerichtet war, und es bleibt nur ein Familienessen, so ist das notwendig. Es geht sonst zu viel zugrund. (Ab.)

Neunte Szene.

(Kitty. Olga.)

Kitty. Na ja, was sein muß, das muß sein. Aber nicht wahr, Olga, wir wollen einmal zusammenhalten? Weißt, weil wir zwei jung sind. Vor der Frau von Bauer habe ich bald Furcht. Die ist so fest!

Olga. Furcht vor der Großmutter? Wie ist das nur möglich? Und sie kann dich überdies im Grunde gut, wirklich gut leiden.

Kitty. Meinst? Dann müßte sie's mir aber auch zeigen. Ich glaube nur, was ich sehe.

Olga. Du darfst es mir immer nur glauben. Einmal gefällst du ihr, und wem denn nicht? Dann sieht sie, wie sehr dich Karl lieb hat, und das macht bei ihr unendlich viel aus.

Kitty. Ja, der Doktor! Aus dem werd' ich auch nicht gescheit. Es gefällt mir an ihm manches nicht. Vorhin, da hätte er doch nicht so bespritzt und — nun das Wort gehört sich nicht, aber passen tut's — so ver-

ferkelt zu uns kommen sollen. Das gehört sich nicht bei Damen.

Olga (lacht.) So genau nehmen wir das nicht auf dem Lande! Und wir sind für ihn nicht Damen, wir sind seine Nächsten, und da kommt man wie man eben kommt. Je lieber man sie hat, desto eiliger hat man's doch, bei ihnen zu sein.

Kitty. Kann sein, du hast recht, und du bist es so gewohnt. Ich bin's aber nicht so gewohnt, und daß ihr ewig recht haben sollt, das wird mir auf die Länge auch zu fad. Man möcht' doch nicht allweil da stehen, wie das Madel, das den Topf zerbrochen hat, und jetzt und jetzt kommt die Köchin und macht sie aus.

Olga. Aber so meint es doch niemand mit dir! Nur möcht' es Großmutter freilich gern sehen, du wärst etwas ruhiger — nicht so ganz allerliebste Windsbraut!

Kitty. Wenn die Frau nur wüßte, wie recht daß sie hat!

Olga. Und es wäre Karl sicherlich auch lieb.

Kitty. Je dümmer ich werd', desto gescheiter reden's alle daher, und mir kommt langsam vor — aber du, Olga, daß du mir nicht lachst — ich werde hübsch langsam blödsinnig.

Olga (lacht.) Es fehlt wohl noch etwas darauf. Ich bin nicht klug — gar nicht. Aber weißt, wenn man einen Menschen so genau kennt, wie ich Großmutter und Karl . . .

Kitty. Lach' nicht — ich kann heute keines lachen sehen. Mir ist so gar nicht danach, und daß eins gar über mich lacht, das habe ich niemals leiden können.

Olga. Wer lacht denn über dich? Um Gotteswillen, Kitty, was läßt du dir nur alles einfallen! Schon Karl zulieb würde doch niemand . . .

Kitty. Ueberhaupt, und das „Karl", das habe ich satt und gefressen. Für mich ist er der Doktor, warum für dich — Karl?

Olga. Weil er für mich noch niemals etwas anderes war. Er ist mein Onkel und mein Vormund. Dir war er doch einmal fremd — mir immer gleich vertraut. Ich habe immer an ihm gehangen — nichts ist in mir, worum er nicht weiß, nicht wissen sollte. Denn er ist ein guter, ein vornehmer Mensch. Seine Zusage — ach, wie treu ist er nur! Und wie ohne Worte ist seine Treue! Und seine Güte — er ist so gut!

Kitty. Aber jetzt muß das ein Ende nehmen! Karl hier und Olga dort — und ich stehe in der Mitte und bin die Fremde! Und ihr seid's alle gegen mich!

Olga. Kitty, ich bitte dich, wo kommst du nur wieder hin?

Kitty. Wo's Tag wird! Ich begreife alles, und dich schon gar!

Olga (steht auf). Das kann nur von gutem sein!

Kitty. Ja für euch! Ich kenne die Musik schon! Also ich bin ihm ganz fremd, und du bist ihm nah? Nicht wahr, das hast du selber gesagt!

Olga. Aber um Gotteswillen, Kitty, wie drehst du meine Worte! So hat's doch gewiß niemand gemeint!

Kitty. Es ist dir halt herausgerutscht, und jetzt verstehe ich. Wenn's einmal einen Streit geben tät zwischen mir und dem Doktor, dann wärst du bei der Hand da — du eingefahren in dem Karrengeleise, wie eine Lokomotive auf ihrer Schiene — na, fang mir nicht zum raunzen an!

Olga. Kitty, du tust mir so unrecht!

Kitty. Ja, du wärest da mit deinem unschuldigen Gesichterl! Na — warum sollst denn keines haben? Hast denn einen Schritt tun dürfen, ohne daß wer her war hinter deiner und acht geben hat aufs Herzbinkerl; du mein lieber Gott, acht geben haben sie, daß du ja nicht wo ausrutschst oder dir weh tust — und das wird herumgehen neben mir, und ein jeder Schritt wird sagen: „Siehst du, ich bin die Sittsame und die Brave — hättest mich genommen anstatt derer" — und ich werd' sein, die Schuld hat an allem — ich, o na!

Olga. Kitty, besinne dich! Wie bin ich dir entgegengekommen, anfangs ich allein, wie habe ich dich bewundert!

Kitty. Wirst schon kommen mit deiner Rechnung dafür! Ich kenne euch jetzt auswendig. Ihr paßt immer auf eure Zeit, und was mit anderen Leuten wird, das ist euch alles eins. So paßt ihr jetzt schon auf den armen Pettau, bis der fertig ist und sein Gut, und ge-

rade ebenso wirst du hernach passen auf mich. (In der Türe erscheint Helene.)

Olga. Kitty, o Kitty, was sollte man damit nur bezwecken?

Kitty. Muß denn alles auf der Welt einen Zweck haben? Bei euch freilich! Geh weg, ich mag dich nicht mehr sehen! Du bist mir aber schon gründlich zuwider. (Olga weint.)

Zehnte Szene.

(Vorige. Helene.)

Helene. Entschuldigen Sie, Baroneß, so weit ist es denn doch noch nicht, daß Sie das Recht hätten, mein Enkelkind von hier fortzuweisen! (Doktor tritt umgekleidet ein.)

Kitty. Mutter Gottes, was hab' ich nur wieder angestellt! Ich hab's nicht bös gemeint, Frau von Bauer; ich bin's gewohnt, ich zank' mit meiner Schwester alle Tage, die Gott gibt, und es macht nichts, und kein Mensch redet darüber.

Helene. So? — Komm, Olga! Du entschuldigst, Karl.

Elfte Szene.

(Vorige. Doktor.)

Doktor. Geh nur, Olga, und beruhige dich. Ich lasse dir kein Unrecht tun. Ich lasse dich von niemandem beleidigen! (Beide ab.) (Bestimmt) Was gab's, Baroneß?

Kitty. Nichts hat's gegeben. Ich bin halt nur mit der Olga ins Streiten gekommen . . .

Doktor. Ja, und Sie haben das arme, wehrlose und Ihnen ergebene Geschöpf zum Weinen gebracht! Das darf nicht mehr vorkommen! In meinem Hause ist Olga keine Fremde, und sie darf es niemals sein noch werden. Verstehen Sie mich, Baroneß? Sie ist eine Waise, und sie hat das, dank uns, niemals empfunden, und solange ich oder meine Mutter leben, soll sie es auch niemals empfinden, und es ist mein Amt, und ich will es und ich darf es nicht dulden, daß hier ein gehässiger Geist, ein Geist der Zwietracht und Zanksucht einreiße und sich einmische.

Kitty. Nicht wahr, und der liebe Geist bin ich?

Doktor. Sie wissen es ganz wohl, daß ich's so nicht meine. Aber Olgas Hilflosigkeit darf ich so wenig mißbrauchen lassen, als ich Ihnen irgend ein Leid zufügen lassen dürfte. Es ist Friede und Anmut in Ihren Augen — wie hatten nur Sie, gerade Sie das Herz, sie zum Weinen zu bringen?

Kitty. Wie warm daß Sie nur werden, wenn's von ihr sprechen!

Doktor. Muß ich nicht? Ist sie nicht ein gutes und liebes Geschöpf? Rein, unbefangen, liebenswert?

Kitty (schlägt die Hand vors Gesicht). Ja, das ist sie!

Doktor. Was ist Ihnen nur, Kitty?

Kitty. Nichts, nichts! Lassen Sie mich, Doktor!

Mir rennt nur allerhand durch den Kopf! Wissen's, Doktor, was mir scheint?

Doktor. Was scheint Ihnen? Nur munter und heraus mit der Farbe!

Kitty. Mir kommt vor, es wird am besten sein, ich geh' fort, für immer fort, in mein Wien, zu meinen Leuten.

Doktor. Was fällt Ihnen ein? Ich lasse Sie ja gar nicht.

Kitty. Gehn's, gehn's, Sie werden mich schon lassen! Denn ich bleib' nicht, ich bleib' nicht; so viel Pferd' gibt's gar nicht in Glocksdorf, daß Sie mich da erhalten könnten.

Doktor. Aber Kitty, was ist das für eine neue Laune?

Kitty. Es ist einmal keine Laune. Es ist was Rares bei mir. Ein Entschluß. Sonst und in allen Sachen sind Sie der Gescheitere. Lassen Sie's mich einmal sein!

Doktor. Ja, aber warum in aller Welt?

Kitty. Ehrlich und zum letztenmal sag' ich's Ihnen: Weil ich Sie gern hab'!

Doktor. Aber, wenn das ein Grund sein soll, dann (reißt sie an sich) dann halt' ich dich und laß dich nicht!

Kitty (macht sich los). Lassen Sie das, es ist ein Grund und einer, der gilt! Denn man will nicht, daß,

wen man gern hat, daß der ins Elend hupft mit einem, und da hinein springen wir alle beide miteinander, alle zwei, Doktor, wie der Frosch ins kalte Wasser!

Doktor. Aber wieso denn, Baroneß?

Kitty. Wir passen nicht zueinander, ewig nicht. Ein Regentag bringt mich um, macht mich grauslich und schlecht. Stellen's Ihnen vor, das dauert eine Woche oder länger. Wie unausstehlich müßt' ich da nicht erst sein! Ich brauch' die Sonn', und ich kann nicht leben ohne ihr. Ich glaub', ich möcht' gar kein Gut tun vor Langerweil, und zu mir paßt auch kein Latzschürzerl und kein Schlüsselbund.

Doktor. Ich sagte Ihnen schon, ich würde nichts und niemals begehren, was Ihnen widerstrebe.

Kitty. Ja, den Anfang nicht. Aber bald möchten's Ihnen denken: „Hätt'st dir doch lieber eine genommen, die das kann." Und dann wäre das Elend auch schon fertig. Ich bitt' Ihnen, Doktor, lassen's mich gehn, lassen's mich einmal gescheit sein, Doktor!

Doktor. Ich lasse Sie nicht!

Kitty. Nein, Sie können mich nicht halten, und ich will Ihnen noch etwas sagen, Doktor: Sie haben die Kleine immer lieber gehabt als mich!

Doktor. Aber, was lassen Sie sich denn alles einfallen — ich bitte Sie!

Kitty. Bitten's nicht, es ist darum doch so. Ich habe die Olga reden hören von Ihnen — und ich hab' wieder gesehen, wie nah es Ihnen gegangen ist — und

da hab' ich ihr im Grunde nicht einmal etwas getan. Wenn ich ihr erst wirklich etwas angetan hätte, wie hätten's Ihnen dann um sie angenommen? Und das kann schon einmal geschehen, wie ich einmal bin. Und das könnte gar geschehen, wenn's zu spät ist, wenn wir zwei erst zusammengegeben sind für immer. Und ich mag mir nicht einmal ausdenken, was dabei herauskommen könnte und müßte! Wissen's, ich kenn' Ihnen zu gut und mich und uns alle, als daß ich einem von uns so was wünschen möchte!

Doktor. Bedenken Sie aber auch, wohin Sie zurückkehren, in welche Verhältnisse! Wie glücklich Sie schienen, all dem entrinnen zu können! Ihre Zukunft erwägen Sie, vor der Ihnen doch zu grauen schien!

Kitty. Ich weiß alles, ich weiß, es ist leicht die letzte ehrliche Hand gewesen, die, was Sie mir haben geben wollen. Ich weiß, es kann mit mir leicht ein Ende nehmen, was mir und keinem gefällt, der's gut mit mir meint, ein böses, recht ein böses Ende! Aber ich kann doch nicht dableiben, mich leidet's nimmer. Ich müßte mich schämen vor Ihnen und vor Olga und vor Ihrer Mutter, immer und vor allen! Und 's rechte Vertrauen ist nicht mehr. Ich kann nicht bleiben — lassen's mich gehen, Doktor!

Doktor. So wären Sie wirklich ...

Kitty. Sagen Sie's nur ruhig heraus, wie Sie's meinen, Doktor, unverbesserlich! Ich paß' nicht hierher, Doktor. Sein's nicht bös!

Doktor. Ich muß Ihnen sehr, sehr wenig sein, daß Sie mich so leicht aufzugeben imstande sind!

Kitty. Nicht um ein Haar weniger, als ich mir selber bin — oder wollen's Komplimente? Ich bitt' Ihnen, Doktor, lassen's anspannen! Gepackt sind meine Sachen schon. Ihnen selber zuliebe tun Sie's!

Doktor (läutet). Anspannen! Die Großmutter und Fräulein Olga sollen kommen!

Kitty. Nicht trotzen mit mir! Ich bin, wie ich bin. Aendern läßt sich nichts mehr an mir. Ich bin zu alt dafür! Bleiben's mir gut und bleiben's mein Freund! Ich bitt' Ihnen, geben's mir die Hand! (Küßt sie.)

Doktor. Was tun Sie da?

Kitty. Was mir just eingefallen ist — wie immer! (Man hört den Wagen im Hofe vorfahren.)

Zwölfte Szene.

(Vorige. Helene. Olga.)

Doktor. Baroneß Kitty verläßt uns jetzt.

Helene. Noch vor Tisch? Warum so plötzlich?

Kitty (faßt Olgas Hand). Alles plötzlich oder gar nicht! (Führt Olga zum Doktor:) Geben's weiter Acht auf sie, wie bis jetzt. Und nehmen Sie sich immer so an um sie wie jetzt!

Olga. Kitty, wie meinst du das? Ich bleibe!

Kitty. Glaub' mir, diesmal weiß ich besser, was recht ist, als ihr alle!

Helene. Aber Sie kommen wieder als Gast im Frühjahr, und für lange?

Kitty. Ueberall Gast! Ewig Gast! Und gar nirgends zu Hause! Das ist nun einmal so mein Leben!

Doktor. Kitty, wenn dir so ist ...

Kitty. Na, na! Man muß nicht alles zu tragisch nehmen! Behüt' euch Gott, behüt' euch Gott! (Ab. Pause. Man hört den Wagen fortfahren.)

Olga (läuft ans Fenster, weht mit dem Taschentuch:) Behüt' dich Gott, Kitty, behüt' dich Gott!

(Der Vorhang fällt.)

Frühschein

Geschichten

vom Ausgang des großen Krieges

Frau Pauline Weisweiller, Wien.

Wenn ich Sie vordem bat, die Patenstelle bei diesem Buche zu übernehmen, das ich nun und nach einer Pause von Jahren wieder in die Welt sende, so geschah das, weil ich öffentlich bekunden wollte, daß ich mich Ihnen und Ihrem Hause verpflichtet fühle. Verbunden für manche Teilnahme in schwerer Zeit. Für empfangene Belehrung: denn viel von den Vorurteilen schwand in Ihrer Nähe, die notwendig in einem, der sich mit unbewehrter Hand seinen Weg durchs Leben zu erkämpfen sucht, gegen die Glücklichen dieser Erde bestehen müssen. Ihnen dank ich zunächst, wenn ein Verhältnis, in das ich nicht ohne stillen Zweifel trat, sich immer erfreulicher und, ich hoffe, auch wirksamer gestaltete, so daß es mit seinem äußeren Ende erst recht innerlich zu werden begann.

Die Periode aber, die zu schildern ich diesmal versuchte, scheint mir wichtig genug. Denn noch immer, nach über zweihundert Jahren, lebt sie in schaudernder Erinnerung des Volkes, Sage und Lied erzählen immer noch vom Schwedenkrieg und seinen nie vorher gesehenen Greueln. Mir selber haftet aus meiner Jugend noch eine Erzählung, von der ich nicht weiß, ob ich sie gelesen oder gehört habe. Da lebt in einem unermessenen Walde ein einsamer Jäger. Zu ihm findet sich ein irregegangenes Mädchen, dessen Geisteslicht erloschen ist vor den Schrecknissen, die es in einer überrannten Stadt gesehen. Sie gesellen sich einander und mit irrem Lächeln sieht die Stammutter des Geschlechtes den Wald roden und eine neue Ansiedlung inmitten der Wildnis sich erheben.

Den Krieg selber zu schildern, lag durchaus nicht in meiner Absicht. Dazu reicht meine Kraft nicht. Auch ermißt man die

Gewalt eines Brandes am Widerschein, die Wut einer Schlacht vielleicht sogar besser, wenn man das Gefilde durchreitet, über das sie getobt. Versinkendes Glühen, verhallender Donner — ungefähr das war es, was ich mir zu schildern vorgesetzt. Ein Ganzes zu geben vermochte ich nicht; nur vier Bilder aus jener wüsten Zeit. Aber neben der Verstörung bemühte ich mich die Wiederaufrichtung zu zeigen: den Frühschein, der nach jenen endlosen Nächten sich blaß und ungewiß erhob. Den Morgen nicht, denn dieser erglüht der ganzen Welt. Den Frühschein aber sieht und begreift nur, wen die Schrecken der Finsternis nicht schlafen ließen, oder wer mit starker Erwartung dem ersten Lichte entgegen sich gesehnt. Auch ein neuer Tag kämpft sich mühsam herauf.

Und nun, nachdem Sie diesen unbillig langen Brief über sich ergehen ließen, nehmen Sie gütigst das Buch zur Hand. Bescheidenheit hat mich das Leben gelehrt. Wenn nicht sogar bis zu dem Grade, der jedes Schaffen unmöglich macht, so danke ich's der Teilnahme einiger Wenigen, zu denen ich auch Sie und Ihr Haus zählen darf. Genug, wenn ich diesen etwas sagen kann, das sie beschäftigt. Wem der laute Erfolg versagt ist, der wendet sich mehr und bestimmter an das Urteil einzelner, von der Jury an den Richter. Das heißt sich bescheiden und ist es nicht: denn zu diesen Richtern erliest man sich die Besten, die man kennt. . . .

Wien, im September 1896.

Verstörte Zeit

Ueber ungefügen Bruchsteinen, geschwärzt und angeschmaucht von manchem Brande, erhob sich das Haus. Vordem hatte dieser mächtige Unterbau wohl ein stattlicher und besser bestellt Bauwerk tragen müssen: das wies der erste Blick. Nun war aus Blöcken und Bohlen ein ungeschlachtetes und übel gerichtetes Bauwerk erhöht worden; ein Unterschlupf mehr, denn eine wirtliche Behausung. Lehm war übergeworfen: er bröckelte ab von dem Sonnenbrand, und der Wind, der ungestüm und zügellos über diese Höhe dahinzufegen liebte, blies zu Stücken davon ab mit dem Odem seines Zornes. Lehm, häßlich gesprungen und in vielen Spalten klaffend, war das Estrich der Flur und der einen Stube; und wenn es recht wehte, so zog der Rauch durch das eine Gelaß und quoll träg und gedrückt an allen Fugen vor. Sonst aber, an hellen Tagen, glich das Häuschen einer gelben Unform, die mit braunen Flecken frech durch das Grüne schimmerte, das es allenthalben umgab. Denn der Wald drang nah und näher herzu.

Im Hofraume lagen schwarze Pfosten und verwitterten. Ein Holunderstrauch, der die Brandstätten liebt, war aufgeschossen und stand mit seinen kraftlosen Zwei=

gen und den hellen Blättern in vollem Safte. Stechapfel und Bilsenkraut, das hinter den Wegemarken der Zigeuner sein freches Haupt erhebt, wucherte allenthalben. Haselsträuche grünten hart an der starken Lattenumhegung, die das Anwesen abschloß gegen das Rauschen und Brausen ringsum. Eine mächtige Linde stand innerhalb der Umfriedung: Feuerzungen, die oftmals an ihrem Stamme geleckt, vermochten nichts über ihre Kraft. Ueber ihrem Wipfel war ein Luginsland errichtet, und man übersah von ihm aus das tiefe Tal und noch weiterhin, bis zur blauen Ferne. Das Auge wurde aber müde und sank. Denn es war überall die gleiche Oede, und nur selten und ganz im weiten erhub sich ein leiser Rauch. Aber man wußte nicht, wölkte er sich über einem einsam friedlichen Bauernhofe, oder stieg er über einem Lager der Heimatlosen auf. Denn noch trieben sich die Unbehausten zu starken Schären im Lande um, überfielen Gehöfte und raubten, wo sie's tun zu dürfen vermeinten. Selbst an übelbehütete Städtchen wagten sie sich; bei den Bauern war nämlich längst so gar nichts mehr zu erbeuten, daß sich die meisten selber zu den Schweifenden geschlagen hatten. Nur ganz Halsstarrige oder völlig Verzagte hielten noch zu Hof und Hufe.

Hart am Tore, das in schiefen Angeln sich widerwillig drehte, stand eine alte und rostige Schwedenkanone. Man hatte sie den Bergeshang mühselig hinaufgeschleift, und es hatte Monate gebraucht, ehe man sie Schritt vor Schritt heroben hatte. Nun beherrschte sie dräuend die Landstraße, die sich völlig überwachsen nur mit lichterem Grün durch das feierliche Dunkel der

Wälder dahinzog, um endlich irgendwo zu verschwinden, ohne daß jemand auch nur danach fragte, wohin sie sich in ihren vielen Schlangenwindungen kehre. Denn kein Gefährte grub mehr seine Radspuren in das wuchernde Gras, nun, nachdem auch die kriegerischen Umzüge geendigt. Wer wandern mußte, der tat's wohl bewehrt: jeder Pfiff unter den Bäumen, jedes Knacken im Geäst, jedes stärkere Stöhnen des Windes ward beachtet. Jeder Schritt barg neue Gefahren. Denn wie in diesem Tale, so war es allenthalben im weiten Lande; und kein Gesetz galt auch nur eine Spanne weiter oder mehr, als bis wohin ihm die stets bereite Gewalt den Arm zur Stütze und die Faust zum Dreinschlagen lieh. Einzig die Straße, die sich die March entlang gegen die Donau zog, war einigermaßen sicher und vom schlimmsten Unwesen gesäubert.

Es war ein sehr stiller Mittag. Der Rauch stieg gerade und schön in die Lüfte. Um die hohe Linde war ein unablässiges Summen. Denn es war im halben Mai, und die wilden Immen schwirrten und schwärmten um jede der Blüten, die sich zu tausenden aufgetan; dazu sauste es ganz leis und mit heimlicher Musik durch das Gezweig, aber eben nur stark genug, daß sich die Aehren auf dem Stückchen Feld, das man unordentlich mit Roggen und Gerste gemischt bestellt hatte, gerade noch auf den schlanken Halmen wiegen durften. Gedieh nur überhaupt etwas, so war's gut, und ob es etwas mehr oder minder reif war, wenn man's einheimste, darauf kam es nicht an. Neben dem Haufen Kugeln ungleichen Kalibers, wie man sie gelegentlich gefunden, den man um die Wallbüchse getan, lag ein großer Hund und

blinzte mit roten und gierigen Augen. Und in diese Stille hinein klang ein hastiger Ruf aus der Krone der Linde: „Lois! die Lunte anzünden!"

Ein Mädchen trat aus der Hütte. Der Hund rührte sich nicht einmal bei seinem Nahen; nur mit dem starken und buschigen Schweif schlug er hastig die dürren Flanken. Aloisia Hirschvogel hob sich in den Zehen und hielt die rote Hand vor die Augen, damit sie das Flimmern nicht blende, welches die Mittagssonne aus den feuchten Gründen sog. Ganz ferne trabte ein Reiter: er schien unmittelbar auf den einsamen Hof zuzuhalten. Sie hatte Augen von ungemeiner Schärfe: so nahm sie jetzt schon aus, daß er stattlich und ansehnlich angetan, daß sein Pferd wohlgenährt, groß und gut gehalten war. Im Näherkommen sah sie funkelnde Stickerei an Gurt und Wams, einen Hut mit nickenden Federn auf dem kurzgeschorenen Kopfe. Sie krümmte die Hand und legte sie vor den Mund: „Meinst?" rief sie dadurch mit geller Stimme hinauf zum Bauern.

Er kletterte eilfertig hinunter. „Ich mein's." Sie bückte sich und richtete das Geschütz. Er kniete nieder und hob eine alte, schmutzige Radflinte auf die Gabel und richtete hastig am Schloß. Das finstere, sonnenbraune Gesicht des Mädchens und das verschrumpfte und runzelige seines Vaters waren in einer Höhe. Beide schwiegen; die Lunte glomm und der Dunst, der ihr entstieg, reizte sie zum Husten. Endlich sagte die Lois: „Er ist noch gar jung. Und ein starker Bursch scheint's. Warum grad' den?"

Er zischte zwischen den Zähnen: „Ein verabschiedeter Soldat wird's sein. Ein Schwed'. Wo käm' ein

Kaiserlicher jetzt zu so einem Aufzug und Gaul? Dem kräht kein Hahn nach. Eingescharrt und weg! Ich zwing's lang genug in mir, so einem Räuber abzunehmen, was sie mir gestohlen haben. Und das Pferd haben wenn ich nur tät'! Wenn mir die liebe, heilige Mutter Gottes nur dazu wollt' hilfreich sein! Aufhelfen könnt' man sich."

„Aber . . ."

„Schweig! Schieß!" Und er selber visierte zornig und ließ das Rädchen prüfend schnurren.

Es krachte. Ein graues Wölkchen quoll vor, breitete sich aus, schimmerte weißlich in der Sonne. Die Kugel flog summend dahin, schwirrend wie ein Kreisel. Weit über ihr Ziel hinaus. Hirschvogel schrie auf, drückte hastig los. Aber die Gabel fiel um; ein starker Fußtritt der Lois stieß sie aus dem Boden. „Du, du," stöhnte er in seiner Wut, „wenn einen die eigenen Kinder zu nichts kommen lassen!" Und mit geballter Faust und in maßloser Erregung stürzte er auf sie zu.

Sie griff ihn an der Schulter und hielt ihn mit eisernem Arm von sich. „Könnt' der Vater sein lassen. Ich bin stärker wie du. Das weißt. Und der Reiter hat gewunken. Gleich nach meinem Schuß. Im Bügel hat er sich gehoben, das Ding um sich losgebunden und gewunken damit. Her will er. Und fürchten werden sich unser drei nicht vor ihm. Kann man's hier endigen, wenn's sein soll. Ich will's aber nicht," und sie warf sich auf den Boden neben dem Hunde, und drückte das Haupt des Tieres an ihre Wangen. Faul und schlank, sich wohlig räkelnd in der Sonnenhitze und unbekümmert darum, wie kurz ihr Rock war, lag sie da, während ihre

Augen rastlos in der Runde gingen und den Reiter verfolgten. Und plötzlich schrie sie: „Der kennt sich aus; den Richtweg nimmt er. Von hinten herum kommt er auf den Hof. Weiß Gott, was er bringt!"

„Bringen wird er was? Umbringen wird er uns. Die zwei Geisen nehmen. Den Hof uns überm Kopf anstecken wird er. Und recht haben wird er. Hättest besser gezielt! Hättest mich schießen lassen!" Und jammernd und in kopfloser Verwirrung lief er auf und ab und trieb's noch immer so, während schon eine helle Stimme spöttisch fragte: „Ist das ein Gruß, wie er sich für einen Heimkehrenden gehört, Wenzel Hirschvogel?"

Die andere Pforte des Gehöftes war aufgeflogen. Ein Reitersmann trat ein durch sie. Er hatte die Zügel um den linken Arm geschlungen; die Rechte hielt das Faustrohr schußfertig, und hinter ihm trabte das Roß schnaubend und zierlich einher. Der Ankömmling war reichlich eines guten Kopfes höher als der Bauer; das Haupt war entblößt, und gänz kurz verschorenes Haar flimmerte in der Sonne, vor deren Licht eine furchtbare Narbe, die sich tief in die Stirne zog, rötlich glomm. Er sah dreist und rauflustig aus dunkeln, ganz runden Augen in die Welt, wie er wuchtend mit gebogenen Beinen einherschritt, daß der Pallasch an seiner Hüfte klirrte und die Sporen klangen. Und mit offener Hand trat er, nachdem er sein Handgewehr geborgen, auf den ganz verdutzten Alten zu: „Gehört sich das, Wenzel Hirschvogel? Schießt man auf den eigenen Sohn?"

„Jesus Maria und Josef und alle Heiligen!" ächzte der Bauer. „Das ist ja der Gregor! Wie kommst her?

Woher weißt, daß ich noch dasitzen tu'? Lois, der Gregor! Lois, dein Bruder ist's! Jesus Maria, ist das eine Heimsuchung!"

„No — und meine Hand nimmst nicht, Wenzel Hirschvogel?"

Das Mädchen hatte sich endlich lässig erhoben, mit ihm der Hund. Der richtete sich hoch, schnupperte um den Fremden, knurrte und sprang dann an ihm empor, die gewaltigen Pfoten auf seine Brust legend. Gregor Hirschvogel drückte ihn nieder. Dann bot er dem Mädchen die Rechte: „Grüß Gott, Schwester." „Grüß Gott daheim, Bruder," und die beiden Hände lagen fremd und gleichgültig in einander. Der Alte aber besann sich mühselig, was in einem solchen Augenblicke tun, wo sich seiner Empfindung nach etwas Besonderes gehörte. Was aber nur? Er wischte emsig an den trockenen Augen, stotterte und stammelte immer unverständlichere Worte, tat sehr erregt und unbeholfen und machte den Eindruck eines müdegejagten Huhns. Die Lois aber löste ihre Hand aus der des Gregor, fuhr damit prüfend über sein Wehrgehenk: „Was ist das, was da so glänzen tut?"

Er lachte. „Gold ist's."

„Schön ist's. Haben möcht' ich's. Nur, weil's so ein Gefunkel an sich hat. Ich hab' meiner Lebtag noch nichts so gesehn. Wie wenn du ein Stückel Sonne tragen möcht'st an dir."

„Gibst Ruh, Mädel," wehrte der Alte, froh, daß er endlich dreinreden konnte, „gibst Ruh! Weil der Gregor nur heil da ist und ihn die lieben Heiligen beschirmt

haben in der Zeit! Führst ihn ins Haus, hörst? Hungrig sein muß er — weißt?"

„Ja, aber mein Pferd, wo soll ich hin damit?"

„Laß mir's," bettelte der Alte, „ich werd's schon einstellen." Und schon hatte er dem Sohn die Zügel aus der Hand genommen, und zog's, während die beiden jungen Gestalten sich der Hütte zukehrten, einem offenen Schuppen zu. Das Tier wieherte, wie es das nahe Obdach spürte, und der Alte atmete dabei tief und fast schluchzend auf und streichelte dann dem Fuchs den glatten Bug. Endlich, als er sich allein und unbeobachtet spürte, umfing er den Hals des Pferdes und küßte es und weinte dabei laut und unbezwinglich. Er selber erschrak fast, als er sich die Tränen kommen spürte; er wußte nicht, wie lang ihm ähnliches nicht mehr widerfahren. Dann, nachdem der Gaul nach Kräften versorgt und er seines Anblicks ersättigt war, schob er sich ins Haus. Bruder und Schwester saßen um den Tisch, eine mächtige Schüssel mit Milchsuppe vor sich. Der Alte setzte sich zu ihnen: „Freut mich, daß ihr schon so gut seid miteinander," löffelte mit und schielte unablässig nach dem Gurt des Gregor, während die Lois die beiden für sich musterte und prüfend verglich. Es war eine Aehnlichkeit, aber nicht größer als die zwischen einem vielverprügelten Hund und einem reisigen Wolf. Besonders Farbe und Bildung des Auges war sehr gleich. Der Alte aber blinzelte unablässig damit und schlug sie nieder, während Gregor Hirschvogel herrisch um sich schaute, so daß die Lois das Dreiste seiner Blicke und seiner Gebärden empfand. Verwundert hörte er das endlose Gebet, das sein Vater vor und nach dem

Essen herleierte. „Mir scheint, für gar so viel hast du deinem Herrgott nicht zu danken," warf er höhnisch dazwischen. Der Bauer aber ließ sich durchaus nicht stören. Erst als er fertig war und sich oftmals bekreuzt hatte, sagte er: „Man muß Gott alleweil danken. Schon fürs Leben alleinig und daß man's gerettet hat in solche Zeiten. Wo ein Tag immer böser war wie der andere und man niemals gewußt hat, wie hart einen der schlagen wird, der noch kommen hat sollen, wo man ewig verstört war in so einer verstörten Zeit. Und daß du mir gesund heimkommen bist nach so viele Jahr, und so stark, und daß dir nichts geschehn ist, nicht erst im Krieg, und nicht heut — ist das nix? Aber ein Heid' bist geworden in der Zeit, schwant mir. Der nicht glauben will an Gott . . ."

Gregor gab ihm nicht einmal eine Antwort. An die Lois wendete er sich: „Tut er immer so wie jetzt?"

„Nicht immer gar so arg. Aber viel anders auch nicht, seitdem ich's denk'," entgegnete das Mädchen. Es waren die ersten Worte, welche die Geschwister, die sich vordem noch mit keinem Auge gesehen, mit einander wechselten.

„So! das kann nachher lieb und lustig werden," und er pfiff so laut und so gellend, daß der Hund zusammenfuhr und winselte und Wenzel Hirschvogel sich verfärbte. Dann schritt der Junge auf seinen Vater zu, warf ihm den Gurt — eben losgeschnallt — hin und sprach: „Da, heb einmal. Was, schwer ist's, gelt? Da bleiben will ich jetzt eine Weil', wo's mit dem Reiten gar ist, und bauen wollen wir. Ich hab's meinige wenigstens zusammengebracht, weil's noch gegangen ist."

Es war ein sehr begehrlicher Blick, mit dem der Alte den Gurt öffnete und schweres Gold und allerhand köstliches Geschmeide durch die gespreizten Finger gleiten sah. Darnach erseufzte er: „Blut ist dran — Bauernblut und Schweiß. Es kann nicht gedeihen, was man bauen will damit."

„Wird schon, wird schon," lachte Gregor. „Ich hab' keinen Unsegen daran verspürt, so lang ich hinter schwedischen Fahnen geritten bin. Was der Schwed' hat, das greift er, und nimmt ihm's keiner mehr, und ich hab's gelernt bei ihm."

„Beim Schweden warst? Beim Lutheraner? Bei den Feinden vom Kaiser, den Heiden? Du, ein Katholischer? Bist am End' selber so einer geworden?"

„Nun, und was? Oder hast wirklich gar nichts mehr behalten? Hätt' ich vielleicht zu die Kaiserlichen sollen? Hast vergessen, was die uns getan haben? Oder haben sie sich gar so angenommen um dich? Ich habe einen besseren Merks für das, was gewesen ist — ich schon," und er schlug mit einem Ausdruck so unbezwinglichen Zornes auf den Tisch, daß der Alte verstummte und diesmal selbst die Lois erschrak.

Durch volle siebzehn Jahre war Gregor Hirschvogel von Hause gewesen. Der ein Bub und recht ein Muttersöhnchen entlaufen, kam als ein Mann wieder, der seinen Gaul aus dem Rhein wie aus der March getränkt, der ihm hinter den Hecken, in Schlössern und in Kirchen den Stall bereitet. Geflüchtet war er, als man seines Vaters Hof zum erstenmale niedergebrannt. Er stand damals in seinem zehnten Jahre, und eine Partie Kaiserlicher war im Aufzuge und umlagerte sein väter-

lich Anwesen. Damals war das noch wohlbestellt und gedeihend. Noch hielt man leidlich auf Manneszucht, und dem starken Jungen gefielen das bunte Leben und die verwogenen Trachten. Da reizte man seinen Vater; mutwillig trieb man ihm die beiden besten Rosse aus dem Stalle. Er wollte sich wehren, ward niedergestoßen und schmählich mißhandelt. Die Mutter, die zu Hilfe kam, warfen sie nieder; was mit ihr weiter geschah, konnt' er nicht sehen, denn es war ein Rudel um sie, und auf ihn selber schlug ein Reiter an. Er entrann in den Wald, der damals noch viel ferner war als nun. Von einem hohen Wipfel aus, der ihn laubig verbarg, sah er die Feuersäule, welche seine Heimat samt all ihrem Wohlstand verzehrte. Mühselig hielt er sich diese Nacht wach, und schwere und folgenreiche Gedanken waren in ihm. Denn wo solches geschehen konnte, nur weil man nicht schwieg, wenn man sich seiner besten Habe beraubt werden sah, dorten mußte Bauernzeit um und es klug sein, ein ander Gewerke sich zu erlesen. Das begriff er in all seiner Jugend. Erst zu Mittag, nachdem der Hall der Abziehenden, ihr Trummen, Pfeifen, Zinkenblasen längst verklungen war, wagte er sich scheu zur Nähe der Brandstatt. Sie lag völlig öd. Alles Vieh war weggetrieben, nur ein Hund, verstümmelt an den Hinterbeinen, winselte kläglich. Sein Vater erhob sich mühsam auf den Jungen gestützt; er spie viel und häufiges Blut, und schier nach jedem Schritte zwang ihn seine Ohnmacht zu rasten. Die Mutter aber stand nimmer auf. Einen Monat blieb der Gregor noch zu Hause, bis der Vater sich in etwas gekräftigt, und harrte, ob ihm von einiger Ahndung so furchtbarer Greuel eine

Kunde würde. Denn er war nach der festen Stadt Olmütz, sein und der Seinigen Recht zu suchen. Tag für Tag zählte er; da in ihnen allen nichts, gar nichts verlautete, so verschwand er sonder Abschied. Er wollte lieber schlagen, als geschlagen sein.

Durch die ganze, uferlose Zeit nun, die seiner Flucht folgte, trieb er sich mit den Evangelischen um, denn er mochte nicht denen dienstbar sein, die seiner Mutter ein solches Ende bereitet — dies war fortab sein Glauben und sein Bekenntnis und galt ihm sonst alles gleich. Erst wartete er der Pferde, bis er sich späterhin selber in den Sattel schwingen konnte. Die zähe Bauernart, die nichts Erworbenes mehr ausläßt, war immer in ihm; sein Schwertgurt verwahrte mehr an Beuten, als einer ahnte, und die goldenen Vögel, die anderen nur zu leicht entflogen, nähte er sogleich in sein Wams, damit sie nicht auch ihm entflatterten, bis er ziemlich schwer daran zu tragen hatte und es statt eines Harnisches nutzen konnte. Bei Affären und Partien tat er das seinige und wehrte sich grimmig. Nicht einmal ward er gefangen; ihn schirmte ein sonderbares Glück. Wenn aber die anderen spielten, die Schelmenbeine rollten, und ein hitziger Umtrunk getan ward, so sah er lieber zu und tat manchen schlauen Kauf wohlfeil dabei. Ihm war immer, als müsse das wüste Wesen, auf dessen Endlosigkeit die Genossen zu schwören schienen, mit eins wieder vorbei sein. In solcher Gesinnung und Haltung diente er dem König; dann, mit Königsmarck überrannt' er Prag und spickte dabei seinen Säckel abermals kräftig. Darnach aber, als er sah, daß man auf gastlichen und wohlgelegenen Höhen wiederum Galgen recht solid zu mauern

anhub und auch Soldaten um anderes, als Kriegsartikel, zu einer feinen Zierde daran hing, ward er wiederum sehr nachdenklich und kehrte sich heim, ob wohl sein Vater noch lebe. Was recht oder unrecht sei, wußt' er nicht; was sich zwingen ließ, meint er, stünd' ihm zu. Und inzwischen, während er sich also entwickelte, hatte sich Wenzel Hirschvogel zum zweitenmal beweibt. Da sie ihm die Lois brachte, starb ihm die Frau; denn kein Beistand war zu finden, als den ihr der Mann, ungeschickt genug, bot. Auch dies Kind gedieh und wuchs heran. Aber so wild und nach eigenem Ermessen, wie nur eine Birke, die in einem Mauerspalt Wurzeln geschlagen und nur dorten grünt, wo sonst niemals Lebendiges gestanden. Sie sah noch zweimal, daß man ihr Heim niederbrannte, daß es immer dürftiger wiedererstand. Des Nächtigens unter Bäumen war sie gewohnt. Keines Mannes Auge ruhte auf ihr; keine Mutter lehrte sie jene Schamhaftigkeit, die dem Frauenzimmer so wohl ansteht. Der Vater aber rauchte unablässig von jenem Bilsenkraut, das einen giftigen Rausch mit Träumen voll süßen Verderbens erzwingt, wie er's vom Volke der Zigeuner gelernt; klammerte sich an seinen Glauben; betete unablässig, ohne ihr einen klaren Begriff von Christentum oder Andacht zu geben und geben zu können. Der dürre Stecken aber, den er ihr in die Hand pressen wollte, genügte ihr nicht, die sich kräftig genug fühlte, um ohne jede Stütze zu schreiten . .

Und so einigte ein Dach drei Menschen, wie sie niemals ungleicher beisammen gewesen: den Bauern, verdumpft und verdrückt in seinem Kerne, mit einem ungewissen Lichtchen im Geiste, das von der längst ver-

loschenen Ampel vor dem Gnadenbilde in jener zerstörten und überwucherten Kirche herüberglomm, in der er einmal gebetet, den nur Gewohnheit und der Mangel an Wagemut an diese undankbare Scholle ketteten; den Gregor, der verwildert war, wie nur ein Hund, der sich so lang unter wüsten Wölfen umgetrieben, bis er ihresgleichen ward, immer bereit, auszureißen, und in seinen Wildnissen dem Raube nachzugehen; die Lois endlich, den Wildling, die niemals eine höhere Gnade begreifen gelernt und nur aus sich lebte und dem Dunkeln, was in ihr war. Und dennoch lebten sie in leidlicher Eintracht und nährten sich zur Genüge mit dem, was der Wald bot und was sie ihm mit Schlingen und mit Fallen ablisteten. Noch war das Recht des Weidwerkes nicht in seiner ganzen Strenge wiederhergestellt, die vordem so auf den Pflichtigen gedrückt. Einmal ging der Gregor in Gottesfrühe, nur mit einer Axt bewehrt, zu Holze, Stämme schlagen. Als er heimkam, schleifte er einen ungeheuren Bären hinter sich her, den er mit dem Beile gebändigt. Nicht ein Wort gedachte des Kampfes, der grimmig genug gewesen sein mußte; denn er trug Risse von Krallenhieben allenthalben und konnte nachher die Linke durch Wochen nicht gebrauchen. Sie sättigten sich am Fleische des Gewaltigen; sein Fell aber, nachdem es der Alte künstlich bereitet, ward dem Gregor zu einer Lagerstätte, und er verbrachte die Nächte darauf und verdämmerte auch über Tag viele Stunden also. Seither sah ihm die Lois manchmal heimlich nach, wenn er sich zu seinen Gängen anschickte. Denn sonst schritten sie alle nebeneinander her, ohne Worte, ohne daß dem Jungen nur einmal die Versuchung gekommen

wäre, von seinen Abenteuern und seinen Taten zu erzählen, recht wie Leute, die eben keinen Teil des Lebens oder seiner Erinnerungen gemeinsam haben. Und in diesem Schlendern, wo ihm mit jedem Schritte Gedächtnis und Sterne seiner Jugend kräftiger aufgingen, wie ihm so langsam die Stapfen, die sein Fuß vordem diesem Grunde eingedrückt, auftauchten aus dem weichen Moose, das sie in Jahren überwachsen, in dieser lassen und halben Ruhe, doppelt hold nach so vielen Aufregungen und Gefahren, wie sie kaum hinter ihm lagen und nun ihm erst so recht zum Bewußtsein kamen, erwachte ein leises Heimatsgefühl in der Brust Gregor Hirschvogels. Und eine kräftige Würze gewann es dadurch, daß er meinte und der Ueberzeugung war, immer noch mit einem Rucke die Fesseln sprengen zu können, die ihn so unmerklich und also lind umspannen.

Einmal führte ihn sein Weg zu einer sehr stillen Stelle. Es hatte nach langer Dürre geregnet, und das Laubwerk gewann davor seine ganze grüne und leuchtende Freudigkeit wieder. Riesenhüter eines Geheimnisses, das er nicht ahnte, standen Rotbuchen da; ihre Kronen verschränkten sich hoch im Blauen, und das rote Licht der Mittagssonne tanzte flockig und gedämpft auf dem Braunrot der rissigen Borke. Es war ein eigen Schweigen; nur ein Finke rief lockend und hastig sein Pinke, Pink, und in einem heimlichen Grunde zwitscherte ein verhohlen Wasser, das sich über Geröll seinen eilfertigen Weg brach. Zwei eingesunkene Hügel waren vor ihm; auf dem einen erhob sich ein Kreuz, und er wußte, daß darunter seine Mutter schlafe; auf dem anderen stand nur noch ein Stecken aufgerichtet, kürzer

lag ein zweiter daneben. Den hatte der Vater wohl einmal mit Bast, weil alles Eisenwerk so kostbar geworden war, an den stärkeren Stock gebunden, und seither war er abgefallen, ohne daß sich wer Mühe nahm, das Zeichen einer ewigen Verheißung wiederum aufzurichten. Da mußte die Mutter der Lois schlummern. Er nahm sein Messer, schnitzte ein rechtschaffen Kreuz und rammte es tief in das weiche Erdreich. In einem dumpfen Sinnen, das ihm öfter aus seiner Abspannung kam, verweilte er sich, bis er endlich dem Hunde pfiff und sich mit ihm heimwärts kehrte, ohne den er seit dem Bärenkampf nicht mehr zur Wildnis ging. Das ungebändigte Tier, das vordem nur der Lois gehorchte, lief ihm zu und verstand jeden seiner Winke. Zu Hause aber fuhr er das Mädchen an: „Hast deine Mutter gekannt?"

Sie sah ihn fast verdutzt an: „Wie denn soll ich? Wo sie gestorben ist, wie ich gekommen bin!"

„Weißt, wo sie begraben liegt?"

„Ja. Einmal bin ich dorten gewesen. Oefter nicht. Weil's mir nicht gefallen will dorten. Einödig ist's. Und was soll ich machen dabei?"

„Hast sie denn nicht gern gehabt?"

Sie lachte: „Komisch fragst, Gregor. Wo ich sie mit keinem Aug' gesehen hab'!"

„Weil sie eine Heidin ist," jammerte der alte Hirschvogel. „Wie ich ihr zuerst gesprochen hab', von Gott, hat sie auch gesagt: ‚Ich hab' ihn mit keinem Aug' nicht gesehn,' und wie ich ihr hab' beten lernen wollen, meint sie: ‚Wozu? Ist er so gut, wie du sagst, so tut er mir so nichts; ist er's aber nicht — na, dann wird er auf

mein Beten viel hören. Und überhaupt — betteln tut die Lois nicht, lieber was anderes' . . ."

Das Mädchen sah sich finster um: „Ja, so hat sie gesagt, die Lois. Ja, und so ist die Lois. Und, wem sie nicht recht, wie sie ist, der soll sie gehen lassen und ihr eine Ruh geben. Anders wird die Lois nicht mehr." Und sie wendete sich mit zorniger Bewegung nach dem Hofe, und man hörte über eine Weile ihre gelle, jauchzende Stimme, wie sie mit voller Kraft die Weise eines Schelmenliedes, die ihr, weiß Gott wie, zugeflogen war, mit sinnlosen Worten in das Land hinunterjubelte. Als sie sich aber aus der Stube kehrte, so empfand sie einen eigenen Blick des Gregor auf sich ruhen und ihr folgen. Eine fast körperliche Empfindung weckte er in ihr. Um sich davon zu befreien, tollte sie mehr denn je, wie denn überhaupt etwas Kindisches, völlig Ungewecktes in ihr war. Sie reizte den Hund, fuhr behend zur Seite, wenn er täppisch an ihr aufsprang und nach ihr schnappte, bis sein heiser Gekläff und ihr schreiender Jubel in einer Note zusammenklangen. Gregor aber trat auf die Schwelle und verfolgte jede ihrer geschmeidigen Bewegungen, ihrer Fohlensprünge, in denen die volle Kraft ihrer sechzehn Jahre ihr Genüge suchte, mit sonderbar schwimmenden Augen. Und ihr Bild, wie die Rüde damals an ihr aufgesprungen, und mit weit offenem, roten Rachen nach ihrem Gesicht im Spiele fuhr, daß ihr der heiße Odem entgegendampfte, und, wie sie lachte, ein blankes Gebiß das andere zu fordern schien, wie ihr dabei das braune Haar in die niedere Stirn fiel und um das bräunliche Gesicht mit den nußbraunen, lachenden Augen flog, konnt' er nimmer los werden.

Immer sah er fortab nach ihren braunen, runden und dennoch kräftigen Armen, bis sie die manchmal in leiser Verlegenheit zu verbergen begann, weil ihr war, als sei an ihnen irgend eine Unform, die sie besser verstecken müßte. Ein Gedanke, der ihr vordem fremder gewesen wäre, als selbst der an den Tod oder das ewige Leben. Denn wie sie war, just also wollte die Lois auch sein und bleiben . . .

Mancherlei ward inzwischen vorgekehrt und vorgesorgt für bessere Zeiten. Einmal lief ein armselig Knechtlein bettelnd und halbverhungert auf den Hof. Es ward gedungen, und der alte Hirschvogel war selig und sehr wichtig, als er wieder einmal Lohn erörterte und Handschlag empfing. Es blieb fortab bei ihnen, und war also abgezehrt vom Darben, daß ihm alles köstlich dünkte. Später einmal ritt der Gregor zu Markte. Er kam erst nach Tagen wieder, die der Lois endlos schienen, und brachte eine tragende und eine milchende Kuh, ein junges Stierlein, einen anderen Gaul mit ihm heim. Ein Stall ward für diese ersehnten und kostbaren Gäste hart an die Wohnstatt grenzend aufgerichtet; die Lois, der Vater, der seit einem Menschenalter zuerst aufatmete, das Knechtlein arbeiteten rüstig, und der Gregor ordnete an und tat nach Kräften mit, denn er wußte zu befehlen, daß kein Einspruch laut werden konnte, und er wurde leichter müd' als sie, der Bauernarbeit entwöhnt, wie er war. Dafür griff er heftig zu, da es die Umwallung bessern galt, die fortab solche Schätze hüten mußte. Ein neues und kräftiges Tor ward zurechtgezimmert und an jedem Eingange des Hofes verfugt und mit eisernen Bolzen befestigt; die Kartaune fegte er und

stellte sie, mit gehacktem Blei geladen, auf ein erhöhtes Gestell. Rings um das Haus ward geholzt; Stamm an Stamm lag im Hofe und dörrte entrindet in der Sonnenglut dieser schwülen Julitage; denn man fragte nicht, ob es auch an der Zeit sei, Bäume zu schlagen. Schon sah man den Platz bestimmt und abgezirkt, wo sich einmal ein heimliches Dach erheben sollte den dreien und ihrem Gesinde, das sich etwa noch zu ihnen finden würde, ein Schirm in allen Nöten. Trotz solcher Mühen aber und trotz ihres sichtlichen Gedeihens war eine fremde Unrast in allen, nur in dem Knechtlein nicht, das sich noch seines sicheren Unterschlupfes freute und nach Laune und Witterung nun im Freien, nun auf dem Flur nächtigte. Denn es zog eine unentrinnliche Schwüle durch das eine Gemach, darin die Anverwandten ihre Ruhe suchten. Sie schläferte ein und stachelte auf. Jeder Atemzug des einen umwehte den anderen, wenn er für Augenblicke wach ward, und die Kraft und das noch unklare Sehnen des Gregor strebte hin zur Lois und umfing sie grüßend. So empfand jedes dumpf und dennoch erregend die Nähe des Gefährten. Nur war dem Manne leichter, als dem Mädchen. Denn er hatte immerhin das Seine getan für die Seinen — auch für einen gewaltliebenden Gesellen ein tröstlich Gefühl. Mit der nächsten Frühe schon durft' er scheiden, sein Reiterglück anderwärts probieren. Denn immer noch wußt' er sich zu Hause auf dieser Welt, allüberall, wo starke Knaben mit Pallasch und Faustrohr über grünen Rasen traben und ihre flinken Rößlein steigen lassen.

Kein Feind von außen pochte ans Tor. Was sich aber im Innern anhub, das sah der alte Hirschvogel

nicht. Ihm kamen nunmehr Erinnerungen längst toter Zeiten zu heftig: ihm vor Augen wogten Aehrenfelder im gelben Lichte, wie sie einst, eine goldene See, um den Hof geflutet; er dachte nur des neuen Gedeihens seines Wohlstandes und seines Geschlechts, das sich ihm anzukündigen schien, und verlor alle Besinnung darüber. Ein großer Strich im Ebenen ward gerodet und umbrochen; geruhter Boden, der zwanzigfältig Korn verhieß. Die Baumstümpfe, die jede Arbeit erschwerten, wurden mit unsäglicher Mühsal entfernt. Ein Axthieb fuhr dabei einmal der Lois ins Bein, daß reichliches Blut floß. Der Gregor wendete sich schaudernd und mit einer heimlichen Verwunderung über sich selber davor. Seit wann denn vertrug er diesen Anblick nicht mehr, den er so vielfach und oftmals so gräßlich gehabt? Aber er bezwang sich; er selber umschnürte die Wunde und als ihm das Blut über die hilfreichen Finger rieselte, so empfand er ein leises Wohlgefühl dabei. Die Lois zuckte zusammen, als sie seinen starken Griff verspürte. Sie war längst genesen, und sie empfand's noch manchmal mahnend wie ein Nachklang dieses Druckes an der Narbe, die sich also weiß und also schimmernd abhub vom Braun ihrer Haut. Und dabei war eine unbändige Lustigkeit und ein Jauchzen in ihr, dessengleichen sie nie zuvor geahnt. Sie versuchte immer wieder ihre Kraft, wollte das nachtun, was dem Gregor mit dem grimmigen Ernst, der ihn beim Werke überkam, spielend gelang. Alles glückte ihr nicht; er aber tat sein bestes immer zu Beginn, während sie, zäher denn er, durchhielt den ganzen langen Sommertag hindurch. Manchmal überfiel ihn eine feindselige Unlust, wenn er sie schaffen sah. Dann griff er

alles verdrossen an und suchte einen Vorwand, um sich auf den Hof zu begeben. Dorten schritt er dann in sich erzürnt auf und nieder oder riß an den Pflöcken, die man so tief zu einer Umwallung in den Boden gerammt, daß sie niemandes Gewalt mehr daraus zu reißen vermochte.

Eine Wolke lastete über allen gewitterhaft. Während das Mädchen aber in dieser Schwüle rascher und freudiger atmete, in sich davon etwas zur Reife drängend ahnte, das längst zur Vollendung strebte, drückte sie auf den Mann, der keinen Ausweg und kein Wort der Lösung wußte. So richtete er denn sein Streitgewand wiederum zu; er scheuerte an seinen Waffen, bis sie blinkten, prüfte in manchem weiten Schuß die Sicherheit seiner Hand und war unzufrieden damit, denn es kam häufig ein Zittern über ihn, daß er des nächsten fehlte — und dennoch fühlte er sich stärker als je. Ohne Bängnis, selbst ohne Gedanken sah die Lois dem zu; nur als er sein Roß wieder zu strählen begann, das vor der harten Bauernarbeit allerdings nicht mehr so fröhlich und zierlich ging, wie einmal vordem, ward sie unruhig. Er schwang sich vor ihr darauf; es stieß hart im Traben. Mißvergnügt schwang er sich zur Erde.

„Willst fort, Gregor?" Neben ihm stand die Lois. Er wußte nicht, wie, noch woher sie so plötzlich aufgetaucht war.

Er zuckte ärgerlich die Achseln. „Kann ich's denn so? Das Pferd taugt mir nicht mehr um einen roten Groschen. Verbauert ist's, und verbauern tu' ich. Das ist kein Zweck auf der Welt für mich. Ein neues Roß

kaufen muß ich mir. Dann, ja dann!“ Und er hob sich in den Hüften, als empfänd' er schon die Bügel unter den Füßen und einen starken Pferdeleib zwischen den Schenkeln, der ihren Druck empfinden müßte.

„Also — und darnach willst fort?“ Und sie sah ihn in diesem Augenblick wiederum so vor sich, wie damals, als er gekommen war und ihr Schuß ihn begrüßt hatte. Nur in die Kehre des Weges sah sie ihn diesmal reiten, der ihn vordem heraufgeführt. Und ihr war, als stürzte damit etwas ein, das sie nicht zu nennen wußte, und es wäre klüger, sie schösse wieder nach ihm, nur besser zielend, als nun vor zwei Monaten. Und unbedacht fuhr sie auf: „Gut. Aber dann gib dir acht, daß nichts geschieht!“

Er sah sie finster an: „Ich fürcht' mich nicht, Lois; vor dir schon gar nicht.“

Das Mädchen blickte ihm ruhig und fast dreist in die Augen. „Sollst auch nicht, Gregor, vor mir schon gar nicht!“

„Na also.“ Und nun lacht' er grimmig und gezwungen. „Was redst du nachher so daher? Bist dumm geworden über Nacht?“

„Dumm bin ich geworden über Nacht,“ gab sie eintönig nachsprechend zurück. „Aber ich bitt' dich — geh nicht fort, Gregor! Tu's nicht!“

„Ja, warum nicht?“ Eine Unruhe quoll in ihm, als stünd' er vor etwas und müsse sich bemeistern, ums nicht zu verscheuchen. „Um euch nicht? Ihr habt lange genug gelebt ohne mich.“

„Lange genug haben wir gelebt ohne dich!“ sie kauerte vor ihm nieder, schlang die Arme um die Kniee

und sah so zu ihm auf, „weil wir nicht gewußt haben, wir könnten leben mit dir. Und weil wir nicht gewußt haben, es gäb' überhaupt ein ander Leben, wobei man sich nicht muß immer verstecken, und man kann seine Arbeit tun, auch ohne daß man sie tut in der Furcht und der Bängnis des Herzens: wer kommt jetzt über mich? Und jetzt wissen wir's, und jetzt können wir uns nicht mehr finden in das, was einmal gewesen ist, als hätt's so müssen sein."

Je eindringlicher sie sprach, desto gewaltsamer verstockt' er sich. „Ich denk', ich reit' zu morgen in aller Früh' in die Stadt und kauf' mir einen braven Gaul."

„Tu's nicht," sie sprang an ihm empor; ihr Haar flog um seine Stirne; der Odem ihres Mundes hauchte über ihn hin. Eine Lohe schoß jählings zwischen ihnen beiden aus dem Boden, so grell und flackernd, daß er davor zurückschrak. „Tu's nicht — oder nimm mich mit, Gregor!"

In dieser Nacht schlief der alte Hirschvogel einen so erquicklichen Schlaf, wie niemals zuvor. Dafür rührte an die Wimpern des Gregor kein Schlummer. Er wälzte sich auf seinem Bärenfell, das ihm zu glühen schien. Endlich hielt er's nicht mehr aus; er erhob sich, in dem Flure stieß er achtlos an das Knechtlein, das ihm im Wege lag, nun die Augen auftat und verwundert gewahrte, wie hinter dem jungen Herrn leise auf den Zehen die Lois einherschlich; dann schlief es wieder ein. Gregor aber trat in den Hof, ob ihm vielleicht der Nachtwind Kühlung bringe. Es war eine schwere Dunkelheit, so groß, daß man selbst das vermodernde Holz, das da herumlag, in geheimem Glanze glosen sah. Die

Sterne schimmerten sehr matt und mit verschlafenem Blinzen; nur an den Himmelsrändern war ein weißliches, ungewisses Licht, als zög' ein Traum von versunkenen oder von aufdämmernden Tagen durch die Seele der Nacht. Es war jene heftige Stille, die einen anfällt und beklemmt. Nur ein kaum vernehmliches Wiegen floß durch das Schwarz der Bäume dahin, als wollten die mit geheimer, für kein Menschenohr bestimmter oder faßlicher Weise einschläfern all das Getier, das unter ihrem Schirmdach zu nächtigen pflegte. Gregor aber, ohne einen Blick für all das, suchte sich durch das Dunkel seinen Weg, da hört' er plötzlich leise, gehaucht, zögernd: „So willst fort, Gregor? Ohne: behüt' euch Gott, oder: ich komm' wieder?" und fühlte die Arme der Lois um seinen Hals. Er kehrte sich; jählings riß er das Mädchen an sich, das wehrlos in einem unerhörten Schluchzen an seiner Brust lag. Er hob sie gewalttätig auf; er preßte sie an sich, daß er vermeinte, ihr wehe getan zu haben, und eine verhohlene Freude bei diesem Gedanken in sich spürte. „Ich geh' nicht fort; ich geh' nicht fort. Nimmer fort, oder du gehst mit mir," stöhnte er. Und dann schlug wieder dies unerhörte Schweigen seinen Mantel schirmend um sie und versiegelte ihren Mund für Worte irgend eines Sinnes oder irgend einer Bedeutung.

Erst im Morgengrauen und eine gute Weile nacheinander betraten der Gregor und die Lois wieder das Gemach. Beide entschliefen im Augenblicke, und es war schon heller Sonntag, als sie erwachten. Fast hätte das Knechtlein daran gezweifelt, was es zur Nacht gesehen, wenn nicht ein Schmerz in der Seite eine ziem-

lich eindringliche Erinnerung an den Tritt des Gregor gewesen wäre. Beim Frühmahl ward noch weniger geredet, als auch sonst nach Bauernsitte. Nur fiel dem alten Hirschvogel dabei zweierlei als sonderbar auf: wie der Gregor seine Schwester, als sie die Schüssel auftrug, mit seinem eigenen, leuchtenden, fordernden und dreisten Blicke, den er immer an sich hatte, überflog, da wurde sie rot davor. Das hatt' er noch niemals an ihr bemerkt, und es ließ ihr ganz gut. Danach, als man abgegessen hatte und sie das Gerät an Holztellern und Löffeln wegzuräumen hatte, und sich ihr der Rock lüpfte in der behenden Bewegung, so zupfte sie ihn nieder, und ihr stieg dabei wiederum das Blut in die Wangen, und es schien, nicht allein von der Anstrengung des Bückens. Ihr war, als hätte das Knechtlein wissend und lüstern nach ihr herübergelugt. Aber derlei hatte sie doch vordem niemals gewahrt noch beachtet. Woher also mit eins? . . .

Fortab gedachte der Gregor seiner Abreise nicht mehr, und sein Rüstzeug verstaubte und rostete wieder. Wenn er sich einmal um Kaufes willen zu einem Ausritt bereitete, so sah ihm die Lois gerne lange nach, ehe sie gelassen und unbekümmert an ihr alltäglich Gewerk ging. Sie allein wußte auch vorher, nach welcher Zeit Verlauf er heimzukehren gedachte. Dann stand sie vorher schon erwartend, und ihr geller Ruf klang ihm weithin entgegen und schwebte über der Wildnis, eintönig, schrill, unharmonisch und dennoch begehrlich-ausdrucksvoll, wie der Schrei des kreisenden Hühnergeiers im Blauen. Oder, wenn sie's konnte, so lief sie ihm entgegen; sie führte dann das Roß, sie belud sich mit dem

Schwersten, das er ihr gab, und er ging ledig nebenher und warf manchmal ein Wort hin über das, was er verrichtet. Denn nach Reden trug keines Begehr von ihnen, und dem Mädchen war oft, als bestünde die Zeit vor des Gregors Heimkehr überhaupt nicht mehr. Das war abgetan und gerne vergessen; was hernach gekommen war: die rechtschaffene Arbeit ohne Sorgen, die heimliche Seligkeit, die sich dazu gefunden, das allein war das Wahre und also das Dauernde. Reicher nach Fülle und Inhalt waren die Wochen nach seiner Heimkehr, denn die vielen, vielen Jahre vorher, die so einförmig und also farblos gewesen, daß nicht ein bestimmter Eindruck aus ihnen blieb. Und sie genoß all dies Gute; in sich ruhig und hingegeben dem Augenblicke, ohne jeden Gedanken an das Kommende, wie nur ein Geschöpf, das sein Ziel erreicht, seinen Zweck erfüllt weiß. Er aber erkannte sich durch ein Neues, durch ein Band an die Muttererde geknüpft, das vollkommen unlöslich und fesselnd war. Denn anders war die Lois, denn die Weiber, die ihm sonst begegnet, die mit dem Troß in steter Furcht vor Weibel und Profoß hinter dem Zuge einhergetrottet waren, deren Gunst er genossen oder, war eine Stadt erstürmt, erzwungen hatte. Sie lebte ganz in ihm: sah er sie einmal grimmig an, so erschrak sie innerlich, und nicht, weil sie einen Ausbruch seines jähen Zornes und seine schmerzlichen Folgen fürchtete. Arbeiteten sie gemeinsam, so tat immer eines unbewußt den Handgriff, der den des andern fördern mußte, und es war dem Knechtlein und dem Hirschvogel ein Wunder, wie das förderte und wie unter ihren Händen alles gedieh. Er hielt sich lässiger, nicht mehr soldatisch

stramm in Kleidung und Schreiten; sie suchte, womit sie sich nach ihren Begriffen schmücken konnte, verlängerte die Kleider aus ungebleichtem Linnen, die sie immer trug und die sie nicht mit anderen, besseren vertauschen wollte, von denen sich von beider Müttern her noch einiges fand. Es schien eine Art Aberglauben in dieser dumpfen Natur, daß sie so bleiben müsse, wie sie gewesen, da sie einander begegnet. Geschmeide, das ihr der Gregor gerne schenkte — denn auch daran hatt' er noch manch ein kostbar Stück — legte sie das einemal an, da sie's erhielt, tat es aber wieder von sich, verwahrte es, um es nie wieder umzutun. Nur eine breite silberne Kette trug sie um den Hals.

Hätt' irgend wer diesen zweien gesagt, daß sie in einer in der gesamten Christenheit unerhörten Sünde dahinlebten, sie hätten sich ganz verdutzt gewundert. Ihnen nämlich schien es nicht also. Ein ertötet und ein niemals gewecktes Gewissen war in ihnen. Gefunden und gesellt hatten sie sich, zwei Tieren des Waldes gleich, die nacheinander heiser und gurgelnd rufen, wann ihre Zeit gekommen ist. Nun aber hielten sie sich und wollten beisammen bleiben, und dadurch war nach allen ihren Begriffen gut gemacht, was an ihrer Begegnung etwa ungehörig gewesen sein konnte. Auch warnte sie niemand, da es noch an der Zeit war, vor der überall und für sie unentrinnlich lauernden Gefahr, die sie nach ihrer Art kaum begriffen hätten. Keiner ermahnte und sprach zu ihrer Seele, nachdem sie ihr jähes Blut erst zueinander gerissen hatte. Anderes schien dem alten Hirschvogel nachdenklicher und von weiterem Belang. Sie waren so unfromm, beide, wie er die Frömmigkeit ver-

stand. Denn er hatte eine Anzahl Heiligenbilder und Amulette vorgekramt und aufgetrieben, Gott allein mochte wissen, woher. Damit behängte er jegliche Wand der Stube; sämtliches Getier, das sie im Hause hatten, wurde damit aufgeputzt; auf seinem Hute trug er eine besonders heilige Mutter Gottes, schwer und aus Zinn, und legte die vor sich hin und betete in sehr andächtigen Stunden zu dem Bildchen. Und der Spott des Gregor darüber, der allerdings unter den Schweden nicht viel Achtung vor solchem Tun erlernt, verletzte ihn, trieb ihn immer tiefer in seine Andächteleien zurück, erfüllte ihn mit einem nagenden Grolle gegen den, von dem er nun abhing, und der ihm nehmen wollte, was allein ihm geblieben war, was allein ihn in verstörter Zeit aufrechterhalten hatte. „Man sollt' gar nicht glauben, was der Vater auf und im Kopf alles hat, bevor man nicht seinen Hut und ihn alleweil ein neues Gebet herleiern gesehen hat," höhnte er dabei gerne, und der Wenzel mußte sehr an sich zwingen, damit er nicht auffuhr. Aber er scheute die Gewalt des Jungen und einen Zusammenstoß mit ihm. Denn Ehrfurcht vor dem Vater, wie sie doch Gott so nachdrücklich geboten, war keine in diesem dreisten Gesellen. Das kränkte den Bauern zumeist; was sich aber sonst begeben, das focht ihn wenig an. Das war, wie's war; wozu sich Gedanken machen über Unabänderliches? War vielleicht, wie nach der Sündflut; denn dieser gleich waren die Schrecken des Krieges unentrinnlich an ihm vorübergebraust. Ausgetilgt waren die Gesetze, die vordem verpflichtet hatten. Wie damals, so mochten sich auch nun wieder Bruder und Schwester zueinander gesellen. Und wenn's schon eine Vergehung

war, was verschlug das neben der Zahl der anderen, die ungesühnt begangen worden waren, nach denen man nicht einmal zu forschen wagte? Es war verstörte Zeit; genug, daß man wieder sicheren Boden unter den Füßen hatte — in ihm schürfen aber hieß Greuel aufwecken, die besser unter dem Rasen bedeckt blieben. Ein eigen Recht galt, eine neue Sühne, wenn schon etwas so laut nach Vergeltung schrie, daß es durch die Klage- und Anklagerufe hindurch sich vernehmlich zu machen wußte.

Und dazu schien gerade dieser Sommer überreich gesegnet und niemals endigen zu wollen. Noch zu Beginn des Oktober war nicht ein welkes Laub in den Bäumen. Regen und Sonnenschein kamen und wechselten, wie sich's ein Herz nur begehren wollte. Ein Treiben und Drängen, ein junger, kraftvoller Schuß war in allem. Schon arbeitete man rüstig am neuen Hause; schon huben sich auf den Grundmauern die Blöcke, mit dem Winkelmaß kunstgemäß aufgesetzt und gerichtet und wohlverfugt. Es war um vieles räumlicher, wohnlicher als das Notdach, das sie noch beherbergte; ein merkwürdiges Geschick bekundete der Gregor beim Bauen. Noch vor Winterbeginn mußte man so weit gediehen sein, daß man sich's im neuen Heim behaglich werden lassen konnte. Das andere aber, hergerichtet und von Grund ausgebessert, sollte dem Vater zum Altenteil werden. Denn sie fühlten sich schon so völlig als Herren dieses Erdreichs, daß sie dem nicht einmal eine Frage gönnten, dem es doch nach allem Fug zugehörig war. Ihr Schicksal schien ihnen vorgezeichnet und bestimmt, so lange ihnen nun verstattet sein mochte, in diesem Leben zu verweilen. Sie sahen unablässig vor sich hin, mit jener

geheimen Gierigkeit in der Seele, die von jedem Tag ein neues Licht und eine neue Sonne fordert; nicht ein Blick fiel zurück in jenes Grauen, das hinter ihnen lag und hinter jedem ihrer Schritte augenblicklich wieder zusammenschlug, gefällig verhüllend, was nimmer gesehen sein sollte.

Je mehr sich aber ihnen beiden die Zuversicht in ihr Glück und seine Dauer verfestigte, desto unruhiger ward der alte Hirschvogel. Er stand nun durch lange Stunden in seinem Luginsland in der Linde: aber von nirgends mehr näherte sich eine reisige Schar, daß man an Gegenwehr oder Flucht hätte denken müssen. Ungebraucht blieb die Kartaune; er sehnte sich beinahe wieder einmal ihre Stimme zu vernehmen, einen Nachklang jener Schlachtendonner, denen er oftmals und bangend von dieser Stelle aus gelauscht. Warenzüge, allerdings noch von wohlbewahrten Reisigen ängstlich umgeben, zogen durchs Tal, der großen Heerstraße zu, die gegen Wien führte. Ein Krämer kam einmal zu Hofe, ein verwegener, fauststarker Bursche, dem man lieber den Mut zutraute, sich allein in solche Wildnisse zu wagen, als man ihm in ihnen begegnet wäre. Er trug noch Passauer Segen, die kugelfest machen, Alraunwurzel, Wundsalbe und solcherlei Dinge mit sich; aber auch schon einen geweihten Rosenkranz, den der Alte für sich kaufte ohne Feilschen, weil das bei solchem Handel Sünde gewesen wäre, und andächtig küßte, silberne Ringe und sonst wohlfeilen Schmuck, von dem der Gregor etwas für die Lois kramte. Zum Dank berichtete der Fremde Wunderdinge. Da hatt' er im wilden Walde, wo sich sonst niemand angesiedelt, einen Kohlen-

meiler rauchend gefunden, den Köhler mit seinem Weibe dabei und war von ihnen gastlich empfangen worden. Eine starke Räuberbande war überfallen und gesprengt worden; die man fing, hatte man in sämtliche Städte des mährischen Landes verteilt und überall einige von ihnen gehangen, damit jedermann seine Warnung und jeder Galgen seine gebührende Zierat hätte. Blitze Eisen in der Sonne, so müsse es nicht mehr das von Schwertern sein. Bald nach seinem Scheiden siedelte sich ein Bauer in der Nachbarschaft, nicht ganz eine Wegstunde weit, im Talgrunde an, und machte ein Gebot auf ein Stück Grund, das ihm paßlich lag. Der alte Hirschvogel ging hin, den Kauf abschließen. Aufgeregt und trunken — es hatte Wein gegeben zum Leitkauf — kam er heim. In seinem Gurte klang sein eigen Geld, und er vergnügte sich unablässig an seiner Musik, weil ihm war, als hätt' er all die Zeit her in der Dienstbarkeit seines Sohnes gelebt, sei ihrer nun ledig und könne den meistern. Etwas Tabak bracht er heim; mit dem Gregor, froh, dem etwas geben zu können, was er entbehrt, rauchte er davon, statt wie sonst von seinem giftigen Zigeunerkraut, und erzählte, wie wohlig sich's jener Nachbar, vordem gleichfalls Soldat, aufgetan und was für prächtiges Gerät er habe — ganz wie vor dem Kriege bei ihnen. Er sei noch unbeweibt. Ihnen zu Füßen saß dabei die Lois, und er sah sie an: sie horchte verdutzt den Wundern und schlich sich dann, betrübt, daß sie niemals ähnliches gesehen, von dannen. Der Alte atmete auf. Ihr Anblick, ihr umgewandelt und stilles Wesen war ihm heut' peinlich. Denn sie ward gelassener, in sich versunkener mit jedem Tage, als

wüchse in ihr ein Geheimnis auf, dessen Gedeihen sie gespannt und mit verhaltenem Atem lauschen müsse ...

Es war aber eines eigen bei alledem: je mehr sich der Hof belebte, je mehr zumal das neue Heim aufwuchs und Form gewann, desto unruhiger in sich, desto erregbarer und minder fähig, seine Stimmungen zu verhehlen, wurde der alte Hirschvogel. Noch war das Chaos, das Ungeformte; noch waren hier Gruben, und dorten stieß man sich an Pfosten. Wenn aber dies alles auch schon beseitigt, die ganze Fläche reinlich planieret, jede Spur der verstörten Zeit ausgereutet gewesen wäre, dann blieb noch immer eins, und zwar das Schlimmste von allem. Was ihm einmal, noch vor kurzem, wie selbstverständlich erschienen, das sich zwischen dem Gregor und der Lois begeben, das offenbarte sich ihm gemach nach seiner ganzen Verwerflichkeit. Also entzog er sich den beiden, stierte durch Stunden auf den Neubau, der rasch und rascher vorrückte, und wußte selber nicht, warum ihn jeder Fortschritt daran so erfreute wie erschreckte. Aber er war ihm, ohne daß er Klarheit darüber hatte, in sich selber ein Sinnbild der wieder aufgerichteten Ordnung im Lande, die das nicht mehr dulden konnte, worüber man vordem hinweggesehen hatte. Einmal stieg's ihm auf, was wohl geschehen müßte, wenn die Lois ein Kind brächte aus einer solchen Verbindung, die kein Priester jemals weihen, die man niemandem offenbaren durfte. Und nun entsann er sich mit eins aus den Jahren noch lange vor dem Krieg, daß er einmal Bruder und Schwester um ein gleiches Vergehen richten sah: am Brandpflock standen sie, Rücken zu Rücken, damit nicht eines dem anderen ins Auge

sehen könnte: denn ihre Liebe war so groß wie sündig, und sie hätten sich aneinander getrösten mögen. Ein Band ging um beider Brust, und eine Lohe verzehrte sie und tilgte den Greuel. So sah er den Gregor und die Lois vor sich: es war nicht gar viel Neigung für seine trutzige und eigenwillige Brut in ihm, eher noch für das Mädchen, das doch immer neben ihm hergelaufen war, und dennoch schrie er aus seinen Gedanken heraus auf, als ihm dies Bild drohend und blutrot auftauchte. Was aber tun? Wie diese auseinanderreißen, die sich aus freien Stücken sicherlich nicht ließen? Und war nicht ein Zeuge vorhanden? Das Knechtlein, das auch um das wußte, was die zwei zu verbergen sich nicht die mindeste Mühe gaben, und das leicht einmal mehr sprechen konnte, als es durfte. Er plärrte Gebete, und sie brachten ihm keinen Trost, denn er durfte seinem Herrgott nicht anvertrauen, warum er eigentlich flehte, und so mußten ihm seine Worte kraftlos erscheinen. Er konnte nicht um Austilgung des Schrecklichen, nicht um seinen Weiterbestand zu seinem Gotte schreien, Pein war alles, nachdem ihm erst im eigentlichen Sinne klar geworden war, was um ihn war. Und so taumelte er aus einem Abgrund in sich in den anderen; suchte Betäubung in den altgewohnten Mitteln; der Rausch und die graue Entnüchterung aber lähmten ihn gleicher Weise; und je inständiger er die Notwendigkeit erkannte, etwas zu beginnen, so mehr zagte er davor in diesen kurzen Spätherbsttagen mit den langen Abenden, die so fürs Grübeln waren, mit den endlosen Nächten, in denen er immer wieder aus dem Schlummer aufschrak. Denn nun ging etwas durch die Stube, nun vernahm er ein

Pochen, das doch nur in ihm war; nun riß der Wind am alten Hause und ächzte sehr kläglich. Die Schrecken, die sich in seine Seele aufgerichtet, die empfand er nun überall und wußte ihnen nicht mehr zu entrinnen.

Und er mußte sprechen! Das war das Schlimmste daran. Denn er hatte es niemals gekonnt, und nun, wo er sich mehr und mehr in seine Gedanken einspann, traute er sich's minder, denn je. Und dazu sah er, wie aus jedem seiner Worte unter jeglicher Bedingung Zerstörung fließen mußte, Zerstörung eines Glückes, das, wenn es auch im Moder wurzelte, dennoch eine reichbelaubte und freudig grüne Krone gen Himmel hub. Aber auch dieses erregte ihn: wie konnten sich diese beiden so frank und unverhohlen einander so hingegeben haben und nehmen, wenn er den bittersten Sorgen und aller Höllenpein dahingeworfen war? Und er fürchtete sogar seine Kinder; fürchtete in seiner Hilflosigkeit die Kraft und die Ruchlosigkeit des Gregor, die er groß genug meinte, um, mußt' es sein, den feindseligen Mahner selbst aus dem Leben zu stoßen. Er aber hing nunmehr recht innig daran, wie einer sich mit der Rast freut nach einem langen, mühseligen, ziellosen Schreiten unter grauem Himmel, die plötzlich ein letzter Sonnenstrahl verklärt. Was also beginnen? Und wie nur dem Gregor allein ankommen? Denn die zwei wichen kaum mehr voneinander, Gewöhnung verstärkte hier nur den ungesättigten Hunger, den sie immer noch nacheinander trugen. Sie waren Genossen in allem, sie taugten einander in jedem. Und je mehr Wenzel Hirschvogel das erkannte, desto heftiger schauderte es ihn vor dem, was er dennoch vollbringen mußte. So gingen ihm Tage,

Wochen in ungemeiner Eile dahin. Schon kündigte sich der Winter an, und ihn trieb seine Unrast umher, wie ein Falllaub, das der Wind kreiselnd umtreibt. Es war an der Zeit, hoch an der Zeit! Denn kam erst wieder der Frühling ins Land, dann mußte sich das nicht länger mehr verhehlen lassen, was das Licht der Sonnen niemals erblicken durfte.

Und so saß man wieder beisammen. Der Kienspahn glomm rötlich und knisterte leise. Den nächsten Tag wollte man mit der inneren Einrichtung des Neubaues beginnen. Die Lois hatte den Kopf auf den Tisch gelegt, den sie ward nun öfter laß und matt. Ihr braunes Haar hing ihr in starken Zöpfen über die Schulter, und sie hielt sich regungslos, wie eine Schlafende. Der Gregor hielt sein starkes Messer in Händen und schnitzelte an einem Stück Holz in der Gedankenlosigkeit eines gründlich Uebermüdeten. Denn sie sputeten sich: es war ohnedies ein Wunder, daß die Herbstregen nicht schon eingefallen waren, und man mußte die kurze Gunst der Zeit nutzen. Niemals sah er seinem Vater so bedrohlich aus, wie nun; denn selbst die Ruhe verriet seine Kraft. Und es war sonderbar, daß gerade daraus dem Bauern eine Art von Mut erwuchs. Wie er so ruhelos auf und ab schritt, und der Hund das mächtige Haupt, das auf den Knieen des Gregor lag, unablässig und argwöhnisch mit den funkelnden Augen nach ihm wendete, so daß er erkennen konnte, wie ihm der Junge alles, sogar das Tier abwendig gemacht, da quoll ihm mit dem Hasse auch eine Zuversicht, ein Vertrauen auf, daß ein noch Stärkerer seine Sache an sich nehmen und führen werde. Nur ein Wort ersehnt' er,

darauf er erwidern könnte, daß ein Anfang gemacht wäre, aus dem dann leicht weiteres käme. Und da: „Möcht' sich der Vater nicht endlich einmal setzen? Das macht sich gar nicht gut. Zum Herumlaufen ist der Hof." . . .

Er blieb stehen, sah den Gregor fest und eindringlich an. Beider Augen tauchten ineinander: fragend die des Jüngeren wegen des sonderbaren, fast irren Ausdruckes in denen seines Vaters, scheu und trotzig und ängstlich-zornig zugleich die des Alten. Und jählings stieß er hervor: „Geh weg, Lois!"

Das Mädchen rührte sich nicht. Nur ein leises Achselzucken, etwa wie wenn man eine Fliege wegjagt. „Geh weg, Lois!" rief er noch einmal und noch schriller, sich wie mancher Verzagte am Klange seiner Stimme ermutigend.

Wieder keine Antwort. Selbst die Bewegung von vorhin schien ihr nun schon zu viel. Der Bauer aber: „So schick' du sie weg, hörst? Ich muß mit dir reden, hörst? Mit dir allein."

„Sie kann alles hören. Wir haben nichts zu verstecken voreinander, Vater."

Der Vater trat unmittelbar an den Tisch und schlug auf mit der Faust. „Schick' sie weg! Ich will's." Auch der Gregor erhob sich, halb schon gereizt, nach Art Zornmütiger, die keinerlei Art von Erregung sehen können, ohne von ihr miterfaßt zu werden, halb gelassen-verwundert, und die beiden standen einander bedrohlich genug gegenüber. Dann, sehr weich: „So geh, Lois." Augenblicklich und gehorsam wendete sie sich der Türe zu. Der Kienspahn flackerte, da sie diese hinter sich zu-

tat, und die Schatten der Männer tanzten phantastisch dabei auf der Diele und schwankten gegeneinander. Danach, mit einem weiten und wuchtigen Schritte hart an seinen Vater herantretend: „Und jetzt? Was will der Vater?"

„Fort muß die Lois. Fort!" zeterte der Alte.

„Ist sie schon. Und jetzt — was willst von uns?"

„Anders. Fort muß sie für immer. Hörst? Oder es geschieht was!"

„Wird sie nicht. Und wissen möcht' ich, warum sie's soll oder was sonst geschieht. Wer wird sie zwingen?"

„Ich!"

„Du?" Es war eine Peitsche in dem einen Worte. „Du? Und nicht einmal aufstehn tut sie, wenn du's ihr schaffst. Meinst, sie wird dir da folgen? Und wenn ich dir sag': ich laß' sie nicht fort, und eh daß sie geht, muß wer anderer weg vom Hofe, und kommt sein Lebtag nimmermehr ins Haus?"

„Zum Himmel schreit's, was sich da tut. Nicht erhört ist's worden, seit die Welt steht!"

„Ist einmal nicht wahr. Und dann: hat alles einmal angefangen, fangt das mit uns zweien an. Und die Welt wird nicht zugrund gehn dessentwegen. Und merk' dir's, ich laß' sie nicht die Lois, nicht in die Zeit und nicht in die Ewigkeit. Und frag' sie doch nur, ob sie weg will von mir?"

„Die! die! Aber 's ist Sünd'! schreckliche Sünd'!"

„Kann sein. Nur müßt' man's in sich spüren, wenn's eine wär', mein' ich. Ich verspür' nix dergleichen. Die Lois auch nix. Wo ist denn die Sünd'?"

„Sünd' ist's. Verboten ist's von Gott, denk', von Gott selber! Und ich weiß, was darauf steht. Sie haben einmal zwei gebrannt um dasselbe, noch vor dem Krieg. Denk', gebrannt!" Seine Stimme war tonlos und heiser vor maßloser Erregung.

„Wenn sich die haben brennen lassen, ist ihnen recht geschehn."

„Und du, was möcht'st du denn tun, wann ich hinginget, euch anzeigen bei Gericht, und sie kämen dann über euch?"

„Tust du so nicht. Bered's nicht erst. Und was ich tät? Wehren möcht' ich mich, und lebendig fangen täten sie keins von uns. Müßten schon welche daran glauben — du zuerst," und er schüttelte die Faust gegen ihn. „Und es gibt schon noch ein besseres Sterben, als sich brennen lassen."

„Und wenn ich dich bitt': um deine Seligkeit und um die meine — tu sie weg von dir? Denn das ist wie das fressende Feuer."

Der Gregor ward ungeduldig. „Für deine Seligkeit hast doch gesorgt . . ."

„Nein, nein! Ich hab's mitangeschaut, das da, und ich muß es tilgen."

„. . . Und um unsere kümmer' dich nicht," fuhr der Gregor fort, ohne der Unterbrechung zu achten.

„Und wenn ich dich bitt' als Vater? Tu Buß', tu Buß'!"

Der Junge zuckte die Achseln: „Mach' ein End'! Wann du schon siehst, daß du nix richtest."

„Und wenn ich sag': auf meinem Hof duld' ich

den Greuel nicht mehr? Mach' fort und die Lois ist mein Kind und bleibt bei mir?"

„Auf deinem Hof?" Der Gregor war wirklich verwundert. „Was gehört denn dein davon? Für wem sein Geld ist denn das alles gebaut und gekauft worden? Im Guten rühr' ich mich nicht. Und zwingen willst mich? Probier's! Und weil du sagst: als Vater. Das ist auch so geredet. Was heißt das? Oder warum soll ich mich fürchten vor dir?"

„Du, du, Mörder!" Und der alte Hirschvogel stürzte sich mit schlotternden Knieen und aufgehobener Rechten auf ihn zu. Der Hund knurrte drohend, richtete sich auf. Ein Satz, und er sprang den Alten jählings und gewaltig an und warf ihn nieder. Und über sich sah Wenzel Hirschvogel ein drohendes Gebiß, ein keuchender Atem dampfte ihm fast betäubend entgegen, rote, grimmige Augen des Tieres stierten ihn mit den kaum minder bösen des Gregor an. „Zurück!" rief der dem Hund, der ungerne und murrend abließ. Und dann: „Klaub' dich zusammen. Und dann geh! Man hat dir's gut gemeint. Ruh hat man dir schaffen wollen für deine letzten Tage. Du hast's halt anders wollen. Das hast du nötig gehabt. Und jetzt: daß du dich nur nicht mehr blicken läßt dahier! Merk' dir's! Lois!" Und achtlos trat er in die Tür, ohne nur noch einen Blick für den so schmählich Ueberrannten zu haben. Der aber rappelte sich mühsam auf; fingernd tastete er an seinen schmerzenden Gliedern herum. Im Freien aber schüttelte er die Faust gegen das Haus mit einem Hasse, wie er ihn so unbändig noch niemals in sich gefunden.

Es war völlig Nacht, da er in den Wald hinaustrat. Er warf sich nieder und grub sein Gesicht in die Hände. Er dachte nicht einmal vor dem brennenden Gefühl der Schmach und der Unbill, das in ihm war und wühlte. Und dabei war's ihm klar: der Gregor hatte recht, und er war zu feig, um zu Gerichte zu gehen, zu verstockt, um all das Gemeine, das sich auf dem Hirschvogelhofe begeben, ins Lichte zu heben. Und ungeahndet bleiben durft' es nicht . . .

Er hob sein verstörtes Antlitz. Ein sehr starker Wind hatte sich aufgemacht. Der warf ihm die letzten, losen Blätter, die längst reif zum Fallen waren, in dichteren Schauern ins Gesicht, zauste sein spärlich Haar, rumorte gewaltsam in den Aesten der Bäume und zwängte sich ächzend die Stämme hindurch, drückte den Greisen nieder, wenn er sich erheben wollte. Immer schwellend, immer mächtiger, pfeifend im Gefühle seiner unwiderstehlichen Kraft fuhr er dahin. Und Hirschvogel sah sich in seinen Jahren ohne Obdach, heimatlos und einem solchen Sturme preisgegeben. Nun erst fühlte er die Schmerzen des Falles. Sie aber, drinnen und geborgen, taten sich gütlich, lachten seiner, mißachteten weiterhin Gott und sein Gebot. Das durfte nicht sein! Und ihm kam's wie Wahnwitz und wie Erleuchtung zugleich: wo niemand Richter, dort ist jeder Richter. Er zunächst: und er hatte die Strafe zu verhängen und zu vollziehen, die nach allen Gesetzen auf ihrem Verbrechen stand. Er kroch zurück. „Brennen müssen sie, brennen," stammelte er, und die Lohe aus vergangenen Tagen glomm wieder vor ihm auf und leuchtete in den nächtigen Wald hinein. Wie ein Tier

schlich er sich geduckt zum Lattenzaun: Moos häufte er und schlug mit verklammten Fingern Feuer. Ein Funken fiel in den Zunder. „Herrgott! Ich hab' das Meinige getan, nun ist's an dir!" schrie er in völliger Verwirrung. Und während sich die Flamme erhob und behend aufstieg, kehrte er sich und suchte seinen Weg. Und mitten durch den Windesbraus, das Stöhnen der Bäume, das Krachen und Rieseln der Aeste hörte er einen dumpfen, gebietenden Schlag. Nun hatte sich die Kartaune entzündet, ein Notzeichen, das niemanden warnte, das niemanden zur Flucht mehr trieb . . .

Den andern Morgen war der Hirschvogelhof völlig niedergebrannt. Von seinen Bewohnern erhielt man keinerlei Kunde mehr, durch die Welt aber zog ein der Sinne beraubter Bettler — der alte Hirschvogel, und verkündigte die Greuel, die hinter ihm lagen, das Gericht des Herrn, das sie geahndet. Er ward sehr alt dabei und als er starb, war er vielleicht der einzige Zeuge und das letzte Opfer einer Zeit, die nur zu viel Opfer gefordert, die, wie ein furchtbares Raubtier, stark genug war, mit ihrem letzten Prankenhiebe noch jedes Glück in ihrem Bereiche zu zerschmettern — einer verstörten Zeit.

Der Bettelvogt

Mich dünkt es allgemach an der Zeit zu berichten und also mir und anderen zu retten, was ich bei meinen Tagen gesehen habe. Denn meine Sonne neigt sich allgemach zum Niedergange und mag verlöschen, ehe ich's denke. Der Feder weiß ich mich, als geübt darin, kundig; in manche Seele durfte der Beichtiger Blicke tun. Uebel wär's, verkäme das alles mit mir. Manches erlitt ich; unstet war meine Jugend, mein Alter auf einer armen mährischen Pfarre übler, als ich es hoffen durfte, der ich in Gunst eines der Fürsten und Bischöfe von Olmütz gestanden, mit ihm am Rate, mit ihm auf der Flucht. Denn in den großen Krieg fielen meine jungen Jahre; so sah ich größer Elend, denn einer ermessen kann, der dieses nicht mitgeschaut, eine unsichere und mühevolle Erhebung danach.

Es wollte mir aber auch beinahe erscheinen, als sei den Menschen während jener dreißig Jahre sogar der Glauben an einen Frieden von Dauer verloren gegangen. Denn sie blieben gewalttätig, auch nachdem die böse Zeit zu Ende gegangen und der Bote mit der Heilsbotschaft durch alle Gaue geritten war, in denen Männer deutscher Zunge oder auch nur deutschen Herren

zugehörig saßen. Um ihn klang Jubel von Glocken, insoweit man sie nicht in Feldschlangen umgeschmolzen, und der Heilruf der Ungezählten; hinter ihm aber visierte der Bauer sein Feuerrohr und schüttete trocken Pulver auf die Pfanne. Schrecken und Roheit saßen in aller Herzen: ein bös und streitbar Bruderpaar, das nicht gerne den Platz räumt, den es sich einmal erkoren. Die Menschen, denen die Ruhe beschieden ward, hatten verlernt, für die Zukunft vorzusorgen. Niemals, seit selbst alter Leute Gedenken, war mehr an Korn und Frucht erbaut worden, als nur was man für die eigene Notdurft brauchen zu müssen glaubte. Edler Obstbäume gab es im ganzen mährischen Lande keine mehr; man hatte sie umgehauen, um die Lagerfeuer damit zu nähren, und so aß man wieder wildes Obst, wie in Zeiten, die längst hinter aller Erinnern zurücklagen. Wer immer sich verletzt fühlte, der suchte sich selber sein Recht; die Fronboten, die an Pflichten und Giebigkeiten gegen die Herrschaft mahnten, wurden gerne erschlagen, und der Täter nahm seinen Weg ins Gebirge und zu den verlaufenen Trüpplein, die sich noch da und dort umtrieben, bis niemand mehr Fronbote werden wollte. Die Städter aber sahen's mit Bängnis, wenn in den Nächten auf den Bergen, die das flache Land umzäunen, Feuerzeichen aufstiegen und lodernd beantwortet wurden. So verständigten sich die Heimlosen, die überdies von allenthalben her Kundschaft und Zuschuß fanden.

Oftmals stiegen sie nieder in die Ebene, überfielen Fleißigere, die zu Markte wollten, plünderten sie und raubten einsame Gehöfte und Siedelungen aus. Und

mit und hinter ihnen kam das Gezücht der Wölfe. Die machten manchen Schaden an Vieh und Leuten und waren so dreist, daß einmal in der Stadt der ernstliche Mangel an allem, was nicht in ihr selbst zur Genüge gewonnen ward, eingetreten ist; denn niemand wagte sich vor ihnen auf die Straße, also daß ein Malter Weizen mit fünf harten Talern, darum man sonst ein junges Rind erstehen gekonnt, gegolten werden mußte. Und weil sie so ganz gegen ihre Natur auch bei Tage jagten und sich durch Feuerbrände nicht scheuchen ließen, so entstand bei gemeinem Volke der Glauben, als seien die Seelen der schwedischen Soldaten, die bei der letzten Berennung der Stadt unter dem mörderischen Torsten Torstensson gefallen, in Wolfsleiber gefahren und bekundeten ihre freche Art auch noch nach dem Tode. Denn jeglicher Aberglaube verdrängte Einfalt und Frömmigkeit; der Seelsorger war überflüssig, weil niemand für seine Seele sorgte. Und die reiche Ebene der Hanna blieb wüst; wenn sonst der Türmer von Sankt Maurizien dreißig oder mehr Ortschaften überblicken gekonnt, so ragte damals nur noch die Kirche von Bilan einsam und traurig in die Luft. Aber ihr Turm zerbröckelte, und ihre Wände waren so von Kugeln durchlöchert wie ein Sieb, daß nicht die flinkste Katze darin ein Mäuslein zu fangen vermocht hätte. Rundum das Dorf war schon seit langem verschwunden.

Es haben sich auch in jenen Tagen allerhand Zeichen und Wunder begeben, deren man lange gedachte und niemals völlig vergessen sollte. So kam an einem Tage schon zu Ende Märzen eine reisige Wölfin bei heller Sonne in die Stadt. Weiber, die an der March wu-

schen, gewahrten sie dahertrotten und erhoben ein mörderisches Gekreisch. Davor erschrak das Tier und kehrte sich in seiner Verwirrung nicht dem Freien, sondern den Mauern zu. Die lange Tschöppan, Weib des Spenglers und Ratsherren, nahm einen Kiesel und traf das Untier so hinters Ohr, daß es blutete. Alsbald taten's ihr die andern nach und alle zusammen, die fliegenden Kittel hoch, die Beine bis zu den Knieen nackt, rannten hinter der Wölfin. Die mochte mehr der Einsamkeit gewöhnt sein, zog den Schweif an sich und kam durchs Wassertor, das damals noch nicht gesperrt werden konnte, weil die Bürgerschaft die Angeln nicht zahlen wollte, deren Beistellung nach altem Brauch der Stadt gehörte, während der Bischof für Bohlen und Bauholz aufzukommen hatte, auf den großen Ring und wollte durch Töpfergasse und Obertor ihre Rettung und ihr Heil nehmen. Die Männer versteckten sich vor ihr; sie überrannte ein Kind, ohne ihm in ihrer Angst auch nur einiges Leid zu tun, woran ein Votivbild bei St. Katharein noch heute erinnert, und ward dann vor dem Tore von den Weibern ereilt, die sie mit ihren Schlegeln zu Tode prügelten, so grimmig sie auch schnappte. Im Triumphe trugen sie alsdann die besiegte durch die Stadt und hängten sie an den Galgen, wie's einer landfahrenden Mörderin gebührt. Der starke Franta Urbanek aber, da er den Zug sah, schüttelte den Kopf und meinte zu seinem Bruder, dem Torwart Josef vom Wassertor, er halte sich für mutig, aber vor denen wäre sogar er ausgerissen. Dieser aber knurrte nur etwas vor sich hin und spie nachdrücklich nach den Weibern aus. Denn die Brüder sprachen einander immer zuviel

— freilich auch nur einander. Andre Leute fanden: müßte einer der Urbanekischen am Himmelstor für sich und seiner Seelen Seligkeit sprechen, so käme keiner jemals hinein. Und alle hofften, so würden beide ewig draußen bleiben. Denn Zoll zu zahlen, darum sie den Josef so haßten, konnte es drüben doch nicht geben, und wozu ein Bettelvogt ohne Bettler und Fahrende dorten sollte, wo jeder sein stetes Heim hatte, mochte niemand einsehen. Zu was anderm aber waren die zwei doch gewiß und niemals zu gebrauchen.

Seit manchem Jahre schon war den beiden Schirm und Sicherheit der Stadt anvertraut. Denn nur rechte Männer, deren jeder es im übelsten Falle mit einigen wagen konnte, waren in solchen Zeiten dazu zu gebrauchen. Beide waren Soldaten gewesen, und der Josef hatte als Wachtmeister, der Franta als Profoß immerdar getreu zur kaiserlichen und katholischen Fahne gestanden. Der Zufall hatte sie wieder einmal in der gleichen Stadt vereinigt, eben da sie Torstensson von Olmütz aus überrannte und in Asche legte. Damals hielten sie sich im Schlosse, bis alles verloren war. Ein Schwede nahm dem Franta sein Auge und zahlte mit dem Leben dafür. Als gar keine Hoffnung mehr war, flüchteten die beiden mit dem Domschatze, soviel davon nach Schatzung, Kontribution und freiwilligem Zehent noch übrig war, und bargen ihn nach mancher Fährlichkeit und vielen Abenteuern, so wund Franta Urbanek immer war, bis sie ihn dem rechtmäßigen Herrn zurückstellen konnten. Dafür waren sie mit ihren Aemtern beliehen worden: dem einen hatte man Zoll und Hut, dem andern, der schon von seinem früheren Berufe her

mit allen Schlichen und jeder Heimlichkeit fahrenden Gesindleins vertraut war, die Ordnung der Stadt übertragen. Strenge war ihm als notwendig geboten, und er übte sie gerne. Im ganzen mährischen Lande und weit darüber hinaus ins Ungarische kannte man ihn und fürchtete die Wucht seiner Streiche. Kein Gertengänger, dem es vor dem Herrn „Gebührt sich also", wie er seine Strafanträge einleitete, nicht graute, der verwünscht ward, wo immer sich Brüder vom Orden des unheiligen Merode fanden. Er haßte sie wie einer, dem sie manches Leid getan; die Stadt und ihre Gemarkung waren unter ihm sicher vor ihnen. Man erkannte das und wußte ihm dennoch keinen Dank dafür; es bangte allen vor ihm, wenn er scheel und in unverwüstlicher Gesundheit seinen Umgang hielt. Er hatte weniges Mitleiden in sich, und man flüsterte sich immer noch das Wort zu, das er gesprochen haben soll, da die March im Frühjahr ausgetreten, viele Häuser zerstört hatte und ein großes Sterben ausgebrochen war. „Geht vielen ans Leben," sagte damals der Josef. Und der Franta: „Was tut's? Der Totengräber hat zu leben!" Und die Mütter versteckten seither ihre Kinder vor ihm, damit sie sein Blick nicht träfe: „Der Wein, den der Hund trinkt, wird Essig, wenn er durch seine Kehle rinnt," schalten die Männer hinter ihm her. — Ihm aber war das eine Würze und eine heimliche Freude, er blieb, wie er war.

Und also haftete er auch noch lange im Gedächtnisse der Mitwohnenden, da er ihnen entschwand. Denn nur was hart und starr ist, hinterläßt Spuren selbst in unseren Tagen, wo das Heute dem Gestern ein grimmi-

ger Feind ist und die Not der Stunde allein und immerdar ihr Recht will. Wie er aber von uns fortkam, das deucht mir eine nachdenkliche Geschichte und der Erwägung wert; denn es scheint mir eine Warnung vor jeglicher Ueberhebung in der Gerechtigkeit und vor allem Pochen auf den Buchstaben des Gesetzes, ohne alle Milde und Billigkeit genommen. Und also habe ich mir und andern zu ewigem Gedenken alles aufgezeichnet; denn das meiste konnte ich als Kapellan und Sekretarius meines hochwürdigen Herrn, des Bischofs von Olmütz, erfahren; andres erkundete ich oder erriet es ergänzend, weil ich so vieles schon kannte. Nur tat ich nichts aus Neubegierde; denn diese stünde mir und meinem Kleide übel an.

Das Schicksal des Franta Urbanek also hub sich am Markttage, zwei Wochen vor den Pfingsten des Jahres 1665, an. Schon vorher hatten der Trommler und Pfeifer, hinter ihnen der Vogt die Stadt durchschritten und nach ihrer Weise Statuta ac Privilegia, Rechte und Pflichten ausgerufen. Wie üblich hatte niemand ihr Rufen, Blasen und Trommeln vernommen, nur die liebe Jugend der Gassen, die sich gerade bloßfüßig, übermütig und unbeschulet umtrieb. Und dennoch war ihr Auftrag wichtig: denn sie mahnten zum Frieden und riefen den Blutbann aus über jeden, der ihn zu brechen wagen würde. Noch waren nämlich die Gemüter ängstlich vor jeder Zusammenrottung von Menschen, vornehmlich weil der Fürstbischof sich just zur Sommerlust in der Stadt verweilte, wie das seine und seiner Vorfahren Gepflogenheit seit undenklichen Zeiten war. Ich

wenigstens habe mich nie darum gekümmert, wann sie sich anhub.

Es war ein recht kläglicher Markt, und ich ging in meiner freien Nachmittagszeit hin, mir ihn zu beschauen. Er füllte kaum den Marktplatz und die Lauben, die herum gehen; dort standen die Verkäufer und hatten grobe und schlechte Bauernware feil. Selbst die wurde von vielen, die zerlumpt herumgingen, neidisch gemustert. Auch ward davon fast nichts erstanden, denn niemand hatte Geld, und um ein Gröschlein nestelte man eine Stunde am Gurt herum, besah's andächtig, ehe man's fortgab. Höchstens erstand ein alter Bauer um ein mager und altersmatt Geislein Bundschuhe, oder eine Sense um Felle; sonst wäre jeder mit seinem Krame wieder heim. Es war wenig Lärmen; nur manchmal jauchzte einer, der mindestens tun wollte, als hätte er den üblichen Marktrausch; fast waren mehr Soldaten aufgeboten, als sich sonst an Leuten sehen ließ, und niemand begriff, was die vielen Waffen sollten, mit denen sich jeder vorgesehen hatte, auch wenn er nur die drei Stunden Weges mit Barchend von Holleschau kam. Zu Haufen lagen schwere Partisanen und Büchsen um die Stände. Es mußte aber den Räubern sehr übel ergehen, sollte sie das reizen, was hier zu holen war.

Dennoch hielt der Josef Urbanek rastlos Umschau, und der Franta mit seinem Stabe war überall; noch verdrossener denn sonst, weil's für ihn gar nichts zu tun gab. Und er äße seiner Herren Brot nicht gerne umsonst, pflegte er zu sagen.

Auch von Gauklern war nur wenig erschienen. Nur einer bot seinen Theriak aus und schrie dabei mörderisch,

als hätte er sein höllisches Zeug selber geschluckt und müsse sterben daran. Eine Bande Luftspringer wies ihre Künste und hatte ziemlichen Zulauf; denn sie waren gewandt genug, und ein hübsches Mägdlein, immer eine Lockspeise für jugendliche Augen, war unter ihnen. Ich sah ihnen ein gutes Weilchen zu, weil es mich allzeit vergnügt, behende Künste zu sehen.

Es war schon kurz vor Vesperläuten, und wollte ich mich heimwärts wenden. Da erhub sich ein Tumult; Fäuste zuckten in der Luft, und gelle Stimmen schrieen durcheinander: „Blutbann, Blutbann, Blutbann!" Ich kehrte mich; an einem Pfahle lehnte der junge Tschöppan, der Sohn der Langen, die den Wolf gehetzt, und über sein Wams und seinen Aermel rieselte Blut. Es mußte ihm darum nicht viel geschehen sein, denn er war unter seiner streitbaren Mutter eine Memme worden, trotz seinem Vater, der oftmals im Stadtgraben nächtigte, wenn die ihr Keifen anhub und mit dem Kochlöffel Beweise führte. Flinke Jungen schwärmten aus zu Wasser- und Obertor und kreischten jämmerlich und jedenfalls mehr, denn ein Schock toter Tschöppans entschuldigt hätte. Der Bettelvogt aber hielt das junge Mädchen, das so vielen wohl gefallen hatte, mit seiner harten Faust am Arme, und sie sperrte sich und schrie mit geller und kindischer Stimme unablässig: „Ich hab' ihn gewarnt! Ich hab' ihn gebeten! Nichts ist ihm geschehen, was ihm nicht gebührt!" Dabei umkrallte ihre kleine Faust immer noch das Messer, damit sie ihn gestochen, und ihre schwarzen Augen sahen böse wie die einer wilden Katze, die man eingekreist und die nun von ihrem Astloch herablucht: wem von diesen allen soll

ich wohl auf den Kopf springen und ihm die Haare strählen?

Mir gefiel das junge Geschöpf gar wohl. Denn offenbar hatte der Bursche, zutäppisch und roh, sie bedrängt, und sie hatte gemeint, sich um ihr Magdtum und ihre Ehre wehren zu müssen. Auch war ihm solch Aderlaß gar gesund, wie sich denn Bürgerskinder gegen Heimlose gemeiniglich und gerne übernehmen. Aber darum stand das Ding doch übel für das junge Mägdlein: denn es hatte sich wider den Blutbann versündigt und mußte das nach dem Gesetze büßen mit der Hand und dem Haupte. Es konnte ihr auch nichts helfen, daß Männer und Weiber ihrer Bande jammerten und durcheinander riefen, man solle die Christinka freilassen. Was der Franta hielt, das nahm ihm niemand mehr, er war sicherlich für die härteste Strafe, und nur die Gnade meines hohen Herrn, die groß und fast übermenschlich war, konnte das Schlimmste von ihr wenden. Ich aber setzte bei mir fest, was ich immer für sie tun könne, das sollte geschehen. Denn der Herr will nicht, daß der Sünder sterbe, und keiner seiner Diener soll andres wollen, denn er. Und aus solcher Gesinnung erstattete ich auch Bericht, was ich leicht konnte, weil ich immer Zutritt bei unserm Oberhirten hatte, und erhielt Auftrag, mich ihrer sowohl, als auch ihrer armen Seelen, um die es leicht übel bestellt sein mochte, anzunehmen.

Es war hart vor Abend, da ich zuerst zu ihr ging. Man brach gerade an Marktbuden ab, und das machte ein sonderbar Geräusch. Vor Wolken war's völlig dunkel worden: man sah nur von den Lauben aus die La-

ternlein durcheinander irren, nicht die sie trugen. Das war befremdlich. Und als ich mich der Stadtmauer näherte, an der der Bettelvogt hauste und wo die Christinka gefangen gesetzt worden war, da sang eine junge, hohe, doch wohllautende Menschenstimme ein slavisch Lied, das so traurig klang, daß mir davor fast die Tränen gekommen wären. Nur sie konnte es angestimmt haben, denn sonst war niemand eingetürmt. Ich verzog mich zwölf Vaterunser lang oder mehr, denn ich war so bewegt, daß ich kaum zu ihr hätte sprechen können, wie ich's doch sollte: eindringlich und ernst, sie mahnend zu Buße und Reue. Danach brauchte der Urbanek wieder eine Zeit, ehe er die Schlüssel fand, nahm, die Stufen voranleuchtete, aufsperrte. Kein Geräusch war mehr in ihrem Turmkämmerlein, da wir's betraten. Sie lag in rechtem Schlummer; es hatten sich ihr die schwarzen Haare gelöst, und ihre Wangen waren rot, und sie sah fein und lieblich aus, daß ich nicht das Herz fand, der armen Kreatur den Schlaf zu stören. Unten aber fluchte der Urbanek und verschwor sich, sie sei eine Heidin oder noch schlimmer. Denn seit Verspерläuten singe sie fort bis nun; und er wolle statt ihrer hängen, wenn das nicht für das Gesindel draußen ein Zeichen sei, wo sie säße . . .

Am andern Morgen begab ich mich zum Stadtrichter. Der saß schon über seiner Anklageschrift und erwies mit mancher feinen Bemerkung aus alten Autoren und mit vielem Scharfsinn, daß Inkulpatin schuldig sei und aus mancherlei Gründen den Tod verdiene. Sein Schluß war von Anbeginn festgestanden und kränkte mich somit nicht. Er las mir manches aus dem Akt

vor, und ich hörte geduldig zu, denn es mußte ihm wohltun, einmal in einem Malefizverbrechen sich, seine Wohlredenheit und sein Latein vor einem weisen zu können, der was davon verstand. Danach begab ich mich zur Gefangenen. Man hatte ihr die großen Eisen angelegt, und ich gebot sofort, daß man sie ihr abtue. Dann fragte ich, allein mit ihr, ob sie meines Zuspruches bedürftig sei. Nein, antwortete sie mir, durchaus nicht. Ich redete ihr ins Gewissen, ob sie denn auch eine Christin sei, und wenn, warum sie sich so verstocke? Sie wisse keines von beiden, entgegnete sie mir. Darüber entsetzte ich mich und mahnte sie, was für Leid sie ihren Eltern bereite. Da lachte sie nur. Wer ihr Vater sei? — Dies wußte sie durchaus nicht. Wer ihre Mutter? Die große, blonde Christinka bei der Bande am Hostein. Ob man sie zu ihr rufen solle? — Nein, nein! schrie sie gar heftig. Mich jammerte eine solche Herzenshärtigkeit eines so jungen Geschöpfes, und ich stellte ihr vor, sie möge doch ihr Gewissen entlasten, denn ich meinte ihr's gut. Ob sie dem jungen Tschöppan habe ans Leben wollen? Da sah sie mich mit ihren schwarzen und jähzornigen Augen an: Ja, das habe sie. „Denkst du auch vor Gericht also auszusagen?“ „Gewiß! Und warum nicht?“ „Weil es gefährlich ist für dich!“ Dies gelte ihr gleich. Sie sei nicht gewohnt, andres zu sprechen, nur die Wahrheit. „Weißt du auch, was dir dann droht, und daß du nach den Rechten mit dem Leben büßen mußt?“ „Hingen sie mich nur, hingen sie mich nur!“ jammerte sie. Da ich aber von ihr und ihrer Seele nicht abließ und ihr herzlich mit Vermahnung zuredete, da fing sie an und sang ein also lästerlich Schelmenlied, daß ich

mich schämte und mich abkehrte, und mein Herz im Leibe zweifeln wollte an ihr und vor einem sehr traurigen Rätsel stand. Denn für verderbt konnte ich sie nicht halten, die mit Verachtung jeder Gefahr ihr Magdtum, das doch nicht einmal ernstlich bedroht gewesen war, so nachdrücklichst verteidigt hatte.

Vergeblich habe ich's auch späterhin versucht, ihr einige Klugheit und Vorsicht mindestens vor den Herren vom Gericht zu lehren. Sie ward vernommen und sagte gänzlich nach ihrem Sinne aus. Fragte man, ob sie dem Jungen habe ans Leben wollen, so beharrte sie: Ja, sie wollte ihn gründlich treffen oder umbringen. Inquirierte man nach ihrer Reue, so hieß es wohl, sie bereue sehr, daß sie nicht besser gezielt, also daß er mindestens einen Denkzettel für sein Leben abbekommen. Aber sie sei immer zu jäh gewesen. Warum sie ihn mit solchem Hasse verfolge? Sie kenne ihn gar nicht, habe ihn nie vorher gesehen und verlange sich's auch für weiterhin gar nicht. Aber jeder meine sich mit einem fahrenden Mädchen alles erlauben zu dürfen, und sie habe das satt und sich das längst geschworen gehabt, dem nächsten das zu tun, was sie nun diesem tat. Ob sie denn nicht einsehe, daß Leute, die zur Ergötzung andrer durch das Land zögen, sich von andern auch mehr müßten gefallen lassen, denn ehrsamer Bürger Kind? Durchaus nicht. Ob sie immer so spröde getan? Dies ginge niemanden was an, das habe sie allein vor Gott zu vertreten; aber sie meine, rein zu sein und es zu bleiben, ihr Leben lang. Fragen, die ihrer Schamhaftigkeit zu nahe gingen, überhörte sie, oder verstand sie gar nicht. Aber sie erboste die Richter wider sich, und es war nur

gut, daß der junge Tschöppan sich vor den Herren gar so jämmerlich benahm. Denn er log so, daß nicht einmal ein Dummkopf von seinem Wuchse ihm ein Wort glauben konnte. Er habe ihr nichts getan; angefallen habe sie ihn ohne allen Grund. Da fuhr ihn das Mädchen zornig an und spie nach ihm aus, daß er sich verfärbte und zusammenzuckte. Andre seiner Genossen bezeugten, daß er sie bedrängt habe; ob mehr als gebührlich, wollten sie nicht entscheiden. Denn nicht eine jede sei gleich und geduldig. Man sah wieder einmal, daß ein Schelmenband aus morschen Lumpen gemacht ist. Und so stand ihre Sache so übel nicht ohne den Urbanek. Der sagte bescheiden aus, wie's seinem Amte, bestimmt, wie's seiner Stellung gebührte. Ob man sie gereizt habe? „Geht mich nichts an." Wie sich Tschöppan benommen habe, was er sei? „Geht mich nichts an, ist mir ganz gleichgiltig." Aber sie habe den Blutbann gebrochen — gehört sich also, was Recht ist: „Es ist Zeit. Nämlich, es wird das fahrende Gesindel immer frecher. Unterm Galgen gehen sie durch. Der ist aber nicht dazu gemacht. Wer dahin kommt, der soll auch da bleiben. Ein Exempel muß sein! Gehört sich also — aber nichts, nur was Rechtens ist. Ich hab' kein Unrecht getan. Im Leben nicht. Aber Gesindel bleibt Gesindel. Und sie müssen sich ängstigen vor uns, oder wir vor ihnen. Oder, ich kann sie bald gar nicht mehr meistern. Schwer ist's, gelehrte Herren, schwer!"

Er stand wieder still und bescheiden, doch auch unbeugsam vor den Herren. Die Mütze, die er unablässig kreiseln ließ, während er so am längsten in seinem ganzen Leben redete, ruhte für eine Weile. Verwundert

und ohne Widerrede horchte Christinka dem Manne, der ihr so heftig nach dem jungen Leben wollte. Ihr Schicksal hatte gesprochen. Der Spruch fiel, wie er nicht anders zu erwarten stand, und wie ihn die Gesetze wollten; die Gnade des höchsten Richters war vorbehalten. Der Bettelvogt vernahm's ruhig, mit leicht vorgeneigtem, horchendem Haupte und selbst ohne Regung von Befriedigung. Er hatte, was er für sein Recht hielt. Ich aber sah dann nach dem Mädchen, das sich erst verfärbte und danach mit unverhohlener Verachtung die Achseln zuckte, daß mein Mitleiden fast schwand. Dennoch trat ich auf den Urbanek zu: „Mann des Rechtes — du hast unrecht getan und vielleicht Blutschuld auf dich geladen!" Er bog sich zu mir nieder und küßte meine Hand: „So betet für mich, Hochwürden! Dies ist Euer Amt. Ich tu', was ich muß."

Auch sah ich das Mädchen bei langem noch nicht dorten, wohin es seine Verfolger so gerne gebracht hätten. Nur konnte ich eigentlich auch nichts Rechtes tun zu seiner Rettung. Denn mein Herr liebte es niemals, wenn man mit Fragen an ihn herantrat oder ihn gar mit Bitten bestürmte. Er zögerte seine Entschlüsse gerne lange hinaus, um dann rasch mit eins, vollkommen unbeeinflußt und überraschend zu entscheiden. Allerdings war ihm Blut, dessen er in seinem Leben nur zu viel hatte vergießen sehen, ein Greuel, und ein Todesurteil konnte gerade ihm kaum als mit seiner Würde und seinem Berufe vereinbar erscheinen. Aber an seiner Fürstenwürde hielt er fest, und nichts hätte ihn vermocht, auch nur ein Titelchen dessen, was ihm danach zustand, seinen Folgern, dem Bistum

und somit der Kirche selbst zu entziehen. Einiges mußte bei ihm die Erinnerung an manche schwer verwundene Gefahr, an eigene Fluchten und Nöte für sie fürsprechen. Und so suchte ich denn wieder um die gewohnte Zeit die Christinka auf, nicht aber um ihr Hoffnungen zu machen — denn ich liebe es nicht, eitle Verheißungen zu spenden, deren sich vielleicht keine erfüllt — nur um nach ihr zu sehen und sie nicht der Einsamkeit zu lassen. Sie war völlig gefaßt. Am Turmfenster saß sie und sah ins Land, das so ganz sein färbig Weidmannsröcklein angetan. Denn es stand im Braun, wo noch Heide war, und im Grün der Saaten. Mir schien's aber doch, als habe sie geweint. Daß aber ihr Los unter ihren Schicksalsgefährten bekannt geworden war und Teilnahme geweckt, das sah man zu Nacht. Denn mehr als sonst um Sankt Johannisnacht waren Höhenfeuer entzündet. Und vom Lande her kam die Post von Zusammenrottung und von heimlichen Märschen der Ausgestoßenen und der Gesetzlosen.

Den übernächsten Morgen erbat sich der Bettelvogt Gehör bei unserm Herrn. Ans Tor von Sankt Maurizius, Sankt Katharein und des Rathauses waren Droh- und Brandbriefe namens der Banden vom Hostein und aus den Wäldern von Aujezd und Chropin angeschlagen worden, die mit grausamer Vergeltung drohten, wenn der Dirne nur ein Haar gekrümmt würde. Jeden Städter, der in ihre Hände fiele, würden sie henken und eine Fehde ohne Ende anfachen, bis sie allesamt oder die Stadt völlig ausgetilgt wären. Das war gefährlich; zumeist freilich für die Gefangene. Denn die Eminenz durfte nicht dulden, daß jedes Ansehen der Obrigkeiten

und ihre Gewalt also angetastet werde. Noch kam mein Bischof zu keinem Entschlusse; aber er gebot, daß die Stadttore täglich um die achte Stunde schon geschlossen würden, daß Soldknechte und Rumorwachen jede Nacht durch die Gassen zogen, und daß niemand eingelassen würde, der sich nicht auszuweisen vermöchte, was er sei und was ihn zu uns führe. Ich fertigte das Dekret aus, dann ging ich zur Christinka, um sie zu warnen, sie möchte nicht durch geheime Zeichen zu Anschlägen aufreizen, die ihr allein unter allen Umständen übel gedeihen müßten. Sie sah mich stumpf und verdutzt an. „Ich weiß von nichts. Und bin ich nicht behütet genug? Schildwachen stehen um meinen Turm. Eiserne Armspangen haben sie mir angetan. Und der Vogt wacht über mir — man könnte meinen, wunder was ich nicht vermöchte! Kein reißend Tier könnten sie besser verwahren. Und ich möchte nicht einmal fliehen, wenn mir Tor und Türen offen stünden."

„Man glaubt aber, weil du jeden Abend singst, so sei dies ein Zeichen für üble Kunden. Denn ihr habt eine geheime Sprache, in der ihr euch verständigt."

„Die haben wir, ja, und ich kenn' sie gut genug. Nämlich von Kind auf. Aber ich mag sie nicht gerne. Just so, wie ich noch niemals gestohlen habe. Und sie haben mich oft und hart genug darum geprügelt, wie damals auch, wo ich des scheelen Lenoch, der Hauptmann ist am Hostein, Weib nicht werden wollte. Aber ich singe nur, weil's mich freut, und was jeder verstehen kann. Denn ich bin einsam, und man könnte sich fürchten, wenn man nicht einmal seine eigene Stimme hört. Oder klingt's nicht hübsch? Und endlich" —

ihr Trotz regte sich wieder — „wer darf's mir wehren?"

„Niemand! Aber warum mochtest du den Lenoch nicht? Er ist doch immerhin der Hauptmann!"

„Ihrer. Ich mag nicht ihn, nicht einen andern. Sie sind mir zu roh und zu feig. Oder, soll mir einer gefallen wie der Junge, den ich stach? Nein, was der Angst vor mir hatte — vor mir!" Sie lachte in der Erinnerung ganz hell klingend, kindisch, und sah nun ihren Jahren gemäß aus wie eine Sechzehnjährige.

Mir aber kam dabei ein Gedanke von Gott, wie mir schien, der ihr unbedingte Rettung bringen mußte. „Wenn du dich nicht freien lassen willst," sprach ich, „so geh' zu den Klarissinnen ins Kloster nach Olmütz. Unser Bischof beschützt sie und wird dich dann sicherlich begnadigen und vielleicht sogar aussteuern. Denn ich spreche für dich."

Sie schüttelte den Kopf: „Ich geh' in kein Kloster. Ich tauge nicht zum Stillsitzen."

Mir kam ein Argwohn: „Du darfst dich dann vielleicht den Heiligen nicht mehr geloben?"

Erst begriff sie den Sinn meiner Worte nicht. Und wie ihr der langsam aufging, so stieg ihr eine feine und gar mädchenhafte Röte gemach in die braunen Wangen, erst leise, bis dann das ganze Gesichtchen davon durchglüht war. Fast wie ein sommerbraunes Blatt der Waldrebe, das im Herbst vom ersten Frosthauche aufglüht. Und sehr leise antwortete sie mir. So leise, daß es mein Ohr, gewohnt der Flüsterlaute in der Beichte Bekennender, kaum vernahm: „Danach dürfte ich schon. Aber ich mag mich nicht einsperren lassen, und im Nonnenschleier mag ich nicht beten mein Leben lang."

„Und was möchtest du denn?“

„Ich weiß es nicht recht. Oder doch: ich möchte sterben, Hochwürden!“

Da wurde meine Seele sehr zornig und voll Eifers über sie. „Und warum sprichst du so, Närrische? Unser Herr hat dich gesegnet vor tausenden mit Gesundheit und mit Anmut des Leibes und hat dir reinen Sinn gegeben wie wenigen!“

Sie setzte sich auf ihre Schütte. Denn die Sonne, wandernd zu ihrem Niedergange, trat vor ihr Fenster und blendete ihr das Auge. Die Füße zog sie hoch und schlang die gefesselten Arme darum. Und sehr ernsthaft antwortete sie mir: „Und was frommt mir das alles? Es bringt mich an den Galgen. Schönheit und Anmut sind zwei große Herren; sie leiden den armen Teufel Ehrbarkeit nicht gerne um sich, pflegen sie bei uns zu sagen.“ Und als ich verstummte, fuhr sie lebhaft fort: „Nicht wahr, Hochwürden, Euch fehlt die Antwort? Und so seht Ihr denn: ich bin nicht töricht, wenn ich mir das wünsche, wonach ich begehre. Mir liegt nichts am Leben, nicht so viel.“ Und sie schnellte es mit rascher Fingerbewegung fort.

„Um die Barmherzigkeit Gottes sprich mir nicht so!“ und die Wallung in mir war dabei mächtiger, als ich mich einer entsinnen konnte. „Aber wie konntest du nur so werden? Sage mir's!“

„Seht weg, Hochwürden!“ Ich tat's. „Ich meine, Ihr meint's mir gut. Und so und weil sich noch niemand um mich angenommen, will ich Euch sagen, was ich weiß. Es ist nicht gar viel, und ich denke mir: es ist gar nichts Neues, was Ihr nicht sonst schon gehört

habt oder Euch ausdenken könnt.“ Sie sann nach. Dann, tastend und suchend, begann sie wieder, und es war, wie wenn einer in sich spricht und inzwischen manchmal ganz vergißt, daß ihm wer zuhört: „Das macht der Frieden, Hochwürden. Denn ich war noch klein, als sie den machten. Noch klein und schon herumgewesen in aller Herren Ländern. Nur unter keinem Dache nicht und in keinem Bette habe ich geschlafen. Wolfsgenossen heißen sie mich und meine Kameraden; unter Wölfen habe ich gehaust. Meinen Vater kenne ich nicht, und ich weiß nicht, was er ist: ob er reitet mit goldenen Sporen, ob sie ihn eingescharrt haben mit andern, ob er ein Profoß oder Steckenknecht war, dem sich die Fahrende nicht geweigert, weil sie sich fürchten mußte vor ihm. Niemals spricht die Mutter von ihm. Nur wenn ich mich sperrte, weil mir etwas übel erschien, dann schalt sie: Das hast du von ihm, und nannte ihn hart und einen üblen Gesellen und verwünschte mich zu ihm. So meine ich beinahe, er ist tot und ich gehe zu ihm.

„So bin ich gewandert. Wie ich klein war, im Wagen, den einmal ein Pferdlein, dann wieder und öfter die Weiber zogen. Dann lief ich nebenher, und dann durfte ich mitziehen an dem Karren. Und immer widriger ward mir das Leben; denn ich hasse jede Lüge und allen Hinterhalt, und weiß nicht, woher? Das muß so in mir liegen; vielleicht nur, weil ich immer und in allem anders sein wollte, als die um mich, die mir nicht gefielen. Mir war's immer ein Greuel, was sie um mich trieben. Niemals mochte ich trinken; es widersteht mir. Und wie ich sah, daß sie die Gefilde

wieder besiedelten, und sie mauerten wieder Häuser auf, und die Schwalben schossen umher und zwitscherten so gar vergnügt, als freute sich die kluge Kreatur Gottes, daß nun wieder für sie gesorgt wird und für Stätten, daran sie ihre Nester bauen kann und ihre Brut füttern und großziehen, da ward ich froh. Und ich meinte, nun käme auch ich einmal zu meiner Rast. Aber, Hochwürden, wer wird die Heimatlose freien und zu seinem Herde führen: da sitze oder schaffe, nach Gefallen? Und so ducken könnt' ich mich wieder nicht mehr. Und ich war einmal, noch ein Kind, betteln in einem Bauernhause. Ich weiß nicht einmal mehr, wo das war, aber sie hatten Ruhe schon lange und sich schon erholt. Hochwürden, ich war noch in keiner Kirche mein Leben. Aber schöner ist's dorten auch nicht. Und so möcht' ich leben, wie's das Bauernweib gehabt hat, und möcht' arbeiten wie sie mit meinen eigenen Händen, oder sie sollen mich einscharren. Mir tun die Füß' schon so weh vom ewigen Gehn. Hochwürden, ich spür's schon im Schlaf. Und da ist's wohl am besten, Ihr laßt mich gehn, wohin sie mich wollen führen. Und jetzt werdet Ihr mir glauben, und wenn's bald an der Zeit ist, so werdet Ihr mich nicht martern wollen mit Beichten und Vermahnungen. Denn, Hochwürden, wozu? Nur die Hand abschlagen müßten sie mir nicht. Es tut weh, man weint am End' danach, und will man sich's abwischen, so kann man's nicht einmal. Nur das solltet Ihr mir richten, Hochwürden!"

Ich habe in meinem Leben manche Beichte abgehört. Ergriffen hat mich vordem und später gleich dieser keine. Mir verschlug's das Wort. Ich wußte der Un=

seligen keinen Laut zu sagen, der ihr gemäß und tröstlich gewesen wäre. Gesegnet habe ich sie, und sie neigte das junge Haupt unter meine Hände und küßte sie dann innig. Ein warm und beklemmend Gefühl stieg dabei in meiner Brust auf. Auf die Gnade meines Herrn setzte ich die Hoffnung. Mochte sie immer nach dem Tode verlangen, so war's ihrer Freunde Pflicht, sie davor zu behüten und ihr das zu geben, wonach ihr nicht unbilliges Herz verlangte. Den Franta Urbanek aber haßte ich und sollte es bald mehr tun, als mit dem Gewissen eines Christen, gar wenn er selber Christi Gebot verkündigt, sich vereinbaren läßt.

In der nächsten Nacht brannten die Scheunen der Tschöppans ab. Es war ein großer Schaden, und das Weib lief weinend und heulend nach dem Markte und raufte sich da das Haar. Vierundzwanzig Stunden später standen alle Triften, Schober und Baulichkeiten der Bürger auf dem flachen Lande in Flammen. Es geschahen Zusammenläufe vor dem Schlosse; die schrieen um den Tod der Christinka, die um ihre Freilassung, damit man nur wieder Frieden bekomme. Man haderte wider einander, und es war eine Verstörung, nicht anders, als stünde der Torstensson abermals vor den Mauern mit seinen reisigen Geschwadern. Der Bischof ließ sich von mir den Akt auf sein Gemach bringen. Zu Nachmittage wurden Richter und Vogt wieder aufs Schloß beschieden. Ich wußte nicht, welchem Sinne sich mein Herr zugekehrt. Da sie gingen, schaute ich also nur nach dem Urbanek. Er hielt sich wie sonst; aber, so sicher ich wußte, daß Tumult und Zusammenrottung insgeheim mit sein Werk waren,

so für ganz gewiß sah ich's ihm an: er hatte, was er verlangen zu müssen glaubte. Und noch in der gleichen Stunde wurde das Urteil ausgerufen und weckte ein heimliches Gemurmel und Geraune, zweifelnde Stimmung und eine bängliche Neugierde.

Den folgenden Tag wurde die erste der drei Messen für die arme Seele gelesen. Denn dies ist bei uns also üblich, ob sich vielleicht der Herr ihrer im letzten Augenblicke noch erbarme und sie durch ein Wunder rette. Ankläger und Richter sind ihr anzuwohnen gezwungen. Ich zelebrierte sie, und nach seiner Pflicht erschien der Urbanek. Er war ruhig und gelassen wie immer.

Danach hielten sie in der Stadt den Wochenmarkt, und er ging seinem Amte nach. Es gab nichts für ihn zu tun; die Ruhe im Orte und um ihn war so groß, daß es fast unheimlich und wie ein böses Vorzeichen war. Man sprach allenthalben vom nahen Ende der Christinka und davon, was die Heimlosen unternehmen würden, sie zu rächen oder zu retten. Zornige Blicke galten dem jungen Tschöppan und dem Franta, der sie gleichmütig nahm und mit Trotz erwiderte. Den ganzen Tag trieb er sich um, und oftmals steckten er und sein Bruder Josef die Köpfe zusammen und sprachen nach ihrer Gewohnheit in hastigen und abgerissenen Worten miteinander.

Erst im Schummern ging er heim, und zu Einbruch der Nacht, nach einem Rundgang um Wall und Mauern, stand er vor seiner Wohnung. Ein Licht, ihm verwunderlich, leuchtete durch das offene, niedrige Fenster. Er zuckte ein Weilchen zusammen, faßte alsdann seinen Stab fester; denn niemand suchte ihn heim, so

daß er einen Anschlag wider sich witterte. Erregter und vorsichtiger war nämlich selbst er worden. Niemand konnte er gewahr werden, denn die Helle war sehr ungewiß. Nur da er näher hinzutrat und durch das Fenster einen spähenden Blick warf, erkannte er, daß sich ein Weib auf sein Lager hingesetzt hatte. Ein Kopftuch hing ihr tief ins Gesicht; unordentliches, zausiges, doch reiches und blondes Haar quoll darunter hervor. Er stieß die Tür auf; sie schrak vor dem Geräusch zusammen und sah ihn an. Die Stube war von flacher und niedriger Wölbung: fast stieß sein Scheitel an die Decke. Eine dumpfige Kellerluft war in ihr. Er holte mächtig Atem: „Wer bist? Was willst bei mir?"

„Guten Abend, Franta," entgegnete die Fremde und blieb müde sitzen.

„Noch einmal: wer bist und was willst? Mach' fort! Schläfrig bin ich, schlafen will ich, mein Bett ist's. Wirst fort? He?"

Sie erhob sich und stand nicht um vieles kleiner vor ihm. „Wirst mich heute doch nicht fortschicken, Franta!"

„Was frantat die? Der Bettelvogt Urbanek bin ich für dich. Siehst mir just so aus, als gehörtest du mein. Fort, oder mein Stecken kommt über dich!"

„Wirst mich heute doch nicht schlagen, Franta? Hast's mich früher oft genug. Muß nicht gleich wieder sein, nach sechzehn Jahren!"

„Wer bist? Eine Verrückte? Geh zum Teufel!"

„Das werden wir beide. Aber zusammen, Franta. Sieh mich an!" Und mit der Linken schob sie das

Kopftuch beiseite, die Rechte hielt den Kienspahn hoch, und das rötliche Leuchten glitt dem Weibe übers Gesicht. „Schau' mich an und besinn dich, Franta!"

Er starrte sie an wie einer, der in sich sucht und sucht und nicht recht finden kann. „Du bist . . . bist nicht . . ." und immer vor dem Namen weigerte sich die Zunge.

„Ich bin's, Franta! Dein eheliches Weib bin ich, Christiana Urbanek!"

„Ah!" Und in seiner Faust zuckte der Stock. „Ah! und alt bist du geworden und willst dich auswärmen bei mir? Nichts ist's! Mach' fort zu deiner Bande!"

„So alt bin ich noch nicht, daß ich mich auswärmen möchte bei dir. Ich komme wegen der schwarzen Christinka, die ihr nach Samstag henken wollt."

Er sah sie höhnisch und boshaft an. „Und nun — willst vielleicht zuschauen dabei? Ist sie vielleicht von deiner Bande?" Und er trat nachdrücklich und hastig mit dem Fuße den Boden, wie wenn man ein übel und ekelhaft Gewürm zertritt.

„Bei meiner Bande ist sie, seitdem sie lebt. Aber zuschauen werd' ich übermorgen nicht. Ich nicht und du auch nicht, Franta!"

„Ich schon; wüßt' nicht, warum ich nicht sollte dabei sein!"

„Weil du vielleicht doch noch so viel Mensch bist, nicht die Leiter zu halten, auf der dein Kind zum Galgen steigt!"

„Herr Jesus! Herr Christus! Du lügst wieder einmal!"

„Ich lüge. Ja, und oft. Aber diesmal nicht.

Frag' die Christinka, ob sie mein Kind ist. Frag' sie, ob sie noch von einem Kinde weiß. Frag' sie, wie alt sie ist — weil du sie grade bei der Hand hast. Und paß' auf, ob's nicht stimmen wird, alles!"

„So wollt' ich, ich hätte dich liegen lassen im Schnee. Weißt noch? Wo ich dich hab' gefunden, vor Jahren, halb schon tot und verfroren."

„Da sagst mir nichts Neues damit. Das kann ich mir ausdenken, ohne daß du mir's sagtest, daß du's dir wünschtest. Und kann auch sein, es wär' besser für alle."

„Oder so wollt' ich doch mindestens, ich hätt' dich niemals zu mir genommen oder geheiratet."

„Warum hast's denn getan? Mir oder dem Kind zulieb? Oder nur, weil der Geschorene wollte, daß man heiratet, damit wieder Eheleut' in die Stadt kommen? Und hast mich auch nur gefragt: willst mit mir hausen? Oder danach: willst mit mir zur Kirche? Genommen hast mich zu dir, weil ich mich nicht konnte wehren und dir gefallen hab'. Hast dich drum gekümmert, ob du mir zu Gesicht stehst? Gebunden hast mich an dich, weil du hast dein Amt behalten wollen. Aber ist dir was dran gelegen, ob ich mich will binden lassen für immer? Ob ich auch nur tauge unter ein Dach? Nein — ich bin frei gewesen für immer, und ich bin kein Hund, den man ankettet vor das Haus, damit er dort bleibt und bellt und nichts tut, nur bellen und sich schlagen lassen und fressen, was man vor ihn hinstellt, und der dann noch springt vor Freuden an seinem Herrn hinauf, wenn ihn der nur loskettet und mit sich läßt laufen, wohin es dem Herrn gefällt. Nein, ich

such' mir meinen Weg schon noch selbst — und ich komm' schon durch. Und was meinst, wie mir war, wenn du fahrende Leut' gemartert hast, Franta! Und hast mir's noch am Abend gern erzählt. Noch weißt nicht, wie das schmeckt. Aber: wirst's schon kosten, Franta!" Und ihr Auge leuchtete im Grimm.

„So hast du die Christinka an den Galgen gebracht! Hättest mir das Kind gelassen!"

„Kann sein, aber so ganz hatte ich meine Hand nicht im Spiele dabei, wie du, Franta. Und das Mädel gehört der Mutter in der ganzen Welt."

„So wollt' ich —" stöhnte er.

„Was wolltest? Aber setz' dich, Franta, die Kniee wollen nicht mehr mit."

Er gehorchte ihr, und sie stand hoch und überragend neben ihm. Und dann ganz weich, hub er an: „Und so ein liebes Kind war sie! Und noch kaum über zwei Jahre alt kann sie gewesen sein und hat schon laufen können, wie ein Wieselchen. Stundenlang, ohne müde zu werden. Und ich hab' sie so lieb gehabt, und so flink war sie."

„Ja. Sonst hätt' ich noch länger warten müssen. Denn die Tag' hab ich gezählt, von dem, wo ich mich dir geschworen hab', bis zu dem, wo das Kind wird so weit sein, daß man's nicht mehr muß im Tragtuch tragen. Und ich habe gehofft, sie wird's mit der Muttermilch bekommen, daß sie passen wird zu uns, die wir freie Menschen sind und hinter der Hecke schlafen. Das tut sie nicht. Sie ist doch schon in der Stadt geboren, und dein Kind ist sie."

„Und so schöne Handerln hat sie gehabt. Und sie

hauen sie ihr ab!" Er hörte gar nicht auf das, was sie sprach.

„Sie will nicht lügen. Und mit keinem Manne will sie zu tun haben, und ehrlich ist sie und sehnt sich, wo zu wohnen," respondierte das Weib.

„Und sie machte kleine Schritte, wenn sie mir entgegenlief. Und ein krähend Stimmchen hatte sie. Lieb hat sie mich gehabt, und nur sie!" Eine Tote hatte sich ihm aus dem Grabe heben gewollt, und er wälzte den schwersten Stein darüber, daß sie ewig darinnen bleiben mußte, und der Gedanke an das, was er sich selber bereitet, erschütterte den harten Mann.

„Und sie ist rein und hat nichts verschuldet und soll hängen," plärrte das Weib.

Beide schwiegen ein Weilchen in ihrem Jammer. Danach setzte sie sich neben ihn. „Lebt dein Bruder, der Torwart Josef noch?" forschte sie.

„Ja, was soll's damit?" kam's dumpf zur Antwort.

Sie neigte sich zu ihm. „Du hast die Schlüssel zu ihr. Er könnt' ihr das Tor auftun. Bitt ihn drum. Es kostet vielleicht nur ein Wort."

Er schüttelte den Kopf. „Ich bitt' ihn nicht. Geht gegen den Eid. Er tut's auch gar nicht, auch mir nicht. Muß anders gehn."

„Wir können uns flüchten und anderwärts miteinander leben. Alle drei, Franta!"

„Wo? Unter deinesgleichen?" forschte er mißtrauisch.

„Nein, anderswo. Ich will jetzt arbeiten. Sie hat's immer wollen. Du kannst es. Leben auf dem Dorf wo. Ich hab's satt, daß mir jeder Wind um die Ohren

pfeift. Und ich meine, wir könnten's jetzt noch einmal probieren miteinander. Und ich hab' so viel Angst gehabt um sie, wie ich da heruntergelaufen bin vom Berg bis daher — ich möcht' nicht mehr sein ohne sie oder wo es ihr nicht gefällt. Was kostet jetzt Grund im Ungarischen? Eine Zwetschke ums Joch. Aber rett' sie, Franta, rett' sie. Kost's was gilt. Und ich werde brav sein und will dir's danken mein Leben lang."

„Wärst es früher gewesen. Nichts gegen den Eid. Komm!" und er stand auf und bedurfte diesmal des Stabes als einer Stütze. Das rötliche Licht des Kienspahnes glitt die enge, steile Treppe zum Turmgemach der Christinka empor, und zwar mühsam, oftmals rastend. Von ihrer Zelle aus aber ging dann ein unbändiges Weinen, Schluchzen, Stöhnen durch eine ziemliche Weile durch die Nacht. Die sterben sollte, war stiller und ruhiger denn beide, denen das Leben verhängt war. Danach klopfte der Urbanek an meine Tür im Schlosse. In ungelenken Worten, in denen die unbändige Angst seines Herzens zitterte, berichtete er, was sich begeben, bat mich, ihm beim Herrn Gehör zu verschaffen. Ich sann. Endlich: „Mann der Gerechtigkeit — nun, wo ist dein Recht?" Aber er jammerte mich, kaum daß ich's gesprochen, ich schämte mich meiner eiteln Regung, und so fügte ich hinzu: „Warte eine halbe Stunde oder etwas darüber. Ich muß zum Herrn, der mich zur Arbeit befohlen. Danach, auch ohne jede Post, tritt ins Zimmer der Eminenz und probier's, ob sie dir einen Ausweg weiß aus der Schlinge, in der dich dein hartes und erbarmungsloses Herz verfangen."

Es war eine lange Frist, wie mir schien. Endlich kam der Urbanek. Der Bischof schritt nach seiner Gewohnheit sinnend auf und ab und rief mir manchmal einen Satz ins Nebenzimmer zu, den ich festhalten sollte. Denn er liebte niemandes Anblick, war er beschäftigt. Es war nur eine schwache Helle, denn der Herr litt an den Augen und vertrug keinerlei grelles Licht. Kaum daß er eingetreten, stürzte der Urbanek vor ihm nieder, als sähe er das Allerheiligste, und reckte die Hände zu ihm empor: „Herr! erbarme dich!" flehte er inbrünstig, „erbarme dich, Herr!"

„Steh auf," gebot mein Herr, der nicht unvorbereitet war. „Was willst du von mir? Was kann ich tun? Das Urteil ist ausgefertigt und verkündigt. Du selber drangst darauf. Du mahntest mich an das Recht, zu dessen Hüter ich bestellt bin. Gilt das nun mit eins nicht mehr, weil dein Kind darunter leidet? Du erbarmst mich, und mich jammert's des jungen Lebens, das übermorgen schmählich endigen soll. Aber vielleicht ist's besser so, als daß sie in der Seele Schaden litte und verkäme, unstet und schweifend, wie sie nun einmal leben muß. Ich kann mein Urteil nicht umstoßen, nicht ändern, Franta Urbanek!"

Der knieende Mann stöhnte jammervoll. „Erbarme dich, Herr! Sie darf nicht sterben, Herr!" Wieder hub er die Hände flehend empor, und mir tat das Herz weh, ob ich gleich die große Milde und die unerschöpfliche Weisheit meines Gebieters kannte.

Der Bischof zuckte die Achseln. „Ich weiß nichts. Rate du mir. Siehst du einen Ausweg? Sie will ja sterben, sagt man, und sie hat vielleicht nicht unrecht!"

„Sie will's nicht mehr, Herr! Wir bleiben beisammen. Alle drei! Erbarme dich, Herr!" Und er sprang auf und riß die Binde fort, die sein erloschen Aug verhüllte. „Mein ander Auge! Nur nicht sterben lassen, Herr!"

Mein Bischof wendete sich mit einem leisen Schauder. Es war ein Schweigen, daß ich mich nicht entsinnen kann, in einem gleichen geatmet zu haben. Ein Wetter ging irgendwo, ganz ferne, nieder und sandte sein starkes, verzuckendes Leuchten zu uns. Immer noch stand der Franta mit den Händen über dem Haupte und ächzte verzerrten Angesichts, ohne davon zu wissen. Endlich sprach der Bischof: „Verhülle dein Auge," und zu mir rief er: „Fertige den Brief ans Kapitel in Olmütz aus. Es ist wichtig, daß niemand in der Stadt davon erfährt, daß ein Bote von hier ausgeschickt ward. Sende also einen Boten an den Josef Urbanek. Um zehn Uhr hat er das Wassertor vorsichtig aufzutun, und um elf Uhr wird's gesperrt; es ist noch manches zu überlegen. Wer inzwischen hinaus will, der passiert ohne Frage." In mir war bei aller Freude über ihre Rettung doch ein Ding wie Leid, daß mir die so bald und für immer entschwinden sollte, die mir in kurzer Weile werter geworden war, als ich selbst damals noch erkannte.

Da stürzte der Franta zu Boden. Sein Kopf schlug auf die Fliesen, und er umklammerte meinen Gebieter und küßte demütig seine Füße. Als aber um halber elfe der Kurier ausritt, da überholte er hinter Bilan drei Ziehende. Ein Mann und zwei Frauen schritten unter dem drohenden Himmel dahin. Er grüßte; der

Mann aber drückte den Hut tiefer in die Stirne und kehrte sich scheu zur Seite. In unsrer Gegend vernahm man lange nichts von den Entflohenen. Nur nachmals kam die Kunde, sie hätten sich gegen Ungarn gewendet, wo noch Slaven hausen, und dorten den Boden zu bauen angefangen. Sie gediehen; und andere Fahrende, müde des schweifenden Lebens und vertrauend auf die Dauer friedlicher Umstände, schlossen sich ihnen an. Eine Gemeinde erstand und blühte mächtig auf, in der Franta Urbanek, vordem ein Bettelvogt, als ein Richter gebot, dessen Milde man weithin rühmte, und im wilden Walde Beskid war jeglicher Gesittung eine bleibende und neue Heimstatt gewonnen.

Entschwunden sind aber Franta Urbanek und die schwarze Christinka samt ihrer Mutter aus unsrer Gegend am Samstag vor Exaudi 1663.

Das Totenlied

Kurz nach dem neuen Jahre 1662, während noch Leopold I. über das deutsche Reich gebot, insoweit ihm nach dem Frieden von Westfalen etwas im Reiche zu gebieten übergeblieben, war Graf Adrian Oudenweerde auf seinem böhmischen Schlosse Ripan im fünfundsechzigsten Jahre seines Lebens gestorben. Ein Anfall seines jähen Zornes hatte den edlen Herrn ganz unerwartet dahingerafft. Denn noch am Abend war er heil und rüstig heimgekommen. Zu Morgen fanden sie ihn, der, wenn er nicht etwa an der Gicht gelitten, niemalen krank gewesen, tot, Schaum vor dem Munde und die Fäuste geballt in seinem Bette. Daß er sich aber vorher heftig mit der Gräfin erzürnt, wußte das ganze Haus. Denn er war nicht Zwang noch Verstellung gewohnt, und seine Stimme dröhnte mächtig, wie die eines alten Obristen, der in Schlachten und ihrem Lärmen seine reisigen Geschwader befehligt und befeuert.

Durch zehn Jahre hatte seine Ehe mit Frau Adriana gewährt. Ohne Frieden und ohne Kinder war sie geblieben. Einer ganz armen, aber stolzen Familie Burgunds war Gräfin Adriana, oder, wie sie sich lieber in der Zunge ihrer Heimat nennen hörte, Adrienne

Oudenweerde entsprossen, und da ihr Gatte um sie freite, tat er's unter dem Beding, daß sie fortab niemanden ihres Blutes mehr kennen dürfe. Sie nahm's an, fand sich aber so schwer darein, wie in das öde, weitläufige Schloß, das dem Grafen für seine Taten im Kriege aus der Erbschaft nach dem ob mannigfacher Vergehungen und Verrätereien justifizierten Albert Waldstein zugefallen war, konnte um den grauen und traurigen Himmel Böhmens die helle und freudige Sonne nicht vergessen, die über ihrer Heimat und ihren Rebgeländen glänzte. Sie blieb die Fremde.

Dazu eiferte der Graf ohne alles Maß mit ihr. Er hatte einen Anlaß, eine Ursache zum Argwohn, denn sie war schön. Man konnte sie in ihren guten Jahren nicht anschauen, ohne mit Wohlgefallen einer schlanken Haselstaude zu gedenken. Sie war bräunlich von Angesicht, schmiegsam und zierlich, und doch wiederum voll freudiger Kraft, und eine Fröhlichkeit, wie vom Anblick grüner und heller Blätter, ging von ihr aus. Das blieb ihr lange, lange, nur daß es über eine Zeit Fremden allein zugute kam. In ihres Herrn Gegenwart schwieg ihr Mund und sein sonniges Lachen, das niemand vernehmen konnte ohne den Wunsch, an dem teilzuhaben, was sie also vergnügt werden ließ. Scheu, finster und gedrückt saß sie in ihrer Ecke, starrte in die spielenden Flammen des Kamins, darinnen auch im höchsten Sommer das Feuer nicht erlöschen durfte, weil es sie ewig fröstelte, rieb die schmalen, feuchten Hände ineinander und ließ, in sich versunken, sein Schelten vorbeigewittern. Bis er seinen Nachttrunk von ihr forderte. Darnach schellte sie, brachte ihm den

heißen und gewürzten Wein und ging zu ihrer Ruhe. Sie schliefen nämlich ganz gesondert, und er konnte sie nicht mehr zu sich zwingen, so manches Schelten und so vielen Schlag er daran gewendet haben soll.

So lebte die unselige Frau denn ein Leben, das nicht um vieles besser war, denn der Tod. Alles hatte ein Mitleiden mit ihr. Und als ein Vetter gleichen Stammes und Namens mit dem Grafen Zutritt ins Schloß gewann und darnach öfter und öfter zuritt, mit Adriana allein war oder stumm im Garten des Schlosses mit ihr sich erging, da schwiegen alle darüber, ob sie gleich sämtlich in Eid und Pflicht des Grafen standen und unter ihm im Kriege gedient. Niemand munkelte auch nur darüber. Niemand mißgönnte dem armen Weibe die kurze Lust einer Zwiesprache mit einem Manne, der es nicht quälte. Man fand es sogar klug von ihr, daß sie sich mit dem künftigen Herrn zeitig verhielt; man wußte nämlich selbst dort, wo man's nicht wissen hätte dürfen, daß ihr Gatte nicht ein Hellerlein von all seiner unermeßlichen Habe ihr zugedacht. Sie sollte immerhin Ursache haben, um ihn zu trauern, ob ihr nun darnach war oder nicht. Sie aber nahm auch das mit jener stumpfen Ergebenheit hin, die ihr allmählich, eine traurige Schutzwehr, gekommen war. Nicht mit einem Winke rührte sie an seinem Entschluß, den er ihr Abend um Abend mit allem Behagen und mit sorglichster wie liebevoller Ausschmückung jeglichen Umstandes, wie das wohl sein werde, wenn sie heimlos und durch die Schuld ihrer eigenen Herzlosigkeit eine Bettlerin zu den bettelnden Geschwistern heimkehren würde, mitteilte.

Denn kein Wittum bestünde auf Ripan, und er werde sich's wohl überlegen, eines zu stiften, werde schon dafür vorsorgen, daß der neue Gebieter sie ausfertige und behandle, wie's einer solchen gebühre, die ihren Gatten betrogen und nur klug genug gewesen sei, sich nicht ertappen zu lassen, wenn sie sündigte. Denn wie sollte ein alter, ehrlicher Soldat hinter alle Weiberschliche kommen? Zu gut sei er für sie gewesen, zu gut. „Oder nicht, Bettelgräfin? He?"

Er war fast immer nach leidiger Feldlagergewohnheit schwer trunken, wann er heim kam. Und auch das steigerte ihren Ekel vor ihm, daß er, wie Sinnlose und Tobende, mit geiferndem Munde sprach, immer wieder das Gleiche wiederholend, und zwischendurch in zorniger Bekräftigung mit der Faust auf die Tischplatte schlug. Roh und gewalttätig war alles, was er tat, und sie mußte nur zu oft eines andern denken, der in der Sprache ihrer Mutter ohne breiten, flämischen Tonfall mit ihr sprechen konnte und sich immer schmuck und adelig erwiesen.

An jenem letzten Abend also saßen sie wiederum in der Halle. Er schalt, und sie schwieg und starrte in die Lohe, dann wieder, wenn sich Funken erhoben und, ein kreiselnder Sternentanz, in die Höhe stiegen, denen nach. Er aber geriet vor ihrer Ruhe und Schweigsamkeit in immer unbändigeren Eifer und plötzlich kam ihm ein Gedanke. Aus scheelen, bösen Augen spähte er zu ihr hinüber und ganz unerwartet fuhr er sie an: „Oder hast du dich schon sichergestellt? Hältst du's schon jetzt mit dem Buben?"

Sie schrak zusammen. Darnach griff sie nach dem

Schüreisen, störte im Feuer und zuckte lässig mit der Achsel.

„Sie hat sich verraten," jubelte er. „Es ist so! Noch heute schreibe ich den Herren nach Wien. Nicht eine Scholle darf sein werden, nicht eine. Mag der Kaiser wieder nehmen, was mir seine Gnade verliehen. Was schiert's mich, was nach meinem Tode wird? Du aber — warte! Noch lebe ich!" Er ballte die Faust und schüttelte sie nach ihr; musterte sie mit einem breiten, frechen Blick, der immer wieder ihr tiefstes Gefühl aufstörte und verletzte und davor sie immer von neuem erschaudern mußte.

Adriana kauerte sich in sich. „Du bist töricht, Adrian. Wer müßte nicht erschrecken, wenn er so aus Gedanken aufgerufen wird?"

„Verraten hat sie sich! Gefangen hat man sie, wie eine unbedachte Maus. Oh, man kennt seine Finten immer noch, und sei man tausendfach zu edel, sie zu gebrauchen!"

„So glaub' was du willst, mir ist's durchaus gleich. Hältst du mich aber für schlecht, so laß mich gehn. Nach Frankreich, zu den Meinen. Ich begehre nichts von dir, nur laß mich gehn. Ich bitt' dich, Adrian, laß mich!"

Er hob wieder die Hand: „Schamlose! In die Bettelei willst du, der ich dich kaum entzogen habe? Mich willst du verlassen? Hast du vergessen, was ich für dich getan?"

„Nein," und sie lächelte eigen dabei, „das habe ich nicht. Du hast schon dafür gesorgt, daß ich's nicht vergessen konnte. Dort hab' ich kein Heim mehr, und hier

hatte ich nie eines. Zum letztenmale bitt' ich dich: laß mich gehen, Adrian!"

„Zu deinem Buhlen, Dirne?"

Sie ward ganz bleich und von starrer Ruhe: „Ich habe keinen Buhlen. Und man kann, scheint mir, in einer Ehe leben, die eingesegnet ward nach allen Bräuchen, und es ist sündig, was immer sich darin begibt, und kann sie wieder brechen, und es ist dabei keine Sünde vor Gott." So ruhig sprach sie das — man sah, wie oft, wie unabweislich ihr dieser Gedanke mahnend und rastlos in der Seele gesprochen haben mußte.

„Sie beschönigt ihr Tun! Nicht einmal leugnen kann sie's mehr!" und er sprang auf und schlug nach ihr. Sie aber wich dem Streiche nicht aus. Fast als wollte sie ihn empfangen. Nur daß sie dann doch zusammenzuckte und ihr Auge ein Weilchen unheimlich aufglomm. Atemlos lehnte sie am Tische und kämpfte; unbewußt fuhr ihr Handrücken über Augen und Wange. Und dann, mit einer befremdenden Gelassenheit, schellte sie: „Es ist spät, Adrian. Dein Schlaftrunk!"

Er war wieder in seinen Lehnstuhl zurückgesunken und stierte ihr fast blöde nach. Dabei aber verfolgten seine Blicke unablässig und mißtrauisch sie samt allem, was sie tat. Nichts, was auch nur im geringsten vom Gewohnten abgewichen wäre. Mit ihrer ganzen Anmut nahm sie den Becher, wie ihn der Diener brachte. Sie neigte sich dabei, wie immer, also darüber, daß ihr der duftende Dampf um Gesichtchen und Schläfe spielte. Nur etwas länger als sonst schien sie ihm dabei

zu verweilen. Wie immer in diesen gramvollen zehn Jahren brachte sie ihm den Becher, — einst hatte sie damit begonnen, weil sie sich ihm in Dankesschuld glaubte, um ihn vielleicht durch Demut sich und milderen Sitten zu gewinnen. Nun war's ihr Gewöhnung und dabei eine Pflicht.

Er stieß mit unsicherer Hand nach ihr, und sie wich so gewandt und geübt aus, daß nicht ein Tropfen verschüttet ward und man erkennen mußte, wie ihr kaum zum erstenmale solches widerfuhr. „Trink, Adrian!" Die buschigen Brauen hoben sich, er griff nach dem Würzewein, stürzte ihn hastig hinunter, und sah ihm mit Spannung und ängstlicher Neugierde zu. Dann auf widerspenstigen Beinen erhob er sich und torkelte nach seinem Gemache. Noch in der Türe aber kehrte er sich: „Wart' morgen!" Sie neigte das Haupt halb listig, halb demütig; darnach ließ sie sich nieder und sah so manche Stunde in unruhigen Sinnen und in Erwartung eines Dinges, das ihr selber nicht klar werden wollte, dem Züngeln und Spielen der Flammen im Kamine zu, bis die mächtigen Blöcke ganz niedergebrannt waren. Längst war der Diener des Herrn durch das dunkelnde Gemach geschritten, ehe auch sie sich erhob und nach ihrer Ruhe ging. Den folgenden Morgen sah aber Adrian Graf Oudenweerde, ihrer Kaiserlichen Majestäten Obrister im großen Krieg und Mitwisser um die Tat von Eger, nicht mehr. Den Brief an die Herren von Wien hatte er nicht geschrieben.

Er ward bestattet mit allen Ehren, die einem Mann von solchem Rang und Adel gebühren. Sein

Erbe kam zum Trauerfeste; er und Frau Adriana allein schritten vor der Dienerschaft hinter dem Sarge. Angehörige hatte der Tote sonst nirgend in der Welt, und seine Gefährten aus tollen und kriegerischen Tagen waren ihm alle vorangegangen, zu seinem Gerichte ein jeder. In der Kirche ward ihm ein Grabmal mit Wappen und mancher Zierat erhöht. Messen wurden für die Seele, die ohne alle Buße und im Grimm dahingefahren war, in so überreicher Zahl gestiftet, daß ihr das Himmelreich wohl sicher sein mußte, wenn des Grafen Taten nicht zu sehr dawider stritten. Alles auf Geheiß der Gräfin, und man wunderte sich darüber, denn sie kannten Frau Adrianen als eine Zweiflerin, die vordem kaum und lässig die Pflichten ihres Glaubens geübt. Auch das ein Aergernis dem Toten.

Noch mehr verwunderte man sich aber darüber, wie sie und der junge Graf von Oudenweerde es fortab miteinander hielten. Vordem hatten sie sich gesucht und heimlich getroffen; man dachte, das werde wieder so sein, denn die Trauer gebot Ernst und Stille. Aber sie mieden sich vom ersten Begegnen ab, da sie ihm gemessen und würdig gegenübergetreten war. Brachte sie das Ohngefähr doch einmal zusammen, wie das bei den Mahlzeiten und sonst bei Genossen eines so großen Hauses nicht wohl zu vermeiden ist, so waren sie fremd und frostig. Er griff tätig in das Leben eines Gutsherrn ein, das ihm, der von seinem Ohm wenig Liebes genossen, neu und reizvoll war. Sie las viel in französischen Büchern und sprach, wenn sich ihr Mund überhaupt erschloß gerne davon, wie sie nach Ende ihrer Trauerzeit heimkehren wolle für immer-

dar, um ganz vergessen zu können, was ihr in der Fremde zubereitet und verhängt gewesen. Immer stiller ward sie dabei. Täglich ging sie zur Kirche, bekränzte das Grabmal und betete lange und innig davor, bis dann der Frost der Fliesen auffroch durch die Glieder der Knieenden und ihr ans Herz griff, wie sie das liebte. Auch dies war den Menschen ein Anlaß des Verwunderns, denn so heftiger Trauer schien der Geschiedene niemandem wert, der ihn oder den Bund gekannt, der die beiden vereinigt. Und man raunte: wäre der Lebende nur anders, so weinte sie dem Verlorenen wohl kaum so viel nach . . .

In also fried- und freudloser Weise ging der endlose böhmische Winter. Der kurze und ihr allzu farbenarme Frühling zog vorüber, der Sommer schied, und der frühe und traurige Frost jenes Landes brach wieder herein. Frau Adrianas Schritt ward müde und lässig. Sie schlief übel und träumte dann von eitel grauenvollen Dingen, deren jemals gedacht zu haben sie sich erwacht durchaus nicht erinnern konnte. Sie mied alle Menschen. Brach aber einmal eine freundliche Sonne durch die Wolken, so nickte sie ein von der späten und unverhofften Wärme, die ihr wohltat. Dann, war das braune Licht ihrer Augen erst erloschen, glich sie einer Toten, und man sah, wie kein Fünkchen von farbigem Leben mehr in ihren Wangen glomm. Jählings schrak sie dann wieder auf und sah sich verstört und verängstigt um. Wer sie in jenen Tagen erschaute, dem ward herzweh davor, wie einmal ihr Anblick jeden herzfroh gemacht, dem er vergönnt war. Aber Gutes übte sie nach Kräften; und man segnete

sie im ganzen Gebiete von Schloß Ripan, und in einer fremden Zunge, die ihr zu hart, zu rauh und zu schwer schien, als daß sie eines ihrer Laute hätte Meisterin werden können, haben sie für die stille, stolze Frau gebetet, die so kläglich an einem rätselvollen Leiden dahinsiechte, eine Blume, die ohne alle Sonne duften und gedeihen soll. Und man sah ihr gerne nach, wenn sie ganz allein, nur ein Hündlein hinter sich, durch das arme, kaum gebaute und schon verwahrlosende Dorf schritt, Blumen und Gewinde, wie sie eben das Land und die Zeit boten in der Hand, immer nur den einen Pfad zur Kirche, mühsam und nur zu leicht erschöpft vom Wege, daß sie immer auf einem der Hügel rasten mußte, die auf dem Gottesacker aufgeworfen waren, ehe sie das schmucklose Haus Gottes betrat, allda ihr tägliches Tun zu vollbringen.

Der November dieses Jahres war ihr so gekommen. Zu manchenmalen hatte der junge Graf Zwiesprache mit ihr gesucht, mit ihr beeinigen wollen, was wohl am besten geschehen möchte, wann ihr Trauerjahr um sei. Sie wich aus, lenkte ab, und immer unmöglicher, eine immer stärkere Pein war es für beide, zeugenlos und allein auch nur eine Stunde zu verbringen. Das einemal meinte sie, es sei noch nicht an der Zeit, derlei zu erwägen; dann wieder: sie wisse um die Entschlüsse des Toten, und niemandem stünde das Recht zu, daran zu rütteln oder zu mäkeln, was nun im Grabe versiegelt sei. Wieder einmal wollte sie sich schleiern lassen und in das Stift für edle Frauen auf dem Hradschin treten. Am liebsten aber sprach sie dennoch von ihrer Heimfahrt; sie wollte sich ausweinen

bei der Mutter und darnach lieber dorten entschlafen denn hier, wo die arme Seele erst durch Wolken den Weg zum Himmel suchen müsse. Die Einsamkeit hatte ihren Zauberspruch über Adriana Oudenweerdes Herz hingehaucht; verfangen in ihrem Netze war die Frau und wußte nicht, wie daraus entrinnen, versuchte es selbst kaum mehr. Dazu raschelte allenthalben das Falllaub, überdeckte die Wege im Garten, die sie vordem nicht immer einsam gegangen, stieg in falben und krausen Säulen gen Himmel, wenn etwa ein Windstoß darein fuhr; darnach, als es regnete, begann es zu duften, und ihr schmerzten die Schläfen davon. Sie war sehr blaß und ganz verschlafen; manchmal klemmte sich's ihr in der Brust, daß sie aufschrie. Denn insgeheim hing sie immer noch an der Erde, die ihr so arg verschuldet war. Und so gingen ihr im Dienste ihres Toten und in einem bleichen und schattenhaften Leben die Tage eintönig — ein Totenreigen, der aus Nacht aufsteigt und ungegrüßt in Nächte versinkt.

Es war ihr aber, wenn sie zum ummauerten und wohlverfestigten Freithofe ging, der vordem in manchem Sturme die letzte Zuflucht und das beste Bollwerk der Gemeinde gewesen war, also daß das Leben bei den Abgeschiedenen seine Rettung suchte, wiederholentlich ein Mann ins Auge gefallen. Denn sonst ist es dorten nicht Brauch, die Gräber zu pflegen oder auch nur heimzusuchen. Auch war er nicht nach Tracht noch Wuchs noch Antlitz aus böhmischen Gauen. Er war nicht groß, doch breit in den Schultern; sah blond und unruhig in die Welt; sein Haar war ganz kurz verschoren, so daß man recht sah, wie mächtig und gewölbt

die Stirne sich aufbaute. Aus verträumten und dennoch scharfen und listigen Augen schaute er um sich. Kam sie, so war der Fremde schon da und durchschritt scheinbar ohne jedes Ziel das wüste Gefilde. Sie mußte seiner oftmals denken. Selbst in ihre Andacht drängte er sich unabweislich; denn ein neues Menschenantlitz war ihr ein Ereignis. Manchmal erhob sie sich von den Knieen und lugte nach ihm aus. Dann sah sie, wie er die Inschriften der Totenmale las, wo sich eine fand, und sich selbst darüber neigte, konnte er die überwachsene nicht gleich entziffern. Auch das brachte ihr ein Erstaunen, denn der Schrift war in jener Gegend kaum einer kundig. Oder, wenn er übermüdet war, so saß er auf einem der Hügel, schlang den Arm um das Kreuz und brümmelte einiges vor sich hin. Dann knisterten die Grabkränze, die noch vom Feste der armen Seelen da hingen, und machten eine klägliche Musik. Sie war manchmal so unsäglich hellhörig, um dann wieder durch Tage fast nichts zu vernehmen vor den rufenden und drängenden Stimmen in sich. Schied sie endlich, so war der wunderliche Geselle immer noch da, wenn die Schatten schon sanken und der der Kirche sich riesenhaft über das Gebreite warf. Wo nächtigte der Unbehauste? Was war sein Gewerbe? Warum weigerte er ihr das Grüßen, das ihr sonst jedermann willig zollte und das ihr immer noch gebührte? Das waren Fragen, die nicht von ihr lassen wollten, die sie in bänglichen Stunden heimsuchten, ihr lieb, weil sie üblere Gedanken ferne hielten oder scheuchten.

Ihn anzusprechen aber konnte sie sich kaum zwin-

gen, so heftig ihre Neugierde nach ihm ging. Sie war dafür des Wortes zu entwöhnt. Er aber schien allgemach mit Stein und Mal im Freien zu Ende. Hinter ihr trat er in die Kirche; wo Wappen und Schilderei die Ruhestatt eines Reichen oder eines Mächtigen im Lande verkündigten, dorten verweilte er sich am liebsten und zögerte und raunte seine Rätselworte heftiger, bis er endlich einmal hinter ihr stand und, während sie die Litanei der Seelen murmelte, über ihr gesenktes Haupt weg sah. Da wendete sie sich heftig: „Wer bist du? Was störst du die Ruhe dieses Ortes samt meiner Andacht?"

„Und wer bist du?" entgegnete der Fremde mit einer Stimme, die tief, voll und singend klang und in der Kirche einen irrend mißtönigen Nachhall weckte.

Sie erschrak vor der Macht seines Tones. Darnach: „Ich bin Adriana Oudenweerde und die Herrin auf Schloß Ripan;" sie deutete darnach, das mit Türmen und Zinnen, mit Mauern, darüber kahle Bäume ragten, durch das offene Tor hereingrüßte.

Er verneigte sich vor ihr wie einer, der in höfischer Sitte nicht ganz unbewandert ist. „Und was tut Ihr hier Tag um Tag? Denn hier muß jeder dem anderen begegnen. Ich wundere mich über Euern Eifer; denn es ist kein gutes Weilen an den Oertern der Toten: sie hängen sich an ihre Gäste und gehen mit ihnen zurück ins Lichte."

„Ich betrauere meine Geschiedenen."

„Euer Vater, gestrenge und edle Frau?"

Den Witwenschleier, der sie umhüllte, hob sie: „Mein Gatte."

Er wiegte den mächtigen Kopf, legte die Finger ineinander und spielte damit. Ein Hinterhalt klang in seiner Stimme, da er entgegnete: „Dann waret Ihr also Herrin von Ripan, und Euer Gatte war um vieles älter denn Ihr, und dennoch solcher Eifer und so heftige Trauer?"

Da überkam sie ein Zorn: „Du hast im Dorfe Umfrage gehalten um mich und du weißt mein Geschick und daß meine Hand offen ist, und nun willst du dich nach fahrender Gaukler Art an mich drängen, Erkundetes nutzen und Gaben heischen. Da hast," und sie warf ein Goldstück vor ihn. Das sprang, ein Fünkchen im farbigen Lichte der Glasfenster, in die Höhe und fiel dann, musikalisch klirrend, niederwärts.

Er bückte sich nicht einmal. Nur eine neue und kaum tiefere Verneigung. „Ich danke, und ich will's schon noch verdienen. Aber Ihr seid hier die Erste, gestrenge Frau, die mir, der ich ein Wort gegönnt, denn ich bin ihrer Zunge unkundig, wie sie der meiner Heimat oder der deutschen, die auch ich erst spät und wandernd erlernt."

„Und woher stammst du dann?"

„Weither, aus dem Nordland, dem letzten Ende der Erde, wo weiße Schollen, höher wie Berge, andrängen gegen die Feste. Aus dem Lande der Nebel, die Feuer fangen und dann in den endlosen Nächten am Himmel wandern, wallen, zücken und widereinander streiten wie reisige Heere."

„Und was ist dein Gewerbe?"

„Ich wandere, forsche und frage."

„Und warum weilst du so gerne auf diesem Friedhof? Oder ist's ein Zufall?"

„Es ist kein Zufall. Weil ich so gerne denke. Hier aber schlummern die letzten Fragen. Und so zweifle ich gerne: Wenn diese Toten hier aufstünden und sie könnten lesen, was man ihnen auf ihr Mal gesetzt, was würden sie sagen dazu? Was sprechen zu denen, die ihnen Stein und Schrift gestiftet?"

„Mich fröstelt's." Hastig zog sie ihre Umhülle eng und enger an sich, ließ den Witwenschleier vors Antlitz fallen. Eiligst trat sie ins Freie, ohne Gruß eilte sie von dannen. Erst an der knarrenden Lattenpforte, die ins Dorf führt, sah sie sich um. Er folgte ihr nicht. Langsam und bedacht setzte er seine Füße und ließ sich, nicht achtend der feuchten Kühle des Erdreichs, auf einem der Grabeshügel nieder. Ein junges Weib schlief darunter, das im ersten Kindbett gestorben war, und zwar wollte man wissen, nicht allein nach dem Willen Gottes. Denn sie war glücklich, sehr glücklich gewesen. Aber man hatte sie besprochen mit Zaubersprüchen. Dort saß er nun und nickte heftig mit dem Kopfe. Es war fast, als beschwöre er die Nebel und rufe ihnen. Die quollen, ein weißlicher Brodem, rings um ihn auf, stiegen höher und höher und umwallten den Mann aus dem Nebellande. Sie aber sputete sich, wie noch nie, lief fort, daß ihr Frauenhündchen kaum nach konnte und ängstig an ihr emporkläffte. In ihrem Mitleiden mit jeder Kreatur bog sie sich zu ihm nieder und nahm's auf den Arm. Zu Hause aber trat sie ans Fenster der Halle. Vor ihr lag das flache Land; aber wie ein feiner und leiser Schleier schimmerte es allenthalben

darüber. Nur daß, wenn ein Windhauch ging, sich das Weiße hob und das Braun der umbrochenen Schollen vorleuchtete. Ein braunes, träges Wasser zog sich in mannigfacher Schlangenwindung durch das Gebreit; häßlich umsäumten es graue und mißförmige Weiden, und ihre langen Gerten zuckten und schlugen aneinander. Denn es war ein sonderbares Grauen in der Welt, so daß man alles mehr erriet als ausnahm. Ein müder, näselnder Ton, quäkend wie das Gewimmer eines Säuglings, zog mit dem Abendwind zu ihr und durchbebte sie, bis ihr beifiel: das war doch nur der blinde Jindrak, den der Schwede, der Landsmann dessen, der vielleicht noch vor der Kirche den Nebeln sang, als Knaben gemartert und geblendet, weil er starrsinnig wie ein Böhme seines Vaters Hort nicht verraten gewollt, und der jetzt wohl vor seiner Hütte saß und die Sackpfeife übte, mit der er auf Markt und Kirmeß umzog und aufspielte. Und sobald sie diesen Schauder verwunden und erkannt hatte, woher er ihr entsprungen, war sie auch fast heiter und in sich so ruhig, wie seit langem nicht. Sie streichelte ihr winselnd Hündlein und ließ es nieder. Eine Törin schalt sie sich mit ihrer ewigen Angst. Offenbar: in ihr Mark war der Nebel eingedrungen, und sie war erkrankt davor. Saß sie erst zu Hause bei den Ihren, arm bei den Armen, doch Begnügsamen, stand erst wieder die lohe Sonne von Burgund ihr zu Häupten, dann mußte der Spuk verwehen und mit ihm alles, was sie hier gelitten, getragen, getan. Einen Stuhl zog sie sich ans Fenster, setzte sich daran und sah ins Freie, fest, unverwandt, fast begierig, wie man sich manchmal müht, einen bösen

Traum festzuhalten, der noch kurz vor Hahnenkrah die wehrlose Seele bemeistert, auf daß man sich dann doppelt des Wachens und des Tages erfreue, die ihn gescheucht. Was war doch sie, die niemalen gläubig gewesen, hier abergläubig geworden! Sie faßt' es nicht. Und lächelnd erhob sie sich: „Noch drei Monde," sprach sie zu ihrer Seele und suchte das Lager.

Des andern Tages sprach sie den Fremden an. Er stand vor dem Kirchentore und sah um sich, just als hätte sie ihn bestellt und er warte nun auf ihr Kommen.

„Du hast gestern sonderbare Reden geführt," sagte sie.

„Sonderbare Reden, gestrenge Frau? Sie sind mir nicht gegenwärtig, und ich tue dergleichen doch sonst nicht."

„Du erzähltest von Nebeln, die sich entzünden . . ."

„Das tun sie auch oftmals, gestrenge Frau. Denn aus unseren Bergen schlagen Flammen."

Sie zuckte ungeberdig die Achseln.

„Von den Toten redetest du und ihren Gedanken und Worten fast, als könnten sie wiederkommen und mit Menschenstimme sprechen zu den Hinterbliebenen . . ."

„Sie können's auch, Herrin! Wenn einer die Sprüche weiß, so kann er ihnen rufen!"

„Entsetzlich! Unmöglich!" klang's in Adrianas Seele. Aber sie zwang sich und besann sich. Dann flog ein spöttisches Lachen um ihren Mund und leuchtete in ihren Augen. „Du meinst," sagte sie, „er kann sie

rufen. Ob sie aber kommen wollen, dies ist ihre Sache, und sie wollen niemals."

„Immer, Gestrenge und Edle. Wenn der sie aufsingt die rechten Sprüche weiß und der ihn singen heißt den rechten Willen oder doch nur den Wunsch in sich hat, ihrer ansichtig zu werden."

Frau Adriana ward fast gutlaunig. „Also, eine Ausflucht! Denn wie kann man erweisen, daß man wirklich das Begehren hatte, seine Schatten zu begrüßen? Schlafen sie also ruhig weiter, dann ist's nicht die Schuld des Beschwörenden, nur dessen, der ihn beauftragt hat."

„Es gelingt aber dennoch oftmals, Gräfin Oudenweerde. Und ein Christ sollte daran nicht einmal zweifeln dürfen. Oder zog nicht König Saul gen Endor und ließ sich allda Samuelis Schatten rufen, damit ihm der die Zukunft künde und was ihm und seinem Volke bereitet sein werde von den Philistern?"

„Was sprichst du da? Woher weißt du das und was soll es?"

„Es ist aus der Bibel, und es erweist, wie alt meine Kunst ist."

„Aus der Bibel? Ach, da steht wohl so manches!"

Er wurde sehr ernst. „Manches, doch nicht ein Wort, das nicht wahr wäre und geprägt von Gott und also gültig für nun und alle Zeit."

„Ich weiß es nicht und will nichts davon wissen. Und kennst du gar einen, der dieser Gabe teilhaftig ist?"

„Die Leute sagen, ich sei es. Und ich habe man-

chen Toten aufgesungen und in manchem Lande. Immer kamen sie mir, immer."

Im Grunde war, nach jenem ersten Erschrecken, noch nichts in ihr, nur die unruhige und lüsterne Neugierde eines Weibes, das vor Neuem und Unerhörtem steht. So forschte sie denn: „Und woher ward dir diese Kunst? Oder zu welchem Ende übst du sie?"

„Ich weiß nicht, woher sie mir kam. Aber, warum hat einer das zweite Gesicht und weiß es vorher, wem der Tod verhängt ist? Und ein anderer kennt den Markgang, und die Rute zuckt in seiner Hand nach edlem Gesteine, das in der Tiefe schläft, und nach dem Wasser, das in so geheimen Gründen rauscht, so verborgen, daß es kein feinstes Ohr vernehmen kann? Und mir wieder tat sich dieses Geheimnis auf. Die Runen las ich, die Worte begriff ich, die Weise summte um mich in Nächten, die so hell waren, wie hier nur ein Sommermorgen, ehe die Sonne sich zeigt, und in anderen, die so finster und sternenlos dunkelten, wie's niemand ahnt, der ihnen nicht ins schwarze Auge gesehen. Und sie suchten meine Seele, bis die begriff, warum sie an sie drangen. Seither zieh' ich durch die Lande. Ungern üb' ich, was ich vermag; denn es ist mir unerfreulich und gräßlich anderen. Wer aber meiner begehrt, dem muß ich zu Diensten und zu Willen sein, gestrenge Frau!"

„Ich hielt dich für einen Gaukler, der die Leute ängstigen will, statt sie zu ergötzen. Nun scheinst du mir ein Tor, der seine eigenen Märlein glaubt," entgegnete Adriana.

„Versucht mich, hochmögende Frau!"

„Du könntest einen toll machen mit deinem Gefasel. Ich werde dich von hinnen weisen lassen, wie sich's gehört für Leute deines Gewerbes."

„Tut's immer. Nur versucht mich zuvor, Herrin! Euer Angeld empfing ich schon in der Kirche, da ich Euch zum erstenmale sprechen dürfen!"

Er hatte sich wiederum, wie er's liebte, auf einem der Hügel niedergelassen. Dabei streifte sein Arm an einen Flitterkranz, der noch vom Seelenfeste her da hing, und der fiel zu Boden. Das raschelte so laut, daß Adriana erschrak und ihre ganze Fassung verlor. Das Epheugewinde in ihrer Hand ließ sie sich entfallen. Er bückte sich darnach und wollte es der Frau darbieten. Sie aber, mit zorniger Gebärde, winkte ab. Und dann, kämpfend und die Seele voll aufrührender Schauder: „Und wenn ich nun wirklich prüfen möchte, ob du kannst, wessen du dich berühmst, — wen könntest du mir aufsingen aus der ewigen Ruhe?"

„Wen immer zu sehen Euch wirklich verlangt. Es sei denn, er sei im Himmelreich. Ueber den vermag kein Rufen mehr etwas."

Sie lächelte wieder: „Nein, im Himmelreich hoffe ich den nicht."

„Und wer ist es? Gebietet und versucht mich immer nach Eurem Gefallen."

Es war ein finsterer Ernst in ihren Zügen, und sie flüsterte nur und stockte oftmals: „Die Eltern leben mir beide. Meine Geschwister sitzen bei ihnen und haben's alle besser denn ich. Die vor mir lebten zu schauen, habe ich keinerlei Gelüsten. Einer starb mir, um einen trage ich Trauer. Noch ist's kein Jahr, und

er wäre im Fegfeuer, selbst wenn er anders gewesen, denn er war. Sing mir meinen Gatten auf!"

„Wenn Ihr darnach begehrt, so will ich's tun. Nur noch eines beantwortet und erwägt darnach. Wie schied er? Die friedlos Geschiedenen kommen gräßlich, und wer ihres Anblickes nicht gewöhnt oder nicht reinsten Herzens ist, den mag's leicht zu heftig grauen davor. Wollet Ihr den Herrn wirklich sehen?"

„Er starb ohne Frieden. Aber ich will es!" Sie schauderte, kaum daß sie gesprochen.

„Und wann gebietet Ihr über mich, Herrin?"

„Welche Stunde magst du?"

„Jede, Herrin, nach Untergang der Sonne bis zu Mitternacht. Und jeder Raum ist mir recht; nur muß er gen Westen schauen, und das Fenster gen Westen muß offen stehen. Denn die Seelen nehmen den Abendgang und kehren also auch dorther zurück. Und nichts darf darinnen stehen, nur ein Tisch, eine Rauchpfanne mit glühenden Kohlen. Sonst nichts!"

„Komm morgen aufs Schloß, wenn du nicht andere Post vernimmst," und den Finger auf den Mund legend und rücklings schreitend schied sie. Hinter den beiden aber stand eine rote und kraftlose Novembersonne, die sich eben zu ihrem Niedergange bereitete. Und wie sich der Totensänger erhob, der edlen Frau seine Ehrfurcht im Gruße zu erweisen, da fiel sein riesenhafter Schatten auf sie. Sie schrie auf; ihr war, als wollte sich ein Schrecknis auf sie stürzen. Und noch einmal schrie sie auf — ihr war, der Mann vor ihr würfe noch einen anderen Schatten. Und atemlos und ein Flirren vor Augen, ein Sausen in den Ohren,

kam sie aufs Schloß. In die Halle ging sie. Noch glomm im Kamine das Feuer. Sie kauerte sich daran nieder und wärmte sich. In irren Worten sprach sie zu ihrer armen Seele. Manchmal schüttelte sie ein Schlucken, das sie niederzwang. Ihre gänzliche Einsamkeit drückte ihr auf die Brust, darin ein gequältes und zweifelndes Herz schlug. Und nicht einmal schwieg der geheime Wunsch in ihr, der Totensänger möchte nicht gelogen haben, und sie dürfte schauen, was er könne, und sei es das Gräßlichste. Denn was verschlug alles, nun sie an eine Wiederkehr und ihre Möglichkeit zu glauben begann, so heftig ihr zweifelnder Verstand sich immer dagegen sperrte? Und was konnte ihr der Grimme zu verkünden haben? O, nur wissen; o, nur schauen, horchen und erstarren . . .

So fand sie der junge Graf, da er spät wie immer heimkehrte. Vor ihm schritt sein Diener, den Armleuchter mit den flammenden Kerzen in der erhobenen Hand. Ihr Vetter verweilte sich bei ihr: „Was verstört dich also, Adrienne?" und strich ihr verhohlen und flüchtig übers braune Haar. Sie aber sah ihn mit fast erloschenen Augen an und hielt augenblicks die Hand wieder schirmend vor ihr Angesicht, einem Kinde gleich, das den Anblick von etwas Beklemmendem vermeiden möchte. Denn vor der Glut im Kamine und in der Kerzenhelle warf auch er einen doppelten Schatten, unendlich lang durch den Raum greifend der eine — ganz wie die jenes Mannes, dessen sie nicht gemahnt sein wollte. Mit der zuckenden Linken winkte sie ihm: „Laß mich!" stöhnte sie dabei. Er, gewohnt ihres wunderlichen Gehabens, ging.

Sie aber blieb allein, ganz allein, wie nun schon durch zehn Monate, in denen nicht ein Tag ihr Sonne oder auch nur tröstliches Sternenlicht gebracht, und stierte in die roten Kohlen. Einmal sprang sie auf: „Einen Boten senden, einen Boten!" murmelte sie. Wohin aber, oder mit welcher Kundschaft? Das war ihr ganz vergessen. Dann wieder fand sie sich vor der Türe des jungen Grafen. Was zog sie dorthin? Was hatte sie dort zu suchen, ihn zu fragen, mit ihm zu beraten? Sie wußt' es nicht. Sie wußte nur, daß zwischen ihr und ihm nichts mehr gemein war, niemals mehr etwas gemein sein sollte. Und also trieb sie's umher, und schattenhaft tauchte in ihr das Erinnern jener ersten Nacht auf, in der sie gleiche Unrast befallen. Sie litt, bis auch das letzte Fünkchen im Kamin verglommen war. Noch einmal dachte sie des Einzigen, der ihr nahe war und an den sie immerhin einiges Recht hatte. Aber ihn aus dem Schlummer wecken mochte sie nicht. Und was konnte sie ihm beichten, worüber er nicht lachen durfte? Und mit schmerzenden Knieen ging sie nach ihrem Gemach. Im Haupt war's ihr dumpf, und ihr Herz hämmerte so sehr, daß sie einmal beschwichtigend die Hand darauf pressen mußte. „Steh still, steh still," sprach sie fast zornig dabei.

Der folgende Tag war rauh nnd durchstürmt. Durch die öden Gemächer, über denen kein Frauenauge mehr wachte, und die hohen Säle zog unablässig ein Sausen. Ein feiner Sprühregen ging und nahm alle Ferne. Nicht einmal den Gottesacker und die Kirche darauf, die ihr sonst so nahe standen, konnte sie recht

erschauen. Denn Nebel und Wasser rannen in eines zusammen und brauten häßlich ineinander. Der Vormittag ging atemlos; nach dem schweigsamen Mahle saß der Herr auf Schloß Ripan auf, und ritt, wie alle Tage, von dannen, dem Weidwerke zu frönen. Ein letztes, geheimes Hoffen war so lange in ihr und ward nun zunichte. „Bleib, o bleib!“ meinte sie einmal gerufen zu haben, „siehst du nicht, was ich leide?“ Da keine Antwort kam, erkannte sie erst, daß ihren Lippen kein Wort entflohn sein konnte. So sah sie ihm nach. Er saß schön und stattlich zu Pferde, und hinter ihm heulten begierige Rüden. Bald war er ihr entschwunden, der letzte Laut des Lebens in ihr und um sie verhallt. Darnach ließ sie alles aus der Halle schaffen, bis auf den einen Tisch. In einer wunderlichen Laune rief sie der Dienerin und ließ sich von ihr so gut schmücken, wie nur möglich. Die Witwenhaube tat sie ab; ihr Haar ward geflochten und gekränzt, wie sie's als Mädchen geliebt. An dem schönsten ihrer alten Gewande ermaß sie traurig, wie siech und überschlank ihr junger Leib in so kurzer Weile worden war. Darnach holte sie ein Pfännlein aus der Küche; mit schwachen Händen schob sie den Tisch in die Mitte des Raumes. Ihr Ehering glitt ihr dabei vom Finger, und sie bückte sich nicht einmal darnach. Das Fenster stieß sie auf. Ein leises Rieseln troff ihr über Haar und Wangen und tat ihr kühlend fast wohl. Noch war's am Tage, und sie schüttete die Kohlen ins Rauchpfännlein und entzündete sie. Sie sah freudig zu, wie sich die Glut verbreiterte, bis endlich alles in heimlichem Glühen stand. Das glomm rötlich durch die hohe Halle.

Was sich dann durch eine Zeit begab, das wußte sie nicht. Nur, mit einem stand der Totensänger vor ihr. Er neigte sich stumm vor der Frau. Strack und ernsthaft schritt er auf sie zu: „Herrin — ist es noch dein Wollen, zu rufen den Toten, zu hören, was sie verkünden, zu sehen, was ich vermag? Es ist die letzte Frage . . ."

Sie neigte nur stumm das Haupt. In eine Fensternische stellte sich Adriana Oudenweerde und bespähte begierig, was der Fremde begann. Der trat vor die Glut hin und streute Beere und Nadeln vom Wacholder und vom unheiligen Säbenbaume darüber. Ein duftender Rauch stieg auf und wölkte sich betäubend. Dann breitete er die Arme aus; das Haupt legte er zurück, aus der tiefsten Brust, fast röchelnd, mit tiefer Stimme hub er seinen Singsang an. Es war aber Adriana dabei, als wäre sie vor der Schwüle eines Augustnachmittages entschlafen, und plötzlich erklängen ihr gelle unerhörte Laute, wie sie einen dann gerne aus dem Schlummer schrecken. Immer wilder schwollen sie an, immer häufiger folgten sie einander. Nun noch einer; wie wenn in schwerster Nacht die überspannte Saite einer Geige plötzlich und heftig springt. Dann schwieg der Totensänger, sehr blaß, erschöpft, sonder Atem.

Totenstille. Nur in den Zweigen war ein mächtiges Aechzen. Und in jähem Zorne trat Adriana auf ihn zu: „Gaukler! Gerufen hast du nun. Wo bleibt der, dem dein Schreien galt? Die Staupe für dich, die Staupe!"

Er atmete tief auf, rieb sich die Augen. Dann, als wär' er kaum selber aus einem schlimmen Traume er-

wacht und noch halb entrückt, nahm er sein Tun wieder auf, warf wiederum seine Zauberkräuter ins Becken, darin es nur noch gloste, und sprach: „Das war der erste Spruch, Frau Gräfin Adriana. Er galt denen, die Gott nach seinen Schlüssen und in seiner Weisheit zu sich genommen."

Wieder stand sie in ihrem Winkelchen, und wieder hub er seine Weise an. Immer stärker, furchtbarer, jäher kamen die Mißlaute und betäubten ihr Ohr und Seele. In allen seinen Gliedern zuckte leidenschaftliche Erregung: es dröhnte, wetterte, schrillte. Und wieder schwieg er, und wieder, aber leise, ganz leise, aus ihrer Ecke heraus, erklang ihm das Rufen Adrianas: „Und nun? Welche neue, frechere Ausflucht hast du, Mann der Lügen?"

Er kehrte sich nicht einmal um nach ihr. Nur in die Asche hauchte er und blies sie fort, um noch zur wenigen Glut zu gelangen, die etwa im Grunde schlafen konnte. Und vollkommen ohne Ton, während er sich selber nur wie sehr mit Mühe aufrecht erhielt, kam ihr die Antwort: „Dies war der zweite Spruch. Ihn hören nur die, so durch eigene Hand geendigt." Wie blaß sie aber war und wie sie bebte, dies verbarg ihm die tiefe Finsternis um sie beide. . .

Ein unerhörter Aufschrei. Ein noch grauenvollerer, der ihm folgte. Eine Fensterscheibe klirrte. Ein dumpfer Fall. Das letzte Fünkchen in der Rauchpfanne war erloschen ; nur noch der scharfe und herbwürzige Duft verzuckte schwelend im Gemach. Fahl, beklommen und zu voller Höhe aufgerichtet stand der Totensänger. Unten im Hofe aber parierte der junge Graf sein Roß vor

der Leiche Adrianas. Er sprang vom Pferde, bog sein Knie, und über seine zuckenden Lippen kam die eine kurze, leidenvolle Totenklage: „Arme Adrienne! Arme Adrienne!"

Frühschein

Den 13. des Monats Julius 1662 haben sie auf der Gänseweide im Erdberg vier üble Weiber gebrannt. Es war ein groß Spektakel und ein sonderlich Ergötzen für das gemeine Volk, das johlend und mit Zuruf um den Stoß stand und für dessen Erlustigung sonst bei bösen Zeiten wenig geschah. Denn zweie von ihnen kannte die ganze Stadt. Die eine davon war des sehr edeln und ansehnlichen Ratsherren Petrus Lehningers Weib, die andere seine Tochter Barbara. Denn die Stiefmutter hatte, zu wiederholtenmalen peinlich befragt, endlich bekannt, sie habe das Mägdlein, da es noch nicht zwölf Jahre alt gewesen, ob seiner ausnehmenden Schönheit dem höllischen Buhlen zugeführt. Torquieret, gab die Jungfer Barbara zu, sie habe durch sieben Jahre mit dem Bösen Gemeinschaft gehabt und schlimme Unzucht getrieben. Genossinnen nennen aber tat sie überall nicht. So heftig man ihr auch mit Worten und eindringlicheren Vermahnungen zusetzte, antwortete sie immer, sie hätte, wann sie ausgefahren, bei ihrem sehr zurückgezogenen Leben niemanden erkannt, und insgemein sei der schlimme Feind als ein sehr säuberlicher und nur etwas hinkender Herr zu ihr auf die Stuben gekom-

men. Ueber eine solche Halsstarrigkeit eines so jungen Geschöpfes betrübten sich der Hexenrichter, Herr Ferdinand Riemenschneider und der Beichtiger, der ihre Seele gerne gerettet, gar sehr. Denn das Treiben der Unholdinnen war nur zu schamlos und zu offenkundig, als daß ein Einsichtiger es hätte leugnen können, so daß das Holz unablässig im Preise stieg und zwar, so viel dessen auch zugewachsen, fast noch mehr ihrer Brandstöße halber als der vielen neuen Häuser wegen, die man nach dem großen Kriege überall aufzubauen begann, und daß niemand bessere Zeiten und ein lohnenderes Geschäft hatte, als die Büttel samt dem Fronvogte. Der alte Lehninger aber, der sich wie ein Rasender nahm und sich weigerte, die Gerichtskosten für Weib und Tochter zu bezahlen, ward mit vielen Pfunden guter böhmischer Groschen gebüßt, und, weil er sehr lästerliche Reden führte, als ein Zweifler und als im Geruche geheimer Hinneigung zur Hexerei fortab suspekt gehalten.

Am 18. hujus, eben da es tagte und die Frau Katharina des sehr strengen Herren Ferdinand Riemenschneider sich erhob, fand sie in Küche und Haus noch gar nichts bereitet. Vielmehr alles lag und stand, wie zu Abend zuvor. In ihrem Bette aber fand sie die ungarische Magd, Terka geheißen, welche seit mehr denn einem Jahre bei ihnen im Dienste gewesen. Diese stöhnte erbärmlich und klagte, wie sie sich durchaus nicht aufrichten könne. Denn es sei ihr nicht anders, als hätte sie Blei in den Gliedern, und tue ihr alles weh. Bestürzt sandte man nach dem Chirurgus Sebastian Oberndorfer, denn das Mädchen war dem ganzen Hause wert ob seiner Anhänglichkeit und seines munteren We-

sens. Herr Oberndorfer fand nichts und schied mit einigem Kopfschütteln, weil er an sich und seine Kunst glaubte. Und wie das etliche Tage so fortwährte, ohne daß weder die Terka an ihr Werk gehen konnte, noch es eigentlich schlimmer mit ihr ward, so entstand ein allgemeines Raunen. Denn man kannte das Mädchen um den Bauernmarkt, wo des Herren Riemenschneiders Haus stand, weil es sehr hübsch war: zierlich von Gestalt, mit gar kleinem Kopfe, mit munteren, schwarzen Augen darin, bräunlich von Angesicht und behend und wippend von Gang, wie eine Grasmücke, daß man immer meinte, sie werde jetzt verborgene Flügel spannen und fortpurren. Auch sang sie gerne und heimlich vor sich, wie so ein Waldvogel, und wollte von keiner Liebschaft wissen, ob ihr schon ansehnliche Herren auflauerten, wenn sie hinter ihrer großen, blanken, stattlichen Frau zu Markte ging, ihr nachstellten, wenn sie allein etwas zu verrichten trippelte, und sie so etwa ein unversehenes Glück hätte machen können. Und, weil sie immerdar ganz gesund gewesen war, so munkelte man allerhand von Hexerei und als man gar hörte, sie möge die Frau durchaus nicht mehr ansehen und kehre den Kopf nur zur Wand, wenn ihr diese tröstlich zuspreche, so gewann der Verdacht bald eine bestimmte Richtung.. Man war der Frau Riemenschneider nämlich nicht hold, weil sie sich vom Verkehr mit anderen Frauen fernhielt und mied. Eine der Nachbarinnen erzählte, sie hätte sich einmal berühmt, sie wolle lieber des Teufels werden, als eines Kindleins genesen. Denn ihre Schönheit sei ihr zu wert, als daß sie durch Kindesnöte sie sich zerstören lassen wolle.

Es gab an den beiden überhaupt immer zu mäkeln. Wer den Blutbann in Händen hielt, wer schon durch sein Amt so vielen Leiden bereiten mußte, dem mußten manche gram sein. Es gab wenig Familien, die sein Eingreifen nicht schon einmal verspürt hatten. Er tat seine Pflicht, ohne Besinnen, ohne Härte, ohne Rücksicht, wie man etwas erledigt, das nun einmal sein muß und das in eines anderen Händen läge, wäre es nicht diesen anvertraut. Er hatte im großen Kriege als ein sehr junger Hauptmann gedient und darnach dies Amt anvertraut erhalten, das seinen Wünschen durchaus entsprach. Denn er war keiner Versuchung zugänglich, ruhig, erwägend und bei seiner großen Klarheit bald ein scharfer Jurist, an den man sich selbst aus Grätz und noch weiterher in wichtigen Fragen um Gutachten wandte. Allerdings wußte er sich damit und mit seiner gewandten Feder nicht wenig, überhob sich gegen die Kollegen und träumte von einer höheren Laufbahn. Sie war eines Obristen Tochter, der bei Jankan ohne Viktoria, doch nicht sonder Ruhm unter kaiserlichen Fahnen gefallen, streng klösterlich erzogen, selber zum himmlischen Bräutigam sich sehr hingezogen fühlend, und hatte auch darum nicht ohne Besinnen und Zweifeln sich dem älteren Manne verbunden. Nun hingen sie einander sehr an, mit einer heftigen Ausschließlichkeit des Begehrens, welcher die Jahre nichts anhaben konnten. Sie waren wohlhabend und vielleicht sogar mehr, ohne anderen Aufwand zu machen, als für den Staat der Frau, daran ihr Herz nun einmal hing. Gesellschaft mieden sie nicht, noch fehlte sie ihnen, die jeder ungestörten Stunde froh waren, so wenig sie, als völlig gleicher Gedanken, auch

in ihr sprachen. Beider Gottesfurcht war echt. Anfangs hatte man ihr Glück bezweifelt, späterhin es als etwas Unbegreifliches hingenommen, je fester es erwuchs, während um sie herum manches Blühen, wie eben erst das bei Lehningers, zunichte ward. Das Unbegreifliche aber schwebt über den Häuptern der Menschen wie eine drohende Wolke. Wann wird sie sich öffnen und irgend ein ungeahntes Unheil enthüllen, das in ihrem Schoße schlief ...?

Nach einer Wochen etwa, als es mit der Terka immer im gleichen blieb, ohne daß alles Salben und Schmieren von hilfreichen Frauen irgend nützte, vielmehr der Arm des Mädchens, wenn man ihn zur Höhe hob, als ein unnütz und kraftlos Ding niederfiel, gleich als wär' er in der Wurzel verdorrt, während doch kein Auge gegen früher eine Aenderung gewahren konnte, sandte man nun einen Priester vom Orden Jesu, der im Geruche stand, Teufel besprechen und austreiben zu können. Er war Beichtiger und Seelenfreund des Hauses, wie in diesen sehr kummervollen wie andächtigen Tagen jedes bessere einen haben mußte. Er verweilte sich sehr lange bei dem Mädchen, und der Herr Riemenschneider, der sich derweilen aus rein menschlichem Anteil im Flur aufhielt, hörte den heiligen Mann mit starker Stimme der Magd zusprechen, sie vermahnen und beschwören, während sie entgegenschluchzte, beteuerte und ihrer Seelen Seligkeit zum Pfande setzte. Als sich die Türe wieder auftat, trat der Priester mit sehr blassem und verstörtem Gesichte heraus. Wenige Worte, und Herrn Riemenschneiders Antlitz ward nicht minder fahl. Er griff nach der Hand des Priesters und riß sie ungestüm an sich,

als wollte er sie vom Arme trennen, küßte sie heftig, und er, an dem man niemals eine sonderliche Aufregung gekannt, schrie auf, stöhnte und flehte. Der andere zuckte mitleidig und hilflos die Achseln. Da er schied, taumelte der Richter ganz ohne Fassung in sein Gemach.

Am gleichen Abend war ein großer Rumor in der Stadt. Denn Frau Katharina Riemenschneider war, als der Hexerei bezichtigt und schwer gravieret, in die gemeine Prison eingeliefert worden. Von Stund' ab erholte sich die Magd, daß es ein Wunder und fast für sich ein Beweis war, und war bald wieder auf stracken Füßen.

Dieses war die Anklage, wie sie die Terka zuerst dem Beichtiger gemacht, darnach vor dem Inquirenten, oft und eindringlich vermahnt, aufrecht erhalten, ohne alle Abweichung wiedererstattet und mit den teuersten Eiden bekräftiget. Und als einer ehrsamen und unbescholtenen Person christlichen Glaubens mußte man ihr wohl Gehör schenken und demnach mit der Inkulpatin nach dem gemeinen Recht und den Vorschriften des Hexenhammers gemäß verfahren.

Es sei ihr oftmals aufgefallen, wenn sie der Herrin beim Auskleiden habe helfen müssen, daß sie diese schleunig weggeschickt und die Türe hinter sich sorgsamst verriegelt. Und als neugierig, und ob die Frau nicht vielleicht eine geheime Unform vor ihr verberge, habe sie einmal durch das Schlüsselloch geluget und also gesehen, wie sich die Frau nackend ausgezogen und mit einer Salbe am ganzen Körper gesalbet, der aber ohne allen Fehl gewesen. Das ziemliche Häfen, aus welchem sie dieselbe Salbe genommen, stand hinter dem Bette in einem ge-

heimen Schränkchen. Einmal habe sie fürwitzig ihren Finger darein getauchet. Es war ein starker und übler Geruch, und der Finger brannte sehr heftig. In der gleichen Nacht sei aber in ihre Kammer, die sie doch wie immer sorglich verschlossen, ein sehr wohlgekleideter Herr, den sie niemals vorher gesehen, gekommen, habe ihr das Köstlichste von aller Welt versprochen, wofern sie sich ihm zu eigen gäbe, und sie also sehr bedrängt, bis sie in ihrer Angst und sich keinen Rat mehr wissend, nachdem niemand ihr Schreien hörte, Gott und seine Heiligen angerufen. Alsbald sei der fremde Herr mit einem gräßlichen Fluche und einem bösen Dampf hinter sich, der ihr die Brust beklemmte, als ein angebrannter Schwefelfaden es tut, ohne Spur verschwunden.

„Ob der Herr damals zu Hause gewesen?"

Nein. Das wisse sie bestimmt. Er sei im Amte über Land gewesen.

„Ob aber die Frau? Und wenn, ob sie ihr Schreien hätte müssen hören?"

Ihr Rufen wäre laut genug gewesen dazu. Nur daß sie ganz allein im Hause wohnten. Ob aber die Frau in ihrem Bette gelegen, dies wisse sie nicht.

„Was das wiederum nur heißen solle? Sie möge sich ihre Aussage wohl überlegen — es ginge um zweier Christenmenschen zeitlich und ewig Heil!"

Sie könne nicht anders, bei der Mutter Gottes und ihrem einigen Sohn. Denn die Frau habe sich niemals gesalbet, wenn nicht der Herr just auf Reisen gewesen sei. Dies wisse sie als ganz bestimmt. Aber sie wisse nicht, ob die Frau dann im Bette geschlafen. Denn immer darnach sei es ganz so gewesen, wie sie es zu

Abend gemacht, und keinerlei Eindruck, als hätt' eine erwachsene Person darin gelegen, und sei die Frau sehr grämlich und übeln Aussehens gewesen.

Die Beisitzenden sahen einander an. Ein Species loci, auf gemein Deutsch ein Orts- und Augenschein ward angeordnet. Man konnte wirklich durch das Schlüsselloch zum Bette und dem Wandschränkchen dahinterblicken. Dieses ward geöffnet, und man fand neben allerhand Schmieren und Oelen, wie sie sonst Frauen haben, eine ansehnliche Dosen darin, zum Teil noch gefüllt mit einer Salben, welche, schmeckte man dazu, also in die Nasen stach, wie die Terka dieses angegeben. Und wurden der Frau Katharinen am gleichen Tage die strengen Eisen angelegt. Mit der Terka aber ward weiter inquiriert.

„Warum sie also wohl dann über ein böses Treiben so lange geschwiegen?"

Sie errötete sehr. Dann: Weil sie gewußt, der Herr hänge an seiner Frau mehr als an sonst allem.

„Also: aus sonst löblicher, diesmal aber sträflicher Anhänglichkeit an den Herrn, und um ihn, dem sie sehr zugetan, nicht zu betrüben?"

Die Terka kämpfte mit sich. Endlich: Ja, denn sie habe dem Herren immerdar zu Gefallen zu leben getrachtet. Freilich nicht weiter, als mit Zucht und Ehrbarkeit verträglich.

Mancher der Gestrengen schmunzelte und dachte sich sein Teil. Denn das Mädchen war zu säuberlich. Alsdann: „Und in welcher Weise sie demnach meine, daß sie von der Frauen sei behext worden? Und sie möge ihrer Worte Hut haben!"

Das sei sicher und gewiß in der übernächsten Nacht geschehen, nach der man die beiden Lehningers gebrannt. Denn sie hätte dabei zugeschaut und sich dabei sicherlich in Gedanken versündigt. Weil sie nämlich die Jungfrau Barbara oft und oft gesehen, und es sei sicherlich keine sittsamer, schöner und stolzer in Wien zu befinden gewesen, so habe sie bei sich gedacht, ob man nicht unrecht getan habe an dieser, und durch solchen Zweifel dem Bösen Gewalt gegeben über sich. So meine sie heute. Und mit solchen Gedanken sei sie müde, nachdem sie nur das Notwendigste verrichtet und alles Uebrige auf den Morgen verschoben, zu ihrer Lagerstatt. Es sei ein mächtiger Schlaf auf ihr gelegen, so daß sie nicht anders vermeinte, als sie müsse augenblicklich ihre Ruhe finden. Dem sei aber nicht so geworden. Vielmehr sei sie mit halb offenen Augen dagelegen und hätte selbst die Totenuhr gehört, welche im Holze und wie unter ihrem Kopfe getickt. Immer schwüler und ängstiger sei ihr geworden, und sie habe müssen aufstehen und ein Fenster aufgestoßen. Dies getan, sei eine sehr große, blanke Katze in die Kammer gehuscht, welche, sie wisse nicht wieso? der sehr edeln Frauen absonderlich geglichen. Diese saß auf das Fensterbrett und sah sie, die Terka nämlich, mit gar grünen Augen und den Schweif hoch, bös und lange an, bis sie sich sehr vor dem Tiere gefürchtet und wieder in ihr Bett geschloffen. Alsdann tat die Katze einen Sprung darauf und hauchte sie an, und konnte sie sich darauf durchaus nicht mehr erheben, wie alle wüßten und ihr bezeugen würden, bis man eben die Frau Katharina Riemenschneider gefänglich und zur Haft genommen. Darauf habe die Katze wieder einen

Satz getan. Sie hörte den Riegel klirren und sah mit staunenden Augen, wie ihre Frau leibhaftig und im blanken Nachtgewande zur Türe hinaus schritt. Beweis: man hätte in der Frühe zu ihr können, die sich, wie die Frau selber nicht bestreiten mögen werde, sonst und aus Ehrbarkeit immerdar eingeriegelt habe.

Inkulpatin, vorgerufen, bestätigt, daß die Terka sonst immer hinter sich zugeriegelt. Ob auch damals, könne sie natürlich nicht wissen. Sie wisse auch durchaus nichts von einer Salben, habe niemals höllische Praktiken praktizieret. Wird gütlich vermahnt und schilt die Terka, die, aufgefordert, das Ganze ihr ins Gesicht wiederholt, ein teuflisch und verlogen Ding, das wohl der Böse selber zu solchem Unheil angestiftet. Wird verwarnt, sie möge nicht grundlos eine redliche Zeugin verdächtigen, die unter Eid aussage, und zum andern Male mit Glimpf vermahnt, sie möge doch des ewigen Heiles eingedenk sein, nachdem sie allem Scheine nach das zeitliche freventlich verscherzet. Leugnet abermals und wird nun mit der scharfen Frage bedroht. Darauf erschrickt sie heftig, beharrt dennoch in ihrer Verstocktheit. Und dieses Protokoll ward dem Stadtrichter Herren Ferdinand Riemenschneider abschriftlich übermittelt, der ex humanitate legis, vermöge unserer Gesetze Mildigkeit, und über sein eigenes Ansuchen vom Amte der Untersuchung enthoben und sonst einer geheimen, aber scharfen Ueberwachung unterworfen worden war. Es schien nämlich allen undenkbar, daß ein so gewiegter Kriminalist von einem so ruchlosen Treiben, das doch nach der Terka Behauptung durch geraume Zeit, nämlich mindestens so lange als sie im Hause war, id est durch ein und ein

halbes Jahr kontinuieret und unter seinen Augen getrieben worden war, nicht das mindeste sollte bemerkt haben, es sei denn, er wollte blind sein. . .

Für sich, in vielen bitteren Stunden, studierte Herr Ferdinand Riemenschneider diesen Aktus. Er war vollkommen klar und unzweideutig, ließ nicht der mindesten Hoffnung, nicht dem dämmerigsten Zweifel einen Raum. Sichere Indizia, bündige, lückenlose Aussagen. Er selber, der nicht bloß von Amtswegen erfüllt war von allem Glauben seiner Zeit, der niemals an seinem Berufe sich geirrt, hätte unter diesen Umständen sein eigen Weib zum Holzstoße senden müssen, war ihm der Spruch anvertraut. Und wie, ohne daß er selber wußte, seine Einbildungskraft eben wegen ihrer Dürftigkeit ganz erfüllt war von den vielen Prozessen, in denen er des Rechtes oder dessen gewaltet, was ihm dafür gelten mußte, so fiel ihm jetzt ein Zeugnis wider sein Weib Katharinen ein, das er nicht verhehlen hätte dürfen, wenn man ihn auf sein Gewissen darum befragt hätte. Denn er glaubte sich bestimmt zu erinnern, daß in derselben Nacht, in der die Terka verhext worden war, ein schwerer und rätselvoller Druck auf ihm gelegen, ein ganz unbändiger Schlaf. Mitten daraus erwacht' er: es war ihm nämlich, als hätte eine ferne und klagende Stimme seinen Namen gerufen. Er hielt sich still; aber ein sehr banges Schweigen war um ihn und kein ruhiger Atemzug seines Weibes, dem er sonst so gerne horchte in schlummerlosen Nächten, rührte an seine Seele. Nur im Kamin saust' es heftig bei sonst windstiller Nacht. Er griff dorthin, wo sonst das liebe Haupt seines Weibes zu ruhen pflegte, denn große Liebe

trägt in der ewigen Furcht vor dem Verluste ihren schärfsten Stachel in sich. Die Stelle war leer. . . . Er tastete um sich. Alles war, so meint' er vor dem Kruzifix beschwören zu dürfen, gestanden wie sonst . . . Da, zu seiner Rechten, das Nachtlicht, daneben ein Bündel mit Akten, darin er noch vor dem Einschlummern gesucht und gelesen; dann sein Gebetbuch — er fühlte die schweren silbernen Spangen und Beschläge, und es rieselte ihm kühl ans Herz. Und endlich der silberne Becher, ein ihm sehr wertes Erbstück nach dem Obristen, seiner Frauen Vater, der immer dastund, weil ihm sein Nachttrunk darin gereicht ward. Das alles sah er wieder und ganz bestimmt vor sich in diesem Augenblicke. Und wie er damals so einsam dalag, und das Rumoren im Schornstein ward immer lauter, und er rief nach ihr mit ganz leiser Stimme, und es kam kein Gegenruf, so überkam ihn erst eine unsägliche Bängnis und dann ein gar großes Entsetzen. Wo war sie? Er wollte nochmals rufen, und es schnürte ihm die Kehle. Er reckte den Fuß aus und zog ihn schauernd zurück. Denn ihm war, als sei er ins bodenlose Leere getreten; hob sich und sank zurück in die Kissen vor einem bleiernen, trägen Schlaf, der ihn befiel und nicht mehr losließ, bis es vollkommen Tag war und sein Weib neben ihm lag, friedlich und wangenrot, in ihrer blanken und wandellosen Schönheit, vor der ihn damals zuerst ein leises Grauen beschlichen hatte . . .

Das also war es gewesen . . . So erklärte sich ihre Ehrbarkeit, die ihn vordem mit solchem Stolze erfüllte . . . Denn er wußte um manche Anfechtung, der sie, wie jedes schöne Weib in dieser Stadt, ausgesetzt gewesen.

Oftmals, wenn er die verlorenen Werbungen adeliger und reicher Herren um sie mit gelassener Heiterkeit sah, hatt' er bei sich gedacht: der gewinnt kein Mensch was ab. Nein — ein Mensch nicht . . . Aber schlimmer als das: der böse Feind aller Menschheit hatte es ihr und ihm abgewonnen. Und wenn er selber sich manchmal vordem ihrer Kinderlosigkeit gefreut, damit sich kein Drittes störend zwischen sie dränge, damit ihrem immer neuen Begehren keine Schranke gesetzt sei — um diesen Preis war das ein zu teurer Verzicht. Fast wollt' er nun, sie hätte ihn mit einem leibhaftigen Nebenbuhler hintergangen, nur mit diesem unfaßbaren nicht. Ein würgender Ekel war in ihm. Die ganzen, langen Jahre seiner Ehe hatte sie ihn besudelt; der stolze, weiße Schwan, den er mit so hoher Freudigkeit gehegt, war ein unsauberer Nachtvogel, der in der Dunkelheit seine mausgrauen Fittiche spannte und dahinflog, wo sich nur hin zu denken den Reinen schauderte.

Sein eheliches Gemach hat er von dem Tage ab nicht mehr betreten, da er eine so traurige Erkenntnis der Wahrheit gewonnen zu haben glaubte. Es griff ihm nach der Kehle, gedachte er der unerhörten Lüge, die so lange Zeit es mit ihm geteilt, geheuchelter Liebe, deren Beweise er glücklich empfangen und die einem ganz anderen gegolten. In sein Arbeitszimmer schloß er sich ein. Er aß wenig und schluchzte viel und unbewußt, während er über dem Gutachten grübelte, das er aus freien Stücken dem hohen Kollegio zu überreichen gedachte. Denn einmal blieb ihm die dumpfe Gewohnheit, der es vollkommen widersprach, daß ein Fall so großen Belanges ohne ihn entschieden werden dürfte; als-

dann war die Grausamkeit eines Enttäuschten, an seinem Liebsten Betrogenen in ihm. Sterben mußte sie, schon um die Pein dieser Tage, neben der alles Glück der Vergangenheit versank. Und während er sich dies selber glaubte und mit triftigeren und schulgemäßeren Gründen auch seinen Genossen von der Richterbank bewies, war neben dem ungestümen Schrei nach Rache doch schon auch eine mildere Stimme in ihm wach. Sterben — ja, aber einen Tod nicht, so grauenvoll, und nach Martern, die all diese Schönheit, daran er sich so oft ergötzt, zerstören mußten, bevor sie noch zu Asche ward . . .

Dabei ging sein Hauswesen den ganz geregelten Gang weiter. — Die Terka sorgte um ihn, so daß er in diesem Belang des Fehlens seiner Frau kaum gewahr wurde. Nur ihm etwas zu häufig machte sie sich in seiner Nähe zu tun und suchte ein Wort an ihn zu bringen. Das war ihm leidig; und, er wußte nicht wieso? — aber eine Abneigung gegen das Mädchen begann in ihm zu keimen, und er wunderte sich, daß er sie in seinem Hause litt, die doch die Hauptschuldige war an seines Weibes Verderben. Von selber aber war sie nicht gegangen, und er, in drängenderen Sorgen, hatte nicht daran gedacht, sie noch fortzuschicken und sich dann selber um einen Ersatz umzutun. Wiederum war ihm zu anderen Stunden das bekannte, frische Gesicht lieb und willkommen. Und so trieben sich die Gedanken rastlos in ihm um und ließen ihn zu keiner Stätte noch Einkehr kommen. Diese sprangen eilfertig vorwärts: ins Ungewisse, ziellos Unbestimmte. Andere drangen ihnen behend nach, aber nur um sich plump und lastend an ihre Vordermänner zu hängen und sie also zu hemmen.

Dazu fühlte er sich von unsichtbaren Augen bespäht, und das verstörte ihn vollends: ihm war, als lauerte ihm hinter jeder Ecke ein Feind auf und ziele ihm nach dem Leben.

So schritt denn seine Arbeit stockend vor. Am 2. Augustus war sie beendet und sauber, in seiner schönen, klaren und etwas steifen Hand mundieret dem Richter übermittelt worden. Zu herandrohender Nacht war er ins Kühle gegangen. Denn die Tage waren gar heiß, daß man an ihnen vor Sonnenglut und vielem Staub kaum einen Atem zu gewinnen vermochte. Er war zunächst nach St. Stefan gegangen. Denn die Kirchen standen der Not der Zeiten wegen, des herantrotzenden, blutigen Türken und der unheimlichen Pest aus dem Morgenlande halber, den Gläubigen immerdar geöffnet. Viele Beter fanden sich im Münster, und er konnte mit seinem einsamen und ihm selber unklaren Leid keine rechte Andacht gewinnen inmitten der unruhigen und wechselnden Menge. Es waren nicht gar viele Schritte bis zu seiner Wohnung. Aber das Leben in den Straßen beirrte ihn, der in so kurzer Frist sich seiner fast entwöhnt hatte. Denn noch tat sich manchmal ein Stadttor mit dumpfem Klirren auf; oder man hörte den Zuruf der sparsamen Ronden auf den Basteien und das Rasseln ihres Gewehres, wenn sie's grüßend auf den Boden stellten. Adelige Herrchen gingen heim; vor ihnen der Fackelträger und hielt die Leuchte hoch, damit der Gebietende, der zierlich und im spanischen Gewande hinter ihnen einhertrippelte, auf dem unebenen Boden nicht zu Falle komme. Der Mond stand voll und hoch am Himmel, aber er kämpfte mit den gewölkten

Nebelschwaden, und ein Hof, der teure Zeit und großes Sterben kündigen soll, umgürtete ihn färbig. Auf der Schranne brannten die Feuer der Rumorwachen, die da lagermäßig im Freien nächtigten. Nun sank die Flamme in sich, nun, unversehens und mit eins, erhob sie sich wieder und glühte kräftig die grauen und getürmten Giebelhäuser und den Schandpfahl in ihrer Mitten an. Dort würde sein Weib stehen, ehe es den letzten Pfad beschritt, einer frevelhaften Neugier und jeder Beschimpfung preisgegeben. Herr Riemenschneider wandte sich mit einem starken Entsetzen. Eine müde Karre humpelte mühselig vorüber; nun stand sie ganz im Lichten der Beiwacht, nun verschlang sie wieder das Dunkel. So würde sie gefahren werden — aus dem Hellen eines würdigen und angesehenen Lebens über einen finsteren Weg zu den Flammen eines unerwünschten, unwürdigen Todes und zur Pein der ewigen Nacht. Er wußte nicht, wie ihm all diese Bezüge auf einen Schlag so lebendig wurden. Er sann und säumte durch manche Stunden.

So kam er heim. Es war eine unbezwingliche Sehnsucht in ihm, dazu ein heißer Zweifel, dessen Stachel aber noch nicht wußte, wohin er sich kehren solle. Mit unsicheren Händen schlug er Feuer und das Licht in der Rechten, betrat er das Schlafgemach, das er nun schon so lange gemieden. Da stand das ungeheure Ehebett; darüber, steif und ebenmäßig aufgehangen und von schmalen Goldleisten umfangen, einen Spiegel zwischen sich, waren die Bilder der beiden Gatten, wie sie vor Jahren ein auf seine Kunst reisender Niederländer in Oel gemalt, das erste Ehepaar, das sich in dieser Stadt ihm anvertraut hatte: sie in ihrer ruhenden Schönheit,

die seither durch die Fülle gewonnen, wie manche Blumen, denen erst aller Duft vergönnt ist, wenn sie sich ganz erschlossen, er schlank, fast hager, mit dichtem, braunem Haar, strengem Knebelbart und gelassenen, braunen, sicheren Augen in einem von der Sonne gefärbten und mutigen Gesichte. Er war anders geworden, in Tagen anders — wie verstört und fahl sah er sich selber aus dem Glase entgegen! Gleich einem Fremden, Kranken betrachtete er sich lange darin, mit einem Mitleiden zu sich und einer unbändigen Bangigkeit nach seinem Weibe in der Brust. Dann hielt er Umschau. Es verlangte ihn heftig nach einem Trunke aus dem Becher, den er in den Tagen eines sicheren Glückes so oft an die Lippen gesetzt. Und jählings und mächtig lief ein Zucken durch seinen Leib — der Becher fehlte, und überhaupt: alles stand anders, als er's im Gedächtnis zu haben glaubte. Und von zitternder Stimme rann ein Ruf durch die Nacht: „Terka!"

Sie stand neben ihm. So rasch, daß es eigentlich verwunderlich war, wollte man nicht glauben, sie habe schon lange und verlangend diesem Schrei entgegengeharrt. Wie sie eben das Bett verlassen: nur ein Tuch über der Brust, einen fliegenden kurzen Rock notdürftig umgeworfen, mit losen, reichen, schwarzen Haaren. „Was will der Herr?" und eine ungebändigte Erwartung lag in den Worten, wie sie sprach, den etwas harten und fast klagenden Tonfall der Ungarin in der Stimme.

Er beachtete sie nicht einmal. „Terka! Wo ist mein Becher, und warum ist alles im Zimmer anders, wie sonst?"

„Anders wie sonst? Der hochmögende Herr wird

sich da irren. Ist alles wie sonst. Mindestens, seit ich bin im Haus. Weil ich hab' alles geordnet, wie es der Herr gewöhnt ist und gerne hat, sowie erst die gestrengen Herren fort waren von der Kommission."

„Und mein Becher?"

„Das? Das ist schon gut zwei Monat oder noch länger beim Silberschmied. Weil es ist einmal gefallen und war verbogen, und der Dieb hat gesagt, er wird es bringen auf die Woche und wieder auf die Woche, und dann war auf einmal die Vergoldung schlecht inwendig, und er hat gesagt, er muß sie richten, und hat er mit so Ausreden das Becherl noch bis zu heute."

„Es ist gut."

„Soll ich morgen gehn, in der Früh' gehn um ihn?" und sie trat ganz an ihn heran.

„Nein, nein, geh' schlafen" und wie sie in einer unausgesprochenen Hoffnung immer noch zögerte, sah er sie mit einem eigenen Blick an, vor dem sie heftig errötete. Denn neben der Strenge des Herrn lag auch ein Erstaunen darin: das Erstaunen eines Mannes, der eines Weibes Geheimstes zu ahnen beginnt. . . .

Herr Riemenschneider war allein. Er mußte sich besinnen und alles erst in sich ordnen. Denn das war von ungeheuerem Belang, was er eben erst erkundet. Das mußte nach seiner ganzen Wichtigkeit begriffen sein. Demnach also hatte sein Gedächtnis das Zimmer in einer Form in sich aufgenommen, die längst nicht mehr zutraf. Ein Bild aus der Vergangenheit, vielleicht noch der erste Eindruck aus seiner jungen Ehe, hatte das Gegenwärtige verdunkelt. . . . Was aber war es dann mit jenem nächtigen Erlebnis, das mit solcher Bestimmtheit vor

ihm gestanden, mit jenem grauenhaften Erwachen in der Einsamkeit, von dem ihm so jeder Umstand in der Seele eingegraben war, dabei ihm eines durch das andere verbürgt gewesen? Riß hier ein einzig Glied, so bestand die Kette nicht mehr; dann hatte er einen Traum für Wahrheit genommen. Ihm stand somit die Schuld seiner Frau nicht mehr fest. Er brach in die Kniee. Das Angesicht verbarg er in die Kissen, und ein Krampf war in ihm. Es trieb ihn auf, in sein Zimmer. Dort saß er in Gedanken in der tiefen Fensternische. Und in die Wirrnisse, in denen seine Seele rang, tönte aus dem Nachbarhause ein leises Singen hinein: er wußte, drüben, beim Lehninger, versammelten sich die Stillen im Lande, hielten ihre geheimen Andachten und riefen mit ihren Psalmen zu Gott. Vordem hatt' er oft aus Pflichtgefühl an Anzeige gedacht. Nun trösteten ihn die flehenden Menschenstimmen wundersam. Und so, wie die Verheißung einer Zukunft voll Klarheit, erhob sich über den Dächern der Frühschein, und er entschlummerte dabei . . .

Der frühe Morgen weckte ihn mit einem Entschluß. Er wußte sich ergebene Menschen im Gefängnis, ihm verpflichtet um mehr als ein Ding. Und wenn alle Verschuldung und Guttat ausgelöscht sein sollte durch sein Unglück, so besaß er jene Springwurzel, die seit jeher bei uns zu Lande die festesten Schlösser aufsprengt: Gold. So warf er denn in fliegender Hast ein Zettelein hin und sandt' es durch einen Büttel seiner Frauen. Sei sie schuldig, so möge sie's ihm gestehen, und er werde ihr ein Gift zuschanzen, das sie ohne alle Pein in die Ewigkeit führe. Begehre sie Aufschub der peinlichen Frage,

so müsse sie sich als gesegneten Leibes bekennen, weil mit dieser Untersuchung ein Erkleckliches an Zeit gewonnen würde. Sei sie aber reinen Gewissens, so möge sie's um Gotteswillen ihm sagen, und es gebe nichts, was er nicht zu ihrer Rettung wagte und unternähme. Dies getan, ging er als unfähig, mit sich selbst ins Reine zu kommen, zu einem Beichtiger und offenbarte dem alles, was sich in und mit ihm begeben. Zum erstenmale brachten ihm die Worte des sehr ehrwürdigen Mannes keinen Trost und keine Beruhigung. Denn er hatte den Beichtenden offenbar nicht verstanden. Er wollte ihn mit seiner Pflicht gegen die Obrigkeit beruhigen, die er getreulich erfüllt und die allein die letzte Verantwortung träfe. Seine Bedenken rügte er noch als sündhaft und sich auflehnend gegen Gott, der wohl wissen werde, warum er ihm und seinem Weibe eine solche Prüfung zugeschickt. Eine gelinde Buße legte er ihm auf. Die Erwägungen in ihm aber waren zu mächtig, als daß sie durch einen Fasttag, oder von einigen Paternosters, gewohnheitsmäßig geleiert oder selbst mit aller Innigkeit gesprochen, gestillt hätten werden können. Sein ganzes Leben stand in Frage, und da schien es ihm nicht genug, einem anderen, und wenn's auch der höchste Willen war, alles zuzuschieben. Auf ganz die gleichen Inzichten und Indizia hin, nach denen nun sein Weib abgeurteilt werden sollte, hatt' er selber viele, so viele judiziert und justifizieren lassen. Geschah in diesem Falle unrecht, so gewiß auch bei allen vorher. Und so arbeitete der Zweifel in ihm, ein fauststarker und flinker Bergmann, der sich durchs Dunkel seine Gänge gräbt und vor dessen Schlägel und Gezäh zu Schutt und Trümmern sinkt, was

wie Felsen stark und gleich den Festen der Erde für Ewigkeiten gegründet erschien.

Zu Mittage heimgekehrt, fand er einen Gerichtsboten mit einem Brieflein seiner harrend, und die Terka mit sehr erhitztem Gesichte. Der Severin erzählte ihm, das Mädchen habe ihm durchaus das Brieflein abnötigen wollen mit Bitten, Schmeicheln und Schöntun und sich dabei so erregt gehabt, daß sein Verdacht rege geworden und er, sich dessen erinnernd, daß sie doch Hauptzeugin sei, und mit einiger Verwunderung, sie noch im Hause zu finden, lieber auf den Herren gewartet. Der Richter belobigte ihn dafür nach Gebühr und belohnte ihn darüber hinaus, dachte aber weiter nichts dabei und achtete in seiner Ungeduld nach dem Inhalte des Briefes nicht einmal darauf, was ihm sein Vertrauter noch zuwisperte. Erst gemach ward er aufmerksam und selbst gespannt. Denn ihm ward zugeflüstert, er möge wohl auf seine Sicherheit bedacht sein. Dies konnte ihn nicht überraschen. Wenn man gegen ihn noch nicht eingeschritten sei, so hofften ihm Wohlgesinnte auf seine Flucht, während die übrigen das Aufsehen scheuten, welches ein Einschreiten gegen einen Mann in solcher Stellung und so tadellosen Ansehens erwecken müsse. Er sei nämlich wegen seines allzugroßen Eifers, bekundet durch sein höchst scharfsinniges und ungefordertes Gutachten im Verdachte. Auch das entsprach vollkommen den Erwartungen des Richters; freilich, wenn er sich still verhalten, so hätte man ihn wieder sicherlich übler Gesinnung, des Zweifels in die Gerechtigkeit der Gerichte, endlich geheimer Hinneigung zur Hexerei bezichtigt. Das Verfahren gegen sein Weib nach Kräften zu beschleuni-

gen stände aber in der Absicht der Gesamtheit. Und in jener Ratssitzung, in der vom Herren Riemenschneider und seinem Gutachten so viel die Rede gewesen, sei sogar darauf hingedeutet worden, ob derselbe nicht seiner allerdings und unbedingt überwiesenen Gattin überdrüssig gewesen und darum im geheimen Einverständnis mit der Magd Terka und mit ihr in jedem Sinne unter einer Decke spielend vorgegangen sei, sich so der Lästigen zu entledigen. Da lachte Herr Riemenschneider ein kurzes, böses Lachen; ein schlimmer und sträflicher Ausruf gegen die Majestät aller Gerichte rang sich von seinen Lippen. Er brach ihn ab. Denn im gleichen fiel ihm bei: nach der nämlichen Logik und aus eben solchen Gründen und Beweisen, die ihn nun, gegen ihn selber gekehrt, so sehr empörten, hatt' er sein Leben lang geschlossen, Anklagen erhoben, abgeurteilt. Und so griff er nach dem Blatte und las:

„Dem sehr gelehrten und edeln Herrn Ferdinand Riemenschneider, Richter der Stadt Wien, meinem Eheherrn!

Es tut mir aus der Maßen weh und Gott soll Euch Euren Zweifel an mir verzeihen und daß Ihr mir also offenbarlich nach dem Leben stellt, wie sie mir sagen. Tun es andere — und die Terka wird schon dafür in der Hölle brennen, das Lügenmensch, an welchem ich niemals anderes getan, nur Gutes — so mögen sie meiner unwissend sein. Ihr aber kennet mich und wisset, daß ich gottesfürchtig war mein Leben und mich Euch so leicht nicht hingegeben, daß Ihr müßtet besorgen, als könnt' ich mich leichten Herzens mit einem anderen vergessen. Vom Hochmute meiner Lippen hat mein Herz

niemalen etwas gewußt, und hab' ich ihn als Gefangene schon zu tausenden Malen bereuet und vor Gott abgebeten. Torquieren aber und brennen sollen sie Euer Weib nicht: da sorg' ich schon selber dazu. Könnet Ihr etwas vor mich tun, so säumet nicht, und Ihr tuet Gottes Werk und sein Wunder, um das ich schon so lange flehe. Denn ich bin so gar verlassen, und weiß ich nicht, warum?

Eure getreue und unglückliche
Katharina Riemenschneider."

Nachschrift. „Und den Grund, warum sie mich nicht sollten martern dürfen, den dürft' ich wohl vorbringen und brauchte keinerlei Untersuchung zu scheuen.
Dieselbe."

Da fiel ein großer Schrecken den Herrn Riemenschneider an. Das Herz in seiner Brust stand still vor Bängnis. Das Brieflein entfiel seiner Hand, und er brach in ein heftiges Schluchzen aus und weinte laut, ohne dessen zu achten, daß ein so viel Geringerer dabei stand. Er zitterte also, wie ein Baum, den der Sturm von allen Seiten gepackt, daß der Büttel Severin herzuspringen mußte und ihn halten. Und dann, kaum er sich ein wenig versonnen, klammert' er sich an den Fronboten. „Severin," sprach er heiser, „ich hab' dir dein Brot gegeben und war dir immer gut. Willst du mir's danken, auch wenn es gegen den Eid geht?"

„Gegen den Eid?" und der Severin spitzte höhnisch die Lippen und blies so wie mit einem Hauche den Eid von sich.

„Ich bin ein reicher Mann, Severin. Und ich will dir ein besser Brot geben, ein reichlicheres, und wo du

nicht immer deine Hand bieten mußt zu Greueln, die unerhört sind und zum Himmel schreien."

„Zu Greueln, Herr? Was meint Ihr damit, Herr?" verwunderte sich der Severin. „Aber Brot ist Brot, und kann es der Severin geschmiert haben statt trocken, so war der Severin niemals kein Esel. Aber — sicherstellen müßt Ihr mich!"

„Kannst du mich zu meinem Weibe lassen und uns darnach aus dem Gefängnisse schaffen, wenn's sein muß? Noch weiß ich nicht, ob's geschehen wird. Denn ich weiß nicht, ob ich's darf, und meine Seele ist zwiespältig und weiß nicht, wohin sie sich wenden darf." Er wußte wohl, daß der Knecht nichts von seinen Kämpfen begriff, und hatte dennoch das Bedürfnis, einem andern, wem immer, Einblick darein zu gewähren.

Der Severin machte eine hohle Hand. „Mein Handgeld, Herr!"

„Da hast," und er zählte ihm eine Summe auf, über die sich der Büttel verwunderte. „Und heute oder morgen nacht. Sonst bist du deines Eides quitt, und das Geld gehört dennoch dein. Kannst du das richten?"

„Ich kann's richten, Herr. Und mein Wort gilt," und sie tauschten den Handschlag.

Herr Riemenschneider blieb wieder allein. Bis zur völligen Dunkelheit ganz allein. Die Terka, die öfter nach ihm fragen kam, sandt' er unwirsch weg. Und dennoch war es ihm auf einmal klar, wie gut es gewesen sei, daß er das Mädchen nicht fortgejagt. Von ihr erwartete er sich, obgleich ohne allen scheinbaren Grund, eine letzte Aufklärung. Zur gewohnten Stunde ging er abermals aus. Er fühlte sich schon eigentlich nur in der

Dämmerung wohl, während ihm vordem der helle Tag allein gemäß gewesen war. Ein Gewitter mußt' in der Ferne niedergegangen sein, denn eine weiche Kühle atmete durch die Straßen und aus einer grauen, rot vom Niedergange der Sonne durchflammten Wolkenbank zuckten häufige Blitze in das Blau und niederwärts. Etwas von der Süße des Hochsommerabends zog ein bei Herrn Riemenschneider, und ihm ward inmitten aller Pein, als sei sie nicht zu teuer für all die Erkenntnis bezahlt, die ihm dadurch geworden war, und als stünd' er an der Schwelle eines großen, lichten Saales voll ahnungsvoller Geheimnisse, die sich ihm in einem Frühschein entschleiern würden, dem gleich, der eben erst ihm nach der schwersten Nacht seines Lebens aufgeglommen war. Er saß in eine schlechte Kneipe, wo ihn gewiß niemand kannte, und trank sein Glas Wein. Um ihn war ein lautes Wesen. Man sang, man fluchte, man berühmte sich und scharmierte. So sicherer konnt' er sich in sich selbst versenken, und all der Tumult störte ihn nicht. Denn ihm war wie der Mutter, die ein junges Leben in sich fühlt.

Als dann die große Dunkelheit über der lauten Stadt lag, als schattenhaft graue Gestalten in den Hof des Lehninger huschten, fand sich unter ihnen auch Herr Riemenschneider. Niemand fragte ihn um den Zweck seines Kommens, und er, der nur noch nach geheimen Antrieben handelte, hätte keine Antwort gewußt; jeder verwunderte sich insgeheim darüber. Man versammelte sich in einem großen, ganz schmucklosen Zimmer; nicht einmal ein Bild des Gottessohnes war darin. Gegen Sonnenaufgang gewendet, wo man durch ein unver-

hülltes Zimmer ins nächtige Grauen sah, betete man deutsche Gebete mit vieler Andacht, die den Richter ergriff, mit sich riß, über sich erhob; denn es waren Gleichnisse und Sinnbilder darin und eine reine Betrachtung des Göttlichen, mit dem eins zu werden diese Geprüften und Schmerzhaften rangen, die an jedes Herz griff. Psalmen wurden gesungen, im Dunkeln, so daß keiner den Nachbarn recht gewahren konnte, mit vieler Inbrunst. Jeder schrie eben für sich zu seinem Gotte. Und dennoch überkam den Richter ein Grauen in dieser Versammlung, wo kaum einer war, dem er nicht weh getan durch eigenes Eingreifen oder Dulden, durch Anklage oder Spruch. Immer war ihm, als müßte sich einer erheben und ihn zornig fortweisen aus dieser Gesellschaft. Nichts dergleichen geschah; hier war eben, das sah er, jeder willkommen, der in sich Gram trug. So auch er. Eine Beruhigung überschlich ihn langsam. So lernt' er die Pein eines, der sich seines alten Lebens abtut und den dabei zugleich verheißend aus dem Weiten ein neues grüßt. Dann ward Gottes Wort ausgelegt. Aber der Preis der Prüfungen und der Heimsuchungen, welcher hier verkündigt ward, genügte ihm nicht. Es verlangte ihn immer noch nach dem Glück, und er glaubte daran. Endlich ward das Abendmahl in beiden Gestalten gereicht, denn in dieser Gemeinschaft fühlte sich jeder als Priester. Auch er empfing es, so sehr das mit seinen alten Gewohnheiten stritt, als müßte das so sein. Dann ward der Bruderkuß getauscht, und er schied sich von diesen Stillen im Lande, die unter beständiger Gefahr, den strengsten Gesetzen entgegen den Gott nach ihrer Art bekannten, der sich ihnen in Wettern offenbart, als

ein Bruder von Brüdern, mit denen ihm tausend gemein ist und nur eines nicht, das ihn unwiderruflich und für immer von ihnen trennt. Denn er war noch nicht gewillt, gänzlich zu entsagen. Er glaubte die Möglichkeit einer Rechtsordnung, die jedem das Seine zubillige, die nicht auf Gewalt und Unrecht sich aufbaue, und fühlte die Kraft in sich, anderwärts an ihrer Heraufführung mitzuwirken. Seine Kraft? Wozu hatte sie so lange gedient? Er war nicht gestiegen, er war geschoben worden. Nun fühlte er die Zeit nahe, da er auf sich und sie allein gestellt sein würde — und er gedachte sie zu gebrauchen . . .

In derselben Nacht hatte sich die Terka überhaupt nicht niedergetan. Sondern sie harrte seiner, ganz angekleidet in wilder Angst und in laut schreiender Verzweiflung ihres tiefsten Wesens.

Denn seit dem Tage, an welchem sie vor Gericht gestanden, hatten sie die Kameradinnen gemieden. Eine Magd, die eine solche Beschuldigung gegen ihre Herrin aufbrachte, die war nämlich dazumal noch etwas Unerhörtes, und das Volk scheut den Angeber und hat immer Neigung, gegen das Recht und für seine Opfer Partei aufzuwerfen. Anfangs merkte sie's nicht, denn sie war ganz in sich, ganz mit einem geschäftig. Eine eigentliche Vertraute hatte sie niemals gehabt. Das Geheimnis in ihr, das wußte sie, war solcher Art, daß keines Menschen, nicht einmal des Beichtigers, der doch immer ein Mann war, Auge darein blicken durfte.

Langsam aber begann sie den Bann zu fühlen, der um sie lag, die Bürde des Schweigens zu schwer zu finden, die sie so allein tragen mußte. Der Herr hatte

keinen Blick mehr für sie; die verödete Wohnung hielt sie, wie man sagt, daß der Anblick des Opfers den Mörder zwingt, und reizte sie dennoch zugleich auf und quälte sie. So war sie für eine Weile fort. Es schummerte. Um den Brunnen in der Nähe ihres Hauses standen die Mägde. Diese oder jene war von ihrem Schatz begleitet, der ihr die volle Wasserbütte auf den Rücken hob oder sie ihr gar, wenn er noch sehr verliebt war oder ernste Absichten hatte, bis zum Haustore nachtrug. Man tuschelte untereinander, man kicherte, wenn irgend ein unterhaltlicher Handwerksgeselle dazu trat und ein feingedrehtes Schmeichelwort oder den jüngsten Schwank anbrachte, verstummte und duckte sich, wie die gockenden Hühner, über denen der Falk kreist, wenn ein grimmiger Reitersmann sporenklirrend einhertrat, äugelte dabei verstohlen nach ihm, und es war sehr vergnüglich und eine Stunde der Erholung, die allen sehr wohl zu gönnen war nach der mannigfachen Plage des Tages.

Als aber die Terka vorbeiging, mit rauschenden Röcken und wippenden Ganges, schwiegen sie alle mit einem Schlage. Das ärgerte sie. Dann erhub sich ein Gewisper und Geraune. Das erregte sie noch mehr. Und mit einem Entschlusse blieb sie stehen: „Was wollt ihr von mir?“ Keine unmittelbare Antwort. Nur die Zeigefinger aller streckten sich ihr entgegen und es ward ihr dabei nicht anders zumute, wie dem andringenden Feinde, wenn die Landsknechte den Igel formieren und ihm allenhalben die Lanzenspitzen entgegenstarren. Und aus dem Gewalthaufen erhob sich eine sehr hohe Stimme, die so schrill war, daß sonst alle lachten, wenn sie im

Eifer sprach, und gellte: „Da geht sie!"

„Ja, da geht sie!" wiederholte der Chorus.

„Nun, und was geht das euch an," entgegnete die Terka kampfbereit. Denn die Stimme gehörte ihrer besten Feindin, der blonden Maris, der sie aus landsmannschaftlicher Freundlichkeit aufgebracht, sie schiele. Sie tat's aber nur ganz wenig.

„Ja, da geht sie und fühlt sich schon als reiche Frau und hat kein Aug' für einen ehrlichen Dienstboten," erklang's wieder.

„Das lügst du, scheele Gans mit gelben Federn; ihr habt weggeschaut," berichtigte die Terka mehr der Wahrheit, als der Höflichkeit gemäß.

„Und schimpfen tut sie auch noch, der Lügenhals," rief's ihr wieder entgegen. „Statt Gott zu danken, daß man sie in Ruh läßt und nicht mit Steinen wirft. Und sie tut, als tät' sie nicht wissen, daß ihre Hausfrau heut' ist verurteilt worden, dort zu brennen, wo eigentlich sie hingehören tät. Weil sie alles gestanden hat, was ihr der Basilisk da aufgelogen hat, nur damit man sie nicht noch martern tut vor ihrem seligen End'. Und sie wird gut brennen, sagt mein Büttel, weil sie fett ist und nicht geweint hat, und die brennen am besten, sagt er. Und so was geht auf der Straße und nicht unter den Galgen, wo's allein hingehören möcht'."

„Wenn sie alles gestanden hat, so geschieht ihr doch kein Unrecht," bemerkte die Terka nicht ohne Logik und fühlte doch, wie sie heftig erschrak, nun ihr mit solcher Bestimmtheit und so nah das Schicksal ihrer Frau gewiesen ward. „Und überhaupt die Maris! Wo ihr einer Herr auf die Gant gekommen ist, und die's mit dem

Büttel halten muß, weil sich kein anderer die Ohren will zerreißen lassen von ihr. Pfui!" und sie spie nachdrücklich vor sich hin.

„Sie spuckt auch noch! Die . . .!" Es war ein unerhörter Diskant, schrill wie der Ton eines Nagels auf Glas. „Und als ob ein Büttel nicht ein Ehrenmensch wär' und ein amtlicher und vereidigter Mensch und nicht besser wär', als eine böse Hexe oder gar der Teufel selber, wer ihr das eingeblasen hat! Und die weiß schon, warum sie sich vor dem Büttel fürchten tut, und wenn sie so schamlos ist und hingeht auf die Gänsweid' zuschaun, so soll sie nur schaun, was mit ihr geschieht. Die Kleider reißen wir ihr vom Leib vor allen Leuten, daß sie da steht wie eine, was gar keine Scham in sich hat. Das tun wir!"

„Ja, das tun wir!" wiederholte der Chorus, in dem diesmal schon drohend tiefere Männerstimmen mitklangen.

„Probiert's," rief die Terka mit dem letzten Rest ihrer Entschlossenheit. Aber das Herz schlug ihr in die Kehle, und ein Schlucken kam ihr.

„Willst vielleicht wieder verzündeln gehn? Noch Leut' ins Elend bringen wie Frau und Herrn? Oder weißt nicht, daß sie auf der Schranne das Urteil gegen den Herren Riemenschneider auch schon so gut wie fertig haben? Und daß du dann von deinem Anzeigeteil leben können wirst als reiche Frau? Pfui, Judassin!"

„Den Herrn auch?" wollte die Terka rufen. Sie konnt' es nicht. Denn einmal klemmte sich's ihr plötzlich im Halse. Dann aber hatte sich der Haufen um den Brunnen aufgelöst. Sie sah sich umringt, vor dem Ge-

sichte tanzten ihr Fäuste; man spie nach ihr, wüste Schimpfworte hagelten auf sie nieder. Sie, in halber Betäubung vor dem einen, davor sie sich so entsetzt, empfand es kaum. Und mit eins war der tolle Spuk wieder zerstoben. Gleichmäßig, im Takt klangen die Schritte der nahen Scharwache. Sie dachte nicht einmal daran, ihre Rache wegen der Unbill heraufzurufen, die man ihr angetan. Mühselig schleppte sie sich heim, und kauerte sich in sich. „Den Herren auch!" Das warf sie nieder. Denn was zu Wien einmal auf der Straße ausgeschrieen wird, das ist immer wahr und von oben besiegelt. Und ihr allgemeines Schuldbewußtsein, das sie so lange niedergekämpft, stieg tödlich groß aus der Finsternis, saß zu ihr und sprach ihr zu mit einer Stimme, heiser wie des Zügenglöckleins, das sie läuten würden, wenn man erst sie und dann ihn hinausführen würde den weiten Weg ins Erdberg. Und sie sah wieder den traurigen Zug vor sich, hinter dem sie selber, neugierig, so manchesmal gelaufen. Mit anderen Augen aber und erfüllt von Schauder. Denn, dem so die ganze Stadt das Geleite gab, den sie, freilich wider ihr Wissen, auf diesen Pfad, auf dem es keine Umkehr gab, gestoßen, den hatte sie seit langem und heimlich geliebt.

Und nun hielt auch die Terka Rückschau. Wie im Hause des Richters zuerst ein heimeliges Gefühl in ihr erwacht war, die von Kind auf so kein Behagen und kein Glück gekannt, die nichts vor sich gesehen, nur unter den Eltern Unfrieden und Not für alle. Wie hier die Zärtlichkeiten zwischen den Ehegatten, unverhohlen und ohne Scheu vor ihr getauscht, zuerst den noch unbestimmten Wunsch nach etwas Gleichem in ihr entfacht, bis sich

dieser Wunsch immer bestimmter dieser einen Person zugedrängt. Wie ihr alles an ihm so gefallen, seine Ruhe, seine Stimme, sein ebener und gelassener Tritt, wie sie einzig das vor dem Falle bewahrt und alle Nachstellungen vergeblich gemacht, deren man ihr doch zur Genüge bereitet. Wie sie aufgegangen in dieser einen Sehnsucht, nun erzitternd vor einem Runzeln seiner Brauen, nun bei einem freundlichen Worte voll Hoffnung, freilich eines Hoffens, von dem sie niemals ahnte, wie es in Erfüllung gehen sollte. Bis sie nur noch begehrte, er möge sie an sich nehmen wie immer und sei's nur für eine Stunde und gleichviel, was immer daraus erfolge. Wie mit dieser Hölle in ihrem ungestümen ungarischen Blut zugleich in ihrem jungen Herzen eine maßlose Beschämung war, daß er so gar keinen Blick für sie hatte, die sich schön wußte und sich in tausend Dingen verraten zu haben meinte. Und dann und aus alle dem erwuchs ein ungezähmter Haß gegen die, die allein sie sich im Wege glaubte. Und dann . . . Aber, was immer sich begeben, das schien ihr, sie dürfe es auf sich nehmen, wenn sie nur das dafür erlangte, wofür sie das alles getan, das sie verblendete und an sich zog, unwiderstehlich, wie nach dem Glauben des Volkes den Salamander das Feuer, das sein eigentliches Element ist. Denn Reue empfand sie auch in diesen bösen Augenblicken nicht. Was sie getan, das mußte sich begeben — sie hätt' es selbst wiederholt.

So, in Gedanken, die sie nicht zu prüfen noch zu bannen vermochte, unter Bildern, die sie leibhaftig vor sich zu sehen vermeinte, rann ihr eine Zeit sehr ungleichen Ganges vorüber. Sie hörte den Herren heimkom-

men und im Zimmer rumoren; ständig in der Erwartung, er werde ihrer bedürfen und nach ihr rufen. Denn ohne sein Geheiß vor ihn zu treten, davor empfand sie plötzlich eine ihr unerklärliche, dennoch unbezwingliche Scheu. Ein Weilchen verging also, bis ihr das Harren unerträglich ward. Auch war hinter der Türe, an der sie verhaltenen Atems horchte, um nur ja gleich zur Hand zu sein, eine ängstliche Stille. Und mit einem Entschlusse schlug sie rasch daran, und ohne eine Antwort zu erwarten oder hinter sich zu schließen, trat sie ein. . . .

Es war ein halbes Licht im Gemach. Eine Kerze brannte; ihre matte Helle kroch mühsam zur spitzen Wölbung des Zimmers auf und stritt mit der Nacht, die noch in dem Garten saß, wie mit jener allerfrühesten Helle, die einem Nachglanz der Ampeln gleicht, die um das Schlafgemach der Sonne entzündet werden. Sie sah sich um. Alles war wie sonst. Nur ein dürftig Felleisen, das kaum einem armen Reisenden genügt hätte, hing über einem Stuhl. Er hob bei ihrem Eintreten das Haupt und sah sie mit roten Augen an. Denn er hatte wieder geweint. Sie erschrak; so gar verfallen war er, und das Zwielicht ließ ihn noch viel älter erscheinen. Es war in ihr ein sehnsüchtiges Mitleiden, von dem sie nicht begriff, wie sie's niederzwang. Und mit bebender Stimme begann sie: „Der gnädige Herr hat gerufen?“

Er schüttelte den Kopf und sah sie an, neugierig, fragend.

„Ich habe gedacht,“ fuhr sie fort, „der gnädige Herr wird mich brauchen.“

Die gleiche Bewegung, der gleiche Blick, scheinbar nach ihr, in der Tat aber ins Leere. Ihr ward immer

bänglicher zumute vor dieser Verlorenheit. Aber sie nahm ihren ganzen Mut zusammen. „Nämlich, hab' ich gedacht, wenn der Herr packen wollen möcht' . . ."

Er richtete sich langsam straffer: „Ich habe nicht gepackt. Ich habe Ordnung gemacht. Denn warum sollt' ich packen?"

„Nämlich," und sie trat ihm einen Schritt näher, „weil die Leute sagen, der hochmögende Herr Richter wird verreisen."

Er schwieg, besann sich, sah sie unverwandt an. Endlich: „Und warum denn?"

„Die Leute sagen, man will dem Herrn Richter an. Und so ein kluger Herr wird das doch wissen und nicht warten, bis sie ihn greifen. Und da müßt' er doch packen."

„So?" Er atmete tief. „Und wenn ich das wüßte und doch nicht ginge?"

„Um die Barmherzigkeit Gottes, um seine heilige Mutter und um meine ewige Seligkeit — so geht!"

In ihm war eine große Stille; er lauerte auf einmal auf etwas und verspürte das: „Was hat das mit deiner Seligkeit zu tun?"

„Weil nämlich die Leute sagen, ich hätt' den gnädigen Herrn ins Unglück gebracht, und ich hab' das nicht wollen, gewiß nicht und wie vor Gott nicht, und ich hab' niemals nichts wollen, nur das Glück vom hochmögenden Herrn." . . .

„Was liegt dir daran, Terka? Wenn du die Wahrheit gesagt hast? Wahrheit muß ans Licht, gleichviel, was es sonst gilt!"

Ihr verschlug's die Rede. Und mühsam lenkte sie zu-

rück. „Wenn aber der Herr reist, so hab' ich mir gedacht, muß doch wer mit ihm. Denn wer soll sorgen für ihn, wo er doch Bedienung gewohnt ist und sie haben muß als ein solcher Herr und von einem, der ihn kennt und seine Gewohnheiten und seine Bequemlichkeit? Und wer kennt sie so und alle, wie die Terka? Und an einem andern Ort möcht' der Herr vergessen, was ihm hier geschehn ist, und mir wär' keine Mühe zu viel."

Er sah wohl, was sie bei jedem Worte litt. Aber in ihm war kein Erbarmen; nur eine große Klarheit, wie sie vor einem Gewitter jeden Grat und Zinken im hohen Gebirge umfließt, und eine unheimliche Ruhe, die ihn jedes Wort suchen und nach einem noch nicht bestimmt erschauten Ziele wenden ließ, wenn in ihr alles in Fluß und Gärung war.

„Und warum möchtest du dich so mühen um mich?" . . .

„Muß ich's selber sagen?" Es war ein Aufschrei, wie ihn der Richter noch niemals vernommen. Und dann sehr leise: „Weil ich den Herrn lieb hab'." . . .

Er hob sich, stand strack und ihr ganz nahe. Sie aber, nun das Lösungswort erst gefallen, fuhr fort, und die Farben kamen und gingen, nach flammender Röte Totenblässe: „Weil ich den Herren lieb hab', und wenn tausendmal die Verdammnis darauf steht. Und weil ich mir gedacht hab' und nicht einmal: sein Hund möcht' ich sein, weil man dem doch schön tut zuweilen, kann ich schon nicht mehr sein. Und weil ich nichts wüßt' für mich, keine Marter, die zu groß wär', wenn ich sollt' den Herrn gebracht haben um seine Ehr und sein Leben. Und weil ich mich gefreut hab' in mir, wenn der Herr

einmal gezankt hat mit der Frau: vielleicht wird er jetzt anschauen die Terka, oder, weil sie doch niemals hat nachgegeben: vielleicht werden sie sich ganz zertrotzen, und es wird kommen eine Zeit für mich, wo der Herr sieht, ich hab' ihn lieb und ich möcht' nicht recht behalten wollen gegen ihn, der doch klüger ist und es besser wissen muß. Und darum geht, Herr, und nehmt mich mit."

„Und die Frau, Terka?"

„Ach, die Frau! Und müssen denn beide umkommen? Euch möcht' ich nicht um die ganze Stadt auf der Seelen haben." . .

„Und die Frau möchtest du auf der Seelen haben?" Er tat einen raschen Schritt nach ihr hin und faßte sie mit hartem Griff an der Schulter.

„Jesus, Maria und Josef! Wo denkt der Herr hin?"

Jener Grimm war in ihm erwacht, der ein Zeichen und die Gewähr völliger Genesung und Befreiung der Seele ist. Unter dem harten Druck seiner Faust sank sie nieder, immer mehr, immer tiefer. Und mit tönender Stimme rief er noch einmal: „Und die Frau nimmst du auf deine Seligkeit?"

Sie lag ganz auf den Knieen vor ihm. Mit verzerrtem, blutlosem Gesichte sah sie zu ihm auf. Die Kerze rang, siechte, verlosch. Und mit ihrem fahlen Lichte schwand ihr letztes bißchen Mut: „Ich hab' sie auf dem Gewissen, Herr." . . .

„Und warum?"

„Ich hab' sie niemals mögen. Sie war hochmütig zu mir, und sie schlug mich, wenn ich ihr das Haar strählte

und zog sie nur an einem. Nicht einmal schön war sie, ehe sie sich hergerichtet. Und ich bin's Herr und so viel jünger. Und da hab' ich gedacht so bei mir: es ist das beste auch für den Herrn, sie kommt weg. Und wie das machen? Das war der Gedanke. Und da vor den Lehningers ist mir's eingefallen und mich hat's gehabt."

„Und nun Terka? Was nun?"

„Weiß ich nicht, Herr! Nur kann ich nicht leben ohne den Herrn."

„So laß es sein. Und gutmachen kannst du gar nichts. Oder willst du bekennen und deine Strafe auf dich nehmen, Terka?"

„Will ich nicht, Herr!" Der Trotz flammte ein letztes Mal in ihrem bräunlichen Gesicht auf, saß finster zwischen den dichten, schwarzen Brauen.

Er stieß nach ihr, schlug sie, die von ihrer Schwachheit niedergezogen, völlig gestreckt vor ihm lag, in unbändiger Wut und wohin er sie traf. Sie litt's schweigend, zuckend, die bloßen Arme zum Schutz über den Kopf geworfen. „Du Tier, du Tier!" ächzte er. „Als hätt' ich an dich jemals gedacht! Spür's jetzt! Denn glaubst du, du kannst was gutmachen? Nichts kannst! Denn wenn du schon kommst und gibst dich selber an — was nützt's? Sie nehmen nur dich auch und haben drei und sparen das Geld, das sonst dir zukommen wär', und das sie immer brauchen können und haben umsonst drei! Denn ihr Geständnis steht und nimmt ihr kein Gott; und der Verdacht gegen mich steht, und du bist ihnen von selber ins Garn. Ich weiß, wie sie schließen — ich!" Es war mit der Haß gegen seine ganze Vergangenheit, was sich so gewalttätig gegen sie ausließ. — Sie hob

sachte den Kopf, wie der Sturm sich erschöpfte und gelinder ward: „Und ich Herr? Was soll's mit mir?"

„Was geht's mich an? Geh in die Donau. Vielleicht hat sie Wasser genug, den Brand zu löschen, den du entzündet hast."

Noch einmal sah sie verzagend zu ihm auf. Aber durch das Gewölk seines Zornes brach nicht ein Strahl der Erbarmnis. Und so, auf den Knieen, die Hände vor die Ohren gepreßt, damit sie kein Wort mehr vernehme, die Ellenbogen weit abgespreizt, rutschte sie aus dem Gemache. Draußen hob sie sich mühsam auf unsichere und widerspenstige Beine und huschte aus dem Hause.

Es war um die dritte Stunde vor Tag. Herr Riemenschneider richtete sich zu seiner völligen Höhe auf und schüttelte sich stark. Dann verwahrte er an seinem Leibe, was er an gemünztem Golde, Kleinodien und Kostbarkeiten besaß. Dessen war eine ansehnliche Last; denn noch trachtete jeder seine Habe so zu halten, daß er sie im Falle der Not und einer Flucht mit sich nehmen konnte. Viel mußte immerhin zurückbleiben: ein billig Opfer für die Sünden vergangener Tage schien's ihm jetzt. Was er aber an sich trug, das genügte reichlich, um wo immer es ihnen geliebte und ohne Furcht vor dem künftigen Morgen ein neues Leben zu beginnen. Er trat hinaus in den jungen Tag, der noch unsicher und ängstig sein Haupt zwischen den wallenden Schleiern der Nacht vorzuschieben versuchte. Der Richter pfiff: aus einer nahen Gasse tauchte ein Gespann auf, das er für heute und morgen für die währende Dunkelheit gemietet. „Warte." Am Tore des Gefängnisses harrte der Severin. Ein kurzes und behutsames Gehen durch

dunkle Gänge: eine Türe, knarrend trotz aller Vorsicht, daß man erschrak und ein Augenblickchen mit Herzklopfen verzog. Die Gatten standen einander gegenüber. Sie war vollkommen wach. Kein Aufflammen der Leidenschaft — nur eine stille und große Innigkeit. Was in ihr von Vorwurf war, was in dieser Zeit der Leiden genug in ihr genagt, war ausgetilgt in der Freude des Wiedersehens, vergessen die heftige Rede, die sie für den gelegenen Augenblick sich ausgedacht, bei seinem Anblicke bis auf das letzte Wort. „Daß du nur noch gekommen bist! Ich wußt' es, du wirst mich nicht ganz verlassen," sprach sie immer wieder. Er aber küßte ihr unablässig die Hände, die roten Male, welche die Schellen um ihre Gelenke geprägt und sie ließ sich's gerne und wieder duldend gefallen. Und beiden fiel aneinander eines auf. „So gealtert bist du, Käthele!" Es war das erste Mal, daß er ihr gegenüber einen Kosenamen brauchte. Sie lächelte stumm und leise: „Dich hat's eben auch nicht jünger gemacht, Ferdinand. So müssen wir als alte Leute ein neues Leben probieren." „Und wollen's redlich," ergänzte er mit einem Schwur. Dann pochte der Severin. Sie tat rasch ein Knabengewand an, das er in seinem Felleisen mitgebracht. Ein eiliges Gehen durch Gäßchen, ein fluchtmäßig hastiges Biegen um Ecken. Wieder der gelle Pfiff, aus dem Schatten tauchte der Wagen, empfing die drei und es ging dem Stubentore zu. Das Paßwort fiel; das Tor tat sich klirrend auf. Und dann, erst langsam dann immer eilender, an immer niedereren und verstreuteren Häusern vorüber jagte das Gespann, zum Strome, wo ihnen ein Eilschiff bereitet stand. Kein Blick galt dem Gewesenen. Nur ehe sie ein-

stiegen, wandten sie sich rückwärts, wo über graue Mauern und rote, steile Ziegeldächer St. Stefan aufstieg, Hüter und Wahrzeichen der Stadt. Sie saßen ins Boot, und der Severin legte sich mächtig in die Ruder, und die Strömung empfing sie und riß sie mit sich. Hinter ihnen aber war ein leises Rauschen, wie wenn ein satt getrunken Gewand durch die Flut streift, und sie ahnten nicht, daß da die Terka getriftet ward, ihrer ewigen Ruhe entgegen...

Ueber der Flut lagen die grauen Nebel. Sie schimmerten silbern in der ersten Frühe, zerteilten sich, stiegen die flachen und bebuschten Ufer hinan, durchwoben die Kronen der Ulmen und Erlen. An schwarzen Wäldern vorüber ging's, an schweigenden und verworrenen Auen mit rätselvoll schimmerndem und zum ernsten Wasser hinübernickendem Rankenwerk, durch das große weiße Blüten leuchtend hindurchdrangen. Der Morgen erglomm. Der Reiher erhob sich mit schwerem Flügelschlage und heiserem Gierschrei und stieg der aufflammenden Röte entgegen; im Blauen schwamm mit gelassener Schwinge der Seeaar und rief mit gellem Kreischen nach seinem Genossen. Der ahnungsvolle Frühschein wich der vollen Helle. Im Kiele lag die Frau und schlummerte, erschöpft von so vieler Aufregung, immer noch in ihrem Knabengewande, das der keimenden Hoffnung in ihrem Schoße so seltsam widersprach; der Severin schlug die Ruder mit starkem Schlage. Vorne aber, im Bug stand der Richter und starrte in das Gold des Morgens und in das Unbekannte, das ihm, wie uns allen, als das Glück erschien.

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt.

J. J. David

Gesammelte Werke 4

Vier Geschichten • Am Wege sterben

München und Leipzig • R. Piper & Co.

J. J. David
Gesammelte Werke
Vierter Band

J. J. David

Gesammelte Werke

Herausgegeben von
Ernst Heilborn und Erich Schmidt

Vierter Band

München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1908

J. J. David

Vier Geschichten
Am Wege sterben

München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1908

Inhalt:

Vier Geschichten

Das königliche Spiel

„Also. Belieben Sie. Nämlich." Er hob das Haupt und wies mit einer herrischen Geberde nach dem Brett, wo sich eben eine klare Mattstellung ergeben hatte. Dabei richtete er sich auf, der bis dahin lässig und vorgeneigt gesessen, und glättete mit der Linken sein Haar, das in widerspenstiger und weißer Fülle um das eckige Gesicht hing. Bart und Augen waren noch schwarz und jung. In den Blicken lag eben eine solche Ueberlegenheit, ein so heftiges Siegergefühl, daß es merkwürdig war. Denn er hatte just keinen Meister des königlichen Spieles vor sich gehabt. Ich zahlte. Er strich ohne Wort den gewonnenen Betrag ein, reichte dem Kellner ein ansehnliches Trinkgeld, kleidete sich sehr sorgfältig vor dem Spiegel an, und wir gingen. Es war gerade die Stunde, in der die Kaffeehäuser zu veröden beginnen. Die Soliden sind schon heim, und die Nachtschwärmer rücken erst später ein. Nur noch eine Schachpartie war im Gange. Um den runden Tisch im Säulensaal, der sich so schön in spitzen Bögen emporhebt, saßen noch Zeitungsleser. Er griff nach einem illustrierten Blatt und überflog kopfschüttelnd die Schachspalte. Ich wartete. Es war sehr still. Nur ein unbewachter Kellner versuchte allerhand Kunststöße auf dem Billard, und die Bälle klappten hart und bestimmt aneinander. Sonst war's müde, graue und schläfrige Zeit.

Wir schritten gemeinsam durch stille und winkelige Gassen der inneren Stadt einem kleinen Wirtshause zu. Das war so eingeführt zwischen uns, seitdem wir zu spielen begonnen, wozu mich nach jahrelanger Unterbrechung mehr der Anteil an ihm als am Spiele selbst bewogen hatte. Denn er war mir aufgefallen durch sein Bestreben, auch als Berufsspieler die Eigenschaften eines Gentleman sich zu bewahren. Er ging nicht lediglich auf den sicheren Gewinst los; er spielte schön, mit überraschenden Wendungen, und bemühte sich also, dem anderen jene Anregung und das Vergnügen zu gewähren, das sich der von ihm erwartete. Hatte er für diesen Tag genug gewonnen, so führte er den Besiegten gerne eine schöne Partie vor und erläuterte sie.

Er war ein sehr armer Teufel, aber er vergab sich nichts; war weit herumgekommen und drückte sich gewählt aus. Aber gesehen hatte er eigentlich nichts von der Welt, die er bereist. Denn ob er von der sonnigen Havanna sprach, ob von Hastings oder Nürnberg, er wußte nur von den Kämpfen, die dort auf dem Brette geschlagen worden waren. Sonne und Menschen waren ihm gleichgültig und ganz aus dem Gedächtnis geschwunden, das sonst jeden einzelnen Zug, den ganzen Gang einer Partie mit untrüglicher Treue aufnahm und für immer verwahrte.

Als er im Gasthause ablegte, fuhr er nach seiner ängstlich reinlichen Gewohnheit unmerklich mit dem Rockärmel über seinen Hut. Mir fiel dabei erst auf, daß darum ein Trauerflor geschlungen war. Wir saßen einander gegenüber. Ich liebt' es nämlich, diesen Kopf voll vor mir zu sehen. Er war wie gehäm-

mert von gewaltiger Gedankenarbeit: die Sorge aber hatte tiefe Runen in diese mächtige Stirn mit den starken und trotzigen Jochbögen eingegraben. Bei aller Sicherheit des Auftretens und Benehmens lag eine gewisse Willensschwäche um den Mund und das sehr kurze Kinn. Nach dem Essen demonstrierte er gern. Er hatte zu diesem Zweck ein handliches Ledertäschchen mit kleinen und zierlichen Elfenbeinplättchen als Schachfiguren, das man ihm in Newyork geschenkt. Oder er holte aus einer sehr umfänglichen und dickleibigen Brieftasche, die nur bei Fleischhauern und Selchern einen Rückschluß auf die Vermögensverhältnisse gestattet, Zeitungsausschnitte mit seinem Bild oder mit Besprechungen seiner Leistungen oder mit Zuschriften berühmter Meister an ihn. Er fühlte sich durchaus als Künstler. Oder er erzählte klar, logisch, lebendig, nur ohne jede Spur von Anschauung. Zornig wurde er nur, wenn er auf den geringen Sinn für seine Kunst in unserer Stadt zu sprechen kam oder auf das Verhalten jenes Erzmillionärs, der sich als den Schirmherrn des Schachspieles preisen läßt, gerade ihm gegenüber. Es sei so schwer, damit sein Brot zu verdienen. Einmal hatte er sich mit jenem Reichen gemessen. „Ich verlang' mir's nicht mehr." Das währte bis tief in die Nacht, ehe er ihm den einen Gulden abgewann; denn es war ein furchtbar starker und rücksichtsloser Gegner. Es goß und stürmte. Und er wohnte damals weit draußen in Währing. „Unten ist natürlich sein Wagen gestanden. Meinen Sie, er hat mich gefragt: Wie wollen Sie bei dem Wetter nach Hause kommen, Adolfi, wo nicht einmal eine Pferde-

bahn mehr geht? Oder: Adolfi, haben Sie schon was zu Nacht gegessen? In den Jockeyklub ist er gefahren und soll dort in der Nacht ein Vermögen verloren haben an einen Fürsten. Da hat er nichts geredet. Aber mein Gulden hätt' ihm weh getan, dem Mäcen."

Alsdann, nach kurzem Zusammensein, pflegten wir uns zu trennen. Er ging seinem Berufe nach und ich meiner einsamen Wege.

Diesen Abend blieben wir aber vereint sitzen. Wie einer, der heftige Schmerzen darin empfindet, so hielt er den Kopf zwischen die Schultern gezogen. Die Mundwinkel waren verzerrt, und um die Brauen gewitterte ein häufiges Zucken. Er sprach sehr viel, aber aus einer schlimmen Mißstimmung heraus, den Satz nicht beendend und in krausen und weiten Sprüngen der Gedanken. Er kramte viel in seinen Papieren, zeigte mir nun dieses, nun ein anderes jener Zettelchen, die er kostbaren Schätzen gleich verwahrte. Etwas mußte ihm geschehen sein, oder in seiner Seele hob sich etwas und brachte sie in unruhige Wallung, wie der Riesenfisch der Sage das Meer sich heben läßt, wenn er aus dem Grundlosen der Sonne entgegenstrebt. Und in diese zweck- und ziellose Gesprächigkeit fielen bange und peinliche Pausen des Schweigens, in denen er sonderbare Figürchen aus Brot formte, sie vor sich hinstellte, um sie verloren zu betrachten.

„Für wie alt halten Sie mich?" begann er nach einer solchen Viertelstunde des Verstummens und Versinkens.

Ich besann mich: „Ich denke, so Ende der Fünfzig."

Er lachte bitter: „Um zehn Jahre weniger! Um zehn Jahre weniger," wiederholte er. „Und dann spricht man von unserem mühelosen Erwerb!"

„Ja, wie kamen Sie eigentlich zu dem Geschäft?" Es war klar, daß er eine Aussprache wünschte, und ich entzog mich ihm nicht.

„Wie kommt man überhaupt zu so etwas als Geschäft? Aus Neigung, und weil einem auf der Gotteswelt nichts übrig bleibt." Er trank aus, drehte sich mit seinen sehr schlanken und zuckenden Fingern eine Zigarette und rauchte gedankenlos. Dann, nach wenigen Zügen, warf er sie hastig fort, bestellte ein neues Glas und begann:

„Ich bin kein Wiener. Ich bin ein Rumäne. Aus Jassy. Aber ich lebe schon sehr lange nicht mehr dort. Fünfzehn Jahre oder schon mehr bin ich in Wien. Natürlich mit Unterbrechungen, Sie wissen ja, wo und wie lang ich schon alles fort war.

„Meine Eltern waren sehr wohlhabend. Freilich, wie immer da unten, mit vielen Kindern, weil man gern hat, soviel man nur ernähren kann, so daß auf eines nicht viel gekommen ist. Ich hätte am liebsten studiert. Ich habe einen sehr guten Kopf gehabt und besonders für Sprachen, die ich für mich gelernt hab'. Sehr gerne gelesen hab' ich. Aber es ist mit dem Studieren nicht gegangen. Ich war nämlich sehr viel krank und überhaupt schwach und habe sehr viel müssen im Bett sein. Dann hab' ich bei mir gehabt, was mich gefreut hat, nämlich meine Grammatiken und meine Bücher.

„Mein Vater hat mich sehr lieb gehabt, und lieber

als meine übrigen Geschwister, und hat mich sehr bewundert. Er hat nämlich gern Schach gespielt, und in Jassy hat's keiner besser gekonnt. Und mich hat er das Spiel auch gelehrt, und ich hab's bald so ergriffen, daß er mir keine Partie abnehmen konnte. Darüber, und bei einem Kind, hat er dann sehr gestaunt, und hat meinen Ruhm und meine Kunst herumgetragen in der ganzen Stadt. So sind auch andere zu mir gekommen und haben's probiert. Aber es war mir keiner gewachsen, dem Jungen. Denn, wenn ich allein war und nicht gelesen hab', so hab' ich für mich gespielt oder ich habe mir Stellungen ausgedacht oder schöne Partien studiert. Herr — es gibt nichts Schöneres auf der Welt zu seinem Vergnügen! Und der Vater hat immer nur geseufzt, was für ein Talent fürs Geschäft ich haben müßte. Wenn ich nur gesund wäre. Und was für ein Elend das sei mit meiner Krankheit. Und wenn er mich um etwas gefragt hat, und ich hab's für mich ausdenken, so gewissermaßen durchrechnen können, so war es gewiß gut und der Rat sein Geld wert. So bin ich sehr eitel geworden. Und darum, weil in meiner Familie viel Reichtum war, so hab' ich mich niemals so können unterducken und betteln wie andere, und wie man's von uns begehrt. Denn nur vor dem Brett sind wir gleich mit jedem — nachher sind wir Bettler und haben uns danach zu benehmen.

„Auch gut. Aber — es begreift sich nicht leicht.

„Damals hab' ich freilich noch nichts von solchen schönen Sachen gewußt. Ich hab' das schönste Leben gehabt. Und meine Pflege, wie sie kein Prinz besser

hat, daß ich ganz gesund geworden bin. Nur freilich immer: gib Acht auf dich, Adolf. Und: das darfst du nicht tun, mein Kind, es könnte dir schaden, bis man glaubt, es gibt nichts Wichtigeres auf der Welt, als daß man lebt. Dann hat mich mein Vater ins Geschäft genommen, und ich hab' unter ihm gearbeitet, und es ist ganz gut gegangen. Nur das Gefühl hab' ich immer gehabt und nicht mehr können los werden: ich vertrage keinen Lärm und kein Gedränge, weil ich durch so viel Jahre die Stille gewöhnt gewesen bin. Ich hab' da leicht die Besinnung verloren, und weil ich wie vor meinen Figuren hab' alle Möglichkeiten durchdenken wollen, so war ich langsam, und ich bin auf Gefahren und auf Einfälle gekommen, wohin sonst kein Mensch geraten wäre. Das war sehr nützlich, solang ich nur gewarnt und sonst getan habe, was der Vater gewollt hat. Dann, noch sehr jung, habe ich mein Geschwisterkind geheiratet, ein schönes Mädchen, das ein ganz gutes Vermögen gehabt hat, und wir haben sehr friedlich und sehr glücklich gelebt. Denn ich war ein ruhiger Mensch und ganz ohne Passion. Nicht einmal Schach hab' ich mehr gespielt. Mir war's zu anstrengend, wenn ich mich den ganzen Tag geplagt hatte: im Kopf das Geschäft, im Herzen das Weib und die Kinder. Vier Kinder hat uns Gott geschenkt. Erst drei Buben, dann ein Mädchen, und ich war sehr froh und dankbar damit.

„Mein Vater ist gestorben. Jetzt hab' ich erst einen Ueberblick gewonnen über das ganze Geschäft und bin erschrocken davor. Da steckt Geld und dort steckt Geld, und man weiß nicht, wie man wieder dazu kommen

will. Ich will durchaus liquidieren. Wir hätten von unseren Zinsen ganz anständig leben und sogar etwas für die Kinder erübrigen können, weil da unten alles wohlfeil ist und nur Geld teuer. Dagegen hat sich meine arme Frau mit aller Gewalt gewehrt; das sei ohne Beispiel und schreie zum Himmel, daß sich ein Mann mit dreißig Jahren hinter den Ofen setzt und Gott lobt. Ich hab' leider nachgegeben, wie immer, und wenn ich noch so gut gewußt hab': du hast recht, und die anderen reiten dich in dein Unglück. Aber das Herz hat mir weh getan, wenn ich heut' ein Tausendfranksbillet hab' hernehmen müssen und über die Woche wieder eins, und die sind fortgegangen, eins immer ums andere. Und es ist mir immer schwerer geworden, einen Entschluß zu fassen. Ich hab' wohl gewußt: es ist jetzt die Zeit zu verdienen; aber ich hab' mich vor jedem Risiko gefürchtet, weil schon so viel verloren war, und ich hab' zu sicher gehen wollen und bin immer gekommen, wenn es schon zu spät gewesen ist. Und das haben die Leute gemerkt, und sie haben hinter mir her geflüstert: Adolfi hat eine schwere Hand. Davon bekommt man kein Zutrauen zu sich, wenn man ohnedies schon zweifelt.

„Und wie das immer so ist — nicht aus Bosheit, nur weil sie geriebener waren als ich, und weil es ihnen Spaß gemacht hat, sich dafür zu rächen, daß sie mich einmal bewundert haben, so hat man mich hineingelegt. Man hat mir Rat gegeben, der ganz gut war, nur weil man gewußt hat, ich werd' mir's so lang überdenken, bis ich hereinfalle mit der besten Idee, oder ich werd's aus lauter Angst übereilen, eh' es noch

reif geworden ist. Immer hab' ich verloren: bei Borgen und Verleihen war ich's immer, der hat die Zeche bezahlen müssen. Was wollen Sie da machen? Wir sind zugrunde gegangen, so schnell, wie man nur eine Hand umdrehen tut. Und jetzt war ich auf einmal der Dummkopf. Denn woher sollen die Leute unterscheiden können, was Unglück und was wirklich Ungeschick und was Dummheit ist? In der Wirkung ist's doch eins — und die allein entscheidet.

„Ich hab' nicht mehr in Jassy bleiben wollen. Das verträgt man nicht, wenn man einen Charakter hat. Zwar hat mir mein größter Konkurrent in seinem Geschäft eine ganz gute Stellung geboten, daß man hätt' leben können davon. Ich hab's nicht annehmen wollen. Denn man hat viel Unrecht an mir getan, und mir wär' das eine ewige Demütigung gewesen. Und meine Frau war ganz verzagt, wie sie gesehen hat, wie schlecht das mit ihrem Willen und nach ihrem Kopf ausgegangen ist, und hat mir recht in jedem gegeben. So haben wir alles verkauft und sind nach Wien. Denn wohin hätten wir sollen? Das war eine große Stadt, und vielleicht auch ein kleines Fortkommen zu finden in ihr. Aber die Fahrt, Herr! Mit vier kleinen Kindern; und die Frau ohne Hilfe und so lang fahren und so, daß man sich's auf's billigste einrichten muß!

„Wir haben uns in der Leopoldstadt eingemietet und ein kleines Geschäft aufgemacht. Es ist elend genug gegangen. Nämlich gerad so, wie's am schlimmsten ist — nicht so schlecht, daß man es fortschmeißen dürfte, und nicht so gut, daß man existieren kann. Es fehlt, und wenn man sich noch so einschränkt, immer

etwas, nur etwas, aber das etwas ist niemals einzuholen. Und wir waren zu zweit zuviel für das Geschäft. Die Kunden hat meine Frau bedient, und es hat mich in dem Gewölb nicht gefreut, wo man sich nicht einmal hat rühren können. Und ich hab früher doch mein Kontor gehabt und meine Kommis, und wenn ich durchs Zimmer gegangen bin, so sind sie aufgestanden, und keiner hat sich ein Wort getraut, eh' ich nicht gesprochen hatte. Und meine schöne Wohnung! Hier aber hab' ich mich gekränkt und gegraust, wie man sich hat behelfen müssen, und wie sich meine Frau, die doch aus gutem Haus war und nicht an so etwas gewöhnt, hat schinden müssen um jeden blutigen Kreuzer. Und so war ich gar nicht gern zu Haus und bin lieber viel herumgelaufen. Einmal hat man mir Kommissionen gegeben, und wieder einmal nicht. Hab' ich also nichts verdient, so hab' ich nichts gegessen, nur meinen Kaffee getrunken im Kaffeehaus und herumgehört, ob da nicht Rumänen sind oder Franzosen oder Engländer, die man herumführen kann oder die sonst was gebrauchen."

„Und um eine Stellung haben Sie sich nicht umgesehen, Herr Adolfi?" fragte ich.

„Das hat meine Frau auch immer wollen. Aber etwas Passendes hat sich nicht gleich gefunden. Sie hat gemeint, ich könnt als Reisender gehn mit meinen Sprachkenntnissen. Das hat mir nicht gepaßt, Monate fort von Weib und Kindern. Und wohin hätt' man mich geschickt? Doch nur nach Rumänien. Soll ich dort um einen Auftrag betteln, wo man früher froh war, wenn Adolf Adolfi von Adolfi & Co. überhaupt

mit den Leuten ein Geschäft gemacht hat? Oder, hat sie gesagt, als Korrespondent. Was sich mir aber geboten hat, das war nicht einmal für einen Anfang, für weiter schon gar nicht.

„So komm' ich wieder einmal in ein Kaffeehaus. Ich war sehr schlecht aufgelegt. Und ich setze mich ganz zufällig an einen Schachtisch und schau' zu, wie zwei spielen. Der eine gewinnt immer. Sein Partner geht fort, er bleibt sitzen und fragt mich, ob ich nicht eine Partie machen möcht'. ‚Meinetwegen', sag' ich und bin selber neugierig, ob ich noch was kann oder ob ich vielleicht meine Sorgen dabei vergesse. ‚Wie hoch ich also spielen will?' Ich schau' ihn an und versteh' ihn nicht. Denn ich hatte noch nie um Geld Schach gespielt und nicht einmal gewußt, daß man das tut außer in Turnieren. ‚Ja', sagt er, ‚umsonst spiel' ich nicht. Fünfzig Kreuzer die Partie?' ‚Meinetwegen', geb' ich ihm zur Antwort in meiner Verlegenheit.

„Wir fangen an. Es war noch heller Tag. Er spielt nicht schlecht. Aber nach den ersten Zügen schon spür' ich's: Ich kann's noch immer und zwar gründlicher, besser als der. Ich muß nur noch aufpassen und mich anstrengen, weil ich ganz außer Uebung bin. Aber ich zwing' ihn. Eine zweite Partie. Ich zwing' ihn wieder und sicherer. Er steht auf. Ein neues Gesicht sitzt da vor mir. Mit dem geht's noch schneller. Schon stehen Zuschauer um uns und murmeln, und ich merk's — da bin ich wieder wer, und wenn ich sonst in der Welt nichts bin. Und es kommt wie Mut und Selbstvertrauen über mich, und ich ersinne Kniffe und Hinterhalt und Angriff: immer schlauer und kecker, und

ich vergesse alles und sehe nur meinen Vater vor mir, wie der gestrahlt hat vor Stolz und vor Freude, wenn Hieb auf Hieb gekommen ist, immer schneller und stärker und keiner zu parieren. Man zündet die Gasflammen an. Der Kopf wird mir schwer vor Rauch und Anstrengung, wie ich mich erhebe, so taumel' ich wie ein Betrunkener. Sieben Stunden bin ich so gesessen ohne Pause und ohne Rast, und fünf Gulden hab' ich meinem Weib nach Haus gebracht. Wir konnten's brauchen.

„Sie hat sich aber so gar nicht damit gefreut, wie ich ihr erst sage, woher ich's habe. Mein Nachtmahl hat sie mir hergestellt und hat mir zugesehen, wie ich recht ausgehungert und gedankenlos esse. Abgeräumt hat sie und ist schlafen gegangen. Mitten in der Nacht aber fährt mir ihre Hand übers Gesicht. Ich wach' auf und greife darnach. ‚Freust du dich?‘ sag' ich. Da fängt sie zu weinen an, daß ich erschrecke. Denn ich hab' gewußt, sie schläft, müd' wie sie ist, sonst die ganze Nacht durch in einem Strich, und sie muß also sehr aufgeregt sein, und sie weint sehr schwer, und ihr tut's in der Brust weh. ‚Adolf, versprich mir eins‘, und sie hat's so gehaucht, damit von den Kindern keins wach wird. ‚Was denn?‘ ‚Du wirst nicht mehr anders spielen, als nur zu deinem Vergnügen, und nicht ums Geld.‘ ‚Ja, warum denn?‘ ‚Ich will's nicht. Ich will nicht, daß mein Mann ein Spieler ist von Profession. Sei, was du willst, klopf' Steine meinetwegen — nur das nicht‘. ‚Ach was!‘ antwort' ich ärgerlich, weil sie mir so meine Freude verdirbt, dreh' mich um und tu', wie wenn ich schlafen möcht'. Noch einmal ist die

weiche Hand herübergekommen. Ich hab' mich aber nicht mehr gerührt oder gemeldet.

„Trotzdem bin ich volle acht Tage nicht mehr ins Kaffeehaus — so lieb hab' ich sie gehabt. Grad' die Woche ist es schlecht gegangen; aber wenn ich auch nicht einen löcherigen Kreuzer für sie im Sack gehabt hab', so hat sie dennoch niemals ein Wort gegen mich gesprochen. Endlich hab' ich's nicht mehr ausgehalten. Auf die Straße wollt' ich nicht, wo ich nicht verdient hab', was ich mir an den Schuhsohlen abgerissen habe. Und im Gewölb' sitzen und das traurige Gesicht von meinem Weib vor mir haben, erst recht nicht. Ich bin also nur zuschauen gegangen — und wieder hab' ich's gesehen, sowie ich nur hereintrete: Hier gelte ich was. Der Wirt war höflich, der Kellner eifrig. Man fordert mich auf, und ich spiele und gewinne noch mehr wie das erstemal. Wenn dein Weib undankbar ist gegen Gott und nicht froh mit dem guten Verdienst, den er dir gegönnt hat — warum sollst du nicht klüger sein? denke ich mir. So bin ich denn jeden Tag hinüber, und mit gutem Glück. Einmal war's mehr, einmal weniger. Man hat schon von mir gesprochen. Aus der inneren Stadt sind sie gekommen, nur um mich zu sehen. Ich war berühmt. Im Schachklub hat man mich eingeführt, und ich hab' mich gegen die besten Meister behauptet. Der war vielleicht sicherer und hat das Büchel, das heißt alle Regeln besser können, wie ich. Aber stärker war keiner und kühner auch nicht. Ich hab' durchaus keine unentschiedenen Partien mögen. Gewinst oder Verlust! Und wenn meine Frau geweint hat, daß ich mich so um keine Stellung

mehr umtu', so hab' ich bei mir gedacht: Du verstehst es nun eben nicht besser. Denn ich hab' mir reiche Freunde gewonnen und Verbindungen, die einem immer nützen können, und ihr hab' ich nur gesagt: Du hast doch immer wollen, ich soll verdienen. Jetzt verdien' ich — und dir ist's wieder nicht recht?

„Oftmals hab' ich ihr auch erklärt: Das ist kein Spiel wie ein anderes. Das ist eine Kunst und eine Wissenschaft. Da kämpfen nicht die dummen Karten und wie sie fallen, sondern der Verstand mit dem Verstand und die Persönlichkeit mit der Persönlichkeit. Wer klüger, wer besonnener ist, wer immer und in jeder Lage schärfer sieht, der gewinnt. Und es ist eine mächtige Erziehung dabei. Denn ich muß meine Aufregung unterdrücken, daß sie mir nicht bis zum Kopf steigt. Und gerade wenn's von allen Seiten eindringt auf mich, so muß ich erst kaltes Blut bewahren und aufpassen: wo ist das eine Mausloch, durch das ich schlüpfen kann, um über eine Weile wieder zur Vergeltung ihm die Zähne zu zeigen? Wir sind Künstler, Herr! und man soll uns als Künstler achten! Da hab' ich in Hastings eine Partie gegen den Meister der Welt gespielt — wir sind fertig, und er reicht mir die Hand: ‚Es hat mich in meinem Leben mancher besiegt, Adolfi, aber so elegant und so überlegen wie Sie noch keiner.' Ist das nichts? Und warum heißt man uns allgemein Meister? Und von so einer Kunst, die so viel Studium kostet und ein solches Vergnügen bereitet, soll man nicht leben können, und nicht einmal leben dürfen! Und was wir schaffen, das hat doch sogar seine Dauer. Die Hanstingser Partie — ich muß sie Ihnen

einmal vorspielen, es ist auf beiden Seiten nicht der kleinste Fehler darin, und sie ist zu schön! — kommt gewiß in alle Lehrbücher, und jeder kann sie sich nachziehen, kann sich damit freuen und aus ihr lernen, und der Adolfi ist unsterblich."

Er hielt inne. Ich sah seine Aufregung und wie oft und tief er über dieses Thema nachgedacht, wie der Mensch nur seine eigenste Rechtfertigung übersinnt. „Es ist doch nur ein Spiel," meinte ich über ein Weilchen. „Und es ist eine sehr bedingte und begrenzte Unsterblichkeit."

Ein böser Blick. Dann: „Und was ist denn eigentlich unbedingte und unbeschränkte Unsterblichkeit? Von den Büchern, die ich als Kind gelesen habe und bewundern mußte — was gilt denn noch heute von ihnen? Sie reden beinahe, wie meine Frau mit ihrem Weiberverstand gesprochen hat. Die hat's auch niemals begreifen wollen. Sie ist gestorben."

Ich wies nach dem Hut an der Wand. „Deshalb wohl der Trauerflor?"

Er zuckte heftig mit den Achseln. „Ich kann nicht so lang trauern um jemanden, und nicht einmal, wenn ich mir oft wünsche, ich dürfte wieder liegen neben ihm. Das sind viele Jahre. Das kommt später."

Es war sehr schwül geworden um uns und ein starker Tumult von Kommenden und Gehenden, ein Geschwirr von Stimmen, ein Läuten an Gläser. Die Gasflammen sangen. Der Rauch der Zigarren und der Qualm der Speisen quollen zäh und stickig durch den Raum. Heisere Rufe nach den Kellnern, denen das eintönig rhythmische „Bitte sehr," „Bitte, gleich"

wie eine schläfernde Singweise folgte. Dazu das schrille Geklapper der Teller. Der ganze Lärm eines vielbesuchten Wirtshauses. Zwischendurch sprach er; leise, mit einer schrecklichen Eindringlichkeit. Anscheinend gelassen und dennoch fortgerissen vom Strome seiner Erinnerungen, darin er wehrlos trieb. Eine Erregung war in ihm, und sie durchglomm sein ganzes Gesicht, schwellte die Nüstern, ließ die Finger in rastloser Bewegung nun mit einer Zigarette spielen, nun sie zerpflücken. Wie er einen Augenblick im Reden inne hielt, trank, sich ruhte, so sah man, wie ihn die Lebendigkeit, ja die Leidenschaft seines Wesens erschöpfte in innerlichen und nicht zu bemeisternden Wallungen; wie tausend Fragen, keine abzuweisen, durch sein Gehirn irrlichterten, seine Brust schwellten, daß sein Atmen wie ein Stoßseufzer klang. Er war eben ein Südländer. Ich ließ eine Flasche Rotwein kommen. Wir klangen an und tranken. Dann, mit wiedergewonnener Gelassenheit, die ihm, ich erkannt' es schon an dem rumänischen Akzent, der immer stärker in seiner Rede durchschlug, ganz zu schwinden begonnen hatte, hob er wieder an:

„Gerade damals, wie sich schon meine Frau niedergelegt gehabt hat, um nicht mehr aufzustehen, habe ich meine erste interne Meisterschaft gewonnen. Ich war vierzig Jahre vorüber. Die Buben, es hat keiner den Kopf zu was besserem gehabt, waren in der Lehre. Das Mädchen nahm ein sehr wohlhabender Freund, der überhaupt der einzige bis heute ein Herz für mich gehabt hat, zu sich in sein Haus. Ich habe das Geschäft verkauft, das mir ganz fremd war. Etwas von

dem Geld habe ich mir für den ersten Anfang genommen; den Rest, es war wenig genug, dem Freunde für das Kind gegeben, damit es etwas lernen kann. Ich hab' gemeint, sie soll Lehrerin werden, weil das eine schöne Stellung ist und ein sicheres Brot. Sie war klug und sehr still und überlegt, und er hat sie ganz gern zu sich genommen, halb zu seinen eigenen jüngeren Kindern, damit die eine Gespielin haben, die doch schon aufpassen kann auf sie, und halb aus alter Freundschaft zu mir. Er hat mir's in die Hand versprochen, daß er sie wie sein eigen halten will, und er hat mir das durch die Jahre gehalten wie der seltene Ehrenmann, der er überhaupt ist. Hernach, als ein freier Mensch, bin ich fort in die weite Welt. Zuerst gleich übers große Wasser, nach Newyork zu meinem ersten Match. Ich hab's spielend gewonnen, und was mir vom Preis übrig geblieben ist, das habe ich gleich nach Wien geschickt für mein Mädel. Ueberhaupt — in Amerika ist es mir eigentlich noch am besten gegangen. Dort schätzt man uns. Tagesblätter haben mein Bild gebracht und ganze Spalten über mich geschrieben. Dort weiß man, wir sind Künstler in der schwersten Kunst; also verkehrt man gern mit uns, ist gastfrei und verlangt nicht, daß wir dafür uns bedanken oder die Hand küssen und dabei leben wie arme Handlanger. Ich wollte, ich wäre drüben geblieben oder ich könnte so bald wieder zurück. Mein Glück hätte ich vielleicht machen können, nicht mit dem Schach, aber durchs Schach. Wenn ich nur länger ausgehalten hätt' drüben! Nun, es war eben nicht. Also, nach dem Match, welches ein großes Aufsehen erregt und

worüber man mehr depeschiert hat, als hier über einen Mord, hab' ich mein erstes Turnier mitgemacht. Auch das mit Glück. Ich habe trotz sehr starker Teilnahme den zweiten Preis und überdies den Preis für die schönste Partie während des ganzen Turniers bekommen."

„Das ist so fortgegangen. Von einer Stadt zur anderen, von Match zu Match. Nur ist das mein bester Rekord geblieben. Immer hab' ich später gerade nur so viel verdient, daß man leben kann. Immer so viel Erfolg gehabt, daß man nicht verzweifelt und sich denkt: Du bist jetzt nicht in deiner Stärke, aber nächstens kommt das ganze Glück und ganz zu dir. Denn das ist einmal so bei dem Geschäft — es bleibt immer eine Hoffnung und eine Aussicht, daß man wenigstens nicht ganz leer ausgeht. Dabei habe ich nichts gedacht, nur Schach. Nichts geträumt, nur Schach. Wenn ich einen großen Platz mit einem Turm in der Mitte vor mir gesehen hab', so hab' ich mir ihn in Gedanken in die vierundsechzig Felder geteilt, und der Kirchenturm war der König, und die Häuser waren Steine, und sie sind marschiert, und ich hab' angegriffen und verteidigt. Aber das Glück hat ewig nicht kommen wollen. Darüber habe ich wieder an meiner alten Furchtsamkeit zu leiden begonnen. Wenn sich bei einem Turnier die Zuschauer um meinen und meines Gegners Tisch gedrängt haben und aufpaßten mit der gewissen gespannten Erwartung, besonders wenn's zu Ende geht und jede Kleinigkeit die Entscheidung bringt, so hat mich das verwirrt, und wenn einer seinen Blick über das Brett hat gehen lassen, so habe ich mir ge-

schworen, er hat was herausgefunden, und hab' das herausbekommen wollen, und meine Zeit und meine ganze Ruhe verloren dabei. Es war wieder wie die Verantwortung, vor der ich mich immer gefürchtet habe.

„Auch hat man seine ganze Besonnenheit nötig bei einem Turnier. Man sollte den ganzen Tag sich sammeln für seine Partie und, wenn es geht, den studieren, mit dem man's nächstens zu tun haben wird. Sammlung, Herr! Wie aber hätt' ich das mir leisten können? Denn ein Preis ist unsicher, und man will unter allen Umständen leben. Da hat der eine sein eigenes Vermögen; und den anderen schicken Freunde; und wieder einen sendet ein Klub, damit er seine Farben trägt und vertritt in diesem Turnier. Ich bin auf eigene Faust gekommen, freilich aufgefordert, denn der erste beste wird da nicht zugelassen, aber auf mich allein gestützt und ohne Beistand. Und da hab' ich die Nächte durchgespielt, nur um zu essen zu haben. Und wenn ein freier Tag war, und es hat sich machen lassen, so hab' ich eine Vorstellung gegeben, nämlich ich habe mich gleichzeitig mit so vielen gemessen, wie eben Lust dazu hatten. Dann, wo ich mein Bestes hätte zeigen müssen, so war ich müd', und die Nerven haben mir nicht gehorcht. Und mitten im Kampf ist mir was eingefallen. Zum Beispiel — meine Tochter. Denn die hab' ich immer am liebsten gehabt. Buben sind Buben, die sollen sich immer nur durchbeißen durch die Welt, und die meinen tun's ganz redlich. Aber ein Mädel — das sollte nicht unter fremden Leuten sein müssen, und wenn's tausendmal beim besten

Freund ist, den man auf dieser ganzen großen und verlassenen Welt hat.

„Dazu das ewige Wandern! Denn Sie dürfen nicht lang in einer Stadt sein, wenn man nicht seine Stellung oder seinen Beruf in ihr hat. Sonst nutzt man sich ab, und die Leute finden auf einmal, sie hätten schon genug an einen verloren. Das bringt einen um, und man begreift's an sich selbst, warum die besten unter uns früh mit Elend zugrunde gehen. Im Wahnsinn; am Rückenmark; im Selbstmord. Und die Furcht: wie wird's morgen, und wie wirst du bestehen? Und sagt man nicht schon von dir: Adolfi geht zurück? Kein Geiger oder Schauspieler hat's so schlimm. Keine Kunst meint's so bös. Froh war ich nur, wenn ich einen Brief von meinem Freund bekommen hab'. Da war ich stolz und hab' geatmet. Denn meine Tochter ist so geworden, wie man sich's wünscht und wie sie sollte, und sie war sehr stolz auf mich und meinen Ruhm. Drei Jahre hatt' ich sie nicht mehr vor Augen gehabt. Nun war sie geprüft, und, wie mir mein Freund geschrieben hat, hätte sie schon in Stellung sein können.

„So tüchtig und in solchem Ruf war sie! Aber er lasse sie noch nicht fort: denn sie hätt' ihm die Jahre so viel geleistet, und sie sei ihm lieb wie sein eigen Kind, und er wollte sich denken, Gott hätt' ihm ein Mädchen mehr geschenkt, und es versorgen. So brav ist der Mann! Und ich hab' mein Elend versteckt vor ihr und ihr nichts geschrieben, nur Glück, zum Beispiel, wenn man mir ein Fest gegeben hat und hab' mir gedacht: Wenn du einmal nach Hause kommst, so zieht

ihr zusammen. Du wirst immer etwas verdienen, wie es sich gerad' findet, und sie wird unterrichten. Und wir werden einander lieb haben, und macht sie ihr Glück, so wirst du bei ihr unterkriechen. Man wird dich dulden, und du wirst deine Heimat haben und deine Pflege, denn man wird alt, und wirst dich ausruhen. Das hatt' ich mir ausgemalt durch die vielen und langen und die traurigen Jahre. Es ist nichts damit!" . . .

„Ja, warum denn nicht?" fragte ich in erregter Teilnahme. Er wies nur stumm nach dem Hut mit dem Trauerflor. Dann stöhnte er gewaltig auf und hub, alles vergessend, beide Arme zur Höhe. Sich besinnend, zwang er sich wieder und saß mit steinernem Gesichte da.

„Gehen wir." In seiner Stimme war ein blecherner und rasselnder Ton, wie ich ihn kaum je zuvor vernommen. Wir verließen gemeinsam das Gasthaus. Auf der Straße blieb er eine Weile zögernd stehen. Dann schloß er sich mir an. Wir wohnten in benachbarten Häusern und hatten nicht weit bis dahin. Es ging eine abschüssige Straße hinunter. Zu unserer Linken, auf einer ansteigenden Mauer, standen alte Häuser, eines darunter, blutrot gestrichen, schien grell durch die Nacht. Ein winterlicher Brodem quoll um uns. Vor uns, in schön geschwungener Linie, zogen sich die Gasflammen dahin. Auf dem Boden standen eiserne Roste; durch ihre Stäbe glommen glühende Kohlen, und es war ein leiser, grauer Rauch darüber. Man besserte am Kanal. Die rötliche Glut brach, scharf umgrenzt und glosend, durch die Winternacht.

Er bückte sich und zündete an den Kohlen eine Zigarre an, und sein Gesicht war im grellen Widerschein sehr verzerrt und unheimlich anzusehen. Dann sah er sich wild und scheu um. Er röchelte. Er griff nach meinem Arm, daß es weh tat. Er krallte sich förmlich ein. Und plötzlich lag sein Mund an meinem Ohr. „Herr! schweigen! Um Gotteswillen, schweigen!"

War das ein Anfall? Es kam doch wie ein Schrecken über mich.

„Herr, schweigen! Vor acht Tagen haben wir sie begraben. Umgebracht hat sie sich!"

„Umgebracht!" Ich sah ihn ganz verstört an. Es war ein Schauer, der mich ankroch in trägen Schlangenringen bei diesen schmerzlichen Flüsterlauten.

„Umgebracht!Zum Fenster ist sie hinausgesprungen!"

„Und warum?"

„Ich weiß nicht. Ich hab' sie so lang nicht mehr gesehen, und sie war fremd zu mir, und sie hat mir nichts gesagt, und nicht einmal eine Zeile hat sie mir geschrieben, vor ihrem Ende."

Wir blieben in gleicher Beklommenheit stehen. Vor uns war ein freier Platz. Ein sehr hohes Haus ragte; der Strom lag schwarz vor uns, und in schönen und lichterhellen Bogen spannte sich eine Brücke darüber. Er begann aber wieder:

„Ja. Vor drei Jahren war ich dagewesen. Zuletzt nämlich, und ich habe bei meinem Freunde gewohnt. Sie war damals siebzehn Jahr und sehr, sehr hübsch. Es war ein Vergnügen, wie sie gewirtschaftet hat im Hause, und wie die Kinder an ihr gehangen und ihr gefolgt haben, mehr wie der eigenen Mutter.

Alles hat Schick gehabt, was sie angreift. Wenn sie nur das Brett angreift oder die Steine aufstellt mit den schönen, schlanken Fingern, und mein Freund hat ihr jeden einzelnen daraus nehmen müssen, so dienstwillig war sie und so eifrig. Und er sagt noch: ‚Was Adolfi? Ein Prachtmädel!‘ und seine Augen leuchteten dabei ganz stolz, weil er sie doch erzogen hat, und sie wird über und über rot dabei und blickt zu Boden. Denn sie war leicht verlegen zu machen und schüchtern, und wenn er sie angesprochen hat, wo sie sich's nicht erwartet, so hat sie sich verfärbt und keinen Atem bekommen. Freilich nur vor ihm war sie so, weil er ein sehr ernster Mann war, und ich ihr immer sagte, wie viel Dank sie ihm schuldet. Und so was Schmeichlerisches hat sie an sich gehabt. Denn einmal, wie wir zwei spielen, so steht sie hinter mir und neigt sich über meine Schulter. Immer tiefer; und ich seh' endlich, wie ihr schwarzes Haar, unter dem die weiße Stirn so sehr blank hervorgeleuchtet hat, an den Kopf von meinem Freund rührt. Und warum nicht, Herr? Wie sein liebes und leibliches Kind — so war sie doch!"

„Und geschrieben hat sie mir im letzten Jahr sehr selten. Und wenn schon, so war so was drin, ich weiß kein rechtes Wort dafür. So wild und wieder ängstlich. Ich hab' jetzt ihre Briefe wieder gelesen — da hab' ich's gesehen, und damals nicht, und damals hätte ich zurück müssen nach Wien. Und jetzt — sie war noch hübscher, nur schmäler und wie abgehärmt. Aber das kommt gerade in dem Alter oft. Und mein Freund war gegen sie wie immer; aber sie war abwehrend zu ihm, und er hat sich gekränkt darüber; und zu mir war

sie frostig. Und die Kinder haben was Freches an sich, und die Frau hat so was Spitzes an sich gegen sie gehabt, so etwas Lauerndes. Und sie hat sie behandelt jetzt mit übertriebener Höflichkeit und jetzt wie eine Magd. Aber so war sie immer gewesen; denn sie ist neidisch und geizig, gar nicht hübsch, und nur viel Geld hat sie. Ich denke mir also mein Teil und rede nicht erst ein Wort, sondern such' mir eine Wohnung und freu' mich insgeheim, wie ich mich in meinem Leben mit nichts mehr gefreut hab', komm' mit der fertigen Sache zu ihr und sag' ihr alles, wie ich's mir ausgedacht hab'. Und sie wird mir ganz blaß dabei und entgegnet mit keinem Laut. Am andern Morgen haben sie sie im Hof gefunden. Sie war schon tot. Das Begräbnis hat mein Freund bestritten.

„Nicht einmal ein Bild hab' ich von ihr, Herr! Und ich weiß nicht, warum sie's getan hat. Von einer Liebschaft hätte man doch in dem Hause etwas wissen müssen, wo man sie den ganzen Tag unter Augen hatte. Wenn schon — warum soll ein junges und hübsches Mädchen nicht wen lieb haben dürfen? Oder, weil mir mein Freund öfter ausgeholfen hat, hat man ihr vielleicht etwas gegen mich gesagt, daß sie die Achtung vor mir verloren hat und den Glauben an mich? Und verzweifelt ist an ihrem Vater? Herr! Und mit dem Kopf soll ich spielen!"

„Sie sollten sich ausruhen, Adolfi," sagte ich erschüttert. „Ihre Freunde müssen Rat dazu schaffen. Sie gehen ja zugrunde."

Er zuckte mit einer unsäglichen Gelassenheit die Achseln.

„Meine Freunde! Und ich will noch leben. Aber wovon sonst?“

Ein hartes Wort schwebte auf meinen Lippen. Ich zwang's nieder. Er aber hatte es schon begriffen und erfaßt. Und wiederum sehr leise: „Wozu lebst du? denken Sie sich. Aber ich lebe zu gern. Und ich kann nicht sterben. Noch nicht. Erst muß ich wissen: warum hat sie das getan und hat mich allein in der Welt gelassen mit einem verwüsteten Kopf und mit einem verwüsteten Herzen!“

Wir waren am Ende des Platzes, am Stromufer. Vor einem Kaffeehause flammte das nun bläuliche Licht der elektrischen Lampen, um über ein Weilchen sehr weiß aufzuzucken und durch die Nacht zu geistern. Er beruhigte sich mühsam, wendete sich von mir ab und schluckte heftig. Und dann: „Ich bin zu aufgeregt. Ich weiß, ich kann noch nicht schlafen. Wollen wir nicht einen schwarzen Kaffee trinken? Und“ — seine Stimme sank bis zum Unvernehmlichen — „wollen wir nicht zur Beruhigung ein paar Partien Schach spielen?“

Wir zogen die Steine. Ich schlechter denn je. Denn ich hatte für nichts Sinn und Auge, nur für meinen Partner. Der spielte mit trommelnden Fingern, schnippend damit, an seinem Barte zerrend, die Zigarettenbüchse, aus der er sich im entscheidenden Augenblick eine drehte, neben sich, und überlegen wie immer. Nur seine Mundwinkel hoben und senkten sich häufig. Ich aber wußte nicht, ob in einem Nachklang der Bewegung von vorhin, oder sinnlose Worte murmelnd, wie das seine Gewohnheit im Spiele war.

Digitalis

Gemeinsam traten sie aus dem Trauergemache. Hinter ihnen quoll durch die geöffnete Türe ein heftiger Geruch von Karbol. Er erfüllte dumpf und atembeklemmend das Vorzimmer. Erst vor Stunden war das Letzte eingetreten und die Bestürzung im ganzen Hauswesen noch so groß, daß niemand daran dachte, den beiden das Geleite zu geben, wie sich's gehört hätte. Einträchtig hingen die Ueberröcke neben einander: der einfache Wintermantel des großen Arztes, der nichts mehr auf Aeußerlichkeiten zu geben, niemandem dadurch mehr den fürstlichen Stand seiner Einkünfte aufzuweisen brauchte, der kostbare Pelz des Anfängers. Doktor Piecha half dem Hofrat beim Ankleiden, dann stiegen sie, schweigend und immer durch eine Stufe geschieden, die schöne und adlige Freitreppe herunter. Es war ein frischer Tag, in den sie traten; sehr helle Sonne, und dennoch stob ein feiner Schneefall, und jedes der Sternchen schimmerte und glitzerte unsäglich. Der Wagen des Hofrats harrte; der Kutscher öffnete den Schlag mit der beflissenen Eilfertigkeit eines Dieners, der den Wert der Zeit für seinen Herrn kennt. Die zwei säumten ein wenig; die Kühle tat ihnen nach den mannigfachen Aufregungen, nach der schweren Schwüle des Sterbezimmers wohl. Sie atmeten tief; aus wechselnden und dennoch verwandten Gedanken ein jeder. Endlich begann der Hofrat: „Sie fahren mit mir, Herr Kollega?"

Dr. Thomas Piecha verneigte sich. Es war in allem, was er in der Gegenwart des anderen tat, jene verlegene Schüchternheit, wie sie nur ein Schüler seinem Meister gegenüber kennt, vor dem er sich unbedingt beugt, dem gleich zu kommen er niemals hoffen darf. Sie stiegen ein. Das sonst so unerträgliche Gerassel des Wagens war in etwas gedämpft durch den Schnee. Beide saßen stumm nebeneinander. Der Hofrat zündete sich eine Zigarette an, so nachdenklich, daß er vergaß, seinem Begleiter davon anzubieten, der es nicht wagte, sich selber eine anzustecken. So gingen endlose Minuten, in denen jedem vor dem ersten Wort bangte. Endlich warf der Professor mit einer heftigen Bewegung die Zigarette fort. Dr. Piecha schrak auf; er hatte die ganze Zeit unablässig über das eine Wort „Herr Kollega" gegrübelt und nun Hoffnungen, nun das Schlimmste daraus gefolgert. Denn ein unklares Schuldgefühl lag beängstigend auf ihm.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Herr Doktor," begann der gefeierte Chirurg, und seine Stimme klang sehr hart, wie sie nur klingt, wenn man aus einem bestimmten Vorsatz heraus spricht.

„Mit mir, Herr Hofrat?" Es war eine so rührende Angst im Ausdrucke, im Antlitz des jungen Mannes! Seine blauen Augen hafteten auf dem Gesichte seines Nachbarn. Die Hände verkrampften sich so heftig ineinander, daß sie in den Gelenken krachten, in einer stummen Bitte, in einer lauten Pein. Denn die Einleitung sagte ihm genug.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen," fuhr der andere unbeirrt und so in sich und im Reinen mit sich fort,

daß er keinen Blick für die Erregung des Berufsgenossen hatte. „Und es ist nichts Angenehmes. Ich muß Ihnen einen Rat geben: Legen Sie Ihre Praxis nieder . . ."

„Herr Hofrat!" Dr. Piechas Gesicht glühte.

„Es bleibt mir nichts anderes übrig. Denn eine Sühne muß sein, für das, was Sie da hinten," er wies nach rückwärts, „getan haben. Dem Manne war zu helfen. Nicht etwa nur durch mich oder sonst einen ersten meines Faches — durch jeden, der mehr Sicherheit der Hand oder auch nur mehr Erfahrung hatte, als Sie nun leider zu besitzen scheinen."

„Herr Hofrat!"

„Gedulden Sie sich ein wenig. Es scheint, Sie können das überhaupt nicht genug. Ich nehme den für Sie günstigsten Fall — Sie haben sich nur übernommen. Und nun ermessen Sie die Folgen. Der tote Mann war ein hoher Beamter. Jedes Jahr, das länger zu leben ihm vergönnt war, bedeutete für seine ganze Familie einen unendlichen Gewinst. Es konnten immerhin noch ziemlich viele sein. Nun sind sie alle durch Ihre Schuld einem Lose gegenüber, das nach ihrer ganzen Vergangenheit, nach allen ihren Gewohnheiten das nackte Elend bedeutet. Sie sehen das ein, Herr Doktor?"

„Ja, Herr Hofrat," stotterte Dr. Piecha. Er war in diesem Augenblicke so innerlich vernichtet, daß er zugestanden hätte, was man immer von ihm begehrte.

„Also," der große Arzt hörte sich gerne sprechen, wie einer, der es gut kann, sich daran freut und schon

von Amtswegen keine Widerrede gewohnt ist. „Also, da gilt's büßen. Ich müßte eigentlich selbst Anzeige erstatten. Denn es sind Kunstfehler unterlaufen, die mir einfach unbegreiflich sind bei einem Manne, der doch einmal etwas gelernt haben muß. Ich will davon abstehen. Sie haben sich zu viel zugetraut — Sie dürfen nicht mehr in die Lage kommen, noch einmal den gleichen Fehler zu begehen. Herr — wo haben Sie eigentlich studiert? Soll d a s Wiener Schule sein?"

„Ich war Ihr Hörer, Herr Hofrat . . ."

„Erzählen Sie das nicht herum. Es könnte selbst mir schaden. Ich fordere Bescheidenheit von denen, denen sie nur nützlich ist." Der ganze Stolz auf die hochberühmte Schule, der er angehörte, deren Ruhm er selber so erhöht, sprach aus seinem Hohn. „Also: Sie legen die Praxis nieder?"

„Ich werde, Herr Hofrat."

„Ihr Ehrenwort?"

„Mein Ehrenwort."

„So wären wir fertig." Er ließ den Wagen halten. „Und glauben Sie mir, Herr Doktor, — niemand spielt gerne den Richter."

„Das heißt: niemand spricht gern ein Todesurteil," entgegnete Dr. Piecha mit bebenden Lippen, die unsichere Hand am Wagenschlage, und stieg aus.

Der Hofrat sah auf, ihn an. Nun erst fiel ihm die Verstörtheit des Mannes recht auf die Seele. Es war um die Lippen ein ewiges Zucken, halb vergreint, halb ängstlich, wie eines verprügelten Kindes; der Mund war davon verzogen, und der Unterkiefer hing schlaff und greisenhaft herab. Mit weinerlich halb-

offenem Munde, den blonden, schütteren Vollbart in ständiger Bewegung, atmete er schwer. Er sah eigentlich recht jämmerlich und kläglich aus. Ein plötzliches Mitleiden quoll im Herzen des Hofrats auf. „Nehmen Sie's nicht zu tragisch, Herr Doktor," sprach er rasch. „Sie sind jung. Sie können sich eine neue Existenz in einem Berufe bauen, für den Sie mehr geeignet sind."

„Ich danke, Herr Hofrat, ich danke," entgegnete Dr. Piecha, ohne die gebotene Hand zu berühren.

Er stand allein am Kohlmarkt. Der Schneefall hatte ganz aufgehört. Ein leiser Wind ließ die elektrischen Lampen, die da ungefüg und häßlich an zu dünnen Tauen hingen, sachte schwingen und schaukeln. Er scheuchte die sehr zarten Wolken, durch die das satte Blau des Winterhimmels schimmerte, färbte mit höherer Röte die Wangen der Mädchen und Frauen, die, Schleier um sich geschlagen, behend und zierlich einhertrippelten. Es war sehr lebendig, sehr vergnüglich. Aus einiger Ferne erscholl das dumpfe Rasseln von Trommeln, und schon durch den Rhythmus gezwungen, nahm er ihr forderndes Marschtempo an. Und plötzlich drang in die Mitte der Lustwandelnden und Geschäftigen ein Gewalthaufen halbwüchsiger Jugend, verlumpter Männer, alle die Mützen schief gesetzt und mit leuchtenden Augen. Sie füllten, unbekümmert um die eilenden Wagen, die Fahrbahn, gehabten sich auf den Bürgersteigen wie eine Horde Eroberer, stießen und drängten sich durch die Wohlgekleideten, Gesitteten. Und mit rauschendem, gewalttätigem Jubel hub die Burgmusik an und übertönte mächtig und brausend das

Leben und Lärmen der Straße, und Dr. Piecha, ohne zu wissen, was er tat, pfiff sehr leise die Melodie des sehr dreisten Marsches mit, den sie zu zinken und zu blasen begannen. Denn er war sehr musikalisch. Und so sah er den Ziehenden nach, bis der ganze Schwarm im leuchtenden kuppelbekrönten Burgtor verschwunden war.

Dann ging er stumpf seiner Wege. Ein rechtes Bewußtsein dessen, was ihm geschehen, war noch nicht in ihm. Das arbeitete sich in ihm erst langsam zur Klarheit und peinigte ihn mit heftigen, immer gleichen Wehen. Stoß um Stoß stieg's in ihm auf, beklemmte seine Seele, füllte seine Brust, erhob sich umflorend, daß er in all der Helle wie im Nebel tappte, ins Hirn. Es war ihm etwas geschehen und zwar von der Art geschehen, welche nimmer wieder gut gemacht wird. Was aber? Und warum konnte es nicht mehr gut gemacht werden? Während der Stunde, die ihm noch bis zum Mittagessen blieb, grübelte er darüber. Denn er wollte nicht früher heim, eh' er nicht mußte, nicht eine Minute früher. Vielleicht kam ihm gerade in der letzten einige Fassung. Denn was für ein Gesicht sollte er jetzt den Seinen zeigen? Er fühlte, daß sie bei seinem Anblick erschrecken mußten und blieb vor einem Spiegelfenster stehen. Halb befriedigt nickte er seinem Abbilde zu — es sah ihm wirklich greisenhaft verwüstet entgegen. Er ordnete mechanisch an seiner Kravatte, ehe er weiter ging, wenn ihm wieder ein Gedanke aufblitzte und zum Stehen und Denken zwang.

Also das war es: er hatte diesen Mann bewundert,

wie nichts und niemanden auf der Welt. Sein Ruf hatte ihn just an diese Hochschule gelockt. Er sah bald, daß hier eine Größe war, die durch die Nähe um nichts verlor. Dieselbe Hand, die heute sein Leben fortgeschleudert, wie den unnützen Zigarettenstummel, hatte er oftmals mit scheuem Erstaunen verfolgt, wenn sie demonstrierte oder gar mit dem Messer in den feinen, unbarmherzig kräftigen Fingern ihre Wunder im kranken Leibe tat. Hier war ein ungemeines Wissen bei ungeheurem Können. Dr. Piecha sah den Mann vor sich, wenn die Türen des Krankensaales aufflogen und er eintrat, hinter ihm der Schwarm der Assistenten; alle begierig nach seinem Worte kaum minder als die Bresthaften nach seinem Trost und seiner Hilfe. Recht wie der Herr über Leben und Tod, der er ja eigentlich auch war, erschien er da und im Operationszimmer. Dies stählerne Auge, vor dem der sieche Organismus kein Geheimnis zu haben schien, diese eherne, klingende Stimme, die so klar den verwickeltsten Fall auseinanderlegte, hatten etwas Bändigendes. Sie zwangen und unterwarfen den Studierenden der Medizin Piecha völlig. Es war die reine Abgötterei, die er in sich mit dem großen Lehrer trieb. Er wußte es und konnte nicht anders. Denn er hoffte auf keinen Dank. Er war sich der Mittelmäßigkeit seiner Gaben bewußt, mußte es werden, wenn er sah, wie behend andere waren, wie mühsam er sich in der Arbeit zurecht fand. Und vor allem: hier war jene unbedingte Sicherheit, die keine Schwierigkeit kennt, weil sie keine anerkennt.

Um mindestens in eine Art einseitiger Beziehung zu seinem Vorbilde zu gelangen, sammelte und erkun-

dete er alles, was immer die Lebensgewohnheiten des Meisters anging. Er freute sich, daß ihnen beiden mindestens eine Neigung gemein war: die für Musik. Er hätte dadurch leicht mit dem Gelehrten in Berührung kommen können, denn der liebte es, wenn er übermüdet heimkam, Musikabende unter Mitwirkung auch seiner Hörer bei sich zu veranstalten. Sie waren ihm die beste Erholung, weil sie sich allein an das dunkle Gefühl, nicht an den hellen Verstand wenden. Piecha dachte nicht einmal daran, wie andere, diese Neigung zu seinen Gunsten zu nutzen. Er arbeitete rastlos, um durch Fleiß seine mangelnden Gaben zu ersetzen; ohne jemals zu bummeln, brauchte er bis zur Beendigung seiner Studien länger, als selbst minder Fähige, nur weil er's unendlich ernst nahm. Auch hatte er keine Eile; denn sein ererbtes Vermögen genügte reichlich für seine Lernjahre und bot ihm selbst noch Gelegenheit, sich einzurichten und die erste Zeit des Wartens leidlich zu überstehen. So trat er in die Praxis. Er vermählte sich zeitig mit einem ihm lieben, ziemlich begüterten Mädchen. Sie lebten so glücklich, daß ihm nur zweierlei Wünsche blieben — nach einem Erfolge, der ihm das gäbe, was ihm nur zu sehr mangelte, wie er selber fühlte: das Selbstvertrauen, und nach dem, was ihm erst die Weihe auch des größten Erfolges gewesen wäre: nach einem Worte der Anerkennung aus dem Munde seines Meisters. Einzig darum hatt' er sich allein und ohne rechten Beistand an diese Operation gewagt, die so schlimm endigte und ihn mit ihren Folgen vernichtete. Und sie war nicht einmal gar so schwierig gewesen! Nun wußte er's: allein seine Unzu-

länglichkeit hatte ihn dort scheitern lassen, wo manch einer Erfolg hätte haben müssen. Das war es, was ihn den ganzen Abstand zwischen sich und — anderen ermessen lehrte, was ihn vollends niederschlug. Und für immer; es gab kein sich Erheben mehr, darüber gab er sich jetzt schon keiner Täuschung hin . . .

In all seiner Beklommenheit hatte er dennoch den Weg eingehalten, der von ihm zu gehen war. Vor einem Hause blieb er stehen. Ein Patient wohnte ihm da; sein Patient, dacht' er mit einer starken Bitterkeit, den nicht aufzugeben er entschlossen war. Denn hier vermochte keine Kunst mehr etwas. Es war ein reicher Mann, der seinem Herzen in der Hast des Erwerbens und des Genießens zu viel zugemutet hatte. Dr. Piecha trat in das Zimmer des Kranken, der in einem Lehnsessel kauernd saß. Denn er vertrug vor Beklemmungen keine andere Lage mehr. Wie der Arzt seinen Puls griff, so umklammerte er mit der freien Hand des Untersuchenden Arm: „Wie stark Sie nur sind! Mir geht's so schlecht, Herr Doktor, sehr schlecht," jammerte er. „Helfen Sie mir!"

Dr. Piecha tröstete: „Es ist nicht so schlimm. Es wird schon wieder besser werden."

„Ich glaub's nicht mehr, Herr Doktor! Wenn man so da hockt, Tag und Nacht! Und das geht so, ich weiß nicht mehr, wie lang, wissen Sie. Und man bemüht sich um einen und macht ihm den Wurstel vor wie einem Kind, nur damit's nicht schreit. Und man möcht' doch schreien, wenn man sich nur nicht schämen möcht'. Und jeder sieht einen an: na, wie lang willst du's denn noch treiben, wo's doch schon lang Zeit wär', daß man bei-

nen Stuhl einmal ordentlich an die Luft stellt? Gar die Nacht! Wenn man auf einmal spürt, wie sich's klemmt in einem, und es kommt eine Angst: jetzt ist's gar für immer, und man hebt sich in seinem Stuhl und wirft die Arme in die Höh' und will nicht sterben. Ich will's nicht, Herr Doktor! Will's nicht! Ein jeder Tag, den man mir gibt, ist gut, und ich danke Ihnen dafür."

Er röchelte. In Stößen und immer mit sich kämpfend und seiner immer steigenden Atemnot brachte er die Worte vor. Dr. Piecha hörte ihn mit aller Teilnahme an; aber mit dem Kranken fühlte er, bei allem berufsmäßigen Mitleiden, kein rechtes Erbarmen in sich. Eher regte es sich, sonderbar und dunkel genug, in ihm gegen sich selbst. „Sie regen sich zu viel auf, Herr Kommerzienrat," sprach er begütigend. „Es ist keine Ursache dazu. Das Herz ist eben etwas geschwächt. Es handelt sich darum, es in Gang zu erhalten. Wenn es sich erst wieder daran gewöhnt, sein Werk ordentlich zu tun, so ist alles gut. Bis dahin muß man ihm eben nachhelfen. Es ist kein Anlaß zu Besorgnissen. Ich werde Ihnen das gewohnte Mittel verschreiben. Ein bißchen mehr davon." Und wie er sich über das Papier beugte und sein „Digitalis" niederschrieb, sah er, daß die höchste gestattete Zahl der Tropfen schon erreicht war und daß also das Ende nahe, sehr nahe sein mußte . . .

Er wendete sich nun heim. Das war sonst sein liebster Gang, und die Stunde nach Tisch seine Feierstunde. Dann waren nämlich die Kinder wach und munter, die sonst schon schliefen, wenn er zu Abend wieder nach Hause kam. Es war sehr sauber gedeckt; ein

kleinbürgerliches Behagen, recht wie bei Leuten, die sich am Ende das Notwendige nicht versagen müssen, ohne daß sie etwas für das Ueberflüssige übrig hätten, war in den drei Räumen, deren einer als Empfangsstube dienen mußte. Er war schon etwas ruhiger geworden; mindestens das Zittern und Schwingen in ihm, das ihn durch eine Zeit so unsicher gemacht, hatte doch schon aufgehört. Man aß. Und als die Ehegatten für einen Augenblick allein beim schwarzen Kaffee saßen, machte er ihr Mitteilung von dem übeln Ausgang der Operation, die er gewagt. Sie legte das Löffelchen hin, trat zu ihm, legte beide Hände auf seine Schulter: „Du bekümmerst dich wohl sehr, Thomas?" „Es ist auch keine Kleinigkeit," entgegnete er gedrückt. „Nimm's nicht zu schwer!" Ein Weilchen lag's ihm auf der Zunge, ihr alles zu sagen. Aber er zwang's in sich zurück. „Du weißt, Lisi, ich habe die Dinge niemals leicht nehmen können. Das will eben auch verwunden sein," sprach er, erhob sich und trat ans Fenster. Sie sah ihm mit ihrem runden, gutmütigen, ziemlich gedankenlosen Apfelgesichtchen in hilfloser Bekümmernis nach, wie er so auf die Straße starrte und mit den Fingern auf den Scheiben trommelte. Endlich wendete er sich: „Ich möchte keinem Kollegen begegnen. Wir wollen nach der Ordinationsstunde wieder einmal fest musizieren." Das geschah. Sie setzte sich ans Klavier, er ergriff seine Geige und schritt spielend mit ihr auf und nieder. Beide waren mit ganzer Seele dabei und geschult und aufeinander eingespielt genug, um selbst Persönliches so ausdrücken zu können. Später kamen der Knabe und das Mädchen. Sie sangen mit

etwas schrillen, doch gebildeten Stimmchen ihre Volksliederchen; die Mutter begleitete, und es war mindestens für sie ein so vergnüglicher und durchsonnter Nachmittag, wie sie schon lange keinen erlebt. In der ersten Dunkelheit gingen sie spazieren, und auf der Stiege, da sie wieder aufwärts gingen, faßte Frau Lisl den Arm ihres Gatten: „Du wirst sehen, Thomas, es wird dir in deiner Praxis nicht schaden. Derlei wird bald vergessen." Da zuckt' er die Achseln mit einer ungeduldigen Heftigkeit, dergleichen sie niemals an ihm beobachtet und die sie darum erschreckte: „Laß das, du weißt nicht, wie es mich peinigt," bat er.

Dr. Piecha schlief diese Nacht sehr lange. Aber den dumpfen, unerquicklichen Schlaf eines sehr Uebermüdeten. Wachen und Träume verwoben sich häßlich und wieder mit einer eigentümlichen Folgerichtigkeit in einander. Er wurde nur noch matter, je länger er so im halben Schlummer lag. Und ohne es zu wissen, rechnete er unablässig. Sie hatten all die Jahre her immer von ihrem Eigenen zugesetzt. Wie lange hielt nun das Vermögen, das sie noch besaßen, für alle Fälle bei bescheidener Wirtschaft vor? Es ging, wenn sich gar kein Erwerb dazu fand, noch etwa durch drei Jahre. Was aber dann? Und woher sollte eine Einnahme kommen? Eine Stellung etwa? Aber was für eine, oder wer sollte einen in seinem Berufe verunglückten Arzt gebrauchen können? Umsatteln? Dazu war er zu alt, das brauchte auch zu lange, ehe man mit allen Mühen erst nur dahin gelangte, wo man schon gehalten hatte. Er sah keinen Ausweg, fühlte in sich die Kraft nicht, einen mit der notwendigen Entschiedenheit zu beschrei-

ten, selbst wenn sich ihm einer böte. Und was sollte nach dieser Frist mit den Seinen werden, denen er so das bißchen mit weg aß, was ihnen sonst hätte bleiben können? Es war ein sehr sentimentaler Zug immer in ihm gewesen; er bedauerte sich sehr oft und gerne. Nun kehrte er diese Weichmütigkeit gegen seine Nächsten, und darüber kam ihm manchmal eine Träne. Er zürnte dem Hofrat heftig, soweit er es nach seiner Natur eben konnte, daß ihm der das Ehrenwort abgepreßt. Der Gedanke aber, er müsse am Ende diese Zusage nicht unter allen Bedingungen halten, der Gedanke erwachte nicht einmal in ihm. Und plötzlich fiel ihm sein einer Patient ein und sein vorherbestimmtes Ende. Niemand würde nach seinem Tode das Gift in seinem Organismus nachweisen können, das ihm das kümmerliche Leben erhalten und doch auch wieder zerstört hatte. Das war etwas . . . Und kein Gerede, keine Erörterung, kein Aufsehen, das er immer gehaßt . . . Was aber aus dieser Erinnerung floß, das verschwieg er sich noch selber . . .

Am anderen Morgen ging er zeitig aus. Durch einige Tage war er in einer geheimnisvollen Unruhe, über deren Gründe er niemandem eine Andeutung machte. Die fiel seiner Frau wohl auf; aber sie war überhaupt nicht grüblerisch, und wie es nichts Ansteckenderes gibt als Willensschwäche, so war sie neben ihrem taumelnden und leicht verzagten Manne schwach von Willen geworden. Sie überließ ihm alles Sorgen und ging in ihrer Häuslichkeit, ihren Kindern, endlich der Musik auf, deren einseitige Pflege just auch nicht geeignet ist, starke Menschen zu bilden. Nach etwa

einer Woche schien ihr sich alles in ihrem Gatten wieder gesetzt zu haben. Desto mehr stutzte sie, als er ihr einmal zu Mittag mitteilte, er sei zu der Einsicht gekommen, es sei das Klügste, wenn er der Praxis entsage. „Was denn dann mit ihnen werden solle?" Das möchte sie ihm überlassen. Er hätte Aussicht, über ein kurzes eine Anstellung zu bekommen, die sie reichlich nähren würde. Er meine, Anzeichen einer beginnenden Herzschwäche bei sich zu verspüren, und fühle sich also den Aufregungen des ärztlichen Berufes nach seiner allzu teilnehmenden Natur nicht mehr gewachsen. Ein sicheres und ruhiges Brot dagegen . . . „Aber," stotterte sie. Da ward er heftig. „So willst du meinen Tod!" und unmittelbar darauf wurde er wieder so innig und zärtlich, daß er sie vollkommen weich machte und sie sich selber insgeheim schwer schalt, daß sie ihm, der doch sicherlich unter der Abkehr von seinem Berufe genug litt, das Herz noch mehr beschwere. So verschwand die Tafel mit Namen und Sprechstunden im Flur. Dr. Piecha erzählte bald darauf, er sei schon in einem Bureau beschäftigt, und hielt seine Amtsstunden mit aller Peinlichkeit ein. Daß er sie auf einer öffentlichen Bücherei versaß, wo er eine ziel- und wahllose Leserei trieb, oder mit einem Schmerz, den er sich geflissentlich wach erhielt, durch medizinische Hörsäle strich, ahnte seine Frau nach ihrer arglosen Natur nicht. Ihm aber bewegte der Anblick all dieser frischen Jugend, die sich dort wie da fand, leidvoll das Herz. Sie langten alle mit solcher Entschiedenheit nach dem Leben und nach dem Berufe — er, in so jungen Jahren, war an beidem gescheitert. Und die ewigen Lügen verwirrten ihn

gänzlich. Er mußte erfinden, Bureau-Erlebnisse ersinnen, damit man in den Feierstunden doch etwas zu sprechen habe, und er hatte so gar keine Einbildungskraft. So gab er sich denn mehr und mehr an ein trübes Schweigen dahin, das auch seine Frau zu verstören begann. Einzig die Musik brachte noch manchmal eine Ablenkung. Aber mitten im Spielen konnte er den Bogen hinlegen, Tropfen zählen und dann klagen, er hätte so dumpfe Beängstigungen, und das Herz schlage überhaupt viel zu ungleich. Sie nahm's für Schwarzgalligkeit und drang nur darauf, daß er sich endlich einem Arzt anvertraue. Denn vordem war er von unverwüstlicher Gesundheit gewesen und hatte sich selbst etwas damit gewußt. Noch kurz nachdem jene traurige Veränderung mit ihm vorgegangen war, hatt' er einmal gemeint, seine Gesundheit sei sein Kapital, und er gedenke das noch ganz tüchtig zu verwerten. Sie hatte keinen tieferen Sinn dahinter gesucht — eine Redensart, wie andere. Woher nun dieser Umschwung zum Schlimmsten? Drang sie aber in ihn, dann meinte er, seinen Zustand zu beurteilen und zu behandeln sei er immer noch Arzt genug. Sie rief wider seinen Willen einen Freund, auch der konnte nur konstatieren, es sei eine merkwürdige Erscheinung in seinem Organismus, die zu deuten er sich nicht befähigt fühle. Und um ihn nicht aufzuregen und weil er nach dieser Untersuchung und nach jeder solchen Erörterung über Kopfschmerz und Herzklopfen klagte und in der Tat sehr übel aussah, so kämpfte sie alle ihre Sorgen schweigsam nieder. Aber sie litt, während er sich als Held fühlte, der ein unerhörtes Geheimnis in seiner Brust verschloß.

Und dies Bewußtsein und der Stolz, daß er seiner Familie zu Liebe ein unerhörtes Martertum auf sich lüde, lieh ihm im Dulden und Ausharren eine Kraft, deren er im Handeln niemals fähig gewesen wäre . . .

Manchmal freilich kehrte ihm der mächtige Zorn jener ersten Nacht wieder. Gegen den Mann, der ihm ein solches Geschick bereitet, der ihm in einem Augenblicke tiefster Niedergeschlagenheit eine bindende Verpflichtung abgedrungen, vor der übers Meer zu flüchten er zu mutlos, der sich zu entziehen er zu sehr in den überkommenen Begriffen seines Standes befangen war. Dann schwur er sich, ehe das Letzte einträte, ihm, der ihn verderbt, mindestens sein Schicksal zu enthüllen. Aber einen Vorsatz festzuhalten, ein umfangreicheres Schriftstück klar aufzusetzen, war er bald nicht mehr fähig, denn in sich hörte er unablässig den Bohrwurm seine heimlichen Gänge graben. Nun schlug sein Herz unbändig, in einer unerhörten Eile, nun flogen seine Pulse, und es war jene schreckliche Angst in ihm, der sich niemand zu entziehen vermag, den die Verwesung so unmittelbar anhaucht, dem mitten durch den blühenden Tag der Geist der Vernichtung schreitet; nun stockten sie mühsam und siechend. Das kam nun schon ganz von selber, und er wußte, daß es nun nicht mehr lange währen konnte. Denn seine Gedanken, Verräter, die im geheimen Verständnis mit dem Feinde standen, arbeiteten dem Zerstörer in seinem Innern nur zu eifrig in die Hände. Jeder Spaziergang brachte ihm eine Qual und körperliche Schmerzen. Er dämmerte am liebsten vor sich hin, immer mit dem einen beschäftigt. Ganz teilnahmlos ward er. Jeder laute Ton um ihr

mußte vermieden sein. Den Anblick seiner Kinder floh er tunlichst: denn er konnte sich einmal der vollen Entfaltung dieser Jugend nicht mehr erfreuen, die da so kräftig um ihn aufschoß. Und nur einen Trost hatte er: er brauchte nicht mehr zu lügen. In diesem Zustande war er sichtbarlich keines Amtes oder Erwerbes mehr fähig. Man aß sich hübsch langsam auf. Und wenn seine Frau einmal vor so viel Ungemach den Kopf verlor und ihre ungestüme Angst vor der Zukunft durchbrach, so lächelte er so eigen, so überlegen, daß sie fast wider Willen eine Art von Zuversicht daraus schöpfte, als müßte sich alles mit eins und überraschend entwirren.

So war es zum andernmale Sommer geworden. An einem Tage, an dem er sich besser als seit langem fühlte, beschloß er, mit den Seinen eine Fahrt ins Grüne zu tun. Zeitig am Morgen machten sie sich auf. Dem Süden zu. Er saß stumm und in sich versunken am Fenster, sah die Stadt, die prächtigen Villenorte längs der Linie an sich vorüberfliegen, endlich über der weiten Ebene die feierlichen Mauern und Zinken der Alpen aufsteigen. Diesen zu ging's. Grüne Wasser tauchten geheimnisvoll auf und flossen dann rasch und spiegelnd durch tiefe und waldgrüne Gründe. Höher ging's; in unzähligen Kehren und Windungen; über Brücken, Viadukte, durch Tunnels. Er saß im letzten Wagen und so, daß er nach rückwärts sehen konnte und sc bei jedem Tunnel durch einen sehr kleinen Rahmen einen umgrenzten Ausschnitt der Landschaft und ihres Reizes genoß. Denn jene kranke Neigung zur Natur war in ihm erwacht, wie sie nur eine Seele ergreift, die

alles Vertraute noch einmal in sich saugen möchte, ehe sie sich zum Fluge ins Unbekannte anschickt. Den ganzen hellen Tag verweilten sie im Freien. Die Kinder liefen um, die Mutter war bei ihnen. Er aber starrte nach den furchtbaren Hängen der Rax, nach den sanfteren und großen Linien des Schneebergs, nach jeder kahlen und grauen Runse, die sich grell durch das Grüne zog. Zu Mittag brachte ihm der Bube eine Blume, die er gepflückt und die er nicht kannte. Sie hatte gelbe große Glocken und einen geheimen, aber kräftigen Duft. „Das ist Digitalis," sprach Dr. Piecha; und wie er sie so in Händen hielt und fast begierig anschaute, da fielen ihm altdeutsche Bilder bei, auf denen die Heiligen ein jeder mit den Symbolen seines Martyriums aufziehen. So erschien er sich selber diesen Augenblick. Den Rückweg zum Bahnhofe wagte er zu Fuß. Durch den lichtgrünen Buchenwald, durchmischt mit der ernsten Anmut der Lärche, vorüber am Blühen der wilden Rosen des Semmering, die hochauf schossen, sich bäumten, aus Höhen mit fröhlichen Blüten nickten, ging's langsam, sehr langsam. Einmal stützte er sich auf den Arm seiner Frau und brach in ein gewaltsames Weinen aus. „So schön ist's da, so schön!" flüsterte er mit zuckenden Lippen. Danach verstummte er für den ganzen Rest der Fahrt. Nur verlangend, mit Innigkeit sah er, wie der Abend seine Geheimnisse über all die Schönheit warf, die sich ihm erst kurz vorher im vollen Lichte so prangend entschleiert . . .

Darauf ging es mit ihm rasch zu Ende. Die musikalischen Abende wurden wieder aufgenommen, ohne daß er mehr tätig daran teilnahm. Sie spielte viel

Chopin, dessen träumerischer Mystizismus sein Leid in Schlummer sang. Er horchte dabei ohne jede Regung, den Kopf auf den Armen. Oder die Kinder sangen, und er sah sie mit schwimmenden und blinzelnden Augen an. Einmal, da die Kleinen schon zu Bette geschickt waren, rief er seine Frau zu sich. Mit blassen, kalten und feuchten Fingern strich er über ihre Hand, daß es sie beinahe durchfröstelte. Dann raunte er so leise, daß eben nur sie, die seiner Stimme und jeder ihrer Wandlungen so gewohnt war, ihn verstehen konnte: „Um die Zukunft mußt du dir keine Gedanken machen. Es ist eine Polize da, die euch reichlich sicherstellt.“ Und als sie nun in ein ungemeines Schluchzen ausbrach, freute ihn der unmittelbare Ausdruck ihres Leides insgeheim. Er streichelte ihr Wangen und Haar, und sie mußte dabei an sich halten, um nicht zurückzuschrecken. „Armer Kerl! Armer Kerl!“ flüsterte er mühsam, und das ganze Mitleiden, das er zu sich selber trug, quoll in ihm auf und floß auf sie über. Sein Geheimnis aber, das sich ihm auf die Lippen drängen wollte, kämpfte er zurück. Es war besser und stolzer, er nahm es mit sich ins Grab, als daß es noch ein Leben verstörte. Aber er blieb lange regungslos wach.

In derselben Nacht starb er.

Es war eine stille Zeit, und so nahmen einige Tagesblätter, bei denen er persönliche Bekannte gehabt, Notiz von dem Ende des „jungen, hoffnungsvollen Arztes, den ein tückisches Herzleiden zu früh der Ausübung seines Berufes und der leidenden Menschheit entrissen.“ So erfuhr auch der Hofrat davon. Er las die Zeile nach dem Diner, und ihm fiel die eine Begegnung

mit dem Toten samt allen Nebenumständen ein. „Armer Teufel,“ und er schüttelte den Kopf dabei, „ich hätte doch nicht gedacht, daß er sich die Sache so sehr zu Herzen nehmen würde.“

Schuß in der Nacht

Zu Mitternacht war ein Schuß gefallen. Ein schrecklicher Schrei war ihm gefolgt. Das ganze Haus, dies alte, dumpfe Haus mit ausgetretenen Stufen, mit rundlaufenden Gängen, die in der Luft schwebten, auf denen eines dem anderen so bequem in die Küche gucken konnte, hatte er aufgeschreckt. Denn jenes Hin- und Widerlaufen begann alsbald, das jeder von uns kennt und das mindestens in einem bösen Traume jeden schon einmal verstört hat. Das Schloß tat sich auf, Stimmen wirrten durcheinander; aus der Wohnung, die mit eins überfüllt war, drang Gezeter, Kreischen, Stöhnen, gelles Aufschreien. Bänglich horchten die Nachbarinnen, die nicht mehr Raum gefunden, darauf, auf das Schieben und Heben von etwas Schwerem, sehr Unbeholfenem im Zimmer. Endlich kam der Arzt; desto mehr drängten sie sich, verstärkt durch die Fortgewiesenen auf dem schmalen Gang. Da der junge Mann wieder schied, ruhig, und ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, wußten alle, daß alles vorüber war. Es war so recht still in der Wohnung geworden — der Mann, der den Schuß in der Nacht, den Schuß gegen sich abgefeuert, war tot. Zu Morgen aber trippelten behende Kinderfüßchen um jene Türe, spähten neugierige Augen, noch größer als sonst, ob sich der Rumpler Karl nicht angucken, ob sich durch das grünverhangene Gangfen-

sterchen, durch das unheimliche Dunkel des Vorzimmerchens, das ihnen jetzt so gespenstig erschien, nicht ein Einblick in die Stube gewinnen ließe, in welcher der tote Franz Rumpler lag.

In aller Frühe war eine Waschfrau gekommen. Die Leiche ward sorgfältig mit einem guten Gewande angetan; der Raum, in dem immer noch ein leiser Pulvergeruch schwelte, wurde in Ordnung gebracht und gründlich gesäubert. Damit und mit den notwendigsten Bestellungen ging der erste Tag hin. Dann brachte man den Sarg; der tote Mann wurde so hineingebettet, daß man die kleine Wunde an der Schläfe nicht gewahren konnte, durch die ihm das Leben entflohen war. Die Witwe half mit und ging dann fort, zu besorgen, was nach den üblichen Anzeigen noch zu tun war. Als sie heimkam, war alles bereitet; sie brachte für sich und den Buben gleich die Trauerkleider mit. Sie zog sich selber um und steckte den Jungen in den schwarzen Anzug. Er sah vergreint, jämmerlich, unbeholfen darin aus. Die Vorhänge wurden niedergelassen, ein silberner Armleuchter zu Füßen und zu Häupten, sechs silberne Leuchter zu beiden Seiten des Sarges besteckt und entzündet. Das sah nun feierlich und vornehm aus. Das Kind — es war gerade in dem Alter, wo sie in die Schule zu gehen beginnen, stumpfnäsig und mit einem ganz platten und ausdruckslosen Gesichte — stierte in die schönen und weißen Flammen und grübelte, ohne zu wissen, worüber? Es langweilte sich ohne seine Kameraden und ohne Gassenspiele. Dabei fühlte es sich durch das neue Gewand beklemmt, das so schrecklich groß war und auf das man sicherlich furchtbar

Acht geben mußte. Und dennoch hatte der Karl eine unwiderstehliche Lust, von der einen Kerze, die so schief brannte, einige Tropfen auf den Aermel fallen zu lassen. Das hätte hübsch sein müssen. Eine Art freudiger Erwartung war in ihm. Denn er war noch niemals im Fiaker gefahren. Bei Leuten aber, die Geld hatten — und sie hatten dessen viel, er wußte es — gehörten zu einem ordentlichen Begräbnis Fiaker, und sobald er erst wieder in die Schule ging, wollt' er schon gehörig damit prahlen: „Ich bin im Fiaker gefahren. Nicht auf dem Schoß, ganz wie ein Großer. Du nöt — etsch! . . . ." Inzwischen saß die Mutter in einer Ecke, betete unablässig und mit zuckenden Lippen aus dem schönen Gebetbuch und wischte sich die roten und heißen Augen mit der Schürze, die sie über das dunkle Kleid gezogen. Manchmal schluchzte sie auf; das aber klang so unvermittelt und so laut, daß sie selbst davor erschrak und innehielt im Schluchzen. Auch sahen sie, wie ihr vorkam, Waschfrau und Junge dabei so eigentümlich an, daß ihr eine kleine Verlegenheit kam, um über eine Weile neuem Trotz und desto heftigerem Schluchzen zu weichen. Was gingen sie diese beiden an?

Aus der Küche heraus drang ein kräftiger Geruch von Kaffee und allerhand Gebackenem. Man hatte sich zu Mittag nun schon den zweiten Tag notdürftig aus dem Gasthause beholfen und erwartete nun die übliche ausgiebige Jause. Angehörige hatten die Rumplerischen keine in Wien: zwei einzige Kinder, in benachbarten Wohnungen groß gewachsen, das Spielen auf dem gleichen Hofraum gewohnt, hatten sie zusammengeheiratet. Aber Nachbarinnenbesuch mußte kom-

men. Konnten sich die beiden Leute sonst noch so zurückgezogen gehalten haben — heute mußte die Witwe Trost und Zuspruch empfangen. Ohnehin galten sie für stolz und hochmütig genug. Eine dumpfe Sehnsucht nach dem Augenblick, in dem alles vorüber sein würde, war in Frau Katharina Rumpler. „Die Fragerei!" seufzte sie, während sie im Speisezimmer den Tisch sauber und sogar mit einem gewissen Aufwand deckte. Dann, vor dem Spiegel, richtete sie sich selber her; sie war noch jung, mit einer gewissen Neigung zur Fülle. Ihr gesundes, rotes Gesicht, das verlangend und lebensfroh dreinsah, stritt mit dem Trauergewande. Ihre Bewegungen waren weich und sinnlich. Sie konnte immer noch einem Manne gefallen, dachte sie, während sie sich so zu schaffen machte, das braune Haar tiefer in die Stirne strich, hier ordnete, dort glättete. Nur ihre Stimme hatte etwas Schrilles, wie sie danach: „Wärterin, Karl, kommt's!" rief. Es war das Gelle, selbst Gemeine darin, das einem feineren Ohre so leicht wehtut. Die beiden kamen. Der Bube schnüffelte gierig und erwartend herum, obzwar man ihn in der Küche schon reichlich abgefüttert; die Wärterin saß breit und sicher auf ihrem Stuhle — solange man sie brauchte, bis die Totenwachen einmal vorüber waren, war sie sicher, und hernach mußte sie ohnedies gehen. Wozu also bescheiden tun? Die Witwe machte ihr leidenvollstes Gesicht. Die Hängelampe wurde entzündet und gab ein freundliches und kräftiges Licht. Es war ganz gemütlich. Nur mußte man allerdings vergessen können, was sich nebenan begeben und wer nebenan verstummt lag. „Der arme Herr!" seufzte die Warte-

frau in geschäftsmäßiger Trauer. Frau Katharina Rumpler fuhr aus ihren Gedanken auf und sah sie böse an, ehe sie, sich besinnend, die Hände vors Gesicht schlug. Der Kaffee kam: sie schenkte ein, trank selber rasch und aß ziemlich gierig, ehe sie sich wieder eine saubere Tasse auf ihren Platz stellte. Das war sonst ihre Sitte nicht, und Karl, der nun einmal einen nachdenklichen Tag hatte und vor der Frau Mutter in beständiger, heimlicher Angst lebte, sann darüber nach, was das wohl zu bedeuten habe. „Etwas will sie alleweil und mit allem. Ich kenn's," dachte er. Denn er war beobachtend, wie die meisten einzigen Kinder, besonders aber aus einer Ehe, wo man sich allerhand zu verbergen bemüht.

Der erste Besuch kam. Es war ein dürftiges Weiblein, eine weitschichtige Verwandte, die von dem toten Manne monatlich eine kleine Unterstützung genossen hatte. Man hörte, wie sie schon auf dem Gange, bevor sie noch schüchtern die Glocke zog, eifrig und nachdrücklich mit den Füßen scharrte; denn es war ein feuchtes und schmutziges Wetter. Zögernd trat sie ein; an der Leiche kniete sie nieder, langte den Rosenkranz vor und betete geraume Zeit und sehr andächtig. Dann, mit blinzelnden Augen und unbewillkommt, trat sie in das Speisezimmer; denn ihretwillen erhob sich die Witwe Rumpler nicht. Karl schlich sich mißmutig an das Fenster und sah auf die Gasse, die immer noch nicht danach ausschaute, als könnte man sich so bald in einem neuen Anzuge auf sie wagen. Frau Rumpler füllte eine Tasse; das alte Weiblein saß demütig auf einem Stuhleckchen, trank schüchtern und brockte ebenso ängst-

lich ein Stückchen vom Backwerk ums andere in den Kaffee. Sie fürchtete offenbar, sie könnte verraten, wie hungrig sie sei.

„Wie gut daß er nur ist," seufzte sie endlich andächtig.

Frau Rumpler goß nach: „So trinkenS' noch eins, Regerltant."

„Wer sich's auch so vergönnen könnte," seufzte die Alte noch einmal, „und wie schön daß sie ihn aufgebahrt haben! Kein Graf kann's schöner haben, wie der arme Franz. Wenn ich mich nur erinnern tu', wie arm meiner dagelegen ist! Und sein Großvater und meine Großmutter waren doch leibliche Geschwisterkinder. Das schöne Kreuzerl zwischen die Händ'! Man sieht halt, wie sehr sie ihn ästimiert haben."

„Ist sein bester Anzug. Noch kein Monat vom Schneider gekommen. Und das Kreuzel ist geweiht vom heiligen Vater; kost' Geld genug. Man tut halt, was man kann, und wenn man's sogar nöt so könnt'," wehrte die Witwe ab.

„Nöt so könnt'"? verwunderte sich die Alte. „GehnS'!"

„No ja! Ein Geschäft haben wir. No ja! Aber weiß ich, wie's jetzt gehen wird und ob man's verkaufen kann, darnach es wert ist? Ich hab mich mein Lebtag nöt d'rum gekümmert. Und der Karl ist noch gar zu jung. Wenn ich den nicht hätt'! Karltschi, komm her!" und sie küßte den so verdutzten Jungen, daß er sich nicht einmal sträubte, heftig ab.

„Nöt so könnt'"! Das Weiblein konnte von dem Gedanken nicht los. „Und das große Haus am Neu-

bau, wo der Franz immer gemeint hat, es sei ihm zu schad', drin zu wohnen, so teuer sind die Wohnungen und so reißen sich die Leut' drum?"

„Ihnen sag' ich's, weil Sie eine Verwandte sind. Gehört eigentlich der Sparkassen. Und was meinenS', was die Leich' wieder kosten wird? Weil man sich doch nicht ausspotten lassen will."

„Nöt' möglich, und das viele Silber drinnen!"

Die Frau wurde ungeduldig: „Sind halt Resterln. Und was denkenS', was man dafür in die guten Zeiten gegeben hat, und, wenn man's heut', Gott behüt', müßte verkaufen, was möchte man dafür kriegen, wo's Silber gar nix mehr wert ist? Behalt man's lieber."

„WissenS' — seinS' nöt bös, wenn ich dumm daherred'. Aber: was ist's mit die paar Gulden, was mir der Franz alle Monat geben hat?"

„Ich kann nix versprechen. Testament hat sich keins gefunden. Und ich weiß nix Gewisses, nöt einmal, was uns bleibt."

Die Alte schlug die Hände zusammen. „Und was soll ich anfangen? Soll ich vielleicht in die Versorgung? Eine Rumplerische! Die Schand'!"

„Sind schon andere Leut' in die Versorgung gegangen. Ist keine Schand'," tröstete die Witwe.

Die Greisin schrumpfte förmlich zusammen, und ihr kummervolles Gesicht ward kleiner und kleiner. Ihre Unterkiefer bewegten sich rasch und kauend, als nagten sie an irgend einer heftigen Antwort. Sie bezwang sich aber, Demütigungen gewöhnt. Und dann bimmelte wieder die Glocke; entschieden, kräftig. „Na ja, halt. Na ja, halt," wisperte sie, trank aus, wischte sich rasch

mit der Hand den Mund und empfahl sich hastig. Frau Kathi Rumpler erhob sich; nicht aber, um ihr das Geleite zu geben. Den neuen Gast bewillkommnete sie. Auch er bewunderte die Aufbahrung, und er forschte: „Es kommen wohl viel Leut'?"

„Na," entgegnete die Rumpler, indem sie vorlegte. „Sie wissen ja, Frau Nachbarin, wir haben niemals nicht viel Bekanntschaft gemacht in dem Haus. Mit wem denn? Sind ja meistenteils lauter arme Leut'. Und auswärts? Man hat halt gar nie eine Zeit gehabt dafür."

„Und wer ist denn da grad' fortgangen?" fragte Frau Leni Mayerhofer.

„Auch so ein Stückel Erbschaft vom Seligen. Eine weitschichtige Verwandte. Das Gnadenbrot hat er ihr geben, damit sie nöt in die Pfründnerei muß. Und jetzt war sie da, ob ich ihr das Sündgeld weiter lass', was er ihr monatlich geben hat. Fallt mir nöt ein! Wo so alles von mir ist und von meine Eltern."

„Sooo!" . . . verwunderte sich der Gast gedehnt und lauernd. „Ich hab' alleweil gemeint, das Haus und das Geschäft ist von die Rumplerischen, und das bare Geld hat der Selige erwirtschaftet. So hat's geheißen unter die Leut'."

„Is nöt wahr. Bares hab' ich ihm mitbracht, weil's da im Geschäft immer gefehlt hat an dem," aber etwas verlegen war die Witwe doch. Um das zu verbergen, suchte sie in der Kredenz und stellte dann allerhand Liköre auf den Tisch. „Auch so eine Erbschaft," meinte sie. „Das hat niemals ausgehen dürfen in dem Haus. So viel gern getrunken hat er: immer noch ein

Bier und noch ein Wein und auf die letzt ein Pünscherl im Kaffeehaus. Und seine Tarockpartie war ihm lieber wie Weib und Kind. Man könnt' sich versündigen, wenn man sich nicht denken tät', es gehört sich nicht, wo er's grad jetzt so schwer gebüßt hat und nicht einmal eine ordentliche Einsegnung kriegt, wie sich's gehören tut für einen Christen."

„Ja," meinte Frau Mayerhofer sehr nachdenklich, „und just davon hat man nie was gehört. Der Hausmeister hat mir grad vorlamentiert, was für ein solider Herr der Herr Franz Rumpler gewesen ist. Immer vor der Sperr zu Haus — vorgestern, das war bald's erste Sperrsechserl, was er durch ihn verdient hat — sagt er. Und so viel sparsam! WissenS' er hat ihn schon anders geheißen. Aber bös hat er's nöt gemeint. Und grad jetzt, wo der arme Herr so ein End' genommen hat — sollt' man da nöt ein Uebriges tun und das bisserl Gutes, was er an arme Leut gewendet hat, lassen, wie's ist? Könnt leicht der armen Seel' früher helfen aus der brennenden Pein."

„Es sind schon Seelmessen bestellt. Bei Sankt Ulrich. Ueberhaupt: was sein muß, das wird alles geschehen. Aber auch nur nix mehr. Dazu hat man keinen Grund. Wenn man nur reden wollt' — aber das tut man nicht, weil man einen Charakter in sich hat und was auf sich halten tut. Aber, glauben Sie, er hat sich um meine Leut', was ich gern bei mir gesehen hätt', umg'schaut? Gar niemals hat er's: mein einem Vetter, mit dem ich mich gefreut hab', wenn er gekommen ist, dem hat er's Haus verboten. Warum soll ich's anders machen mit die Seinigen, jetzt, wo's Reden an

mir allein ist? Und seine Freunderln! Einen großmächtigen Kranz haben's hergeschickt — drinnen liegt er. Aber was meinenS' — einer war schon da, mich trösten, wie sich's gehört? Nöt einer! So hergestellt hat er mich sicher vor die Leut' wie die ärgste Beißzangen, daß ein jeder einen Umweg macht vor meiner." Sie hielt inne und trank hastig hintereinander zwei Gläschen Schnaps.

„Kann Ihnen unmöglich guttun, der Likör, wannS' so gar nix essen dazu," meinte Frau Mayerhofer und stärkte sich gleichfalls.

„Essen! Wo man grad erst so was erlebt hat!" — sie schauderte wirklich. Und man hat einander doch gern gehabt, hat Jahre in der geheim auf einander gewartet und sich gefreut, wie man zusammengekommen ist. Meine Mutter, Gott hab' sie selig, hat niemals nix davon und von ihm wissen wollen. Er aber hat gemeint, er kann keine andere brauchen, nur eine Resche, nur eine wie mich, und wir haben beide gedacht: an einander gewöhnt sind wir von Kind auf — erspart man sich's Gewöhnen und tut sich's leichter hernach. Das Meinige hat man ganz gut brauchen können, und so haben's uns endlich zusammengetan. Und jetzt — so ein End'! Und der Schaden! — wissenS', versichert war er auch, und auf ein hohes Geld. Und das schmeißt er hin, um nix. Um rein nix. Denn wenn er sagt, ich hab' ihm sein Lebtag was getan, so lugt er wie ein schlechter Kerl und in seine Seel' hinein," und sie schlug beteuernd auf den Tisch.

„Der sagt nix mehr," und Frau Mayerhofer sah ihr Gegenüber so eigen an, daß die Witwe den Kopf

auf die Arme sinken ließ und schluchzte. Karl, als Teilnehmender, schluchzte mit, und es war betrüblich zu hören, bis Frau Rumpler den Kopf erhob und hastig und stockend sagte:

„Ich bitt' Ihnen, Frau Mayerhofen, lassenS' mich allein. Ich bitt' Ihnen: Ich muß mich einmal ausweinen. 's reißt in mir ...."

.. Im Hofe begann eine Drehorgel ihre Musik. Quäkend, schrillend, schnarrend stiegen die Töne zu Höhe. Karl schlich sich wieder zum Fenster, während seine Mutter immer noch unbeweglich in ihrer Stellung verharrte. Sie war ganz hingegossen, ganz Trauer, während doch nichts in ihr sprach, nur der Zorn über die Aufdringlichkeit der Leute, die sich an sie drängten, sie ausfragen wollten, die sich ihr Lehren zu geben unterfingen. Aber auch das war seine Schuld, des Toten, der sich so jämmerlich aus dem Staube gemacht, der niemals Sinn für etwas Besseres gehabt. Wie lange und wie drängend hatte sie von ihm gefordert, er möchte fortziehen aus diesem Hause, wo einer dem anderen den Bissen nachzählte, den er in den Mund schob, den Kreuzer nachrechnete, den er ausgab oder erübrigte. Er war dazu nicht zu bewegen gewesen. „Der Letsch, der justament seinen eigenen Willen hat haben wollen," dachte sie verächtlich, wie sie seiner im Leben schon seit manchem Jahre gedacht. Denn sie hatte niemals viel Sinn für Pietät gehabt. Und dabei zuckten ihre Schultern heftig und häufig, wie vor großem Schmerz, und man sah, wie sich ihr Oberkörper hob und senkte.

Eine Hand legte sich ihr tröstend auf den Arm:

„Sie müssen Ihnen nöt gar so das Herz abstößen lassen, Frau Rumpler," sagte eine Stimme.

Sie richtete sich mühsam auf, denn sie war erschrocken. Niemanden hatte sie kommen gehört, und ihr war plötzlich, als könnte man einen Abglanz der Gedanken, die in ihr geschrieen, nun auf ihrem Gesichte lesen. Es war eine wohlwollend schauende ältere Frau, die neben ihr leise vorgeneigt stand: „Sie sein's . . . Ich hab' gemeint, ich hab' kein Tropfen Blut mehr in mir, wie Sie da in mich hineingewispert haben. Ja, Frau Geyregger — das ist wohl eine Heimsuchung, und eine schwere vom lieben Gott ist's."

„Da habenS' recht. Aber tragen muß man's. Und nachher — eine junge Wittib, mit nur ein Kind, viel Geld und wer weiß noch was allem; ich bitt' Ihnen, wo man's ganze Leben vor sich hat und wo die Männer Ihnen nachlaufen werden, wie die Hund' einem Fleischerbuben. Ein Offizier können S' noch haben, jede Stund'. Da muß man sich nöt versündigen und nöt aso tun."

Frau Kathi setzte sich in Positur und faltete dabei die Hände. Danach erwidert sie spitzig: „Ich tu' nöt aso. Ich tu' nöt anders, als wie mir ums Herz ist. MerkenS' Ihnen das, Frau Geyregger, ich nöt. Da könnt man eher von andere reden, die früher den Mann so in der Heimlichkeit bedauert haben, wo's nix zu bedauern geben hat, und ihm gesteckt haben, was ihm sein Lebtag nix angangen und was er sein Lebtag nit gehört hätt', und jetzt mit einem Gesicht daherkommen wie lauter Mitleid und heilige Erbarmnis, glauben, man traut ihnen jetzt und wird ihnen alles stecken, damit

daß sie's herumtragen können in der Welt. Na . . ."

Die Frau Geyregger hüstelte verlegen hinter ihrer Tasse. „Ich weiß nöt, auf wen die Frau Rumplerin paßt. Ich weiß von nix."

„Natürlich!" entgegnete die Trauernde, „nachher weiß niemand von nix. Und meinen S', man hat mir nöt auch zugetragen, was da in dem Haus zusammengeredt worden ist, über mich und über mein Geschwisterkind, was jetzt in Amerika ist? Oder ich weiß nöt, warum S' von einem Offizier angefangen haben? Weil's der war und fort müssen hat, weil der Franz gar kein Einsehen gehabt hat, daß so einer mehr braucht und brauchen muß, wie ein Geschäftsmann. Was man da dem Seligen alles eingeredet hat, daß ich ihm zugehalten hätte' und Geld zugesteckt! Als ob man's so dick hätt'! Als ob ich so eine wär', die sich einen kaufen muß!" Man sah, wie sie der Gedanke vielleicht am meisten empörte.

„Mein Jurament — das ist's erste, was ich hör' . . ."

„Ueberhaupt," fuhr Frau Rumpler immer erregter fort, „und an dem ganzen Unglück ist nix schuld, nur das verfluchte Haus. Wo ein jedes kennt, und jedes hat seine Butten voller Klugheit und kramt's aus vor einem, weil man sich einmal, wie man klein war, von ihm was hat sagen lassen müssen. Und Gottlob, daß ich jetzt endlich raus kann. Das alleinig könnt' mich getrösten über das, was geschehn ist."

„Na also, dann sein S' ja leicht tröstet", meinte die Geyregger gedehnt.

„Ich bitt' Ihnen — spötteln S' mir nicht," brauste

die Witwe auf. „Mir ist jetzt grad danach, daß ich jedes Wort abwiegen sollt', wie der Jud' ein' Dukaten. War überhaupt niemals meine Gewohnheit. Das Rechte getan hab' ich alleweil, und die Leut' hab' ich sich die Mäuler zerreißen lassen. Na — und die haben's auch rechtschaffen getan. Und kein Mensch hat sich drum gekümmert, wie gut wir zwei die erste Zeit miteinander gelebt haben, — meiner Seel' und Seligkeit, kein Mensch auf der ganzen Welt."

„Ich wohn' noch nicht gar so lang da," entschuldigte sich die Geyregger sehr demütig.

Noch hielt Frau Rumpler an sich. Aber sie fühlte schon, wie's ihr langsam aufstieg, und wußte nicht, woher es sie anhauchte mit heißem und zornigem Atem. Und immer erregter und sich steigernd sprach sie: „Sie sollten nöt so frozzeln. Sie nöt. Zu allerletzt Sie! Oder halten S' mich für gar so dumm? Keine in dem Haus, keine in Ihren Jahren, was nit gewußt hat, warum sie hetzen tut. Nöt wahr? Da glauben S', ich weiß nöt warum? Weil mir keine den reichen Mann gegönnt hat. Sie hätten ihm ihre Tochter gern angehängt. Na, Gottlob, so ein' schlechten Gusto hat er doch nöt gehabt!"

Jede Spur von Wohlwollen war aus dem Gesicht der Frau Geyregger verschwunden. „Ich hab's Ihnen schon gesagt, — ich wohn' noch nöt so lang in dem Haus. Wir haben ihn erst als Verheirateten gekannt. Jetzt aber will's mir selber so sein, es wär' ihm besser gewesen, er hätt' die meinige bekommen," erwiderte sie kampfbereit.

„Und ihr auch — gelten S'? Und ihr habt ge-

glaubt, ihr kriegt uns auseinander, und was hernach wird, das weiß der liebe Gott. Vielleicht nimmt er's nachher, wenn auch ohne Kirchgang. Und weil er ein armer Narr war, der alles glaubt hat, was man ihm zugetragen hat oder gar ins Ohr geblasen, na, so habt ihr gezündelt. Und nachher, wie so ein Feuer ausgekommen ist, da steht's da und wundert euch. Den Letsch aufhetzen! Gegen mich hussen wollen! Das war schon gar ein Einfall! Der hat sich just gegen meiner getraut! Was! Kenn ich euch? Und jetzt gehn S' — gehn S', oder ich könnt' mich vergessen ..."

Sie war wieder allein. Die Erregung verflog und eine müdere, mildere Stimmung wollte über sie kommen. Eines Fernen dachte sie, und ob der nun, wo sie frei war, wohl wiederkäme und an ihre Türe pochte. Freilich nur für Augenblicke lang. Einmal tat sie einen Blick nach dem Toten werfen. Immer noch waren Kränze gekommen, das stete Oeffnen und Schließen der Türen, und wenn es auch noch so geräuschlos sich begab, daß sie's mehr fühlte als vernahm, steigerte ihre Reizbarkeit. Nun stiegen die schwarzen und farbigen Schleifen überquellend vom Sarge nieder, ringelten sich auf dem Boden, schimmerten in ihrer milden Seidigkeit; das Gold der Inschriften glomm heimlich auf im Kerzenlichte, und nur der wachsbleiche Kopf und die gefalteten Hände ragten noch vor aus der leuchtenden, farbigen Blumenflut. Es war schwül und eine zuckende Luft in dem Gemache. Die Kerzen gossen ihren Dunst aus, wie sie niederer und niederer brannten und das Wachs zu schmelzen begann und abwärts troff. Die vielen, vielen Blumen dufteten so schwer,

daß sich ein Kopfschmerz bei Frau Kathi Rumpler zu melden begann; schon schlug der welke Geruch leise hindurch. Das ging ihr auf die Nerven, stachelte sie, machte sie unbesonnen. Sie kannte sich; und als wieder ein Gast kam, deutete sie nur: „Dort liegt er," sagte sie harttönig.

„Ich hab' schon für ihn gebetet," meinte die Frau. „Haben S' mich denn nicht gesehn? Ganz vor meiner sind S' doch gestanden."

„Sein S' nöt bös. Ich seh' heut' nix mehr. Der Kopf tut mir so weh. Sie sein die Einzige, die mich zu sehn gefreut. Was sonst da war — pfui," und sie spie nachdrücklich aus, „das war grauslich. Das möcht' wissen, was kein' was angeht. Aber Sie haben alleweil zu mir gehalten. Soll a Ihr Schaden nöt sein."

„War's denn bei Ihnen überhaupt nötig, zu einem zu halten? Der arme Herr! Und so viele Blumen, als nur gekommen sein!"

„Ja; aber man merkt's doch alleweil, wo sie gekauft sein.Ist halt ein Unterschied, ob man einen Kranz am Naschmarkt kauft oder beim Blumenhändler am Ring. Ich mein', meinen Kranz müßt' ein Blinder herausschmecken aus dem Grünzeug da drinnen."

„Ja, weil die Frau Rumplerin immer ein Schick in sich gehabt hat. Das weiß so das ganze Haus und nöt erst von gestern."

„Darf's a wissen. Ich bin Besseres gewohnt gewesen, als wie da hocken. Und . . ." Sie brach ab.

So neugierig Frau Barbara Riegler auf die Ergänzung war, sie hielt an sich und fragte nicht. Ihr schien's, als käme die Witwe von selber ins Reden und

man konnte dann mehr und Wichtigeres erfahren, als sonst. Und die nervöse Spannung, erzeugt durch die Vorgänge der letzten Tage und zumal Stunden, war zu groß in der Witwe, als daß sie ihrer länger Meisterin hätte bleiben können. Sie mußte sich dessen entladen, was in ihr war und jählings fuhr sie die Frau Riegler an: „Haben S' die zwei Palmenzweig' drinnen gesehn? Die, was ich in die Ecken vom Zimmer gestellt hab', nur damit sie da sein und damit ich sie nöt herausschmeiß', weil sich das nöt gehören tät' und eine Versündigung wär' am Toten?"

„Ich weiß nix von die Palmzweig," stotterte die Frau Riegler einigermaßen erschrocken.

„Aber ich weiß davon. In aller Früh sein sie gekommen, zu allererst waren sie da. So gar nöt erwarten hat sie's können. Ich mein', ich seh' sie vor meiner, wie sie sich erst ausgeweint hat und davon gerennt ist, zaundürr, das Kopftüchel ums Schmerzenschristi-Gesicht, wo's noch grad genieselt hat, um die letzten paar Kreuzer, die sie noch gehabt hat und beim Zins hätt' nötiger brauchen können, kaufen die Palmzweig' und ihm den ewigen Frieden wünschen. Ohne ein' Stich geht's bei derer nöt ab — na ja, wofür wär's denn a Nähterin?"

„Ja, aber wen meint denn die Frau Rumpler eigentlich?"

„Die Nähterin vom drübern Gang. Natürlich. Sie arbeitet für den Wäschehändler, der sein Geschäft neben dem unsrigen hat. Und wenn sie nach Haus gangen ist, so ist halt der Franz immer akkurat um dieselbe Zeit heimgegangen. Ich weiß alles, wie wenn

ich immer dabei gewesen wär'. Und weil man im Haus niemals was besseres gewußt hat, als uns bereden und wie wir mitsammen leben, so hat sie ihn trösten wollen, und das hat er gar so viel gern gehabt. Wer ihn bedauert hat, der hat ihn verkaufen können, um was er ihm gestanden ist. Und so haben s' immer zusammengesteckt: er hat Trübsal geblasen, und sie hat Elend gesungen. Ein ganz ein feines Duett — wer's grad gern hört. Da war was, und nöt zwischen mir und meinem Vetter, wo man so viel hat wissen wollen."

„Aber ich schwör's Ihnen noch einmal: Kein Mensch hat was gewußt. Und wenn sich der Selige hätt' ausklagen wollen, so hätt' er's doch bei mir. Ich hab' ihn und die Frau Rumpler doch am längsten gekannt. Aber niemals hat er nur ein Wörterl von so was gesagt — niemals in all die Jahr."

„War er auch halt in dem ein Duckmauser. Und 's ist nöt einmal wahr. Gewußt hat freilich keiner was, weil's nix zum wissen gegeben hat. Aber heruntergeraten habt's ihr. Aber just dorten, wo's wirklich gebrandelt hat, dort hat keiner hindeutet. Und ich hab' gesehn, wenn sie einander die Händ' gaben beim Haustor, da haben s' einander förmlich geküßt, die beiden Händ'. Einmal haben s' gar ein Landpartie gemacht miteinander. Da hat er Kopfweh bekommen und hat den Tag müssen an die freie Luft, und die andere Früh steht bei ihr draußen ein großmächtiger Buschen mit so Unkraut, was unser eines nöt einmal abreißt, weil's ihm zu ordinär ist und einem nöt steht fürs Bücken, und sie bückt sich alleweil drüber und tut ganz närrisch damit. Und wie ich sie mir scharf anschau', da wird

sie brennrot im Gesicht. War das einzigemal, daß ich gesehen hab', daß sie doch ein Tropfen Blut in sich hat. Und ich soll das Gift und die Gall' in mir fressen lassen und nix dergleichen tun und mich nöt einmal wehren! Soll zuschaun, wie man mir's Leben abwünscht — und Sie wissen's a: man hat seine Exempel, daß einer abgestorben ist, nur weil man ihm's Leben weggebetet hat — und sie hat's getan, und ihm war's ganz recht — und vielleicht selber noch die Händ' falten dazu? Und gar bei einem Mann, wie's meiner war. Ich hab' ihn gekannt, und sonst keiner. Nach außen, da hat's keinen Aufrechteren auf der Welt gegeben, aber zu Haus, da hat er geduckt, und wenn ich ihm's Rechte gepredigt hab', so hat er geschwiegen und Gesichter geschnitten. Und da soll man ein Respekt haben? Ist halt schwer gangen. Und wenn ich schon ein bissel resch bin — die Reschen sind die Besten, gelten S'?"

„Man hört's allgemein," pflichtete die Frau Riegler bei.

„Na also. Und das hat bald genug zwischen uns angefangen. Bald nach'm Karl. Und ich hab' mir eine redliche Mühe gegeben, um damit ich ihn ein bisserl auffrisch'. Denn gehabt haben wir von unserem Geld sein Lebtag nix. Ich hab' wollen was von der Welt noch haben, damit man bessere Bekanntschaften kriegt, wo man nie weiß, wann's einem nutzen, und wo der Bub', wenn er einmal groß ist, auch was davon haben kann. Da war nix zu machen. Und wenn er mir ein' Schmuck geschenkt hat, wie nach'm Karl, da hab' ich nix davon gehabt, denn ihn für solche Leut' tragen, wie wir's alle Tag' bei uns haben? Oder mit die besten

Kleider im Zimmer hocken? Ich dank' schön — na! Man will sich doch herzeigen — und da war mit ihm nichts zu richten. Kein Theater, nöt einmal zu die Volkssänger, daß man doch lacht und einmal seine Unterhaltung hat. Geduckmausert hat er mir zu Haus, und bei seine Freund' war er's helle Leben, und bei seine Leut' der Herr — wenn's ihn nur kommen sehen haben, so sein's schon erschrocken und haben's eilig gehabt mit der Arbeit. Nur bei mir war's Rest mit dem Reden. Und das soll mich nit kränken und nagerln? Gar erst, wie sich die G'schicht' mit der von drüben zusammengebandelt hat. Ich hab' schon meine Spitzel gehabt, ich hab' sie nicht erst müssen zahlen. Da war gleich mein Dienstmädel, die Wetti — gar eine treue und anhängliche Person und nöt so, daß man nöt mit ihr reden dürft'."

„Die Wetti? Schau, schau!" verwunderte sich die Riegler.

„Ja, die Wetti. Und ich weiß — genommen hat die Nähterin nix von ihm. Ich weiß, er hat ihr geben wollen und Präsenter machen — denn er hat sonst eine leichte Hand gehabt, nur bei sich zu Haus nöt, da war alles zu viel. Und das hat ihn gerührt — natürlich, wo sie auf alles gespitzt hat, da hat's leicht gehabt, die Großartige spielen. Und sie liest so gern Romane, und da wird's schon Redensarten gelernt haben und die Gebildete gemacht — das hat ihm halt imponiert. Und mir soll das nöt weh tun in meinem weiblichen Gefühl, wenn er seine fesche, brave, wirtschaftliche Frau — denn das darf ich schon von mir sagen, weil's mir niemand abstreiten kann — zu Haus sitzen hat und hängt

sich und sein Herz an so ein' Zaunstecken? Ich hab' nix dulden müssen, Gottlob, wie's Weiber gibt, die müssen sich alles gefallen lassen, damit nur nöt der Mann anfangt. Und da bin ich hingegangen und . . . und hab' ihm halt einmal meine Meinung gesagt. Und das war grad' an dem Tag, und g'sagt hab' ich ihm, daß ich zur Polizei lauf' und keine Ruh mehr geb', wenn nicht die Person abgeschafft wird aus Wien für immer. „Du wirst nicht", sagt er, und ist spät heimkommen den Tag, und er war sehr nervös und hat in einemfort gezittert, und ich kann mir's nöt anders denken, nur er hat wieder einmal zu viel getrunken gehabt, und schaut mich an — und wissen S', er ist nöt leicht in Zorn gekommen, aber dann hat man niemals gewußt, wohin er ihn führen tut, der Zorn — und schreit: „A Ruh gib — sonst nix, sonst will ich nix auf der Welt", wird immer zorniger und springt auf: „Erschießen tu' ich mich, erschießen, wenn du noch ein Wort redst", und packt sein' Revolver. „Wirst nöt", ruf' ich, spring' auf ihn zu — und da hat's schon gekracht und . . . Jesus!"

Ein Stich im Herzen. Frau Rumpler hielt erschöpft inne, sah sich verstört um. War sie totenfahl? Flammte sie? Sie wußt' es nicht. Denn die Rieglerin war aufgesprungen, starrte sie an, und ihr war, als sähe sie die sechs Augen in der Stube auf sich gerichtet: ungläubig; argwöhnisch — frech und hohnvoll, die des kleinen Karl. Und mit eins entstand in ihr die ganze Szene aus jener Nacht der Greuel. Und sie meinte, alle Welt müsse das fortab so sehen, wie bisher sie allein, und sie selbst hätte aufgedeckt, was verborgen bleiben

müßte. Sie wankte beinahe: „Beten will ich für die arme Seele, beten", lispelte sie und torkelte vorwärts zum Sarge; davor brach sie in die Knie. Die Hände schlug sie vor die Ohren, als müßte sie irgend einen schrecklichen Ton von sich abhalten, stützte die Ellbogen auf den Sarg und stierte mit bleichem und verzerrtem Gesicht nach dem Toten: „Jesus, Maria und Josef — was hab' ich getan! Was hab' ich gered't!" ...

Klang es in ihr? Hatte sie's wirklich hingestöhnt vor sich?

In seinem Sarge aber lag der tote Mann. Und wie die Kerzen vor ihren ungestümen Bewegungen noch einmal aufflackerten, so war's als lächelte er. Sie schloß die Augen ...

Das Wunder des heiligen Liberius

Es ist eben kein Mangel an Kirchlein und an Kapellen im frommen Lande Südtirol. Sie stehen an stäubenden Straßen, daß der Wanderer, übermüdet vom Wege und vom Sonnenbrande durchglüht, an ihnen seine Rast halte, sich ruhe und zugleich inmitten seines vielleicht sehr weltlichen Wandelns jener Pfade denke, die zu einer ewigen Helle, zu einer Sonne führen, flammender, als selbst diese, nur ohne Glut und lodernd über Gefilden, die der liebe Gott noch fröhlicher mit Farben angetan hat, als sogar diesen schönen und grünen Kessel um Bozen.

Oder sie grüßen blank und weiß von den Höhen. Weiß — denn hier ist noch die germanische Reinlichkeit bei aller Buntheit Italiens. Um sie drängen sich die Reben, der Erde nahe gehalten, auf daß sie die ganze Kraft des Bodens in sich saugen könnten, und zwischen ihnen ragt der Pfirsichbaum, dessen Frucht den Wein mit besserer Würze würzt.

So erhebt sich in nächster Nähe der Stadt das kleine Heiligtum des heiligen Liberius, vielbesucht ob mancher Wunder in Herzensangelegenheiten und zumal an kinderlosen Ehepaaren. Diese wallen von fernher zum menschenfreundlichen St. Liberius. Vor seinem Bildnis verrichten sie ihre Andacht, ehe sie in der weltlichen Pracht ringsum ihre Umschau halten. Sie lohnt es. Denn unter ihnen, im weißen Lichte des Südens, liegt

die getürmte und freundliche Stadt: massig und grau und vielgezackt, nur zu Abend mit tieferem Rot überglüht, wirft sich der Schlern gen Himmel. Cypressen, schwarz und feierlich, stechen in die sehr klare Luft, gleich Ausrufungszeichen anzusehen und selten, weil ein feiner Stilist gerne mit ihnen spart, und man sieht die eilfertigen Ströme hasten, sieht die grauen Sandbänke, die kiesig und breit ihre Borde umsäumen, und den braunen Porphyr zwischen mannigfachem Grün leuchten und glimmen.

Der Weg dahin ist freilich recht mühselig. Es steigt sich schlecht auf diesen plattigen und glatten Pfaden, zwischen zyklopischen Mäuerlein, über die sich Reben drängen mit unbändigem Schusse des Wachstums. Man kommt außer Atem von der Hitze und dem jähen Steigen. Nur manchmal ist ein behagliches Rasten unter einem Nußbaum — man weiß, wie trefflich Nüsse zu jungem Weine taugen — an den sich ein Bauernhof lehnt. Alsdann heißt's weiter klimmen, einförmig und ermüdend. Desto vergnüglicher ist dann der Abstieg. Näher und näher drängt sich die Stadt; der grüne Hügel, an den sie sich schmiegt; das bunte Dach von St. Johannes glitzert auf mit vielen Flämmchen, und man sieht jeden Zierat der durchbrochenen Türmchen. Und endlich steht man auf dem Marktplatz und sieht Herrn Walther von der Vogelweide sinnen und dem Sange der Wasser lauschen, die ihm vordem manch ein Lied zugeraunt. Es ist Fröhlichkeit in allem; in diesen flinken Wässerlein, die durch die Straßen schusseln, diesen laubigen Gängen, den offenen Werkstätten, in denen die ehrsamen Handwerksmeister ihrem Gewerbe geschäftig

nachgehen. Nur der fernere und finstere Runkelstein droht. Und die Luft ist stark, und es weht hindurch wie ein leiser Taumel, wie eine heimliche, doch unentrinnliche Trunkenheit des Südens.

Die Stadt ist immer noch betriebsam. Aber ihre besten Tage liegen hinter ihr. Sie ist nicht mehr das fröhliche Eingangstor nach Italien, das Maut und Zoll zog von allem, was aus dem welschen Lande dem Norden zuging, oder die Etsch abwärts verfrachtet ward. Die Straßen widerhallen nicht mehr vom Fluchen und Peitschenknallen der Kärrner; die Wirtshäuser stehen öde, in denen sie es einmal so laut und gotteslästerlich getrieben. Die Bürger haben wohl und allesamt immer noch zu leben. Aber sie müssen sich's mehr genügen lassen am Zusammenhalten, statt wie vordem rüstig ins Weite und zu Reichtümern zu streben. Nur wenigen hat der Handel mit Wein und mit jenem Obst, das so recht die Sonne und die ganze Köstlichkeit dieser Luft in sich gesogen hat, in der bei aller Milde etwas vom Hauch der Firnen prickelt, neuerdings zu ansehnlichen Gütern verholfen. Der übrigen Horizont ist begrenzter geworden, als er es vordem war. Wie in jeder vereinsamenden Stadt, so schließen sie sich auch hier immer enger aneinander. So heiraten sie gerne unter sich; und die Ehe zwischen Blutsverwandten, die so recht geeignet erscheint, mindestens das Stammgut einer Familie ihr zu bewahren, nimmt in einer ganz unlöblichen Weise überhand. Auch das ist ein Zeichen mangelnden Wagemutes: man will nicht mehr neue Brunnen erschließen, befriedigt, wenn nur die alten Quellen nicht eben versiegen.

So war es also auch zwischen dem Moser Hans und der Marie Vicoller abgemacht. Und beiden war es ganz recht, obzwar diese beiden Familien so sehr versippt und verschwägert waren, daß da schon genug gemeinsames Blut ineinandergeflossen schien, und obgleich sie leibliche Geschwisterkinder waren. Denn diese beiden hatten sich rechtschaffen lieb, waren miteinander erwachsen und konnten es kaum erwarten, bis sie zu ihren Jahren und zusammen kamen. Und zwei sehr hübsche Menschen waren es überdies: er bräunlich von Gesicht, mit sehr schwarzen Haaren und Augen und sehr dreist und federnd von Gang. Nicht eben groß; aber ein geschmeidiger Bursch, der was auf sich hielt. Sie aber hatte ein Gesicht von der feinen Blässe einer edlen Reinette, durch die nur heimlich etwas wie Nachglanz der Sonne scheint, die sie gereift, und sie hatte kluge und braune Spitzbubenaugen, die sehr munter und wieder, wenn es ihr taugte, sehr versonnen und verträumt blicken konnten. Und ihr Haar war reich und glitzerte, als wäre etwas Gold darein verfangen.

Zu den gemeinsamen Besitztümern der Familie gehörte mancherlei. Da war ein wohlbestandener Nutzgarten. Wiederholt hatte man ihn teilen sollen, denn hier stellt jedes Fleckchen Boden einen ansehnlichen Wert dar. Immer hatte man sich's überlegt, jedem Mitgenießer seine Anzahl Bäumchen zur Wartung und Nutzen zugewiesen. Eine Zeit, bald nach dem Tode des alten Moser und des Vaters der Vicoller Marie hatten sich die Schwägerinnen zerstritten, und man sprach davon, eine Mauer durchzuführen, die jedes Eigentum vor Uebergriffen des anderen schützen sollte. Man konnte

das Geld anderwärts notwendiger gebrauchen, und es blieb wieder beim alten. Im Garten spielten die Kinder und schielten lüstern nach den Früchten über ihren Häuptern. Was tadellos heranreifte, das, wußten sie, kam nicht an sie. Das war zu teuer für so kleine Lecker. Aber sie verstanden die Kunst, einen edlen Rosmarin oder eine köstliche Parmäne im Reifen mit einem geringen Makel zu versehen, der sie im Werte drückte. Freilich galt's gar schlau sein und allzu große Begehrlichkeit zeitig zügeln lernen. Derlei blieb ihnen, und im Winter schmausten sie's gesellig und trugen einander sogar zu. Denn sie waren jedes anschlägig, mit jener unaufdringlichen Tiroler Gewitztheit, die sich so gut mit der Maske der alleraufrichtigsten Ehrlichkeit zu verhüllen versteht, und dabei dennoch durchaus gutmütig.

Da war ferner ein Krippenspiel. Das hatte der alte Moser, in dem ein Stück Künstler stak, sehr zierlich und reich an seinen Feierabenden geschnitzt. Darauf war die heilige Stadt Jerusalem, sehr stattlich anzuschauen, mit Mauern und Türmen und dem Tempel Salomonis auf einer gebietenden Höhe. Da war ein sehr grimmiger Herodes, mit Schnauzbart und rollenden Augen, vor dem man sich fürchten mußte. Die drei Könige aus dem Morgenlande kamen, und hinter ihnen zog eine Karawane mit solchen Reichtümern auf, daß man nicht begriff, wie die heilige Familie nicht fortab und für immer genug haben sollte; sehr ehrsam mit seinem weißen Bart und seinem Winkelmaß stand der heilige Josef da, und Maria war überaus fein und lieblich und glich nach des Hans innerster Ueberzeugung bei einem Haar dem Moidele. Reinlich lag das Jesus-

kind in seiner Krippe, um die sich Ochs und Eselein drängten. Und dazu machte ein verstecktes Orgelwerk eine sehr süße Musik, die den Kindern besser tönte, als die beim Hochamt in der Kirche. Ganz Bozen kannte und bestaunte dieses Wunder, selbst durchreisende Fremde beschauten es und wollten nirgends seinesgleichen gesehen haben. Alljährlich in der Adventwoche durften die Kinder dazu. Dann erklärte Hans dem Bäschen die Figürchen und alle Legenden, denn er war um so viel älter und klüger als sie. Sie aber durfte die Orgel in Bewegung setzen, und wenn das „Vom Himmel hoch, da komm' ich her" losbrauste, so erschrak sie so niedlich und hielt sich die Händchen vor die Ohren, daß der Hans sich immer wieder dran ergötzte. Und das ganze, lange und ihnen so sonnige Jahr freuten sie sich auf die nächste Christzeit, und auf die Stunde, in welcher sie wiederum die sonst ängstlich verschlossene Stube betreten dürfen, in welcher dies einzige Werk stand.

Also erwuchsen der Hans und das Moidele mehr in- wie miteinander. Es war ein ganz glückliches Wirtschaften, eine große Innigkeit, die nur darum nicht vor ihrer Zeit gefährlich wurde, weil sich keines jener Hemmnisse zwischen sie warf, die sonst, einem Felsblock gleich, den man in klares Bergwasser geworfen, den ruhigen Fluß der Gefühle stauen und zu zornigem Aufschäumen bringen. Einige Jahre hindurch hatte sich der Hans halb spielend mit dem Gedanken getragen, sich gänzlich den Künsten zu widmen, denn er zeichnete sehr hübsch, baselte in Holz, und eine gewisse Kunstbegabung steckte ja in allen Söhnen dieses Volkes. Dazu war er

nach seines Vaters zeitigem Tode eigentlich meisterlos. Dann wieder schien es ihm besser, sich dem Gewerbe zu widmen, und so ging er auf die Wanderschaft, sah etwas von der Welt und hatte genug gelernt, um einen Eindruck davon der Mutter in seinen Briefen mitzuteilen. Dem Moidele schrieb er nur einmal im Jahre, zu Mariä Namensfest, denn er wußte wohl, daß es neugierig genug und daß die Mutter mitteilsam war. Was man aber der Mutter nicht schreibt, das hätte man der Geliebten erst recht nicht gemeldet. Und so war alles in bester Ordnung, und sie begrüßten einander beim Wiedersehen wie Geschwister, die einander nur sehr, aber schon sehr lieb haben. Er griff in der Gerberei tüchtig zu, die bis dahin ein bewährter Altgeselle geleitet und in Ansehen erhalten hatte. Es war ihr das ursprünglich eine leise Enttäuschung; sie hätte sich lieber als eine berühmte Malersfrau und auf seinen Bildern verewigt gesehen. Als er aber dann vom bummeligen Leben, wie er's in München mitgemacht oder angeguckt, und von der Modellwirtschaft einiges erzählte, da war's ihr wieder ganz recht, wie's war, und ihr gefiel er ganz gut, den Lederschurz vorgebunden, mit nackten Armen und immer vergnügt, ob er nun mit Schlägel und Schabeisen hantierte oder, sehr fein angezogen, sich mit ihr lustwandelnd erging. Dann machten sie ordentlich Staat miteinander. Neckten sie aber die Gespielinnen mit dem übeln Geruche, ohne den man nun einmal nicht gerben kann, so lachte sie, das sei sie so lange schon gewöhnt, daß sie's gar nicht mehr merke.

Auch diese Zeit war also an sich sehr hübsch und

mit einer Verheißung gesegnet. Dann aber traten Ereignisse ein, welche beiden zu vielem Kummer gerieten, die drei Menschen und mehr in Unruhen und Verstörung stürzten, bis sich endlich alles glimpflich entwickelte, ein glückliches Paar zusammenkam und sich ein Wunder begab, welches dem heiligen Liberius zu neuem Ansehen und erhöhter Geltung, ja sogar zu einer ganz neuen Ausstattung in seinem Kapellchen verhalf.

Nämlich — die Mutter des Moidele. Das war eine sehr fromme Frau. Und zwar von jener Frömmigkeit, die immer darauf bedacht ist, nichts an ihrer Spitze und ihrer Schneidigkeit zu verlieren. Es genügt da nicht, nur seine Andachtspflichten zu erfüllen, wie andere Christenmenschen: allwöchentlich zur Beichte zu gehen, und wenn man schon von seiner Armut auf Pfänder leiht, auch der Kirche und der Armen nicht dabei zu vergessen. Sondern recht wie man ein anderes Gewaffen immer schärfen muß, soll es nicht stumpf und vor schlimmen Rost mit der Zeit gar unbrauchbar werden, ganz so muß man dies beste Schwert gegen den Bösen und seine Anfechtungen scheuern und blänken. So hörte sie denn lieber als den Stadtpfarrer, der schon ein wenig bequem war und es nicht mehr so ordentlich verstand, Scheit nach Scheit zuzulegen, bis er seinen Schäflein die Hölle grimmig heiß gemacht, die Missionsprediger, die manchmal nach Bozen kamen, und scheute trotz ihrer Beleibtheit auch einen weiteren Weg zur Erbauung oder gar Rettung ihrer Seele nicht. Denn wenn sie stöhnend und pustend die kieseligen Pfade dahinschlich, so gedachte sie jener schlimmeren Wege, die

zu dem dunkeln Ort führen, nur erhellt von einer unheimlichen Glut, die niemals stirbt und von dannen keine Wiederkehr ist, nicht in Zeit, nicht in Ewigkeit. So ward ihr Wandeln gelinde. Das Moidele aber, als durch Jugend und Schönheit allen Fährlichkeiten und Versuchungen ausgesetzt, mußte mit ihr.

Während man also gerade über die Zeit beriet, wann man um den Dispens einkommen und die beiden jungen Leute zusammengeben wollte, kam wiederum ein Prediger von der Gesellschaft Jesu nach Bozen und fand ungemeinen Zulauf. Er verdiente ihn, denn er hatte Mut auch den Reichen gegenüber, Erfahrung und jene Sorte von Beredsamkeit, die den gemeinen Leuten zum Herzen geht und Gebildete nicht anwidert. Er sorgte mit leidenschaftlicher Heftigkeit um ihr ewiges Heil, und wenn er geendet, so sah man, wie erschöpft er selber war. Das liebt das Volk, denn es will mit Augen sehen, wie man sich um seine Seligkeit plagt. Wer seinen wohlmemorierten Sermon gelassen herunterleiert, ohne Seitensprung und ohne persönlichen Hinweis, so recht aus dem Gefühle eines Erlesenen und Geretteten, der wirkt niemals. Er aber beschwor, donnerte. Und er behandelte Fragen des wirklichen Lebens. So ereiferte er sich gar gewaltig gegen den Unfug der Verwandtenehen. Die Kirche in ihrer unsäglichen Nachsicht sei viel zu gelind dagegen. Nur aus Milde aber, und damit das Himmelreich nicht Zwang leide. Immer seien sie nicht zu billigen. Denn sie schädigten das kommende Geschlecht in jeglicher Weise. Und sie entsprängen der Hoffart, damit ja nicht unebenbürtiges Blut in die Familien käme, was also ganz unverhohlen

gegen die Gleichheit aller Christenmenschen geht, oder der leidigen Habsucht, damit das liebe Geld hübsch beisammen bleibe und sich nicht etwa ein armer Teufel durch die Heirat mit einer Erbtochter aufhelfe. Immer aber und gegen alle seien sie eine Versündigung: nur wegen der allgemeinen Schwachheit gäbe es Dispense. Wer ihrer aber nicht begehre, der tue recht und verdiene sich das Himmelreich.

Diese Fastenermahnung hatte auf die alte Vicoller einen mächtigen Eindruck geübt. Auch das Moidele konnte sich ihrer Wirkung nicht entziehen, entschlug sich ihrer aber mit der glücklichen Unbefangenheit der Jugend bald wieder. Bei der Alten aber ward sie mit einem jeden Tage tiefer. Und das ganz besonders, weil auch der Herr Andreas Kirchmeyer, Weinhändler und Großgrundbesitzer in Ueberetsch bei jener Erbauung zugegen war und sie nachher auf dem Marktplatze sehr auszeichnend ansprach. Denn ihm hatte das Mädchen, das er zuvor kaum gekannt, in seiner züchtigen Andächtigkeit in der Kirche gar wohlgefallen, also daß er sich zu der Vicoller herabließ, die er sonst kaum als seinesgleichen betrachtet hätte. Er war nämlich sparsamer als mit seinem Gelde mit seinem Umgang, und besonders mit seinen Worten, die er zuzählte, als gelte jegliches einen blanken Taler und einen Spruch der Weisheit obendrein. Dabei strählte er immer an seinem Barte, der von jener Farbe war, daß man nicht wußte, ob er immer so gewesen oder angegraut sei, und der dünn und zerzaust an einem sehr länglichen und roten Gesicht herablief, um in zwei komischen und beweglichen Spitzen zu endigen. Das belustigte das Moidele sehr.

Herr Kirchmeyer war damals eben von einer großen Reise zurückgekehrt, die er halb in Geschäften, halb zu seiner Zerstreuung nach seines Weibes Tod unternommen. Man kannte ihn überhaupt wenig in der Stadt; der Winter war ihm da zu unbeständig und der Sommer zu schwül, so daß er sich kaum Monate in seinem großen Hause verweilen konnte. Er war sehr reich; von ganz klein hatte er sich heraufgearbeitet, war erst Wirt auf demselben Gasthause gewesen, wo er als Kellnerjunge eingetreten, alsdann Weinhändler geworden, dessen Rechtschaffenheit und Abneigung gegen die Taufe, wo sie nicht im Christenglauben gegründet war, man allgemein und sogar in geistlichen Kreisen pries. Ziemlich angejahrt, war er immer noch ein stattlicher Herr, dem man es wohl ansah, daß er sich nur Gutes gönnte und besonders keinen schlechten Tropfen trank, hatte große, blaue Augen, von denen man nicht wußte, ob sie durchdringend oder bloß starr blickten. Das Moidele ward verlegen, als er's so unverwandt damit musterte, und zupfte an seinen Kleidern. Aber das Mädchen gefiel ihm immer mehr; es schien ihm plötzlich gar fein, ständig ein so junges und hübsches Geschöpf um sich zu haben. Und als dann noch der Hans sich zu den Frauen gesellte und mit dem Mädchen gar vertraut tat, so ward dem Herrn Kirchmeyer klar, daß sich hier noch etwas tun ließe, nämlich zu dem Werke, das ihm gefiel, noch eines, welches Gott angenehm wäre, sofern es eine Versündigung an einem Kirchengebot verkündete, gegen das nur zu viele anstürmten ...

Als ein praktischer Mann griff er die Sache vernünftig und ohne alle Uebereilung an. Während der

Hans mit dem Moidele voranging, hielt er sich zur Mutter und erörterte mit ihr sehr erbaulich die Predigt und ermangelte nicht zu bemerken, daß er eine ganz gleichen Inhaltes schon einmal in St. Peter zu Rom vernommen. Alsdann sprach er von dem Unfug der zu frühen Heiraten, und daß man nun schon Kinder zusammengebe, die nicht einmal fähig seien, die Pflichten des heiligen Ehestandes zu begreifen. Wie also erst zu üben? Und dennoch müsse mindestens ein Teil schon bei seinem vollen Verstande sein. Dem allem stimmte die Alte gar freudig bei. Sie war sehr erquickt, endlich einmal einen so vernünftigen Diskurs führen zu können; sehr stolz auf die besondere Ehrung, durch einen solchen Mann bis zu ihrem Hause geleitet zu werden, und sah sich nur verstohlen um, ob auch genug Leute die Auszeichnung sähen, die ihr und ihrem unbedachten Töchterlein zuteil würde. Am Haustor verabschiedete sich Herr Andreas mit einer etwas steifen und förmlichen Höflichkeit. Der Hans dachte nichts dabei oder mindestens nichts, was ihm und seinen Wünschen zuwider gegangen wäre. Das Moidele war etwas weitsichtiger; aber sie hielt es nicht für gut, mit ihren geheimen Gedanken Staat zu machen.

Man sah sich wieder. Endlich erstattete man gar im besten Sonntagsputz einen Gegenbesuch im Ueberetsch. Da waren dunkle und hallende Gänge; ein Mauerwerk, daß man kaum Bresche hätte darein schießen können, gegen den Anprall der Sommersonne gewölbte Säle mit heimlichen Winkelchen und lichten Erkern; kostbare Böden aus musivischer Arbeit. Ueberall stand ein gediegener Reichtum zur Schau. Altväterisch,

so daß er recht zu Herrn Kirchmeyer zu passen schien, der dem Moidele hier besser gefiel, denn je zuvor. Denn sein Benehmen hielt etwa die Mitte zwischen der Freundlichkeit eines adeligen Herrn, der auf seinem Grunde seine Gäste empfängt, und einem sehr reichen Wirt, der sein Gewerbe nur noch zu seinem Vergnügen treibt und weil seine Kundschaft nun einmal nicht mehr ohne ihn sein kann. Ein wohlbestellter Imbiß war im Garten aufgetragen, mit Südweinen, die so süß, voll Erdgeruchs und geheimen Feuers sind. Schon blühten Mandel und Pfirsich und standen gleich Fronleichnams-mädchen und fröhlichen Balljungfern, also daß viel Weiß und Rot um sie war. Es war recht warm und so behaglich im ersten Grünen, daß Herr Kirchmeyer jener Vorsichtsmaßregeln vergaß, die er sonst liebte, und sich ordentlich jugendlich benahm. Zu Abend aber führte er die beiden Frauen in seinem eigenen Wagen heim. Es wäre nicht notwendig gewesen, denn so weit war es nicht bis zu ihnen, und es ging immer noch eine linde Luft. Aber er bestand darauf, und sie fühlten sich geehrt und schieden wieder nicht ohne heimlichen Neid. Das war doch etwas anderes, als zu Fuße gehen!

Den übernächsten Tag kam natürlich Herr Kirch-meyer sich für die erwiesene Ehre bedanken. Gleichzei-tig brachte er allerhand Proben seiner Weine und etwas Süßes, wie es Frauen dabei lieben, denen nicht leicht etwas gar zu süß ist. Später, immer in seiner sehr in Worten sparenden Weise, sprach er davon, wie so sehr einsam er sich fühle. Seine Kinder habe ihm Gott alle vor der Zeit genommen. Sein Reichtum wüchse ihm über den Kopf, und er sei dennoch so rüstig und fühle

sich noch zu jung, als daß er sich so früh zur Ruhe setzen könnte. Ihn habe der Herr über sein Verdienst gesegnet; aber was nach seinem Ableben mit dem allen werden solle, das mache ihm schwere Gedanken. Er habe keinerlei Anverwandte, und wenn er nur den Schmuck seiner seligen Frau ansehe, so tue ihm das Herz weh. Wie müßte der einer jungen und hübschen Person zu Gesichte stehen! Wie ihre Schönheit heben! Er aber werde sich kaum mehr daran erfreuen, dies alles getragen und im rechten Glanze zu sehen. Teilnehmend seufzte die Alte mit — diesen Schmerz, ein solches Kapital ungenützt zu sehen, begriff sie, die es bei Heller und Pfennig und nach seinem vollen Werte abgeschätzt hatte.

Dieses aber vernahm das Moidele, und es wirkte heimlich nach in ihrer Seele. Ja, die alte Frau Kirchmeyer hatte ein schönes Leben gehabt! Sie sah sie noch vor sich, wie sie vordem die Gattin des reichen Weinhändlers oft in der Kirche oder auf dem Marktplatze bestaunt: immer ehrbar in Schwarz, immer in starrer Seide, die knisternd und rauschend den sehr teuren Preis auszurufen schien, darum sie erstanden worden war; zwei starke goldene Ketten über der vollen Brust — die eine für die kostbare Uhr, die recht sichtbar getragen wurde, die andere für das langgestielte Augenglas, dessen sie sich als vornehm und abweisend gerne bediente. Diese Ketten hatten ihr's angetan von klein auf; es war ihr, als bände sie selbst sich damit an den Herrn Kirchmeyer. Und dann die Reisen! Wie schön das nur sein mußte, von Leuten fort zu können, die man dann vielleicht nicht mehr sehen mochte, nicht immer die

gleichen langweiligen Gesichter vor sich, mehr und bequemer schauen dürfen, als selbst der Hans gekonnt. Das konnte ihr der freilich nicht bieten. Ihr ward sehr oft weinerlich zumute, wenn sie, allerdings immer sparsamer und verstohlener, mit ihm zusammen war, und er, der nichts oder aufs höchste in einer mehr der Natur gemäßen Richtung etwas argwöhnte, wußte nicht, was er mit ihrer Launenhaftigkeit machen sollte. Aber sie dachte insgeheim, wie schön das gewesen wäre, wenn man diese beiden in einen einzigen Mann zusammengeschweißt hätte oder wenn man sie gar beide nehmen könnte. Dies erwog sie freilich nur in der Unschuld ihres Herzens.

Dennoch erschrak sie heftig, da ihr die Mutter mitteilte, Herr Kirchmeyer habe in aller Form um ihre Hand angehalten. Die Geschichte mit dem Hans sei damit ein- für allemal zu Ende. Sie tat sehr verzweifelt und vernahm in ihrem Jammer dennoch sehr genau, daß der Freier ihr hunderttausend Gulden Wittum zusichere. Hunderttausend Gulden! Das war so sündhaft, so schwindelnd viel! Und weiter — eine gleiche Summe verpflichte er sich, ihr zu schenken, wenn ihm der Himmel noch ein Kind beschere. Ihr drehte sich alles vor diesen Beträgen. Gab es so viel Geld überhaupt auf Erden und sogar in einer Hand? Das betäubte sie; aber dabei regte sich immer noch eine Furcht vor dem Hans in ihr. Was würde er tun? So gelassen ließ sich der kaum zur Seite schieben, und so meldete sich in ihr etwas wie Reue — daß sie nämlich in ihrer Dummheit sich überhaupt so weit mit ihm eingefädelt habe. Aber sie tat sehr verzweifelt vor ihrer

Mutter. Sie wollte, schrie sie, in die Talfer gehen. Keine zu fürchterliche Drohung, denn die hätte damals nicht einmal einem Kätzlein was anhaben können. Auch erschrak die Alte nicht zu sehr. Aber sie tröstete das Moidele, das derlei ganz gerne hatte, und redete ihm eindringlich zu seinem Glücke zu. Wie nun Mädchen schon einmal sind — was man ihnen immer vorspricht, das, meinen sie, müsse geschehen. Aber nur als Mädchen haben sie sich so; als Frauen sind sie bekanntlich ganz, ganz anders.

Langsam begann der Hans zu merken, daß ihm der Märzenwind allzu unwirsch in die Krone fuhr. Denn das Moidele hatte für ihn gar keine Zeit mehr, so wenig vordem übertriebene Geschäftigkeit in ihrer Art gewesen. Es ward im Hause der Muhme viel, geheimnisvoll und mit unerhörtem Eifer gearbeitet. Von den Schritten, die man doch vor der Vermählung einleiten mußte, war gar nicht mehr die Rede. Das Mädchen steckte häufig in der Kirche; er hätte das im Grunde bei seiner zukünftigen Gattin nicht ungern gesehen, wenn er auch selber nicht viel darauf hielt. Wenn aber die Frömmigkeit so heftig und so plötzlich ausbrach, so mußte wohl etwas wie ein böses Gewissen dahinter stecken. Die alte Vicoller aber war erst recht unwirsch gegen ihn, und ihre Brummigkeit verhüllte nur schlecht ein gehobenes Gefühl, das sich fast wider ihr Wollen gelegentlich aussprach. Sie tat gnädig und von oben, wenn sie sich vorher lieber kümmerlich geduckt. Das beschäftigte ihn oftmals, und wenn er der Alten gedachte, so war es just mit keinem Segen.

Je mehr sich ihm aber das Mädchen entzog, desto

leidenschaftlicher begehrte es ihn danach. Wenn er gelegentlich in einem heimlichen Winkel sie betraf, so riß er sie ohne Frage und aus altem Rechte mit einer Heftigkeit an sich, die sie erschreckte, aufstörte und für einen Augenblick lähmte. Behend und schlängelnd, wie eine Eidechse auf der Wassermauer, enthuschte sie ihm, machte ein ernsthaft und zornig Gesicht, dem nur die Augen widersprachen. Diese glitzerten dann schalkisch und überlegen. Aber sie dachte sich solche Augenblicke nicht ungerne zurück, wenn sie Herr Andreas Kirchmeyer späterhin ehrbar und väterlich auf die Stirne küßte. Denn den Mund wußte sie ihm immer so klüglich wie unauffällig zu entziehen, welches Zeichen jungfräulicher Sittsamkeit und Scheu ihm garnicht übel gefiel.

Endlich aber mußte auch der Hans die volle Wahrheit erfahren. Als das Moidele die Mutter gefragt, wie und durch wen ihm die wohl beigebracht werden sollte, denn sie selber würde niemals das Herz dazu finden, da hatte die klügere Alte entgegnet, dieses sei allerdings ihre kleinste Sorge. Das würde sich schon ganz von selber in einer Stadt wie Bozen machen. Und so begab es sich denn auch. Denn nachdem er Andeutungen überhörte und nicht verstehen wollte, so sagte ihm sein Altgeselle einmal gerade heraus, was sich ganz Bozen schon lang erzählte. Erst erstarrte der junge Meister. Dann nahm er das Schabeisen, das er dabei in zornigen Strichen führte, und warf es mit solcher Wucht an die Wand, daß es zu Stücken sprang. Wie er war, im Schurzfell und mit aufgekrämpten Aermeln, lief er hinüber zum Hause der Vicoller und pochte hef-

tig. Niemand meldete sich; nur als ob sich das Vorhänglein im Erdgeschoß gerückt, wo unter Topfblumen des Moidele Rosmarin- und Myrtenbäumchen stand, als hätten dort braune und ihm unvergeßliche Augen vorgeblinzelt, so war ihm. Er trommelte weiter; er mußte irgendwo seine Kraft und seinen Zorn austoben lassen. Das schallte mächtig, bis ein förmlicher Auflauf entstand, der ihn zu einiger Besinnung brachte. Alsdann, barhäuptig und nacktärmig, stürzte er in eine Kneipe, die ihn zu solcher Stunde vielleicht, in solchem Aufzuge gewiß niemals vorher gesehen, und begann ein unsinniges und lärmendes Zechen.

Er war noch so jung, kaum an der Schwelle zum Manne. Und ihm war ein knabenhafter Zorn wohl zu verzeihen. Denn sein Blut war heiß, überhitzt vom Weine und von einem unbändigen Verlangen, das sich dem Ziele so nahe geglaubt, um jählings zurückgeworfen zu werden, entflammt von jener Glut, die einmal gelöscht sein will. Und so in seiner immer steigenden Erregung trieb er es denn fortab Tag um Tag in gleicher Weise, bis ihn der Bürgermeister vermahnen ließ, er möchte bei ernstlicher Ahndung sich in Hinkunft eines solchen Benehmens enthalten, als geeignet, die Ruhe der gesamten Stadt zu stören und ihre Bürger zu ängstigen. Sein Gewerbe vernachlässigte er, daß es ein wahres Elend war. Er hatte sich eine Horde von Lümpchen aufgetrieben, mit derengleichen er sich vordem niemals abgegeben hätte. Mit diesen kneipte er mehr, als sein Vermögen vertrug, und zog dann zu schlafender Nacht vor das Haus des Herrn Kirchmeyer, um da ein unsinniges Gebrüll zu erheben, so daß der treffliche

Mann niemals mehr seine Ruhe fand, deren er doch würdig und vor einer jungen Ehe mehr denn je bedürftig war. Und zwischendurch stieß der Hans wüste und gottlose Reden aus, wie daß man den verliebten Alten schon anzapfen und zur Ader lassen werde. Es war ein Greuel, dem gegenüber der Nachtwächter im Ueberetsch wehrlos und verzweifelnd stand, weil man auch ihm keine Stunde des Schlummers mehr gönnte und er um eine Besserung seiner Bezüge bei so anstrengendem Dienst einkam.

Die alte Vicoller aber verzagte nicht so geschwind. Sie war immer noch des festen Glaubens, ihr Gott, dem zu Liebe sie doch das Ganze begonnen, werde sie nicht im Stiche lassen. Sie war nur darauf bedacht, den Herrn Kirchmeyer festzuhalten, dem bei dem wüsten Handel gemach unbehaglich und angesichts eines solchen gewalttätigen Treibens wohl auch ängstlich zu werden anhub und der davon redete, man möchte Aufgebot und Trauung vielleicht in Klausen vollziehen lassen. Davon wollte die Frau nichts wissen. Denn in St. Johannes, aus dem Munde eines Priesters war ihr die Offenbarung geworden, wohin sie, ihre Tochter samt dem Hans eigentlich steuerten; in St. Johannes hatte der Freier zum erstenmal seine Braut gesehen. Und wenn die Vermählung nicht in St. Johannes stattfand, angesichts so vieler, die ihr und ihrer Tochter das große Glück mißgönnten, so lag ihr an dem ganzen nichts mehr. Sie wich dem Knaben nun einmal nicht. Das Moidele saß bei diesen Unterhandlungen ganz still, weil es sich nicht gehört, daß eine Braut, als könnte sie's gar nicht erwarten, daran teilnimmt. Ihre Gedanken aber machte

sie sich dabei. Wenn der Herr Kirchmeyer sich gedrückt und durch Seitengassen heimwärts schlich, so sah sie ihm spöttisch nach. Und der Hans, der in so wüstem Leben elendiglich verkam und auch an seinen Vermögensverhältnissen Schaden nehmen mußte, jammerte sie täglich mehr, und es schien ihr unrecht, einen Christenmenschen so ohne allen Beistand zugrunde gehen zu lassen. Aber sie war schon zu tief in den Gedanken an diese Heirat verstrickt, als daß sie selbst dann einen Rücktritt erwogen hätte, wäre sie dadurch nicht doppelt bloßgestellt gewesen.

Es war solcherart ein recht trübseliger Brautstand. Und er ging auf die Dauer Herrn Kirchmeyer empfindlich auf die Nerven. Er hatte sich das ganz anders, viel hübscher und angenehmer ausgedacht. Nun mußte er sich verstecken und heimlich tun, statt seine junge Braut und seine kluge Wahl gebührlich bewundert zu sehen. Es ist aber nun bei Pferdekauf und Brautwahl so, daß man immer aus anderer Munde nach Bestätigung begehrt, wie gut und preislich man's getroffen habe. Er, dessen ganze Würdigkeit in seinem unbestrittenen Ansehen gelegen, er fühlte sich unsicher, nun einer so frech und achtungslos mit ihm umsprang. Wie aber böses Beispiel immer ansteckend ist, so trauten sich nunmehr gleich auch andere mit hämischen Fragen nach seinem und seiner Braut Ergehen an ihn. Seine Unnahbarkeit, die er so lange gleich einer Fahne in mancher steifleinenen Umhülle wohlverwahrt geborgen, die flatterte nun ungeschützt im Winde und ward grimmig gezaust. Das war ein ganz unerträglicher Zustand für ihn. Sein ganzes Wesen geriet in unruhige Schwan-

kungen. Und während das erste Aufgebot — ein- für dreimal war als ein Zeichen unziemlicher Hast abgelehnt worden — verlesen ward, zog sich der glückliche Herr Kirchmeyer sachte und mehr zurück, und die Alte witterte wohl, daß er nur nach einem Anlaß verlange, um des ganzen Handels wie immer ledig zu werden.

Das wäre ein unsägliches Unheil gewesen. Und die Frau Vicoller zersann sich, was nun tun. Nur eine kleine Ruhepause brauchten sie, nur von vierzehn Tagen etwa, bis die Trauung in St. Johannes mit aller gebührenden Feierlichkeit und wiederum in Stille vorüber war, weil es ja doch ein Witwer war, der zum Altare schritt. Eine anderwärts eingesegnete Ehe konnte sie sich nicht so recht als giltig denken. Dort waren doch noch alle Vicollers und alle Mosers für immer verbunden worden. War das erst geschehen, alsdann mochte das junge Paar fort für lange Zeit auf Reisen, wie das doch ohnedies geplant gewesen, mochte ausbleiben, bis sich der Lärm ganz verzogen. Aber wie diese Windstille im währenden und immer noch schwellenden Sturm erzielen? Das war ein sehr schlimmer und nachdenklicher Fall. Ganz gegen ihre neuerdings hoffärtige Natur hatte sie sich hinter Hansens Mutter stecken wollen, ihr vorzustellen, wie unsinnig sich ihr Einziger zugrunde richte, statt sich mit Hintansetzung eigener Wünsche einer solchen Verbindung zu freuen, die doch die ganze Familie verherrlichte. Die Moserin war wohl selber innerlich verzweifelt, aber den Triumph gönnte sie der Gegnerin nicht, ihr das zu zeigen, und antwortete ihr also mit weisen Sprüchlein, wie

daß man Suppen auch auslöffeln müsse, nachdem man sich sie eingebrockt, und daß man sich über hartes Lager nicht beklagen könne, wenn man sich nicht vorher weich gebettet. Damit war niemand gedient. Und überdies liefen vom Hans dunkle und furchtbare Drohungen um. Man habe bisher nur gehört, so verschwor er sich, was verlassene und verstoßene Mädchen auszuführen imstande seien. Er wolle der Welt einmal zeigen, wessen ein um die Treue und den Eid betrogener Mann fähig sei. Rabiat und töricht genug war er zu einem unerhörten Streich, vor dem am Ende den Herrn Kirchmeyer vor Schrecken der Schlag traf, wenn er nicht rechtzeitig auskniff, wozu er geneigt genug erschien. In beiden Fällen war es mehr als ein Unglück. Es war ein Skandal.

„Wenn ihn nur wer beschwichtigen tät'," seufzte die Alte.

Das Moidele hörte dies Stoßgebet, entgegnete aber mit keinem Laut.

„Wenn ihn nur wer beschwichtigen tät'!" jammerte die Mutter noch eindringlicher. „Du mein lieber Heiland — er denkt sich was aus, tut's uns an und verschimpfiert uns vor der Welt, der Ruech!"

„So nimmt mich der Hans," meinte das Moidele.

„Der Hans?" Die Alte spie den Namen ordentlich aus. „Der Hans? Schweig mir vom Hans."

Das Moidele verstummte, dachte sich weiter sein Teil, behielt aber gewitzigt diese Gedanken für sich.

„Und wenn ihn nur wer beschwichtigen tät!" jammerte die Mutter wiederum und in ihrem höchsten Diskant.

Da hob das Moidele den Kopf: „Ich trauet's mich, Mutter!"

„Du? Wieso?"

„Kann ich nicht sagen. Wenn ich den Hans sprechen kann, wo niemand dabei ist, so trau ich's mich und schaff' eine Ruh bis nach der Hochzeit."

„Ich will's aber wissen, wieso?"

„Kann ich nicht sagen. Er hat mir einmal was versprochen. Und er hält immer sein Wort, der Hans."

„Das tut er," stöhnte die Vicoller, „das tut er. Aber was habt ihr euch versprochen?"

„Darf keines darum wissen! Darauf haben wir uns die Hand gegeben."

„Dann leid' ich's nicht."

„So lass' es die Frau Mutter sein."

Kein Wort wurde mehr darüber gesprochen. Nur am nächsten Morgen kam die Mutter selber und von freien Stücken zu dem Mädchen. „Wenn du vielleicht im Weingarten nachschaun wolltest? Mir tun die Füße so sehr weh, und wer muß sich doch darum kümmern, weil die Arbeit bald angeht."

Das Moidele war ein gehorsames Kind. Es tat keinen Muck, sondern zog sich an, so einfach und so schmuck wie möglich. Alsdann ging es sonder Eile und ohne sich umzusehen seiner Wege. Nur einem Jungen aus des Hans Werkstatt, der gerade um das Tor lungerte, weil alle kein gut tun, wenn der Herr sich verlumpt, sagte es etwas, das er dem Meister bestellen sollte. Alsdann machte es weiter, sittsam, still und bescheiden in gelassener Eile, wie man an sein bestimmtes Werk geht. Im Weingarten sah es nach dem Rechten,

ordnete allerhand im Winzerhäuschen, in dem man zur Not auch nächtigen konnte, setzte sich auf die Bank davor und sah ins sonnige Land, durch das die drei flirrenden Ströme gingen. Es war wie ein leiser Dunst über allem, und der herbe Geruch des ersten drängenden Frühlings drang an sie mächtig heran und rührte an ihre jungen Sinne. Die Helle selbst war leise überschleiert, und sie sah in die grünende Welt und dachte nichts.

.... So zeitig war der Hans seit langem nicht aufgestanden, wie diesen Tag, nachdem der Lehrjunge seine Post bestellt. Ihm war einigermaßen wüst im Kopfe. Alles das verflog, wie er höher und höher stieg. Immer mußt' er dabei, eine sonderbare und quälende Vorstellung, des späten Sommers gedenken, wenn da die Trauben allenthalben verquollen, mit Kalk besprengt, damit sich nicht Näscher an fremdem Eigentum vergriffen. Eine fast unbezwingliche Sehnsucht nach etwas Bestimmtem, doch nicht zu Nennendem peinigte ihn dabei. Er selber wollte sich davor verachten und konnte diese eine Vorstellung nicht scheuchen: wie er einmal als Knabe, in einem Hüttchen versteckt, mit lüsternem Grausen und genäschig geschmaust, während draußen die schweren Schritte des Eigentümers klangen. Zwischendurch grübelte er, was wohl das Moidele von ihm wolle. Ein Weilchen dachte er bei sich, nun werde wohl alles gut und wieder ins Gleiche kommen. Das aber ging nicht mehr; er wußt' es nur zu gut. War man einmal so weit, so gab es keinen Rückzug mehr. Dann, ohne allen Grund, überfiel ihn ein unsinniges Herzklopfen, das ihn im Steigen lähmte. So, rastend, sann

er sich lange und spitze Reden aus, ohne aber gar weit mit ihnen zu kommen. Und endlich sah er das Winzerhäuschen und die Sitzende davor. Ein greller Jubelschrei — sie hob das schöne Haupt mit den braunen und feuchten Augen und hob sich halb auf ihrer Bank. Die alte Türe flog von einem starken Fußtritt auf. Das Moidele schnellte empor. Und ehe er ein zorniges oder kosendes Wort sagen konnte, so lagen weiche Arme um seinen Hals, und warme und zuckende Lippen zogen an seinen. Und „Hans, Hansel! Du Narr! Ich hab' ja nur dich lieb" . . . Und „Moidel, mein Moidele!" Und ihm kamen die Tränen.

Sie waren beide jung. Und sie genossen ihre Jugend, wie man sie nur genießt, wenn sich in jede Süßigkeit des Augenblicks mahnend die Bitternis eines frühen und unwiederbringlichen Scheidens drängt. Vielleicht hat er ihr späterhin seine Standrede gehalten. Auch seines Versprechens scheint ihn das Moidele gemahnt zu haben. Denn sie flüsterten viel und eindringlich zusammen. Den ganzen sonnigen Tag verbrachten sie so miteinander, bis der Abend heranblaute. Alsdann gingen sie gemeinsam heim, und das Moidele muß wohl die Worte gefunden haben, welche dem Hans zu Herzen gingen. Denn sie schieden still und einträchtig.

Fortab ging der Hans wieder ernsthaft, wie sich's für einen seines Standes gehört, seinem Gewerbe nach. Es gab keinen nächtlichen Rumor mehr in der Stadt, und Herr Kirchmeyer schlummerte nach so vielen Unruhen ungestört und ließ sich nicht einmal etwas träumen. Ueber wenige Tage wurde das ehrsame Jungfräulein Maria Vicoller dem reichen Weinhändler ehe-

lich verbunden. Alsdann kehrten sie sich an den blauen Comersee, und alle waren enttäuscht, die sich eines besonderen Skandals bei der Trauung versahen, und grollten also dem Hans, der ihres Grolles aber wenig achtete und ernster als vordem, nur etwas stiller geworden, in seiner Werkstatt hantierte. Wieder und sehr genau zu ihrer Zeit kam die Post, es sei dem Herrn Kirchmeyer ein überaus kräftiges Söhnlein geboren worden. Und als die Ehegatten samt dem Kinde heimkamen, so wallfahrteten sie in Erfüllung eines alten Gelöbnisses des Mannes gemeinsam zum Kirchlein des heiligen Liberius und stifteten ihm ein golden und kostbar Meßgewand, dieweil er sie so wunderbar vereinigt und ihren Wunsch nach einem Sprößling erfüllt, der allerdings der einzige blieb.

.... Frau Maria Kirchmeyer ist sehr fromm, mildtätig und fast immer auf Reisen. Ihr Gatte lebt noch, wird aber täglich hinfälliger und somit ihr ergebener. Der Moser Hans aber ist bis nun unvermählt. Fragt man ihn nach dem Grunde, so meint er, die den Gerbergeruch vertrügen, möge er nicht, die er möchte, vertrügen den Geruch nicht. Als ob das eine abschrecken möchte bei einem Manne, wie er es jetzt ist!

Am Wege sterben

Anton Bettelheim in Treuen.

Erstes Buch

Herr Karl Stara und Genossen

Erstes Kapitel.

Eine trübe und neblige Dämmerung war über Wien eingebrochen. Schwer und plötzlich, wie ein müder Vogel ins Nest sinkt und es mit seinen Flügeln ganz beschattet. Der große Amtspalast in der Himmelpfortgasse war schon im Schweigen. Nur in der Einfahrt stand noch der Türhüter, eingemummelt in seinen sehr würdigen Pelz, und unterhielt sich in slavischer Sprache mit einem jungen Beamten. Dann grüßten die beiden einander mit aller Höflichkeit, und der Portier sah dem Herrn nach, bis der Novembernebel ihm den Wandernden entzog. Erst dann kehrte er sich zu seiner Loge und nickte beifällig mit dem Kopfe. Das hatte etwas zu bedeuten: es war die Anerkennung der Fähigkeiten seines Landsmannes und zugleich der Art, wie dieser sich und seine Gaben zu verwerten suchte. Ein Urteil stand ihm unbedingt zu; denn wer so lange mindestens in der Vorhalle zu Amt und Würden steht, der weiß wohl Bescheid, in welcher Weise man zu ihnen gelangt.

Es war gegen halbfünf am Nachmittag. Der Dampf der Straßen quoll um Herrn Karl Stara. Das war

nicht ungemütlich, vielmehr erschienen die Plätze dadurch heimlich und begrenzt. Es war ein starkes Gedränge auf ihnen. Alle Gesichter hatten einen frischen Schein, denn man sputete sich, und der erste Novemberfrost prikkelte in dem Wehen, das sich manchmal stoßweise erhob. Er ging bedacht und genießend, was es zu sehen gab, wie einer, der sich nach der Arbeit seine Erholung gönnt. Im Schreiten stieß er eigentümlich die Kniee vor, als müßte er mit ihnen etwas Hinderliches, die Falten eines Weiberrockes etwa, entfernen. Sein Haupt war leicht geneigt, halb in Demut, halb in Gewohnheit. Er war ein hübscher Mann, sehr blond, sehr kräftig, mit dem sprossenden jugendlichen Bart um Kinn und Lippe, und von jenem Schlage, welcher reifenden Frauen Eindruck macht. Häufig grüßte er; an jeder Straßenkreuzung säumte er, wie um Vornehmeren den Vortritt zu lassen. Seine Augen waren überall, und manchmal beim Anblicke eines hübschen und dreisten Mädchens, wie sie sich um diese Tageszeit zahlreich umtrieben, glomm es in ihnen eigentümlich frech und behaglich und wissend auf.

So schritt er die Stadt mit ihren grauen, finsteren und abwehrenden Häusern durch. Er kam zum Schottentor, wo das Leben just am stärksten flutete. Ein Doppelstrom: der Stadt zu und wieder von ihr aus nach den Vororten. Schon wurden die Laternen entzündet. Zu seiner Linken, noch eingerüstet, wie ein Ungeheuer, das sich im Netze einer unerhörten Spinne verfangen, stand der Riesenbau der Universität. Ein blanker Block, den man aufzuziehen begonnen, hing in halber Höhe und leuchtete kräftig und gespenstig durch das Spätlicht. Am allgemeinen Krankenhause kam er

vorüber. Die Studenten drängten eben heraus, und es war ein lauteres Leben als in der Stadt und ein Zurufen von einer Seite der Straße auf die andere. Er achtete wenig darauf, zog nur manchmal den Hut und machte seinen Weg fort. Nur wenn er Pärchen vor sich wandeln sah, übermütig wie Schuljungen nach der Haft, schlenkernd vor Vergnügen mit den Händen, trotz allen Bestrebens, ernsthaft und gesetzt zu erscheinen, und mit einem zwitschernden Jubel in jedem Worte des Mädchens, auch dem gleichgültigsten, so quoll ein starker Neid in seinem Inneren auf.

„Servus, Stara!"

Die Stimme war ihm bekannt, klang unmittelbar neben ihm. Er blieb stehen. Aus einer Seitengasse kam ein Mann auf ihn zu. Etwa in seinem Alter; nur war alles an ihm dürftig. Er war schmächtig, mit einem dünnen, zerzausten Barte und einer komischen, sehr schmalen und geröteten Nase. Er hatte den Ueberzieher — es wurde dabei Herrn Stara in seinem Winterrocke doppelt behaglich und warm — sorglich um etwas geschlagen, das er in der Hand trug.

„Servus, Förster! Wohin?"

„Ich zieh' eben aus," entgegnete Raimund Förster. Er sprach lispelnd und ein wenig schlesisch singend.

„Und was schleppst du mit dir?"

Förster lüpfte vorsichtig den Ueberzieher. In einem grünen Vogelbauer saß ein Fink, und wie der gelbe Strahl einer Straßenlaterne auf ihn fiel, so schlug er die schwarzen Augen auf und zwitscherte heimlich. „Den nehm' ich mit. Meine Sachen hat die Zimmerfrau. Den hat sie nicht behalten wollen. Das möcht' ihr noch

fehlen, sagt sie, nämlich keinen Zins, und so ein Vieh, das einen noch obendrein arm frißt. Was weiß sie, was das für ein kostbarer Vogel ist? Und damit er sich mir nicht verkühlen tut, weil er warm gewöhnt ist, so hab' ich ihn eingepackt und will sehen, wo ich ein paar Nächte bleiben kann, bis ich mir wieder so viel schaffen tu', daß ich mir ein Zimmer nehmen kann."

„Samt dem Vogel?"

Förster wurde erregt. Er kicherte heiser. Dann, die frostigen Hände reibend, den Käfig unterm Arm: „Du, das ist ein feiner Schläger. Ein Reitzuk. Der hat einmal bei uns in Hohenolbersdorf den Preis unter allen Weberfinken gewonnen, wo doch blinde darunter waren. Und ich geb' ihn nicht her, nicht um viel Geld. Ich hab' sonst nichts von zu Hause. Und wenn er anfängt zu schlagen, so seh' ich Hohenolbersdorf und die Wälder und die Berg', immer höher und höher, und alles ist grün, und das tut mir so gut in den Augen. Das mußt du doch einsehn, wenn du nur überhaupt ein Gemüt hast in dir. Das bissel Futter? Ob ich für zwei Kreuzer im Tag mehr ess' oder nicht. Das ist doch gleich." Er kicherte wieder.

„Du mußt dich aber umschaun, wo du bleiben willst," lenkte Stara ab. „Es wird spät. Zu wem willst du eigentlich?"

„Ich denk', der Beyerl nimmt mich wieder für die paar Tag'. Er steht gerade mit seiner Hausfrau gut, und sie erlaubt's ihm."

„Also Servus! Kommst heut' zum Delirium?"

„Ich denk', der Beyerl wird mich schon mitnehmen. Servus, Stara!"

Es war nah an der Hernalser Linie, die damals noch bestand, wo sie schieden. Herr Stara bog ab, und ein leichtes Lächeln überlegenen Mitleids und der Mißachtung lag um seinen Mund. So ein unpraktischer Bursch! Obdachlos und schleppt sich noch mit einem Finken! Da war er doch klüger; und das Glück, das ihm nun seit zwei Jahren getreu war, kam ihm so recht zum Bewußtsein. Und in solchen Gedanken, und sich schon im vornhinein seiner angenehmen, durchwärmten Stube freuend, kam er vor das Haus, darin er wohnte. Es stand in einer stillen Seitengasse. Rings darum waren schon Zinshäuser ragend und protzig zur Höhe geschossen und ließen es noch gedrückter und unansehnlicher erscheinen. Aber viele Zettelchen flatterten am Haustor und deuteten auf Armut und beträchtliche Zahl der Einwohner. Herr Stara trat in den tiefen und schmalen Hof, in dessen Mitte ein einschichtiger, recht jämmerlicher Baum stand. Ein vergitterter und schwebender Gang lief in der Höhe, und zahlreiche Stiegen führten dazu. Er stieg die knarrenden Stufen hinan. Etwa im halben Stockwerk wollte ein kaum flügges Mädchen an ihm vorüber. Trotz der Dunkelheit, der ein Oellämpchen am Stiegenfuße wenig anhatte, erkannt' er es, wie es sich so an ihm vorbeidrücken wollte, faßt' es um die Hüfte, kniff es in die Wangen. Sie schlug erregt nach seiner Hand, riß sich los, tummelte sich desto mehr. Hinter ihr, die schon am Herd stand und ihn mit braunen, zornigen Augen antrotzte, betrat er grüßend die Küche, welche der Witwe Beil und ihrer Tochter zur Wohnung diente. „Ein Brief für mich, Frau Beil?"

„Ja, es sind zwei, ich hab' das eine Rezepisse unterschreiben müssen."

Die Studierlampe war schon entzündet. Es war klar, daß Herr Stara als Mann der Ordnung und bewußten Strebens seine sehr bestimmten Stunden einhielt. Er nahm den Brief, warf nur einen Blick nach der Aufschrift von einer ungelenken Hand, öffnete den Umschlag und entnahm ihm ein zusammengelegtes Papier, das er in derBrieftasche verwahrte. DasSchreiben selber faltete er gedankenlos zu Fidibussen, langte nach seiner Pfeife und steckte sie damit in Brand. Den anderen Brief von einer hübschen, schlanken Frauenhand küßt' er und hob ihn auf. Etwas gemacht Verzücktes war dabei auf seinem Gesicht; und wieder etwas ängstlich Rechnendes, als er ihn nochmals vornahm und Wort für Wort studierte. Noch einmal rief er: „Resi!" Das Mädchen erschien und blieb argwöhnisch und sprungbereit an der Schwelle. Er gab ihm einen gleichgültigen Auftrag, nur weil es ihn ergötzte, wie ungern und wie unwillig das junge Geschöpf immer seine Stube betrat oder seinen Auftrag erfüllte. Denn sie mochte ihn durchaus nicht; aber er zahlte pünktlich und blieb auch in den Ferien in Wien — seltene Eigenschaften in diesen ärmeren Quartieren der Stadt, welche mindestens Frau Beil nach Gebühr zu schätzen wußte. Dann setzte er sich auf sein grünes Sofa, schlug sein Corpus juris auf und begann rauchend zu studieren. Er tat das, einen eigentümlichen talmudischen Singsang vor sich hinsummend, den er noch auf dem Gymnasium von einem getauften Juden erlernt, und mit beständigem Neigen des Oberkörpers. Es faßte

nämlich nur, was sich irgend mit der Musik in Verbindung bringen ließ. Mitten in der Arbeit aber ließ er sein Buch sinken, und wieder erschien jenes fatale Lächeln auf seinem Gesichte. „Noch zwei Jahre,“ dachte er für sich, „und das wird ein famoses hübsches Mädel.“

Es war ganz still in dem weitläufigen Gebäude. Nur die Bohlen auf dem Gange knarrten manchmal, oder ein Fenster klirrte und ächzte. Einmal tat sich die Tür auf, und an Herrn Staras Fenster vorbei glitt ein flinker Schatten. Er wußte wohl, von wem der herrühre, und recht friedliche Gedanken waren dabei in ihm; er wußte selbst, wohin die kleine Resi gehuscht. Noch einmal knarrte die Tür. „Resi, wo steckst denn wieder?“ klang es schrill durch die Nacht. Das war die Stimme der Witwe Beil. Sie schnitt ordentlich, diese Stimme, und die Note oder die Tonlage festzustellen, der sie angehörte, war unmöglich, selbst für einen Musiker wie Stara. Und so, während aus der Küche ein leises Weinen drang, mit seinen Gedanken halb bei seinem Buch, halb anderwärts, wo es angenehmer weilen war, und während der Teekessel heimelnd eine zischende, sprudelnde Note in seinen eigenen Singsang hineinsummte, verbrachte Herr Stara einen guten Teil seines Abends. Denn er war ein sparsamer Mann und liebte die Häuslichkeit.

Zweites Kapitel.

Fremd und mittellos war Herr Karl Stara aus der mährischen Slovakei in die fremde und große Stadt

gekommen, nach der es ihn ahnend gezogen. Er hatte keinerlei Empfehlungen, nicht einmal die besonders auszeichnender Zeugnisse; keinerlei Gaben, nur die ihm die Natur mit auf den Weg gegeben; eine hübsche Erscheinung und eine angenehme und wohlgeübte Stimme, einen Bariton, der im Sprechen wie beim Gesange gleich schmeichlerisch erklang. Und er war musikalisch; das konnten ihm nicht einmal seine Feinde nehmen. So wenig eigentlich in seinem Leben Gemüt war, so viel lag darin, wenn er vor dem Klavier saß oder geigte. Denn es gab kaum ein Instrument, auf dem er es nicht zu einer gewissen Fertigkeit gebracht. Und musizierend empfand er wirklich.

Derlei aber können viele. Und so galt es denn einen langen und mühsamen Weg, ehe er's auch nur so weit gebracht, als da er nun stand. Demütigungen gab es darauf von jener Sorte, die niemanden besser machen. Es galt sich bücken, tief bücken um das Stückchen Brot, das so vielleicht aus einer Pfütze zu holen war. Er lebte geraume Zeit von den wenigen Gulden, die ihm seine Mutter, eine arme Händlersfrau aus Klobouk, schicken konnte. Sie jammerte immer so schrecklich dabei. So schrecklich viel und so ohne Abwechslung. Nun haben Klagen, und seien sie noch so berechtigt, es an sich, daß sie den Entfernteren ermüden. Und dann — was war das für ein Tschechisch, das sie schrieb! Es ging ihm auf die Nerven. Er schämte sich dabei ihrer, als sehe er die alte Frau leibhaftig vor sich wie an jenem Tage, an welchem der Riß zwischen ihm und seinen Angehörigen ihm zuerst zum Bewußtsein gekommen war. Aus der Schule war er gegangen. Und

über den ganzen weiten und sonnigen Ringplatz herüber hörte er ihr schrilles „Karlitschku!“, sah sie mit dem schrecklichen bunten Kopftuch, die fliegenden, knisternden Röcke gebauscht über den hohen Röhrenstiefeln, auf sich losstürzen. Das gute alte Gesicht sah er nicht, während er in den Boden hätte sinken mögen vor seinen Kameraden. So etwas ihm! Den man ohnedies nicht so recht mochte, weil er sich mit den Lehrern unter jeder Bedingung verhalten mußte, in seiner Armut und seinen schwachen Anlagen, dem man es gerne spöttisch am Zeuge flickte, wo immer es ging!

Er war so froh, als jede Verbindung, bis auf die der monatlichen Unterstützungen, aufhörte. Diese aber forderte er, und als sein Recht, selbst dann noch, als er ihrer nicht mehr bedurfte. Daß er dadurch seine Mutter in Heimlichkeiten verstrickte, seine Geschwister benachteiligte, galt ihm gleich, wenn es ihm überhaupt zum Bewußtsein kam. Wer zu Hause saß, der hatte es immer besser, denn er, der so grausam in die Fremde gestoßen worden war. Wenn man so gar nichts für ihn tun wollte, wozu hatte man ihn denn überhaupt fürs Studieren bestimmt? Für ein anderes freilich, als dem er sich nun zugewendet. Aber schon der erste Weg, den man für ihn ausgesucht, war der seiner Wahl nicht gewesen. Ein Unrecht war an ihm begangen worden, da man ihn höheren Zwecken zugewandt, ein Unrecht, das nun nicht mehr gut zu machen war. Sollten sie denn mit darunter leiden! Und Bauernjammer, wie er aus den Briefen seiner Mutter sprach? Du lieber Gott, das Volk lamentiert einmal immer! Das kannte er, etwas in Hof oder Feld war

niemals so geraten, wie es sollte. Wer fragte, wie oft es ihm verhagelt war?

Er hatte niemals leicht gelernt oder begriffen. Auch diesen eigentümlichen Wiener Boden verstand er schwer und spät. Er paßte sich ihm nach Kräften an. Aus dem Karel ward ein Karl, der Akzent im Vatersnamen verschwand; den Slaven konnt' er darum nicht verleugnen; ja, er suchte nach Landsleuten, die einander hier gern finden und sich wie aus einer geheimen Bruderschaft fördern, sich heben, wie in einer Kette, die beim Amtsdiener beginnt, um über den Hofrat hinauszureichen. Zur Schau tragen wollte er seine Nationalität nicht auch noch in Aeußerlichkeiten.

Er hungerte viel in dieser ersten Zeit. Er lernte die Schrecken der Obdachlosigkeit kennen. Und der Groll gegen die zu Hause wuchs mit seiner Hilflosigkeit, in der er jeden beneidete, der an der alten Kaiserstraße nach Wsetin saß und in Ruhe seine Steine schlug. Glückte ihm nur etwas, so sollten sie's schon sehen! Keinen von ihnen wollt' er kennen, keinen . . .

Er hatte wieder einmal die Wohnung wechseln müssen. Auf der Suche kam er in ein eleganteres Viertel, als ihm gewöhnt war, der meist nur vor der Linie gehaust. Ein Zimmer war angeschlagen. Er besah sich argwöhnisch das Gebäude, das ihm viel zu vornehm erschien. Mit dem Mute der Verzweiflung fragte er an. Was konnt' ihm geschehen? Eine ältliche, aber immerhin noch leidliche Frau empfing ihn. Sie war sehr gesprächig. Eigentlich hätte sie's nicht nötig, zu vermieten. Aber, sie liebe die Jugend. Denn sie stünde allein und könnte ganz gemächlich von ihren

Renten leben. Aber, sie hätte immer eine Zuneigung für Studenten gehabt. Er sei doch Student?

Herr Stara war sehr linkisch: Ja, Student der Rechte. Sie lächelte eigen, führte ihn in der Wohnung herum. Ein prächtiger Flügel stand da. Seine Augen leuchteten auf. Ob er musikalisch sei? Ja, sehr. Dann möcht' er sie etwas hören lassen. Er spielte. Sie horchte zu. Dann: „Ein Künstler sind Sie doch! Ein wahrer Künstler! Und wenn Sie bei mir wohnen werden und Sie benehmen sich manierlich und wir werden des Handels einig, so können Sie sich überall zu Hause fühlen und nach Ihrem Gefallen üben. Denn ich liebe die Musik und die Studenten. Und ich dulde nur keine Unordnung und keine Liebschaften in meinem Hause. Denn ich muß etwas auf meinen Ruf halten, weil ich eine einsame Witwe bin."

Er nahm sich ein Herz und fragte nach der Miete. Sie nannte die Summe, und er erschrak. Sie merkte das wohl, lächelte wieder eigen und griff ihm mütterlich an das Kinn. „Wenn wir nur des Handels einig werden . . . Wissen S'," sagte sie sehr gedehnt.

Eine Flamme schoß ihm ins Gesicht. Sie wurden des Handels einig. Und Herr Stara meinte geraume Zeit, er lebe im Himmelreiche. Denn es war Fülle da und Ordnung. Sie war nicht eben knauserig und ließ ihm nichts abgehen. Und wenn sie sonst genaue Rechenschaft von ihm forderte, ihn bevormundete und die Herrin herauskehrte — so sehr zartfühlend war er nicht. Und durfte sie's nicht? Nach dem, was sie für ihn tat? Welches Glück! Wie im Paradiese! dachte er oft in seinen frommen Stunden, deren ihm

aus alter Erziehung immer wieder welche kamen.

Es war auch eine Eva, die ihn daraus brachte.

Ein neues Dienstmädchen war ins Haus gekommen. Eine engste Landsmännin; jung, hübsch und frisch. Und sie kannte sogar seine Leute, denn sie war kaum eine Stunde von ihm zu Hause, und hörte ihm so gerne zu, wenn er Klavier spielte, und als er ihr einmal übers Gesicht strich, da schmiegte sie die Wange förmlich in seine Hand. Und er wußte somit alles. Sie konnten so gut in der Muttersprache wispern miteinander.

Er wußte wohl, welches Wagnis er damit angehe. Denn in dem Punkte, er durfte nicht zweifeln daran, verstand seine sonst so gütige Gönnerin keinen Scherz. Und er kannte das Elend genau genug, um sich zu fürchten davor. Aber es gab so viel Gelegenheit. Und man konnt' einander kaum mehr ausweichen, nachdem man sich zuerst gezeigt, daß man sich finden wollte. Und Jugend strebt zu Jugend; eine unbändige und eine zu lange, durch äußere Gewalt niedergedrückte Sinnlichkeit schrie in ihm nach ihrem Rechte und riß die beiden zueinander. Und der Leichtsinn ihrer Jahre kam dazu und wiegte sie bald in völlige Sicherheit.

Ausgetrieben — denn die Witwe hielt Wort und verzieh es nicht, „daß man ihr Vertrauen und ihr Dach so mißbraucht hatte" — zogen sie eine Weile gemeinsam um. Es war ein schlimmes Wirtschaften. Sie wusch und arbeitete sonst für Leute; er wußte mit sich durchaus nichts anzufangen. Gelegentlich fand er Erwerb bei einer jener Gesellschaften, die zum Heurigen und in Nachtlokalen aufspielen. Was er damit gewann,

das brauchte er eben für sich selber. Das Stück Leben, das er so kennen lernte, hätt' ihm so übel nicht gefallen. Freilich eiferte das Mädchen maßlos mit ihm, schalt ihn einen Tagedieb und Haderlumpen. Das ertrug er. Die Sehnsucht nach jener Fülle und Ordnung aber, die er einmal kennen gelernt, verließ ihn nicht mehr. Aehnliches wiederzufinden war sein erstes Ideal in dieser Stadt. Es wollte sich durchaus nicht schicken, obzwar er sich's keine Mühe und kein Herumhorchen verdrießen ließ.

Endlich liefen die beiden auseinander. Sie, müde dieser Freiheit, stand wieder in Dienst ein. Er trieb sich einsam um. Und ein ingrimmiger Haß gegen diese Stadt, die ihm die glänzende Außenseite aller ihrer Schönheiten, die Möglichkeit jedes, auch des feinsten und kostbarsten Genusses wies, ohne daß etwas davon auf sein Teil kam, wuchs in seiner Seele und vergiftete sie völlig. Er mußte zu seinem Teil daran kommen, wollte nicht wie ein ausgestoßener Hund an der Schwelle dieser Paläste sterben. Dies war sein unerschütterlicher Vorsatz. Insgeheim aber fühlte er, wie die Feigheit des tatenlosen und von manchem Fehlschlag ermüdeten Menschen in ihm saß und ihn lähmte. Er trug sein Leben, wie man eine unerträgliche Fessel trägt; nur der stumpfe Fatalismus ließ es ihn dulden, und die graue Hoffnung auf einen Umschwung.

Der kam. Kam gerade durch jenes Dienstmädchen, das ihn aus seinem Himmelreich gerissen. Sie begegneten einander zufällig. Und wie sie ihn, abgerissen und heruntergekommen, wiedersah, da erwachte

das natürliche Mitleiden in ihr. Gutmütig und weitschweifig erzählte sie ihm, wie gut sie's getroffen habe. Bei einem kaiserlichen Beamten, Portier in einem Ministerium! „Ich bitt' dich, Karlitschku! Freilich, viel Arbeit! Sehr viel Arbeit! Aber," . . sie war so gut wie Frau. Denn die Frau war krank, zum Auslöschen. „Und der Herr, das war ein hübscher Mann, groß, mit einem langen Vollbart — so lang!" sie zeigte es, „und mit einem Pelz — ein ganzes Dorf konnte man kaufen für so einen Pelz. Feldwebel war er gewesen: denk' nur, Karlitschku! Feldwebel." Und er sah sie ganz gerne, und wenn die Frau erst starb, so konnte man nicht wissen, was geschah, nein, gar nichts konnte man wissen. Und sie bliebe dann erst recht im Hause, das habe ihr der Herr schon gesagt. Wenn er wolle, so sagt sie dem Herrn ein Wort, und er nimmt ihn als Lehrer für seinen Buben. Nur freilich — die alten Dummheiten müßten ein Ende haben. Das werde er doch einsehen, daß sie ein Glück, wie das ihr nun blühe, nicht um seinetwillen aufs Spiel setzen würde. „Also, willst klug sein, Karlitschku?"

So kam er nach einer langen Pause zu seinem ersten rechtschaffenen Erwerb. Er verhielt sich, gewitzigt durch seine Erfahrung bei seiner Witwe, klug, sogar sehr klug, und auch dann, nachdem die Frau das Zeitliche gesegnet und seine weiland Geliebte in aller Form als Herrin eingesetzt worden war. Er ließ das Vergangene begraben sein, und sie dankte es ihm in mancher Art. Was man von ihm forderte, das leistete er reichlich; besonders Klavier, auf das der Alte als ein wesentliches Mittel

zum Weiterkommen großes Gewicht legte, lernten seine Schüler gründlich bei ihm. Der Hausherr selber aber erteilte dem jungen Lehrer manchen weisen Rat für seine künftige Laufbahn. „Nur langsam, Herr Stara! Und sitzen bleiben, wo man sitzt. Denn, wissen Sie, Landsmann, wenn man nur sein Brot hat! Wie das Brot wird, das ist dem seine Sache, der es hat. Zum Beispiel ich. Meinen Sie, Landsmann, man könnt' von dem bissel Gehalt leben, wie man lebt?"

Der Ruf von dem musikalischen Wunder, das beim Portier unterrichtete, erfüllte bald das ganze Haus. Er flog beschwingt zunächst ins vierte Stockwerk zu den kleinen Beamten, ließ sich dann nieder in den prunkvolleren Bureaux der Hofräte und kam selbst Herrn v. Mallowan, dem Studentenfreund, zu Ohren. An dem Tage, an welchem Herr Stara gefragt wurde, ob er in diesem Hause tätig sein wollte, stockte sein Herzschlag. Nun also — er war wieder im Steigen! Und sein Gönner neigte sich zu ihm: „Klug sein, mein Söhnchen, klug sein und langsam sein; man läuft nicht bergauf!"

Dieser ganze glückliche Umschwung in seinen Verhältnissen aber war fast mit dem Tage eingetreten, da er von seinem ersten Stundengeld das Zimmer bei der Witwe Beil gemietet. Darum klammerte er sich an die Wohnung, an die ihn nebenbei noch ein dunkler Grund festhielt. Dunkel in dem Sinne, wie in uns manches ist, was uns treibt und bestimmt, ohne daß wir sagen könnten, in welcher Richtung oder gar welchem Ende zu.

Drittes Kapitel.

Auch war es in vieler Hinsicht ein angenehmes Wohnen bei Frau Beil. Sie hielt auf Sauberkeit, sah nichts, was man nicht sehen sollte, und war durchaus nicht aufdringlich bei aller Aufmerksamkeit. Ja, sie war den jungen Herren gegenüber bei aller persönlichen Strenge sogar duldsam.

Im Hause, darin sie nun so lange schon wohnte, mochte man sie ganz gut leiden. Ein jeder kannte sie und vertrug sich gerne und duldsam mit ihr. Sie nannte sich Witwe. Das wußte die Hausmeisterin besser. Des Mannes, mit dem sie zuletzt hier gehaust, Weib war sie nicht gewesen, so wenig als die kleine Resi sein Kind war. Sie hatte das Laute, Resche, das man an den Wienerinnen so gerne lobt. Nur war sie spitz von Gestalt und spitz von Wesen. Sie plagte sich sehr. Ihre ganze Habe umfaßte die eine ängstlich gut erhaltene Stube mit vortrefflichem Bett; ihr Mann oder der dafür gegolten war Tapezierer gewesen. Die vermietete sie, und das deckte den Zins. Um jedes Stück der Einrichtung litt sie ewige Aengsten. Denn nachschaffen, wenn etwas zugrunde ging, hätte man nichts mehr können. Ihre Sachen aber verkaufen und sich selber wo eine Stube mieten? Das gab's nicht. Das wäre der Verzicht auf den letzten Rest ihrer sozialen Position als „eigne Frau" gewesen. Sie selber hatte in der Küche einen grünen, groben, baumwollenen Vorhang aufgemacht. Dahinter stand das Bett, war ihr eigenes Gebiet. Denn sie hielt Ordnung und Schicklichkeit und war eine ganz annehmliche Person gewesen, eh' sie

Sorgen und Entbehrung ausgedörrt hatten. Wie ein Stück Backobst zusammenschrumpft vor der Glut. Wo sind seine rosigen Bäckchen, wo steckt der sanfte Flaum? Das kleine eiserne Oefchen aber wurde nur geheizt, wenn es schon sehr grimmig kalt war, und gekocht wurde niemals. Das trägt's nämlich nicht, so unabläſsig sie sich abmarterte. Da galt's die grobe Arbeit versehen, für welche die kleine Resi noch zu schwach war; alsdann setzte sie sich, einigermaßen hergerichtet, denn sie hielt immer noch was auf sich und konnte niemals eine gewisse Gefallsucht verleugnen, zu ihrer eigentlichen Arbeit. Den ganzen Tag bis in die erste Nacht — bei Licht lohnte sich's nämlich nicht mehr — saß sie über ihrem mächtigen Rahmen und zog Faden um Faden. Sie nähte Handschuhe aus. Das ist leicht erlernbar, also mühselig und schlecht bezahlt. Und wenn ihr etwas mißriet, so fraß der Schaden den Verdienst eines ganzen Tages. Dann brach ihre ganze Leidenschaftlichkeit durch. Dann jammerte, kreischte, schlug sie sich und verwünschte ingrimmig und in den schlimmsten Worten ihr ganzes Leben. In solchen Augenblicken, mit dem zerrauften schwarzen Haar und den eingefallenen, glühenden Wangen, glich sie völlig einer Geistesgestörten. Alsbald bezwang sie sich wieder. Denn sie mußte den Zeitverlust einbringen, und so saß sie denn wieder mit häßlich verzogenem Gesicht, schlang ihre Fäden, schluckte die aufsteigenden Tränen, damit ja kein Tropfen auf das sehr heikle Leder falle, und verfluchte dabei sich, Gott und die Welt weiter und maß die kleine Resi mit den giftigsten Blicken. Oftmals hatte sie in der Brust die schlimmsten Schmerzen

Drittes Kapitel.

Auch war es in vieler Hinsicht ein angenehmes Wohnen bei Frau Beil. Sie hielt auf Sauberkeit, sah nichts, was man nicht sehen sollte, und war durchaus nicht aufdringlich bei aller Aufmerksamkeit. Ja, sie war den jungen Herren gegenüber bei aller persönlichen Strenge sogar duldsam.

Im Hause, darin sie nun so lange schon wohnte, mochte man sie ganz gut leiden. Ein jeder kannte sie und vertrug sich gerne und duldsam mit ihr. Sie nannte sich Witwe. Das wußte die Hausmeisterin besser. Des Mannes, mit dem sie zuletzt hier gehaust, Weib war sie nicht gewesen, so wenig als die kleine Resi sein Kind war. Sie hatte das Laute, Resche, das man an den Wienerinnen so gerne lobt. Nur war sie spitz von Gestalt und spitz von Wesen. Sie plagte sich sehr. Ihre ganze Habe umfaßte die eine ängstlich gut erhaltene Stube mit vortrefflichem Bett; ihr Mann oder der dafür gegolten war Tapezierer gewesen. Die vermietete sie, und das deckte den Zins. Um jedes Stück der Einrichtung litt sie ewige Aengsten. Denn nachschaffen, wenn etwas zugrunde ging, hätte man nichts mehr können. Ihre Sachen aber verkaufen und sich selber wo eine Stube mieten? Das gab's nicht. Das wäre der Verzicht auf den letzten Rest ihrer sozialen Position als „eigne Frau" gewesen. Sie selber hatte in der Küche einen grünen, groben, baumwollenen Vorhang aufgemacht. Dahinter stand das Bett, war ihr eigenes Gebiet. Denn sie hielt Ordnung und Schicklichkeit und war eine ganz annehmliche Person gewesen, eh' sie

Sorgen und Entbehrung ausgedörrt hatten. Wie ein Stück Backobst zusammenschrumpft vor der Glut. Wo sind seine rosigen Bäckchen, wo steckt der sanfte Flaum? Das kleine eiserne Oefchen aber wurde nur geheizt, wenn es schon sehr grimmig kalt war, und gekocht wurde niemals. Das trägt's nämlich nicht, so unablässig sie sich abmarterte. Da galt's die grobe Arbeit versehen, für welche die kleine Resi noch zu schwach war; alsdann setzte sie sich, einigermaßen hergerichtet, denn sie hielt immer noch was auf sich und konnte niemals eine gewisse Gefallsucht verleugnen, zu ihrer eigentlichen Arbeit. Den ganzen Tag bis in die erste Nacht — bei Licht lohnte sich's nämlich nicht mehr — saß sie über ihrem mächtigen Rahmen und zog Faden um Faden. Sie nähte Handschuhe aus. Das ist leicht erlernbar, also mühselig und schlecht bezahlt. Und wenn ihr etwas mißriet, so fraß der Schaden den Verdienst eines ganzen Tages. Dann brach ihre ganze Leidenschaftlichkeit durch. Dann jammerte, kreischte, schlug sie sich und verwünschte ingrimmig und in den schlimmsten Worten ihr ganzes Leben. In solchen Augenblicken, mit dem zerrauften schwarzen Haar und den eingefallenen, glühenden Wangen, glich sie völlig einer Geistesgestörten. Alsbald bezwang sie sich wieder. Denn sie mußte den Zeitverlust einbringen, und so saß sie denn wieder mit häßlich verzogenem Gesicht, schlang ihre Fäden, schluckte die aufsteigenden Tränen, damit ja kein Tropfen auf das sehr heikle Leder falle, und verfluchte dabei sich, Gott und die Welt weiter und maß die kleine Resi mit den giftigsten Blicken. Oftmals hatte sie in der Brust die schlimmsten Schmerzen

und war so schwach, denn man aß in einer müßigen Stunde, was dann um die wenigsten Kreuzer im nahen Gasthause des Herrn Klemens Deym zu haben war. Die kleine Resi wurde darum geschickt, denn sie bekam in der Küche mehr, weil sich Herr Deym als vorsichtiger Mann mit hübschen und armen Mädchen gerne verhielt. Dies tat er ganz ohne persönlichen Hintergedanken.

Sehr nahrhaft war das freilich nicht, was er hergab. Und das ewige Stubenhocken dazu! Es gab Tage, an denen die Frau aussah, als habe sie keinen Tropfen lebendiges Blut in sich. Denn dieses Geschäft ist im Grunde ein Saisongeschäft und kennt also seine sehr ausgiebigen Stockungen. Dann galt's Hungern, wenn nicht zufällig beim Nachbarn, bei Herrn Wenzel Wondra, bessere Zeiten waren, so daß er über einige Tage aushelfen konnte. Ein andermal, wenn etwas mehr verdient wurde und sich ihr natürlicher Frohsinn regte, so sah sie ganz hübsch aus. Denn sie wußte sich mit Geschmack zu kleiden und hielt sich gut.

Eines nur verargte man ihr allgemein und selbst bei ihren nächsten Freunden. Dies war ihr Benehmen gegen ihr einzig Kind, die kleine Resi.

Man ist in diesen Kreisen allerdings gewöhnt, jede Ungunst des Geschickes die Kinder mitfühlen, wo nicht gar entgelten zu lassen. Es ist das eine Aeußerung jener gelassenen, ewigen und unbezwinglichen Rohheit, welche nicht einzusehen vermag, warum einem andern denn etwas von dem erspart bleiben solle, was man selber ausfressen muß.

Aber man hätschelt sie, man überschüttet sie an gu-

ten Tagen dafür auch mit Zärtlichkeiten. Das nun gab's bei Luisia Beil nicht. Die Stunden mochten wechseln, wie sie wollten, für die kleine Resi gingen sie immer schlimm. „Ich weiß warum. Macht's was ihr wollt. Ich verzieh' die meinige einmal in Ewigkeit nicht."

Und dennoch mühte sich das Kind fast über seine Kräfte. Verängstigt schrak es zusammen, wenn es nur die Stimme der Mutter hörte, die niemals so schrillte, als im Rufe „Resi!" Der Kleinen allein war die Bedienung des Zimmerherrn überlassen. So sah sie in jungen Jahren vieles, was ihr besser verborgen geblieben wäre. Was einer andern Reinheit vielleicht untergraben hätte, das erhöhte die ihre. Ein tiefer Ekel vor allem Gemeinen erwuchs in ihr und mit ihr. Sie fand keinen Geschmack an dem, was von einer Studentenwirtschaft nun einmal unzertrennlich erscheint, so oft ihr die Mutter auch eindringlich genug verwies, sie hätte kein Recht, gar so heikel zu sein. Nur grüblerisch und innerlich wehrlos wurde sie so.

Dabei war sie gar hübsch und anmutig, zierlich und feingliederig und behend, mit einem hübschen Apfelgesichtchen, das langsam schmäler zu werden begann, mit munteren und vergnüglichen Augen, die besonders dann recht schelmisch glänzten, wenn sie durch eine Weile ungeplagt und für sich allein war oder am Bettchen ihres einzigen Freundes und Gespielen, des kranken Sohnes ihres Nachbarn Wondra, saß. Der Junge war gelähmt. Alle Welt hatte die kleine Resi lieb; selbst in der Schule bevorzugte man sie, obzwar sie nicht eben den hellsten Kopf hatte und überdies vor

lauter Laufereien und Besorgungen nicht recht zum Lernen kam. Vom Zimmerherrn aber ließ sie sich nun einmal nicht helfen, so oft er sich dazu erboten hatte. Man war ihr gegenüber nachsichtig. Der kleine Wondra aber hing ausnehmend an ihr. Er war um Jahre älter als sie, aber unentwickelt und völlig hilflos. Sie vermittelte ihm, dessen Tage gezählt waren, den Blick in die Welt, von der er niemals mehr sehen sollte, als den nun winterlich kahlen und auch im Sommer nicht eben übermütig grünenden Baum durch die Gitterstäbe des Ganges vor seinem Fenster. Ihm klagte sie ihre gewohnten und also rasch verfliegenden Leiden. Sie tröstete ihn, wenn die Schmerzen in seinem armen gebrechlichen Rückgrat gar zu unerträglich wurden, und was ihr der Katechet, dessen Liebling sie in ihrer hübschen und ergebenen Gläubigkeit war, an bunten Bilderchen schenkte, das brachte sie ihm und deutete es ihm voll heiligen Eifers aus. So lebten sie in Heiligenlegenden zusammen, und ihr war das ein rechter Schirm gegen manches, und sie träumte sich oftmals als Nönnchen, machte sich eine Haube und lachte sich im winzigen Spiegel an. Und die Kinder vergnügten sich so stundenlang miteinander. Fast konnte der Knabe nicht mehr einschlafen, ohne vorher die kleine Resi umhalst zu haben. Sie mußte ihn dabei zur Höhe heben und manchmal überlief es sie dabei fröstelnd, wenn er die langen, so schrecklich mageren und kalten Spinnenarme um ihren warmen und jungen Nacken schlang, bis das fahlblonde und ihr braunes Köpfchen in einer Höhe waren. Einmal sah sie so Simon Siebenschein, der Mediziner, der Mieter Wondras. Der

schroffe und schweigsame Mensch blieb stehen, bis die Kinder einander aufs Haar geküßt. Denn einen Kuß ins Gesicht litt die kleine Resi niemals durch die Jahre ihres kurzen Lebens.

Der alte Wondra sah diese Freundschaft gerne. Denn er war ein Philosoph und seines bürgerlichen Berufes ein Meerschaumpfeifendrechsler. Einmal ein hochangesehenes und ein nahrhaftes Gewerbe in dieser Stadt.

Dies goldene Alter aber hatte er nicht mehr miterlebt. Er kam in jene schlimme Periode, da die Zigarren und endlich gar die erbärmliche Zigarette dem löblichen Kultus ein Ende gemacht, vordem der edlen Pfeife gewidmet. Eine, vielleicht den schönsten Schwanenhals, den er jemals geschnitten, tadellos gepflegt und angeraucht, behielt er für sich. Sie war ihm eine kostbare Erinnerung schöner Tage, deren Wiederkehr er insgeheim wohl noch ersehnte, kaum mehr hoffte.

Seine Frau war ihm frühe genommen worden. Wieder zu heiraten konnte er sich bei den elenden Verhältnissen und aus Rücksicht auf sein damals schon siechendes Kind nicht entschließen, obzwar er gerne mit dem Gedanken daran spielte und verfängliche Aeußerungen tat. Und weil auch er seine Stube einem Studenten, damals eben Simon Siebenschein, vermietet hatte, den Kranken pflegen mußte und sein Handwerk so viel freie Zeit ließ, so hatte er sich in aller weiblichen Hantierung eine erstaunliche Fertigkeit erworben. Nebenher, als ein anschlägiger Kopf, trieb er alle mög-

lichen Flickarbeiten und brachte sich so immer leidlich durch.

Er war ein hagerer, sanftmütiger Mensch mit einer sehr schwachen Stimme. Sie klang durch das ewige Pfeifenrauchen ganz umflort. Er mußte mehr umschießen und auf den Beinen sein, als ihm eigentlich guttat, der es „auf der Brust hatte". In den Ruhepausen saß er am Bette des kleinen Peter und hörte dem zu, was er sich in der endlosen Weile des Alleinseins ausgedacht. „So ein Kopf", dachte er, „wenn das nur gesund werden wollt'!" Er wußte wohl, wie vergeblich der Wunsch war. Alsdann baute er mit dem Knaben gemeinsame Luftschlösser. Wenn erst wirklich bessere Zeiten kamen. Wenn erst Siebenschein Doktor war!

Der würde den Jungen sicherlich so weit herstellen, daß man mindestens ins Freie konnte. Und der Vater werde dann einen Wagen mit guten Federn kaufen: und Sonntag müßte so sein Peterl ins Grüne. „Die Resi auch?" Ja, die Resi auch. Die würde mitschieben oder, wenn sie müde wäre, nebenher gehen. „Und wohin?" In die Wälder. Auf den Kahlenberg. Dort war Wenzel Wondra vordem allein und späterhin mit seiner jungen Frau, „die so viel brav war und es nur mit die Knochen gehabt hat," oftmals gewesen.

Einmal hatten sie sich sogar zusammen photographieren lassen. Sie lehnte an einem unförmigen Ding, das eine Berglokomotive vorstellen sollte, hielt einen mächtigen Buschen Feldblumen in der Rechten und mit der Linken den Arm ihres Gatten. Beide waren sehr schwarz geraten. Er, sonntäglich dunkel angetan, glich einem Neger, der einer Mulattin zärtlich zulächelt,

aber der Knabe hielt dieses Bild dennoch innig in seinen wächsernen Händchen. Ein Wahrzeichen der Herrlichkeiten war es ihm, davon der Vater berichtete: des ragenden und beherrschenden Hotelbaues, der weiten Ferne über die weiße, getürmte Stadt, den flirrenden Strom, weit über die gedehnte Ebene, bis sich weit, ganz weit kleine Hügel rund und schön geschwungen dem sommerlich hellen Himmel entgegenhuben; der Buschenschänken voll Musik und Jubel unter grünen und flatternden Buchenschatten. So sah's der kleine Wondra vor sich mit einer Sehnsucht, die ihm die müde Seele schneller flattern ließ und seinen Atem spornte. Nur wenn er dann mit zitterndem Stimmchen fragte: „Wann zum erstenmale, Vater, wann?" so brach der ab. Verstummte in seinem Schmerz und schlich sich über eine Weile zur Frau Beil. Dort, recht zwei Häufchen Elend, setzten sie sich zusammen. Wovon sie sprachen? Nicht gar viel, und dann von den schlechten Zeiten und wie man Gott loben müsse, daß man mindestens brave Zimmerherren und somit keine Sorge um den Zins habe. Er sah ihr ganz gerne zu, wenn sie arbeitete, und lobte ihre geschickten Hände, und wie hübsch die seien, trotz der vielen Arbeit, die sie verrichteten. Sie hörte das vergnügt und neigte sich dann tiefer über den Rahmen, denn ihr stieg dann etwas Rot in die Wangen, färbte sie, und ihr Hals war noch voll und jugendlich. Dazu paffte er und entwickelte stockend und unbeholfen seine Weltanschauung, nach der aller Niedergang Wiens mit dem seines Handwerkes untrennbar zusammenhing. Seiner Meinung nach hatte es niemals auf der Welt etwas Schöneres gegeben, als

vordem, wenn eine Gesellschaft ehrsamer Bürger und sogar bestandener Hausherren einträchtig und hemdärmelig um den Tisch ihres Stammgasthauses sich geschart hatte, jeder seine „Mirsamerne" im Mund. Schweigsam, denn man konnte nicht viel sprechen, weil sonst die Pfeife ausgegangen wäre. Da überlegte man sich wohl, was man sprach. Und dennoch gesellig. Vor jedem stand der Tabaksbeutel mit der eigenen, sorgsam erwogenen Mischung: man schob sich ihn gegenseitig zu und versuchte davon. Die Frauen konnten mitgenommen werden an heiligen Zeiten, sticken, ihre Kunst erweisen und hatten keine Zeit zu schlechten Gedanken. Eine Roheit, wie sie neuerdings so häufig ausgeübt ward, blieb undenkbar; man durfte nicht einmal auf den Tisch schlagen, weil das kostbare Stück sonst Schaden genommen hätte. Man war gastlich und gemütlich mit so geringen Kosten! Und noch zu Hause hatte man seinen Spaß mit Putzen und in Ordnunghalten und langweilte sich nicht so sträflich, daß man keinen Augenblick daheim Ruhe hatte. Und die Ersparnis gegen nun! „Die verdammten Papierspitzeln! Wer möcht' auf so was Acht geben? Oder können Sie sich denken, daß man sie gar in einen Kasten tut und sammelt und betreut? Ich dank'; mir graust's, wenn man daran denkt, und wie notig daß sie nur ausschau'n! Ein Zigarrerl hinein, ausrauchen, und auf den Mist damit. Und überhaupt die Zigarren! Was sie da im Jahre mehr verrauchen tun damit — die ganze Wienerstadt könnt' man kaufen dafür. Natürlich haben sie dann niemals ein Geld übrig für was anderes, und alles verelendet und geht zu Grunde!" Frau Beil

kannte die Litanei auswendig und dachte inzwischen an ganz anderes, und das sie näher anging. Sie nickte aber immer verständnisinnig. Und inzwischen staken die Kinder zusammen, und in und vor dem Gitterbettchen des Kranken flatterte manchmal ein helles und fröhliches Gekicher auf.

Eine Zeit, und ziemlich lange, hatte Frau Beil gehofft, der Nachbar werde um sie anhalten. Ganz entsagt hatte sie diesem Gedanken immer noch nicht, vor dessen Verwirklichung sie sich im geheimsten wieder fürchtete. Weil dann zu Tage kommen mußte, daß sie Ring und Frauentitel zu Unrecht trug, daß die kleine Resi keinen Vater hatte. Sonst stellte die Verbindung ja manchen Vorteil in Aussicht. Eine größere Wohnung kostete immer noch weniger, als zwei kleinere von der Art, wie es die ihrigen waren. Man konnte sich dabei leicht ein behaglicheres Unterkommen herausschlagen, als die Küche, die nun jedes beherbergte, konnte, gemeinsam arbeitend, es zu etwas bringen. Nur freilich, der Bube war im Wege. Den pflegen und so viel Zeit damit verlieren! Auch Wondra beschäftigten ähnliche Erwägungen. Zu einem Entschlusse aber kam er nicht. Denn im Grunde seines Herzens fürchtete er ihre Heftigkeit gegen sein armes Kind, das so ganz wehrlos war und an dem er so hing. Zu oft hatte er die Ausbrüche ihres Zornes und ihrer unbarmherzigen Feindseligkeit gegen ihr eigen Blut, gegen die kleine Resi, beobachtet und ehrlich mißbilligt, ohne sie dämmen zu können, ohne die Quelle zu ahnen, aus der sie ursprünglich, unbändig und gewaltig hervorbrachen. . . .

Er mißtraute ihrem Erziehungsgrundsatze: arme Kinder dürfen nicht in Baumwolle gewickelt werden. Schupft man sie zu Hause, so wissen's, daß sie in der Welt noch viel mehr geschupft werden, und wundern sich nicht darüber. Darüber ließ sich streiten, und er stritt nicht. Aber er wußte nicht, daß es im Leben der Frau Beil keine Enttäuschung gab, an welcher nicht die kleine Resi schuld war. Von jener ersten ab, da sich das junge Mädchen von dem verlassen sah, dem es sich hingegeben hatte, mehr um, wie es in seiner Dummheit meinte, ein unverbrüchliches Recht an ihn zu haben, denn aus Neigung. Unter bitteren Vorwürfen der Eltern, die sie für „was Besseres bestimmt hatten", war das kleine Geschöpf erwartet worden. Mit seinem Kommen hatte sie jeden Traum einer besseren Zukunft begraben müssen, auf den sie kraft ihrer Schönheit und Munterkeit ein Anrecht zu haben geglaubt.

Sie war allein, bald nach der Geburt der kleinen Resi. So schleppte sie sich mit dem Balg, tausendfach selbst im Erwerbe gehemmt. Und nur die eine Hoffnung hatte sie, die sie sich freilich verschleierte: vielleicht starb das Kind. Es waren ja so kümmerliche Verhältnisse, durch die man sich quälte, und das Geschöpfchen war so schwächlich! Dennoch wartete sie seiner, so lange es klein war, nach ihren besten Mitteln und mit aller Hingebung — und es gedieh . . .

Dann, nicht mehr in ihrer ersten Blüte und schon vergrämt, so jung sie eigentlich noch war, hatte sie sich mit einem Manne zusammengetan. Er war grundgut, fleißig und ordentlich, und sie hing ihm dankbar an, freilich auch mit jener ewigen Sorge, die ähnlichen

Verhältnissen als Stachel wie als schärfste Würze beigegeben ist. Sie vertrugen sich vortrefflich, sie kamen vorwärts, und dennoch, ohne daß sie etwas dafür konnte, führte sie jede Verstimmung in seinem Wesen auf dies Kind, auf diesen Zeugen einer schmählichen Vergangenheit zurück, unterschob ihm in ihrer Pein Ehrbegriffe, die er kaum kannte. Er selber aber hatte die kleine Resi, von ihrer Anmut und Liebenswürdigkeit, ihrem stillen nachdenklichen Wesen gefangen, sehr lieb. Die Mutter nicht. Sie mißgönnte ihr jede Zärtlichkeit. Ja, in stillen Stunden kamen ihr schreckliche Gedanken, die halber Wahnsinn waren. Das Kind wurde so sehr hübsch. Sie aber müßte in der ewigen Mühsal bald gänzlich reizlos geworden sein. Und dann? Jesus Maria! Was dann alles möglich war, ohne daß selbst das Gesetz etwas dagegen konnte! Und als er starb, ohne ihr diesen heißesten Wunsch ihrer Seele nach dem Frauennamen erfüllt zu haben, ihr seine Verwandten nach ihrem Rechte wegnahmen, was sein gewesen war und was sie doch gemeinsam erarbeitet hatten, als ihr so wenig dessen blieb, was sie ganz als Eigentum betrachtet, da hub sich ein immer heftigerer Groll gegen das Kind in ihrer Seele. Sie schlug es ganz jämmerlich, da es um den Pflegevater weinte, schlug's desto heftiger, weil sie sich vor ihm so lange bezwungen, so lange die Sanftmütige hatte spielen müssen. Die hatte nicht zu heulen, die! Ohne das Balg hätte er sicher nicht gezögert, bis es zu spät war. Das Balg! Sie hieß es gar nicht mehr anders und empfand dabei klar, daß die stärkste Hälfte der Beschimpfung ihr selber galt. Und jetzt — wenn der Nachbar wieder zu keinem

Entschlusse kam, so war nichts schuld daran, als der Bankert, dies Unglück ihres ganzen Lebens.

Ihre eigene ungenossene Jugend sah sie sich rosig an Stirn und Wange ihres Kindes schmiegen, hell und freudig darauf erblühen. Sie konnte sich an dieser Spätblüte nicht erfreuen; denn was in ihr lockend und hold gewesen, hatte dafür ins Grab steigen müssen. Ihre eigene Schönheit war erhöht und gesittigt auf die kleine Resi übergegangen — was half das ihr, die zu müde, zu abgejagt und innerlich zu krank war, um noch einen Nutzen daraus zu ziehen, wenn selbst der Resi ihr Reiz zu etwas Besserem frommen sollte, als dahin er sie geführt? In der Regel aber — sie wußte aus eigener Erfahrung, wozu das bei armen Mädchen gut ist, gar wenn wie einmal bei ihr und nun bei der Tochter die Versuchung in Gestalt eines jungen und leichtlebigen Menschen immer zur Hand, die Gelegenheit stets bereit ist. Und so fraß sich der Groll gegen ihr eigen Kind immer tiefer in das lichtlose Herz; sie sah, wenn sie das Mädchen nur lachen hörte, die eigene, kurze fröhliche Vergangenheit aufflattern wie einen übermütigen Vogel, der sich mit süßem Lockruf aus dem Busche hebt, um einzufallen — wer weiß es, wohin? Sah sonst und späterhin all diese Anmut, zerstört und überschattet von einem traurigen Leben — und sah dies alles halb mit einer geheimen und erbarmungslosen Freude und halb mit mächtigem Schauder . . .

Viertes Kapitel.

Raimund Förster warf die Karten hin: „Ich mag nicht mehr spielen." Er lehnte sich in seine Sofaecke

zurück und sah mit seinen immer entzündeten Augen gegen das eine Fenster, durch das schon die Nacht in das enge und dürftige Zimmerchen blickte.

„Und warum nicht, Bruderherz?“ Beyerl ordnete sorgfältig das Spiel und tat es in die Tischlade.

„Weil es mir zu fad ist. Gewinnen kann ich nichts, und verlieren darf ich nichts.“

Seine beiden Partner erhoben sich. Beyerl war sehr schulterbreit und kräftig; hellblond mit lichten und guten Augen. Hell war auch seine Stimme; es war ein schmetternder Tenor, aus dem es immer wie ein kaum gebändigter Jubel, wie ein Jauchzen der Lebenslust klang. Der dritte Mann im Tarok, Simon Siebenschein, war sehr lang und hager. Alt und unfertig zugleich sah er aus. Er hatte eines jener Gesichter, die aussehen, als möchte niemals ein Bart darauf wachsen können; von einer kränklichen, bräunlich-blassen Färbung, als hätte man durch Milch einen starken Rauch gehen lassen.

Es war zwischen den dreien jene unbehagliche Stimmung, wie sie sich immer findet, wenn man von einem Gegenstand abkommen möchte, der dennoch aller Gedanken unablässig beschäftigt. Was immer gesprochen wird, ist im Grunde nur Füllsel, und man weiß das und ärgert sich über sich selber, daß man nichts Vernünftiges, nichts Anregendes in Gang zu bringen weiß. Sie schwiegen. Draußen knarrte eine Tür. Beyerl ging hinaus. Man hörte eine schrille Frauenstimme immer gellender: „Es paßt mir nicht, und es geht nicht“ kreischen. Seine Entgegnungen klangen merkwürdig gedämpft. „Nun geht's um mich,“ meinte

Förster vollkommen tonlos und für sich. Nach einem Weilchen kam Beyerl zurück. Er setzte sich breitspurig an den Tisch: „Es ist alles in Ordnung. Der Drachen ist gezähmt. Du darfst bleiben."

„Wie lang denn?"

„Nun, bis du wieder was hast."

„Sie hat diesmal Geschichten gemacht?"

„Macht sie immer. Der Ordnung halber. Nicht mehr wie sonst. Ich hab' sie immer noch gebändigt. Ja, mein Lieber, das ist nicht so leicht. Das gehört mit zur Kunst, durch das Leben zu kommen."

„Hast recht," sagte Förster und versank wieder in sein Brüten.

Denn gleich allen unbeholfenen und schwerblütigen Naturen war er sich seines Grundfehlers durchaus bewußt. Dagegen anzukämpfen aber vermochte er nicht. Ja, insgeheim empfand er das, woraus all sein Elend floß, fast als einen Vorzug. Er war anders, als die anderen, und mußte sich also darein finden, wenn es ihm auch anders ging, als ihnen. Und es ging ihm bitter schlecht. Immer wieder war er auf die Hilfe seiner Genossen und besonders dieses einen angewiesen. Immer mehr bangte es ihm davor, sich an Beyerls Gutmütigkeit zu wenden. Es blieb aber gar nie etwas anderes übrig; und endlich: leben mußte man doch, wenn man auch nicht mehr wußte wozu. Denn er war sich klar darüber, daß er bei allen seinen Gaben und Fähigkeiten, bei einem unermeßlichen Gedächtnisse, das jedes Ereignis in sich aufnahm, bei einem scharfen Verstand, der alle Verknüpfungen durchblickte, beim ernstesten Fleiß es niemals zu etwas bringen würde. Er war

zu krank dazu. War siech schon an die Hochschule vom Gymnasium her gekommen. Da war's noch gegangen. Da hatte das Mitleiden mit dem kümmerlichen Gesellen, dem armen Weberssohn aus Hohenolbersdorf überwogen, der einen eisernen Willen an das Studium gesetzt. Man sah darüber hinweg, wie formlos und verwahrlost er sich gab; man unterstützte ihn, man ließ ihn unterrichten. Auch in guten Häusern. Aber er profitierte an Manieren nicht dabei. In Wien ging das nicht. Das hatt' er früh erkannt und sich zeitiger aufgegeben, als einer ahnte.

Aber man respektierte ihn, unermüdlich im Lesen, an der Universitätsbibliothek, wo er für eine Seminar-Arbeit in den verborgensten Quellen spürte. Unersättlich in Fragen und scharfsinnig in seinen Ansichten, kannte man ihn in den Hörsälen und den Seminarien. Freilich: er kam in nichts zu einem Abschlusse, und was er gab, das waren immer nur Fragmente. Dennoch war einer der Professoren nach dem andern auf ihn aufmerksam geworden. Man spürte seinen wunderlichen Gängen nach; man sprach von ihm. Er aber konnte sich nicht offenbaren. Er glaubte nicht mehr an die Möglichkeit einer Hilfe für sich, nicht mehr an seine eigene Gabe, sich irgendwie für die Dauer zu behaupten. Bewarb er sich um eine Stunde, so musterten ihn schon im Vorzimmer die Dienstboten argwöhnisch, ob sie ihn überhaupt einlassen sollten. Und diese Musterung setzte sich in der Stube fort; er empfand sie beleidigend, setzte sich innerlich zur Wehr dagegen und erschien noch schroffer als sonst und beinahe frech und hämisch. Und wenn man ihn schon aufnahm, so hielt er sich niemals lange,

denn die Jungen hatten dann keine Achtung vor ihm. Kam er um ein Stipendium ein, so fiel er regelmäßig durch, weil er es so gar nicht verstand, sein Anliegen durch einen Gönner fördern zu lassen. Und so tat er denn gar nichts mehr. Der Gedanke an Weltflucht in ein Kloster, dahin er durchaus gepaßt hätte, lag ihm ebenso ferne. Denn er war ein ehrlicher Ungläubiger. Manchmal fand er einen reichlicheren Erwerb. Er sammelte Materialien für irgend einen bequemen und bemittelten Kollegen, der sich seine Prüfungen leichter machen wollte und sich seinen Hilfsarbeiter zahlte. Alsdann, wenn er sah, wie dieser seine Arbeit zu nutzen wußte, so packte ihn selber der Ekel über sein verpfuschtes Sein mit doppelter Macht — und er trank, bis er wieder obdachlos und vor dem Nichts stand. Trank auch, um die Schmerzen in seinem bresthaften Leib zu übertäuben.

„Hast Briefe von deinen Leuten?" fragte Beyerl endlich, um wieder ein Gespräch in Gang zu bringen.

„Ja." Förster richtete sich auf und griff nach seiner Brusttasche. „Ja, denkt euch, mein Alter hat schon zum zweitenmal Grund zugekauft. Und sie halten fest an ihrem Deutschtum."

„Ist das gar so wichtig?" fragte Siebenschein.

Förster sah ihn mit einem bösen Blick an. „Du bist sonst ein braver Kerl. Aber das verstehst nicht. Gerade, weil es ihnen in der Fremde gut gehen tut, dürfen sie nicht abfallen von ihrem Stamm und ihrer Art, damit man nicht sagt, sie verkaufen's um ein Stück Brot. Ja, und denkt euch, sie haben sich einen Christbaum angezündet in Tasmanien, und alle vierzehn sind

herumgestanden und haben „Vom Himmel hoch, da komm' ich her" gesungen, und jeden Tag essen sie Fleisch und haben ein Guthaben in einer Bank. Denkt euch, ein Guthaben in der Bank! Webersleut' aus Hohenolbersdorf. Und immer fragen sie mich, ob ich nicht hinauskommen möcht, und sie sind froh, daß es mir hier gut geht —" seine Stimme brach. Er sammelte sich. „Alsdann, das kommt nur von dem dummen Herzen. Das tut mir so viel weh. Ja, und zuletzt hat mir mein Alter geschrieben, ob ich wirklich durchaus nicht hinaus will. Er schickt mir jede Stund' das Reisegeld, und ich werde draußen erst recht fortkommen, weil ich ja jede Sprache mindestens im Lesen erlern', und weil man Lehrer ganz gut brauchen kann draußen, wo doch viele Deutsche leben und mit mir froh wären."

„Und was hast du geantwortet?" forschte Beyerl.

„Noch gar nicht. Mir ist das Porto zu teuer nach Tasmanien. Und — man kann ihnen nicht immer nur Vermahnungen schreiben: Bleibe deutsch und tapfer! Und das ewige Lügen! Da rutscht einem am End' einmal ein Wort heraus, und der Teufel ist fertig."

„Und möchtest du nicht wirklich hinaus, Förster?" Siebenschein kehrte sich ihm zu.

„Nein."

„Und warum nicht?"

Förster sah an sich selber hinab. „Möchtest du so zu deinen Eltern zurück? Und könntest du für dich gut stehn, daß du mit dem Gelde das tust, was du sollst? Ich kann's nicht."

Wieder eine Pause. Dann begann Förster:

„Wie spät ist's?"

Siebenschein sah nach seiner goldnen Uhr: „Es ist noch nicht sieben.“

„Gut. Denkt euch — der alte Söhlner Flickschneider ist gestorben.“

„Wer war denn das?“ verwunderten sich beide, und Beyerl, der seinen Stuhl ritt, lehnte sich vor.

„Ja so! Also, das war ein sehr verrückter Kerl. Ja, nämlich, ein recht närrisches Huhn war er. Ein ganz ein armer Teufel. Ich bitt' euch, Flickschneider bei uns und sonst nichts. Da muß man wohl im Elend sein und bleiben. Aber, er hat so etwas gehabt wie eine fixe Idee, und diese Ferien ist er gestorben und war steinalt, und ich bin gerade zu Hause gewesen, weil dem Bürgermeister sein Sohn sich hat vorbereiten lassen wollen. Damit es ihm zum zweitenmale besser geht bei der Reifeprüfung wie zum erstenmal, wo sie ihn in Troppau noch nicht entbehren konnten. Durchaus nicht — sonst wär' das Gymnasium dagestanden ohne seine schönste Zierde. Ich sag' euch, ein Rindvieh, so was lebt nicht mehr. Er wird natürlich Jurist — du entschuldigst, Beyerl.

„Ja, und den Flickschneider kenn' ich, und wie ich noch ein Kind war, so war er schon damals ein ganz alter und verhutzelter Kerl. Und er hat natürlich sein Häuserl gehabt, das ist auf einem ziemlichen Berge gestanden, und der Wind hat darum blasen können, daß man nicht begriffen hat, wie sich ein Schneider traut, da oben zu wohnen, wo es ihn so leicht vertragen kann, daß man ihn gar nimmer find't. Aber gehalten hat er sein Haus — eine Freud', sag' ich euch. Geheiratet hat er nicht gehabt. Und so hat er sich sein bissel Essen

allein gekocht, und wenn er nichts zu tun gehabt hat, was selten vorgekommen ist, weil man ja bei uns ein Stück Gewand flicken läßt, bis man auf die Frage, wie's denn einmal wirklich ausgeschaut hat, auf irgend ein gottvergessenes Fleckerl zeigt und deutet: So — also wenn er gar keine Arbeit gehabt hat, so hat er herumgewirtschaftet und geputzt in seinem Häuserl, bis es nur so geglänzt hat. Und kein Weibsbild hat ihm was machen dürfen, nicht einmal seine Wäsche waschen. Denn, hat er geschworen, die Weibsleut' sind zu gar nichts gut auf der Welt, und es wäre viel schöner ohne sie, und man könnte sich ganz gut ohne sie behelfen, wenn man erst zu seinen Jahren und zu seiner Vernunft gekommen ist. Und nicht einmal der Herr Bürgermeister hat ihm etwas dareinreden dürfen. Sonst ist er mit ihm grob geworden. Denn er war ein hitziger Schneider. Die haben auch dann Courage für vier, und gebraucht hat er auch niemanden auf der Gotteswelt. Courage für vier Schneider nämlich haben sie, das ist so viel wie ein halber Schlosser.

„Um sein Haus herum hat er sich Wein gezogen. Das tun viele, denn es ist hübsch im Sommer, wenn dann die weißen Wände so ganz in Grün stecken tun und die Ranken zittern vor jedem Winde. Und es ist hübsch im Herbste, wenn das Laub verbrannt ist und steht ganz rot und die Beeren leuchten vor Gelb und Blau. Aber sie wissen alle, ist das Jahr gut, so kann man vielleicht die Trauben essen; aber sie werden eigentlich immer nur zu nichts taugen, nur zur Strafe für die Gassenbuben, die sich gegen das gewisse Gebot versündigen, ihres Nächsten Eigentum begehren und dann

ihren Lohn dahin haben, und ihre Mütter erschrecken mit greulichem Gesichterschneiden und sonst unsauberen Zuständen, so gut ihre Mägen sonst sind. Einen Wein aus ihnen machen, das möcht' niemandem einfallen, der sonst seinen Verstand hat und nicht von bösen Geistern besessen ist, denn der Wein wär' eine Heimsuchung Gottes und die elfte ägyptische Plage.

„Der Schneider hat das aber durchaus nicht wollen glauben tun. Jedes Jahr hat er seine Stöck' hinaufgebunden an der Südseite von seinem Haus, das eigentlich lauter Nordostseiten und sonst Niederträchtigkeiten gehabt hat. Und für alle Fälle hat er sich eine Kelter gemacht und hat sie richtig zusammengebastelt mit Nachdenken und in Jahren, und für sich genommen wär' sie ganz fein gewesen. Und alsdann hat er spekuliert: man wird Sonnen- und Schattenseite mischen, und das wird einen echten und einen famosen Wein geben, wie er ihn einmal für sein Leben gern getrunken hätt', ohne daß es ihm einmal dafür gereicht hätte. Weil er aber ein frommer Mensch war, so hat er sich geschworen, er wird von seiner ersten Lese ein gutes Teil dem Herrn Pastor geben, damit die ganze Gemeinde — er war nämlich auch evangelisch — einen echten Abendmahlswein genießen kann. Was man beim Weinhändler kauft — man weiß schon: der Lump tut darauf schwören, aber auch nur, weil es bei dem Geschäfte auf einen Meineid mehr wirklich nicht mehr ankommt. Und für Bücher über Weinkultur hat er ein Sündengeld ausgegeben. „Vielleicht zwanzig Gulden, bei meiner Seel'," hat er sich selber verschworen. Und vom Rebschnitt hat er gesprochen und von der Veredlung. Daß

er hätt' können über beides Kollegia lesen dürfen. Und weil er gewußt hat, Schwarz zieht die Sonne an sich, und weil Teer immer will gekauft sein, so hat er alle dunklen Fleckerln gespart, die was ihm übrig geblieben sind, und hat so alle Wände von seinem Häuserl beklebt damit. Scheckig war's genug. Schön war's nicht, und man hat nicht gewußt, ist das nicht ein Tapezierer, der aus Kummer verrückt geworden ist und nun seiner Trauer so Ausdruck gibt? Und die Latten waren schön schwarz, und das Häuserl ist einem jeden aufgefallen und war die Sehenswürdigkeit von dem Ort, und man hat's einander gezeigt. Aber der Wein ist halt doch nicht reif geworden. Und jedes Jahr hat er eine andere Ausrede gehabt für seinen Wein, und wenn man ihm den angegriffen hat, so hat er gar keinen Spaß verstanden und zu singen angefangen: Jesus, meine Zuversicht, und dann war mit ihm aber schon gar nichts zu reden. Und wenn er heuer nicht reif geworden ist, so über's Jahr, und wenn das gute Wetter nur noch ein paar Tag gehalten hätt' und alsdann wär' zeitig ein Frost gekommen, so daß die Beeren edelfaul hätten werden können, so hätte man sein Wunder erlebt. Und jedes Jahr hat er sie gekostet und alsdann traurig an sein Schwein verfüttert. Manchmal hat es sie auch richtig gefressen. Dann ist er davor gestanden und hat bei jedem Sprung der Sau geseufzt: ‚Die Kraft und die Fetten, die das Vieh nur davon hat!‘

„So ist der Mann immer älter geworden. Und es ist ihm so weit ganz gut gegangen. Hat er nichts zu tun gehabt, so hat er sich was zu tun gemacht, sich außer Haus verdungen, und verwöhnt ist am Ende keiner bei

uns. Nur gestöhnt hat er manchmal: ‚Du lieber Gott, du mein einziger Gott, wenn ich das nur erleben tun tät, die eine Freud'!‘ Und im vorigen Sommer ist er krank geworden, das heißt, nicht so eigentlich krank, sondern das Alter hat ihn nur so zusammengepackt. Und gerade den Sommer war so heiße Zeit, wie man sie eigentlich bei uns gar nicht im Gedanken hat, und er ist immerzu vor seinem Wein gestanden und mit jedem Spatzen hat er gehadert, der zugeflogen ist. ‚Du Vieh, du gottloses Vieh! Leckert's dich?‘ und hat sich doch immer gefreut über dem Spatzen sein' Gusto. Endlich hat er ins Bett müssen.

„Es waren im September noch Tage, wie sonst nicht zu Mitte Juli, und dann ist das Wetter umgeschlagen, und es war warm am Tage und Nachtfrost, wie wenn der liebe Gott das Wetter hätt' vom närrischen Schneider bei sich bestellen lassen. Man hat die Trauben gelesen und bringt ihm die erste an sein Bett. Und er langt danach so mit einer gewissen Gier und ganz schwach und nimmt eine Beere in den Mund. Und es zieht ihm das Gesicht zusammen und es gibt ihm einen gewissen Rucker. Kein Wort hat er mehr geredet bis an seinen Tod."

Förster schwieg und macht sich zum Gehen fertig. „Was meinst du damit?" forschte Beyerl.

„Wirst schon noch dahinter kommen," entgegnete Förster brummig und schob sich in seinen Ueberrock.

„Ja, wenn du erst die Frucht, nach der du das Leben lang gestrebt hast, in den Mund bekommst, und sie ist sauer und Essig und kommt überdies zu spät," ergänzte Siebenschein.

„Nein, für so gescheit hätt' ich dich mein Lebtag nicht gehalten," höhnte Förster. Beyerl aber verweilte sich noch einige Zeit im Sinnen. Alsdann: „Geld hab' ich gefaßt, Bruderherz! Das ist die Hauptsach'! Heut' lebt das Volk!" Und losbrechend mit seinem prächtigen Tenor: „Ça, Ça, geschmauset! Gehen wir. Laß uns nicht rappelköpfig sein!"

Es war ganz dunkel. Die drei Gesellen verfügten sich ins Gasthaus des Herrn Klemens Deym, genannt „Delirium tremens".

Fünftes Kapitel.

Es war Samstag abends und das kleine Wirtshaus also gefüllter als gewöhnlich. Es lag in einer ganz stillen Seitengasse, so recht versteckt, daß man kaum begriff, wie ein Wirt auf diesem Posten zu gedeihen vermochte. Herr Deym hatte diese Kunst verstanden, trotzdem jeder seiner Vorgänger über ein kurzes der erzwungenen Einsamkeit müde geworden und anderswohin verzogen war, wo man Menschen mindestens vorbeigehen sah. Ihm glückte es, er fühlte sich schon nach kurzer Zeit auf dem richtigen Wege, und gegenwärtig war er Eigentümer des Hauses, eines Komplexes, der schon als Baugrund einen höheren Wert darstellte, als man meinen mochte, wenn man vor der einstöckigen Fornt stand oder in den engen, dumpfen Gängen umirrte. Es schrie nach Demolierung, nach Ankauf durch einen jener Spekulanten, die damals ihre Hände nach diesem Bezirke auszustrecken begannen und begierig daraus wegfegten, was an grünen Gärten und an altem Winkelwerk darin gewesen.

Aus zwei Räumen bestand das ganze Gelaß, darin der Wirt sein Wesen trieb. Entstanden waren sie, indem man in ein nicht gar großes, niedriges Zimmer mit Holzdecke eine Glaswand geschoben hatte. Davor saßen die minderen Gäste an Tischen, die überhaupt nicht gedeckt wurden. Dahinter an rotgeblümten Tischtüchern fanden sich die Studenten zusammen, deren jeder hier Herr Doktor angesprochen und demgemäß ästimiert wurde. Selbst wenn er noch die Schuhe trug, in denen er aus der Heimat gekommen war, oder wenn man schon längst wissen konnte, er habe deren auf dem Wege zu Titel und Geltung schon so viele Paare zerrissen, daß er kaum jemals zu dem Ziele gelangen werde, das er am Beginne seine akademischen Laufbahn sich vorgesteckt.

Gar zu streng wurde diese Scheidung freilich nicht immer eingehalten. Beyerl zum Beispiel war Demokrat und fand gar nichts dabei, sich mit den Einspännerkutschern, die hier gerne die Pausen im Geschäfte füllten, zu einer Kartenpartie zusammenzufinden, und Förster trennte sich kaum von ihm. Siebenschein allerdings hätte sich niemals so weit vergessen. Denn er war hochmütig und nervös. Nicht unbemittelt von Hause, so daß er sich um keinen Erwerb umsehen mußte, und wie durch seine Schärfe, so durch seine Unabhängigkeit eine Eigenstellung unter seinen Genossen behauptete. Er wußte, was er erstrebte, und war ein rastloser Lerner, der kein klinisches Kolleg und keine Uebung versäumte. Denn sein Vermögen reichte eben nur für seine Studienzeit und etwa noch für den Beginn seiner Praxis. Jeder Tag, den er unnütz vertat, zwang ihn,

sich zu bescheiden und sich niederere Flüge zu wählen, als die er sich vorgesetzt. Das war seine Sache nicht. Denn etwas von dem Hochmute seiner Race war in ihm, der Bücherweisheit und Gelehrsamkeit neben dem Erwerbe immer das Höchste gewesen. Man erzählte von ihm, er sei zu Beginn seines Wiener Aufenthaltes höchlich entrüstet gewesen, daß Arbeiterweiber und Arbeiter bequem und behaglich auf der Pferdebahn saßen, während bessergekleidete und ersichtlich Gebildete stehen mußten, und nur das Bewußtsein körperlicher Schwäche, das ihn überhaupt vor mancher Ausschweifung seiner Gefährten zurückhielt, seine Scheu vor jedem lauten Auftritt hätten ihn daran gehindert, loszubrechen. Geneckt hat man ihn damals genug, ohne daß es etwas fruchtete. Er saß lieber allein oder mit dem einzigen getreuen Stammgast hinter dem Verschlage, ehe er sich unter das Volk mischte, mit dem er sich nicht zu verständigen wußte.

Es war im allgemeinen keine Empfehlung, zu den emsigen Besuchern dieser Kneipe zu gehören. Ein Witzbold hatte einmal vor Jahren, aus dem Vornamen des Wirtes, dem sanftmütigen Klemens, „ein Tremens" gemacht. Das blieb haften. Das Gasthaus galt für einen bösen Sumpf. Wer dahin geriet, der kam so leicht nicht mehr hinaus, und Herr Deym verstand sein Geschäft trotz eines Blutegels, der sich im untersten Pfuhl eingenistet hat. Er lieh und lieh auf gute Bürgschaft, auf Faustpfand, auf Stipendienbogen. Immer mit der gleichen, stumpf verdrossenen Miene. Er war lang, hager und noch rüstig. Seine Kost gedieh ihm selber nicht einmal. Und wenn er einen Augenblick

sich Ruhe gönnte und, das Samtkäppchen auf dem angegrauten, aber vollen Haar, in seinem Lehnstuhl an der Schänke nickte, so bewegten sich seine Lippen unablässig murmelnd, wie wenn er selbst dann im Rechnen begriffen wäre.

Manchmal wieder kam er in ein sonderbares, anscheinend höchst vergnügtes Schluchzen und Glucken, in ein endloses Händereiben. Oder er brach in ein kurzes, engatmiges Hüsteln aus. Denn das ewige Laufen Stiegen ab und auf hatte ihm die Brust angegriffen, und die Luft des feuchten und frostigen Weinkellers, in den außer ihm niemand durfte, hatte sich ihm beklemmend darauf gelegt. Das war sein Allerheiligstes. Die Schlüssel dazu bekam niemand, nach des langen Siebenschein Meinung darum nicht, weil des Herren Treiben da unten keinerlei Zeugen vertrug. Auch die Beine wollten nicht mehr mit. Ruhe aber gönnte er sich darum nicht. Mahnte man ihn daran, so meinte er, das habe noch Zeit. Und das dürfe ein rechtschaffener Gewerbsmann so bald nicht, der froh sein müsse, wenn er bei den schlimmen Verhältnissen, den schrecklichen Steuern und den vielen leidigen Schuldenmachern nur etwas für sein bisserl Leben herausschlage. Eben daß man mitessen könne mit den Gästen und seinen Schluck tun und vielleicht so viel ersparen, daß man einmal samt seiner Tochter niemandem werde zur Last fallen müssen und nicht in die Versorgung gehen. Ja, wenn das Mädel nicht wär'! Aber was die Erziehung kostet! Und man sei nun einmal so, wenn man danach ist; man opfere sich immer für andere, ob die es verdienen oder nicht. Dazu lächelten

dann die Vertrauteren. Denn man raunte, sein sei im Grunde auch manch ein stattliches Bauerngut, dessen Erben oder Eigentümer augenblicklich noch in Wien weilten. Angeblich Studierens halber. Er selber sperrte das Geschäft regelmäßig eigenhändig zu. Er hustete, abermals nach Siebenschein, seine Gäste zum Tempel hinaus. Diesen Siebenschein mochte Herr Deym durchaus nicht. „Ein Student, der niemals aufschreiben läßt, der niemals einen Rausch hat — ich bitt' Sie, das Herz tut einem weh: wie soll aus so einem was Rechtes werden? Wo man niemals jung war und nicht getollt hat, wie soll das gesetzt werden? Traurig genug, daß unsereins in einemfort rechnen muß. Aber so einer? Ich bitt' Ihnen — ist das nicht ein Jammer? Und er müßt' es gerade nicht so. Er am wenigsten. Aber so ist die Welt heutigen Tags." Und er seufzte bekümmert und spie nachdenklich vor sich hin.

Auch Herr Deym hatte sich Zimmer eingerichtet, die er vermietete. Die bei ihm wohnten, mußten aber auch zu Gast gehen bei ihm. Eines bedingte notwendig das andere. Für seine Pfleglinge sorgte er nach seiner Art umsichtig, so daß sie innerhalb seines Hauses nichts von dem entbehrten, wonach ein junges Herz verlangt. Er war ja nicht Hüter der Sitten seiner Herren und hatte Verständnis für ihre Bedürfnisse. Zum Beispiel: er nahm zu Dienst in Küche und Haus grundsätzlich nur möglichst junge und hübsche Mädchen auf. Man erzählte von schamlosem Treiben, das sich auf den Stuben und gelegentlich in den frühen Nachmittagsstunden, wenn man vor jeder Störung durch Fremde oder gar durch noch ungelegenere Besucher sicher war, auch im

Gastzimmer abspiele. Er schwieg immer. Er, wenn ein Skandal drohte, wußte immer Mittel, ihn niederzuschlagen. Nur freilich, billig war das nicht immer. Ja, wer seinen Spaß haben will, der muß eben zahlen, und wenn der Spaß danach war, daß man ihn nicht gerne den Eltern erzählte, so mußte man sich das Geld schaffen. Er wußte Rat dazu. Denn welches Opfer hätte er in seiner Güte nicht für seine Getreuen gebracht? „Nicht wahr, Franzl, wir zwei wissen davon?" Und er schlug dem Franzl auf die Schulter, und der Franzl nickte bestätigend.

Er war der Stolz des Hauses. Vaterlos, Herr eines ganz ansehnlichen Vermögens, war er nach Wien gekommen, um sich zum Arzte auszubilden. Das war nun fast ein Menschenalter her. Durch die ganze endlose Zeit, sagte man, habe er niemals, wenn nicht zu einem kurzen Spaziergange, das „Hotel zum Delirium tremens" verlassen. Er kannte von der großen, lauten Stadt nichts, nur die Gassen um das Haus, worin er sich eingemietet. Immerdar saß er stumm in seinem gewohnten Eckchen. Denn der Wirt empfand diesem einen gegenüber, sei es nun aus Furcht vor Gerede und jedem Aufsehen, das ihm in seinem Geschäfte nur Abbruch tun und vielleicht gar die Aufmerksamkeit jener Kreise, mit denen er lieber nichts gemein hatte, auf sein Treiben ziehen konnte, eine menschliche Regung. Als Franzl mit seinem Gelde fertig war — niemand begriff, wie das bei Deyms billigen Zechen möglich war, und er allein und vielleicht ein übelberufener Anwalt noch hätten die Lösung des Rätsels geben können — da behielt ihn der Wirt bei sich un-

entgeltlich in Unterstand und Kost. Wortkarg saß dieser Verbummelte, der schon reichlich graues Haar auf sich trug, in seinem Winkelchen und brütete, mit Brotkrumen spielend, vor sich hin. Seinen Namen wußte niemand mehr, wenn nicht der Briefträger, der ihm allmonatlich einen geringen Geldbetrag überbrachte, den seine begüterten Geschwister dem Verlorenen ausgesetzt. Deym nahm das Geld und fütterte ihn dafür durch. Er war so ganz ohne geistiges Bedürfnis geworden in diesem Sumpfe. Denn seit sehr geraumem pflegte er nicht einmal eine Zeitung mehr zu lesen.

Nur zweimal des Jahres kam etwas wie Leben in ihn. Ging es dem Herbst und Vorwinter zu und rückten die Neulinge ein, laut, fröhlich, in den jungen Augen das Staunen und die Freude über die Schönheit dieser einzigen Stadt, Eroberer, die Besitz vom Leben nehmen wollen, so war's, als wollte er erwachen. Ihr Ton weckte in ihm die längst verklungene Note. Dann suchte er selbst in einer Ansprache einen Anschluß an diesen oder einen anderen. Das junge Geschlecht aber verstand ihn nicht mehr, der da fragte, ob man bei längst gestorbenen Zierden der Fakultät hören wolle, und hielt ihn für geistesgestört. Auch war er vollkommen unfähig geworden, sich zusammenhängend auszudrücken. Er sprach Fragmente. Er ließ sich gern Zeugnisse vorweisen — das verweigerte man ihm zwar verdutzt schon aus Ehrfurcht vor dem bemoosten Haupte nicht — sah sie kopfschüttelnd durch und gab sie mit zusammengezogenen Brauen zurück. Den Zweck verstand man nicht, hielt es für eine wunderliche Schrulle von ihm.

Er aber verglich sie in Gedanken mit den seinigen, die er vom Gymnasium überaus glänzend mitgebracht und die er immer noch verwahrte, so wenig er jemals mehr von ihnen einen Gebrauch machen konnte. War er fertig, so brümmelte er vor sich, wendete sich ab und trank. So wenig er sich im Leben abgemüdet hatte, so mußte man bei seinen Annäherungsversuchen immer an einen recht großen Zughund denken, der vor seinem Karren zusammengebrochen ist. Ablösung kommt, ein anderer wird vorgespannt. Er begrüßt ihn schweifwedelnd, hebt sich mit letzter Kraft und beschnuppert ihn nach Hundeart zum Gruße.

Alsdann kam zur Zeit der Sommerferien eine fremde Unruhe über ihn. Denn er hatte so lange kein grünendes Blatt mehr gesehen, außer etwa im sehr engbrüstigen und stäubenden, von Kinderlärm durchtosten Schönbornpark oder im unfernen Volksgarten. Dann hob sich in ihm sein Bauernblut und die Sehnsucht nach grünen endlosen Feldern und mit jauchzenden Lerchen darüber. Er aber zwang sie nieder, er besuchte keinen seiner Verwandten, die ihn früher, vielleicht aus der Hoffnung, ihn so seiner Versumpfung zu entreißen, oftmals zu sich gebeten. Wozu als ein Fossil, eingerostet und innerlich erstorben, in den Kreis des blühenden Lebens treten, das um sie alle emporgeschossen war? Und er hatte Kinder zu lieb dafür, als daß er in ihren Augen durch ein böses Wort, wie es so leicht fallen kann, hätte verunglimpft sein wollen. Er konnte ihren Spielen auf freien Plätzen stundenlang und wortlos zusehen. Es war wie eine letzte Scham in ihm. So behütete er ängstlich die Bilder seiner Eltern. Er

ersann immer neue kostbare Rahmen für sie, besprach sie mit sich selber in seiner Weise, wagte sich wohl gar zu einem Händler und ließ sie dann aus Geldmangel nicht machen. Er schmückte seine Stube mit den Photographien von Geschwistern, Neffen, Nichten und grübelte finster, ob eins aus der zahlreichen jungen Schar ihm ähnlich zu werden drohe. Kramte in den Briefen seiner Mutter und trug immer den, der ihm eben am meisten ans Herz sprach, in seiner abgegriffenen alten Brieftasche mit sich. Nicht einmal aus Selbstquälerei tat er so, nur aus Gewohnheit und dem Wunsche, sich zu beschäftigen. Seine Angehörigen hatten ihn allgemach aufgegeben. Man hatte ihn aufgesucht, ihn weglocken wollen — umsonst, und so störte ihn nichts mehr in seiner Verlorenheit. Nichts und niemand. Seine Altersgenossen standen längst in Amt und Würden, oder sie waren jeder für sich den gleichen traurigen Weg gegangen, den man nicht gut verfehlt, auf dem man nicht leicht mehr umkehren kann, sowie man ihn erst beschritten hat. Traf man einen Glücklicheren, so schämte man sich vor ihm; einen Leidensgefährten, so zog das gleiche Gefühl peinigend von einem zum andern. Die übrigen, die Neulinge, die man zeitig in seine Geschichte einführte, ermaßen an ihm den Grad des Verkommens, bis zu dem ein von Hause begabter, gut veranlagter und selbst ein gebildeter Mensch versinken kann, wenn ihm der echte Wille gebricht . . .

*

* *

Also: es war Samstag abends.

Eingemummelt in ihre unförmigen Umhüllen saßen die Einspänner vom nahen Standplatz, tranken und kartelten mit gewaltigem Lärmen ihrer ewig heiseren Stimmen um Wein. Die grünen Tische glänzten, und allerhand Zeichen waren ihnen mit Kreide aufgeschrieben. Ein mächtiges Qualmen erfüllte den Raum, quoll der Tür zu, tanzte zu den spärlichen Gasflammen empor und hob sich schwelend zu den braunen Bohlen und Trämen der altgerauchten Holzdecke. Herr Deym schlürfte um, ohne auch nur die Füße zu heben, innerlich vergnügt und unablässig mit der Abschätzung der heutigen Einnahme beschäftigt. Frisch von Hause gekommen mit Mutterpfennigen viele, noch im Beginn des Monats die übrigen — da zahlte jeder bar. Und die Aengstlichkeit des Zahlkellners, der sich Kreuzer zu Kreuzer ein ansehnliches Vermögen zusammengeschabt, zusammengerechnet, zusammengewuchert hatte, war immer noch in seiner Seele. Er hatte viel gewagt: mehr selbst, als er hätte wagen dürfen, und ins sehr Ungewisse. Und im nachhinein erschrak er öfter vor dem, was er so manchesmal aufs Spiel gesetzt. Nun, zeitlich und glücklich genug, war er aus allen Fährlichkeiten. Aber er liebte bares Geld leidenschaftlich, wenn damit auch lange nicht so viel zu verdienen war, wie mit seinem Notizbüchlein. Immer trug er zahlreiche Silbergulden, die damals noch spärlich im Umlauf waren, mit sich herum und ließ sie hell und herrlich in seiner Tasche aneinander klingen. Sie symbolisierten ihm seinen ganzen in tausend schmutzigen Händeln erworbenen Reichtum.

Auch im andern Gelaß war die gewohnte Gesellschaft beisammen. Da saß der Verlorene. Er holte sich sein Glas Bier selber, wie um dem Wirte mindestens diese Bemühung zu sparen, saß einmal stundenlang davor und starrte in die Luft, als tauchten in den Rauchkringeln allerhand Schatten vor ihm auf, die er haschen möchte, fingerte vor sich hin und trank dann wieder sehr hastig. Neben ihm, um den sich niemand kümmerte, der keinem die Jugendlust verdarb, weil sich niemand eines gleichen Geschickes für fähig hiel', und an anderen Tischen andere. Jung, dreist, unternehmend, frische glühende Narben in den jugendlichen Gesichtern manche; verwegen singend, ohne sich viel um Einklang oder Sinn des Liedes zu kümmern, von ihren Mädeln renommierend, die sie eben kennen gelernt. Dann wieder kam ein Schweigen über die ganze laute und muntere Gesellschaft: Beyerl und Stara sangen, und das war immerhin ein Genuß und eine Anziehungskraft dieser Kneipe. Denn der firme Tenor des Deutschen und der wohlgeölte, immer wie vor innerer Bewegung leise zitternde Bariton des Slaven fügten sich prächtig ineinander.

Die kleine Gesellschaft hatte eine mächtige Weinflasche vor sich. Die stammte aus des alten Beyerl Keller. Das war ein leidlich bemittelter Lehrer, der seinen guten Tropfen zog und in Ehren hielt. Er hätte sich in manchem Jahr einen ganz hübschen Gulden aus seinem Weingarten holen können. Das aber litten seine vier Buben nicht. Alle studierten, alle waren sie unbändig nach Gemüt, Körperkraft und Durst, und alle fielen sie ihm in den Ferien ins Haus. Dann er-

füllte ein wunderliches Leben seinen Keller. Er strich die Geige, und die vier Gewaltigen sangen dröhnend und mit vollen Stimmen. Oder aber, sie nahmen sich ihre Instrumente mit, und dann wurde manch ein gutes Glas geleert und manches feine Stückchen Kammermusik aufgespielt. Bis es herbstelte, dann ging jeder seiner Wege, um einmal noch zu Winterbeginn eine rechtschaffene Kostprobe vom Neuen zu bekommen.

Die wurde dann an einem gelegenen Abend mit wohlgelittenen Gesellen verzecht. Da hielt freilich Beyerl auf Ordnung. Nicht wegen Siebenschein und Stara. Das waren mäßige Leute, und besonders Siebenscheins Weinbildung war gering, und er schätzte eigentlich einen Wein nur nach seiner Süßigkeit. Aber da war Förster, der lag gerne, das Gesicht zwischen den Händen, auf dem Tische und sprach kein Wort. Denn obzwar er sich in dieser Gesellschaft verhielt, so war doch ein gewisses Gefühl einer Ueberlegenheit in ihm, besonders Beyerl gegenüber. Zwischendurch aber langte er alle Augenblicke nach seinem Weinglase und trank hastig, bis ihm Beyerl die schwere Hand auf den Arm legte und mit seiner stählernen, jauchzenden Stimme rief: „Ja, mein Lieber, wo denkst hin? Das geht nicht. Ordnung! Oder denkst du, daß ich deinethalben dürsten soll wie dein Söhlner Flickschneider, oder meinen Alten berauben wegen Lumpen, wie ihr es seid?"

Diese Stimme! Sie war voll Kraft und Fröhlichkeit, wie der ganze Mensch. Sie war auch der Kummer seines Lebens, wenn er schon einmal einen Anfall von moralischem Katzenjammer, auch das graue Elend

geheißen, durchzudulden hatte. Das kam selten, dann aber mit einer ursprünglichen Gewalt über ihn, zumal gegen Monatsende. Dann beschuldigte er sich, er habe schon ein Vermögen vertrunken. „Ja, mein Lieber, da schaust du?" Man hatte ihn nämlich in der Oper Probe singen lassen und war ganz entzückt von seinen natürlichen Mitteln und seiner musikalischen Begabung gewesen. Inmitten der Verhandlungen aber erfuhr man von seiner Lebensführung. Ein Tenor, der so säuft und die Nächte durchschwärmt — das geht nicht. Das war's denn zu Ende mit allen Träumen von einer glänzenden Laufbahn; denn er war ehrlich genug, die Kraft zu einer Umkehr nicht in sich zu suchen, seinen Weg nicht einmal mit guten Vorsätzen zu pflastern. Auch ging's ihm ganz leidlich. Im Gegensatze zu Förster, der nirgends ankommen konnte, hatte er eine Spürnase für kleine Stipendia, um die sich sonst niemand bewarb. Ergatterte er eines, so war das ein Zwang für ihn, mindestens so weit mit seinem Studium im Zuge zu bleiben, als zum Fortgenusse nötig war. Es gibt da schon gewisse Kolloquia, die keine sonderliche Mühe bereiten und den Behörden gegenüber dennoch gelten. Ferner sang er auf Kirchenchören. Nach seiner Behauptung ein saures Brot. Denn die Güte der Musik war manchmal strittig, und man mußte dazu einen leidlich anständigen schwarzen Anzug haben. Das aber war ihm ein Greuel.

„Ja, mein Lieber, das ist die ganze Lüge unserer Kultur! Ein Gott, später ein Weib soll einem genügen — und zwei Anzüge und was weiß ich noch für Zubehör soll man sich schaffen? Da muß man ja zu-

grunde gehen, wenn man einem solche Auslagen auf seinen Erwerb aufpelzt. Und ich soll Andächtige erbauen? Hab' ich so gar was Erbauliches an mir? Ist das ein Geschäft für mich? Oder ist das eine Affenschande unseres Jahrhunderts?" Denn er liebte Johannes Scherr und die kräftigen Ausdrücke, und sie ließen ihm gut, als Ausbrüche einer ganz gesunden Natur ebenso, wie es sein Leichtsinn war.

Er konnte sich eine Zeitlang im Zaum halten. Das heißt, von einer Stipendienrate bis zur nächsten. Alsdann aber, wenn er einmal das Geld bei sich hatte, so gab's nicht Zaum, nicht Zügel mehr für ihn. Zunächst machte er sich, nach seinem eigenen Ausdrucke, stattlich. Das heißt, er kleidete sich von Kopf zu Füßen neu, was immer schon höchstnötig war. Das mußte so billig geschehen wie nur möglich, also in einem jener Geschäfte, „die von Herrschaften abgelegte Gewänder" verkaufen. Ob er wirklich an diese Herkunft glaubte? Aber er verfehlte niemals, zu erzählen, welchem Hochadeligen der Anzug gehört habe, den er eben an sich trug, und wie ihn der in augenblicklicher Geldverlegenheit um ein Schandgeld verschleudert habe. Einen andern Grund für eine solche Handlung vermochte sich Eduard Beyerl nicht zu ersinnen. Und sein System, sich zu kleiden, verfocht er aus innerster Ueberzeugung als allein richtig. So gehe er immer nach der letzten oder höchstens vorletzten Mode und in denkbar feinsten Stoffen. Kein Augenschein und keinerlei Erfahrung vermochten ihn vom Gegenteil zu überzeugen.

Dieses erledigt, schwärmte Beyerl aus. Das heißt, er zog von Kneipe zu Kneipe, von Kaffee-

haus zu Kaffeehaus, bis der letzte Kreuzer vertan war. Wer mithielt, war willkommen, wer mit ihm durchhielt, noch nicht geboren. Es war auch keine ganz unbedenkliche Gastfreundschaft. Denn auf Beyerls Wegen standen mannigfache Fährlichkeiten. Da gab's grimmige Prügeleien, bei denen ihm kraft seiner Gewandtheit und Uebung immer weniger geschah, als den Gefährten; ungezählte Herausforderungen, die niemals erledigt wurden, wie er denn einmal allen Ernstes das Jubiläum seiner hundertsten möglichen Mensur feierte; endlich die Gefahren seitens der Sicherheitswache, der Polypen. Fiel er denen in die Arme, das heißt, erwachte er mit grimmigem Kopfschmerz und ohne den letzten Groschen auf einer Wachstube, so war sein Jammer groß und ehrlich. Denn dieses war eine persönliche Niederlage vor einem oft bezwungenen und also mißachteten Gegner, und der Schmerz über sein verfehltes Leben und sein vertrunkenes Vermögen kam ihm in solchen Augenblicken ganz besonders ins Bewußtsein.

Dies also waren Herr Stara und Genossen. Manchmal fanden sich Mitläufer zu ihnen, die aber niemals alt in der Gesellschaft wurden. Sie waren ganz angesehen, weil ihre Schulden niemals über einen Monat anstanden. Für Förster zahlte immer einer oder der andere.

Man saß beisammen und trank. Nicht einmal viel geredet wurde. Höchstens gab Siebenschein mit der Freude aller jungen Mediziner am Gräßlichen — Förster sprach von ihrem anerzogenen Hang zum Aufschneiden — einen recht greulichen Fall aus der Anatomie zum

besten. Oder Beyerl kam in weitläufige politische Abhandlungen. Denn er war Deutschnationaler und führte oftmals für ein loyales Gemüt nicht zu billigende Reden, die Herrn Stara in tiefster Seele mißfielen, ohne daß er doch schon den richtigen Gebrauch davon zu machen sich entschloß. Es wurde gesungen. Und so ging die Zeit, und Förster, manchmal wider seinen Willen aufzuckend und emporgehoben, schwieg, sah um sich mit seinen entzündeten Augen und dem einen Gedanken: „Ja, was ist das albern! Was treiben sie? Was sind das für Laffen! Und dies Reden von nichts und zu nichts!" Und wäre doch nicht vor dem letzten gewichen. Bis die ganze Gesellschaft in der richtigen Stimmung war. Alsdann begehrte er von Beyerl sein Leiblied: „Die Leineweber haben eine saubere Zunft." Oft verlangt, wurde es doch fast niemals angestimmt. Denn meist stand Beyerl um diese Jahreszeit schon auf dem Tisch und hielt „seine Rede". Die soll voll Männlichkeit und Opfermut für das Heil seines Volkes gewesen sein. Und Winkelried kam vor in ihr. So viel stand fest. Ihren Anfang kannten alle, keiner das Ende. Denn das schnitt Herr Deym immer ab. Einmal war die ganze Gesellschaft fort ins Café, hatte dort geraume Zeit verweilt, Karten und Billard gespielt; als man Beyerl vermißte und Umschau hielt, stand er noch immer, wo er gestanden, redete fort, sein Bierkrügel in der Hand, und lachte manchmal schmetternd und dröhnend auf. Ja, er soll sich selber Beifall geklatscht haben, sagte Siebenschein, der da gewiß übertrieb.

So weit wollte man es diesen Abend nicht kommen lassen. Das war bei Herrn Deyms Rechenkünsten ein

zu kostspieliges Vergnügen. So stieß der nüchterne Siebenschein den mäßigen Stara an. Man zahlte und ging schweigend voneinander. Förster immer gedrückt und stumm hinter Beyerl. Denn mit diesem heimgehen bedeutete noch lange nicht glücklich gelandet auf seinem Sofa liegen und schlummern.

Für die Gesellschaft war es noch zeitig. Sonst aber schlief die sittsame Josefstadt. Die eigentlichen Kneipen waren noch nicht zu Ende. Die Spießbürger aber saßen schon im Kaffeehause und hinter ihrem Schlummerpunsch. Manchmal begegnete den beiden Wandernden ein Trüpplein Jugend, bunte Mützen verwegen auf den Häuptern, das dreifarbige Band breit über der Brust. Das war dann immer ein böser Fall, und Förster, der das Nächtigen unter der Hut der Polizei durchaus nicht vertrug, hatte seine liebe Mühe, den Freund von der Einleitung scharfsinniger Erörterungen über den Unterschied und die Rangordnung der Verbindungen, illustriert mit gröblichen Beschimpfungen derjenigen, deren „jammervolle Lappen" eben vor ihm stünden, abzuhalten, die immer in Hieben fortgesetzt und auf dem Kommissariate beschlossen wurden. Das ging nur mit tausend Listen. Alsdann war jeder Sicherheitswachmann eine arge Klippe. Denn Beyerl sang am liebsten vor ihrem Angesicht und zu einer Zeit, da wohlerzogene Staatsbürger sich dem annoch unversteuerten Schlafe hingeben, mit vollen Stimmmitteln seine gemütvollsten Arien. Hinter ihm klangen dann gelle Pfeifchen, aus einem Rayon dem Hüter des nächsten das Nahen des unbändigen Ruhestörers verkündend. Erwischt ward

er fast nie, solang er seiner Sinne Meister blieb. Jedes Gäßchen, jeder Durchschlupf waren ihm bekannt; jede Fährlichkeit ward mit gewandtem Turnersprunge überhüpft oder mit Schlauheit vermieden. Danach, in Sicherheit, ein übermütiger Jodler und ein schrecklicher Lufthieb — denn Beyerl wäre bei reicheren Mitteln für sein Leben gerne Couleurstudent geworden. So wurden sämtliche Hindernisse genommen.

Endlich an der Ecke des engen Gäßchens, da sie hausten, legte er mit seinem Stocke mächtig aus, warf sich in eine unmögliche Fechterpositur und sang aus irgend einem glücklich verschollenen Schmachtlappen: „Seidne Schleppen hör' ich rauschen."

„Ich bitt' dich," bat Förster, der sich schon geborgen gewähnt und nun wieder zittern mußte. „Ich bitt' dich! Sie nähen uns ein."

Und Beyerl ernsthaft: „Stör' mich nicht, Meergreis!"

„Ich bitt dich . . ."

„Komm mit, wenn du ein Ehrenmann bist," jauchzte Beyerl durch die schweigende Gasse.

„Schrei nur nicht so, sie werden dich doch erwischen."

Beyerl aber, ganz versunken, flötete in seinen süßesten Tönen: „Seidne Schleppen hör' ich rauschen . . ."

„So hör' zum Teufel, was du willst — wie soll ich aber heimkommen?" stöhnte Förster. „Der Hausmeister kennt mich nicht!"

„Wahrscheinlich wird er dich hineinlassen, oder melde ihm meinen Fluch und ewige Verdammnis! Da

hast meinen Schlüssel," tröstete der andere, und schreiend: „Philister über dir, Simson!"

Noch eine furchtbare Terz in einer gewissen Richtung. Ein gewaltiger Satz. Und er war in der Dunkelheit verschwunden, aus der eben ein Sicherheitswachmann mit seinem „Im Namen des Gesetzes!" auftauchte.

Raimund Förster aber ging nach einem kurzen Verhör kopfschüttelnd heim, zu Beyerls Penaten und zu seinem eigenen Finken ...

Sechstes Kapitel.

Zweimal in jedem Winter gab Herr Franz v. Mallovan, Hofrat im Finanzministerium, eine größere Gesellschaft. Natürlich mit Tanz, nachdem man eine Tochter in jungen Jahren hatte. Ganz einfach ging's dabei zu, die Musik besorgte Herr Stara am Klavier.

Alsdann standen die unnumerierten Wagen in Doppelreihen vor dem Hause, das in einer stillen und vornehmen Gasse der Josefstadt stand; in unmittelbarer Nähe der inneren Stadt, deren hohe Dächer steil und türmend und grell im Rot ihrer Ziegel, überhöht von Kirchenfirsten, beherrscht vom massigen Bau der Hofburg, sich emporhoben, dem überragenden First von St. Stefan zu. Beide Eingänge der geräumigen Wohnung standen an solchen Abenden gleich gastlich offen. Sonst kam man nämlich entweder zum Herrn Hofrat oder zu seiner Familie. Nur wenige wurden hier wie dort empfangen.

Die Gesellschaft war immer dieselbe. Zunächst

kamen die Verwandten der Frau. Das waren durchwegs patrizische Kaufleute, tadellos nach Ruf und Vermögen. Ihnen galt der wärmste Gruß der Dame, die immer noch sich in diesen Kreisen zunächst zu Hause fühlte. Warm, insoweit Frau v. Mallovan überhaupt warm sein konnte. Denn es war etwas innerlich Frostiges an ihrer Art; eine beständige Abwehr lag in jeder Bewegung der zierlichen kleinen Gestalt, die nie anders als von starrer und rauschender Seide umhüllt erschien; die man sich gar nicht im Hausgewande denken konnte, in jedem Blick dieser klaren und hochmütigen Augen, in denen etwas Verwundertes lag, wenn ein sozial tiefer Stehender überhaupt wagte, sich ihr zu nähern oder sie ungerufen anzusprechen. Sie repräsentierte gut. Das gestanden alle: die Finanzmänner, die bei den Gesellschaften des einflußreichen Mannes nicht fehlen durften, die Offiziere, die man als Tänzer lud und weil Uniform immer putzt. Beamte kamen wenig und höchstens Vorgesetzte des Hofrates. Denn es fiel Herrn Stara zeitig auf und machte ihn nachdenklich, daß Herr v. Mallovan bei seinen Kollegen nicht so viel galt, als er eigentlich nach seinem raschen Vorrücken und bei der glänzenden Bahn hätte gelten müssen, die nach seinem Glücke und der Jugend seiner Jahre noch vor ihm zu liegen schien. Man suchte ihn nicht, noch außer Dienste seinen Verkehr.

Und dabei war er reich. Durch seine Frau. Man mußte nur einmal an einem solchen Abende sehen, wie es da von gediegenem Silber gleißte, wie kostbar jedes Stück war, das nur bei festlichen Anlässen in Gebrauch kam. Denn in der Regel versteckte sich all der Glanz.

Da waren schattende Vorhänge, ernste Teppiche. Alles war feierlich und in strengen Tönen gehalten. Selbst die Dienstmädchen, immer hübsch und sehr gesittet, mußten in ernster Tracht, ganz in Schwarz und eine schwarze Masche im Haare, erscheinen. Einen Diener nahm man nicht; erst bis der Herr des Hauses Sektionschef geworden sei, sollte einer kommen. Frau v. Mallovan litt einmal nichts Lautes, nichts Grelles. Uhren aller Arten, kostbare Sammlerstücke darunter, waren in der weitläufigen Zimmerflucht verteilt. Sie mußten stehen. Die Frau vertrug ihr Ticken nicht, und selbst das Schwingen der Pendel bereitete ihr schon ein schwindeliges Unbehagen. Sie überwand ihre Scheu vor allem Trubel und buntem Wesen nur aus dem Gefühl ihrer Doppelpflicht. Man hatt' es nach Stellung wie nach Mitteln, mußt' es also gelegentlich einmal auch herzeigen. Dann wurden allenthalben Kerzen angesteckt, die so viel milder und feierlicher leuchten als dies schmähliche und plebejische Gas; Blumen standen allenthalben, während sie sonst in ihrer Wohnung nur steife Blattpflanzen leiden mochte, und diese nur, weil ja etwas Grün ein freundlicheres Schimmern in ein Heim bringt. Es wurde an nichts gespart; sie freilich war nachher immer durch Wochen leidend.

Sie tanzte auch nicht, so vortrefflich sie es konnte; oder höchstens einmal eine Runde mit ihrem Manne, der bei solchen Anlässen ihr immer mit einer etwas altfränkischen Ritterlichkeit begegnete. Gerne küßte er ihr die sehr schmalen Finger, wenn er sie dann zu ihrem Platze zurückgeleitete. Sie war überall; jedes Dienstmädchen fühlte ihren Blick, der jede Ungeschicklichkeit

sofort gewahrte und rügte, musterte und revidierte unablässig, immer mit dem gleichen müden Lächeln. Ihr lag an allen diesen so wenig, die bei ihr gasteten. Wie kamen sie zu ihr? Aber man mußte wohl mithalten. Das sprach aus jeder Bewegung, und so gedieh es niemals zu einer rechten Lust bei ihr, und weil alle Uhren standen und man bei solchen Anlässen nach der seinigen doch höchstens verhohlen blicken darf, so atmete man auf, wenn die Musik wieder einsetzte und die Paare antraten.

Unermüdlich war vor allem der Hofrat, der alle seine Orden anlegte, wenn er empfing. Er hatte deren viele, denn man pflegte ihn gerne in Aufträgen zu verwenden, die rascher fördern, als der ernste und gleichmäßige Dienst des Amtes, bei denen man sich zeigen, seine gesellschaftlichen Gaben verwenden kann. Bei Verhandlungen also und bei repräsentativen Anlässen. Man sagte, dies geschehe, weil er für eine strenge Arbeit zu wenig wisse, und spottete heimlich über ihn als eine Art von Handlungsreisenden des Ministeriums.

Er sah gerne junge Gesichter um sich. Selber geschmeidig und von jugendlicher Frische — er betonte oft, wie das eigentlich ein Wunder sei nach seiner harten Studienzeit und ihren Entbehrungen — ein leidenschaftlicher Musiker und ein guter Erzähler, gefiel er sich sehr im Umgange mit Frauen, und wenn er tanzte und er kam am Klavier vorbei, so nickte er gerne Herrn Stara zu. Alsdann zuckten raschere Rhythmen, wildere Weisen auf, und es wehte eine schwülere Luft, eine gedämpfte Leidenschaftlichkeit klagte durch die ehrsame Lustbarkeit, und alles bewegte sich heftiger. Um die

Lippen der Frau zuckte es dann, und ihre schmalen Schultern bewegten sich heftig.

Die Hofrätin sah dies alles mit ihrer teilnahmslosen, abgespannten und dennoch lauernden Miene, die sie vielleicht darum niemals verließ, weil die Frau sehr kurzsichtig war und dennoch nur selten das Lorgnon an die Augen hob. Nur einmal hatte Herr Stara hier etwas bemerkt, das ihn sehr nachdenklich stimmte. Es war ziemlich spät geworden, und Herr v. Mallovan hatte sich den ganzen Abend über fast ausschließlich mit einer sehr jungen und hübschen Dame beschäftigt. Ein Weilchen waren die beiden in einer Fensternische gestanden, sehr munter, und oftmals kicherte die junge Frau hell und vertraulich, als die Frau von Mallovan auf sie beide zuging. Sie legte den Arm leicht auf seine Schulter, neigte sich, wie müde, zu ihm und hauchte ihrem Manne ein einziges Wort — Stara sah es bestimmt, ein einziges kurzes Wort — ins Ohr. Nichts in ihrem Gesicht regte sich dabei: sie lächelte wie immer, und jeder mußte glauben, es sei eines jener heimlichen Scherzworte gewesen, wie sie Eheleute gern tauschen. Herr v. Mallovan aber war, wenn auch nur ein Augenblickchen, zusammengezuckt dabei. Alsdann lächelte er galant; aber es ward ihm nicht leicht. Er hielt sich den Rest des Abends sehr reserviert und tanzte nur noch einmal mit seiner Tochter.

Zeitlicher als sonst ging man auseinander. Was hatte ihm die Frau zugeraunt? Es war nichts Belangloses gewesen. Herr Stara hatte gute Augen, und was er sah, das bestritt ihm niemand mehr. Wie hieß das Wort? Vielleicht barg es die Lösung; so grübelte

er unablässig, seitdem er damals heimgegangen war. Es gibt nämlich, darauf schwor er, solche zwingende Worte. Das ist wie in den Legenden, die er als Bube so gierig vernommen hatte. Da ist ein Fleck Erde, sieht aus ganz wie ein anderer. Und da ist ein Wort, klingt wie ein jedes. Aber just da und in der rechten Stunde geraunt, und es heben sich die Schätze, die da insgeheim geschlafen, und man darf langen nach ihnen und wühlen darin, bis man sich berauscht. Und wieder ein Wort, und es gehorchen einem ganz ungebärdige Geister. Und es gibt Schätze und Geister überall, die man heben oder sich dienstbar machen kann. Nur einer aber weiß das Wort der Lösung, und man muß sie ihm abhorchen. Klug und vorsichtig und zur Zeit. Frau v. Mallovan hatte die Bannformel. Und wer sie noch auszusprechen wußte, der war Meister über den Herrn dieses Hauses, über alle seine Schätze und wohl gar über Olga v. Mallovan. Wie aber erkunden? Dies war die große Aufgabe, die nachher allerdings jede Mühe lohnte. Denn dies Haus war das Haus seiner Wünsche und sein Ziel, seitdem er den Fuß zuerst hineingesetzt.

Seine gewohnten Künste verfingen hier nicht. Er konnte sich nicht nach seiner Gepflogenheit hinter die Dienstboten stecken. Eine Liebschaft, wie er sie anzuknüpfen verstand, hätte freilich ihr Lohnendes gehabt. Aber gefährlich war sie, sehr gefährlich. Denn kam etwas auf, so war er ganz verloren, oder zum mindesten war sein Nimbus dahin, den er sich so klug geschaffen. Er horchte, aber er erfuhr nicht mehr, als was alle Welt wußte: es hatte sich einmal in diesem Hause

ein Roman abgespielt, und das sehr reiche Mädchen hatte gegen den Willen seiner Eltern den armen Studenten geheiratet. Das erzählte doch der Hofrat selber gerne und, weil er die Jugend zu schützen liebte, als ein aufmunterndes Vorbild. Das half zu nichts. Das war zu einfach. Höchstens verstärkte es seine letzten und geheimsten Hoffnungen. Denn ein Wunder, das sich einmal begeben, das ist immer wieder möglich. Dies war vielleicht der einzige Satz, der ihm aus der frommen Gläubigkeit seiner Kinderjahre verblieben, an den er sich nun mit aller Macht und mit den stärksten Fasern seiner Seele klammerte . . .

Er war Olgas Klavierlehrer. Und er sah das Mädchen immer noch, wie es ihm zum erstenmale entgegengetreten war, auf den runden Wangen noch den süßen Flaum der ersten Jugend, das braune Haar schlicht gescheitelt, in den goldbraunen Augen jene Unbefangenheit, die nichts Arges ahnt, und eine Reinheit, darüber man immer sorglich gewacht. Klösterlich einfach die Tracht; eine Latzschürze umschloß immer den damals noch allzu schlanken Leib, der seither an Fülle gewonnen. Sie war schön. Freilich nicht so ganz nach seinem Geschmacke, der das Derbere gewohnt war und dreistes Zugreifen liebte. Aber sie war schön; ob ihre Art und ihr Benehmen ihn gleich beklemmten und lähmten, wenn er auch fühlte, er würde ihrer niemals so ganz begehren, sich ihr gegenüber niemals so ganz gehen lassen können, wie mancher anderen gegenüber — schön war sie. Er sah sie über sich. Was verschlug's? Steigen hier und sinken dort — so kam man eben in der rechten Mitte zusammen.

Dabei machte ihr der Lehrer in vielen Stücken Spaß. Da waren seine schrecklichen Kratzfüße; er erstarb in Demut und wagte es niemals, ihre Hand recht fest zu halten, die sie ihm frei und unbefangen bot und eben seiner Verlegenheit halber länger ließ, als unbedingt notwendig gewesen wäre. Er sah dabei immer zu Boden, und in ihm war ein Brand, von dem sie noch nichts ahnte. Wieder dann die Stunden selber. Die vordem ganz die Weltdame mit der unbewußten Sicherheit des reichen und gehüteten Mädchens gewesen war, die war nun das Kind dem Lehrer gegenüber. Wenn sie eine schwierige Stelle verfehlte, so sah sie mit einer Hilflosigkeit zu ihm auf, die bei ihr doppelt rührend wirkte. Dann rasteten die schlanken Finger; und er durfte sie richten nach seinem Ermessen, und es war ihm dann manchmal, als müßt' er ihr dabei wehtun und als könnt' er erst, wenn sie unter seinem stählernen Griffe aufgeschrieen, sie mit gleichen Augen betrachten wie die anderen. . . .

Im Nebenzimmer aber saß die Frau Hofrätin. Anscheinend ganz abseits, ganz in ihr Buch versunken und dennoch so, daß sie jede Bewegung der Spielenden durch die offene Tür belauern konnte. Sie war keine Freundin der Romantik, die ihr übel bekommen war, mehr, und sie verließ sich auf niemanden, wenn nicht auf sich. Und sie mochte die Musik nicht einmal, die nun einmal leider zur standesgemäßen Erziehung gehörte, und sie litt kein lautes Wort. So wurde denn jede Unterweisung in Flüsterlauten gegeben, jede Frage nur geraunt. Das Belanglose selbst gewann so Bedeutung, und ein goldenes Netz der Heimlichkeit schlang sich

schmeichlerisch um die beiden. Oder der Hofrat kam herüber. Er horchte ein Weilchen, nickte befriedigt oder rügte und strich seiner Tochter über die Wangen. Denn er liebte es, seine Zärtlichkeit zu zeigen, wenn seine Frau sie in sich verschloß. Bei solchem Tun erwachten in Herrn Stara recht unfromme Wünsche.

In den Pausen aber oder wenn sie ein Stück durchspielte, das sie schon völlig inne hatte, erzählte er von seinem Leben. Anfangs unerbeten. Sie ließ es sich eben nur gefallen, aus Gutmütigkeit und weil er so offenbar das Bedürfnis nach Mitteilung und keinen Hörer hatte. Allgemach fesselte sie der Einblick in ein fremdes Leben, und der Mann wurde ihr immer wichtiger dadurch. Von seinen Eltern sprach er, ganz angesehenen Leuten, und den Vater hatten sie einmal wegen seiner Rechtschaffenheit beinahe zum Starosta gewählt. Nur, daß sie so arm seien! Holzhauen mußte er um den Tagelohn, und in der schlechten Zeit ins Glasmachen gehen, und die Mutter spann und arbeitete auf dem Feld, und so viel Kinder! So arm! Daß sogar er von seinem Verdienste nach Hause sende, was er könne. Und wie er auf schlechten Pfaden gewesen sei. „Ich bitte Sie, Fräulein, gnädiges Fräulein — — wo es doch so viel Versuchungen gibt und wo niemand sich umschaut um einen jungen Menschen und was er treibt! Erst beinahe wie ein Mädchen — keinen Schritt allein. Und dann, tu was du willst!" Das aber sei vorbei, seitdem er dies Haus betreten habe. „Wo man endlich das Gute vor Augen hat und wie es eigentlich sein soll" — und er sah sie schwärmerisch an. Und wo er, Gottlob, keine Not mehr habe: „Denn

glauben Sie mir, mein gnädiges Fräulein, es saufen viele, nur weil sie nichts zu essen haben." Dann meinte sie: Papa war auch ein armer Student, aber er erzählt derlei nie. „Ja," seufzte Herr Stara, „aber man hat sich über ihn erbarmt. Und seiner Tochter wird man doch solches nicht erzählen." Sie nickte und reichte ihm die Hand, die er küßte. Es war ihr, als sei er ihr Ritter, und sie entsende ihn zum Kampfe gegen den modernen Drachen Elend und Not. Und unklare, kinderhafte, phantastische Wünsche zogen ihr aus dem jungen Herzen in den hellen Kopf.

Er nahm seine Studien wieder auf. Das schmeichelte dem Hofrat, der sich gerne als Retter eines fast verlorenen Menschen fühlte. Das erste Zeugnis, das er sich gewann, brachte er Olga. Durch sie hatte er sich aufgerafft.

Man lud ihn den Tag zum Mittagessen. Das war so beängstigend schön! Da glitzerte es von Silber, und allerhand Gläser, immer eines anders als der Nachbar, standen auf der blanken Tafel. Er nahm sich sehr in acht, aß immer erst, wenn er sich über den Gebrauch eines Gerätes durch Umschau unterrichtet hatte. Und wie geräuschlos es nur herging dabei! Manchmal neigte sich ihm die Hofrätin mit einer leisen Bemerkung oder einer hausmütterlichen Mahnung zu, oder über Olgas Gesichtchen flog jenes eigene Leuchten, so sonnig und still, das er nur an ihr gewahrt. Und durch die natürliche Beklommenheit hindurch erwachte ihm eine Freude. Denn er dachte seiner Kollegen, die sich eben wohl um den runden Tisch der Volksküche versammelten. Ein dumpfer Keller, erfüllt von dem

Qualm der Speisen, die eben erst an gewaltigen **Herden** gargemacht wurden; ein rastloses **Klappern von Schüsseln und Bestecken**; ein Eilen, nur um das Bedürfnis zu stillen. Hier ein bedachtes Genießen. Und erst die eine, feine Zigarre nach Tisch! Es war wie im Himmelreich, das sicherlich auch niemand mehr missen will, der es einmal betreten durfte.

Er schon gar nicht. O nein! Und so setzte er denn alles daran, um zu gefallen. Er war ein guter Beobachter und besaß die kleine Schlauheit des ewig Untergebenen. Denn Eigenschaften, die man an ihm zu sehen wünschte, schminkte er sich geschickt an. Ein anderer war er bei Olga, ein anderer beim Hofrate oder gar bei seiner Frau, die sich ihn freilich in keiner Weise näher kommen ließ. Diese Wandelbarkeit fiel ihm gar nicht schwer; denn sein Charakter glich jenen Teppichen, die einmal Mode gewesen, die man aus farbigen Fleckchen, aufgelesen wo immer, künstlich zusammengenäht. Sie sehen aus einiger Entfernung ganz hübsch aus, nur näher besehen muß man sie nicht. Und er ging mit einer unsäglichen Vorsicht — ihm selber nahm sie manchmal den Atem — seines Weges. O, nur sachte! Nur keinen Schritt, keinen dreisten Griff vor dem unentrinnlich Klammernden, damit nicht der Stamm des Baumes ins Schwanken komme, in dessen Krone der Wundervogel des Glückes, seines Glückes sich wiegte und einer beständigen Sonne entgegensang!

Er wollte unentbehrlich werden. Und er ward's. Als man ihm zum erstenmale seine Mitwirkung an den Gesellschaftsabenden bezahlen wollte, da stieg's ihm heiß in die Augen. Denn das war viel, viel Geld für

seine Begriffe. Stotternd begann er eine Danksagung. Und im Reden überkam's ihn plötzlich wie eine Erleuchtung, die ihn ganz fromm machte: daß ihm sein guter Gott sie offenbart — er durfte dieses Geld nicht nehmen. Und er blieb beharrlich dabei. Er müsse sich doch dankbar zeigen, wo er vom Herrn Hofrat so viel Gutes genieße. Und man sollte ihm doch die Freude lassen, jetzt, wo er doch sein Auskommen habe und sich nicht mehr als das verlange. Und eine Kränkung für ihn sei es, daß man ihn bezahlen wolle, wo er eine Auszeichnung empfangen. Denn wie komme er sonst in solche Kreise? Das machte einen guten Eindruck; aber es war nur als Manöver angewendet, was Beyerl in einem ähnlichen Falle einem Gönner gegenüber aus einer Wallung seiner warmen Natur getan. Er besorgte Aufträge, ging in seiner freien Zeit Botengänge: bewies sich zuverlässig, verschwiegen und im höchsten Grade uneigennützig dabei. Mit seiner wunderschönen Schrift, einer wahren Mönchsschrift, schrieb er mit unermüdlicher Geduld Tischkarten, die das Entzücken der Frau Hofrätin und ein feiner Schmuck dieser Tafel waren, die, immer etwas altväterisch beschickt, dadurch an Einheitlichkeit und Eindruck gewann.

War er aber fertig, oder vielmehr fühlte er seine Hand so recht im Zuge, so nahm er noch ein Blättchen vor, und mit seinen schönsten Schnörkeln, seinen sinnreichsten Zieraten schrieb er den eigenen Namen: Herr Karl Stara. Wie sich das nur ausnahm! Nicht als wär' er an sich so darum gestanden; er wußte sich schon andere, bessere, zwanglosere Unterhaltungen. Aber, wenn er erst nur so weit hielte! Ganz so hatte doch

ein Student aus seiner nächsten Nähe begonnen. Und war heute Exzellenzherr, und man buckelte noch tiefer vor ihm, als er sich vordem gebückt. Aber eine steigende Ungeduld war in ihm. Er zwang sie nur durch Rückschau auf das Erreichte. Er hatte doch seinen festen Fuß in einem einflußreichen Hause, im Amte, wo ihn der Hofrat bald, wenngleich in bescheidener Stellung, untergebracht, und vielleicht auch schon anderwärts, dort, wo eigentlich die letzte Entscheidung lag. Er hatte es besser als alle, die anscheinend unter günstigeren Verhältnissen ins Leben getreten, hatte sein Auskommen und die Möglichkeit, nach seinen Wünschen zu genießen. Freilich — es war da noch ein Hindernis aus seiner Vergangenheit. Auch das mußte sich überwinden lassen.

Seinen Kameraden gegenüber schwieg er. Sie mochten ihn doch eigentlich keiner. Förstern war sein schleichendes Strebertum, sein Schielen und Schillern, das er ahnend erkannte, in die Seele hinein leidig; Beyerl litt ihn eben nur; Siebenschein aber durchschaute ihn ganz. Denn ihn empörte die leise und gelassene Roheit, mit der Stara das wehrlose Geschöpf, die kleine Resi, quälte und immer neuen Mißhandlungen seitens der Mutter auszusetzen verstand. Wie oftmals lag sie schluchzend auf Peter Wondras Bett, wenn Herr Stara ganz grundlos, ohne jeden Anlaß nach ihr gerufen hatte, nur weil er sie nicht zu Hause wußte und so Gelegenheit zu seinem anklagenden „Natürlich, der Bub ist wichtiger wie der Zimmerherr. Man wird doch ausziehen müssen“ bekam, das die Mutter ihr dann so entgelten ließ. Zu tun vermocht' Sieben-

schein nichts dagegen. Und er, als Nachbar und als Mitpfleger des kleinen Wondra, wußte genug für eine immer steigende Erbitterung gegen Stara davon. Es war ein niedriger Geselle, das stand ihnen sämtlich fest. Ihm aber verschlug das nichts. Er war nicht wehleidig. Und dann: „Sie sind, gar der Jud' ist mir neidig!" dachte er. „Sie sollen schon noch mehr Grund dazu kriegen."

Nur dreierlei brauchte er dazu: Geduld und Besonnenheint — die wußt' er in sich, war Herr genug seiner Regungen, um keine Unbesonnenheit zu wagen — und noch eins, das Wort! Das Wort, das die Hofrätin ihrem Manne zugehaucht, das Wort, das Gewalt über ihn hatte wie eine schreckliche Zauberformel. Es gewann für ihn je länger eine desto mystischere Bedeutung. Er zergrübelte sich darüber. Er mußt' es erfahren, denn Olga v. Mallovan, ihre ganze köstliche Jugend, ihr Eigentum, das volle Ende allen Elends, die Möglichkeit jener Vergeltung mancher Erniedrigung, nach der seine Seele desto mehr schrie, je minder er im Leben empfindlich dafür schien, hing ihm daran. Ein nüchterner Patron war in diesem Punkte einer tollen Phantastik verfallen. Und wenn Menschenwille wirklich alles vermöchte, so hätte Herr Karl Stara sein Ziel erreicht. Denn er wollte mit aller Macht und aller Zähigkeit eines Mannes . . .

Siebentes Kapitel.

Herr v. Mallovan war verstimmt, sehr verstimmt war er. Es hatte zu Hause wieder Verdrießlichkeiten

gegeben und ernstere als alle Tage. Und seine Frau war von der Art, daß sie lange nachtrug, und daß dann eine Temperatur durch sein Heim wehte, einfach unerträglich, so eine Art Sibirien, in das er nun leider verschickt ward, in der Josefstadt. Und sibirische Winter sind sehr dauerhaft. „Alle sind sie gegen mich in Verschwörung, alle," mußte er dann denken. „Ausgestoßen bin ich, und ein Auswurf bin ich vor allen, und sie fressen mein Brot."

Es war im Sommer. Schon seit Ostern hatte seine Familie die Dornbacher Villa bezogen. Denn seine Frau war von jenem Schlage und aus jenen Ueberlieferungen heraus, nach denen ein eigener Ansitz in der unmittelbaren Nähe von Wien Schlußstein und Bewährung eines rechten und wohlgegründeten Reichtums ist. Auch braucht man sich so nicht zu trennen in der heißen Zeit. „Nicht einen Augenblick will sie mich aus den Augen lassen, damit man nicht aufatmen kann. Und immer spioniert sie hinter mir, wie ein Spitzel, wie ein rechter Spitzel ist sie zu mir," grollte er in sich. „Und sie hetzt gegen mich, sogar mein eigen Kind hetzt sie gegen mich." Er wußte bei sich selber, daß kein Wort an allen diesen Gedanken wahr sei, und fraß sie dennoch mit einer ingrimmigen Freude in sich hinein.

Zu solchen Tagen war mit ihm ein sehr schlechtes Arbeiten. Nichts war ihm flink genug, und kein Auftrag war gemacht, wie er hätte ausgeführt sein sollen. Er jagte die Leute förmlich. Es war ihm ein Bedürfnis, allen seine Macht zu zeigen. Er war doch irgendwo in der Welt wer, wenn er schon dort als der Garniemand galt, wo man ihn zumeist hätte schätzen müs-

sen. Und zwischendurch grübelte er. Wie war es nur möglich, daß eine Ehe, die so romantisch begonnen wie die seine, so schmählich endigen konnte?

Ja eben, das war doch das Unglück! Denn die Frau soll den Mann nicht immer unter sich sehen. Sie aber sah ihn noch und für immer so. Aus Mitleid hatte sie ihn geheiratet. Das taugte nichts. Gar nichts taugte das. Er wußte das nun bestimmt. Zu spät, wie alles Wichtigste, natürlich. Und seine Olga — nein, die hätte so etwas schon gar nicht ertragen. Er beschäftigte sich oft mit dem Gedanken an ihre Vermählung. Die brauchte einen tüchtigen Mann. Einen, vor dem sie Respekt haben mußte. Das war sicher und eine ausgemachte Sache.

„Herr Stara!"

Herr Stara erhob sich und sah mit ehrfürchtiger Verklärung zu seinem hohen Gönner auf. „Wie der Kerl nur dasteht! Es ist rein ein Wunder, daß er nicht einschnappt!" wisperte einer dem Nachbarn ins Ohr. „Malen sollt' man ihn so lassen."

„Herr Stara, erwarten Sie mich heute nach dem Amt." Herr Stara verneigte sich, noch etwas beglückter, aber schon mit einem gewissen Selbstgefühl kehrte er zu seiner Arbeit zurück. Der Hofrat aber ging sehr unzufrieden mit sich in sein Zimmer zurück. Was war ihm wieder nur eingefallen? Ueberhaupt war dieser Stara nicht ein ganz ekelhafter Kerl? Mochte ihn denn einer? War ihm denn seine Frau grün? Und just er mußte an dem Burschen einen Narren fressen und sich mit dem Burschen schleppen! Aber das war seine verdammte Gutmütigkeit. Und dann, er hätte

den Tag durchaus nicht allein sein können. „Muß es schon einer sein, so ist es doch gleichgültig, wer es ist," entschied er endlich. „Und er sprich gut tschechisch und hört wenigstens zu."

Sie gingen zusammen in den Prater. Den haßte Frau v. Mallovan. Den betrat sie sicherlich nicht in Jahren, und also bevorzugte ihn ihr Gatte für seine Erholung. Herr Stara aber erkannte seinen Schirmherrn kaum. Sonst war das doch ein munterer, unternehmender Herr. So leutselig, daß man es recht gut begriff, wenn ihm in seinem steifen und feierlichen Hause nicht recht wohl ward. Sonst zog er mit dem Amtsrocke gerne die Amtswürdigkeit aus. Diesmal war er grämelnd und verdrossen. Herr Stara aber schwieg, denn man konnte nie wissen, wie man mit dem Reden ankam und sich so übers Maul fahren lassen, oder sich's verbrennen, o nein, so dumm war ein Böhm' nun einmal nicht.

Endlich begann der Hofrat. Wie jeder Mensch, den das Schicksal in vieler Hinsicht verwöhnt hat, um ihn in einem andern Sinne desto härter zu treffen, so hatte auch er das Bedürfnis, sich auszusprechen, zu rechtfertigen, gewissermaßen vor sich selbst in einem andern. Es verdroß ihn schon, daß man immer nur von seinem Glück sprach. Die da meinten, es gebe mit dem Glück allein, das waren Dummköpfe oder Menschen mit einem Linksverstande. Das sind so Leute, die niemals das erraten, was man von ihnen wünscht. Die bleiben picken, wo sie sind. Er aber war gestiegen und wollte weiter steigen. Er hob sich dabei in den Hüften, rieb sich die Hände, und Herrn Stara fiel das böse

Wort ein, das im Bureau umlief: „Wie eine hohle Kugel im Wasser.“ Aber er machte sein andächtigstes und ergebenstes Gesicht.

Und dann waren seine Pläne mit Olga. Kam er zu Hause darauf, so sah ihn seine Frau nur mit ihrer überlegenen Gelassenheit an: „Du!“ meinte sie spöttisch. Und er hatte doch mit dem Mädel Gutes im Sinn. Was? Das wußt' er so bestimmt nicht zu sagen. Aber Großes, daß die Welt staunen und starren müßte. „Ja, der Mallovan! Der kann nun einmal mehr als Erdäpfel essen.“ Herr Stara hatte zu diesem Kapitel seine eigenen Gedanken. Weil er aber nicht wußte, ob man sie schon zu würdigen wissen werde, so behielt er sie bis auf weiteres für sich.

„Ueberhaupt,“ meinte der Hofrat, „sei es ein rechtes Kreuz, wenn man im eigenen Hause nicht ganz verstanden würde.“

Da war schon die Umgangssprache. Er beherrschte das Deutsche vollkommen. Gewiß. Aber es war ihm doch eine Amtstracht. Etwas Steifes, etwas Fremdes. Man konnte sich nicht so recht recken darin, sich nicht gehen lassen, ausplauschen. In seinen vier Pfählen aber wollte man doch manchmal den schwarzen Frack, den man nun einmal vor der Welt tragen mußte, oder die Uniform von sich tun und in den Schlafrock schlüpfen oder gar in Hemdsärmeln sein. Seine Frau aber verstand dieses Bedürfnis nicht. Sie war nun einmal die steife Deutsche.

Oder, er war nun einmal ein Bauerssohn. Und der spricht, wie er's zu Hause gewöhnt war, auch einmal mit einem Dienstboten. Oder ist der kein Mensch?

Bei ihr nicht; wie sie ihn nur immer angeguckt hat, bis er sich's abgewöhnte! Und man hat auch sonst noch seine Instinkte, die nun einmal in einem stecken. Und sie melden sich immer wieder, so viel man auch gelernt hat. Ist der Bauer lustig, so lacht er; ist er traurig, so weint er; ärgert er sich, so flucht er. Verträgt sie alles nicht. Und passiert ihm etwas Gutes, so nimmt er sein Weib um die Hüfte und tanzt eine Polka mit ihr. Ist gemein bei ihr. Schickt sich nicht. Wenn's aber einem guttut? Und immer nur tun, was sich schickt — das ist doch eine Langweilerei. Der Teufel soll's holen!

So bummelten sie, aßen gemeinsam zu Nacht. Alsdann öffnete Herr v. Mallovan gerne sein Herz. Stara horchte, immer erwägend und grübelnd und lauernd, ob nicht das Wort aufspränge, dem er nachspürte. Der Hofrat aber, dem Gönnertum wie Gönnerschaft ein Bedürfnis waren, nahm ihn für völlig harmlos. Vor ihnen, klar schimmernd und frostig durchsichtig wie edler Topas, stand das Pilsner, und er trank bedächtig, mit großen Pausen und sorgsam bestrebt, nicht etwa ein Flöckchen des Schaumes an seinem Barte haften zu lassen. Er beherrschte das Wort; nur brach er gelegentlich unvermittelt im Satze ab, schlug mit den Fingern einen Wirbel auf dem Tischtuch und hüstelte verlegen. Dann tat er, als sei ihm der Ausdruck, dessen er eben bedurft, in der immerhin entwöhnten Muttersprache nicht gleich eingefallen. „Ich bitte Sie, man ist ja wie ein Stummer!" So erzählte er von seiner Jugend. Immer aber nur bis zu einer Periode seiner Studien. „Aha, da steckt's halt," dachte sich Stara; hier bog er im Hasensprung ab, machte sich etwas zu schaffen,

stäubte vorsichtig mit dem einen langen Fingernagel die Asche von seiner Zigarre oder er zerkrümelte ein Stück Weißbrot, türmte vor sich ein zierliches Häufchen, mit dem er alsdann spielte. Oder er begann, schnippend mit den Fingern, irgend eine Weise zu pfeifen, wie sie eben von einer nahen Musikkapelle herüber der Praterwind zu ihm trug.

Er machte kein Hehl daraus, daß er in seiner Ehe nicht glücklich sei. Unbefriedigt und nicht glücklich in seinen vier Pfählen, nicht gewürdigt in seinen Bedürfnissen. „Ich hab' ein böhmisches Herz." Was er darunter begriff, sagte er nicht, oder man mußte sich's zusamenreimen. Aber seine Tochter hatte es nun einmal nicht geerbt. Seine Frau aber? „Ich bitte Sie, probieren Sie einmal gefälligst und belieben Sie zu versuchen, einmal mit ihr lustig zu sein. Die Augen! Nicht einmal im Schlimmen meine ich's, nein, belieben Sie nur ihr einen Spaß zu erzählen, einen kleinen Spaß. Wie ihn sonst auch Damen, wirkliche Damen gerne hören und ganz hübsch kichern dazu oder einen flinken, hübschen Schlag mit Fächer oder Taschentuch tun nach Ihnen. Sie schütteln den Kopf? Sie trauten sich's nicht? Nun also, Herr Stara, da sehen Sie selbst!"

Und dennoch zog ihn das Weib an. Unwiderstehlich. Nur nicht seines. Seine eigene Jugend kam ihm vor Herrn Stara zu Sinn, war er erst vertraulich geworden. Er fühlte sich als Wegweiser und somit zu aller Ehrlichkeit verbunden. Soweit sie sich mit Rang und Alter vertrug, natürlich! Er unterhielt Verhältnisse. Gewiß und mancherlei. „Schlimm genug, daß

man sich so zusammenklauben mußte, was man eigentlich an einer einzigen haben sollte. Denn das Rechte ist ja doch nur die Ehe. Bitte, sich das zu merken. Nämlich im Ideal"; ein Wort, das er sehr liebte, als erziehend. Das wußte Frau Helene. Es kostete Geld und vermehrte somit ihr Uebergewicht über ihn. Sie nutzte das aus; „ein Erbarmen kennt sie nicht in sich." Und er hüstelte verlegen hinten nach. In der Regel schwieg sie dazu. Einmal aber hatte es etwas Furchtbares gegeben. Sie wollte sich scheiden lassen. „Und warum? Wegen nichts, was nicht in jedem Haus vorkommen könnt', wie meines." Er hatte das hintertrieben. Er konnte keinen Skandal brauchen. Aber völlig unterworfen hatte sie ihn sich damals. Sie hielt keine Erzieherin mehr. Und seither: „Ja, was wollen Sie machen? Sie will schon gar nichts mehr wissen von mir. Dann hätte ich doch gleich ins Kloster gehen können, wenn ich so leben wollte. Das ist eine sichere Sache, oder nicht?"

Er hatte immer Glück bei Weibern gehabt. Immer und so viel, daß er nicht einmal ruhmredig dessen gedachte, sondern wie einer Sache, die sich ganz von selber versteht. Das begriff sich auch nach seiner Erscheinung und nach seinen Umgangsformen ganz gut. Dafür aber, wovon Frauengunst bedingt wird, hatte er seinen Lehrsatz. Das ist nämlich nicht so leicht und nicht so einfach. Er stockte immer zu Beginn in seinen Ausführungen und sah sich um, ob auch kein Bekannter in der Nähe sei oder sonst wer horche.

„Garnicht, mein lieber Herr Stara. Und darum wundert man sich bei einem, welchem sie nachlaufen,

wie ist das nur möglich? Und wieder bei einem anderen, welcher ihnen nachläuft, versteht man's wieder nicht: So ein hübscher Mann hat Geld, ist nobel, und er kann so gar keine einholen, die er möcht'! Hat so gar kein Glück. Und alles Glück kommt durchs Weib, nicht vom Weib. Nämlich: man muß nur so das Gefühl in sich haben. Einmal wird jede, Frau oder Mädchen, aus sich heraus schwach. Und wer gerade da ist und hat das Gefühl in sich und spürt's: jetzt ist der richtige Augenblick, der hat's gewonnen, und nachher hängt sie ihm schon von sich selber an. Manchmal mehr, als ihm lieb ist. Und ob's, was man so sagt, der Rechte ist oder nicht; wenn er sich nur nicht besinnt und nur nicht zweifelt. Nicht zu früh und nicht zu spät. Denn die, bei der's lange dauert, daß man sich's überlegen kann, dieser Augenblick oder Zustand nämlich, die — da ist's nicht der Mühe wert, daß man davon redet als von einem Glück. Und überhaupt," er wies mit seiner sehr schönen Hand, mit der er überhaupt gerne demonstrierte, nach dem Windleuchter auf dem Tische, „sehen Sie, wie das ist. Da sind zwei spitzige Flammen. So wie man die Irrwische malt, so spiegelt sich die Kerze in der Glaskugel. Und die Flammen tanzen und sie züngeln auseinander und sie neigen sich und umschlingen sich und sie sind sehr hell, und man glaubt ihnen ihre Hitze. Und das ist der Eindruck, welchen die Frau macht auf den Mann, welcher nach ihr geht. Und es ist, wie Sie weiter sehen, zwischen diesen beiden Irrwischen etwas Dunkles, wodurch sie zusammenhängen und getrennt sind, und welches um so dunkler ist, weil da herum so viel Licht steht. So glaubt der Mann

in jedem Weib ein Geheimnis, seelisch genommen, ein Dunkles, und er möchte, daß sich ihm und nur ihm dieses Geheimnis offenbaren soll. Und darum lockt sie ihn immer wieder. Mindestens mich." Er seufzte und zündete sich eine neue Zigarre an.

Er hatte sich warm gesprochen. Nun verstummt' er. Ganz, als sei ein Uhrwerk zum Stehen gekommen. Er sah nach der Uhr, zahlte und ging. Denn es war an der Zeit, wenn er nicht den letzten Pferdebahnwagen versäumen wollte. Stara trug ihm beflissen und unterwürfig den Ueberzieher bis zum Praterstern. Der Wagen rollte heran, und die freundliche, blaue Laterne schien klar durch die helle Sommernacht. Um die beiden, während sie das Stückchen Weges durch den Prater gingen, war ein Jauchzen ferner Musik. So unharmonisch sie aus dieser oder jener Kneipe tönen mochte: das Näseln der Ziehharmonikas, das Schnarren der Drehorgeln, das Brausen, Dröhnen, Klirren einer Infanteriemusik — die Gesamtheit gab dennoch einen tollen, kräftigen, jubelnden Einklang. In den Baumkronen rauschte es, sacht, von einer zur andern überlaufend. „Wie von seidenen Schleppen," mußte Stara denken, dem das Knistern eines Kleides noch Herzklopfen bereiten konnte, der Reiz des Weibes noch ganz und ursprünglich und ohne Reflexion lebendig war. Er empfahl sich, ,und der Hofrat fuhr dahin durch die stille Juninacht, in der er dem so viel jüngeren Genossen sich offenbart. Durch die breite und gedehnte Praterstraße ging's über eine klingende und unter der Wucht des Wagens leise schwankende Brücke, den Strom entlang, aus dessen sehr dunkler Flut die Lichter

von beiden Ufern herauf grüßten, gereiht wie flammende, versunkene Säulen. Die Stadt war schon sehr still; nur das eintönige Klappern der Hufe klang einschläfernd, und Funken stoben vom harten Pflaster, wenn ein Roß sich im Anziehen dagegen stemmte. Die sehr lange Alserstraße durch. Die Mitfahrenden verloren sich allmählich. Dem Hofrat gegenüber saß ein junges, frisches Mädchen, sauber und mit leiser Gefallsucht bei aller Einfachheit hergerichtet, ganz still und sittsam. Und wie der Wagen mit leisem Klirren der Fenster und sachte schwingend, denn auch der Kutscher sputete sich heimwärts, an einem Hotel vorüberrollte, aus dessen Garten noch Lichter glommen, so erstand in dem hübschen, fröhlichen Gesichtchen ein halbverschämtes Lächeln, heimlich, wie es nur einer Erinnerung gilt, die man sich gerne selber verschweigen möchte, ohne sie doch unterdrücken zu können. Herr v. Mallovan merkte es. Er hatte für derlei ein Auge und war bald in sehr angeregter Unterhaltung mit seinem Gegenüber, von dem er sich endlich mit einem Händedrucke und einem geflüsterten „Also, auf Wiedersehen!" an der Ecke einer jener Straße verabschiedete, die schon in braune Ackergründe verlaufen. Hier lohnt der Bodenbau nicht mehr, der Verkauf noch nicht so, wie er's an der Grenzmark der Großstadt in Bälde tun wird. Er blieb nach dieser kurzen und verheißenden Zerstreuung allein und recht vergnügt mit seinen Gedanken. Ihm zur Linken stieg der Schlot einer aufgegebenen Fabrik schwarz in die Nacht; ihm zur Rechten schimmerte eine weiße und gedehnte Mauer. Dann ein Baumgang, dessen plötzliche Schatten dunkel in seine Seele fielen und be-

klemmten nach dem freien Rundblick, den man kaum gehabt. Die Pferde schnoben heftig. Der Wagen hielt.

Durch hügelige, lose Gassen stieg er aufwärts. Jede Spur von Gutlaunigkeit war verflogen, er sah in der Dunkelheit recht gedrückt und verfallen aus. Er zersann sich und verwünschte seine Geschwätzigkeit. Jedes Wort des ganzen Abends rief er sich ins Gedächtnis zurück. Mit einemmale, wie er so einsam und zögernd, wie immer, wenn er nach Hause ging, dahin schritt, kam ihm Herr Stara gar nicht mehr so harmlos, sein Vertrauen sehr übel angebracht vor. Der Bursch hatte was Lauerndes. „Wart' nur, Söhnchen, ich werde dir's schon zeigen," dachte Herr von Mallovan, der ebenso launig wie wohlwollend war. Aber nein, er hatte sicherlich kein Wort gesprochen, das den auf die richtige Fährte bringen konnte.

Er spie vor sich aus. „Es ist gut, daß man sich nicht selber ins Gesicht spucken kann," lachte er.

Aber was war das für ein Leben! Lohnte das den Reichtum, der ihn umgab, die schöne und schnelle Laufbahn, die er gemacht? Wenn man sich immer fürchten mußte: vor sich selber und vor seiner Frau; vielleicht war die noch wach und hatte eines jener Worte für ihn bereit, die trafen wie Ohrfeigen, immer ins Gesicht, mitten ins Gesicht!

Er blieb stehen und hielt sich die Ohren zu. Aeffte ihn da nicht jemand? Du Schuft? Dann hob er den Stock drohend, als stünde sie vor ihm und sähe ihn an mit den höhnischen Augen und dem fatalen Lächeln um den Mund, und er fände endlich den Mut und die Kraft

zu dem einen Hieb, der, geführt mit dem Groll von Jahrzehnten, sie träfe! Der brächt' ein Ende. Aber, er war zu feig; dazu zu feig, zum Selbstmord zu feig, zu allem zu feig.

Hätte sie ihn doch damals lieber seinem Schicksale überlassen! Welcher Teufel trieb sie, sich in in ihn, gerade in ihn zu verlieben, der so garnicht zu ihr paßte? Und wenn sie, fortgerissen von Mitleid, als der arme Student vor Hunger in ihrem Hause ohnmächtig wurde, sich seiner annehmen wollte, warum mußte denn gleich geheiratet sein? Freilich, er hatte ihr gefallen. Und sie war unschön und zurückgesetzt neben glänzenderen Geschwistern. Und sie hatte nun einen Mann, und gar einen, der ihr dankbar sein mußte für alles. Aber, was war das schon für eine Brautzeit gewesen! Dies beständige Erläutern, wie man ihm das Mädchen, gerührt von seiner Not, gegeben hätte. Und weil er doch wohl eine Zukunft habe. Gegeben? An den Hals hatte sie sich ihm geworfen in der schamlosesten Weise. Und nun erdrosselte sie ihn so in ihrer Umklammerung. Die elende, die herzlose, die schlechte Person die! Wie er damals nur nicht begriffen hatte, was für eine Demütigung das für ihn war! Ein Rätsel, wie man so blöd sein kann!

Aber, er war auch ein Jämmerling. Hatte er sich's nicht schon tausendmal verschworen; hatte seine Frau nicht recht, wenn sie ihn einen Lumpen hieß, der ihr so oft ein Ehrenwort gegeben und es immer wieder gebrochen? Und doch hatte er heute wieder angebandelt? Aber die konnte lange warten, die von heute. Hübsch war sie freilich. Ja richtig, wohin hatte er sich sie nur

bestellt? Diese Weibergeschichten! Und er konnte sie nun einmal nicht entbehren, nicht leben ohne die Aufregung, die er von ihnen empfing. Und die Seinige konnte nun durchaus nicht verzeihen. Freilich, die Geschichte mit der Fanny war sehr schlimm gewesen. Denn Olga war damals nicht mehr so ganz Kind, und man hatte ängstlich Verstecken spielen müssen. Der Racker, der!

Was sie nur für verliebte Augen gemacht, vom Tage, wo sie ins Haus gekommen war, bis sie ihn hatte! Und um ihn gestrichen war sie, recht wie die falsche Katze, die sie war. Und ihr Getue um Olga: Siehst du, an deinem Kinde zeig' ich dir's, wie lieb ich dich hab', und ich kann dir's nicht zeigen! Und es war eine sehr hübsche Heimlichkeit geworden, und er hatte ihr gegeben, was sie nur mochte, und sie mochte eben nicht wenig, die durchtriebene Person, die so ehrbar tat. Warum denn nicht? Freilich, alsdann dies böse Ende!

Wer konnte sich aber auch immer solcher Niederträchtigkeit versehen, daß sie hinlief und der Frau alles erzählte? Und nicht in den Erdboden sank, die Schamlose!

Und was das nur gekostet hatte, und was diese Sachen noch immer kosteten! Ein Vermögen für sich hätte er so sammeln können. Und dennoch, was war sie reizend gewesen, eh' sie so ausgeartet war. Und wie süß diese Heimlichkeit in Winken vor aller Augen und Worten vor aller Ohren, die niemand begriff, nur sie zwei! Er seufzte melancholisch in der Erinnerung; melancholisch und wieder begehrlich. Aber seither hatte ihn seine Frau in der Hand. Und die ließ nicht mehr aus, was ihr einmal im Griffe war. Und er war ja auch noch einmal im Hause selber rückfällig geworden.

Freilich schon mit einer Angst, die ihn sich selber verraten ließ, schon in allen Anfängen, bis sie die Diener förmlich gegen ihn organisiert hatte. Das müßte nicht sein. Und hatte er nicht seinen Teil des Paktes ehrlich gehalten? War er nicht wer? Hatte sie nicht den Adel, nach dem es sie so verlangt als echte Wienerin? Das aber galt nichts. Immer wieder wurde die Peitsche über ihn geschwungen, die ihn zermürbte und brach. Immer wieder ward in der häßlichen Vergangenheit gerührt. Gelt, die Fanny, die dich um deiner selbst willen geliebt? Und die gute Sabin'? Er wendete mit einer jähen Bewegung den Kopf zur Seite, als stünde sie neben ihm und zischte ihr „Pack dich zusammen, du . . ." ins Ohr. Die Otter, die! War sie nicht mehr, als sie erwarten konnte, geworden für ihr Geld? Er aber? Was hatte er von seinem Reichtum? Seinen Ehren? Er stieß die flache Hand von sich, als würfe er damit alles von sich, was ihm vom Leben zuteil geworden war. Und konnt' er etwas dafür, daß er nun einmal so war? Daß ihm sein Weib garnicht mehr gefiel? Und wär' sie nur anders zu ihm gewesen! Nicht so schrecklich streng und zurückhaltend, daß man immer eigentlich Furcht haben mußte vor ihr. Er wäre anders geworden. Gewiß, und ganz anders. Aber sie kannte kein Erbarmen in sich . . .

Also mußte der Hofrat denken, wie er so langsam hügelige Wege aufwärts schritt. Und dazu war jene Stille um ihn, wie sie traurige Erwägungen vorlockt, einhüllt in ihren weichen und mütterlichen Mantel, bis sie dem Einsamen antworten und ihn anstieren mit schmerzlichen Augen. Tief unter dem Wandernden klang

nur noch das Klingeln des letzten heimrollenden Pferdebahnwagens. Unterhalb seines Pfades schimmerten spärsame Oellämpchen freundlich durch das nächtliche Grün schwerschattender Kastanien. Vom nahen Neuwaldegger Park, nun eine verworrene und düster schweigende Masse, herüber, und von all den schönen und dichtbewachsenen Hügeln hauchte ein milder und wehender Atem durch die linde Nacht. Er empfand nichts von dem allen. Er wischte sich nur oftmals die Stirne, stöhnte heftig und in Bekümmernis, bis er vor seiner Villa stand, die sich so recht ins weichste und zärtlichste Grün schmiegte. Schweigend sperrte er auf. Ungegrüßt und vorsichtig, damit er ja niemanden wecke, stieg er in sein Turmzimmer. Er tastete nach seiner Geige; mit den Fingern prüfte er die Griffe darauf und ließ sie schwirrend erklingen. Eine melancholisch einschläfernde Musik! Und dabei stierte er nach der Stadt hinüber, die mit ungezählten Lichtern zu ihm und seiner Einsamkeit heraufglänzte. Nur nicht wieder das denken, was nun einmal sein Los war. Nur ein verwandtes Geschick sollte seinem weicheren Kinde erspart bleiben!

Hinter seiner Spur drein aber zogen die Gedanken seines Schützlings. Herr Stara trieb sich um im Prater, tollte, tanzte, jagte nach billigen Liebesabenteuern, die sich willig haschen ließen. In all dem Tumult aber vergaß er des Mannes nicht, dem er für alles verpflichtet sein mußte. Er witterte sein Geheimnis. Und nach seiner Natur argwöhnte er Schlimmeres, als zu suchen war. Denn etwas Einfaches konnte er für seine Zwecke nicht gebrauchen.

Achtes Kapitel.

Zu Beginn des Frühjahrs 1885 war Peter Wondra, Sohn des weiland Meerschaumpfeifendrechslers Wenzel Wondra, gestorben. Einen Arzt hatte man nicht gerufen, nachdem nicht die leiseste Hoffnung auf Genesung bestand. Die Kräfte des Knaben waren völlig aufgezehrt. Er litt manchmal furchtbare Schmerzen, daß er davor in ein Jammern ausbrach, schrecklich zu hören. Bis er selbst dafür zu schwach war. Dann lag er wächsern, schmal und stumm, nur schnell in der Angst der erlittenen Pein und bang vor ihrer Wiederkehr atmend mit ängstlichen Augen in seinen Kissen.

Resi, die damals schon aus der Schule war, und Siebenschein pflegten den sterbenden Jungen. Das Mädchen war mit jeder Mühe um den armen Gespielen zufrieden und stellte sich ruhig und tapfer zu allem an. Der junge Mediziner aber horchte mit jener vorgreifenden Neugier, die den Begabteren seines Faches eigen ist, auf jedes Zucken und Flackern des erlöschenden Lebens, auf sein Geistern durch dieses von Haus aus mangelhaft gebildete Körperchen, das nun in aller Jugend so aufgebraucht war, daß man wirklich und mit Augen sah, wie das Herz schnell und hart gegen die Rippen schlug. Ihm war's ein interessanter und wichtiger Fall. Das Mädchen aber in seiner verängstigten Liebenswürdigkeit, in seiner schüchternen und ganz wehrlosen Güte fesselte ihn mehr als er ahnte. Denn es hatte so was Hastiges an sich. Etwas von einer eiligen Bachstelze. Die Augenblicke für den scheidenden Freund mußte es sich stehlen und wußte nie-

mals, ob sie die Mutter das nicht entgelten lassen würde.

Es zogen damals die Lenzstürme durch das Land. Sie drangen gedämpft auch in diese Küche, und ihr Stöhnen im Schornsteine, ihr Aechzen und Winseln im Hofraume, ihr Rasseln die Fenster entlang, das leise Schwingen des Gitters davor klangen in die Traumgesichte des Knaben hinein. Manchmal meinte er sich mit dem Vater in den Wäldern auf dem Kahlenberg, die er sich grenzenlos, recht wie Urwälder, dachte. In den Kronen gewaltiger Bäume sang jenes Lied, das man ihm so oft verheißen und dessen mächtiger Weise er dennoch nie, niemals lauschen sollte. Das schwoll dann wieder in ihm und um ihn so mächtig an, daß er sich fürchtete, als reiße eine Faust an ihm, und sich an das Mädchen klammerte, als fände er an ihrem Hälslein einen Schirm und Halt. So spielten die wilden Urgewalten der Natur, die er niemals gekannt, mit dem sterbenden Peter. Und einmal schrie er gell auf: „Es nimmt mich! Es nimmt mich!" Seine Aermchen fielen schwer nieder. Während ein heftiges Brausen durch den Schornstein sich quälte, verschied der Knabe.

Es ging dem Morgen zu. Das Nachtlämpchen qualmte und zuckte, und ein fahles und zitterndes Licht übergoß das Gelaß, glomm auf den blutigroten Ziegeln des Fußbodens. Der erste Schauer des Erwachens überflog und rüttelte die müde Welt. Die drei, welche die letzte Wacht gehalten, sahen einander blaß, übernächtig und verstört an. Dann ging Siebenschein in seine Stube, warf sich angekleidet auf sein Bett und stierte gedankenlos in das Nichts, in die Vernichtung.

Der alte Wondra ging stöhnend und schluchzend um. Resi kniete an dem Lager des Knaben, die kleinen, arbeitsroten Hände vor den Ohren, als wollte sie das längstverklungene, schreckliche letzte Aechzen von sich abhalten, und weinte still, doch unbändig. Dann, während das Schluchzen immer noch ihre junge Brust bewegte, schlich sie sich heim. Sie war nicht dabei, als man die ganze Verlassenschaft des Kindes verkaufte, sein Bettchen, dessen man nun nicht mehr bedurfte, seine Kleider. Denn jedes Jahr hatte der Alte dem Sohne einen Anzug machen lassen, wie in einer leisen letzten Hoffnung. Das wurde nun vertrödelt. Und in seinem Schmerze feilschte der alte Wondra um jeden Heller, wischte sich die Tränen und wiederholte seinen Preis, jammernd und seine Seele verwünschend, wenn er einen Kreuzer nachlassen könne von seiner Forderung. Das mußte so sein. Denn wie hätte man anders die Kosten des Leichenbegängnisses bestreiten wollen? Das macht viel, schrecklich viel aus! Die Nachbarin stand ihm in diesem traurigen Geschäfte bei.

Dem Begräbnis ihres einzigen Freundes beiwohnen durfte Resi gleichfalls nicht. Frau Beil selber gab dem Kinde das Geleite, und jemand mußte wohl in der Wohnung bleiben, sie hüten und etwas verdienen, während sie einen halben Tag der ernsthaften Pflicht eines teilnehmenden Beileids opferte. Vielleicht kam Wondra, nun er ganz vereinsamt, während der Rückfahrt zu einem Entschlusse. Man durfte die Möglichkeit nicht außer acht lassen. Trauer eröffnet manches Herz, das sonst unzugänglich erschienen, und sie hoffte immer noch. Es wäre doch zu schön und zu praktisch gewesen: zwei gut

eingerichtete Stuben, ein Zimmerchen für sie drei, und sie endlich nach so viel Enttäuschungen eine wirkliche Frau! In solchen Gedanken, die sie beklemmten, seufzte sie öfter. Wondra, in der Meinung, dies gelte seinem Toten, blickte sie dann immer gerührt und dankbar an, und wenn sie dabei errötete, so mußt' er sich trotz seines Leidens sagen, sie sähe eigentlich noch ganz hübsch, sicherlich annehmlich genug aus.

Zu einer Aussprache aber, der gleich, die sie wünschte, kam es nicht. Er dachte keinen solchen Gedanken. Vielmehr kündigte er ihr bei der Heimfahrt an, daß er seine Wohnung aufzugeben entschlossen sei. Er müsse sich nicht mehr so schinden, wie er es für den armen Peter gemußt, und wolle sich's in Zukunft leichter machen. Sie fühlte, wie dabei etwas in ihr wieder erstarrte, das kaum erst weich geworden war. Unwillkürlich und noch ohne bestimmtes Ziel ballte sich ihre Faust. Heimgekehrt, begrüßte sie die Resi mit ihrem finstersten Blicke und riß ihr die Hand, welche die Kleine küssen wollte, so heftig weg, daß sie dem Mädchen wehe tat. Stumm setzte sie sich an ihre Arbeit; ihr war die Lust zum Essen vergangen, und es fiel ihr nicht ein, das Kind müsse notwendig Hunger haben.

Wondra zog sich nach dem billigeren Fünfhaus. Ein Uebernehmer für seine Wohnung fand sich bald in einem jungen Paar, das sich eben verbunden hatte und froh war, mit dem Wenigen, was es für diesen Zweck bestimmen gekonnt, in ein erträglich eingerichtetes Nest schlüpfen zu können. Die kleine Resi aber blieb ganz diesen beiden überlassen: ihrer Mutter, die sie fürchtete, Herrn Stara, den sie haßte und der sich dafür daran

ergötzte, sie diese unverhohlene Abneigung durch Quälereien und durch kleine Zutunlichkeiten büßen zu lassen, gegen die sie in ihrer halb dienstbaren Stellung sich nicht recht zur Wehre setzen konnte. Denn auch Siebenschein war fortgezogen. Nicht so leichten Herzens, als er sich's einmal gedacht. Denn diese Wohnung war er nun einmal gewöhnt, und er war im Innersten eine konservative Natur. Auch war ihm in der Gemeinsamkeit der letzten Wochen die kleine Resi so wichtig geworden, daß er manchmal erschrak davor. Man hatte sich miteinander um denselben Kranken gesorgt; und sie die alle Tugend einer Barmherzigen Schwester offenbart, war so gewandt bei jedem Auftrag, war so froh und dankbar mit jedem Worte des Lobes, daß es einem ordentlich ans Herz ging. Er imponierte ihr schrecklich, und sie bewunderte ihn ohne Hehl. Das taugte nicht. Wozu sollte das wohl? Ein Spiel? Dummheit, dafür gab's andere, mindere. Sonst aber? Das widersprach seinem Grundsatze. Nicht mehr an Gepäck auf die Reise nehmen, als man bequem mitführen konnte! Nur keinen überschüssigen Ballast! Er hätte im gleichen Hause mieten können. Er wollte aber fort. Wohin er sich gewendet, wußte die Kleine nicht. Sie vermutete nur, in die nächste Nähe des allgemeinen Krankenhauses, an das ihn seine Studien nun den ganzen Tag fesselten.

An der sehr lauten Alserstraße erhebt sich eine lange, graue, so schrecklich eintönige Front. Ihr entlang flutet ein kräftiger Verkehr, Pferdebahnwagen klingeln, Stellwagen humpeln nach den Landhäusern von Dornbach und Neuwaldegg, nach dem nahen und weinschwe-

ren Hernals. Das Haus aber steht trutzig da; sehr niedrig ist es, mit dicken Mauern, so gefügt, denkt man unwillkürlich, damit kein Schrei des Schmerzes, kein Röcheln des Todes durch sie in das laute Leben der Großstadt dringen könne. Lernbegierige Jugend erfüllt es zu jeder Stunde des Tages. Hier aber lernt sie zunächst flüstern und schweigen, sich bändigen, und jene gelassene Bewegung, wie sie dem feierlichen Dienst der Krankheit geziemt. Es ist ein Dämpfer über allem. Darum geht es auch durch jeden wie ein Aufatmen und wie ein Aufjauchzen in neuer Freudigkeit, wenn er durch das tiefe Tor wieder hinaustritt auf die sehr lärmige Straße. Endlose Höfe mit singenden Springbrunnen; Fenster von unerhörter Größe, größer noch als in Malerateliers, förmliche überglaste Verschläge, die ins Grün blicken. Neben der ungestümen Bewegung, die nun einmal, noch so gebändigt, das unveräußerliche Recht der Jugend ist, das Schleichen der Siechen: rings auf den Bänken sitzen sie in ihren Zwilchkitteln und genießen dankbar und mit schlürfender Innigkeit die ersten Strahlen des ihnen so verjüngten Lichtes, dem man sie kaum wiedergegeben. Ganz verklungen ist die Straße, nur die Brunnen rauschen, die Bäume raunen, und es ist ein leiser Duft der Blumen und des Grases. Aber ihr lindes Atmen wird überschrieen; denn ein süßlicher und stechender Geruch nach Jodoform, Karbol und Chloroform liegt in der Luft. Je tiefer man in diese Wirrnis von Höfen, die nach Umfang und Bevölkerungszahl Stadtplätzen gleichen, von Treppen und stummen Gängen eindringt, desto stiller, desto ernsthafter ist's. Leben erlöschen, und

Leben flammen hier auf. Es ist, wie in Sankt-Laurentius-Nacht: Sterne ziehen auf, und Sterne fallen und verzischen ins Nichts.

Der Wagen des berühmten klinischen Lehrers, der wirklich ein Herr über Leben und Tod erscheint, wird neidlos betrachtet, wenn er durch die Einfahrt zum großen Hofe rollt. Jeder dieser mehr denn tausend, welche sich dem gleichen Studium gewidmet, fühlt so ziemlich die Gaben in sich, die zu einem gleichen Glücke, zu einem gleichen Ansehen führen. Es ist ein republikanischer Geist, erzeugt dadurch, daß der Lernende mindestens zu den ersten Handreichungen bald herangezogen wird, verstärkt durch das Gefühl, daß der glückliche Zufall nirgends eine solche Rolle spielen könne als eben beim ärztlichen Berufe. Des mühseligen Weges denkt niemand, nur des glänzenden und in dieser auf ihre Heilkünstler sehr stolzen Stadt so lohnenden Zieles. Sie haben meist etwas Lautes und selbst Rohes angenommen, die Herren Studenten; um nicht sentimental zu erscheinen, um den ursprünglichen Schauder zu scheuchen, der noch einen jeden in der ersten Stunde in der Anatomie gerüttelt hat. Man sucht sich zu objektivieren, das Menschliche, das Mitleiden mit dem gequälten Nebenmenschen, das die Hand zittern, das Auge trüben könnte, in sich zurückzudrängen und nur den Fall an sich zu sehen. Das Leben lehrt dann, freilich nicht immer und nicht jeden, die richtige Mitte.

Dort nun trieb sich Siebenschein um. Ihn kannten die Wärterinnen, ihn kannten, ohne daß er sich vorzudrängen suchte, die Assistenten und selbst die Primarien und Vorstände. Ein Ruf besonderer Gaben war an ihm,

noch aus den Sezierſälen her, wo er ſich gelaſſen und gewandt, ohne alle äußerliche Erregbarkeit der Jungen benommen hatte. Auch war er gewohnt, vorzugreifen, an ferneren Fragen zu naſchen. So wußte er manches zeitiger und beſſer als andere. Er machte keine Prüfungen, und dennoch zweifelte man nicht an ihm. Seine Beſtimmtheit und ſeine Verſchloſſenheit machten Eindruck. Er warf einen breiten Schatten, und das ließ den Schluß nach einer kräftigen Perſönlichkeit begreiflich erſcheinen.

Je minder aber ſich der Zweifel an ihn ſelber herantraute, deſto heftiger und raſtloſer nagte er in ihm. Es kam ihm häufig vor, wenn er das Bramarbaſieren der Genoſſen, ihre dreiſte Ruhmredigkeit beſah und Katarakte großer Worte an ſich vorüberrauſchen hörte, als wäre er in ein Tollhaus geraten, wo auch keiner dem andern widerſpricht, weil jeder zu tief in ſeiner eigenen Wahnvorſtellung ſteckt, um für fremde Gedanken zugänglich oder über das Unmöglichſte verwundert zu ſein. Da wollten Burſche, die in ihrer Flachköpfigkeit nicht eines ihrer Geſetze zu begreifen vermochten, die Welt einreißen, wenn man ſie nur hörte. Kerle, die zwar keinen Fleiß, dafür aber auch ſonſt nicht Gaben hatten, datierten von ihrem noch ſehr fernen Eintritt in die Praxis förmlich neue Aeren. Lag er nicht ſelber im gleichen Spital krank? Erſchien er nicht vielleicht den anderen ebenſo albern, wie ſie ihm? Und ſelbſt, wenn ſie ſchon wirklich ſo ganz an ihn glaubten, war das nicht viel mehr das Verdienſt ihrer eigenen Urteilsloſigkeit, als ſeiner Tüchtigkeit? Die Fragen lähmten ihn, ſie zogen ihn immer wieder zurück in jenen

Kreis Verbummelter, wo mindestens niemand nach des anderen Zukunft fragte, weil jeder froh war, wenn er eben nur dem Tage das Seine abgewonnen. Immer wortkarger ward er dabei; und die Nervosität seiner Rasse steigerte seine Empfindlichkeit. Er hätte viel darum gegeben, sein finster und grüblerisch Herz etwa gegen dies lebenjauchzende tauschen zu können, das in Beyerls Brust schlug, den er dennoch eben darum turmtief unter sich sah. Er begriff, wie peinlich und martervoll ein Rausch ohne Trunkenheit ist.

Seit des Knaben Tode, seitdem er zuerst doch halb in seinem ärztlichen Berufe an einem Sterbebette gestanden, war eine grenzenlose Wehleidigkeit in ihm. Als seiner Kunst Symbol erschien ihm das Morphium, mit dem er Peter über die schlimmsten Stunden geholfen. Es lindert vielleicht Schmerzen, aber es zerstört. Das zu denken nahm ihm vollends alle Sicherheit.

An dem Hause, darin er so lange gelebt, mochte er nicht mehr vorübergehen. Neben der traurigen Erinnerung an das Kind, welches hier verschieden, dem er so gerne geholfen hätte, stieg ihm ein helles Bild auf. Es war nicht einmal Begehren, damit er der kleinen Resi gedachte, vielmehr ein Nachgeschmack der blassen, melancholischen Freude, mit der er sich vordem an ihrer Lieblichkeit ergötzt, der Abglanz eines Widerscheines also und ein ehrliches Mitleiden mit seiner eigenen Ohnmacht, daß er so ganz wehrlos und unfähig war, etwas zur Linderung ihres Geschickes zu tun. Auch das schien ihm mit einem tüchtigen Manne, der das Leben meistern wollte, vollkommen unverträglich, sich so

mit sinnlosen Gefühlen zu schleppen. „Man lutscht psychisch Daumen," höhnte er sich selber. Auch das steigerte seine Abneigung gegen sich selber, die nicht erlogen war und die, weil sie sich in schneidenden Worten Luft machte, die Achtung vor ihm nur noch erhöhte. Er galt für einen gründlichen Menschenkenner, für einen innerlich schamlosen Weltverächter. In diesen Jahren und in diesen Kreisen kein kleines Lob. Das Zucken in ihm, das aus einem angekränkelten, zweifelnden Gemüte und überreizten Nerven floß, nahmen sie für Genialität. Er wußte es besser, und so schwoll sein Ekel gegen alle und gegen alles.

Er wohnte damals am Neubau, ziemlich weit von den Kliniken. Er bedurfte einer neuen Gegend: die täglichen Leichenzüge durch die Alserstraße verstimmten ihn, wie ein Spott auf seine Kunst. Niemand wußte seine Adresse, nur Beyerl, der, weil er selber aus nichts ein Hehl machte, nicht begriff, wieso man vor ihm Verstecken spielen könne, und also wußte sie auch Förster, den Siebenschein einmal durch einige Tage bei sich beherbergte. Es ging nicht länger; er war zu ungesellig und hatte nicht Beyerls ganz eigenes Talent, die mißgünstigsten Vermieter immer zu zähmen. Auch läuft man in diesen Jahren so leicht zusammen, wie auseinander, und niemand fragt einem viel nach, der verschwunden ist. Das kam Siebenschein zupaß.

Rings um das Haus Siebenscheins waren Fabriken. Da tutete das Nebelhorn zur Arbeit. Da schellte es unablässig von Signalen, Wagen fuhren vor und rollten schwerer weg und in langsamem Tempo. Zu Abend, wenn er heimkam, lebte die Gasse, die während

der Arbeitszeit ordentlich öde war, weil sich alle Betriebsamkeit in die Höfe zog. Ihn störte das nicht. Er versenkte sich inmitten all des Lärmens ohne Lust und ohne Hoffnung in eine Wissenschaft, zu der er längst den Glauben verloren hatte. Helfen konnte man so wenig. Er wurde täglich blutscheuer, und eigentlich sicher war nur das Messer. Dies ward ihm desto klarer, je tiefer er in die Geheimkammern und in die Irrgänge der Medizin eindrang. Was sollte dann aber alles? Gar ihm, der immerdar die Sehnsucht zum Einen und Ganzen als ein innerlich zerstückter Mensch doppelt verlangend in sich trug? Jene engherzige Sparsamkeit erwachte in ihm, wenn Mittel, zu einem ganz bestimmten und nahen Ziele gewidmet wie ausreichend, plötzlich daraufhin angesehen werden, ob sie nicht für ganz andere Zwecke langen würden. Er gab nicht mehr, lieh nicht mehr, kargte an sich.

An einem Sonntagnachmittag hatte er sich, ganz gegen seine Gewohnheiten, lediglich im Bedürfnis, Leute um sich und nicht mit sich zu sehen, im Prater umgetrieben. In jener Stimmung, in der einem der Gleichgültigste, der Fremde eben noch am willkommensten ist, weil er keinerlei Ansprüche macht. Sonst pflegte ihn der zwecklose Lärm zu reizen und zu ärgern. Diesen Tag war er milder; der Zorn der neuen, keimenden Erkenntnis war in ihm augenblicklich etwas stumpfer geworden. Abgemattet, ohne lange auf den Beinen gewesen zu sein, machte er sich endlich seßhaft. Zwei Mädchen saßen am Nebentische des Gasthauses, schwatzten viel, tranken zierlich ihr Glas Bier, kicherten und äugelten munter. Eine Anknüpfung war bald gefun-

den, und er gesellte sich zu ihnen. Es waren keineswegs Dirnen, dies sah man schon an den roten und abgearbeiteten Händen, deren sie sich nicht schämten. Ein plötzlicher Uebermut erhob sich räkelnd in Siebenschein. Er war toll, ungeberdig und wußte frevelhaft keck und dennoch lustig zu plaudern. Woher kam ihm diese Kunst, die er niemals in sich gesucht? Die kleine Braune neben ihm horchte ihm achtsam und wundernd. Man schlenderte zu dritt, machte mit, wo etwas mitzumachen war, fuhr im Ringelspiel, tanzte. Auch das ging, berauschte ihn zu seinem eigenen Erstaunen. Während die Begleiterin sich noch hoch zu Rosse drehte und in Freuden kreischte, faßte der Student, die ihm besser gefallen, am Arme. Sie lachte über den gelungenen Schwank, und man verlor sich im Gedränge, vergnügt und recht wie Kinder. Sie gingen ins Theater, nachtmahlten zusammen, und er fühlte jauchzend, wie eine Flutwelle voll warmer Fröhlichkeit schmeichelnd an ihn herandrang und sein Herz umspülte. Das erhöhte seine Stimmung, und er staunte ordentlich über sich selber, steigerte sich so durch Erwägung immer mehr in eine tolle Lust. Er wußte den Vornamen seiner Gefährtin, und das war genug; wußte ihn, weil er sie von seinem Tische aus dabei hatte rufen hören. Vorgestellt hatten sie sich nicht.

Das Mädchen war recht hübsch. Ein stumpfes, fragendes Näschen. Der Mund allerdings ziemlich breit, aber mit sehr schönen Zähnen. Es waren Gesundheit und Freudigkeit in ihr, die ihn anzogen. Sie war dankbar für alles, anschmiegsam und im Sehen und Hören so recht unersättlich. Dabei hielt sie sich

bei aller Einfachheit sehr nett und sauber, sprach wenig, aber vernünftig, daß sich Siebenschein unwillkürlich sagen mußte, man könne sich mit ihr sehr wohl allenthalben zeigen. So vergnügten sie sich im Prater und anderwärts, eines ohne Frage nach dem andern, fast bis zum Morgengrauen. Dann schon im Frühscheine, wenn die Stadt ihren besten Schlaf tut, begleitete er sie nach Hause. Am Haustor schieden sie. Sie wohnten benachbart, und er hielt es nicht einmal für nötig, ihr das mitzuteilen. Wozu das? Ein Wiedersehen? Derlei mußte getrunken werden in raschem Zuge, genossen ohne Besinnen und ohne Frage. Wer aber gedenkt noch des Glases, das er an die Lippen gehoben, ist es erst leer zur Seite gestellt? Das wäre gegen Fabrikware eine höchst unnütze Sentimentalität. Und so in diesen Gedanken, halb in erhöhter Stimmung, halb niedergeschlagen und abgemattet, kam er übernächtig heim.

Eine rechte Schläfrigkeit wollte sich nicht mehr melden. Es lohnte doch auch nicht. So wusch er sich und saß im ersten Licht am Fenster, und eine wohlige Mattigkeit, bei der alle Sinne sehr hell und sehr rege bleiben, war in ihm. Es wurde unter ihm im großen Hofe allgemach lebendig. Denn eine ganze Reihe von Baulichkeiten stieß hier zusammen und bildete mit Gärtchen und trennenden Gittern einen förmlichen Platz. Mägde holten Wasser; der Milchwagen fuhr klappernd ein; Bäckerjungen trappten die Stiegen auf. Das Nebelhorn der Fabriken erhob seinen fordernden Ruf.

Sonst ein Langschläfer, hatte er niemals zuvor dies alles gesehen. Er sah, während er seinen Kaffee nicht

wie sonst im Bette trank, gierig in dies Herzuströmen Schaffender und Mühevoller. Unter denen, welche zur Arbeit gingen, war auch das Mädchen mit dem er kaum erst getollt. Es hatte sich schon hergerichtet; frisch wie aus dem Ei geschält, ging es seines Weges ernst und ohne Spur jenes Uebermutes von gestern. Der Mann sah ihr nach mit irren Augen, und seine Gedanken folgten ihr.

Sie hatte sich ihm hingegeben. Gleich bei der ersten Begegnung. Und ohne Frage noch Bedingung.

Warum? Aus Neigung? Das glaubte er nicht. Er war nicht eitel; er hatte von dem Gewinnenden seiner eigenen Persönlichkeit eine herzlich geringe Meinung. So gut wie er, so gut und noch leichter wahrscheinlich hätte sie jeder andere gewonnen. Nur um eine Nacht nach Gefallen durchbringen zu können, hatte sie sich weggeworfen. Und nicht zum ersten und sicherlich nicht zum letztenmale. Immer würde das geschehen; solange ihr Jugend, Begehrlichkeit und die Kraft, Begehren aufzuwecken, verblieben, würde sie's so halten wie gestern. Sie selber entwertete sich dabei. Eine Münze, vollwichtig wie nur eine geprägt, ward sie so abgegriffen, um endlich als völlig nutzlos eingeschmolzen zu werden. Wo aber? Das ihm geläufige Bild, noch aus der Goldarbeiterwerkstatt seiner Eltern her, wollte er zu Ende denken. Wo also? In jenem großen Schmelztiegel . . . Er wußte keinen Namen für ihn und brach ab vor plötzlichem Kopfschmerz. Denn er fühlte sich unfähig zu klaren Begriffen.

Ueber den Hof herüber drang das eintönige Pusten und Dampfen der Dampfmaschinen. Taktmäßig, immer

gleich, und der Boden erzitterte in sachten Schwingungen davor. Oder die Dampfpfeife gellte in einem schrillen Schrei. Bleigrau und schwer stieg der Rauch in den schiefergrauen und überhangenen Himmel. Es war Regenstimmung in der Welt. Siebenschein sah dies alles und empfand es mit wunderbar geschärften Sinnen und in einem Herzen, darin alte Begriffe zu sterben gingen und an das neue mit Ungestüm und mit arbeitsharten Fäusten schlugen. Dann erhob er sich schwerfällig und ging seiner Wege ins allgemeine Krankenhaus. Es war ihm aber, als trippelte seine Gefährtin neben ihm her, daß er scheu zur Seite wich und nach ihr hin sich umsah. War das eine Halluzination? Er erschrak. Oder war das nicht vielmehr die Antwort auf seine Frage? Ihm graute davor . . .

Zweites Buch

Erstes Kapitel.

Herr Klemens Deym hatte seine Stammgäste niemals durch übertriebene Höflichkeit verwöhnt. Er wußte dafür zu genau, was seine Getreuesten wert waren und wie viel er ihnen bieten durfte. Seit einiger Zeit aber übertrieb er das doch; es war, wie wenn er es darauf angelegt hätte, einige von ihnen zu vertreiben. Er glich sich mit seinen Forderungen an sie billig aus; er ließ sie sehr, sehr schlecht bedienen und zuckte hämisch die Achseln zu ihren Beschwerden, behandelte andere unwirsch und kündigte ihnen schroff und unbekümmert darum, was sie beginnen wollten, den Kredit.

Gewisse Scherze mit Haus- und Küchenmädchen, die er vordem mindestens geduldet, wurden nicht mehr gelitten. Er fegte in seinem Hause mit großer Rücksichtslosigkeit aus. Es wurde reinlicher gewirtschaftet; man sparte nicht mehr an Tischtüchern und Servietten. Ein Zahlkellner und ein Bierjunge zogen ein. Ereignisse, die besonders der Verkommene mit sehr verwunderten und mißtrauischen Augen begrüßte. Er selber aber ging, seiner eigenen Aussage nach, viel spazieren oder saß nachmittags in einem Kaffeehause,

wo sich die wohlhabenden Bürger der Josefstadt fanden, rauchte seine gute Zigarre — mit den ausgesuchten schlechten in einem Kistchen mußten sich seine Gäste begnügen — und machte mit der dicken goldenen Uhrkette und dem sehr gewichtigen Siegelring, der freilich auf einen fremden Namen gestochen war, einen etwas altväterischen, doch sehr würdigen Eindruck. Daß er Geld habe, wußte man allgemein, und weil er sich als geduldiger und durch keine Beschimpfung zu kränkender, als ein unermüdlicher und unfehlbarer Aufschreiber bei den üblichen endlosen Billardpräferenzen nützlich machte und sich sonst manierlich und bescheiden benahm, gerne mit seinen Zigarren aushalf und bei schwierigen Stößen selbst die kölnische Pfeife des Spielers hielt, so litt man ihn bald ganz gut. Er hatte sich am Ende rechtschaffen und lange genug geplagt, um sich nun Ruhe gönnen zu dürfen. Und so kamen auf seine Einladung langsam auch bessere Gäste in sein Lokal und fanden es da ganz gemütlich und den schlechten Ruf völlig unverdient, den man ihm gemacht. Er hatte doch auch sehr vortreffliche Weine und war durchaus kein knickerischer Wirt. Ihm kam's auf einen gespendeten Liter vom Besten nicht an, wenn er seine Gesellschaft ehren wollte. Und das Trinkgeldernehmen steckt uns beinahe so im Blute wie das Trinkgeldergeben. Ein Bestgeber findet bei uns immer dankbare Gemüter, auch unter Leuten, die darauf wahrhaftig nicht anstehen müßten.

Man sah es ordentlich, wie sich Herr Deym auf eine neue Rolle vorbereitete und sich immer mehr und gelehriger in sie hineinfand. Ein schärferer Beobachter,

als die um ihn waren, mindestens hätte das bemerken und seine helle Freude damit haben müssen. Er war ein ganz achtbarer Bürger. Der Zuruf „DoktorDeym!", den man ihm um der lieben Gleichheit willen in diesem Gasthause aufgebracht, wo ungefähr alle mit gleichem Rechte diesen Titel trugen, stand ihm so übel nicht einmal mehr zu Gesichte. Aber etwas Sorgenvolles blieb immer noch an seinem Wesen. Er rechnete sehr viel über seinen Büchern, hatte sehr eingehende und dauerhafte Besprechungen mit sehr beweglichen und sehr mitteilsamen Herren und lange Unterredungen mit seinem Anwalt, der den Ruf großer Schneidigkeit und Rücksichtslosigkeit besaß. Angeblich um Weinkauf unternahm er längere Reisen mit ungleichem Erfolge; aber die Gerichte in Ungarn und Böhmen bekamen zu tun, obzwar er eigentlich Prozessieren nicht liebte. Immer mit seinem salbungsvollen „Friede ernährt, Unfriede verzehrt", zog er einen erträglichen Ausgleich vor, nahm auch Weine für sein Geld und jammerte nur immer vor dem Vertreter der Gegenpartei, wie himmelschreiend Gesetz und öffentliche Meinung die leichtfertigen Schuldenmacher sorgsamen Hausvätern gegenüber begünstigten, die durch viele Jahre gewartet, immer in der Hoffnung auf eine gedeihliche Zukunft der Herren Studenten geborgt, und die jungen und verwöhnten Herren mit ihren blutig verdienten Kreuzern über Wasser gehalten und durchgefüttert hätten, um endlich Gefahr zu laufen, nicht allein ihre rechtlichen Zinsen, sondern selbst einen ansehnlichen Teil ihres Guthabens einzubüßen. Er benahm sich dabei sehr unglücklich und verzweifelt, zählte alle seine Verdienste um das junge Ge-

schlecht seit einem Menschenalter her, berief sich auf seinen Ehrentitel als Studentenvater, den er sich selber taxfrei zugelegt hatte. Inzwischen, wieder in Wien, schrieb er, um die advokatorischen Mahnkosten zu sparen, endlose Briefe in einem höchst verworrenen und jammernden Stil oder verwendete zu gleichem Dienst den Verkommenen, der mit der Feder immer noch besser umzugehen wußte, als sein Nährvater. Es ging manchmal mit der Liquidierung seiner Angelegenheiten nicht so rasch vorwärts, als Herr Deym in seiner Ungeduld gewünscht hätte. Denn in ihm war eine heftige Sehnsucht nach dem Leben erwacht, von dem er bisher eigentlich nichts, kaum den Abhub genossen hatte. Recht eigentlich nur das, was seine Opfer ihm in Küche wie Genuß übrig gelassen. Er wollte sich zur Ruhe setzen. Nicht etwa in Wien aber, an der Stätte seines rastlosen und gesegneten Wirkens, wo immer Begegnungen möglich waren, die ihm die gute Laune stören konnten. Er war wohl kein Gemütsmensch; aber gewisser Dinge will man doch nicht immer wieder gemahnt sein, wenn sie schon so hübsch in der Zeit hinter einem liegen. Und dann kam die Rücksicht auf seine Tochter, die er so gebildet wußte, die so reizende und so warmherzige Briefe schrieb. Sie war ein frommes, reinliches Gemüt: klösterlich erzogen und behütet seit dem Tode seiner Frau, seit ihrer ersten Jugend also.

Der Vater, der so für sie sorgte, den sie nur einmal im Jahre für ein Weilchen sah, stand unendlich hoch in ihren Augen. Ihr mußte seine ganze Vergangenheit verschleiert bleiben. An ihrer Achtung lag ihm. Mit ihr gemeinsam wollte er irgendwo in einer freundlichen

Mittelstadt ein neues Leben beginnen. Das Mädchen war so hübsch; wer weiß, wie leicht sich anderwärts etwas Vernünftiges anspann? An Mitteln fehlt' es nicht, und mit einem gebildeten und angesehenen Schwiegersohn hätt' er sich gefreut. Warum sollte er's nicht so gut haben? Er hatte gearbeitet genug, und es war ein ganz hübscher Stolz in ihm, wenn er sich erinnerte, mit wie garnichts er begonnen und wie viel er zusammengescharrt, zu einer Zeit, da er lange noch nicht zu alt und zu abgebraucht war, um sogar selber genießen zu können.

Dieses alles beschäftigte ihn den ganzen Winter in einer so vergnüglichen Weise, daß er öfter denn je in sein heimliches Glucksen und Kichern und sein kosendes Händereiben verfiel. Endlich war alles glatt, das Haus verkauft, den Mietern zum gesetzmäßigen Ziel aufgesagt. Ein großer Neubau sollte an die Stelle kommen, mit einem entsprechend hergerichteten Gasthausraume, mit Gassenläden, modernen Ansprüchen gemäß. Man sprach unter den Inwohnern viel darüber; manches Wort schlug auch an das Ohr des Verkommenen. Er machte sich keine Gedanken darüber. Was ging ihn die Welt an? Er werde wohl immer hier bleiben, bis an sein Lebensende. Das hatte ihm Deym schriftlich zugesagt, und neben seinem Maturitätszeugnis, neben Briefen seiner Eltern trug er dies kostbare Schriftstück in seiner Brieftasche, deren ganzen Inhalt diese seine Kleinodien bildeten. Daß die Verschreibung dadurch hinfällig werden könnte, wenn Deym einmal hier nicht mehr sein Gewerbe triebe, kam ihm nicht zu Sinn. Sie waren doch beide ziemlich eines Alters. Sie waren

aber auch Freunde, und der Verkommene vertraute dem Wirt mit dem ganzen Stumpfsinn eines Menschen, der sich dem Umgang mit einem Einzigen völlig hingegeben hat. Aber der Gedanke an diesen brütenden, stummen Gesellen war der einzige Schatten, der sich manchmal breit und drohend über die sonnige Zukunft warf, die sich der Wirt träumte. Er schalt sich weichherzig, daß er sich selber sein Glück so vergälle. Aber er konnte doch die Sorge nicht los werden, was dann mit dem ganz verlassenen Manne werden sollte? Er fürchtete einen Ausbruch dieser so lang verschlossenen Natur, der ihm selber gefährlich werden konnte. Was dann, wenn der Verkommene sich mit einemmale so betrogen sah? Denn das war unnatürlicher Schlaf, in welchem dieses ganze Wesen mit allen Leidenschaften befangen war. Was dann, wenn das Erwachen kam?

Es war am 12. Mai 1886. Den nächsten Tag mußte das Geschäft geräumt und übergeben sein. Mit dem ersten Frühschnellzuge, der gegen Innsbruck ging, wollte Herr Deym dahin, zu seiner Tochter. Er schaffte seine Gäste zeitig ab; es gab kein Bier mehr, in der Küche war das Feuer aus, und in den Keller wollte er nicht mehr gehen. Dann drehte er die sämtlichen Gasflammen bis auf eine ab. Die beiden Kellner wurden schlafen geschickt; noch einmal stieg er die Stufen bis zum Mutterfäßchen. Er holte von seinem besten Weine — denn er für sein Teil trank ganz gerne einen guten Tropfen — und schenkte zwei schön geschliffene Kelchgläser voll. Das blinkte und leuchtete ordentlich in seiner klaren und warmen Farbe. Dann setzte er sich

dem Verkommenen gegenüber: „Alsdann, trinken wir noch eins, Franzl?“

„Trinken wir noch eins, Doktor,“ entgegnete der andere. Sie stießen an, und der letzte Gast prüfte bedächtig, ehe er schwerfällig wieder anhub. „Bist heut' nobel, Doktor. Ist wirklich gut. Ist besser, wie was du sonst hergibst für deine Kaffern.“

„Er versteht's!“ kicherte der Wirt vergnügt. „Sollst leben, Franzl!“ Wieder klangen die Gläser. Der Verkommene zog aus seiner Rocktasche einen Zigarettenbehälter. Die kunstvolle Stickerei der Innenseite war längst verblaßt; und versprengt leuchtete manchmal ein noch nicht ganz verschossener Goldfaden.

Das war ein Geschenk des Mädchens, mit dem er zu Hause versprochen gewesen — längst eines andern Weib! — und er verwahrte es mit jener sonderbaren Pietät, mit der er jede Erinnerung an seine bessere Vergangenheit hochhielt. Er begann mit großer Fertigkeit eine Zigarette zu drehen. Dann ließ er die Hände auf dem Tisch ruhen. Es waren große, haarige, kraftvolle Hände, und der Wirt sah sie mit einer Art unbewußten Schauders. Wenn die zugriffen, so mußte brechen, was zwischen sie geriet. Es wurde ein plötzliches und peinliches Schweigen. Der Verkommene begann eine neue Zigarette zu verfertigen. Deym reichte ihm über den Tisch eine Zigarre, nur um den Anblick dieser geschäftigen Hände los zu werden. Sein Gegenüber besah sie mißtrauisch. Dann: „Bist aber heut' nobel,“ und er rauchte schweigend und mit Behagen. Es war ganz still. Nur das Gas surrte, und die große Pendeluhr tickte und schlug vernehmlich und mit hartem

knarrendem Schlag die Viertelstunden, die einander so drängten wie nie. Es ging schon stark auf die erste Morgenstunde zu.

Sie schwiegen und tranken.

„Wie lang bist du schon da, Franzl?"

Es war ein eigentümlich böser Blick, der zu dem Fragenden hinüberschoß. Die großen schwarzen Augen des Verkommenen waren mit Blut unterlaufen, wie immer, wenn er mehr trank, als er eigentlich sollte, und sein linkes Ohr glühte. Dann, nach einer Weile des Nachsinnens, entgegnete er: „Weißt es eh, Doktor. So lang wie du. Dein erster Gast war ich!"

Der Wirt kicherte: „Mein erster Gast! Wie viele dann noch angekommen sein! Jessas! wie die Zeit vergeht! Und jetzt bist du mein letzter . . ."

Herr Deym hüstelte. Er hatte mehr gesprochen, als er hätte dürfen. Um seine Verlegenheit zu verhüllen, holte er eine zweite Weinflasche. Er kostete, mit der Zunge schnalzend. „Der ist noch besser. Den mußt schmecken, Franzl!"

Der Verkommene trank; schon ohne alle Andacht. Dann stützte er den mächtigen Kopf auf beide Hände und stierte den Wirt gedankenlos und unverwandt an. Sein Haar war leicht gesträubt, und der ergrauende dicke Schnurrbart hing weinschwer über den geschlossenen Mund. Herrn Deym ward diese stumme Nachbarschaft unerträglich. „Lustige Zeiten haben wir miteinander gehabt, Franzl!" begann er.

Der Verkommene nickte und leerte sein Glas. Dann langte er mit einer jähen und herrischen Gebärde nach der Weinflasche und schenkte sich ein. Die Zigarre warf

er heftig von sich, daß sie gegen die Wand schlug und die Funken sprangen. Herr Deym beeilte sich, ihm eine neue zu geben.

„Wirst mir zum Schlusse noch das Haus anstecken?"

„Zum Schlusse?" knurrte Franzl. „Wär' nicht einmal ein Schad' darum."

„Spaßig bist heut', spaßig!" kicherte Herr Deym. Und dann: „Und immer, in all die Jahr' haben wir zusammengehalten, Franzl! Das ist nix Kleines!"

Wieder ein schwerfällig Kopfnicken. Eine Pause. Endlich: „Haben wir! Aber der Wein ist wirklich besser als der erste. Aber wieso bin ich der letzte?" Und ein unbestimmter Argwohn saß in seinen Blicken und lauerte auf den anderen hinüber.

„Das bist doch immer gewesen, Franzl," scherzte der Wirt verlegen. „Was willst nur heut' von dem Wort?"

„Bin ich immer, Doktor. Bin's immer gewesen. Freilich, wenn man das Sperrgeld nicht zahlen muß und im Haus wohnen tut . . ."

„Ueberhaupt — wo wir so viel miteinander durchgemacht haben. Alle die Jahr' her, Franzl, in Einigkeit und Treu!"

„Allerhand schon," nickte der Verkommene, und sein Blick ward wieder böse.

„No, und hat dir die Jahr' her das Mindeste gefehlt? Kannst was gegen mich sagen? Bin ich nicht alleweil zu dir gestanden, recht wie sich's gehört hat, besser und braver wie deine eignen Leut', recht wie ein Freund und wie ein Bruder? Geradert hab' ich mich, und du hast gelebt wie ein Prinz und wie ein ge-

bildeter Mensch, was du doch bist, ohne Sorgen. Kannst was gegen mich sagen — ha, Franzl?"

„Nix kann ich gegen dich sagen. Nix tu' ich gegen dich sagen," entgegnete der einsame Gast.

„Na also," und er legte seine Hand auf die Schulter des andern. „Das ist mein bestes Zeugnis und meine Ehr', wenn mir mein ältester Freund und mein Gast so eine Nachfrag' geben muß. Da darf man schon stolz sein darauf — gelt, Franzl?"

Der Verkommene schüttelte die Hand von seiner Schulter. Mit einer heftigen, wie ekelnden Gebärde. Es war, als wollte er damit die ganze Demütigung von sich schleudern, unter der er so lange gelebt, bis sie ihm aus dem Bewußtsein geschwunden, und als erkenne er sie nun in ihrer ganzen Furchtbarkeit wieder. „Rühr' mich nicht an, Doktor!" rief er heftig. „Das vertrag ich net."

Der Wirt erschrak. „Nein, wie du nur heut' bist, Franzl ...."

„Bin ich halt einmal so ... Net anrühren, sag' ich dir ... Ich vertrag's net ..."

Herrn Deym ward's ungemütlich, und er flüchtete sich also in die Sentimentalität. „Wenn man net einmal mit seim einzigen Freund soll reden derfen, wie's einem ums Herz ist! Die Jahr' her hab' ich mich geradert und ehrlich geschunden wie ein Hund. Sag' selbst, ob's net so ist, Franzl!"

„Willst leicht ein Testimonium?"

„Und wenn ich's will? Ist's net so?"

„Dich und andere auch," entgegnete Franzl mit ernsthaftem Kopfnicken.

„Nein, was du gspaßig bist heut'," lachte der Wirt etwas gezwungen.

„Meinst? Wennst dich nur net irrst, Deym —"

Der Wirt wurde weinerlich. Er ächzte beweglich. „Das hat man für seine Gutheit! Ich hab immer g'sagt und meine Selige auch: Zu viel Gemüt hast in dir, Klemens! Und alles nimmst du dir viel zuviel zu Herzen, und das frißt an dir, und nix will dir anschlagen. So viel Jahr' hab ich mir nichts vergönnt und hab' nur auf mein Sacherl acht geben, damit ich net auf meine alten Tag' in die Versorgung muß und nur niemanden muß zur Last fallen. Mei' Tochter, mein Lieserl, hab' ich weg von mir gegeben, damit's was Besseres vor sich sieht, als was sie da lernen könnt' bei mir, und jetzt, wo ich mich freut', ich werd' sie bei mir haben — jetzt — —" seine Stimme brach, und er stöhnte gewaltsam.

„Deine Tochter willst du zu dir nehmen? In das Wirtshaus?"

Der Wirt wurde brutal. „Bin ich dir vielleicht Rechenschaft schuldig?" Lump — schwebte ihm schon auf der Lippe. Aber wie er das grimmige Gesicht vor sich sah, die eine Ader, die sich längs der Schläfe schwellend hob, so würgte er das Wort zurück.

„Bist mir's vielleicht mehr als du meinst, Deym!"

Es war eine bängliche Stille; tief und sehr beklommen. Nur die Gasflamme zischte heftiger, streckte sich und sank. Die Uhr war abgelaufen und stand. Deym warf einen Blick darauf.

„Sollt' man eigentlich aufziehn. Muß man aber nicht," sagte er, nur um eine jener beklemmenden Pau-

sen nicht wieder aufkommen zu lassen, die ihn ergriffen und beängstigten.

„Und warum muß man nicht?“ forschte der Verkommene.

„Mußt denn heut' hinter allem was suchen? Weil's Zeit hat bis morgen. Ich bin etwas rauschig, könnt' leicht etwas verderben an ihr, und da steigt sich's schlecht.“ Er hätte viel darum gegeben, diese Nacht hinter sich zu haben oder doch den Verkommenen vollständig trunken zu wissen, wie es eigentlich sein Plan gewesen. Der aber erhitzte sich nur am Wein und blieb dabei vollkommen Meister seiner Sinne. Das ging so nicht. So zog der Wirt nach einer Weile seine Uhr: „Es ist spät, Franzl! Gehn wir schlafen!“

Der andere warf einen raschen und bestimmten Blick nach der Uhr.

„Kenn' ich, die Uhr!“ nickte er, während der Wirt sie eilfertig in seiner Tasche barg.

„Was dir net einfallt! Wo willst sie kennen? Hab' sie noch vor keiner Wochen gekauft. Weil ich vielleicht wieder und auf lang und auf weit reisen tu' und man eine gute Uhr immer gebrauchen kann bei so was.“

„Kenn' ich, die Uhr,“ beharrte der andere und erhob sich schwerfällig.

„Und wennst sie schon kennst,“ trotzte der Wirt, „ist sie vielleicht nicht mein?“

„Dein ist sie. Mußt aber net lügen. Das mußt net.“ Er räkelte sich mächtig und warf auch das andere Zigarrenendchen fort.

Es war, nach der Aussage des Gewölbewächters, gegen halbdrei Uhr morgens, als auch der letzte Schim-

mer Licht im Gasthause des Klemens Deym in der Langengasse erloschen war.

Sie stiegen zusammen die enge und steile Holztreppe hinan, die zum ersten und einzigen Stockwerk führte. Einen Augenblick schwankte der Wirt, ob er nicht einen der Kellner wecken solle. Aber er wollte keine Furcht zeigen. Voran ging der Verkommene, und die Stufen ächzten eigen unter seiner Wucht. Hinter ihm der Wirt, er leuchtete mit einem hochgehaltenen Laternchen, weil er in seinem Hause mit den hölzernen Stiegen kein offenes Licht litt. Der Vordermann blieb oftmals stehen; denn er grübelte und rang mit schweren Gedanken, die mit eins und ungebärdig sich in ihm erhuben.

In sie hinein klang dumpf das Aechzen der Stiege. Hier waren die Jahre seiner Jugend samt allen ihren Hoffnungen vergangen. Diese Stufen hatte er zu ungezählten Malen auf- wie abwärts gemessen. Etwas Wollen, etwas seiner Kraft hatte er darauf jedesmal abgetreten. Wo war nun das Ganze? Hier hatte er endlich gemeint, sein Leben beschließen zu dürfen. Das war für einen, der am Wege, so wie er, verkommen war, immer noch etwas wie ein Glück. Konnte er nunmehr auch nur noch darauf mit voller Sicherheit rechnen? Er zweifelte plötzlich daran; und damit war die Grundfeste seines Lebens erschüttert und alles im Schwanken ...

Es ging etwas vor. Um ihn und also gegen ihn. Was aber? Es dachte sich ihm so schwer. Eingerostet durch Mangel an Uebung war alles in ihm. Aber so viel spürte selbst er noch: es ging sicherlich etwas vor

... Der Wirt plante etwas. Aber was? Der Lump hatte sich verplaudert. Und der Argwohn, der gerade seiner Seele so fern gelegen war, griff um sich wie Flackerfeuer und traf blindlings ungefähr das Richtige: der Mann, der ihn um sein ganzes Leben listig geprellt, der ihn künstlich und mit Berechnung in den Sumpf gezerrt, darin seine besten Gaben erstickt waren, der wollte ihn auf die Straße stoßen, auf der er elendiglich krepieren mußte ...

Da war die Uhr. Deym mochte reden, was er wollte, er kannte sie nur zu gut. Die hatte ihm einmal in den ersten Ferien, nach glänzend bestandenen Vorprüfungen seine Mutter geschenkt. Es war ein sehr kostbares Stück, und er sah noch ihr gutes Lächeln: „Das gehört einmal zu deinem Geschäfte." Natürlich, ein Arzt muß, wenn er nach dem Puls sieht, damit seinen Patienten imponieren. Sie aber träumte ihn schon fertig mit seinen Studien, angesehen, glücklich verheiratet mit dem Mädchen ihrer wie seiner Wahl, und in der Heimat ansässig.

Es war nur gut, daß sie gestorben war, ehe sie an dem einzigen Sohn vollends verzweifeln mußte, daß ihre guten Augen nicht sehen gemußt, was aus ihm geworden war. Aber nicht gut war, daß der Lump hinter ihm dies kostbarste Angedenken mit sich herumtrug. Es war niederträchtig gewesen, daß er es einmal fortgeworfen, um eine Laune, in einem Anfall tollen Begehrens. Der Wirt aber, der es ihm abgelistet um einen Bettel, wie mußte man den erst heißen? Der hatt' es verstanden! Der mit seinen schlechten Mädeln, die einem alles aussogen. Er hörte sein heiseres „Recht hast,

Franzl! Wenn's nur eine Hetz ist!" Er war zu schlecht für die Welt, zu schlecht!

Er fühlte, wie ein unbändiger Haß, der Jahre um Jahre gegen den Wirt in ihm geschlummert, mit einemmale aufwachte und urplötzlich und mit heiserer Stimme um sein Recht schrie und seine Sühne heischte . .

Er schielte nach rückwärts. Herr Deym war immer um zwei Stufen hinter ihm. So einen langen häßlichen Hals hatte der Mensch. Wie gewisse Aasvögel . . . daß ihm das nur noch nie aufgefallen war . . . . Aber man mußte ihn gut daran packen können, gut, sicher und grimmig — und seine Rechte krallte sich wie zur Probe mit stählernem Griff in das Holz des Geländers.

Sie waren oben: „Gute Nacht, Franzl . . ."

Der Verkommene kehrte sich so rasch, daß sich der Wirt verfärbte. Glühende Augen sahen ihn an. Ein Arm hob sich. Das Laternchen entfiel der zitternden und zur Abwehr erhobenen Hand des Herrn Deym. Und eine unbarmherzige Faust griff nach seiner Kehle. „Du wirst nicht, wirst nicht, Franzl!" stöhnte er. Er konnte nicht mehr schreien. Dann stürzte er, tausend irre Funken vor den Augen, ein immer heftigeres und gellenderes Dröhnen in den Schläfen, zu Boden; neben ihm, über ihm der Verkommene, und dieser spürte mit einer erbarmungslosen Lust, wie weich, wie nachgiebig das war, was er zwischen seinen Händen preßte, wie das zuckte und bebte. Nun brach wohl etwas. . .

Er kniete auf die Brust seines Opfers, immer kräftiger drückend, immer achtsamer auf das dumpfe Röcheln und Stöhnen, das da unter ihm vergurgelte

und so schreckhaft leise verwimmerte. Eine namenlose Angst war in ihm selber. Der Mann durfte nicht mehr lebendig aus seinen Fäusten kommen. Er durfte nicht. Dies war sicher. Von diesem Ueberfall durft' er nicht erzählen. Alles andere war gleich. Und jene Mordlust war in ihm rege, die ihn einmal als Knaben überfallen, da er eine Katze gewürgt, welche ihn angesprungen. Immer noch zuckte sie. Er schmetterte ihren Kopf gegen einen Prellstein wieder und wieder. Die roten, tollen Kringel, welche damals vor ihm getanzt, flammten wieder vor seinen Augen. Noch ein Griff — — Endlich! Endlich!

Alles war still. Nichts regte sich mehr . . . Nichts . . . Nichts . . . Er ließ die Leiche; immer bereit, von neuem zuzufahren, dabei erschauernd vor jedem Knistern im Holze, vor jedem Klirren der Fenster, an denen der Frühwind riß, kauerte er neben ihr. Die Uhr nahm er an sich und beschaute sie. Das Laternchen erlosch dann. Es war völlig dunkel. Der Morgen stieg auf, und man fand die beiden.

Am nächsten Tage verzeichnete jener junge Mediziner, welcher eben das Protokoll im allgemeinen Krankenhause führte: „Nr. 716, Franz Kubat, 48 Jahre alt, Studierender der Medizin, Paralysis progressiva." Er hatte sich ohne jede Gegenwehr abführen lassen. Nur als man ihm die Uhr seines Opfers wegnehmen wollte, wehrte er sich grimmig. Von seinem Kollegen erfuhr Siebenschein dies alles.

In einem stillen Kloster Tirols aber harrte ein Mädchen vergeblich auf den Vater, der es abholen und in die Welt einführen gewollt. Nur die amtliche Nach-

richt seines schrecklichen Endes kam. Elisabeth Deym empfing auf Rat der Oberin, um die verlorene Seele des Vaters, der ohne Absolution dahingegangen, zu retten, die Weihen.

Zweites Kapitel.

Die Tischgesellschaft vom Hotel „zum Delirium tremens“ war für immer zerstoben und fand sich auch an einem andern Ort nicht mehr zusammen; Beyerl trieb sich um wie ein wilder Elefant, der keinen Anschluß an eine Herde mehr zu finden vermag, und für den Schranken und Zäune, welche sonst seine Artgenossen binden, nicht mehr bestehen. Aber er war aus einem sicheren Grunde trübsinnig, und so umgarnten ihn öfter Polypenarme, das heißt zu gemein Deutsch: er fiel in die Schlingen seiner Erbfeinde, der Sicherheitswachmänner, und war an Ordnungsstrafen bereits eine solche Summe schuldig, daß er immer kopfhängerischer wurde. In Freiheitsstrafen umgerechnet: er hatte fast ein Jahr zu sitzen, um wieder glatt zu werden; und nachdem er erst im siebenten Jahre seiner Studien stand, so reichten seine rechtswissenschaftlichen Kenntnisse noch nicht so weit, daß er nicht ernstlich an die Möglichkeit eines so grausamen Schicksales gedacht hätte. Immer schwerer ward es, für abbröckelnde Stipendia Ersatz oder einen vernünftigen Grund für die Verlängerung zu finden, und ihm fehlte Förster, der plötzlich in einer ganz unerklärlichen Weise verschwunden war. „Nach Neuseeland oder sonst zu den Zulukaffern“ — Beyerlisch gesprochen — war er

nicht, sonst hätte er Abschied genommen. So tanzten düstere Klostergedanken durch Beyerls Geist. Er, vordem der strengste Wagnerianer, soweit ein lyrischer Tenor das überhaupt sein kann, genoß seither mit Vorliebe „Robert den Teufel", sang fast nur noch daraus und las in seinen Mußestunden, seiner eigenen Aussage nach also den ganzen Tag, damit er nicht ganz verweichliche, Johannes Scherr, seiner Kraftworte halber, die er dann nicht immer glücklich, aber mit Neigung und Nachdruck verwertete. Seine Spürnase für Alkohol war ihm aber geblieben. Er witterte geistige Getränke und vornehmlich gebrannte Wässer in der Wohnung eines seiner Freunde, wie gemeinem Aberglauben nach das Kamel in der Wüste frisches Wasser erwindet. Immer wieder geschah es, daß einer heimkehrend auf seiner Stube „süßen Sang" vernahm. Dann lag sicherlich Beyerl auf dem Sofa, vor sich die geliebte Flasche mit etwas Angenehmem, und sang für sich und vergnügt, solange noch ein Tropfen sich fand, seinen Liedervorrat herunter.

„Ja, mein Lieber, was meinst du eigentlich? Bruderherz, wie eine Nachtigall bin ich. Ueberhaupt, ich bin mehr als eine Nachtigall. Eine besoffene Nachtigall bin ich. Sauft nur Wasser das dumme Vieh, der blöde Piepvogel, wie ein Schneidergesell an Wochentagen. Bruderherz, ich bin aber kein Schneidergesell, im Gegenteil! Oder hast schon einen Schneidergesellen gesehen, der einem Schneider schuldig geblieben ist? Ich bin Eduard Beyerl, alleweil Doctorand juris." Dann schlummerte er ein wenig und ging, äußerlich ruppig, aber innerlich erhoben, an sein Tagwerk. Es

währte nämlich meist bis wieder in den hellen Tag hinein . . .

Karl Stara lebte allerdings nach wie vor in Wien. Aber auch er zog sich zurück. Er hielt sich eleganter denn je, besuchte nur noch Gasthäuser, an die ein anständiger Mensch nicht einmal zu denken wagt, so teuer sind sie — kurz, er wurde vollständig ein Kavalier. Es hätte niemanden mehr gewundert, ihn einmal in einem Einspänner vornehm vorsausen zu sehen. Man sah, er bereitete sich wieder zu einem großen Sprunge. „Der Kerl pomadisiert sich und spricht schon beinahe wie ein Hofrat," urteilte Beyerl. Etwas Schlimmeres hat er nie jemandem nachgesagt.

So weit war er nun noch nicht. Immerhin hielt er augenblicklich weiter, als er noch vor kurzem für so bald erreichbar gehalten hätte. Es währt lange, ehe der Apfel sich zu färben beginnt. Rötet er sich aber erst, so kann die Reife über Nacht da sein. So stand es auch mit seiner Sache. Nur konnte er freilich die kostbare Frucht, deren zeitigen, deren nahenden Fall er so lange und so inbrünstig erfleht und beobachtet, nicht vor aller Augen an sich nehmen. Es gab da Hindernisse. Die mußten wohl übersprungen oder durchbrochen werden. Und die Frage, wie das geschehen müsse, ließ ihm keine Ruhe. Es durfte keine Lücke in seinem Plane geben, kam's zur Entscheidung. Er mußte das Mädchen, mußte Olga v. Mallovan in einer Weise an sich ketten, daß es auch dann kein Zurück mehr gab, wenn selbst sein Geheimnis, das er so lange aller Augen entzogen hatte, offen und klar zu Tage lag . . .

Manches war ihm ja doch geglückt. Er hatte Olga

v. Mallovan in allerdings belanglose, in kleine Heimlichkeiten verwickelt. Er besaß Briefe von ihr; hatte sie, immer auf den romantischen Hang in ihr rechnend, zu flüchtigen, ungesehenen und unbelauschten Begegnungen veranlaßt. Da warf sie einmal das Wort hin, sie hätte um eine bestimmte Stunde in der Stadt zu tun. So wartete er und empfing einen vertraulichen Gruß, einen Händedruck, freundliche, selbst warme Worte. Ihr Bild besaß er. Sie hatte es ihm einmal gewährt, da er klagte, er werde nun wohl bald aus dem Hause scheiden müssen, ohne jede Erinnerung an die hellsten Stunden seines sonst so trüben Lebens . . . „Ihre Olga," stand in großen und entschiedenen Buchstaben darauf. Denn sie gab sich frank, wie sie war. Zu einer eigentlichen Vertraulichkeit aber fehlte ihm der Mut, der nur Mägden und Dirnen gegenüber dreist war und dies Mädchen immer sehr über sich sah. Was er erreicht, hätte einem Schwärmer genügt. Der war er nicht. Für seine eigentlichen Zwecke aber galt es nicht viel. Kam es auf, so mußte es nur die Eltern gegen ihn erbosen, ohne zu einem Zwange zu gunsten seiner Pläne stark genug zu sein. So gut konnte er schon rechnen. Und gesellt der Besorgnis vor dem Verluste eines so nahen und so einzigen Gutes, wie es ihm der dauernde Besitz Olga v. Mallovans schien, durch jede dreiste Uebereilung, war in ihm eine Furcht und eine Beklemmung aus der Vergangenheit und peitschte ihn vorwärts. Er liebte das Mädchen kaum, nicht einmal nach dem Maße, als er überhaupt einer Neigung fähig war. Eine innerliche Scheu in ihm, dies fühlte er durch alle Stunden wie zu Beginn, würde ihr gegenüber niemals weichen.

Aber er wollte sich an sie klammern, als die einzige, die stark genug war, ihn über alles das hinweg zu heben, was er mit Schaudern hinter und unter sich sah und fühlte . . .

Einen Mann, der Karriere machen mußte, wünschte der Vater für das einzige Kind, den der Einfluß des Vaters fördern, der Reichtum der Mutter würdig inszenieren konnte, der die Freiherrnkrone entweder schon trüge oder in naher Zeit erlangen müßte. Einen glänzenden Offizier oder einen jener Beamten, die, von unsichtbaren Händen gehoben, dort zu fliegen scheinen, wo andere mühsam und mit langen Rasten auf steilen Stufen emporklimmen. Es gibt deren, und sie sind viel umworbene und sehr begehrte Schwiegersöhne im alten Beamtenstaate Oesterreich. Dazu hatte Herr Stara nicht das Zeug in sich; das wußt' er. Es schon gar nicht, der an dem Tage, an welchem er heiratete, den Staatsdienst für immer verlassen mußte. Denn er war ein Priester; er trug diesen in Oesterreich unverlöschlichen Stempel: er hatte die oberen Weihen empfangen . . .

Und das waren Erinnerungen, wie sie nichts mehr austilgen kann. Sie lagen im Grunde seiner Seele und wiesen jedem Glück, welches sich ihr nahen wollte, spitze und freche Zähne. Unter ihnen vor allem ein Spätherbsttag, grau, wie man ihn nur im flachen Lande Mährens kennt. Da rieselt es, unablässig, eintönig, schleiernd. Und die Welt ist sehr häßlich, und ein dumpfiger Geruch all der üblen Gerüche, welche vor dem strömenden Wasser nicht gen Himmel steigen können, geht durch sie; und der Wind ächzt von den fernen, fernen Hügeln her, durch die nackten Bäume winselnd,

und über die weite, weite Ebene, von der man doch vor dem steten Regen nichts sieht. Man verlangt sich's nicht. Man weiß, wie traurig das Ganze ist; aus der Trostlosigkeit des Ausschnittchens, das man überblickt, weiß man das. Und es schnürt einem das Herz, und man wünscht sich nur die Nacht, die stille Nacht herbei, damit dies schreckliche Grau in dem einen großen Schwarz verschwinde. Er aber ersehnte sie damals auch, damit sie ihn mit seiner Schmach verbärge. Denn an einem solchen Tage war er damals heimgekehrt, unmittelbar nach den großen Ferien, zum erstenmale und gleich für immer in seinem Berufe gescheitert. . . .

Bei einer Nachbarin hatte er sich versteckt. Ein flachshaariger, stumpfnäsiger Bube war zu seiner Mutter durch den Kot patschend gelaufen und hatte ihr gemeldet, Pan Karel sei heimgekommen und gar nicht mehr als ein hochwürdiger Herr angezogen. Er scheute sich vor der Begegnung mit dem jähzornigen Vater, schämte sich, so vor den Geschwistern zu erscheinen, die man schon zur Verehrung des Geweihten des Herrn erzogen hatte. Wieder wünschte er, der grimmige Vater erschlüge ihn wirklich, statt erst zu drohen, damit nur alles vorüber sei. Denn was sollte mit ihm werden, den man so lange für diesen Beruf erzogen? Zumal bei der Armut seiner Eltern, die ohnedies mehr an ihn gewendet, als ihre Mittel eigentlich verstattet hätten? Und dennoch sah er das Leid seiner Mutter ohne eigentlichen inneren Anteil. Die hatte sich schon auf seine Primiz gefreut; es geschah ihr ganz recht, wenn ihr der Spaß so garstig verdorben wurde. Oder hatte er selber sich darauf gefreut? Oder wer hatte mehr in ihn

hineingeredet, er solle geistlich werden und dann seine Schwester zu sich nehmen, wenn nicht eben sie — he? Und warum? Nur weil er eine hübsche Stimme hat, andächtig auf dem Chore sang und sich beim Ministrieren geschickt benahm? Warum nicht lieber gleich Opernsänger? Was? Und er hatte sich beschwatzen lassen und taugte nun einmal gar nicht dazu, nein, beim Sakrament nein, und das Unglück war nur, daß dasselbe so zu spät geschehen war. Und die dachten nur an sich und jammerten, und an ihn nicht. Pfui, wie schlecht!

Während er so jahrelangen Groll ausatmete, sah ihn die Mutter unablässig und unverwandt mit ihren guten, nicht gar klugen Augen an und stöhnte immer wieder: „Karlitschku, mein Söhnchen, mein geistliches Herrchen — was will mit dir?"

Das war ihm gleich. Und eigentlich, es war gut so. Er taugte nicht zum Priester. Durchaus nicht und mit keinem Tropfen seines Blutes. Und die Ehre? Er pfiff darauf. Jawohl — das tat er. Arbeiten wollt' er. Wozu war er stark? Hätt' man ihn arbeiten, hinterm Pflug gehen lassen! Aber im Dorfe konnt' er nicht mehr bleiben. Das sah er ein. Wegen der dummen Leute nicht. Und ob die Mutter glaube, weil er den verdammten Kittel getragen, so sei er kein Mann mehr und spüre nichts dabei, wenn ihm ein junges hübsches Mädel die Hand küßt? Daß er die verdammte Bude in Olmütz nicht angezündet habe, als er gegen seinen Willen draußen stand, das sei der einzige Vorwurf, den er sich mache. Dem Präfekten aber werde er's schon noch zeigen und seinen Tritt geben, dem

Scheinheiligen. Selber hat er ein Mädel. Jeden Tag geht er zu ihr, und wir haben gesehen, wenn er uns ausgetrieben hat, wie man Schafe austreibt in die Stoppeln, wie er immer geschielt hat nach ihrem Fenster. Immer, und mit solchen Kalbsaugen. Und mich schmeißt er heraus, weil ich nicht reich genug bin und mir nicht eine halten kann für mich allein und einmal also Unglück gehabt hab'? Wart' nur, Spitzbub! Sollst noch denken an mich.

Die Mutter jammerte wieder: „Karlitschku, mein herzliebes Söhnchen, mein geistliches Herrchen, was soll nur mit dir?"

Er wurde sehr zornig. Sie solle ihn nicht mehr so heißen, durchaus nicht, wo er froh war, daß er es los ist. Wenn ihm nur wer die zwölf Jahre zurückgeben könnte, die er damit schon blödsinnig vertrödelt. Und in einem jähen Umschwung, echt slavisch begann er zu weinen und sich zu bedauern, zu wünschen, der Vater schlüge ihn doch nur wirklich tot, wo er nichts mehr auf der Welt zu suchen habe, und der Selbstmord sei eine solche Sünde, bis sich die Mutter nicht mehr zu helfen wußte und aufschluchzte: „Karlitschku, mein Söhnchen . . .", beendet hat sie den Satz nicht.

In der gleichen Nacht noch fuhr er nach Wien. Ein Knechtlein trug ihm die wenigen Sachen zur Bahn; daß er sich allein bemühe, litt der Stolz der Mutter auf den studierten Sohn immer noch nicht. Schattenhaft im letzten Augenblicke tauchte die alte Frau auf, steckte ihm zu, was sie in der Eile zusammenkratzen gekonnt bei Gevattern mit Bitten und dem Juden mit Versprechung, küßte ihm in der Hast und Zerstreutheit wie-

der die Hand, von der sie gehofft, sie werde einmal so vielen den Segen spenden. Er zählte vor ihr das Geld, das sie ihm zugesteckt. Es war wenig, und er machte kein Hehl, daß es ihm nicht genüge, obzwar es immerhin, wie er bei sich wußte, viel mehr war, als sie von rechtswegen hergeben konnte. Eine eigentliche Rührung gedieh auch in diesem Augenblicke nicht in ihm, obzwar er entschlossen war, nie und unter keinen Umständen mehr heimzukommen. Dafür war er seinen Leuten schon allzu entfremdet.

Seine und der Seinen Wege schieden sich von dieser Stunde für immer. Den Familiensinn hatte man ihm in der grimmigen Zucht ertötet, die durch ein Dutzend Jahre bestrebt gewesen war, ein tüchtiges Glied der größten und geschlossensten Familie aus ihm zu machen, welche die Welt kennt, der katholischen Priesterschaft. Genommen hatte man ihn. Aber die Weihen hatten nur sein Haupt berührt, nicht sein Herz. Ihn zu diesem ernsten und hohen Beruf tauglich gemacht hatte man nicht; nur für jeden anderen Beruf, der eigenes Eintreten fordert, konnte man ihn verderben. So kam er in die große, weite Stadt, und das Gefühl jener peinlichen Zeit, jener Stunde, in der er selber mit Schrecken erkannt, wie ausgehöhlt und empfindungsarm er war, ging ihm die Jahre her nach, überfiel ihn schmerzhaft in Augenblicken einer Art Erkenntnis, wie sie niemandem erspart bleiben.

Von alledem aber konnte ihm Eine Erlösung gewähren: Olga v. Mallovan. Sie konnte ihn erhöhen zu sich. Und sie mußt' es, oder er hatte endgültig verspielt. Denn so jung war er nicht mehr, daß er noch

einmal alles auf eine Karte hätte setzen dürfen. Er mußte sie an sich reißen, und er wollte alles daran setzen, daß ihm dies eine glückte.

Einen nach seinen Begriffen höchst ansehnlichen Betrag, genügend für die Ausführung eines geheimsten Planes, hatt' er erspart. Er trug ihn immer bei sich, in möglichst großen Noten, sorgfältig gelegt und hübsch geordnet. Nur um den günstigen Augenblick handelte es sich, der ihm Gelegenheit geben sollte, dem Mädchen mit seinen letzten Absichten zu kommen. Sie aber hatte die Selbständigkeit von Kindern aus innerlich uneinigen Ehen, die, kaum zu ihren Jahren und zu ihrem Urteil gekommen, nun von dieser, dann wieder von der andern Seite zu Mitwissenden und selbst Schiedsrichtern aufgerufen werden. Wollte sie nur, so bestand für sie keinerlei Rücksicht.

Es fehlte ihm auch nicht an Gelegenheit, ihr immer mehr, wie näher zu werden. Die gelegentlichen Begegnungen von früher waren häufiger und dauerhafter geworden; man ging einige Schritte zusammen. Schon gab, wenn ihr ein Einfall kam, ein Billet die Stunde und den Ort. Er durfte Päckchen tragen, und es gibt so allerliebste enge und dunkle Gäßchen in Wien, wo sich behaglich plaudern, in Durchhäusern verschwinden, auf stillen Plätzchen weilen läßt.

Und sie war seelenvergnügt und meinte, damit schon ihr Abenteuer erlebt zu haben. Dabei war etwas Blankes an ihr. Wie am Federkleide eines Schwanes das Wasser, so glitten an ihrer ruhigen und bewußten Reinheit unlautere Wünsche ab. Ihr genügte der Verkehr eben vollkommen, wie er sich zwischen ihnen so ge-

mach gestaltet hatte. Das lähmte Herrn Karl Stara, der mit dieser Sorte Frauen noch gar keine Erfahrung hatte. Ob sie wohl immer so blieb? Immer, und auch dann . . . Ihre Vornehmheit und ihr freies Wesen entzückten ihn und schlugen ihn zugleich nieder. Daß sie nicht Eile hatte, verstand er. Wie also sollte sie sein Drängen begreifen und teilen?

. . . Es war zu Beginn des Juni. Noch lag in der Luft jene köstliche und frische Feuchte vom Frühling her, der kaum erst reich und schön abgeblüht hatte. Ein fröhliches Zittern lag über den Straßen, in allem. Die Menschen hatten sich herausgeputzt, ohne anderen Grund, als dem schönen Tag zuliebe, der in ihnen das Bedürfnis geweckt, der hellen Sonne festlich zu begegnen. Eine innere Vergnügtheit war über ihnen.

Herr Karl Stara stand harrend am Eingange des Volksgartens, Pferdebahnwagen nach Pferdebahnwagen rollte vorüber. Er wartete, einen Rosenstrauch in der Hand, aufs beste herausgeputzt und mit jenem etwas dämlichen Ausdrucke, den die Ungewißheit jedem Gesichte verleiht. Die Bonnen, die, Reif und Ballen tragend, mit ihren Pfleglingen an ihm vorübergingen, kicherten und nickten einander zu, wie sie den sehr ernsthaften Mann sahen.

Endlich kam Olga. Sie trug eine gelbseidene Bluse. Der gelbe Strohhut auf den braunen Haaren, in denen immer noch etwas vom Golde der ersten Jugend schimmerte, war mit roten Rosen bedeckt, die einen Widerschein auf ihr eigentlich blasses Gesicht mit den grauen und fröhlichen Augen darin warfen. Sie reichte ihm herzlich die Hand; mit einer hastigen und freudigen

Geberde befestigte sie den Strauß nickender Teerosen an ihrem gelben Gürtel. Sie hatte ihren schönen und glücklichen Tag; sie wußte das, und es erhöhte ihre herzhafte Gutlaunigkeit.

Hinter dem umfriedeten Raume spielte die Militärkapelle. Die beiden schritten auf und ab. Das Mädchen horchte der Musik, und jeder frische Walzer weckte eine hübsche Erinnerung in ihm. Sie liebte den Volksgarten. Er hat etwas von der halben Oeffentlichkeit und wieder von der verhohlenen Vertraulichkeit eines Ballsaales. Man ist im Grünen, und dennoch reckt sich die Stadt allenthalben heran. Es ist meist bessere Gesellschaft, was man so sagt, die sich hier findet. Ein ziemlich lebhaftes Gewühl; man verliert sich darin und weiß sich wieder zu treffen. Daß man aber nicht ganz vom Wege komme, so sieht allenthalben die Ringstraße oder die nahe Burg mit den an ihr angegliederten Palästen durch die zierlichen Gitterstäbe hindurch, und man hört das Klingeln der Pferdebahn und das Plaudern derer, die draußen auf dem Ring lustwandeln, sieht die hellen Gewänder. Es ist ein fröhliches Weilen da. Wie eine Musik klingen diese wirren und wechselnden Laute ineinander. Eine schmeichlerische Walzerweise schlägt durch. Ein erhöhtes, ein reichliches und wohlgesittetes Leben wogt um einen und lockt mit weichen und spielenden Wellen. Und dazu wölben sich grüne und dichte Kastanien über denen, die sich hier ergehen; ernst und weiß schimmern die strengen Säulen eines Tempelbaues durch das Grün der Laubengänge. Und es blinkt von fremden und bunten Blumen in satten Rasenbeeten.

Sie gingen einigemale ziemlich hastig auf und nie-

der. Man sah, wie wohl es dem Mädchen tat, nach dem endlosen, gesitteten Sitzen im Pferdebahnwagen, nach der immerhin langweiligen Fahrerei durch gedehnte Straßen, an traurigen Zinskasernen und armem Volke vorüber, die jungen und gelenken Glieder gebrauchen zu können. Endlich blieb Olga vor der Musik stehen. „Hübsch ist's da, Herr Stara. Immer einmal hübscher wie das letztemal. Mir gefällt's da, wie sonst nirgends in Wien."

Er nickte nur aus seinen Gedanken heraus. Eben begann man „Rosen aus dem Süden" zu spielen. Ja, der Süden, das war es wohl. Dorthin, wenn auch nur auf einige Tage. Und seine Augen hafteten begehrlich auf dem schlanken Körper, der sich unbewußt in den Hüften hob, dem Takte gehorsam. Sie fühlte seine Blicke auf sich ruhen und ließ sie sich ganz gerne gefallen, in der sicheren Gelassenheit eines Weibes, welches wohl weiß, daß seine Schönheit Verlangen wekken muß, und zugleich in sich die Mittel kennt, sich die entflammte Lohe nicht näher kommen zu lassen, als ihr eben genehm ist. Endlich wendete sie sich und lachte ihr helles, feines, jubelndes Lachen: „Und das ist alles, was Sie mir zu sagen haben, Herr Stara?"

Er wurde rot, und das gefiel ihr eigentlich wieder an ihm. Er stotterte in Verlegenheit: „Ich dachte nur eben, Fräulein!" ... Ein Bekannter ging grüßend vorüber. Sie nickte mit aller Unbefangenheit, wie eine, die weiß, daß ihr nicht gut etwas mißdeutet werden kann. Herr Stara aber stammelte: „Ich dachte, wenn man uns hier sieht." ...

Den geheimen Wunsch, man möchte sie doch nur mit

ihm bloßgestellt glauben, erriet sie nicht. So lachte sie denn abermals, noch vergnügter, fast wie ein Schulmädel, das eben einen arglistigen Streich hinter sich hat, und sah ihm ruhig und voll ins Gesicht, daß ihm ganz schwül ward. „Na also — das hat man davon. Also: Sie genieren sich, mit mir gesehen zu werden. Und ich dachte schon, der liebe Himmel allein weiß, wie wichtige Sachen Sie nicht mit mir da auszumachen und zu bereden haben."

Er wurde verlegen . . . „Aber gnädiges Fräulein . . . wo denken Sie hin?"

Ihr machte seine Unbeholfenheit immer mehr Spaß, sie ergötzte sich daran, an ihrer Ueberlegenheit, und unterhielt sich ganz ausgezeichnet dabei. Je gelassener und heiterer sie aber wurde, desto tiefer sank sein Vertrauen in den Plan, den er so klüglich ausgeheckt meinte. „Aber, Fräulein," stotterte er, „ich dachte ja nur, man kann hier nicht vertraulich genug reden, so wie mir's heute zu Herzen ist und wie ich eben heute mit dem gnädigen Fräulein reden möchte . . ."

„Soo?" machte sie gedehnt. „Ich meinte, gerade hier könnte man's. Hier hat jeder mit sich selber oder mit anderen zu tun. Gibt also nicht acht auf uns. Und hier darf man uns zwei mitsammen sehen. Denn zu verstecken haben wir doch nichts miteinander und vor niemandem, Herr Stara?"

„Leider," ächzte er und sah dabei so komisch unglücklich aus, daß sie wieder lächeln mußte. Nein, der Mann war nicht gefährlich oder höchstens aus einer gewissen Entfernung, durch die er nur gewann. Den durfte man sich getrost näher kommen lassen. Und in

einer recht übermütigen Laune schob sie ihren Arm in den seinen. „So gehen wir wenigstens wieder, Herr Stara!"

Seine Unsicherheit stieg ins Maßlose, wie er so den blühenden Leib unmittelbar an sich fühlte. Es duftete auch so stark nach heftigen Parfüms in dem Garten, der sich allmählich zu überfüllen begann. Auf allen Rondellen saßen Kopf an Kopf Männer und geputzte Frauen, Jauchzen der Kinder stieg gen Himmel. Sie jagten sich, aufgedonnert wie zierliche Aeffchen, um den Tempel, versteckten sich. Hinter den feierlichen dorischen Säulen guckten blonde und braune Köpfchen vor, die Haare wehend in ungestümer Bewegung, die Gesichtchen gerötet, die Kleidchen flatternd um die warmen, in Freudigkeit zuckenden Körperchen. Und die Musik sang rhythmisch und fordernd, dann wieder flehend in geheimer Bitte in dies alles hinein, und in den Baumkronen war ein Wogen und ein leises, klagendes Aechzen, wie sich nun der frische Abendwind erhob und mit seinem kühlen und walddduftigen Atem vom Kahlengebirge hineinhauchte in dies überlebendige Leben, das Olga bestaunte, wie wenn sie's noch nie so, ebenso gesehen hätte wie diesen Tag. Endlich, es waren eben zwei Mietsessel frei geworden, setzten sie sich. Herr Stara so eng an sie wie nur möglich. Die Hand mit dem hellen gelben Handschuh, der hoch hinauf ging, lag ihr im Schoße. Und unversehens ergriff sie Stara: „Fräulein Olga . . ."

Sie sah ihn recht spitzbübisch, mit lachenden Augen und blanken Zähnen an: „Ja, so heiß' ich, mit Taufnamen. Und getauft bin ich bei St. Stefan, und vom

Erzbischof von Wien. Und meine Taufpatin war eine Russin von der Botschaft. Feiner kann man's schon nicht mehr haben. Aber, es schickt sich eigentlich doch nicht gut, daß Sie mich so ohneweiteres dabei anreden, Herr Karl Stara."

Er hörte nur das Karl. „Fräulein Olga, gnädiges Fräulein! Sie sind so schön ..."

Sie verwunderte sich: „Nein! Um das zu hören, ist es freilich schon dafür gestanden, daß ich von Dornbach hereingekommen bin."

„Gnädiges Fräulein Olga," er drückte ihre Hand stärker, „Sie sollten mich nicht ausspotten."

„Tu ich's denn?" antwortete sie überlegen und zog die Hand sachte und unmerklich zurück. „Das habe ich sonst nicht in der Gewohnheit."

„Sie sind schon, gnädiges Fräulein Olga, wärmer zu mir gewesen, sehr viel wärmer und schon oftmals."

„Ja, bin ich's?" entgegnete sie nachdenklich. „Das kommt wohl so und geht wieder so und läßt sich nicht kommandieren."

„O, mein gnädigstes Fräulein Olga!" Er machte sein steinunglücklichstes Gesicht und sah so bekümmert und niedergeschlagen aus, daß sie in ihrer Gutmütigkeit das Bedürfnis fühlte, ihn zu trösten. „Und was meinen Sie eigentlich? Soll ich Ihnen vor den Leuten da um den Hals fallen und Sie abküssen, Herr Stara?"

„Erinnern Sie sich also noch daran," machte er ganz verzückt.

„Ja," sie wiegte nachdenklich den Kopf, „gewiß, gerne, und warum denn auch nicht? Es war so schön und voller Mond. Und der Park uns gegenüber war

eben zackig und schwarz wie ein Geheimnis, und etwas Silber vom Mond auf den Baumgipfeln. Und ich hab' das so gern, und Sie hatten eben Chopin gespielt, die Nocturne, und Ton um Ton tropften so geisterhaft wie noch nie, und ich allein habe Sie durch unseren Garten bis zum Tor begleitet und da hab' ich mir gedacht: das ist nicht bezahlt mit drei Gulden die Stunde." Sie brach ab, ein Lächeln der Erinnerung flog flüchtig über ihr Gesicht, und sie reichte ihm die Hand.

Er beugte sich darüber, drückte sie leidenschaftlich, hatte das Gefühl, er müsse etwas Poetisches erwidern, und es fiel ihm durchaus nichts ein, was nicht selbst geradezu störend gewesen wäre. So schwieg er lieber, küßte den Handschuh unablässig, daß sie fühlte, wie es ihr den Arm hindurch aufstieg, höher, bis zum warmen, pochenden und verlangenden Herzen. „Ah, Olga, Fräulein Olga!" stöhnte er unablässig wie in einer Verzückung. Ihr genügten diese gestammelten Worte. Die Stimmung der Stunde, eine Erinnerung aus der Vergangenheit, an ihr einzig Geheimnis vor den Eltern überkam sie und machte auch sie weich.

Er fühlte die Gunst des Augenblickes. Er neigte sich ihr zu und flüsterte heiß in ihr zugewendetes Ohr. Dazu spielte man drüben gerade eine süße und begehrliche Weise, und in ihr schwoll alles mit diesen Tönen und diesen raunenden, schwülen, verlangenden Flüsterlauten. „Fräulein Olga! Ah, gnädigstes Fräulein . . ." Sie kehrte sich ab, ihre Beklommenheit zu verbergen. Aber ihre runde Wange zuckte . . „Was wollen Sie denn, Herr Stara?" hauchte sie und empfand, wie mit jedem leisen Wort das Geheimnis sein goldenes

Netz enger um sie beide warf.

„Wissen Sie, was ich mir damals gedacht hab'? Olga, wissen Sie's?" Und er preßte ihre Hand, daß er ihr wehe tat. Dennoch empfand sie in dem starken Schmerz eine verhohlene Süßigkeit, eine Art Bürgschaft der körperlichen Ueberlegenheit des Mannes neben ihr, der mit einemmale alles lächerlich Unbedeutende verloren hatte, das ihm in ihren Augen noch vor kurzem angehaftet.

„Was denn, Herr Stara?" sprach sie sehr weich und sehr langsam.

„Ich hab' mir damals gedacht: Wenn sie doch mein wäre! Für immer und vor der ganzen Welt . ."

Sie versuchte zu spotten: „Da haben Sie just nicht den dümmsten Einfall und den schlechtesten Geschmack in Ihrem ganzen Leben gehabt." Dann aber, plötzlich und mit durchbrechendem, ehrlichem Gefühl: „Herr Stara . . . Karl . . . Das hab' ich mir seitdem auch schon manchmal gedacht." . . .

„Olga!" Er schrie auf. Es lag ihm auf der Brust wie ein Alp. Er mußte schreien, wenn er nicht ersticken sollte.

Sie sah noch immer und mit dem gleichen verlorenen Blick ins Weite. „Nicht so laut, Karl. Kein Aufsehen, lieber Stara!"

„Olga — sie werden uns aber niemals zusammengeben. Wer bin ich denn? Und wer bist du?"

Das Du berührte sie peinlich, ohne inneren Grund widrig. Wie etwas, das zu früh kam. „Sie werden schon, denk' ich. Nur müssen Sie vorher etwas erreichen, und man darf die Geduld nicht verlieren und

sich durch ihren Einspruch nicht gleich beirren lassen, Herr Stara!"

„Ich kann aber nicht mehr warten. Ich geh dann zugrund, Fräulein Olga! Ich trag' das mit mir herum, das weiß unser lieber Heiland allein, wie lange schon. Ich glaube, seit ich Sie kenne. Ein anderer Mensch bin ich geworden, Fräulein, durch Sie. Ein Lump bin ich gewesen, und ein braver Kerl bin ich, der sich plagt und was auf sich hält und nicht mehr sich wegwirft an Lumpenhunde und schlechte Mädchen, die nur warten, daß ich ihnen winken tu' wie früher, und einer bin ich, der an nichts denkt, nur an Sie, Fräulein. Und soll das alles umsonst gewesen sein? Olga! Liebe Olga! Erbarmen Sie sich!" Es war alles sehr ehrlich gemeint und sogar empfunden, was er sprach. Und dennoch zischelte ein falscher Ton durch, den sie sehr genau vermerkte. Auch begann sie das Flüstern, das sie anfangs berauscht, nun schon nervös zu machen. Noch aber hielt die weiche Stimmung vor. „Ja, aber was dann, Herr Stara?"

„Ich hab' mir's ausgedacht und nicht erst seit heute, Olga . . . Zwingen müßte man sie, wie deine Mutter ihre Eltern gezwungen hat . . ."

„Nicht erst seit heute?" fragte es in ihr. „Ja, wie meinen Sie das?" erwiderte sie laut.

„Sie werden anders nie nachgeben," jammerte er beweglich und küßte abermals ihre Hand. „Außer wir müßten fort, zusammen. Alles Glück vorwegnehmen müßten wir. Dann nämlich kann man uns nichts mehr nehmen. Wir sind arme Teufel alle zwei, liebes Fräulein Olga . ."

„Wir?“ entgegnete sie verwundert. „Wir?“

„Also bin ich's,“ stammelte er, „und ich hab' vorgesorgt für alles. Das Geld habe ich bei mir. Zur Bahn, und fort. Und übermorgen ist alles gut ...“

„Ich soll für Ihr Geld reisen? Das kommt mir doch komisch vor ...“

„Ich bitt' dich, Olga! Hat's denn deine Mutter anders gemacht? Ein Telegramm, und sie geben nach und sind nicht unversöhnlich.“

„Es ist aber auch danach ausgegangen,“ entgegnete sie und wiegte nachdenklich das Haupt. „Ich wünsche mir's anders. Und Sie wissen ja, wie das im Grunde bei uns zugeht, wissen's so gut wie ich.“

„Es soll auch anders werden. Olga, liebste Olga!“ Er faltete bittend die Hände.

Sie fühlte, daß wieder ein Teil seines Bannes brach, als er sie losließ. Sie sah sinnend und wie unschlüssig nieder auf ihren Handschuh. Da waren häßliche Flecken von seinem Munde, und sie wischte unbewußt daran. Dann, mit einer ungewollten, ungestümen Wendung, sah sie ihm ins Gesicht. Es glomm in seinen sonst verschleierten Augen ein mächtiges Feuer, das ihr nicht mehr bedrohlich war und also gründlich mißfiel. So durfte man sie nicht ansehen. Sie erhob sich. „Ich denke, wir gehen, Herr Stara. Gewartet auf Sie hätt' ich. Auch Jahre. Durchgehen mit Ihnen tu' ich nicht ...“

Er war ganz vernichtet. „Olga,“ bat er, „gnädigstes Fräulein Olga!“ In ihr aber war die Grausamkeit des Weibes erwacht, das rechtzeitig erkannt, einen wie schiefen Schritt es zu tun geneigt war. Sie kehrt

sich immer gegen den, der es dazu bewegen gewollt. Sie nahm ihre Schritte dem Ausgang zu. Es dunkelte bereits; die Gasflammen waren angezündet und glommen in leuchtender Reihe zwischen den Laubkronen. Es klang und sang immer noch um sie; aber Töne und Weisen fanden keinen Nachhall mehr in ihrem Herzen und hatten also auch keine Macht mehr über sie. Am Gittertor blieb er stehen, faltete nochmals die Hände und sah sie noch einmal beweglich an. Sie erwiderte seinen Blick, musterte ihn und begriff durchaus nicht, wie dieser Mann, der nun so jämmerlich vor ihr stand, so kurz vorher auch nur für einen Augenblick in ihr einen Sturm hatte anfachen können, stärker, als er geahnt, als er zu nutzen verstanden. Sie fühlte sich jetzt schon als Siegerin, als die überlegene Dame.

„Olga!" bat er noch einmal.

„Sie wünschen, Herr Stara? Aber ja, nicht wahr, Sie wollen mich nach Hause begleiten? Sie haben recht. Eine Dame braucht Begleitung, ich hab' das erst heute gesehen. Sonst, allein kann sie immer unziemlichen Zumutungen ausgesetzt sein. So haben Sie's doch gemeint, nicht wahr?"

Sie stieg ein. Er zögerte. „Ich bitte," gebot sie sehr bestimmt. Er sprang auf den rollenden Wagen, stellte sich neben sie. Kein Wort wurde während der ganzen langen Fahrt zwischen ihnen gewechselt. Man war am Ziele. Sie verneigte sich: „Ich danke für die Begleitung. Sie werden aber hoffentlich selber begreifen, daß Ihr Verkehr in meinem Elternhause nach dem heutigen Tage sein Ende haben muß. Ich möchte mich nicht wieder ähnlichen Zumutungen ausgesetzt

sehen. Ich will auch nicht immer an meine Unbedachtsamkeit erinnert sein. Einen Grund für Ihr Ausbleiben werde ich schon finden. Gute Nacht, Herr Stara."

Er sah ihr nach, ohne ein Wort zu wissen. In ihm würgte es, und alles stockte. Wie langsam sie nur ging! Ganz so, als könnte ihm der Einfall kommen, ihr nachzustürzen, über sie herzufallen und — und was? Und als wollte sie ihm zeigen, wie garnicht sie sich in einem solchen Falle vor ihm fürchte. Er fühlte sich die Tränen kommen, schluckte und kaute an ihnen und sah dabei so heillos albern und gottverlassen aus, daß selbst eine Art Ekel in ihr aufstieg, da sie zurückschaute und ihn immer noch so jammervoll dastehend erblickte. Sie griff an den Gürtel. Da steckten immer noch seine Rosen. Sie roch herzhaft zu ihnen und warf sie dann mit einer hastigen Gebärde von sich. Nun erst fühlte sie sich vollends befreit . . .

Herr Stara war kein Phantast. War es höchstens in seinen Berechnungen, nicht, wenn er nachher ihr Ergebnis überprüfte. Er wußte nun schon: dies Spiel war für immer aus, das Gebäude seiner Zukunft, an dem er durch Jahre mit heimlicher Kunst und Mühe gezimmert, war in diesem Augenblick für immer und vernichtend eingestürzt. Auf ihm lastete es mit voller Wucht. Er war sehr niedergeschlagen und körperlich ermüdet; und als ihm das Mädchen endlich bei einer Biegung des Weges entschwand, da brach er förmlich und schwer auf einer Bank nieder. Mühselig hielt er noch an sich, klaubte sich zusammen, torkelte verloren wie trunken und ohne rechte Besinnung stadtwärts. Aus einer Kneipe drang helle Heurigenmusik, nun auf-

jauchzend in übermütiger Lust, nun in sich zusammensinkend, wie erschöpft von der bacchantischen Freude, nun kläglich und rührselig. Er brauchte eine Stärkung, und so betrat er den übervollen, rauchigen Raum, in dem manchmal ein heiserer Juchezer übermütig und weinschwer zur verrußten Decke emporstieg. Heute vermochten der Jubel, das taktmäßige Händeklatschen nichts über ihn, die ihn sonst mitrissen. Ein Glas Wein ließ er sich bringen. Er stierte lange hinein, ehe daß er trank, und eine bitterliche Sehnsucht nach herzhaften Tränen überkam ihn davor. Er breitete seine Arme: „Mütterchen, meine arme Mutter!" stöhnte er vor sich hin . . .

Drittes Kapitel.

Die Stube war überfüllt, als sie Simon Siebenschein auf Beyerls drängende Bitte zum erstenmale betrat. Nur sechs Personen waren in ihr versammelt, und dennoch meinte man darin kaum atmen zu können. So dick wölkte sich der Rauch, so eng und ängstlich zugemessen war der Raum. Am Fenster in seinem grünen Bauer hing der Finke Försters. Und wie die helle Sonne schien und er das Durcheinander der Stimmen vernahm, so zwitscherte er manchmal seinen freudigen Lock- und Waldruf vor sich hin oder hub, wie sich selber prüfend, ein kurzes Gesätzel an, das er immer wieder abbrach. Der Tisch war nicht gedeckt; eine große schwarze Flasche mit Slibovitz stand darauf. Unbereitet, ordentlich zerwühlt war das Bett. Man sah, es hatte

jemand zu sehr übermüdet den Schlaf darin gesucht und nicht gefunden.

Auf dem grünen Sofa, in eine abgeschabte Kutte gehüllt, lag der, dem zuliebe diese Versammlung veranstaltet ward. Raimund Förster war jählings wieder aufgetaucht, und die weiland Stammgäste vom „Hotel Delirium", insoweit sie nicht das Leben schon nach allen Winden vertragen, hatten sich eingefunden, den verlorenen Freund zu begrüßen. Er war sehr matt und heruntergekommen. In seinen Augen glomm ein schweres Fieber, und es war an dem ganzen Menschen alles abgezehrt, erschöpft, ausgehöhlt von innen. Als ihm Siebenschein die Hand reichte, griff er unmerklich gewohnheitsmäßig nach dem Puls. Er mußte an sich halten, sein Erschrecken nicht zu verraten. Das war der Puls eines Herzkranken im letzten Stadium, und auch aus der Stimme hörte man die ewigen Beklemmungen, an denen der Verlorene litt. Er sah den Mediziner fest an: „Nicht wahr, gefallen tu' ich dir auch nicht?" und schenkte sich ein Glas von dem Branntwein ein, das er gierig mit einem Schluck austrank.

Siebenschein griff nach der Flasche. „Du darfst keinen Schnaps mehr trinken. Keinen Tropfen. Er muß dir unbedingt schaden . . ."

„Meinst?" rief Förster fast überlegen höhnisch und hob sich. „Nein, was ihr gescheit sein tut! Gibst her das Flaschel? Mir schadet nichts mehr. Das weiß ich."

„Ueberhaupt, ich geh' ins Krankenhaus und hol' einen tüchtigen Arzt. Das ist doch wieder nicht nötig, daß man dich so daliegen läßt."

„Ich bitt' dich, Gemütsmensch, Siebenschein, Proßnitzer, strapazier' dich nicht! Außer du findest, wir sind noch zu wenig auf der Bude."

„Red' nicht so viel, Förster, Bruderherz," stöhnte Beyerl in aufrichtiger Angst.

„Da hast du eigentlich recht. Denn Sinn hat's keinen." Und Förster streckte sich wieder aus. Mit einer Gebärde voll Neigung unterstützte ihn Beyerl dabei, schob ihm ein Kissen unter den Rücken. Der Kranke lag regungslos da, sein Atem ging mühsam und röchelnd. Die schmalen Schultern riß es ihm manchmal mit einem mächtigen Ruck vorwärts. Auch der Finke verstummte, und es war eine sehr peinliche Stille. Bis endlich Siebenschein, um das Schweigen zu brechen, mit einer Frage dareinfuhr:

„Und wo hast denn die ganze Zeit gesteckt? Nicht einmal geschrieben hast du?"

„Laß dir's von dem erzählen. Ich hab's satt, immer mein Lamentabel herzuleiern wie der Bettelmann an der Troppauer Oppabrücke."

Beyerl begann. Flüsternd, heimlich. Aber Förster unterbrach ihn: „Red' lauter; wer's ausgehalten hat, der kann's auch aushören."

Wieder begann Beyerl, diesmal vernehmlich. Kaum aber hatte er seine Stimme erhoben, als der Finke einfiel, hell, jauchzend, mit vollem Ungestüm und ganzer Kraft. Als flammte ein Frühlingstag über Hohenolbersdorf, und an jeder Wand der Weberhäuschen hinge ein Finke, und als riefe und fordere einer den andern. Förster horchte ihm mit schwimmenden Augen und ganz Ohr zu und brach plötzlich in ein ungestümes

Weinen aus. Dann murmelte er in seinen angegrauten Bart: „Der kann's noch . . ." Und wieder rauh: „Wirf ein Tuch über. Man hört kein Wort vor dem Vieh!"

Also, es war nicht mehr gegangen. Alles wär' am Ende erträglich gewesen — man hungert, aber man verhungert nicht — nur nicht die ewige Obdachlosigkeit. Das bringt einen ganz auf den Hund. Das macht, daß man sich völlig verloren glaubt und vom Morgen ab sich durch den ganzen langen Tag fürchtet. Wenn er sich wo vorstellte um eine Hofmeisterei oder so was, so sah man ihn so gewiß an. Natürlich, vor einer solchen Vogelscheuche sollten Jungen Respekt haben! Und wenn er schon einmal durch irgend ein Wunder die Taxen für die Prüfungen beisammen hatte — man will wieder ordentlich essen und sich seinen guten Tag antun. Dazu das nimmer weichende Gefühl eines siechen und für keinen Lebensberuf mehr tauglichen Körpers.

So war die letzte Zuflucht für immer seinen Gedanken nah und näher getreten. Nicht an den Tod dachte er; dies Leben hielt ihn immer noch, auf das derjenige am schwersten verzichtet, dem es niemals mild begegnet ist. Er hofft ein letztes Lächeln, das alles vergüte. Aber aus der Welt wollte er sich flüchten, und so suchte er denn um Aufnahme in ein Kloster an. War es sein alter Unschick? Die Furcht eines Unfrommen, man könne den eigentlichen Grund seiner Weltflucht durchblicken, die ihn seine Gläubigkeit und religiöse Sehnsucht übertreiben ließ? War das ein neuer Unstern? Er sehnte sich nach Ruhe und Behagen, selbst

nach einiger Pflege — und man hatte den gebrechlichen Menschen zu den bosnischen Trappisten, zu einem Leben voll schwerer Arbeit, voll neuer Entbehrungen, geschärft durch eine unbarmherzige und geisttötende Zucht, entsendet. Gläubige Begeisterung mag auch das ertragen, mag unter solchen Umständen selbst Großes vollbringen, hat es in aller Welt und wiederholt und wunderwürdig getan. Sie aber fehlte ihm völlig. Und die Erkenntnis, eine große Lüge gegen seine innerste Ueberzeugung ganz fruchtlos auf sich genommen zu haben, gab ihm den Gnadenstoß.

Er ging zugrunde daran. Zunächst in sich selber.

Dennoch, so müde war er, fügte er sich eine Zeit nach seinen schwachen Kräften in alles. Seinen Eltern galt er wohl für tot. Er hörte nichts mehr von ihnen. Kein Ruf drang mehr zu ihm, dem er auch jetzt sicherlich noch nicht gefolgt wäre, denn etwas seines Stolzes war immer noch in ihm.

Dazu dies verdumpfte Dasein, welches nur darauf berechnet war, jeden eigenen Gedanken in ihm zu töten, alles Lebenskräftige abdorren zu lassen, wenn auch für einen großen Zweck, der aber durchaus nicht der seine war und es auf die Dauer immer minder ward. Kein Buch! Keine Kunde von allem, was sich begab! Und er hatte dennoch so lange in der Welt gelebt und an allen ihren Fragen leidenschaftlich Anteil genommen! Ein schattenhaftes Abgeschiedensein mit heißen Wünschen, die in ihm ungestillt und mächtig riefen. Keinerlei Anregung. Ein lastendes, erzwungenes Schweigen. Er hatte niemals gern gesprochen, sich schon als Student durch Wochen in seine Versunkenheit eingehüllt.

Dann aber nach freiem Entschluß: „Wozu reden? Was kommt heraus dabei?“ Dieses aber war ihm unerträglich, und seine wohl gedrückte, aber innerlich ungebärdige Natur lehnte sich dagegen auf.

Dann hatte ihm ein sonderbarer Zufall ein Zeitungsblatt zugeweht. Was darin stand? Er war auf diese Kunde hin entflohen. Erst als er weit, sehr weit weg war, fiel ihm ein, daß ja niemand das Recht gehabt hätte, ihn zurückzuhalten. Denn er stand noch ohne Profeß in seiner Probezeit.

Zu Fuß war er gewandert. Die endlose Strecke aus dem wilden Bosnien nach dem weiten, weiten, weißen Wien. Er hatte kein Geld, um zu fahren. Manchmal ließ ihn ein mitleidiges Bäuerlein um seines Gewandes willen eine Strecke Weges aufsitzen. Ein andermal gab man ihm Obdach. Die Saaten standen noch grün, als er aufgebrochen. Im Wandern sah er sie gilben, reifen, erfuhr den Schnitt vollbringen. Unkundig war er der Sprachen der Länder, durch die er zog. Keinen andern Ausdruck des Wunsches oder der Bitte kannte er, als den das Elend mit grauem Stempel ihm unverlöschlich ins Antlitz geprägt. Seine Festtage waren es, wenn er zu einer der spärlichen deutschen Siedelungen im ungarischen Flachlande gelangte. Dorten hielt er Rast; dann hörte er sprechen. Er wußte, wie sich's am Zigeunerfeuer nächtigt, wie in Heuschobern oder am Rande träger Gewässer mit düsteren Weiden, wie am Bord trauriger, gluckſender Sümpfe, aus denen das hohläugige Fieber zu ihm herantrat und ihn anwehte mit giftigem Atem. Wieder einmal fand er sich zu einem der wenigen wandernden

Handwerksburschen und zog mit ihm, der das Bettelhandwerk besser verstand, genoß etwas von der Kunst des andern, bis dem sein melancholischer Gefährte zu viel ward oder gar zu langsam erschien und er ihn irgendwo abschüttelte. Aber sein eigentlichstes Ziel hielt er mit eisernem Willen fest. Zu der Zeit, da er sich's vorgesteckt hatte, war er doch wieder in Wien. Und nun ging's nur noch um wenig.

Die anderen vier erhoben sich. Beyerl gab ihnen das Geleit, und man hörte sie in der Küche flüstern.

„Daß sie nur weg sind!" ächzte Förster.

„Und was stand in der Zeitung?" fragte Siebenschein.

Förster reichte ihm das Blatt. Alt war's und zerknüllt und kaum mehr leserlich, so oft entfaltet, wieder zusammengelegt, in der Hand geklammert war es vordem. Eine Notiz war angestrichen. Darin berichtet, daß die Stadt Hohenolbersdorf ein Gemeindespital errichtet habe, welches man mit geziemender Feierlichkeit am 16. August 1886 eröffnen wolle. Man war in den ersten Augusttagen.

„Und du willst?"

„Ja. Man möchte doch etwas von seiner Heimat haben . . ."

Beyerl war wieder hereingekommen. Förster, mit seiner steten Unruhe, setzte sich auf und strich sich die wirren Haare aus dem Gesichte: „Bist ein guter Kerl," sprach er und reichte dem zuverlässigsten Kameraden die Hand über den Tisch. Und dann, mit gestauter Rede, manchmal mit der Hand auf den Tisch schlagend, wieder des Wortes unfähig, begann er:

„Das will ich, ja. Nach Hause will ich in das Spital, das sie gebaut haben. Aufnehmen werden sie mich. Ein Hohenolbersdorfer bin ich. Krank genug bin ich dazu; was, Siebenschein?"

Der suchte zu beruhigen: „Aber das könntest du doch hier auch haben. Und bei sorgfältigerer Pflege, tüchtigeren Aerzten und mit deinesgleichen als Stubengenossen. Nur etwas gelassener und kräftiger müßtest du werden, und du wirst ganz gesund."

„Red' keinen Unsinn!" Er preßte die Hand gegen das zuckende Herz. „Das spürt man da besser. Ich war immer der Erste. Durchs ganze Gymnasium war ich's. Kannst in Marie-Schnee meine Zeugnisse haben, wenn's dir dafür stehen tut, einen Brief zu schreiben deshalb. Und unter so vielen Geschwistern war ich der Aelteste. Ich will auch da der Erste sein . . ."

„Der dort — aufgenommen wird?" meinte Beyerl sehr beängstigt.

„Ja, der dort aufgenommen wird und dort bleibt," ergänzte Förster mit aller Bestimmtheit. „Du mußt mit mir nicht so herumtun. Ich bin kein Mäderl. Ich weiß, woran ich bin. Und ich weiß auch, warum ich das will. Ich war hochmütig auf mein Wissen. Keinem Menschen hab' ich seine Ehre gegeben, die er verdient, und alle waren sie mir zu dumm und zu gering, und wenn der ganze Ort auf mich stolz war, so war das dem ganzen Ort seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit . . . Und jetzt will ich ihnen zeigen: Das ist aus dem Genie, von dem ihr den Kindern erzählt habt, wie klug, wie fleißig es war und wie weit daß er's bringen muß, dem Raimund Förster, geworden, für den alles

zu wenig war. Und darum muß ich just so hin, wie ich bin. Ich muß Buße tun vor allen, weil ich versündigt bin vor allen. O, pfui auf die Welt!" Er schlug beide Hände vors Gesicht, es riß in ihm und an ihm.

Er trank wieder. In ein Wasserglas schüttete er das giftige Getränk und sog heftig daran. Nachher: „Und vielleicht ist es eine Witzigung. Vielleicht erschrickt einer, wenn er mich sieht, als eine Warnung, und geht nicht meinen Weg, und ich bin doch noch was nutz gewesen auf der Welt. Denn es ist ein weiter Weg für einen armen Teufel, und wenn er nicht ausgerüstet ist danach und er findet niemanden den ganzen großen Weg, so hält er's nicht aus, und er muß krepieren am Weg, wie ich krepieren tu', und hätt' es anders vielleicht besser gehabt. Und wenn ich nur gewebt hätt' wie mein Vater — ist kein übermütiger Wunsch . . .

„Und," seine Stimme kreischte vor der Anstrengung, mit der er sprach und seine Beichte beendigen wollte, „da haben sie einmal, wie ich noch ein Bub war, einem Hunde in Hohenolbersdorf aufgebracht, er ist toll. Warum, hat niemand gewußt oder weiß ich nicht mehr. Da sind die Buben alle über ihn mit Steinwürfen, haben ihn in einen Winkel gejagt, und wenn er durchbrechen wollte, so haben sie mit Steinen nach ihm geschmissen und haben alle Stöcke vorgehalten und auf ihn gedroschen, und einen schrecklichen Mut haben sie gehabt, so viele gegen ihn. Ich war nicht dabei. Geschrien hab' ich vor Angst und Aufregung und Mitleid. Und doch zugeschaut. Er hat erst gebellt, hat die Zähne gefletscht und geschnappt. Und dann, wie's immer ärger über ihn gekommen ist, hat er gewinselt und

mit dem Schweif gewedelt, hat so gebettelt und sich auf die Erde niedergeworfen. So ein roter Hund war's. Und wie es gar war mit ihm, da bin ich hin und er hat noch einmal die Augen aufgeschlagen und das seh' ich jetzt immer. Mein Wort, Beyerl! Es waren gute Augen, und ich kann dir's schwören wie in meiner letzten Stunde — der Hund war nicht toll, Beyerl!"

Er brach jählings ab und stopfte sich mit zitternden Fingern eine Pfeife an.

„Er deliriert," flüsterte Siebenschein Beyerl zu. Der schüttelte nur abwehrend den Kopf. Förster rauchte heftig und mit Beschwerde und sah beide mit seinen roten und ängstlich-zornigen Augen an. Dann: „Das Reisegeld ist ja wohl beisammen?"

„Ja," meinte Beyerl, „das hat keine Sorg'. Das haben wir reichlich zusammengebracht. Du sollst zweiter Klass' fahren, wie ein Prinz oder sein Hofmeister, und sollst eine Zehrung haben für den Weg und kannst dir von der Station gar deinen Wagen nehmen bis nach Hause. Du siehst wenigstens, wie lieb man dich hat allgemein."

„Ist gut . . . und jetzt noch eins . . singen wir mein Lied!"

„Aber, Förster!"

„Ich bitt' dich, Beyerl! Ich werd's in meinem Leben auch nicht mehr von dir verlangen." . . Und er begann mit seiner schrillen und mühsamen Stimme:

„Die Leineweber haben eine saubere Zunft . . ."

„Harum, ditscharum, schrumm, schrumm, schrumm," fiel Beyerl mitgerissen übermütig und schmetternd ein.

„Mittfasten halten's Zusammenkunft."

„Harum, ditscharum, schrumm, schrumm, schrumm."

„Das hat einen tiefen Sinn, den man nur nicht leicht begreift," erläuterte Förster und ruhte von der Anstrengung erschöpft ein wenig aus.

„Die Leineweber schlachten alle Jahr zwei Schwein'."

„Harum, ditscharum, schrumm, schrumm, schrumm."

„Das eine ist gestohlen, das andre ist nicht sein."

Und Beyerl toll aufjauchzend: „Harum, ditscharum, schrumm, schrumm, schrumm."

„Aus diesem Verse könnte man bestimmen, was für ein Handwerker das Lied gemacht hat. Wahrscheinlich ein Korbflechter oder ein Nagelschmied. Denn die Leineweber waren immer ehrlich. Wenn sie was gestohlen haben, so höchstens Garn. Das ist aber ihr zunftmäßiges Recht," bemerkte Förster als gewissenhafter und unterrichteter Mensch. Dann erhob er wieder seine Stimme: „Die Leineweber."

„Hör' auf," fiel Beyerl mit verzerrtem Gesichte ihm ins Wort und streckte beide Hände abwehrend vor.

„Nehmen keinen zum Lehrjungen an," vollendete Förster unentwegt und gelassen."

„Harum, ditscharum, schrumm, schrumm, schrumm." Beyerls Stimme zitterte, und sein Gesicht glühte bis in seine Glatze.

„Der nicht wenigstens sechs Wochen hungern kann," schloß der andere. Er leerte die Neige, die noch in seinem Glase war, und hob es dabei in die Luft, als tränke er einem Unsichtbaren zu. „Den Rest wollen wir uns schenken," sprach er vollkommen tonlos, legte sich nieder und kehrte sein Gesicht der Wand zu.

Er rührte sich nicht einmal, da sich Siebenschein endlich entfernte. So regungslos verblieb er, daß sich der Mediziner in geheimer Angst noch einmal über ihn neigte. Förster sah ihn dabei mit einem eigenen Blick an, als er ihm die Hand mehr überließ, als reichte. Es durchzuckte den andern: er hatte die Geschichte vom roten tollen Hund verstanden . . .

Nachdenklich und bewegt ging Siebenschein von dannen. Da waren reiche Gaben gewesen. Ein Wissen, weit über das Gewöhnliche hinaus. Ernst und strebend, sittlich und nach Hohem und dennoch nicht Uebermäßigem bemüht. Und dies alles hatte nicht genügt, ein solches Ende abzuhalten! Denn des kranken Mannes Tage waren gezählt. Daran konnte kein Zweifel mehr sein. Woran aber lag es, wenn es so gekommen? Er wußte keine Antwort, und dies beständige Auftauchen von Fragen, auf die es keine erschöpfende Erwiderung gab, verwirrte ihn, störte ihn in seinem Glauben an alle Gesetzmäßigkeit, in seiner Meinung, als frommten Wollen und Fähigkeiten überhaupt zu etwas. Er war sehr zerstreut im Krankenhause, sah mit verwunderten und nachdenklichen Augen in das laute Treiben um sich und fühlte oft einen eigenen und stechenden Schmerz in den Schläfen . . .

Diese Nacht blieben die beiden Freunde zusammen. Am nächsten Morgen begleitete Beyerl den Siechen zur Bahn. Er hatte sich im Amte, wo er damals schon aushilfsweise als Schreiber mit der Anwaltschaft auf eine gewisse und dauernde Stellung Dienst tat, entschuldigen lassen. Der Tag war sehr hell und warm. Förster wollte unter gar keiner Bedingung mit der

Pferdebahn fahren. Noch einmal wünschte er den linden Zauber dieser Stadt in sich einzusaugen, in der sich alle seine Kraft verzehrt hatte. Viel Licht lag in der Welt. Die Bäume standen grün, und fröhlich sah das Kahlengebirge mit seinen weinschweren Hängen in die hellen Straßen. Es ließ sich so gut den Kai entlang schlendern, an dem vertaut die Dampfer lagen und nach Kräften in die blaue Luft pusteten. Förster hing fest am Arme seines Freundes. Die verwunderten Blicke, die ihm in seinem immerhin sonderbaren Aufzuge galten, störten ihn durchaus nicht.

So kamen sie zur weiträumigen Praterstraße. Es war um die Zeit, da die vornehme Welt, soweit sie um diese Jahreszeit noch in Wien weilt, von ihrer Frühstücksfahrt in den Prater zurückkehrt. Gelegentlich rollte aus der Krieau eine Equipage heimwärts; zahlreiche Spaziergänger, Reiter, die frische Luft da unten geatmet, tummelten sich nach ihrem Heim. Grau und ernst spannte sich das Mauerwerk samt den schwarzen Brückenbogen der Eisenbahn durch das herzudrängende dreiste und vertrauliche Grün. Förster sah dies alles mit begehrlichen Augen, in denen ein niemals gestilltes, nicht mehr zu unterdrückendes, noch zu erfüllendes Verlangen loderte . . .

Vor einem Wirtshause blieb er stehn. „Du, Beyerl," begann er zaghaft, „ich bin dir so müd'."

„Ja, mein Lieber, was willst du da machen? Siehst es? Ich hab' dir's gleich gesagt: Fahren wir lieber, wo wir's doch dazu haben . . ."

„Du, Beyerl, und ich hab' dir einen Hunger! Ich

meine immer, ich halt' es weiter keinen Schritt mehr aus!"

„Ja, mein Lieber, was wollen wir da machen," meinte Beyerl nachdenklich und schwankend. „Willst vielleicht noch einen Kaffee trinken?"

„Gibst mir Ruh mit deinem Kaffee! Muß ich immer Weberkost haben?" Er stieß ihn schmeichlerisch mit dem Ellenbogen an. „Aber Zeit hätten wir noch . ."

„Ja, Zeit hätten wir noch," bestätigte Beyerl, und sah erst eindringlich auf seine Uhr, an deren dauernden Besitz er sich so schwer gewöhnen konnte, dann nach der von St. Johann, die von ihrem schlanken, kantigen Türmchen so recht golden und eindringlich zu ihnen herüberleuchtete.

„Du — und da gibt's dir ein so gutes Gollasch; weißt, wir sind immer hereingefallen, wenn wir einmal vom Prater zeitiger sind heimgegangen . . ."

„Ja, da gibt's ein so gutes Gollasch," echote Beyerl sehr elegisch. Das Gollasch ließ sich nicht leugnen. Es roch gerade jetzt, wo seine Stunde gekommen war, verführerisch bis auf die Straße hinaus.

„Und so ein' guten Wein gibt's da, weißt? Scharf und schneidig, und auf der Zunge liegt er einem und prickelt. Und gar der Süße! Der Strohwein. Weißt, wenn wir einmal ein Mädel mit uns gehabt haben und das Volk lebte. So schmalzig und so viel gut! Du, so ein Glas Wein möcht' ich noch einmal mit dir trinken und ein Gollasch essen und dann heim für immer!"

„Ja, wenn's aber nachher nicht reicht?" erinnerte Beyerl im schweren Kampfe mit dem eigenen Gelüste,

dann dem des Freundes und großer Verantwortlichkeit. . . .

„Geh! Wegen einem Glasel soll's nicht reichen! Ich bitt' dich, Beyerl . . ."

„Es geht nicht. Komm in ein Kaffeehaus. Da weiß man, wenn niemand da ist, mit dem man Billard spielt, und man kommt nicht in den Flaschenbiersuff oder fällt in den Kognak, wenigstens auf den Kreuzer vorher, was man anbringt. Da bin ich dabei. Mein Wort —ich geh' nicht da hinein. . . ."

„Beyerl! So ein Unmensch wirst gegen mich auf deine alten Tage?" Und er sah ihn überlegen an. Spitzbübisch ordentlich sah er ihn an, mußte sich Beyerl denken. Da gab's kein Widerstehen. „Also meinetwegen," entschied er. „Aber Wort bleibt Wort. Hinein gehen tu ich nicht. Wir sitzen da, im Vorgartel."

Ihnen vorüber flutete das fröhliche und geschäftige Straßenleben. Vor ihnen stand eine Flasche Wein. Sie saßen, und sie tranken andächtig, Tropfen um Tropfen auf der Zunge zerdrückend und ausschmeckend, was da so firn, so duftend und so golden im Glase funkelte. Sie waren sehr still dabei. Eine leise Rührung, ein Mitleiden mit sich selber überschattete jede Sonne dieser Scheidestunde. Zigaretten rauchten sie, fertige, nicht wie sonst selber gedrehte, so daß man von ihnen nur den Genuß und nicht auch die Plage hatte. Noch eine Flasche kam, besser wie die erste, und dann, wie die Rührung wuchs, noch eine vom Süßen. Endlich brachen sie auf, Beyerl zahlte hastig und ängstlich. Eine Familie mußte durch eine gute Zeit von dem le-

ben können, seiner Meinung nach, was sie so vertan. Es war eben noch Zeit, als sie auf den Bahnhof kamen. Er eilte zum Schalter, fragte nach dem Fahrpreis und verfärbte sich.

„Wart' ein bißchen." Nach einem Weilchen kam er wieder. Ganz atemlos besorgte er das Nötige und steckte danach Förster noch einige kleine Banknoten zu. Sogar die zehn Kreuzer für die Perronkarte vergönnte er sich noch. Draußen fielen sie einander in einem Abschied für immer stumm um den Hals. Beyerl, um frei zu werden, langte nach seiner Uhr, ließ aber in rechtzeitiger Besonnenheit die Hand wieder sinken. Er führte den Freund zum Wagen, half ihm die Stufen hinauf und umhalste ihn noch einmal zart und innig, um ihm nicht etwa mit seiner Riesenkraft wehe zu tun. Dann setzte sich der lange Zug in Bewegung und rollte fort in das weite, flache Land hinaus. Dünne und flinke Glocken bimmelten, Signale, dumpfes Tuten, Zurufe übertönten die letzten Worte. „Das ist wie bei Ludwig XVI., als sie ihn zum Schafott führten, und er noch einmal sprechen wollte," dachte Förster, der es seit je liebte, zwischen sich und seinem Schicksal welthistorische Parallelen zu ziehen. Er winkte, solange er des anderen ragende Gestalt und seine schimmernde Glatze erblicken konnte. Dann sank er in die Kissen und weinte bitterlich...

Wenige Tage später, im achtundzwanzigsten Jahre seines verfehlten Lebens, ist er gestorben. Sein letzter Wunsch ging in Erfüllung. Er war der erste, der im Hohenolbersdorfer Krankenhause starb, der erste, der von da den Weg zum Friedhofe getragen ward. „Im-

mer der erste.“ Auf seine Bitte meldete der leitende Arzt dieses an Eduard Beyerl. Er teilte das allen denen, die dem unglücklichen Menschen mindestens das Ende freundlicher und nach seinem Begehren gestaltet hatten, geziemend mit. Auch Stara wollte er davon verständigen. Er fand ihn wieder nicht, so wenig, als er ihn damals auftreiben gekonnt, da er für Förster betteln gegangen war. Im Amte wußte man nichts von ihm. Seit Mitte Juni war er ohne Urlaub verschwunden, und in seine Wohnung wollte Beyerl nicht gehen. Dafür war ihm der Mann nicht wichtig genug.

Viertes Kapitel.

Dem Frühjahr zu war es mit der alten Beil immer schlecht gegangen. Sie litt unter den schweren Nebeln, unter der Ueberarbeit, die sich zu Beginn einer jeden Saison immer häufte. Man sah, daß es kaum lange mehr mit ihr dauern würde; das aber sah und tuschelte man sich im Hause schon lange zu, und sie, wenn eine Nachbarin in der gewohnten Mischung von Mitleid und Schadenfreude ihr schlechtes Aussehen bemerkte, pflegte sich zu recken, die Hand auf die Brust zu legen und zu hüsteln: „Gar stark war ich niemals net. Gar da net. Aber ich halt' schon noch was aus. Ich geh' noch mit mancher Leichen — wetten S'?“

Gegen ihr einzig Kind blieb sie sich immer gleich. Es war stets dasselbe Verhältnis: argwöhnisch, hart und manchmal selbst erbarmungslos war sie gegen Resi. Ja, je mehr sie in sich selber den Strom des Lebens versickern fühlte, desto strenger ward sie. Sie

hatte viel zu entgelten an ihr. Vor sich selber aber fand sie einen andern Grund. „Ein Waserl! Wer weiß, wie bald daß sie's ist? Das muß hart gewöhnen und derf net mit ein' jeden Puffer und Schupfer ins Weinen anfangen." So mindestens äußerte sie sich gegen ihren Zimmerherrn, Herrn Karl Stara, der sie neuerdings häufiger auf einen kleinen Plausch beehrte, ihr zusah, wie sie flink und dennoch sorgsam ihre Fäden zog, und der dabei der kleinen Resi — denn sie blieb zierlich — was sie so gar nicht mochte, in den gebogenen Nacken blickte. Seine Studien hatte er nämlich wieder, und zwar diesmal endgültig, links liegen lassen, und wenn er zu Hause war, so grübelte er viel, lag auf seinem Sofa und starrte stundenlang zur Stubendecke auf, bis ihm ward, als wollte sich die auf ihn stürzen und ihn erdrücken. Vielleicht, dachte er manchmal, wäre dies auch noch das Beste für ihn, oder der große Haken in ihrer Mitte harre nicht nur auf eine Hängelampe und hätte eine aufmunternde und symbolische Bedeutung ...

Er war um die Dornbacher Villa herumgeschlichen. Oftmals, lange und verlangend. Aber er sah höchstens die beiden Frauen in Begleitung einer neuen Erwerbung, eines großen Hundes. Das lichte Gewand der Tochter, das dunkle Seidenkleid der Mutter schimmerten durch die Büsche. Er hatte dem Mädchen aufgelauert. Sie wich ihm nicht einmal aus, sie ging ihrer Wege wie vordem und immer. Wenn er grüßte, so nickte sie Entgegnung. Immer aber erst ziemlich spät, hochmütig, wie wenn sie sich seiner erst entsinnen müßte. Einmal nahm er sich ein Herz, schritt auf sie

zu, wollte sie ansprechen. Sie blieb stehen, erwartete ihn mit einer sicheren und überlegenen Verachtung, vor der er in sich zusammenbrach, und schritt dann ihr Kleid raffend und mit einem spöttischen Lächeln an ihm vorüber. Er haßte das Mädchen an diesem Tage. Er fühlte, daß sie ihn durchschaute und nach seiner ganzen erbärmlichen Feigheit, die ihn niemals etwas gegen sie unternehmen lassen würde. Sonst hätte sie ihre Briefe und ihr Bild zurückfordern lassen. Nichts dergleichen. Sein letztes Honorar kam, obzwar man nach Stunden akkordierte, gleich für den ganzen Monat, ohne jede Bemerkung, ohne Wort. Noch ein Trinkgeld! Und er behielt's dennoch. Eine unbändige Wut hatte sich damals gerade aus seiner Verzagtheit in ihm erhoben. Er wußte, wäre sie nur einmal allein gewesen, er hätte ihr etwas antun können. Etwas Schreckliches, Mörderisches, davon die Zeitungen zu berichten gehabt hätten. Er suchte sich die Notizen in Gedanken zu stilisieren, so verfraß er sich in jene Möglichkeiten. So aber — wo sah er sie? Am Kohlmarkt hatte er jene ihn empörende Begegnung gehabt. Die vielen Leute! Er hatte noch einmal gegrüßt und schlich sich längs der Mauern. Erst war freilich seine Hand suchend wie nach einem Messer in die Tasche gefahren; nun strich sie über sein Gesicht, ob da nicht ein Schlag brenne, der ihn unsichtbar, doch unauslöschlich für immer gezeichnet....

Ins Amt ging er nicht mehr. Es war eben etwas geschehen, das ihm alle seine Aussichten auf Beförderung nahm. Dies wußten sie sämtlich, vom Türsteher bis zu seinem eigenen Bureauchef hinauf. Der Hofrat

kam am Tage nach jener unglückseligen Begegnung im Volksgarten in Staras Abteilung, sprach mit dem Vorstande und noch einigen, war sehr geschäftig und freundlich mit sämtlichen und übersah nur ihn immer. Umsonst drängte sich Stara seinem Gönner mit seiner ganzen Beflissenheit in den Weg. Endlich: „Ah, Herr Stara? Sie wünschen wohl etwas?" Dieser Ton, diese Gebärde, bei allem Anschein des Wohlwollens .. Stara fühlte, wie sich selbst seine Demut bäumte. Das war die Vernichtung, und er las auf allen Gesichtern, daß man sein Urteil verstanden hatte und es zu vollstrecken bereit war. „Gelämmert!" raunte ihm sein Nebenmann hämisch ins Ohr, so daß es Herr v. Mallovan hören konnte, wenn er wollte. Der lächelte. Ja, gelämmert, das war Stara. Wozu sich das täglich gewissermaßen amtlich bescheinigen lassen, daß man gelämmert sei? Wozu ein Dienen ohne jede Hoffnung auf Steigen? Bei dem Gehalt? Er blieb aus.

Er hatte, wenn auch für einen andern Zweck, genug erübrigt, um den Sommer hindurch aushalten zu können. Die schlimmsten Triebe seiner Natur, die er so lange niedergezwungen, kamen wieder zum Durchbruch. Er trank; aber seine Selbstbeherrschung, ihm aufgenötigt in strenger klösterlicher Zucht, verließ ihn darum doch nicht. Der Anwalt, bei dem er bald eine Stellung als Schreiber gefunden, war mit seinem Fleiße und seiner Gewandtheit hochbefriedigt. Seine alten Bekannten mied er in einer Scheu, die stärker war, als daß er sie hätte überwinden können. Was wollte er auch unter ihnen, deren keiner ihm zu nützen vermochte? Und manchmal überkam ihn eine Beklem-

mung, gleich der eines, der im wilden Wald jeden Steg und jede Richtung verloren hat. Er weiß, daß ihm keinerlei Gefahr droht; weiß, daß er über ein Weilchen bestimmt zu einer gastlichen Siedelung kommen muß, und dennoch beschleunigt er seine Schritte über seine Kräfte, müdet sich ab, einzig um dem eintörigen schrecklichen Rauschen um sich, um dem furchtbaren und eindringlichen Gedanken der Einsamkeit zu entgehen. Manchmal wirft ihn die grundlose Bangigkeit selbst nieder. So, in zweckloser Hast, im dumpfen Hinstürzen in sich, vergingen ihm viele Tage, und das Grauen der kleinen Resi vor diesem seltsamen Menschen, den sie allein in allen diesen ewig schwankenden Stimmungen sah, wuchs mehr und mehr, je geringer die Aussicht war, dieses unheimlichen Mieters ledig zu werden. Und oft sann sie darüber nach, was er wohl damit bezwecke, wenn er die Mutter unmerklich, doch unablässig gegen sie aufreize. Sollte sie sich vor der zu ihm flüchten? Das tat sie nicht.

Die beiden Frauen schliefen im Winter in einem Bette. Davor graute es dem Mädchen, und dies Bangen ließ es öfter aus dem Schlafe auffahren, als seinen Jahren und der Müdigkeit nach vieler Arbeit gemäß gewesen wäre. Denn die Mutter konnte sich nicht mehr erwärmen, hustete so viel im Schlummer, und es war unheimlich, wenn Resi aufwachte und das Nachtlämpchen warf sein Licht auf die spitzen und unfriedlichen Züge der Frau Beil, und die Kleine stieß an die kalten Glieder der Mutter. Dann war ihr oft zum Schreien Angst. Sie war, wenn sie erst einmal munter geworden, ordentlich froh, sowie der Morgen

sich hob. Dann konnte sie an ihr Tagewerk gehen, warf zuvor noch einen scheuen Blick nach dem Gesicht, das sich immer schärfer zuspitzte, nach den müden Händen, die, krampfhaft ineinander geschlungen, auf der Decke lagen, und die Schauer einer Zukunft, noch ungewisser und trauriger als selbst die vielen Jahre hinter ihr, rannen ihr durch das kleine und mit eitel Leiden erfüllte Herz.

Sie war glücklich, wenn sich die Alte dann erhob. Ein Tag mindestens war noch gewonnen. Einmal aber stand sie nicht mehr auf. Etwa zu Mitternacht hatte das Mädchen gefühlt, wie ein mächtiges Zucken die Glieder der Frau durchlief. Es wiederholte sich in Pausen immer stärker. Dann ein schweres Stöhnen. Noch tausendmal schrecklicher, als sie's beim kleinen Wondra gehört. Ein Stammeln, das sich umsonst zu Worten zu formen versuchte und in einem Röcheln verächzte. Dann war eine Stille, unerhört. Das Nachtlichtchen war erloschen wie vor einem Rauschen, das durch den Raum gezogen war. Sie sprang aus dem Bette, kauerte sich daran nieder. Die Küchenuhr tickte, sie zählte jeden Schlag und suchte so die Zeit zu messen. Licht zu machen wagte sie nicht. Sie fürchtete so den Anblick der Toten. Die Tür hörte sie gehen: Herr Stara kam heim. Da mußt' es wohl schon dem Morgen zu sein. Sie betete, die Mutter möchte noch einmal sich wenden oder hüsteln, tat Gelübde, wie brav sie sein wolle, in immer steigender Angst, die sich nicht einmal in Schluchzen Luft zu machen wagte. Es wurde hell. Mit spitzen Fingern tippte sie nach der andern hin. Sie war so unsäglich kalt.... Die Augen aber

standen gebrochen und verglast offen. Da schrie das Kind auf, so gell, so entsetzlich, daß selbst Herr Stara aus seinem rauschigen Morgenschlummer auffuhr und nachsehen kam.

Die Frau Beil war tot und wurde begraben. Sie hatte für diesen letzten Fall vorgesorgt. Das Buch des Leichenvereins fand sich und war in vollkommener Ordnung. Neben ihrer Tochter gab ihr niemand das Geleite.

Im Haus ging alles seinen Weg weiter. Niemand hatte Zeit oder Lust, sich um die Waise zu kümmern, die nun ganz allein in der Welt stand. Sie wußte niemanden sich zugehörig, nicht, was sie mit sich beginnen sollte....

Für eine kurze Weile, noch für einen Monat und etwas darüber, war der Zins beglichen. So lange hatte sie noch ein Obdach über sich. Was aber dann? Wenn sie schon die Möbel verkaufte und sich selber ein Zimmer mietete, um das Gewerbe der Mutter fortzusetzen — war das auch ein Leben? In Dienst gehen? Dafür hatte sie zu wenig gelernt. Auch war sie für harte Arbeit zu schwächlich und meinte immer, sie hätte das Leiden der Mutter geerbt. Als eine Verkäuferin ihr Brot suchen? Sie schrieb eine sehr schlechte Hand, und dann gehörte zur Erlangung einer solchen Stellung immerhin schon einige Fürsprache. Sie fürchtete sich vor der Zukunft! Und ihr graute so sehr vor drei Dingen: vor dem Frost und vor dem Hunger, die sie nur zu genau kannte, und vor ihrem Mieter, gegen dessen Dreistigkeit, nun sie allein ihm gegenüberstand, sie kaum eine Gegenwehr wußte. Er hatte so freche,

begehrliche Augen gemacht, da er sie, notdürftig bekleidet, an der Leiche ihrer Mutter gesehen, ihr sich erheben geholfen. Da, meinte sie, hätte das nicht sein dürfen, und ihr alter Widerwille gegen ihn stieg ins Maßlose.

So haben denn wenige Kinder, die man im Leben mit Neigung überschüttet, einer Mutter noch so tief und so ehrlich nachgetrauert, als dies arme Geschöpf, das von der seinen niemals Liebe erfahren. Zu Hause zu schlafen wagte die kleine Resi nicht mehr. Herr Stara hatte noch ungefähr ebenso lange wie sie selber Anspruch auf die Wohnung. Sie hatte bei einer mitleidigen Nachbarin Unterschlupf in der Küche gefunden. Und so harrte sie, bis, ein dunkler Begriff, die Vormundschaft ihretwillen Verfügung treffen würde, und grämte sich.

Gerade in diesen Tagen aber keimte in Herrn Stara ein Entschluß, der ihm sehr löblich und sogar ein verdienstliches Werk zu sein schien. Denn er sehnte sich nach einer Häuslichkeit, ganz besonders nach den vielen und schmerzlichen Aufregungen der letzten Zeit. Für eine Wirtschaft nach den Begriffen seiner Umgebung reichte sein Einkommen sicherlich. Er brauchte nicht einmal mehr zu schreiben. Er fand schon wieder als Klavierlehrer reichlich zu tun, und man munkelte, daß er das, was er in dieser Stellung nach alter löblicher und wieder geübter Gewohnheit aus Dienstbotenmund erfuhr, unter Umständen auch anderweitig nutzbringend zu verwenden wisse. Man hatte ihn öfter am Schottenring in der Nähe der Polizeidirektion gesehen, als in diesen Kreisen für unverdächtig oder anständig gilt.

Er freilich fand nichts dabei, wenn er auf diesem Wege wieder in die Lage kommen sollte, dem Staate seine Dienste zu widmen. Warum seine Fähigkeiten in Vergessenheit geraten lassen? Denn die sichere Versorgung war und blieb sein letztes Ziel.

Nur ein Hindernis stand im Wege, wenn er sich sein Heimwesen gründen wollte: die Kosten der Einrichtung. Sonst hätte er bald jemanden gewußt, der es mit ihm geteilt. Aber sein Ordnungsbedürfnis empörte sich gegen eine liederliche Zigeunerwirtschaft, die dieser oder jener seiner Bekannten auf irgend einer notdürftig möblierten Stube mit seiner Geliebten führte, wie er selber sie einmal in seinen Wiener Anfängen durchgemacht. Er hatte immer danach gestrebt, in die Reihen der seßhaften, der gesitteten und geachteten Staatsbürger einzurücken. Nun, wo die Wunde zu vernarben anhub, welche Olga v. Mallovan ihm geschlagen, begann er neue und verwandte Luftschlösser, nur im verjüngten Maßstabe, zu bauen. Man mußte bescheiden, kleiner beginnen, um dann etwa in diesem Reiche der Ueberraschungen desto höher zu steigen. Wer aber solche Absichten trug, der mußte sich still und friedsam verhalten. Er kannte sich genau genug, um zu wissen, daß er für sich allein das niemals zusammenbrächte. Und so im Hinblick auf seine ganze Zukunft kränkte er sich, daß er sein Erspartes so leichtsinnig und in einem Taumel vertan.

Aber da gab es ja eine Remedur, wie die Juristen sagen. Da war nämlich die kleine Resi. Sie mochte ihn nicht. Das war aber sicherlich nur gegenwärtig so, war vielleicht gar nur ein Wehren gegen sich selber.

Das gab sich unbedingt mit dem Augenblicke, in welchem sie wirklich sein war. Er kannte das. Was konnte sie in ihrer Lage sich Besseres wünschen, als versorgt zu sein? Lebte sie mit ihm, so war sie's; mindestens für eine Zeit, nach der sich leicht etwas anderes finden mochte. Als ihm der Gedanke zuerst kam, da ward ihm auch der Grund völlig klar, der ihn so zwingend in dieser Wohnung festgehalten. Eigentlich hatte er immer dieses Mädchen geliebt, und zwar ganz und ausschließend. Und nun fügte sich alles zum besten. Er konnte sie vor dem Schlimmsten beschützen, indem er die Heimlose, vollkommen Verwaiste an sich nahm. Und zum Lohn für seine Guttat gewann er eine ganz allerliebste Gefährtin, mit der bei ihrer Anspruchslosigkeit gewißlich gut zu hausen sein mußte. Gewisser Sorgen um den Beginn, die ihn bedrückten, ward er so ganz einfach ledig. Es gab gar nichts Besseres auf der Welt. Eine innige Rührung gegen die Vorsehung, die mit lindem Finger alles so gelenkt, wie es einzig ersprießlich war, regte sich in ihm. Es gab Heimsuchungen auf der Welt; das ging nun einmal nicht anders. Aber der Herr vergalt sie zu seiner Zeit den Gerechten reichlich und ganz nach ihren innigsten Wünschen. Nur um die passende Gelegenheit ging es noch; denn er hatte im Grunde seiner Seele etwas wie eine Scheu vor dem Mädchen, die ihn immer gelähmt, wenn er mit ihr allein war. Sie schien ihm so gar unberührt. Und dennoch, kaum eigentlich dieser Gedanke in ihm erwacht war, schrie sein immer ungebändigtes Begehren laut nach ihr.

Er war diesen Abend im halben März zeitiger als

sonst, noch lange vor der Sperre heimgekommen. Ganz nüchtern war er niemals nach Dunkelwerden. Wenn er seine mannigfaltigen Geschäfte hinter sich hatte, so fühlte er immer das Bedürfnis nach einer ausgiebigen Stärkung. Es war kühl, gegen die Jahreszeit. Die kleine Resi, die sich seiner Heimkunft noch nicht versehen konnte, war eben damit beschäftigt, in seiner Stube Feuer anzumachen. Er sah ihr dabei zu; und wie sich der schlanke, jugendliche Leib bog, daß sich das Röckchen hob und der sehr zierliche Fuß darunter zum Vorschein kam, erwachte sein Sehnen nach ihr. Ganz gewaltsam. Wie heimlich hielt sie nur alles! Wie säuberlich war sie selber! Da stand die Lampe, da seine gestopfte Pfeife; in der Teemaschine war schon Wasser gerichtet, Streichhölzchen und der Spiritus dabei — nein, er konnt' es gar nie und nirgends besser finden, als er es schon bei der Hand hatte, und sie hätte sich unmöglich so um die Bedürfnisse und Gewohnheiten eines kümmern mögen, wenn er ihr wirklich und von Grund aus gleichgültig war. Gewiß, nur mädchenhafte Scheu hielt sie von ihm ferne. Die ihr nehmen, und alles war, wie es sollte.

Sie verzog ein Weilchen im Zimmer, wo es sich zu wärmen begann, weil es bei ihr in der Küche so frostig war und weil sie sich immer in der Arbeit so sputete, daß ihr danach der Atem flog. Sie stand ihm abgewendet, und dennoch fühlte sie sein Auge so auf sich ruhen, als sähe es durch ihr dünnes Gewand durch, daß sie daran richtete und rückte, als empfände sie eine Blöße oder als hätte eine schamlose Hand daran herumgenestelt. Endlich ging sie. Er gab ihr noch Auf-

träge und blieb allein. Im Ofen summte und flackerte es. Die Lampe goß einen hübschen, rötlichen Schein durch die Stube. Der Spiritus zischelte und brannte mit blauem und geisterndem Licht. Er war recht andächtig und dankbar gegen Gott gestimmt, der so viel klüger war, als selbst er, der sicherlich gescheite Karel Stara, und alles so zum Besten geführt. Die Mallovan? „Weiß man denn bei so einer, was man kriegt? Dein Unglück wär' es gewesen, Karlitschku, dein Unglück!“ Es ward ihm im nachhinein recht schwül dabei. So eine Frau; die war nicht für ihn. Immer die Hand küssen und buckerln vor seiner Frau und es am Ende haben dafür wie der Hofrat? Und so gebildet und so großartig und so gewöhnt war sie, daß alles zu wenig sein mußte. Und mit dem Geld? Ja, wer weiß denn, ob dessen so gar viel war? Man hörte gerade aus diesen Kreisen allerhand und selten Erfreuliches. Dagegen die Resi — ja, das brauchte er eben.

Sie kam wieder. Hübsch auf einem Teller geschichtet brachte sie das reichliche Abendbrot. „Wollen Sie nicht mithalten, Fräulein Resi?“ Sie schüttelte verneinend den Kopf, stand mit einem hübschen Trotz an der Tür, wie um augenblicklich den Sprung ins Sichere gewinnen zu können. Immer mehr gefiel sie ihm. Nein, das war keine, die sich so leicht einem Manne an den Hals warf. Nein, so war sie nicht. Sie hielt jetzt auf sich; sie würde es nachher sicherlich nicht anders machen. Und man würde — ja gewiß würde man.... Denn er sah wohl in ihrem Auge jenen Blick hungriger, nicht nur begehrlicher Kinder, und wie wohl ihr die behagliche Wärme tat....

Sein kleiner Rausch machte sich in dieser wohligen Luft stärker fühlbar. Er wurde unternehmend. Mit einem flinken Satz war er an ihrer Seite. Sie tat einen kleinen, ehrlichen Schrei. „Sie müssen sich nicht fürchten, Fräulein Resi! Ich tu' Ihnen nichts, Fräulein Resi. Warum wollen Sie nicht mein Gast sein? Wo ich so lange schon wohne bei Ihnen? Warum wollen S' nicht mithalten mit mir?" Und er zog sie halb zu einem Stuhl. In ungewisser Furcht ließ sie sich ziehen. Er schenkte ihr ein Glas Tee ein. Das leuchtete so, und der Rum, den er in seine Tasse fast halb und halb goß, duftete so gut! Sie rührte gedankenlos und beklommen vor diesen verlangenden Augen, vor dieser verschleierten und bebenden Stimme in ihrem Glase und trank erst ein Schlückchen und dann einen Schluck. Dann kostete sie ein bißchen vom Schinken. Dann aß sie. Aber nicht etwa gierig, sondern wirklich hübsch. „Ganz wie eine Dame," sagte Herr Stara absichtlich laut, und sie fuhr sich dabei nach ihrer Gewohnheit über das wellige Haar mit der flachen Hand, und in ihrem Gesichtchen war ein sehr feines Rot. Allerliebst war sie, wahrhaftig und beim großen Gott. Und man sah, wie's ihr recht behäglich wurde, und in Herrn Stara war eine ganz herzliche Freude gegen sein Los, daß er es ihr so gut bereiten konnte. So gut hatte sie's im Leben noch nicht gehabt. Er hatte sein Glas Grog ausgetrunken, mischte sich hastig wieder eins und trank es in Eile. Ihr war recht innerlich warm und wunschlos. Da sitzen hätte sie bleiben mögen und nichts weiter; lang, recht lang. Mindestens ein Jahr, meinte sie. Die Hände hielt sie im Schoß

gefaltet, sah in stiller Versunkenheit vor sich hin, hatte des Mannes gänzlich vergessen, der ihr so nahe war. Da hörte sie seine heisere, klagende Stimme: „Möchten Sie's immer so haben, Fräulein Resi?"

Sie nickte so recht gedankenvoll. Denn sie gedachte der schlimmen Nächte bei der Nachbarin, mit dem vielen Kindergeschrei, wie sie, um sich dankbar zu erweisen, das Kleinste herumtrug und, müde zum Umsinken, mit schläfrigem Ton ein schläferndes Lied sang, während ihr der garstige, ungewohnte Geruch der vielen Menschen und der Kinderwäsche die Brust beklemmte. „Möchten Sie's immer so haben, Reserl?" Er hatte seine Pfeife weggestellt, damit sie nicht etwa zerbreche, und saß unmittelbar neben ihr.

Noch einmal nickte sie. „Gewiß! Könnt' es nur sein?"

„Wär's nicht schön, Theresko? Immer so wie heute, eher noch besser?" Er hauchte ihr das förmlich ins Haar; sie fühlte seinen schwülen Atem die Wangen entlang rinnen, ihr den Nacken niedersteigen und hob die stillen, braunen Kinderaugen, um sie gleich wieder verschüchtert und schämig zu senken. Das war Glut, was ihr aus seinen Augen entgegenschlug, aus seinem Munde entgegendampfte. Sie fühlte sie verlangend zu sich herüberlangen und war mindestens verwirrt davor.

„Immer wie heut'! Eher besser," wisperte er noch einmal, als wäre in diesen Worten eine Zauberformel verschlossen. Sie schwieg. Mit gesenkten Wimpern und duldend und dabei zugleich in sich ein Bangen vor dem, was noch kommen sollte, und vor dem Manne,

das unbezwinglich war. Denn umsonst und ohne Gegenleistung kam zu einem armen Mädel kein so Glück. Das wußte sie schon. Was aber mochte man von ihr begehren? Ein Schlimmes — sie mißtraute Stara. Sie fühlte sich umfaßt und willenlos, und dem Zuge folgend, lag ihr Kopf mit den ganz geschlossenen Augen für ein Augenblickchen lang an seiner Brust. Er preßte sie heftig an sich. „Na also!" jauchzte er auf und küßte sie stark auf den Mund.

Sie schrak auf. Mit verstörten Augen sah sie ihn an. Er war so häßlich. Sein Gesicht war verzerrt von der Erregung, und der rote Bart stand so strack und zausig davon ab. Und der Geruch der vielen geistigen Getränke, die er schon zu sich genommen, qualmte ihr aus seinem Munde entgegen. Ihr ekelte vor ihm und seinem Kusse. Mechanisch, willenlos wischte sie mit dem Handrücken über ihre Lippen: „Lassen S' mich," stöhnte sie.

„So nimmermehr!" Er jubelte förmlich und wollte sie zur Höhe heben.

Mit ihrer ganzen schwachen Kraft sperrte sie sich: „Lassen S' mich, oder ich schrei!"

„Schrei nur!" Er lachte breit und schrill und hob an ihr, die sich zornig und widerspenstig an den Tisch klammerte. „Schrei nur, — wer kann's da hören?"

„Lassen S' mich, ich bitt' Ihnen schön! Lassen S' mich!"

Er riß an ihrer Schulter. „Ein Narr, daß ich wär'." Und wieder, wie beschwörend: „Denk' nur, Theresko, immer so wie heut', eher besser!"

„Lassen S' mich!" Sie fühlte die Kräfte schwinden. „Um Jesu Barmherzigkeit und Wunden! Ich mag Sie net. Sie zu allerletzt! ..."

„Wirst nachher schon mögen. Red't eine jede vorher so ... Denk' nur, Resi ..."

Er stammelte, gurgelte. Ganz außer Atem war er. Vom Sessel hatte er sie gehoben. Mit irren Augen sah sie sich um. Da konnte keine Hilfe kommen. Und sie mochte den Mann nicht. Nicht ihn, noch was er ihr bieten konnte. Und plötzlich, in seinen Armen, bückte sie sich mit ihrer ganzen Geschmeidigkeit. Er stieß einen bösen Fluch aus: „Du Luder!" und ließ sie überrascht fahren. Sie aber, noch atemlos, lachte ihn mit denselben blanken Zähnen an, mit denen sie ihn eben bis aufs Blut gebissen, kicherte, und behende wie ein Wieselchen, mit dem richtigen Uebermut eines Kindes, dem ein listiger Streit gut ausgegangen, wischte sie aus der Stube. Er wollte ihr nach; da hörte er schon die Gangtür ins Schloß fallen. „Verflucht!" schalt er und stampfte mit dem Fuße. Dann, übermeistert von der Anstrengung, die kaum hinter ihm lag, von dem schweren Getränke, das nun erst an ihm seine ganze Macht zu üben begann, torkelte er zu seinem Ruhebett und warf sich schwer und blöde stierend darauf. „Die kommt schon wieder. Gekostet hat sie einmal, wie sie's haben könnt' mit mir. Die kommt mir nicht aus. Wüßt' nicht, oder wie sollte das?" dachte er für sich, während er so dalag.

Nach einer Weile erhob er sich mühsam und klopfte bei den Leuten an, bei denen die kleine Resi zu nächtigen gewohnt war. Er wartete; dann wendete er sich

brummend über den Starrsinn und die Dummheit des Mädchens und ging schlafen.

An die gleiche Tür hatte eine kleine halbe Stunde früher die kleine Resi geschlagen. Da niemand auftat, so kehrte sie sich betrübt. Heimkommen mußte die Nachbarin doch. Es war ohnehin ein Ereignis, daß sie noch nicht zu Hause war. Aber wo sollte man sie abwarten? Sie dachte an die Hausmeisterin: die aber hätte sie ausgefragt, und es widerstrebte dem Mädchen, von dem zu sprechen, was ihm begegnet und angetan worden war. Das gab sicherlich Lärm und Verwundern, Geschrei und Geklatsch durch das ganze Haus. Derlei hatte sie niemals mögen.

So trat sie auf die Straße. Es war recht kalt, und das Kind, das eben nur notdürftig bekleidet war, begann zu frieren. Um sich zu erwärmen, ging sie immer schneller, immer weiter. Auf eine große und belebte Straße kam sie, durch welche die Pferdebahn fuhr. Zahlreiche Wirtshäuser und Kaffeehäuser, fast eines neben dem andern, waren auf ihr, und die Resi sah durch die Spiegelscheiben die Leute, die mit dem Ausdrucke Zufriedener und Gesättigter darin saßen und sich's so recht wohl sein ließen. Eigentliche Spaziergänger gab es nicht mehr. Nur geschminkte Dirnen raschelten noch ihrem ruhelosen Erwerbe nach, und eine grüßte das hübsche und frische Mädchen mit einem eigenen vertraulichen Zwinkern ihres frechen und verschlagenen Auges. Da überfiel die kleine Resi ein Ekel und ein Schauer, als hätte sie das mögliche Bild ihrer eigenen Zukunft erblickt...

Ein junger, wohlgekleideter Mann folgte ihr durch

eine ziemliche Strecke, immer auf dem Sprunge, sie anzusprechen. Sie war so verängstigt, daß sie in eine stille Seitengasse einbog und dann nach Kräften zu laufen begann, nur damit er ihre Spur verliere. Ueber einen großen, öden, traurigen und schweigenden Platz mit jämmerlichen Bäumchen, mit Häusern, die noch nicht recht zusammenschlossen und Gassen täuschend vermuten ließen, wo nur eingeplankte Bauplätze waren, ist sie so gekommen. Endlich breitete sich eine weite, weiße Fläche vor ihr. Sie war ganz blank beschneit. Hügelchen und Bühle, weiß und schimmernd, erhoben sich über das blache Feld. Das war die Schmelz, sie wußte das. Und wenn sie da hinüberging, so kam sie nach Rudolfsheim, und dort wohnte der alte Wondra. Sie wußte seine Wohnung, und ein ganz freudiges Aufatmen war in ihr. Nun war sie geborgen! Für einige Tage wenigstens nahm er sie auf, und der kluge Alte wußte dann sicherlich weiteren Rat. Daß er ihr nur so gar nicht früher eingefallen war! Das machte die dumpfe Verlorenheit, in der sie seit dem Tode der Mutter gelebt, gelähmt und angefröstelt durch die Ahnung eines immer näheren und ganz unentrinnlichen Unheiles. Das hatte sich offenbart und lag nun hoffentlich schon hinter ihr.

Ein starker Wind hatte sich aufgemacht. In gleichen, steten, kräftigen Stößen zog er über die Heide und fauchte ihr entgegen. Der wollte sie wohl hindern, dachte sie, und lächelte ganz glückselig dazu. Mit dem unwirschen Gesellen würde sie schon fertig, und sicher leichter und mit minderer Anstrengung, als nötig gewesen, von Stara loszukommen. Nur frisch hinein!

Der Schnee stieg in Säulen, und es begann wieder zu schneien, trocken, stäubend und unablässig. Sie schritt rüstig vorwärts, das Kittelchen hoch. Erst lief sie beinahe. Danach, als sie in der Brust ein Stechen spürte, mäßigte sie ihre Eile. Sie zählte die Schritte. So gar weit war es am Ende doch nicht.

Nur daß man in der großen Dunkelheit die Fußpfade nicht recht ausnehmen konnte, welche durch den Schnee getreten waren. Da geriet man in eine Senkung und ward müde und durchkältet bis ins Innerste. Auch war der Anblick so trostlos. Spärliche Bäume standen schwarz zum lichten Himmel und ächzten mächtig, wenn ihnen der Sturm ins kahle Gezweige fuhr. Das sah manchmal komisch aus. Wie Lehrjungen, wenn sie der Meister beutelt, so tun sie, dachte die kleine Resi. Etwas später fuhr sie zusammen; so ein plötzliches Stöhnen schrie auf durch die Nacht. Dies alles aber, diese Schrecknisse matteten sie ab, und sie fühlte ihre Kräfte schwinden. Nur dort, wo sie eben stand, war's so ganz finster. Wohin sie immer sah, vor ihr, nach rückwärts, zur Rechten wie zur Linken, war Licht. Ueberall standen Häuser mit Menschen darinnen. Und nicht eines Menschen Kind in dieser ganzen, großen Stadt war so ohne seine Schuld also ganz verlassen, wie sie. Sie mußte bitterlich weinen, als ihr dieser Gedanke kam und sie bedrängte. Und um sich auszuschluchzen, setzte sie sich auf eine Bodenwelle, da der Sturm den Boden blank gefegt hatte. Vor ihr, über hellen Böschungen zog sich eine dunkle, ebenmäßige Linie durch den Schnee. Etwas mit glühenden Augen, gewaltig rasselnd, mächtig schnaubend zog darauf an

ihr vorüber. Das war ein Zug der Westbahn. Eine Schulerinnerung kam ihr, und sie leierte die Hauptstationen her, wie sie sie gelernt hatte. Endlich — Paris! Es war ihr, als hätte sie die ganze Fahrt mitgemacht, und etwas wie ein unerhörter Glanz empfinge sie an ihrem Ziele. „Paris!" flüsterte sie, „Paris!" Und ihr tanzten Lichter vor den Augen.

Ueberhaupt, und das war doch merkwürdig, als sie sich nun erheben wollte, rückten die Lichter von allen Enden auf sie zu, und die vor ihr, welche ihr das Ende ihrer Wanderungen andeuteten, tanzten auch so einen tollen Reigen....

Es ließ sich so gar nicht aufstehen. Manchmal fiel ihr eine verirrte Flocke in den Hals und zerfloß dort. Das war ein frostiges und dennoch nicht unbehagliches Gefühl. Es mußte sich am Ende hier auch ganz bequem schlafen lassen. Gehen hätte sie doch nicht mehr können; denn mit einemmale hörte sie um sich, in sich so gellende, messerscharfe Töne, wie sie noch nie ähnliches vernommen. Sie vereinigten sich, schwollen, sanken — eine unerhörte Musik! Was war das nur? Wer rief ihr so? Sie streckte sich aus. Es bedünkte sie, als steige sie in ein ganz frisch überzogenes Bett, wo man auch nicht recht weiß, ob es kühl oder feucht ist. Nun mußte man schon so vorlieb nehmen. Sie suchte sich das Fleckchen, wo sie einschlafen konnte, richtete sich die Kleider zurecht und lag mit weitgeöffneten Augen da, zum schwarzen Himmel emporstarrend, über den es immer wieder lief wie ein sehr heller Rauch, und der ihr näher rückte, als wollte er das Kind zudecken. Und wie eine Helle strömte es daraus....

Der Sturm zog seine Bahnen weiter. Der Schnee fiel. Sie merkte nichts mehr davon. Sie schaute nur und lauschte. Noch einmal wendete sie sich und lispelte gewohnterweise ihr Vaterunser. Dann entschlief sie..

Fünftes Kapitel.

Herr Karl Stara hatte die Nacht recht friedlich und sonder Arg durchgeschlummert. Ziemlich spät und wie meist mit etwas Kopfschmerzen erwachte er. Seine Kleider lagen unberührt und also auch ungeputzt, wo er sie zu Abend von sich getan. Das ärgerte ihn, weil er nun durchaus keine Schlamperei leiden konnte, etwas auf sich hielt und sich dadurch genötigt sah, an einem Wochentage seinen besseren Anzug anzulegen. Er machte sich fertig, und in einigermaßen verdrießlicher Stimmung über solche Ungehörigkeiten ging er seinen verschiedenen Geschäften nach. Zu Abend wollte er der Resi, dem dummen Fratzen, die sich offenbar nicht mehr zu ihm hineingetraut, seine Meinung, und daß es so nicht weiter ginge, schon tüchtig sagen.

Er hatte Abhaltungen, fand gute Gesellschaft, sang und kam also wieder einmal recht spät heim. Die Hausmeisterin fragte ihn beim Sperren etwas. Er überhörte es und wäre auch kaum in der Verfassung gewesen, ihr darauf eine richtige und vernünftige Antwort zu geben. Er warf sich in sein Bett mit einem so schweren Rausch, daß ihm gar nicht auffiel, wie unbereitet es war, wie so ganz in der gleichen Verfassung, in welcher er zu Morgen es verlassen hatte.

Er schreckte aus seinem dumpfen und bleiernen

Schlaf auf, zeitiger als sonst. Ein übler Geruch lag auf seiner Brust und drückte wie körperhaft darauf. Es schwelte der Tabaksdampf vergangener Tage kalt und brenzelnd durch das Zimmer. Häßlich schlug der Geruch von Rum durch. Es war sehr frostig und muffig; man hatte offenbar weder gelüftet, wie es sein sollte, noch gestern zu Nacht gehörig eingeheizt. Alles sah wüst, überstäubt und verkommen aus. Ihn ekelte und ihn grauste es. Es war so totenstill: Die Pendeluhr, ein teures Prunkstück seiner Stube, stand, und wie tot hing der Pendel nieder. Sonst — er sah nach der eigenen Uhr — war um diese Zeit die Stube immer schon mindestens halbwegs in Ordnung. Ueber jenem Stuhle, reinlich und sorgfältig gelegt, hing sonst sein Gewand. Warum heute nicht? Das war unerhört und nicht länger mehr zu dulden; das brauchte er sich für sein gutes Geld von einem zimperlichen Ding nicht bieten zu lassen. „Resi!“ rief er zornig und dennoch mit geheimer Angst. Er horchte voll Erwartung. Keine Antwort. Die behenden Füßchen trippelten nicht zu seiner Tür, die flinken Fingerchen pochten nicht wie sonst daran, kein helles Stimmchen fragte durch den Spalt: „Was wünschen Sie, Herr Doktor?“

Er fuhr auf und machte sich in der größten Hast fertig. Wie die Kleider eben waren, so warf er sie um sich. Er selber sah übernächtig, verstört und sehr aufgeregt aus, als er sich bei der Nachbarin erkundigte, ob sie nichts über den Verbleib der Kleinen wisse. Die Frau kam eben vom Einkauf zurück und sah ihn, als er sie stellte, wie ihm vorkam, recht argwöhnisch an. Oder war es spöttisch gewesen? Aber sie beteuerte,

seit zwei Tagen die Kleine mit keinem Auge gesehen zu haben, und tat sehr bestürzt. Verbarg man sie ihm? Zettelte sich da etwas gegen ihn an? Es schien ihm wichtig, und er konnte, obwohl er sich zersann, nicht recht ins Klare darüber kommen.

Er wußte nicht, wie er diesen Tag hingebracht. Aber in seinen Stunden litt es ihn nicht — er war nicht so feierlich und ernsthaft und salbungsvoll wie immer — und von der Kneipe jagte es ihn nach Hause, eben als es erst recht fidel zu werden begann. Eine geheime, doch sehr zweifelnde Hoffnung glitt blaß und geisterhaft vor ihm die sehr ausgetretenen Stufen zu seiner Wohnung hinan. Als er den Schlüssel in die Tür steckte, da wäre er am liebsten umgekehrt. Wohin aber alsdann?

Er trat ein. Ein Blick genügte: die Wohnung war wiederum durch die ganze Zeit seiner Abwesenheit von keines Menschen Fuß betreten worden. Um Gotteswillen? Was war da geschehen? Er kämpfte mit sich, um nicht zu brüllen vor jäher Angst. Was war nur geschehen? Er zog sich nicht aus. Die Fenster riß er auf, weil er ersticken zu müssen glaubte in dieser unerträglichen Luft, setzte sich auf sein Sofa und starrte in die Kerze, wie sie langsam niederbrannte. Er betete, sie möchte doch die Nacht aushalten. Dann sollte ihm das ein Wahrzeichen dafür sein, daß Resi wohlbehalten und gut aufgehoben war. Aber, bei wem denn? Es fiel ihm nicht ein, zu wem sie sich begeben haben könne, und alles in ihm sperrte sich gegen jedes Nachdenken. Er tat die unsinnigsten Gelübde. In ein Kloster der härtesten Observanz gehen, sein ganzes übriges Leben

wollte er der strengsten Pönitenz weihen, wenn ihr nur nichts geschehen war. Aber eine Märzennacht währt lang. Die Kerze erlosch. Nun machte er sich die bittersten Vorwürfe, daß er nicht viel später heimgekommen sei, als wäre wirklich das Schicksal der kleinen Resi mit dem des Lichtstümpfchens verknüpft gewesen. Er brach in ein kindliches Greinen aus in der Dunkelheit, fürchtete sich unsäglich vor dem zähneklappernden Frost, der an ihn heranschlich, und schlug sich in verzagter Wut selber mit Fäusten.

Am nächsten Morgen wollte er die Vermißte anzeigen und dann selber auf die Suche gehen. „Die Polizei!" schalt er vor sich hin. Denn wie anders, wie ohne ihre Schuld, hätte sonst ein Mensch verloren gehen können in einer wohlpolizierten Stadt, wo man an- und abgemeldet werden mußte? Aber, es konnte leicht ekelhaft auf dem Kommissariate werden. Ekelhaft und unangenehm für ihn; denn sie waren so schrecklich neugierig. Auch gut; begann gleich seine Buße, die er nun auf sich nehmen mußte, so gut er's im Grunde dem Kinde gemeint. Wie ein Dieb, damit er ja niemandem Neugierigen begegne, huschte er aus dem Hause. Er trat in das nächstbeste Kaffeehaus und ließ sich eine Zeitung geben. Auf einmal, während er noch bei seinem Frühstück war, ward er totenblaß, ließ die Zeitung sinken und sah hinter sich, mißtrauisch wie ein Verfolgter. Faßte ihn da nicht wer an der Schulter? Immer wieder las er die gleichen, wenigen Zeilen.

„Auf der Schmelz erfroren.

Auf der Schmelz, unweit vom Bahndamme der Westbahn, wurde gestern die Leiche eines etwa sechzehn-

jährigen Mädchens, nur dürftig bekleidet, gefunden, welches sich während des großen Schneefalles vom 16. März da verirrt zu haben scheint. Die Leiche, zu deren Agnoszierung sich vorläufig gar keine Anhaltspunkte ergaben, wurde in die Totenkammer des allgemeinen Krankenhauses überführt. Es liegen aber auch keinerlei Anzeichen vor, welche die Annahme einer Gewalttat rechtfertigen würden."

Sein Suchen war somit überflüssig. Er wußte nun, wo er sie finden konnte. Aber, sollte er überhaupt erst hin? Wozu denn? Es war notwendig. Einer mußte sie doch wohl agnoszieren. Und dennoch war eine große Reue und eine Furcht in ihm vor dem Augenblicke, in welchem er an der Leiche stehen würde. Das war sein Wille nicht gewesen, und er machte dem Verhängnis die schwersten Vorwürfe, das ihm eine solche Schuld aufgeladen. Sich selber aber schalt er eigentlich nur wegen eines einzigen, seines letzten, klaren Gedankens am Unglücksabend — denn ihm fiel nachträglich ein, daß er sich noch vor dem Einschlafen mit der Angst der Resi vor ihm belustigt und wie hübsch das sein müsse, verlor sich die erst völlig in der Vertraulichkeit. Und solche Erwägungen begleiteten ihn auf dem kurzen, doch traurigen Weg in die Totenkammer.

Das ist ein dämmeriger, kapellenhafter Raum, der niemals ganz leer steht, im stillsten, verstecktesten Hofe des allgemeinen Krankenhauses. Denn die Toten und die Siechen sollen einander nicht begegnen; durch ein Tor schreiten sie ein, durch ein anderes werden sie von hinnen getragen. Es ist schmäler, als das erste: die

Toten beanspruchen mindern Raum und sind so gar geduldig. Sie war schon aufgebahrt. Neben ihr lag ein Selbstmörder, den man Tags zuvor mit durchschossener Schläfe im Stadtpark gefunden hatte. Ganz unverändert für den ersten Blick war sie. Sie war ganz rührend in ihrem armen Kleidchen und sah aus, als schlummere sie. Nur die Wangen waren etwas stärker und starrer gerötet als im Leben, und die Fingerspitzen schimmerten bläulich. Man hatte ihr die Hände verschränkt und ein Kreuzchen zwischen sie gesteckt. Auf ihrer Brust lag ein Veilchenstrauß, wie man ihn um wenige Kreuzer kauft. Herr Stara trat zur Toten und sah dies alles.

Er faltete die Hände. Den Hut an sich gepreßt, begann er ein Vaterunser zu beten für die arme Seele, die ohne Beichte und Ledigsprechung gen Himmel gefahren. Und dennoch schien ihm sein Tun eine ungeheuerliche und verruchte Komödie. Denn sie war sündenlos und rein, war doch sogar, gleich mancher Seligen, um die Bewahrung ihrer Reinheit gestorben und mochte nun schon anderen fürbitten; er wußt' es besser, als sonst einer. Wie zu einer Bestätigung seiner eigenen Gedanken vernahm er leise, doch erregt gesprochen: „Für sie brauchst nicht zu beten, Stara. Wir von der Anatomie wissen, daß das nicht nötig ist ..."

Er erschrak so heftig, daß ihm der Hut entfiel und auf den Boden kollerte. Das klang dumpf und nachhallend auf den Fliesen im gewölbten Gelaß. Er bückte sich, hob ihn auf und säuberte tunlichst umständlich daran. So gewann er einige Fassung: „Du bist hier, Siebenschein?"

„Ja, ich bin hier. Das siehst. Und ich will mit ihr hinausfahren. Gleich wird man um sie kommen. Sie geht nicht mit den Aermsten, die der St. Josef von Arimathia-Verein hinausführt."

„Du zahlst das Begräbnis? Na ja, weil du immer nobel gewesen bist. Das ist aber einmal schön von dir."

Siebenschein sah ihn böse und drohend an: „Eine Eselei ist's. Eine hirnweiche Sentimentalität. Eine zwecklose Verschwendung. Aber du hast was am Gewissen, Stara! Sonst machst du mir keine Schmeicheleien, sag' ich dir!"

Herr Stara entsetzte sich heftig: „Nein! Man möchte doch! Ich mußte doch herkommen, nachdem sie mir gefehlt hat."

„So? Gefehlt hat sie dir? Und was willst denn eigentlich da?"

„Was ich da will?" Herr Stara verwunderte sich. „Agnoszieren möcht' ich sie."

„Dann hättest du den Weg sparen können. Agnosziert habe ich sie schon."

„Und dann — ich hab' doch so lange bei ihnen gewohnt. Ich weiß nicht einmal, wie viele Jahre. Noch seit sie ein Mädel war, kenne ich sie. Und dann und darum möchte ich ihr doch die letzte Ehre geben und sie doch hinausbegleiten."

„So, hinausbegleiten möchtest du sie? Ich hab' nur einen Wagen bestellt. Traust du dich, mit mir in einem Wagen zu sitzen?" Und er trat jählings und wie in aufflackernder Wut an den andern heran.

Herr Stara bezwang sich und sein Erschrecken: „Ja, warum denn nicht?"

„Ich hab' nur gemeint," lenkte Siebenschein ein. „Ich bin wunderlich. Seit ich das Kind in der Anatomie gefunden hab' — kannst dir meine Ueberraschung denken! — bin ich sehr wunderlich. Sie war noch ganz Kind. Denn — aber wozu soll man viel reden?"

„Du hast sie lieb gehabt."

„Ja," entgegnete der Mediziner trocken. Und in plötzlich ausbrechendem Gefühle: „Und ich hab's nicht einmal gewußt. Erst wie man sie getragen gebracht hat, erst da hab' ich's gewußt: So wird dir dein Leben lang etwas fehlen, etwas, was du niemals gehabt hast. Was du immer bei dir gewußt hast: du wirst es niemals haben, und du hättest es haben können, und wärst glücklich geworden damit. Aber wozu ist alles auf der Welt? Der Verstand? Ich weiß, er nützt nicht viel. Er frißt an einem und lehrt zweifeln und zernagt. Das Wissen? Wer kommt weiter damit? Wem genügt's? Die Schönheit? Da schau her: ich hab' nichts Schöneres gekannt, und sieh dir sie nur an, wie sie jetzt daliegt." Seine Stimme brach.

„Das Glück hast du vergessen," wendete Herr Stara schüchtern ein.

„Vergessen? Du Pferd! Gibt's denn so was?"

Sie schwiegen beide. Siebenschein beugte sich über die Tote. Und sehr weich begann er wieder: „Wie hübsch sie nur ist. Und so was muß aus der Welt, und über eine Woche weiß niemand mehr davon, daß sie da war auf ihr. Und sie war immer lustig, und gut und barmherzig war sie, und in alles hätt' sie sich gefunden. Aber gar nichts hat sich ihr geboten, just ihr gar nichts; wo tausend andere reich leben und glücklich sind, dort

ist sie gestorben, und niemand ist an der Straße, wo sie sich niedergelegt hat für immer in ihrer Müdigkeit, zu ihr getreten: Was tust du, Kind? und hat sie geweckt, wie sie eingeschlafen ist für ewig. Wüßt' ich nur, was sie hinausgetrieben hat in die Nacht! Ich wollt'!"

„Was wolltest du?" fragte Herr Stara in sichtlicher Beklommenheit.

„Ich wollt's dem Kerl zeigen. So schwach ich bin, daß er es niemals mehr vergessen sollt'. Weißt du was?" ... und wieder sah er ihn eindringlich an.

„Ich?" stotterte Herr Stara. „Ich? Vielleicht hat sie in Rudolfsheim was zu tun oder zu besorgen gehabt ..."

„Kann sein! Aber warum just bei der Nacht? Wo am Tage Zeit genug war? Und beim Sturm, und so gar nicht angezogen dafür?" Und abbiegend und einem andern Faden folgend: „Und die Späße anhören zu müssen, die man in der Anatomie bei so einem Falle macht. Denn sie tun so aus einer dummen Prahlerei noch roher, als sie so schon sind, und sie wissen ja nicht und sie kümmern sich nicht darum, daß einer da ist, dem's wehtut. Bis man bei sich denken muß: wenn so ein Toter ein Gefühl oder nur eine Ahnung in sich hätt', was sie mit ihm treiben und was sie für ein Spektakel und eine Komödie aufführen mit Dingen, die er sein Lebenlang heimlich gehalten hat! Man wird sentimental, wenn man nur etwas Talent für das Geschäft hat. Pfui!"

Sie verstummten. Stara ward's immer unbehaglicher. Ihm war zumute, als hielte der andere das Bahrrecht, von dem er aus seinen juristischen Studien

wußte, über ihn. Der aber trat wieder näher, ganz hart an den Sarg, und versenkte sich beschauend noch einmal in die ganze Lieblichkeit der Toten. Und sehr nachdenklich und singend in einer melancholischen Weise fing er wieder an: „Daß sie mir immer noch gefallen tut, nachdem ich sie so, so gesehen! Das ist, wie soll ich nur sagen? Ja, das ist doch ordentlich wie ein Wunder von Gott. Aber du hast dir sie noch nicht ordentlich angeschaut, noch nicht einmal. Das ist, wie wenn du dich fürchten möchtest vor ihr, und das muß man nicht, wenn man ..."

Er brach ab. Wie in einem immer stärkeren Argwohn schielte er den andern an. Der trat, beängstigt, näher herzu. Siebenschein aber deutete, und seine Stimme immer dämpfend, flüsterte er: „Da schau' einmal her. Sie hat sich gefürchtet. Da um die Mundwinkel sieht man's. Die hat sie hinaufgezogen, wie, na wie ein Kind, welches sich sehr bangt im Dunkeln." Und plötzlich, losbrechend: „Stara — vor was hat sie sich gefürchtet?"

Er zuckte zusammen. „Ich weiß es nicht ... Vor mir nicht ..."

„Stara, lüg' jetzt einmal nicht! Vor was hat sie sich gefürchtet? Schau' her, Stara!" und er reckte mit einer mächtigen Gebärde die Hand nach der Toten.

Herr Karel Stara schwieg. Aber sein Gesicht zuckte weinerlich.

„Ich sag' dir's, Stara — man läuft nicht fort in Nacht und Sturm, angezogen wie sie war, ohne guten Grund. Nicht einmal ein Tüchel hat sie umgenommen. Vor dir hat sie sich gefürchtet ... Du hast bei ihr ge-

wohnt, und du hast ihr, wo sie jetzt so allein war, was tun wollen ..."

„Ich hab's aber gut gemeint," stotterte Herr Stara.

„Hast?"

„Und ich hab' mir allerhand gedacht. Nämlich, hab' ich mir gedacht, wenn wir zwei so ganz allein sind auf der Welt und müssen nicht fragen nach niemandem, warum sollen wir's nicht zusammen sein, anstatt jedes für uns? Aber tun hab' ich ihr nichts wollen ... Bei Gott und meiner armen Seel' nicht!"

„Hast nicht?"

„Fortgelaufen ist sie mir dann. Und betrunken war ich etwas auch. — Und sie wird schon wiederkommen, hab' ich gemeint. Und gefragt hab' ich nach ihr. Ja, kannst fragen, ob ich nicht gefragt hab' nach ihr, wo ich nur geglaubt hab', daß man was wissen könnte von ihr, und gesucht habe ich sie überall, wo sie hätt' stecken können, da und dort und überall ..."

„Hast?" Das kam atemlos, ganz röchelnd.

„Hab' ich, ja, so wahr Gott lebt!"

Er fühlte sich angesprungen. Der Anfall kam so jäh, daß an eine Gegenwehr nicht zu denken war. Er fiel nieder. Ueber ihm aber, mit verzerrtem Gesicht, kniete Siebenschein. Die ganze Leidenschaftlichkeit seiner Rasse zuckte in ihm, in jedem seiner Glieder, deren Bewegungen er nicht mehr meistern konnte. Er spie ihm die Worte förmlich ins Gesicht. „Hast? Und hast nicht! Und schlafen gelegt hast du dich auch, hast? Und deinen Kaffee getrunken hast, und geschmeckt hat's dir gottlob, und auf deine Kneipe gegangen bist? Und mit einem Weibsbild umgetrieben auch? Und die Tote

in Gedanken besudelt im nachhinein noch? Hast? Du Hund! Niemals hat sie dich mögen, das weißt, niemals! Und du hast sie gemartert, wie sie noch klein war, ich hab's mit gesehen, bis sie erwachsen war, und hast sie dann drangsaliert, schamlos, wie der Hund, der du bist, und sie ist elendiglich erfroren, und in der Stadt war kein Mensch, was ein Erbarmen mit ihr gehabt hätt' und hätt' gesagt: Komm her und bleib bei mir — und zu mir hat sie nicht gefunden, und ich hab' mich nicht umgesehen nach ihr in dummen Bedenken. Und zugrund ist sie gegangen und war tausendmal mehr wert, wie tausend Stara — so jämmerlich, du Bestie! Und du sagst: Ich hab's gut gemeint ... Hast?!" Er schüttelte ihn; eine Kraft, die er niemals in sich gemeint, zuckte rasend durch seinen gebrechlichen Körper. Er zerrte an Stara, und seine schwarzen Augen glühten.

„Jesus, Maria und Josef, er beißt mich!" ächzte Stara.

Siebenschein erhob sich; der Anfall war verflogen, und er trat wieder zum Sarge, ohne den andern auch nur mit einem Blicke mehr zu streifen. Der stand mühselig auf, säuberte und richtete an seinen gezausten Kleidern. Demütig stand er da, immer noch in Besorgnis vor einem neuen Ausbruch. Der Mediziner aber war ganz verfallen. „Und das lebt!" raunte er. „Und es gibt kein Gericht gegen so was, und wenn man ihn schon anzeigt, so geschieht ihm nichts oder so gut wie nichts, weil man ihm nichts beweisen kann und weil er sagen wird, er hat ohne bösen Willen und ohne Ahnung der Folgen gehandelt. Und sie ist tot. Das heißt man Gerechtigkeit, und einen henkt man, der im

Hunger einen erschlagen hat.... Was willst jetzt mit dir tun, Stara?"

Er verfärbte sich: „Ich weiß es nicht..."

„Weißt du nicht? Du mußt sühnen, was du getan hast."

„Jesus, Maria! Was habe ich denn eigentlich getan? ... Seit wann bist du mein Richter?" Er fühlte sich wieder mutiger, seitdem er Siebenschein so gebrochen sah. Der aber schnellte wieder empor. „Frech sei mir nicht! Oder ... Ein Bisturi hab' ich immer zur Hand; wo das Herz sitzt, treff' ich im Schlaf, und an deinem Leben liegt mir nichts..."

„Also, was soll ich tun?" wimmerte Stara.

„Hör' mich an. Dein Richter bin ich, weil, wo kein Mensch Richter ist, dort muß es ein jeder sein, der den Sinn in sich hat.... In allen Gesetzen steht vielleicht nichts, was dich angeht. Aber ein ander Gesetz gilt, das älteste, und da steht's geschrieben: Auge um Auge und Zahn um Zahn. Verstehst, was das heißt, Stara?"

„Ich soll..."

„Du sollst nicht, du wirst! Oder ich treffe dich, und du stirbst dann nur anders und von meiner Hand. Du mußt sterben. Und mein Wort, Stara: du wirst auf der Welt keinem Menschen mehr wehtun, wie du mir getan hast. Und mach' bald, sag' ich dir..."

„Mein Mütterchen!" jammerte Stara.

„Geh, geh, jetzt lüg nicht. Hat keinen Sinn und Zweck. Dein Mütterchen! Banda, die ihr seid! Mir erzähl' nix!"

„Ja, gut," ächzte Herr Stara.

„Du wirst dich umbringen, sag' ich dir. Nur nicht so grausam, wie du sie umgebracht hast. Denn du tust es nach Wahl und aus freien Stücken."

„Denn ich tu' es nach Wahl und aus freien Stücken," stöhnte Herr Stara sehr kläglich.

„Dann hast du gesühnt. Denn eine Sühne muß sein," ergänzte Siebenschein.

„Dann hab' ich meine Schuld gesühnt, denn eine Sühne muß sein," respondierte Stara ganz geknickt und haltlos.

„Jetzt geh! Ich warte; bis sie dich daherbringen, warte ich. Man will sie bald begraben, und ich möchte mit ihr allein sein."

„So erbarmungslos!" jammerte Stara.

„Geh, geh! Sonst geschieht gleich hier was."

Zögernde Schritte entfernten sich. Siebenschein blieb allein an der Leiche. Er bog sich verlangend über sie und sah ihr immer wieder in das süße Gesichtchen. Ein Haarsträhn hatte sich verschoben. Braun, reich und gewellt fiel er über das weiße Kissen, darauf sie schlummerte nach aller Angst, und der Mediziner mußte sich erinnern, wie ungestüm ihr vordem die Löckchen um die Stirn geflogen. Er konnte nicht anders, er zog sein Besteck und schnitt ihr die Locke ab, die er, geringelt wie sie war, sorgfältig in seine Brieftasche tat. Denn sie wollte sich nicht glätten lassen, und ihm war, als stäke so noch ein Teilchen ihrer freudigen Lebenskraft darinnen. Wieder fiel ihm ein milder, frauenhaft gelassener Zug um Brauen und Nase auf. Ja, so war sie gewesen, wenn sie am Bettchen des toten Wondra, immer gütig und geduldig, gesessen war. Ein ungeheures

Herzleid quoll in ihm. Aber er weinte nicht, als er so an der Bahre seiner toten Liebe Wache hielt. War sie's ihm gewesen? Nicht vielmehr nur das Holdeste, das ihm jemals über seinen sonderbaren und in sich vielgewundenen Lebensweg gehuscht? Ein süßes Lichtchen, das er einem andern nicht mißgönnt hätte, das nur nicht so gottverlassen ausgeblasen sein sollte? Aber eine Antwort fand er nicht in sich; mindestens nicht mit jener Bestimmtheit, mit der er sonst auf seine Fragen in sich Entgegnung zu vernehmen gewöhnt gewesen war. Zu den anderen auch diese! Die Rätsel drängten sich ...

Die Totenträger kamen. Sie hoben die so leichte Last auf ihre Schultern. Sie ward fortgeführt für immer. Er stieg in den einen Wagen, und durch die laute Stadt fuhr er hinter dem blauen Leichenwagen, über dem die Jungfrauenkrone flatterte und schwankte, den endlosen Weg zum stillen, traurigen Gottesacker. Den ganzen Weg quälte ihn ein Vorwurf: er hätte die eine Furche wegwischen müssen, die um den Mund. Mit so verängstetem und bänglichem Gesicht sollte sie nicht vor den Thron des furchtbaren Richters treten müssen, den er in dieser Stunde bekannte und dessen Gericht sie so gar nicht zu scheuen hatte. Das war nun nicht mehr gut zu machen, wäre vielleicht kaum möglich gewesen, und es verschlug am Ende auch weiter nichts.

Man war am Ziele. Der Sarg ward eingesegnet, dann zur Tiefe gesenkt. Siebenschein sah sich um. Er war ganz allein, auch der Priester hatte sich entfernt. Als er sich davon überzeugt hatte, tat er etwas, was er niemals zuvor, außer in den Jahren seines längst ent-

schwundenen Kinderglaubens am schrecklichen und feierlichen Versöhnungstage, getan hatte: er kniete am Hügel nieder und klopfte an seine Brust. Alsdann aber schlug er, so gut es der Jude konnte, ein ungeschicktes Kreuz und betete ein Vaterunser für die arme Seele, nachdem niemand ihres Glaubens da war, der es ihr in ihr einsames Grab hätte nachsenden können …

Sechstes Kapitel.

Also, Herr Stara war fort. Es war in der Art, wie Siebenschein mit ihm gesprochen, etwas so Zwingendes, Unentrinnliches gewesen, daß er wie unter einem Banne ging und handelte. „Der Mörder,“ murmelte er vor sich, „umbringen will er mich!“ Aber er zweifelte deshalb doch nicht daran, daß er des anderen Befehl vollziehen müsse. Das Wort von der Sühne, das ihm der Mediziner in die Seele gelegt, klang unablässig fort und läutete ihm zu Grabe.

Eine weiche Stimmung war in der Luft. Der Frost war gebrochen, und man empfand es. Für dieses Jahr endgültig. Es lenzelte. Jener Duft, in den der werdende Frühling so gerne sich und seine Geheimnisse hüllt, lag über allem. Die Sonne schien hell und doch wie gedämpft. Man atmete selbst in der Riesenstadt etwas vom starken Erdgeruch der frischumgepflügten Felder, den der behende März in ihre lärmigen Straßen trug.

Nur eine Frage war für Herrn Stara noch unerledigt. Wie wollte er sich aus dem Leben schaffen?

Es müßte ein nicht gemeiner Tod sein, wie sein Schicksal ein ungemeines gewesen war. Und er wollte sich vorher noch einen guten und vergnügten Tag schaffen. Also, nach Nußdorf.

Er stand am Donaukanal und entschloß sich, dem Wasser entlang seine letzte Wanderung anzutreten. Zu Fuß, denn so gar eilig war die Sache nicht. Es ist das kein sehr weiter Weg. Das Wasser stand recht tief und war mißfarbig. Die Strömung schien ganz gering. Hier hineinspringen? Es wäre das Kürzeste gewesen; aber seiner, wie er sich fühlte und begriff, unwürdig erschienen wäre es ihm auch, zu endigen wie eine verliebte Köchin. So schritt er fürbaß an Kanälen vorüber, die ihre häßliche Flut in den Strom ergossen in kläglichem Sturz und allerhand unerfreuliche und eklige Vorstellungen erweckten. Zu seiner Linken lag mit niedrigen Häusern die Roßau, ihm zur rechten Hand dehnte sich die Brigittenau, und der spitze, schimmernde Turm ihrer Kirche leuchtete farbig. Noch waren Lücken in dem Häusermeere, das sich immer geschlossener an den Strom heranzutreten bemühte. Und jenseits des Kanals erhoben sich mächtige Schlote und rauchten gewaltig in das Blau.

Auf einer Bogenbrücke machte er zum erstenmale Halt. Er sah in das Wasser. Sparsame Schollen trieben und trifteten auf den Sand. Das Kahlengebirge umgrenzte sehr hell und umrissen den Horizont. Ein blauer Duft, der lenzkündend gleich einer sehr zarten Wolke, aus der Erquickung und Befruchtung niederrieseln will, lag über seinen Hängen. Aus fernen einzelnen Mulden oder zwischen annoch kahlen Stäm-

men hindurch schimmerte es noch blank. Das fröhliche Braun aber überwog, das in seinem Schoße alles Blühen der Blumen und alle Freudigkeit des Weines birgt, der gerade hier so edel und köstlich reift. Eine Dunstschicht, bestimmt gleich Teilen einer Riesenkugel umrissen, war im Weiten sichtbar. Bis dahin reichte der Atem der Großstadt, dem er nur entfloh, um zu sterben.

Die Häuser wurden niedriger und niedriger, als legte sich eine starke Hand auf sie und hindere ihr himmelanstrebendes Wachstum. Grau und unansehnlich standen sie da, durch ziemliche Zwischenräume von einander geschieden, mißtrauisch und ungesellig. Schon war manch eines mit verdorrtem Rankenwerke umsponnen und hatte sein Gärtchen hinter sich. Steinlagerplätze kamen. Das Grau des Granits schimmerte mit vielen Lichterchen und blinkenden Pünktchen auf, wie die Sonne darüber hinglitt; unförmige Plätten mit Quadern und Platten lagen vertaut im Strom. Dann, endlos und kaum absehbar, kamen Holzgestätten. Das Holz duftete im warmen Hauche des Südwindes, der es mit raschen und kräftigen Fittichen schlug.

Es war sehr einsam und schweigend. Gleichmäßig und langweilig. Rechteck nach Rechteck. Rechteck in Rechteck, begann das Reich der Gemüsegärten. In den schmalen Beeten, zwischen denen sich Hüttchen erhoben, arbeiteten mürrische Männer verdrossen, doch emsig bemüht um das junge Treiben, das eben aus dem Boden zu sprießen begann. Die Querbalken der Ziehbrunnen stachen phantastisch, gleich spitzen Schnäbeln, in die Luft. Manchmal, von ferne, quäkte einer, an

dem just gepumpt ward, mit müdem und schrillem Ton, und es sah sich an, als würfe einer hilfeflehende Arme in die Luft.

Kein Schiff glitt durch die stygische Flut. Kein Wanderer begegnete ihm den ganzen, ihm so weiten Weg. Er war allein mit seinen Gedanken, die sich immer fester in dies eine Ziel verbissen. Jawohl, er wollte den Leuten schon zeigen, daß er der Mann dazu war, Ernst zu machen, wenn es sein mußte, zu sühnen, was er verschuldet. Für einen Feigling hatten sie ihn alle, gar der dumme Raufbold, der Beyerl, gehalten: er wollte es ihnen weisen. Die Strafe stand allerdings mit der Vergehung in gar keinem Verhältnisse. Das aber machte nichts, bei Gott nichts. Nun war es schon das beste, er ging aus dieser Welt. Denn in einem hatte Siebenschein recht: kein Mensch mochte ihn, kein Mensch hatte ihn jemals für die Dauer gemocht. Was wollte er also unter ihnen? Da war es doch das beste, er drückte sich zeitig von ihnen, er ging in die große Donau mit seinem großen Schmerz. Die Wendung gefiel ihm sehr, und er wiederholte sie öfter für sich. Und so begleiteten ihn eintönige Gedanken den eintönigen Weg, den, gleich unsäglich langen und sehr trübseligen Meilenzeigern, entlaubte Pappeln einsäumten, in deren dürrem Laubwerk der Wind manchmal kläglich raschelnd rumorte. Wieder einmal überfiel ihn eine unbändige Angst vor seinem Ziele, und er ging sehr langsam oder setzte sich selbst ans Ufer. Die Lichter, die aus dem Grunde zu ihm heraufblinkten, das Murmeln und Stöhnen der Wellen drangen zu ihm empor, und er lief wieder ein Streckchen, nur um zum Ende

zu kommen, nur um wieder ein Menschenangesicht zu sehen. . . .

Wiederum eine Gitterbrücke. Zierlich und in schöner, stolzer Spannung schwang sie sich von einem Ufer zum andern in einem einzigen Satz. Graue Kaimauern; gebietend und spitzig vorgereckt der Sporn. Zwischen dem Gemäuer selber lag, eingefangen wie ein Ungeheuer, das man gar nicht ängstlich genug verwahren kann, damit es kein Unheil stifte, das Sperrschiff. Vor ihm stauten sich die Wellen, stand der Stoß; hier grau vom überliegenden winteralten Schnee, anderorts schimmernd im Grün, bläulich. Durch die Eisdecke hörte man das ungestüme Schluchzen, Glucksen, Raunen zorniger Fluten, die ihre Kraft schwellen fühlten und danach verlangten, sich an der starren Eisdecke zu erproben, die sie so lange vom Lichte schied. Der Wind schnob stark und ungestüm. Es ging Föhn.

Der große Hauptplatz lag vor ihm, ziemlich vereinsamt, als an einem Wochentage. Hügelig und mit rötlichen Steinen schlecht gepflastert, schob sich eine Straße mit einstöckigen und ebenerdigen Häuschen den Kahlenberg hinan. Ungeheure Tore, die in so gar keinem Verhältnisse zu den Baulichkeiten standen. Kehrte man sich, so sah man durch eine Unterfahrung der Bahnlinie noch ein Stückchen vom weißen Blinken der Donau. Dies alles kannte er. Wie oft hatte er sich hier mit guten Gesellen umgetrieben! Aber ihn hatte man eben nur geduldet. Warum doch? War er keiner Mutter liebes Kind gleich ihnen? Eine allgemeine, sehnsüchtige Menschenliebe zog durch sein Herz.

Eine stille, holperige Seitengasse. Ein unmensch-

lich niedriges, verwittertes Häuschen, vor dessen Einfahrt einige ganz vornehme Gespanne hielten. Ein grüner Reisigbuschen tanzte und taumelte im Winde. Lauter verheißende Anzeichen. Das war wohl das Richtige. Er trat in die dumpfe Stube.

An grüngestrichenen, rohen Holzbänken, vor schlechtgehobelten Tischen saß eine ansehnliche Gesellschaft. Standhafte und behäbige Männer, ehrenhafte, füllige Frauen. Es dunkelte gemach; der Tag war ihm vergangen wie im Traum. Eine Hängelampe war entzündet, und auch sie schwankte leise und goß ihr gelbliches Licht aus über die kahlen Wände. Das viele Grün an Reisig und an Holzwerk gewann einen dunklen, warmen Ton, und der bernsteinfarbene Wein in den Gläsern glomm auf. Der Raum, eben noch kahl und bedürftig, war mit einem Schlage heimlich und behaglich.

Dabei musterte er die Gesellschaft. Die Herren hatten den sehr hohen, schmalkrämpigen Zylinderhut schief und verwogen auf den Häuptern, trugen schwere Ringe an den feisten Fingern und sehr massive Uhrketten, denen man den Preis ansah. Wenn sie zahlten, so griffen sie mit einer nachlässigen Gebärde in eine Hosentasche und holten achtlos zerknüllte Banknoten daraus hervor. Alle waren sie heiser, und alle rauchten Virginier. Es war ein eigener familiärer Ton zwischen allen, die sich mit Vornamen riefen, wie sie denn durchwegs wohlgestellte Geschäftsleute waren, die sich einen ergötzlichen Tag machten. Die Frauen lockerten nach einem Weilchen den Bindhut: sie hatten meist gesunde Farbe, angeglüht von manchem guten Trunk.

Sie waren wohlgekleidet, in Seiden; über den vollen Busen hing die schwere goldene Kette in mancher Windung hernieder. Die Kinder aber gerieten den Eltern nach; denn auch Kinder gab's in der Gesellschaft.

„Warum denn net? Oder lernen's dahier was Unrechtes, wenn's mit Vater und Mutter dahier sitzen? Is eh' gescheiter, als sie laufen in die Gassen herum, wo s' keine Aufsicht net haben und nie nix Gescheites vor ihnen zu sehen kriegen ..."

Die haben's gut, alle gut, dachte Herr Stara mit Neid.

Gesprochen wurde wenig. Man erörterte höchstens den Preis des Gespannes — „'s is eh' ka Geld!" — das dieser oder jener gekauft und mit dem er in einer fabelhaft kurzen Zeit vom Schottenfeld bis zum Lusthaus in den Prater hinuntergefahren war. Mit seiner ganzen Familie. „Und fesch waren mer beieinand. Sie — schon 's Höchste. Und aufgeschrieben hat uns so a Wachter. Rechnet man halt die Straf' zu dem, was die Rösseln kostet haben. So was verdirbt unsereinem keinen Spaß! Natürlich war die Gaudee erst recht, wie's sein soll. Und g'schaut haben Ihnen die Leut'!"

Welthändel und Politik — „is eh' z'fad!" — existierten nicht für sie, die auf einem Eiland der Seligen saßen. Kam ein neues Glas, so schnalzten sie in einem geheimen Rhythmus mit der Zunge, nachdem sie davon verkostet. Das klang gar nicht so übel, und Herr Stara kannte und übte die Kunst bald auch.

Eine Heurigenmusik hob an. Dünn und schrill klangen die drei Instrumente ineinander. Ihr Takt

aber ging unentrinnlich ins Blut. Eine bacchantische Stimmung wehte durch das Ganze, dies grundlose, übermütige Jauchzen, dies unvermittelte Aufweinen der Geige, dies Zirpen der Gitarre. In erhöhter Freudigkeit leuchteten die Augen, flammten die Wangen auf. Man sang mit; man folgte dem taumelnden Rhythmus mit Händeklatschen, und manchmal rang sich ein Juchezer aus der beklemmten, von eitel Glück übervollen Brust und stieg heiser und dennoch die allgemeine Laune beflügelnd empor. Dann eine Pause; man hörte das Klappern der Münzen auf dem Sammelteller, und selbst Papiergeld raschelte darauf. Auch Herr Stara warf einen Guldenzettel hin, nachdem er ursprünglich selbst einen Fünfer vorbereitet. Denn was sollte ihm noch alles Geld der Erde? Dann aber beschied er sich: er wollte durchaus kein Aufsehen machen.

Eine Frau in mittleren Jahren war mit einem Mädchen, das eben an der anderen Schwelle der Schulpflicht zu stehen schien, in das Lokal getreten. Sie suchten nach einem Platz. Dann ließen sie sich neben Stara nieder. Die Frau kramte ein recht umfängliches Päckchen aus, legte es vor sich hin und ordnete den Inhalt zierlich auf ein reines Blatt Papier. Dann hüstelte sie ein wenig zimpernd, um anzudeuten, daß sie einen solchen Rauch, wie er hier von so vielen und mit einer solchen Rücksichtslosigkeit auf die Nebenmenschen verübt werde, durchaus nicht gewöhnt sei, und begann zierlich und bedächtig zu essen, zwischendurch dem Kinde mitteilend. Endlich schob sie das Ganze vor Herrn Stara hin, dem sie verhohlen zugeschielt:

„Mögen S' mithalten? Net?"

Herr Stara schüttelte verneinend den Kopf: „Ich habe keinen Hunger."

„Gengen S'!" Sie schlug die Hände zusammen. „Kan Hunger net haben? In die Jahr'? Und im hungrigen Frühjahr! Und wo doch der Heurige so viel Hunger macht! Ich iß sonst net viel; wie ein Vogerl, hat mein Seliger immer g'sagt, aber da, ich könnt' da alleinig a Ganserl z'sammessen. Oder ist's Ihnen zu gering? Das derfen S' schon essen. Dös ist gut. Dös ist von mein' eigenen Geschäft, und für mich wer' ich doch nix Schlechts aussuchen, wo die Kundschaft nix Schlechts kriegt. Mein Geschäft derfen S' mir net beleidigen!" Und sie sah ihn eindringlich an.

Beleidigen wollte nun Herr Stara nicht. Er kostete zunächst; die Sachen sahen auch gar zu verlockend aus. Dann kam ihm zum Bewußtsein, daß er diesen Tag eigentlich noch hungerte. Er aß also tüchtig, und die Frau sah ihm mit offenbarem Vergnügen zu. Nebenher tat sie ein wenig verschämt, wenn wieder ein volles frisches Glas kam. Er werde sie sicherlich für eine Trinkerin halten. Aber, sie sei's nicht. Sie sei eine aufrechte Geschäftsfrau vom Lerchenfeld und jetzt schon zehn Jahre Wittib. „Net wahr, da wundern S' Ihnen?" Und gerade heute habe sie das Haus, in welchem sie ihr Geschäft treibe, gekauft und bar ausbezahlt. „Neunzig blanke Tausender in aner Reih' — gelten's, dös is a Numero?" Und danach habe sie sich eine Güte getan und sei herausgefahren. Der Fiaker, der sie geführt, saß auch in der Stube und sang eben ein lautes Lied. „Ich bitt' Ihnen, was soll

mer denn sonst machen? 's gibt nix Besseres. Ohne mein Maderl tu' ich amal nix. Is kein gut, gewöhnt sich's ohne die Mutter sein. Die Buben, die wissen sich schon ihre Unterhaltung ohne die Mutter. Und in so ein ödes Theater? Was sie davon versteht, dös derfert sie no net verstehen, und sonst, wo die Theater so viel unmoráulisch sein, und die Burg ist mir zu öd und zu gespreizt. Ich mag die Klassiker net; nur wegen der Religion „Der Müller und sein Kind" an alle Allerseelen, die ein' Gott derleben läßt. Hab' ich net recht? Was?"

Dann wieder plauderte sie alles mögliche durcheinander. Gedankenlos wie ein Vogel und durchdrungen von der Ueberzeugung der wohlhabenden und auf ihrem „Grunde" mächtigen Frau, was sie interessiere, das müsse der gesamten übrigen Welt auch wichtig sein. Von ihrem Seligen sprach sie, der ein recht ein schlimmer Ding war, wenn er nur nicht gar so brav gewesen wäre. „Aufs Geschäft, da hat's nix geben, und ein Aug' wie keine Wagen so richtig. Niemals ein Irrtum. Nicht ein Kilo bei der schwersten Sau. Wo doch die Händler solche Dieben sein." Sie hätte sich deshalb auch nie zu einer zweiten Ehe entschließen können. Zugeredet habe man ihr genug — wenn man seine zwei Häuser schuldenfrei hat, a bisserl Geld und auch sonst was gleich sieht! Und heute noch: so viel Männer, als sie nur will. Aber eigentlich, eine Witwe hat's am besten, kann tun, was sie will, und noch so gut verheiratet ist man immer nur eine halbe Gschlavin! Dazu knackte sie Nüsse und schob auch ihm welche hin, gab der Kleinen mütterliche Ratschläge, wie daß sie

dem Herrn nicht immer in den Mund schauen solle, wo sie's doch nicht nötig habe. „Wie so ein Frißling, ein neidiger. Und gar ei'm jungen Herrn, wo man niemals nöt wissen kann, ob's net einmal was wird."

Das Kind gähnte, verlor sich. Mit einemmale bemerkte das die Frau, und mit schriller Stimme, die ganz so klang, wie die der Frau Beil im Affekte, rief sie in den Hof: „Wo steckst denn schon wieder, Reserl? Willst mir leicht erfrieren?"

Der Klang und das Wort durchzuckten ihn. Das war eine Mahnung und ein Wink von oben. Nun war es an der Zeit. Er zahlte seine Zeche, empfahl sich und ging.

Ein mächtiges Dröhnen tönte ihm im Freien entgegen. Der Wind brauste immer heftiger. Am Himmel schoben sich in ungestalten Massen schwere Wolken. Ein ängstliches Mondlicht übergoß ihre dunkelnden Säume geisternd und ungewiß, Tropfen fielen versprengt; dann wieder riß das Gewölk, und für eine Weile siegte vom hohen und blauen Himmel herunter die klare Helle. Er ging dem Dröhnen nach, das immer gewaltiger, immer näher seinen Ruf erhob. Er stand am Strome, bestieg, ohne es zu wissen warum, das Sperrschiff. Der Eisstoß hatte sich in Bewegung gesetzt. Vor Stara, dunkel und rohend, lag ein sandiger Werd. Die Schollen trieben; nun waren sie fast schwarz, nun war ein gespenstiges, rastloses Blinklicht über ihnen. Sie drängten einander, stießen sich knirschend; ganze, große Tafeln richteten sich phantastisch auf, schimmerten bläulichfahl und versanken wieder wie Hilflose, Ertrinkende im Wallen, daß ein weißer Gischt

sich mit raschem und zornigem Zischen erhob. Sie hasteten heran an das Sperrschiff, sie stießen daran, daß das eiserne Ungetüm vor dem Groll ihres Anstoßes bebte und sang, wie eine riesengroße stählerne Glocke. Zertrümmert vor der Gewalt des eigenen Anpralles, niedergerissen von der Unterströmung an die eisernen Nadeln, auf denen der Koloß ruht. Ein schreckliches Knirschen, dem von Riesen im Todeskampfe gleich. Splitter flogen auf und überrieselten den einsamen Mann auf dem Deck. Von unten herauf hob, gluckste und stöhnte es; von vorne her wuchs das Tosen immer anschwellend bis zum Unerträglichen. Hinten aber floß ein ruhiger und gestillter Strom, und dieser Friede im Gegensatze zu dem schrecklichen Lärmen ging peinigend auf die letzten Nerven des Herrn Stara.

Dies ganze Schrecknis sah er. Ihm ward schwindelig. Das Sperrschiff, auf dem er stand, schien sich ihm loszulösen von den eisernen Rosten, auf denen es doch sicher genug und mächtig verankert ruhte. Mit unerhörter Eile, so ward ihm wenigstens, triftete es hinaus in den ungestümen Strom zu einem ganz unerforschlichen, doch schrecklichen Ziele. Und die Wasser da unten zogen ihn an sich mit einer unwiderstehlichen Gewalt, schrieen und gellten nach ihm, nur nach ihm, und er sah sich zermalmt und zerrieben von den furchtbaren Schollen, seine Glieder jedes für sich gebrochen, sich niedergerissen, entstellt zum Unkenntlichen und gepeinigt mit Höllenqualen in dieser unergründlichen Tiefe, in grauenhaften Wirbeln. Doch das mußte wohl so sein.

Es fiel ihm, und die Gedanken jagten sich in ihm

wie die Blöcke Eises, plötzlich bei, daß er nicht einmal einen Abschiedsbrief an die Seinen gerichtet. Was sich die alle wohl von ihm denken würden, wenn der Sohn, der Bruder so plötzlich und ohne jede Spur verschwand? Ah bah, was gingen ihn die Seinen an, deren dummer Ehrgeiz, einen Gelehrten durchaus in der Familie haben zu wollen, allein dies sein beklagenswertes Ende verschuldet! Hätt' er den Grund übernommen und heiraten können, so säß' er nun wohl und warm daheim. Dann wieder kam ihm zu Sinn, daß er noch nicht einmal gebeichtet! Das mußte aber wohl so sein; denn auch die kleine Resi war dahin gegangen, ohne ihrer Sünden ledig gesprochen worden zu sein. Aber — das Spiel stand nicht gleich. Denn sie, was hatte sie jemals gesündigt? Sie war gen Himmel gegangen; er aber? Die Schauer der ewigen Verdammnis, an die er nun wieder glaubte, reckten sich in ihm auf und rührten an seine Seele.

Das mußte nicht sein . . . Nicht so unerhört furchtbar . . . Er rang in einem verzweifelten Gebet die Hände . . . Und eben brach der Mond wieder einmal gänzlich durch und beleuchtete alles, die ganze tolle Bewegung. Er trat zurück, so rasch, daß er zweien, die am Ufer standen und sein wunderliches Gebaren mit lebhaftem Anteile und eines Schauspieles gewärtig verfolgten, in der Flut verschwunden zu sein schien. Er atmete auf, wie erlöst von unerhörtem Druck. Er sank, übermeistert vom Schwindel, nieder auf den feuchten Boden. Er klammerte sich leidenschaftlich daran. Seine Zähne schlossen sich wie in einem Krampf; dann schrie er auf, ohne es zu wissen. Sein Schrei ging unter in

dem ungestümen, sich immer noch steigernden Lärmen. Er sah nach der Uhr. Es waren nicht Minuten vergangen, seitdem er das Sperrschiff bestiegen. Was hatte er in ihnen alles gelitten! Und wie ein Neugeborener erhob er sich: er hatte gebüßt genug, und kraft seiner eigenen priesterlichen unauslöschlichen Gewalt, sprach er sich von jeder weiteren Sühne und alter Schuld ledig . . .

Die beiden am Ufer stießen einander an: „Du, mir scheint, der ist doch ins Wasser gesprungen . . .“

Der andere zuckte die Achseln, deutete nach der Donau, wo sich eben ein neuer und schwellender Tumult erhob. Durch die weißen Schollen schoben sich grüne, hastiger, mächtiger, ungeduldiger als die übrigen: das Inn-Eis. „Ist er's, so ist er's. Dem hilft nicht einmal Gott mehr heraus. Da geht der Passauer Stoß . . .“

Epilog

Eduard Beyerl ist niemals mit seinen Studien fertig geworden. Er fand einen dauernden Unterschlupf im Finanzministerium und fühlte sich ganz wohl und behaglich in einer untergeordneten, doch für seine Bedürfnisse zureichenden Stellung, die ihm ein langsames Vorrücken, eine Position in der Welt, die ihm ein gesichertes Brot und eine Versorgung für sein Alter gewährleistete. Am schwersten fiel es ihm, sich jenen Respekt für die k. k. Hofräte abzugewinnen, der zu den heiligsten Pflichten eines loyalen Beamten und eines braven Staatsbürgers gehört. Auf Kirchenchören sang er nicht mehr, weil sich das mit seiner amtlichen Stellung nicht gut vereinbaren ließ. So, um seine künstlerischen Bedürfnisse zu befriedigen, trat er einem Gesangvereine bei — nicht dem Wiener Männergesangvereine, der ihm immer zu „noblicht" blieb — und erfreute sich als sicherer Treffer, als ein gewissenhaftes und eifriges Mitglied, dem man selbst schwierige Soli anvertrauen durfte, der allgemeinsten Achtung und Wertschätzung. Ein recht gemütvolles Tenorsolo von ihm ist besonders für die Frauen des Vereines immer noch ein höchst erwünschtes Ereignis, und man wundert sich allgemein, warum er nicht heirate. Er

mag aber durchaus nicht; einer romantischen Geschichte halber, wie er gern geheimnisvoll mitteilt. Eine späte Liebe zu den Naturwissenschaften erwachte in ihm, und er trieb die einschlägigen Studien mit Ernst und mit Nutzen. Nur eines behinderte ihn dabei: er besaß kein Mikroskop, und ein Instrument, wie es ihm dienlich gewesen wäre, ist ein sehr kostspieliger Spaß. Wiederholt hoffte er durch ausdauernde Sparsamkeit sich diesem so ersehnten Besitz nähern zu können, und er hielt sich deshalb durch eine Zeit ganz bewunderungswürdig tapfer; stets aber, im letzten Augenblicke, erwachte der alte unbändige Zigeuner in ihm, und in einigen tollen Nächten, durchschwelgt, gleichviel mit wem und ganz in seiner alten Weise, vertat er, was er in Monaten sauer zusammengescharrt: „Ja, mein Lieber, was willst du? Ich bin einmal so. Da kann man nichts machen!" und er lachte über sich selber sein gutes, herzhaftes und schmetterndes Lachen, das ihm jeden gewann. Zur Stärkung seines Nationalgefühls, das sich nun freilich nur noch modest, minder berserkerhaft äußern darf, liest er immer noch in seinen vielen Mußestunden Johannes Scherr. Zu seinem Hausarzte aber hat er in aller Form den Doktor der gesamten Heilkunde Simon Siebenschein ernannt.

Simon Siebenschein ist zu einem Abschlusse seiner Studien gelangt. Sehr spät; viel später und also kümmerlicher, als er seiner Berechnung und seinen Vermögensverhältnissen nach hätte zu Ende kommen dürfen. Schon zeigte man ihn einander im Krankenhause als ein sehr ehrwürdiges altes Haus, das vor lauter Nihilismus bei umfänglichen Kenntnissen und

Anlagen es niemals zu etwas bringen werde; schon warnte man die Nachwachsenden vor seinem gefährlichen Umgang, seinem steten Zweifel, der auch in anderen jeden Glauben und alles Vertrauen zersetze, als ihm wieder eine kleine Erbschaft zufiel. Mit raschem Entschlusse ging er an seine Prüfungen und bestand sie glänzend und mit spielender Leichtigkeit.

Seine Promotion beging er zu zweit, mit Beyerl in einer guten Kneipe. Es war keine rechte Stimmung. Beyerl trank sehr viel und suchte den alten überlustigen Ton anzuschlagen. Ihm, der sich selber so gar nicht verändert, daß er nicht begriff, wie sich irgendwer in seinen Beziehungen zu ihm gewandelt haben sollte, kam er allerdings immer noch vom ehrlichen Herzen. Er zog nicht mehr. Der andere hörte duldend zu. Endlich legte er die Hand auf die Schulter des Getreuesten:

„Wir sind keine Knaben mehr, Beyerl. Ich wenigstens bin ein alter Mann."

„Ein Esel bist," brauste Beyerl auf, aber sein Zorn war unsicher und gemacht. „Jetzt gehst du hinaus in die goldene Praxis. Hast für den Anfang schon einen Patienten an mir. Wenn's dir paßt, werde ich nach dem Amt immer eine Stunde in deinem Ordinationszimmer warten. Ja, du mein Lieber, ein Herr mit meinem Bart und mit meiner Glatze, dem du jetzt schon ruhig deine Uhr samt goldener Kette anvertrauen darfst, das sieht ungeheuer imponierend aus."

„Du bist ein guter Kerl. Aber mich machst du heute nicht lustig..."

„Weil du ein Heupferd, ein jüdisches Heupferd

bist.“ Wie klang das alles gequält und gemacht! „Wie hätten sich deine Eltern gefreut!“

„Meine Eltern? Es ist gut, daß sie tot sind. Fiducit!“ Und die Gläser klangen.

„Wo du jede Stunde heiraten kannst und einen Haufen Geld mitkriegst als ein gemachter Mann!“

„Heiraten will ich nicht.“

„Und überhaupt, wenn man den Berg oben ist und die schönste Aussicht von der Welt vor sich hat, so jauchzt man und wirft seinen Hut in die Luft!“

„Das hängt wohl davon ab, wie man hinaufgekommen ist. Wir haben alle zu schwer am Wege gelitten. Die sind daran gestorben, und ich sehe die Gräber zu bestimmt und kann sie nicht vergessen. Das, sagen die Leute, ist für einen Arzt sehr schlimm. Und die anderen haben sich zu sehr abgemüdet, und ihre Kräfte haben sich verzehrt im Wandern, und ins Zweifeln sind sie gekommen, ob denn der Weg auch der rechte ist. Wir sind alle verlorene Söhne mit oder ohne Titel und Amt. Wir haben keinen Glauben mehr, und zu uns hat ihn keine Menschenseele mehr. Und was uns kam oder noch kommt, das kommt uns zu spät. Das Glück und der Erfolg und das Ziel sollen aber zur Zeit erreicht sein, sonst freut's einen nicht mehr, sonst juchezt man da überm Berg nicht mehr, und wirft seinen Hut nicht in die Luft, Beyerl!“

Man saß noch eine Weile beisammen. Vergeblich trank Beyerl, wie nur er bei festlichen Anlässen und auf fremde Kosten trinken konnte. Der rechte Uebermut wollte dennoch nicht kommen.

„Professioneller Leichenbitter“ schalt er den andern.

Endlich, nachdem das Zusammensein beiden beinahe peinlich geworden war, ging man auseinander — im Grunde für immer, ins Leben. Siebenschein blieb vorläufig als Sekundar im Krankenhause. Er studierte viel, aber wesentlich Dinge, die seinem Fache weitab lagen: Nationalökonomie und Sozialwissenschaften, die ihn mit geheimer Anziehungskraft an sich rissen. Es schien ihm, als bedürfe gerade der Arzt dieser Kenntnisse. Und die Bestrebungen der Sozialisten, wie er sie aus ihren Werken und Schriften erkannte, zogen ihn immer kräftiger an, der sich bewußt als gebildeter Proletarier fühlte. Da waren stolze und des Erstrebens würdige Ziele, desto gebietender, weil sie kaum oder doch erst in unabsehbarer Zeit erreichbar erschienen.

Um die Praxis tat er sich nicht um, Verbindungen suchte er nicht. Er dachte nicht daran, irgendwo auf dem Lande anzufangen, vielleicht in seiner Heimat, wo es ihm immer noch leicht hätte sein müssen, vorwärts zu kommen.

Ihn hielt dieser Boden. Vielleicht auch ein vergessenes Grab auf dem Zentralfriedhofe. Denn der sentimentale Zug lag in ihm und ward immer stärker und spann immer noch Träume, wie leicht und wie voll er hätte glücklich werden können. Der alte Respekt vor dem verschlossenen und bewußten Mann erwachte wieder unter seinen Berufsgenossen. Er aber hatte wie an alles, so an sein Können den Glauben verloren.

Später zog er sich nach Ottakring hinaus und begann dort als Armenarzt seine Praxis zu üben. Auch eben keine Beschäftigung, die dort, im ärmsten Viertel

von Wien, sonderlich erheiternd und lebensfroh stimmt. Sie ernährte ihn leidlich; denn er ward immer bedürfnisloser und war von Haus aus ein guter Rechner. Etwas zuzubrocken hatte er, und sein Sinn stand nicht nach Reichtum. Manchmal aber erwachte jenes Luxusbedürfnis in ihm, das in durch Bildung überfeinerten Menschen unbesieglich schläft. Dann ging er in die Stadt, kleidete sich vorher sehr elegant und tat alte Schmuckstücke an, welche er von seinen Eltern ererbt, nahm sich einen Fiaker und fuhr zum Speisen in ein allerteuerstes Restaurant, wo man ihn bald kannte und sich über den geheimnisvollen Herrn die Köpfe zersann. Er wußte das, und es machte ihm heimlich Spaß, die Leute durch seine düsteren Gepflogenheiten noch mehr zu verwirren. Denn niemals forderte er in Worten. Beim Bestellen wie beim Zahlen wies er nur den Ort auf der Karte, wo sein Gericht oder sein Getränk verzeichnet stand. Dann ging er, innerlich vergnügt und für eine Weile aufgefrischt, wieder seinem Berufe nach.

An einem Sonntag Nachmittag war er ins Grüne gegangen. Unmittelbar hinter Ottakring erhebt sich ein mäßiger Hügel, ganz bebuscht und mit Grün bestanden. Es war im Mai. Die Bäume standen im ersten Laub. Paare und ganze Gesellschaften zogen den wohlgehaltenen Weg entlang, den nahen Tälern und ihren Lustorten zu. Ein Amselpfiff und ein Pirolruf klang aus rauschenden Wipfeln. Kinderlachen scholl. Es war, als wenn die ganze Stadt auf den Beinen wäre. Die Menge aber, die sonst beängstigt hätte, verlor sich im weiten Raume und nach verschiede-

nen Zielen. Er aber fühlte sich ganz vereinsamt und wußte niemanden, den er an seiner Lust hätte teilnehmen lassen können. Jenes Naturgefühl, das sich am liebsten in der Einsamkeit vergnügt, war ihm nicht gegeben.

So saß er unter einem Baume und musterte durch Stunden die Vorüberziehenden. Es war überwiegend armes Volk; viele darunter, die ihn von seiner Tätigkeit her kannten, grüßten ihn und riefen ihm wohl gar ein wienerisch-ehrerbietiges Scherzwort zu. Auch ganze Aufzüge begegneten ihm; erst den Bergesrücken herunter, Hütteldorf und seinem Brauhause zu pilgernd, alsdann auf der Wiederkehr.

Ein förmlicher Zug tauchte auf. Er konnte ihn nahen sehen, denn er stand auf der Kuppe, wie die lange, schmale Reihe den Waldweg hinaufklomm. Geschlossen waren sie; eine Ziehharmonika ging vorauf und näselte feierlich einen Marsch herunter. Ueber den Gründen lagen schon die Schatten und stiegen langsam hinter den Wallenden höher. Auf den Höhen aber lag noch ein mildes, rotverglühendes Licht. Angehaucht davon und von der Mühe des Klimmens waren die Gesichter, auf denen die Fröhlichkeit von Menschen lag, die sich den einen, starken Schluck freier Luft durch eine Woche Plage in dumpfer Werkstatt, unter surrenden Maschinen rechtschaffen verdient haben. Paarweise, Mädchen und Bursche, oder, wenn sie sich noch nicht gesellt hatten, je zwei eines Geschlechtes und dennoch Arm in Arm wanderten sie. Sie hielten sich stramm; und die roten Blusen der Frauen leuchteten und die roten Nelken in den Knopflöchern

der Männer. Ohne daß er es selber wußte, hielt er sich straffer. Und mit eins flog ein Lächeln des Wiedererkennens um seinen Mund. Denn das eine Mädchen, das daherschlenderte und mit verträumten Augen um sich sah, kannte er wohl. Aus einer tollen Nacht im Prater. Sie war frisch und blühend, wie nur je. Und etwas Neues, ihrer selbst Unbewußtes lag über ihr.

Auch sie entsann sich, freilich schwerer, da sie sich so gemustert sah.

Auch sie lächelte; und dann, wie nachgiebig gegen eine übermütige Laune, trat sie ihn an und fügte wortlos ihren Arm in den seinen. Er stutzte. Alsdann, von ihr geleitet, schloß er sich dem Zuge der Genossen an. Sie plauderte, deutete rückwärts auf einen und flüsterte dem Doktor zu: „Ein Spitzel." Er sah sich den Mann an und spie vor sich hin. Es war Herr Stara. Wo war der Haß, mit dem er ihn einst verfolgt, der ihn bis zu Mordgedanken entzündet? Nicht einmal das blieb. Es dunkelte heftig. Von der Spitze der Kolonne her quäkte immer noch schläfrig der musikalische Blasebalg.

Sie zogen über das neubegrünte Land, bis mit eins die weite Stadt vor ihnen lag. Straßen drängten sich hervor, wie begierig, dies Fleckchen grünenden Landes zu umspannen und hineinzureißen in ihren steinernen Wirbel. Türme erhoben sich. Viele Lichter. Flammende Punkte, zusammenwachsend zu flammenden Linien; flammende Kreise, die an Leuchtkraft gewannen, immer stärker aufstrahlten, wie sie, sich verjüngend, einem gut sichtbaren Mittelpunkte, St.

Stefan, zustrebten. Er sah das, und eine neue Betrachtung war in ihm. Dann löste er seinen Arm aus dem des Mädchens, und als sie ihn halb fordernd, halb übermütig anblickte, so schüttelte er nur den Kopf. Er blickte ihnen nach, wie sie von den Hängen niederstiegen in die ersten, dürftigen Gassen mit noch zerstreuten Häuschen, in die Niederungen der Stadt und des Lebens, in denen sie sämtlich und für immer ihre Tage verbrachten. Für sie wirken, ihnen verbunden, nicht aber an sie gebunden. Eins mit ihnen in den Zielen, nicht aber auf den Pfaden, das schien ihm nun eine würdige Aufgabe, bei der selbst er sich bescheiden konnte. Um ihr aber nach seinen Ansprüchen genügen zu können, mußte er wohl in jedem Sinne allein bleiben. Und in solchen Erwägungen schritt der Armenarzt von Ottakring einsam heimwärts durch die lauten und sommerlich belebten Straßen.

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt

J. J. David

Gesammelte Werke 5

Troika ✦ Der Übergang

München und Leipzig ✦ R. Piper & Co.

J. J. David
Gesammelte Werke
Fünfter Band

J. J. David

Gesammelte Werke

Herausgegeben von
Ernst Heilborn und Erich Schmidt

Fünfter Band

München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1908

J. J. David

Die Troika
Der Uebergang

München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1908

Inhalt

Die Troika

Erzählungen

Rudingers in Freundschaft

Die Troika

Wir hatten uns in Rom in der Karwoche kennen gelernt.

Nun schließt man nirgends so leicht Bekanntschaft, als in Rom. Nirgends so leicht, so herzlich und wieder so flüchtig.

In einer erhöhten Stimmung, voll dunkler Ahnungen, Sehnsüchte und Erwartungen betritt man den Boden der Ewigen Stadt. Als stünde man vor tausend Erfüllungen. Sie werden doch auch einem jeden. Nur einem jeden anders, als er sich's vorher gedacht.

So verheißt nur noch das Leben. Und nur noch das Leben selber gibt in ähnlicher Weise und Fülle. Es kommt alles; nur wider alle Berechnung und gegen jede Vermutung. Ist es aber einmal da, so begreift man, es hätte nur so und sonst in keiner Weise in Wirksamkeit treten können und dürfen, als es geschehen ist. Freilich braucht es manchmal Zeit, ehe einem diese Notwendigkeit einleuchtet. Und dann hadert man und möchte verzagen. Vor dem Leben, wie vor Rom.

Dazu der unendliche Zusammenfluß von Menschen in dieser einen Stadt und just um diese Zeit des Jahres. Sie überfüllen zu gewissen Stunden den Korso mit ihrem Leben, ihrem nicht immer sehr rücksichtsvollen

Italienisch, ihren fremden Sprachen; benehmen sich laut und wie zu Hause in den stolzen Palästen der römischen Nobilität. Und wieder zu andern Stunden schwärmen sie aus. Sie überfluten die Galerien und Sammlungen; mit klappenden Tritten verjagen sie die Andacht aus den Kirchen; sie dringen in die Kampagna und scheuchen die heilige Stille, die sonst, dem braunen Rebhuhn gleich, sich an ihren Boden schmiegt. Es ist nicht anders, als wär' in ein Rudel recht gieriger Hunde von allen Gattungen und Temperamenten ein tüchtiger Brocken Fleisch geworfen worden. Jeder schnappt, schlingt gierig und sucht in seiner Art mit seinem Bissen fertig zu werden, sein Stück Rom sich zuzueignen und es zu verdauen. Nur freilich — Rom bleibt intakt dabei.

Man fühlt sich die erste Zeit einsam und verloren. Begriffe dämmern und verdämmern. Man prüft sein Wissen, seine Eindrucksfähigkeit, die unablässig zwischen den fernsten Polen hin und wider gerissen wird: bangt mit seiner Zeit und erkennt dennoch bald, daß dieser Unendlichkeit gegenüber keinerlei Hasten etwas fromme. Denn alles betont sich aus gleichem Rechte und mit gleichen Ansprüchen. Man muß sich wohl bescheiden und begnügen lassen. Aber man ist dankbar mit jedem Anschlusse und für jeden Fingerzeig, der einem den Weg weise durch diese Wirrnisse, diesen Urwald von Trümmern, denen man mindestens ein Wort ihrer Geheimnisse abhören möchte. Man sucht die Einsamkeit, um zu genießen und zu empfangen, und hat wieder gern einen guten Gesellen, mit dem man im Rauschen und Brausen der römischen Bronnen von dem sprechen könne, das einem den Tag über aufgegangen ist.

Und dann sind diese römischen Kneipen. Eine jede hat ihre Vorzüge und ihre Qualitäten, die man nicht gleich aufs erstemal faßt. Und man hat bei diesen vielverschlungenen Straßen immer den Reiz des Suchens nach jener Stätte, an der es einem vordem behagt. Danach ist aber in ihnen ein ruhiges Weilen; man zecht ohne vieles Reden, und das römische Fieber, diese geheimnisvollste Erregung in den Adern des Fremden, kämpft mit dem Weine und leidet nicht, daß man von seiner Kraft übermeistert werde. Ein Taumel streitet mit dem andern. Und besonders beim Becher verlangt das deutsche Herz nun einmal nach dem Gefährten und seinem tapferen Zuspruch.

In solcher Stimmung, vielmehr in solchem Stimmungsgewühl nun lernte ich Wladimir Moschko Pozniánsky kennen. In jenem Café Aragno am Korso, wo man alle Welt findet, alle Laute vernimmt, nur nicht das stolze Idiom der Römer, das sich vor allen Mundarten Italiens durch herrischen Schritt und feierlichen Klang auszeichnet.

Er fiel mir auf. Denn er war lang und hager, mit rötlichem Knebelbart und mit klugen, lichtbraunen Augen. Eine kräftige Hakennase, das ganze Gesicht etwas in die Länge gezogen; die ganze Gestalt erinnerte an einen armen Ritter oder vielmehr an Mephisto. Der Eindruck war so lebhaft, daß ich, als er sich erhob, um an einem Nebentisch einen gemeinsamen Bekannten zu begrüßen, ihm wider Willen nachsah, ob er den Fuß nicht schleppe oder sonst ein Zeichen seiner höllischen Abkunft an sich trage.

Wir wurden vorgestellt. Er sprach ein sehr reines

und gewähltes Deutsch, das gar nicht nach einer Mundart schmeckte. Das Italienische meisterte er vollkommen, ja sogar in die geheime Gebärdensprache der Landeskinder war er eingeweiht. Es war eine eigentümliche, abgemessene Ruhe in allem, was er tat, die keinerlei Eindruck von Gleichgültigkeit oder Stumpfheit erweckte. Er war durchaus liebenswürdig, ohne eigentlich verbindlich zu sein, mitteilsam wie einer, der nichts zu verbergen hat und dem man bei aller Offenherzigkeit innerlich doch niemals näher kommt. Ein in sich abgeschlossener Mensch, dem nichts mehr so leicht seine Kreise stören kann. Die Stadt kannte er nach allen ihren Heimlichkeiten. Er wußte um jeden Kunstschatz, der noch so verborgen war, kannte das Sesam, das den Zugang zu ihm öffnete. In jenen heimlichen Winkeln wußte er Bescheid, wo die Stimmung heimisch ist, durch deren Stille tausend Geisterstimmen raunen, zu denen höchstens ein wunderlicher Zufall die Fremden geleitet. Unermüdlich war er in Gefälligkeiten. Ob es nun den vielbegehrten Permeß zu einer Papstmesse galt oder den Zutritt zu den Fresken des Sodoma in der Farnesina. Er wies einem mindestens die Wege dazu, wenn er sie nicht in seiner stillen Art für einen lieber selber ging. Er kannte die Kampagna. Jene Stellen, wo die Stadt versunken ist, und nur, ein ungeheurer Mond, die Kuppel von Sankt Peter weiß und leuchtend in die Himmel sich hebt. Und wieder wußte er jeden schönen Blick auf Rom. Er hatte das Auge und die Freude eines Künstlers. Ihm, der einen größten Teil seines Lebens hier verbracht, hatte sich dennoch keiner der römischen Reize abgestumpft. Er

genoß mit jenen, denen er die Wege wies, freute sich mit jeder Überraschung, die er andern bereiten konnte. So erhielt er sich frisch.

Er war von einer umfänglichen und durchaus deutschen Bildung. Aber während seines langen Verweilens in Italien hatte er sich jene Härte gegenüber der Armut angewöhnt, die den Deutschen bei den Söhnen des sonnenfrohen Landes so sehr befremdet. Er gab, was er mußte, und das mit einer harten und unwilligen Hand. Alles bei ihm war eingeteilt und berechnet, hatte ein System, von dem ihn nichts mehr abbringen konnte. Ohne jeden Beruf, schien er dennoch nicht eine müßige Stunde zu haben. Niemals, auch in der wärmsten Sonne nicht, vergaß er seinen alten, lichten Überrock. Er ging sorgfältig, aber in geschonten Kleidern. Ungern, außer im Gruß, tat er den Hut ab. Auch die Sorge um sein eignes Wohlbefinden war offenbar in eine unverbrüchliche Regel gebracht, in der alles Raum fand, was dem Ergehen eines Mannes in seinen Jahren gemäß und zuträglich ist.

Denn er war nicht mehr jung. Er näherte sich dem Fünfziger.

Die Künste liebte er. Wissen und Verständnis aber waren sichtbarlich allein aus der Anschauung erwachsen und genährt und hatten nicht den leisesten Büchergeruch. Die Anekdoten jedes Werkes kannte er und erzählte sie lebendig und mit Geschmack. In der Papstgeschichte wußte er sicheren Bescheid, wie man ihn ohne eigentliches Studium nur hier erwerben kann, wo sich doch an jeden der endlosen Reihe ein Ergebnis, ein Denkmal, eine Schöpfung knüpft. Er haßte die In-

stitution mit einem fast persönlichen Haß, hatte Worte von mephistophelischer Schärfe für sie, ohne darum der Gegenwart oder dem, was sich an Stelle des Papsttums in Rom aufgetan hatte, gewogen zu sein. Er mochte die Italiener überhaupt nicht. In seinen Augen waren sie allesamt Barbaren und kaum besser wie Tiere. Besonders verachtete er sie wegen ihres Verhältnisses zur Musik. Davon verstünden sie die Reihe durch nichts, nichts sei so roh, so albern, so unsinnig, das sie sich nicht bieten ließen und dem sie unter Umständen nicht zujauchzen möchten wie die Narren. Man solle sich nur einmal ihre Kirchenmusik in dieser Hauptstadt der katholischen Welt anhören! Selbst die der vordem so berühmten päpstlichen Kapelle. Da sängen ehrsame Familienväter den Alt und den Sopran. Schon durch seine tüchtige musikalische Bildung fühlte er sich hier in der Verbannung. Begab sich einmal in langer Zeit etwas, das der Mühe wert war in Rom, so sparte er gegen seine Gewohnheit nicht mit dem Gelde. Und mit einer schmerzlichen Sehnsucht sprach er von Wien und Berlin, Städten, die ihm gleichfalls vollkommen vertraut waren, und ihrer Fülle musikalischer Genüsse. Er hatte dabei, wie immer, wenn er von etwas Erlesenem sprach, eine eigentümliche schmeckende Bewegung des Mundes, als kaue er an einem köstlichen Bissen.

Es war also ein durchaus angenehmer Verkehr mit ihm. Man profitierte in jeder Hinsicht. Wie der Mann sparte, ohne sich deshalb irgend einen Genuß zu versagen, so sah man's von ihm ab, sparsamer mit Trinkgeldern zu sein, als man, zumal als Wiener und

besonders auf Reisen, gewohnt ist. Das macht sich mit der Zeit ganz hübsch ins Geld. Und auch lernen konnte man sonst von ihm.

Merkwürdig war es nämlich, mit welchem Anteil und mit welchem Verständnis er von der Kunst des Schauspielers sprach. Er kannte alle, die sich einen Namen auf den Brettern gemacht, kannte sie nach allen ihren Eigenheiten, wußte Bescheid um die ganze Entwickelung, die gerade die Menschendarstellung innerhalb eines Menschenalters etwa genommen hatte. Er sprach davon mit einem unerhörten Gedächtnis, mit Erinnerungen durchaus persönlicher Art, die so sicher waren und so weit zurückreichten, daß er sich ohne Frage sehr früh und berufsmäßig ernsthaft mit der Bühne beschäftigt hatte. Selbst jene gedämpft schauspielerische Begabung, die zum Kopieren eines bestimmten Darstellers reicht, besaß er. Ganz besonders vertraut war ihm jene Glanzzeit des Burgtheaters, die ich selber nur noch schattenhaft und im Nachschein miterlebt.

Nur eines, just des Berühmtesten aus jener Periode, gedachte er niemals. Nun pflegt man bei Vorstellungen in der Fremde, von denen man doch in den seltensten Fällen annimmt, sie könnten späterhin fortgesetzt werden und sich bleibend knüpfen, kaum auf den Namen dessen zu hören, mit dem man in Verbindung gekommen ist. Auch den meines guten Gesellen in Rom hatte ich kaum und mit halbem Ohr vernommen. Nur unbewußt klang er mir beständig darin. „Und Sie selber tragen ja einen berühmten Künstlernamen," sagte ich ihm einmal.

„Ich bin Moschko Wladimir Poznianskys einziger

Sohn," entgegnete er mit einer fast königlichen Verneigung.

„Wladimir Pozniánskys einziger Sohn," wiederholte ich mechanisch. Ich selber hatte den großen Tragöden nicht mehr auf den Brettern gesehen. Die ihn gekannt, in seiner besten Zeit gekannt, ehe die Unrast und die Aufregungen des Wanderlebens ihn zu früher Zerrüttung gebracht, die schwärmten immer noch, nach Jahrzehnten, von ihm, seinen Gaben, seiner zwingenden Macht. Und eine Erinnerung aus früher Jugend fiel mir ein. Da hatte den Unsteten einmal sein Pfad nach Brünn geführt. Das war damals, vor gut einem Menschenalter, von uns aus noch eine umständliche und eine kostspielige Reise. Mein Oheim und Vormund, ein Phantast, ein Mann, den die Verhältnisse zu aller Unstern ins praktische Leben gestellt hatten, während alle seine Anlagen nach dem Studium und nach den Büchern gingen, ein Grübler, der sich mit längstgelösten Fragen quälte, nur weil er nicht wußte, wo er sich die Antwort darauf holen sollte, hatte die weite und für seine Verhältnisse teure Fahrt unternommen. In derselben Nacht, nur um ja nichts von dem gewaltigen Eindruck zu verlieren, den er empfangen, ohne einen Blick in die fremde und große Stadt zu tun, war er umgekehrt nach Hause und hatte nun Wochen von Wladimir Pozniánsky und seinem Mephisto zu erzählen, versuchte sogar, ihm Szenen nachzuspielen. Das war von einer ungeheuerlichen Komik, die ich wohl spürte, ohne ihre Wirkung auf mich — für ein Kind eine harte Sache — äußern zu dürfen. Denn er war sehr klein und dick, hatte dünnes und sorgfältig gekämmtes Haar, und begann

nun mit gereckten Armen, einen dämonischen Ausdruck in seinem guten Gesicht, mit einer unnatürlich schrillen Stimme, die bei jeder Erregung rettungslos in die Fistel hinaufquietschte und nicht mehr leicht den gesunden Boden unter sich fand, seine Beschwörung: „Der Herr der Ratten und der Mäuse . . .“ Ich meine, er träumte damals von einer ähnlichen Laufbahn für mich, der gerade für diesen Beruf niemals die mindesten Anlagen hatte.

Und der Sohn des besten, des einzigen Mephisto der deutschen Bühne stand vor mir! Lebte hier in Rom ein wunderliches Leben halben Müßigganges, ausgefüllt durch tausend kleine Geschäftigkeiten, durch Gefälligkeiten gegenüber Fremden, deren Umgang ihm aus welchem Grunde immer angenehm und wünschenswert erschien. Ein eigentlich leeres Leben, wenn nur Rom mit seiner Fülle und seinem steten Wechsel jemals dieses Empfinden mächtig über einen werden ließe! Wie war dies möglich geworden? War die Lohe des Vaters im Sohne so gänzlich erloschen? Im Sohn, der in seinem Äußern so sehr an seines Erzeugers beste Rolle gemahnte?

Das schien mir nicht wahrscheinlich. Eher hatte man den Eindruck, als ob er sich früh, aber nicht ohne Stürme hierher als in den sicheren Hafen gerettet hätte, um nun ruhig, mit einer innerlichen Scheu vor allem, was noch seine Kreise stören, ihn in Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten bringen könne, mit beobachtenden und klugen Augen das Treiben da draußen auf hoher See sich zu beschauen.

Selbst nicht ohne ein Gefühl humoristischer Über-

legenheit. Denn die auf schwankem Boot mit Wind und Welle hart kämpfen, die nehmen freilich manchmal Stellungen an, die denen auf sicherem Lande drollig und ergötzlich genug scheinen mögen . . .

Es war vor der Fontäne des Bernini, wo mir diese Gedanken durch den Kopf schossen, ungeordnet, rasch, zügellos. Aber ich sprach nichts davon aus. Nur jene Jugenderinnerung erzählte ich ihm. Er lachte dazu. Alsdann, nachdem wir uns noch für den Abend besprochen hatten, entfernte er sich. Denn es gehörte zu seinen Wunderlichkeiten, daß er niemand, höchstens vielleicht einem seiner nächsten Freunde, seine Wohnung verriet, daß er niemand bei sich sah. Abermals aber hatte ich die Einsicht: dies geschah nicht aus der Notwendigkeit, etwas zu verschleiern, vielmehr um sich jeden in der Entfernung halten zu können, die ihm gut erschien. Denn ein Blick in die vier Wände eines Menschen lehrt, eine Stunde in ihnen mit ihm offenbart mehr, als eine noch so lange Gemeinschaft an Orten, deren Öffentlichkeit flüchtige Annäherung begünstigt und Intimität lähmt.

Immerhin wußte man nun schon mehr voneinander. Und nachdem es sich bald herausstellte, daß uns in Wien gemeinsam Freunde lebten, denen er trotz langer Entfernung in Treue zugetan war, von deren Ergehen, deren Eigenheiten, wie sie die Zeit an ihnen zugeschliffen hatte, ich ihm manches berichten konnte, so gestaltete sich der Verkehr allmählich vertrauter. Selbst mitten in einer ausgelassenen Gesellschaft hatte er manchmal etwas zu fragen, das nur uns beiden wichtig war und also die keimende Herzlichkeit verstärkte,

und ich konnte vorsichtig nach jenem deuten, das mir an ihm wichtig erschien.

Er ließ sich das ohne Unbehagen gefallen, und einmal sagte er mir auf den Kopf zu: „Ich weiß wohl, was Sie von mir möchten. Es ist auch nichts dabei, was ich nicht sagen dürfte. Ich verstehe, daß ich einem tätigen Menschen unbegreiflich sein muß. Es hat aber seine guten Gründe, und ich will sie Ihnen einmal erzählen. Den letzten Abend in Rom wollen wir einsam verbringen. Ich weiß, der und jener in Wien, an dessen Meinung mir liegt, so wenig mir daran zu liegen brauchte, wird nach mir fragen, mißbilligt mich und mein Treiben aus zu guter Meinung von mir. Sie haben sich einmal was von mir erwartet, und es sind durchaus rührige Männer, die vorwärts kommen in der Welt, so daß ich ihnen ganz verwerflich erscheinen muß. Was ich also Ihnen erzähle, das gilt allen. Denn mich mit jedem einzeln auseinanderzusetzen, lohnt nicht."

Er brach ab und machte eine grimmige Gebärde gegen einen Straßenjungen, der ihn allzu dreist und beharrlich umschwärmte.

* * *

So vergingen die kurzen römischen Tage. Rasch, schön und reich. Der Schwarm der Fremden begann sich zu verlaufen. Sie kehrten sich dem Süden zu, von dannen ich kam. Denn ich war mit dem Frühling gereist und hoffte, ihm folgen zu dürfen bis zu den Alpenpässen, durch die er seinen fröhlichen und festlichen Einzug in unser Nordland zu halten gedachte, mit Lerchen-

jubel, Maien in der Hand und Schlehdornblüte auf dem Hut.

Nicht eine tote Stunde war in all den Tagen. Oftmals ein Gefühl schwellenden Segens, das man in dankbarer Sehnsucht genießt, mit dem einen verschwiegenen Wunsche, sich's retten zu dürfen für die kargeren Zeiten, die nun notwendig kommen mußten. Schlechtes Wetter stimmte nachdenklich, nicht traurig, wie sonst wohl an fremden Orten und heimatfern.

Noch einmal hatt' ich den Göttern des Vatikan meinen Abschiedsbesuch gemacht. Der Tag war stürmisch. Es sauste zwischen den Säulengängen vor Sankt Peter, und die Springbrunnen übersprühten mich mit einem feinen Regen. Alsdann, bei siegreicher Sonne und sich erheiterndem Himmel, ging ich hinaus in die wellige Unendlichkeit der Kampagna, die sich schon völlig begrünt hatte.

Zu Abend trafen wir uns natürlich bei Fontana Trevi. Der päpstliche Soldo — sie sollen zuverlässiger wirken, als die des Königreiches — war als letzte Opfergabe für die Genien Roms vorbereitet. Man saß in nachdenklicher Schweigsamkeit beisammen und trank seinen Fraskatanerwein. Ein Bettelmusikant zupfte an seiner Guitarre. Das klang wie ein klägliches Grillengezirp, und mir war recht weich und weh ums beklommene Herz. Ein Abschied, hinter dem wenig Hoffnung aufs Wiederkommen stand, bedrückte mich.

Wir waren allein. Vom Platze her drang durch die abendliche Stille aufregend das Brausen der Wasser. Eine graue, müde Schläfrigkeit kam über mich, in der mir alles unterging. Mit halbem Sinn hörte ich

auf Pozniánsky, der mir riet, doch unter allen Umständen und obzwar es bei meiner knappen Zeit eine böse Hatz sei, Orvieto und seinen Märchendom mitzunehmen. Ich versprach alles und dachte nichts. Er merkte das wohl, und auf einmal mit einer linden und tröstenden Bewegung fühlte ich seine Hand auf der meinen: „Sie müssen sich nicht so aufregen. Genau so war mir zu Mut, als ich vor vierundzwanzig Jahren Rom das erste Mal verließ und meinen Soldo in Fontana Trevi warf. Und ich bin doch wiedergekommen. Freilich erst nach sieben Jahren, alsdann aber, um mich für die Dauer hier einzuspinnen."

„Sie — ja Sie," entgegnete ich dumpf.

„Ich kenne diese Stimmung," fuhr er unbeirrt fort. „Sie ist schlimmer als ein Katzenjammer. An wie vielen habe ich sie schon mitgemacht! Und es sind manche wiedergekommen."

„Manche!" echote ich so kläglich, daß ich über mich selber lachen mußte.

Sein Gesicht erhellte sich. Er hielt mir sein Glas entgegen. „Nun ist's schon besser. Auf frohes Wiedersehen in Rom!"

„Auf frohes Wiedersehen in Rom?" Mein Zweifel war wieder wach.

Er neigte sich zu mir. „Und nun sollen Sie meine Geschichte haben. Ich habe sie gespart, denn ich weiß, in der letzten Stunde ist man dankbar und empfänglich für alles, das einem über das Trennungsweh hinweghilft."

Ich horchte auf und er begann. Gleichmäßig erzählte er, rieselnd und mit einer großen Gelassenheit

auch dann, wenn er von den leidenschaftlichen Dingen sprach. Er mochte die Geschichte sich oftmals zurechtgelegt, sie manch einem in gleichem Sinne und zu gleichem Ziel mitgeteilt haben. Ein Stückchen Weißbrot hielt er dabei zwischen den sehr schlanken Fingern, das er zerkrümelte, und in gemessenen Zwischenräumen, zur notwendigen Befeuchtung, nahm er sein Schlückchen Fraskati, der im Lichte aufglühte wie ein Rubin.

„Sie kennen den Namen meines Vaters. Er klingt noch heute, unvergessen wie der Name der Größten in seiner Kunst. Er hat seinen Platz in der Theatergeschichte. Und wer ihn immer gesehen hat und etwas von der Sache versteht, der wird Ihnen sagen: es haben ihn viele nachgeahmt, und wo Wladimir Poznjánsky gut war, dort ist ihm keiner nahegekommen.

„Ich war sein einziges Kind. Und er hat mich sehr lieb gehabt, und ich bin ihm auch fast wie ein Vertrauter gewesen von erster Jugend an. Er hat nämlich manchmal sehr lang geschwiegen und wieder ein anderes Mal ein gewaltiges Bedürfnis gehabt, sich mitzuteilen, und er konnte dann stundenlang sprechen, ohne eine Antwort zu wünschen. Wenn nämlich der andere alsdann dennoch ein Wort zu ungelegener Zeit dazwischen getan hat, so hat ihn mein Vater ordentlich verdutzt angesehen, ist verstummt und war für den Abend nicht mehr aus seiner Schweigsamkeit herauszukriegen. Er hat sich sehr gefühlt, auch im Leben auf etwas von der Würde gehalten wie auf den Brettern.

„Das hat aber zu Mißhelligkeiten und zu Trätschereien geführt. Da hat sich einer ein Wort aus einem langen Gespräch gemerkt und es herumgeschleppt wie

einen rechten Wechselbalg und es endlich dem gesteckt, den es am wenigsten anging. Da war dann böses Blut. Und man hat gesagt: Pozniánsky übernimmt sich, läßt niemand gelten und ist ganz toll vor Hochmut. Kein Wort davon war wahr. Von wem immer er gelernt hat, das hat er nicht verschwiegen und war dem dankbar. Und anerkennen konnte er, ganz ohne Rückhalt, und hat viele gefördert, die dann, sowie sie's nur vermochten, ihm Fallen gestellt oder aus dem Haustor mit Steinen nach ihm geworfen haben. Es war nichtswürdig anzusehen.

„Er hat ja auch seine Eigenheiten gehabt, die verletzen konnten. Er war in manchen Hinsichten sehr wunderlich und nicht umzustimmen. Zum Beispiel: einen Schauspieler, der sich in den Ferien den Bart stehen ließ, den hat er durchaus nicht mehr gemocht. Das sei, als schäme er sich seines Berufes, auf den er stolz sein müsse, weil er den Inbegriff aller Künste darstellt. Und man ziehe das nicht mit dem Kostüm aus und tue es auf zwei Monate von sich.

„Es war ihm eben ernst mit der Kunst. Ernst wie keinem. Und darum konnte er so streng und rücksichtslos sein.

„Weil es aber immer neue Verdrießlichkeiten gab, so hielt er sich mit der Zeit immer mehr und ausschließlich an mich. So hab' ich sehr bald schweigen und die Menschen kennen gelernt, besser als er selber, weil er immer Partei war. Er hat sie eigentlich immer nur so gesehen, wie er sie sehen wollte: Engel, solange sie ihm gefielen, und dann jeder Hingebung und jeden Opfers fähig für sie, und Teufel, sobald er nur eine

Falschheit, was man so sagt, ein Haar an ihnen fand. Er liebte immer die scharfen Umrisse. Aber er hat sie dabei mit einer unglaublichen Schärfe des Auges studiert. Von jedem hat er sich was zu nehmen gewußt, und so war niemand für ihn verloren. Freilich, er hat dabei sein Gedächtnis überfüllt mit einer Menge Details für künftigen Gebrauch. Überhaupt — sein Gedächtnis! Das war ein Wunder, so unfehlbar und sicher!

„Mit meiner Mutter aber — das war auch so eine merkwürdige Sache, die ich erst viel später begriffen habe. Überhaupt — was ich Ihnen da erzähle, das ist mir selber erst langsam und mit reifendem Verstand ganz klar geworden.

„Sie hat ihn einmal sehr lieb gehabt. Und sehr stolz war sie auf ihn gewesen, denn die Weiber sind ihm immer und bis in seine letzte Zeit nachgelaufen. Und gerade sie hatte er unter allen genommen — das kitzelt. Und es war ihr ganz recht, daß er ein großer Künstler war und viel Geld mit dieser seiner Kunst verdiente, das sie verwaltet hat, weil er zu viel ein Mann der Launen war. Er konnte knickern, und wieder, wenn ihn etwas gepackt hat, so gab er so viel, daß es ganz gut war, wenn er nicht gleich dazu konnte und die erste Hitze verflog. Zu Hause aber sollte er nicht der große Künstler mit seinen Launen sein, sondern ihr wohlerzogener Mann; und weil er sein Genie nicht abschminken konnte, so hat sie sich erst gekränkt und ist später verstockt geworden. Er hatte auch eigentlich an nichts Freude, nur an seinen Rollen und am Theater. Und das paßte ihr nicht. ‚In mein Haus muß mir nicht die Kulissen-

lust', hat sie gesagt und seine Freunde und Freundinnen scheel angesehen, mit denen er lustig war und sich erholte. Das also hat ihn verdrossen und ihn mehr und mehr von ihr entfremdet.

„Sie war eben die Tochter aus einem guten Elberfelder Haus. Und fromm war sie, was er durchaus nicht gewesen ist. Nur auf Amulette und auf Glückszeichen hat er gegeben, und das hat sie in ihrem protestantischen Gefühl verletzt als Unfug und als papistisch römisches Zeug. Und manchmal, wenn er einen großen Erfolg gehabt hat und mit Freunden lange beisammen gewesen war, oder er hat sich an eine schwere neue Aufgabe gemacht, die ihm nicht gleich eingegangen ist, so hat er getrunken. Dann hat sie sich seiner geschämt, und erst hat sie versucht, das zu verstecken und zu bemänteln. Bald war ihr das zu viel, und sie hat gegen ihn und seine Freundinnen sehr harte Reden geführt, die er ihr niemals nach seinem Selbstgefühl verziehen hat. Auch vor mir hat sie nicht geschwiegen. Aus guter Meinung, und damit ich ihm nicht nachschlage. Ausgerichtet hat sie nichts damit. Ich war immer mäßig, aus schwacher Gesundheit und aus Anlage, und mein Vater war mir auch immer mein Gott oder sicherlich mehr wie ein Mensch. Ich werde zum Beispiel den Abend nicht vergessen, an dem ich zum erstenmale ins Theater durfte. Ich fing eben an, das Gymnasium in Dresden zu besuchen, und meine Kameraden begegneten mir mit einer gewissen Achtung, und auch die Professoren zeichneten mich aus, nur weil ich sein Sohn war. Und einmal sieht mich mein Vater mit seinen ernsten und tiefen und fremden wie verlorenen Augen zu Mittag an und

sagt: ‚Wladimir — den Tag merke dir. Du wirst heute zum erstenmale Wladimir Pozniánsky sehen.‘ Komödiantisch, werden Sie sagen, und affektiert. Kann sein. Aber, Sie haben es nicht von ihm gehört, so als könnte das gar nicht anders gesagt sein.

„Sie gaben den Abend ein dummes und längstvergessenes Lustspiel. Das Haus aber war übervoll und in der gewissen Spannung. Und ich bin im Fieber ohne jeden mir bewußten Grund. Der Vorhang geht auf, und ich erkenne meinen Vater nicht. Ich sehe nur einen schlanken und sehr beweglichen Menschen, mit einer merkwürdigen Stimme begabt, die immer klingt, als verberge sich hinter den gesprochenen Worten noch etwas, und mit Augen, die dareinblicken, als wüßten sie Dinge, von denen man nicht reden darf. Und wie der Vorhang fällt, so bricht der Jubel los, und dieser Mann erscheint immer und immer wieder und verneigt sich mit einem lässigen, spöttischen Hochmut, und nun weiß ich es: Er ist es. Und ich umklammere die Hand meiner Mutter, als hätt' ich mich verloren, und mein Fieber wächst, und ich stammele so für mich: ‚Unglaublich! nein, unglaublich!‘ Und sie reißt ihre Hand los von der meinen, und ich sehe ihre Lippen zucken, und sie flüstert so vor sich hin: ‚Ja — aber sein wahres Gesicht?‘ Ganz für sich hat sie's gesagt. Kinder aber merken sich derlei und deuten es sich . . .

„Zu Hause aber hat er mich geprüft. Ich hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis, und so hab' ich alles gewußt — den Hergang des Stückes, und was und wie er darin gespielt hat. Und wie ich in Eifer gekommen bin in der Erinnerung und dem sehr lebendigen und

neuen Eindruck, der so stark war, daß ich bei geschlossenen Augen alles wieder vor mir in Bewegung und mit seinem zugehörigen Ton empfinde, das ganze Theater sehe, wie einem doch auch ein sehr helles Licht im Auge lebt, auch nachdem man es schon davor geschlossen hat, so falle ich in seine Gebärden und in seinen Gang und weiß es nicht einmal. Meine Mutter sieht zu, seufzt schwer auf und geht stumm hinaus. Er aber lächelt sein strahlendes Lächeln — man meinte alsdann, die Stube wird heller und die Lampen brennen schöner, und sagt: ‚Junge, du hast ja Talent. Aber Schauspieler werden darfst du mir nicht.' Und wie ich denn — ich war natürlich ganz erfüllt gerade von diesem Wunsch — schüchtern frage: ‚Und warum nicht?' da sieht er mich ungeheuer hochfahrend und finster an. ‚Warum? Das Wort hast du dir abzugewöhnen, Jüngelchen. Mit meinem Willen, merke dir's, wirst du niemals in deinem Leben Komödie spielen.'

„Ich hab' es doch einmal getan. Freilich erst zu einer Zeit, da mein Vater nichts mehr wollen konnte, ich aber schon begriff, warum er den Gedanken, ich könnte jemals in seine Fußstapfen treten, so weit von sich geworfen hatte. Nämlich, ich hatte einen Freund gehabt, dem es mit dem Studium schief ging. Er mußte ein Mädel heiraten, und so ist er kurzen Weges mit ihr ins Elend und zur Bühne gelaufen. Damals war er in einer kleinen Stadt im Thüringischen engagiert, zu der noch nicht einmal die Bahn gegangen ist, und ich hatte ihm vordem einmal das Recht gegeben, er dürfe mich immer um einen Gefallen bitten. Da schreibt er mir nun, es gehe ihm gottsjämmerlich, und er habe

sein Benefiz. Wenn er den Namen Wladimir Pozniánsky auf den Zettel setzen könne, so würden ihm die Leute die Bude stürmen, und ihm sei geholfen, und keine Seele in dem Nest würde fragen, ob es auch der rechte Pozniánsky sei oder wie der herkomme, oder die Neugierde allein werde sie hinreißen. Mich juckt's — ich fahre auf unerhörten Wegen hinüber und spiele den Hermann in den Räubern, den mein Vater manchmal zu seiner Erholung, und um den Leuten zu zeigen, daß dem richtigen Mann jede Rolle recht sei, gegeben hat. Ganz nach ihm und mit großem Erfolg. Nur gewundert sollen sie sich haben, wie jung der große Schauspieler Pozniánsky eigentlich noch aussieht, und daß er einem andern, der also sicherlich sehr viel können muß, den Franz überläßt. Das hat meinem Freund auch späterhin noch sehr genützt. Aber mir war den Abend nicht gar wohl. Als säße der Vater mit seinem zornigen Gesicht da, als ginge er mit heftigen Schritten hinter den jämmerlichen Kulissen auf und nieder, als hätte ich einen schlimmen Frevel und einen argen Mißbrauch mit seinem großen Namen, wenn auch zu gutem Zweck, begangen."

Wladimir Pozniánsky machte eine längere Pause. Er hüstelte — er hatte nämlich eine schwache Brust —, tat sein zierliches Schlückchen, wischte sorgfältig an seinem Bart und schüttelte, meinen Durst mißbilligend und neidend, den Kopf. Alsdann, erquickt und gestärkt, fuhr er fort:

„Von diesem ersten Abend an mußte ich sehr oft ins Theater. Bis mir sein ganzes Repertoire vertraut war. Und immer mußt ich ihm Rechenschaft geben

über meine Eindrücke. So habe ich früh sehen und vergleichen gelernt.

„Er hatte damals kein festes Engagement mehr. Im Wiener Burgtheater war das letzte gewesen. Dort aber vertrug er sich nicht mit Laube, der ihn nicht entdeckt hatte und ihm also niemals gerecht geworden ist. Reizbar und ungeheuer leidenschaftlich war mein Vater immer gewesen. Und argwöhnisch ist er auch geworden und mit gutem Grunde. Denn sie hätten ihn natürlich am liebsten umgebracht. Das ging nicht gut, so haben sie ihn mit Nadeln gestochen und gegen ihn als unbotmäßig und launenhaft gewühlt an Orten, die er nicht besucht hat, weil er es nicht nötig hatte, sich der Gnade zu empfehlen, wo er doch die allgemeine Gunst besaß. Zu Ausbrüchen seines Temperaments haben sie ihn gereizt. Alsdann waren sie die Unschuldigen und er allerdings der große Künstler, aber auch so herrisch und ein Störenfried, daß man beim besten Willen nicht mit ihm leben konnte.

„In Bezug auf das Verdienen war ihm das gleich. Er hat sogar sich als freier Mann besser gestanden, und es ist ganz falsch, wenn man sagt, er sei an der Überanstrengung seiner Gastspiele zugrunde gegangen. Er hat sich niemals so gehetzt, wie es nun viele tun. Immer hat er sich geschont und zwischen zwei großen Rollen, die ihn hergenommen haben, hat er eine ganz leichte Lustspielfigur eingeschoben, mit der er selber seinen Spaß hatte, und hat sich auch niemals übermüdet gefühlt, hat sehr auf seinen Ruhetag gehalten, und seine ausgiebigen Ferien, in denen er langsam seine neuen Aufgaben studierte. Er hat nämlich sehr,

sehr lange zu einer neuen Rolle gebraucht und ist nicht damit herausgekommen, bevor er nicht vollkommen fertig war damit und alles herausgeholt hatte, was nach seinem Verstande und seinen Einsichten darin gesteckt hat.

„Wir hatten unsere ständige Wohnung ganz im Grünen in Dresden und machten auch kein großes Haus. Er meinte, das gehöre zu einem Künstler von seinem Rang, und wir haben auch niemals das verbraucht, was er erworben hat. Vertan hat er nichts, nur gelegentlich gern ausgegeben, für einen schönen Teppich oder so etwas. Und die Stadt mochte er gerne. Sie ist still und doch nicht ohne Leben, wohlfeil und sehr freundlich in allem. Auch liegt sie, so an der Grenze von Österreich und Deutschland, für einen fahrenden Schauspieler sehr bequem; man macht gute Musik, und es ist ein sehr anständiges Theater da, an dem er immer ein willkommener Gast war. Nur fesseln mochte er sich nicht mehr lassen, und sie konnten ihm auch das nicht mehr bieten, was er fordern mußte.

„Mit meinen Studien war das ein eignes Ding. Ich weiß noch heute nicht, was er mit mir vorhatte. Ich mußte Sprachen lernen, und wie er sich immer mehr und immer ausschließlicher an mich und meine Gesellschaft gehalten hat, so bin zu allen seinen Gastspielen mitgenommen worden samt meinem Erzieher. Aber Sie können sich denken, was das für ein Lernen war, einmal in der Hotelstube und einmal anderwärts. Allein sein aber konnte er nicht. Er mußte jemand im Hause wissen, an den er sich wendete, für den er gewissermaßen allein spielte. Meine Mutter mochte

nicht mit. Sie saß daheim, ließ sich beneiden und sich den Hof machen und verzehrte sich in stillem Kummer.

„Nämlich — sie war grenzenlos eifersüchtig. Und vielleicht nicht einmal so aus Leidenschaft, wie aus ihrem sehr strengen Begriff von Recht und von der Ehe. Und wie ich erst einmal älter war, so habe ich gesehen, daß mein Vater mehr als ein Mensch hätte sein müssen, sollte sie keinen Grund dazu haben. Da ist die große und beständige Versuchung. Da sind die Kolleginnen für einen Abend, die wissen: ein Wort dieses Mannes, und mein Weg ist gemacht, und die geneigt sind, dieses Wort mit allem, am liebsten mit der ihnen geläufigsten Münze zu bezahlen, die sich oftmals geehrt fühlen und das gar nicht verhehlen, wenn sich der große Künstler aus seiner Wolke oben zu ihnen herabläßt. Und dann die Enthusiastinnen mit ihren närrischen Briefen, mit dem Sturm in sich, den er entfacht hat und nun beschwichtigen soll. In Stößen sind solche Briefe gekommen, aus allen Schichten, von der Fürstin bis zur Näherin, und ganz besonders, wenn man wieder einmal in Wien war, hat man Merkwürdiges erlebt, das mir nicht so lange verborgen bleiben konnte, als mir vielleicht gut gewesen wäre.

„Daß meine Mutter derlei ahnte, war sicher. Daß sie's nicht mitansehen mochte, konnte ich ihr nicht verargen. Es wäre, glaube ich heute, manches anders geworden, hätte sie mehr von der richtigen Geduld, die nicht hadert, gehabt. Aber die ist nicht eines jeden Sache. Sie zog sich in ihre beleidigte Frauenwürde zurück, und es war dann bei uns zum Frieren traurig, und sogar ich, trotz meiner Jugend, war ganz glück-

lich, wenn es wieder fortging. Dann rieb sich mein Vater die Hände: ‚Wladimir, nun geht's dreispännig in die Welt!' Auch wenn sie nur etwas mehr Anteil an seinem Beruf genommen oder bezeigt hätte, so wär's gut gewesen. Dagegen aber nährte sie mit den Jahren einen immer stärkeren Haß, als an sich sündig und als Quelle aller seiner Sünden, und war doch an alle seine Erfolge und ihren reichen Ertrag gewöhnt und hatte sie hingenommen wie etwas, das gar nicht anders sein darf. Er aber hätte niemals und zu keinem Menschen hin einen ersten Schritt gemacht. Was er tat, das war gut, weil er's so tun mußte. Und so haben sie denn, wenn wir nicht Gäste bei uns hatten, oft in Monaten kein überflüssiges Wort gesprochen.

„Einmal brachte sie das Gespräch auf meine Zukunft und was das mit mir werden solle. ‚Zum Leben wird er haben. Ein gebildeter Mensch. Ein Komödiant nicht,' sagte er mit seiner höflichsten Verneigung, ‚schon aus Rücksicht auf dich nicht.' Und sie schwieg.

„Er liebte die Musik leidenschaftlich. Die mußte also gepflegt sein, darauf bestand er, und ich dank' es ihm nun ins Grab, obzwar mir vordem seine Rücksichtslosigkeit in diesem Sinn manchmal Pein genug gemacht hat und als Quälerei erschien. Sowie man am Ziel war, noch so müd' von der Reise, so mußte die Geige hergenommen werden und geübt sein. Sonst störte ihn in seinen Studien alles, Musik war ihm nie zuviel; er schnitt höchstens vergnügte Grimassen dazu und suchte die Verse, die er eben wiederholte, der Weise anzupassen, die eben erklang. Ein Konzert, etwa der Philharmoniker, die an Sonntagnachmittagen spielen;

auszulassen, wäre ihm eine große Sünde gewesen. Und wenn er sich einmal an seiner Rolle recht aufgeregt hatte, und er kam mit Zittern in den Händen aus dem Theater, wo nichts gegangen war, wie es sollte, und sein Kopf glühte, und er wollte keinen Menschen sehen, so mußt ich bis tief in die Nacht spielen, und er ging auf und nieder und hörte summend zu, oder er setzte sich nieder und stierte mit seinen großen, unheimlich großen Augen, in denen es in seinen späteren Jahren manchmal wie das Entsetzen vor etwas Unfaßbarem, Unentrinnlichem gewesen ist, auf mich herüber, ehe er ohne Laut, ohne Kuß und mit müden, erschöpften Bewegungen zur Ruhe gegangen ist. Ich glaube, er hätte gerne einen großen Komponisten aus mir gemacht.

„Es fehlte mir auch sonst nicht an Gelegenheiten, Bildung zu erwerben. Gesehen habe ich doch sehr viel, und er, der selber zu nicht viel kam, bestand unbarmherzig darauf, daß mich mein Lehrer zu allem Wichtigen führe. Und an klugen und ernsthaften Gesprächen, denen ich zuhören durfte, war denn auch kein Mangel. Wer kam nicht alles zu uns! Da waren Schriftsteller mit neuen Stücken, die er auf seine Rolle hin prüfen sollte und denen er dann von seinem klugen, aber nur schauspielerischen Standpunkt seine Ansichten auseinanderlegte. Man hat nämlich wirklich das Gefühl dabei gehabt, als nehme er einen Stoff her und breite ihn auseinander, daß man jede Falte sieht und jeden Faden und wie er verläuft. Oder Direktoren und Agenten haben sich die Türe in die Hand gegeben. Und ihnen allen gegenüber war er wie ein König und ein Gebender. Ja, ganz so war er, und ich habe die Großartig-

keit einer solchen Existenz mitgenossen und mitgelebt. Und mir hat man geschmeichelt: und die kleinen Mädchen vom Theater haben mir schön getan und Süßigkeiten gegeben — nun, je nach den Jahren, so Süßigkeiten. Und so bin ich denn sehr früh reif geworden und habe sehr jung mein Stück Leben gehabt, so daß es mir vielleicht deshalb später leichter geworden ist, auf alles zu verzichten. Und ich habe gesehen, was eine Persönlichkeit kann und was sie wert ist. Denn zum Beispiel: wir sind irgendwo eingerückt, recht wie Eroberer, und es war in den Schauspielern auch die gewisse Bangigkeit vorher, und ich bin gewissermaßen inkognito, so als Kundschafter, im Theater, um die Bude zu prüfen und zu sehen, was sie für eine Komödie machen, weil ich das wirklich aus dem Grund verstanden habe. Nun, sie haben sich's geleistet, so gut, wie sie konnten, also recht jammervoll, sagen wir. Und dann an seinem Abend, sowie er auf die Szene gekommen ist, so war's ganz anders, und alle waren andere und voll Eifer und um ein gut Ende gewachsen. So hat er und er allein sie mitgerissen und gehoben. Überhaupt — wenn der Mann seinen guten Tag hatte: Aber — Sie müssen darüber andre hören . . .

„So bin ich in mein mündiges Alter gekommen, ohne eigentlich an einen Beruf zu denken. Denn ich habe einen gehabt. Mein Vater hat nicht gut und nicht gerne geschrieben, wie das oft bei Menschen ist, die zu gut sprechen. So ist mir seine Korrespondenz zugefallen, die groß und nach allen Hinsichten wichtig und verantwortlich war. Da war Geschäftliches zu ordnen. Oder es war der Plan für die Einteilung

seiner Gastspiele zu machen, damit es nach der Ordnung, ohne zu großen Gewinnentgang und wieder ohne erschöpfende Hatz abgehe. Oder ich hatte den Bankiers seine Aufträge zu überbringen. Denn er wollte sein Geld niemals an einem Fleck beisammen wissen. Dazu hat er niemand genug getraut und hat auch gern profitiert — nach seiner Weise. An jedem großen Ort, an dem er regelmäßig zu erscheinen pflegte, hatte er ein Depot, und es machte ihm Spaß, zu beheben und einzulegen, zu befehlen, mich und den Bankier in Atem zu halten, zu kaufen und zu verkaufen und den gerissenen Geschäftsmann zu spielen, der er doch gar nicht war. Das war ihm eine Aufregung, wie es einem andern das Kartenspielen ist, und eine Ablenkung von seinen Gedanken, die ihn früher manchmal recht viel Geld gekostet hat, weil in seinen Berechnungen immer etwas Phantastisches von tausend Möglichkeiten war, das man bei etwas Gewissenlosigkeit, wenn man seine Einbildungen zum Durchgehen brachte, recht leicht mißbrauchen konnte. Ich habe das eingesehen und war somit sehr nüchtern und auf unsrer Hut. Es war drollig, wenn er einmal anfing, mit den unerhörtesten, für die damaligen Verkehrs- und Theaterverhältnisse undenkbaren Gastspielerträgen zu rechnen, die er in einer Weise nutzbar zu machen gedachte, die schon durchaus wucherisch war. Und wenn er dann ein Riesenvermögen beisammen hatte, so erstanden Stiftungen für erwerblose Schauspieler mit Abstufungen nach der früheren Bedeutung, mit Regeln bis ins kleinste, und Schulen für ihre Kinder und ein fürstliches Besitztum, alles zu überwachen und zu leiten für sich selber und

uns. Und auf einmal lachte er hämisch und grell über sich selber, stippte mit dem Finger so vor sich, als stieße er ein Kartenhaus um. ‚So — da hätt ich wieder ein hübsches Luftschloß möbliert . . .‘

„Sie haben keinen vollkommeneren Mann gekannt. Und wenn ich eigentlich nichts gelernt habe, so hat er doch tausend Bildungsbedürfnisse in mir geweckt, und sie sind mir in meiner Einsamkeit geblieben, und ich langweile mich sonst nicht leicht und habe kein leeres Leben. Kommt's einmal über mich, so geigt man sich's weg. Wir konnten keiner mehr ohne den andern sein. Und dennoch, bei aller Vertraulichkeit ist niemals an die Schranke gerührt worden, welche Vater und Sohn scheiden muß. Ging er seiner Wege, so habe ich mir nicht einmal recht Gedanken getraut. Er ist eben immer über mir und in der unbedingtesten Verehrung gestanden.

„So sind wir wieder einmal nach Wien gekommen.

„Die Stadt hat ihn immer aufgeregt. Ich denke, es war doch seine große Kränkung, daß er sich vordem hatte vom Burgtheater wegdrängeln lassen. Denn es war in jener Zeit doch in aller Welt die einzige Bühne, auf der er als Erster unter Vollbürtigen hätte wirken können, und wo immer sonst er gespielt, hat er sich wie verbannt und vereinsamt betrachtet.

„Ohnedies — er hat sicherlich mit einer Hingebung gearbeitet, wie sonst kein Mensch. Bei ihm stand alles. Mit seinem unvergleichlichen Scharfsinn war es überlegt und ineinandergefügt mit den eisernen Klammern seines unbeugsamen Willens, der niemals ein Hindernis zwischen sich und seinem Ziele gekannt oder min-

destens anerkannt hat. Mehr damit als durch seine Begabung wollte er auch erreicht haben, was er dem widerspenstigen Leben abgtrotzt hatte.

„Aber seiner Sache sicher war er niemals. Er brauchte viel, um in Stimmung zu kommen, und den ersten Abend kämpfte er immer mit bösen Ahnungen und schwankte und wollte absagen. Ich allein, nicht die Tausende, die in Erwartung und angereizt vom Klange seines Namens dasaßen, konnte merken, wie unsicher, wie zaghaft gewissermaßen der Mann begann an einem solchen Eröffnungsabend, wie umflort seine metallene Stimme klang, wie tastend, mit ängstlich vorgestreckten Schneckenhörnlein sozusagen, er seine ersten Szenen nur probierte. Bis er warm ward von der Schwüle, die vom Haus zur Bühne zieht, und der erste Beifall sich regte. Es war dann zunächst etwas Verwundertes in seinen Augen. Alsdann aber war der Bann gebrochen. Er war sicher und blieb es. ‚Daniel in der Löwengrube, noch ohne Kenntnis vom geschätzten Appetit der Bestien,‘ spottete er selber über sich.

„Dieses Gastspiel in Wien nun war ein großer Triumph, und zwar in Gegenwart fast aller seiner ehemaligen Kollegen, die, soweit sie dienstfrei waren, im Theater saßen. Ich sagte ihm das, und er, noch übermüdet von den Aufregungen, sah mich mit den ernstesten Augen an, und mit einer heiseren Stimme und einem müden Zug, der diesmal zum erstenmal nicht der Freude über den großen Sieg weichen wollte, sagte er mir: ‚Ja — die Troika geht mir noch so ziemlich in die Hand.‘

„Ich hatte das Bild wohl schon von ihm vernom-

men, aber noch nie so bestimmt, und sah ihn also mit ziemlichem Erstaunen an.

„‚Du weißt doch, was eine Troika ist?‘

„‚Ja.‘

„‚Also,‘ und sobald er von seiner polnischen Heimat sprach, hatte er den gewissen lispelnden und zischenden Akzent des Polen, den er sich sonst mit seiner starken Selbstzucht völlig abgewöhnt hatte, — ‚also man reist damit bei mir zu Hause. Und es ist ein schönes und ein flinkes Fahren: das Mittelpferd mit dem hohen Bogenjoch und den hellen Schellchen, und das Geläut der beiden andern Pferdchen ist harmonisch dazu gestimmt. Das klingt lustig, und es geht in der weiten Ebene mit dem Wind in die Wette, daß man wie betrunken wird von der sausenden Luft und der schwindelnden Bewegung. Und so, in der Troika, kutschiert jeder Künstler von meinem Rang in der Welt herum. Aber er hat drei meisterlose Pferde vor den Wagen gespannt. Er kann sie wohl bändigen mit seiner ganzen Kraft und mit seiner ganzen Achtsamkeit, aber wissen muß er immer dabei, ein wie gefährliches Fahren das ist. Es kann das Mittelpferd straucheln, und er es nicht mehr aufreißen, oder der Handige steigt in bedrohlicher Weise; oder der Sattlige will einfach nicht mehr, oder sie alle zusammen brennen ihm durch, nicht mehr zum zügeln, und werfen ihn in einen Graben oder in einen Abgrund, daß er zerschellt. Sie gehorchen ihm und sie tragen ihn, wohin er kommen will — aber nur solange er stärker bleibt als sie und sie den Herrn spüren, der nur mit der Zunge schnalzen muß, damit sie wissen: er treibt sie an. Noch bin ich stärker, aber‘ — er dämpfte

seine Stimme bis zum Unhörbaren — ‚sie gehen mir immer strenger im Leitseil, und sie reißen so furchtbar an den Zügeln.‘

„Ich konnte das Bild nicht gleich begreifen. Melancholische Anfälle waren bei meinem Vater nicht selten, der eben das schwere Slawenblut in den Adern hatte, und er war sehr leicht niedergeschlagen, viel leichter als erfreut und viel nachhaltiger. Und endlich — ich hörte das, wie man so manches hört, und dachte nichts dabei, besonders, weil ich damals andre Gedanken im Kopfe zu haben begann — Gedanken erfreulicher Art, und die mich sehr beschäftigten.

„Nämlich — ich war nach aller Ordnung der Dinge verliebt.

„Sie wissen ja, wie das mit so vierundzwanzig Jahren ist. Man hat seine ersten Erfahrungen gemacht. Sie sind auch danach. Besonders wenn man mit dem Theater zu tun hat, ein Zigeunerleben lebt und die Weiber sich an den Sohn heranmachen und den Vater meinen. Die Flegeljahre hat man allerdings hinter sich; aber so ganz überwunden sind sie nicht, daß man nicht oftmals rückfällig würde. Erst hat man geschwärmt; das liegt nun schon hinter einem. Nun ist man, so aus Angst, man könnte wieder in den Sirup und den Honigseim und alle seine Klebrigkeit geraten, frech und zynisch und weiß dennoch ganz genau, dies ist wieder nicht das Rechte, sondern nur so ein kleiner Übergang.“

Er hielt inne und tat einen stärkeren Schluck. Sein Glas stand leer. Und obgleich er wußte, der Aufwärter verstünde kein Wort deutsch, so schwieg er arg-

wöhnisch und nachdenklich dennoch, bis der Fraskati wieder vor ihm stand. So in einer gewissen Selbstvergessenheit saß er da, und ganz leise, nur zwischen den Zähnen pfiff er die Takte einer sehr süßen und einschmeichelnden Weise. Alsdann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und hub wiederum an:

„Ich denke, es war den dritten Tag unsers Wiener Aufenthaltes. Der Vater hatte den Königsleutnant gespielt. Er mußte da keine Maske machen — nur den Schnurrbart vor, und fertig. Solche Rollen hatte er am liebsten. Denn er konnte in ihnen die volle Beweglichkeit und Ausdrucksfähigkeit seines Gesichtes verwenden und ganz unmittelbar wirken. Es hat ihn auch gerade in derlei niemand erreicht.

„Also — der Erfolg war sehr groß. Ich habe meine tägliche Arbeit vorgenommen, die Kritiken durchgelesen, ausgeschnitten und ordentlich, wie er es liebte, nach dem Alphabet eingeklebt in ein großes Buch, das für Wien allein und aus allen Jahren bestimmt war, von der Stunde seines ersten Debüts hier an. Wir mußten so immer wahrhaftig mit einer kleinen Bibliothek reisen. Danach habe ich die Briefe durchgemustert. Was Gesuche und sonst Bettelbriefe sind, das hat man schon so im Griff. Die habe ich geöffnet, weggeworfen, nach meiner Vollmacht erledigt oder, wenn ich annehmen konnte, ihr Inhalt werde ihn interessieren, so habe ich sie auf seinen Tisch gelegt, wo schon ein ganzer Stoß von der gewissen andern Sorte lag.

„Mit Wappen, mit Parfüm, in Löschpapier. In allen möglichen Schriften. Mit der Post sind sie gekommen und von Dienstmännern und Livreedienern

überbracht worden. Er hat sich immer darüber gefreut, wenn er sich auch wenig darum kümmerte. So gar jung war er doch nicht mehr, aber sie waren ihm die Beweise der heftigsten, unmittelbarsten und persönlichsten Wirkung. An mich kam gar nie ein Brief. Verkehr und Freunde hatte ich nicht. Ich war ja auch nur ein Schatten mehr, den mein Vater geworfen hat.

„Er blieb den Tag lange im Bett. Es war ein vollkommener Ruhetag. Nicht einmal eine Probe, wobei er sich immer mit Anordnungen und den Mitwirkenden aufgeregt hat, die ganz brav, für ihre gewohnten Aufgaben sogar ausgezeichnet, aber doch nicht in seinem Range waren, hat man angesetzt gehabt. Er war somit sehr vergnügt und munter; wie er zu mir herüberkommt, blättert er in den Kritiken und pfeift, wie nur in der allerbesten Laune, sein ‚Noch ist Polen nicht verloren‘, sieht die Briefe mit einem sehr durchtriebenen Gesicht durch, das er nur bei solchen Gelegenheiten geschnitten hat, wirft sie gleichgültig weg oder ruft mir einen Auftrag zu, oder notiert sich etwas in sein Notizbuch, und ist so munter und frisch, daß man sich in ihn verlieben konnte. Mit einem Brief spielt er, überliest ihn immer wieder und gibt ihn mir dann mit einem gewissen Ernst und mit einer feierlichen Handbewegung, wie er etwa auf der Bühne Lehen zu vergeben pflegte.

„Ich gucke hinein. ‚Ja — was soll's damit?‘ frage ich mit einer zynischen Grimasse.

„Er steht auf, kommt langsam auf mich zu. Die Hand auf meiner Schulter, Auge in Auge und sehr eindringlich sagt er: ‚Du sollst hingehen und dem Mädel

Abbitte tun für das, was du eben von ihr gedacht hast.'

„,Ach? und warum denn?' meine ich neugierig und spöttisch.

„,Weil das keine solche ist, wie du meinst.'

„,Von wannen kommt Euch diese Wissenschaft?' frage ich ironisch.

„,Du bist manchmal recht ein ekelhafter Bengel, Wladimir,' antwortet er. ‚Du bist jung und redest in den Tag hinein.' Ich sah wohl, er war noch nicht ernsthaft böse, aber auf dem Wege dazu, und es war also hoch an der Zeit, einzulenken. ‚Du weißt, Papa, ich tue immer und alles, was du wünschest. Ich werde also hingehen, obzwar in der Epistel kein Wort von mir steht und die hoffentlich junge Dame nicht den Wunsch nach meiner Bekanntschaft und nur eine große Sehnsucht nach der deinigen äußert,' sag' ich.

„,Ich sollte dir's nun eigentlich verbieten, hinzugehen, aber, nun merke auf. Das Mädel da ist aus einem guten Hause. Denn sie schreibt ein ordentliches und sogar ein sehr gutes Deutsch, was man doch in Wien nicht regelmäßig tut. Und es hat Augen im Kopf. Denn was sie sagt, das trifft die Sache und nicht daneben. Sie schwätzt nicht und sie plärrt nicht, auch wo sie schwärmt. Und die Schrift ist, wie sie sein soll — sie gefällt einem und ist akkurat und reinlich. Aber — sie ist streng gehalten. Denn man sieht ordentlich, da sind abgerissene Zeilen — wenn vor ihrer Tür nur ein Schritt gegangen ist, so hat sie mitten im Fluß der Worte aufgehört und hat den Brief versteckt und aufgeatmet und mit klopfendem Herzen und mit zitternder

Hand weitergeschrieben, bis es wieder ruhig im Hause war. Und geschämt hat sie sich im Schreiben. Ganz verwirrt war sie, denn sie vergißt ganze Worte, oder sie schreibt sie nicht zu Ende, oder wiederholt sich — so ohne alle Beherrschung war sie und hat sich doch nicht helfen können und mir danken müssen für das, was sie so unmittelbar gefühlt habe. So ist das Mädel, voll Temperament und voll Bravheit. Und sie denkt nicht weiter, nur sehen will sie mich und mir die Hand drücken; und sie denkt nicht weiter und ist dennoch beklommen. Also: dafür habe ich genug erlebt und genug Briefe von der Sorte bekommen, um dir sagen zu dürfen, die ist nicht so und rennt in ein Abenteuer. Und sie will gar keines, und du sollst sie kennen lernen und ihr abbitten und den Brief aufheben. Ich wette — er bleibt nicht allein.'

„'Ja, aber sie verlangt doch gar nicht nach mir.'

„Eine Zigarette hat er sich angezündet. Das war seiner Stimme halber selten und nur nach einer Erregung. 'Ist deine Sache, daß sie's später verlangt und mit dem Tausch zufrieden ist. Im allgemeinen: sie ziehen nach einigem Besinnen dem Alter die Jugend vor und den Freien dem Gebundenen.' Er brach ab und setzte sich.

„'Ich werde somit gehen, Papa.'

„'Ja, tu das. Und sei klug. Denn, Wladimir, du hast eigentlich bisher nur Weibsbilder gekannt und nicht das Weib. Es ist Zeit, daß du das kennen lernst. Denn diese Weibsbilder verziehen, das Weib erzieht. Du mußt nun bald in diese Schule kommen, sonst wird im Leben nicht mehr das aus dir, was ich gerne aus dir

gemacht hätte — ein richtiger Mann. Was du von mir haben konntest, hast du.' Er war sehr weich geworden. Und Sie werden begreifen, daß ich mir diese Unterredung ins Gedächtnis geschrieben habe, so daß ich mir jedes Wort merkte, und jeden Gestus und jeden Ton immer noch nach so vielen Jahren beeidigen könnte.

„Ich bin also zeitig an den Ort gegangen, der im Briefe bestimmt war.

„Es war ein einsamer Platz in der inneren Stadt. Wenige sehr hohe Häuser. In einer schmalen Seitengasse, die nach der Herrengasse geht, stehen wenige Fiaker, ruhig, bieten sich nicht an, so daß man sieht, die machen ihr sicheres Geschäft. Eine alte, häßliche Kirche, zugesperrt und abscheulich gelb getüncht, ist in der Mitte des Platzes. Und so zu Mitte November ist es gewesen. Ein leiser Nebel, den man mehr in sich saugt als sieht, ist in der Luft, fast kein Wind; einzeln langsam schwebende Marienfäden und eine gewisse Feuchte, obzwar die Sonne geschienen hat. Ein frischer Spätherbsttag.

„So wart' ich ein Weilchen. Eben nur so lange, daß man in Spannung bleibt, ohne schon ungeduldig zu werden. Und wie die Glocken die bestimmte Stunde zu schlagen beginnen, huscht sie aus einer Seitengasse vor und guckt sich um. Ich weiß nicht, war sie so pünktlich oder hat sie nur mit klopfendem Herzen, tausend dunkle und törichte Erwartungen darin, und an seinem Pochen die Zeit messend, bis sie erscheinen durfte, den Stundenschlag ersehnt.

„Ganz verdutzt und betroffen sieht sie sich um. Sie war gar nett und unauffällig angezogen. Wienerisch.

Das Kleidel sehr einfach — aber gut gemacht, und da ist eine Masche angebracht, und dort flattert ein Band, und das Ganze hat ein eignes Gesicht und sitzt wie angegossen, und man sieht, wie jung und gelenk die Glieder sind, die im Kleide stecken. Und schnelle Augen hat sie, die mit einem Blick über den Platz huschen, wie in einem Flug, und alles bemerken. Und wie sie sieht, ich bin allein, so zögert sie im Gehen, und in ihren Blick kommt etwas Verdutztes, Fragendes, wie man's hat, wenn man sich ganz was andres erwartet und ganz was andres findet.

„Ich besehe mir das einige Minuten und habe meine Freude an dem ganzen Benehmen, ehe ich meinen Hut ziehe und mich vorstelle: ‚Wladimir Pozniánsky.‘

„Sie schielt mich von der Seite an. Fast gehässig. Mit einem bösen Zug um den Mund. Gar nicht mehr wie sechzehnjährig. Älter, zornig in ihrer Hilflosigkeit und erregt. Und sie gibt mir keine Antwort.

„‚Ich habe mir erlaubt, Ihrer freundlichen Einladung nachzukommen und freue mich wirklich, Ihre Bekanntschaft zu machen.‘

„Wieder keine Antwort. War sie erst ein Augenblickchen stehen geblieben, so kehrt sie sich nun und nimmt den Weg, den sie gekommen ist. Sehr hastig, daß sie außer Atem gerät. Es hilft ihr aber nichts. Ich habe lange Beine und bleibe immer an ihrer Seite. Und wie sie sieht, sie entkommt mir so nicht, bleibt sie stehen. ‚Ich bitte, mein Herr — verlassen Sie mich.‘ Sie sagt das sehr bestimmt. Aber in der hellen und klaren Stimme ist ein Zittern, und es ist wie ein Flor darüber geworfen.

„Fällt mir natürlich nicht ein. ‚Aber, Fräulein — ich erfülle doch nur Ihren eignen Wunsch ...‘

„Sie stampft mit dem Fuß, ohne sich darum zu kümmern, daß wir schon in einer belebteren Gasse sind, und es ist in ihrem Ton, nun sie spricht, das Gellen wie bei Kindern, wenn sie sich ängstigen und ehe sie mit Weinen losbrechen: ‚Ich bitte, mein Herr ...‘

„‚Aber, Fräulein,‘ ich bin aus Neugierde grausam, ‚dazu mußten Sie mich nicht rufen.‘

„‚Ich bitte, mein Herr!‘ Ihre Faust ballt sich. ‚Meine Lektion habe ich. Ich will sie mir merken. Aber nun ist's genug!‘ Und mitten auf der Straße bricht sie in Weinen aus. Ganz fassungslos. Nur so gerissen hat es sie.

„Nun hab' ich's. Allein lassen kann ich sie so nicht, wo sie in einer grenzenlosen Aufregung ist. Ich nehme sie beim Arm. Sie zuckt zusammen, ist aber in ihrem Jammer ganz wehrlos. In ein Haustor führe ich sie in der Hoffnung, daß sie sich da beruhigt. Sie schluchzt weiter, mir wird ganz peinlich, und sie tut mir so leid, daß ich mir nicht mehr zu helfen weiß. Ein Fiaker fährt endlich vorbei. Ich wink' ihm, hebe sie hinein, setze mich zu ihr. ‚Fahr zu!‘ — ‚Wohin, Euer Gnaden?‘ — ‚Wohin du willst, nur zu!‘ Sie rückt von mir ab, so weit es nur geht, weint dabei immer jämmerlicher, nur leiser, und mir wird ganz weh dabei, und es kommt mir vor, als seien wir beide, besonders aber mein Vater, unendlich roh gegen sie gewesen, und es gäbe gar keine Entschuldigung mehr für uns.

„Ihre Hand liegt in ihrem Schoße. Ich tippe daran: ‚Fräulein ...‘ Sie reißt mir sie fort. Und in ihre

Ecke duckt sie sich ordentlich hinein und weint wieder lauter und heftiger.

„Nun, bin ich mit meinem Latein gänzlich zu Ende. Wir fahren sehr langsam durch die Hauptallee im Prater. Das hat auf dem weichen Grunde etwas merkwürdig Wiegendes, Einschläferndes. Ich fühle, sie wird ruhiger, und um sie ja nicht aufzuregen, sehe ich ganz weg von ihr auf die Kastanien. Sie sind schon ganz kahl, und sie sehen so jämmerlich aus. Nur manchmal hängt noch ein zausiges Büschel brandroter Blätter an ihnen. Sonderbar, wie beklemmend es sich nur im Wagen atmet! Ich mache das Fenster auf, und sie atmet kräftiger, wie wenn sich ein Krampf lösen will, und ich merke, die Kühle tut ihr wohl, die da hereinhaucht.

„‚Fräulein,‘ fange ich wieder an.

„‚Ja?‘ Ich weiß nicht, ist das ein Seufzer oder ein Wort.

„‚Fräulein — Sie haben die Sache vollkommen mißverstanden. Nämlich — ich heiße doch ganz so wie mein Vater. Sie haben einen ganz harmlosen Scherz tragisch genommen. Und das ist doch sonst nicht wienerisch.‘

„‚Nein?‘ Das klingt schon etwas bestimmter und klarer. Sie haucht in ihr Taschentuch und fährt sich damit über die Augen.

„‚Und es hat Ihnen kein Mensch zu nahe treten wollen,‘ fahre ich schon mit besserer Überzeugung fort, ‚im Gegenteil, Fräulein!‘

„‚So?‘ Und sie blickt immer noch unverwandt in ihren Schoß, und ich habe den einen Wunsch, sie möchte mich ansehen mit lachenden Augen.

„‚Und Sie sollen meinen Vater doch auch kennen lernen,‘ lüg’ ich weiter. ‚Nur heute hat er nicht können, und um Ihnen das zu sagen, hat er mich geschickt.‘

„‚Ja?‘ Und ihr Mund verzieht sich wieder.

„‚Ja! Und Sie haben mich doch gar nicht zu Worte kommen lassen‘ — merkwürdig, wie mir das nur vom Munde geht, und wie bereit ich bin, alles zu beschwören! — ‚Mein Vater wird sich sehr freuen, Sie kennen zu lernen, wenn immer Sie es wünschen und sich eine passende Gelegenheit dazu bietet.‘

„‚Ja?‘ Und nun gleitet ein Lächeln, das sich noch nicht recht traut, über ihr Gesichtchen.

„‚Ja,‘ und es kommt ein Bedürfnis nach Wahrhaftigkeit über mich. „‚Ja, und wenn Sie nur ahnen würden, wie richtig Sie gerade mein Vater schon nach Ihrem Brief beurteilt hat! Ich staune nur!‘ Und ich erzähl’ ihr alles, und wie ich zu ihr geschickt worden bin, gewissermaßen um was Besseres, Höheres kennen zu lernen. Und nicht wie am gestrigen Tage spöttisch, sondern im Ernst zitiere ich den Tasso: ‚Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an.‘

„Sie gibt immer noch keine Antwort. Aber sie rückt mir ein wenig näher, und ihre Linke läßt den Fensterriemen los, den sie umklammert hat, sie tut beide Hände ineinander und ist ganz still. Alsdann: ‚Aber nun muß ich nach Hause.‘

„‚Wohin soll ich den Kutscher befehlen?‘ fragte ich das Fräulein.

„Sie sieht mich an — lang und prüfend. Dann nennt sie die Adresse.

„‚Und darf ich Sie wiedersehen, Fräulein Marie?‘

„‚Ich‘ — sie zögert — ‚ich weiß das jetzt noch nicht. Das muß überlegt sein.‘

„‚Aber — Sie sind mir nicht mehr böse?‘ Und ich hasche nach ihrer Hand.

Sie rückt weg. Wieder mit dem verängstigten Blick, von dem ich mir schwöre, ich will ihn nie mehr an ihr sehen! ‚Nein, nein. Gar nicht mehr. Aber lassen S' mich . . .‘

„Der Wagen hält, und sie verschwindet im Haustor.

„Also, in meiner allernächsten Nähe hat sie gewohnt. Fast gegenüber dem Theater. Das müßte doch des Teufels sein, wenn man sich bei gutem Willen nicht bald wieder einmal träfe! Daran, so schwör' ich mir, soll es bei mir nicht fehlen, und betrachte in dem Gedanken mit ganz ausbündigem Wohlgefallen einen Anschlagzettel mit meinem Namen. Heißt das, mit meines Vaters Namen. Und gleich den nächsten Tag nehme ich zwei Parkettsitze, nicht unmittelbar vor meinem, aber so, daß ich diejenigen, die darauf sitzen, vollkommen überwachen kann, und schicke sie an sie. Für derlei ist man in Wien immer dankbar und empfänglich. Sie kommt auch richtig. Einmal, scheint es mir, bemerkt sie mich und neigt sich, daß man seine wahre Freude hat, wie schlank ihr Hals ist und wie zierlich und hübsch ihre Gebärden sind. Nur eine Grasmücke oder Bachstelze kann es noch so hübsch. Alsdann nimmt sie die Komödie gänzlich gefangen — es war Faust, bis auf Mephisto jämmerlich genug — und ihre Wangen glühen, und sie erregt sich und weint über Gretchen und ent-

setzt sich vor Mephisto und ist ganz Sache und ganz glücklich.

„Ich habe aber den Tag meine Sache nicht gemacht, wie ich sollte und verpflichtet war. Ich hatte nämlich meine Lust viel zuviel mit dem vor mir, als daß ich recht kritisch und aufmerksam auf das gepaßt hätte, was sich auf der Bühne begab.

„Wenn ich nämlich keine Vorstellung meines Vaters auslassen durfte, und hatte ich ihn auch noch so oft in einer Rolle gesehen, so hatte das seinen guten Grund. Ich habe Ihnen schon gesagt, wie unsicher er in allen seinen Erfolgen und in seinem Triumphzug — auf der Troika nach seinem Wort und seinem Lieblingsbild — immer geblieben ist. Er hat nämlich behauptet, auf der Bühne habe die Inspiration nichts zu schaffen, sonst sei die Zeit der betrunkenen Künstler wiedergekommen. Die Aufgabe der Begeisterung sei erschöpft mit dem Empfangen einer Rolle, mit ihrem Erkennen und Durchschauen, ohne daß man einen Grund wüßte, bis in die kleinsten Beziehungen für sich selbst und zu den andern Figuren des Stückes. Nur im Unvollkommenen, das eben erst wird, habe sie Raum und Gültigkeit. Vor das Publikum aber gehören keine Experimente mehr. Die müssen zu einem ganz bestimmten Resultat abgeschlossen sein, ehe man heraustritt, sonst ist es Mißachtung gegen den Dichter und gegen das Publikum. Weil er sich aber gekannt und gewußt hat, wie unbändig er ist, so hat er sich immer beobachtet, auch alsdann, wenn er ganz fortgerissen schien, hat sich sozusagen gegen sich selber gestemmt. Das hat ihn ungeheuer angestrengt, und darum mußte er sich schonen.

Und weil er sich mißtraut hat, als nicht unbefangen und zu furchtsam vielleicht, weil ein Kunststück, tausendmal geraten, doch einmal schief gehen kann, so mußte wer da sitzen, der ihn und seine Auffassung und wie er's zu Hause vor seinem Studierspiegel gemacht hat, kannte bis ins kleinste. Der war ich. Und seitdem er mir die Sache mit der Troika erzählt, und noch ehe ich vollkommen verstanden hatte, wie er's meinte, mußte ich, wie vorher schon, zu ihm auf die Bühne, wenn er sich abgeschminkt hatte. ‚Kein Pferd hat Geschichten und Manderln gemacht, Wladimir?' — ‚Keines, Papa!' So war's gut, und er wußte, er konnte sich unbedingt auf meine Ehrlichkeit, mein Urteil und meine Sachkenntnis verlassen. Aber Sie mögen sich denken, ich hatte da nicht eben eine leichte Aufgabe und ganz besonders diesen Abend ein böses Gewissen. Übrigens hatte er so ungeheuer durchgeschlagen, daß diesmal die Frage rein eine Formsache war.

„Der Erfolg des Gastspiels übertraf alle Begriffe und Erwartungen, es mußte verlängert werden. Nicht einmal für teures Geld ein Platz im Hause. Sie können sich denken, mir war's ganz recht, daß wir blieben. Denn den nächsten Tag hatte sich Fräulein Marie Klemperer in einem sehr artigen und an Wladimir Pozniánsky junior adressierten Brief für die Aufmerksamkeit und die große Freude bedankt, die ich ihr bereitet hätte. Und das übernächste Mal habe ich ihr einen Ecksitz geschickt, und wie sie an mir vorbeigeht — denn ich war natürlich zeitig im Theater — so grüße ich, und sie verneigt sich förmlich genug, aber mit einem gewissen Lachen in den Augen, und ich muß mich bei

mir wundern und kann es kaum glauben, daß ich dasselbe Mädchen vor mir so ganz fassungslos gesehen habe. Und einmal stellt man sich der Mutter, mit der sie gekommen ist, vor und wird als Freudenspender natürlich freundlich aufgenommen, und einmal, ganz zufällig, trifft man sich in der Praterstraße und bummelt zusammen, und sie hat gar keine Furcht vor mir, und ein andres Mal, diesmal nicht mehr ganz zufällig, begegnet man sich auf dem Minoritenplatz und geht in die Kirche, in der doch gar nie ein Mensch ist . . .

„Wissen Sie, mir war die Sache ganz was Neues. Und ihr auch, und erst recht. Sie war aus gutem Haus. Aber schrecklich nüchtern und sparsam waren ihre Leute. Deutschböhmen, in sehr anständigen Vermögensverhältnissen, die eigentlich nur fürs Geschäft gelebt haben. Vor der Bildung haben sie einen großen Respekt gehabt, somit auch vor dem Theater, weil das dazu gehört. Aber es mußte so billig sein wie nur möglich, zum Beispiel kurze Stücke, wegen des lieben Sperrgeldes. Und sie war so garnicht so. Munter, vergnügt und dennoch eine Enthusiastin. Aber von der gewissen braven Anständigkeit war sie, innerlich brav und rein, daß man nichts Unsauberes bei ihr dachte, desto minder, je mehr man sie kennen lernt und lieb hat. Wie zwei Kinder waren wir manchmal, die Verstecken spielen, nur nicht in einem Hof, sondern in der großen Stadt. Hat man einmal aus alter Gewohnheit etwas vor ihr geredet, was ihr nicht paßte, so hat sie die Stirn kraus gemacht und einen ordentlich erschreckt angesehen, daß es einem in die Seele ging und man

sich über sich ärgerte. Man mußte sich sehr in Acht nehmen bei ihr.

„Und endlich — hier war ich endlich selber wer. Nicht wie immer und durch mein Leben nur ein Anhängsel des großen Wladimir Pozniánsky mit ganz demselben Namen. Denn nicht einmal mehr hat sie nach meinem Vater gefragt oder seine Bekanntschaft gefordert. Gewünscht freilich hat sie sich's immer noch. Aber der war der große Künstler, den sie bewundert, und mich hat sie ehrlich gern gehabt.

„Ich habe damals schon bei ihnen verkehrt im Hause. Und da hab' ich das Mädel erst recht verstanden. Nämlich, es waren wirklich schreckliche Leut', ihre Leute. Ganz eingetrocknet bei lebendigem Leib, wie die türkischen Zwetschgen, in denen er ein schwunghaftes Geschäft getrieben, und nach denen es auch immer so sehr süß gerochen hat bei ihnen. So eine steife Feierlichkeit in allem und eine gegenseitige Hochachtung, und kein lautes Wort und kein Lachen. Und bei allem, was geschehen ist, hat man den möglichen künftigen Nutzen berechnet. Und Erholung muß sein, weil sonst der Mensch zur Arbeit untauglich wird, aber vernünftig muß sie sein, sonst schadet sie seiner Arbeitsfähigkeit. Und jedes Vergnügen ist nachgerechnet und vorgekaut worden, bis es einem in den Zähnen geklebt hat. Klavier muß sein — ich bitte Sie, die Musik als bildende Erholung! Und Französisch, wenn man's kann, empfiehlt sehr. Für beides war ich sehr zweckdienlich zu gebrauchen. Sonst aber — einmal haben sie die Karten fürs Theater ganz gern genommen, und dann haben sie sich wohl gedacht: noch ein paar Tage und

alles ist vorbei. Ich habe meinem Vater gegenüber kein Wort über meinen Verkehr verloren. Er nach seinem Verstand wußte sicherlich, was das bedeutete, und befahl mir eines Abends ganz unerwartet, ich solle ihm das Mädchen zeigen. Von der Bühne herab hat er sie dann beobachtet, was er bei leichten Rollen gern tat, wie um seine volle Freiheit auszuprüfen. Und wie ich dann zu ihm in die Garderobe gekommen bin, so sieht er mich groß an, spitzt vergnügt den Mund und nickt, so recht mit sich und der Welt zufrieden. Und ich kann nicht anders, und ohne daß ich's will, lacht mein ganzes Gesicht, und ich nicke ihm auch mit meiner ganzen Herzlichkeit zu. Dabei haben wir zwei, nämlich das Mädchen und ich, niemals von Liebe gesprochen, und ich hatte ihr damals höchstens einen Kuß auf die Stirn gegeben, aber wir haben uns insgeheim geduzt — ohne jede Abrede ist das ganz von selber gekommen, — und es war uns recht weit um die Brust, wenn wir einander gesehen haben, als müßte das sein und immer so bleiben, aber ohne jede Aufregung und in der guten Überzeugung, das kann niemals schlechter sein, als es nun ist, und wird mit der Zeit immer nur besser werden können. Ich meine, Sie werden verstehen, wie das gewesen ist. Es läßt sich gar nicht glauben, wie hübsch.

„Einmal — ich hatte Geld genug, um mir das leisten zu können, verstand überhaupt zu wirtschaften, weil ich doch immer Verantwortlichkeiten hatte — einmal nehme ich also eine Opernloge. Es war ein guter Wagner-Abend, und wir sitzen und horchen und schwelgen. Mitten darin geht die Tür auf. Ich kenne diesen

Schritt und sehe mich also dankbar um. Er winkt mir ab. Sie aber spürt, daß wer da ist und wer es sein muß, der sich so still verhält, und sie wird so aus sich heraus rot, erst leise, dann wie sie ihre Neugierde und Befangenheit zugleich bekämpfen will, so wird das Rot immer stärker und glüht ihr bis in den zierlichen Hals hinein, aber sie zwingt sich und wendet keinen Blick von der Bühne. Erst im Zwischenakt wendet sie sich und verneigt sich und sieht ihn an. Ich habe in keinem Auge mehr einen solchen Ausdruck gesehen: so stolz und so innig und so schämig. Mein Vater ladet sich ihre Leute zum Abendessen ein; wir haben zusammen gespeist, und er war ihr gegenüber ritterlich und vornehm und artig, wie nur er es sein konnte, wenn ihm daran gelegen war.

„Sie muß ihm sehr gefallen haben, denn er hat von der Zeit an öfters von der Zukunft gesprochen. Niemals direkt. Das war nicht seine Gewohnheit, denn er wollte sich nicht daran erinnern, daß auch er älter werde. Aber er meinte gelegentlich, es müsse sich zu dritt ganz gut reisen. Und man könne sich anderwärts eine neue Wirtschaft einrichten, wo es wärmer und heimeliger als in Dresden. Man werde doch wohl bald nach Wien zurückkommen müssen, und er habe eine Vorliebe für die Wienerinnen, denn sie taugten entweder garnichts, oder sie seien vortrefflich. Ich habe mir jeden Satz gemerkt und recht ausgelegt, den er so hingeworfen hat, hab's aber ihr nicht wieder zugetragen, weil ich mich gefreut habe, ein Geheimnis, das uns beide angegangen hat, für mich allein zu haben, wie um sie einmal überraschen zu können mit einer Tat-

sache. Und so haben wir denn auch Abschied genommen ohne Rederei und ohne Getue. Aber wie zwei, die nun einmal wissen, sie gehören für immer zusammen, und sie trennen sich wohl, aber auf ein schönes und beständiges Wiederfinden. ‚Zum Frühjahr‘ habe ich gesagt, und habe sie zum erstenmal auf den Mund geküßt, und sie hat den Arm um mich gelegt und hat mir den Kuß wiedergegeben, unbefangen und ganz ohne Ziererei. Das hat es überhaupt nicht bei ihr gegeben. Und weil sie ihrer selbst so gewiß war, so war sie auch immer und bei jedem sicher.“

Er verstummte und sah in sein Glas. Ein trüber Bodensatz war darin — das Fäßchen ging zur Neige. Über seiner Stirn lag ein Nachglanz der Jugend: das Mephistophelische war verschwunden, und eine stille Versunkenheit war an ihm. Er war hübsch und gut, wie wohl einmal in den fernen Tagen, da er jenes Herz gewonnen. Nach seiner Brieftasche langte er und tat sie vor sich auf den Tisch. Seine Finger spielten nervös und wie verlangend damit; alsdann mit einem Entschluß verbarg er sie wieder. Er sah nach seiner Uhr und seufzte.

Ich wollte nicht stören. Aber die Pause währte lange und wurde peinlich, bis er wieder anhub: „Also das Ende ...

„Wir gingen fort. Zunächst nach Breslau. Dann über Weihnachten nach Dresden. Und wenn mir etwas passiert ist, was mich freute oder wovon ich meinte, sie solle es wissen, so hab' ich's ihr geschrieben. Gutes und Schlimmes, wie sich's eben gefügt hat. Regelmäßig ist die Antwort gekommen. Einfach und ehr-

lich, ohne jede Kunst, aber ich freute mich über jeden Zettel. Und immer war ein Schnörkel da, daß man erkannte, ihr sei vom Grund des Herzens so sehr bang um mich, und sie zähle die Tage bis nach Ostern, das ihr und uns noch so ferne war, und es sei wieder grau und eintönig um sie.

„Mein Vater war nicht mehr der alte. Ich weiß nicht, habe ich ihn nun erst mit andern, mit den richtigen Augen angesehen, nun, seitdem ich wußte, ich werde nicht mehr lange ausschließlich für ihn sorgen dürfen? Oder hat sich wirklich erst damals ausgesprochen, was sich schon lange in ihm vorbereitet hat, was er mit seiner großen Kraft des Willens in sich bezwungen hat, wie man Rebellen niederschlägt, bis sie endlich in einer letzten Erhebung ihre Sache gewinnen?

„Er hat mir Sorgen gemacht.

„Nicht eigentlich auf der Bühne. Da war er immer noch der Meister und tiefer denn je. Aber nachher ist er immer erschöpft und müde gewesen. Und etwas Fahriges ist in ihm gewesen und hat seinen Ausdruck gesucht. Er hatte keine Geduld mehr mit andern, und sein Urteil war schneidend und von oben herunter und hat böses Blut gemacht. Es kam unerwartet und wegwerfend wie ein Peitschenhieb in viele Gesichter. Wenn ich ihm aber zuredete, er solle sich Ruhe gönnen und ausspannen, so hat er mich angeherrscht: ‚Was, die Troika in die Remise, und die Pferde laufen lassen?‘, und ich hatte ihm gegenüber niemals Mut und die nötige Entschiedenheit. Er war schon damals krank, und ich hätte entschlossen sein müssen, wie ein Arzt es ist gegenüber seinem Patienten. Er aber hatte sich nie-

mals meistern lassen und war von Kindesbeinen gewohnt, zu gebieten. Und als wollt' er die Stimmen in sich übertönen, die ihn zur Ruhe riefen, so fing er mit Projekten an. Er selber wollte sich seine Truppe bilden, wie sie in Deutschland noch nicht da war. Die Besten und die Ersten in einem Haufen. Denn die Zeit des stehenden Theaters sei vorüber, und man müsse endlich eine Musterbühne schaffen, ein Vorbild für die übrigen, an der man nichts Wertloses spielen dürfe, sondern nur in jeder Gattung das Beste in vollendeter Darstellung, und wo man keine Rücksicht zu nehmen brauche auf das Publikum, weil man immer wieder vor einem neuen Publikum stünde.

„Geglaubt hat er selber nicht daran. Denn ein andermal, den Tag bin ich wirklich erschrocken, hat er alle Rollen verbrannt, die er noch studieren wollte, und alle Stücke ohne ein Wort zurückgehen lassen, die man ihm zur Prüfung übergeben hatte. Er habe davon genug. Er habe es nicht nötig, jedes Narren, der sich an ihn mache, Vertrauensmann und Berater zu sein. Und wie ich ihn ganz ohne Fassung ansehe, weil ihm die rastloseste Arbeit doch immer Bedürfnis gewesen ist, so legt er mit seinem großen Gestus die Hand auf meine Schulter: ‚Wladimir, mein Sohn, der Kutscher darf einmal müde werden. Und ich wollte, ich könnte ausspannen und wäre zu Hause. Zu Hause . . .‘ Er wendet sich, und ich war eigentlich froh damit, denn ich hätte nicht mehr an mich halten können, so weh war mir bei dem Ton.

„Immer öfter hat er von der Troika gesprochen. Nun stieß sie so sehr. Nun ging sie nach Wunsch. Fast,

als wäre das eine fixe Idee geworden bei ihm, als hätten sich seine Gedanken in dieses eine quälende Bild verfangen, als hingen sie an den Strängen dieses Wagens, hilflos und unfähig, sich davon zu befreien. Und die Hatz über Stock und Stein gehe dabei mörderisch weiter. So habe ich mich denn auch immer mehr damit beschäftigt und es langsam ergründet. Denn, was er immer unter den Pferden gemeint, hat er niemals ausgesprochen, und ich mußte so selber hinter ihre wechselnde Bedeutung kommen.

„Nämlich der Wagenlenker, der mit eiserner Faust die drei Rosse meistert und in der richtigen Linie erhält, das war sein Wille und sein Verstand, der nicht einen Augenblick nachlassen oder die Zügel verlieren darf. Alle drei müssen sie ihn ohne Erbarmen spüren. Und das eine Roß, das er sich vorgespannt hat, ungebärdig wie ein Füllen und scheu, das war sein ungezügeltes Temperament. Das mußte niedergehalten sein, ihm nicht durchgehen und, wenn es stieg, so nur, damit man erkenne, wie feurig es sei. Das andre aber, das am meisten im Geschirr gehen mußte, das war sein Gedächtnis, dem er gerade bei seiner Art zu arbeiten und zu gestalten Übermenschliches zugemutet hat. Denn sein Repertoire war sehr groß und umfaßte die umfänglichsten und die verschiedensten Rollen. Er anerkannte kein Fach — man könne Komödie spielen, oder man könne es nicht. Alles andre sei daneben gleichgültig. Und nun durfte auf der Bühne nichts um ein Stücklein anders kommen, als er sich's ausgedacht hatte. Das fordert eine niemals ermüdende Selbstüberwachung. Und der dritte Gaul, der gerne stolpert und

nicht mehr weiter will, das war seine Zunge. Er war ein Meister der Sprache, und mit ihr allein, wenn er losging, hat er manchmal Wunder vollbracht. Aber das ist ihm sauer geworden, und nur durch viele Mühe hat er es dazu gebracht. Denn er war kein Deutscher und hatte in seiner Heimat schon einen großen Ruf, ehe er deutsch lernte. Und so mußte er fürchten, er falle wieder einmal ins Lispeln oder in den gewissen Singsang der Polen oder ins Vorstoßen einzelner Buchstaben, ließe er sich nur einmal gehen. Und er konnte eine Niederlage nicht heil überstehen . . . .

„So fährt man von Stadt zu Stadt. Und es ist eine immer steigende Angst in mir. Nämlich, es steckt mich die Art meines Vaters langsam an. Es kommt der Abend, und er hat den ganzen Tag eine Aufregung bemeistert und seine Furcht vor dem, was dieser Abend bringen kann. Mit allen möglichen Mitteln hat er seine Ahnungen bekämpft. Und es ist ihm dennoch nicht geglückt, nicht völlig geglückt, und seine Beklommenheit macht sich Luft und sucht sich einen Ausweg, gegen wen immer und in welcher Weise immer. Das gibt natürlich Zusammenstöße und Explosionen, über die sich der Mann natürlich später Vorwürfe macht. Und er verträgt nicht das Gefühl, im Unrecht zu sein.

„So gibt es endlos und in jedem Sinne Szenen. Auch mit mir, und es gehört viel Liebe dazu, sich in ihn zu finden. Viel Liebe und viel Geduld, und er darf sie nicht einmal bemerken, sonst fühlt er sich krank und bevormundet und geht zechen, nur aus Trotz. Und ich denke mir oftmals: ein Mann ist nicht fähig, diese gewisse Komödie um einen Menschen in meines Vaters

Verfassung so zu spielen, wie es sein sollte. Da gehörte ein Weib von der besten Sorte her. Und an solchen Tagen habe ich dann längere Briefe als sonst nach Wien geschrieben. Länger und so voll verschleierter Sorge.

„Dabei muß man über jede Eruption eigentlich noch froh sein. Denn nach einem Ausbruch, der manchmal ziemlich ins Geld geschnitten hat und den vorzeitigen Abbruch eines Gastspieles veranlaßte, war er wieder ruhiger und wie befreit von einem Druck, der auf ihm gelegen hatte. Bezwang er sich aber, so war gegen Abend das Fieber besonders schlimm, und es hat hinter den Kulissen gewiß Sturm gesetzt. Dann ist er nicht einmal zu einem Spaziergang zu bringen gewesen. Er will sich nicht auch den Tag über angaffen lassen wie ein Kamel mit Höckern. Auch zu sonst nichts war er zu bringen gewesen, was ihn sonst aufgeheitert hat. Vor seinem Spiegel ist er gestanden und hat seine Rolle geübt, und ich mußte den Atem an mich halten, weil ihn unter Umständen sogar der stören konnte.

„Also, es wird endlich Abend, und ich muß ins Theater. Nicht mehr mit der Freude, wie noch vor kurzem — begreiflich. Und man sitzt da, abgemüdet von unbenannten Sorgen, und es ist die mir vertraute Spannung in der Luft, die ich mitfühle. Natürlich. Und in mir ist noch etwas, etwas Schlimmeres. Ein Fieber ist es oder eine atemlose, neugierige Erwartung, gegen die ich mich nicht wehren kann. Die Komödie beginnt, und das verflüchtigt sich, und sie packt mich und reißt mich mit, und ich bin ganz Auge, Aufmerk-

samkeit, Beobachtung, wie ich es sein muß. Aber sie hat mich nicht allein. Das ist meine Aufgabe, die ich pflichtgemäß erfülle, in der ich lebe, weil ich das seit Jahren gewohnt bin. Aber ich bin nicht mehr ganz hingegeben an sie; denn das andre steckt tiefer, weicht durchaus vor nichts, und es ist da und wartet mit einem grausamen Kitzel, bis es das Seinige bekommen wird, und es hofft und fürchtet etwas Unerhörtes, von dem die andern, diese stumpfe und träge Menge, die mein Vater aufrütteln soll, noch nichts ahnen, und ich habe ganz für mich meine neue und beispiellose Erregung.

„Kommt's? Wann kommt's? Wie kommt's? Und wenn der Vorhang endlich unten ist und die Menge zerstreut sich: dieser, umkehrend noch vor dem Ausgang, zu einem letzten Beifallsklatschen, andre stumm, alle erhitzt, befriedigt oder zweifelnd, denn er hat manchmal gerne auf den Widerspruch gespielt — und immer sie allesamt in seinem Bann und beherrscht von seiner Meisterschaft. Denn er ist niemals besser gewesen, als wenn er sich zwingen und bändigen und eigentlich erst freispielen mußte. Niemals gewaltiger als diesen selben Winter, wo ihm die Pferde immer härter in die Hand gingen und ihn immer dorthin zu reißen drohten, wovor es ihm gegraut hat. Denn ich selber habe eigentlich nur noch in diesem Bilde gedacht, und es ist mir Nüchternem manchmal gewesen, als stünde ich hinter ihm auf dem Karren, und wir würden fortgehastet in einer unerhörten und nicht mehr zu dämmenden, in einer ganz außerordentlichen Eile.

„Wir sind diesen Winter sehr viel zusammen gewesen. Nach jeder Vorstellung und sehr lang. Er hatte

seine Flasche Bordeaux vor sich, und ich mußte geigen, oft, bis uns der Morgen in die Fenster geschienen hat. Er hörte zu und trank — denn er blieb immer mäßig, wenn ihm der Rausch nicht Bedürfnis war, bei großen Verstimmungen vielleicht — sehr bedächtig, und er war ganz Gefühl, und alle Gedanken und Besorgnisse in ihm haben geschwiegen. Ich habe, sah ich auf sein Gesicht oder seinen Ausdruck oder auf seinen nickenden Kopf, damals für Empfindung und wahrhafte Musik mehr gelernt als bei allen meinen Meistern und habe den Segen der Musik so recht tief und dankbar begriffen.

„Es war ganz besonders eine Rolle, vor der sich mein Vater gefürchtet hat. Das war ähnlich, wie sich bei nervösen Menschen manchmal eine grundlose, aber vollkommen unbezwingliche Angst vor einem bestimmten Platz entwickelt, und zwar meist vor einem, über den sie oft gehen müssen. Da ist ihnen, als stünde in jedem Haustor ein Mörder, und in ihrem Rücken stünde einer mit der Büchse im Anschlag. Das Gefühl wird immer ärger, bis gerade auf dem Platz wirklich etwas geschieht. Und er konnte auch diese Rolle nicht vermeiden. Das wäre ihm wie Verzicht auf seine ganze Meisterschaft vorgekommen. Denn es war seine größte Rolle — der Mephisto.

„Er hat sie nach seiner Art verstanden wie keiner. Nämlich, hat er gesagt, Mephisto ist doch kein dummer Teufel, der sich ohne Grund in Geschäfte einläßt, bei denen für ihn nichts zu holen ist als Plage und Blamage am Schluß. Er darf nicht meinen, der Kampf zwischen ihm und Gott sei entschieden für immer. Damals ist er unterlegen; aber der zahlende Tag kann

bald kommen. Er muß sich somit für zwar augenblicklich schwächer, aber für viel gewitzter halten, als sein alter Widersacher ist, darf durchaus nicht an Gottes Allwissenheit glauben. Sonst ist die ganze Tragödie ein Unsinn und die Wette um Fausts Unsterbliches schon gar. Und Gott mißbraucht seine Überlegenheit in einer durchaus nicht zu billigenden Weise. Und dann ist Mephisto auch ein Elementargeist. Er wird also nicht einen Augenblick sein wie den andern, sondern immer bedingt von seiner Umgebung, gewissermaßen gefärbt von ihr wie das Meer, das allerdings immer gefärbt erscheint, aber immer und überall in andern Tinten aufleuchtet.

„Die Rolle haben sie nun begreiflicherweise immer und überall von ihm begehrt. Sie hat ihn sehr angestrengt in ihren ewigen Sprüngen der Gedanken wie der Stimmung. Er hat sie unablässig überprüfen und nachlernen müssen, und immer hat er sich gefürchtet, sie könne ihm entgleiten, der Königsmantel ihm verloren gehen, den er sich selber um die Schultern geschlagen hatte. Es war sein Stolz und sein Ruhmestitel in seinen eigenen Augen, daß er den Faust ins Volk getragen hatte. Und mit seiner ganzen Zähigkeit, mit der er alle Hindernisse, ihm von der Natur selber in seinen Weg hineingeschmissen, überwunden, mit seiner wilden Leidenschaftlichkeit, ordentlich ingrimmig und mit knirschenden Zähnen verbiß er sich desto mehr in den Mephisto, je schwieriger er ihm geworden ist. Vordem hatte er sich in der Rolle gespart. Nun, wo es nur irgend gegangen ist, hat er ihn gegeben. Und zwar mit Vorliebe zu Beginn und am

Ausgang eines längeren Gastspiels. Er hat, um gleich in der Stimmung zu sein, schon zu Hause Maske gemacht, alle Register seiner Stimme geprüft, ist den ganzen Tag in Maske geblieben, und wenn er zufällig jemand, ein dummes Stubenmädel oder eine ängstliche Frau, auf dem Hotelgange damit geschreckt hat, so hat er gelacht — ein heiseres, hämisches, böses Lachen aus seiner Rolle, das mir freilich so wenig wie solche Scherze gefallen hat.

„Es ist in Darmstadt gewesen. An einem Faust-Abend. Und ich horche verwundert. Er spielt freilich alles wie sonst, aber es klingt anders. Er lispelt. Er stößt Konsonanten vor. Und da kommen manchmal gepreßte Gaumenlaute, und die Vokale sind anders gefärbt. So spricht doch kein Deutscher! Und die Zunge ist schwer und überhastet sich manchmal in den Läufen seiner Rede. Und es fällt mir aufs Herz: das eine Pferd lahmt — das in der Trokka.

Ich habe ihn den Abend nicht mehr zu Gesicht bekommen. Ich muß ein wenig Luft schöpfen danach, obzwar niemand im ganzen Hause außer mir etwas merkt und der Jubel ist wie nur je. Er läßt sie unerhört lange pochen und klatschen, ehe er mit einem argwöhnischen und lauernden Gesicht erscheint. Sie nehmen das als aus seiner Rolle und werden nur noch toller begeistert. Zu Hause war er bereits zu Bett. Den nächsten Tag aber, wie die Zeitungen kommen, tritt er mit hastigen Schritten auf mich zu, reißt sie mir aus der Hand, überfliegt sie mit finsteren Brauen, wirft sie aufatmend hin und verläßt ohne Gruß oder Wort die Stube. Nur von der Schwelle aus nickt er

mir zu, den Finger am Mund und rückwärts-schreitend.

„Dann gehen wir nach Hamburg. Dort haben sie ihn grenzenlos verehrt. Denn sie wissen sich was damit, daß sie eigentlich in Deutschland die älteste Theaterstadt sind. Er beginnt natürlich mit Mephisto. Es geht vortrefflich. Nur daß er, wie um sich zu spornen, um einen guten Ton schärfer einsetzt wie sonst, um so wenig spitziger und schneidender, daß nur eben ich es merken kann. Das macht nichts. Vor einem Graben nimmt man eben einen Anlauf, obzwar es freilich besser ist, man setzt mühelos und mit gleichen Füßen darüber.

„Aber — er schließt nach den vierzehn Tagen, die er Zeit für Hamburg hatte, auch damit. Und nun bin ich stutzig. Denn es kommt die Szene in der Hexenküche, sonst gewissermaßen sein Gipfelpunkt. Alle seine Gaben hat er in ihr gezeigt. Dämonischer Humor, eine grenzenlose Frechheit, ein Übermut, der, weil er keine Welt erschaffen kann, sie mindestens zertrümmern möchte, ein zischender Hohn sondergleichen, höllisches, also parodistisches Pathos — und dennoch gebändigt und gemäßigt alles durch das eiserne Band des Maßes. Das fehlt den Abend, und die Rolle zerbröckelt in gewissem Sinne. Es zucken grelle Lichter über die Gestalt. Aber Lichter, die nicht er angesteckt hat, die nicht mehr erhellen, die mir einen furchtbaren Brand verkündigen. Ich bin sehr niedergeschlagen. Und sie merken etwas, die ihn zu feiern gekommen waren, und es ist nicht mehr die Stimmung im Haus wie sonst. Man ist befremdet, und erst später, in der Szene in

Marthes Garten, ist alles, wie es sein soll. Es weht wieder zwingend von der Bühne zu dem Hörer, und er ist mit allen Ehren von Hamburg geschieden.

„‚Wladimir — das war Nummer zwei,' sagte er mir den Abend. Ich habe nicht den Mut zu einer Lüge, senke den Kopf und schweige verstört von dem, was ich sich nähern fühle. Sein Temperament, das er für die Bühne völlig bezwungen glaubte, war ihm durchgegangen ...

„So sind wir denn, ohne Station zu machen, nach Berlin zurückgekehrt. Er hat nichts von der Hamburger Sache gesprochen, obzwar sie an ihm gefressen hat. Nur sehr niedergeschlagen war er eine Zeit. Mit einem Entschluß kämpft er, und ich weiß doch, dieser Entschluß ist unmöglich bei einem Menschen von der Gesinnung meines Vaters, ganz abgesehen davon, daß die Absage des Berliner Gastspieles ein kleines Vermögen gekostet hätte. Nach einem letzten, großen Triumphe kann er der Bühne entsagen, nicht nach einer Niederlage. Und so wünsche ich denn einen großen Sieg und hoffe doch kaum mehr darauf.

„Er ist ungemein teilnehmend zu mir. Seine ganze Liebenswürdigkeit entfaltet er. Er frägt mich um meine Sache und macht Pläne für die Zukunft. Nach Italien will er durchaus mit uns, und dann nach Paris, den Franzosen auch einmal zeigen, wie man in Deutschland Komödie spielt. Schreibe ich nach Wien, so muß ich einen Gruß von ihm beisetzen, oder er wirft gar mit ein Wort aufs Papier. Das freut mich und ist mir wieder recht unangenehm. Denn weil ich nie weiß, ob er nicht wird einen Brief sehen wollen, so muß ich

doppelte Korrespondenz führen. An seine Rollen aber denkt er nicht. Er studiert nichts, er wiederholt nichts. Das beunruhigt mich einigermaßen, obzwar es mich auch im Grunde meines Herzens freut. Denn vielleicht gerade, wenn er an nichts denkt, überwindet er die Gefahr, die doch wohl stark nur in seiner Furcht vor ihr und in seiner Einbildung besteht.

„Und so gehen die Tage. Er spielt nach seinem grandiosen Richard dem Dritten leichtes Geschütz, Rollen, die ihn gar nicht anstrengen, die er im Schlaf kann. Er ist frisch und angeregt.

„Es kommt der Faust. Ich renne den Tag in der Stadt herum.

„Ein überfülltes Haus. Jene Andacht in den Leuten, wie sie nur der Faust weckt, weil sie wissen, nun wird an jedes Geheimnis in ihnen gerührt werden, und so ein Abend bedeutet eigentlich eine Weihe. Nur ich sitze da in einer unerhörten Bangigkeit, und meine Zähne knirschen ...

„Es geht. Geht ganz nach Wunsch. Freilich — manchmal stutzt er und besinnt sich. Das nehmen sie noch für Nuance. Aber es geht immer weiter; die Flut trägt ihn, und es kommt in die Menschen jene Stimmung, die nur die Gelegenheit wünscht, damit sie losbrechen können. Und ich weiß: ist nur einmal der erste elementare Beifall um ihn geklungen, so ist die Entscheidungsschlacht gewonnen. Die Schülerszene bringt ihn nicht. Auch Auerbachs Keller noch nicht ganz. Es ist etwas Frostiges da, von dem ich nicht ahne, woher es kommt. Sie zaudern eben nach Berliner Art, und der Abend wird mir gar zu lange, der

ich weiß, mit was für Ahnungen der Mann auf der Bühne steht und spielt ...

„Der Vorhang hebt sich wieder. Die Hexenküche. Mein Vater kommt mit Faust. Mühselig kommt er. Er spricht — es ist nicht seine Stimme. Er stottert in der Erregung. Es ist ein Stutzen auf der Bühne. Er hebt den Arm zu seiner herrischen Gebärde und sägt damit leer in der Luft herum. Er schneidet eine gräßliche Fratze. Sieht sich um mit einem ganz verlorenen Blick und ächzt — öffnet den Mund, und kein Ton dringt vor, und er sieht sich um und hebt wieder an, und wieder kein Laut ...

„Das dauert ..! Und ich sitze da mit entsetzten Augen und presse die Hand an den Mund.

„Der Vorhang fällt, und ich weiß es — er ist zum letztenmal gefallen für Wladimir Pozniánsky.

„Es ist wie Panik im Hause. Ein schwarzgekleideter Herr, blaß wie ein Gespenst, kommt vor und stottert etwas Unmögliches. Ich stürze auf die Bühne. Hinter mir Tumult der Aufbrechenden und wirre Ausrufe des Entsetzens und Erstaunens.

„Eine große Verstörung auf der Bühne. Er sitzt in einem Lehnstuhl hinter den Kulissen — brütend, verfallen. In seiner dämonischen Maske. Das rote Mäntelchen über der Brust, die man heftig arbeiten sieht, zerrissen in seiner Aufregung; der Hut mit der frechen Hahnenfeder tief in der Stirn. Und er sieht um sich mit einem wilden und wieder ängstlichen Blick, erkennt mich nicht, fährt auf, und gurgelnd mit einem unerhörten, gräßlichen Ton stöhnt, ächzt er hervor: ‚Aufziehen, aufziehen! Ich will weiterspielen!‘

„Der Ton! Es überläuft uns alle. Und inmitten meiner großen Bekümmernis muß ich mir denken: Der Ton! Wenn er den einmal auf der Bühne anschlüge! Das gäbe einen unerhörten Effekt. Ich schäme mich des Gedankens. Aber er ist nun einmal da . . .

„Sein Ende kennen Sie. Ich selber habe ihn nach dem traurigen Hause gebracht, wo er noch lange Jahre gelebt hat, ohne zu rechtem Bewußtsein mehr zu kommen. Gesehen habe ich ihn nicht mehr. Ich hätte den Anblick nicht ertragen können. Die Mutter bestand ohne jede Rücksicht auf ihrem Vermögensanteil — es war Gütergemeinschaft bedungen gewesen, und sein Unglück stimmte sie nicht milder, die darin wohl nur eine verdiente Strafe sah. Sie ist dadurch nur noch frömmer geworden und hat alles an milde Stiftungen gegeben. Für ihn aber mußte doch auch gesorgt sein, so daß ihm dort, wo er war, nichts von der Bequemlichkeit und der Pflege gebreche, auf die er Anspruch machen konnte. Für mich ist also wenig geblieben. Eben so viel, daß ich als Einsamer bescheiden davon leben konnte.

„An einen Erwerb habe ich nicht gedacht. Ich war auch nicht dafür erzogen. An ein Glück habe ich nicht mehr geglaubt seit seinem Ausgang, den das Glück so lange gehoben und getragen. An meine Fähigkeiten nicht — ich hatte den reichsten Geist, der mir je begegnet, zerstört im Gedächtnis. Ich habe ihr das alles geschrieben und auseinandergesetzt und keine Antwort von ihr mehr erhalten. Nur einmal schrieben mir ihre Eltern, eine weitere Verbindung zwischen uns hätte doch keinen Zweck, und sie bäten im Interesse ihrer

Tochter, ich möchte nicht mehr rühren ans Vergangene. Sie mag mich für feig gehalten haben, daß ich nicht einmal den Versuch mehr machte, für unser Glück zu kämpfen. Mag sie's! Ich hab's nicht mehr können. Wie mich das zerstört hatte, was ich uns so lange in Schlangenringen nachschleichen sah, ehe es uns in seinen schrecklichen Ringen erdrückte, das kann sie nicht geahnt haben. Ich hoffe, sie hat mich nach ihrer gesunden Art bald und völlig vergessen.

„Ich bin zunächst auf Reisen gegangen. Denn es war eine große Unruhe in mir, ich war immer vor etwas auf der Flucht. Alsdann habe ich mich mit gebesserter Gesundheit, die durch die Ereignisse jener Zeit angegriffen war, hier für die Dauer niedergelassen. Hier kommt man sich mindestens niemals überflüssig vor, kann mit Wenigem anständig und behaglich leben, und man ist nicht im Widerspruch zum Genius loci, wenn man die Trümmer in sich immer und immer wieder betrachtet. Eine moderne Stadt wäre mir schrecklich."

Er sah nach der Uhr. „Es ist Zeit zur Bahn."

Wir traten ins Freie. Fontana Trevi rauschte gewaltig. Über ihre Wirbel warf das elektrische Licht, streitend mit dem gleich blassen und fast gleich hellen Licht des vollen Mondes, seinen fahlen, zuckenden Schimmer, der manchmal geisterhaft wie aus dem tiefen Grund vorzuzüngeln schien. Mit gesponnenem Glas schienen die massigen Felsblöcke überglänzt. Ernsthaft und finster sahen die Statuen in dies leuchtende Spiel, und Roms Zauber rührte noch einmal an meine Seele. Mein Soldo klatschte ins Wasser. Unsere Hände

fanden sich inniger als sonst zum letztenmal, und während ich mich der Bahn zuwendete, verschwand er mit langen und unhörbaren Schritten in der Dunkelheit, als wär' er ein Teil davon.

Ich muß seiner oftmals gedenken. Noch öfter freilich wird mir, als hörte ich die Troika. Harmonisch klingen die munteren Schellen im Dreiklang. Eine weite, weite Ebene. Nichts hemmt das Vorwärtsjagen der Rosse. Sie schnauben mächtig. Der Wind pfeift, und sie atmen ihn aus mit dampfenden Nüstern, mit ihm in die Wette eilend. Geheime Abgründe, verhohlen vom trügerischen Mondlicht, zuseiten, querüber der Fahrbahn. Und so stürmt das Gespann dahin und durch meine Seele — einem unbegriffenen Ziele zu, in die Dunkelheit, die die Troika und den Lenker geheimnisvoll verschlingt.

Der Talisman

Die Kahlwände der umschließenden Mauern waren mit idealischen Landschaften geschmückt. Idealisch, weil in der Wirklichkeit ihresgleichen wohl schwerlich irgendwo zu finden war. Da stiegen Berge von überaus kühnen und verwegenen Formen aus Seen von ganz beispielloser Bläue. Man wollte den Stammgästen eben etwas Schöneres bieten, als es der Garten selber war.

Zwischen grün gestrichenen Laternenpfählen standen dürre und gesparte Bäume. Aber man saß immerhin im Freien und hatte den lichten Himmel über sich, statt einer drückenden und angeschmauchten Stubendecke. Man genoß die Sonne, die über weißen Gedecken flammte, in die sauberen Teller ihre flinken und zitternden Kringel warf, auf blankem Silber flirrte. Es war im halben Mai, und das Laub stand zart und erquicklich.

Eine beständige Unruhe war in dem Garten. Der Kies auf den Gängen knisterte. Bohlen knarrten, Türen, nicht eben rücksichtsvoll geschlossen, klangen; ein unablässiges Klirren von Geschirr, Zurufe und eintöniges, wie rhythmisches Erwidern. Ein ewiges Kommen und Gehen; ein Grüßen und Danken. Fast alles, das hier verkehrte, kannte sich und stand in ganz be-

stimmten Beziehungen zu einander. Hier findet sich nämlich die medizinische Fakultät zusammen, von ihren Spitzen, den gefeierten Professoren und den Primarien aus dem benachbarten Krankenhause, durch die Dozenten und die Praktiker bis zu den Studierenden herab. Getrennte Sphären, mit langsamem, gelegentlichem und vielbeneidetem Aufsteigen aus dem niederen Kreise in den höheren. Man hält auf Rang und Würde bei allem Anschein von kameradschaftlicher Gleichheit. Man gewährt jedem seine Achtung, in der Hoffnung, einmal von andern der gleichen gewürdigt zu sein.

Die eigentliche Speisestunde war vorüber. Die Wagenburg vor dem Tore hatte sich bedenklich gelichtet. Die vielbeschäftigten Meister haben eben wenig Zeit, sich zu verweilen. Nur noch spätere Gäste blieben versammelt. Was noch da saß, das waren Jüngere, die eine müßige Stunde nach dem Essen vertrödeln wollten, ehe sie die Pflicht auf die nahe Klinik oder in die eigene Ordination rief, die hier ihren Kaffee nahmen und ihre Fälle erörterten. Ein jeder fast hatte eine Art Aktentasche mit dem Besteck neben sich liegen, je nach Mitteln kostbar, denn sie halten was auf ihr Handwerkszeug. Ein herzhafter, schneidiger Ton herrschte unter ihnen. Es waren meist Chirurgen, ein rücksichtsloses Volk und siegessicher, angesichts der täglichen, fast unglaublichen Fortschritte in ihrer Kunst, der Erfolge, von denen nicht wenige an derselben Stätte angebahnt und zuerst erstritten worden waren, an der sie nun ihre Kräfte versuchen konnten.

„Was der heute für Manöver macht," lachte der kleine Göbel. Er war an einem Provinzspital ange-

stellt und, wie jedes Jahr, eben nach Wien gekommen, um Kurse zu hören und das Leben in der Großstadt zu genießen. Er hieß das: sich auslüften. Und mit munteren Augen blickte er nach dem Eingange des Gartens hinüber.

„Ja, er leistet sich heute wieder was," spottete auch Franz Karrner. Er war ein hübscher Mensch mit schwarzen Haaren, die sehr tief in die Stirn gingen, schwarzem, keckem Schnurrbart, dunkeln, blitzenden Augen, von breiten Schultern und mit unglaublich langen Armen. Man sah's, denn er hatte sie eben um die Kniee geschlungen. Seine Lieblingsstellung, wenn er vergnügt war. Und mit seiner schmetternden und kraftfrohen Stimme jauchzte er, unbekümmert um die übrigen: „Lorensen!"

Lorenz Lorensen sah sich um. Dies geschah grundsätzlich immer nach der entgegengesetzten Richtung hin, aus der ihm der Ruf erklungen war. Alsdann steuerte er in seltsamen Zickzackbewegungen mit einer planmäßigen Langsamkeit und mit schleifenden Schritten den Garten durch und dem Tische zu. Es war dabei, als müsse er immer wo anrennen, ehe er im letzten Augenblick und mit einer ganz geschickten, nur einigermaßen verwickelten Bewegung das Hindernis vermied. Er war schrecklich lang. Ein Patriarchenbart hing ihm ebenmäßig, schwarz und wohlgepflegt zur Brust. Sonst, im Gegensatz zu den übrigen, hielt er ersichtlich nicht viel auf sich. Trotz der warmen Maiensonne trug er einen schweren Wintermantel. Auf dem Haupte, tief in die Stirn gedrückt, saß ihm ein verknitterter Schlapphut. Darunter musterten vergnügte, verträumte und

wiederum verschmitzte graue Augen im planmäßigen Näherkommen die Gesellschaft und zwinkerten jedem einzelnen einen vertraulichen Gruß zu. Sprechen konnte er nur unter Schwierigkeiten. Er hatte nämlich die unzertrennliche Virginia im Mund. Umständlich ließ er sich nieder und behielt dabei den Überrock an. Ihn auszuziehen schien ihm zu viel und, da man ihn doch wieder anlegen mußte, eine überflüssige Arbeit — die Erfindung unersättlicher Trinkgeldgeier nach seiner Behauptung. Dann bot er den Freunden mit einer eigenen, weichen Lässigkeit die Hand. Stumm, indem er auf die Stelle der Speisekarte hinwies, machte er seine Bestellung. Rasch und schweigsam aß er. Den Hut behielt er dabei auf, und zwischen zwei Gängen wählte er sich mit tausend Umständen seine neue Virginia. Alles geschah ernsthaft und methodisch.

„Lorensen," begann Karrner die Feindseligkeiten, „du könntest dir doch endlich einen andern Gang angewöhnen."

Lorensen schwieg. Er rührte gedankenvoll in seiner Kaffeetasse, während der Zucker unberührt daneben lag, betrachtete mit inniger Liebe seine Virginia und setzte sie bedachtsam und vergnügt in Brand.

„Lorensen," bohrte Karrner weiter, „es wäre zu untersuchen, ob dein Gang nicht standeswidrig ist. Man müßte den Fall endlich der Kammer vorlegen. Du gehst, als wolltest du überall Anstoß erregen. Es geht auch nicht, daß ein Arzt so offen und vor aller Welt zeigt, daß er immer durchaus keine Eile hat."

Lorensen warf dem andern, der ihn durchaus aus seiner Behaglichkeit aufstören wollte, einen Blick zu,

so wütend er ihn nur immer aufzubringen vermochte. Es lag trotzdem noch immer sehr viel gutmütige Schalkheit darin. „Ich mache keinen Schwindel mit," brummte er endlich. „Und es ist immer noch die Frage, ob es anständiger ist, aller Welt zu zeigen, daß man der Praxis nachrennt. Ich tu' das nicht. Ich hab' das gottlob nicht nötig," schloß er sieghaft.

„Lorensen, du übertreibst wieder einmal. Der Dichter brennt mit dir durch."

Lorensen zuckte die Achseln. Er war diese Sticheleien nun schon einmal gewöhnt. Sie rieben sich alle gern an ihm und warfen ihm seine schöngeistigen Neigungen vor, mit denen es aber nicht einmal so arg bestellt war. In seinem Fache sehr tüchtig, ein durchaus gebildeter Arzt, im Besitze eines leidlichen ererbten Vermögens und dabei von einer ungemeinen Anspruchslosigkeit, hatte er eine innere Scheu vor der Praxis und dem mannigfachen Jammer, den die Berührung mit dem Leben und seinen Leidensformen mit sich bringt. So erwarb er denn mit Arbeiten für Fachblätter und für Tageszeitungen über Neuerungen und Fortschritte in seiner Kunst und in den Naturwissenschaften das Wenige, dessen er neben seinen Zinsen noch bedurfte. Sonst aber hatte er sich ein Leben halben und durchdachten Müßigganges zurecht gemacht, wie es seiner nur künstlich durch eine aufgezwungene Gelassenheit verschleierten nervösen Anlage gemäß war.

Ihn reizte nichts, das mit Anstrengungen verbunden schien; nichts und in keiner Hinsicht. Er behandelte nur, wo er mußte oder wo es ihm paßte, und er trug jeden Spott über seine Eigenheiten mit immer

gleicher Würde. Im Grunde, das wußte er, schätzte und achtete man ihn dennoch allgemein.

„Lorensen," fing nun auch Göbel an, „du solltest die Ordinationsstunde von deiner Wohnung doch entfernen. Gestern habe ich was wissen wollen von dir. Weißt du, wegen eines Aufsatzes von dir in The Lancet. Ich habe die ganze Zeit, von zwei bis drei, auf dich gewartet. Die Hausmeisterin sieht mich, wie ich nach dir frage, erst verwundert an. Dann läßt sie mich in die Bude, dann, wie ich nach der geschlagenen Stunde weggeh', grinst sie mir höhnisch ins Gesicht. Muß man sich das gefallen lassen?"

„Wenn du eh' weißt, ich bin um die Zeit hier oder in einem Kaffeehaus — was suchst du mich zu Haus?" fragte Lorensen nicht ohne Sinn und zündete seine Virginia von neuem an. Man wollte wissen, er bevorzuge diese Zigarrensorte hauptsächlich darum, weil man damit immer etwas zu tun habe. „Überhaupt steht da nur die Stunde, wann ich zu sprechen bin. Von der Tageszeit ist da nichts zu lesen. Wärst du zwischen zwei und drei Uhr nachts gekommen. Da bin ich bestimmt zu Hause."

Göbel war noch nicht vollends entmutigt. „Und Lorensen — wie kann ein gebildeter Mensch, der du doch sein willst, in so einer Unordnung existieren? Der Staub! Und der Schmutz! Kein Sessel, auf dem man vor Makulatur sitzen kann!"

„Das imponiert. Da denken sich die Patienten: Das alles hat der Doktor Lorensen geschrieben? Nein, muß das ein kluger Herr sein! Mein Zimmer halt' ich mir schon sauber. Und Unordnung beflügelt die Phantasie."

„Ja — und was wäret ihr Internisten und Nervenärzte ohne Phantasie?“ höhnte der dreiste Karrner.

„Noch immer keine Fleischhackerknechte, wie die Chirurgen,“ entgegnete Lorensen endlich gereizt. Er trank seinen Schwarzen kalt und ungezuckert, schüttelte hernach den Kopf verwundert über den Geschmack und goß sich eine frische Tasse ein.

„Es ist ihm was passiert,“ flüsterte Karrner Göbel zu. „Er ist sonst nicht so einfach niederträchtig grob.“ Lorensen aber sah ins Leere und strich mit einer innigen Gebärde über seinen Bart. „Ich bin heute wirklich nicht zum Schindluder aufgelegt,“ hub er nach einer Weile entschuldigend an. „Mir ist ein Patient gestorben.“

„Und das geht dir noch nah?“ spottete Karrner wieder. „Das könntest du doch schon gewöhnt sein. Sie sterben einem ja alle, nur früher oder später, mit oder ohne Nachhilfe.“

„Der ging mir nah,“ antwortete Lorensen, „denn einmal behandle ich doch nur wenig, und dann war's eine traurige Geschichte. Traurig, und wieder nicht.“ Er wiegte den Kopf, und alles Schelmische und sein ganzes Phlegma war aus dem Gesichte wie weggeblasen.

Karrner sah nach der Uhr. „Wir haben wohl noch so viel Zeit. Wenn sie nicht zu lang ist und kein Märchen ist, so erzähl' sie uns.“

„Also — es war in meiner Ordination,“ begann Lorensen.

„Gegen Märchen habe ich mich doch ausdrücklich verwahrt,“ protestierte Karrner nachdrücklich.

Lorensen achtete nicht auf den neuen Angriff. „Also, es war in meiner Ordination. Und wie ich so um halber vier oder etwas später hinkomme, so sitzt mir eine Frau da und wartet auf mich seit zwei Uhr."

„Es ist also die Geschichte von einem Pechvogel," erläuterte Karrner unverbesserlich. „Lorensen in seiner Ordination treffen — das ist doch nicht zu glauben beinahe und das tollste Pech, von dem ich in meinem Leben gehört habe."

„Allerdings ist es die Geschichte von einem Pechvogel. Aber, wenn das Wort gestattet ist, von einem glücklichen Pechvogel," fuhr Lorensen in seiner schleppenden, lispelnden und gerade, weil man sich anstrengen mußte, um ihm recht folgen zu können, doppelt eindringlichen Art fort. „Also die Frau sitzt da auf meinem kleinen Sofa, und ich sehe sie mir an. Sie ist nicht eben mehr jung. Aber, sie muß einmal hübsch gewesen sein, nur von der Sorte, die Kattun besser kleidet wie Seide. Etwas Geschäftiges und Zutunliches und etwas im guten Sinne Vertrauliches hat sie in den sehr schönen braunen und sanftmütigen Augen. Handschuhe an, ganz neu, und einen Bindhut um den Kopf, wo ich mir doch denken muß, ein Tüchel ums Gesicht müßt' ihr eigentlich besser stehen. Und ich frage sie, was sie von mir will.

„Sie blickt mich an, lange, überlegend. Und endlich: ‚Ich möchte den Herrn Doktor um etwas bitten. Aber, er darf mir nicht böse werden.' Wie sie ausschaut, so spricht sie. Hochdeutsch, aber sie ist's nicht von immer gewöhnt. Sie hat's wohl erst in späteren Jahren und so gewiß schulmäßig gelernt. Und es sitzt

ihr so wenig, wie die Handschuhe ihren Händen sitzen, die ich in dem Augenblick ordentlich vor mir hab': rot, abgearbeitet und knochig. So mühselige Weiberhände. Und sie ist gewöhnt, im Sprechen damit zu deuten, und traut sich's nicht und wird sich's nicht trauen, so lange sie die nicht heruntergetan hat von den Fingern.

„,Ziehen Sie die Handschuhe aus, meine liebe Frau . . .?'

„,Neunteufel,' ergänzt sie eilfertig und sieht mich wieder dabei an, als meint sie, ich müßte den Namen kennen, ,Johanne Neunteufel', und streift sie sich schon herunter.

„,So. Und nun: was wünschen Sie? Denn Ihnen selber fehlt doch nichts? Das sieht man.'

„,Nein. Mir fehlt auch wirklich nichts. Aber, Herr Doktor, mein Mann ist krank, und er will keinen anderen.'

„,Ich bitte um die Adresse. Eigentlich praktiziere ich nur in mir empfohlenen Häusern. Aber ich will nach ihm sehen,' antwortete ich, gerührt durch ein so seltenes Vertrauen just in meine ärztlichen Fähigkeiten.

„Sie wird mir wieder verlegen. ,So mein' ich das nicht, Herr Doktor. Eigentlich will er nämlich auch Sie nicht.'

„,Möchten Sie nicht deutlicher werden?' entgegne ich etwas enttäuscht und also gereizt und will gewohnheitsmäßig sagen: es warten auch andere! Aber nein, das geht nicht. Das weiß sie ja doch besser. Also: ,Ich habe keine Zeit. Ich komme eben von einer Konsultation und habe heute noch eine vor mir.' Konsul-

tation imponiert immer riesig. Die Frau wird ganz betrübt. ‚Ich hab's gewußt, der HerrDoktor wird bös sein,' spricht sie halb für sich, nimmt die Handschuhe vor und streichelt sie zurecht. ‚Und dabei hab' ich halt noch net einmal sagen dürfen, was ich eigentlich haben möcht' von ihm.'

„Es gehört Geduld zu den Leuten" — Lorensens beide Zuhörer nickten verständig teilnehmend — „viel Geduld. Und teilweise darum habe ich ja auch auf die Praxis so halb und halb Verzicht getan. Nun aber war das arme Weib so niedergeschlagen, daß sie mir leid tat. Also: ‚Was ist denn Ihr Mann eigentlich, und was heißt das, er möchte nur mich, und wieder, er möchte auch mich nicht?'

„‚Er war Philologe. Das heißt, er ist es eigentlich auch jetzt noch. Er studiert noch immer, und er wird auch fertig. Und er gibt Stunden, auch in dem Haus da, und wir leben davon. Und da ist er einmal zu Mittag gekommen, und er ist da immer gut aufgelegt, und sagt zu mir: Hannsi, er heißt mich nämlich so, weil auch unser Buberl und der Kanarienvogel so heißen, in dem Haus wohnt auch der Doktor Lorensen. Denk' dir, ein lediger Mensch, und wohnt so schön! Ich hab' die Tafel erst heute bemerkt. Und er hat auch früher gerne von Ihne gesprochen, wie überhaupt von seinen Studentenbekanntschaften und — Hannsi, sagt er, den Tag, wenn mir wirklich einmal etwas fehlen sollte, zu dem hab' ich immer Vertrauen gehabt. Das war dir immer ein kluger und guter Mensch!'

„‚Freut mich, so eine gute Meinung.' Und ich beginne also nachzudenken. Ganz blaß und verschwommen

steht er vor mir. Ein sehr schwächlicher und ein sehr stiller Mensch, der im Kaffeehaus unbändig viel Zeitungen gelesen hat und so schrecklich kurzsichtig war. Beim Billard hat er aufgeschrieben, und wenn man ihm dafür dann eine Zigarette angeboten hat, so hat er sie andächtig beäugelt und dann so ganz vergnügt geraucht. Eigene hat er nie gehabt — seiner Brust wegen. Und für jeden war er die helle Bewunderung, und so schrecklich mager.

„‚Ja,' sag' ich, „‚gewiß kenn' ich ihn. Wir sind doch sogar auf du!'

„‚Nein, wirklich?' verwundert sich die Frau. ‚Das hat er mir nie erzählt. Wissen S' — er ist so gar bescheiden. Da wird er sich wohl heute nicht mehr trauen.'

„‚Wird er sich schon,' erklär ich sehr bestimmt. Und ist er noch immer so schrecklich mager?'

„‚Ganz so mager,' seufzt sie ordentlich betrübt. ‚Und so schwach und so aufgeregt öfter; freilich — bei dem Geschäft, wo man alle Himmelsgeduld brauchen tät'! Und keinen Doktor fragen will er nicht, was es eigentlich mit ihm ist. Und ich ängstige mich so um ihn und weiß mir so nicht einen Rat mit ihm.'

„‚Ja — wenn er nun keinen Arzt fragen will, so kann ich da doch auch nichts tun, meine liebe Frau Neunteufel.'

Sie faltete ordentlich rührend die Hände. ‚Herr Doktor — ich habe mir gedacht, weil er doch dreimal in der Woche in dem Haus da zu tun hat, so könnten Sie ihn ansprechen, Sie als alter Freund, der ihn erkennt.'

„‚Kann ich allerdings wohl. Und was dann? Ich kann ihn doch nicht auf der Stiege untersuchen?‘

„‚No, und das weitere möchte sich dann schon finden. Sie kämen vielleicht einmal zu uns heraus?‘

„Die Mischung von Schüchternheit und Unverfrorenheit unterhält mich auf die Dauer. ‚Und wann unterrichtet er da?‘

„Nicht ohne einen gewissen Stolz antwortet sie: ‚Er unterrichtet da den Ältesten vom Bankier Mayer, dem das Haus gehört. Von neun bis zehn morgens.‘

„‚Frau, reitet Sie der Teufel?‘ rufe ich. ‚Das ist ja nachtschlafende Zeit!‘

„‚Und mein armer Mann hat dann schon eine Stunde hinter sich. Und wir wohnen weit draußen, in Fünfhaus,‘ entgegnet sie mit einer niederträchtigen Gelassenheit.

„Ich denke wieder nach. ‚Also ich will ihn abwarten, aber, wenn er geht,‘ beschließe ich endlich.

„Sie erhebt sich ganz aufgeregt.

„‚Ich danke Ihnen. Von Herzen dank' ich Ihnen. Gott soll's Ihnen zahlen. Und jetzt muß ich gehen. Ohnedies, wo das Kind bei einer Nachbarin ist. Und es ist eigentlich mein erster Gang in bald zehn Jahren, von dem mein Mann nichts weiß.‘ Und sie zog ein kleines Geldtäschchen: ‚Was werd' ich Ihnen schuldig sein, Herr Doktor?‘

„Kinder, von einem, der mir so die Börse an die Brust setzt, wenn er fragt, was er schuldig ist, von dem nehm' ich nie was, und von dem sollt ihr auch niemals was nehmen — der hat eine Hoffnung; man wird ihm auf die Schulter klopfen und sagen: Stecken Sie

Ihr Geld nur wieder ein. Also halte ich's wenigstens, und ihr gehet hin und tuet desgleichen. Also antworte ich: ‚Ich werde mich doch von der Frau eines alten Kollegen und guten Freundes nicht zahlen lassen.‘ Und Frau Johanna Neunteufel schüttelt mir gerührt die Hand, macht einen Knix und geht.

„Man glaubt garnicht, was menschlicher Wille alles kann. Auch fürcht' ich mich, die kleine Frau nimmt sich einmal ihren Mann her und examiniert ihn in ihrer etwas eindringlichen Weise, ob er mich nicht zufällig einmal getroffen hat, und rückt mir dann, wenn nötig, noch einmal auf die Bude. Und so geschieht etwas, was unnatürlich ist, und was ich von mir nicht für möglich gehalten hätte: Ich, Lorenz Lorensen, passe auf Ferdinand Neunteufel, damit ich ihn ja nicht versäume, und zwar, weil ich glücklich den Tag vergessen habe, gleich zweimal hintereinander. Von halber zehn an.

„Ich hör's endlich im ersten Stock vor der Hausherrnwohnung hüsteln, ehe er die Treppe herunterkommt. Dann grüß' ich ihn ganz unbefangen: ‚Servus, Neunteufel,‘ und gebe ihm die Hand, wie wenn ich ihn gestern zum letztenmale gesehen hätte.

„‚Guten Tag, Herr Doktor,‘ meint er schüchtern und erfreut.

„‚Was soll das heißen? Seit wann sind wir so förmlich miteinander?‘

„‚Ich dachte nur.‘ Er wurde ganz leise rot, und das stand ihm gar gut. ‚Weil wir uns doch da und dort gesehen haben, und du hast mich niemals erkannt, und ich traute mich nicht mehr, dich zu grüßen.‘

„Das war schon möglich. Aber was kann ich da-

für, daß er kein Gesicht hat, das man sich merkt? ‚Du mußt das nicht so nehmen. Ich bin grenzenlos zerstreut, und da muß man nicht stolz sein.‘

„‚Ich stolz?‘ Und er lächelte sehr hübsch. Es gibt überhaupt gerade unter der Sorte Leute welche, die so ein eigenes Lächeln haben. Etwa, wie wenn darin alle die überlegenen Gedanken über diese Welt, die sie sich auch und nach ihrer stillen Art sogar mehr als andere machen, durchleuchten möchten, wie ein schwaches Licht scheint, durch geblendete Scheiben. Überhaupt, es war etwas Anmutiges an ihm. So etwas Farbloses freilich auch, wie verwaschen, wie wenn sehr viel Regen und Sturm sein bißchen Farbe weggeätzt und weggeblasen hätte. Und ich verwundere mich insgeheim: Das Männchen neben mir ist verheiratet und hat eine so schneidige kleine Frau und einen Buben! Aber ich darf mir nichts merken lassen, daß ich was davon weiß: ‚Wie geht's also, Neunteufel?‘

„‚Ich danke. Ganz gut,‘ sagt er herzhaft.

„‚Hast du Zeit? Damit wir eins plauschen können.‘

„Er sieht mich verwundert, aber garnicht verlegen an. „‚Für Vormittag bin ich fertig‘, und er sieht nach seiner Uhr, so einer dünnen goldenen Firmelungsuhr. Und dann, wie in Erinnerung an Studentenzeiten, lacht er vergnügt: ‚Ende des Monats, und eine goldene Uhr! Aber weißt du, das gehört zum Geschäft.‘

„‚Hast du etwas vor?‘

„‚Eigentlich muß ich nach Haus, studieren. Ich stehe vor der Lehramtsprüfung.‘

„‚Schon hübsch lange,‘ fährt mir's heraus.

‚Ja,‘ entgegnet er einfach, ‚aber jetzt wird's ernst.

Ich will auch noch in Staatsdienst. In einem Jahr längstens bin ich fertig.'

„‚Möchtest nicht auf einen Frühschoppen mit?'

„Er schwankt. ‚Das war schon lang nicht. Ich möcht' wohl. Aber nein. Man kommt aus der Ordnung.'

„‚So werd' ich ein bißchen mit dir bummeln.'

„Wir gehen zusammen. Erst über die sonnenhelle Ringstraße, die ihren blitzenden Tag hat. Sie ist nämlich wie eine Frau, nicht einen Tag schaut sie aus wie den andern. Ich sehe mir ihn dabei an. Er macht nicht eigentlich einen kränklichen Eindruck. Nur ein grenzenlos schwaches Individuum. Freilich sind, wie wir wissen, oft die gerade die zähesten. Er ist bescheiden, aber nicht unterwürfig. Sogar ein leises Selbstbewußtsein, wie es die haben, die sich so aus eigener Kraft durch die Welt schlagen, scheint es, hat er sich zugelegt. Das steht ihm garnicht übel. Und er spricht von allem, von seinen Studien jetzt, von seinen Verhältnissen, von alten Tagen, offenherzig, daß man sieht, wie gut ihm das Auftauen tut, ganz munter und mit einem erstaunlichen Gedächtnis. Nichts hat er vergessen. Jede Dummheit ist ihm noch gegenwärtig. Von Toten spricht er, als seien sie gestern mit ihm zu Tisch gesessen. ‚Ja, wie weißt du das alles, Mann?'

„‚Weil ich viel daran denke.'

„So kommen wir im eigentlichen nicht weiter. Und die Mariahilferstraße, an deren Eingang wir stehen, ist meine Schwärmerei nicht. Und ich kann auch nicht gleich für den Anfang mit ihm nach Fünfhaus rennen. Auch habe ich meine Wochenartikel zu schreiben. Und

so bleib' ich stehen. ‚Neunteufel, — du siehst schlecht aus.'

„‚Findest du?' Er war ganz erschrocken.

„‚Ja. Du müßtest dich doch einmal gründlich untersuchen lassen.'

„‚Davor fürcht' ich mich aber,' seufzte er. ‚Und wann ihr ordiniert, hab' ich doch niemals eine Zeit. Da geht mein Geschäft, außer am Sonntag. Daß ich mir den nicht verderben lassen will mit Ängstigung vorher und mit Gedanken und Kränkung nachher, kannst dir denken. Da spiel' ich, wenn ich mein Pensum absolviert hab', doch lieber mit meinem Hannsel.'

„‚Wer ist das?' forschte ich ganz unbefangen.

„‚Das ist,' und er leuchtete auf vor innerer Freudigkeit, ‚das ist mein lieber, lieber Bub. Du, der ist . . .'

„Da hätt' ich nun bald was Schönes angestellt. War der erst einmal bei seinem Buben und dessen Eigenschaften, so konnt' ich ihm getrost bis Fünfhaus hinaus zuhören. Das paßt mir nicht. Und so: ‚Wo wohnst du?'

„Er nannte mir die Gasse.

„‚Ich komme übermorgen zwischen zwölf und eins zu dir. Dann kannst mir den Hannsel aufführen. Dann will ich dich abklopfen, und du richtest mir alles zur chemischen Untersuchung her. Du weißt doch, was man braucht?'

„Er wußte es. Und wir sind auseinandergegangen.

„Übernächsten Tag gehe ich hinaus. Es ist hübsch weit draußen. Ein schmales Haus, drei Fenster in der Front, in einer stillen Seitengasse, der Schmelz zu.

Da wohnt er im zweiten Stock. Ich läute an. Die Frau macht mir auf und zwinkert mir listig zu, und ein Bubenkopf guckt blond und frisch aus der Küche. Neunteufel kommt mir entgegen, und ich trete in das eine Zimmer und habe meine Augen nach meiner Gewohnheit natürlich überall. Es ist sehr groß, sehr freundlich und ganz wohnlich und sehr hell. Viel hübscher und anheimelnder, als ich mir's gedacht hätte. Sauber, daß es sauberer schon nicht möglich ist. Die Fenster sind großmächtig und gehen nicht auf die Gasse, sondern, wo es hübscher ist, in einen sehr tiefen und grünen Garten. Hinter dem zweiten Fenster ist ein Vorhang von grünem Wollzeug gespannt und ganz malerisch und gefällig in Falten gelegt. Da haben sie geschlafen. Und das erste Fenster steht sperrweit offen. Da ist so ein großes Blumenbrett aufgestellt und ist voll mit blühenden Blumen. Und um ein Gitterwerk ranken sich Efeu und sonst Schlingpflanzen, und innerhalb des Gitters sind eine Menge von allerhand Vögeln, und sie haben wieder viel Grünes bei sich, und sie zwitschern und wirren durcheinander, und einer singt und einer schreit, daß man ordentlich schwindlig wird, und zwar von einem ganz lustigen Schwindel. Davor steht ein großer Schreibtisch mit Büchern und mit Kollegienheften darauf.

„Er lächelt fein, wie ich so dastehe und mir eine gute Weile das Ganze anschau', und hat seine Freude mit meiner Verwunderung. ‚Nicht wahr, das ist ein guter Einfall?‘ sagt er mit seiner bescheidenen Zufriedenheit.

„‚Gewiß. Allerliebst ist das.‘

„‚Ja — und weißt du, das ist mein Wecker.‘

„‚Dein Wecker? Wieso?‘

„Er reibt sich die Hände — und ich seh' ihn noch vor mir, so stillvergnügt — und sagt dann: ‚Ich schlafe nicht gut. So sehr leise schlafe ich und träume immer übel. Auch muß ich manchmal, wenn es viel zu tun gibt oder zu Ende der Semester, für mich bis tief in die Nacht hinein arbeiten und möchte den Morgen wieder nicht verpassen. Meine Frau aber müdet sich mehr mit den Armen ab, wie ich mit dem Kopf, und schläft also gut. Wie es nun einmal hell wird, fangen die dort an, erst mit Piepsen und Zwitschern und Rufen, bis sie ihren lustigen Spektakel machen, und sie rufen mich zu sich. Alsdann studier' ich bis dreiviertel acht, wo ich zu einem Fabrikanten in Mariahilf muß, seinen Jungen noch einmal prüfen und drillen, ehe er zur Schule geht, weil in dem seinen Kopf sich nichts über Nacht halten will. Weißt du, ich hab' jetzt Gottlob lauter schöne Häuser. Und wenn ich müde bin, weil ich das Studieren nicht mehr lang aushalte, so sehe ich dem Vogelzeug zu und raste mich so aus.‘

„Nervöse Schlaflosigkeit; Neigung zur Anspannung; überanstrengter und nicht mehr zu frischer Geist, der leicht ermüdet, notier' ich mir in Gedanken. ‚Du leidest wohl viel an Kopfschmerzen?‘ frag' ich.

„‚Eigentlich schon. Manchmal so sehr arg, daß ich mich auf der Straße fürchte vor jedem Wagen, ob er mich nicht überfahren will. Aber nicht wahr,‘ bat er, ‚mit meinen Vogerln hängt das nicht zusammen? Ich bin die gewöhnt von Haus, von Ebensee. Du, das ist dort so hübsch, an einem Sommerabend, wenn's nicht

gerade regnet, und ein Bauer hängt neben dem andern, Wand an Wand, und jeder zeigt, was er kann, und will's ordentlich besser machen wie der Nachbar. Sie heitern mich auf, und ich könnte nicht sein ohne sie und das Stückerl Natur um mich. Ich bitt' dich, wo man doch nicht aufs Land kommt — was hab' ich sonst von ihr?'

„‚Deine Vogerln, überhaupt alles darfst du behalten, was dir Spaß macht.'

„Ich nehm' ihn also vor. Es ist eigentlich alles so in Ordnung, nur eben minder leistungsfähig, daß eine chemische Untersuchung beinahe überflüssig erscheint. Sie hat auch wirklich nichts ergeben. Trotzdem nehme ich mir vor, sie zu machen, schon um wiederkommen zu können. Denn es gefällt mir da, und die Menschen fangen mich zu interessieren an. Ihr könnt' mich meinetwegen dafür auslachen, wenn ihr wollt."

„Mach' weiter," knurrte Karrner und sah nach der Uhr, „und spekulier' mir nicht auf Komplimente. Ich hab' heute Zeit."

„Also, ich teile den Befund der Frau mit. Er sei eben nur schwach und müsse sich etwas Schonung gönnen. Man könne so steinalt werden. Freilich sei auf vorsichtige Kräftigung hinzuarbeiten. Zu Mittag und abends ein Glas guten Wein, der ja bei uns noch erschwinglich ist, und wenn sie es dahin bringen könnte, daß sie nächsten Sommer an einem recht warmen See, vielleicht einem der Kärtner Seen, mit ihren vergleichsweise wohlfeilen Lebensbedingungen, sich aufhalten könnten, so wäre das nur sehr nützlich und unbedingt von Wert.

„‚Das wird sich nicht machen lassen,‘ meint sie resigniert. ‚Ich möcht' selber einmal fort von da für eine Zeit. Aber schon die Fahrt macht das sündteuer. Und wir können das bisserl Verdienst nicht auslassen, das man da in Baden oder Vöslau mit Nachprüfung oder mit Vorbereitungen hat. Ich bitt' Sie, Herr Doktor, mein Mann sagt so immer, er ist der reine Betrüger: er lebt von der Dummheit seiner Nebenmenschen.‘

„‚Die beiden Orte wären gleichfalls zu empfehlen. Besonders Vöslau.‘

„‚Sie sind aber gar zu teuer. Und meinen Sie, er geht mir hin, Herr Doktor? Dring' ich in ihn, so wird er mir nur nachdenklich und ängstlich und findet allerhand Symptome an sich, wo ich zu Tod froh bin, daß er über sich nicht grübeln tut. Er war immer so, wie er ist, eher schlechter. Da müßten Sie schon mir oder dem Hannsel eine Krankheit aufdisputieren. Besser dem Hannsel. Denn ich kann ihn nicht anschwindeln; aus mir kriegt er alles heraus. Und er glaubt's nicht einmal von mir.‘ Und sie lachte mit ihren wunderschönen Zähnen, so Zähnen, die man recht gern in recht was Gutes einbeißen sehen möcht'.

„Das Frauenzimmer mußte wahrhaftig einmal hübsch gewesen sein. So von dem gesunden und guten Wiener Schlag. Und tüchtig war sie wohl. Denn alles in der kleinen Wirtschaft war wohlbestellt, und sie trug gerade die Teller fürs Mittagessen in die Stube — eine Passion, sag' ich euch. Man hätte sich gleich einladen mögen. Wie die geblänkt haben, und die Küche, die gerade offen steht, war eine Putzstube, und der Junge war sauber und adrett und gibt mir ruhig

seine Hand und sieht mich dabei an und ist ganz zutunlich und ist gar nicht verschüchtert oder ärmlich, sondern ein rechter fröhlicher Bursch, den man lieb haben darf.

„So bin ich denn öfter gekommen. Ich habe damals einen reichen Weinhändler in der Nähe zu behandeln gehabt, den man immer nur für nervös gelten lassen wollte, und der sich schon längst den Blödsinn an den Hals gesoffen hatte. Da heißt's schwindeln! Weil mir aber Art und Entstehung seiner Krankheit einiges Vertrauen in seine Ware eingeflößt hat, so habe ich bei ihm eine Partie guten Österreicher für meinen Neunteufel gekauft und hinüberschicken lassen. Nicht als Geschenk. Der Mann hätte sich nichts schenken lassen und hatte es ja auch allem Anschein nach nicht eben nötig. Aber ich bin öfter hinüber auf ein Glas, und dann haben wir geplauscht, und der Bub war dabei still, klug und wohlerzogen, ohne Aufdringlichkeit und ohne Scheu, daß ihn sein Vater überall und jeden Augenblick hätt' aufführen können als Muster seiner Erziehungsmethode. Es waren nämlich stille Leute. Und die haben sicherlich immer stille Kinder. Und so eine leise Zufriedenheit, so ein Sichbegnügen mit seinem Schicksal war über ihnen und ein Vertauen in das Leben, wie ich's nicht bald wo gesehen habe bei immerhin kleinen und beengten Verhältnissen. Einmal sag' ich's ihm gerade heraus. ‚Das ist mein Werk, und meine Frau habe ich mir dazu erzogen,‘ lächelt er.

„‚Und — hast du denn eigentlich Grund dazu? Es ist doch immerhin ein unsicherer Erwerb, das Stundengeben.‘

„‚Ja, das ist es,‘ seufzt er. ‚Aber, ist deiner so viel sicherer? Am Ende, so gut es immer Kranke geben wird, die gesund sein wollen, wird es immer Dummköpfe geben, die doch ins Gymnasium gehn. Man kennt mich, und man sucht mich. Es ist immer gegangen, und wir haben schon erspart für den Buben und seine Ausbildung.‘

„‚Was willst du mit dem tun? Es ist ein kräftiges und gewecktes Kind,‘ lobte ich.

„‚Das ist er. Er soll studieren.‘

„‚Muß denn das sein? Warum nicht einen andern bürgerlichen Beruf, der an die Opferwilligkeit der Eltern nicht so große Ansprüche stellt?"

„‚Weil man dann mehr aushält, wenn man was gelernt hat. Und ich werde doch wohl bald fertig und in fester Stellung wo auf dem Land sein. Ich will gar nicht nach Wien. Und deshalb und weil ich's nun schon erwarten kann, so folg' ich dir nicht mit Kärnten und dem Sommer.‘

„‚Wenn dir aber etwas zustieße, Neunteufel?‘

„‚Auch dann, glaube ich, ist für die beiden Hanseln, den Arbeitshannsel und den Spielhannsel, gesorgt. Aber wie? Kann ich dir nicht sagen, nicht einmal meine Frau weiß es, und du würdest vielleicht lachen darüber. Aber, ich habe einen Talisman für sie.‘ — —

„Einmal, das letztemal diesen Sommer, das ich bei ihnen war, kommen wir auf seine Ehe zu sprechen. Es war eine ganz einfache Geschichte. Sie hatten auf demselben Gange gewohnt. Er gefiel ihr zu einer Zeit, da er sie noch kaum beachtet. Wie etwas Besseres erschien er ihr. Er aber? ‚Ich bitt' dich, wo hätt' ich

an so etwas denken sollen? Was aber ein Mädchen ist, das denkt immer daran.' Er war erkrankt. Und in seiner Hilflosigkeit und in seiner Armleutefurcht vor dem Spital überkam ihn zuerst in seinem Leben die Angst vor der verlorenen Einsamkeit in der großen Stadt. Während seiner Krankheit hatten sie und ihre Mutter sich so wunderhübsch gegen ihn benommen, seiner gewartet, um ihn gesorgt, nicht anders, als wäre er ein nächster Angehöriger. Besonders dem Mädchen, das damals noch in einem Geschäfte seinem Erwerb nachging, war das eben nicht leicht geworden; aber kam sie zu Mittag oder nach Feierabend noch so abgehetzt nach Hause, so fand sie immer noch einen Augenblick Zeit und ein Lachen oder einen harmlosen Spaß, der ihr zugetragen worden war, übrig für ihn, bis er sich den ganzen, stillen und eintönigen Tag auf das Weilchen freute, für das sie bei ihm erschien. Im keimenden Kraftgefühl des Genesenden waren die Beziehungen inniger geworden; und endlich fragte er sie, wie er nur seinen Dank für so viel Freundschaft und Güte erstatten könne. Ja, das könne er wohl, wenn er sie unterrichten wolle. Was man in der Schule lerne, das vergesse man bald. Nicht einmal ordentlich schreiben könne sie; sie sei so grenzenlos dumm. So kam sie jeden Morgen und lernte: sie gaben sich beide alle Mühe. Unmerklich, im Plaudern und mit hingeworfenen Bemerkungen, die sie in einem rührend getreuen Gedächtnis aufbehielt, erzog er sie sich. Und dem war wirklich so. Was den entschiedensten Männern nicht immer gelingt, ihm, in seiner immer gleichen Stimmung, die keine Übellaune kannte und niemals einen

anderen das entgelten ließ, was ihm selber nicht nach Wunsch ausgegangen war, in jener Milde, die stets freundlich sein ganzes Wesen durchhellte, ihm war es geraten: er hatte sich seine Frau nach seinem Ebenbilde erzogen. Dann war sie einmal ganz traurig gekommen; die Mutter zog aus, und da mußte der Verkehr zwischen ihnen wohl ein Ende haben. Und da, in der letzten Rechenstunde, die er ihr erteilt, gab er ihr ein ganz verwickeltes Exempel.

„‚Hannsi — ein Mann hat im Durchschnitt der letzten Jahre so und so viel verdient. Wenn er nun heiratet — wie muß man sich das einteilen, damit man auskommt und sich keinerlei Verlegenheiten ergeben?‘

Sie sah ihn erst starr an, eigentümlich stutzig. Dann machte sie sich mit einem sonderbaren Eifer darüber. Endlich stand der ganze Etat in ihrer wunderschönen, etwas steifen Schrift vor ihr. Sie überflog ihn mit einem leuchtenden Blick, der dann zu ihm herüberzitterte, um sofort wieder zu sinken, und verkündigte mit ihrer kräftigen Stimme das Ergebnis.

„‚Geht's, Hannsi? Denn es kann ohne besondere Glücksfälle nicht mehr werden.‘

„‚Es geht, Herr Neunteufel!‘

„‚Ist alles in Rücksicht gezogen, was man voraussehen kann?‘

„‚Alles, Herr Neunteufel,‘ entgegnete sie mit plötzlichem leisem Erröten, doch ohne jede Spur von Ziererei oder Verlegenheit.

„‚Und es stimmt? Nach bescheidenen Gewohnheiten, aber Wiener Preisen und Lebensbedingungen?‘

„‚Ja.‘ Und sie sah ihn voll und ehrlich an.

„‚So wollen wir das Exempel einmal am Leben probieren. Willst, Hannsi?‘

So hatten sie sich verlobt. Nicht lange darauf war die stille Hochzeit. Seinen Talisman besaß er schon damals. Es war das einzige Geheimnis, das er je vor seiner Frau gehabt. Sie ahnte etwas und fragte nicht: sie hatte sich daran gewöhnt, wie an etwas Holdes, doch Unerforschliches, das über ihrem Leben schwebte.

„‚Ob sich die Rechnung immer bewährt habe,‘ fragte ich.

„‚Im ganzen schon, wenn auch nicht immer völlig glatt. Und jetzt kommen ja erst die guten Zeiten. Sie war eben umsichtig und‘ — er lächelte wieder sein gutes Lächeln — ‚mit Liebe gemacht. Und bald wird's doch gar hübsch sein. Weißt du, bis ich meine Prüfung hinter mir habe. Die Aussichten für Philologen sind gut, und sie müssen sich selbst an großen Gymnasien mit ungeprüften behelfen. Und ich werde also sehr bald definitiv sein. Eigentlich bin ich ihr schon den Titel schuldig. Wie schon Weiber sind — ich glaube, sie wird erst dann vollkommen glücklich sein in einer hübschen, kleinen Stadt, wo alles sie kennen und grüßen wird. Ich will nach Cilli.‘

„‚Nach Cilli? Warum denn gerade dahin?‘

„‚Mir gefällt der Name. Meine Mutter hat so geheißen. Und ich muß mich tummeln.‘

„Immer diese Prüfung, an die ich nun nicht einmal glaubte. Aber es ist immer noch gut, wenn sich der Mensch was vornimmt und meinetwegen sein Cilli in

den Kopf setzt. Sonst und unter solchen Umständen versumpft er.

„Bald darauf bekomme ich einen Antrag von der Sorte, die ich gerne habe. Ich soll einen reichen Mann, der beständig ärztliche Aufsicht braucht, auf eine große Reise begleiten. Das ist angenehm; man sieht ein gut Stück Welt viel nobler, als es sich unser einer vergönnen kann. Für seine Blätter schreiben kann man dabei auch, und man erspart sich dabei immer ein gutes Stück Geld. Ich muß mich so rasch entscheiden, daß ich nirgends, auch nicht bei Neunteufels, Abschiedsbesuch machen kann. Erst vor sechs Wochen bin ich zurückgekommen. Aber gedacht hab' ich unterwegs in Nizza und in Kairo, und wo wir waren, oftmals an ihn, wenn mir mein ziemlich ungebärdiger Patient eine Weile für mich ließ."

Doktor Lorensen machte eine Pause und sah ins Leere. Alsdann sog er an seiner längst erloschenen Zigarre und trank ein Gläschen Kognak mit stiller Andacht und innerer Befriedigung.

„Nun — und was war mit deinem Patienten?" rief Göbel ungeduldig. „Ich möchte doch fort."

„Halt' ich dich denn?" spöttelte Lorensen überlegen.

„Weiter, mach' einmal weiter," drängte auch Karrner. „Man hat doch auch noch anderes vor auf der Welt."

„Also," hub Lorensen wieder an, „ich komme heim. So recht müd' und voll von der Reise war ich. Denn sie war wunderschön. Und Fausts Zaubermantel — wißt ihr, ich glaube, das ist überhaupt nur eine Um=

schreibung für das teufelsmäßig viele Geld, das ihm Mephisto zur Verfügung gestellt hat. Heute mindestens hat ihn jeder, der sich's leisten kann. Ich will mich die ersten Tage gründlich ausfaulenzen, von allem und besonders von meinem Kranken, der einem immer einen Streich spielt, wenn man nicht sehr aufpaßt. Da meldet mir die Hausmeisterin, eine Frau sei die letzte Woche, seitdem man mich zurückerwartet, öfter dagewesen und werde auch heute wieder kommen. Ich fluche ein wenig; aber ich denke mir gleich, wer kann das sein, und gebe mich also in mein selbstverschuldetes Schicksal. Richtig — es ist die Neunteufel. Sehr aufgeregt. Ihr Mann ist krank, schon lange krank, wird immer schwächer, regt sich auf, wenn man einen Arzt holen will, und sie ist endlich in ihrer Herzensangst um mich gelaufen und wieder gelaufen, bis sie mich glücklich gefunden hat.

„Mit dem Ausrasten ist es somit nichts. Ich gehe gleich mit. Er hat sich schwer erkältet und sieht elend aus. Wie lang das schon dauert? Seit Winters Anfang. Ich untersuch' ihn — da ist eine große und allgemeine Schwäche, eine Müdigkeit in allem. Jeden Abend kommt etwas Fieber. Eben nur etwas, nicht einmal viel, aber für ihn und seine Konstitution ist es gerade genug. Zu tun ist da nichts. Die Maschine ist eben gründlich abgenützt; zu gut konstruiert war sie nie und hatte immer mehr leisten sollen, als sie eigentlich vermochte. Ihm gegenüber zeige ich keinerlei Besorgnis. Ich erzähle ihm von meiner Reise, und daß ich unter allen Umständen die nächsten Tage ihn besuchen gekommen wäre, und er hört mir mit den gewissen glänzenden Augen zu, wie ich sie bei Kindern

ganz gern, bei Erwachsenen aber schon gar nicht gern sehe. Der Frau aber sage ich schonend die ganze Wahrheit.

„So vorsichtig ich bin, sie begreift alles aufs erste Wort. Sie schreit nicht auf. Nur die Hände schlägt sie vors Gesicht und steht so, ehe sie mich in die Küche zieht. ‚So schlimm ist das mit ihm?‘ —

‚Nicht eben so schlimm, aber schlimm genug, liebe Frau!‘

„Sie reißt ihren Buben an sich, als stünde der schon unter ihrem alleinigen Schutz auf der weiten Gotteswelt, und preßt ihm dabei die Hand auf den Mund. Er begreift, duckt sich, schweigt. ‚Und da ist nichts zu machen, Herr Doktor?‘

„‚Die Natur hilft sich oftmals selber,‘ sag' ich mit einer gewissen Wut über den Gemeinplatz.

„‚Und gerade jetzt!‘ stöhnt sie. ‚Gerade jetzt, wo man sich endlich sagen kann, es ist für immer aus mit dem Elend und der Sorgerei!‘

„‚Wieso denn?‘

„‚Ja — hat Ihnen der Ferdinand denn nichts erzählt? Zum Julitermin hat er seine Prüfung gemacht. Und zwar so glänzend, daß sie ihm gratuliert haben, alle Herren von der Kommission, und er ist seit Anfang des Semesters schon im Probejahr drinnen gewesen und wäre unmittelbar danach ernannt worden.‘

„Da kam eine rechtschaffene Galle über mich. Denn nun verstand ich alles. ‚Die verrückte Prüfung! Ja, hätt' ich nicht immer geglaubt, das ist ein dummes Gerede, wie es Verbummelte eigentlich nur für sich und ihre Umgebung führen, so hätt' ich ihm den Standpunkt

schon klar gemacht. Ja — wie soll er denn das aushalten? Hat er denn für sein jammervolles Gestell nicht schon genug aufgepackt gehabt? Herumrennen bei jedem Wetter. Stiegen laufen, sich die Lunge herausreden, sich ärgern! Und wenn er dann nach Hause kommt, statt sich zu pflegen und vielleicht mit seinem Buben spielen oder nach Schönbrunn fahren und den Affen zusehn oder sonst was Nützliches tun — setzt sich der Unglücksmensch hin und stuckt und stuckt und macht seine glänzende Prüfung! Der Teufel hinein! Das ist ja Selbstmord nach allen Kategorien! Und man sieht zu, und man sagt dem Arzt kein Wort, und man hat vielleicht noch seine Freude, wie brav der Mann ist, und lobt das Mannerl. Nu ja — natürlich! Frau Professorin will man sein! Das ist gleich was anderes — nicht wahr, Frau Neunteufel? Und dann, wenn der Mann halt nicht mehr kann, dann soll man Wunder tun!‘

„‚Gehetzt hab' ich ihn nicht,‘ wispert sie demütig, wie in Selbstanklage.

„‚Das behaupt' ich nicht. Aber zugeschaut hat man,‘ lenk' ich ein.

„‚Ich hab's nicht besser verstanden. Ich hab' mir nichts dabei gedacht. Und wenn Sie nur gesehen hätten, wie glücklich er von der Prüfung heimgekommen ist, und wie wunderschön der Sommer danach war! Ordentlich übermütig ist er gewesen. Und nur ganz wenig unterrichtet hat er, und wenn ich auf die Sparkasse gegangen bin, was holen, statt, wie früher, hinzutragen, und wir Weiber sind ängstlich in solchen Sachen, und man redet einmal ein Wörtel, so hat er gelacht: Wozu

haben wir's denn, Hannsi? Und ist das nicht schön, ordentlich wie ein Rentier leben und in eine durch eigne Kraft gesicherte Zukunft blicken? Herr Doktor,' sie ermannte sich, ,daß er das noch erreicht und erlangt hat — es wird mich mein Leben lang freuen!'

„,Was wispert ihr denn noch immer?' hören wir Neunteufels Stimme, der argwöhnisch ist, wie jeder Kranke.

„,Geht dich einen Schmarren an,' brülle ich zurück, noch ganz zornig und froh, loslegen zu dürfen. ,Ich werde deiner Frau noch Verhaltungsmaßregeln geben können! Servus!'

„Und ich schlage beide Türen zu, und ich renne, so gut ich rennen kann.

„Es ist eine Bande! denk' ich mir giftig. Eine Bande ohne Einsicht oder Verstand. Aber, was schert's dich? Was regst du dich auf? Und wenn er wirklich nicht anders hätt' glücklich werden können, als durch die verdammte Prüfung, so hat er wenigstens sein Glück genossen. Ich bin nur neugierig, ob die Stimmung aushalten wird bis zum Ende. Denn so, wie er sich nicht zusammenpacken kann nach dem Süden, so ist wahrhaftig wenig Aussicht, daß man ihn durchbringt. Das weiß ich. Der leiseste Anstoß, und so etwas ereignet sich immer, und es ist aus mit ihm.

„Nun, Kinder — es hat bis zum Ende gehalten. Es war gewiß gedrückter bei ihnen, als sonst. Aber ich habe niemals jene Verstörung bemerkt, wie sie sonst der Blick in eine ungewisse Zukunft hervorbringt. Er konnte gar nichts mehr verdienen. Die Leute lebten rein von dem Gesparten, und sie lebten dabei nicht an=

ders als vordem. Es war für mich — und wenn er nur will, sieht der Arzt doch alles — keinerlei Einschränkung zu bemerken. Er hatte seinen anständigen Tisch, sein Glas Wein und was sonst notwendig war. Und dennoch keine Unruhe, nichts von jener schlimmen Angst: wir essen uns auf. Geheime Hilfsquellen konnten sie doch nicht haben. Da mußte also nur der Talisman, jener geheime Talisman im Spiele sein. Manchmal hatte die Frau rote Augen und jenes aufgeregte Wesen, das sich schon im Gang, in den Händen zeigt, fliegend, als wollten sie aus der Luft irgendeinen Stützpunkt greifen. Niemals aber vor ihm. Er selber aber bleibt sich immer gleich. Die Sonne geht immer noch nicht ganz unter für ihn. Seine Vögel füttert er oder unterrichtet seinen Buben. Dabei wird er immer schwächer. Er hat auch zu Nachmittag Fieber, und, bei seiner Herzschwäche, man weiß nicht einmal recht, was man dagegen geben darf. Ich sehe, wie die Flamme niederbrennen will, immer müder, immer tiefer. Einmal wird sie sich noch heben.

„Dann ein Zischen und Singen. Dann das Nichts.

„Mir tut das Herz weh, ohnmächtig sein zu müssen dabei. Ich gäbe was darum, wenn sich wieder ein Reiseauftrag fände, um auskneifen zu können, ehe das ganze Unheil über die tapfere Frau und den lieben Buben herniederbricht. Aber, wenn man sich so etwas wünscht, so erlebt man es gewiß nicht. Ich muß eben aushalten, bis zum Schluß.

„Das war gestern.

„Ich komme hin um die gewohnte Stunde. Er liegt

zu Bett, um sich Papiere und anderen Kram. Darin wühlt er und ordnet er hastig und hat rote Backen und ein gespitztes Gesicht. Die Geschäftigkeit! Einer, denk' ich mir, der's in sich hört: Tummel' dich! Tummel' dich! Du hast keine Zeit mehr zu verlieren. Und in seiner Stimme ist manchmal der Klang, den wir kennen, wie ein Schrei ums letzte Leben, so heiser — gellend. Und dann wieder ist sie müd' und ohne Ton, und es schnürt sich in ihr und etwas würgt daran, so eine Hand von hinterrücks, die man fühlt, und sie klemmt, und man kann sie nicht von der Gurgel kriegen. Wir wissen, was das bedeutet.

„‚Lorensen,' haucht er mir zu, ‚schick' mir die Frau und den Buben weg.'

„Ich nick'. Und dann setz' ich mich und nehm' ihm den Puls.

„Jetzt furchtbar schnell, jetzt sehr langsam, schleichend, immer fadendünn. Und ich schreib' ein Rezept, und geb's der Frau — sie soll es selber in die Apotheke tragen und warten, bis es fertig ist. Etwas ganz Gleichgültiges schreib' ich auf, was nur eine gute Zeit braucht, bis man's gemacht hat. Und den Hannsi soll sie nur mitnehmen. Es ist wunderschönes Wetter, und der Bub soll was davon genießen, und ich will den Mann noch einmal gründlich untersuchen, und ich kann den Buben natürlich nicht gebrauchen dabei. Sie sieht uns ganz verdutzt und mißtrauisch an, schluckt so gewiß in sich. Aber sie geht, und wir sind allein.

„‚Lorensen,' und er richtet sich mühsam auf. Ich greif' ihm hilfreich zu, und ich fühle so und sehe, wie abgezehrt er ist. ‚Lorensen, ich muß dir noch was sagen.'

„‚So sprich,‘ ermunter’ ich ihn.

„‚Lorensen,‘ und er lächelt sehr klug, ‚du weißt, du hast niemals an meine Prüfung glauben wollen, und ich hab’ sie doch gemacht, gelt? Und so wirst du mich vielleicht auch jetzt auslachen, und ich hab’ doch mein gutes Vertrauen. Aber ich will nicht, daß meine Frau davon weiß. Denn ich hab’ ihr immer alles zugehalten, was ich ihr versprochen hab’. Also: entweder sie hält mich diesmal für einen Narren, oder sie glaubt mir zu fest daran, und ich will nicht, daß sie am Ende ins Grab hinein den Respekt vor mir verliert.‘

„Ich schenkte ein Glas Wein ein. ‚Trink, aber vorsichtig.‘ Und dabei hielt ich seine Hand so, daß ich immer diesen ängstlichen Puls fühlen konnte.

„Er nahm einen Schluck. ‚Kennst du die Baronin Lehnis?‘

„‚Dem Namen nach schon.‘

„‚Bei ihr war ich Erzieher, und sie ist meine Hoffnung.‘

„Das klingt denn doch wie Sinn. Die Familie ist bekannt, sehr reich und in wirklichem Ansehen.

„Und solche Leute pflegen ja wohl etwas für gewesene Erzieher zu tun.

„‚Nämlich,‘ fängt er wieder an, ‚ich habe gerade mein Absolutorium gehabt und denke an meine Prüfungen. Da stirbt mir der Vater, und ich habe die Sorge für die Mutter auf mir, die nichts mehr arbeiten kann, so hergenommen war sie schon damals. Das hat so jetzt seine fünfzehn Jahre. Zunächst fürs Begräbnis und den ersten Anfang bring’ ich ihr mein Erspartes für die Taxen und die Zeit der Vorbereitung, wo man

doch den Kopf nicht voll mit Lektionen haben darf, und dann sehe ich mich um einen besseren Verdienst um. Und da sagt mir mein Professor, der mir immer gut war und was von meiner Philologie gehalten hat, von der Stellung. Die Leute sind mit ihm verwandt; sie zahlen glänzend, freilich, leicht ist das Leben in dem Hause nicht, und es hat's eigentlich noch niemand dort ausgehalten.'

„'Ich will's probieren, und ich gehe hin. Du — das Haus! So was hab' ich eigentlich noch nicht gesehen gehabt! Reichtum, gut; aber alles so, wie wenn es von selber verständlich wär' und gar nicht anders sein könnt'. Erst so ein Examen beim Portier; ich muß sagen, von wem ich geschickt bin. Alsdann komm' ich zur gnädigen Frau. Sie empfängt mich im kleinen Salon. Viel Palmen und Bilder, und sie sitzt an dem kleinen Schreibtisch, und darüber hängt ihr Bild, ähnlich und schön, daß man's nicht glaubt. Ich mache meine beste Verbeugung aus der Linzer Tanzstund' und muß sie immer anschaun, wie sie da vor mir sitzt; schlank, ruhig und sehr, sehr vornehm. Ein kleiner Kopf; wenig Schmuck und eine Hand, so schön und so gepflegt, wie ich sie noch nicht gesehen habe.'

„Sie sieht mich an. ‚Sie sind mir gut empfohlen, Herr,' sie sucht mit kurzsichtigen Augen nach dem Namen, ‚Herr Neunteufel. Aber Sie scheinen mir zu jung. Zu jung und zu schwach.'

„'Ich traue mir keine Antwort. Denn sie imponiert mir und scheint mir so sehr klug, und schon damals habe ich das Gefühl: Die Frau sagt nichts, was sie nicht unter allen Umständen vertreten kann und

will. Aber ich erschrecke, als sollte mir ein großes Glück entgehen, das ich schon so gut wie sicher gehabt, und ich fühl's, ich werde totenblaß und gleich darauf die Beschämung, daß ich mich verraten habe, so steigt mir das Blut in den Kopf.

„Sie bemerkt das. ‚Wissen Sie, Sie müssen sich deshalb nicht aufregen,' sagt sie ganz gütig. ‚Er ist ein böser Bube, mein Harry. Er klammert sich gern an Äußerlichkeiten. Da ist zum Beispiel gleich Ihr Name, der kommt ihm so recht gelegen für seine Witze. Es ist noch niemand mit ihm fertig geworden. Ein böser, begabter Bursch, der das ganze Haus quält und den niemand auf der Welt mag.'

„‚Ihr Sohn, Frau Baronin?' frag' ich ganz verwundert.

„Sie lächelt, ich habe noch keinen Menschen so lächeln gesehen. Man möcht' ihr dafür die Hand küssen, wenn man dürfte. ‚Mein Sohn, ja! Das macht: er ist mein jüngster. Und er hat sich dadurch, und damit er nicht zurücksteht gegenüber den älteren, so manches durchgesetzt, was ihm eigentlich noch nicht zugekommen wäre, und nun meint er, erst mit Schmollen und dann mit Bitten oder lieber umgekehrt könne er durchsetzen, was er will. Und seine Erzieher wollten meist nur Ruhe haben vor ihm und haben sich mit ihm verhalten, so daß er immer meisterloser wird. Er hat keine rechte Achtung mehr vor den Herren samt ihren Titeln, denn er ist sehr klug. Seine Zeugnisse sind glänzend. Und ich glaube, wenn er einen recht lieb hätte, so könnte der was mit ihm anrichten. So peu à peu und Schritt vor Schritt. So aber — ich bin

früher gern in die Stunde gekommen, man profitiert gern was. Jetzt schon lang nicht mehr. Ich kann's nicht ansehen, es chagriniert mich zu sehr, was er mit den Lehrern treibt.'

„,Wenn Sie's mit mir versuchen wollen, Frau Baronin,' sag' ich, so bestimmt ich nur kann, ,so hoff' ich, in sechs Monaten Sie wieder in der Stunde zu sehen.'

„,Sie lächelt wieder. Dann läutet sie. Der Junge kommt, gibt mir die Hand, mustert mich. Er ist hochgewachsen und auffallend hübsch; ganz blond, mit grauen, müden Augen. Und etwas gleichgültig Hochmütiges hat er um den Mund.'

„Neunteufel nahm wieder seinen sachten Schluck, ehe er weiter berichtete:

„,Nach sechs Monaten war die Frau Baronin das erstemal in der Stunde. Was ich bis dahin ausgestanden hatte, das ahnt kein Mensch. Es hat Geduld und wieder Geduld und von der Liebe gebraucht, der man glaubt, ohne daß sie sich zeigt. Denn er war nicht eigentlich schlimm. Er hat gerne gelernt; aber nur, was ihm gepaßt hat. Bis Mitternacht hat er manchmal studiert, nur um den Nachmittag bummeln zu können und die Leute zu ärgern. Für sein Leben gern hat er sich bedienen lassen oder andere in der Arbeit aufgehalten. Da war ich so eine Art Blitzableiter, damit das Haus Ruhe hat vor Baron Harry. Er hat mir Possen gespielt nach Possen, läßt sich suchen, bis die Bedienten hinter einem tuscheln. Da heißt es vorhersehen und abwehren und zwar so, daß es andere nicht merken, und er nicht zu sehr beschämt ist. Denn

sonst trotzt er Wochen, und man darf ihm keinen Schritt entgegentun, sondern muß warten, bis er zu sich und zu einem kommt. Das ist gegangen — freilich sehr schwer. Und wenn er einmal in seinem Hochmut und seiner Eitelkeit in der Schule eine rechte Dummheit angerichtet hat, so muß man das so einrenken, daß ihm jede Bloßstellung und sogar jedes: ich danke, erspart bleibt. Und er muß immer in sich wissen: du tust es aus Liebe zu ihm und nicht ums Geld. Denn dieser Junge, der tut, als läge ihm an der ganzen Welt nichts, der will im Grunde von aller Welt lieb gehabt sein.

„,Es dauert, ehe man das alles begreift und auch in der Tat durchführen lernt. Dann geht's und wird mit jedem Jahr besser. Ein Lamperl mit Mascherln ist er natürlich nicht geworden. Immer war er noch manchmal frech gegen die ganze Menschheit. Der alte Erziehungsfehler; das sieht bei Kindern häufig wie Witz aus, und man lacht darüber und weiß nicht, was man damit anstellt. Aber es ist langsam zutage gekommen, was für ein grundguter und nobler Bursch er im Kern ist. Und wenn ich der Baronin so etwas erzählen konnte, oder sie hat selber wieder einmal zugehört und hat sich im Weggehen umgedreht und sagt mir mit so einem Leuchten in den Augen, das Harry von ihr gehabt hat: ich danke Ihnen, Herr Neunteufel, so war mir der Tag besser wie ein anderer, und sogar mein Name hat mir gefallen, von ihr ausgesprochen. Ich habe viel gelernt in der Zeit.

„,Endlich — er hat maturiert. Natürlich glänzend. Und ich kann sagen: die letzten Jahre habe ich bei ihm gegolten, was ich wollte. Und das ganze Haus

hatte nicht so viel Einfluß auf ihn, wie ich. Wie ich das gesehen habe? Zum Beispiel, ich mache einmal meinen Abschiedsbesuch vor den Ferien, und er kramt so verlegen. ‚Wollen Sie etwas, Harry?‘ ‚Da — ich möcht Ihnen was schenken‘, und gibt mir ein hübsches Bronzefigürchen, ‚das hat Ihnen zuerst gefallen auf meinem Tisch. Und das hab' ich mir gemerkt, und ich darf's Ihnen geben und muß nicht erst Papa oder Mama um das Geld bitten.‘ Das hat mich gefreut, und ich hab's noch. So freut einen wohl sein Arbeiten. Ich mache meinen letzten Besuch. Da sagt mir die Baronin: ‚Herr Neunteufel,‘ sagt sie, ‚Sie haben mehr geleistet, als Sie versprochen haben.‘

„‚Ich spür's, ich werde ganz rot, und ich bücke mich über ihre Hand und küsse sie.

„‚Herr Neunteufel — und das ist mit dem Gelde nicht bezahlt. Hier meine Hand: Sie haben mir aus meinem liebsten Sohn einen Menschen gemacht. Und wenn Sie meiner jemals bedürfen, so besinnen Sie sich keinen Augenblick, sondern kommen Sie zu uns frank und ungeniert.‘ Neunteufel hielt inne.

„‚Und bist du noch in Beziehung mit dem Hause?‘

„Er nickte. ‚Ja. Immer zu Neujahr schreib' ich ihnen, und immer antwortet mir die Baronin gleich herzlich. Und zu Harrys Geburtstag bin ich immer geladen, und die Equipage holt mich und bringt mich, und sie alle sind zu mir, als wäre ich gestern aus dem Haus und nicht schon vor langen Jahren.‘

„‚Und hast du dich jemals an sie gewendet?‘

„Er verneint sehr entschieden. ‚Manchmal, wenn's sehr schlecht gegangen ist, hab' ich wohl daran gedacht.

zum Beispiel, wie mein Hannsi gekommen ist. Gerade im Sommer, in der schlechten Zeit, und wir hatten noch nicht viel gespart, und die Frau war so viel krank, und das hat mehr gekostet, als ich erschwingen konnte. Da wollte ich sie zur Patin bitten. Aber ich hab' mir's überlegt. Ich bin lieber zu einem Freunde, einem Advokaten, gegangen; der hat mir Arbeit gegeben, und ich habe die Nächte durch für ihn geschrieben. Denn so etwas spart man sich doch für die letzte Not und verschleudert es nicht mutwillig und vor der Zeit. Und so, wenn ich geglaubt hab', es will nicht mehr weiter, so hat man sich einen Termin gesetzt, bis wohin man aushalten will, und hat sich da durchgefrettet, und dann hat sich immer wieder ein Lückerl gefunden, durch das man hat schlüpfen und sich den sauern Weg zu Lehnis ersparen können. Jetzt aber — Lorensen, wenn du spürst, es geht mit mir zu End', aber auch erst dann, so schreibst du der Baronin — ja, Lorensen?‘

„Ich sehe mir ihn an. Es fliegt so manchmal ein grauer Schimmer über sein Gesicht, und der Atem geht stoßweise, und der Puls versickert mir zwischen den Fingern. Und ohne ein Wort setz' ich mich an den Schreibtisch: ‚Diktier‘ ...

„Dann ist Ferdinand Neunteufel in ein bitterliches Weinen ausgebrochen. Er beruhigt sich schwer und diktiert:

‚Verehrte Frau!

Ein Sterbender sagt Ihnen Dank für alles. Dank dafür, daß Sie ihm das Gefühl verliehen haben, als sei er, sonst ein ziemlich einsamer Mensch, der nur weni-

gen Menschen etwas sein konnte, Ihrem Hause etwas gewesen und also nicht gänzlich verloren in dieser so sehr großen Welt, sondern er habe einen Rückhalt in Ihrer, wenn auch noch so sehr unverdient ihm zuteil gewordenen Güte. Dank für alles, was Sie an seinen Hinterbliebenen tun werden, für die er sorgen, die er aber durch Schuld seines frühen Todes nicht versorgen konnte. Seine Frau und sein Kind seien Ihnen empfohlen, damit man ihr vielleicht ein Geschäft einrichten könne, damit sie tüchtig und arbeitsam sich ernähren und den Jungen erziehen könnte. Er hat nichts anderes für sie ersparen können, als den Trost und die Hoffnung Ihrer Hilfe, die sich, wenngleich niemals in Anspruch genommen, an ihm so wundersam bewährt hat, und küßt Ihre Hand als

Ihr sehr dankbarer Ferdinand Neuteufel.‘

„Ich bin fertig und halte ihm das Blatt hin. Er unterzeichnet mit verzerrtem Gesicht und doch bemüht, daß kein Tropfen darauf fällt. Es ist doch einer darauf gekommen. Er sieht's ängstlich: ‚Das macht wohl nichts, das macht wohl nichts.‘ Und leidenschaftlicher: ‚Ich dank' dir für alles‘, und nimmt sich zusammen, denn die Tür geht, und Frau und Bub kommen eben zurück.

„Ich selber habe mir den Brief abgeschrieben, bevor ich ihn rekommandiert zur Post gab.

„In derselben Nacht ist er gestorben.

„Ich war darauf gefaßt und bin also so zeitig hinaus wie nur möglich. Es ist ein Wirrwarr. Und das Kind hat so entsetzte Augen, wie sie nur Kinder haben,

denen etwas Unbegreifliches, Gräßliches entgegengetreten ist. Und ein großer Jammer war."

„Und der Talisman?" fragte Göbel.

„Und eben fährt ein Wagen vor, und eine Dame kommt herauf und gibt der Frau, die sie noch ängstlich und fremd ansieht, die Hand und küßt den Buben und klagt mit: „Der arme Neunteufel, der arme Neunteufel!'

„Und der Talisman?" forschte nun auch Karrner ungeduldig.

„Ich glaube, der wirkt recht, wie er wirken soll. Er hat sich doch an dem bewährt, der ihn besaß und so durch ein Leben an ihn geglaubt hat, und mir scheint, er wird seinen Erben erst recht frommen."

Lorensen faltete das Blatt, daraus er den Brief vorgelesen, zusammen und schlug an sein Glas: „Kellner, zahlen!" Dann kicherte er in sich hinein. „Dürft ihr heute, für die Unterhaltung," und mit schwankenden Beinen und ungleichen Schritten verschwand er ...

Die Mühle von Wranowitz

Erst war der Mond hinter den Bäumen gestanden. Ganz tief und schwach. Denn es wollte nicht völlig erdunkeln. Und in der Welt war eine große Abendhelle voller Ahnungen. Die stritten mit seinem Licht und umhingen die Himmelsräume mit einem geisternden Nachglanz.

Der schwand endlich, und der Mond schob sich sieghaft höher. Seine sehr schmale Sichel glomm, scharf umrissen, ganz im Blauen. Unter ihrer Rundung, vereinsamt, glühte mit grünlichem Schimmer ein allerhellster Stern. Das sah sich an, wie ein wundersames und glitzerndes Geschmeide der Nacht.

Die sehr schwarzen Schatten wanderten. Sie räkelten sich mächtig und wollüstig über die Wiesen, durch deren hohes Gras weiße Blütensterne vorschimmerten. Die Wipfel wisperten den Gestirnen zu. Über die Bäume fuhr der Nachtwind. Er zupfte mit schmeichlerischer und spielender Hand an ihnen. In warmen und weichen Stößen wiegte er sie, bis jedes Blatt in sehnsüchtiger Schwingung erzitterte. Man ward müde und schwindelig, sah man lange darauf hin, so einschläfernd und so voll matter Süßigkeit waren dies Rauschen und diese Bewegung.

Eine Saalweide hauchte ihren schwülen und aufreizenden Duft durch die Schwüle. Das rührte an die Sinne. Ihr mattgraues Laubwerk glänzte wie übersilbert. Ihre langen und schlanken Zweige hoben und senkten sich in rhythmischer Bewegung, und ein wunderlicher Schattentanz taumelte über den Boden. Der Fluß, ganz überhangen von schattenden Haseln, daß man ihn nur erst im Fernen aufglitzern sah, rauschte vernehmlich durch die Stille und gluckte den Ufern entlang. Ein Röhrbrunnen sang. Mit surrenden Schwingen und torkelndem Zickzackflug huschten Fledermäuse und große Nachtschmetterlinge durch das Dunkel.

Um den Rohrbrunnen war ein Gekicher, das sich hell und jubelnd und voll junger Lebenslust aufschwang. Oder ein Kreischen erhob sich. Die Mägde holten Wasser, und eine hielt lachend die Hand so unter das vorschießende Wasser, daß die Nachbarin in der Reihe tüchtig bespritzt ward. Das gab endloses Gelächter. Und, wenn sie sich mit den schweren Krügen entfernten, so sangen sie slawische Lieder in Moll und voll grundloser Trauer. Dies alles aber verwob sich in eines mit den Nachtgeräuschen zu einem Lied, dessen Worte unverständlich blieben, dessen Weise aber mächtig aufregte.

Eine schrille Stimme: „Hanka!"

„Gleich. Gleich. Gleich," eintönig gesungen als Response.

Ein Fenster klang im Schließen. Und es war völlig still im Schloß, das schwarz und massig, von einem Uhrturm überhöht, in die Nacht trotzte, und im Park, darin nur noch die Glühwürmchen ihren gespenstigen

Reigen tanzten. Denn das leise Wehen hob sie empor, und gleich verirrten Sternenfünkchen schwankten sie durch das sehr dunkle Laubwerk.

* *
*

„Die Nachtluft könnte mir schaden,“ hatte der junge Baron Friedrich Branicky auf Wranow gedacht, als er das Fenster schloß. Denn sie war feucht und schlug sich ihm auf die empfindliche Brust. Feucht von den vielen Wassern, über die sie wehte, feucht und geschwängert vom Duft des Taues auf zitternden Gräsern.

Wie konnt' er nur daran vergessen! Es war ihm doch oft genug und eindrücklich eingeschärft worden, wie sehr er sich in acht zu nehmen habe. Und er tat's doch sonst auch. Nur heute war ihm so gar weich ums Herz geworden. Und die Laute um ihn, die sich suchten, die zu ihm stammelten und sich einigen wollten zu einer Sprache, die ihm vertraut waren von Kindesbeinen, deren Sinn ihm aber entflogen war, hatten einmal die immer sorgende Stimme in ihm übertönt.

Und überhaupt: was war das für ein Leben, auf das man immer so achten mußte? War es nicht klüger, man genoß es einmal tüchtig und kümmerte sich den Teufel um das, was hinterher kam und doch nicht aufzuhalten war? Denn zu helfen war ihm nicht. Er wußt' es, wie arg sich der Wurm schon in ihn verfressen hatte. Und sie alle, die ihm Hoffnungen machten, belogen ihn und ganz ohne Sinn. Wie gemein das war! Wie niederträchtig gegen ihn, der doch am Ende seiner Eltern rechtes Kind war, so gut wie der dicke

Wenzel, der Majoratsherr, und der Raufer Franz, der Oberleutnant bei den Windischgrätzdragonern. Und nur, damit er nicht vorm guten Ende noch dumme Streiche mache, spielten sie mit ihm diese nichtsnutzige Komödie, und er war durch das ewige Getue um ihn blödsinnig und versimpelt genug, um da mitzuspielen, statt ihnen allen einmal seine Meinung gründlich ins Gesicht zu speien. Speien, jawohl! Und daß sie zu wischen hätten danach!

Aber — sie heuchelten ja nicht einmal mehr, fiel es ihn plötzlich an. Sonst hätten sie ihn doch nicht hierhergeschickt, in ihren vernachlässigtsten Besitz, in dieses Schloß inmitten von Wäldern, das gerade für ihn sicherlich kein Aufenthalt war. Es lohnte nicht mehr, Geld an den Verlorenen zu wenden. Die anderen freilich, die durften springen lassen, so viel sie nur wollten. Mit Pferden und mit Mädeln. Die konnten reich heiraten. Bei ihm aber — schad' um den Groschen, und sehen sollt' er, wie wenig mehr an ihm gelegen war. Das hatt' ihn bedrückt. Die ganze Fahrt, erst auf der Eisenbahn, dann auf der Britschka durch das hügelige und sacht zu Höhen sich steigernde Land. Das ließ ihn der Heimat nicht froh werden, die er so lange nicht gesehen. Er betrat ihren Boden doch nur, damit ihn der bald und gütig bedecke.

Und was für ein Sterben mußte das werden! Ganz allein und ohne jede Gesellschaft. Tagsüber so recht ungestört in sich horchen können und vergleichen, um wieviel schwächer und sehnsüchtiger man geworden war seit der Nacht. Und zu Abend die endlosen Tarokpartien mit dem hochwürdigen Herrn, der so barm-

herzige Gesichter schnitt bei jedem Fehler, und dem Verwalter, der in Ehrfurcht erstarb äußerlich vor dem jungen Herrn und im Innern fluchte wie ein Fuhrknecht, und dann zu Hause vor seiner dicken und dummen Baruschka mit jedem gewonnenen Kreuzer protzte: „Wer was kann, dem tragt's. Und ich kann's, und ich bin einer. Ein ganz ein Geriebener bin ich." Er sah die groben, braunen Hände, die so gierig sich über jeden Gewinst krümmten, des einen; den großen Amethystring an der Hand des Pfarrers; hörte sie schon pflichtschuldigst Duett lachen, heiser und gröhlend den, und wohlgeölt diesen, bei jedem Scherz, den er etwa riskierte. Warum hatte ihm das vordem Spaß gemacht, wovor es ihn nun schauderte? — Ja — da mußte man sich nicht denken: der wird dich versehen, und der wird telegraphieren, wenn es einmal so weit ist ...

Dann wird sich das alte Schloß füllen mit hochadligen Gästen samt der durchlauchtigsten Großmutter. Und viele Glocken werden läuten, und seine Partner werden wirklich traurig sein, weil die gute Wurzen tot ist. Und darum wird der Herr Dechant seine Tugenden innerlich bewegt rühmen, und wie echt christlich und ergeben er sein Schicksal trug. Hat sich was mit der Ergebung!

Er öffnete sämtliche Türen, damit er das Schrillen der Klingel höre, die er dann ungeduldig gezogen. Nun zetterte sie fern und zornig. Man brachte ihm Licht und fragte nach seinen Befehlen. Nein — er wünschte nichts für die Nacht, und Hunger hatte er durchaus nicht. Ob er nicht ins Stöckel hinüber wolle? Die Herren würden sich's unendlich zur Ehre rechnen. Er

mußte lachen. Nein — heute noch nicht. Aber was für stupide Gesichter die Leute hier allesamt hatten!

So dumm-devot und so eingebildet.

Und das Zimmer hätten sie ihm auch nicht herrichten müssen. Es war so schrecklich groß mit dünnen, spinnebeinigen Empiremöbeln, die es so gar nicht füllten. Aber freilich — es war das einzige zu ebener Erde, das nach Süden ging und das die Sonne recht durchwärmen konnte. Aber da hatte immer die vierte Parze gewohnt, wenn sie sich einmal zu Besuch bei ihnen herabließ, die hochfürstliche Großmutter, vor deren farblosen Augen, die rund und herrisch wie die einer Eule im runden, bleichen Gesicht standen, er sich immer gefürchtet hatte. Denn nur ihren Willen kannte das ganze Haus. In ihrem Strickbeutel, den sie nie von sich ließ, schlummerten die Lose, die da die Laufbahn der Enkel bestimmten und ihr Geschick. Er hatte etwas Unheimliches, Unergründliches an sich.

Und keiner wagte einen Widerspruch. Es gab das nicht, und sie hätte so was niemals verstanden, wenn sie erst so gütig gewesen war, ihre Absichten mitzuteilen. Hier hatte sie ihn zum Studium verurteilt. Er wußte wohl, er tauge keineswegs dazu. Und eine lange und bewegliche Rede voll Mannesmut und ehrfürchtiger Herzlichkeit hatt' er sich zurechtgelegt, in Gedanken — kein Wort wußt' er davon, als er vor ihr stand, und es war diesmal nicht sein schlechtes Gedächtnis schuld daran. Sie war nun einmal die Durchlaucht, das höhere Wesen, und so unsinnig reich und völlig Herrin ihres Vermögens war sie, und davor und vor ihr hatte man ihm Respekt eingeprügelt von Kindesbeinen. Es

war etwas Rebellisches in ihm gewesen. Und erst auf dem Gang, da er entlassen war, hatte ihn seine Wut übermannt. Er tat einen starken Hieb nach der hoffärtigen Türe, drückte die Fäuste an den schäumenden Mund und schlug hin in seiner Erregung ...

Er hörte noch ihr französisch näselndes „Ein böser Bube, dieser Friedrich da" — so ganz von oben zu niemandem gesprochen, da sie an ihm vorüberraschelte und ihr Kleid mit diesem unendlich vornehmen Griff, den ihr keiner nachmachen konnte, raffte, damit es ihn ja nicht berühre. Er hatte ihr nach wollen, und blieb, wo er war, in einer Verzweiflung, über die kein gutes Wort der Eltern etwas vermochte. Und in solchen Gedanken stierte er in die Lampe. Die Erinnerungen hätte man ihm doch ersparen müssen, hätte man sich jemals darum gekümmert, was in ihm war.

Es war Schlafenszeit. Er ging zu Bette und löschte das Licht. Er sah lange verloren in die sehr helle Mittsommernacht. Ein Frost überkroch ihn.

* *
*

Um den Mühlbach herum standen die Weiden zu beiden Ufern. Über den rauhen und borkigen Stämmen schwankten die sehr dünnen Gerten in der leisen Brise. Eine Eller ließ ihr Gezweig wie durstig nach Erquickung in die Flut niederhängen. Zitternd verweilt' es darin. Dann, mit einem schmatzenden Laut, schnellt' es empor.

Das Wasser ging hoch. Erst floß es sacht, doch reißend. In starkem Schwalle drängte es zur Mühl-

wehr. Es überschoß sie, brauste niederwärts. Gleich langen Strähnen gesponnenen Glases auf schwarzem Glasgrund hing es zur Tiefe. Ein weißer Gischt hob sich, kräuselte sich, zerrann. Und der Mond warf seine bleichen und spukhaften Lichter hinein, und sie tanzten in der beweglichen Unrast.

Die Mühle war abgestellt und schwieg. Nur in einem Fenster, hart unter dem First, glomm Licht. Die Müllersleute saßen um den Bach und genossen der Kühle. Der Müller und die beiden Knappen rauchten stumm. Abseits von ihnen saß Hanka. Sie lehnte den Kopf mit den reichen und schwarzen Haaren an einen Weidenstamm und sah mit verlangenden und verschleierten Mädchenaugen in das Wallen. Alle tauchten sie die Füße in das Wasser.

„Er wird mir noch die Mühle anzünden, der verdonnerte Hynek," murrte der Müller, deutete nach dem Licht und spie aus.

Das war an niemanden besonders gerichtet gewesen, und also kam keine Antwort. Der alte Dworzak zog mit Macht an seiner Pfeife, bis sie aufglühte wie ein Karfunkel. Er schüttelte den Kopf: „Wissen möcht' ich doch, was er zu studieren hat, bei der Nacht. Er will doch nicht geistlich werden, was?"

Ein leise gurrendes Kichern Hankas.

„Was lachst? Dummes Mädel!" knurrte der Alte und rieb sich höchst vergnügt die Hände dabei.

Wieder dasselbe Kichern. Nur lauter und unbefangener.

„Das gikgakt wie die Gans, ehe ihr der Fuchs den Kragen umgedreht hat," meinte der alte Dworzak philo-

sophisch. „Also: was gibt's denn eigentlich zum Lustig-sein? Ich wär's so gern auch."

„Von mir aus kann er geistlich werden auch. Ich glaub' nur nicht, daß er's wird, solang er noch solche Augen macht auf mich." Das Mädchen veränderte seine Stellung nicht, während es mit seiner sehr hellen und lustigen Stimme so sprach.

„Und warum magst ihn so nicht, den Hynek?"

„Je, weil ich ihn nicht mag."

„Und wenn er gar Dechant wird und nimmt dich zu sich?" und der Alte blinzelte höchst verschmitzt zu seiner Tochter hinüber: „Sie haben ein gutes Leben."

„Sollen sie's haben. Ich gönn's einer anderen. Beten mag ich nicht. Fasten mag ich nicht. Übrigens ist der Vater wie ein Kind. Wo kann er geistlich werden, der Hynek?"

„Man red't nur so, Hanka."

„So? Man red't nur so?" Das kam sehr gedehnt.

Ein Weilchen des Schweigens. Dann: „Und den jungen Herrn, hast du ihn gesehn?"

„Gesehen schon," und sie richtete sich im Respekt straffer.

„Und wie schaut er aus?"

„Wie soll er ausschaun? Halt schlecht, und wie wenn er keinen guten Bissen bekommen hätt' zum essen weiß Gott seit wann."

„Also meinst, man könnt' ihn rausfüttern? Stall-rast und fette Brocken?"

„Weiß ich nicht."

„Und sieht er sonst was gleich?“

„Halt einem jungen Herrn, mein' ich.“

„Also sehr fein?“

„Ja, sehr fein und blaß und schlank. Und wenn er grüßt, so ganz zerstreut, und hat Hände, wie sie ein kleines Kind hat. Daß es einem leidtut.“

„Hat er dich angesehen?“

„Gar niemanden hat er doch angesehen. Und zum Blumenstrauß von der Verwalterischen, einem richtigen, großmächtigen Buschen mit Gras herum, genug für eine Kuh, hat er nur so gerochen, damit's danach aussieht, und hat ihn gleich dem Kammerdiener gegeben. Und das dumme und eitle Ding hat noch einmal einen Knix gemacht, wie wenn sie einer in die Knie geschlagen hätte, und ist ganz grün geworden vor Ärger. Denn sie meint doch, wer sie nur ansieht, ist ganz weg in sie, und Augen hat sie gemacht auf ihn, wie Kalbsaugen, und er sagt nicht ein Wort, wo sie sich eingebildet hat, er wird ihr wenigstens die Hand küssen dafür.“

„No?“

„No, und schöne Augen hat er. So hitzige Augen. Aber er geht schlecht. Er schleppt sich nur so und könnt' einen Stecken brauchen.“

„Wird wohl nur müd' gewesen sein. Ist keine Kleinigkeit, die Fahrt, von wo die Wälischen wohnen, bis daher zu uns ins Mährische. Dort wird er von Kräften gekommen sein. Weißt noch, wie sie bei uns gearbeitet haben im Steinbruch? Alle haben sie Augen gehabt wie du sagst, er hat sie auch, und nichts haben sie sich vergönnt, nur kleine Vogerln, die Hungerleider, oder eine Katze, wenn sie eine gestohlen haben.“

Sie lachte: „Katzen wird er doch nicht gefressen haben, der junge Herr."

„Kann man nicht wissen. No — und kommst ins Schloß?"

„Weiß ich nicht."

„Und hast mit der Beschließerin gesprochen?"

„Hab' ich."

„No — und was hat sie gemeint?"

„Jede Stund' eintreten könnt' ich, hat sie gemeint. Noch ein starkes Mädel brauchen sie, hat sie gesagt. Na, und stark bin ich und ehrlich bin ich, und sonst ist ja doch nichts wie Diebsvolk in dem Nest, hat sie gesagt."

„Hast ihr's gegeben darauf? Tüchtig und auf das freche Maul?"

„Wo werd' ich's ihr geben, wenn sie so recht hat? Nur daß sie uns die Mühlsteine liegen lassen, weil sie nicht zu brauchen sind und schwer zum heben. Wer nicht eingesperrt war in Wranowitz, der glaubt doch an Wunder und lobt alle Heiligen und den heiligen Nikolaus."

„Das macht, weil wir alle arm sind," lenkte der Alte ein.

„No — und dann hat sie gemeint, wird der junge Herr vielleicht lieber ein hübsches und frisches Gesicht sehen wollen, für die lauter alten Hexen, was jetzt im Schloß sind."

Die Mühlknappen gähnten gewaltig und mißbilligend und stapften heimwärts. Der Alte aber neigte sich zur Tochter: „No — und fürchten tust du dich nicht, er könnt' dir was tun?"

„Der?“ sie reckte ihre prächtigen Arme und lachte hell auf: „Der!“

„No — und wirst einstehn?“

„Weiß ich nicht.“

„Brauchen könnt' man den guten und braven Groschen. Gott weiß! Wo man nie ein Geld sieht im guten von den Leuten, und mahnt man sie oder klagt sie, so gehen sie nach Zlin zu dem Erzdieb und beschreien einen noch, als hätt' man ihre Säcke angezapft, wo doch so mehr Wicken drin sind wie ehrliches Korn.“

„Brauchen könnt' man den guten Groschen.“

„Also wirst? Oder warum weißt du noch nichts? Fürchtest du vielleicht, es nimmt dich danach der Hynek nicht?“

„Hynek? Der muß froh sein, er kriegt mich, wie er mich kriegt. Fürchten?“ Sie lachte ganz jauchzend. „Aber wie soll ich heute schon wissen, was ich morgen wollen werde? Beschlafen wir's.“

Sie zog ihr rotes Kopftuch übers Haar und ging mit schnellen und springenden Schritten heimwärts. Hinter ihr nachdenklich der Müller. Der Mühlenriegel klang, und das Schweigen ließ sich niederfallen über die ganz begrünte Erde. Nur das Nachtwächterhorn tutete melancholisch und wie aus weitester Ferne. Eine Eule wimmerte durch die Nacht. Der Igel trommelte sich im feuchten Gras seinen Jagdmarsch, zugleich die Retraite für vieles Getier. Ein junges Häschen jammerte, und der Mühlbach sang lauter und mächtiger durch die Nacht.

* * *

Eine Reihe wunderbarer Tage war über das waldige Land aufgezogen. Gleich bekränzten Knaben im festlichen und unabsehlichen Reigen kamen sie, Sonnenglanz im Auge, und jeder eine neue und lockende Blume der Verheißung in der warmen Hand. Alles sah sich nach einer ungewöhnlich zeitigen und gesegneten Ernte an. So war gute Laune mit nachdenklichen Intervallen in Schloß wie Dorf. Und die Sensen rasselten gewaltig an den Schleifsteinen, und sie klirrten, wenn man sie für ihr ersehntes Werk dengelte, durch die Morgenstille und die Abendkühle.

Vor dem Schlosse auf steinigem Boden lag ein Äckerlein. Es war gänzlich verunkrautet, und nun leuchtete der rote Mohn so herrisch durch die schütteren Ähren, daß es ordentlich flammte wie in einem Brand, wenn die Sonne sich darein legte. Dahinter war ein Flachsfeld Hankas, und die seeblauen Blüten wallten auf den zarten und schwankenden Stenglein, wenn sie der Wind streichelte. Wieder daran schloß sich, bis zum Wald, der schwarz von Föhren dunkelte, ein roter Kleeacker. „Blau und rot, Bauermod", mußte der junge Branicky denken, wenn er auf seinen täglichen, ängstlich nach seinen Kräften bemessenen Spaziergängen daran vorüberkam. Da hatte er nun die beiden Farben, daß man sich's prächtiger gar nicht denken konnte.

In den Wald ging er niemals nach dem ersten Tag. Der beklemmte ihn, und in den Blättern rauschte für ein feines Ohr vernehmlich dies gleichtönige und ewige Lied vom Werden und Vergehen, und es war so dunstig darin. Aber da war eine aufgelassene Sandgrube, in der er sich gern verweilte. Schon überflog ein grauer

Schein die jähen Wände, in denen sie niederstürzte. Eine schwarze Föhre, erste Vorhut des Waldes, überragte sie und stand so hart am schroffsten Abhang, daß es ängstlich war. Jeder Augenblick, jeder Windstoß mußte, so schien es, sie zur Tiefe niederwerfen. Hob sich aber die Sonne über die Sandgrube, dann glomm das Gewände in seinem warmen und roten Goldton auf, der weithin in die Ferne schimmerte. Ein Flirren ging davon aus. Dort saß er gerne und sog die Glut in sich, die allenthalben zurückgeworfen, eingefangen und ohne Ausweg, hier brütete und schwelte und sein immer fröstelndes Innere durchwärmte.

Dort liebte er lange zu sein. Keine Auge konnte ihn sehen, wenn er im tiefen Grunde saß. Er dachte nicht einmal. Er genoß nur die pralle Hitze, die von allenthalben her auf ihn einstürmte, atmete tiefer, und ein erhöhtes Gefühl der Lebenswärme flutete durch ihn. Ihm war, als müßt' er hier genesen. Seine Hände spielten, wie es Kinder lieben, mit dem glühenden Sand. Er vergrub sich darein, so gut er's konnte, freute sich seines Knisterns, des Prickelns auf der Haut, das ihn so eigentümlich reizte und kitzelte, und horchte dann wieder gespannt dem Rieseln der sich lösenden und gleitenden Körner hinter sich und um sich. War das nicht wie in einer riesenhaften Sanduhr, die Gott selber geschaffen, um Ewigkeiten zu messen? Er wunderte sich, woher ihm solche Gedanken zuflögen, die sonst nicht seine Art waren. Aber das machte wohl die viele Einsamkeit, das Schweigen und die Stille um ihn, in die höchstens gell und abgehackt ein Vogelruf oder das Piepen einer Maus klang. Auch wohl die Entwöhnung

von den Büchern. Er hatte deren allerhand, einschlägig in seine verhaßte Juristerei, mitgebracht, wie um sich selber einen Beruf und eine offene Zukunft vorzulügen. Er rührte an keines. Für seine Zwecke und Aussichten wußt' er so ziemlich mehr als genug. Was er brauchen konnte, was ihm Heil und Heilung brachte, das stand doch nirgends zu lesen.

Denn in ihm war immer noch jene verzweifelte wahnsinnige Eigenliebe des hoffnungslos Siechenden. Für den nichts wichtig ist, nur sein eigenes Befinden. Der den Lauf der Sterne und den Gang der Welten gemodelt wissen möchte danach. Er sah nicht einmal, um wieviel heimeliger sein Zimmer geworden war seit einiger Zeit. Denn immer, und wo nur Platz dafür war, standen Blumen darin und brachten einen fröhlichen Duft darein. Es waren keine Feldblumen; die sind nicht fein genug für einen so hochgeborenen Herrn. Aus einem Bauerngärtlein waren sie gebrockt — Levkojen mußten steif und ehrbar darinnen sein — und nicht eben mit sonderlichem Geschmack geordnet. Aber, sie wärmten doch. Und auch ein Kreuzschnabel war da, von dem das Volk meint, er zöge das böse Fieber an sich.

Hanka hatte das Zimmer des jungen Herrn übernommen. Der Kammerdiener war zurück nach Wien. Zu Morgen, wenn Baron Friedrich im fieberischen Halbschlaf lag, betrat sie es und sah nach dem Rechten. Es war ihr nur immer nicht eben munter dabei zu Sinn. Weil sie nicht singen konnte, wie sie es sonst bei der Arbeit gewohnt war. Stumm schaffen ist nur halb geschafft. Gelegentlich warf sie einen flüchtigen und neu-

gierigen Blick nach dem jungen Herrn. Es stand ihm der Schweiß auf der Stirne, daß es ein Jammer war, und die Arme waren so abgezehrt und mager wie ekelhafte Spinnenarme. Wie konnte ein vollgewachsener Mann, mit einem mächtigen Vollbart, nur gar so erbärmlich schwach sein? Doppelt freute sie sich dabei ihrer eigenen Gesundheit und Kraft. Manchmal schlug er die heißen Augen auf, um sie gleich wieder, wie geblendet, zu schließen. Den verwunderten Blick hinter sich fühlte sie wohl dabei, und er ergötzte sie.

Was ging sie der Herr Baron an? Er würde wieder für immer fortgehen, oder würde sterben, und der Gedanke an beides ließ sie gleichgültig. Sie tat, wofür sie bezahlt ward, tat es ordentlich und etwas darüber, weil sie nun einmal die Hanka Dworzak war. Und die Blumen brachte sie nicht ihm zuliebe — wie konnte er ihr denn gefallen? — sondern weil der Gärtner, der Dieb, nicht daran dachte, weil sie ihr herzugehören schienen und derlei genug bei ihnen wuchs. Und den Kreuzschnabel — ja, man kann doch niemals wissen, ob nichts an so etwas ist, obzwar der Vogel eigentlich nur gegen Rotlauf sicher hilft. Eine Krankheit ist wie die andere, und nur die Doktoren haben da Unterschiede, damit sie recht allerhand und Teures verschreiben dürfen, und das junge Blut erbarmt einen Christenmenschen doch.

Sie schlief nicht einmal im Schloß, obzwar ihr ein Bett bereitstand, wenn sie einmal über Nacht bleiben müßte. Denn die Gesindestube paßte ihr nicht, weil sie was Besseres war und es nicht einmal nötig hatte, zu dienen oder sich mit den Trampeln für die grobe

Arbeit, wie sie sonst da waren, gemein zu machen. Es ist noch kein Müller arm gestorben, und so jammerig ihr Vater tat, der Geizdrachen, der seiner Frau niemals was Gutes außer der ewigen Seligkeit gegönnt, der für einen Gulden dem Teufel zulief, er hatte doch Geld, viel Geld, und mitnehmen konnt' er es einmal nicht, und sie war doch sein einzig Kind und weit und breit das reichste Mädel.

Hochmütig und ungesellig aber war die Hanka nicht. Und mithetzen konnte man doch mit den Frauenzimmern? So zu Abend, wenn schon gar nichts mehr zu tun war, und man stand um den Röhrbrunnen, erzählte sich gruselige Geschichten, die immer „wahrhaftig wahr" waren, oder Träume und bemühte sich ernsthaft um ihre Auslegung und ihre Beziehungen zur Zahlenmystik des Lottos. Dann kamen nach Feierabend noch die Knechte, und sie waren eifrig bestrebt, die Angenehmen und die Liebenswürdigen zu spielen, und sie brachten, wenn sie in der Stadt gewesen waren, der Angebeteten sinnige Geschenke: Süßigkeiten, zu denen man gute Zähne braucht, oder ein einschmeichelndes Schnäpschen, das sich trinkt wie Öl und einheizt wie Feuer. Noch war eine kurze Weile der Ruhe vor der Ernte, in der man bis zum Umsinken schaffen mußte, noch konnte man tollen. Und so streifte man die Schuhe ab und haschte sich, rein um der Bewegung willen, auf der Wiese. Schreien und jauchzen durfte man nicht dabei, so gerne man's getan hätte vor Übermut und Lebensfreude. Hanka war die flinkste und kam immer unangetastet zur Mühle heim. Die anderen aber — ja, die wollten wohl nur recht in die Hitzen kommen

und sich dann greifen lassen. Einzeln stürmte man hinaus ins Dunkle — gepaart verschwand man darin. Ja, das war nun einmal so. Was ging sie's an? Vielleicht machte sie's bald nicht anders.

Der junge Herr aber sah nieder auf ihre Spiele, und es war ein unbändiger Neid in ihm und fraß gierig an seinem Herzen. Wie das durcheinanderhuschte und sich vergnügte! Und er war doch in den Jahren, wo einem jede Jugendlust vergönnt sein sollte. Warum war sie ihm versagt? Hatte er wirklich in der Heimlichkeit und in der Hast, die ihm aufgezwungen waren, alles aufgebraucht, was für ein Leben hätte reichen sollen, und stand vor der trüben und bitteren Neige?

Einmal — es war eine gewitterhafte Schwüle und konnte sich nicht entladen — faßten sich die unten an den Händen und tanzten einen langsamen und feierlichen Ringelreihen. Und einer, verspätet und ausgeschlossen aus dem Kreis, schlich sich hinzu und warf eine Handvoll Glühwürmer über Hanka. Erst kreischte sie einen kleinen Schrei. Dann stand sie still. Flämmchen strebten von ihr und zu ihr. Sie krochen ihr durch das schwarze Haar, und eines glomm ihr just über der sehr niedrigen Stirn, und sie fühlte, wie schön sie jetzt sein mußte. Denn sonst und am Tage war sie's eigentlich nicht. Sie war eigentlich zu groß für ein Frauenzimmer und hatte eine stumpfe Nase, und Leberflecken, ähnlich wie man sie an den gesündesten und reifsten Äpfeln findet, hatte sie auf der Backe und einen ganz leisen Flaum auf der Lippe, der im Licht glänzte, wie eitel Gold. Und ihr Gang und ihre Haltung waren trotzig.

Wieder, heftig zugeschlagen, klang das Fenster. Hanka streifte die Johanniskäferchen von sich und ging heimwärts. Einmal schüttelte sie sich; denn eines war ihr ins Gewand geschlüpft und kroch nun mit kritzelnden Füßchen ihr entlang. Zerdrücken aber mochte sie's nicht. Sie scheute die Befleckung, und es hatte doch hell geleuchtet und sie verschönert für ein Weilchen. So ertrug sie lieber den Kitzel.

Am Eingang zur Mühle stand der Hynek, wie jeden Abend, wenn man sie erwarten konnte. Er bot ihr die Hand, umklammerte wie immer mit einem herzhaften Griff die ihre, und sie ließ sich's gefallen. Nebeneinander standen sie, und sie überragte den ziemlich großen Burschen um Stirneshöhe. Er sah sie an, und sie blickte ins Leere. Dann begann er:

„No — wie ist's im Schloß?"

„Ganz schön ist's im Schloß."

„Und hast viel zu tun?"

„Viel zu tun hab' ich. Aber man kann's schon ermachen."

„Und ist dir nicht bang nach zu Haus?"

Sie lachte hell: „Um wen? Und wo ich jeden Finger lang da sein kann!"

„Weißt wirklich nicht, um wen dir bang sein sollt'?"

„Wirklich und mit keinem Gedanken nicht."

Der Hynek seufzte: „Und hast mir was mitgebracht?"

„Was soll ich dir mitgebracht haben?"

„Ja — ich mein', vielleicht einmal eine gute Zigarre, wie sie doch sicher dort nur so herumliegen, wie

sie die Herrischen rauchen tun. Du — so was möcht' ich einmal im Maul haben."

„So wisch' dir's, Hynek. Wirst schon noch warten müssen. Erstens nehm' ich nichts, was nicht mein ist."

„So bitt' ihn einmal um eine. Mir zulieb'."

„Bitten tu' ich zum zweiten auch nicht, dir zulieb erst recht nicht. Und es nützet nichts. Und es nützet nicht einmal was. Denn er tut doch nicht rauchen, wo er's mit der Brust hat."

„So?" sehr gedehnt.

„Ja — so," noch gedehnter. Und mit einem Gähnen: „Gute Nacht, Hynek."

Sie ging schlafen. Der Hynek aber, kopfschüttelnd, was diese Hanka doch für ein sehr merkwürdiges und sonderbares Mädel war, kroch zu seiner Bodenkammer.

Er war ein unglaublicher Bursch, dieser Hynek. Nämlich, ein rechter Grübler war er. So einer, der die einfachsten Sachen von der Welt so argwöhnisch bestaunt und so lange hin und her dreht, bis er einen Haken darin gefunden hat, groß genug, um einen ganzen Berg von Bedenklichkeiten daran aufzuhängen.

Einen richtigen Advokatenkopf hatte er auf sich. Und allenthalben schnüffelte er herum und hatte seine kurzsichtigen und immer etwas entzündeten Augen überall, besonders dort, wo man sie nicht wünschte. Rot waren sie, wie bei einem weißen Kaninchen. Das machte, er las wirklich bis tief in die Nacht, und jeden bedruckten Zettel. Hernach hob er sich ihn auf und hatte sich so einen ganzen Haufen von Packen, mit Spagat umbunden und nach einem geheimnisvollen System geordnet, zurechtgemacht. Denn, was nicht wahr ist, oder zu garnichts

nutz, das wird man doch nicht drucken lassen? Und was man hat, das hat man und nimmt einem keiner. Er war sparsam und bedacht für alle Fälle und für jede Zukunft. Denn das unterscheidet den Menschen vom Vieh.

In der Mühle hielt er's aus, wie's noch keiner ausgehalten hatte. Er war gekommen als ein magerer Bub, wie die Hanka noch kaum laufen konnte. Alle ihre Geschwister, deren viele gewesen waren, sah er sterben — jedes Jahr gab's Tauffest und Leichenschmaus. Endlich für die Müllerin den letzten. Er machte das alles mit durch, blieb, blieb um den mindesten Lohn und war dem Müller unentbehrlich. Denn gab der Hynek einmal mit einer Stimme, die von dem unendlichen Mehlstaub heiser war, den er geschluckt, einen Einschlag für ein Geschäft, so war es sicher gut und rundum überlegt, und es biß keine Maus einen Faden ab. Und er selber sparte mit Erfolg, und hatte einen schönen Gulden beisammen. Denn er gönnte sich garnichts. Sein Essen hatte er, und mehr verlangte er nicht. Einen guten Anzug hatte er immer, sonst lief er beständig im blauen Barchent herum, daß es im Winter aussah, als sei er blau gefroren. Sein Gewand zog er an, wenn er in die Stadt ging zur Sparkasse, Geld einlegen oder beheben, bot sich die Gelegenheit zu einem sehr vorteilhaften Handel. Denn die Leichtsinnigen, die waren doch ein rechter Segen Gottes für die Bedachten. Bei solchen Anlässen trank er sein gutes Glas Bier, nur eines, denn das zweite schmeckt lange nicht mehr so gut — saß auf dem Ringplatz, sah sich die geputzten Leute an, fühlte sich und tauschte mit keinem König.

Er hate sich's nun einmal in den Kopf gesetzt zu bleiben. Und da konnt' ihm der Zliner Müller immer das Doppelte bieten, was er nun an Liedlohn hatte. Was der Hynek Potremba wollte, das wollte er. Und was er tat, so wußt' er sicherlich, warum.

Nämlich — da war doch die Hanka. Und die durft' ihm nicht aus, und wenn er sich um einen höheren Lohn wegfoppen ließ, so kam sie ihm am Ende fort. Denn sie gefiel ihm sehr gut, und er mußte immer denken, was für prächtige Kinder die einmal haben würde. Denn es war doch, als sei die Gesundheit und die Kraft aller ihrer so jung gestorbenen Geschwister in ihr. Und sie war eine gute Partie. Kurz, es gab in der ganzen Welt keinen Ort, wo für den Hynek Potremba so gut sein war, wie eben in der Mühle von Groß-Wranowitz für ihn sein war. Den Müller hatt' er völlig am Bandel. Der konnte nicht mehr sein und nichts beginnen ohne ihn, und er konnt' es nicht einmal wagen, den gefährlichen Burschen fortgehen zu lassen, der ihm so hinter alle seine Praktiken gekommen war. Wozu denn auch? Er forderte doch keine Mitgift und wollte ihm zur Zeit sein Geld lassen, das Einzige, um das sich der alte Dworzak grimmig und auch gegen ihn gewehrt hätte.

Und die Hanka mochte ihn doch ganz gut. Weil sie grob mit ihm war? Je — mit wem war sie denn nicht grob, die Hanka? Das gibt sich nachher schon. Und sie kannte ihn durchaus, und sie wußte, er war gar nicht tückisch, wie man ihn ausgeschrieen hat, nur verschlossen, für sich, und überhaupt als ein Waisenkind und ohne Geschwister ein stilles Wasser. Ihr hing er an, wie

ein Hund oder eine Klette, und er war zum leiden, er war sogar ein ganz hübscher Bursch, wenn sie ihn mit ihren gnädigen Augen ansah. Etwas schief vom Säcketragen war er freilich. Aber das kommt vom Geschäft und gehört dazu, und eine ordentliche Kraft, wie sie ein Mann haben soll, die hatte er in sich. Nur so feig und so leicht geschreckt war er. Das war aber nicht, wie die anderen Knappen tuschelten, vom bösen Gewissen, sondern nur, weil er doch immer grübelte und spekulierte und in sich war. Solche Leute sind nun einmal geschreckt. Sein Geschäft verstand er wie ein Teufel. Und endlich, wer kam denn Besseres um sie? Und war der Vater erst im Ausgeding, so konnte man sich's ganz wohl geschehen lassen und sich prächtig einrichten auf der Mühle. Aber das hatte noch gute Zeit, wie überhaupt das Heiraten.

So hatten sich die Dinge in erfreulichster Weise für den Mühlknappen Hynek Potremba entwickelt. Und es war ihm darum gar nicht recht, daß sie jetzt ins Schloß ging. Denn es konnte ihr da wer in die Augen stechen, von den Tagedieben, den Stallknechten aus dem großen und sehr berühmten Fohlenhof, den man unterhielt, diesen Hungerleidern, mager wie Windhunde und ebenso zudringlich, die da in Schäftenstiefeln und gestriegelt wie ihre Rösser herumliefen und sich nicht auskannten vor Hochmut und Nichtstun. Aber diese Gefahr glaubte er doch nicht recht. Und der junge Herr war so krank, und man konnte wieder nicht wissen, wie ihnen bei der Herrschaft, von der man mit der Pacht abhing, das einmal zugute kommen würde, daß die Hanka jetzt um ihn war. Und wenn schon etwas ge-

schah — du lieber Gott, wer konnte vorbauen, wenn etwas geschehen sollte? So selten war's nicht, daß man Lärm schlagen müßte mehr, als um dem Mädel zu zeigen, daß man kein Trottel, sondern nur gut war. Hynek Potremba fühlte die Fähigkeit in sich, alles zu vergeben . . .

Er rieb sich, als er so weit gekommen war, die Hände, mit sich und seiner Klugheit zufrieden. Denn ein Mann ist doch nur, wer nach Möglichkeit sich's einrichtet und ausdenkt.

Wie das nur klang: Hynek, Hanka, Hanka, Hynek, Hanka. Als würden sie schon eingeläutet: Bim, Bam, Bam, Bim . . . Ba—m . . . Und die Unken im Mühlteich huben eben an und sangen den Baß dazu.

* *
*

Oben im Schlosse ging alles seinen gewohnten stillen Gang. Die Beschließerin war freundlich und lobte das Mädchen bei jedem Anlaß und mehr als genug. Die Verwalterische tat als Beamtentochter herablassend, wenn sie Hanka begegnete, spielte sich auf ihrem Klavier lauter Sehnsuchtslieder vor und schnitt schrecklich hämische Gesichter in ihren Spiegel, über den sie sich immer ärgerte, weil er sie grün zeigte. Aber sie war wirklich grün erschaffen. Mit den Mägden hielt die Hanka gute Gemeinschaft, soweit sie mochte, und war allgemein gelitten. Die Knechte aber kamen ihr durchaus nicht in die Nähe.

Es war aber dennoch eine gewisse und wachsende Unbefriedigung in ihr. Das machte, die Erntearbeiten

waren draußen im vollen Gange. Da hatte sie sonst mitgeholfen, und ihre ganze Körperkraft hatte sie hineinlegen können in den Schwung der Sense, oder wenn es galt, eine recht mächtige Garbe, schwer vom Körnersegen, auf den Wagen hinaufzuheben. Und dann ganz oben, wie auf einem Berge sitzen und die Augen schweifen lassen über die gelben Stoppeln, zwischen denen ein kümmerliches und der Sense entronnenes Grün vorschielte aus dem grau gedörrten Erdreich, und heimfahren auf dem schwankenden Leiterwagen, einen unmerklichen Windhauch um die glühenden Wangen und erfüllt von einer glückseligen Müdigkeit! Das fehlte ihr nun gar sehr, und sie konnte sich kaum denken, wie das so recht gehe ohne sie. So schweiften ihre verdrossenen Gedanken zwischen Schloß und Mühle, und es war ihr, als begänne eine Entfremdung zwischen ihr und ihrem Elternhause, seit sie seine wichtigste Arbeit nicht mehr teilte.

Das, was ihr hier oblag, das konnte am Ende eine andere auch. Es war überhaupt zum Staunen, wie leicht sie sich hier das Leben machten, und wie sehr eine jede aufpaßte, damit sie sich mit der Arbeit ja nicht wehtue. Und alles ging so am Schnürchen, und es war gar keine Abwechselung darin. Den Tag dieses, den anderen Tag was anderes, wie man's ihr einmal vorgeschrieben hatte, aber im Grunde doch immer dasselbe und niemals etwas, wo man sich hineinlegen mußte, daß sich jeder Nerv anspannte und jede Muskel straffer ward. Sie fühlte sich schwach und laß und verdrossen werden dabei und war mürrisch gegen alle Welt. Auch kamen ihr vor lauter Überfülle des Blutes,

das ihr so ungestüm durch die Adern rollte, der Jugend Beklemmungen, die sie ärgerten.

Mit dem jungen Herrn hatte sie eigentlich noch kein Wort gesprochen. Er aber sah sie oft verhohlen an und wunderte sich, daß dies unfreundliche Geschöpf, das auf jeden Wunsch nur das hochmütige „Ja, gnädiger Herr" oder ein unwirsches „Gleich" hatte, das immer mit einer kaum verschleierten Hoffart auf ihn niederblickte, dasselbe Mädchen sein sollte, das ihm in Gedanken lebte, wie er es einmal im dunklen Garten gesehen hatte: umgaukelt von Leuchtkäferchen, als flögen sie ihrer Schönheit zu, im stolzen Antlitz mit den klaren Augen eine geisterhafte Blässe. Es war das ein Erinnern, das er nicht zu tilgen vermochte.

Und dennoch spann sich Faden um Faden zwischen ihnen, mit mannigfachen Verknotungen, aber so sacht, daß sie nicht drückten. Wie konnt' es anders werden? Denn sie mußte viel um ihn sein. Bald kannte sie all seine Bedürfnisse und was ihm guttat; sie achtete darauf, damit er nur ja nicht zu reden brauche. Denn das strengte ihn manchmal an. Dabei aber lag etwas so Einschmeichelndes in seiner umflorten Stimme, daß sie sich gern von ihm gerufen hörte. Er sprach ihren Namen so weich und bittend aus! Schrecklich war ihr nur, wenn er seinen Hustenanfall bekam und danach so rot im Gesicht ward und die Lippen so zuckend zusammenpreßte. Das schnitt ihr ins Herz, und sie wäre dann am liebsten fortgelaufen, wohin immer, nur um dies Leiden nicht sehen zu müssen. Einmal sprang sie herzu, hielt ihn, und wie einem Kinde, das sich verschluckt hat, so klopfte sie ihm den Rücken. Er lächelte schwach

und dankbar dabei. Und hatte er bessere Tage oder eine gute Nacht — und sie sah das sofort, sowie sie nur sein Zimmer betrat — so war sie selber froh. Ihm aber ward allmählich, als strahle sie Genesung für ihn aus.

Den Sonntag ging er regelmäßig zur Kirche. Man sah das gerne, wenn die Herrschaft in der Frömmigkeit dem Volke voranleuchtete. Die Tarokpartieen hatten begonnen Sie waren ihm gräßlich, aber sonst wußt' er nichts mit sich anzufangen. Auch den Herren kam er nicht gar gelegen. Die Bierkrüge, gefüllt vom Besten aus dem herrschaftlichen Brauhause, standen wohl auf dem Tisch. Aber der junge Herr trank nichts, nur sein Gleichenberger oder zur Abwechselung sein Emser Wasser. Die Pfeifen hielt man zwischen den Zähnen und mußte kalt rauchen, weil er den Qualm nicht vertrug. Gewisse Witze traute man sich nicht vor ihm zu erzählen. Wo sollte da die rechte Gemütlichkeit aufkommen? Und er war so grenzenlos zerstreut und paßte nicht zum Glauben, weil er sich immer nach des Forstmeisters Teckel umsah, der krummbeinig umschlich, sich im Kreise drehte oder mit einer grenzenlosen Erbitterung nach jeder Fliege schnappte, die durch den Raum surrte. Tarok aber kommt, was die Aufmerksamkeit anlangt, noch vor der Predigt. „Aufpassen muß man, Herr Baron, aufpassen, zählen und parieren!“ Und so recht grob werden durfte man mit dem jungen Herrn auch nicht. Also — Rücksichten, nichts wie Rücksichten. Wo blieb da die Unterhaltung? Und immer gewinnen ist wohl ganz schön. Aber man will doch sein Vergnügen dabei haben und nicht mehr Galle schlucken, als Bier.

Einmal, während sie so spielten, ging die Hanka vorüber. „Wär' kein übler Bissen, das Mädel," schmunzelte der Herr Forstmeister mit gerecktem Daumen. „Ein recht fetter Bissen," kicherte der Verwalter, „mit Verlaub, Hochwürden, schon was man so sagt: ein Pfaffenstückel."

„Aber, meine Herren, wer wird so sprechen?" verwies der Pfarrer väterlich, und man sah dennoch, wie ihm dabei das Wasser im Maul zusammenlief. Der Herr Verwalter aber legte gar die Karten zusammen, fuhr sich mit der Hand über Haar und Bart und sagte erst nach einer Weile, in der die drei Männer ganz niederträchtige und schamlose Augen nach dem Frauenzimmer gemacht: „Also gehen wir weiter. Herr Baron — Sie haben die Vorhand." Er aber war in einer rechten Empörung, deren Grund er nicht begriff, und mußte an sich halten, um nicht in heftigen Worten loszubrechen. So ekelhaft waren sie ihm, diese Männer mit ihrer dummen Rederei! Und daß sie sich gar nicht vor ihm genierten, verheiratet, Väter erwachsener Kinder oder gar geistlich, wie sie waren . . .

Es war ihm, als sei er ihr gegenüber in einer großen Schuld dafür, daß er dazu geschwiegen hatte. Dennoch sah er genau, wie komisch es gewesen wäre, hätt' er sich zum Ritter ihrer Unschuld aufgeworfen, von der er nichts wußte, die ihn nichts anging, an die nicht einmal jemand gerührt hatte. Solche Worte aber, wenn auch unwillig vernommen, haften; unbewußt dacht' er Hankas anders, als bisher, beschäftigte sich mehr mit ihr. Und als sie ihm am Abend seine Milch, frischgemolken und noch mit dem eigentümlichen

Geruch vom Tier, aufs Zimmer brachte, sprach er sie an: „Wie lang bist du nun auf dem Schloß, Hanka?"

„Einen Tag nach dem jungen Herrn bin ich eingestanden."

„Und gefällt's dir hier oben?"

Sie hatte ihren ungnädigen Tag: „Ich weiß manches, was mir besser gefallen könnt'."

„Ja — und warum bleibst du dann?"

„Wenn's der junge Herr meint, so kann ich ja auch gehen."

„Nein, nein!" er wurde ganz eifrig, „so mein ich's nicht."

„Dann muß der junge Herr nicht so reden," und sie lachte mit allen ihren Zähnen, die blank, regelmäßig und kräftig waren wie die eines jungen Raubtieres, daß sich Baron Branitzy denken mußte, wie die wohl in lebendiges Fleisch beißen möchten, und zwar mit einem dunklen Verlangen. Sie aber unterhielt sich plötzlich ausgezeichnet.

„Reden möcht' er mit mir," dachte sie. „Was herauskriegen will er aus mir. Und was für ein Ungeschick ist doch der Mensch dazu!"

„Ja, und wie alt bist du, Hanka?"

„Zu Maria Lichtmeß war ich siebzehn Jahre."

„Nein! So jung?"

„Ja, so jung! Aber der junge Herr will's wahrscheinlich nicht glauben, weil ich so alt aussehe?" Und sie lachte wieder ihr Lachen, was ihn ganz verwirrte.

„Nein — wo wirst du, oder wo werde ich so was meinen?" verteidigte er sich. „Und du bist dem Müller Dworzak sein Kind?"

„Ja. Dem Müller Dworzak gehör' ich."

„Und du mußt dienen? Das wundert mich doch."

„Müssen müßt' ich nicht. Aber, es sind schlechte Zeiten, und" — sie besann sich, daß sie vor einem von der Herrschaft stünde, daß man also jammern muß, und betete also ihre ganze Litanei herunter — „und der Pacht ist so schrecklich hoch, und aus Pest kaufen sie lieber das gegipste Mehl, statt bei uns mahlen zu lassen, und der Herr Verwalter ist wie ein Blutegel auf uns arme Leute und droht immer, er wird uns noch steigern. Aber da gehen wir lieber weg in die Welt."

„Also so einer ist der Verwalter? Und weg dürftest du nicht, Hanka!"

„Ja, so einer ist der Herr Verwalter. Und weil sein Vater Kammerdiener war, so glaubt er schon, er ist dem Herrgott sein leiblicher Vetter, keinem Menschen läßt er seine Ehre. Schon darum möcht' man fort. Wen geht's was an?" Sie sah ihm frank und voll in die Augen, begierig auf die Antwort, die nun kommen mußte. Er aber brach ab: „Gib mir meine Milch, Hanka."

Sie mischte sie mit Selterwasser, reichte sie ihm. Er berührte ihre Hand dabei und ließ seine Finger ein Weilchen darauf ruhen. Sie litt es, aber ungern und mit zusammengezogenen Brauen. So kalt und so gewiß klebrig war seine Hand. Ein Frosch hat sie so. Und endlich, unfähig sich länger zu bemeistern, trat sie ein Schrittchen zurück. Er trank. Dann mit einem sehr leisen und gütigen Lächeln — nur ein Herr hat's so, nur ein wirklicher und geborener Herr, mußte sie

denken — sprach er: „Gefallen tu' ich dir nicht, Hanka!"

„Wird dem jungen Herrn wenig daran liegen," entgegnete sie schroff.

„Wenn mir aber daran läge, Hanka?"

Sie spielte mit ihrem Schürzenband. Durchaus aber nicht in Verlegenheit, denn sie ließ die Augen nicht sinken dabei. Aber keine Antwort gab sie, wenn sie nicht schon in diesem überlegenen Blicke lag. Er wurde sentimental: „Du mußt Geduld mit mir haben."

„Ich hab' mich doch nicht beklagt, daß der junge Herr zu viel Bedienung braucht."

„Geduld mußt du mit mir haben, Hanka!" Und in einem aufbrechenden Schmerz: „Oh! nicht mehr lange Geduld!"

„Es geht dem jungen Herrn viel besser, seit er hier ist. Er ißt täglich mehr, und der Husten kommt auch nicht mehr so schlimm, wie im Anfang."

„Ja, besser. Aber gut wird's mir niemals mehr gehen!" Und er schlug die Hände vor's Gesicht, damit sie nicht sähe, wie der Schmerz es verzerrte.

Er saß, das Haupt zurückgelehnt, unendlich schmächtig, in seinem hochlehnigen Stuhl. Sie stand in ihrer ganzen stolzen Gesundheit vor ihm, näher zu ihm in Mitleid getreten. Er ergriff ihre Hand: „Wie stark und braun sie nur ist!"

„Sie schafft genug," entgegnete sie und überließ sie ihm ein Weilchen. Finger für Finger zog er sie auseinander, wie mit einem Spielzeug. Und dann, so recht klagend, hub er wieder an: „Und wenn ich

nur nicht immer allein wäre, Hanka! Was ich gern möcht', das darf ich nicht tun, und da hab' ich Zeit, gar so viel Zeit für mich, Hanka! Und mit keiner Seele reden kann ich von mir. Denn die Herren hier, die haben ihr Geschäft und ihre Sachen, und dann: sind das überhaupt Menschen?"

„Ein Gesindel sind sie. Und sie spotten den jungen Herrn aus, wenn sie ihm sein Geld abgewinnen," bestätigte sie.

„Und dann, weißt du, Hanka — die Nacht. Man schläft so schlecht. Und etwas liegt auf mir, und ich kann oft nicht atmen. Und das Schloß ist so still und wie tot, wie wenn keine Menschenseele darin leben möcht', und sperrt man das Tor zu, so ist das, als sollte man's gar nie mehr aufmachen. Und ich möcht' oft Sturm läuten: Kommt zu mir, oder ich halt's nicht mehr aus. Ich werde verrückt. Und dann kommt eine, verdrießlich und verschlumpt und mit Augen wie eine Nachteule, wenn sie ins Licht sehen muß."

„Da müßt' sich der junge Herr eine Schwester nehmen zur Pflege . . ."

„Mag ich nicht. Ich will nicht immer an die letzten Dinge und an ein christliches Absterben erinnert sein von ihrer Haube und ihrem Beten und ihrem barmherzigen Gesicht," greinte er eigenwillig.

„Der junge Herr muß sich nicht aufregen. Tut ihm kein gut. Wüßt' nicht, was sonst zu machen wär'? Gute Nacht, junger Herr!"

„Gute Nacht, Hanka." Und er sah ihr mit schwimmenden Augen nach.

In dieser Nacht geschah dem Mädchen etwas, das ihm noch niemals widerfahren war. Es wachte zu schlafender Zeit und bei völliger Dunkelheit auf. Und sie mußt' an den jungen Herrn denken, der da allein war im toten Schloß, dessen Tor geschlossen ward, als sollt' es für immer verriegelt bleiben. Und er läutete und mußte so lange warten und sich ängstigen, ehe man schlurfend und widerwillig zu ihm kam.

Ein Gefühl der Einsamkeit packte sie selber dabei. Aber sie scheuchte es von sich, reckte sich mächtig, bis ihr alle Gelenke knackten, und entschlummerte. Dummes Zeug! Was ging's die Hanka Dworzak an?

Von diesem Tage ab war es aber wirklich, als sei dem Zerstörungsprozeß Einhalt geboten worden, der im jungen Branicky gewütet. Seine Kräfte hoben sich merklich, und manchmal überfiel ihn ein ordentlicher Heißhunger. Er schlief gut; immer weitere Spaziergänge konnt' er unternehmen, ohne jene tödliche Mattigkeit, die ihn sonst nach wenigen Schritten befallen und gelähmt. Und ihm ward, als entdeckte er sich nun seine Heimat wieder, mit all ihren dürftigen, doch unentrinnlichen Reizen, als spräche ihre Sprache, die ihn zu Anbeginn nur verwirrt, nun ihm bestimmt und tröstlich zu Herzen.

Ein Unsinn war es gewesen, daß er sich so durch die Welt hatte schleppen lassen! Wo war er nicht alles schon hin verschickt worden! Dahin hatten ihn die Ärzte, dorthin die Seinen gesendet, ohne Hoffnung, ohne anderen Wunsch, als nur um ihn, den Anblick seiner Leiden, die fatale Erinnerung an zerronnene Hoffnungen und dumme Streiche los zu werden.

Überall war er fremder geschieden, als er gekommen war. Das laute Leben Ägyptens und seine bunten Farben mißfielen ihm. Der Anblick der Leidenden, der gleich ihm Hinsiechenden, hatte ihn allenthalben verstört. Instinktiv hielt er sich an die Verlorenen, nur um vor ihnen den Trost zu gewinnen, daß es mit ihm noch immer nicht am allerschlimmsten stünde. Und ihre Mitteilsamkeit und die täglich neuen Symptome, die sie an sich nachzuweisen so glücklich waren! Und die Ärzte mit ihrer ekelhaften Aufdringlichkeit! Und dieses unruhige Treiben in den Pensionen, die ewigen Klagen, wie teuer das sei und daß man die heranwachsenden Töchter nicht ewig so benachteiligen können werde; diese gezierten Tennis-Gänse! Hinter allem aber die angenehme Aussicht, zurückkehren zu müssen, dahin, wo man ihn ewig hofmeisterte, und zu seinen Studien, an die er nicht denken konnte ohne ein tiefes Grauen.

Und dieser Kammerdiener mit seiner feisten, albernen Fratze, der ihn ausspionierte! Daß er den mit einer solchen Schleunigkeit expediert hatte, das war wohl der schlaueste Streich seines Lebens gewesen. Sicherlich, sie hatten sich auf Schloß Hradek, wo sie jetzt zum Sommersejour beisammen saßen, über ihn geärgert. „Er ist etwas unberechenbar, dieser gute Friedrich!“ Mochten sie nur wieder die Nasen über ihn rümpfen! Er tat sogar gerne, was sie verdroß. Er brauchte den Burschen nicht, der ihm mit einer so feierlich dümmelnden Miene den Überzieher nachtrug, ihm so großartig hineinhalf, damit nur jeder bemerkte, hier komme ein hochgeborener Herr. Und der ihn dabei

bestahl, wo es nur anging, und wie ein Rabe. Dazu war er klug genug, und an der erwünschten Gelegenheit fehlte es ihm auch nicht. Dabei fiel auf ihn niemals ein Verdacht. Stimmte es mit der Reisekasse wieder einmal nicht: „Er war immer etwas leicht, dieser gute Friedrich!"

Dies alles entfiel hier. Die stete Unrast hatte ein Ende. Niemand beobachtete ihn mehr, und das Lamentabel über seine Kostspieligkeit mußte nun wohl verstummen. Sachte Schleier sanken über seine Vergangenheit. Verdämmernd, kaum noch kenntlich, lagen dahinter seine Vergehungen; sie schieden ihn unfaßbar und dennoch bestimmt von seinen Angehörigen. Und ihm wurde, als senke er geheime und zarte Wurzeln in diesen teuern Boden, aus denen ihm unablässige Stärkung zurieselе, die ihn aber auch für immer und ewig hier festhalten mußten.

Da war die Hanka. Immer noch unwirsch und gar nicht sehr unterhaltlich oder mitteilsam. Aber sie kümmerte sich um ihn, und sie meinte es ihm gut. Respektsperson war er nun einmal nicht für sie. Dazu war sie zuviel in seiner Hilfsbedürftigkeit um ihn. Es war jenes Gebietende an ihr, das bei Mädchen in diesem Alter die künftige Mutterschaft vordeutet. Und wenn sie in ihrer herrischen Art sagte: Das muß der junge Herr tun, so fügte er sich dankbar und sah sie nur mit einem verdutzt neugierigen Gesicht an, das ihr an ihm gefiel. Denn dann kroch der Spitzbub wieder hervor, der er, wie alle Branickys, in guten Zeiten sicherlich gewesen war. Immer erzählte man noch im Dorfe, wie toll es hier zugegangen, ehe sie Kostel und

Hradek geerbt. Beständig auf der Jagd. Im Walde hinter jeder Klaue und sonst hinter jeder Schürze.

Und dann war seine Sandgrube, die er ihr einmal gezeigt, ohne daß sie etwas daran finden konnte. Macht nichts: sie war nur zu gesund, um Sinn für derlei haben zu können. Und dann war ihr Teich, wo sie Flachs rösteten, daran die Dorfmädchen sich an ganz klaren Abenden gerne verweilten. Es war ein ganz rundes Wasser. Fast schwarz vor den vielen Bäumen rundum, in deren Schatten man saß, weil das Mondlicht doch schädlich ist. Es war eine Helle, die aber keine Ferne vor silberigem Duft erkennen ließ. Und wenn dann die weiße und volle Kugel des Mondes, wie ein silberner Ballen, hindurchschwamm durch die geheimnisvolle Flut, und es knisterte im Röhricht, und der Kalmus würzte die Luft, und das Heu duftete so stark und so mächtig aufreizend durch die regungslose Nacht, und geschlossen und träumend schimmerte die eine weiße Wasserrose, so war das gar schön. Sie saßen im Kreis rundum, die Mädchen mit ihren Burschen und wisperten ernsthaft. Oder eine hob mit schriller Stimme — Sehnsucht im Auge und ein Licht auf den Wangen —, immer gute Noten zu hoch, irgend ein klagendes Lied an, und die anderen summten mit die traurige Weise, oder sie horchten nur und nickten mit den Köpfen den Takt. Er mußte zeitiger nach Hause. Darauf hielt die Hanka, die keinen hatte, mit dem sie ging, und in deren Obhut er hier erschien. Sie aber geleitete ihn immer zum Schloß, damit ihm ja nichts widerfahre, und so, im dunkelnden Laubengange war es geschehen, daß er beim Gutenacht noch lange und

suchend an ihr hinaufsah. Und sie neigte sich zu ihm, und recht wie eine Mutter von einem fügsamen Kind, so ließ sie sich von ihm auf die Stirne küssen. „Und nun wird der junge Herr zu Bett gehen." Sie aber saß noch gute Weile unter den anderen; ohne jeden Gedanken, ohne jede Erregung, sang sie mit ihrer tiefen Altstimme vor. Alsdann, gesellt die übrigen und sie einsam, schlenderte man durch die Dorfgassen, in denen unzählige Hunde in allen Tonarten den Mond anjammerten und den Heimkehrenden zublafften.

Es war eine stille Zeit. Und eine gesegnete Zeit. Noch ohne Aufregung und ohne bestimmten Wunsch, nur still und gesegnet, heilsam und erquicklich. Er schrieb seine Berichte über sein Ergehen an die Eltern und genoß sonst dies ruhige und friedliche Leben mit allen Sinnen. Er nahm sich in seinen Briefen, die ja offizielle Relationen zu sein hatten und pünktlich an die alte Durchlaucht zur Einsicht weiter befördert wurden, wohl in Acht, nicht zu sehr zu zeigen, wie glücklich er sich fühle. Aber ein Nachglanz dieser Mondnächte und des Ganzen, das ihm so wohltat, lag dennoch darüber, schimmerte in wärmeren Wendungen durch. Man sprach in Hradek schon davon, man werde einen guten Juristen aufnehmen und hinüberschicken nach Groß-Kumrowitz. Denn vielleicht werde es mit diesem guten Friedrich wirklich besser, nachdem die Branickys, wie in allem, so auch in der Gesundheit immer eine höchst ausgezeichnete Familie gewesen seien. Die alte Durchlaucht aber runzelte die Stirne: „Laßt ihn ungeschoren, wo er ist. Er war immer ein schlimmer Junge. Mir scheint, er enkanailliert sich wieder, dieser liebe Bedřich!"

Und in diesem „Bedřich" lag eine Verdammung zum böhmischen Pöbel und eine Ausstoßung aus seiner Kaste für immer und unwiderruflich ...

* * *

Es war aber in der Hanka eine eigentümliche Schwüle. So, als breite sich der Sommer in ihr aus, erfüllte sie gänzlich und brütete über etwas, das zur Reife kommen müsse in ihr. Kein Bad brachte ihr Erquickung, und, war sie allein, so überflackerte es ihre Wangen oftmals wie mit einem Strohfeuer.

Wie ein Druck lag es auf ihr. In einem halben Schlummer ging sie durch den Tag. Dann brachte ihr die Nacht keinen rechten Schlaf, nur eine graue und bleierne Ermattung. Da waren Pausen — ihr endlos, die derlei nicht gewöhnt —, darin sie so unsäglich hellhörig war. Denn sie vernahm jedes Ächzen im Gebälk, den Pieplaut einer jeden Maus und manchmal einen ganz fremden Ton. Als zetere eine ungeduldige Klingel. Aber das war nur ihr junges und heißes Blut, das ihr so ungestüm in den Ohren sang.

Alle ihre Gedanken bezogen sich auf den einen, der ihrer Sorge anvertraut und mit dem sie so zusammengewachsen war. In einer unerträglichen Weise, die sie nach ihrer kraftvollen und tätigen Art erbitterte. Es war eigentümlich, mit welcher Helle und wieder mit welcher traumhaften Milde ihr alles im Gedächtnisse stand, das sich seit dem Tage seiner Heimkehr begeben hatte. So, als wär's umrahmt und irgendwie herausgehoben aus dieser sonstigen Dunkelheit, so daß man, unwiderstehlich genötigt, danach immer und nur

danach blicken mußte. Es war unerträglich, und die Hanka Dworzak mußte sich das wohl gefallen lassen. Nein — beim guten Heiland nicht!

Wie aber dem ein Ende machen? Sie dachte daran, alles liegen zu lassen und wieder in ihrer Mühle zu bleiben. Mochte der Mann da oben sehen, wie er ohne sie fertig wurde. Denn ganz und gar verrückt machen mit ihm wollte sie sich nicht. Und dennoch fiel ihr schon beim bloßen Gedanken daran ein Schrecken aufs Herz, ihn so völlig bezahlten Händen zu überlassen. Bezahlten Händen? Aber — sie erhielt doch auch ihren guten Lohn und hatte sich sogar nicht wenig damit gefreut, für ihr eigen und verdientes Geld bei der nächsten Kirmeß ordentlich aufzuhauen, so recht wie eine, die sich's leisten darf. Denn dem Alten was davon zu geben? „Könnt' mir grad' einfallen!" Und nun — ihre Freude war hin, und sie hatte gänzlich vergessen, daß sie doch auch im Dienst da oben stand ...

Es schmeichelte ihr allerdings, daß es der junge Herr, ein höheres Wesen und vielleicht einmal gar der Besitzer dieser Herrschaft war, der sich ihr gegenüber so fügsam erwies, daß er sie mit keinem ungehörigen Blick anzusehen wagte, trotz jenes einen Kusses keine Vertraulichkeit versuchte. Je — sie war eben wer! Und wiederum — das war ein Unglück. Denn anders hätte sie ihm einmal den Standpunkt klar machen können, daß ihm die Augen übergegangen wären, dem Schwächling, dem jämmerlichen. Wie's ihr nur einmal vor ihm gegraust hatte! Ordentlich und gehörig. Und das wollte so gar nicht mehr wiederkommen. Denn ihr Zorn war gemacht, in den sie sich so hineinreden

wollte. Und ihr Ekel war gemacht. Und nichts war echt, nur ihre rastlose Sorge um ihn.

Ein Ende mußte geschehen. Ein rasches und unwiderrufliches Ende, dachte sie und stierte in den dunkelnden Mühlbach, der so reißend dem Schlosse zu dahinbrauste. Das, was war, hatte keinen Sinn. Sie duldete das nicht mehr länger. „Ich will's!" Und was die Hanka Dworzak will, das geschieht. Immer und just ...

Es war dunkel geworden in der Welt. Der Himmel hatte sich entfärbt. Erst überlief es stählern sein tiefes Blau; dann war's blau wie Schiefer, und endlich sah er bleifärbig nieder zur Erde. Ein Wehen begann irgendwoher und schwoll in gleichen Takten mächtig bis zum Sturm. Der duckte sich nun in sich; dann sprang er auf und hetzte über die flachen Felder, zauste die Rispen der Hirse und des Hafers, die allein noch nicht eingebracht waren. Recht wie ein Windspiel, das ziellos wildert und jagt und manchmal einen heftigen und gierigen Laut von sich blafft ..

Die Hanka stand da, aufrecht, und die Hand vor den Augen, die zornig und finster in dies Wirbeln sahen, das sie mit geheimnisvoller Macht in seine Kreise zog. Sie hatte doch zu Bett wollen. Und ganz gegen ihren Willen begann sie zu gehen — nicht aber der Mühle zu. Sie stemmte sich dagegen, ein grollendes Rot im Antlitz. Aber es trieb sie vor sich her einem Ziel entgegen, und sie war wehrlos dagegen, wie ein Blatt, das der Sturm jagt ...

Ja — die Fenster im Schloß! fiel ihr ein. Die hatte man sicher wieder nicht fest gemacht, wie sich's

gehören würde bei einem solchen Wetter. Denn die Beschließerin war alt und fast taub. Die hörte sicherlich nichts, und wenn die Welt in Franzen ging. Die Mägde aber, die hatten vor der guten Person keinen Respekt, waren durch die Bank nachlässig, und, wenn sie erst einmal in den Federn lagen oder sie steckten mit den Knechten zusammen, so konnte von ihnen aus geschehen, was da wollte. Der Schaden, den das wieder einmal gab für die Herrschaft! Wie das nur an den Bäumen riß, und wie sie sich ängstigten, sich zusammenkauerten, stöhnten und wimmerten, als täte man ihnen furchtbar weh! Und der junge Herr — wie sollte der schlafen in einem solchen Lärm und wenn es um ihn klappte, wie wenn Buben unordentlich und zum Spaß mit Dreschflegeln auf die leere Tenne herumdreschen?

Ja — aber die bekamen aber wenigstens zur Strafe voneinander manchmal gehörig eins vor die dicken Köpfe. Diese mannstollen Weibsbilder aber konnten treiben und versäumen, was sie mochten, und ihnen geschah niemals nichts. Da, dieses Klirren! So, jetzt war das Unglück fertig und der Schaden geschehen, und der Glaser und der Verwalter konnten mitsammen wieder einmal die Herrenleute betrügen, daß es sich schon auszahlte.

So etwas Sonderbares war diese Nacht. Wie verhext war sie doch! Da tauchten Lichter auf und schienen, und sie verschwanden wieder, wie ausgeblasen. Woher konnten sie kommen? Und das Schloß lag wie drohend da und schwieg, und in seinen allen Fenstern leuchtete nichts. Was ihr nur alles einfiel, was sie doch nur durchdachte, ohne eines klar zu fassen, auf diesem kurzen

Wege, den sie so oft und eigentlich ohne Gedanken durchschritten hatte, als wie froh sie sein würde, hätte sie den Tag hinter sich und könne wieder heim zu ihrer Mühle!

Das Schloßtor stand offen. Auch das war doch wie verwünscht. Aber recht war's ihr. Sie huschte in den dunkeln Flur, dann den langen Gang durch, an dessen Ende die eine, matte Lampe brannte, über den Hof. Vor dem Marienbildnis war Licht. Es war Samstag — Frauentag, an dem man die Mutter Gottes mit einem ewigen Licht ehrt.

In den Gängen, durch die sie huschte, atmete die Schwüle vieler versunkenen Sonnen. Das ganze Schloß war durchgeglüht. Das strömte nun von allenthalben auf sie ein und betäubte sie beinahe, die aus dem frischen Wehen dieser Nacht kam. Der Sturm hatte sich ihr auf die Brust geschlagen. Sie mußte sich rasten. Und nun, ja — ja, was wollte sie hier eigentlich? Was hatte sie ungerufen und zu schlafender Zeit eigentlich hier zu suchen?

Was aber würde man sagen, sähe man sie so? Sagen? So was traute sich doch niemand, und sie hatte das Recht, hier zu sein, wie nur eine, vielleicht die Pflicht, bei solchem Wetter nach ihrem Pflegling zu sehen, um den sich sonst gewiß keine Katze kümmerte. Es sollte sich nur einer trauen! Dem wollte sie's schon zeigen! Und sie fühlte, wie sich in ihr ihr gesunder und kräftiger Zorn hob.

Aber denken würde man sich allerhand. Mochten sie! Unter ihnen war sie lange noch die Beste. Und überhaupt — das war nur ihre Übereilung, und daß

sie immer nur tat, was sie wollte. Wär' sie im Schloß geblieben, wie man ihr zugeredet, dann hätte sie nicht not, um wem zu fragen und sein Gesicht. Nimmt man schon so eine Stellung an, so muß man sich nicht was extra ausbedingen wollen. Und sie mußt' immer anders sein und es anders machen, wie sonst jemand auf der Welt sich's einrichtete, und sie haderte heftig mit sich selbst.

Dabei ging sie aber immer vorwärts, ohne Besinnen und ohne sich selber einzubekennen, wohin? Und erst auf den wenigen Stufen, die zu der Stube des jungen Herrn emporführten, wußte sie, was sie hierhergejagt; sie wollte doch nie mehr kommen. Aber: Behüt' Gott sagen mußte sie ihm, und das war besser, man tat das gleich heute, statt wieder eine lange Nacht, in der man anderen Sinnes werden konnte, darüber verstreichen zu lassen ...

Wenn er nur was brauchen tät' und läuten möcht', dachte sie sich. Denn mit jedem Atemzug wurde sie verzagter, erschien sich töricht und schämte sich, ohne zu wissen, warum oder vor wem? Aber sie konnte auch ungerufen nachsehen, wie es ihm ging und ob er nichts nötig hätte. Oder nicht? Nur, daß sie so komisch unsicher war. Also, dachte sie sich, klingelt er, so soll ich. Wenn nicht, so dreh' ich mich nach Haus. Und fing zu zählen an, langsam, während ihr Herz viel schneller mitschlug. Und dann fiel ihr ein, daß sie sich keine Zahl als Ziel gesetzt. Also: Sie wollte anklopfen. Schlief er schon ... ging sie. Denn die ganze Nacht da im Winkel stehen, wie ein Schulmädel, das was angestellt hat, das tat die Hanka nicht.

Sie pochte an. Ganz schwach. Und dennoch erschrak sie. So laut klang es, daß sie meinte, das ganze Schloß müsse aufwachen und zusammenlaufen.

„Herein!" wie aus weiter Ferne, müde, gedämpft ...

Sie atmete tief auf und öffnete die Tür. Eine einzige Kerze, viel zu matt für den großen Raum, glomm über ihn hin, der mit geschlossenen Augen auf seinem Bette lag. Die festen Schritte des Mädchens klangen, hallten nach an der hohen Wölbung. Er erkannte sie daran, richtete sich, ein freudiges Licht in seinen Augen, auf: „Du bist es, Hanka?"

„Ja — ich bin's, junger gnädiger Herr."

„Wie wenn man dich bestellt hätte! Mir ist grad jetzt bang um dich gewesen."

„So?"

„Ja, es geht so ein Sturm. Und ich kann nicht schlafen" ...

„Ja. Ein Sturm geht." Und sie blickte feindselig nach ihm.

Ein kurzes Schweigen. Dann: „Und der junge Herr braucht nichts?"

„Nein. Brauchen tu' ich nichts. Nur der Fensterflügel da nebenan macht einen solchen Spektakel. Möchtest du ihn nicht festmachen?"

„Ja." Und ganz aufgeräumt kam sie wieder. „Nämlich, das hatt' ich mir gedacht. Und darum bin ich gekommen."

„So? Das ist brav von dir," lobte er.

„Ja — und weil ich morgen fortgeh" ...

„Wohin denn? Und wann kommst du wieder?"

„Gar nicht mehr. Aus dem Dienst geh' ich" ...

„Aus dem Dienst?" Er fuhr auf in einem Schrecken.

„Ja. Also hab' ich mir gedacht, ich will dem jungen Herrn noch Adieu sagen."

„Und warum gehst du fort, Hanka?"

Keine Antwort. Nur mit finsteren Brauen blieb sie an ihrer Stelle.

„Und warum gehst du fort, Hanka?" Wie schmeichlerisch das nur klang.

„Magst du mich immer noch nicht? Ist es dir ganz gleich, wie es mir geht?"

„Könnt' ich nicht sagen. Geht keinen nix an."

„Oder hat dir wer was getan?"

„Mir getan hat niemand nix."

„Also" — noch inständiger — „warum gehst du fort, Hanka?"

„Weil ich will," kam es schroff und fast gehässig zurück.

„Ja — aber warum willst du nicht mehr?"

„Mir paßt es nicht. Feldwerk bin ich gewöhnt und keine Tagediebin, wie sie alle hier sind."

„Ja — dann kann ich dich nicht halten. So behüt' dich Gott, Hanka."

„Junger Herr — behüt' Gott," und sie wendete sich.

„Hanka!"

„Was noch?" das klang wie ein Schrei niedergezwungener Aufregung.

„Die Hand könntest du mir geben zum Abschied."

Ein Achselzucken: „Wenn dem jungen Herrn daran liegt," und widerwillig, mit zusammengepreßten Lippen,

um die ein Zucken ging, und niedergeschlagenen Augen bot sie ihm die Rechte.

Es war um sie sehr stille geworden. Der Sturm verschnaufte, der vordem ungestüm trotz der dicken Mauern einen schrillen Laut in ihre Reden hineingerufen. Zwischen ihnen beiden züngelte dies eine, arme Kerzenlicht. Er hielt nachdenklich und jenes sonderbare Herrenlächeln um den Mund, das sie an ihm liebte und fürchtete, ihre Hand, streichelte sie, spielte damit, und ihr war dabei recht zum Weinen. Durch die Stille drang ein kreischender Ton. Ihr ward zum Umsinken. Sie erschrak. Ihr Herzschlag setzte aus; das große Schloßtor ward zugetan. So ganz aus der Zeit ist sie gewesen, daß sie's viel später gemeint, als es in der Stunde war. Und nun war sie abgeschieden von aller Welt und eingeschlossen mit ihm. Sie durfte ihn nicht ansehen. Denn sonst wußt' er alles, was in ihr war. Und das durfte nicht sein.

„Hanka!"

„Was, junger Herr?" und ein trauriges Lächeln, da sie ihn nun, zum erstenmal, ansah.

„Beib bei mir, Hanka!"

Sie schüttelte abwehrend den Kopf. Draußen aber gellte der Sturm auf. Er rasselte über das Dach. Er winselte, wie ein kranker Hund. Er zerrte, wie gewalttätig ein Obdach heischend, mit Macht an allen Läden. Und der junge Barnicky ward blaß und sah sie flehend an: „Bleib bei mir, Hanka! Ich fürcht' mich so."

Sie fühlte seine Arme um sich. Was die doch für eine Gewalt hatten. Wie schwer sie nur waren und

sie niederzogen. Und ihre Kniee gehorchten nicht, und sie konnte sich nur mit Not und allem Willen aufrechterhalten. Und was für ein Licht in der Stube war. So eine große, große Helle, der sie zutaumelte, um verschlungen zu sein von ihr ...

Fortab blieb die Hanka Dworzak im Schlosse. Da sie aber am sehr hellen Sonntagsmorgen zur Kirche ging — noch lagen allenthalben ihr im Weg Reiser und Zweige der Sturmnacht — da machte sie der Mutter Gottes ein recht verschmitztes Gesicht ...

* * *

„Ihr Glück hat sie gemacht, die Hanka," begann am Weiher eine der Mägde, zu denen sich das Mädchen nun nicht mehr gesellte. „Ja, ein Glück! Nicht rühren möcht' ich daran," rief eine andere dazwischen. Die Burschen aber stießen sich an, pafften stärker und grinsten breitmächtig: „Was die nun großartig ist, wenn man sie hört!"

„Wird aber nicht dauern, das Glück," meinte wieder eine melancholisch. „Schad't nix, ihr Glück hat sie gemacht, die Hanka. Eine Durchtriebene war sie immer. Er hat viel Geld, und so krank ist er und ihr dankbar. Und so ein nobler Herr war er immer, und er wird sie nicht vergessen, wenn er einmal fortgeht."

„Vielleicht heiratet er sie gar. Man hat derlei schon erlebt," piepte dazwischen eine ganz junge, den Kopf noch voll romantischer Vorstellungen.

Gekicher. Dann, als ein unternehmender Jüngling so ein rechter Spaßvogel, gar den Pfarrer und seinen grundtiefen Baß nachahmend, die ehrsame Jung-

frau Hanka Dworzak und den hochgeborenen Herrn Friedrich Branicky auf Wranow verkündigte, ein helles Gelächter. Die Naive aber schämte sich ihrer Dummheit sehr, so daß sie einen heißen Kopf bekam.

„Ihr Glück hat sie gemacht, die Hanka," klang es vielstimmig durch das ganze Dorf. Auch um Herrn Dworzak, wenn der als ein gesetzter Familienvater sich gelegentlich wieder einmal im Wirtshaus zeigte und nachdenklich als ein Denker hinter seinem Glase Bier saß, das er sich nun öfter vergönnte. Freilich, man sprach ihm nicht davon. Wozu ihm die Freude einer Komödie der sittlichen Entrüstung verschaffen, ohne die es bei ihm nun einmal nicht ging? Denn er war ein muckischer und hinterhaltiger Geselle, der es mit keinem anderen und vielleicht mit sich selber nicht so recht gut meinte. Aber die Worte klangen ihm aus jedem Gruß entgegen. Er war noch mehr als vordem eine Respektsperson unter diesen armen Kleinhäuslern. Du lieber Gott! er mochte tun, wie er wollte, er stand nun doch in der allerunmittelbarsten Beziehung zur Herrschaft und konnte nützen oder schaden. Und, wenn der alte Dworzak einem was heimzuzahlen hatte oder er konnte einem lieben Nächsten nur und fest und hinterrücks eines auffalzen, so tat es der schlechte Duckmäuser gewiß!

Es war aber dem Müller gar nicht danach. Im Gegenteil: ihm war sehr jammervoll und so zu Mut, als hätte ihn der liebe Gott ganz verlassen.

Ja, man hatte eben nie einen rechten Dank von den Kindern. Gut, die Hanka hatte ihr Glück gemacht. Aber wem dankte sie's? Wem? Doch nur ihm. Denn

hätte er sie nicht im teuern Kloster was lernen lassen, sie nicht von Jugend auf tüchtig zur Arbeit angehalten, so wäre sie doch nie zu so was gekommen. Oder wie denn?

Und anfangs, wie die Geschichte ruchbar ward, da hatte er sich im Kämmerlein die Hände gerieben und seinen Hut schief gerückt, wie einer, der sich die Welt kaufen will. Der Hut kam wieder, wohin es sich gehörte. Vor der Hanka aber hatte er ein finsteres Gesicht gemacht und ihr Moral gepredigt. Natürlich — er wußte doch, was sich schickt und was ein Vater zu tun hat in einem solchen Fall, wenn er schon seit seinen besten Jahren ein betrübter Witwer ist und nur nicht geheiratet hat, damit sein einziges Kind keine Stiefmutter kriegt. Geopfert hat er sich für sie. Und nun?

Nicht einmal ihren Lohn gab sie ihm. Kein Mensch ahnte, wo sie das viele schöne Geld hintat. Und ermahnte er sie zum Guten, so lachte sie ihm ins Gesicht, die alberne Person, die niemals einen ordentlichen Respekt vor ihm oder dem vierten Gebot gehabt. Und er hätte so viele Wünsche auf dem Herzen gehabt! Da war eine Wiese. Mitten durch seine Felder schnitt sie ihm, und der Verwalter, dieser Räuber, wollte sie ihm nicht verkaufen, so daß man sich auf seinem eigenen Grund nicht einmal ordentlich rühren konnte. Rein aus Bosheit tat er so. Weil er einen drangsalieren mußte, sonst schmeckte ihm sein Bier nicht. Daß er daran ersticken würde! Und der Pacht ging zu Ende, und man hätt' ihn jetzt so kommod und auf lang hinaus und wie unter Brüdern und Bluts-

freunden festlegen können. Und die Hanka wollte kein Wort reden, der schlechte Racker. Nicht um die Wiese, nicht um den Pacht. Und wollte sie nun einmal nicht, so gab's gegen sie niemals ein Mittel. Nicht, wie sie noch Kind war.

Ja, man hatte sein Kreuz auf der Welt! Und man durfte den Leuten nicht einmal zeigen, wie arg heimgesucht man war. Sonst spotteten sie einen noch aus oder hielten ihn für dumm. Es tut aber weh, so in seinen begründetsten Hoffnungen betrogen zu werden. Einen haben, der dort ist, wo es die Dukaten schneit, und er will sich nicht einmal bücken um den lieben Segen! Aber, wenn sie ihn einmal brauchen würde, die Hanka! Sie sollte spüren, was ein gekränkter Vater kann.

Ganz seiner, das heißt eines wahren Weisen würdig, benahm sich in der Sache nur einer. Und das war Hynek Potremba.

Daß etwas vorging, hatte niemand so zeitig gewußt, wie er. Nicht einmal sagen hätt' er können, woher er es wußte. Er war aber einmal von Natur hellsichtig und verstand sich Zeichen zu deuten, an denen Dümmere stumpf und blind vorübergingen. Nur, in welcher Richtung sich etwas begab, das war ihm dunkel und schaffte ihm schwere Gedanken, wenn er gesammelten Geistes und überlegend vor seiner Kerze saß.

Nicht als wäre ihm die Tatsache an sich gleichgültig gewesen. Es gibt Dinge, die man tausendmal in seine Rechnung gezogen haben darf, so daß man meint, so ausgesöhnt mit ihnen zu sein, als dürften

sie jede Stunde eintreten und sie würden einen aber schon gar nicht mehr berühren — und nun werden sie wirklich, und es ist dennoch ein entschiedenes Mißbehagen, das sie mit sich bringen. Hynek regte sich auf, kränkte sich sogar in seiner verschlossenen Weise. Nun hätte sie ihm Zigarren bringen dürfen, er hätte sie gewißlich nicht geraucht. Der Weise aber überwindet solche Wallungen und läßt sich dadurch nicht beirren, über den verdrießlichen Augenblick hinweg sein eigentlichstes Ziel im Visier zu behalten. Ihm allein geht aber auch alles zum guten aus; seiner gelassenen Seele entwirrt sich, worin die Narren wie in einem Fischernetz verfangen werden und sich abzappeln.

Angebandelt hatte die Hanka nun einmal. Das war ein fatales Faktum. Aber sie hatte sich durchaus nicht weggeworfen. Im Gegenteil. Und für jeden, mit dem sie im Schloß zu tun bekommen konnte, wäre sie eine gute Partie gewesen. Keiner, ohne Ausnahme, durfte daran denken, sie nur als Geliebte zu nehmen, die man wegtut, wenn man genug davon hat. Jeder machte einen Treffer, wenn er sie bekam. Denn sie war ein schönes Mädel, sie konnte arbeiten, war eine brave Person und reich — reicher, als einer außer dem Hynek so genau wissen konnte.

Sogar vor dem jungen Förster hätte er sich fürchten müssen, er werde ernst machen trotz grünem Rock und Studien. Nur bei einem war jeder Gedanke an eine Ehe so unbedingt ausgeschlossen, als wär' er ein Priester. Und just mit dem hatte sie sich eingelassen! Wenn das nicht Glück war — so gab es keines!

Und so, während ihm oftmals ganz ungemütlich ward bei dem Gedanken an den jungen Herrn und die Hanka, in allen Bitternissen einer törichten Eifersucht, die ihn manchmal beschlichen, genoß Hynek das Glück und die einzig süße Befriedigung des klugen Mannes, dem ein würdiges und langersehntes Ziel eben durch jene Widerwärtigkeiten greifbarer und näher, ja unentrinnlich wird.

Das war ein Übergangerl, was die Hanka durchmachte. Darüber regt man sich nicht auf — denn nur dadurch kam sie doch dahin, wo man sie wollte.

Wie oft und wie ernst der junge Branicky gerade daran dachte, was dem Mühlknappen so ganz außer aller Möglichkeit zu liegen schien, dies ahnte der Hynek zu seinem Heile und zum Heil seines Seelenfriedens nicht, um den es sonst für gute Zeit geschehen gewesen wäre. Denn das Mädchen war dem jungen Baron sehr wert geworden. Mit jedem Tag, den sie um ihn war, wurde sie ihm teurer. Sie war gut und uneigennützig, und sie sorgte für ihn mit einer immer gleichen Hingebung, die keine Arbeit und keine Stunde verdroß. Sie kommandierte mit ihm freilich herum. Nun, das war nun einmal ihre Art: sie machte ihm Spaß, und vielleicht brauchte er just so etwas, das ihn meisterte und kurz hielt, sollte er jemals genesen und in die Welt.

Man würde ihn freilich enterben. Und mit dem Kämmerer war es aus für seine Nachkommen. Das verschlug ihm nichts. Was man ihm nicht nehmen konnte, was sein vollkommen freies Eigentum vom Großvater her war, das war überreichlich genug für

ihn und sie. Und — der Gedanke kitzelte ihn allmächtig, seiner Familie und besonders der alten Durchlaucht mit dieser Schwiegerenkelin eine rechte Freude zu machen. Das gäbe Augen, wie sie noch nie geguckt wurden. Er mußte oftmals hell lachen, wenn er sich die Wirkung bis ins kleinste ausgemalt, die Fürstin mit ihrem „Wieder so ein Streich dieses guten und nicht ganz zurechnungsfähigen Bedřich!“ sich vorgestellt. Dann sah ihn die Hanka verdutzt und neugierig an.

Davon aber sprach er ihr niemals. Und sie dachte mit keinem Gedanken daran. Das gibt es nicht, seit es eine Herrschaft und Dorfleute gibt. Ihm aber stand nur ein Hindernis im Wege: er war noch nicht großjährig, und sie würden ihn gewiß nicht vor seiner Zeit mündig machen. Und wenn er sich wieder einmal seines Zustandes klar wurde, so betete er um nichts, nur daß er diese Frist erlebe.

Während es aber um sie also munkelte und schwirrte, während man sich in Hradek, genau durch den Verwalter informierte, über die jüngste Affäre und den sonderbaren Geschmack dieses Schmerzenskindes mokierte, genossen diese beiden, was dennoch Glück war. Und das Gefühl seines nahen und von der Natur selbst gesetzten Endes erhöhte alles, was sie füreinander hatten, ein Taumeltrank und eine Würze, getan in den allerstärksten Wein . . .

* * *

Also verging der Sommer. Er verran ihnen gesegnet und in rechter Fülle, die jeden Wunsch stillt,

und keinem Gedanken Raum gönnt, der über die nächste Gegenwart hinausschweifen will.

Bis tief in den September hinein war es schön und warm geblieben. Desto mächtiger und gewaltsamer herbstelte es dann. Ein endloser Regen spann seine grauen Strähnen zwischen dem sehr niedrigen Himmel und der nackten Erde. Er schwemmte das Laub weg, das traurig den Mühlbach hinab trieb. Er verwusch alle Farben. Die Abende dehnten sich trostlos und so still. Die Schatten, die kaum daraus gewichen waren, krochen wieder durch das Schloß der Branicky und in eine Seele.

Nur die Hanka merkte nichts davon. Sie war eins mit der Natur und ihren steten Wandel gewohnt, der den jungen Baron wie ein neues Erlebnis aufregte. Sie war wieder ruhig und in sich geschlossen. Nur reizbarer und manchmal wie verträumt war sie. Sie hatte anderes zu denken. Ihr Sommertraum ging nun zu Ende. Was lag daran? Seine Ewigkeit hatte sie niemals gehofft, und er war köstlich gewesen.

Dem jungen Branicky aber ging es mit jedem Tag übler. Erscheinungen, die geschwunden waren, meldeten sich mit einer erschreckenden Heftigkeit wieder. Die letzte Rast, die ihm sein Leiden gegönnt, lief ab. Er dachte an Flucht nach dem Süden. Aber die Hanka? Würde die mit ihm? Und konnte er noch ohne dies sonderbare Mädchen sein, das sich so gar nicht um die eigene Zukunft zu kümmern schien, die ihm solche Sorgen und Erwägungen in seine peinvollen Nächte trug?

Sie nahm kein Geschenk von ihm. Nur eine Korallenschnur, deren Kostbarkeit sie nicht ahnte, um den braunen Hals, der so schlank und kräftig den für ihre Gestalt zu kleinen Kopf trug, hatte sie immer. Und einen Ring, das Zeichen ihrer Verbindung, hatt' er ihr an jenem Morgen an den Finger gesteckt, der sie verbunden gesehen. Ein Rätsel war sie ihm, in jedem Sinn ein Rätsel. Desto mehr beschäftigte sie ihn. Denn sie war so eigen ernsthaft. Und eine leise Würde war über ihr. Lange konnte sie stumm nachdenken. Aber unglücklich oder nur irgendwie gedrückt erschien sie ihm nicht. Denn in ihren dunklen Augen war immer ein goldiges Licht, als hätten sie den Glanz aller Sonnen in sich gesogen, und der quelle nun vor, die sie gemeinsam genossen.

Alles Gerede war verstummt, da man sah, wie frei und unbekümmert darum sie sich zueinander bekannten. Nur der alte Dworzak konnte sich mit seinem Geschick nicht aussöhnen, das ihn zum Darben verurteilte, wo ihm nach allem Recht die Fülle hatte werden müssen. Er hatte die merkwürdigsten Träume. Er stand vor Haufen Goldes, und etwas stak ihm im Leib, und er konnte sich nicht bücken. Warf er sich zur Erde, dann war's unmöglich, sich mit seinem Raube zu erheben. Er verkümmerte ordentlich. Und nur die Schadenfreude, wie das mit der Hanka endigen und wie sie sich danach benehmen würde, hielt ihn noch aufrecht. Denn eine Strafe mußte und sie sollte ihr vergönnt sein. Mochte sie dann nur jammern und spüren, wie das tut, wenn man um all

seine Hoffnungen geprellt worden. Sein Kind war sie nicht mehr, der Nickel!

Ein grauer Morgen war aufgekrochen. Mühselig, wie nach einer durchwachten und verdrießlichen Nacht, langsam, als sei er gar nicht neugierig, zu sehen, was sich auf dieser garstigen und lehmfarbenen Erde begeben. Es war eine frostige Luft.

„Hanka!"

„Was will der junge Herr?"

„Hanka — komm zu mir. Näher, ganz nah. Ich hab' keinen Atem mehr und möcht dir was sagen, was kein Mensch hören soll."

Sie setzte sich auf sein Bett. „Hat's gar so Eile, junger Herr?"

„Es hat. Hanka — es geht zum End'."

Sie verfärbte sich, so bestimmt sie gewußt hatte, das müßte kommen. Aber sie faßte sich: „Und wann wird der junge Herr reisen?"

„Reisen werd' ich nicht mehr, Hanka" . . .

„Da red't der junge Herr wieder, wie ein rechter Narr. Ich werde noch heute seinen Koffer packen. Da hier ist jetzt kein Leben für den jungen Herrn."

„Du bist ein braves Mädel, Hanka, und ich habe dich sehr lieb."

„Hab' ich schon einmal gehört. Weiß ich schon. Hätt's erwarten können, bis ich mit dem Aufräumen wäre fertig gewesen."

Er fingerte an ihrer Hand. „Mir ist's nicht ums Dummheitenmachen" . . .

„Es scheint doch," lachte sie, um ja nicht merken zu lassen, wie beklemmt sie sei.

„Hanka — es geht mit mir zum End'."

„Hat mir der junge Herr schon einmal erzählt. Davon will ich nichts wissen. Das tu' ich nun einmal nicht glauben."

„Wirst's schon glauben müssen. Seit heute Nacht weiß ich's. Ich gehe nicht mehr fort von hier. Auf meinen Füßen sicher nicht."

„Der junge Herr soll nicht so reden," schrie sie auf. „Ich leid's nicht."

Er sprach unendlich leise. Und über seiner Stimme lag's wie ein Flor: „Arme Hanka, dir wird's leidtun um mich" . . .

„Barmherziger Jesus. Leid, sehr leid."

„Und ich möcht' gern was für dich tun, Hanka."

Ein ernsthaftes Kopfschütteln. „Ich nehm' nichts. Nichts, was man für einen Groschen zu kaufen kriegt."

„Hanka!"

„Nix. Ich hab's gesagt. Und was die Hanka Dworzak sagt, gilt in Ewigkeit."

„Ich möcht' dir aber gerne etwas lassen für alle deine Liebe und Gutheit" . . .

Ein eigentümliches Lächeln. Etwas verschämt und dennoch freudig von innen heraus: „Darüber muß sich der junge Herr nur keine Gedanken machen" . . .

„Wenn ich es aber dennoch tue."

„Er soll es nicht, es ist nicht nötig, daß er sich das Herz noch schwerer macht, als es ihm schon ist. Ich werde etwas haben, was mich immer erinnert auf ihn" . . .

„Hanka!" Er richtete sich halb auf, stützte sich

auf den Ellenbogen, sah ihr angespannt in die Augen. Mit einer Verzweiflung. Sie nickte ernsthaft mit dem Kopfe und erwiderte seinen Blick. Er aber schrie auf: „Das wäre aber schrecklich, Hanka!"

„Ja, warum wär' es schrecklich? Wen geht's was an, wenn nicht mich?"

Er vergrub sein Gesicht in den Kissen und stöhnte. Sie ließ ihn ein Weilchen verwundert gewähren. Dann, mit einer unendlich mütterlichen Gebärde, neigte sie sich zu ihm und hob ihn, der sich in seiner Aufregung sperrte und bitterlich, wie ein krankes Kind weinte, mit ach so leichter Mühe zu sich empor: „Der junge Herr muß sich nicht so kränken um mich. Gleich wird ihm schlechter sein" . . .

„Ich tu's nicht um dich."

„Ja, warum denn?"

„Um das Kind." Das war ein röchelnder Aufschrei.

Sie verstand ihn nicht. „Soll er nicht. Daß es nicht nach dem jungen Herrn heißen wird, hab' ich doch eh' gewußt. Ich hab' den jungen Herrn lieb gehabt. Ich will's auch schon lieb haben."

Er war ganz fassungslos: „Aber ich bin krank, Hanka."

„Nun?"

„Du begreifst immer noch nicht?"

„Nein. Ich bin ein dummes Mädel. So soll mir's der junge Herr erklären."

„Und ich habe es mit der Lunge, und also wird es das Kind auch damit haben und wird ohne ehrlichen Namen und siech sein."

„Woher weiß der junge Herr das alles? Glaub' ich nicht."

„Es ist aber so."

„Glaub' ich nicht." Sie legte seinen Arm um ihren Hals und eindringlich sprach sie: „Glaub' ich nicht. Ich weiß auch, da war der Schullehrer, der hat's damit gehabt. Und was sie von Kindern gehabt haben, das ist gestorben noch vor ihnen. Aber sie hat doch auch ausgesehen, als käm' nur ein schlechtes Wasser und kein Blut, wenn man stechen möcht' in sie. Und gehungert haben sie mehr als genug, und keines hat eine ordentliche Pflege gehabt. Wird bei mir anders sein. Glaub' ich nicht." Und sie streichelte ihm die mageren Wangen. „Junger Herr, mein Bedřich kränk dir nicht das arme Seelchen." Und das Du, das sie niemals trotz seines Wunsches über die Lippen gebracht, es floß ihr nun vom Munde.

„Da kannst du nichts ändern, Hanka."

Sie ließ ihn sehr sacht niedergleiten. Dann richtete sie sich auf. In ihrer prächtigen Kraft, in ihrer ganzen, schönen Gesundheit stand sie, ihrer selbst bewußt, vor ihm: „Ein dummes Mädel bin ich, junger Herr. Aber eines weiß ich, weil ich's gesehen habe mit meinen eigenen Augen und nicht einmal, sondern vielmals, und in jedem Frühjahr: nachdem der Boden ist, danach wächst es auf ihm. Ist der junge Herr krank, so bin ich desto gesünder, und ich glaube, mein Kind ist es am Ende doch auch."

„Wie stark du nur bist, Hanka."

Sie lächelte: „Eines muß es wohl sein. Und ich sag' dir, Bedřich, es wird leben, und ich werde

darauf schon Acht geben, daß es mir gesund bleibt und stark wird" . . .

„Und was willst du damit?"

„Bedřich soll er heißen. Und ein ordentlicher Mensch soll er werden, daß jeder seine Freude mit ihm hat. Und kommt er zu seinen Jahren, so will ich ihm sagen: der und das war dein Vater, und er hat von dir fort müssen, ehe du noch gelebt hast" . . .

„Und meinst du nicht, er wird schlecht von dir denken?"

„Möcht' ich ihm zeigen, dem Lumpen!"

„Hanka!" er richtete sich mit großer Mühe auf. Sie legte sein Haupt an ihre junge Brust. Dann: „Nun ist's genug, Bedřich. Der junge Herr muß schlafen."

* *
*

Es war um den Notar in die Stadt geschickt worden. Er kam und hatte eine lange Konferenz mit Friedrich Branicky, in der sein juristisches Wissen vor dem entschiedenen Willen des Kranken unterlag.

Dann jagte ein reitender Bote durch die kahlen Wälder mit einer Depesche nach Wien.

Dann standen sie im Schloßhof in ängstlichen Gruppen. Der Tod war im Vorhaus. Ein Blutsturz war zur Nacht über den jungen Herrn gekommen und keine Rettung mehr. Und die Dörfler harrten vor der Türe, bis der Herr Dechant, trotz des mürrischen Wetters er selber, mit dem klingelnden Ministranten vor sich und dem heiligsten Gut in der

Hand vorüberschritt, knieten nieder und taten ein frommes Gebetlein.

So geschah's auch vor der Mühle. Da zwinkerte Hynek dem grauen Himmel entgegen, die Müllerburschen um ihn. Und einer meinte, als der traurige Zug vorüber war: „Nun wird unsere Hanka wohl sehr weinen.“

„Wird sie? Kann schon sein. Er war ein sehr guter Herr zu ihr gewesen,“ antwortete der Hynek.

„So sehr weinen wird sie. Erbarmen wird es einen.“

„Weil sie ein christliches Gefühl in sich hat und sie das junge Blut erbarmt, das sie so lange gepflegt hat.“

„Wie eine Witwe tun wird sie. Ganz wie eine Witwe, nur nicht in Schwarz.“

Der Hynek antwortete nichts. Nur sehr scheel sah er den anderen an.

„Und stärker ist sie geworden. Und man meint“ ... Was man meine, sagte er nicht. Das lag in dem unverschämten Blinzeln seiner Augen.

Er wär' auch nicht weiter gekommen. Denn nun kam ihm eine Erleuchtung, und es schien dem Hynek der Augenblick zu einer Tat. Mit einem einzigen Streich schlug er den anderen nieder, daß er platt und schmerzlich verdutzt dalag: „Lump elendiger! Ich werde dir zeigen, mein Kind zu einem Bankert zu machen, noch eh's auf der Welt ist.“

Mit diesem einen Schlag hatte alles Gerede ein Ende. Keiner verlangte sich den anderen. Und in allem ihren Leid dankte es ihm die Hanka, daß er ihr Ruhe geschafft.

Und dann erfüllte sich das Schloß mit düsterem Trauerpomp. Und alles kam, selbst des Herrn Dechanten Rede kam bis aufs Wort, wie der verlorene Mann in seinen Visionen vernommen. Auch die Nachrede. Nur das junge Weib hatte er nicht geahnt, das im dunkelsten Winkel der Kirche kniete und mit Gewalt an sich hielt, um nicht seinen ganzen Schmerz zu zeigen, das nicht zu bewegen war, im Leichenzuge mitzugehen, obzwar es der Pflegerin des Toten gebührt hätte. Sie wollte sich nicht hähmisch und feindselig von seiner Sippe begaffen lassen. So galten ihm ehrliche Tränen.

Ihr Vater hatte sich mit ihr ausgesöhnt. Denn man berief ihn aufs Schloß, verlängerte ihm den Pacht und gab ihm eine ansehnliche Summe als Legat für die treue Pflege des jungen Barons, und, meinte der Verwalter, bei dem es ohne etwas Heimtücke nicht abging, zugleich als eine Abfindung und einen Erziehungsbeitrag. Davon aber erfuhr die Hanka nichts. Es gibt Dinge, von denen Kinder nichts zu wissen brauchen.

* *
*

Auf der Mühle haust nunmehr seit Jahren das Geschlecht der Potremba.

Es sind gewalttätige Buben. Käme ihnen der Teufel selbst in die Quere, so hat er von Glück zu reden, wen er ungezaust und nur mit einem blauen Auge entrinnt. Der wildeste und begabteste war von Anbeginn der älteste.

Der Müller sitzt so recht warm im Glück. Denn ihm gedeiht alles zum Segen. Und er darf sich was zugute tun auf sein Glück und seinen Reichtum. Nicht ohne Kampf, vielmehr als Lohn seiner weisen Lebensführung sind sie ihm doch geworden. Die Hanka herrscht im Hause mit dem Recht des Selbstverständlichen.

Einmal, nach zehn Jahren, kam die Herrschaft wieder einmal nach Groß-Wranowitz. Ein brauner Junge stand gerade über einem Knaben und hämmerte nachdrücklich mit Gewissenhaftigkeit auf ihn los. Die Baronin faßt' ihn ins Auge und stieß die alte Durchlaucht, die steinern zu ihrer Rechten saß, an: „Erinnert er dich nicht an wen? Nur stärker ist er, als der jemals war." Die Fürstin hob ihr Lorgnon, das sie noch hochmütiger erscheinen ließ. Dann: „Kann sein, man hätte doch nicht herkommen sollen. Das sind fatale Reminiszenzen. Aber, — wenn der Name aus dem Spiele bleibt, so könnte man um des armen Bedřich willen ein weiteres für den Buben tun. Wär' er nur nicht immer so du mauvais goût gewesen!"

Gegenwärtig macht Dr. Bedřich Potremba, nachdem er die medizinischen Studien an der Universität zu Wien löblich absolviert hat, seine Spitalpraxis. Ein sehr gescheiter und tüchtiger Mensch, nur von einem Jähzorn, der bei seiner ungemeinen Körperkraft nicht unbedenklich ist. Er genoß ein Stipendium der Herrschaft und kann, wenn er nur will, jeden Tag als Gutsarzt angestellt sein. Die Nähe seiner Mutter, an der er mit einer ausschließlichen Leidenschaft hängt,

würde ihn allerdings locken, und er hat jene starken Bezüge zur Heimat in sich, denen ein Leben im Wald, auf dem Dorfe, mit den Bauern durchaus wünschenswert erscheint. Seine Lehrer und Freunde meinen aber, es wäre schade, wenn er mit seinen Mitteln, seinem Wissen und seinen Fähigkeiten sich in ein Dorf vergrübe, um da zu versauern. Denn man hat ihn gern, ja er dominiert durch seine Genußfreudigkeit, durch seine Ehrlichkeit, die so gar nicht slavisch ist. Auch hält ihn die Stadt noch. Und so schwankt er und kann sich nicht entscheiden ...

Der Übergang

Roman

Dr. Emil Steinbach
in aufrichtiger Verehrung

Erstes Buch

Die Adam-Mayer-Gasse

Erstes Kapitel

Die Adam-Mayer-Gasse

Die Gasse ist breit und ansehnlich genug. Nur sehr still ist sie. Man merkt in ihr wenig vom Verkehr und von der Betriebsamkeit, die sonst gerade in diesem Bezirk heimisch sind und sich immer noch behaupten.

Uniforme Häuser bilden sie: ein- oder höchstens zweistöckig. Ohne jeden Stil; man erkennt gleichzeitige Entstehung aus einem Willen. Aber sie sind tüchtig und für gute Dauer aufgemauert. Jedes hat einen tiefen Hof mit einigen Bäumen darin, die fröhlich gedeihen. Man wohnt wohlfeil da, und ein Wechsel der Parteien, wenn nicht eine völlig verdirbt, ist unerhört.

Geschlecht nach Geschlecht verbringt hier seinen stillen Tag. Sie merken wenig vom Gang der Dinge, deren Wandel sie doch lebhaft genug berührt. Denn einmal war hier ein allgemeiner Wohlstand zu Hause gewesen. Eine rastlose Betriebsamkeit herrschte, und sie arbeiteten sämtlich für den einen, der die Gasse erbaut. Das war vorüber. Der Handel suchte sich

einen anderen Pfad, ließ sie links liegen, und man fand sich damit ab, so leidlich es gehen wollte.

Endlich, sein Brot erwarb man immer. Man strich es einmal dicker, man schnitt es wieder einmal dünner. Am Kindersegen gebrach es niemals, und in den zahlreichen Höfen tummelte sich ein kräftiges junges Volk: die Mädchen alle zierlich, ja hübsch und immer anmutig, meist dunkeläugig bei blonden Haaren, die Buben derb und rauflustig. Sie hielten zusammen und betrachteten sich wie Angehörige eines vereinzelten Stammes inmitten der Großstadt. Zuzug wurde bei Groß wie Klein ferngehalten und lange scheel angesehen, wenn er endlich nicht mehr zu verhüten war.

Die Frauen hatten ihre Zusammenkünfte beim Greißler. Dort wurde alles Nötige und einiges darüber erörtert. Ein derartiges Mundwerk, flink wie Brunnenwasser, besaßen sie durch die Bank, die spitzigen so gut wie die beleibten. Sie waren flink zur Arbeit und gute Mütter, nur etwas gar zu zärtlich. Dabei hatten sie stets Zeit zu einem ausgiebigen Tratsch und gerieten sehr leicht in Hitze; Flackerfeuer, das niemandem wehtat. Viel hatten sie über Leichtsinn und Untreue der Männer zu klagen. Derjenige, über den eben eine das Herz ausleerte, war immer nicht nur in dieser Gesellschaft der Schlechteste, sondern an sich ein höchst verdächtiger Patron, wobei es als eine merkwürdige Naturerscheinung verzeichnet werden muß, daß eben die, welche sich das Herz am meisten abfraß, am gedeihlichsten aussah. Eine gewisse Portion Ärger, ja Kummer schien zu ihrem Wohlbefinden notwendig,

wie man von Völkerstämmen erzählt, die allerhand Unverdaulichkeiten genießen müssen, worüber sich gewissenhafte Forscher in der Fremde dann so sehr zu verwundern pflegen.

Auf der Gasse selber hatten sie es immer sehr eilig. Darüber huschten sie nur so. Was eine tüchtige Hausfrau ist, die darf niemals zeigen, daß sie eine freie Minute habe. Im Zorn überschlugen sich ihre Stimmen alle, und sie gerieten demnach sehr oft in ein übeltöniges Kreischen. Die Männer erschienen weniger in der Öffentlichkeit. Zu gewissen Stunden schlichen sie sich zum Wirte, der einen ganz vortrefflichen und weithin berufenen Tropfen schenkte, oder ins Café im Eckhaus, das die anderen Gebäude überragte wie ein stattlicher Flügelmann ein unansehnliches und verbuttetes Glied. Dort saßen sie, rauchten ihre kölnischen Pfeifen und entwickelten eine erstaunliche Kunstfertigkeit, sie bei schwierigsten Stößen auf dem Billard unzerbrochen im Munde zu behalten. An linden Sommerabenden aber standen sie gern ernsthaft und hemdärmelig auf der Gasse, stierten und qualmten in die Dämmerung und schwiegen.

Alle hatten etwas Zurückhaltendes, Verdrossenes, Schwerfälliges neben ihren flinkeren und beredteren Ehehälften. Viele erschienen unreif neben ihnen, wie ewige Jungen. Aber das war angeblich nur Schein. Zu Hause trauten sie sich eben nur nicht und duckmäuserten so herum. Auswärts aber, der gleichen lauteren Quelle nach, da konnten sie laut werden, daß es nur so paschte.

Die Gasse hieß nach dem reichen Seidenzeugfabri-

kanten Adam Mayer. Er hatte ganz klein angefangen, wußte sich was damit und hielt auch in seinem Wohlstand Einvernehmen und gute Kameradschaft mit seinen Arbeitern. Zur Kongreßzeit, da ein allgemeiner Luxus in der Stadt gewesen war, hatte er begonnen und war groß und reich geworden. Hinter seinem Hause ging ein tiefer Garten, von dessen Wundern in der Gasse immer noch ehrfürchtige Sagen waren. Dort hatte er mit seinen Freunden Gelage gehalten, die sich schon sehen lassen konnten, von denen in seinen Kreisen nicht anders gesprochen wurde wie höher oben etwa von den Festen bei der schönen Fürstin Lori Schwarzenberg. Denn das Geld strömte ihm nur so zu, daß er es unmöglich aufbrauchen konnte. Es bedurfte keiner Marken noch Zeichen. Auf den ersten Blick und mit dem Griff mußte man es heraus haben, was bei Adam Mayer gewebt worden war, und der ganze Balkan mit seinen üppigen Hospodarenfrauen, ja die Levante kannte seine Waren. Die hatten „halt ein' eigenen Geschmack".

Er war ein gerechter Mann gewesen. Was mit ihm in Geschäften zu tun hatte, konnte bestehen und versagte ihm dieses Zeugnis nicht. Nur markten durfte man mit ihm nicht wollen, sonst konnte er unwirrisch, ja selbst sehr deutlich werden. „Paßt's Ihnen net, so gengen S' halt wo anders hin. Epper schenkt's Ihnen wer."

Als er starb, schien der Wohlstand seines Hauses für immer begründet. Einigermaßen zerbröckelte er freilich durch Erbteilungen. Der Älteste übernahm die Fabrik. Er war in den Überlieferungen seines Vaters

groß geworden und hielt sie hoch, ganz besonders was die Lebensführung und den Umgang mit der Kundschaft anlangte. Man mußte allerdings schon geringer weben. Denn die Zeiten wurden immer schlechter, und die Leute verstanden es nicht mehr wie einmal, begehrten nur einen Fetzen, der nach etwas aussah. Verlief sich ein Kunde: „No, war eh ka Schad' um den notigen Kerl." Deswegen ließ sich Herr Franz Mayer doch nichts abgehen, und seine sehr umfängliche Frau war immer noch die erste Frau am Grund und trug das Kostbarste und hatte einen Schmuck, dessen sich keine Fürstin zu schämen gebraucht. „Denn wozu hat man's, wenn man's net herzeigen soll, han? Sollen sich die Neidigen ärgern, was halt nur Platz hat."

Trotzdem mußte schon unter ihm der Garten in Baustellen zerschlagen werden. Da siedelten sich kleine Leute an. Denn es war erstaunlich, wie die Menschen mehr und die Zeiten ärger wurden. Da unten ward förmlich geschleudert. Ein reeller Kaufmann und Erzeuger konnte da nicht mit, und wer etwas auf sich hielt, der wartete doch, bis man zu ihm kam, und rannte nicht unablässig den Leuten mit seinen Reisenden die Tür ein, als könne er ohne ihren Auftrag nicht bestehen und es durchaus nicht erwarten.

Es kamen schlechtere und wieder bessere Zeiten, die nur niemals lange genug anhielten, um das Haus auf die alte Höhe zu heben. Geschwister mußten versorgt und Seitenverwandte, die einmal ihr Geld in das Unternehmen gesteckt, ausbezahlt werden. Das schwächte die Kapitalskraft der Firma. Gewandtere,

flinker und fähiger, jeder Schwankung des Marktes nachzugehen, gerieten nach oben und behaupteten sich ein Weilchen. Die Mayerischen sahen dem verdrossen zu, und ihnen ward schwindelig vor diesem Auf und Nieder.

Das war keine Zeit, in die sie paßten. Noch wollte man nicht zeigen, auch ihnen könnten schlimme Verhältnisse etwas anhaben. So arbeitete man mit Schaden, und Haus nach Haus bröckelte von ihrem Besitze ab, wie eine immer wiederkehrende Welle Stein um Stein aus der festesten Mauer wäscht, bis sie einstürzt. Dann schränkte man endlich den Betrieb ein.

Eine Gelegenheit bot sich ihnen noch. Es kamen die fetten Tage zu Beginn der Siebzigerjahre. Damals, nach langem Zögern und Besinnen, hatten sie die Fabrik verkauft und noch während des großen Aufschwunges in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Damals hatte doch alles seinen guten Preis, was irgendwie in Geltung oder Ansehen stand. Allerdings gab es schon Zeichen, die den nahen Zusammenbruch der ganzen luftigen Herrlichkeit ankündigten. Sie merkten nicht darauf. Sie fühlten sich sicher und geborgen. Ehe sie sich aber noch ihrer papierenen Schätze entledigen konnten, kam das Ende.

Das war doch dazumal nicht anders gewesen, als habe man eine ganze Stadt, Gasse nach Gasse, aus Kartenhäusern gebaut. Ein ganz leiser Anstoß, vielleicht nur ein Lüftchen, bringt das erste zu Fall. Andere sinken ihm nach. Im Sturz aber gewinnen die losen Blätter die Wucht von Werkstücken und erschlagen alles, was sie treffen, reißen nieder, was noch so fest

und sorgsam aufgemauert erschien. Eine ganze Stadt, aufhorchend in beklommener Spannung auf den dumpfen Ton niederbrechender, stolzer Gebäude, zusammenfahrend bei jeder neuen Hiobspost, jeder gewärtig, von keinem Unheil mehr überrascht. Ein allgemeines Verderben, aus dem nur spärlich einzelne entrinnen. Und selbst diese hat eigentlich nur ihr Glück bewahrt, keineswegs ihre Voraussicht, die hier so wenig vermochte wie bei einem Erdbeben. Die alte Firma Mayer entrann nicht.

Noch vor dem Ende hatte sich Franz Mayer durch einen rührigeren wie geschmeidigeren Menschen aus der Leitung des Unternehmens verdrängen lassen, die ihm vertragsmäßig gebührt hätte. Man hatte es doch nicht mehr nötig, sich an so eine Stellung zu klammern. Und dann war doch immer so viel vom modernen Geist geredet worden, mit dem man gehen müsse. Das verstand er nicht, das mißbilligte er. Denn so beschränkt er war, er fühlte doch, dieser moderne Geist bedeutete ihm nichts Gutes, wollte ihm und den Seinigen an den Kragen. So war es ihm nicht einmal so unrecht gewesen, als weder er noch ein Träger seines Namens mehr dem Unternehmen angehörte, das nach ihnen hieß. „Wo man doch so nix wie Verdrießlichkeiten mit die Leut' hat ..."

Ein anderer erstand die weitläufigen Baulichkeiten, eben erst frisch ausgestattet mit den neuesten und kostspieligsten Maschinen, um ein Butterbrot. Selber etwas zu beginnen, hatte Franz Mayer weder die Kraft noch die Mittel mehr. Auch war eine große Furcht vor jeder Verantwortlichkeit in ihm. Er wartete immer

auf die besseren Zeiten mühe- und gefahrlosen Gewinnes, wie sie einmal gewesen sein sollten, also wiederkehren mußten, und sich's dennoch so endlos lange überlegten.

Er ging noch manches Jahr, den Stock mit Silbergriff in der Linken, in der Rechten die sorgsam behütete Meerschaumpfeife — einen echten Schwanenhals! — in sein Café und in sein Stammgasthaus, immer noch auf seinem Grund ein angesehener Bürger, „der halt vom Seinigen lebt"; immer noch geneigt, sich bei festlichen Anlässen, wie beim „Umgang" zu Fronleichnam oder bei Firmungen, nicht spotten zu lassen, weil man „sich doch nicht in den Sack schaun lassen darf", und nur zu Hause von der ewigen Übellaune eines Menschen, der seine Zeit vorüber weiß, der Krittelei eines Müßigen, der nichts mit sich anzufangen weiß und andere, Behendere um sich sieht, die sich trotz aller Ungunst der Verhältnisse behaupten, ja sogar vorwärtsdrängen. Über die schimpft, die verdächtigt man. Diese Schelten aber erleichtern das Herz nicht. Es ist denn doch ein grimmiger Neid in ihnen, der frißt.

Eines unternahm er dennoch, ehe er hinging: er ließ das eine Haus, das ihm noch so ziemlich schuldenrein verblieben war, den Sitz der Familie, umbauen und zu einem Zinshaus umgestalten.

Derlei war doch das einzige, das Bestand hatte und bleibende Geltung verbürgte. Das konnte man ihm nicht nehmen. Er griff die Sache allerdings im ungeschicktesten Zeitpunkt an, als sich das Geld noch versteckte und noch sehr, sehr teuer war. Danach aber drängte es ihn. Es wurde der Raum für ein Kaffee-

haus, das doch immer die höchste Miete bringt, aus den Warensälen einer früheren, besseren Zeit gewonnen, und als es eröffnet wurde, da sprach man viel von den schönen Räumen, von der für die stille Vorstadt unerhörten Pracht seiner Einrichtung, drängte sich herbei, und Franz Mayers Name war wieder einmal im Munde der Leute, wie er's geliebt, und wie's ihm nur noch ein einzigmal werden sollte: an jenem Tage, da man ihn mit allem Pomp, der einem angesehenen Bürger, Mitglied so vieler Vereinigungen, bei denen „man schon wer sein muß, nur um dabei sein zu können", gebührt, zugedeckt mit dem kostbarsten Bahrtuch, aus der stillen Adam-Mayer-Gasse hinaustrug zu seinem Vater auf den Schmelzer Friedhof.

Seine Sippe hatte sich inzwischen sehr vermehrt. Allenthalben in der guten Wienerstadt, die sich seither so gewaltig ausgedehnt hat, trifft man ihre Angehörigen. Und keiner, den man wie oder wo immer kennen lernt, wird nach der Vorstellung mit Bedeutung zu sagen unterlassen: „Mayer mit ay. Wissen S', von den Adam-Mayerischen am Schottenfeld, was einmal die große Fabrik g'habt haben, und wo noch eine ganze Gassen, die ihnen natürlich ganz allein gehört hat, nach ihnen heißen tut."

Stammhalter der Familie war sein Sohn Franz Mayer. Nachdem nichts mehr dageblieben war, so mindestens Erbe seines Namens und zugleich jenes Hauses, das so überragend am Eingang der Adam-Mayer-Gasse steht ...

Zweites Kapitel

Herr Franz Mayer findet einen Lehrer

Peter Gröger sah sich um und fand sich allein. Er hatte also seine Kneipgesellschaft verloren.

Das war ihm unbehaglich, nicht so sehr unlieb. Denn er war noch jung und schämte sich selbst seines eigentlich nur geringen Rausches. Auch hoffte er, der einsame Gang werde ihm gut tun.

So strich er durch schweigsame Gassen. Manchmal hörte er ein trunkenes Rufen, von dem er sich nicht narren ließ. Denn am Samstag schwärmte es in diesem Bezirk allenthalben. Es war bewölkt. Die Gasflammen brannten rötlich, und wie sich sein Weg senkte und hob, so schimmerten schön geschwungene Schlangenlinien vor ihm.

Wann er heimkam, war doch völlig gleichgültig. Das Semester hatte eben erst begonnen, und man versäumte doch nichts in den Kollegien. Auch war niemand da, der von ihm über sein Tun hätte Rechenschaft fordern können. Ein eigentümliches und für ihn stählendes Gefühl, nach so vielen Jahren einer steten, vorsichtig, ja nur unmerklich gelockerten Aufsicht.

Es war nur merkwürdig, wie rasch das Wiener Pflaster einen müde machte, der seiner nicht gewohnt war. Peter Gröger fühlte sich von dem kurzen Gang beschwert und der Ruhe bedürftig. Es trat sich ihm so hart. Ein Wirtshaus war zu seiner Rechten. Aber da klang noch Lärmen heraus, das zu ertragen er sich

nicht fähig fühlte. Zu seiner Linken stand ein Kaffeehaus. Durch die ansehnlichen Spiegelscheiben schienen zahlreiche Gasflammen, und die leuchteten freundlich und lockend durch die Nacht.

Er trat ein. Der Raum war völlig leer. Aber man rechnete offenbar noch auf Zuzug. Die beiden Billards standen noch offen, und auf einem lagen die Queues gekreuzt. Der Kellner war sehr verschlafen, aber noch willig und keineswegs entrüstet über den einschichtigen Gast, der wie einer, der etwas auf sich zu halten gewohnt ist, einen raschen Blick nach dem Spiegel warf.

Er gefiel sich gar nicht. Denn sein blondes, frisches Gesicht war mehr als billig gerötet, der junge, krause Bart einigermaßen gesträubt, und in den blauen, kalten Augen ein fremder Glanz. Er putzte an seiner Brille, denn die Buchstaben des Abendblattes, das er zu lesen versuchte, tanzten vor ihm ganz sonderbare Tänze mit einer so verwerflichen Behendigkeit, daß ihnen der Blick nicht zu folgen vermochte.

„Bitte, Herr Doktor!"

Der „Schwarze" stand vor ihm. Er schlürfte verkostend davon. Nicht eben hervorragend. Dennoch tat ihm das heiße Getränk wohl, und er fühlte sich danach sicherer und munterer.

„Eine Karambolpartie angenehm?"

„Danke. Ich spiele sehr schlecht."

„Macht nichts. Der Herr von Mayer spielt nur ums Billardgeld."

Endlich, das mochte gut zur völligen Ausnüchterung sein. Gröger stand auf, prüfte sorgfältig die

Queues und ergriff nachdenklich einen mit jener gewichtigen Miene, die jeder annimmt, sowie er den Stecken einmal anfaßt. Sein Gegner stellte sich vor, und es ging los. Der andere spielte meisterlich. Serie folgte auf Serie, und so hatte Gröger Gelegenheit, sich ihn recht genau anzusehen, damit er sich nicht gar zu sehr langweile. Er war über mittelgroß. Schwarze Haare, die an den Schläfen sorgfältig klebten, noch durchaus nicht angegraut und in der Mitte sehr reinlich gescheitelt und in die linke Stirnhälfte hineingekämmt, muntere Stoppeln um Kinn und Wange, die davon bläulich schimmerten. Sehr elegant angezogen; eine goldene Kette mit mannigfachsten ansehnlichen Anhängseln zu einer altmodischen sibernen Uhr. Eine gewisse Gefallsucht dessen, der gern Eindruck machen möchte, in allem, auch in der Art, mit der er die Bälle anging. Er konnte nicht mehr gar jung sein, denn er war kurz von Atem und pfnauste wohl ein weniges. Auch waren die Hände sehr gerötet und fleischig, wiewohl man ihnen ansah, daß sie niemals gearbeitet, und mit Ringen bedeckt, unter denen ein sehr großer Amethyst, offenbar seines Eigentümers Stolz, vorstach.

Ein wohlhabender Mann, dachte Peter Gröger. Oder einer, der sich mindestens niemals etwas anfechten ließ. Inzwischen war das Spiel für ihn sehr schmählich zu Ende gegangen, und sein Partner war sehr aufgeräumt und sehr vertraulich geworden. Er unterwies ihn, und wenn der Stoß trotzdem nicht glückte, so lachte er hell auf. „Macht nix, Herr Doktor! Dös wird schon noch werden! Probieren geht halt über studieren.“

„Ich weiß nur nicht, ob's fürs Probieren reichen wird," entgegnete Peter Gröger und lächelte säuerlich.

„Wär' net übel; wär' net übel!" erwiderte Herr Mayer und versuchte einen sehr schwierigen Stoß. Gröger sah ihm bewundernd zu. Das spornte den anderen zu immer kühneren Wagnissen. Es geriet ihm fast alles, und er hatte eine sichtliche Freude mit sich selber. Endlich legte er den Queue hin. „So allein ist's net das Richtige. Meine Partie hat mich halt wieder einmal pünktlich sitzen lassen."

Gröger sah nach der Uhr. „Es ist ja auch schon ziemlich spät."

„Ich bitt' Ihnen, lassen S' mich damit aus. Was hat man denn vom Leben, wenn man gar so zeitlich schlafen geht? Am Tag ist eh' nix wie Arbeit. Ich weiß net, wie man den Schlaf gar so schön finden kann. Manchmal träumt man doch ganz grauslich, und bestenfalls liegt man da und weiß nix von sich. Was ist da schön, frag' ich? Hell leben ist's Richtige, und ausschlafen, dazu wird man hernach auch noch Zeit haben. Was, Fräulein, gelten S'?" Und er erhob seine Stimme mächtig.

Die Kassiererin, die, einen großen Knäuel rote Strickwolle vor sich, eingenickt war, schrak auf und versuchte ein verdrießliches und dümmelndes Lächeln, das Herrn Mayer sehr zu ergötzen schien. Er blinzelte mindestens seinem Genossen höchst vergnügt zu. „Ich bitt' Ihnen, Fräulein, wo schlaft denn der Karl wieder herum? Zwei Flaschen Bier möcht' ich."

Sie wurden gebracht und auf den Tisch Grögers gestellt. Herr Mayer setzte sich zu ihm. „Erlauben

S' schon, daß ich mich da niederschmeiß'. Von meine Sumperer kommt gewiß keiner mehr. Gar kein Leben ist mehr in die Leut'! Es red't sich im Sitzen besser, und ich weiß net, warum wir ein jedes da herum einsiedeln sollen. Prosit, Herr Doktor, sollen leben!"

Gröger klang an. Einigermaßen verwundert über diese rasche Vertraulichkeit. Auch bedrückt von ihr, weil in ihm immer noch jene Achtung eines besser und in der Kleinstadt Erzogenen vor höheren Jahren und einer gesicherten Lebensstellung war. Man trank seinen Schluck. Mayer stieß ihn heimlich. „Was sagen S' denn zu derer Kassandra?"

„Ich weiß ja nicht einmal, wie sie heißt. Ich denke: Fräulein."

Herr Mayer lachte, lachte so heftig, daß er sein Bier beinahe verschüttet hätte, welches er schon zum Munde führen wollte, daß es im leeren Raum mächtig wiederhallte, daß der Kellner eilfertig herangeschlurft kam und fragte, was die Herrschaften denn befohlen. „Bringen S' noch zwei Flaschen!" Und nachdem er einigermaßen zu sich gekommen war, zu Gröger: „Ist ein schlechter G'spaß. Ist ein alter G'spaß! Aber ich hab' nur gemeint, wie sie Ihnen gefallt."

„Ich kenne sie leider nicht genau genug zu einem Urteil." Peter Gröger begann den Ton zu begreifen, der hier erwünscht war.

„Möchten S'?" Herr Mayer setzte sich vor eitel Vergnügen rittlings auf seinen Stuhl und lachte noch dröhnender. „Möchten S'?" Er schielte wohlgefällig nach dem Mädchen, das in der Tat ganz hübsch war und nur eben müde aussah. „Da haben S' just kein'

schlechten Gusto. Aber die ist eine Heimliche." Er neigte sich ihm zu und dämpfte seine Stimme. „Die schaut nur auf Verheiratete."

„Wirklich?"

„Wenn ich's Ihnen sag'! Was das schon für Geschichten gewesen sind wegen dem Madel! Aber sie laßt sich niemals nicht erwischen, und der Kaffeesieder tut sie nicht weg. Natürlich, warum denn auch? Die Weiber kommen ihm in kein Kaffeehaus, oder wenn schon, sie sitzen bei ihrem Schalerl langmächtig und spielen net, wo er's meiste verdient; die Männer zügelt sie ihm her — und auf die letzte, er ist doch auch verheiratet."

Peter Gröger lachte. Immer noch verblüffte ihn bei solchem Altersunterschied der sehr freie Ton. Aber er begann schon, in ihm nachzuklingen und ihm innerlich zu behagen.

„Aber Sie trinken ja nix, Herr Doktor! Das geht ja net! Der Wirt verbrennt nur wegen uns sein Gas, und wir geben ihm nix zu verdienen. Da muß der Mann doch zu Grund gehen. Man muß doch auch ein Einsehen haben. Wär' mir net recht, müßt' er zusperren, wo das Haus mir gehört."

Peter Gröger trank gehorsam, und sein Respekt stieg erheblich.

„Überhaupt, ein Doktor, was net trinkt! Das sollt's net geben dürfen. Und auf was für einen Doktor lernen S' denn?"

„Ich bin Jurist."

„Ist immer noch ein ganz gutes Geschäft, andere Leut' die Haut über die Ohren ziehen und sich selber

eine warme Decken daraus machen. Und von wo sein S' denn her?"

„Ich bin ein Deutschböhme. Aus der Nähe von Reichenberg."

„Möglich, daß ich einmal hinkomm'. Ich nimm mir's schon lang vor und hätt' schon oft dort zu tun gehabt. Ist eine reiche Stadt, und sie sind dort gar so viel fleißig. Auf ein' jeden Brief kriegen S' gleich eine Antwort. Aber wissen S', im allgemeinen mag ich die Böhm' net. Aber Sie gefallen mir. Und schicken S' Ihnen brav Geld von zu Haus?"

„Ich werde mich selber erhalten müssen. Für den Anfang hat man mich mit allem ausstaffiert," er sah wohlgefällig an sich nieder, „und mir etwas Geld mitgegeben. Hernach muß ich sehen, wie ich mich selber fortbringe."

„Schau, schau! Und wie wollen S' denn dös anfangen?"

Peter Gröger lachte. „Ich denke, wie so viele andere. Ich kann perfekt stenographieren, habe ganz gute Empfehlungen und eine schöne Matura."

„Ist halt doch ein schwerer Stand. Sind jetzt gar schlechte Zeiten, die ein jeder verspüren muß. Ist eigentlich doch ein Unrecht von Eltern, ein junges Blut so in die Welt schicken."

„Nun, es tun's eben viele," entschied Peter Gröger, „und ich wollt' es selber nicht anders. Ich wollte studieren."

„Schau, schau! Sie haben's net anders wollen!" Herr Mayer verwunderte sich sehr. „Na, mir kann's recht sein. Ich tät's freilich net erlauben. Man kann

doch, wenn man sie bei sich hat, gar net genug auf seine Kinder aufpassen, damit s' net auf Streich' kommen. Wie erst, wenn s' gar so weit von die Eltern weg sind? Aber mich hat's gefreut, daß ich Sie kennen gelernt hab'. Ich bin ein einfacher Mensch, wissen S'. Halt' ein Bürger, der sein Geschäft hat, was eh' alle Tag schlechter wird bei dem elendigen Zeitpunkt. Und zu meiner Zeit hat man's halt' noch net für nötig gehalten, daß unsereins eine Bildung lernt. Aber deswegen hab' ich meinen gebildeten Dischkurs doch ganz gern, und es red't sich ganz gut mit mir, net? Wissen S' — oder halten S' mi für dumm? Han?"

Peter Gröger verwahrte sich heftig gegen jeden solchen Verdacht.

„Nämlich, das vertrag' ich net. Durchaus net. Wenn einer meint, nur weil er sich Fensterscheiben auf die Nasen setzt, so ist er schon wer Besserer wie ein aufrechter Bürger, der endlich alles erhalten muß ... Da muß man's haben —" er wies mit einer bedeutenden Handbewegung nach dem Kopf — „woher man's hat, ob aus die Bücher, wo eh 's Gescheiteste net drinsteht, ist ganz egal. Ich kenn' eine Dürrkräutlerin, die weiß mehr wie alle Doktoren. Woher hat sie's? Ist egal. Raten tut sie, und geholfen hat sie, wer weiß, wie vielen. Ist's so, wie ich sage, oder net?" Und Herr Mayer schielte ganz bösartig.

Peter Gröger war mit dem geschätzten Vorredner vollkommen einverstanden.

„Sehen S', da ist zum Beispiel gleich mein Bub, der Adam. A g'scheiter Bub, hört man allgemein, und

durchg'wirt wie der Teufel, kann ich Ihnen sagen. Aber lernen hat er niemals net wollen. Net, weil er zu dumm ist. Er kapiert alles. Aber zu fad ist's ihm immer gewesen, über die Bücher sitzen. Er hat halt sehr früh Streich' im Kopf gehabt. Was soll ich denn da tun? Soll ich ihm epper den Kopf h'runterreißen?"

Peter Gröger bezweifelte das Ersprießliche eines so radikalen Vorgehens.

„No also, hab' ich ihn halt laufen lassen. Wenn er einmal keck war, so hab' ich's ihm schon g'sagt oder ihm ein paar ganz tüchtig hinter die Ohren gegeben. Aber die jungen Leut' sind halt laut. Ich war's auch, und ich bin doch wer geworden. Nur freilich, jetzt, wo man sich nimmer loskaufen kann, jetzt möcht' ich gern, daß er sein Jahr freiwillig dient. Wer weiß, wozu's gut ist, daß wir ins Plauschen gekommen sind. Traun Sie sich, wen dahin zu bringen?"

„Gewiß, Herr von Mayer."

„Wissen Sie, Sie gefallen mir. Kommen Sie halt morgen Vormittag zu mir. Die Vorbereitungsschulen sind so viel teuer und überhaupt mehr für die Pflänz', und Sie könnten mit meine Madeln a lernen."

„Soll ich meine Zeugnisse auch mitbringen?"

„Ist nicht notwendig. Ich werd' doch auf so an' Wisch net mehr geben wie auf meine Augen? Wenn ich Ihnen schon sag', Sie gefallen mir. Wir werden uns schon vertragen und keinen Richter net brauchen. In dem Haus da wohn' ich. Im ersten Stock. Kennt mich übrigens ein jedes Kind."

„Ich danke für das Vertrauen."

„Na, sein S' so gut und halten S' mir noch a Red'!" Herr Mayer schüttete den Rest seines Bieres mit unsicherer Hand hinunter und erhob sich schwerfällig. „Wissen S', ganz steif werden einem die Füß' vom vielen Sitzen. Aber ich hab's halt kommod. I brauch' kan' Hausmeister. Macht bei meinem Geschäft eine ganz wesentliche Ersparnis aufs Jahr. Wirtshaus, zahlen!"

Der Kellner torkelte schwerfällig und argwöhnisch herbei. Herr Mayer gab ihm einen freundschaftlichen und aufmunternden Schupfer. „Wieviel macht das alles? Der Schwarze vom Herrn Doktor ist auch dabei? Wissen S', das Billardgeld müßten S' eigentlich zahlen, das haben S' ehrlich verspielt. Na — daß die Frau Mutter halt net weint — so schreiben S' halt alles zusammen, Karl! Ich werd's schon zahlen." Und noch einen Blick in das öde Kaffeehaus mit seinen zugedeckten Billardtischen, den sausenden Gasflammen, zusammengestellten Stühlen, dem mit Sägespänen überstreuten Boden werfend: „Net zum glauben — aber ich hätt' noch so eine Lust auf ein Pünscherl — gibt's net mehr? Ist halt eine saubere Wirtschaft. Ein rechtes Tschecherl ist's, das muß ich schon sagen."

„Aber es ist schon spät, Herr von Mayer."

„Sie, Herr Doktor, mit dem Von hat einmal wirklich net viel gefehlt, schon unterm Kaiser Franz und meinem Großvater. Ist eine eigene Geschicht'! Muß ich Ihnen einmal erzählen. Wer weiß, wie wir jetzt dastünden? Aber gute Nacht, Fräulein. Und träumen S' von mir. Gute Nacht, Herr Doktor."

„Gute Nacht, Herr Mayer." Und Peter Gröger

suchte, um ein Erlebnis reicher, den Heimweg. Es begann zu grauen, und ein herbstliches Rieseln und Nebelreißen war.

Drittes Kapitel

Peter Gröger lernt die Familie Mayer kennen

Trotz Jugend und gesunder Nerven schlief Peter Gröger in dieser Nacht nicht viel. Er war doch aufgeregt von der neuen Bekanntschaft, von der Aussicht auf eine Wirksamkeit, die sich ihm so unerwartet bot.

Daß er leisten konnte, was man billigerweise von ihm begehren durfte, dessen war er schon sicher. Er hatte seine Gymnasialzeit gut benutzt und war überhaupt ein Mensch von einer merkwürdigen Nüchternheit, von der Sorte, an der die Lehrer ihre Freude haben: ohne ausgesprochene Neigungen nach irgendeiner Richtung, aber zuverlässig in der Gesamtleistung; gehorsam aus Vernunft und ohne Kriecherei und sehr gelassen in allem. Das gibt Menschen, die ans Leben herantreten und es zu nehmen wissen, wie es nun einmal ist; die sich ihre besonnenen Ziele nach den Umständen abstecken und ihnen ohne Hast, aber auch ohne Zaudern zustreben, die sich nicht zu viel, immer aber Erreichbares vornehmen und nicht leicht zu entmutigen sind.

Er zog andächtig sein bestes Gewand an und machte sich auf den Weg, den er sich gestern gut gemerkt hatte. Es war nicht einmal weit bis zur Adam-Mayer-Gasse.

Er ging an einer zopfigen Kirche vorüber, in die gerade eilfertige Bürgersfrauen nach dem Einkauf für den Sonntagstisch, Mägde mit ihren Päcken und zierliche Mädchen drängten, um ein Stündchen Feiergottesdienst zu erhaschen. In alter Gewohnheit trat er ein und verweilte sich ein Augenblickchen. Denn der Tag schien ihm wichtig genug, ihn mit einem Gebet zu beginnen.

Gegen elf Uhr stand er vor Herrn Franz Mayers Tür. Das war ja wohl die richtige Besuchsstunde. Das Dienstmädchen, das ihm auftat, eine hübsche, große, üppige Person mit sehr hellem Haar und frechen Augen, stierte ihn lange und unverschämt genug an, ehe sie ihn ins Zimmer führte, das noch keineswegs völlig in Ordnung gebracht schien.

Peter Gröger sah sich nach seiner prüfenden und vorsichtigen Weise um. Eigentlich hätte er sich die Wohnung eines reichen Mannes anders vorgestellt. Es sah doch ziemlich kahl aus. Die Wände, bis auf einige Porträts, sehr nüchtern. Auf der massigen Kredenz einige Prunkstücke in schwerem Silber, die aber zum Ganzen so fremd standen, daß man ihnen kaum die Echtheit glaubte. Das übrige war nämlich offenbar mühselig erhalten und zusammengestoppelt, und man konnte selbst die Jahrgänge bestimmen, zu denen es erstanden war. Immer war das jüngste Stück auch das wohlfeilste. Er setzte sich auf einen der grünen Ripsstühle und wartete.

Aus der Küche drang von Zeit zu Zeit ein scharfes Keifen, von der Art, die eigentlich kein Ziel hat und nur sich selber Erleichterung schaffen will, dazwischen

ein Klirren. Eine Stockuhr, zwischen alabasternen Säulchen der behende und blinkende Perpendikel, tickte sehr eilfertig und schlug mit einem bimmelnden Stimmchen die Viertelstunden.

Endlich erschien die Frau. Sie war groß und mager und von eckigen Bewegungen; eckig durch die Hast, in der sie offenbar lebte und mit der sie eine jede Bewegung ausführte. Dabei geht eben jede Anmut verloren. Ihre Hände waren rot und abgearbeitet und glänzten noch feucht, wie sie sich sie in aller Eile mit der etwas schief gebundenen Schürze abgetrocknet. Das Haar war ganz grau, nur manchmal glänzte noch ein schwarzer Strähn vor; die Augen waren schwarz und schön und unruhig, ja feindselig. Fast gehässig musterte sie den Studenten, während sie ihren Mann entschuldigte: er sei unwohl, müsse aber gleich aufstehen. Mitten im Satz aber brach sie ab. „Was erzähl' ich Ihnen da? Sie waren ja dabei. Sie werden ja eh' wissen, was das für eine Krankheit ist, die man meist am Sonntag Vormittag hat," lief zu einer Tür und schrillte hinein: „Franz, so komm endlich! Meinst net, 's wär' Zeit?"

„Glei komm' i, glei!" Und ein heftiges Prusten.

Ja — die Kinder waren noch nicht zu Haus. Die Mädchen natürlich in der Messe. Denn das müsse sie ihm gleich sagen: auf Religion halte sie in ihrem Hause. Sonst habe man schon so nichts auf der Welt.

Peter Gröger erklärte sich in aller Bescheidenheit völlig einverstanden. Er sei heute selber schon in der Messe gewesen.

Frau Kathi Mayer musterte ihn mit einem raschen

und höchst mißtrauischem Blick, als sei sie es nicht gewohnt, Recht zu bekommen. Sie schluckte an etwas und zuckte die Achseln. „No, ist's halt desto besser." Wo der Junge sei, wisse sie durchaus nicht. Und sie lief schon wieder zur Tür. „Franz! hast du dem Adam net g'sagt, er soll zu Haus bleiben?"

Ein tiefes Stöhnen. „Natürlich hab' ich's ihm gesagt. Er ist halt nur an einem Sonntag net zum derhalten."

„Und wo meinst denn, daß er sein könnt'?"

„Ich weiß net. Epper beim Greißler?"

„Und werd' fertig, Franzl! Ich hab' in der Kuchel alle Händ' voll zu tun und kann net a no dein' Freunderln Gesellschaft leisten."

„Glei kumm' i, glei!" Frau Mayer sah mit einer gewissen gereizten Hilflosigkeit an sich nieder und strich hernach die eine sehr dunkle Flechte, die sich immer wieder eigenwillig vordrängte, schleunig zurück. „Ich kann's Essen net anbrennen lassen. Und auf die Marie hab' ich doch gar kein' Verlaß," jammerte sie.

Ein Poltern von Stiefeln. „Glei kumm' i, glei!"

Die Frau musterte Herrn Peter Gröger so argwöhnisch, daß ihm ordentlich heiß wurde. „Eigentlich, und daß Sie's nur gleich wissen: ich bin keine Freundin von die Freunderln von mein' Mann. Ihm g'fallt bald einer. Braucht ihm nur nach dem Maul zu reden oder ihm zuzuhören, wenn er red't, was er gar so viel gern tut, so ist's schon gut und gewonnen. Er ist halt ein Narr, und er bleibt einer."

Das war so laut gesprochen, daß Herr Franz Mayer es unbedingt hören mußte. Trotzdem kam

aus dem Nebenzimmer kein Laut der Entgegnung. Nur das Knarren und Trappen von Stiefeln vernahm man.

„Ein anderer erkundigt sich doch, wann er wem zum Lehrer nimmt. Das geht net gegen Sie. Ist halt doch möglich, daß Sie eine Ausnahm' sind, und Sie gefallen mir so weit ganz gut. Gegen ihn geht's. Er könnt' doch schon klüger sein bei seine Jahr'."

Peter Gröger fühlte sich sehr überflüssig und hatte den lebhaften Wunsch, wo immer zu sein, nur eben nicht hier. Da hatte es offenbar ein heftiges Gewitter gegeben, davon er noch einen verspäteten Nachguß bekam. Zu seinem Glück erschien Herr Franz Mayer, sehr rosig, sehr munter und frisch rasiert. Die Frau warf noch einen überaus giftigen Blick nach ihm. „Sieh zu, daß du vor Mittag noch deinen Weg machen kannst," und verschwand eilfertig in der Küchenrichtung.

Herr Franz Mayer strich sich zärtlich und prüfend die Wange, zwinkerte sehr vergnügt mit den Augen und bot dem Studenten höchst unbefangen die Hand. „Sein S' gut nach Haus gekommen, Herr Doktor? Haben S' gut geschlafen?" Und mit einem Deuter nach der Abgegangenen: „A brave Frau! A sehr eine brave Frau! Wirtschäftlich und fleißig — nix zum sagen. Nur so viel laut ist sie. Ich hab' ihr halt ein wengerl zu viel und zu lang geschlafen. Und da kann sie sich aufregen, net zum glauben. Freilich, da versäumt man was, und sie ärgert sich halt immer und über alles."

Peter Gröger schwieg und dachte dabei allerhand,

das er als ein besonnener Mann vorsichtig für sich behielt.

„Der Adam ist natürlich net zu Haus! Ob man den Buben zu Haus erhalten könnt' an einem Sonntagvormittag! Ich mein', 'net, wenn man ihn mit eiserne Strickeln anbind't. Da nutzt alles Reden rein nix. Marie! Machen S' doch ein' Sprung zum Greißler, ob er net dorten sitzt."

Die schrille Stimme der Frau: „Just wann man's Madel am nötigsten brauchet, mußt mir's herumschicken?"

Herr Mayer wollte aufbegehren, bezwang sich aber männlich. „Sie ist halt noch schiech, sehr schiech!" flüsterte er.

Draußen ging die Klingel. Die Stimme von Frau Kathi Mayer: „Geht's eini, Madeln! Der Herr Professor ist da," mit einem merkwürdig weichen Tonfall, aus dem alles Herbe weggewischt erschien. Drei Mädchen traten ein. Alle drei hübsch, Herrn Gröger erschienen sie sogar sehr hübsch. Einfache Kleider; die Jacken wie angegossen passend; die Gebetbücher in den Händen, an denen zwei Zwirnhandschuhe hatten. Nur die größte trug Glacés. Das Gesicht Herrn Mayers strahlte: „Das sind meine Töchter," er unterstrich das hochdeutsche Wort. „Die Kathi ist einundzwanzig Jahr, die Rosi ist sechzehn, die Linnerl wird vierzehn. Alle drei sauber, was?"

„Aber Vater!" wehrten alle drei nachdrücklich ab.

„Sein brav, alle drei. Mit der Rosi — ist natürlich schon aus der Schul' — und mit der Linnerl werden S' halt noch lernen müssen. Sollen zwar

keine Doktorinnen net werden. Aber ordentlich schreiben, daß s' können und einen Brief aufsetzen und rechnen, was man so im Leben braucht, weil man heutigentags doch viel mehr begehrt wie zu meiner Zeit. Heiraten sollen sie einmal, halt wem, der wer ist und was vorstellt auf der Welt. Die Kathi trauert i Ihnen net mehr. An' Kontrolor — da könnten S' eher was lernen von ihr."

Fräulein Kathi hatte eben die Handschuhe abgestreift und reinlich zusammengefaltet, dann tat sie mit einem Ruck den Hut ab, ordnete ihr Haar und sah sich mit einem raschen Blick um, so dunkel, daß Herr Gröger erschrak und meinte, das Herz stehe ihm still. Sie kam ihm ganz fremd vor in dieser Wohnung, denn es war in jeder ihrer Bewegungen ein lässiger Hochmut und etwas ganz Fremdes und Verlorenes in ihren Augen, die schwarz waren gleich denen der Mutter, nur verschleiert, als brenne hinter einem seidenen Vorhange ein heimliches Licht. Von Gestalt war sie hoch und voll, selbst kräftig, und dennoch war eine schläfrige und erwartende Müdigkeit über allem, was sie begann. Ihre Stimme war tief, selbst feierlich: wie eine Glocke hatte sie vorgeklungen aus den beiden Worten, die die Mädchen gesprochen hatten. Eine verbannte Königin erschien sie Gröger, und die Schwestern, so hübsch, frisch und niedlich sie waren, neben ihr trivial und unbedeutend.

Abermals ging die Schelle. Man hörte das unwillige, sogar grollende „Wo steckst du denn, Adam?" der Mutter, „der Herr Professor wartet schon ewig lang!", ein gebrummtes „Er wird's schon noch er-

warten können, am Sonntag möcht' man seine Ruh haben," und der jüngere Herr Mayer erschien auf dem Plan.

Er war trotz seiner Jugend, denn er stand erst vor dem zwanzigsten Jahr, körperlich voll entwickelt. Schwarzes Haar sträubte sich zu einer Tolle, fiel ihm in die Stirne, lieh dem ganzen Gesicht einen entschlossenen, ja tückischen Ausdruck. Die Augen lagen tief, und es waren sehr dunkle Ränder darum. Er hielt sie im Sprechen gern lauernd gesenkt, um sie plötzlich einmal mit einem frechen, ja unverschämten Ausdruck schweifen zu lassen. Die Mundwinkel waren schief niedergezogen; auf der Stirne scharfe, frühe und viele Runzeln. Durchaus verdrießlich und hämisch erschien er so; und dennoch — er wußte nicht wieso — und Peter Gröger mußte nachmals oft und viel an diesen Einfall denken— es bestand gerade zwischen ihm und der Kathi eine sonderbare, nicht zu bestimmende und darum geradezu quälende Ähnlichkeit.

Herr Franz Mayer war sehr aufgeräumt, als er so seine ganze Familie um sich versammelt sah. Er sprach viel und ziemlich unsinniges Zeugs, lachte geräuschvoll und schlug manchmal den Adam, der in der offenbarsten und unverhohlensten Weise sein Liebling war, nachdrücklich auf die Schulter. Den solle sich der Herr Gröger nur anschauen, was das für ein Prachtbursche sei. Den habe er nicht umsonst so taufen lassen. Der müsse die ganze Familie wieder hoch bringen, wie der alte Adam Mayer. Und darum solle er einjährig dienen. Denn behalten müßten sie ihn doch, wenn sie nur Augen im Kopfe hätten, mit

dem Brustkasten, die Schenkel, dieser Muschkulatur — hart wie Eisen, „hart wie Eisen, da gibt's schon nix." Und ein Reserveoffizier sei doch immer was, und sehe, gar wenn er die Uniform angelegt hat, immer was gleich. Da seien die Weiber doppelt närrisch hinter einem solchen, und er könnt' sein schönstes Glück machen, besonders wenn er noch aus einer solchen Familie sei. Es zuckte dabei immerwährend in zwei Gesichtern: in dem von Fräulein Kathi und unsäglich äffisch frech in dem des Adam. Eben nur, daß er nicht herausplatzte.

„Bist net bald fertig? Du kommst heut aber schon gar nirgends mehr hin," kam es grollend aus der Küche.

„Gleich, gleich!" Es wurden die Stunden festgestellt, was nicht ganz leicht war, der Beginn des Unterrichts bestimmt, ein sehr bescheidenes Honorar geboten und angenommen. Man könne nicht mehr, man werde sich, wenn man zufrieden sei, schon erkenntlich erweisen. Dann nahm Herr Mayer seinen Zylinderhut und Stock, und beide gingen. Unten schob Herr Mayer den Hut wie unternehmungslustig in den Nacken und tat einen vergnügten Pfiff, neigte sich mit übermütigen, blinzelnden Schelmenaugen seinem Begleiter zu: „'s ist da herunten doch eine bessere Luft wie oben? Gelten S', was? Und jetzt trinken wir schnell noch ein Viertel Alten mitanand. A Narr wird mein Geschäftsfreund sein und jetzt zu Haus sitzen und auf mich warten!"

Die Mädchen zogen sich um und gähnten schon in Erwartung des langweiligen Sonntagnachmittags.

Frau Mayer richtete die Stube völlig her und deckte den Tisch fürs Mittagessen. Der Adam verschwand aus dem Zimmer und schlich sich in die Küche. Er nahm das Dienstmädchen gleich um die Hüfte: „Na, Marie, Schatzerl, was sagen S' zum Herrn Professor?"

Sie schlug neckend mit dem Kochlöffel nach ihm: „Lassen S' mi aus, Herr Adam! Am End' haben S' die Tür wieder nur zug'lahnt. Die Frau kann glei da sein."

„Dauert schon noch a Weil'. Wo werd' ich die Tür nur zuwilahnen? Und wir beide haben gute Ohren, was? Also, was sagen S' zum Herrn Gröger?"

„Ein ganz hübscher Mensch is er. Un Sö waren so unmanierlich."

Er sah sie ganz wütend an. „Gefallt er Ihnen vielleicht? Sie, Marie! . . ."

„Möcht' Ihnen nix angehn. Bin Ihnen ka Rechenschaft net schuldig, Herr Adam. Ich frag' a net, was Sö alleweil bei die Greißlermadeln stecken und treiben."

Er lenkte ein. „Ich mein' nur, was sagen S' zu dem Streich vom Alten?"

„Wieso?"

„Ist halt doch nur a Glück, daß sich nix halt't, was ihm einfallen tut. Passen S' auf, wie ich mir den Herrn Professor federn werd'."

„'s könnt' Ihnen aber gar nix schaden, wenn S' auf die letzt noch was lerneten, Herr Adam."

„Meinen S'? Möcht' mir jetzt noch fehlen. Fallet

mir grad ein! A Narr werd' ich sein und einjährig dienen, wo man froh sein darf, kommt ma auf drei Jahr' aus der Wirtschaft da fort . . ."

Viertes Kapitel

Wie Herr Peter Gröger sich bewährte und nützlich machte

Schon am Morgen also begann Herr Peter Gröger seinen ersprießlichen Unterricht, und Adam Mayer merkte bald, daß es trotz bestem Willen keine so leichte Sache sein werde, diesen Lehrer zu „federn".

Denn es war eine große Klugheit in ihm. Mit Gewalt und Drohungen war hier, einem älteren und durchaus verzogenen Schüler gegenüber, nichts mehr zu richten. So übersah er, wenn er wollte, Unarten nachdrücklichst. Dann ganz gelegentlich, aber immer vor Zeugen, daß man es merken mußte, und immer in guter Manier, kam ein Stich, der saß und nur darum nicht verletzte, weil außer ihnen beiden eigentlich niemand wußte, wohin er ziele.

War der junge Herr einmal gar zu ungnädig und durchaus nicht zur Sache zu bewegen, so ließ er ihn links liegen und lernte mit der Linnerl, was sie gerade für die Schule zu machen hatte. Damit war man bald fertig: denn sie faßte erstaunlich leicht und brachte Zeugnisse, wie sie im Hause Mayer noch nicht ersehen worden waren. Er begann mit ihr Stenogra-

phie zu treiben, und sie freute sich sehr damit. Das erinnerte sie der Geheimschriften, wie sie Schulmädchen auszuhecken lieben. Da konnte man sich Brieferl ins Haus kommen lassen, ganz offen, und niemand ahnte ihren Inhalt.

Mit der Rosi war nichts mehr aufzustecken. Die hatte den ohnedies nicht sehr hellen Kopf schon mit Sorgen und Geschäften überfüllt und konnte nicht aufpassen. Aber die Linnerl!

Es war, nicht nur die Mutter fand das, eigentlich jammerschade, daß nicht sie der Junge und Adam das Mädel geworden war. Denn in ihr lebte ein starker Verstand und eine große Begierde nach Wissen. Ordentlich ausgehungert erschien sie ihm, dankbar für jeden Fingerzeig und ihn in ihrer stillen schweigsamen Art in sich verarbeitend. Nichts ging in ihr verloren. Das war wie mit gewissen Wassern. Sie versinken, verschwinden spurlos unter der Erde. An ganz anderen Orten aber treten sie zu Tage — geschwellt, gewaltsam, ja unwiderstehlich.

So nahe der Reife, war sie noch ganz ohne Gefallsucht. Das mochte sein, weil sie zu klug war, als daß sie gehofft hätte, neben der königlichen Schönheit ihrer älteren Schwester bestehen zu können. Auch war sie noch sehr Kind, ganz dem Augenblick hingegeben und bei aller Ernsthaftigkeit sehr verspielt. Auf der Gasse benahm sie sich wie ein echtes Bubenmädel, und ihre beste Schönheit, ihr reiches Haar, ärgerte sie manchmal wirklich. Es war ein kräftiges Leben in ihr, das nur noch nicht wußte, wohin mit sich.

Es kamen Worte, so voll verständiger Einsicht in

jedes Verhältnis und voll einer unendlich ahnenden Klugheit, daß es war, als wölbe sich ein eigener höherer Himmel über diesem Kinde, daß Gröger ordentlich über solche Einfälle erschrak, sie bei sich behielt, darüber nachdachte. Oftmals erschien er sich als der Lernende. Es schien ihm unmöglich, daß sie klar wußte, was sie ausspreche, so sehr ihr Aug' in hellem und eigenem Licht dabei aufleuchtete. Dennoch lagen das Rosenlicht und der Flaum der ersten Jugend über ihren Wangen, die er gern gestreichelt hätte, weil sie so sehr weich sein mußten. Dafür aber war sie ihm nicht mehr klein genug, und es lag eine gewisse Scheu vor ihr in seinem Herzen.

Sie fand für ihre tieferen Bedürfnisse keinerlei Anregung zu Hause. Wohin mußte das mit der Zeit nun führen? Die Mutter war rastlos in der Wirtschaft, damit nur ja nichts vertan würde, und in ihrem Geschäfte. Sie betrieb nämlich eine kleine Wäschehandlung, mit der sie notdürftig genug etwas verdiente. So war ihr vielleicht nicht einmal recht, daß ihre Jüngste so sehr auf die Bildung versessen war, statt aufs Praktische; aber sie ließ sie gewähren, denn das Mädel hätte doch auch auf Dümmeres verfallen können. Zur Zeit genügte ihr die Hilfe der Rosi noch beim Verkauf und an der Nähmaschine, nachdem die eigenen Beine nicht mehr so recht standhielten. War die erst einmal aus dem Hause, verheiratet oder sonstwie, dann würde man der Linnerl schon den Standpunkt klar machen, daß der Mensch nicht allein für „die Romanen" auf der Welt sei.

Für den Adam war die Schwester einfach die

„narrische Gredl". Und überdies mißbilligte er ihr Tun durchaus. Nicht etwa, weil er den Vorwurf empfand, der in ihrem Wesen gegen seine Arten und Unarten lag. Dazu war er viel zu eitel und vergeckt und zu selbstzufrieden. Aber die Mutter war mit dem Geld so schrecklich zäh. Das Ladel war, freilich erst nach allerhand Erfahrungen, immer verschlossen, und ihr einen Gulden entlocken eine gräßliche Arbeit, die mit dem Spaß kaum im Verhältnis stand, den man hernach hatte. Der Vater verschwor sich immer hoch und teuer, er habe selbst nichts Übriges; höchstens, daß er zu seiner Rechnung auch für den Stammhalter aufschreiben ließ. Der Rosi, die ihren Lohn von der Mutter bekam, konnte man wohl manchmal mit tausend Listen und Drohungen etwas abbetteln, der Kathi was abschmeicheln, obzwar er sich daraufhin hätte hängen lassen, daß gerade sie Geld, mehr Geld habe, als sie sich herzuzeigen traute, oder als sie von der Patin bekam, die ihr ja gewiß manchmal etwas zusteckte. Er hatte seine Augen im Kopf, wußte sie zu gebrauchen, und den Adam betrog man nicht. Wenn er nicht redete, so war das nur, weil man ohnedies immer Verdruß genug hatte. Wozu aber hatte man Schwestern, wenn man von ihnen oder als junger Mensch von seinem Leben so gar nichts haben sollte? Bei der Linnerl aber war gar nie was zu holen. Jedes Zehnerl, das sie bekam, vernaschte sie augenblicklich, oder kaufte sich so ein rotes Büchel, das sie gar noch binden ließ! Auch so eine nichtsnutzige Näscherei . . .

Es war ein eigentümliches Leben im Hause Franz

Mayer. Völlig abweichend von dem, was Peter Gröger bei sich daheim gewohnt gewesen, und also zu Vergleichen reizend, ja zwingend.

Der Herr war sehr wenig daheim. Eigentlich nur bei den Mahlzeiten. Unmittelbar darauf verschwand er. Er hatte es immer sehr eilig, ohne daß eine Seele so genau gewußt hätte, warum, oder was er eigentlich trieb.

Er machte den Eindruck eines sehr beschäftigten, selbst abgehetzten Menschen. Erkundigte er sich einmal bei Gröger nach dem Erfolg seines Unterrichts, so geschah dieses höchst liebenswürdig, aber in der Art eines, der sich wirklich zwingen muß, solcher höchst nebensächlicher Dinge zu gedenken. Er war immer zerstreut, immer unruhig und abwesend, wenn er sich bei den Seinigen verweilte.

Ordentlich peinlich war es, wollte man ihn bei einem Gegenstande festhalten. Er quälte sich so sichtlich dabei. Und seine Antworten kamen mühsam, und ein beständiges Bestreben war in ihnen, abzubiegen oder zu irgendeinem Ende zu gelangen. In seine Augen kam dann etwas Verwundertes, ja Entsetztes, wie man dann gerade ihm zumuten wolle, bei der Stange zu bleiben.

Ansonsten herrschte eine große und allgemeine Duldsamkeit in der Familie. Keiner fragte viel dem nach, was der andere treibe. Die Töchter hingen offenbar mehr dem meist gutgelaunten und oftmals ganz spiellustigen Vater an als der greinenden und immer gereizten und dadurch launischen Mutter. Kathi war viel außer Hause, bei Freundinnen, durch-

aus in reichen Häusern, oder sie stand sehr gern lang und begehrlich vor Auslagen, und Adam machte eigentlich überhaupt nur, was er wollte.

Es war aber nicht jene Unbekümmertheit, die aus gut gegründetem Vertrauen eines in die Absichten des anderen entspringt.

Man verschloß einfach die Augen voreinander. Man hatte einfach seine Enttäuschungen erlebt, jedes an jedem, und zwar immer wieder, und nun erhielt man einen künstlichen Frieden, indem man jeglichen gehen ließ, wohin es ihn gelüstete. Das kostete, zumal der Frau, eine sichtliche und beständige Überwindung.

Und so war denn eine ewig gewitternde Luft über ihnen. Ein Groll schwelte in der Brust der Frau, der sich oft und vernehmlich genug entladen hatte, sich nun nicht mehr loszubrechen traute, ohne darum minder zu werden, der eine ganze Seele in Bann schlug, verstörte, zerfraß. In jedem Worte lag ein Stachel und eine Gehässigkeit; nichts klang mehr gleichgültig oder unbedeutend. Und etwas Jammerndes, eine unablässige, ungetröstete, fruchtlose Klage schwang mißtönig mit.

So sehr sich's Peter Gröger aus Überlegung und aus Bedürfnis seiner Natur zum Grundsatze gemacht hatte, nicht zu blasen, was ihm nicht selber auf die Nägel brenne, so verstand er es dennoch wohl, daß es einem lebfrischen Menschen wie Franz Mayer bei sich, neben diesem verhärmten und duldenden Weib nicht wohl werden konnte. Die vielen Kinder, die sie geboren, hatten sie vor der Zeit altern lassen. Ihrer

sechs schliefen den ewigen Schlaf. Um jedes davon trauerte sie in immer gleichem, ungemäßigtem Leid, als hätte sie mit ihm vielleicht die Erfüllung aller jener Hoffnungen bestattet, die eine Mutter an das hängt, was ihr Schoß nun einmal getragen, denen sie nicht entsagt, ehe das Leben oder der Tod nicht unwiederbringlich ein Ende damit gemacht haben.

Die Zornigkeit der Erschöpften, der vom Leben Ausgesogenen, denen es nichts von dem gehalten hat, was man zu Recht und mit gegründetem Anspruch fordern durfte, war in ihr.

Sie hatten offenbar einmal über ansehnliche Mittel verfügt; man gewahrte noch Trümmer davon. Sie waren zerronnen. Ihre Schönheit mußte groß gewesen sein. Noch hing ein gutes Bild aus ihrer Brautzeit im Speisezimmer. Man mußte einem aber sagen, wen es darstellte, ehe man's erkannte oder auch nur eine Ähnlichkeit herausfand. Danach glich ihr die Kathi völlig. Nur etwas Strahlendes, Sicheres, Siegreiches war an der Mutter, das der müderen Schönheit der Tochter gebrach. All dieser Reiz war bis auf die letzte Spur verflogen, und dabei war die Frau noch jung: sie stand erst zu Beginn der Vierzigerjahre, und vor ihr lag noch ein weiter Weg, vor dem sie vielleicht nur darum nicht erschrak, weil sie vor steten Sorgen und Enttäuschungen viel zu müd war, um der Zukunft überhaupt noch zu gedenken. Die mochte kommen, wie es wolle; besser, als es gewesen, wurde es doch bestimmt nicht.

Peter Gröger hatte Gelegenheit, sie zu studieren. Denn sie huschte manchmal, in immer gleicher Eil-

fertigkeit, als jagte sie wer oder etwas, während er unterrichtete, durch das Zimmer. Oder sie setzte sich ein Weilchen, weil sie gar so müde war, und ihre Augen gingen rastlos, als müßten sie alles mustern, ob auch gar nichts versäumt oder vergessen sei, ehe sie sich seufzend erhob und weiter sputete. Oder man lud ihn einen Sonntag zu Tisch, zu einem Mahl, das unerquicklich genug war, weil eigentlich keiner ein Wort sprach, eben jeder nur seinen Bissen hinunterwürgte, bei dem sich niemand wohl fühlte, nur Herr Mayer, vielleicht aus dem Pflichtgefühl des Gastgebers, vielleicht auch nur, weil er in seinem fröhlichen Egoismus, in seiner gesunden Gedankenlosigkeit nicht ahnte, einem anderen könne auffallen oder die Laune verderben, was die seine durchaus nicht mehr trübte und woran er schon glücklich gewöhnt war.

Dennoch kam Peter Gröger immer wieder. Es ging ihm gut genug, daß es ihn, so sparsam er war, nicht reizen konnte, da wohlfeil zu zehren. Er hatte seine Stunden, die ihm recht leidlich bezahlt wurden, verdiente reichlich, was er bei seiner Bedürfnislosigkeit brauchte, erübrigte schon für Taxen, freute sich des Gedankens, um wie viel bequemer es sein jüngerer Bruder haben werde, wenn den seine Studien endlich nach Wien führen würden, hielt sich als ein gesitteter Junge von liederlicher Gesellschaft fern und ging überhaupt seinen stillen und unverrückten Weg. Dies Haus aber lockte ihn mit geheimer Anziehung. Die Hoffnung, den Adam durchs Examen zu bringen, hatte er längst aufgegeben, denn dazu hätte der doch selber etwas tun müssen. So trieb er mit dem Jun-

gen allerhand, das ihm sonst nützen konnte, und wendete desto mehr Zeit an die Linnerl. Er bekannte Herrn Mayer offen, wie schlimm es mit den Aussichten seines Sohnes auf das Einjährigenrecht stünde. Er brauste auf, jammerte über das viele herausgeworfene Geld, schwur, den nichtsnutzigen Buben, der ihm noch keine gute Stunde gemacht, endgültig zu erschlagen, und ließ es bei einigen heftigen, trotzig genug angehörten Worten bewenden, als ihm der frech entgegentrat. Es war beinahe, als hege der Vater eine gewisse Furcht vor dem jähzornigen Burschen.

Was aber den Studenten immer wieder in die Adam-Mayer-Gasse zog, das war die Kathi.

Es war wie ein süßes Geheimnis über dem Mädchen und allem, was sie anging. Immer war sie müßig.

Er sah niemals ein Buch oder eine Zeitung in ihren Händen. Höchstens stichelte sie lässig an einer Handarbeit, die nicht rücken wollte. Und dennoch erschien sie niemals gelangweilt. Wie in sonderbaren und fremden Gedanken ging sie durch die Welt.

Er wußte, daß man sie hatte das Konservatorium besuchen lassen. Das war wohl in jenen besseren Jahren geschehen, von denen die Frau manchmal mit einer merkwürdigen Weichheit, die gerade bei ihr eigen berührte, zu sprechen begann. Welchem Beruf, welcher Ausbildung sie bestimmt gewesen? Dies blieb dunkel. Wahrscheinlich sollte sie Schauspielerin werden. Dafür vermeint jede Wienerin Anlagen in sich. Dem aber widersprach es nach Peter Grögers Begriffen,

daß sie so gar kein Bildungsbedürfnis zeigte. Aus welchen Gründen sie zu keinem Abschluß oder zu keiner Verwertung des Gelernten gekommen war? Dessen geschah niemals Erwähnung.

Ein Übereinkommen aber bestand unausgesprochen, nach dem sie von allen häuslichen Verpflichtungen befreit blieb. Sie war denn doch auf dem Wege zu Höherem gewesen. Allerdings trugen sich die Mädchen schwesterlich gleich, aber irgend ein kostbarer Aufputz war immer an der Kathi Kleidern, oder mit einem ihr eigenen Geschmack brachte sie irgend eine Verzierung an, die allem ein eigenes Gesicht lieh. Einträchtig waren die beiden anderen, ihrer Anmut zu dienen und sie zu hegen, dieser kostbaren Schönheit, die Gröger niemals ohne eine starke Bewegung und ohne das Gefühl sehen konnte, sie sei ein Gnadengeschenk des Himmels, das einmal reichen Segen bringen müsse.

Sie ließ sich dieses gefallen. Ohne Hochmut, selbst ohne eigentliche Eitelkeit, mit einer immer gleichen, unbeweglichen, lässigen Müdigkeit. Das war einmal für sie in der Welt so bequem eingerichtet, und sie hatte keinen Grund, sich's anders zu wünschen — bis, nun denn, bis ihre Träume erfüllt sein würden. Und dieses war an ihr eigen: sie wurde niemals rot, und es wäre genug Gelegenheit gewesen, denn der Adam stichelte oftmals, unbeirrt durch die Gegenwart anderer und in der hämischsten Weise, an ihr herum. Dann konnte Gröger ganz rechtschaffen über den unverschämten Lümmel in Wut geraten. Und dennoch wünschte er sehr, sie erregt oder die Wangen vom Blut gefärbt

zu sehen, das sich unfreiwillig erhob. Vielleicht riß dann der Schleier, der ihrer Augen Leuchten immer dämpfte, und sie wäre dann schöner gewesen denn je. Das geschah nicht. Sie erwiderte niemals. Nur in ihren Blicken war eine starke Verachtung.

Endlich schien es ihm, als werde der Adam gerade in seiner Gegenwart mit Vorliebe ausfällig. Dennoch bezähmte er sich männlich. Er verhielt sich nach Kräften mit ihm, schlug einen kameradschaftlichen Ton an und ging einmal sogar mit ihm zum Greißler.

Es war wieder in der Küche. Adam und die Marie saßen sehr vertraulich auf der Kohlenkiste, und der Adam begann: „Hast ein Geld, Marie?"

Sie machte ein verdrießliches Gesicht: „Es kummt immer auf das h'raus mit Ihnen, Herr Adam, 's is eh' schon gar viel."

Er legte seinen Arm um sie: „Wirst's schon wieder kriegen. Und mit guten Zinsen. Was möchtest denn eigentlich zu schenken kriegen, Schatzerl?"

Sie bekam begehrliche Augen: „Ein goldenes Bracelett hätt' ich so viel gern."

„Kriegst es, Mizzerl. Wie ich einrück'."

„Aber ich hab' nur noch zwa Gulden von mein' ganzen Lohn. Alles hab' ich Ihnen gegeben. Und a paar Schucherln tät' ich so gebrauchen, wo ich tanzen gehn möcht'."

„Kriegst eh' net um die zwa Gulden. Gib sie lieber mir."

„Da hab'n S' es."

„Und wissen S', den Herrn Gröger werd' ich mir behalten."

„Na also. Er is ganz ein netter Mensch."

„Meintswegen is er's. Aber er gibt mir eine Ruh mit dem Lernen. Am End' nimmt sich mein Alter hernach einen anderen, und der fangt mir wieder an und will mich sekkieren. Dem hab' ich's schon abgewöhnt."

„Er is halt ein kluger und ein sehr gesetzter Herr!"

„Der? Ein mordionischer Esel is er."

„Ich bitt' Ihnen! Ja, wieso denn?"

„In die Kathi is er verliebt . ."

„Wirklich?"

„Wenn ich dir's sag'! Da hab' ich schon meinen Merks dafür. Über beide Ohren, so lang als sie sein, verliebt. Die Kathi und ein Student!" Er stieß sie an. Sie kicherte herzhaft. Und er pfiff schrill und kräftig, und die beiden lachten hernach sehr herzlich über Peter Gröger und seine unglaubliche Dummheit . . .

Fünftes Kapitel

Die Ahnfrau

Es gehörte übrigens noch jemand zur Familie Mayer.

Gesprochen wurde häufig genug von Franz Mayers Großmutter. Verkehr bestand keiner zwischen ihr und ihren nächsten Angehörigen, obwohl man im selben Hause lebte. Im dritten Stock des weitläufigen Gebäudes hatte sie ihre Wohnung. Keines der Urenkelkinder hatte sie jemals betreten. Aber man erzählte sich Wun-

der, wie hübsch und anheimelnd, wie peinlich sauber und wie mit den gediegensten Sachen bestellt alles bei ihr sei.

Manchmal sah man sie selber. Und man konnte sich wirklich kein säuberlicher Weiblein erdenken. Immer ging sie ganz in Grau. Und die Haare, so uralt sie war, schimmerten noch durchaus nicht ganz weiß. Sie hielt sich immer noch stramm, wenn sie über den Hof ihrer Stiege zuging, nur das Treppenklimmen machte ihr doch schon Beschwerden, und so hielt sie sich am liebsten inner ihrer vier Wände.

Etwas Unnahbares und Selbstgerechtes war allerdings auch an ihr. Sie fühlte sich als Patrizierin und verkehrte nur mit Frauen aus ihrer Schichte, die noch irgendwie mit ihren eigenen jungen Tagen zusammenhingen. Neuer Umgang, neue Bekanntschaften wurden mit einer großen Entschiedenheit abgelehnt. Verließ das Kind einer Freundin das mütterliche Haus, so betrat Eva Mayer ihr Heim sicherlich nicht. Bei sich zu Hause empfing sie, ja hielt Hof. Ihre Zeit lag hinter ihr. Davon, was nachher heraufgekommen war, wollte sie nichts wissen. Das mißbilligte sie durchaus. Da steckte nichts dahinter, nur Schwindel und Betrug. Windeier legte man mit großem Gegacker und tat, als bebrüte man sie eifrig. Kam man vor ihr darauf, dann hatte sie eine höchst eigentümliche Bewegung der Rechten an sich: mit einem Handrücken strich sie dabei über ihr Kleid, nicht anders, als wenn man etwas sehr Ekelndes abstreift. Sie brauchte sich's nicht nahekommen zu lassen. Denn ihr Seliger hatte vorgesorgt. Was ihr zukam, das war ganz bestimmt

vinkuliert und so auf dem Hause festgelegt, daß es ihr unter gar keiner Bedingung genommen oder auch nur verkürzt werden konnte.

Einmal des Jahres, in der Pfingstwoche, hielt ein Fiaker vor dem Hause. Dann erschien sie in allem ihrem Glanze. Eine Gestalt aus der Vergangenheit. Im Damastkleid oder im grauen Atlas, der wohl noch auf einem der Stühle des alten Adam Mayer gewebt sein konnte, so starr und rauschend und feierlich war er; auf dem sehr kleinen Kopfe eine Art Haube. Dann tat sie ihren Schmuck an, funkelnd genug in seiner altmodischen Fassung. Dann galt es nämlich, sich zeigen. Sie lehnte es niemals ab, aus religiösem Gefühl und aus der Verpflichtung der angesehenen Frau vom Grund, die Stelle einer Firmpatin bei jedem zu übernehmen, der sie mit einigem Anspruch darum bat. Die Erinnerung daran und an ihre Firmlinge bildete ihre Annalen. Dann stierten die Urenkelkinder ihr insgeheim und vornehmlich die Kathi mit einem eigenen Leuchten in den Augen nach, bis der Wagen um die Ecke bog, und das flinke Trappeln der Pferde auf dem harten Pflaster verklirrte.

Was so ein Tag nur an Geld fraß! Und das kam wildfremden Leuten zugute und wurde vertan und verjurt! Und hernach gab's immer noch in der ganzen Gasse ein Gerede, wie reich die Urgroßmutter das Patenkind beschenkt hätte und wie nobel sie es dabei habe hergehen lassen! Und was die alte Frau nur an sich trug und auf sich wenden konnte! Ganz besonders die Kathi wußte das auf den Heller zu schätzen, und von ihr lernten's die anderen. Sie aber — du lieber

Gott, wenn die Marie ihren Ausgang hatte und sie legte sich ordentlich an, dann sah sie mindestens so fein aus wie die Herrschaftstochter. Natürlich, die Handschuhe durfte sie nicht ausziehen; sonst merkte man doch augenblicklich, daß sie ein ganz ordinärer Trampel war. Und tat sie gar erst den Mund auf, nijeh!

Überdies waren die Mädchen nun schon in jenen Jahren, da man nachdenkt, Vergleiche zieht und der ursprünglichste aller Triebe der menschlichen und insbesondere der weiblichen Natur erwacht: der Neid.

Es ist sehr leicht, ein Kind glücklich zu erhalten. So leicht, daß der ein Verbrechen an aller Menschheit begeht, der es unterläßt. Da genügt etwas Liebe und Sonne; es reicht, wenn man es nur an seinen ursprünglichsten Neigungen und Freuden nicht zu sehr beknappt. So ungestüm regt sich in ihm die Freudigkeit des Lebens, daß alle Not und kein Drangsal darüber etwas vermag. Kaum die Wolke vorüber ist, taucht es sein Herzchen in den ersten freudigen Strahl, der durchbricht.

Diese aber waren schon in den Jahren, da sich bestimmte Bedürfnisse melden; da nach den Schnurrpfeifereien und den Kostbarkeiten des Lebens das Begehren zu rufen beginnt; und waren ohne jede Aussicht, jemals daran einen genügenden Anteil zu gewinnen.

Denn sie wußten wohl: es stand mit den Vermögensverhältnissen bei ihnen im Hause schlecht und wurde mit jedem Jahre schlimmer. Daß die Mutter nicht mehr so recht mitkonnte, sahen sie selber; den

Vater hörten sie lamentieren, er könne nicht mehr so arbeiten wie vordem.

Da war die Kathi. Bei der hatte man doch etwas versucht, wenn es gleich zu keinem Ergebnis geführt. Bei der Rosi und gar bei der Linnerl, die wohl wußte, sie könne etwas durchsetzen, wenn es sie nur freue und man biete ihr Gelegenheit dazu, ließ man schon alles gehen, wie es mochte. Aber dies schien ihnen nachgerade bezeichnend für alles, das bei ihnen unternommen ward: ewige Anläufe, ohne daß es jemals zum Sprunge kam.

Mit dem Adam war doch auch mancherlei probiert worden. Der hatte halt nie und nirgends gut getan. Erst in der Realschule; was war das für ein Kreuz und bei jedem Semester für ein Spektakel gewesen! Froh waren sie sämtlich, als es damit sein Bewenden hatte. Und in der Handelsschule warf man ihn hinaus, und in keiner Lehre konnte man mit ihm bestehen, der nicht einmal vor den übelsten Streichen zurückschreckte, wenn er loskommen wollte. Er aber durfte tun und treiben, was er mochte. Nach einigem Lärm und etlichen Drohungen wurde ihm alles verziehen. Ja, warum denn nur? So fühlten sich die beiden jüngeren unablässig zurückgesetzt und wie Stiefkinder.

Jener Tag der Firmwoche, an dem sich die Urahne im vollen Staat zu ihrer Fahrt nach St. Stefan rüstete, zeigte ihnen den ganzen Glanz des Hauses, dem sie entsprossen waren und daran ihnen nimmer ein Anteil gegönnt sein sollte.

Denn sie wußten weiterhin: der Vater und die alte Frau standen so schlecht, daß keine Aussöhnung

mehr denkbar war. Und diese Feindseligkeiten hatten sonderbar genug begonnen.

Erst hatte es Franz Mayer versucht, die Großmutter für seine Geschäfte zu gewinnen. Sie hörte ihn und seine erstaunenden Berechnungen des sichersten Nutzens, der ihr erwachsen müsse, mit einer löblichen Gelassenheit und sehr beifälligem Kopfnicken an. Alsdann: ja, das sei ganz schön — für Junge. Sie sei eine alte Frau und habe keinen Anlaß, sich in Spekulationen einzulassen. Sie habe ihr Sicheres, das ihr genüge.

Später einmal, das einzige Mal in ihrem langen Leben, war sie schwer erkrankt. Und hernach, da sie in der Genesung war, da redete ihr der Vater nach Kräften zu, sie möchte doch herunter, in seine Familie ziehen.

Sie mochte nicht. Sie fühle sich da heroben ganz wohl. Sie wohne hoch? Das sei sie nun einmal gewohnt, und da überlege sich mancher den Weg zu ihr herauf. Die Kinder seien ihr noch zu klein, und sie vertrüge in ihren Jahren keinen Lärm mehr. Umsonst wurde beteuert, man werde sie auf Händen tragen. Sie sei kein Wickelkind und dafür wohl schon zu gewichtig. Man werde sie aufs beste hegen und jedem ihrer Wünsche willfahren. Sie sei noch rüstig genug, um keiner Pflege zu bedürfen.

Immer wieder und mit einer Zähigkeit, die sonst gar nicht in seinem Wesen lag, war Franz Mayer auf die Sache zurückgekommen. Immer schroffer, je mehr die Großmutter die letzten Gründe seines Andringens zu erkennen glaubte, wurde ihre Ablehnung.

Erst hieß es, sie sei ihre eigene Wirtschaft zu sehr gewöhnt, als daß sie sich noch in eine fremde finden könne. Man werde sich durchaus ihren Wünschen gemäß einrichten. Ja, das passe ihr nicht. Sie sei nicht gelaunt, jemandem Ungelegenheiten zu machen. Er stand noch immer nicht ab, und da fuhr sie heraus: sie lasse sich nicht als Melkkuh in seinen Stall führen, wenn er es durchaus wissen wolle. Das habe sie doch nicht nötig.

Er sah sich durchschaut, und das fraß nachhaltig an ihm.

Und dennoch war sein Gedanke so sehr vernünftig gewesen. Denn wozu brauchte die einschichtige Person die große Wohnung, die man so schön vermieten konnte, wo doch jeder froh war, wenn er sie zu dem billigen Zins bekam, zu dem sie im Steuerbogen angegeben war? Warum hauste sie unter kostbarem Mobiliar — denken S' Ihnen, ein Tischerl ist da, ganz von Ebenholz mit Gold und Perlmutter! — wenn ihr eigen Geblüt sich mit so Geraffelwerk behelfen mußte?

Man hätte sich so schön aufhelfen können. Das wär' doch wie der Haupttreffer gewesen, auf den der Wiener so gern seine Hoffnung setzt. „Halt nur, daß alte Leut' so viel starrkopfert sein und niemals kein Einsegen haben."

Jedes Jahr, das sie seither noch verbrachte, galt ihm als Unrecht, ja als eine direkte, an ihm verbrochene Boshaftigkeit. Und es wurde bei ihm ein unverbrüchlicher Lehrsatz: ihnen konnte es sämtlich nicht besser gehen, solange das Weib dort oben herumwirtschaftete.

Man ging doch zugrunde an den Leistungen, die man ihr darbringen mußte. Eigentlich hatte der Großvater die Seinigen alle bis ins letzte Glied enterbt, um dieser einen Person willen, die dem bejahrten Witwer in die Augen gestochen, die nichts gehabt oder in die Ehe mitgebracht, aber schon gar nichts, als ihre Schönheit und Scheinheiligkeit, die sich nun dafür benahm, als sei sie mindestens eine geborene Fürstin, die gar keinen Verstand hatte, wie schlecht und wie schwer die Zeiten für einen bedrängten Familienvater sich anließen, und die so zäh und so eigensinnig sei, daß man sie wohl einmal „mit dem Hackel wird derschlagen müssen". Schaden sei um sie nicht; gewiß kein Schaden; und anders loszukriegen wäre sie schon gar nicht.

Was für Summen die nur verschlungen hatte in ihrem unnützen Leben! Denn sie hatte kein Kind gehabt und nur, weil sie sich davor fürchtete, nicht augenblicklich, kaum, daß sie den Alten unter die Erde gebracht, sich einen Jungen, Feschen wieder genommen. Die mußte man nur kennen!

Ins Ungeheuerliche, mit Zins zu Zins schwollen diese Beträge, wenn Herr Franz Mayer von ihnen redete. Er berauschte sich an ihnen, und man begriff, wohin das Gesamtvermögen der Familie geraten sein sollte. Überhaupt machte der Mann niemals einen so phantastischen Eindruck, als wenn er real bleiben und mit Ziffern beweisen wollte.

Das kam dann nicht anders heraus, als sei alles Unheil, das über sein Geschlecht hereingebrochen war, ihr Werk. Ein böser Dämon, ein Moloch, der bei-

spiellose Opfer forderte und gelassen zusah, wie alles um ihn sich an ihnen verblutete, saß oben im Hause. Sie mußte Geld haben, die Alte. Viel Geld. Es war unmöglich, daß sie aufbrauchte, was alles ihr der Großvater in seiner wahnwitzigen Verblendung zugeschrieben hatte. Denn sie lebte im Grunde sehr bescheiden. Niemals ging sie aufs Land, und gegeben, wenn sie nicht „ihre Pflänze riß", hatte sie doch noch keiner schreienden Katz' etwas. Was würde einmal damit? Ihnen sollte doch, sie hatte es eidlich erklärt, kein Kreuzer zufallen. Eher möcht' sie's doch verbrennen oder ins Bürgerspital stiften.

Sprach er so, schwelgend und sich ersättigend an seinem Haß, dann kam in die Augen des Adam ein rötliches Licht, und sie unterliefen blutig. Frau Kathi Mayer horchte eine Weile achtlos und verdrossen, wie man eine leidige, oft vernommene zweck- und sinnlose Litanei anhört, schupfte alles mit einem entschiedenen Ruck von ihren Achseln, und nur wenn ihr der Nachweis, Eva Mayer allein habe jegliches verschuldet, gar zu albern wurde, so warf sie ein kurzes spitzes Wort dazwischen: „Dös stimmt net ganz," oder: „Da wird sich noch wer bei der Nasen fassen dürfen." Die Kathi aber saß in ihren Gedanken da, die stets wo andes, ganz wo anders waren . . . Ihr glitt's ab . . .

Die beiden Jüngeren aber lauschten mit eigenen Gefühlen.

Denn eigentlich fühlten sie sich zur Urahne mächtig hingezogen. Etwas Adliges war an ihr und ihrer so streng geschlossenen Existenz, in der eigentlich niemand

mehr Raum hatte. Sie ahnten das wohl, ohne sich Rechenschaft davon geben zu können. Alles an ihr, selbst ihre unverwüstliche Lebenskraft, selbst die Art, wie sie in ihrer völligen Vereinsamung lebte, flößte ihnen eine dunkle, doch mächtige Bewunderung ein.

Einmal wurde das bei der Linnerl so stark, daß sie bei einer zufälligen Begegnung nach der Schule nicht anders konnte: Sie bückte sich und küßte die Hand der Greisin recht heiß und ehrfürchtig.

Sie wußte wohl, daß sie Gefahr einer harten Strafe dabei lief. Denn der Adam, der ja so nichts zu tun hatte, dessen Augen waren natürlich überall, wo man sie nicht wünschte. Und es machte ihm tausend Spaß, anzuzeigen und so das Gewitter, das immer und mit allem Fug über seinem dicken Kopf schwebte, auf die anderen abzulenken. Nur die Kathi verzündelte er nie, so oft er sich mit ihr häkelte. Man wußte nicht: hatte er sie gern oder fürchtete er sich vielleicht gar vor ihr.

Die alte Frau blieb stehen. Und die Linnerl fühlte, wie zwei harte Augen auf ihr ruhten, und wäre am liebsten in den Erdboden versunken, und ihr Herzchen klopfte mächtig, und sie schämte sich so sehr. Eine alte, welke Hand griff ihr unters Kinn und hob ihr das errötende, gutmütige Gesichtchen; ein prüfender Blick, der langsam milder wurde, tauchte ihr in die sanften, braunen Augen, die sich jählings zu füllen begannen, und eine sonderbar tiefe Stimme sprach: „Bist ein braves Mäderl. Weißt, was sich gehört."

Die Kleine stammelte etwas.

„Lernst du auch brav in der Schule?"

Die Linnerl nickte eifrig und öffnete ihren Katechismus, der ganz voll bunter Heiligenbildchen war. „Vom Herrn Katecheten," hauchte sie, „weil ich die Bravste bin in der Religion in meiner Klasse ..."

„Därfst di net vor mir fürchten. Ich tu' keinem nix. Därfst amal zu mir kommen."

„Ich möcht's so viel gern. Aber ich därf net. Sie erlauben mir's net, und allan trau' ich mich net. Der Adam ..." stotterte sie.

„Der gehört am Galing," entschied sie hart ... „Aber kumm' nur einmal."

„Därf die Rosi a?"

„Wenn sie so is wie du, därf sie a."

„Oh, sie is viel braver wie ich," beteuerte die Linnerl. „So viel fleißig! Und hübscher is sie. Freilich, die Hübscheste is die Kathi" — sie wurde ganz eifrig.

„Das is sie schon. Aber zu mir kommen muß sie net. Behüt' di Gott, Linnerl!"

Und aufrecht stieg sie die vielen Stufen zu ihrer Wohnung empor, und die Linnerl, ein stolzes Geheimnis im kleinen Herzen, sah ihr sehnsüchtig nach.

Ja, das war was anderes, was Nobleres! Da ruhte alles in sich und war verankert. Bei ihnen aber — oh, sie war klug genug und sie merkte alles. Da war eine beständige Zersetzung, ein ewiger Fluß zu schlimmen und unerfreulichen Dingen, ein rastloser Übergang.

In ihrem Zimmer aber ruhte sich indessen Frau Eva Mayer. Sie kannte die Gefühle sehr genau, mit denen man da unten ihrer gedachte. Denn so oft sie

sich's verbeten hatte, man trug ihr dennoch zu, was über sie geäußert ward, jeden Tratsch, jedes Wort eines unbedachten Grolles, das Franz Mayer auf der Kneipe oder im Café gegen sie ausstieß. „Ein dummer Hund ist er," dachte sie bei sich. „Ins Kriminal könnt' ich ihn bringen, wenn's mir passet. Aber ich fürcht' mich net vor ihm. Ich net. Und ich stirb net. Just net!"

Und sie trat ans Fenster und warf einen Blick in den Hof. Dort stand immer noch die Linnerl und blickte ganz verlangend, wie verzaubert, empor. Und sie dachte ihrer Urenkelkinder und ihres wahrscheinlichen Schicksals, mit dem sie nun durchaus nichts zu tun haben wollte. Und dennoch bewegte es sie, und sie sah gar nicht so stramm und hart aus, wie sie sich sonst gehabte. „Was sich der liebe Gott nur denkt," flüsterte sie, „wenn er solche Leut' Kinder gibt. Dös sollt' net sein dürfen, ewig net. Is schad um die zwa Maderln, ewig schad', und ihre Lippen bewegten sich in der naschenden Bewegung des hohen Greisenalters, und ihr Kopf schwang unablässig sinnend. „Wenn man da was tun könnt', ohne daß man sich alle auf'n Hals zügelt? Die übrigen aber — Bande und Bagage!" Sie strich sich mit einem noch heftigeren Ruck als sonst von ihrem Kleide und schellte mit einer sehr entschiedenen Bewegung der uralten Magd, die sie bei sich hatte: „Wo bleibt mein Mittagmahl? Essen möcht' i. — Sö sein's net wert ..." Was sie nicht wert seien oder wen sie meine, behielt sie aber bei sich.

Sechstes Kapitel

Erziehungsmaximen und sonst Näheres von Franz Mayer

Bevor Frau Kathi Mayer stumpf geworden war, hatte es ganz besonders um zwei Dinge zwischen ihr und ihrem Manne Hader gesetzt; um die Zukunft und um die Erziehung der Kinder.

Was die Mädchen anging, so lehnte er von ersten Kindesbeinen an jeden Anteil ab. Die unterstanden überall und immer der Mutter. Er spielte nur mit ihnen und verhätschelte sie, die ihm die bestgeratenen Geschöpfchen von der Welt waren, und er bewunderte sie und jeden ihrer Reize in der Kinder Gegenwart in einer Weise, die der Mutter oftmals die Schamröte ins Gesicht trieb.

Sie hatte ja so nichts gelernt. Aber Achtung vor den Eltern war denn doch bei ihr zu Hause gewesen, und sie schien ihr unentbehrlich. Unmittelbar nach einer sehr glücklichen und gedankenlosen Jugend — sie stand in ihrer Erinnerung wie ein beglänzter Sonnentag — hatte sie sich verliebt und geheiratet. Dann waren die Kinder gekommen, so rasch und zahlreich, daß sie eigentlich immer erst im Wochenbett zu einiger Ruhe und Besinnung gelangt war. Und in ihre Schwäche hinein und bald hatte sie fühlen müssen, der Boden unter ihr sei unsicher, und sie dürfte sich durchaus nicht auf ihren Mann, nur auf sich und ihre eigenen Beine dürfte sie sich verlassen ...

Sie ging's ganz tüchtig an. Und hätte sie an ihm nur einigen Beistand gehabt, sie wären vorwärts gekommen; denn sie hatte Weltverstand und den Blick fürs Nützliche, und ihr war die Arbeit ein wirkliches Bedürfnis. Sich abäschern, abmüden bis zum Umsinken, das war das Richtige für sie und ihresgleichen. Denn hernach konnte man darüber nicht denken, wie es besser hätte sein sollen. Dennoch sah sie klar, wie grundfalsch die Erziehungsmaximen ihres Mannes seien. Das war ein sehr bequemer Fatalismus, im wesentlichen auf einen Satz gebaut, dessen Unrichtigkeit sie doch alle Tage vor Augen hatte, daß eine besondere, gütige Vorsehung allzeit über dem Wiener wache: „er geht net unter."

Über den Buben hatte sie rasch jeden Einfluß verloren. Der Vater aber unterstützte ihn offenkundig in jeder Auflehnung gegen ihr Ansehen, selbst wenn sie vor den anderen Kindern geschah. Das sollte ein Mann werden! Den ließ er sich nun einmal nicht verweibern.

Es gab bei diesem seinem Sprößling nichts, das Herr Franz Mayer nicht gebilligt oder wofür er aus seinem unerschöpflichen Schatz von Sprüchleinweisheit nicht mindestens eine Entschuldigung vorgelangt hätte.

Der Bube war von einem häßlichen Jähzorn. Ja, er ließ sich halt nicht zu nahe kommen, und „jähe Leut' sind gemeinlich gute Leut'". Er war frech. Er lachte der Mutter ins Gesicht und tyrannisierte im frühen Bewußtsein seiner Herrenwürde die Schwestern, die sich's gefallen ließen.

Das war ganz in der Ordnung. „Das Hendel

muß ducken, das Hahndel net." Er war eben keine Lettfeigen. Er verstand zu kommandieren. Das mußte doch ein Mann, der in der Welt einmal was vorstellen sollte.

Er wollte in der Schule nichts lernen, stiftete unter seinen Kameraden bösartige Zänkereien. Er verstand es meisterlich, sie untereinander zu verhetzen, und, kam man ihm hinter seine Schliche, so wehrte er sich als ein behender, grimmiger und tückischer Raufer. Ja, über ihm war keiner. Er verstand seinen Vorteil. Und das Lernen war ihm eben zu fad.

„Mein Großvater hat zur Not seinen Namen schreiben können und is doch der große Adam Mayer geworden. Was man im Leben braucht, steht net in die dalketen Bücher."

Er log. Ja, mit der Aufrichtigkeit kommt man doch gewiß zu nichts. Und ihm fiel halt allerlei ein, worauf nicht ein jeder kommt. Er aber hatte den rechten Schick und den guten Griff für alles, was ihm unterkam. Er trieb sich frühzeitig und manchmal bis in die späte Nacht mit Älteren auf der Schenke um. Wen ging's was an? Es war doch nur ein Zeichen für seine Reife und Klugheit, daß Erwachsene am Umgang mit ihm Gefallen fanden. Er studierte eben das wirkliche Leben aus. Und wenn er sich dabei manches gestattete, was vielleicht seinen Jahren nicht geziemte — je, bei dem kommt's früher, bei wem anderen später. „Die Hörndeln abstoßen tut er sich halt. Ist noch keiner anders a richtiger Mann worden."

Es waren ihr wiederholt ganz ansehnliche Geld-

beträge abhanden gekommen. „Mußt halt besser aufpassen, wo du eh' weißt, wie ausg'spitzt der Bub ist." Und endlich: „er ist halt noch ein Kind."

Dann hatte sie entdeckt, daß er's mit den Dienstboten halte.

Am gleichen Tage mußte das Mädchen aus dem Hause, dessen anmaßende Vertraulichkeit ihr früher verdächtig vorgekommen. Und es gab eine böse, die letzte Auseinandersetzung zwischen den Gatten.

Je mehr sich aber sein Weib ereiferte, desto gelassener blieb Herr Franz Mayer. Er konnte nun einmal nichts dabei finden. Der Bube kam doch zu seinen Jahren. Da war derlei nur natürlich.

Ob er's aber in der Ordnung finde?

„In der Ordnung? Es ist halt amal so, wie's ist."

Aber mit ihrem eigenen Dienstmädchen! Wo sollte damit der Respekt vor der Herrschaft bestehen?

Ja, das sei nun einmal nicht anders. Danach fragt ein junger und hitziger Mensch nicht, in dem alles lebt. Und was denn der Adam dafür könne, daß er den Frauenzimmern in die Augen steche? Und sie fangen meist so an. Es hat's keiner anders getrieben. Außer er lugt. Die hat man halt so — na, halt so bei der Hand. Und wenn sie sonst nur sauber sind! Geistlich sollte der Adam doch nicht werden. Und wenn man's sich recht überlege, so sei das eigentlich noch immer das Vernünftigste. Mit so einer verplempert sich ein Bursch nicht, wie der Adam einer ist, wo man sonst und gar bei einem Unerfahrenen immer fürchten muß, er bleibt beim

Honig picken und verdirbt sich seine ganze Zukunft. „Und 's Billigste ist's am End' a noch; selbst wann was g'schiecht, ist's immer noch 's Billigste."

Ja, aber unter ihrem Dach! Und das Exempel für die heranwachsenden Mädchen, die so was vor sich haben!

Er wurde hämisch. Ja, dann solle sie sich die Madeln halt unter ein Glaskasterl tun und fleißig abstauben! Und sehr gut Acht geben, daß ja keine Fliege dazu kommt! Denn die seien erst recht neugierige Dinger, und man lebe schließlich in keinem Kloster mit lauter andächtigen Schwestern, sondern in der sündhaften Wienerstadt. Dann müßte sie ihnen doch rein die Augen verbinden, wenn sie zu Abend über die Mariahilferstraße gehen, wo auch allerhand Frauenzimmer herumspazieren. Und das möchten sich die Mädeln gewiß nicht gefallen lassen. Und wovon sie meine, daß ihre Lehrmädchen untereinander wispern, und ob die Rosi da gar niemals hinhorche? Gewiß reden sie von nichts, als wer ihnen nachgestiegen ist und wie sie ihn haben ablaufen lassen oder wohin sie sich ihn bestellten. Schad't das nix, so schad't ihnen das zu Haus a nix. Und überhaupt, er wolle endlich einmal vor dem Penzen seine Ruh haben. Wenn er sich über Tags um ein' blutigen Groschen die Füß' in den Leib gelaufen hat, sollte das vielleicht eine Zerstreuung sein, daß sie ihm den einzigen Buben, den er hat und auf den er nun einmal nie nix kommen laßt, verklagt und neuen Verdruß stiftet? „Wie er ist, so wird er halt. Ich möcht' ihm gar net anders. Und der Vater bin ich, und mich geht

er an und sonst niemanden!" Und er schlug mit der Faust auf den Tisch.

An diesem Tage hate Frau Kathi Mayer die letzte Überraschung erlebt, die ihr Mann ihr noch bereiten gekonnt. Und dennoch war sie bereits der Meinung gewesen, ihn ganz und durchaus zu kennen.

Sie hatten so viel miteinander durchgemacht! Nur nichts von der Art, die Menschen einander nähert und innerlich unlösbar vereinigt. Denn in allem Ungemach, das sie so hartnäckig heimsuchte, und mit immer geschärfterem Auge erkannte sie seine und nur seine Schuld.

Was in ihr an Neigung gewesen, das war darüber gestorben. Und nichts war geblieben, nur ein zorniges Mitleiden mit einem nun einmal unverbesserlichen Menschen, dem man seine Streiche nicht einmal so recht nachtragen durfte. Denn er konnte im Grunde nichts für sich. Auch dies Flämmchen erlosch nach der vollen Glut, die keine Warnung Erfahrener zu bändigen stark genug gewesen, von der sie einmal gehofft, sie und die Ihrigen würden sich durch das Leben daran wärmen können, es käme, was da wolle.

Sie hatte erst mit staunender Verwunderung, dann mit Empörung, endlich verzagt und trostlos, wie etwas Unbegreifliches, doch Notwendiges mitangesehen, wie alles mißriet, das er unternahm. Geschäfte, die anderen, um nichts Klügeren, denn es fehlte ihm keineswegs am Verstande, guten Nutzen abwarfen, die endigten bei ihnen regelmäßig mit erheblichem Schaden. Warum nur? Ja, ihr Franzl hatte die Zeit nicht, ihnen nachzugehen. Und er vergaß die wichtigste Ab-

rede, wenn seine Billard- oder Kartenpartie gar zu interessant war. Vergaß daran, wie an den Tod, und machte sich hernach die bittersten Vorwürfe, daß er ihr anfangs ordentlich leid tat, und faßte die besten Vorsätze, für die sie bald genug nur eine Antwort hatte: „Nimm dir nix vor, Franzl; ist eh' gescheiter.“

So hatte er die guten und lohnenden Vertretungen verloren, die man ihm vordem als Angehörigen einer angesehenen und weitverzweigten Familie und als im Besitz mancher wertvollen Verbindungen gern übertragen. Und in der Frau erwachte eine heftige Sehnsucht: eine feste Stellung sollte er annehmen, damit man wisse, was man habe, damit man sich danach einrichten könne. Hatte sie erst die Decke, das Strecken danach wollte sie schon besorgen. Es mußte nicht einmal gar zu knapp bemessen werden: denn sie verdiente doch auch: und zwar ganz ausgiebig. Nur nicht so schrecklich viel freie Zeit fürs Bummeln und nichtsnutzige Einfälle sollte er haben.

Es war geglückt, ihn in einem Kaufhause unterzubringen. Sie atmete auf; denn er war ja noch jung, und mit seiner Gewandtheit mußte er doch vorwärts kommen. Aber die Freude währte nicht lange. Nach wenigen Monaten trat er wieder aus. Die Ärzte hätten ihm die sitzende Lebensweise verboten, wurde erzählt. Frau Kathi Mayer wußte das besser, und eine heimliche Verachtung, ja ein Widerwille regte sich in ihr, gedachte sie der Opfer, die sie bringen mußte, um mindestens den Namen der Familie rein zu halten. Und warum? Er war wieder nicht schlecht gewesen, nur schlampert und halt gefällig gegen seine Freunde.

Der letzte Rest ihres eigenen Vermögens war daraufgegangen.

Nach jener Unterredung bezüglich des Adam und der Dienstmädchen machte sie sich zum erstenmal Vorwürfe darüber, daß sie also gehandelt, nicht lieber für sich und die Kinder gerettet, was zu retten war, seinen Pfad nicht von dem ihrigen geschieden und ihn nicht hatte dahingehen lassen, wohin es ihn so offenbar und so unwiderstehlich zu ziehen schien.

Und nun begann dies Leben eines Agenten, das für einen schwachen Menschen das innerlich verderblichste ist.

Da muß man in die Wirtshäuser und in die Cafés, um herumzuhören, wo sich irgend etwas begibt und was zu verdienen wäre, um Bekanntschaften und Bruderschaften zu stiften, die einem vielleicht anderwärts nützen.

Man muß Schnurren aushecken und sich Spassetteln gefallen lassen, schmarotzen und es nur wieder springen lassen. Denn anders wird man nicht beliebt, und ein „öder Ding" ist nirgends gut gelitten. Und so verwurstelt man immer mehr. Und man muß die Wurst nach der Speckseite werfen, etwas daraufgehen lassen, hat man verdient. Denn man will doch nicht „notig" erscheinen.

Und dafür galt Franz Mayer nicht; durchaus nicht. Im Gegenteile, er war ein fescher Geist, und man bedauerte ihn nur allgemein, daß er eine so engherzige Frau habe, die ihn an der Entfaltung seiner Gaben hemme. Das war aber einmal immer so gewesen, alle genialen Männer hatten böse Weiber.

Man wußte freilich von ihm, daß er niemals Wort

hielt, als wenn es eine Landpartie oder sonst eine Hetz galt. Aber wen scherte eine kleine Charakterschwäche eines sonst vortrefflichen Mitbürgers etwas? In seinen Kreisen kam dadurch niemand zu Schaden. Da kannte man einander schon, empfing jede Zusage mit geziemendem Vorbehalt und wußte sich demgemäß einzurichten. Endlich, unter ihnen war keiner viel anders und hatte also keiner ein Recht, mit ihm zu maulen oder Moral zu predigen. Und wenn er wirklich über seine Mittel lebte: „Ich werd' mir net 's Maul verbrennen. Franzl! zahlst ein' Doppelliter? Oder ein' Latern Bisamberger? Is gar gut und gar net teuer!"

Er war nun einmal so. Ein Phantast war er, dem eine rege und vom ewigen Müßiggang überhitzte Einbildungskraft tausend Möglichkeiten vorgaukelte, bis er die Fähigkeit verloren, zu unterscheiden, was wirklich war und was er sich nur so ausgeheckt. Immer neue Projekte beschäftigten ihn. Es war mancher gesunde Einfall darunter; denn wer immer wieder die Rute auswirft, dem wird endlich auch einmal ein fetter Fisch an die Angel gehen. Und diese Pläne, deren keiner jemals ernstlich in Angriff genommen wurde, entwickelte er nach allen Umständlichkeiten, mit allen Möglichkeiten, sie ins Werk zu setzen, zu Hause. Dort begegneten sie verdrossenem Schweigen. Er besprach sie, schwelgend in seiner Erfindergabe, auf der Kneipe — ein lebhaftes Gläserklingen, ein helles Zujauchzen: „Sollst leben, Mayer! Was dir net alles einfallt, Mayer! Bist doch ein ganz verfluchter Kerl, Mayer! Alsdann, trinken mer eins, daß es gerat'!"

Er betrog sich, er betrog andere. Hätte man's ihm aber vorgehalten, er wäre nicht übel in die Höhe geraten. Wen ging's was an? Wer durfte an ihm moralisieren? „Net amal ein' Spaß wird man mehr machen dürfen! Wär' gar aus!"

Dies alles aber sah und begriff seine Frau. Es schnürte ihr die Kehle, und ihr unbewußt wuchs eine Erbitterung in ihr heran, die sich einmal furchtbar in einer Explosion entladen mußte, die dann keine Schranke mehr kannte.

Da kamen gelegentlich gute Tage. Es glückte ein ergiebiges Geschäft. Damit wurde dann sofort gerechnet als mit etwas, dessen regelmäßige und beständige Wiederkehr gesichert sei. Warnte sie vor solcher Zuversicht, so wurde sie verspottet. Meldeten sich aber die mageren Wochen und sie erinnerte ihrer Vorhersagung, so wurde er ruchlos grob. Natürlich, wenn sie nur recht behalte, dann könne ihrethalben der Mann mit der ganzen Wirtschaft zugrunde gehen. Wie ihm denn etwas geraten solle, wenn es ihm die eigene Frau immer wieder beschreie? So unsinnig der Vorwurf war, er schloß ihr dennoch den Mund.

Sie wußte wohl: wenn er konnte, so foppte er ihr das Geld aus dem Sack. In ihren eigenen Angelegenheiten konnte sie ihn durchaus nicht verwenden. Diese Einsicht hatte sie teuer genug bezahlt. Zu Anfang, da sie noch nicht so ganz sicher, war er ihr gekommen: da oder dort wäre eine Partie zu kaufen, spottwohlfeil, eine Sünde, so eine Gelegenheit auszulassen, wo man einen Haufen Geld mit einem Schlag

verdienen könne. Sie ließ sich beschwatzen; das wenigste war brauchbar, und sie sah sich geprellt. Niemals hatte sie so teure und so geringwertige Ware erstanden, als wenn er ihr einen seiner Bekannten aufdrängte, der es ihr und nur aus Freundschaft so wohlfeil überlassen wolle, damit der schöne Verdienst nicht an Fremde komme. Hernach war er immer eine Zeit sehr vergnügt und sehr flott mit dem Gelde. Und ihren Jammer — denn ihre ganze Seele hing an jedem Kreuzer, und bei jedem Schaden, der sie betraf, verlor sie für eine geraume Zeit völlig den Kopf und machte das Unheil so nur noch ärger — schüttelte er schleunigst in seiner Gesellschaft von sich ab. Das sei nun einmal nicht anders; wer kaufen wolle, der müsse seine Augen gut offen halten und dürfe sich auf gar niemanden verlassen. Und die Weiber meinten wohl, sie hätten's allein mit dem großen Löffel ausgegessen und verstünden doch rein gar nichts und seien zu nichts gut. Wenn ihm so was passiert wär' — na, der Spektakel! Er möcht' ihn lieber nicht erleben. Und wer gewinnen wolle, der müsse auch auf Verlust gefaßt sein, und nochmals — ja, die Weiber überhaupt! Wenn sie nicht raunzen, so ist ihnen gar nicht wohl auf der Welt und in ihrem Fell, und es fehlt ihnen völlig was. Das nimmt man eben nicht so tragisch, wie sie's machen! Sonst hätte man doch keine ruhige oder vergnügte Stunde mehr im Leben.

So gab ihm dasselbe Leben immer neue Kräfte, das die ihrigen verzehrte.

Und sie hatte keine Vertraute auf der Welt. Niemand, vor dem sie ihr Herz ausschütten konnte. Ein-

mal hatte sie sich die Kathi dazu heranziehen wollen. Die sonderbare Verschlossenheit ihrer Ältesten, der alles neben dem in ihr belanglos erschien, lähmte ihr Bedürfnis nach Offenherzigkeit und Mitteilung.

Die Jüngeren aber? Sie wollte den Kindern nicht vorzeitig den Glauben an den Vater zerstören. Und so beklemmt von Rücksichten einem gegenüber, der selber keine anerkannte, und wieder unfähig, sie immer festzuhalten, sich zur Unzeit vergessend, war sie ihm gegenüber ewig im Nachteil, ja scheinbar im Unrecht. Und dies machte sie ganz bis zur Besinnungslosigkeit erregt.

Eine Hoffnung hatte sie immer noch gehegt in sich. Es war ja gewiß: sie lebten im Übergang. Aber das mußte wo auf festem Boden sein Ende nehmen. Dem kommenden Geschlecht mochten bessere Zeiten beschieden sein. Endlich und irgendwie mußte sich die Linie wieder heben, die nun schon so lange nach abwärts lief. Und alle ihre Wünsche hafteten am Adam. Denn: „Ein Madel is immer a armer Narr. Und sie hat's halt, wie man's ihr gibt, net um a Argamentel anders."

Und nun war ihr auch diese letzte Aussicht zerstört, mußte sie auch diesem Traume entsagen. Und damit riß das letzte Freudige, das ihr so fern hinter Wolken vorgeglänzt, das ihr das Leben übergoldet, und nichts mehr blieb, nur die eherne und so entsetzlich schwere Fessel der Pflicht.

Denn was konnte aus ihrem Einzigen, dem sie in ihrem Innersten den Vorrang vor den Töchtern gab, unter diesen Umständen werden? Meisterlos war er

veranlagt: kein gutes Exempel und keinen Ernst sah er vor sich, und was immer er anstellte, es ging ihm hin. Im günstigsten Fall ein schlimmerer Franz Mayer, oder noch was viel, viel Böseres . . .

Mit zusammengezogenen Brauen, einen starken Schmerz in der Stirne, saß sie in dieser Stunde ganz einsam da. Die Augen waren verhangen und sahen dennoch weit, weit in eine trostlose Zukunft. „Muttergottes, hilf!" flüsterte sie. „Ich weiß jetzt, warum wir Weiber eine eigene, schmerzhafte Fürbitterin im Himmel haben und brauchen. Und da sagen s' immer, ein leichtes Geblüt ist ein Glück. Kann sein, für den, der's hat. Wer aber mit dem leben muß — für den ist's kein's ... wahrhaftig net ..." Und ihr kam ein Schluchzen, und sie rang die Hände und hielt sie wieder strack und steif vor sich, als dringe etwas Entsetzliches auf sie ein, und sie wollte es mit all ihrer schwachen Kraft abwehren und sich ferne halten ...

Siebentes Kapitel

Warum Terpentinöl gut riecht und wann ein Tischlerhobel gute Musik macht

Es gibt nämlich auf dieser Welt allerhand Leute. Sogar zu viel, behaupten Griesgräme.

Die haben noch nie ein gesundes Kind in seiner ganzen Anmut gesehen, niemals den Ungestüm seiner jugendlichen Kräfte beobachtet, die noch gar nicht wissen, was alles mit sich versuchen oder beginnen.

Ist das nicht immer wieder, als hübe da eine neue Weltenschöpfung an? Oder als wollte dies Geschöpfchen, das da sich regt und tollt, eine ganz neue Erde sich ersinnen oder doch erobern?

Kommen da nicht immer Fragen, nun ganz verblüffend albern, daß es aller elterlichen Liebe und Geduld bedarf, um nicht dareinzufahren und abzuschrecken, nachdem es nun einmal auch der kleinen Menschlein Aufgabe ist, zu fragen und zu sinnen, und weil auch das scheinbar Dümmste für diesen Endzweck vorbereitet und bildet, dann wieder erfüllt von einer so sonderbaren Weisheit, die auf jedes Rätsel mindestens mit spitzen und bohrenden Fingerchen deutet?

Wenn es so welche gibt, die sich mit ihrem eigenen Geschlecht nicht vertragen können und es mißbilligen, so mögen sich andere mit einer Tischlerwerkstatt durchaus nicht befreunden. Sie haben nämlich einen eklen Geschmack und verzärtelte Nerven.

Und da stellen dann solche Leute Behauptungen auf, die schon ganz und gar nicht haltbar sind, und die jeder Billige mit einem verdrießlichen Kopfschütteln vernehmen und ablehnen wird. Als zum Beispiel: es sei eine Tischlerwerkstatt kein behaglicher Aufenthalt.

Da muß man nur hören und staunen, was für haltlose Gründe sie dafür ins Gefecht führen möchten. Richtige Jammergestalten von Gründen, die's nicht besser verdienen, als gründlich in die Pfanne gehauen zu sein.

So sagen sie ganz ohne Scham, die Arbeit mache einen unziemlichen Lärm, den nicht jeder vertragen könne.

Nun ist es ja richtig: der Hobel schrillt und

quietscht durch das Holz; und die Säge schnarrt; und die Drehbank oder der Laden knarren; und die Hämmer pochen in einem sehr flinken und eiligen Takt.

Aber es ist dafür gar hübsch, wenn sich die Hobelspäne winden, lebendig, beinahe gleich blanken Schlangen. Und ein herber Geruch ist an ihnen, der immer noch an den Wald mahnt, dem sie entstammen.

Und es ist weiter richtig: es duftet sonst nach allerhand darin, das nicht an Arabien und seine Wohlgerüche mahnt. Als ob etwas durchaus so weither sein müsse, damit man es mit Wohlbehagen schmecke und vermerke! Da sind Spiritus und Schellack. Wer in aller Welt kann daran etwas bemängeln, besonders ehe der Schellack geschmolzen wird? Da sind Terpentinöl und seine unterschiedlichen Verbindungen. Ja, wenn die Leut' nun einmal durchaus polierte Möbel haben wollen, dann sollen sie nicht darüber schimpfen. Abgesehen von allem anderen: sie riechen gesund und unverkünstelt, und sie sind „soviel gut für die Brust".

Freilich, der Tischlerleim!

Er hat entschieden etwas Widerwärtiges an sich, wenn er in seinem dreibeinigen Pfännchen kocht und seine zähen Blasen wirft und so süßlich riecht und nach Eiern, welche die Bruthenne längst als für alle Zukunft hoffnungslos sich selber überlassen hat. Aber da gehe man erst in eine Lohgerberei, und man wird die Augen auf- und die Nase zumachen. Man muß sich an ihn gewöhnen, und man kann's, wie man im Leben alles gewöhnen muß und gewöhnen lernt. Wer's nicht glaubt, der frage nur die Rosi Mayer.

Und endlich — und das ist auch ein Trost — beständig geleimt wird ja doch in keiner Tischlerwerkstatt.

Nämlich, weil sich die Kathi doch um gar nichts kümmerte, die Linnerl noch zu dumm war und die Mutter nicht überall dabei sein konnte, so hatte die Rosi, wenn man sie nicht im Geschäft brauchte, natürlich auch das Wirtschaftliche über sich.

Und nun kennt man ja auch die modernen Dienstboten. Gar kein Herz haben sie für das, was ihren Herrenleuten gehört, selbst wenn sie nicht so ein freches und verdorbenes Ding sind, wie es die Marie von die Mayerischen bekannterweise und leider Gottes unleugbar war.

Was hin ist, ist nun einmal hin, und nichts kann ewig dauern. Nicht einmal, wenn es aus Gußeisen ist. Solche Redensarten haben sie wirklich an sich. Alle Augenblick stoßen sie was ab. Als ob die Möbel nicht ein Sündengeld gekostet hätten und die Zeiten so schwer wären, daß man froh sein muß, man erhält, was man hat! Wer kann daran denken, etwas Neues zu kaufen? Da heißt's, flicken lassen und immer wieder aufs neue herrichten, daß man nicht merkt, was für ein jämmerlicher Scherben im Grunde das Ganze schon ist.

So war die Rosi das erstemal in die Tischlerwerkstatt gekommen. Und als ein hübsches Mädel und als die Tochter der Hausherrnleut' war sie denn mit geziemendem Respekt begrüßt worden. Denn man wisse allenthalben, auf wie wackeligen Stuhlbeinen sie samt ihrer Herrlichkeit thronen: der Hausherr ist immer ein Jemand. Man muß ihm mit Achtung begegnen.

Erstens kann er kündigen und steigern, was gar ein Jammer ist. Und dann verkörpert er dem Wiener Volk immer noch den soliden, den ruhenden und schier unerschütterlichen Besitz.

Entschieden über das Maß desjenigen, was ihr als Hausherrntochter zustand, ging es aber hinaus, daß der Altgeselle selber zu einer Reparatur kam, für die allenfalls ein Lehrjunge genügt hätte.

Das Tischlergeschäft ging gut. Und wenn man es nicht ins Große trieb, so war es nur, weil es einer Witwe gehörte. Und wenn kein Mann da ist und immer nach dem Rechten sieht, so machen die Gesellen halt doch, was ihnen paßt.

Auch empfand die Frau ihre Vereinsamung tief genug. Jedes Jahr machte sie eine Wallfahrt nach Maria-Zell, damit die gnadenreiche Muttergottes sie aus ihrer schmerzhaften Verwitibung erlöse, und versprach ihr eine reiche Spende für ihre Vermittlung und Fürsprache.

Das kostete ein schweres Geld. Denn dieser Ausflug war ihre Vergnügungsreise, Landaufenthalt und Andacht zugleich. Da spart man nicht, wenn man's Gottlob nicht muß. Da will man doch nicht aufziehen wie plärrendes Bettelvolk, das sich Gehör im Himmel erschreien möchte, da nahm man sich einen Fiaker von Mürzzuschlag und ließ sich unterwegs und beim „Bäckenwirt" nichts abgehen und reichlich Seelenmessen lesen für den Verstorbenen, der „die gute Stund' selber" war und ihr nur das eine nicht hätt' antun sollen, daß er sie in ihre besten Jahre so einschichtig und verlassen daließ.

Aber das half zu nichts, und immer wieder hoffte sie vergeblich, sie werde zu zweien ihre Dankfahrt vollbringen können. Der Freier, wie sie ihn wünschte, kam nicht, und die Aussicht wurde immer geringer, er würde sich doch finden. Diese Pilgerreisen waren Jahresringe. Sie bewiesen ihr nur, um was der Stamm älter geworden war, darin der Saft so munter kreiste trotz des Mooses, das sich an der Rinde immer dicker und unerfreulicher aussetzte.

Es wären ja manche gekommen. Aber einmal wünschte sie doch nur einen, der vom Gewerbe war, und es verstand, wie ihr Seliger. So ein zugrunde gegangener Tischler, der allenfalls leimen konnte und die Alte nur nahm, um ihr Geld mit jungen Flitscherln zu verputzen, paßte ihr durchaus nicht.

Sie hatte Augen im Kopf. Und so inbrünstig sie zur Muttergottes um den Tröster betete, blind oder mannstoll war sie darum doch nicht geworden. Im Gegenteil, sie hatte ihren sehr hellen Verstand, und den brauchte sie doch auch, wo die Welt so voll Schlechtigkeit war und jeder nichts anderes im Sinne trug, als wie er seinen Nebenmenschen und ganz besonders so ein armes Frauenzimmer immer für den Narren halten und betrügen konnte.

Wiederholt hatte sie den Gedanken erwogen, einen tüchtigen Gesellen an ihrer Seite einzusetzen. Und gewiß: sie konnte eine Zeit keines der Ehebetten ansehen, die so stattlich und gediegen bei ihr gebaut wurden, ohne mit einem Seufzer dessen zu gedenken, das verwaist und zwecklos neben dem ihrigen stand.

Das mit dem Gesellen aber hatte auch seinen Haken, wie sie bald fand. Denn, sowie einer merkte, er hätte in den Augen der Meisterin Gnade und Anwert gefunden, so wurde er augenblicklich stutzig, trieb zunächst in Pfeifen einen höchst verwerflichen Luxus, der tief blicken ließ und die kläglichsten Perspektiven auf die Schicksale ihrer Ersparnisse eröffnete, und benahm sich den übrigen Arbeitern gegenüber in einer Weise, daß gar kein Friede oder Auskommen mehr denkbar war.

Nur der Xaver Navratil, den sie jetzt hatte, der hätte ihr nach allen Hinsichten gepaßt. Und die Rosi verstand das, wie sie ihn zuerst bei sich in der Stube hantieren sah: über der breiten Brust die blaue Tischlerschürze, die starken Arme bloß und mit einem ernsthaften Geschick alles angehend, was zu tun war. Etwas vom Feldherrn war an ihm, selbst wenn er dem Lehrjungen wohlwollend in den Schopf griff. Er sah augenblicklich, wo sein Eingreifen not war und richtete ohne Besinnen das Erforderliche zu.

Minder hätte sie es freilich verstanden, wenn es wahr gewesen wäre, daß er es mit der Meisterin halte, wie das ganze Haus wissen wollte. Nun, er wollte doch natürlich einmal selbständig werden. Bequemer konnt' er es nimmer haben. Und er war ein armer Teufel, der das Geld recht sehr gut gebrauchen konnte. Und welche Rolle das Geld nun einmal spielt, wie es Dinge möglich macht, die anders nicht einmal auszudenken wären, dies wußte die Rosi doch schon, so grün und unerfahren sie sich sonst vorkam.

Dennoch wehrte sich etwas in ihr gerade gegen

diese Möglichkeit, und sie wußte bald, daß sie ihr sehr, sehr weh tun würde.

Denn etwas so Ehrenfestes war an dem Burschen, der nicht einmal seine Eltern gekannt hatte; gar nicht hübsch oder fesch sah er aus, wie man sich sonst einen Korporal von den Deutschmeistern denkt, und da sie ihn einmal in Uniform gesehen, gefiel er ihr gar nicht, obwohl er eine rote Nelke hinters rechte und ein Virginierstroh hinter das linke Ohr gesteckt trug. Das paßte nicht zu seinem hängenden, struppigen, blonden Schnauzbart, dem etwas schütteren Haar, daran man ihn in seiner Lehrzeit wohl gar zu gewalttätig gerissen — man weiß ja, wie's Waisenkinder haben! — den grauen, gutmütigen Augen in einem fast viereckigen Schädel, als könnte man damit Mauern einrennen. Aber sehr getreu und zuverlässig erschien er, und im Zylinder, mit dem Bratenrock an sich, hätte er sich famos ausnehmen müssen. Und so träumte sie sich ihn gern so, einen Blumenstrauß in der knochigen Rechten, wie der Großvater abgemalt war, da er um die Großmutter war freien gekommen.

Er dachte von seinem Handwerk nicht gering, darin er sehr tüchtig war und sein schönes Stück Geld verdiente. Er konnte da ganz warm werden. Damit, daß man sich möblierte, begann nach ihm alle Gesittung. Bis dahin konnte der Mensch immer in Höhlen und Löchern wohnen, wie irgendein anderes Vieh. Nachher war das nicht mehr möglich. Denn derlei vertragen die Möbel nicht, wegen der Feuchtigkeit, „wissen S', Fräulein Rosi!"

Und das mit der Meisterin war natürlich nur

dummes Gerede. Weil die Leut' immer was zum ausrichten haben müssen. Könnte ihm gerade einfallen, sich so zu verkuppeln! Das sollte einer tun, der sonst nicht in der Welt vorwärtskommen konnte. Er machte schon seinen Weg. Er hatte zeichnen gelernt, und in ersten Ateliers — die Aussprache war anfechtbar und nur ein Glück, daß die Rosi nicht viel davon verstand — nahm man ihn augenblicklich zu sehr hohem Lohn. Er aber ging nicht. Er war nun einmal Selbständigkeit gewöhnt, ihm gefiel hier etwas — „gespannen S' was, Fräulein Rosi?" — und ihn jammerte die Meisterin, die so ein guter Kerl und anders ganz verkauft und verraten wäre. Und er wisse, was das Geschäft wert sei und wie schön eine Familie davon leben könne. Etwas habe er sich schon gespart, „ein ganz ein hübsches Stückel Geld, Fräulein Rosi," und er machte mit der Hand eine zählende Bewegung, und etwas hoffe er schon noch dazuzukriegen. Aber er brauche eine fesche Frau Meisterin, sonst käm' er auf schlimme Gedanken, und er machte einen ganz artigen Kratzfuß dazu, denn er wußte, was sich vor einer Hausherrntochter gehört, selbst wenn wirklich gar nichts dahinter sein sollte, und sah sie dabei mit einem Blicke an, daß ihr davor ganz weh und weich wurde. Denn diesen Ausdruck und diesen Glanz hätte sie in diesen Augen nimmer vermutet.

Und so kam es, daß diese beiden einander lieb und lieber wurden, ohne davon oder von ihren Plänen für die Zukunft jemals ein Wort gesprochen zu haben.

Man bestellte sich gelegentlich, wenn man sich ganz sicher vermeinte, im Hausflur für einen kurzen Plausch

und einen immer längeren und wärmeren Händedruck. Einmal betraf sie die Urahne dort. Das Mädchen meinte, es hätte keinen Blutstropfen in sich gehabt, und stach man noch so tief. Die Frau aber sah sie nur mit wundernden Augen an, wie ihr die Rosi einen ängstlichen Knix machte, und nickte hernach ausnehmend freundlich, man konnte nicht anders sagen, halt leutselig. Das nahm das Mädchen aufatmend für ein gutes Vorzeichen.

So kam es weiterhin, daß das Fräulein Rosi in der Tischlerwerkstatt erschien, so oft es nur anging, daß sie sich im weiteren Verlaufe der Begebenheiten an alle Gerüche in ihr gewöhnte, als könnten sie gar nicht anders sein, daß ferner das Reparaturenkonto im Hause Franz Mayer eine erstaunliche Höhe innerhalb kürzester Weile erreichte, daß die Möbel allerdings nach einer Frist auch aussahen, als seien sie blitzblank und eben erst fertig geworden.

Nicht einen Augenblick kam ihnen beiden der Argwohn, als triebe das andere ein Spiel mit ihm.

Mit jedem Tage wuchsen sie mehr und inniger zusammen. Denn sie waren im tiefsten Kern beide brav und einsam beide.

Nur fühlte sich das Mädchen von manchem bedrückt, während sich Xaver Navratil durch die Eroberung einer Hausherrntochter erheblich gehoben fühlte und mit einer löblichen Zuversicht und auf gesunden Beinen der Zukunft entgegenmarschierte, mit der er schon fertig zu werden gedachte.

Sie wußte gar zu genau, wie es mit ihren Aussichten auch nur auf die allerbescheidenste Mitgift be-

stellt war. Vielleicht irrte er sich darin und erwartete sich etwas. Und es war immerhin ein mißlicher Gedanke, dem Geliebten nichts mitzubringen, der doch selber ganz auf den Erwerb seiner Hände gestellt war. Freilich, etwas hatte er gespart; aber etwas mußte er sich doch dazu schaffen, sollte er vorwärts kommen. Daß sie ihm dieses Etwas nicht bringen konnte, daß er mit ihr vielleicht nur eine Last auf sich nahm, dieses bekümmerte sie rechtschaffen.

Das aber konnte sie ihm durch Fleiß und Tüchtigkeit ersetzen, und sie schwor sich's, daß sie's daran nie fehlen lassen und den Kreuzer noch ganz anders ehren wolle, als selbst ihre Mutter, wenn er sie nur auf festen Boden setze, da sie nach ihrer Gesundheit und Herzenslust arbeiten könne. Denn müßig war sie niemals gerne gewesen.

Andere Hindernisse aber standen ihnen noch im Wege. Sie machten ihr bange, sie schlossen ihr den Mund, daß sie sich und ihr junges Glück, das in allen Sorgen und Ängstigungen immer gleich und sieghaft blieb, durch sie nur die dunkle Folie gewann, damit sie's in ihres Herzens Schrein desto leuchtender hege, niemandem, keiner der Schwestern offenbarte, so sehr sie das Geheimnis auf die Dauer bedrückte.

Da war die Mutter, die kaum einverstanden sein konnte, daß sich die Tochter in Enge und Quälerei hineinsetze, daß sie sich auf ein so ungewisses Geschick einlasse, statt „sich zu verbessern".

Aber mit der Mutter konnte man mit Vernunft jederzeit fertig werden. Und die Rosi empfand natürlich als höchst vernünftig und notwendig, was in ihr

war, und getraute sich das vor jedermann zu erweisen.

Da waren die Geschwister. Sie sah schon das hämische Gesicht des Adam und hörte der Kathi gedehntes: „Uj, der Tischlergesell-Schwager!" Aber endlich, die hatten ihr doch nichts drein zu reden und sollten sie lieber in Frieden lassen. Sonst möcht' sie's ihnen zeigen, und sie fühlte sich sehr rauflustig.

Da war aber auch der dumme Hochmut ihres Vaters, den man ja sonst um den Finger wickeln konnte, der in diesem einen Punkt aber sicherlich unnachgiebig war. Denn jeder Schwächling hat etwas, darin er nackensteifer und unbiegsamer ist, als der Stärkste und Entschlossenste. Immer irgendeine Schrulle, über die mit ihm „aber schon gar nicht zum reden ist".

Hier war es der Stolz auf die Ahnen und die patrizische Vergangenheit der Familie. Es war undenkbar, daß eine Adam-Mayerische einen Menschen heirate, den man so gar nicht herzeigen konnte.

Einen Tischlergesellen! Ich bitt' Ihnen, net einmal Meister ist er noch! Und überdem heißt er Xaver Navratil! So ein Nam'! Und er weiß net einmal, wer sein Vater war, und seine Mutter ist im Findelhaus gestorben. Halt wirklich schon rare Leut', wirklich schon!

Darüber kam die Rosi ganz gegen ihre muntere Art oftmals ins Grübeln. Wie, wenn die Mutter Ja und Amen sagte, und der Vater blieb bockig? Ja, meinte sie, da ist das vierte Gebot. Und das steht freilich, und dawider ist nichts zu tun. Aber es heißt:

Ehre Vater und Mutter. Keins mehr wie's andere. Das geht also nur, wenn sie eins sind, wie das im heiligen Ehestand sein sollte. Wenn der aber immer das und die ganz was anderes will? Ja, was macht man denn da? Darauf hat unser Herrgott offenbar nicht denken können, weil es nicht hätt' sein sollen. Und es ist doch, bei Gott, es ist doch, und was tut man sich hernach nur, wenn man ein armer, verliebter Narr ist, wie sie's leider nun war?

Und in allen diesen Grübeleien horchte sie nach der Tischlerwerkstatt, und unter allen den Hobeln, die sich unter seinen Augen und nach seinem Wink bewegten, meinte sie den seinen herauszuhören. Ritsch, ein lang gezogener Strich, der nur so hinflitzte durch das Holz. Das war er, so konnt' es sonst keiner. Das brach Bahn, auch für sie und ihre Zukunft. Ritsch! So würde das einmal gehen, wenn er selber erst den Hausrat für sie tischlern werde, einfach und für die Dauer und von ihr in Ehren gehalten jedes Stück. Ritsch! Da konnte man doch zuhören und sich denken, — ja alles mögliche und was einem einfiel. Ob's eine feinere Musik auf der Welt gab? Ritsch! Oder sie wußte, er war auswärts. Dann wartete sie, bis er zu Mittag oder nach Feierabend heimkam. Hinter ihm trug der Lehrjunge den Zöger mit dem Gerät, und er schritt stattlich und hatte im Sommer die Jacke nur so gewiß fesch über die starke Schulter umgehängt. Er rückte seine verwogene blaue Kappe, sie nickte unmerklich, und beider Augen begegneten einander. Nicht eben viel, aber vorläufig für sie genug und eine hübsche Verheißung . . .

Zweites Buch

Der Übergang

Erstes Kapitel

Adam Mayer amüsiert sich

Adam Mayer war tauglich befunden worden und hatte somit dies einemal die Erwartungen seines Vaters gerechtfertigt.

Nachdem er, dem selbstgesteckten Programm gemäß, sein Einjährigenexamen wirklich und natürlich nicht bestanden hatte, so sollte er vom Herbst auf drei Jahre zum Wiener Hausregiment Nr. 4, Hoch- und Deutschmeister, einrücken.

An jenem Tage, da er durch die Prüfung gefallen war, traute er sich denn doch nicht sofort heim. Er wußte, es werde einen bösen Sturm setzen, und ganz besonders die Mutter werde sich wieder einmal ganz fassungslos gebärden. Eine leise Befriedigung sog er aus dem Gedanken, die Sache könne doch auch für Herrn Peter Gröger zu recht unangenehmen Auseinandersetzungen führen. Denn er liebte seinen Lehrer durchaus nicht, wiewohl man sich scheinbar vertrug, und hatte seine alte Vorliebe für das System der Blitzableiter.

„Sie werden's erwarten können," dachte er sich. Er holte einen Schulkameraden und Gesinnungsgenossen, und beide strichen ziellos herum. Einiger-

maßen unbehaglich fühlte der Adam sich immerhin. „Das ist, ich mag halt kein' Spektakel." Nun, und dazu mußt' es diesmal ausgiebig kommen. Überdies hatte er gar kein Geld im Sack, und das stimmte ihn ganz melancholisch. Sein Freund, er wußte dies aus mannigfacher Erfahrung, hatte gar niemals eines oder zeigte es mindestens nie her und ertrug mit einer rührenden Geduld und Ausdauer alle Launen des Adam, nur weil er sich von ihm zechfrei halten ließ.

Wenn man nur reich wär'! sinnierte der Adam. Oder nur so viel müßte man haben, daß man sich an einem solchen Tag einen Fiaker nehmen und in den Prater fahren kann. Ist es gut gegangen, so sollte man sich unterhalten und was darauf gehen lassen dürfen. Ist's aber schlecht gegangen, no, so kauft man sich halt andere Gedanken und frißt nicht alles in sich hinein, was einem doch unmöglich gesund sein kann. Denn warum möcht' man sonst sagen: einer frißt sich's Herz ab? Und die Reue, die hat doch gar keinen Sinn; die verdirbt einem höchstens noch ein paar Tage. Er pfiff dabei, das konnt' er meisterlich, einen Marsch vor sich hin, der ihm unbewußt in eine recht trübselige Weise überging. „Ich bitt' dich, mach' mir kein so dasiges Gesicht,"fuhr er den Genossen an, der nachdenklich vor sich hin gedümmelt hatte. „Das vertrag' ich heut' aber schon gar nicht!" Der fuhr zusammen und bemühte sich, höchst vergnügt darein zu sehen, was nicht sonderlich geriet. „Bist halt ein Karpf. Ein richtiger Karpf!" dachte der Adam.

Endlich muß jedes Schlendern zu einem Abschluß

führen. So herumgehen, ohne ein Ziel, davon war Adam durchaus kein Freund. Überdies beschrieb er in seiner Gedankenlosigkeit immer enger werdende Spiralen um sein Elternhaus. Schließlich standen sie davor. Sein Gespan schrak zusammen, in allen seinen Hoffnungen betrogen. „Gehst doch schon heim, Adam?"

„Könnt' mir grad einfallen, du Tapp," brummte der ganz entrüstet.

„Ja, was willst denn nachher da?"

„Wirst schon sehen. Zum Sacher kann ich dich heut' net führen. Dafür langt's net."

„Ja, aber halt: es ist doch net einmal ein Wirtshaus da?"

„Wirst's schon noch erwarten können. Zum Greißler gengen wir."

„Zum Greißler?"

„Na, epper ins Café?" Die Geduld des Adam war am Reißen. „Damit eine jede von die Urscheln, wenn s' vorbeigengen, oben sagt, wo wir sitzen und daß sich der Adam net ham traut? Komm nur. 's ist ganz gut da, und ich hab' da hier schon meine Hetz gehabt, man kann sie gar net besser haben."

Man trat ein. Ein sehr schmales Verkaufsgewölb durch, angefüllt mit allem möglichen Zeug. Auf dem Ladentisch Genießbares und Ungenießbares in verträglichem Wirrwarr durcheinander. Kränze von Würsten niederhangend; hohe, braungestrichene Regale. Die Greißlerin, eine füllige, aber riegelsame und bewegliche Person, die einmal ganz hübsch gewesen sein mußte. Sie schlug die Hände heftig zusammen:

„Jessas, der Herr Adam gibt uns wieder einmal die Ehr'! Da müßt' man doch rein . . ."

Adam nickte großartig. „'s ist schon gut. Aber schreien S' net a so. Niemandem sagen, daß wir da hier sind! Wo sind denn die Madeln?"

„Gleich werden s' kommen. Gleich. Sie richten sich nur ein wengerl her."

Man kam in eine Stube. Sie war ziemlich geräumig, nur sehr dunkel. Sie hatte kein Fenster, eine Tür mit einem Guckerl in den Laden, eine zweite gegen den Hof. Ein dumpfiger Geruch von all den Waren nebenan. Man mußte sich eingewöhnen, ehe man einen großen Tisch, einige grobgestrichene Stühle davor und einen alten niedergetretenen Diwan gewahrte. Drei Bettstellen, unordentlich genug zurechtgemacht. Alles eher schlampig als arm. Es gehörte ganz entschieden ein eigener Geschmack dazu, sich hier wohl zu fühlen.

„Soll ich ein Licht bringen, Herr Adam?"

„Wir brauchen kein Licht. Einen Schnaps möchten wir. Was haben S' denn für einen?"

„Einen Nuß hat mein Mann für den Winter angesetzt. Ist gar gut. Mögen S' einen? Trinkt sich wie ein Öl und brennt wie der Teufel."

„So bringen S' ein' Nuß. Und hernach ein paar Flaschen Bier, und was zum Beißen. Gibt's was Ordentliches?"

„Ein Geselchtes hätt' ich, Herr Adam. So schön haben S' noch keines g'gessen. Ein echtes Prager. Haben's eben erst bekommen."

„Erzählen S' mir keine Geschichten," knurrte der

Adam. „Bringen Sie's lieber. Und nachher lassen Sie einen Wein vom Wirten kommen. Ein' Gerebelten! Net euern Hauspantsch!"

„Was ist denn g'schegen, Herr Adam, daß Sie's gar so nobel hergeben?"

„Geht Ihnen nix an. Halt ein Lätitzerl will ich mir wieder amal machen, und ein' meinigen Freund hab' ich da. Und wo stecken die Madeln?"

„Ich hab's Ihnen schon gesagt, sie richten sich ein bisserl her."

„Haben s' die Nacht durchdraht?"

„Aber Herr Adam, wo denken S' hin? Bei meine Madeln! Gleich müssen sie da sein."

Der Schnaps wurde gebracht und getrunken. Der Imbiß erschien und verschwand schleunig. „Die Gläser ordentlich auswaschen," befahl der Adam. „Einen Hunger und einen Durst hab' ich, net zum glauben. Bringen S' noch was zum Essen." Er schenkte ein: „Sollst leben, Pepi!"

„Sollst leben, Adam!"

Sie tranken. Es war recht dunkel um sie und eine große Stille. Nur manchmal zeterte die Klingel vom Geschäft heftig, und man vernahm Bruchstücke einer hastigen Unterredung. Oder ein eintöniges Rumpeln der Wäscherolle, die sich knarrend bewegte, war. Adam trank immer wieder und tat manchmal einen gellenden Pfiff, wie man einem Hunde pfeift, auf den frisches Getränk gebracht wurde. „Ist's net ganz gemütlich, han?" fragte er, streckte sich längelang nieder und stierte schweigsam zur Decke, als gäb' es da etwas ausnehmend Wichtiges zu beobachten.

„I," meinte der Pepi schüchtern. „Aber ein wengerl fad ist's doch."

„Wart' nur. Du hörst doch, die Madeln kummen. Nachher wird's schon fescher."

„Wer sein s' denn?"

„Halt der Greißlerin ihre Madeln. Vom Ballett kummen s' net daher."

„San s' sauber?"

„No, mir haben s' oftmals ganz gut gefallen. Werden s' dir a recht sein dürfen."

„Du bist heut' net schlecht grantig, Adam."

„Sei net blöder wie nötig, Pepi. Stier bin ich halt. Und das muß mich doch natürlich giften."

Wieder eine große und erwartende Pause. Immer wieder, wie um sich selber zu beschwichtigen, fuhr sich der Adam durch das gesträubte Haar, begann irgendeine Melodie und brach mitten in ihr mit einem mißtönigen Pfiff ab. „Hast recht, ich bin heut' net bei Hamur."

„Vielleicht doch wegen der Prüfung?"

Adam richtete sich auf: „Du, red' mir net davon, oder wir sind Freund' gewesen."

Pepi beschwichtigte: „No, no! Mußt net gleich steigen wie ein Raffler."

„'s ist schon gut." Beide sogen heftig an ihren Virginiern, und die Spitzen der Zigarren glommen wie zwei immer weiter voneinander rückende Feuerpünktchen durch die Dunkelheit, und der Tisch bedeckte sich mit Asche, auf die der Adam, sonst eitel genug, achtlos seinen Ellenbogen stützte. Ein starkes Behagen an diesem Schmutz und dieser Unordnung erfüllte ihn ganz.

„Und überhaupt," der Adam sprach halb für sich, „was ist denn eigentlich geschehen? Nir ist geschehen. Zwei Jahre hab' ich halt mehr Zeit, bevor ich ins Rackern und ins Verdienen muß. Das ist doch nur ein Vorteil."

„Nachdem man's nimmt." Pepi nickte und fühlte sich durchaus Pagode. Adam aber nahm einen tiefen Schluck, ehe er fortfuhr:

„Und alsdann: ich hab's ja net anders wollen. Ich hab' mir das doch so vorgenommen gehabt. Es geschieht halt immer, was ich mir vornimm."

„Na alsdann — vielleicht nimmst dir amal a was Vernünftiges vor," entfuhr es unbedacht genug dem Pepi.

Der Tisch geriet in bedenkliches Wackeln. Adam schnellte auf: „Du! Red' mir net so dalkert daher. Hörst? Oder ich könnt' was tun."

„Wirst doch noch einen Spaß verstehn, Adam." Ganz schüchtern.

„Nachdem er ist. Und frozzeln lass' ich mich net. Merk' dir's. Ich bin der Adam Mayer. Wirtshaus, ein Bier!"

Er schlug dröhnend auf.

Zwei helle Mädchenstimmen, bei deren Klang Pepi die Ohren spitzte und sich die Stirn des Adam entrunzelte. „Was schreien S' denn so, Herr Adam? Es kummt eh' schon." Die Türe ging auf. Zwei junge, frische Geschöpfe, in jeder Hand eine Bierflasche, erschienen doppelt freundlich in der einbrechenden Helle, die sie für ein Weilchen in diese Dämmerung brachten. Jacken, eilfertig schief geknöpft, ließen zwei

schlanke, bräunliche Hälse bis zum Ansatz sehen. Der Adam schielte frech, der Pepi lüstern nach ihnen. Adam stellte vor: „Ein meiniger Freund. Heißt Pepi Winkler. Sonst haßt er nix.“

Beide kicherten, und der Pepi hatte Lust und Grund, sich zu erzürnen. Aber es war heute nicht rätlich, mit dem Adam Kirschen zu essen. Der fuhr fort: „Wo habt's denn wieder einmal gesteckt, Madeln? Da sitzen wir eine Ewigkeit alleinig und hätten bald zum raufen angefangen, nur damit wir eine Unterhaltung haben.“

„Sieht dem Herrn Adam gleich,“ meinte die Jüngere, Susi, spitzig. „Er muß halt alleweil keppeln.“

„Und wie war's denn mit der Prüfung?“ fragte die sentimentale Marie. „Ist's gut dabei gangen, Herr Adam?“

„Geht euch nix an. Halt so ist's gangen, wie ich mir's gedacht hab',“ entgegnete der Adam zugleich grob und orakelnd. „Aber, wo seid's denn gesteckt?“

„Halt ein wengerl angelegt hat man sich,“ erwiderte die Marie.

„So eine ungeschaffte Arbeit! War eh' net notwendig!“ Und der Adam lachte, und Pepi schmunzelte verständnisvoll. „Da trinkst eins, Marie.“

Sie tat einen kräftigen Schluck, dem man die Übung im Bescheidtun anmerkte. „Der Herr Adam soll leben.“ Er nahm sie um die Hüfte, und sie zierte sich ein wenig: „Was wird sich denn der Herr Pepi denken?“

„Halt, daß wir gute Bekannte sind, die miteinander hinterm Werkel 's Tanzen gelernt haben.“

Sie setzte sich sittsam gefügig neben ihn und strich sich hernach die Kleider glatt: „Er wär' gar gut zum leiden, der Herr Adam," meinte sie. „Nur so viel schlimm ist er."

„Bin ich's?" Adam nickte höchst selbstzufrieden und zog die Marie näher an sich. „Ja, das sagen s' allgemein."

„Ich werd' daweil spazieren gehn," machte die Susi sehr schläfrig und verdrossen.

„Da bleibst," rief der Adam heftig. „Weißt denn gar kein Gehörtsich mehr, Pepi?" Der sprang auf und holte einen Stuhl für Fräulein Susi, die erst unschlüssig daran herumwischte, ein wenig maulte und sich zierte, ehe sie sich bewegen ließ, Platz zu nehmen und den Friedenstrunk aus des Pepi Glas zu ziehen.

Die Marie fuhr dem Adam durch das gesträubte Haar: „Und halt gar so viel gach ist er, der Herr Adam."

Adam lachte in sich.

„Ich möcht' nur wissen, was es da zum lachen gibt," stichelte die Susi. „Einen Menschen, vor dem man sich alleweil fürchten muß, er tut einem was — ich dank' schön dafür. Das ist doch gar zu grauslich."

„Aber ich bin ja gar net gach," entgegnete der Adam.

„Net möglich!" Und beide Mädchen verwunderten sich sehr.

„Ich tu' nur a so," erläuterte Adam Mayer, zog den Kopf der Marie an seine Brust und warf seinen Virginierstummel von sich. „Hast was zum Rauchen, Pepi? Na? Nachher möcht' ich nur wissen, wo-

zu daß du auf derer Welt gut bist. Aber ich bin beileib net gach. Ich weiß immer gut, wann ich aufbegehr' und warum. So fürchten sie sich immer vor mir, und daß ich einmal in meiner Hitzen was könnt' anstellen. Aber in mir bin ich dabei völlig kalt. Ein rechten Zorn hab' ich noch net in mir g'spürt. Ich weiß net amal, ob ich wirklich a Schneid' in mir hab'. Mannigesmal kummt mir vor, ich hab' gar keinen, und wenn mich einer so richtig anfahren tät', ich möcht' mich net an ihn trauen. Da ist's doch gewiß besser, sie fürchten sich vor meiner und trauen sich net an, han?"

„Net zum glauben," machten die Mädchen. Der Pepi horchte auf. Das klang doch merkwürdig. Adam schwieg. Nach einer Weile: „Ja, Madeln, tröst' euch Gott. Jetzt werd' ich dahier schier rarer werden. Gehn mir." Pepi, der inzwischen den Ton für die Fräulein Susi gefunden hatte und mit ihr recht vertraulich fürs erstemal geworden war, wollte sitzen bleiben und bedurfte eines nachdrücklichen Rippenstoßes des Adam und seiner entschiedenen Erklärung: „Jetzt schiebst ab. Kommst halt ein andermal wieder und tröstest die Waserln," ehe er begriff und sich muckisch genug erhob. „Alsdann, schreibt's alles zusammen. Mein Alter wird jetzt schon zahlen. Servus, Madeln," und beide traten auf die Gasse, die schon völlig erdunkelte. Der Adam gähnte verdrießlich. „Da sollt' man jetzt eigentlich die Nacht durchdrahn. Ein' Gusto hätt' ich schon darauf. Geht halt net. Servus, Pepi!" Und sehr mißvergnügt zog er heim. Im Vorzimmer flüsterte ihm die Marie

noch zu: „Sein alle da. 's wird bös werden!" Er zuckte die Achseln und trat ein.

Es war, als hätte man nur auf das Stichwort gewartet. Mit großen, entsetzten Augen sah die Linnerl die häßliche Szene, die sich nun begab und vor der Rosi trotz ihres Abscheus vor der Marie, dem „ordinären Frauenzimmer", in die Küche flüchtete und sich die Ohren verhielt. Und dennoch fühlte sich die Linnerl mächtig gefesselt. Alles prägte sich ihr tief und bildmäßig bestimmt ein, und dunkle Instinkte wachten in ihr auf. Ganz Auge war sie wider Willen für jede Bewegung, ganz Ohr für jeden Ton. Denn die Mutter jammerte und kreischte in den unmöglichsten Tönen. Der Vater stürmte mit einer Flut von Vorwürfen auf den ungeratenen Buben ein. Adam machte ein finsteres und verwundertes Gesicht und suchte so zu tun, als ginge ihn das Ganze nichts an oder als begriffe er es mindestens nicht. Endlich: „Aber das ist ja der reine Narrenturm! Da muß ich ja gehn . . ."

„Da bleibst und hörst zu, Raubersbua!" herrschte ihn Franz Mayer an.

„Na, wenn's dem Herrn Vater das Herz leichter macht!" Das kam unsäglich frech. Nur in den Augen war das gewisse Blinzeln, wie wenn Hunde den Stock über sich sehen und noch nicht wissen, ob sie beißen oder sich ducken sollen.

Franz Mayer schalt weiter. Immer unsinniger, immer schmähender. In die Wangen des Adam kam ein fliegendes Rot, in seine Finger ein Zittern. Endlich: „Ihnen glaub' ich's, Frau Mutter, daß Sie sich

harben. Ihm net!“ Er deutete mit gespreizter Hand nach seinem Erzeuger. Der fuhr los und hob die Hand: „Haderlump, elendiger. Da könnt' man doch gleich ...“

Der Adam wurde totenbleich. Er tastete auf dem Tisch, wo die Gedecke fürs Abendbrot lagen, und fingerte daran herum. Und mit halboffenem Mund und ganz leis und mit heiserer Stimme: „Das möcht' ich dem Herrn Vater doch wieder net geraten haben. Der Herr Vater weiß, das hat mir gar nie gefallen. Net als Kleiner,“ und Herr Franz Mayer taumelte zurück.

„Und überhaupt, wegen einem Durchfall sollte man in dem Haus nicht soviel Gerede machen,“ der Adam fühlte Oberwasser und sich ganz sicher. Das könne man doch hier schon gewöhnt sein. Da sei die Kathi — darüber schweige man aber. Und wenn man schon durchaus nicht anders wolle und einer muß durchaus etwas angestellt haben: da sei wieder die Kathi; halt immer die berühmte Kathi! Kathi kreischte auf und flüchtete sich.

„Willst deiner Schwester ihre Schand' ausschreien?“

Nein. Das wolle er nicht. Aber man solle von ihm gütigst nicht mehr begehren als von anderen. Und man solle ihn abermals gütigst ungeschoren und seiner Wege gehen lassen. Er sei nicht anders wie halt die anderen, und er sehe gar nicht ein, warum er's denn sein solle? Und man solle sich seinethalben keine Gedanken machen. Er sei ja doch auch ein echter Wiener, han? „Und wie sagen S' denn alleweil, Vatter?“ Er freue sich nun einmal aufs Militär. Er wolle dabei bleiben, und ein Zertifikatist habe ein sicheres Brot und seine ganz angenehme Stellung. Könne man an-

ders so bequem Kaiserlicher Beamter werden? Und ein Kaiserlicher Beamter sei doch wer. Oder nicht?

Der Sturm war vorüber. Man aß auch diesmal zur Nacht wie alle Tage.

Nur die Kathi war heftiger Kopfschmerzen halber nicht dabei. Die Frau Mutter ließ jeden Bissen fallen, starrte gedankenlos auf ihren Teller, kratzte darauf herum, daß es durch Mark und Bein ging, und faltete immer wieder die Hände darüber. Und Herr Franz Mayer ging desto zeitiger fort, seinen Verdruß recht ausgiebig verschwemmen und begießen. Ja, ohne ein bissel Zerstreuung müßte der Mensch doch rein vor Ärger ersticken. Adam aber paßte seine Gelegenheit für die Küche ab: „Na also, da segen S', nix ist's gewesen."

„No, ich mein', Spektakel war akkurat genug. Und recht saubere Geschichterln hat man a gehört."

„Hast gehorcht?" Er fuhr auf.

„War das Mal net nötig," entgegnete sie sehr unbefangen. „Mir scheint, übern Gang hat man's hören können."

„Macht nix. Warum reizen s' mich a so? Und mein' Alten hab' ich's gezeigt, und den Kopf abgerissen hat er mir halt doch net. Wär' auch schad' darum. Gelt, Mariedel! Und die drei Jahr' werden herumgehn, wie nix, und alle Sonntäg, wo man kann, gehen wir tanzen oder sonst wohin, wo's fesch und laut ist, und das öde Versteckenspielen hat ein End' — was, Mariedel?"

„Ich wär' schon dabei. Aber ich mein', mit der andern Mariedel wird sich's spießen; wo wollen S' das Geld hernehmen, Herr Adam?"

Er lachte: „Wär' gar aus! Einmal hast du eins und kriegst's schon zurück mit gute Zinsen. Und nachher, wann sie sich noch so sehr giften, meinst, sie lassen den einzigen Sohn drei Jahr bei die Kaiserlichen dunsten und Kommißbrot fressen mit nix dazu als Auflag'? Die werden schon schwitzen. Das gibt's net, hat's net geben, seit die Welt steht, ewig net, du Tschapperl du!"

„Und werden S' Ihnen denn auch um mich umschau'n?"

„Bei meiner Seel', ich kann mir's gar net denken, daß ich wen andern so gern haben könnt'." Seine Nüstern öffneten sich gierig; er beschnupperte sie förmlich, und es zuckte ihm gichtig durch die Glieder. „Du hast mir's halt antan. Ich weiß net wieso. Aber antan hast mir's einmal, und das wird alleweil ärger, und ich mein', es gibt gar kein so richtiges Frauenzimmer für mich mehr auf der Welt, wie du eine bist. Rein heiraten könnt' ich dich."

„Dös wird schier net gehn, Herr Adam."

„Kann man niemals net wissen. Aber mach' mich net eifern, Mariedel. Oder es könnt' was geschehn — Gottigkeit, und nix Gutes net . . ."

Zweites Kapitel

Xaver Navratil geht zur Freite

Es war viel stiller im Hause geworden, nachdem der Adam eingerückt war.

Dabei ging es ihm nicht einmal schlecht beim

Militär. Denn zu Anfang fühlte er sich sehr gebunden und benahm sich also vorsichtig.

Auch erkannte er sofort, daß es hier mit eigenem Willen und Aufbegehren nicht ging, wenn man's erträglich haben wolle, und nach Anstelligkeit und Verstandeskräften überragte er immerhin den Durchschnitt seiner Kameraden.

Franz Mayer begann wieder stolz auf seinen Jungen zu werden, der es so rasch zum Gefreiten und zum Korporal gebracht. Das äußerte sich natürlich in einer großen Ruhmredigkeit. Er war halt doch ein eiserner Kerl, neben dem es aber schon gar nix gab, der Adam.

Dabei sah er in den ersten Monaten infolge der ungewohnten körperlichen Anstrengung natürlich schlecht aus.

Das rief das allgemeine Mitleiden mit dem „armen Burschen" wach. Man mußte was daran wenden, ihn bei Kräften zu erhalten. Sonst konnte man doch nicht wissen, ob er sich nicht einen Schaden für sein ganzes Leben zuzog. Und so wetteiferte alles, ihn zu hegen und ihn mit Geld zu versehen, und Herr Franz Mayer hatte einen neuen, schier unerschöpflichen Gesprächsstoff: wie glänzend sich sein Bub bei den Kaiserlichen verhalte; was sein Leutnant und gar erst sein Hauptmann über ihn gesagt; nur freilich auch — was er koste! Denn der Adam habe zuviel Gemüt, und es sei schlimm genug, daß er solang von zu Hause und den Seinigen fort sein müsse. Da dürfe man halt nicht sparen. Und seine Kameraden sollten doch auch merken, daß die Leute des Adam wer seien und was darauf gehen lassen könnten. Vorwärts kommt in der Welt

doch nur, wer was spendieren kann und was gleichsieht. Nun, und daran sollte es dem Adam nicht fehlen, ewig nicht!

So wurde das ganze Haus gebrandschatzt für diesen einen. Ihm behagte kaum minder, wie dem jungen Kuckuck die Pflege verblendeter Grasmücken, und er machte sich nicht mehr Gedanken, ob diese Opfer nicht über die Kräfte der Seinen gingen, wie ein rechter Gauch, der auch nur den Schnabel aufsperrt und um sein Futter schreit. Herr Franz Mayer hatte übrigens wieder Gelegenheit, anderen die Zukunftsaussichten seines Sohnes im rosigsten Lichte darzustellen und ganz glückselig zu sein, wenn er sich wieder einmal mit ihm in einem der gewohnten Lokale zeigen konnte. Halt, in der Uniform habe so ein sauberer Bursch erst sein richtiges Gesicht! Ob es noch so einen gäbe in der ganzen Wienerstadt? Eisen! Und wenn man nur reden dürfte, was man leider niemals net darf! Da gäb' es Sacherln zu erzählen! Sacherln, sag' ich Ihnen! Was da für Brieferln kommen, und wer sich ihn alles bestellt! Er wurde sogar seinen Freunden damit überlästig, unter denen man sonst Langmut übte wie man ihrer bedurfte. Sie zuckten die Achseln über ihn. „Wird halt a alt und kindisch und trinkt zu viel, der gute Mayer! Laßt's ihm die Freud'!"

Peter Gröger aber kam nach wie vor. Nur natürlich seltener.

Herr Franz Mayer hatte sich nämlich vorgenommen, ihn persönlich zu expedieren. Er freute sich ordentlich darauf, jemandem zu zeigen, wie er denn doch von ihm abhänge.

Dieses aber wurde wiederum von einem Tag auf den anderen geschoben. Denn es mußte mit Nachdruck geschehen, so daß der Bursche einen ordentlichen Merks und seine Lektion bekäme. Dazu wollte sich die Gelegenheit nun nicht finden.

Und so kam der Rechtsbeflissene denn mit seiner unschuldigsten Miene weiter, als sei gar nichts geschehen und als hätt' er nicht durch Fahrlässigkeit oder Unfähigkeit die schönsten Erwartungen eines um die Zukunft der Seinigen ehrlich besorgten Familienoberhauptes sträflich geprellt.

Eine solche Gelegenheit, sich in seiner ganzen Glorie zu zeigen, alle Künste seiner Beredsamkeit zu entfalten, den Sünder mit ehrlichem Zorn und mit einer Flut von „Wissen S'?" und „Verstengen S'?" zu überschütteln und in ihr zu ertränken, die kam doch so bald nicht wieder und mußte mit Bedacht heraufgeführt und gründlich ausgekostet und genossen sein.

Schickte sich aber schon alles, dann fühlte sich Herr Mayer verkatert und also nicht recht bei Laune und Hieb. Schädelweh lähmt einen Demosthenes an der Entfaltung seiner Gaben. Oder, es war die Linnerl zugegen, der er nicht wehtun wollte, nachdem sie an dem albernen Burschen nun einmal einen solchen Narren gefressen hatte. Oder, wie bei ihm nur natürlich: er vergaß wieder einmal daran, weil ein Mann, der so vielerlei im Kopf hat, unmöglich immer an alles denken kann. Und so verrauchte der erste Zorn, und Herr Mayer fühlte, wie widersinnig es gewesen wäre, Wochen nach der Katastrophe mit einer verspäteten Entrüstung die Wachtparade zu beziehen.

Und so blieb Peter Gröger, besonders nachdem er den zarten Wink nicht verstanden hatte, daß man vergaß, wie ihm zu kündigen, so ihm das Stundengeld zu zahlen, und lernte mit der Linnerl weiter, obzwar die nun auch nicht mehr zur Schule ging, und Herr Mayer mehr denn je überzeugt war, es komme bei der ganzen Lernerei nichts Vernünftiges heraus. Rein für die Katz' ist sie. Höchstens verdreht wird so ein Mädel davon. Übrigens, wenn's nix kostet! Das war doch wieder im Grunde hübsch von dem Burschen und bewies, daß er die Ehre zu schätzen wußte, bei ihnen zu verkehren. Und wenn sie's nun durchaus so haben wollte! Woher sie nur den Gusto hatte?

Die Linnerl war halt noch sehr kindisch. Da freut einen manches, wovon ein erwachsener Mensch gar nichts versteht, wie man was dabei finden kann. Das gibt sich schon, wenn man zu seinem Verstande kommt.

Eine Gelehrte würde sie ja doch nicht werden. In der Familie lag derlei nicht, und so grausam spielt die Natur nun doch nicht. Im übrigen war der Gröger wiederum so weit ganz gut zum leiden. Er hielt sich bescheiden, und wenn man ein Gesicht einmal gewöhnt ist, nun, so ist man's gewöhnt und vermißt es halt hernach nicht mehr gern.

Dies ist ein Wiener Naturgesetz. Es erklärt manches, was anders nicht gut zu verstehen wäre. Das mächtigste Recht — es zu kodifizieren ist noch niemandem geglückt — ist hier das der Gewohnheit. Wer dagegen verstößt, ist ein Störenfried, ein Hetzer, ein Unzufriedener, der halt alles besser versteht; wer sich

damit zu stellen oder es gar zu nutzen versteht, der ist ein lieber Kerl.

Auch zwischen der Rosi und ihrem Xaver hatten sich mit der Zeit so allerhand Gewohnheitsrechte herausgewachsen. In allen Ehren natürlich.

Man traf sich zu immer längeren Zwiegesprächen. Und weil man dabei ein ausgesprochenes und eigentlich schwer zu glaubendes Glück hatte und gar nie erwischt ward, so wurde man immer sicherer und vertraulicher.

Mit ihm auszugehen, ehe sie in aller Form und vor einem gültigen Zeugen versprochen wären, dazu ließ sich die Rosi durchaus nicht bewegen. Sie wußte auch, was sich gehörte. Derlei schickte sich für eine Magd oder vielleicht noch für ein Mädel, das gar keinen Anhang in der Stadt hat, aber ganz und gar nicht für eine Hausherrntochter, wie sie es war.

Dennoch mußte sie den Geliebten immer zurückhalten, wenn er sich zum Gang zu ihren Eltern rüsten wollte und beteuerte, er fürchte sich durchaus nicht. Denn er habe die ehrlichsten Absichten, und fressen könne man ihn dafür nicht. Ihr bangte um die Fortdauer ihres Glückes, das sie verstohlen genug und dennoch ganz, so recht eigentlich zwischen Tür und Angel genoß. Denn zur Heldin war die Rosi nicht geboren.

Mit jedem Tage ließ sich das Verhältnis allerdings schwerer erhalten. Denn die Ungeduld des Navratil wuchs und nahm immer begehrlichere Formen an. Da war es nicht leicht, ihn immer innerhalb der gebührenden Schranken zu erhalten, und es war nur ein Glück, daß man nie und nirgends gänzlich allein und unbeobachtet sich finden konnte.

Er erzählte so gern von der Einrichtung, an der er nun schon für sie beide arbeitete. Da sollte kein Stück nur so liederlich furniert sein. Alles massiv Nuß und Eichen, Rosi! Er wußte am besten, wie sich die Leute anschmierten, die solches Zeug kauften. Das macht man für die, die's nicht besser verstehen oder wollen und denen jeder Schmarrn recht ist, wenn er nur in die Augen sticht. Für sich selber weiß man sich's besser. Da sucht man sich schon sein gut Stück Werkholz aus, an dem kein Fehler sein darf und das seine Zeit gelegen ist und das man mit eitel guten Gedanken und Hoffnungen in Angriff nimmt.

Je mehr und unverhohlener sich ihr aber so die ganze Treue und Bravheit des Burschen offenbarte, dem ganz und für immer anzugehören sie immer sehnlicher wünschte, desto unerträglicher dünkte sie dieses frostige, wortlose, feindselige Leben bei sich zu Hause. Sie verlangte nach seinem Ende, als nach ihrer Erlösung. Es wäre nahe genug gewesen. Denn selbst die Bedingungen, zu denen ihm seine Meisterin das Geschäft übergeben wollte, die billig genug waren, daß man bestehen und vorwärtskommen konnte bei vernünftiger Wirtschaft, hatte der Navratil bereits erkundigt. Seitdem ihr auch diese letzte Hoffnung auf eine Vermählung fehlgeschlagen war, freute die Witwe das Geschäft nicht mehr.

Weil er aber von seinem Wert keinen geringen Begriff hatte, den sie natürlich teilte, so fand sie jene Hindernisse immer verwünschter und unsinniger, die sich aller Voraussicht nach ihnen entgegenstellen mußten. Sie konnte im Nachdenken darüber in ein prüfen-

des Grübeln geraten, das ihr gar nicht schlecht stand, aber doch wieder nicht so ganz zu ihrem frischen und arbeitsfrohen Wesen paßte. Wie eine Beleidigung des Geliebten mußte ihr es erscheinen, ihm die Gründe mitzuteilen, aus denen sie einen ungünstigen Ausgang seiner Freite erwarten mußte. Und dennoch war es notwendig, ihn hinzuhalten. Bis ihm die Geduld riß. Es scheine ihm, sie habe ihn für einen Narren; dafür aber sei er sich immer noch zu gut. Da konnte die Rosi nichts mehr tun und mußte dem Verhängnis, allerdings mit bösen Ahnungen und schwerem Herzen, seinen Lauf lassen.

Xaver Navratil putzte sich für diesen Gang überaus stattlich heraus. Er nahm natürlich sein schwarzes Sonntagsgewand, dazu die goldene Uhr mit schwerer Kette, die er eigentlich erst hatte tragen wollen, wenn er Meister geworden war. Für dieses eine Mal mochte die Ausnahme gestattet sein. Man sollte doch sehen, daß er etwas hatte und an sich spendieren konnte. Einen Blumenstrauß von ziemlichem Umfang — er mußte doch etwas gleich sehen — und tadelloser Schönheit hatte er gleichfalls besorgt. Hernach mußte ihn der Lehrjunge bürsten, bis an seinem Staate nicht das kleinste Fäserchen mehr war, und die Meisterin überprüfte in sauersüßer Andacht den Gesamteindruck. Er konnte sich sehen lassen; auch die Rosi fand das, die über den Hof nach ihm Auslug hielt.

Die Unterredung, die er, also angetan, mit Herrn Franz Mayer hatte, währte nur kurz; entschieden kürzer, als die Vorbereitungen dazu.

Navratil stellte sich vor und nannte seinen Namen.

Und Herr Mayer verwunderte sich und bat um Wiederholung. Dann: „Entschuldigen Sie schon! Aber Sie sind gewiß kein Hiesiger!"

Nein! Er sei ein gebürtiger Wiener.

„Net möglich!" verwunderte sich Herr Mayer.

Und dennoch sei es so. Er habe hier sein Handwerk gelernt und sei immer da gewesen, die Zeit ausgenommen, da er gedient habe.

„Also Soldat sein S' gewesen? Welche Charge denn, wenn man fragen darf?"

„Ich bin als Korporal verabschiedet."

„Schau, schau," machte Herr Mayer. „Und Sie sind wirklich ein Wiener?"

„Wirklich und wahrhaftig. Ich kann mich übrigens ausweisen."

Herr Mayer schüttelte das Haupt. Sein Gast solle nicht böse sein. Aber einen solchen Namen habe man dahier noch nicht erhört. Er wiederholte ihn: „Xaver Navratil", als wolle er sich an seine Möglichkeit gewöhnen. Und hernach: „Also, was verschafft mir die Ehr'? Oder ist man Ihnen was schuldig blieben?"

Nein. Und wenn man mahnen wolle, so käme man doch nicht so . . .

Herr Mayer tat, als bemerke er nun erst den Anzug seines Besuchers. „Ist schon richtig, Herr Navratil, fein ang'legt haben S' Ihnen. Aber möchten S' den Buschen net wohin stellen? Haben S' nachher noch einen angenehmen Gang vor?" Denn tatsächlich stand der Geselle, den Strauß in der Linken, recht sehr ungeschickt und verlegen da. Für wen denn die Blumen bestimmt wären? Sie seien so schön.

Die möcht' er bitten, der Fräulein Rosi übergeben zu dürfen.

„Nein! Nein! Der Rosi?" dehnte Herr Mayer. Die werde sich gewiß nicht schlecht freuen über eine solche Aufmerksamkeit. Er werde sie schon irgendwie davon verständigen. Wenn man halt nur wüßte, wie das Mädel zu einer solchen Ehre käme oder wie man sie vergelten dürfe.

Navratil preßte die freie Rechte ans Herz. In den Handschuhen, die abzustreifen er sich nicht traute, sah seine Hand gar ungeschlacht und abgearbeitet aus. Das verschönerte ihn durchaus nicht, erhöhte eher das Drollige seines Auftretens. Er habe eben das Fräulein Rosi sehr gerne. Und er glaube, ihr auch nicht gleichgültig zu sein.

Das sei ja sehr erfreulich und eine große Ehre.

Ja, und er möchte als ein ehrlicher und aufrichtiger Mann um die Hand von Fräulein Rosi gebeten haben.

Herr Mayer geriet in ein tiefes und anhaltendes Nachdenken, aus dem ihn der andere nicht aufzustören wagte. Endlich: „Da sieht man's! No ja! No ja, freilich. So kommen einem die Kinder in die Jahr', und fremde Leut' merken's früher, als wie die eigenen und leiblichen Eltern! No halt ja. Alt genug wär' das Mädel schon," meinte er sehr trübselig.

Ob er also hoffen dürfe? Er verdiene genug, um einen bescheidenen Hausstand begründen zu können.

Ja, da werde man allerhand überlegen und mit dem Mädchen besprechen müssen.

Fräulein Rosi sei mit seiner Werbung durchaus einverstanden.

„So eine Heimliche,“ scherzte Herr Mayer wohlwollend. „Und uns hat sie kein Wörterl gesagt! Gelt, Alte? Aber entschuldigen Sie, Herr Navratil, ich hab' noch eins fragen wollen, sind Sie schon selbständig?“

Nein. Aber er könne es jeden Augenblick werden und ein ganz gutes Geschäft übernehmen. Eigentlich fehlte ihm nur die Meisterin.

Da könnte man ja vielleicht warten und sich's überlegen bis dahin?

Auch damit war der Navratil einverstanden. Nur möchte er alsdann bitten, ihn in aller Form als Verlobten anzuerkennen.

„Haben Sie's aber hitzig,“ meinte Herr Mayer wohlwollend.

Ja, er kenne und liebe das Fräulein Rosel nun schon sehr lang.

„So, so. Und das Mädel schweigt rein wie der Tod! Was sie alles anstellen, wann s' verliebt sein! Ja, dös geht aber doch net so geschwind.“ Wer denn seine Leute seien? Damit man sich erkundigen könne. Und ob er nicht am End' ein Sozialist sei? Der bekäme sie nie! Denn er werde begreifen, daß man etwas auf sich halten müsse. Und man möchte doch wissen — verstehn S', Herr Navratil! — in was für eine Familie die Tochter da hineinheiraten solle.

Xaver Navratil wurde verlegen. Sozialist sei er nicht. Aber Auskunft über ihn könne niemand erteilen. Er habe keine Eltern mehr.

Aber doch gewiß einen Vetter oder einen Onkel oder sonst wen Gefreundeten?

Nein. Er wisse von niemandem.

Das sei rein unmöglich! Oder ob es in dieser merkwürdigen Familie immer nur einzige Kinder gegeben habe?

Der Freier fühlte sich in die Enge getrieben. Er gestand, er sei darüber nicht unterrichtet. Er sei magistratisches Kostkind.

„Han . . . So . . .“ machte Herr Mayer unendlich gedehnt, und versank wieder in sein unheimliches Brüten. Er rieb sehr emsig die Hände ineinander, und der Navratil fühlte: alle seine Hoffnungen wurden dazwischen zerrieben. Navratil geduldete sich ein gutes Weilchen. Endlich fragte er sehr verschüchtert, was er wohl hoffen dürfe?

„Han . . .“ Man ahnt gar nicht, was für eine Länge drei Buchstaben haben können.

Navratil erhob sich: „Also, Herr von Mayer?“

„Also“ — Herr Mayer brach los. „Da haben S' Ihner Grünzeug. Und sein S' froh, wenn ich's Ihnen net zum Fenster hinaus wirf.“

„Ja, warum denn?“

„Er fragt a gar noch. So eine Frechheit! Navratil heißt er und überdem noch Xaver, wie sonst gewiß kein Christenmensch. A Tischlergesell' is er und a Kostkind. Und a Mayerische Tochter möcht' er. Kan' schlechten Gusto hätten S' net!“ Sein ganzer Hochmut brach auf.

Aber man solle doch vielleicht die Fräulein Rosi fragen. Er könne doch nichts für seine Eltern. Und er sei gewiß ein ordentlicher Mensch.

Ist schon gut! Das könne ein jeder sagen. Ein ordentlicher Mensch bandelt nicht hinterm Rücken von

die Eltern mit einem Madel an, das überdem noch so dumm ist, daß es alles glaubt. Und dös gibt's net, ewig net. Und das Mädel habe das Maul zu halten. Anders wär's gar aus! Und man werde eben in Zukunft besser aufpassen. „Hörst, Alte? Daß du mir s' net aus den Augen laßt! Und behüt' Ihnen Gott und beehren Sie wem anderen, Herr von Navratil."

„Es war wohl net das Richtige," sagte die Mutter hernach zur weinenden Rosi.

„Er ist's! Er ist's!" schluchzte das Mädchen, „und ich stirb ohne ihn."

„Es stirbt sich leider Gottes net so geschwind." Das war so merkwürdig hart und kam so trostlos. „Und der Vater leidet's halt net."

„Mutterl! Bitten S' ihn für mich."

„Es nutzt nix. Und den Mann bitt' ich um nix nie mehr."

Am Abend trafen sich die beiden für ein Weilchen.

Xaver Navratil war sehr gekränkt, und es kostete keine geringe Mühe, ihn nur einigermaßen zu besänftigen.

„Ich hab's gewußt. Ich hab' dich immer gehalten. Sie leiden's net," jammerte sie.

„Ja, und was bleibt mir nun über? Ich geh' in die weite Welt."

„Dös tu mir net an. Dös net," bat die Rosi.

Ob er vielleicht zusehen solle, wie man sie einem andern verkuppelt?

„Ich nimm kein' andern. Ich wart', bis ich stein-

alt und kleinwunzig werd'. Gewiß und bei meiner armen Seel', Xaverl."

Ja, und das Herumziehen habe doch gewiß keinen Zweck. Und er halte es nicht mehr länger aus. „Denn wenn man eins so recht lieb hat, weißt, Rosi . . ."

„Und der Vater werde sicherlich niemals nachgeben." Sie schrie beinahe und warf sich dem Gesellen an den Hals.

Er hielt sie eng an sich. Immer enger: „Da müßt' man ein' Tatbestand schaffen, Rosi," flüsterte er ihr ins Ohr.

„Ein' Tatbestand?" Sie begriff nicht gleich.

Ihm gefiel das Wort überaus. „Ein' Tatbestand, weißt," erläuterte er, „halt — ein' Tatbestand, daß sie net mehr nein sagen können."

Sie wurde glührot und verhielt ihm den Mund.

„Ein' Tatbestand, weißt." Das kam so sehr schwül, daß sie die Augen schloß und ganz schwach hauchte: „Dös tu' ich net."

„Rosi!" Sie schüttelte den Kopf. Aber durch die geschlossenen Lider hindurch meinte sie zu fühlen, wie sie der Blick des Navratil senge und verzehre, ohne daß sie sich wehren konnte.

„Ich bin gar nie allein," flüsterte sie.

„Rosi, ein' Tatbestand! Sonst nutzt uns nix."

Sie blieb an ihn gelehnt. Ganz willenlos und vergessen. „Wenn aber was geschieht, Xaver!"

„Wär' recht. Nachher können s' net mehr darein reden."

Mit einer sehr weichen Bewegung, schmeichelnd wie ein Kätzchen, fuhr sie ihm übers Gesicht. Sie hob

die Augen und nickte sehr verschämt. Und dann: „Sie werden bald auf ein' Heurigen gehn. Und wenn s' auf ein' Heurigen gehn, so tu' ich 'net mit. Und net wahr, Xaverl, und du schwörst mir's: du wirst net vergessen, wie deine Mutter gestorben ist . . .“

Drittes Kapitel

Heuriger und allerhand Wirkungen davon

Ein solcher Tag gab Frau Kathi Mayer immer viel zu schaffen.

Denn da mußte alles besorgt sein, damit man es reichlich und dennoch nicht zu teuer hergehen lassen könne.

Sehr umfängliche Unterweisungen, ein förmliches Reglement für die Marie, die neuerdings nicht nur frech, wie schon lang, sondern auch vergeßlich war. Einkäufe. Und diesmal gar keine Hilfe. Denn die Rosi klagte so sehr viel über Kopfweh. Sie sah auch wahrhaftig schlecht und abgehärmt genug aus, das arme Mädel! Zu gar nichts hatte sie mehr eine Freude. Es war wirklich am besten, man ließ sie ganz für sich und ihren Kummer.

Es war ein sehr stiller Sonntag zu Ende Oktober. Der große Hof des Mayerhauses war leer und einsam. Die Sonne stieg die grauen Mauern nieder, sachte, Schrittchen für Schrittchen, wie in einen Brunnenschacht. Wenn die auf dem unregelmäßigen Pflaster

aufglomm, das man trotz aller Bitten und Beschwerden der Parteien zum großen Ergötzen des Hausschusters nicht ausbessern konnte, einmal weil es seit jeher so war, alsdann weil man das Geld dafür nicht auftreiben konnte, dann wußte die Rosi, daß ihre Leute am Ziele seien. So zögernd erschien hier das Licht und entschwand so rasch wieder.

Unmittelbar nach Tisch war man aufgebrochen. Herr Gröger war mit von der Partie. Denn ganz allein mit den Seinigen vergnügte sich Herr Franz Mayer nicht gerne. Das war allzu fad. Er brauchte und liebte Zeugen seiner Taten. Die Mutter küßte die Rosi noch sehr herzlich. Alsdann machte man fort. Die Marie rumorte noch ein wenig in der Küche. Dann wurde es ganz still in der Wohnung. Die Rosi setzte sich müßig ins Fenster und wurde manchmal ganz aus sich glührot. Einmal ging da unten der Navratil vorbei. Er neigte den Kopf, und sie lächelte ein heimliches Lächeln und schloß die Jalousien.

Inzwischen traten ihre Leute ihre Weinpilgerschaft an. Der Stellwagen, dem sie sich anvertraut, humpelte, überfüllt, mühsam und bedächtig die hügeligen Straßen hinan. Oftmals hielt er. „Mir gibt's dabei immer ein' Bremsler," meinte Herr Mayer. „Vielleicht heißt's dessentwegen: bremsen. Aber so eine Fahrerei is net das Richtige. Da gehöret sich ein fesches Zeugel, mit zwei Jucker vorn. Wie wir's einmal gehabt haben — weißt noch, Alte?"

Endstation. Aller Füße waren eingeschlafen, und es gab etwas zu lachen über mühseliges Gehumpel.

Ein schöner Baumgang. Schon war das Laub-

werk gänzlich verbrannt. Aber noch hielt eine eigensinnige Kastanie an ihrer häßlichen, braunroten Perücke mit einer zähen Beharrlichkeit fest. Zahlreiche Fußgänger gingen des gleichen Weges. Flinke Fiaker schossen an ihnen vorüber; einer — ein sehr eleganter, nur nicht mehr junger Herr saß darinnen — hielt sich, wie dem Gröger erscheinen wollte, immer dicht hinter den Mayerischen.

Vom Kahlenberg her fauchte manchmal ein munterer und spiellustiger Wind. Sonst aber schien eine helle Sonne, günstig der Spätlese, und man empfand die Kühlung ganz angenehm. Ein Hügel mit steilen, sandigen Abstürzen, die im Licht ganz golden erglänzten, blieb zu ihrer Linken. Die Straße hob sich noch einmal. Man kam in eine richtige Dorfgasse: um eine Kirche mit nadelspitzen Türmchen sehr niedrige Häuser mit grüngestrichenen mächtigen Toren. Dahinter gedehnte Höfe, Bänke, um einen alten Nußbaum gereiht. Da und dort winkte schon der verheißende Tannenbuschen, und seine dürren Nadeln knisterten.

Herr Franz Mayer hatte seine Arme zwischen die beiden Kathis geschoben. Er schritt dahin, ganz Glück und Stolz und Familienoberhaupt. Der Hut saß ihm schief, und die Taschen seines Oberrockes waren merkwürdig gebauscht vor allerhand Kram und Naschwerk, das er da und dort erstanden hatte. Ein Schimmer jener Liebenswürdigkeit, des anmutigen Leichtsinns, den er in jungen Jahren besessen haben mußte, brach wieder vor. Einer Laune nachgebend, nahm Peter Gröger die Linnerl unter den Arm. Ein leises

Zusammenzucken des Mädchens, das ihn eigen berührte. Es war, als begegneten sich da zwei Wellen und flössen in einander.

Der Weg hob sich noch einmal. Peter Gröger blieb stehen und sah nach rückwärts. Und so entstand ein kleiner Zwischenraum zwischen ihm, seiner Begleiterin und zwischen den Voranschreitenden.

Man sah von hier aus die ganze Stadt. In ihren Grund lag sie geschmiegt, ganz weich, wollüstig und hingegeben. Ein leiser, ahnender Dunst wob um sie. Er verbarg nichts. Wie ein Schleier war er nur, den ein Weib um sich und seine Schönheit geschlagen hat. Die Türme aber tauchten stolz ins Licht, das von einer unermeßlichen Klarheit war. Nur dem Lauf der Donau entlang sah man Nebel. Die stiegen weißlich aus den Auen und behaupteten sich ein Weilchen, ehe sie zerflossen. Auf roten Ziegeldächern glomm es, übersilberte grauen Schiefer. Das brachte einen kräftigen Ton in das viele Gelblich und Weiß der unzähligen Häuser. Und die Spitzsäule von St. Stefan schwang sich beherrschend und nadelscharf in das Firmament.

Allen Höhen aber drängten sich die Häuser zu. Es war wie eine übervolle Schale, aus der es träuft und quillt. Die Weinberge, deren volles und rotes Laub so fröhlich und verheißend glühte, zogen sich vor dem Ansturm der Stadt zurück, immer höher. Schon waren mitten zwischen sie blanke Villen eingesprengt. Zwischen ihnen waren sanfte Wege. Darauf eine zahlreiche Menschenmenge durcheinander wimmelnd, wohlgeputzt, in festlicher Stimmung, ohne alle Ro=

heit, wie von geheimen Gewalten oder aus einer dunklen Verabredung einem Ziel entgegen geschoben.

Es war wie ein Festzug. Wie eine allgemeine Wanderschaft nach dem Genusse. Und eine feuchte Herbigkeit, prickelnd und aufreizend für jeden Sinn, war in der Luft, und der Kahlenberg stand schwarz und ernsthaft da, während die vielen Baulichkeiten darauf im abendlichen Lichte erglänzten.

Schon begannen sich die Himmel zu färben. Graue Wolken, so dünn, daß das schöne Blau nur wie mit einer Dämpfung überhangen schien. Viel Rot, zerstreut und flockig, vom Widerglanz des sinkenden Tages. Geheime Gluten, die gegeneinander begehrlich züngelten.

Peter Gröger atmete tief, und ihm war, als dränge eine neue Luft in seine Lungen, und eine erhöhte Freudigkeit zum Leben erfasse ihn und wollte ihn übermeistern, durchaus und mächtig.

Zum erstenmal kam ihm die eigentümliche Schönheit dieser Stadt, die trotz Murren, Klagen und Enttäuschungen jeden festhält, der sie einmal mit Sinnen begriffen hat, ins tiefste Bewußtsein.

Etwas so ganz Weibliches war an ihr. Etwas also, das man begehren, gewinnen, besitzen konnte. Etwas, das mit jeder Lockung reizte und demjenigen lohnte, der stark und besonnen genug war, sich's zu unterwerfen, sich daran zu erfreuen, ohne sich darein zu verlieren.

Ein ungeahntes, ein unsägliches Gefühl von Kraft wuchs in ihm und erfüllte ihn ganz.

Es schwoll so mächtig in ihm, in seinen heimlichsten

Gedanken, daß er der Linnerl vergaß, die da neben ihm stand, ihn endlich am Ärmel zupfte: „Was gucken S' denn so, Herr Gröger?“ und ihn mit leuchtenden, schelmischen Kinderaugen ansah.

Ja, und die gehörte wohl auch dazu! Ganz wie sie noch war, schmächtig und scheu. Er sprach kein Wort von Belang. Nur so neigte er sich zu ihr, daß sein Atem ihre reine Stirn berührte. „Also gehen wir weiter, Linnerl!“ Die Worte klangen nach mehr, als in ihnen war. Und eilfertig und als hätten sie etwas zu verbergen, strebten sie den anderen nach . . .

Herr Franz Mayer hielt prüfend und sachkundig Umschau. Endlich betrat man ein Wirtshaus, vor dem zahlreiches Gefährt aller Gattung aufgestellt war.

Er hatte die Befriedigung, daß sein Erscheinen mit der Kathi ein großes Aufsehen erregte. Man stieß einander an, man wisperte, man deutete auf das Mädchen.

Allerdings: sie hatte sich fesch zusammengerichtet, und sie hatte ihren hübschesten Tag. Denn sie war nicht so ganz gleichgültig wie sonst. In ihren Augen lag eine bestimmte Erwartung. Herr Peter Gröger merkte das wohl.

Man schmauste: allerhand Sachen, die den Durst reizen, die Kehle austrocknen. Der Wein kam. Er war vortrefflich; Herr Franz Mayer kostete, drückte die Augen ein, schnalzte vernehmlich. Säuerlich und ganz, wie er sein soll, wie mit prickelnden Stacheln erfüllt. Der erste Schluck mochte befremden. Alsdann ging er einem immer besser und glatter ein. Die Kathi trank sehr vorsichtig; in kleinen Schlückchen, eben

damit sie nur etwas Farbe bekam. Mit ihrem spitzen Zeigefinger zeichnete sie aus verschüttetem Wein verschlungene Buchstaben auf den Tisch und verwischte sie hastig, sowie ein Blick sie entziffern zu wollen schien. Es ging oder bereitete sich unbedingt etwas mit ihr vor.

Die Stimmung begann zu schwellen. Immer dichter qualmte der Rauch durch den Raum. Die Petroleumlampe war entzündet worden. Sie schwankte unablässig in leisen Schwingungen, und die Lichter irrten über die grüngestrichenen Tische, und die Schatten verbanden sich zu wunderlichen und schwindeligen Tänzen. Schon schlug eine geübte, nur vom vielen Weingenuß heisere Stimme einen hellen Juchezer an.

Die Kathi hatte Nüsse vor sich hingelegt. Sie schälte sie sehr sorgfältig, und immer, wenn sie einen genügenden Vorrat beisammen hatte, so schob sie's einem und dem anderen ihrer Tischgenossen zu. Sie selber nahm nichts davon; denn Nüsse machen heiser. Sie machte das allerliebst, mit spitzen Fingerchen, wies dabei die ganze Schönheit ihrer sehr gepflegten Hand, und es ließ ihr hausmütterlich und reizend.

Die Heurigenmusik begann. Ein dünner Dreiklang von Instrumenten. Das zirpte, winselte, schrillte durcheinander. Und dennoch war eine unentrinnliche Lustigkeit darinnen, und jeder Takt ging unmittelbar ins Blut und ließ es entflammter kreisen. Beringte Hände schlugen kunstgerecht aneinander und unterstrichen mit raschen und kräftigen Schlägen die Weisen. Die Hüte wurden schiefer gerückt oder gar mit einem

übermütigen Aufschrei durch die Luft geschwungen. Formen und Farben begannen ineinander zu rinnen. Der Küfer in blauer Schürze schob sich unwirsch, doch eilfertig durch die Bankreihen. Hier forderte man keine Kellnerhöflichkeiten. Gläser klirrten, immer heftiger angestoßen. Über allem aber, rastlos und schwirrend, schwebte die Musik, dies alles verflocht sich mit ihr, eindringlich, schwül zu einem wilden Rhythmus.

Herr Franz Mayer war rasch in eine weinselige Stimmung geraten. Er tat mit und tollte wie einer. Sogar seine Frau fühlte sich angeglüht vom allgemeinen Brand. Auch in ihr war doch Wiener Blut und regte sich mächtig. Die Gesellschaft wuchs. Bekanntschaften wurden gemacht, Bruderschaften gestiftet. Man drängte sich den Alten zu, weil man an die Kathi wollte. Alles huldigte ihr. Alte, die sich was gestatten durften, haschten ihre Hand und streichelten sie. Zu nah kam ihr doch selbst in dieser rauschigen Gesellschaft keiner. Sie verstand die Abwehr und ihre Künste so gut wie die der Lockung, und das merkt jeder Mann, und fühlt sich angezogen wie gebändigt. Sie blieb ganz ruhig dabei, nur bestrebt, sich nicht von ihrem Platze drängen zu lassen und ihre Ecke zu behaupten. Derlei erregte sie nicht mehr, die es nicht anders gewöhnt war. Von allenthalben ward ihr zugetrunken. Sie tat sittsam und vorsichtig Bescheid, ohne zimperlich zu tun und ohne Hoffart, späte unablässig und unauffällig in einer bestimmten Richtung hin und neigte endlich wie in Dank oder leiser Bejahung das schöne Haupt.

Unmittelbar danach erhob sie sich. Sie müsse etwas

frische Luft schöpfen. Die Weinlaune stieg höher. Man machte Kunststücke, die unsicheren Händen nicht mehr geraten wollten. Das gab endloses Gelächter. Wetten wurden gewagt, und man merkte gar nicht, wie das Mädchen eine gute Weile ausblieb. Nur Peter Gröger, der sie mit einer gefaßten, doch schmerzlichen Erregung beobachtete, gewahrte, daß sie sich rückkehrend anders, stolzer als sonst in den Hüften wiegte, daß in ihrem Auge ein siegfrohes Licht und an ihr wie ein Lauschen und Lauern war. Ein Fiaker fuhr rasselnd fort. Sie lächelte sehr befriedigt in sich und schloß die Lider.

Es war etwas Wichtiges geschehen. Mit dem Instinkt des Eifersüchtigen merkte das Peter Gröger.

Er war an diesem Tage überhaupt von einer nachdenklichen Hellsichtigkeit, über die er selber erstaunte. Mit ganz anderen, schärferen Augen sah er in die Welt, und es kam über ihn gleich Erleuchtungen, die den Begnadeten auszeichnen und so sehr erfreuen, weil sie ihm Bürgschaft einer besondern Sendung wie Gunst vor Gott sind.

Er hatte sein Herz an dies schöne hoffärtige Frauenzimmer gehängt. Keineswegs ohne Wunsch, aber ohne jede Erwartung auf Erfüllung — es sei denn die eines Wunders. Damit aber kann man bekanntlich keine sichere Rechnung tun.

Und nun meinte er zu merken, wohin die sorgfältig verhüllten Spuren der Kathi wiesen. Das tat ihm weh; denn er war noch in jenen Jahren, da man von der Geliebten Reinheit fordert, selbst dann, wenn man sich keinerlei Hoffnung auf ihren Besitz macht, da es

wie ein physischer Schmerz wirkt, sie sich als eines anderen Mannes eigen zu denken.

Die Freude über den eigenen Scharfblick war aber größer als diese Betrübnis. Nun wußt' er etwas, wußte selbst mehr von ihr, denn ihre allernächsten Angehörigen. Das Zwecklose des Gefühles, das er so sehr verhohlen und solange in sich genährt, wurde ihm klar, und damit war es denn auch für ihn abgetan.

Er wurde ganz aufgeräumt. So, als wär' einem eine Last von der Seele genommen oder als wär' etwas eingetreten, davor man sich lang als vor dem schlimmsten Unheil gefürchtet und es beträfe einen gar nicht so hart, wie man besorgen mußte. Es kam wie ein erlösender Übermut in ihn. Sonst immer gesittet, ja ernsthaft, trieb er nun Possen, die selbst die Kathi zum Lachen zwangen, entdeckte ganz neue gesellige Talente in sich.

Die Linnerl aber sah mit ihren guten, stillen reinen Kinderaugen zu. Dies alles gefiel ihr, riß sie mit, und dennoch war etwas darin, gegen das sich ihre Natur zur Wehre setzte. So wie gegen ein schlimmes Gift, das einen beschleichen will. Es war ein Widerstand, der immer schwächer wurde. Auch auf sie übte übrigens der Wein seine Wirkung. Er regte sie auf und bewältigte sie.

Etwas so Verzerrtes war dennoch am Ganzen! In allen den Gesichtern, die sich für sie mehr und mehr zusammendrängten, als wollten sie in eines rinnen, denen ein häßlicher, wüster Zug gemeinsam war, um die ein schwüler Nebel dampfte, der allerhand ganz Widerwärtiges bergen müsse.

Wie eine schlimme Begierde, die sich nur nicht entladen konnte, schwelte es durch den Raum. Verhohlene Gluten, die nach allen Richtungen hin züngelten, zumeist der Kathi zu. Etwas Tierisches, das einen erschreckenden Widerhall weckte, war in jedem Juchschrei, in jedem Lachen und Gröhlen; im Aufstoßen der Gläser auf den Tisch ein wilder Takt. Und warum hatte man sie denn hergeführt? Warum riß dies alles so gewaltsam an ihr? Wohin wollt' es sie zerren? Sicher zu nichts Gutem. Angst und Erregung stritten in ihr.

Ihr wurde ganz schwach: „Vatter, gehn wir!" bat sie.

Er fuhr zornig auf: „Just, wo's fesch wird?"

„Vatter, mir ist net gut. Gar net gut ist mir . . ."

Die Mutter wandte sich. Ein Blick in das Gesichtchen der Kleinen, und sie strich ihr mit der Hand über die feuchte Stirn und erhob sich: „Gehn mir, Franzl!" Er hatte gar keine Neigung dazu, murrte einiges, daß man doch nie eine richtige Freude haben könne, daß es ein Unsinn sei, sich mit Fratzen zu schleppen oder ihnen hernach in allem nachzugeben, fügte sich dennoch, und man ging.

Voraus schritt Herr Mayer, der merkte, es sei an der Zeit zum Aufbruch gewesen, hoch an der Zeit, sowie er in die kühle Nacht trat und ihr Wehen empfand. Er torkelte ein weniges, als geschähe es so zum Spaß, war aber sonst sehr übermütig.

Alle möglichen Musikinstrumente ahmte er mit einer verblüffenden Natürlichkeit nach. Immer wieder stach er seine Frau und die Kathi mit anzüglichen Redensarten an, daß sie nicht aus dem Kichern kamen.

Das hielt, bis sie in den Baumgang traten, den sparsame Lichter eben nur erhellten. Auch in ihre Stimmung fielen seine Schatten. Man wurde ernsthaft, und die Frau erseufzte oftmals. Sie mußte der Rosi denken, die mit ihrem Herzenskummer so einsam zu Hause saß.

Peter Gröger fühlte plötzlich, wie sich eine Hand auf seinen Arm legte. Es war in der Stille der Linnerl so bänglich geworden, daß sie nicht anders konnte, als sich an ihn lehnen. Selbst das Plappern des Vaters war verstummt. Nur ein jähes Rascheln in den Kronen der Bäume sprang manchmal schreckhaft auf. Sie fühlte das Bedürfnis der Gegenwart eines Stärkeren. Erst ließ es sich eben Gröger nur gefallen. Dann zog er sie näher an sich.

Wieder, diesmal mit unzähligen Lichtern, tat sich der Anblick der Stadt vor ihnen auf. Wieder befiel er den Studenten mit einer eigenen Gewalt, mit einer Sehnsucht nach ihr. So nah wie möglich nahm er die Linnerl an sich, daß er ihr Herz pochen zu hören meinte. Sie folgte willenlos seinem Zuge. Und ungescheut, auch vor den Eltern, behielt er ihren Arm. Die Mutter runzelte ein wenig die Stirn. Aber das mochte Heurigenbrauch sein und also hingehen. Der Vater aber schmunzelte. Schau, schau, was sich der herausnahm! Das hätt' er dem Duckmäuser nie zugetraut! Na ja, halt junge Leut', halt junge Leut'! Und dann schoß ihm ein Gedanke durch das weinschwere Hirn. Im Alter stimmte das doch völlig. Und wenn's was ward, so war es nicht das Schlimmste, und man hatte doch viele Exempel ähnlicher Heiraten. Ganz gut und sehr

vernünftig war es alsdann. Und er rieb sich die Hände, gluckste und kicherte unablässig in sich hinein, während sie heimfuhren.

Ein kurzer Abschied mit sehr ausgiebigen Händedrücken vor dem Haustor, Beteuerungen, wie hübsch es gewesen sei und wie sehr man sich miteinander gefreut habe. Die Älteren gingen voraus. Ein Augenblickchen waren Gröger und Linnerl allein. Er bog sich nach ihr. Sie wich bebend aus, knirte, und mit hellen, lachenden Augen, wippend von Gang wie eine Bachstelze und eitel Schelmerei um den frischen Mund huschte sie ihm fort.

Viertes Kapitel

Herr Franz Mayer kommt zu einer Gesinnung

„Wir haben sie verflucht und verstoßen," beteuerte Herr Franz Mayer mit nicht minderer Würde als irgendein alter Römer. „Bringen S' mir noch ein Viertel, Jean," und er trank andächtig.

„Man sollt' gar net glauben," fuhr er gestärkt und gesammelt fort, „was man vor lauter Sorgen und Kümmernis für ein' Durst kriegt."

„Und wie habt ihr's denn gemacht?" erkundigte sich einer.

„Halt akkurat so, wie sich's gehört," erklärte Herr Mayer und wischte sich den Mund.

„Ich hab' aber gehört," bohrte sein Freund, „sie ist ganz hamlich fort und davon, die Kathi."

„Hätt' sie's vielleicht epper gar noch öffentlich tun sollen, han?" verwunderte sich Herr Mayer nicht ohne Grund.

„Na, na. Gewiß net. Aber wie habt ihr s' nachher verfluchen und verstoßen können?"

„Du bist aber heut net schlecht neugierig."

„No ja. Wo doch der ganze Grund von nix wie davon red't und wie prächtig daß es dein Madel hergehn laßt."

„Warum denn net, wenn sie's danach hat? Aber verflucht und verstoßen haben wir sie zwegen dem doch. Verflucht und verstoßen. Das wird net anders."

„Wer ist er denn?"

„Halt a Baron ist er."

„Und hat er's Madel gern?"

„Rein närrisch ist er mit ihr. Ich mein' schon. Wo die Seinige ein Drachen ist und au schiech, und er hat's nur genommen, weil sie soviel reich ist. Und sie ist alt und net gar gesund vor lauter innerlicher Giftigkeit. Und wann sie stirbt, so kann man net wissen, was geschieht."

Am Tisch war eine Pause. Dann ein leises Kichern. Herr Mayer sah sich bösartig um: „Da gibt's nix zum lachen. So ist's, wie ich sag', und net ein Haarl anders," und er schlug eindringlich auf den Tisch.

„Ja, ja!" machte einer nachdenklich.

„Was machst denn wie ein Esel?" krakelte Herr Mayer.

„Warst schon einmal bei ihr?"

Herr Mayer schielte: „Wo werd' ich denn zu einer solchenen gehn? Eine Mayerische, und wird eine solchene! Und überdem: der Undank von dem Madel! Was meinst, was sie uns gekostet hat im Konservatorium und sonst? An sich hat man's gespart, nur damit daß ihr nix abgehen tut. Und da hat man immer gemeint, man wird doch einmal ein' Dank davon haben. Anpumpst! Sie geht einem fort, und man hat nix von ihr, aber schon gar nix!" Dies schien Herrn Mayer am meisten zu kränken.

„Hast wirklich nix von ihr?"

Herr Mayer blinzelte verdächtig und beteuerte desto heftiger: „Wo möcht' ich was von ihr nehmen? Das wär' ja eine Sünd', so ein Geld auch nur anzurühren. Freilich — sie hat's wie eine Fürstin. Vier Zimmer hat's für sich allein und ein Bad hat's, und zwei Dienstboten hat's. Und nix wie Teppiche hat's, und Lehrer kommen zu ihr."

„Woher weißt denn das alles?" forschte einer.

„Das wird einem doch zutragen. Und ich hab's ja fahren gesehn."

„No, und was war?"

„Ich mein', sie hat mich net erkannt. Oder, sie hat sich net getraut. Denn wenn sie sich's getraut hätte und ein Wörtel spricht zu mir, ein Unglück wär' geschehn. Ich versteh' kein' Spaß net, wenn's um die Honnettität geht. Und wie wir sie verflucht und verstoßen haben, so hab' ich gesagt: Madeln, hab' ich gesagt, der schlag' ich die Füß' ab, die noch einmal ein Schritt zu ihr geht . . ."

„So hast du geredet? Mayer, lug' net!"

„Laßt's mi reden. Der Adam ist ein Mann, hab' ich gesagt. Dem schad't's nix. Der muß selber wissen, was er zu tun hat und was sich für den Adam Mayer gehört. Da dafür hat man ihn doch so erzogen, daß sie jetzt sogar beim Militär Staat mit ihm machen. Aber ihr seid Mädeln, und ihr braucht kein solches Exempel net vor euch, und ihr habt's bei einer solchenen nix zu suchen, und ich leid's amal net. Jean, noch ein Vierterl!" Und er trank, höchst zufrieden mit sich.

„Und wo hat's ihn denn kennen gelernt, den Baron?"

„Er ist ihr halt nachgestiegen. Wer weiß, wie lang und bei jedem Weg. No ja, eine Gouvernante, die alleweil aufpaßt, tragt's uns net. Und Brieferln hat er ihr geschrieben und alles mögliche versprochen. No ja. Wenn a Madel so schön ist und so a Benehmen hat, dös is a Kreuz!"

„Und was sagt denn dei' Alte?"

„Könnt's euch denken. Ganz außer sich ist sie und's ist gar kein Fried' mehr im Haus. Aber schon gar keiner!"

Die Zechgenossen stießen sich heimlich an. „Gespürst du's a, Franzl?"

Er kicherte sehr selbstzufrieden: „Na, net gar arg. Man muß sich's halt nur einzurichten wissen, versteht's?"

Eine große Pause. Er schlürfte und kam hernach ins gerührte Schlucken. Das zu dämpfen, trank er wieder. Dann hub er an:

„Tausender g'längen net, was uns just dös Madel gekostet hat. Tausender net! Immer hat man auf

sie geschaut. Kein' Handgriff hat's net tun dürfen, damit sie sich net epper wehtut und es geschieht ihr was an ihrer Schönheit. Alles hat sich gerackert für sie." Er holte Atem.

„Gar niemals hat man eine Hilf' von ihr gehabt, wo doch sonst ein jedes zugreifen muß auf der Welt und sich nützlich machen. Und man soll niemals einen Dank von ihr haben, wo doch die Zeiten immer mühseliger werden und das Verdienen schlechter. Denn wenn sie schon wollte — meint's, die Alte möcht's leiden?" Er sah sich mit den geröteten Augen um.

„Dös ist aber nur, weil gar keine Religiosität mehr auf derer Welt ist. Keins ist mehr zufrieden, wie's es hat. Und wie ordentliche Bürgersleut' leben will niemand mehr, statt daß man sich denkt: der liebe Gott hat mir's aso bestimmt, und er sollt' am End' wissen, was mir zusteht. Aso ist das. Und anders wird's leider Gottes net mehr. Merkt's euch, ich hab's gesagt, der Franz Mayer. Und was der sagt, gilt, ewig und heilig! Wirtshaus zahlen!" Er warf eine größere Banknote hin, zerknüllte den Rest und steckte ihn achtlos zu sich.

„Wo gehst denn noch hin, Mayer? Doch am End' net schon ham?"

„In meinen Bezirksverein. Wir haben Wochenversammlung heute. Und man muß sich doch um die Sachen annehmen, die einen angehn. Oder epper net, han?"

„Da hätt' man viel zu tun und niemals an' Zeitlang," meinte einer. „Ich nimm mich lieber um mein Geschäft an."

„Weil ös Sumper seid's," erklärte Herr Mayer bestimmt und überlegen und ging.

„Der hat heut 's Rederte," seufzte einer.

„Ist halt ein armer Narr."

„Ein Lump und ein Besuff ist er. Könnt' sein, er hat 's Madel selber verkuppelt. Und wo meint 's denn, daß er sein Geld her hat? Net anrühren möcht' ich's!"

„Z'wegen dem? Hast halt doch noch alleweil mittrunken, wenn er eine Latern' Wein spendiert hat."

„Weil ich keinen Spaß net verdirb. Und man muß niemandem umasunst beleidingen. Hat gar keinen Zweck. Macht nur Feind'."

Es war neuerdings ein heftiger Anteil an allen öffentlichen Angelegenheiten in Herrn Franz Mayer erwacht.

Kaum eine Versammlung unter den zahlreichen, die in seinem Bezirk abgehalten wurden, bei der er nicht erschien und sich durch Zwischenrufe voll tüchtiger Gesinnung bemerklich machte.

Über seinen Grund hinaus wagte er sich ungern. Höchstens verlockt durch einen Redner, der es ihm ganz ausnehmend angetan hatte und es den Widersachern besonders deutlich zu geben verstand. Denn er kannte alle Größen nach ihren Leistungen und hatte natürlich seine Lieblinge darunter.

Man wurde auf den eifrigen Mann aufmerksam. Man begann ihn zu schätzen. Man warb um ihn und legte Gewicht auf seine geneigte Gesinnung. Denn er kam doch viel herum und konnte Stimmung machen. Dies schmeichelte ihm. Die vielen Schlagworte aber, die nur so in der Luft herumflogen, fanden Eingang

bei ihm, regten ihn auf und wurden von ihm weitergetragen. Und was da von Argumenten vorgebracht ward, leuchtete ihm ein. Denn es war faßlich und von einer formelhaften Einfachheit.

Es gab Gelegenheit zu immer umfänglicherer und durch einen Zweck geheiligter Bummelei. Es kamen die Wahlen, an denen er sich freilich nur zu Beginn beteiligte, als es ihm noch Spaß machte, zu animieren, im Fiaker die Säumigen zur Urne zu rufen, den Dunst der Agitationslokale zu atmen, diesen schwülen Hauch der entflammten Leidenschaften. Späterhin, ja, da hatt' er zu derlei keine Zeit mehr, gar: „Wo's auf meine Stimm' gewiß net ankummt."

Es kamen die Siegesfeste, bei denen er niemals fehlte und oftmals aus seiner im Grunde bescheidenen Statistenrolle aufrückte zur Würde eines wackeren Wiener Bürgers von altem Schlag, der hergezeigt wurde und der nach Tüchtigkeit der Gesinnung und Eifer für das Rechte vorbildlich sein durfte für viele. Verbindungen und Bekanntschaften mit Studierten und Höherstehenden erquickten ihn innerlich. Manche darunter hatte erst die gleiche Welle zur Höhe gehoben, der er sich anvertraut und die ihn doch auch einmal tragen konnte. Also hatte sein Leben wieder eine Art Inhalt gewonnen, und zwar gerade von der Beschaffenheit, die ihm gemäß war.

Ein Schein von Geschäftigkeit, verbrämt mit großen Worten. Das war immer seine Sache gewesen. Er war zur Staffel geworden, auf der andere, Flinkere emporstiegen. Und er fühlte sich dadurch beglückt und die Hoffnung war in ihm, es werde mit der Zeit auch

für ihn etwas abfallen, irgendein Pöstchen, das ihn versorge, wie es anderen aus seiner Bekanntschaft geraten war, die auch nicht mehr gewesen.

Er hatte zu Beginn versucht, seine Frau für seine neuen Interessen zu gewinnen. Denn manche taten sich so in der Bewegung hervor und nützten so den Männern.

Sie hörte ihm ohne jeden Anteil zu. Seine Erläuterungen langweilten sie. Höchstens: „Könnt' schon so sein, wie du sagst." Oder: „Laß mich aus mit derer Politik. Ist bei dir eh' nur a Ausred' fürs Wirtshauslaufen und Zeitvertandeln. Hast sie epper gelernt? Wennst dich lieber um einen Verdienst umschauen möchtest!"

Er wurde grob. Ja, was er denn noch tun solle? Und überhaupt, so lange die Alte lebte, sei alles umsonst, und es werde nicht besser.

„Die Alte? Das Alte."

Er ereiferte sich, und sie wehrte nur so müde ab. Denn sie fühlte sich erschöpft bis zum Tode. So gleichgültig war ihr alles das! So abgemattet war sie, daß sie sich vor jedem Zank fürchtete, daß jeder Eindruck in ihr untersank wie in einem tiefen Brunnen. Ein kurzes dumpfes Plätschern der Wasser, und alles schweigt wieder und niemand kann bemerken, was sich begab.

Denn das Geschäft, das sie eigentlich hätte sämtlich erhalten müssen, ging immer schlechter. Und sie konnt' ihm nicht mehr nachlaufen wie vordem, mit ihren Beinen, die sie kaum mehr selber tragen wollten. Allenthalben entstand Konkurrenz. Man drückte die Preise und schleuderte. Da konnte sie nicht mehr mit.

Und auf die Rosi war doch gar kein Verlaß. Ließ man sie einmal zuschneiden, so verdarb sie pünktlich alles. Und jeden Auftrag vergaß sie, und nichts hatte sie mehr im Kopf, nur ihren Navratil, und so tramhapert duckmäuserte sie herum und wurde so ohne Grund rot und verfärbte sich, wenn man sie nur ordentlich ansah, daß einem das Herz wehtat und man sie nicht schelten konnte, was immer sie verpfuschte, und man hätte auf schlimme Gedanken kommen können, hätte man nur Zeit für einen Gedanken gehabt. Wüßte man nur, was tun?! Mit ihrem Mann zu sprechen aber widerte sie an. Dem war gar nichts mehr wichtig, als seine Versammlungen, und er war hochmütiger denn je.

Die Linnerl aber? Ja, die Linnerl war gottlob noch ein Kind. Ganz ein Kind. Gottlob! Denn kamen sie zu ihren Jahren, was hatte man von ihnen für alle die Sorge, die man an sie gehängt? Nichts, schlimmer wie nichts.

Da war die Geschichte mit der Kathi. Sie tat arg weh. Das war eine tiefe Besudelung. Und wie war sie nur fort! Ohne ein Wort des Abschieds, nicht anders wie eine Hündin, die läufig wird. Ja, bei ihnen hielt eben nur aus, wer mußte und solang er es mußte. Sie konnte leider nicht fort. Sie hatte keinen Ausweg als den einen, an den sie oft genug dachte, ohne ihn beschreiten zu dürfen.

Dann war der Adam. Er gefiel ihr immer minder. Oft genug kam er um Geld. Ja, woher das immer nur nehmen? Und je mehr sich in ihm die Gewöhnung an das Soldatenwesen und eine gewisse Zuversicht

durchsetzte, das leisten zu können, was man dort von ihm begehrte, ja übers Mittelmaß gewachsen zu sein, desto frecher ward er, und desto heimtückischer erschien er der Mutter. Und etwas durchaus Wüstes und Verlottertes war an ihm, trotzdem er äußerlich viel auf sich hielt.

Von der Marie ließ er nicht. Und so widerwärtig der Frau das Mädchen war, sie behielt es, damit man es wenigstens unter den Augen habe. Einen großen Ekel mußte sie immer überwinden, wenn sie ihr am Ersten ihren Lohn zuzählte. In schiefen, unleidlichen Verhältnissen, gegen die sie sich kaum mehr zur Wehre setzen konnte, fühlte sie sich also rettungslos verstrickt.

Ansonsten aber, es war im Hause Mayer sehr stille geworden. Man lebte friedlicher denn sonst. Was der Kathi gehört hatte, blieb unberührt, und manchmal saß die müde Frau lang vor dem Bett der Verschwundenen in sonderbaren Gedanken, über die sie selber den Kopf schüttelte. Was einem nur so einfiel in der Einsamkeit und wichtig ward! Sie horchte auf Vorzeichen, Ahnungen, studierte ihre Träume. Aber alle atmeten wie in einer tiefen Beklommenheit, aus der sie plötzlich etwas schrecken müsse. Und der Druck dieses Lebens voll einer häßlichen Langweile lag über allen, immer schwerer, lastender, kaum mehr erträglich.

Und immer stärker schwoll in ihnen die Überzeugung: es mußte etwas geschehen. Eine Flucht, ehe man versank. Aber wohin oder an welches Gestade, da man sicher aufatmen und sich geborgen fühlen könne? Dies wußte keine der Seelen, in denen diese dunkle Überzeugung nagte und schlich.

Fünftes Kapitel

Die Linnerl tut einen Gang

Die Linnerl verstand nicht, was man nur unablässig von der Rosi wolle. Wie eine Verbrecherin wurde die Schwester doch behandelt. Und dabei schlich das arme Mädel ohnedies herum, wie die Bußfertigkeit und wie die magere Zeit selber.

Das Herz tat einem weh, sah man sie nur, wenn sie sich allein glaubte. So ganz geschreckt wie ein Haserl und verloren war sie. Immer wischte sie sich die Augen, die vollkommen trocken waren.

Alle ihre Hübschheit war wie weggeblasen. Ewig schmerzte sie etwas. Zu keinem vernünftigen Wort, wie man's sonst unter Schwestern tauscht, war sie mehr zu haben. Durchaus fad mußte man sie finden, hätte sie einen nur nicht gar zu sehr erbarmt.

Oftmals betraf man sie schreibend. Ein unheimlicher Anblick! Denn bei dieser ungewohnten Arbeit quälte sie sich sehr ab und wurde glührot, überraschte man sie. Alle Federn im Haus waren zerspragelt, und die Linnerl ärgerte sich immer, wenn sie eine Aufgabe zu machen hatte. Häufig genug erbot sie sich, ihr das lieber selber zu besorgen. Niemals nahm's die Rosi an. Übrigens schien es nicht, als sei einer ihrer Briefe jemals abgegangen. So sorgfältig sie jeden einzelnen zerriß, in Schnitzelchen Papier fand man da und dort Spuren ihrer traurigen Tätigkeit.

Die Linnerl war wirklich gar nicht neugierig. Ge-

wiß nicht mehr als jedes Menschenkind. Aber teilnehmend war sie und hätte also gern gewußt, was sich begab und was man hier verhülle, und warum die Schwester sich neuerdings sogar mit der Marie reden stellte, lieber als mit ihr, der Linnerl, und nicht anders, als wäre die Marie, der Auswurf, ihresgleichen. Übrigens wußte sie wohl: bei ihnen blieb nichts verhohlen, und zu seiner Zeit werde sich ihr die Schwester gewiß und rückhaltlos schon offenbaren.

Zunächst hatte die Rosi sich und ihre Not dem Navratil entdeckt.

Der schnitt, wie so ziemlich jeder Liebhaber im gleichen Falle, das dümmste seiner Gesichter vorerst. Alsdann zog er sie an sich und erklärte, immer noch mit dem gleichen unendlich albernen Ausdruck, daß selbst sie in aller ihrer Angst kaum begriff, wie er ihr jemals hatte gefallen können: er kenne seine Pflicht als Ehrenmann und sei selbstverständlich bereit, sie zu erfüllen.

„Gelt, du weißt's: ich hab' noch niemanden gern gehabt vor deiner;" und ihr stieg die Flamme ins Gesicht.

Ja. Das wisse er. Denn anders, so lieb er sie hätte, anders könnte er sie doch nicht heiraten. Und wieder war das Siegesgefühl in ihm, daß sich dieses brave und tapfere Mädchen ihm ganz hingegeben habe, und es erhöhte seine Zärtlichkeit, daß sie sich ihrer kaum erwehren konnte. Denn in ihr war immer noch eine Befangenheit vor ihm und seinem Ungestüm, und immer noch faßte sie selber es kaum, wie sie sich so weit hätte vergessen können.

Dann sollte er doch um Gotteswillen mit dem Vater reden. Aber bald. Eh' es zu spät sei und alles aufkäme.

Das Gesicht des Navratil verfinsterte sich. Daran sei nicht zu denken.

„Xaverl! wenn ich dich aber so bitt'!" Und sie hob beide Hände zu ihm.

Er blieb steif und düster. Auch dann nicht. Das könne er nicht, noch einmal zu einem gehen, der ihm die Tür gewiesen, da er mit den ehrbarsten Absichten von der Welt — er unterstrich diese Worte sehr stark — gekommen sei! Er sei ein armer Bursche. Und er habe nichts als seinen Charakter. Den lasse er sich nicht verunglimpfen. Genug, daß er alles vergessen und augenblicklich wiederkommen wolle, sowie man ihn nur rufe.

„Und wenn ich daran stirb?"

Man sterbe nicht daran.

„Xaverl!"

Ja, er wisse keinen Ausweg. Denn sie wäre doch lange noch nicht großjährig. Sonst wüßte er wohl, was ihm die Pflicht gebiete. Er kam immer wieder und mit einer sichtlichen Selbstgefälligkeit darauf zurück und merkte gar nicht, daß er sie damit verletzen müsse. Aber bis dahin warten könnten sie nunmehr beide nicht. Sie müsse handeln, nachdem es doch zunächst um sie ginge.

Sie sah ihn entsetzt an. Und in diesem Augenblick war ein Haß in ihr, der zu allem fähig war, gegen ihn, gegen sich, gegen alle Welt, und der Ekel vor allen ihren Unbegreiflichkeiten erfüllte ihr junges

Herz. „Aber vielleicht könnt' man nach Amerika?" meinte sie schüchtern.

„Amerika? Das ist ein hartes Brot. Ich hab's dahier besser."

„Wenn man sich aber sonst nicht helfen kann?"

„Ich geh' net nach Amerika. Dorthin soll, wer da zu gar nix net gut ist. Ich net. Ich hab' mein Lebtag nix angestellt!"

„Nix, Xaverl?"

„Gar nix. Wenn man was gutmachen kann und will, so heißt das nix anstellen."

Sie tat ihm schön. Sie beschwor. Vergeblich.

„No, alsdann . . ." Sie sprach sehr trocken und hart, wie eines, das etwas in sich niederzwingen muß. „No, alsdann muß es freilich gut sein."

„Es wird schon noch alles gut werden, Rosi," und, erfreut über ihre Fügsamkeit, küßte er sie heftig.

Sie litt's. Aber nichts in ihr erwiderte seine Zärtlichkeit.

Sie ließ einige Tage verstreichen, in denen sie viel zur lieben Muttergottes betete, sie möchte sie doch zu sich nehmen, ehe sie der Mutter beichtete.

Die flackerte gewaltsam auf, ehe sie wieder in sich zusammensank und die Achseln zuckte: „Paſſ' auf. Er wird's doch net erlauben."

„Aber was kann er denn gegen den Xaver sagen?"

„Ich wär' lieber net neugierig. Wirst's schon noch hören, könnt' sein, mehr wie dir lieb ist."

„Mutterl, ich bitt' Ihnen, reden S' mit ihm!"

„Tät' nix nutzen, Rosi. Und endlich: hast dir die

Suppen einbrocken lassen, so mußt du sie schon allein ausessen."

„Aber, dann muß ich ja ins Wasser, Mutterl!"

Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen: „Mir scheint's oft, es wär' besser für uns alle, wir gehen ins Wasser, statt daß wir nur so darin sind."

„Mutterl, reden S' net a so!"

„Halt, wie mir's ums Herz ist."

„Mutter, haben S' denn gar kein Gefühl in Ihnen?"

„Wär' eh 's beste! Wär' eh 's beste!"

„Mutterl, ich bitt' Ihnen!" — ein Aufschrei.

„Ich kann nix tun, Rosel. Ich kann net mehr mit ihm reden. Es hebt sich alles in mir dabei."

So mußte die Rosi denn endlich den schweren Bekenntnisgang tun.

Er schlug sie. Und sie litt es mit zusammengebissenen Zähnen und ohne einen Muck. Das tat beinahe wohl. Das hatte sie am Ende nicht anders verdient oder erwartet. Er beschimpfte sie ganz unflätig.

Sie zuckte zusammen, wenn ihr ein Wort ins Gesicht sprang, bösartiger und giftiger als ein Faustschlag. Sie erhob nur manchmal die Hände, um einen Hieb zu parieren, der ihr gar zu grausam drohte, und faltete sie dann bittend und ergeben, und stammelte wieder ihr demütiges: „Ich bitt' Ihnen, Vaterl! Ich bitt' Ihnen so sehr . . ."

O nein! Das sei ein abgekartetes Spiel gewesen. So habe man ihn zwingen wollen. Aber zwingen läßt sich der Franz Mayer nun einmal zu nichts. „Und

einfädeln habt's mich wollen. Mich, den Franz Mayer! Aber, dös gibt's net!" Sie sei schlechter, tausendmal schlechter wie die Kathi.

So ungeheuerlich sie's berührte, auch dieses litt sie ohne Entgegnung. Nur immer wieder, zwischen Schluchzen, stammelte sie: „Die Schand', Vater! Lassen S' mich net in der Schand', Vater! Ich bitt' Ihnen soviel . . ."

Das sei ihm egal. Aber schon völlig egal. Und da gäb' es doch Mittel. Er selber wisse von einer Dürrkräutlerin, ganz in der Nähe dazu, die schon vielen geholfen hat.

„Aber das is a Sünd', Vater."

„Hast dich vor der einen net g'scheut, deine Eltern zu hintergehn, schad't dir die andere a nix. Und endlich, ein Bankert in der Familie ist immer noch besser wie zwei. Wenn ich den Lümmel, den Blödisten erwisch'! Die Haren schlag' ich ihm entzwei! Wenn der saubere Herr Navratil wenigstens noch sein Geschäft hätt', könnt' man ja ehnder reden." Und nun habe er genug und wolle seine Ruh haben. Und er schlug die Türe hinter sich zu und ging seiner Wege.

„Saubere G'schichten hört man in dem Haus. Halt schon sehr saubere Geschichten," dachte die Marie hämisch in ihrer Küche.

In dieser Nacht erwachte die Linnerl von einer plötzlichen Helle.

Sie tat die Augen auf. Eine Kerze war entzündet, und die Rosi saß im blanken Hemd am Tisch und schrieb an einem endlosen Brief, oftmals die Tropfen aufsaugend, die ihr immer wieder aufs Papier fielen.

Man sah, wir schmal ihre Schultern geworden waren, wie sie zuckten und wie schwer das Mädchen atmete.

Die Linnerl schlich sich hinter die Schwester, barfüßig, ganz leise: „Wem schreibst denn gar so viel, Rosi?"

„Jessas, du hast mich derschreckt! Schlafst denn net, du Fratz du?"

„Ich hab' geschlafen. Aber der Schlaf ist mir vergangen. Und jetzt hab' ich gar keinen mehr in mir."

„Und was spionierst denn nachher an mir herum, du grausliches Ding du?"

„Ich spionier' net. Halt erbarmen tust du mich, Rosi!"

Ein Aufschluchzen. „Erbarmen dürft' ich ein jedes. Aber helfen tut mir keins!" Und sie schob den Brief weg, damit ihn die vorstürzenden Tränen nicht völlig verdürben.

„Wem schreibst denn, Rosi?" bat die Linnerl noch schmeichlerischer.

„Halt, dem Vater und der Mutter und dem Navratil schreib' ich."

„Wozu denn? Du kannst doch immer mit ihnen reden?"

„Kann ich net mehr."

„Ja, warum denn net?"

„Weil's zu nix nutzt. Und ich möcht' ihnen behüt' Gott sagen."

„Gehst denn fort, Rosi?"

„Ich geh' fort."

„Und wohin denn, Rosi?"

„Ich weiß noch net."

„Und bleibst lang fort, Rosi?"

„Ich denk', für immer."

„Willst leicht in ein Dienst gehn, Rosi?"

„Marter' mich net so, Linnerl! Marter' mich net . . ."

„Mutter Anna! Rosi, du willst dir was antun . . ."

„Schrei net so, Linnerl . . ."

„Ich muß," und sie krampfte ihre Hand in den Arm der Schwester, als wollte sie sie gewaltsam zurückhalten.

„Und z'wegen was denn?"

„Ich kann's dir net sagen, just dir net."

„Und warum net?"

„Ich schämet mich vor deiner."

„Vielleicht geht's so," und mit einem plötzlichen Entschlusse blies sie das Licht aus.

Beide Mädchen saßen völlig im Dunkeln. Die Linnerl hielt den armen, zuckenden Leib der Schwester mit einer großen Zärtlichkeit umfaßt, und Mund an Ohr, weil sich's im Finstern schlecht hört, und damit sie die Stimme ja nicht zu erheben brauche, horchte sie ihren Bekenntnissen und streichelte ihr manchmal die Wangen, die so eingesunken und so von Tränen feucht waren, mit einer unsäglichen, mitleidigen, verständnisvollen Liebe. Eine große Erleichterung war es der Rosi, daß sie so ihren ganzen Jammer hinstürmen konnte. Und unklar, aber dennoch unvergeßlich und fortwirkend für ihr ganzes Leben, erwachte bei diesen Bekenntnissen der Rosi mancherlei in der Jüngeren.

Ein langes Schweigen. Die Rosi hatte sich etwas beruhigt. Die Linnerl dachte nach: „Und du meinst, wenn er Meister wär', so hätt' der Vater nix dagegen?"

„Er red't wenigstens so. Er hat mich so geschlagen, Linnerl! Und schlechter hat er mich geschimpft, wie die Kathi, Linnerl. Und das bin ich doch net, lang net, gelt?"

Sie liebkoste sie. „Nein, das bist du gewiß net. Aber harb' dich net so, Rosi. Und hast den Navratil so gern, daß du ohne seiner net leben kannst?"

„Ich derf net mehr ohne ihn leben."

Die Linnerl stand auf: „Und jetzt gehst schlafen, Rosi!"

„Meinst denn, ich kann's, mit solche Gedanken?"

„Jetzt gehst schlafen, Rosi. Es ist kalt, und das könnt' dir schaden. Du mußt auf dich schaun, Rosi. Verstehst? Und von deine Gedanken red' mir net."

„Geh schlafen, Rosi. Ich mein', ich weiß was." Und sie führte die Schwester sehr vorsichtig, damit sie sich nicht stoße, zu Bett. Und einige Augenblicke später schliefen die Schwestern. Nur stöhnte die Rosi viel und warf sich im Traum.

Den nächsten Morgen, knapp vor Mittag, pochte es sehr schüchtern an die Tür Frau Eva Mayers. Die Linnerl trat sehr befangen ein.

Der Tisch war schon gedeckt. Alles war blütenweiß und so gar gediegen. Die alte Frau hielt etwas auf sich und ihre gewohnte Ordnung.

Die Linnerl sah sich um, und ihr gefiel's gar gut.

Sie war bänglich und dennoch entschlossen. Denn was sie vorhatte, war notwendig, und zu ihr war am Ende noch jeder Mensch gut gewesen. Das wußte sie, und es gab ihr Zuversicht.

„Ich möcht' der Frau Ahndel die Hand küssen! Wie hübsch, daß sie's nur bei sich hat," und sie sah sie mit scheuen Augen an.

„Und sonst willst nix?"

„Was für Augen sie nur hat!" dachte das Kind. Augen, von denen man meinte, sie sähen einen durch und durch. So ruhig und so ungeregt war ihr Blick. Sie atmete tief: „Weil's mir die Frau Ahndel doch erlaubt hat, so möcht' ich halt einmal ihr die Hand küssen."

„Bist so leicht geschreckt, Linnerl? Oder vertragst's Steigen net? Wär' ein bissel gar zeitig."

„Geschreckt bin ich sonst net. Und 's Steigen machet mir nix. Aber eine Angst hab' ich in mir . . ."

„Vor meiner, Linnerl?"

Sie sah sie ehrlich an: „Ich weiß net, Frau Ahndel. Aber ich hab' noch zu keinem Menschen so ein Zutrauen gehabt, als wie zu der Ahndel. Und immer hab' ich mich gefreut, wenn ich werd' da einmal herauf dürfen."

Eine ungeduldige Bewegung: „Schmeicheln mußt du mir net. Oder du willst was, was net recht ist."

„Tu' ich net, Ahndel. Will ich gewiß net, Ahndel!"

„Also, was willst?"

„Därf ich alles sagen?"

„Du darfst."

Sie sah sich sehr vorsichtig um, ob auch gewiß niemand horche: „Die Rosi will mir ins Wasser."

„Ins Wasser? Die Rosi? Warum?"

„Halt, weswegen die Madeln meist ins Wasser gehn."

Die Urahne mußte lächeln: „Hat sie's mit wem?"

„Ja. Mit dem Navratil."

„Wer ist denn der Navratil?"

„Der Altgesell von der Tischlerin da im Haus."

„Der? Der war schon bei mir. Sieht aus, wie ein sehr ordentlicher Mensch. Dem trau' ich's net, daß er 's Madel sitzen laßt."

„Er will's ja heiraten. Aber der Vater erlaubt's net."

„So! Der Herr Vater erlaubt's net? Und warum denn net, wenn man fragen darf?" Das kam sehr gedehnt und verächtlich.

„Halt, weil man net weiß, wer dem Navratil seine Leut' sind, sagt er. Und weil er kein eigenes Geschäft noch net hat, hat der Vater gesagt. Und kein eigenes Geschäft hat er noch net, weil er seine alte Meisterin noch net auszahlen kann. Und die Rosi sagt, wenn sie ihn net kriegt, so muß sie in die Donau. Und was die Rosi sagt, das tut s'. Ich kenn' sie. Und hernach geh' ich lieber gleich mit."

„Also, zu gering ist er ihm? Und lieber will er, daß sein Kind schlecht ist? Und du tätst dich net vor der Sünd' fürchten, Linnerl?"

„Fürchten vor der Sünd'? Nein, Ahndel! Ich hab' sonst niemand auf der Welt. Die Kathi ist fort; die Frau Ahndel weiß eh, wie. Den Adam hab' ich

nie net mögen. Die Mutter penzt die ganzen Täg'; der Vater ist grob. Was soll ich so alleinig? Ich muß wen haben zum Liebhaben, oder ich stirb!" Und ein unaufhaltsames Weinen kam über sie.

„Ob'st stad bist, Linnerl! Ob'st stad sein wirst!" gebot die alte Frau bewegt.

Die Linnerl trocknete gehorsam die Tränen. „Und die Frau Ahndel soll net glauben, das ist nur a so geredt. Was ich sag', das tu' ich. Und die Rosi ist net ein Haarl Haar anders. Und es wär' vielleicht doch schad' um uns zwei," und sie lächelte gar hübsch.

Auch die alte Frau mußte sehr milde lächeln. „Um dich wär's schon schad', Linnerl. Die Rosi kenn' ich net."

„Wenn Sie's nur kennten! Wie lieb sie ist! Und wie brav und wie gut! Und wie sie sich harmt! 's Herz tut ei'm weh!"

„Linnerl! Und hast dein Betbüchel noch?"

„Ja, Frau Ahndel!"

„Und die vielen Bildeln drin a noch?"

„Ja, Frau Ahndel. 's fehlt keins!"

„Und siehst fleißig nach ihnen?"

„Net mehr gar so oft," entgegnete sie ehrlich.

„Und hast dein' Glauben noch? Denn ein Glauben muß der Mensch haben!"

„Ich weiß es net so recht, Frau Ahndel. Es will halt gar nie so gehn, wie's sollte. Da wird man halt irr."

„Das sind Prüfungen, Linnerl." Und sie strich ihr die Wangen. Die Linnerl haschte die welke Hand und

küßte sie sehr ehrfürchtig. „Bist halt noch jung, Linnerl. Mußt dich gedulden, Linnerl."

„Ich möcht' auch gar net alt werden. Außer wie die Frau Ahndel."

„Das Schmeicheln verstehst, wie ein Katzerl, wenn's das Obers will."

Keine Antwort. Nur mit sehr leuchtenden Augen sah die Linnerl zur alten Frau auf. Eine solche ehrliche Liebe war darin! Wieder ein Lächeln: „Und was meinst, soll ich mit unserer Rosi und mit dem berühmten Navratil machen?"

„Halt, was die Frau Ahndel meint, damit wir nicht ins Wasser müssen."

„Davon red' mir nix mehr," befahl Eva Mayer. „Und die zwei narrischen Leut' schickst mir beide. Aber zum Verschenken hab' ich nix, Linnerl. Er wird mir eine Schrift geben müssen. Und meine Zinsen will ich pünktlich."

„Ich dank' schön!" Es riß sie auf die Knie, und sie faltete die Hände: „Ich dank' schön! Und ich will wieder beten. Für die Ahndel will ich beten!"

„Ob'st aufstehst, narrische Gredel? Und jetzt verschnauf' dich ein wengerl. Und dann geh, Linnerl. Mir tut's viele Reden kein gut. Und am Sonntag vormittag, aber nach dem Hochamt, sollen s' kommen, hörst? Und bleib brav, Linnerl." Sie nahm einen schmalen Goldreif mit einem breiten Rubin von der Hand. „Und den tragst. Den hab' ich mir selber von meinem Lohn als Lehrmadel bei deinem Ahndel gekauft. Damit du was hast von der Ahndel, wann's nimmermehr ist."

Die Linnerl ging. Und es war eine große Freudigkeit in ihr. Ein Gefühl, wie von einer nahen und völligen Erlösung. Noch einmal, gegen die schon geschlossene Tür, hob sie andächtig die gefalteten Hände. Und niemals zuvor war sie die Treppen so herabgestürmt — halt wie ein übermütiger Gassenbub, halt ganz so.

Drittes Buch

Die Felberergasse

Erstes Kapitel

Idylle

Am Tage, wo die Vermählung des Meisters Xaver Navratil mit der Rosi Mayer in aller Stille stattfand, übergab ihnen die Tischlerswitwe auch die Wohnung.

Sie hatte nunmehr genug, um von ihren Renten zu leben. Also war sie nervös und fühlte sich nicht mehr hinlänglich stark, den rastlosen Lärm um sich zu ertragen.

Auch mochte sie sich dem Anblick eines Glückes nicht aussetzen, das ja doch auf ihre Kosten aufgeblüht war. Sie entzog sich dem durch Übersiedlung.

Allerdings wallfahrtete sie nach wie vor alljährlich nach Maria-Zell. Aber dies war nur noch eine Lust- und Dank- und durchaus keine Bittfahrt mehr. Sie hatte sich mit ihrem Schicksal abgefunden und war einsichtig genug, zu vermuten, es wisse die Muttergottes besser, was ihr fromme, als vielleicht sie selber. Oder hätte sie nicht bösartig hereinfallen können? Es gab traurige Exempel genug, gerade in dieser Stadt, in der sich Männer so gern versorgen lassen.

Davor war sie gnädiglich behütet geblieben. Das mußte man innig erkennen, und sie tat's, vielleicht nicht

aus ungeteiltem, aber aus vollem Herzen. Es ist eben um den wahren Glauben immer etwas Ersprießliches.

Bei der Geschäftsübergabe hatte sie sich übrigens durchaus anständig und billig benommen. Sie ging auf bequemere Zahlungstermine ein, drückte den Navratil in keiner Weise, bewies vielmehr, daß ihr daran liege, daß er gedeihen und vorwärtskommen könne. Es war Klugheit, damit niemand argwöhne, wie sie vordem selber auf den Gesellen gerechnet; Dankbarkeit, weil ihr erst bei der Schlußabrechnung ganz klar wurde, wieviel sie seiner Tüchtigkeit von ihrem Wohlstande schulde — dem jungen Paare kam es durchaus zustatten.

Es bestand sogar ein ganz angenehmer Verkehr zwischen ihr und ihrem Nachfolger, der in langwierigen Kaffeebesuchen zu Sonntag nachmittag und späterhin sogar in einer Patenschaft seinen unstreitigen Ausdruck fand.

Es freute sie für den Navratil, daß er kein Flitscherl geheiratet. No ja, wie sie heutigen Tages sind, leider Gottes, mit nix im Kopf, nur Unterhaltlichkeiten und sonst Dummheiten. Wo kein Mann bestehen kann mit so einer.

Es fielen oftmals Anspielungen auf eine mögliche Erbschaft. Damit ködern Kinderlose gern. Man legte kein sonderliches Gewicht darauf. Denn man kam ohnedies vom Fleck, und die Rosi erkannte mit jedem Tage mehr, wie recht ihr Mann hatte, wenn er etwas von sich hielt.

Er war nicht eben zärtlich. Dafür haben Menschen wenig Anlage, die außerhalb der Familie auf-

gewachsen sind. Nur eben durchaus zuverlässig und sich immer gleich in seiner Arbeitsfreudigkeit war er. Etwas Hölzernes hatte er an sich; das bedingte das Material, in dem er arbeitete. Wäre er etwas hübscher oder zutunlicher gewesen, dann hätte die Rosi am Ende mit ihm eifern müssen. Denn dazu bemerkte sie nicht ohne Angst eine starke Neigung in sich und war eben nur zu klug, um sie merken zu lassen. Man bringt einen damit nur auf schlechte Gedanken, auf die er von sich selber sonst vielleicht kein Lebtag nicht gekommen wäre.

Übrigens schlug ihr das gute Leben, denn man mußte sich nichts abgehen lassen, und die einträgliche Privatkundschaft wuchs täglich und schon weit über den Grund hinaus, ganz vortrefflich an. Sie wurde füllig trotz der vielen Arbeit: denn zu tun gab's unendlich viel bei den zahlreichen Arbeitern, bei der Übernahme, wo sich ihr Mann bald ganz auf sie verlassen konnte, um die Kinder, in der Küche. Denn auf sein Essen und sein gesundes Glaserl Wein hielt der Navratil sein gutes Stück. Und hatte sie nicht selber gekocht, dann rührte er kein Bissen an. Er schmeckte das sofort heraus und war dann sehr brummig. Ja, auch die besten Männer haben eben ihre Mucken. Sonderbar, ihr klang das wie eine immer wieder erneuerte Liebeserklärung.

So verging der Tag wie nichts. Und nach Feierabend, wenn er nicht in seinen Losverein mußte, dahin er nicht gerne ging, ohne sich ganz ausschließen zu können, weil man ja doch seine Zugehörigkeit zu den Angesehenen und Besitzenden des Bezirks bekunden muß,

saßen sie, zu müde für lange Unterhaltungen, gerne noch ein Weilchen beisammen. Er hatte sich, bei den besten Augen von der Welt, eine Hornbrille zugelegt, weil er meinte, die erhöhe den Eindruck von Würde und peinlicher Genauigkeit bei Ausmessungen, auf den er was gab. Sehr ernsthaft studierte er seine Zeitung und gab ihr, die nicht einmal dazu kam, in kurzen Andeutungen Kunde von den Welthändeln nebst seiner ihr sehr maßgeblichen Meinung darüber. Es wurde gerechnet und überschlagen, und da war es ganz erstaunlich, wie anstellig die Rosi zu allem war und auf was für glänzende geschäftliche Einfälle sie geriet. Verwunderte er sich darüber, dann fuhr sie ihm gerne scherzend durch den Schopf, der, vielleicht noch in Erinnerung an eine böse Lehrbubenvergangenheit, sich immer zu einer zornigen, nur farblosen Tolle sträubte. Er bekam dadurch das Aussehen eines Kampfhahnes, der er so gar nicht war.

Geschichten hatte eigentlich nur Franz Mayer gemacht, auch nachdem ihm seine Zustimmung abgepreßt worden war. Denn der Navratil war doch selbständig und ein Skandal nicht mehr anders zu verhüten.

Es war ihm unangenehm, daß in seinem Hause das junge Paar wohnen blieb. Er wollte nicht immer daran erinnert sein, wie tief eine Mayerische unter ihrem Stand herabgestiegen war, wie sehr sie sich vergessen, daß man sie einem Professionisten hatte geben müssen.

Es war nur ein rechtes Glück, daß er in die Verwaltung des Hauses so gut wie nichts mehr darein zu reden hatte. Die Sorge darum hatten ihm die Gläu-

biger abgenommen, und man konnte die Tage zählen, da er auch nur dem Namen nach noch Eigentümer sein werde.

Die waren mit einem pünktlichen Mieter natürlich ganz froh. Und eine Übersiedelung ist immer ein schlimmes Ding. Nicht allein, daß sie ganz heftig ins Geld geht, das man ganz besonders zu Anfang natürlich aller Ecken notwendiger braucht, zu Rückzahlungen oder damit man's der Sparkasse geben kann. Es verläuft sich auch auf jedem Wege, und sei er der Entfernung nach noch so kurz, etwas Kundschaft, und solche, die sie einem abfischen möchten, solche gibt's bei den bösen Zeiten leider nur zu viel. Es ist schlimme und rücksichtslose Konkurrenz, gegen die man sehr auf der Hut sein muß. Gedachte der Navratil ihrer, so ward er sehr ernst. Denn wer keine eigentlichen Sorgen hat, der schafft für sich gern. Ihre Zinsen, die sie sich bedungen, behob die Urahne pünktlich wie ein Steuerbote. Von Zeit zu Zeit tat sie einen Blick in das muntere Treiben der Tischlerwerkstatt. Betreten hatte sie ein einzigesmal die Wohnung: bei der Taufe der Erstgeborenen, die nach ihr Eva hieß. Die schlug leider ganz in die Navratilische Familie, soweit man nach dem einen vorhandenen Navratil urteilen konnte, versprach also durchaus nicht, eine Schönheit zu werden.

Damals hatte sich die alte Frau mit einem sehr ansehnlichen Taufgeschenk eingefunden. Ihrethalben war das Sakrament zu Hause gespendet worden, nachdem sie die Kühle der Kirche nicht mehr vertrug und sich durchaus nicht vertreten lassen wollte.

Wie aus Wachs gebosselt, nur noch von einem ge-

heimen Mechanismus belebt, war sie erschienen, mit den starren, farblosen Greisenaugen, den unzähligen Runzeln im harten, klugen Antlitz. Immer wieder hatte die Linnerl, die sich für ein Weilchen hinübergeschlichen, um zu naschen, nach ihr gesehen und sich kaum zu atmen getraut. Zum fürchten war sie doch, die Ahndel, und die Kleine verstand minder denn je, woher sie damals in ihrem törichten Herzchen den Mut zu jenem wichtigsten Gange erschwungen hatte.

Nachdem die Urahne aber so in der nachdrücklichsten Weise von der Welt bekundet hatte, es sei nichts geschehen, was sie nicht billige und mit ihrem gewichtigen Ansehen decke, kam sie nie mehr. Sie zog sich wieder völlig in ihre Einsamkeit zurück. Das Kind einmal bei sich zu sehen, konnte man ihr, die selber nie eines gehabt, doch nicht zumuten. Ihr selber schien es, als sei mit dieser letzten Tat ihr Leben abgeschlossen und für nichts mehr Raum darin.

Überschwenglichkeiten hatte sie niemals geliebt. Auch nicht die des Dankes, die ihr hier, sicherlich aufrichtig genug gemeint, entgegenströmten. Von Erregungen war sie keine Freundin. In ihren Jahren erschienen sie ihr denn doch schon überflüssig, ja bedrohlich.

So beschränkte sie sich auf gelegentliche Fragen ins immer, auch im Winter offene Fenster hinein. Die klangen gleichgültig genug. Und dennoch zitterte eine bängliche Erwartung in ihnen: die Besorgnis, ob dieses Werk, das sie voraussichtlich hart am Ausgange ihrer Tage gestiftet, auch dauern würde, also daß sie darauf als auf einer letzten Staffel in die Ewigkeit hineinsteigen könne, der sie sich so nahe fühlte und auf die sich

ihr natürlich schon alles bezog. Darum horchte sie gerne der schrillen Musik der Hobel und der Sägen. Schwoll sie immer eilfertiger, jagten die Laute einander nur so, kam der Navratil gar ins Schreien, dann stand es gut um das, was sie sich da errichtet. Es stand gut. Und eine geheime und langentbehrte Freude war in ihr, daß sie denn doch fähig sei, trotz ihrer Jahre und ihrer Abgeschlossenheit, ein fremdes Geschick an sich zu drücken und es recht in sich zu hegen.

Es war also nicht ihre Schuld gewesen, daß sie sich von den Menschen geschieden. In solchen Gedanken, die Jahrzehnte überflogen, verweilte sie oftmals im Hof, ehe sie wieder, freilich immer zögernder und langsamer, hinaufstieg in ihre Einsamkeit.

Es warf nur freilich einen Schatten in all das Licht bei den Navratils, daß die Eltern gar so unversöhnlich grollten.

Er konnte sich dafür rächen, indem er, nicht ohne einen gewissen trockenen Witz, sich über Franz Mayer, sein Tun und seinen unsinnigen Hochmut, lustig machte. Dieses gab ihr immer einen Stich. Denn im Grunde fühlte sie sich doch den Leuten zugehörig, die da verspottet wurden. Das Mayerische saß fest in ihr. Der Niedergang ihrer Familie, den nun schon die Spatzen von den Dächern zwitscherten, betrübte sie, und sie schwor sich, sowie die Kinder älter und verständig genug waren, den Sinn solcher Redereien zu begreifen, müsse es damit ein Ende haben. Sie sollten nicht ohne Achtung vor den Großeltern bleiben.

Zu solchen Vorsätzen zuckte der Navratil die Achseln und dachte sich sein Teil.

Franz Mayer aber zürnte und schimpfte weiter; desto unversöhnlicher und desto mehr, je besser das Wesen im Hofe geriet. Dies geschah, wie leider überhaupt alles auf dieser Welt, ihn zu ärgern und ihm zu Trotz. Denn er war von jener naiven Eigenliebe, die nicht denken kann, irgend etwas habe keinen Bezug auf die eigene, werte Person. Und je schiefer und sorgenvoller es täglich bei ihnen ging, desto ehrlicher erboste ihn das Gedeihen dorten, wo es sich so ganz gegen seinen Willen ergab. Lobte man seinen Schwiegersohn vor ihm, dann brach er los: man solle ihn mit dem Lümmel, der trotz seines Geschäftes völlig ungehobelt sei, gütigst in Ruhe lassen. Und dies ein- für allemal! Pries man seine Tochter — ja, das war doch nur natürlich, daß sich eine Mayerische überall und in jeder Lage bewähre. Aber weggeworfen habe sie sich darum doch. Er habe es ganz anders und viel besser und stolzer mit ihr im Sinne gehabt. Ob vielleicht wie mit der Kathi? wagte einmal einer zu frozzeln. Denn man ließ sich seine großen Flausen, hinter denen doch nichts stak, nicht mehr ohne Widerspruch gefallen, besonders, nachdem er fast nie mehr als Bestgeber sich hervortat. Er sah den Spötter muckisch an, als wollt' er aufbegehren, und murrte etwas Häßliches in sich hinein.

Es war nämlich eine große Feigheit in ihm. Er trank mehr, als ihm bekam. Er wußte genau die Namenstage aller seiner Freunderln, und keiner entrann ihm ohne die übliche Spende an Freiwein. Mahner und Schmarotzer aber sind nicht beliebt. Und in aller seiner Dumpfheit, verstärkt sogar durch dies be-

ständige Taumeln zwischen Rausch und trauriger Ernüchterung, begann, seitdem sie ihm in aller Form die Verfügung über sein Haus genommen, die Angst vor der Zukunft sich in ihm mahnend und heftig zu regen.

Wenn aber die Mutter jeden Annäherungsversuch der Rosi, und es fehlte nicht daran weder direkt noch durch die Linnerl als Mittlerin, so schroff zurückwies, so hatte dies gute und mannigfaltige Gründe.

So uneins sie sonst mit ihrem Mann lebte, gerade hier mochte sie ihm nicht entgegen sein. Es schien ihr, als sei nun einmal, zu Recht oder Unrecht, die Ehre der Familie und ihres Oberhauptes verwettet, von der sie sich nicht scheiden konnte.

Auch war von Anbeginn eine gewisse Unruhe über die Dauer des Glückes in ihr gewesen, das da zu erwachsen schien. Das konnte sich aller Erfahrung nach nicht halten, nachdem es doch um eine Mayerische ging.

Je mehr es sich aber als dauerhaft, ja aufsprießend bewährte, desto leidenvoller wurde ihr. Ein sonderbarer, sehr feiner und dennoch starker Neid war in ihrer tiefsten Seele, daß nicht ihr, die alle Eignung und sogar die bessere Ausrüstung dafür mitgebracht, ein solches Los bestimmt gewesen war.

Aber sie hatte nichts dagegen, deckte sie sogar dem Vater gegenüber, daß die Linnerl oftmals zur Schwester hinüberhuschte. Kinder einer Zeit, mochten sie sich von denen trennen, die der Vergangenheit und dem Übergange angehörten; und Schwestern sollten zusammenhalten, und Schlechtes sah und lernte sie drüben nicht. Nur freilich, sie gewöhnte sich so ein wenig ans Versteckenspielen. Das soll kein Mädel; denn man

weiß nicht, was für ein Versteck sie sich endlich aus-
sucht . . .

Immer wurde sie herzlichst willkommen geheißen.
Denn die Rosi empfand in ihr ein Höheres, das einmal
irgendwie aufbrechen mußte. Und jenen Gang, der
so unerwartet ins richtige Geleise gebracht, was ver-
fahren schien, den vergaßen ihr die Tischlersleute nicht.

Sie fühlte sich recht wohl und angeheimelt bei ihnen,
in dieser warmen Luft voll Achtung und wortloser
Neigung des einen für das andere, wo es bei ihnen
zu Hause so ganz anders und unverquicklicher wehte.

Aber die Kinder mochte sie durchaus nicht. Vor-
dem hatte sie gerne daran gedacht, wie sie mit ihnen,
den lebendigsten Puppen, spielen möchte. Aber diese
Puppen hatten gar zu unangenehme Eigenschaften,
ließen sich nicht ruhig niederlegen, wenn man ihrer
genug hatte, schrien, auch ohne daß man auf den Kopf
drückte, und sie fand mit einigem Erstaunen: sie waren
ihr gleichgültig, ja lästig, und sie wußte durchaus nichts
mit ihnen zu beginnen.

Daß sie dieses verhehlen, die liebende Tante spielen
mußte, verleidete ihr die Besuche einigermaßen. Sie
kam sich so schrecklich altklug vor, so überlegen diesem
Elternstolz gegenüber, den sie in keiner Hinsicht begriff.
Denn hübsch waren die Rangen nicht, und besonders
klug konnte sie auch keines finden. Dennoch bewun-
derte man sie und entdeckte täglich neue Eigenschaften.
War sie blind, die sich auf ihre Augen doch was zu-
gute tat? Halt, gesund waren sie. Ja, wenn eins
sonst nix ist! Und jene heilige, unendliche Geduld
einer Mutter, die traute sich die Linnerl immer weniger

zu, je besser sie sah, wie wüst sich junge Geschöpfe benehmen können.

Dies sinnlose Geheul und Gejauchze! Dies alberne Gefrage! Und ewig, und kaum daß man sie zu Menschlein aufgewaschen, dieser Schmutz! Da mußte einer ganz anders sein als sie, um das zu ertragen. Sie zweifelte stark an ihrer Eignung dafür.

So unbehaglich sie sich zu Hause fühlte, wo sie nun der alleinige Stoßballen zwischen den Eltern geworden war, sie erkannte dennoch mit einer großen Schärfe der Einsicht, sie sei vielleicht nicht für die Ehe, gewiß nicht für ein Schicksal organisiert, wie es der Rosi beschieden war und sie beseligte.

Die war im Grunde doch nur der Rackerei daheim entronnen, um in eine neue zu verfallen. Sie tat's ja gerne. Sie fühlte sich ganz glücklich dabei. Aber eben das begriff die Linnerl ganz und gar nicht. Zum Unterkriechen in eine Versorgung war sie sich zu gut; alles in ihr wehrte sich gegen ein solches Geschick.

Entrann sie einmal, und sie erkannte, daß sie um diesen Preis selbst einer Unbesonnenheit fähig wäre, dann wollte sie vollkommen frei sein. Hinter sich werfen, was gewesen, und ein ganz neues Leben, auf sich selbst gestellt, und eigenen Zielen zugekehrt, beginnen.

War das schlecht? War das nicht am Ende derselbe Weg, den die Kathi gegangen war? Sie glaubte es nicht. Denn verkaufen würde sie sich niemals, und trotz allem Luxus: ein Leben wie das der Schwester neidete sie nicht.

Sie hatte keine geringe Meinung von sich. Sie hatte mancherlei gelernt, und sie verspürte Fähigkeiten,

die sich zu ihrer Zeit und unter den Umständen, da sie ihrer erst bedürfen würde, schon melden müßten.

Durchaus und unter keinen Umständen meinte sie sich verloren, ohne daß sie auch nur eine klare Vorstellung sich darüber machte, was sie denn in der Freiheit beginnen wollte. Sie fühlte sich eben nur stark, aber noch nicht in der Möglichkeit, ihre Kräfte zu gebrauchen. Sie hatte eine gesunde Zuversicht in sich und das Leben.

Erst fort! Erst einmal aufatmen. Denn das war doch durchaus kein Leben. Eine Nonne hatte es doch besser.

Nur den sah sie nicht, der ihr die Hand reichen sollte, daran sie den entscheidenden Schritt tun könne, zu dem sie alles so unwiderstehlich und lockend trieb, und zu dem den Fuß zu heben sie alsdann sicherlich keinen Augenblick zögern würde.

Sie lebten so sehr einsam! Kein „besserer Mensch" betrat mehr ihre Schwelle. Es hatte sich zurückgezogen, was vordem bei ihnen verkehrt. Wer wird denn armer Leute Verkehr suchen? Soviel Blick ins Leben hatte die Linnerl doch schon, um sich darüber keinen Täuschungen hinzugeben. Und, was sie in der Tischlerwerkstatt von Männern sah, das war, den Schwager nicht ausgenommen, zu minder für sie.

Da war Peter Gröger ein anderer Mensch.

Er hatte so viel gelernt und studierte rastlos weiter. Immer wußte er was Neues, dem die Linnerl dann sehr verzaubert horchte.

Eine nimmermüde Strebsamkeit war da. Eine Arbeitslust, die sich immer neue und höhere Ziele

steckte, der nichts zu klein und wieder nichts zu schwierig war.

Der Mann mußte vorwärtskommen! Wenn es irgendeine Gerechtigkeit gab, so brachte der es zu was, der so klein, so ganz auf sich gestellt, angefangen hatte.

Und wie er mehr und mehr in gute Gesellschaft geriet, denn man suchte ihn als Lehrer, und er hatte eigentlich und durchaus nicht wegen Unfähigkeit nur bei Adam Mayer versagt, so nahm er die Manieren jener Schichten an, in denen er verkehrte. Denn er war erstaunlich gelehrig, und es ergötzte ihn, sich tadellos zu halten und zu tragen.

Das Bessere ist der Feind des Guten; dies gilt in erster Reihe und ohne jeden spöttischen Beigeschmack vom Verkehr.

Das war doch wunderbar eingerichtet, fand Peter Gröger, auf dieser Welt: man bezahlte ihn ganz schön, während er sich Dinge aneignete und Verbindungen erwarb, die für seine Zukunft wichtiger waren als das, was er an Griechisch und Latein seinen Schülern mit Erfolg und Liebe vermittelte. Und sein Sparpfennig wuchs mit jedem Monat in der erfreulichsten Weise. Denn eigentlich hatte er immer noch keine Bedürfnisse, die etwas kosteten, und freute sich der allgemeinen Wohlgelittenheit viel zu sehr, um sie durch irgendeine Ausschreitung oder Übereilung aufs Spiel zu setzen.

Er wußte wohl, daß er der Linnerl sehr imponiere. Schon durch sein Deutsch, das so tadellos rein war, wie man es hier selten vernimmt.

Man liebte hier die Mundart und man bewunderte die

Schriftsprache, die er meisterte und auf die er achtete, damit sie nicht Schaden nehme. Denn dies empfahl allgemein.

Die Kleine machte ihm Spaß. Vertraulichkeiten des Tones, wie sie nach so langem Verkehr am Ende nur zu begreiflich sind, bestanden allerdings zwischen ihnen; eine Annäherung, wenn man nicht jenen flüchtigen Einfall bei der Heurigenpartie rechnen wollte, wurde nicht einmal versucht.

Weitere Gedanken kamen ihm nicht dabei. Er lenkte seine Schritte hierher, weil er es nun schon gewohnt war und keinen Anlaß hatte, auszubleiben. Und unbedingte Bewunderung tut immer wohl und soll man nirgends verschmähen.

Er übertrieb wohl ein wenig, in seiner sehr behutsamen Art, damit ihm ja kein Widerspruch begegne oder er sich eine Blöße gebe, seine vornehmen Bekanntschaften.

Und die Linnerl lauschte und lauschte voller Andacht. Und in ihr erwachte das Weib darüber. Ein anderer Glanz war in ihren Augen als noch vor kurzem. Ihr inneres Licht begann zu erglimmen, und die Rosen ihrer Wangen verblichen vor der geheimen Glut. „So ein Mann! Halt so ein Mann!" seufzte sie, und sie wußte selber nicht, was in diesen Worten alles beschlossen war . . .

Zweites Kapitel

Idylle im Grünen

Es war aber in der Linnerl ein Licht- und Lufthunger, daß sie nicht mehr meinte, sie könne ihn noch lange meistern.

Als müßte sie daran ersticken, würde er nicht bald und ausgiebig gestillt, so war es ihr oftmals zumute.

So jung sie noch war und sich fühlte, so rasch schien ihr ihre Zeit verrinnen zu wollen. Ein jeder Tag war unwiederbringlich.

Wie in einem dunklen, stickigen Gange sich bewegend kam sie sich vor. Ganz fern aber flammt ein Kreis vollen Lichtes, dem man sich unwiderstehlich zugezogen fühlt, dem man, beklommen vor Dunkelheiten, entgegenwandert, ungewiß, ob man ihn jemals mit geblendeten Augen und dennoch jauchzenden Herzens werde betreten können.

Es war gegen das Frühjahr, das sich hastend und fordernd ankündigte. Die beglänzten Tage wuchsen und ließen Raum für verlangende Gedanken. Zu Nacht aber wehte der Lenzwind und lockte mit schwülem Atem und jammerndem Wimmern, das sie oft vernahm, wenn sie einsam erwachte.

Was war es doch so still im Haus und in ihr selber so unruhevoll geworden! Und wie allein stand sie nur da! Ihre Geschwister hatten so oder so ihr eigen Geschick begründet. Nur sie selber war noch an das Elternhaus gebunden, mit dem sie innerlich gar nicht

mehr zusammenhing. Nichts in ihr wurde begriffen, keiner ihrer jungen Wünsche verstanden oder berücksichtigt.

Zu tun gab es gar nichts. Das Geschäft ging so schlecht, daß die Mutter es ganz allein versehen konnte, daß man's eigentlich nur noch aus Gewohnheit fortführte und weil etwas immerhin besser ist wie nichts. Für die immer knappere Wirtschaft genügte die Marie, die darin, sie mochte sonst sein wie sie wollte, tüchtig war und jeden Hausbrauch aufs genaueste kannte. Zu beidem fühlte die Linnerl nicht den mindesten Beruf in sich. Lesen aber mochte sie gar nicht mehr. Die Bücher langweilten sie oder regten sie auf, daß sie zornig ward, und zu oft stieß sie auf Dinge, die sie als unwahr empfand. Denn sie begann zu prüfen und in sich das Maß und den Schlüssel aller Dinge zu ahnen.

Einen Tag ersehnte sie mit Macht. Ganz im ersten sanften Grün. Wehendes Laub, noch jedem Windhauch willfährig, sich zu Häupten, schwankende Schatten zu ihren Füßen, goldene, tanzende Sonnenkringel, zitternd und huschend übers braune Falllaub und es verklärend. In sich saugen alle die Helle; tief in sich und sie alsdann hegen für immer. Blumen brechen, die einem nachmals, längst verwelkt, erzählen könnten von vielen Sonnigkeiten und einer ungestümen Freude, die einmal ein junges Herz zum Überquellen erfüllt.

Sie war eben in jene Jahre gekommen, wo das Bedürfnis nach Anschluß stärker ist denn alles andere, als die Fähigkeit vornehmlich des Urteils. Und ganz

besonders das werdende Weib ist der Einsamkeit nicht gewachsen.

Auch nährte Peter Gröger zunächst ganz unbewußt alle ihre Sehnsüchte. Denn er verbrachte nun gern seine müßigen Sonntage im Freien und erzählte davon. Da erholte er sich von Lehren und Lernen. Da nahm er eine Einladung nur an, wenn sie von einem sehr werten Gönner stammte. Das war doch vernünftiger und sogar wohlfeiler als dies Hocken im Café und Karteln, womit seine Kameraden die Zeit totschlugen.

Man nahm irgendein nützliches Buch und einen minder begangenen Weg. Denn zu viele Leute sind unangenehm; sie stören in Betrachtungen und essen einem in den Wirtshäusern alles Vernünftige vorweg. War man vom Steigen müde, so weilte man und las ein wenig und konnte recht ungestört und in der besten Luft nachdenken. Und überall war Erquickung, Gelegenheit zu Rast wie beschaulicher Einkehr.

Er wurde bei solchen Schilderungen recht weitschweifig und beredt. So konnte bald kein heller Sonntag mehr anbrechen, ohne daß sie ihm in Gedanken auf seinen Wanderungen folgte. Nur mit anderen, ganz anderen Augen sah sie dabei in die Natur, als die ihm gegeben waren.

Ganz zufällig hatten sie sich einmal begegnet, da sie eine Besorgung zu machen gehabt.

Es sprach sich auf der Straße entschieden besser denn zu Hause. Ein leichter Ton mit allerhand Neckerei ließ sich da anschlagen, der ihr gar nicht übel behagte. Denn sie war flink von Gedanken und mutterwitzig.

Er hatte gerade müßige Zeit zwischen zwei Lektionen. Und sie fragte man doch nie nach ihrem Verbleiben. Das merkte man sich und fand sich hernach öfter. Und bald wußte sie um die Einteilung seiner Tage und um alle seine Gewohnheiten völlig Bescheid.

Durchaus nach der Schnur lebte er. Und so tadellos korrekt benahm er sich ihr gegenüber! Ganz ein feiner Herr gegenüber seiner Dame. Denn da ließ sich praktisch üben, was man anderen abgeguckt und einmal anderwärts gut gebrauchen konnte. Er gestattete sich nicht das mindeste, was ihm nicht als ihrem Lehrer und nach der Dauerhaftigkeit ihrer Bekanntschaft zugestanden wäre. Benahm er sich immer und allenthalben so? Dies reizte ihre Neugier gar mächtig.

Immer war eine leise Überlegenheit in seinem Tun. Beinahe etwas Väterliches, Bevormundendes, wie es junge Männer, die von ihrer Weisheit und Vortrefflichkeit erfüllt sind und denen das Studium noch Selbstzweck erscheint, so gerne Mädchen, diesen holden Zwecklosigkeiten der Natur, gegenüber annehmen, nachdem sie erst der Ruppigkeit der Flegeljahre entronnen sind.

Also bummelte man. In einem der öffentlichen Gärten, die sich fast stündlich besser aufputzten. Man sprach eigentlich nur Belangloses, hatte durchaus nichts zu verstecken. Nicht einmal, auch wenn es seine Zeit gestattet hätte nicht, begleitete er sie auch nur nach Hause. Übrigens war das fast nie möglich. Er mußte doch seinen Geschäften nachgehen oder in die Universitätsbibliothek. Und dennoch lag schon darin das

Schiefe ihrer Stellung zu dem jungen Menschen. Und jede Begegnung hatte für die Linnerl einen Stachel. Denn immer hoffte sie insgeheim, es werde ein Wort von tieferer Bedeutung aufspringen, wie die Schale einer reifen Frucht den süßen Kern enthüllt. Es blieb aus, und nun zerfaserte sie heimkehrend jeden Satz, ob nicht das darin verborgen sei, was sie unklar wünschte und fürchtete.

Er sprach gerne zu ihr, wie zu einem guten und vernünftigen Kameraden, von seiner Zukunft und seinen Plänen.

Es war nichts Unlogisches darin. Nichts, was nicht seinen guten Grund hatte oder belegt werden konnte. Keinerlei Überschwang der Erwartungen, genaueste Kenntnis der Avancementverhältnisse in jedem Zweig des Staatsdienstes.

Sie mußte, wenn ihr Jugendgefühl sich wieder einmal regte, manchmal im Nachhinein über seine ausnehmende Verständigkeit lächeln.

Das erquickte sie, und sie fühlte sich ihm über. Bis sie ihn wieder traf und sich vor ihm wieder ganz klein und ganz demütig dünkte.

In allen seinen Rechnungen aber war für sie keinerlei Raum. Ein anderer hätte mindestens im Scherz sie mit seinen kommenden Tagen verflochten. Er war zu ehrlich, wohl auch zu sehr von sich erfüllt dafür. Und sie litt darunter. War sie keines Begehrens wert? So gar unhübsch war sie doch nicht.

Ja, aber sie waren arm. Und ein armes Mädel, dem muß man nicht schöntun oder flattieren. Und die Zeiten waren vorüber, da sie auf dem Grund was

gegolten hatten und es für den Gröger ein Glück gewesen war, daß er zu ihnen kam. Sie hatte so merkwürdig scharfe Augen, die Linnerl. Halt auf der Rutschen waren sie, und man wußte das bereits allenthalben und nur zu genau.

Durch all diese Zornigkeiten und Aufregungen aber wurde ihr der Gröger nur immer wichtiger. Sie konnte sich der Gedanken an ihn durchaus nicht mehr erwehren, und es half wenig, daß sie ihn in sich oftmals einen recht faden Kerl schalt, an dem nichts sei, als Bart und Selbstbewußtsein. Häufig wenn sie sich mit ihm in ihren einsamen Stunden herumschlug und ihm alles, was sie gegen ihn auf dem Herzen hatte, in sein blondes, hochmütiges Gesicht warf, mußte sie die Augen schließen, und es kam wie eine schwere körperliche Ermüdung über sie. Als wuchte etwas über ihr. Oder sie fand sich in Träumen und wußte trotz allen Sinnens keineswegs, warum sie geweint hätte.

Es war inzwischen Mai geworden. Ein ganz prächtiger Mai, wie er diese Stadt manchmal befällt und wundersam schmückt.

Reine Luft und hoher, heller, sanfter Himmel. Die zartesten Tönungen zu Abend, die lang nicht verschwinden wollten. Alle Höhen ringsum hatten sich in Feierstaat geworfen und lockten und luden zu sich.

Durch das Lärmen der Straßen meinte die Linnerl das eintönige und feierliche Rauschen der fernen Wälder zu vernehmen. Und sie hatte fast körperlichen Schmerz danach, sich in ihnen zu verlieren und einmal, und sei es nur für die Spanne eines Tages,

zu vergessen, was zu Hause war und ihr alles Leben verleidete.

Ein Doppelfeiertag stand in Sicht.

Peter Gröger hatte Landkarten bei sich und erläuterte ihr sehr ernsthaft und würdig, welche Wege er wählen wolle, wo er sein erstes und wo sein zweites Nachtquartier zu halten gedenke. Denn dies alles mußte festgestellt sein.

Er beabsichtigte, diesmal auf seine Wanderung den Horaz mitzunehmen, den er vor allen Klassikern bevorzugte. Seiner künstlichen Form und seiner großen Schwierigkeit halber. Denn ein Mensch, der auf den Erwerb durch Unterricht angewiesen ist, der muß sehr darauf bedacht sein, daß seine Kenntnisse nicht rosten. Und er war nur immer sicherer und besser beschlagen worden. Er hatte nun seine Praxis und seine Erfahrungen und Vorteile, und es gab niemanden, der nicht ganz vernagelt war, mehr, den er sich nicht selbst durch die Matura mit Sicherheit zu bringen getraut hätte. „Und das wird bezahlt, Linnerl! Siehst du, das wird gut bezahlt!" Und er äugelte vergnügt nach seinem hübschen Spazierstock und machte mit den Händen, die in tadellosen Glacés steckten, eine zählende Gebärde.

Diese Handschuhe nun, die er sich so sehr angewöhnt hatte, haßte sie an ihm. Denn niemals empfand man da doch einen warmen und ehrlichen Druck der Rechten, wie sie ihn manchmal gern empfangen und erwidert hätte. Immer war etwas zwischen Hand und Hand, immer gab sie mehr, als sie erhielt.

So sehr mit halbem Ohr horchte sie diesmal, daß

es selbst ihm auffiel. Denn im Grunde mochte er sie sehr gut leiden und war nur zu sehr in sich selber verliebt, um groß auf das zu achten, was in einem anderen vorging oder sich regte, wohl auch noch zu jung dazu. Er war es doch auch als Lehrer nicht anders gewöhnt, als das große Wort zu führen, ohne daß sich eine Widerrede vorwagen durfte, und unter seinen Kollegen stand er hochan. Man witterte einen Mann der Zukunft in ihm.

„Ist dir was, Linnerl?"

Sie sah ihn sehr traurig an: „Ich mein' halt nur, ich bin zu dumm und gar zu närrisch für Ihnen, Herr Gröger."

„Wer das sagt und bekennt, der ist es im gleichen Augenblick nicht mehr," erwiderte er mit wohlfeiler Weisheit.

„Sie haben halt alleweil ein Sprücherl!" und sie lachte schon wieder. „Wie Ihnen nur alleweil so etwas einfallt! Und soviel gut haben Sie's auf der Welt! Ein Madel aber — du lieber Gott!" Und sie schaute so bekümmert darein, daß er erschrak. Am Ende weinte sie ihm gar! Es gingen so viele Leute vorüber; denn sie saßen auf einer Bank des Stadtparkes, und es konnten welche von seinen Bekannten unter ihnen sein. Was mußten sich die von ihm denken, und in welchem Licht mußt' er ihnen erscheinen, betraf man ihn so am hellichten Tag mit einem weinenden Mädchen! Unwillkürlich und verstohlen ergriff er ihre Hand, die sie ihm kraftlos überließ und in der es bebte. „Du wirst doch nicht, Linnerl! Wirst doch nicht! Was würden denn die Leute von uns denken?"

„Die Leut'! Alleweil die Leut'!" entgegnete sie tonlos. „So satt hab' ich sie schon, die Leut'!"

Er unterdrückte eine strafende Bemerkung, weil sie ihm nicht ganz in der Verfassung für Moralitäten schien. Sie aber fuhr fort:

„Da hilft nix. Da können Sie mir dawiderreden, was Sie wollen, Herr Gröger," — und er sah wohl, daß sie den Einwurf beantwortete, den sie erwartet, und den er gar nicht ausgesprochen — „es ist doch so und es bleibt so. Was hat man denn von die Leut', daß man in einemfort fragen soll: Was wollen die Leut'? Und kein Mensch fragt mich: Möchtest dir was wünschen tun, und was tät' dich gefreuen, Linnerl? Halt, daß man anzogen ist, und daß man zu essen hat. Weiter kommt nix auf unsereinen. Aber schon gar nix! Und so gar nix soll man in seine schönsten Jahr' haben von der Gotteswelt!" Ihre Linke hing schlaff niederwärts.

„Und was möchte dich freuen, Linnerl?" Er fühlte sich aus Höflichkeit denn doch gedrungen, zu fragen.

„Viel, o, soviel!" seufzte sie. „Ich kann's gar net alles herzählen. Ich möcht' so gern lernen, ordentlich lernen, wie ein Mann. Dös geht halt net. Und da, ich weiß net einmal, wie das auf dem Land ist. Und ich denk' mir's alleweil soviel schön. Wohin geht man denn mit dem Vattern? Halt, wo's was zum trinken gibt und ein' Spektakel und einen Rauch. Und ich möcht' einmal einen ganzen Tag kein verdrießliches Gesicht net sehen und keine schiefen Wörter net hören. Daß ich nix von mir weiß, so möcht' ich einmal leben. Und segen S', Herr Gröger, darum bin

ich Ihnen neidig. Sie gehen fort. Und was Ihnen gefallt, das sehen Sie Ihnen an und dort verweilen Sie Ihnen. Und wann's Ihnen net gefallt, so gehn S' halt weiter. Und ich muß hocken, hocken, bis ich steinalt und kleinwunzig werd', und net amal ein' frischen Atem kriegt man in sich."

„Möchtest einmal mit mir, Linnerl?" entfuhr es ihm.

Sie sah ihn mit einem heißen Blick an, nachdem er mehr von dem verstand, was sich in ihr begab, als sie selber ahnte. „Gern. O, soviel gern," flüsterte sie dankbar.

„Und was wirst du zu Haus denn sagen?"

„Ich find' mir schon was für den einen Tag. Gar so neugierig sind s' ja net. Sag' ich halt, ich geh' mit der Rosi. Die verrat mich net."

„Also gut. Samstag in der Früh mit der Südbahn. Um sieben Uhr."

„Ist mir ein wengerl zu zeitig. Aber ich werd's schon machen. Aber net wahr, Herr Gröger: den Horaz, oder wie der schwierige Herr sonst heißt, den lassen S' dasmal zu Haus?"

* * *

Man traf sich zu einem zeitigen Zug.

Trotz der frühen Stunde begann der Südbahnhof schon unendlich zu schwärmen

Die hohe Halle war erfüllt von Hastenden, die sich wunderlich gebärdeten. Zusammengehörige verloren sich und riefen einander.

Das gab ein Gesumm, ein Gelächter, ein Gekreisch,

in das der schrille Pfiff der Lokomotiven gellte, das widerhallende Brausen eines Zuges dröhnte, der ausfuhr.

Eintöniges Ausrufen einer Litanei von Ortsnamen. Kratzen nägelbeschlagener Bergschuhe auf dem Pflaster. Denn zahlreiche Touristen, die ihren ersten Ausflug in die Berge wagten, benahmen sich rücksichtslos.

Dies alles war der Linnerl sehr neu und ergötzlich. Sie fühlte sich gepufft und geschoben und lachte dazu. Wie dies alles nur durcheinanderflirrte, sich zusammenknäulte, entrollte, dahin und dorthin drängte, zurückprallte: das war doch gar zu hübsch!

Auch die zweite Wagenklasse ward im Sturm genommen. Ganz außer Atem kam man. Langsam ging's vorwärts, immer durch die Stadt. Immer schöner vom hohen Bahndamm aus entfaltete sich den beiden der Blick auf dieses unabsehliche Wien. An jeder Haltestelle verloren sich viele, kamen mehrere. Eine kurze Strecke blieben sie auf der Hauptbahn. Alsdann stiegen sie um und nahmen eine Seitenlinie. Ein kleines Maschinchen pustete mächtig und schnaubte tapfer den Höhen zu, die sanft und blau in der Ferne standen. Allenthalben, noch spärlich erst begrünt, waren Weingärten. Ein altertümlicher Turm, ungefüg aus Bruchsteinen aufgemauert, stand breitbeinig und beherrschend da und weckte Erinnerungen an Türkengreuel, von denen Peter Gröger der achtsamen Linnerl erzählt. Schon traten die Bäume ans Geleise und fingerten mit schwanken Ästen an den Fenstern.

Man stieg aus. Ein Dorf zog sich sehr langgestreckt eine weite und stäubende Straße entlang.

Zwischen niedrigen Häusern ansehnliche Baulichkeiten, vornehme Villen. Die Hänge der Berge fielen steil und wie zur Schlucht niederwärts, Wiesengrün und Waldesschatten flossen zärtlich zusammen.

Einen sanften Wiesenweg nahmen sie. Glockenblumen und violetter Enzian blühten allenthalben. Hahnenfuß und Butterblumen flammten sonnig, und an den feuchten Stellen schwankte die tiefgrüne Eller. Ohne daß sie's merkten, ganz sacht, erklommen sie die Höhe. Unterm Gipfel war ein grüner und trauriger Weiher, umstanden von blanken, noch unbelaubten Birken, deren Weiß wie vom Grunde der Flut vorleuchtete. Von der Kuppe aus sahen sie zu ihren Füßen ein freundliches Kesseltal. Darüber hinaus, blau und immer ragender, in schönen Stufen bauten sich die Berge auf: und alle beherrschend, als ewiger Schlußstein, grau und gewaltig der königliche Schneeberg, von dessen Flanken es noch sehr winterlich vorschimmerte.

Sie schritten weiter. Durch heimliche Gründe, umwirkt vom hellen Licht der sehr schlanken und ewig zitternden Buchenstämme, die sich manchmal zu rechten Gängen verflochten; erfüllt vom Rauschen eines behenden Wässerleins und vom tausendfältigen Getön, wie es der nahende Mittag im Walde zu wecken liebt. Es sang in den Kronen; eine müde Hummel summte; Libellen taumelten mit stahlgrünem Fittich aus dem Lichten in die Schatten; auf den Wiesenflächen war das Geschrill der Heuschrecken; ein Pirol erhob seine Glockenstimme; ganz ferne rief ein Kuckuck. Die Linnerl suchte in ihrer Tasche, erschrak, kicherte über die eigene

Dummheit. Eine Blindschleiche, die Glück bringt, raschelte ihnen über den Weg, und die Linnerl tat einen kleinen Schrei, den ihre Augen alsbald belächelten. So recht wunschlos wurde der Linnerl: nur immer weiter hätte sie wandern mögen. Man sprach fast nichts. Nur mit versonnenen Augen, in denen die grünen Lichter der Einsamkeit nachglänzten, blickte das Mädchen in dies junge und fröhliche Blühen. Sie war wie im Traum, und Peter Gröger hütete sich, sie zu wecken.

„Nun kommen wir auch bald wieder unter Menschen."

Sie schrak auf und sah ihn mit feuchten und wundernden Blicken an, als müßte sie sich erst besinnen, wer da zu ihr rede.

„War's schön, Linnerl?"

Sie nickte ernsthaft und reichte ihm die Hand, die er herzhaft drückte und sehr ritterlich an seinen Mund führte. Sie wurde rot dabei. Und in einer jähen Wallung und aus ihrem Dankgefühl bot sie ihm die Lippen.

Wieder ein Kessel. Eine mächtige langgedehnte Bergmauer schloß ihn ab. Zahlreiche und ansehnliche Gehöfte. Ein Stift, in seiner ganzen Ausdehnung durch eine Mauer vom Ort geschieden. Eine gotische Kirche; jeder der hübschen und phantastischen Zieraten ins rechte Licht gesetzt von der hellen Sonne, die den ganzen Bau verklärte und zärtlich umfloß. Ein sehr vornehmer Gasthof, vor dem zahlreiches und gutgepflegtes Fuhrwerk stand.

Dahin steuerte die Linnerl. So einen recht glück-

seligen Hunger, wie er einem nicht oft vergönnt ist, fühlte sie in sich. Ein Springbrunnen sang einschläfernd; in seiner Schale tummelten sich behende Forellen, und ihre roten Tupfen leuchteten wie Blutflecken durch die Sonnenkringeln. Tauben ruckten. Die Kastanien hatten alle ihre Blütenkerzen angesteckt. Es war eine sehr schöne und andächtige Stille.

Man betrat die Kirche. Die Linnerl betete sehr fromm. Man besah den Kreuzgang mit der Pracht seiner Glasgemälde; die Gräber der Babenberger. Ganz ehrfürchtig wurde der Linnerl, als so Erinnerungen heroischer Zeiten in ihr geweckt wurden. Dann aß man zu Mittag. Peter Gröger hatte sich allerdings vorgenommen, nichts zu sparen. Aber er wunderte sich doch, wie nobel es die Linnerl hergehn ließ. Eben das Teuerste war ihr gut genug. Der edelste Wein, den der Stiftskeller barg, ward aufgetragen. Wie zierlich seine gelben Lichter auf dem weißen Tischtuch tanzten! Aber teuer war er auch. Nur zu sagen traute sich Gröger nichts, als könnte er sonst den Bann dieser Stunde zerstören. Und einmal neigte sie sich ihm zu: „Heut' red' mir nix darein, Peter! Heut' möcht' ich's fein haben! Aber schon sehr fein!"

Eine süße Müdigkeit kam hernach über sie. Sie schloß die Augen, als müsse sie so in sich festhalten, was sie erschaut. „Ein bissel ruhen möcht' ich mich." Er ließ ein Zimmer öffnen und führte sie hinein. Die Tür fiel hinter ihnen ins Schloß. Und sie fühlte seine Hand an ihrer Hüfte und seinen Atem ganz nahe. Sie wollte weichen, bückte sich: er stieß an ihr Haar. Das löste sich und umfloß sie reich: ein brauner Mantel

mit Pünktchen versprengten Goldes darin. Und ganz wehrlos vor sich selbst und erzitternd hob sie die schmächtigen Arme und warf sie um seinen Hals . . .

Da die Mittagsschwüle vorüber war, erschienen sie wieder im Garten. Sehr ernsthaft und sittsam tranken sie den Kaffee miteinander. Aber gehen mochte sich's der Linnerl keinen Schritt mehr. Es traf sich, daß ein lediger Fiaker da war, der sie um ein Billiges zur nächsten Station fahren wollte. Die Linnerl bat ohne ein Wort, nur mit den Augen. Und ihm war, als dürft' er ihr heute schon gar nichts abschlagen.

Hinter ihnen sangen feierlich die Glocken aus. Im langsamsten Trab der Rosse, wie durch ein verzaubertes Gelände, an schönen Kuppen, an grünen Wäldern vorüber, immer in hellster Sonne, fuhr man Baden zu. Mit wundernden Augen ließ sie sich die Zärtlichkeiten gefallen, die der Gröger nunmehr wie aus seinem Recht und unverhohlen ihr gegenüber übte. Das alles bestand ja nicht in Wirklichkeit und mußte verrinnen. Dann wieder, wie in Angst, es könnte doch nur geträumt sein, gab sie sich leidenschaftlicher, als ihr war.

Stolze Villen, mit prächtigen, schon ganz bestellten Gärten davor. Ein sehr lebendiger Verkehr. Sie richtete sich stracks auf; lehnte sich in ihre Ecke; saß ganz vornehm da. Dies gehörte eben alles zusammen.

Umsonst aber versuchte der Gröger, sie zu bereden, auch noch den Sonntag mit ihm zu verbringen. Sie müsse heim. Für diesen einen Tag könne man sich herausschwindeln. Für mehr nicht. „Einmal ist keinmal, Peterl, gelt?" Und sie lächelte eigen.

Immer hoffte sie dabei, er werde sie nicht allein

reisen lassen. Sie heimzubegleiten, fiel ihm wieder nicht ein. Er hatte sein Programm für diese beiden Tage nun einmal festgestellt. Traurig und ihm selbst unangenehm genug, wenn sie's nicht ganz teilen wollte, mit der gemeinsam es soviel hübscher gewesen wäre. Sich's zerrütten aber ließ er darum nicht. Er löste ihr die Karte nach Wien, zweiter Klasse natürlich. Denn er wußte, was sich gehört. Noch ein hastiger Abschied, mit vorsichtig geflüsterten Worten, als lausche wer im Gedränge; noch ein Winken. Und allein und in allerhand Gedanken und dennoch zu erfüllt von dem, was gewesen war, um jemanden zu vermissen, fuhr die Linnerl zurück.

Um sie war die lärmende Lustigkeit nicht allein von der Sonne trunkener Ausflügler; in ihr ihr erstes Geheimnis. Sie stand auf der Plattform des Wagens und sah hinüber zur dritten Klasse. Da spielte ein weinseliger Geselle die Ziehharmonika. An einem breiten grünen Band hatte er sie um den Leib gebunden und fingerte mit dümmelndem Gesicht daran herum. Ein anderer, oftmals schluckend, sang dazu ein albernes und schmachtendes Lied. Erhitzte Weibergesichter mit zausigem Haar. Völlig bildhaft, mit einer unerhörten Deutlichkeit, als könne sie's nie und nimmer vergessen und immer wieder aus sich beschwören, stand alles vor ihr.

Ihr war das Weinen nahe genug. Als hätte sie einen Höhepunkt ihres Lebens überklommen, und nichts stünde mehr vor ihr, das sich ihm überhaupt noch vergleichen könne.

Wortkarg und sehr abgespannt kam sie heim. Ein

flüchtiger Gruß mit der Rosel, damit sie die gesehen habe. Dann, recht abgemattet und wie vor einer schweren Krankheit, ging sie zu Bette. Das war doch das Beste, jeder Erörterung und allen Nachfragen auszuweichen, die sonst möglich waren.

Der Sonntag aber sah Herrn Peter Gröger emsig der so gesunden Bewegung des Spazierengehens obliegen. Er bestieg einen nahen und nicht zu anstrengenden Berg — denn er mißbilligte jedes Ferentum — war sehr vergnügt und von sich erfüllter denn je. Das war doch zu allerliebst gewesen! Den Horaz hatte er allerdings nicht mitnehmen können. Aber, das ließ sich sonst schon noch nachholen. Ein versäumter Tag war am Ende kein Unglück. Versäumt? Peter Gröger schmunzelte dennoch, da er längst schon in Amt und Würden stand, gedachte er nochmals seiner, an Christi Himmelfahrt zu Heiligenkreuz.

Drittes Kapitel

In der Felberergasse

In unserer Stadt herrscht ein ziemlicher Verbrauch von Berühmtheiten.

Ein jedes Jahr erzeugt bei ihrer zahlreichen und ehrgeizigen Bevölkerung mehr davon, als zum Beispiel im gleichen Zeitraum neue Gassen eröffnet werden.

So muß denn manchmal eine schreckliche Musterung gehalten werden. Deren Verdienste zu vergäng-

lich waren, deren Werke nicht beständig genug, um sich trotz Wandels der Tage und ihrer Ansichten zu behaupten, die haben den neuen, den Männern von heute, Raum zu machen. Also bleiben wir immer auf dem Laufenden über die Leistungen unserer Mitbürger, und es gilt das Recht des Stärkeren auch über die Gräber hinaus.

Nirgends aber läßt sich der Ruhm eindringlicher verewigen und verkündigen, als von den Straßenecken her.

Da springt einem der Name des Würdigen höchst augenfällig entgegen. Von allen Häusern grüßt er, manchmal so hoch, daß es Anstrengung kostet, ihn zu entziffern. Ein Heimischer kennt sich so aus, und es den Zugereisten bequem zu machen, liegt doch kein Grund vor. Epper ja? Er geleitet einen ein gutes Stück Weges, das, beinahe nach Bedeutsamkeit des zu Ehrenden, länger oder kürzer ist. Man gewinnt Zeit, sich ihn einzuprägen und still und beschaulich darüber zu sinnen, was er wohl an Vorbildlichem vollbracht. Nebenbei bemerkt: das kostet hier und da ein ansehnliches Kopfzerbrechen. Es schärft somit den Verstand, beschäftigt das Gedächtnis und läßt in währender Wanderung keinerlei Langeweile aufkommen.

Was Adam Mayer vollbracht, das lag für dieses Geschlecht erheblich zurück. Was er gewonnen und erworben, das hatten unkluge Erben vertan und vergeudet. Es bestand somit keinerlei Anlaß mehr, sein Andenken hochzuhalten. Dagegen hatte sich Herr Felberer im gleichen Bezirk als erfüllt von Gemein-

geist und der löblichen Hingabe an die Angelegenheiten der schönen und vielbesungenen Vaterstadt bekundet. Ihm also, nach einem allzufrühen und im Interesse der Allgemeinheit nicht genug zu beklagenden Hinscheiden, ihm wurde die Adam-Mayer-Gasse, und damit ein Endchen nur vom Wechsel der Gemeinderatsmehrheiten begrenzter Unsterblichkeit zugeschrieben.

Der Beschluß des Stadtrats traf Franz Mayer im tiefsten. Umsonst hatte er seine Freunde in der herrschenden Partei beschworen, ihm dies zu ersparen. Ja, wer war er denn, was vermochte er, daß man auf ihn hören sollte? Ein abgetaner Statist. Stärkere Rücksichten und Erwägungen siegten, und er war um eine böse Enttäuschung reicher. Auch das letzte war ausgetilgt, das an die große Rolle erinnerte, die seinem Geschlechte vordem beschieden gewesen.

Seine Vereine freuten ihn nicht mehr. Er traute sich kaum noch heim. Mit niedergeschlagenen Augen, mit sich selber heftig redend, schlich er durch seine Gasse. An allen Ecken schien ihm seine Demütigung zu stehen und Wache zu halten ob der Einfahrt seines Hauses. Und eine tiefe, doch wehrlose Zornigkeit gegen sich, die Herrschenden und vor allem das Schicksal war in ihm. Er konnte in ein stumpfsinniges Schluchzen ausbrechen, gedachte er dessen, was man ihm hinterrücks angetan.

Die Frau achtete nicht mehr darauf oder auf sein Treiben. Ins Herz getroffen fühlte sie sich auch; aber sie zeigte es nicht. Die Linnerl war zu versunken in ihr junges Glück, als daß sie sich um den Vater groß hätte kümmern mögen. Es war ja nicht viel, was sie

genoß. Und dennoch war es mehr, als sie je zuvor gehabt hatte: ein Spaziergang im Prater, Blumen am Gürtel, denn Peter Gröger sah sie gerne schmuck und war nicht wenig stolz auf seine Geliebte, mit der man sich so gut sehen lassen konnte. Hernach sich wo niedersetzen und gute Musik genießen, die sie so liebte. Einmal in der Zeit, denn das kam teuer, ein Abend im Burgtheater, der sie immer mächtig erregte und ihren Gedanken auf Wochen hinaus Nahrung gab. Sie faßte so erstaunlich rasch und immer den Kern der Dinge. Und dabei war sie stets bescheiden und in ihrer Liebenswürdigkeit immer gleich.

Kam Adam einmal nach Hause, dann schlich eine arge Verstörung durch sämtliche Stuben.

Beim Militär hielt er sich allerdings nach wie vor gut. Für den Zwang aber, der auf ihm lag, und den er mit jedem Tage unwilliger ertrug, rächte er sich daheim. Kein Besuch mehr ohne häßliche Auseinandersetzungen, ohne Vorwürfe von einer erschreckenden Gemeinheit.

Immer ging es ums Geld. Denn er brauchte dessen so entsetzlich viel. Da war die Marie, die sich ihn völlig unterworfen hatte. Er wußte, wie nichtsnutzig das Frauenzimmer sei, daß sie ihn betrog mit dem ersten besten, der ihr in die Augen stach oder einen ihrer Wünsche erfüllte, sich immer wie die rechte Soldatendirne benahm. Aber gerade dadurch hatte sie's ihm angetan. Auf ihn wirkte ihre Schamlosigkeit wie ein immer neuer und unbesieglicher Reiz. Denn wie sie war, so war sie durch ihn geworden; der erste war er gewesen und wollte der Bevorzugte sein und bleiben.

Sie verhehlten nicht mehr, wie sie miteinander standen. Während Mutter und Schwester im Nebenzimmer saßen, taten sie breit und fessellos ihre abscheulichen Zänkereien ab, oder feierten sie ihre Versöhnungen. Er konnte nicht mehr los von ihr. Und der zügellose Lebenswandel, dem sie sich ergeben, vermochte nichts über sie und ihre robuste Schönheit: er war wohl der Richtige für sie. Nach der tollsten Nacht, durchschwärmt und durchjubelt bis zur letzten Neige, war sie zur Arbeit munter und versah in ihrem Dienst nicht das mindeste. Denn eine unerhörte Lebenskraft war in ihr.

Er war wieder einmal dagewesen, Geld heischen. Denn er hatte „über die Zeit", und sie wollte tanzen gehen und hatte ihm rund heraus erklärt, käme er nicht mit, so wisse sie sich schon wen andern.

Der Mutter hatte er schwer genug einen Gulden abgepreßt. Mehr hatte sie offenbar nicht, sonst hätte sie's ihm sicherlich gegeben. Denn an diesem Nachmittag war ihr eine starke Furcht vor dem wüsten Burschen gekommen, der offenbar zu allem fähig war. So verwildert sah er aus, die schwarzen Haare tief in die Stirn gekämmt, die Augen tückisch und hitzig und mit so hartem, unbewußtem Griff langte er immer wieder nach dem Seitengewehr.

Sie atmete auf, als der Vater, ihr seit Jahren zum erstenmal gelegen, erschien. Es kam zu neuen, zwecklosen Zänkereien. Der Alte hatte nichts, gar nichts. Der Adam sollte dort hingehen, wo was zu holen sei, statt immer wieder armen Leuten im Sack zu liegen und sie auszuziehn. Im dritten Stock, da

gibt's was! Und er verfiel wieder in sein unflätiges Schimpfen über die Großmutter.

Frau Kathi Mayer erschrak: „Was redst du da, Franz?"

Er aber ließ nicht ab. Ja, jetzt werde man ihnen bald das Haus verkaufen überm Kopf. Als Bettelleut' müßten sie von dannen gehen. Sie aber, ja, die sitzt warm und weich, und der kann schon gar nichts geschehen. Alles um sie haust ab durch die Schuld ihrer Erbarmungslosigkeit und Selbstsucht; ihr kann man nicht zu. Eine Lektion wenn sie bekäme! So einen richtigen Deuter! Er wünschte gewiß keinem Menschen auf der Welt etwas Böses. Aber der gebühre es nicht anders, dem alten, schlechten Luder, das vor lauter Boshaftigkeit nicht stirbt und immer nur auf sich und sonst gar nichts gedacht habe.

„Und die Rosi, Mann?"

Ja, da hätte sie freilich in den Sack gegriffen. Aber warum? Aus Güte? O nein, nur um ihn zu ärgern und ihm zu zeigen, nicht einmal in seinem eigenen Hause gelte sein Wille etwas, und sie könne, wenn es ihr paßt, Gottes Verheißung umstoßen, nur weil sie ein Geld hat. Damit hätte sie ihm schon gar nicht kommen sollen. Als ob das nicht schon ohnedies genug an ihm fräße, sähe er diese Person mit ihre Bälger nur im Hofe. Eben, daß sie nicht hinter ihm herspotten, eben nur das. Just vor die Nase, damit er keinen Bissen mehr in Ruhe essen könne, habe man sie ihm hingesetzt. Aber, das werde auch noch einmal was geben. Bei seiner Seele und Seligkeit!

Der Adam hatte genug. Das führte zu nichts,

und das kannte er schon auswendig. Und dennoch war ihm diesmal, als hätte jedes Wort eine neue und eindringliche Bedeutung, als schlüge es lichtscheue Wurzeln in ihm.

Er ging. Ohne Gruß schmetterte er die Türe hinter sich zu. Nur der Marie sagte er noch, sie solle sich bereithalten. Die Alten möchten machen, was ihnen gefiele. Getanzt werde unter allen Umständen. „Weil wir noch jung und hellauf sind, was Mariedel?“ Es lag eine lästerliche Frechheit darin.

Wohin aber oder was zunächst unternehmen? Er fühlte das Bedürfnis, mit seinen Gedanken ganz allein zu sein.

Er ging zum Greißler. Einen Augenblick hoffte er, da ein Darlehen zu gewinnen. Aber damit war es sicher nichts, seitdem die Mutter selber aufschreiben lassen mußte.

Wortkarg und brütend saß er da. Und die Greißlermädeln, die ihm aus alter Anhänglichkeit Gesellschaft leisten wollten, erkannten ihn kaum wieder. So unwirsch war er gegen sie doch niemals gewesen.

Immer von neuem ließ er den einen Gulden auf die Tischplatte fallen oder ihn kreiseln. Er wollte kein Licht. Da sie ihn nach gewohnter Weise aufzumuntern suchten, schnitt er eine gräßliche Fratze, daß es selbst der sanften Marie zuviel ward, und sie den schiechen Kerl endlich sich selber überließ.

Er wollte in seinen Grübeleien durchaus nicht gestört sein. Und sie waren von der Art, daß ihm auch das vertrauteste Gesicht unleidlich ward.

Denn wohin sich wenden oder wie das auftreiben,

was beschafft werden mußte, sollte es nicht ein wahrhaftiges Unglück setzen?

Die Kathi? Ja, die saß warm, wacherlwarm. Und sie hatte manchesmal geholfen. Das ließ sich nicht leugnen. Denn er hatte viel Geld verbraucht und vertan in dieser Zeit.

Es war aber schwer, bei ihr vorzukommen. Ordentlich melden lassen mußte man sich. Und oftmals hatte sie feinen Besuch, und man kam ihr ungelegen. Und sie schämte sich dann des Bruders, der am Ende doch nur Feldwebel war, und, wie aus einer geheimen Rivalität, sie haßte die Marie, die ordinäre Person, immer noch.

Da hatte er so ziemlich ausgespielt Wenn die überhaupt noch einem von ihnen was zusteckte, so war es der Alte, der dafür hinter ihrem Rücken jämmerlich auf sie schimpfte. Ja, wo hatte der Adam nicht schon ausgespielt? Doch eigentlich nur bei einer einzigen noch nicht, und die wollt' er denn auch nicht fahren lassen, es koste, was immer.

Und die Alten, immer die Alten!

Nicht zum glauben, wo sie einem alles im Weg standen und der Jugend Licht und Luft nahmen. Er tat einen grimmigen Fluch, so laut aus seinen Gedanken, daß die Mädeln, die im Gewölb immer noch auf eine gnädigere Laune hofften, eilfertig nach seinen Wünschen fragten. Daß sie zum Teufel gingen! Sonst begehre er in aller Ewigkeit nichts mehr von ihnen. Sie entfernten sich gekränkt und endgültig.

Oder die Rosi? Gut. Die hatte Geld, massenhaft Geld. Man sprach allgemein davon, wieviel sie Jahr

um Jahr erübrigten und der Sparkasse gaben, damit es weiter wuchere. Aber kein Herz für den einzigen Bruder hatte sie. Und sie gab gewiß freiwillig nicht einen luckerten Kreuzer her. Denn sie war geizig geworden, und die beiden Menschen scharrten und rackerten, als wäre man sonst zu wirklich nichts auf der Welt. Im Bösen aber? Sie war doch nie allein, daß man ihr hätt' einen nützlichen Schrecken einjagen können, wozu sich der Adam sonst ganz gern getraut hätte. Da waren handfeste Gesellen, die der Meisterin auf jeden Quietscher zu Gebote standen, und zu Abend saß der Lümmel, der Navratil, mit seinen groben Tischlerfäusten sicherlich zu Hause, und sie gähnten sich an aus Müdigkeit und Langeweile. Da war nichts zu machen. Nirgends im Guten. Wie ekelhaft das nur war! Er spie vor sich hin.

Damit aber kam man nicht weiter.

Erst wollt' er schuldig bleiben. Aber die Greißlerin war ganz ausnahmsweise zudringlich, und der eine Gulden half ihm ja doch nichts. Er zahlte, schnallte sein Seitengewehr vorschriftsmäßig fest und trat völlig gedankenlos in den Hof, der zu veröden begann. Denn es war sehr dunstig, und die Kühle kroch über den Boden.

Es schien ihm durch den Nebel, als sähe er die Dienstmagd der Ahne fortgehen. Und dieses setzte er sich als Zeichen: war die alte Frau allein, so wollt' er ihr sein Anliegen vorbringen; wo nicht, wieder umkehren. Denn es zog ihn.

Ein Schüttelfrost schlug seine Zähne zusammen, gedacht' er, was geschah, wenn er sich auf keine Weise

Geld verschaffen konnte. Das mußte verhütet sein. Und was war dabei, wenn er die Ahne darum anging, die dessen hatte, genug hatte, während er sich anders in keiner Weise zu helfen wußte?

Er spähte aufwärts. Noch brannte nirgend ein Licht, und langsam stieg er die drei Treppen empor.

Wie ausgestorben war doch das Haus. Niemand auf den Gängen, da sich sonst Kinder tummelten und riefen.

Er stand vor der Tür der Alten. Mit einem kräftigen Ruck zog er die Klingel.

Ein dünnes Greisenstimmchen: „Wer ist's?"

Die eigene Stimme kam ihm fremd vor. Er wußte nicht, wie's ihm einfiel: „Ein armer Mann tät' schön bitten . . ."

Die Tür ward halb geöffnet. Er drängte sich mit einem Ruck durch den Spalt. Sie erkannte ihn und erschrak: „Jessas, der Adam!"

Sie durfte nicht schreien. Etwas Fremdes war in ihm, handelte, bestimmte immer das Zweckmäßige. Und so neigte er sich ihr zu und flüsterte sehr heiser: „Die Ahndel muß net erschrecken. Ich kumm' wegen der Linnerl . . ."

„Wegen der Linnerl?" Sie musterte ihn argwöhnisch. Aber schon hatte er die Tür geschlossen und stand so, daß er ihr den Ausgang sperrte. „Aber warum kommt sie net selber?"

„Ja, wegen der Linnerl. Und selber kommt sie net, weil sie sich net traut . . ."

„Das lügt der Adam . . ."

Seine Rechte fingerte nervös an seinem Seiten-

gewehr: „Einen Lügner müßt' mich die Ahndel just net heißen. Die Linnerl traut sich net. Und schreien sollt' die Ahndel net. Es braucht's net, daß das ganze Haus weiß, da davon wir reden."

Sie bereute beinahe, daß sie eine Regung von Furcht gewahren lassen. Wer konnte ihr anwollen? Und ganz strack schritt sie voraus. „So komm! Die Tür laßt mir offen!"

Er folgte. Sie entzündete die Lampe. „Wär' just net not, daß die Frau Ahndel ein Licht macht."

„Gar so insgeheim haben wir zwa nix miteinander."

„Kann man nie net wissen," er schnaufte schwer und keuchend und schloß vorsichtig und dennoch jäh die Tür.

„Die Tür bleibt offen."

„Hab' ich's halt vergessen, und jetzt ist's zu." Er stand immer auf der Lauer, immer so, daß er ihr den Ausgang sperrte.

„Und was willst? Was ist's mit der Linnerl?" So dünn war ihr Stimmchen! Ein Zirpen, das ihm dennoch immer stärker auf die Nerven ging, so herrisch und so voll gehässigen Mißtrauens war es, und so scharf lugten die vor Alter farblosen Augen zu ihm herüber.

„Ja, was soll's mit der Linnerl sein?" Er drehte seine Mütze hin und her.

„Hast deine eigene Lug' schon vergessen? Oder was stehst da wie der Bettelmann, wenn er sein Gesätzel net weiß?"

Er versuchte zu lachen, aber er brachte nur ein

häßliches Grinsen zuwege, vor dem es einem grausen konnte: „Geht mir a net viel anders."

Es war ihr ganz recht, daß er so zögerte. Vielleicht kam inzwischen die Magd zurück, obzwar sie, nach ihren Jahren, sehr langsam war und wie immer an Samstagabenden eine Menge von Besorgungen hatte. Und dennoch ging ihr dies Zusammensein zu sehr wider den Strich, als daß sie's für die Dauer ertragen konnte. „Also: was willst eigentlich? Nir Gutes gewiß net!"

„Ja, warum denkt denn die Ahndel eigentlich so von mir? Was hab' ich denn der Ahndel tan?" demütelte er.

„Laß mich aus! Wann hast denn schon was Gutes wollen? Und warum wärst denn sonst mit einer Lugen zu mir kommen?"

„Man hilft sich halt, wie man kann," orakelte der Adam.

„Also, wird's amal? Was willst?"

„Um ein Geld möcht' ich die Frau Ahndel schön gebeten haben. Nur um ein bisserl ein Geld . . . Ich tät's soviel nötig gebrauchen . . ." Das hatte wieder der andere aus ihm gesprochen.

„Kein' Kreuzer kriegst."

„Dasselbe hätt' ich von der Frau Ahndel schon oftmals bekommen. Ausnahmsweis' schenkt sie mir vielleicht was anderes, wenn ich s' recht schön bitten tu'. Ich tät's gar so sehr brauchen."

„Net einmal ein' Kreuzer, wie ei'm Bettelmann."

„Das sollet sich die Ahndel überlegen. Meiner Seel' und Gott: ich weiß mir net anders zu helfen. Und

man kann nie net wissen, was ein Mensch in der Desperation tut." Schon klang eine böse und tückische Drohung durch die Bitte.

Das reizte sie. Derlei hatte sie nie vertragen. „Schau, daß du weiterkommst. Für dich hab' ich net ein luckerten Kreuzer. Ich hab' mein Geld net dazu, damit man's versauft und vermenschert."

„Ahndel!" Aber er bezwang sich noch. „Aber der Rosi hat die Frau Ahndel geholfen. Der Linnerl tät' sie helfen, wenn's die brauchen möcht'. Warum mir net? Just mir net? Bin ich was anderes zu der Ahndel, wie die?"

„Weil dir in Ewigkeit net zum helfen ist."

„Und warum denn net, Ahndel?"

„Weil'st ein Fallot bist."

Ein besinnungsloses Röcheln der Wut. Eine Waffe, zum Stich gesenkt, in der Luft aufblitzend. Ein jäher Schritt zum Diwan, auf dem die alte Frau saß, ruckweise getan, mit steifen Knien, als risse etwas den Adam vorwärts ... „Adam ... A ..," Und Totenstille.

Der Adam fuhr zusammen. Ihm gegenüber saß etwas und regte sich nicht. Der Kopf war zurückgesunken in die Kissen; die Augen offen und verglast; der Unterkiefer weit geöffnet. Die Hände waren gekrümmt und standen so gräßlich von der Brust ab.

Er sah an sich nieder. Scheu; verhohlen. Es schüttelte ihn dabei. Kein Tropfen Blut war an ihm. Sein Seitengewehr war blank, und er atmete tief und dennoch hörbar stöhnend.

Alsdann riß er eine Geldlade auf, in der er ihre

Wertsachen vermutete. Etwas Geld, für seine Begriffe ein hoher Betrag, lag da. Er nahm eine Summe zu sich, die ihm für eine Zeit genügte, und ließ den größeren Rest zurück. Von den Schmucksachen, die herumlagen, nahm er nur zwei versteckte und wie vergessene Ringe. Er richtete alles nach Möglichkeit wieder her, wie es gewesen war, sorgfältigst, damit keinerlei Unordnung die fremde Hand offenbare, die eben erst hier gewühlt.

Das war besorgt und er in Sicherheit. Gesehen hatte ihn niemand. Er legte ihre Zeitung entfaltet vor sie hin, als sei ihr im Lesen etwas zugestoßen. Keine Gewalttat hatte sich begeben. Daß eine Frau in diesen Jahren einmal plötzlich auslöscht, das war nur natürlich und gab keinen Anlaß zum Verdacht.

Einmal noch faßte er nach seiner Waffe. Atemlos, sprungbereit, zum letzten entschlossen, die ganze Seele im Ohr, stand er hinter der Tür. Denn ihr näherte sich ein schlürfender Schritt. Ein Hüsteln erklang davor. Ein Zittern überlief den Adam und ließ seine ganze Gestalt schwingen. Er sah rot.

Das ging vorüber. Langsam, so unendlich langsam. Er harrte, eine Höllenerwartung für das Herz. Bis wieder die Totenstille ihn umgab, wie er sie noch nie gehört zu haben vermeinte. Alsdann, völlig ungesehen und unbeachtet, huschte er die Treppe herunter.

Alle Fenster des Hauses waren schon hell und blickten leuchtend in den tiefen Hof. Auch die der Rosi. Er drückte sich an ihnen vorüber, ohne das geringste Verlangen, einen Blick da hineinzutun.

In seiner Westentasche knisterte das Geld, wie er dessen soviel noch nie beisammen gehabt. Er langte danach, betastete und drückte es zärtlich und fühlte sich seltsam getröstet. Es war gut gegangen, und nir war geschehn.

Er tat einen grellen Pfiff, mit dem er die Marie zu rufen pflegte. Sie kam schon im Staat und hing sich in ihn ein.

Einige Schritte, und er blieb stehen und sah sich argwöhnisch um: „Geht da net wer hinter uns, han?"

„Wenn schon! Kannst das niemanden auf der Gassen verbieten, Tschapperl!"

„Ich mag's aber heut' net. Lassen wir ihn voraus."

Wieder einige Schritte. „Wer steht denn dort?"

„Wer soll denn dort stehn? Halt ein Sicherheiterer."

„So. So. Ein Sicherheiterer. Ich weiß net, mir ist heut' entrisch."

„So geh in die Kasern' schlafen und laß mich aus."

Er riß sie vorwärts. Wieder: „Ein Lamentabel wird's geben. Kann sein, jetzt schon."

„Wo denn, Adamerl?"

„Halt irgendwo. Frag' net so dalkert. Komm lieber. Draht wird, Mariedel! Und wer dich heut' anschaut, den zermantschger' ich."

„Na, na!" äffte sie.

Es war völlig dunkle Nacht. Der sternlose Himmel hing tief und war graulich. Der Nebel brandelte. Ein klagender Wind, wie vorm ersten verfrühten

Schneefall raunte durch die Gassen, die sie durchschritten, und ließ die Gasflammen zucken, geistern und tanzen, wie verwunschene Seelen.

Viertes Kapitel

Adam Mayers Ausgang

Am äußersten Saume der Großstadt steht das Tanzlokal. Am Hügelabhang.

Dahinter dehnt sich freies Feld, zu schlechten Zeiten oftmals der Unterschlupf der Stammgäste. Denn hier ist ein beständiger und sehr merklicher Wandel der Vermögensverhältnisse; oftmals selbst über Nacht.

Zu anderen Malen ist es der Schauplatz wüster Szenen, die eine gnädige Nacht verhüllt. Schande und Verbrechen haben hier in öden Baracken, die man einmal zu irgend einem Zweck errichtet und abzubrechen vergessen die gemeinsame Schlummerstatt. Hilferufe manch einer, die man zuerst hierher gezerrt, bis sie sich später freiwillig da einfand, verhallen ungehört, ehe sie die nächsten, zerstreuten Häuser erreichen. Die Sicherheitswache scheut diesen Posten als gefährlich. Denn das Messer arbeitet flinker und sicherer als der Säbel.

Hierher zog es den Adam und die Marie.

Er legte sein Seitengewehr vorschriftsmäßig ab, und sie betraten den Tanzraum, der schon sehr gefüllt war.

Die Musik, von der Art, daß sie einem „am Geigendarm die Seele aus dem Leibe zieht", schrillte durch eine

schwüle und stickige Luft. Denn man tanzte, die Zigarre schief im Mundwinkel. Der süßliche Geruch schlechten Zigarettentabaks schlug durch, beklemmte, reizte zu einem unablässigen Hüsteln.

An den Wänden keinerlei Schmuck, wenn man nicht schlechte Ölfarbendrucke in blinden Goldrahmen oder gar großgedruckte Verordnungen mit sehr klaren Vorschriften, bestimmt, Zucht und Ordnung in dieser Gesellschaft zu erhalten, dafür gelten lassen wollte; da und dort ein Spiegel, damit die Mädchen einen Blick hineintun könnten. Der Boden voll von Zigarettenresten und Tabakstummeln.

Dienstmädchen, die schon so lange ohne Stellung waren, daß es wirklich kaum lohnte, sich erst wieder eine zu suchen, wo man es doch vor den ewigen Sekkaturen der Gnädigen nirgends aushalten konnte. Und endlich, es ging auch so. Verhungert war noch keine, und man genoß mindestens sein Leben, solange man jung und hübsch war. Was hernach kam? Wen ging's was an und wozu sich darüber Gedanken machen?

Die Burschen hatten freche Gesichter. Alle sahen, trotz ihrer Verlebtheit, jünger aus, als sie waren. Sehr viele waren von Blatternarben entstellt, „als hätte der Teufel auf ihnen Erbsen gedroschen". Alle trugen sie Spitznamen, die häßlich ans Rotwelsch anklangen und gern auf irgendein Gebrechen deuteten. Und sie waren sämtlich heiser vom vielen Biertrinken und dem häufigen Nächtigen im Freien.

Tanzen aber konnten sie allesamt meisterlich. Es war Schwung und Leidenschaft in jeder Bewegung,

wie sich's gar nicht erlernen läßt. Ein Reizmittel, unwiderstehlich, das jeden Nerv in ihnen aufpeitschte, war die Musik und der freche, triviale Rhythmus, mit dem hier jede Weise heruntergehudelt und zum Gassenhauer verzerrt wurde. Denn jedes Tempo ist diesen hastigen Füßen immer noch zu langsam.

Man ließ sich zu essen und zu trinken geben. Das Beste, was dieses Haus vermochte. Der Adam knauserte nicht. Nur keinen rechten Hunger hatte er. Desto gieriger trank er in sich hinein und blickte mit heißen Augen in dieses Gewühl, um das die Leidenschaften dampften, ohne die fahlen Wangen der Männer röten zu können.

Hier war er König. Hier galt er immer noch. Er drückte den Arm der Marie so heftig, daß es ihr beinahe wehe tat, und neigte sich immer näher zu ihr. Sie lächelte dazu; breit, frech, ihrer selbst und ihrer Sache sicher.

Er war den Abend sehr wortkarg. Manchmal sprudelte es aus ihm; unsinnig, eben nur Worte wie aus dem hohlen Faß. Die Marie täuschte er damit nicht, und sie wußte nur nicht, was sich in der kurzen Weile mit ihm begeben haben könne, die man einander nicht gesehen. Hernach versank er wieder in sein dumpfes Stillschweigen, das ihn befiel, ohne daß er es abschütteln konnte. Und eine innere Glut, stark, daß er besorgte, man müsse ihren Loderschein merken, stieg ihm bis an die Ohren.

Er war anders als sonst. So schwer aufzumuntern war er. Und so voll geheimer Boshaftigkeiten. Das sah die Marie wohl, und sie wurde ärgerlich. Denn

man war nicht hierhergekommen, um sich auszulangweilen oder damit man einander anschmachte. Sie stieß ihn fordernd an. Er schrak auf und stierte bösartig nach ihr.

Zu den beiden gesellte sich der Pepi. Er war aufgetaucht, ganz plötzlich, und nahm an ihrem Tische Platz, als stünde ihm das Recht unbestritten zu, legte sich vor, bediente sich sehr ungescheut und schwatzte erschrecklich viel und wie eine Elster durcheinander. Hatte ihn wer bestellt? Der Adam mußt' es denken. In ihm selber aber war immer noch ein lähmender Stumpfsinn. Alle seine Schlagfertigkeit schien von ihm gewichen. Er lachte zu den Witzen des Genossen, gröhlend, ohne zu wissen worüber, an den unpassendsten Stellen, ohne daß ihm eine Entgegnung einfiel. Was der nur zusammengagazte! Und wie gierig ihm das Mädel horchte! Nur ein großer Haß gegen den Schmarotzer, der sich's da wieder auf seine Kosten gut geschehen ließ und sich dabei nicht einmal entblödete, unter seinen Augen mit seinem Mädel zu scharmieren, war in ihm und suchte unbeholfen nach einem Anlaß, deutlich zu werden. Aber es war heut' über dem, was immer er unternahm, wie ein Druck, der immer ärger wurde.

Er blickte, eine Ablenkung suchend, in das Gewühl. Das schob sich schwindelig und verwirrend durcheinander. Alle möglichen Haarfarben leuchteten; auch Grauhaarige suchten hier noch ihre Lust und wurden begehrt. Manche tanzten gar im Kopftüchel, und einer anderen brandrote Flechten flammten frech und fordernd vor.

Der harte Akzent der Tschechin; das Lispeln der Polin; echtwienerische Gurgellaute durcheinander. Johlen und Kreischen aus Brüsten, welche die Lust zu sprengen drohte. Dröhnendes Lachen und gurrendes Kichern; schweres, beabsichtigtes Stampfen auf den Boden, daß die Stube zu zittern schien; ein tierisch-wilder Juchezer, der die schwüle und schwelende Luft zerriß. Paare, die verschwinden; neue, die in den Reigen treten, der sich ununterbrochen, endlos, immer wiegend und taumelig dahinzieht.

Er merkte gar nicht, daß die Marie von seiner Seite verschwunden war. Über ein Weilchen kam sie, schnell atmend wieder. Pepi geleitete sie sehr ritterlich zu ihrem Platz. Adam fuhr auf: „Schmarotzer! Willst leicht da auch schmarotzen?"

Die Marie maulte. „Du tust ja nix dergleichen!" Er beruhigte sich und trank.

Es war aber ein böser Tropfen in seinem Glase. Er empörte das ohnehin hitzige Blut des Adam. Ohnedies war er in einer Stimmung, die er an sich noch nicht kannte: im höchsten Grade schreckhaft und wieder argwöhnisch; erfüllt von einem Wunsch nach übermäßiger Lustbarkeit und in sich dumpf und irgendwohin horchend. Er hatte das Gefühl, die Beine würden ihn nicht tragen. „Ja, die drei Stöck'!" murmelte er und sah um sich, ganz erschrocken, ob ihn nicht vielleicht einer gehört habe. Wenn schon! Wer wußte denn, was ihm in diesen Worten lag?

„Tanzen wir eins!" Er erhob sich schwerfällig. Aber alle seine Müdigkeit und Beklommenheit war verflogen, da er antrat. Ja, das konnt' er wie keiner!

Wie er die Marie nun zierlich und ritterlich nur mit einer Hand führte, deren Leitung dennoch unwiderstehlich war, sie nun wieder mit beiden Armen an sich riß und sie in immer schnellerem, ja schamlosem Rhythmus schwenkte, sich zu ihr neigte, daß der heiße und fliegende Odem ihres Mundes ihm über die Schläfen hauchte, und wie er sich dann wieder abkehrte von ihr — da kam ihm keiner unter diesen behenden und verwogenen Gesellen gleich.

Er wußte das wohl und berauschte sich daran. Zu immer kühneren Figuren. Er konnte gar nicht müde werden. Es war eine Freude ihm zuzusehen. Die Marie, die doch etwas aushielt, spürte, wie ihr die Knie zu zittern begannen, wie ihr Herz schlug, daß sie schier keinen Atem mehr bekam. „Auslassen!" ganz schwach. Er entließ sie mit einem triumphierenden Blick und einem gellenden Aufschrei der Lust, nahm sich die Rothaarige und raste mit ihr weiter, unbändig, rastlos wie ein rechter losgelassener Teufel. Kam er aber an der Marie vorüber, dann neigte er sich immer wieder zu ihr: „Hast genug, Mariedel?" und verschlang sie mit begehrlichen Blicken.

Endlich hatte auch er genug. Mitten im Tanz blieb er stehen, sank auf seinen Stuhl, füllte sich seinen Stutzen und leerte ihn mit einem Zuge.

„Noch ein' Wein! Aber einen bessern möcht' ich!" befahl er.

Eine unendliche Hellhörigkeit war in ihm. Durch all den Trubel meinte er jedes Wispern zu vernehmen und deuten zu können; jedes Summen und Sausen der Gasflammen. Und wider Willen mußte er auf alles

horchen. Als wäre jeder Laut wichtig und enthielte irgendeinen geheimen Bezug auf ihn, den er sich nicht entgehen lassen dürfe.

Die Marie hatte sich verschnauft. Sie tanzte mit dem Pepi. Ja, das Verreckerl hielt nicht viel aus, dachte der Adam hämisch, da sie ein anderer nahm. Mit einer immer gleichen, unauslöschlichen Begierde folgte er ihrer Gestalt durch alle Verschlingungen des Tanzes und dennoch wieder mit einem tiefen Mißtrauen. Denn sie war schlecht, in die Seele hinein schlecht war sie ja doch.

Halt, so paßten sie zusammen, mußte er sich denken. Und es schüttelte ihn dabei wie aus einem starken Widerwillen, gegen den man nichts vermag.

„Jetzt ist's genug," befahl er hart. „Da schmeißt dich nieder und trinkst."

Sie gehorchte unwillig genug: „Nachher könntest aber auch ein wengerl unterhaltlicher sein."

„'s ist mir net danach," knurrte er mürrisch.

„Dann laß mir meinen Spaß."

„Na!" Das kam sehr hart und stockisch. „Da bleibst und trinkst eins mit mir. Nachher wird pünktlich gegangen."

„Es verlangt sich mir aber no gar net."

„Aber mir will sich's!" Und sein Blick war so, daß selbst sie etwas wie Scham und Furcht in sich erwachen fühlte. Und sie kannte auch den Ton, und sie wußte: klang der einmal so, so war Widerstand gefährlich.

Der Pepi kam wieder. Er drängelte sich an die Marie und wollte sich einschenken. Adam zog mit einem bösen Fluch die Flasche weg.

„Was hast denn heut' nur wieder, Adam?"

„Gefressen hab' ich dich. Schleich dich! Aber schleunig."

„Du bist heut net schlecht grob," maulte die Marie und lächelte ein Lächeln nach dem Pepi, von dem der Adam fühlte, es könnte ihn den letzten Rest seiner Besonnenheit und einem andern das Leben kosten. Aber er hielt noch an sich, empfand aber freilich dabei, wie alle Stränge seiner Selbstbeherrschung krachten und zu reißen drohten.

„Ja. Du bist heut' net schlecht grob," echote der Pepi, der mutiger ward, weil er sich in so mächtigem Schutz sah. „Wegen ei'm Tröpferl Wein!"

„Beehrst halt wem andern!" Adam erhob sich mit bedrohlich funkelndem Auge. „Gegangen wird. Wirtshaus! Zahlen!"

„Gehst wirklich schon, Adamerl?" schmeichelte die Marie.

„Ich hab's gesagt, und ich mein's. Die Gesellschaft stiert mir's." Er sagte die Zeche an, die ziemlich ins Geld ging. „Garderobe für die Fräulein!" Und er warf noch eine Krone hin.

„Bleibst vielleicht net noch ein wengerl? Mir zu lieb?"

„Na. Net einen Augenblick mehr."

„Und warum denn, Adamerl?"

„Weil ich's satt und gefressen hab'. Alles. Verstehst? Han?"

Der Pepi half dem Fräulein Marie in ihre Jacke. Was der Bursche sich heut überhaupt besonders dabei für Vertraulichkeiten herausnahm! Er fingerte

ihr doch ordentlich am Halse, und sie schloß die Augen wie eine Katze, die man strählt. Dem Adam kam's wie ein Koller: „Das Madel laßt aus, du Wurstel."

Die Marie begütigte: „Wenn du net hilfst? Und er hat überdem net einmal was Unrechtes tan."

„Das 'a no? Und gar vor meiner am End'? Geh!" Und der Adam lachte grimmig.

„Ich weiß net, wie du heut' bist," meinte der Pepi gekränkt. „Immer willst wem an. Da könnt' man rein auf Gedanken kommen."

„Wär' dir gar nützlich, kämst einmal auf so was. Aber behalt sie nachher für dich, hörst? Ich bin net neugierig. Und ich bin halt so, wie ich bin. Allo marsch!"

„Just net. Ich bleib' just da," entschied die Marie, nun ernstlich gekränkt, und setzte sich trutzig nieder. „So 'rumschaffen laß ich net mit mir. Dahier bin ich kein Dienstbot'. Ich find' schon noch Gesellschaft."

„Gehst mit? Obst mit gehst?" Der Adam zischte förmlich und riß die Marie heftig am Arm.

„Obst loslassen wirst? Du zerreißt mir mei' Jacken." Sie knöpfte sie langsam wieder auf und sah gereizt und herausfordernd nach ihm.

„Wenn die Fräulein Marie aber dableiben will?" mengte sich der Pepi ritterlich und seine Zeit witternd ein.

Adam fuhr ihn an: „Maul halten! Oder du fangst eine."

Man merkte schon, was sich da entspann. Man war neugierig geworden. Sitzende erhoben sich und warfen spitze Reden darein mit jener Freude am Schüren

fremden Haders, die allgemein menschlich ist. Ein Kreis bildete sich um sie. „Gleich werden s' raffen," krähte ein dünnes Stimmchen, noch atemlos vom Tanz und in der Erwartung eines neuen Vergnügens. Der Reigen ging weiter, ließ die häßliche Luft erzittern. Der Pepi fühlte sich durch die Zuschauerschaft befeuert, verpflichtet, die allgemeine Erwartung in seine Schneidigkeit zu rechtfertigen. Viel konnte ihm doch nicht geschehen. Und so sah er dem andern so fest ins Auge, als er's vor alter Scheu nur irgend konnte. „Red' net so frech daher," entgegnete er, „oder ich druck' dir eine an."

Adam zuckte hochmütig die Achseln. „Abfahren, sag' ich, Wurstel!"

Pepi wurde immer mutiger, als der andere nicht gleich zu Tätlichkeiten überging. Und eine Unterredung, die nun schon lange Jahre hinter ihnen lag, fiel ihm ein. Damals hate er sich von einem Mädel wegschrecken lassen, das ihm gut gefiel, nur weil es sein Kamerad wollte; aber eben damals hatte doch auch der Adam gesagt, er hätte eigentlich keinen Mut und er glaube, wenn ihm einer dreist entgegenträte, so würde er sich an den nicht trauen. War nicht vielleicht der Augenblick gekommen, ihm manche Demütigung, geschluckt im Laufe der Jahre, heimzuzahlen? Ihm vor seiner Geliebten zu zeigen, daß man sich vor ihm und seinem Maul nicht fürchte? „Selber abfahren. Fallot . . ."

Ein Aufschrei. Sinnlos stürzte der Adam vorwärts. Er schlug wie ein Wütender: „Zweimal in einem Tag Fallot? Dös ist zuviel. Hin mußt

werden. Hin und auf der Stell', Hundling, elendiger!"

Der Pepi suchte sich des Rasenden zu erwehren. Er wich, feige Tücke im Auge, das lauerte und lauerte. Und plötzlich — er wußte später nicht mehr, wie er sein Schnappmesser in die Hand bekommen und es geöffnet habe — blinkte etwas, stieß vorwärts. An etwas Hartem kam's an, bog sich, ging so glatt und mühelos weiter, drang tief in etwas. Der Adam stand still. Seine rechte Faust öffnete sich; die gespreizten Finger griffen in die Luft. Er bog sich nach rückwärts, ächzend, furchtbar ächzend: „Mir haben s' was tan," stöhnte er, roten Schaum vorm Mund. „Was tan haben s' mir. Ham möcht' ich. Ham." Und er stürzte nieder.

Das war mit einer unbegreiflichen Schnelle geschehen. Noch ehe einer der Polizeivertrauten seinen Adler aufstecken und einschreiten konnte.

„Patrull' . . ." Ein Schreckensruf. Die Tänzer zerstoben. Die Musik schrillte ab. Paare, die ganz versunken im süßen Taumel nichts gemerkt hatten, sahen sich verdutzt um.

Neben dem Adam hatte sich die Marie niedergeworfen. Sein Blut strömte vor, unhemmbar, ihr übers Kleid. Sie achtete nicht darauf. „Stirb mir net, Adamerl, mein Adamerl," jammerte sie in einem traurigen Diskant. Den Pepi hielten zwei Agenten mit eisernem Griff. Er dachte nicht an Widerstand. Er winselte nur eintönig, jämmerlich.

Der Arzt beugte sich über den Liegenden. „Stich ins Herz! Der Tod muß augenblicklich eingetreten sein."

„Wer weiß seine Leute?"

„Ich," stöhnte die Marie und erhob sich sehr müh-selig und ganz in Tränen. „Ham möcht' er, hat er noch auf die letzt gesagt."

Man hob ihn auf und trug ihn von dannen. Aus der Ferne, verschüchtert, sahen die anderen, scheu aus der Dunkelheit auftauchend, dem Zuge nach, der den letzten Adam Mayer aus der Adam-Mayer-Gasse ent-führte. Niemand gab ihm das Geleit, nur gefesselt der Freund, der ihn niedergestochen, nur die Dirne, um die er sein Leben vor der Zeit vertan.

Dann erloschen die Lichter. Der Tanz war zu Ende.

Fünftes Kapitel

Bahrrecht

Das Haus in der Felberergasse war voller Un-ruhe.

Noch hatte sich die Bewegung, hervorgerufen durch den Tod der alten Frau, nicht gelegt, noch schwirrten die tausend Vermutungen, die sich immer, und läge scheinbar gar kein Anlaß dafür vor, an eine solche Gelegenheit knüpfen, in der Luft, und schon meldete sich zunächst als Gerücht die Kunde vom Ausgang des Adam.

Es war aufgeflattert. Und man sprach da und dort davon. An seiner Möglichkeit zweifelte niemand; jeder wollte längst so etwas erwartet haben. Nur

zu denen, die es zunächst angegangen hätte, war noch keinerlei Post gedrungen. So zerstreute man sich diesen Tag wie jeden anderen und ging seine gesonderten Wege.

Allerdings fiel es der Frau Kathi Mayer auf, daß die Marie gar nicht heimgekommen war. So weit hatte sie die Frechheit doch noch nie getrieben, gleich über Nacht auszubleiben und der Frau alle Arbeit zu überlassen. Aber vielleicht war endlich so die Gelegenheit gekommen, sich der unleidlichen Person zu entledigen, mit der es auf die Dauer doch kein Auskommen mehr war.

Und dennoch sollte die Zeit kommen, Jahre, viele Jahre nachher, da sie selbst dieses Geschöpfes, so nichtsnutzig es war, mit einer Art Rührung denken mußte, als der einzigen, die ihrem verlorenen Kinde Liebe entgegengebracht, so gut sie eben Liebe verstand, die in seiner letzten Stunde neben ihm gekniet war, bestrebt, sein vorstürzend Herzblut zu hemmen. Denn keine Magie gleicht der Erinnerung.

Es fiel ihr ferner auf, daß die Greißlerin eine schnupfige Stimme hatte, als sie ihre wenigen Einkäufe bei ihr besorgte; williger und beflissener war, als sonst, und ersichtlich etwas erzählen wollte und an sich hielt; daß die Bekannten, denen sie begegnete, so gewiß verlegen waren und sie mit barmherzigen Augen betrachteten. Mochten sie nur! Ihr verschlug das nicht, und am Ende, man durfte sie bedauern, immerdar und mit gutem Grunde.

Am Herde stand sie und richtete alles für ein bescheidenes Mittagessen. Eigentlich war sie ganz froh

in ihrer Einsamkeit. Da konnte sie grübeln und in sich versinken, und ihr wurde, während sie so gedankenlos die Hände regte, beschickte, was zu schaffen war, und da das Feuer hübsch zu brennen begann, in der Wohnung herumfegte, damit man es halbwegs ordentlich habe, da wurde ihr, als läge das Schlimmste nun doch schon hinter ihr, als könnt' ihr nun gar nichts mehr begegnen, das sie im tiefsten treffen und verletzen dürfe.

Sie konnte das sonderbare Gefühl nicht loswerden, als müßte heute, just heute, ein freudiger Besuch kommen. Jemand, mit dem man sich so recht herzlich ausplauschen könne, eine Schale guten Kaffee vor sich, wie sie's in besseren Zeiten geliebt und sich nun schon solange nicht vergönnt. Sie überprüfte die Vorräte. Es hätte gereicht, und wenn's schon eine Verschwendung war, so mochte sie diesmal hingehen, und willkommen solle ihr jeder und jede sein, wer immer ihr mit Herzlichkeit begegnete.

Vielleicht hielt sie sich die Linnerl zu Hause und redete sich einmal mit ihrer Jüngsten aus, die ja soviel klug war? Denn es fiel ihr auf die Seele, wie wenig sie sich um das Kind gekümmert hatte, verloren im eigenen Trübsinn, wie im Schwall schwammiger Wasser, die alles verhüllen und ertränken. Hatte sie die nicht von der Seite gelassen, da sie der Mutter noch so sehr bedurfte? Und war es nicht die höchste Zeit, sie zurückzurufen? Vielleicht machte man gemeinsam einen Sprung zur Großmutter und traf dort die Roserl, die sicherlich Totenwache hielt. Was sich dann fand, das mochte sich schicken.

In solchen Gedanken, in Stimmungen, zu fein, um sie nur zu haschen, wie sie eben ein vollkommen erschöpftes Gehirn durchhuschen, fand sie die amtliche Verständigung vom Ende des Adam und seinem letzten Wunsch.

Sie brach nicht zusammen, und sie tat keinen Schrei. Nur mit schrecklichen Augen sah sie nach dem Boden. Dann: „Trinkgeld werden's Ihnen doch keins verlangen?"

Es stand bei ihr fest, sie müsse ihn heimholen. Und so richtete sie sich her, ganz mechanisch. „Damit die arme Seel' eine Ruh hat," murmelte sie.

Sie versperrte die Wohnung; bei der Hausmeisterin hinterließ sie, es solle jedes essen, wo es wolle, sie wisse nicht, wann sie heimkomme. Wohin sie denn gehe? „Um den Adam," und nicht ein Zucken war in ihrem Gesicht.

Allein machte sie die traurigen Gänge. Allein, wie immer. Zum Garnisonspital, wo er annoch lag; zur Polizei. Da hörte sie eine Auskunft; dort erzählte man ihr etwas, das sie nicht begriff. Denn sie vernahm nur leere Laute, die in ihr so gar keinen Sinn ergeben wollten. Zu unterschreiben war allerhand. Man übergab ihr etwas. Sie steckte es zu sich, ohne jeden Gedanken.

Und diese gleichgültigen, stumpfen Amtsgesichter, die dennoch bestrebt waren, etwas wie Teilnahme und Mitleid zu heucheln! Das war wohl das Widerwärtigste von allem. Mit jedem hätte sie hadern mögen.

Aber sie bezwang sich. Denn tief in ihr lebte jene

Scheu, die unbezwingliche, des Wieners vor der Obrigkeit. Und dann, die konnten dafür nichts. Schuld an allem, immer unbesieglicher wurde diese Überzeugung in ihr, war ein einziger.

Und der war nicht da. Der ließ sie allein Gänge tun, wie sie wohl noch keiner Mutter verhängt gewesen waren. Aber geschenkt blieb ihm nichts. Garnichts. Und nun wußte sie auch, warum es sich so gefügt hatte, daß sie den Adam heimholen gemußt. Es hatte alles seinen Zweck.

So rannen die Stunden. Sie empfand keine Müdigkeit. Kein Hunger kam über sie, und sie wurde nicht schwach, wiewohl sie den ganzen Tag nichts zu sich genommen hatte. Ein Dämon besaß sie und regierte all ihr Tun nach dem Zweckmäßigen.

Es begann zu dunkeln, da sie heimkehrte. Sie schritt die wenigen Stufen voran. Wie kurz war es her, daß sie der Adam im Zorn, voll unbefriedigter Leidenschaften heruntergestürmt war! Es hatten sich viele Leute versammelt und sahen dem traurigen Zug zu. Vor Kathi Mayers Augen war ein Schleier.

Sie sperrte auf. Hinter ihr waren die Träger; stapfend, mit schwerfällig ungeschickten Bewegungen, als besorgten sie, irgendwo anzustoßen und dem wehzutun, der längst nichts mehr empfand.

Sie sah um sich, wohin den Adam legen. Da stand sein Bett, frisch überzogen, wie sie's in der Gewohnheit hatte, damit er's ordentlich finde, wann immer er heimkäme. Da hinein taten sie den Toten. Dann gingen sie, und die Frau atmete auf.

Nur eine brennende Sehnsucht war in ihr: Allein sein! Allein mit dem Adam!

Es war schon sehr dunkel. Sie faltete ihm die Hände übers Kreuz, nahm ihre silbernen Leuchter und ordnete sie. Aber es waren keine Lichter im Haus. Das bekümmerte sie am meisten.

Und so kalt war es in der Stube, so furchtbar kalt! Ihr wurde, als müsse der Adam frieren. Das sollte er nicht, nachdem er für ein so kurzes Weilchen heimgekehrt war, um so bald für ewig wieder fortzugehen. Sie entzündete ein Feuer und wärmte, da es aufleuchtete, die verklammten Finger daran. Alsdann setzte sie sich zur Leiche. Im Zwielicht trat die Ähnlichkeit mit der Kathi besonders hervor. So wurde ihr fast gespenstig, als lägen ihre beiden Ältesten, wie sie ihr das meiste Leid bereitet, nun auch nebeneinander gemeinsam auf dem Schragen.

Die Flamme im Ofen züngelte vor. Sie mußte der Flamme denken, die nicht stirbt. Es war keine rechte Trauer in ihr, und vor allem, und darüber verwunderte sie sich am meisten, keinerlei Überraschung oder Niedergeschlagenheit. Nur ein dumpfer Schmerz, der ihr ins Blut gedrungen war und es gerinnen ließ.

Unablässig stierte sie ins vertraute Gesicht, das trotz seiner Jugend so verlebt war, bis ihr seine Züge verschwammen. Benahm sie ihr die Dunkelheit? Oder waren es die Tränen, die einzeln und schmerzhaft ihr vortropften?

Sie machte Licht und stellte den Schirm so, daß des Toten Antlitz völlig im Schatten war. Und während sie, eigentlich ohne Bewußtsein ihres Tuns, das

Nötige vorkehrte, murmelte sie sinnlose Reden vor sich hin. Denn etwas mußte sie hören, allein mit ihrem schrecklich stummen Gesellschafter, und wenn es nur die eigene Stimme war. Und einmal schrie sie auf, gellend, daß sie vor sich selber erschrak. War das schon der Wahnsinn? Oder riß nur wieder ein Letztes in ihr?

Aber kein Laut der Zärtlichkeit war in allen den Reden. Kein heißes Wort einer Liebe, die sich für immer scheiden muß. Sie haderte mit ihm, wie sie sich es nicht getraut, es nicht gedurft, da es vielleicht noch gefruchtet hätte.

Und auf einmal fiel ihr bei, was man ihr denn eigentlich auf dem Amt gegeben habe? Und sie tastete in ungewissen Griffen danach und besah es mit der Scheu einer verstörten Seele und als müsse ihr daraus ein neues Entsetzliches entgegenspringen.

Da war Geld. Viel Geld! Ein ganzer Haufen Banknoten. Ja, woher hatte das der Adam? Um alle Wunden Christi, wie kam der Bursche zu soviel Geld? Was war da nur für eine neue Heillosigkeit dahinter?

Und da waren zwei Ringe. Sie besah sie mit einer großen Begierde, selbst mit einer Lüsternheit nach neuen Schrecknissen, als könne sie sich gar nicht mehr daran ersättigen.

Sie waren altmodig. Derlei trug man längst nicht mehr. Aber sie waren schwer in Gold und die Steine kostbar und schön von Feuer, daß selbst sie in allem ihrem Schmerz sie wendete und ihr Leuchten und

ihr edles Farbenspiel bestaunte. Die hatten ihren hohen Wert.

Auf ehrlichem Wege konnte sie der Adam nicht erlangt haben. Und plötzlich lachte sie gell auf. Je, wenn die Kommission von drüben und die von da einander unterwegs begegnet wären, wie das leicht möglich war!

Das hätte eine Überraschung gesetzt! Und eine Enthüllung hätte da herauskommen mögen! Denn nun stand ihr mit einer unerhörten Lebendigkeit alles vor Augen, in allen seinen Zusammenhängen, nicht anders, als wäre sie leibhaft Zeugin jener sämtlichen Begebenheiten gewesen.

Ihre Rechte riß ihr im Haar. Denn sie mußte einen körperlichen Schmerz empfinden. Die Linke preßte sie vor den Mund, damit ihr kein Laut mehr entfliehe. Ihre Augen quollen vor und glühten mit stierem und leerem Blick verloren und unfähig, etwas zu erfassen.

Das hatte noch gefehlt! Das drückte dem Ganzen erst jenes Siegel der Vollendung auf! Und bei alledem war es noch ein Glück, daß sie allein den Schlüssel dazu hatte, was sich begeben. Ein Glück? In diesem Sinne erbitterte sie das Wort. Aber so sahen nun einmal alle ihre Glücksfälle aus. Immer und seit jeher!

Vor die Leiche trat sie. Und ihr riesenhafter Schatten fiel darüber und reckte sich an der Wand.

Und ganz leise begann sie, den Adam zu schelten. In heißen, heiseren und raunenden Lauten hielt sie ihre schreckliche Abrechnung mit ihm, Abrechnung über

alles, was er ihr angetan von der Stunde ab, da er sich zu entwickeln begann; Abrechnung über jede Freude, die sich sonst eine Mutter von ihrem Kinde erhofft, und die ihr dieses verweigert; Abrechnung über alle seine frechen Auflehnungen und Widersetzlichkeiten gegen ihre mütterlichen Rechte, die ihn immer weitergeführt, Schritt vor Schritt, bis hierher.

Eine Sturmflut von Schmähungen, voll tiefgesogener Gehässigkeit; von Vorwürfen. Er hielt ihr still, endlich still. Aber er hörte wieder nicht darauf, und nicht ihn allein ging es an.

Noch einen mußte ihre Stimme umgellen. Noch einer mußte her und vernehmen, was solang in ihr scheu und ohnmächtig geduckt gewesen war und sich nun aufrichtete, machtvoll, unwiderstehlich, bereit zu jeder Zerstörung und zu einem Sprunge, der nicht mehr frägt, wen er niederwirft.

Dieser mußte daran; und hätte sie auf offenem Markt angesichts aller Leute ihm alles ins Gesicht schleudern müssen. O, sie fürchtete sich nicht mehr! Sie schüttelte, vorgeneigt, die Faust gegen den Adam, sie richtete sich zu ihrer vollen Höhe auf und reckte die Rechte der Straße zu, in jener Richtung, aus der einer kommen mußte.

Es war eine unendliche Erschöpfung in ihr und in ihrer Brust ein Stechen. So, als müsse sie den Erregungen erliegen, die so unmenschlich hastig auf sie eingestürmt waren. Sie riß sich mit einem jähen Ruck ihr Kleid auf. Denn nun wollte sie noch nicht zusammenbrechen. Durchaus nicht. So lange wollte sie's noch aushalten, mit Anspannung alles ihres Willens.

Wie lange? Solange es eben sein mußte. So lang, just so lang! Als würden die zwei Worte eine Zauberformel in sich bergen, wiederholte sie sich sie immer wieder. Bis sie die beiden Silben vor sich hinzeterte und, entsetzt über die Gräßlichkeit des Tones, abbrach, sich stützte und mit leeren, wandernden Augen um sich sah.

Die Tür ging. Frau Kathi Mayer raffte sich zusammen.

Ihr Mann trat ein. Scheu, eine Beklommenheit und eine Ahnung im Gesicht. „Ich hab' gehört," stotterte er, „es ist wieder was geschehn? . . ."

Sie nickte mit einer entsetzlichen Starrheit.

„Was ist denn schon wieder geschehn?"

Sie riß den Schirm von der Lampe, so daß ihr volles Licht auf das Antlitz des Toten fiel. Franz Mayer torkelte mit zitternden Knien einen einzigen Schritt vorwärts, blieb gebannt stehen, und seine Zähne schlugen einen schrecklichen Takt: „Marand Josef! Der Adam!"

„Ja. Der Adam. Sieh dir ihn noch einmal an, dein' Einzigen."

Er stürzte in die Knie vor dem Bett, faltete die Hände, wollte beten. Sie krallte sich in seine Schulter, daß der Griff wehe tat, wie der Schlag von Habichtfängen. „Aufstehn, sag' ich. Ich leid's net!" Er leistete einen schwachen Widerstand: „Ein Vaterunser, für die arme Seel'!"

„Aufstehn, sag' ich." Noch leidenschaftlicher: „Ich leid's net!"

„Ja, warum denn net?"

„Es gehört sich net."

Er erhob sich willenlos und verschreckt. Auf einen Stuhl setzte er sich und hielt beide Hände vor die Augen. „Magst ihn net ansehn, Franzl?" kam's in bitterstem Hohn. „Magst net sehn, was du angestellt hast?"

„Also — da liegt er, dein Einziger!" Sie schied sich mit diesem einen Wort von ihm und dem Toten. „Und weißt, wer ihn dahin gebracht hat, Franzl? Weißt es, han? Oder muß ich dir's erst sagen? Das war net der Strizzi, der ihm mit seinem Messer in sein Herz gestochen hat — dös warst du, und du alleinig . . ."

Er sprang auf: „Kathi, du bist närrisch . . ."

„Das wär' am End' kein Wunder nach dem allen. Aber ich bin's net. Närrisch war ich ja, wie ich dich genommen hab'. Närrisch, ja, aber schon zum Binden närrisch, wie ich dir treu geblieben bin und 's bei dir ausgehalten hab' die vielen verfluchten Jahr', wie ich's immer wieder tentiert hab', aus dir einen Mann zu machen. Aber jetzt bin ich's net. Aber schon gar net!"

„Da werd' ich gehn . . ."

„Da bleibst." Das war ein Befehl, gegen den es keinen Einspruch gab. „Und wohin willst denn gehen, Franzl? Epper gar zu deine Brüderln, ihnen erzählen von der narrischen Frau? Und meinst, in der ganzen Wienerstadt, so groß und so verlumpt wie sie ist, lebt heut ein Mensch, der dir noch die Hand gibt? Meinst?" Sie holte tief und röchelnd Atem.

Er versuchte eine schwache Auflehnung. „Muck'

net!" herrschte sie ihn an. „Jetzt red' ich!" und versank in ein sehr langes und schmerzliches Brüten.

Er tat einen Schritt, und sie fuhr auf ihn zu. Sie war grauenhaft zu sehen mit dem fliegenden Haar, den mageren Hals bloß. „Wart' noch ein wengerl! Wir haben noch net ausgeredet miteinander, noch lang net, Franzl!"

„Kathi, du bringst mich um!"

Sie zuckte die Achseln, hörte gar nicht auf ihn. „Alsdann, da liegt dein Bub. Und wir müssen Gott danken, daß sie uns den Buben noch so gebracht haben, wo sie ihn uns hätten noch ganz anders bringen können."

„Um Jesu Barmherzigkeit willen, wieso?"

Sie neigte sich zu ihm und flüsterte ihm in Gurgellauten ins Ohr: „Weißt, wer die Großmutter umgebracht hat? Der Adam!"

„Aber, es war doch keine Gewalt," stotterte er.

„Aber vor Schrocken ist sie gestorben, sag' ich dir. Und er hat sie verschreckt und hat sie hernach ausgeraubt. Da, schau — soviel hat er bei sich gehabt," und sie hielt ihre Funde vor ihm. Die Ringe entfielen ihrer zitternden Hand und kollerten mit gespenstigem Laut über den Boden.

„Und weißt vielleicht auch noch, wer ihn immer gegen die Ahndel gehetzt hat? Wer alleweil gesagt hat: es ist kein Schad' um sie? Und mit dem Hackel wird man sie einmal erschlagen müssen? Soll ich dir's sagen, wie derselbige heißt, oder weißt es eh', Franzl?"

„Man red't gar viel," entschuldigte er sich.

„Ja, und vornehmlich du, Franzl. Und wenn er frech war und hat mir ins Gesicht gelacht auf meine mütterlichen und blutigen Vermahnungen, was hast denn gesagt? Ich will's nicht anders, hast gesagt."

„Das tun gar viele in derer Stadt."

„So geht's an einem aus. An uns ist's ausgegangen." Und sie schluchzte auf.

„Das ist so gräßlich, Kathi. Ganz entrisch wird mir, Kathi! Ich fürcht' mich!"

„Dafür ist's zu spät. Alsdann, den Adam hast hergebracht. Das kannst amal net leugnen. Was hat er denn noch auf der Welt wollen? Eine Adam-Mayer-Gassen gibt's net mehr. Und was die Kathi geworden ist, weißt eh'. Ja, die hat halt nur schön sein sollen, nix wie schön, und so ist sie halt danach geworden. Und wenn's der Rosi gut geht, du kannst nix davor. Von dir aus hätt' sie ins Wasser oder eine werden sollen, vor der man ausspuckt. Du hast dich gewehrt genug gegen das Glück von deinem Mädel. Alles war dir zu gering. Ja, halt ein Mayer! Der ist was Rechtes, nur weil er ein Mayer ist. Und daß du selber der Mindeste und der Schlechteste auf der Welt bist, nur dös hast du gar niemals begriffen oder verstanden."

„Kathi!" Das kam gestöhnt aus tiefster Brust.

„Ich fürcht' mich net mehr. Was kannst mir denn noch verwüsten? Dein Ältester ist tot. Von der Kathi darf man net reden unter die Leut'. Bettler sein mir. Zugrund gericht' und verwüstet hast einmal alles. Was tust noch auf derer Welt? Zugrund zu

richten hast nix mehr. Was willst noch, Franzl?" Ein unbändiger Haß brach los. „Oder siehst noch immer net, wie überflüssig du jetzt schon bist, Franzl?"

„Kathi! Red' net so, Kathi! Es könnt' dich gereuen, Kathi!"

„Mach' dir keine Sorgen! Mich gereut nix mehr!"

„Es könnt' was geschehn, Kathi!"

„Wird mich net interessieren . . ."

„Kathi!"

„So heiß' ich, ja! Aber jetzt geh, oder vorm Toten geschieht was!"

Er ging. Das Gesicht verzerrt vom schwersten Krampf. Zögernd, rückwärtsschreitend, wie immer noch in der Hoffnung nach einem Ruf, der ihn halte, immer noch zwischen Verzweiflung, die sich keinen Ausweg mehr weiß, und Lebenssehnsucht. Sie merkte nicht einmal, daß er ihr verschwand. In eine immer steigende Raserei geriet sie. Worte kamen ihr, die sie nie vorher gedacht. Ihre Stimme schwoll. Sie zetterte, gellte, kreischte, eine schwingende, berstende Sturmglocke; und zwischendurch stöhnte die Frau in furchtbaren, tierischen Lauten, schlug nieder in die Knie und sprang wieder auf. Ganz von Sinnen gebärdete sie sich, und ihre fruchtlosen Drohungen und Verwünschungen teilte sie zwischen dem Toten und jener Tür, hinter der ihr der Mann entschwunden war.

Sie wußte nicht, wie lange sie's so getrieben hatte. Ohne Ahnung blieb sie, wann die Linnerl, spät wie immer an Sonntagnachmittagen, heimgekommen war. Nur an eines entsann sie sich noch aus jenem Tag der

Schrecken: an einen gräßlichen, erschütternden Aufschrei aus dem Nebenzimmer. Denn da hing etwas, langgestreckt und regungslos, am Fensterkreuz, und stierte die Linnerl aus verglasten Augen an. An ein totenblasses Mädchengesicht; an die gestöhnten, zögernd gehauchten Worte: „Mutterl! schreien S' net a so! Er hört's gar nimmer."

Dann schlug sie hin. In einer schweren Ohnmacht.

Sechstes Kapitel

Ausklingen

Die Linnerl stand vor Peter Gröger.

Ihr Gesichtchen war schmäler geworden und das Trauerkleid ließ es durchgeistigter erscheinen, denn je.

In den Augen war der tiefe Glanz der Wissenden, die beginnen, dem Leben hinter seine Hüllen und Falten zu sehen.

Sie hatte ihm die letzten Begebenheiten in ihrem Elternhause berichtet, soweit man auch dem Vertrautesten gegenüber davon sprechen konnte. Nun war sie schon wieder im Begriffe zu gehen. Sie bot ihm die Hand: „Also, du kommst zur Leich'."

„Ich werde bestimmt kommen, Linnerl."

„Weißt, es ist nur, damit wir zwei Schwestern, die Enkerl und die Mutter net gar so alleinig dabei sind."

„Ich verstehe, Linnerl."

„So, und jetzt behüt' dich Gott!"

Er hielt ihre Hand: „Und hernach? Was wird hernach, Linnerl?"

Sie verstand ihn nicht gleich. Nur ihre Hand entzog sie ihm und sah ihn mit ihren merkwürdig fragenden Augen an.

„Wird man sich hernach wieder einmal sehen?"

„Sehen? Warum denn net, wenn es sich so schickt?"

„Ich meine ja nicht gleich. Aber über eine Zeit, wenn du dich gefaßt hast."

Sie schüttelte sehr entschieden mit dem Kopf: „Was einmal war, das ist gewesen und kommt nimmermehr. Das mußt doch verstehn, mein' ich. Es hat alles sein End'."

„Und wirst du manchmal an mich denken, Linnerl?"

„Ich mein' schon."

„Und im Guten, Linnerl?"

„Wär ich sonst hergekommen? Just zu dir gekommen, damit doch ein Gefreundeter bei der Leich' ist?"

„Und was wird mit dir, Linnerl?" Es war ihm, als hätte er sie nun erst ganz lieb, da sie sich freiwillig und für immer von ihm schied, und als verlöre er mehr an ihr, als er einmal erkannt, und dürfe sie nicht ungetröstet von sich gehen lassen.

„Um mich mußt du dich net harben."

„Ja, aber was willst du beginnen, Linnerl? Oder darf ich's nicht wissen?"

„Das weiß ich halt selber noch net so genau. Da wird's viel zu vergessen geben." Und sie strich mit der Hand über die Stirn.

„Auch mich, Linnerl?“

„Da daran vergißt kein Mädel,“ entgegnete sie ehrlich.

„Aber ich möcht' es doch wissen, und habe vielleicht ein Recht dazu, wie du dir dein Leben denkst.“

Sie zuckte die Achseln: „Ich möcht' lernen. Viel lernen. Was es für unsereins nur zum lernen gibt. Und ich bin noch jung, und mir wird's leicht. Vielleicht auf eine Lehrerin möcht' ich lernen. Und ich werd' dir's nie vergessen, daß du mir den Geschmack da darauf bracht hast.“

„Und wenn du Lehrerin bist?“

„Halt weiter lernen. Alles mögliche und was mir nur eingeht. Und weißt: ich hab' so viel erlebt! Und ich glaub' alleweil, ich werd' einmal imstand sein, das zu sagen, was ich erlebt hab', so daß sie's alle begreifen. Und mir scheint, das geht viele Leut' in derer Stadt an, was ich gesehn und mitgemacht hab'; so viele, daß sie vielleicht aufhorchen werden, wenn ich einmal davon red'. Und ich behalt alles in mir. Und ich wart' auf meine Zeit und bin geduldig. Und jetzt behüt' dich Gott, ich muß zu Haus. Komm bestimmt!“

„Ich komme bestimmt.“ Er wollte sie an sich ziehen. Sie widerstand und ließ sich nur auf die Stirne küssen.

„Und ich dank' dir noch einmal für alles.“

„Wofür denn?“ meinte er ehrlich verwundert.

„Ich mein', man sagt so, wenn man einander gern gehabt hat und man geht voneinander, net, weil man

sich nimmer mag, sondern weil's halt ein End' haben muß."

„Warum muß es aber ein End' haben, wenn du mich noch magst?"

„Weil's kein Sinn mehr hat und kein Zweck. Das verstehst doch selber ganz gut. Versäumt hab' ich am End' nix bei dir. Aber ich könnt' was versäumen. Heiraten will ich nimmer. Es war hübsch, und ich hab's gern erlebt. Aber schleppen wollen wir uns nicht miteinander, weil wir einmal für eine Zeit mitsammen gegangen sind."

* * *

Das Doppelbegräbnis war ganz still verlaufen.

Da es vorüber war, begleitete Peter Gröger die Leidtragenden heim.

Dort empfahl er sich mit aller Herzlichkeit, über die er verfügte, und mit einigen Worten, die allerhand verhießen und zu nichts verpflichteten.

Er wußte in sich sehr genau, daß sich in dieser Stunde sein Pfad und der der Mayerischen für immer geschieden hatte, daß man einander vielleicht noch gelegentlich kreuzen, sicherlich aber sich nie mehr finden würde.

Die Zeit, die er mit diesem Hause verbracht, war ihm wichtig und für seine ganze Entwicklung entscheidend gewesen.

Er hatte da viel gelernt und beobachtet, das ihm für alle Dauer wichtig und wertvoll als ein Besitz verbleiben mußte. Und er hatte auch sonst Grund, des Vergangenen gern und dankbar sich zu entsinnen.

Aber es war wohl auch an der Zeit gewesen, daß ein Ende gemacht wurde. Und er war nicht übel geneigt, in den Ereignissen der letzten Tage beinahe einen persönlichen und an ihn gerichteten Wink der Vorsehung zu erkennen.

Es tat ihm allerdings leid, daß er die Linnerl verlor, während sie ihm noch sehr lieb war. Für die Dauer aber wär' es doch kein Verhältnis gewesen, und er empfand es fast mit Rührung, daß ihm die häßliche und undankbare Rolle, mit der er sich als vorsorgender Mann in Gedanken doch schon beschäftigt, erspart geblieben war: zu brechen oder zum Bruch zu treiben.

Unter anderen Umständen aber wär' es möglich gewesen, daß man sich wiederfand, die alte Flamme aufloderte und sich eine jener Beziehungen entspann, wie er sie schon mit Bedauern bei älteren Genossen sah: die nicht leben und nicht sterben können und beiden eine Last und eine Qual bedeuten, nur weil man aus falscher Rücksicht nicht verstand, rechtzeitig ein Ende zu machen.

Das war nunmehr undenkbar. Er hatte das Recht, gekränkt zu sein, nachdem ihm die Linnerl in so entschiedener Weise den Laufpaß gegeben, hatte weiterhin die Pflicht, ihren Wunsch mindestens zu achten, alles zu meiden, was sie ans Gewesene erinnern konnte, und sie ihre Straße allein gehen zu lassen. Denn dieses und sonst nichts begehrte sie von ihm.

In solchen Erwägungen war er vor sich hingeschlendert, ohne sonderlich seines Weges zu achten. Es war ein sehr heller Tag, wie sie manchmal den Spät-

herbst bei uns verklären — viel Licht, ohne Blendung und Grellheit. Er empfand die Sonne sehr dankbar, als schiene sie so recht für ihn, bestimmt, alle trüben Gedanken, die sich etwa in ihm regen könnten, zu bannen und ihm aus der Seele zu saugen.

Ein starker und freudiger Goldton war in der Welt. Er überspann die schwarzen Knöpfchen der kahlen Ailanthusbäume am Ring, das sparsame, gelbliche Blattwerk, davon der eigensinnige Ahorn nicht lassen wollte. Der Himmel war sehr hell und hoch, und durch die herbe und klare Luft schwammen vereinsamt Marienfäden. Und alles leuchtete, wie zu einem letzten Aufleuchten, ehe der Winter alle Farben mit seinem Nebelrocken überspinnt.

Er kam zur Universität. Ein starker Menschenverkehr war, und die roten Wagen der Elektrischen schossen eilfertig hin und wider und machten sich mit heftigem Glockenton vernehmlich.

Hier machte Peter Gröger halt. Ein Endchen Bastei, das abfallende Stückchen Rasen davor noch ganz grün, mit Häusern, die altersgrau und stolz auf die Straße niederschauen, war vor ihm, vor ihm der schlanke Umriß eines Denkmals, dessen helle Bronze goldig schien; ein lebhaftes Gedränge von Jugend, zu der er trotz seiner Erfahrungen noch ganz gehörte, um ihn; um ihn ein Ebben und Fluten, zwischen Straße und Universität, sich allstündlich mit dem Wechsel der Vorlesungen erneuernd.

Er folgte dem Zug und betrat die stolze Halle. Eben begann ein Kolleg. Er ging in den Hörsaal, und eifrig und ohne Nebengedanken horchte er den

Ausführungen des Dozenten, freute sich, wie leicht er faßte, und war sehr zufrieden mit sich und sehr glücklich darüber . . .

* *
*

Die Mutter und die Linnerl haben sich mit den Navratilschen zusammengetan. Frau Kathi Mayer ist sehr wunderlich und verwirrt. Man läßt sie gewähren; selbst wenn sie's den Enkeln gegenüber mit einer unzeitigen Strenge probiert. Der Meister bewährt sich eben auch als Schwiegersohn und Schwager.

Die Linnerl studiert Tag und Nacht. In ihrem letzten Willen hatte die Ahndel dem Meister seinen Schuldrest erlassen unter der Bedingung, daß er, wenn Franz Mayer etwas zustoße, die Mutter zu sich nehmen und die Linnerl etwas lernen lasse. Es hätte dessen nicht bedurft: denn er ist dem Mädchen sehr zugetan und respektiert es außerordentlich. Sie kann immer noch sehr lustig sein. Aber, es ist ein unglaublicher Ernst und eine große Unnahbarkeit in dem Mädel, dem es sonst nicht an Anträgen fehlen würde. So, als hätt' es ein fernes Ziel vor Augen, dessen man keinen Augenblick vergessen darf, will man's erreichen. Sie wird dahin gelangen und wohl noch weiter, als man ahnt.

Übrigens geht das Geschäft des Navratil ausgezeichnet. Man muß schon Geduld haben, wenn man etwas bei ihm bestellt hat, obzwar er nach Möglichkeit pünktlich ist. Denn tüchtige Gesellen sind nicht immer zu haben. Und Pfuscher kann er nicht brauchen.

Und so wächst sein Wohlstand, beinahe wie seine Familie, mit jedem Jahr. Und es besteht begründete Aussicht, das Haus in der Felberergasse werde wieder an die Sprossen Adam Mayers, weibliche Linie, kommen. Denn dieses hat sich die Rosi Navratil nun einmal in den Kopf gesetzt. Kapiert hat sie nie leicht. Aber was sie sich einmal vornimmt, das hält.

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

J. J. David

Gesammelte Werke 6

Die Hanna • Letzte Novellen

Halluzinationen

München und Leipzig • R. Piper & Co.

J. J. David

Gesammelte Werke

Sechster Band

J. J. David

Gesammelte Werke

Herausgegeben von
Ernst Heilborn und Erich Schmidt

Sechster Band

München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1908

J. J. David

Die Hanna * Filippinas Kind * Das Ungeborene Halluzinationen

München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1908

Inhalt

Die Hanna

Erzählungen aus Mähren

Hermann Nothnagel
in Dank und Verehrung

Cyrill Wallenta

„Also, du willst mir wirklich nichts mehr einschenken, Moses?"

„Bei Gott, und keinen Tropfen nicht mehr."

„Ich zahl' aber für alle!"

„Und wer zahlt für dich, mein Söhnchen?"

Der Bursche sah den Schenkwirt mit allerschlausten Zwinkeraugen an. „Du heißt mich dein Söhnchen. Also, du wirst doch keine Angst haben und mich kränken, Moses? Wegen so paar lumpige Groschen! Du weißt doch, ich hab' immer wieder gezahlt. Und du bist kein solcher Wucherer wie der Naz. Du hast doch ein Gefühl in dir und wirst einen Christenmenschen nicht verdursten lassen."

„Ja, immer wieder hast du gezahlt, und einmal wirst du vergessen."

„Wenn schon? Wirst alsdann genug an mir verdient haben, daß du's mit der schwarzen Kreide kannst in den Rauchfang schreiben. Und diesmal zahl' ich sicherlich. Ich krieg' bald viel Geld. Du weißt, ich halt' immer mein Wort." Er sah den Wirt fast drohend an.

Moses schwankte. Dann gab er sich einen Ruck. „Es ist genug für einen Tag, und ich will sperren."

„Die aber dürfen weitersaufen? Die haben jeder sein Glas voll.“

„Die trinken an einem Abend, was du in einer Stunde. Hättest du halt auch gespart!“

„Hast recht, mein Wohltäter. Aber warum tun sie das? Weil sie ein Volk sind, alt, und sie gönnen nicht einmal sich was und einem andern schon gar nicht. Wir aber sind jung, und wir meinen's uns gut und dir erst recht gut. Verdienen sollst du, Bruderherz, und reich werden.“

„Ist schon gut. Das muß aber nicht auf einmal sein. Und für heute ist es demnach genug.“

„Also kein Glas Schnaps mehr? Damit man sich nicht erkältet auf der Straße?“

„Kein Glas Schnaps.“

„Nicht einmal ein Gläschen? Oder wenigstens ein Bier, damit man es nicht so leer hat in sich? Zapletal! Zeig' du, wer du bist, und daß es noch Leute im Dorf gibt, die ein Geld haben.“

Zapletal, der am Bauerntisch saß, zuckte zusammen und schielte höhnisch nach dem Burschen, entgegnete aber kein Wort. Der Wirt drängte. „Nichts, gar nichts kriegst.“

„So schenk' mir wenigstens eine Zigarre auf den Weg. Eine, wie du sie rauchst.“

„Heut' ist Freitagabend, und da rauch' ich nicht.“

„Was geht mich dein Sabbat an? Eine Zigarre will ich haben, die nicht auf die Rechnung kommt. Wirst mich nicht anders los, Moses!“

Moses mußte lachten. „Da hast, Bettler.“

Der Bursche steckte sie sehr umständlich an. Als-

dann legte er eine Hand schwer auf die Schulter des andern und sog mit Macht an seiner Zigarre. „Nichts Gutes gönnst du mir. Keine Luft hat sie, mein Väterchen. Aber ich will schon fertig werden mit euch. Ich hab' eine gesunde Lunge, und ich halt' schon was aus. Und keinen Bettler schimpfen mußt du mich nicht. Und nun, gute Nacht, meine Gönner!" Und er verbeugte sich sehr höflich vor jedem einzelnen. Ganz stramm, in etwas steifer, militärischer Haltung, die Urlaubermütze schief gesetzt, verließ er die Stube an der Spitze seiner getreuen und anhänglichen Kumpane. Dann hörte man seine Stimme ein Schelmenlied durch die stillen Gassen jauchzen und eine Erörterung mit dem Nachtwächter, sehr umständlich und nur zu dem Zweck sehr laut geführt, damit das ganze Dorf rebellisch werde. Denn alle Wachthunde fühlten sich beunruhigt und also veranlaßt, Stellung in der Streitfrage zu nehmen. Sowie es völlig ruhig geworden war, zahlten die andern und gingen heimwärts, wie es bedachten und besonnenen Bauern und Häuslern ziemt, denen es nicht taugt, sich anstänkern zu lassen. Zwei nahmen Zapletal unter die Arme und führten ihn. Denn er hatte es arg mit den Beinen.

Die Stube war erfüllt von dickem Rauch nach schlechtem Tabak und Branntweingeruch. „So ein Bauer! Ehe er nicht erstickt, glaubt er nicht, daß ihm wohl ist, der Bauer!" So brummte der Wirt, stieß ein Fenster auf und ließ die kühle Abendluft ein. Die Petroleumlampe schwankte im Wehen; sie qualmte hoch auf, und ihr stickiger und brenzelnder Mißduft erfüllte das Zimmer. Eine tschechische Magd, die kein deutsches

Wort in ihren dicken Kopf bringen konnte, wusch die Gläser und Gläschen und fegte notdürftig am Boden. Die Wirtin ordnete die Geldsorten, hüstelte und seufzte manchmal tief und asthmatisch. „Ich spür' meine Beine gar nicht mehr unter mir. Und immer schwerer wird es, das blutige Leben zu verdienen."

Er sah ihr zu. „Hast recht, Sali, mein Kind! Immer schwerer wird's. Ein ander Geschäft wenn man sich nur wüßt', gleich möcht ich's anfangen. Alles läßt aufschreiben. Mahnt man oder klagt man, so wissen sie nicht, was sie einem antun sollen. Und wenn man die Pacht nicht auf die Stunde niederlegt, gleich droht einem der Graf, er wird uns rausschmeißen. Was seine Prozesse fressen, das möcht' er an uns herausschinden."

Die Wirtin zählte die Striche am grünen Wandschränkchen: „Cyrill Wallenta ist sieben Gulden fünfunddreißig Kreuzer schuldig."

„Ist viel Geld. Man wird ihm aber doch weiter borgen müssen."

„Er ist aber nicht gut für so viele schlechte Groschen!"

Moses strich sich liebkosend über das dem Sabbat zu Ehren glattrasierte Gesicht: „Ja. Aber einen großen Anhang hat er, und er geht mir sonst mit seinen Kameraden zum Naz. Getanzt wird doch nicht bei uns, muß man doch gut aufpassen auf sein bissel Kundschaft. Und wenn er ein Geld hat, so zahlt er doch immer."

„Woher nimmt er aber ein Geld? Er arbeitet doch nichts. Was willst du ihm nehmen, wenn er einmal nicht wird zahlen wollen? Er geht nicht in die Zucker-

fabrik. Er heiratet nicht und wär' schon lang in den Jahren dafür."

„Weil er nicht heiratet? Weiß ich, warum er so tut, und woher er's nimmt? Geht's mich was an? Von mir, wenn er mir was fürs Gericht macht, läßt er sich's doch niemals zahlen."

„Er ist ein Lump."

„Ein Lump? Aber wollte Gott, der Allgütige, unser Jüngel, der Moritz, hätte seinen Kopf auf sich. So ein Kopf!" Der Wirt geriet in ein andächtiges Neigen des Hauptes, das gar kein Ende nehmen wollte.

„Was willst du schon wieder von unserm Jüngel?"

„Will ich was von ihm? Er ist gottlob ein braves und ein frommes Jüngel. Aber dem Wallenta sein Kopf! So ein Kopf!"

„Er ist aber doch ein Lump!"

„Ein Lump? Ich weiß nicht. Aber," und ein breites Schmunzeln ging über das ganze Gesicht des Wirts, „ein ganz ein niederträchtiger Kerl ist er."

* *
*

Also: Cyrill Wallenta war ein ganz ein niederträchtiger Kerl.

So hieß ihn Moses Lichtenstern, und das gesamte Dorf war seiner Meinung. Man möcht's aber gar nicht glauben, wie verschiedenen Sinn die gleiche Benennung gewinnen kann. Bei vielen färbte sie der Haß. Bei andern die Bewunderung, ja die unbedingteste Zärtlichkeit. Immer aber klang ein großer Respekt vor dem ganzen Menschen mit.

Am 5. Juli 1861 waren der sehr armen Kleinhäuslerin Wallenta Zwillinge beschert worden. Die Patenschaft übernahm der reichste Bauer auf viele Meilen in der Runde, Kajetan Zapletal. Angesichts der besonderen Verdienstlichkeit dieses guten Werks und der ausnehmenden Heiligkeit des Tags. Natürlich empfingen die Knäblein in der Taufe die Namen nach den gesegneten Landesaposteln.

Das eine starb früh. Und Cyrill Wallenta meinte später, es sei ein wahres Glück gewesen. Denn sonst hätte am Ende er etwas „Methodisches" an sich. Und das hätte ihm durchaus nicht gepaßt.

Er aber wuchs auf. Kräftig, aber meisterlos. Ein großer Raufer, in der Schule der beste. Erstaunlich geschickt und würdig beim Ministrieren, das ihm manchen guten Groschen trug. Es ging ihm nichts ab. Er war wenig daheim. Er hielt sich zu seinem Paten oder trieb sich in der Dechantei um. Man hätte ihn gern zum Studium getan, und der sehr reiche Pfarrherr wollte sich seiner annehmen, wenn er geistlich würde. Davon wollte der Bube durchaus nichts wissen, trotz allen Lamentos der Mutter, welch ein Glück er sich und ihr für ihre mühseligen alten Tage damit verscherze. Mit Gewalt aber war bei ihrem Cyrill nicht das mindeste auszurichten. Es gibt keinen so dicken Schädel mehr auf der Welt.

Er machte sich gern nützlich, ohne sich darum seiner Unabhängigkeit zu begeben. Befehlen ließ er sich einmal nichts. Was nicht beim Zapletal vorsprach, das erschien beim hochwürdigen Herrn. Und so kannte der Bube früh das ganze Dorf mit allen seinen Bedürf-

nissen. Er war gesprächig und munter und dabei dennoch von einer erstaunlichen Verschwiegenheit. So wurde er viel zu Gängen und geheimen Aufträgen verwendet; denn sein Pate hatte weitgespannte Geschäfte, in die nicht jeder blicken durfte. Die alte Wallenta starb vor Neugierde. Immer roch sie den Braten, und niemals bekam sie einen Bissen zu schmecken. Denn aus Cyrill war kein Wort herauszubringen. Wollte sie ihn ausforschen, dann sah er sie scheel und spöttisch an und pfiff sich eins.

Und wie der Bube nur pfiff! Das war ein Wunder. Die verwickeltste Weise, die er nur einmal gehört, saß fest in ihm. Auf seinen einsamen Gängen pfiff er sich immer etwas vor und sprach vielleicht so aus, was ihn innerlich beschäftigte. Denn ohne Ungeselligkeit, war er gern für sich. Später kaufte er sich für sein erspartes Geld eine Ziehharmonika. Die hatte er bald weg, daß der blinde Jindrak ein Stümper neben ihm war. Und der lebte doch davon! Wenn Cyrill an einem linden Sommerabend vor der Schaluppe seiner Mutter saß und sich mit seinem Blasebalg vergnügte, so verweilten sich die spazierenden Liebespärchen vor ihm, standen umher und horchten. Die Geige aber mocht' er nicht lernen, obwohl ihn der Herr Lehrer, der für einen feinen Künstler galt, umsonst darin unterweisen wollte. Er las kein Buch. Alles flog ihm so zu, und ihm blieb unverloren, was er jemals hörte. Zu Schreibereien ließ er sich willig verwenden und schlug manchmal Aenderungen vor, die einen ganz guten Sinn hatten. Und so vergingen die Jahre. Schon regte sich mit der Anerkennung seiner

Gaben das Bedauern, daß er so gar keinen rechten Gebrauch davon machen wollte.

Dann war er zum Militär genommen worden. Seine Ziehharmonika ging mit, und er spielte beim Abschied den andern auf dem traurigen Marsch zur Stadt darauf vor, daß sie übermütig wie richtige Rekruten in ihr aufzogen.

Die andern seines Jahrgangs waren verabschiedet worden. Wallenta hatte es damals schon, nach drei Jahren, zum Feldwebel gebracht, und man erzählte Wunder, in welcher Gunst er bei den Herren Offizieren stünde. So war er auch in der Ferne eine wichtige Person und Gegenstand mancher mütterlichen Sorge. Er kam nicht einmal auf Urlaub heim. Ohne Unterbrechung diente er weiter. Volle zehn Jahre blieb er in der Fremde. Seine Mutter war darüber gestorben, und wenn nicht immer Neue zu seinem Regiment eingerückt wären, die Kunde von ihm brachten, so wär' er für das Dorf völlig verschollen. Denn zu einem Brief schwang er sich nicht auf. An wen denn?

Endlich kam er heim, den Anspruch auf eine Versorgung im Staatsdienst in der Tasche. Er richtete sich in der Hütte seiner Mutter ein. Was er da wolle? Ja, sich ausruhen nach der vielen Schinderei bei den Soldaten. Das sei keine Kleinigkeit mit all dem dummen Volk. Ob er hier zu bleiben gedenke? Kaum. Oder doch eine Zeit. Je nachdem es ihm gefallen werde.

Er hatte sich in alle den Jahren wenig verändert. Er sah sehr jung aus. Denn er hatte strohblondes, zerzaustes Haar, wie einer, der einmal da und wieder

dort schläft, auch ganze Nächte durchlumpt, sich am Mühlbach wäscht und mit den Fingern kämmt. Er hatte etwas Zierliches von Gestalt, und man sah ihm seine ungemeine Kraft nicht an. Darum machte es ihm Spaß, einen Raufbold erst mit Schüchternheit zu ermutigen, ehe er ihn plötzlich anfiel und niederwarf. Er hatte ein breites, fahles, bartloses Gesicht. Die Augen aber staken voll Spitzbüberei, und welches Mädel er damit ansah, das mußte rot werden.

Dazu kam, daß er unter den Burschen, die doch meist unter ihm gedient, einen großen Anhang hatte. Sie zogen mit ihm um. Er ließ sich jeden gefallen und wußte von ihnen alles, ohne sich einem zu offenbaren. Nachdem er seine Hütte verkauft, richtete er sich nirgends mehr ein, sondern zigeunerte nur, so wie ein richtiger Zigeuner. Und zu allerhand Niederträchtigkeiten lernte er sein Gefolge an.

Um keine Arbeit kümmerte er sich. Zum stetigen Bauernwesen taugte er nicht. Fürs Tagewerken war er sich zu gut. Er ging viel in die Stadt und zu Gericht, angeblich in seinen eigenen Sachen.

In der Umgebung aber spotteten sie. Ganz Zahlenowitz habe der Zapletal aufgefressen. So hätten sie nur noch einen einzigen Bauern darin. Und das Dorf sei so arm, daß sie jetzt mit einem einzigen Hahn genug hätten: mit Cyrill Wallenta.

* *

*

Einige Zeit nach seiner Heimkehr hatten die Beziehungen des Feldwebels zu Kajetan Zapletal wieder begonnen. Es hatte sich inzwischen der Großbauer

zum andernmal verheiratet. Seine erste Frau hatte er rein des Geldes willen genommen, und die Kinder waren ihnen weggestorben. Nun bei Jahren und kränkelnd, freite er ganz nach seiner Wahl.

Er war allerdings wohl zu alt für sein neues Weib. Wenn man schon aber viele und beständige Schmerzen hat, so liebt man doppelt ein hübsches und freundliches Gesicht, bei dessen Anblick man ihrer vergißt. Die Beine wollten nicht mehr mit. Sie machten ihm ein schweres Kreuz, und die Doktoren schmierten so an ihm herum. Er mußte auch viele Tage zu Bett liegen, aber sein Geist blieb frisch, und seine Geschäfte trieb er, wie der Jüngste.

Er hatte etwas gehabt und einiges erheiratet. Und das war unter seiner Hand gewachsen durch Viehhandel und durch glückliche Spekulationen. Da hatten die Bauern auf sein Betreiben eine große Mälzerei gegründet, wie sie anderwärts bestanden und guten Ertrag gaben. Wozu erst die Gerste verkaufen und den Deutschen den schönen Nutzen gönnen, den sie aus dem Malz zogen? Wurde nicht jeder reich, der am Handel damit beteiligt war? „Wie Brüder wollen wir miteinander sein, wie Brüder!" Als aber die ersten Jahre nicht gleich den großen Gewinn brachten, den man sich erhofft, als man gar Nachzahlungen forderte und wirklich eintrieb, da erschraken die kleinen Leute und warfen ihre Anteile hin. Zapletal aber bückte sich um jeden einzelnen und las ihn auf. Seit damals habe er Kreuzschmerzen, spotteten die Leute. Und über Nacht war er der alleinige Herr des Unternehmens, das nun durch seine Klugheit mächtig gedieh.

Er lebte aber immer ganz wie ein Bauer. Er trug die roten Lederhosen und den runden Hut. Das erweckt Vertrauen, und man offenbart sich lieber einem seinesgleichen, als einem Fremden. Auch war er durchaus kein Wucherer. Aber er lieh eigentlich erst dann, wenn der Schuldner schon verloren war. Er tat den letzten Hieb, der den wurzelschwachen Baum umwarf. Er hatte seinen Vertrauten beim Grundbuch und knikkerte nicht. Er wußte von jedem, wie er stand und wie viel sein Besitz unter jeder möglichen Bedingung wert sei; wie viel im ganzen und wie viel, wenn man ihn zerschlug. Und so hatte ihm keine Mißernte etwas an. Im Gegenteil: ein schlechtes Jahr trieb ihm manchen ins Garn, auf den er anders noch lang hätte lauern können. Der brauchte Saatgut; der Zapletal bezog es in der besten Güte und lieh ohne Zinsen und gegen einen ganz bescheidenen Anteil an der Ernte. Der mußte seinen Viehstand verkleinern und wollte nicht verkaufen, wo eine Kuh nicht besser bezahlt wurde, als sonst ein Kalb; der Zapletal half. Gehörten ihm aber auch nur die Hörner eines Ochsen, so war bald das ganze Tier sein.

Er war ein ausgezeichneter Rechner. Und er hatte ein unerhörtes Gedächtnis. Ohne eigentliche Aufzeichnungen kannte er sich in allen seinen sehr verwickelten Unternehmungen aus. Und gar nicht stolz wurde er. „Was bin ich denn anders, wie ein Bauer. Nur mehr Sorgen hab' ich." Man kam zu ihm um Rat, und er gab ihn gern und weitschweifig, wie man ihn eben hören will. „Siehst du, Bauer! So mußt du dieses machen!" Wenn das alsdann dem andern doch zu

Schaden geriet, so war Zapletal höchst erstaunt und bekümmert, obwohl es durchaus nicht seine Schuld war.

Jeden Sonntag, wenn es ihm möglich war, ging er zur Kirche. Und wenn der Klingelbeutel umging, so kam ein großer Augenblick. Denn der Zapletal tat etwas, was sonst nur noch der Graf tat: er warf immer einen blanken Silbergulden hinein. Die ganze Gemeinde wartete förmlich auf diesen Moment, schielte nach dem Gulden, reckte die Hälse, ob es richtig wieder auf Zapletals Platz feierlich und hell vorleuchte. Das machte doch im Jahr, wenn man alle Feiertage dazuzählte, nahe an hundert Gulden! Alle waren sie stolz auf diesen Reichen. Er aber tat keineswegs aus Protzerei so. Er fühlte sich nur in seinem Gewissen verpflichtet, seinem Gott, der ihn so reichlich gesegnet, auch wieder das Seinige zukommen zu lassen.

Er fuhr oftmals zur Stadt. Aber nur, wenn er sich mit der Familie da sehen ließ, durfte die noble Britschka mit Federn angespannt werden. Auch eigentlich nur, weil Annetschka den Korbwagen gar nicht sehen mochte, so bunt er gemalt war. Sie war eben was Feineres, das Kind. Und man wollte doch auch höher mit ihr hinaus. So was merkt ein Fratz gar bald. Und wenn sie zwischen den Eltern saß, dem hageren, erregten und immer von Plänen übersprudelnden Vater, dem sie so spät geschenkt worden war, so spät, daß es wie eine Ueberraschung und ein Wunder gewesen, und der schönen, ernsthaften Mutter, die breit wie eine rechte Bäuerin ihren Platz füllte, und ihr blondes Haar flog, und sie klatschte in die Händchen und nahm gar für ein kurzes und völlig ebenes Stück-

chen das Leitseil und guckte sich selig nach den beiden um, so fühlte Kajetan Zapletal sein ganzes Glück.

Eins fehlte dazu. Eins strebte er mit der Zähigkeit eines Bauern und der Erbarmungslosigkeit eines Menschen an, der da weiß, daß man mit Ruhe und Bedacht manches erreichen kann, das Hastigeren unzugänglich bleibt. Auch das anscheinend Unmögliche. Es war eine Phantasterei. Und niemand wußte darum, nur Annetschka, die sie nicht verstand, und Walenta, der ihn begriff.

Er haßte den Gutsherrn. Ohne eigentlichen Grund, denn der Graf war gutmütig und ahnte in seinem uradligen Selbstgefühl sicherlich nichts von diesem Groll, der da gegen ihn minierte. Er hatte dem Bauer wahrhaftig nichts zuleide getan. Aber Zapletal hatte unablässig das Schloß vor Augen mit seiner breiten Front, mit seinem Uhrtürmchen, das gleich erzählte, der darin wohne, sei mehr als andere Menschen und bestimme ihnen die Zeit. Sein Haus stieß daran. Er sah die feisten Lakaien, die in der Sonne sich räkelten, und dann, wenn sie vom Nichtstun zu müde waren, beim Moses Lichtenstern im Herrenstübchen Rotwein tranken, Karten spielten und sich als Herren ansprechen ließen, die den Mädchen nachstiegen und vor Uebermut gar nicht mehr wußten, was erst mit sich beginnen.

Und er wußte, wie wenig echt all dieser Glanz sei. Vom Grundbuch her, natürlich. Jedes Jahr kam der Graf tiefer in Schulden, und man munkelte, er werde bald keine Mittel mehr haben, sich zu retten, wenn nicht eine reiche Heirat. Aber auch damit spießte es sich nach allen Berichten. Auch dafür war er wohl zu dumm

und überhaupt zu sehr gar nichts, dachte Zapletal. Denn, wie ihn seine Leute bestahlen, vorauf der Erzdieb, der Verwalter, das hätte doch jeder sehen müssen, wenn er nicht ein gottgeschlagener Narr war.

Und es träumte Zapletal von der Zeit, in der die Grafenwirtschaft da oben ein Ende nehmen würde. Er ging gern in den Schloßpark und schätzte die alten Stämme, die da so machtvoll gediehen waren, sah seine Kühe auf den prächtigen, sanften Wiesen weidend und die Fluren umbrochen und unter dem Pflug. Einmal mußte das Ganze auf die Trommel kommen. Was er dazu tun konnte, diesen Zeitpunkt zu beschleunigen, das geschah. War der Augenblick aber endlich einmal erschienen, dann wollte er am Platz sein, und nichts sollte man ihm nehmen, wonach es ihn so sehr gelüstete. Und Abend für Abend, ehe sie einschlummerte, fühlte Annetschka die harten, grauen Augen des Vaters auf sich ruhen, und seine heisere Stimme raunte ihr ins Ohr: „Hast du gebetet? Einmal wirst du im Schloß und auf Seiden schlafen, Annetschka, mein Herzerl.“

* * *

Also: es war bald nach der Rückkehr des Wallenta gewesen. Und zuerst hatten die beiden einander nur so im Wirtshaus getroffen. Dann horchte der Bauer mit halbem Ohr dem lauten Wesen, das sich am Tisch des Feldwebels auftat, und seinen Erzählungen von Bosnien und den wilden Bosniaken. „Ein Schwätzer ist er geworden bei den Soldaten, wie alle,“ dachte er mißbilligend. „Weibergeschichten hat er im Kopf und sonst nichts.“

Dann waren sie einmal auf dem Kirchgang ins Reden gekommen. Denn der Wallenta glaubte nichts auf der Welt, nur daß Jugenderinnerungen und Langeweile ihn immer wieder ins Gotteshaus zwangen. „Er ist sehr klug, aber ein Narr ist er in seiner Eitelkeit," erzählte der Bauer zu Mittag seinem Weib. „Die ganze Welt könnt' er in Sack stecken, so gescheit ist er. Und nichts hat er und wird nichts haben im Leben."

„Was geht mich dein Wallenta an?"

„Kannst du noch nicht wissen, Madlenka! Ich wollt', er wär' mein, wirklich mein." Und er schnalzte mit der Zunge, wie wenn man ein Pferd antreibt.

„So kauf' dir den Lumpen, Kajetan!"

Zapletal lachte heiser. „Kaufen? Gleich kaufen? Du, der wäre nicht billig. Ja, du bist halt die reiche Bäuerin. Umsonst möcht' ich ihn kriegen, Madlenka, umsonst. Denn er ist zu brauchen, sag' ich dir. Zu tausend guten Dingen zu gebrauchen."

„Geschenkt ist am teuersten gekauft," entgegnete die Bäuerin und deckte ab. Denn beim Essen duldete ihr Mann keine Magd. Da sprach er sich gern ohne jeden Rückhalt aus. Und jeder Zeuge war da sehr ungelegen.

Er hatte gerade damals mit der Gesundheit bessere Zeiten. Und der Wallenta und sein Treiben waren das Gespräch des Dorfes. Denn einmal lebte er über die Maßen flott. Da hatte er einem Bauern den Buben vom Militär losgeschraubt. Aus Respekt vor Seiner Majestät Dienst, spottete er selbst. Denn er habe nicht gewollt, daß dieser Schafskopf, der das

Gewehr sicherlich niemals anders fassen werde, wie eine Mistgabel, die Uniform verschandelte, die er selbst so lange getragen. Der andere gewann einen Steuerprozeß, mit dem sich, wie er schwor, die ersten Advokaten der Welt umsonst geplagt. Dies alles vernahm der Zapletal, und es weckte mancherlei Gedanken und Wünsche in ihm.

Wallenta aber tat ihm keinen Schritt entgegen. Auch das wurmte den Großbauer, daß dieser Habenichts in seinem Winkel blieb und sich nicht nach ihm umsah, dem sie sonst sämtlich nachkrochen. Beim Lichtenstern hielt der Lump förmlich Hof. Da hatte er seine Beratungen mit seiner Kundschaft und nahm, was man ihm gab, und wenn es nur seine Zeche war oder einige Groschen darüber. Auch damit ärgerte sich Zapletal.

Ein großer Mann vergibt sich nie was gegenüber einem kleinen, redete sich der Zapletal vor. Und an seine Christenpflicht gegenüber seinem Patenkind, das da für zeitlich und ewig die übelsten Wege ging, erinnerte er sich. Und so lud er endlich einmal den Wallenta zu sich.

Wallenta sah ihn scheel an: „Brauchst mich wieder einmal, Zapletal?"

„Und wenn ich dich schon brauchen tät'? Was ein anderer zahlt, das verdienst bei mir auch."

„Kannst aber niemals wissen, was ich just von dir begehren werde. Weiß ich selbst nicht vorher."

Zapletal schlug ihm höchst freundschaftlich auf die Schulter. „Was einer kann, kann in dem Ort der

Zapletal auch. Und er ist kein Schmutzian, das wirst wissen."

„Ja, woher denn?"

„Nein, was du für ein spaßiger Kerl bist, Wallenta! Komm nur. Meine Frau wird lachen über dich, und die Annetschka. Und du kannst dir nicht denken, wie hübsch sie dann beide sind."

„Ich mach' niemand einen Wurstel, außer wenn ich will."

„Na, vielleicht wirst's gerad bei deiner Gevatterin wollen. Und dann: es geht doch auch um Ernstes."

„Kann ich mir denken. Aber ich bin nicht schlimmer, wie der Schinder. Ich zieh' niemand das Fell über die Ohren, wenn er noch lebt. Und ich tu' kein gut in einem Haus, sag' ich dir. Laß mich, wo ich bin."

„Mucken hat er in sich, wie ein störrischer Gaul," scherzte Zapletal. „Aber, man wird sie ihm schon austreiben. Also: du kommst, Cyrillku?"

„Ist gut. Gehn wir derweil zum Lichtenstern eins trinken."

Dies geschah, und Zapletal hatte Anlaß und Gelegenheit, den Durst des andern zu bestaunen. Plötzlich aber schlug Wallenta auf den Tisch. „Das ist wie beim Leitkauf. Ganz so ist das. Du weißt aber noch nicht, was für einen Handel du heut gemacht hast," und er sah den Gevatter von unten an, fast tückisch wie ein Stier, der stoßen will.

„Was redest da wieder? Ein Narr bist, Bruderherz."

„Bin ich's? Wird sich schon zeigen, wer heute der

Narr war. Aber eins sag' ich dir: zu trinken mußt was geben, wenn ich kommen soll."

An diesem Tag aber hub die Freundschaft zwischen dem Bauernmillionär und dem Bruder Liederlich an.

Wallenta richtete sich ganz häuslich ein beim Zapletal, er kam zu Tisch, wenn es ihm paßte, und blieb, solange er mochte. Auch über Nacht. Es war ein sonderbares Verhältnis. Denn im Grunde der Seelen mochten die beiden einander gar nicht. Wallenta verachtete den Gevatter und seine Habgier. Dem Taugenichts schien ein Leben unverständig, ja wahnsinnig, dem der Erwerb und der Besitz Selbstzweck waren, so daß für den Genuß keinerlei Raum mehr blieb. Je mehr aber Zapletal die Gaben und die Kenntnisse seines Freundes begriff, desto unerhörter und unverzeihlicher erschien ihm das Treiben des Cyrill. So gar nichts mit sich anfangen können! Das war ja blöd! Und dennoch neidete er ihm den leichten Sinn. Aehnlich mögen die Gefühle sein, wenn ein feister Bauernhund, der gar nichts anderes weiß, als seinen Hof hüten und sein Fressen zur rechten Zeit bekommen, einen schlanken und geschmeidigen Rotfuchs, den schlauen Kopf windend und die Rute hoch, durchs Buschwerk schleichen sieht.

Als aber Zapletal mit Wallenta zum erstenmal von seinen letzten Plänen zu sprechen begann, da horchte dieser hoch auf. Das war nichts Kleines und nichts Alltägliches, was sich der in seinen Dickkopf gesetzt hatte. Das imponierte doch. Er lauschte. Dann reckte er den Daumen in der Richtung des Schlosses: „Also, wegärgern willst du ihn?"

„Will ich, Wallenta.“

„Dann bist ein Esel, Zapletal.“

„Ein Esel? Wieso?“

„Wegärgern willst du ihn. Ist möglich, denn das Gut ist kein Fideikommiß. Du fängst Prozesse mit ihm an. Ist auch gut. Gibt nichts besseres, und du hast die längere Hacke. Aber, was für Prozesse sind das? Zum Beispiel: wegen Uebervorteilung beim Aufteilen der Hutweide. Ist gut, weil da das ganze Dorf zu dir steht und vielleicht gar für dich schwört, weil sie's ihm noch weniger gönnen, als dir, und für jeden was dabei herausschaun kann. Ist aber wieder nicht gut. Denn das geht um viele Tausender, und er muß sich wehren. So auf einmal umbringen läßt sich keiner.“

„Ja, aber was soll ich dann denn?“

„Aergern mußt du ihn. Ihn sekieren. Ihn abmartern, daß er keine Hand mehr rühren kann, wenn du ihm an die Gurgel willst. So macht's ein guter Raufer. Niemals anders.“

„Aber wie zum Beispiel?“

„Zum Beispiel: es ist eine Kuh von ihm in deinen Acker gelaufen. Dann klagst du um den ganzen Ertrag des Ackers, um so viel, daß er giftig werden muß und sich nicht ausgleichen kann. Oder es ist ein Brückerl über den Mühlbach. Das hat er zu erhalten. Du fängst Prozeß an, wegen Feststellung, oder weil das Brückerl baufällig ist. Das gibt Kommissionen, und wenn du Glück hast, so tut sich einmal dein Hirt was, oder es bricht sich gar dein Ochse ein Bein. Das ärgert. So was gibt's immer unter guten Nachbarn. Große Sachen nicht.“

„Wallenta, du bist ein niederträchtiger Kerl," jauchzte Zapletal in heller Bewunderung.

Der andere lachte: „So was man fürs Haus braucht und nicht mehr," trank aus und ging gleichgültig. Sehr bald nach der ersten Konferenz aber hatte der Advokat in der Stadt eine neue Klage zu schreiben: „Punkto achtzig Gulden für ein total verdorbenes Feiertagsgewand". Denn der Graf hatte seine Gitter streichen lassen und dem Zapletal war, weil keinerlei Warnungszeichen gewesen, dies Unglück mit seinem besten Sonntagsstaat widerfahren.

* * *

Es kam freilich auch vor, daß man den Wallenta durch Wochen nicht zu sehen kriegte, oder daß er hernach in einem eben nicht erbaulichen Zustand auftauchte: ganz abgeschlagen und recht kränklich von Gesichtsfarbe und durchaus nicht arbeitsfähig. Dann waren ihm seine Streifereien und Einbrüche in fremdes Gehege übel bekommen. Er schwieg darüber, so gern der Freund etwas von diesen Abenteuern vernommen hätte. Denn einmal vor vielen Jahren war er selbst gar gern solcher Wege gewandelt.

Nach solchen Erlebnissen kam er niemals unmittelbar heim. Denn er hatte eine Art Furcht vor Frau Magdalena Zapletal. Das Weib war immer so ruhig und ohne jede Erregung und hatte in den runden und schwarzen Augen eine Art Verachtung vor ihm. Und dabei war es sehr schön, schöner als eines in der Runde. Denn es war groß und stark und dennoch zierlich. Und es trug die blonden Haare wie eine Krone gelegt

und steckte gern eine Nelke hinein, die wie ein Pünktchen Feuer glomm und das ganze Haupt würzte. Sie war vollkommen und ohne jeden Lärm Herrin im Haus. Damit ließ sie sich's begnügen; und wenn die Männer in ihre Beratungen versanken, so trug sie den guten Ungarischen auf, der mit unheimlicher Geschwindigkeit zur Neige ging, horchte ein Weilchen, gähnte unverhohlen gelangweilt und machte sich wieder an ihre Arbeit.

Sie wußte: es ging um Finten und Hinterlistigkeiten. Immer hatte ihr Mann dazu eine Freude gehabt, obzwar sie den Zweck nicht absah. Denn sie hatten doch genug und zu viel. Annetschka mußte einmal ein Vermögen haben, wie sonst niemand in der ganzen Hanna. Wozu also mehr? Aber ihr Mann war nun einmal leider Gottes ein Krüppel, und die sind immer so aufs Haben und aufs Mehr. Denn wer nicht gehen kann, der probiert's halt mit Kriechen und kann dann unmöglich ganz sauber bleiben. Der Wallenta aber? Ein Bursche, dem die Welt offen stand, so weit sie ist, der stark war wie ein Baum und was gelernt hatte, besser deutsch sprach als der Dechant und klug war wie der Schwarze selbst — was tat er damit? Und wenn er einmal Spaß machte — und er hatte gute Einfälle — und sie wollte lachen, so zwang sie sich: die Freude machst du ihm nicht. Das gehört mit zu seinem schmutzigen Geschäft. Er ist ein Schmarotzer, und er muß seine Herrenleut' bezahlen mit Wursteleien, damit sie ihn nicht satt bekommen und ihm den Stuhl nicht vor die Tür stellen. Du fällst ihm nicht herein. Und so hob sie aus Gefälligkeit ein wenig die Oberlippe, daß

die sehr weißen und starken Zähne vorschienen, zuckte sehr verwundert die Achseln und ging. Sie war nicht zu überrumpeln.

Und was sollte zum Beispiel die Freundschaft des Cyrill mit dem blinden Jindrak? Denn dort steckte er immer, wenn er wieder einmal für die Welt verschollen war. Das war ein Bettler und ein Gottesarmer, den man hätte bemitleiden müssen, wenn er nicht so voller Nichtswürdigkeiten gewesen wäre. Die beiden hatten einander gerade noch gefehlt, damit das Dorf keine Stunde mehr Ruhe genießt. Da lernte der Jindrak neue Stückeln auf der Harmonika, als wären die alten nicht gut genug, und sie übten nun die Künste durch, daß es ein Jammer und eine ewige Belästigung für alle Welt und jeden Kranken war. Sie kannten's ja sehr gut. Was ist aber Musik, wenn man sie nicht verlangt und sich's einem nicht tanzen will? Nichts, als ein unnützer und sehr lästiger Spektakel. Dazu tranken sie Schnaps, bis sie genug hatten. Und ein Musikant muß Zutrinken gewöhnt sein. Oder sie gingen gemeinsam und machten fürs Geld Tanzmusik, die immer ein böses Ende mit Schlägereien nahm. Denn der Wallenta warf, wenn ihn die Laune packte, seinen Wimmerbalg hin, lieh sich die erste beste Dirne, was sich ihr Bursche doch durchaus nicht gefallen lassen konnte, und drehte sich mit ihr, um den Leuten zu zeigen, wie man das eigentlich mache. Das ganze Dorf verwilderte. Und beim Zapletal, als dem Starosten, wurden alle diese Klagen erörtert, und sein Weib mußte sie anhören.

Und immer wieder derselbe Refrain. So ein Kopf, wie der Wallenta! Er hätte Meßner werden können,

ein Amt, das seinen Mann nährt, und selbst in einer minder wohlhabenden Pfarre. Nur seinem ärgerlichen Lebenswandel sollt' er entsagen, weil ein Meßner der Würdigkeit bedarf. Und dies oder jenes Mädchen mit schönem Grundbesitz und Geld war ganz weg in den Ausbund und hätt' ihn gern geheiratet und den Mann in der Gemeinde aus ihm gemacht, den Gott in ihm schaffen wollte. Fiel ihm nicht ein, sich zu ändern, und vor dem heiligen Ehestand nahm er gar Reißaus.

Er fühlte sich nun einmal hier nicht mehr heimisch. Er war nur zu Gast da. Und einem Gast ist manches gestattet, das man dem Ansässigen niemals nachsehen würde. Er braucht keinen Beruf. Wenige Tage, und er ist fort, und man darf ihn suchen. Und der Eitelkeit des Wallenta, die in diesem müßigen und zügellosen Leben immer mächtiger emporwuchs, schmeichelte es, im gewissen Sinn das ganze Dorf zu tyrannisieren. Denn sie haßten ihn, selbst die zu ihm hielten, durch die Bank bis auf den blinden Jindrak, und sie konnten ihn doch, jeder nach seiner Art und seinen Geschäften, durchaus nicht entbehren.

Einmal würden sie sich doch heftig die Augen wischen. Denn der Wallenta war dann fort, in irgend ein Amt untergekrochen, nachdem er die Leute genug geärgert, sich gründlich und für immer ausgetobt. Alsdann mochten sie selbst zusehen, wie sie sich nach dem Hexensabbat zurechtfänden, den er angestiftet. Viele werden lachen, manche wird wohl weinen. Das ist bei Einquartierung niemals anders. Was ging's ihn hernach an? Es wurde ihm ganz leicht und warm bei solchen Gedanken. Nur eins hätt' er gern gewußt: was

die Zapletal dann sagen würde? Je, wohl die Achseln zucken und ihr hochmütiges Gesicht mit den blanken Zähnen machen, das da sprach: Hansnarr du! Du wurstelst mir gut! Er hätte viel darum gegeben, daß sie nicht also durfte.

Einmal hätt' er sie gern klein vor sich gesehen. Ganz klein, wie schon so manches andere Weib, daß sie nicht mehr das Recht haben durfte, so wenn es ihr gerade paßte, über ihn weg in die Luft zu blicken, als säße der Garniemand da. Was war sie eigentlich gewesen? Einst arme Magd beim Zapletal und sonst nichts. Und er hatte sich die Madlena gekauft und zwar noch viel gründlicher, als er sich den Cyrill gekauft. Denn er konnt' ihm fort, wann es ihm paßte, und wollte das schon in seiner Stunde. Sie durfte nicht mal daran denken. Und es war ihm überhaupt unverständlich, wie sie's mit diesem Jammermenschen aushalten konnte, der doch beim Reden krächzte und mit den Armen schlug, wie so ein angeflügelter Unglücksvogel, und wenn er Schmerzen hatte, mit ihr und aller Welt keifte und geiferte, wie eine alte Gevatterin ohne Zähne. Außer, sie hielt es mit einem. Dann aber hatte sie doch gar keine Ursache, so hoffärtig zu tun, als wäre sie eine Königin, die Heimliche die, und gar kein Mitleiden zu haben mit ihm, dem Wallenta. Denn warum war er schlecht? Weil er immerdar ein Waisenkind gewesen war und kein Mensch ihm im Guten zum Richtigen geredet. Wer aber nirgends eine Freude hat, der stiehlt sich sein Teilchen zusammen, was so auf den Menschen kommt. Ja, und die Madlena, sie war schon eine, die einen fromm und zu Hause halten konnte. Bis auf ihre Schlechtig-

keit natürlich, die er aber begriff, obzwar er nicht so recht daran glaubte. Denn hätte sie ihn nur zum Mitwisser gemacht, dies wär' ihm allerdings schmerzlich und eine große Kränkung gewesen, aber verraten hätt' er sie niemals und ihnen beiden geholfen, wo es nur in seinen Kräften gelegen wäre . . .

* * *

Es ist aber in so einem Bauernhaus, und sei es noch so weiträumig, ein sehr enges und bedingtes Wohnen.

Man weiß alles voneinander, oder man errät's mindestens immer. Und man muß sich selbst wider Willen miteinander beschäftigen.

Trieb sich der Wallenta wieder einmal um, so konnte eine Frage des Kindes ihn wieder in Erinnerung bringen. Und so wußte Frau Madlena bald alle Kirchweihen in der Runde, weithin, bis wo die Deutschen wohnen. Denn so etwas konnten die beiden Bettelmusikanten, der Jindrak und der Wallenta, natürlich nicht auslassen. Immer nannte sie sich den Blinden zuerst; denn damit drückte sie den andern zu seinem Begleiter herab. Es gab da Dörfer, deren Bursche als Raufbolde berüchtigt waren und von den Slowaken gelernt hatten mit dem Messer arbeiten. Da konnte leicht einmal die Nachricht kommen, man habe den Feldwebel erstochen. Dachte sie dieser einen Möglichkeit, so erschrak sie dennoch sehr und fühlte ein solches Mitleiden in sich über das junge Blut!

Und überdies suchte sich ihr Mann immer eine solche Gelegenheit zu höhnischen Bemerkungen über den Fer-

nen aus. Die empörten sie, weil sie ihren Zweck nicht so ganz verstand. Wozu sollte dies freundschaftliche Getue, dieses Gott und den Heiligen danken, hatte man den Herzensbruder erst heil wieder, wenn in allem Grund nichts, nur Gehässigkeit dahintersteckte? Wie konnte man lediglich des Vorteils willen oder aus Furcht eine solche dumme und feige Komödie spielen?

Es war wohl Furcht. Denn gediehen und reich geworden war man doch ohne den Wallenta. Er war aber ein beherzter Bursch, der sich um niemand zu kümmern brauchte und seine schlimmen Wege in aller Offenheit ging. Dadurch hatte er es ihrem Mann wohl angetan, der so schreckhaft und fürs Geheime war. Wallenta aber raufte mit dem Teufel um ein Mückenbein und war insoweit ein Mann. Nur konnte sie durchaus nicht begreifen, was die Weiber so sehr hinter ihm zog. Denn hübsch war er sicherlich nicht. Man sprach viel von seinen Augen. Frech waren sie genug. Aber sie war noch nicht rot geworden vor ihnen, wie man sagte, jede müßte es werden, die er angucke — sie nicht. Das redeten sich wohl nur die ein, die durchaus eine Ausred' wollten.

Dabei merkte sie sehr gut, daß ihr Mann ihr mißtraue. Denn Worte, die sie ganz ohne Arg fallen läßt, griff er auf, wiederholte sie in allen Tonarten bei passender Gelegenheit, beschnuffelte sie förmlich.

Er war nun einmal hinterhältig und zum Verdacht geneigt. Und wenn er schon in Geschäften diesem einen sein Vertrauen geschenkt, so mußte er sich doch nach seiner Art dafür schadlos halten. Es war erstaunlich, was er in seinen vielen einsamen Stunden

aus einem Satz herausnutschte, der ganz ohne Belang gebraucht worden war.

Es kamen Anspielungen und verdeckte Wendungen, die an ihr ordentlich herumbohrten. Beinah war das manchmal, als wünsche er, sein Weib hätt' ein Geheimnis vor ihm, nur damit er's erkunden könnte. Sie kannte ja seine Eigenheit von früher her und ertrug sie aus Gewöhnung leichter. Aber niemals hatte sie sich so bestimmt, beharrlich und so in einer einzigen Richtung hin ausgesprochen.

Es wurde ihr ganz ernsthaft unheimlich dabei. Denn das war ja nur eine Marter, wie es war. Gar nie mehr wissen, was man sagen oder wie man es herausbringen sollte, als stünde man vor Gericht oder gehe zur Beichte bei einer Mission. Da schwieg man doch lieber ganz, wenn der Kajetan nur nicht auch hinter ihrem Schweigen was vermutet hätte. Derlei paßte ihr durchaus nicht. Sie war das nicht gewohnt, und es beengte sie wie ein Kleid, das nicht für einen gemacht ist. Es lag wie ein Druck und eine körperliche Lähmung über ihr.

So gewöhnten sich die Eheleute das Reden miteinander beinah ab. Es gab kurze Antworten, die keinerlei Nebensinn in sich schließen durften und also abgeschnappt und trutzig klangen. Ihm war das natürlich gar nicht recht, und er deutelte sich's nach seiner Gepflogenheit, die sie täglich besser erfaßte, wie erbitterte. Es war wie eine ewige, grundlose Schmollerei im Haus. Annetschka spürte das genau. Denn Kinder brauchen Wärme, und sie merken jeden Luftzug, der erkältend durchs Zimmer streicht, und sie for-

dern unverbrüchlich ihr gewohntes Deputat an Zärtlichkeit.

Sonst hatten die Eltern immer Zeit für sie gehabt. Nun kam sie dem Vater manchmal ungelegen, und sie störte ihn in Gedanken, die also sicherlich anders waren, als vordem. Er hatte etwas Jähzorniges auch ihr gegenüber an sich. Sie war gewohnt gewesen, der Mutter überallhin nachzutrippeln. Dagegen konnte man nichts einwenden. Denn eine Bäuerin, die einmal einer solchen Wirtschaft vorstehen will, die muß sich zeitlich gewöhnen, viel auf den Beinen zu sein und die Augen überall zu haben. Ein Schaden ist bald geschehen. Nun kam sie oftmals ungelegen. Ihre kleinen Füßchen tappten der Mutter in ihre unerbaulichen Gedanken hinein. Dies kränkte sie, und das war, sie wußte es bestimmt, doch erst so, seitdem der Wallenta da war. Denn nach solchen Merken schaffen sich die Kinder ihre Zeiträume.

Den also mochte sie durchaus nicht. Den wünschte sie fort, und alle seine Künste, die er aufbot, sich das Herz des Kindes zu gewinnen, verfingen nicht. Sie war ihm gegenüber unartig, und daß sie vom Vater dafür oftmals, freilich immer nur in des Cyrill Gegenwart, Schelte bekam, besserte die Sache bei der verstockten Kleinen durchaus nicht. Sie nahm ohne Dank die Spielereien, die er ihr künstlich genug zurechtbastelte, lernte die Weidenpfeifen von ihm blasen, die er mannigfach und meisterlich zu schnitzeln verstand. Verzaubert horchte sie nur, wenn er einmal seine Maultrommel nahm und zwischen die Zähne klemmte. Wie das nur schwirrte, summte, sauste, sang! Welche Ge-

walt die geisternden, eintönigen Klänge nur hatten, wie sie sich ineinander spannen, gleich Marienfäden einander haschten, sich ausbreiteten, wie ein fernes Gespinst! Das konnte gewiß niemand so wie er. Auch Madlena lauschte dann. Es war immer im Zwielicht, wenn er seine Musik machte. Eben daß nur noch ein gelbes Fleckchen am Himmel glomm, während die Fledermäuse dem Kirchturm zuhuschten. Der Frau aber wurde dabei, als schlüge man einen linden und hehlenden Mantel um sie, und mancher Krampf, der sie untertags beklemmt und mit Ahnungen beschwert, löste sich von ihr und fiel ab.

Die Prozesse gingen ihren Weg und machten so endlose und immer neue Beratungen notwendig. Teufeleien und Gegenklagen heckte der Widersacher aus, daß es nicht zum glauben war und man sehr aufpassen mußte, daß man nicht wo hineintrat und sich übel zurichtete.

Freilich war der Wallenta über allen Advokaten. Der sah jeden Kniff und jede noch so lockend zugerichtete Falle, mit der man's drüben probierte. Er hatte Zeit genug, über alles zu grübeln, und wenn dann der Zapletal erzählte, wie sich der Herr Doktor über die Einfälle des Wallenta wundere, sie bestaune, bedaure, daß ein solcher Kopf nicht studiert habe, so fühlte sich der Cyrill nicht wenig stolz und zu immer schärferen Anstrengungen gespornt.

Langsam wurde der Madlena klar, worum es eigentlich ging. Sie erschrak davor, wie bei etwas ganz Verruchtem. Denn seit die Welt stand, hatte es eine Herrschaft gegeben. Immer war die adlig und

niemals ein Bauer gewesen. Und ihr Mann wollte Gutsherr werden? Und dennoch ging sie öfter zuhorchen, seitdem sie's begriffen. Es lockte sie, und der Wallenta hatte etwas Zwingendes, wenn er sprach. Man mußte ihm zuhören und verstand augenblicklich, was er wollte und um was es eigentlich gehe. Da war nichts Unklares und Ueberflüssiges und keinerlei Herumgegacker. Und wenn er endlich auf den Tisch schlug: „So geht's," so schrak sie zusammen, und ihr war, er hätt' mit der Faust an die Pfosten jenes Ganges geklopft, der zu ihren Wünschen führte, und ein Jurament hätte sie darauf geleistet: so ging's. Es war nur ein Glück, daß sie sonst auch im Haus und im Hof viel beschäftigt war. Denn es hat auch für die gesündeste Natur etwas Ansteckendes, wenn man die um sich unablässig mit einem einzigen Gedanken sich abplagen sieht. Sie fühlte mehr als einmal, daß sie davon mitergriffen werde. Wie unter Narren kam sie sich vor; über eine Weile juckt es einen, sich ebenso närrisch zu benehmen.

Da hatten sich die Männer wieder einmal heiße Köpfe gemacht. Ihr brachte gerade dieser Tag viel zu schaffen, und es kam ihr langsam auch vor, als sähe sie ihr Mann keineswegs mehr als unbedingt nötig gern in einem Raum mit dem Wallenta. Nun, und der schien ihr wieder noch lange nicht wichtig genug, daß sie sich seinetwegen verdrießliche Gesichter schneiden ließe.

Es wurde aber ganz finster, und die beiden eiferten immer noch ganz leise miteinander, ohne daß sie auch nur ein Licht machten. So steckte sie eine Kerze an

und trug sie zu ihnen. Und wie sie, den Leuchter hoch in der braunen Hand, eintrat, so saß ihr Mann ganz im Schatten auf der Ofenbank und breit ihr gegenüber, daß alles Licht zuerst auf ihn fiel, der Wallenta. Sein Kopf war tief gesenkt. Er hob ihn erst, da sie hart am Tisch war, und sah sie an: frech, unruhig, mit zuckenden, gierigen Augen, und die Madlena fühlte richtig, wie ihr plötzlich das Blut in die Wangen stieg und die Hand zitterte, die die Kerze niederstellen sollte. Das war unerhört! Es ging jäh wie ein Triumph über das Gesicht des Burschen, das er augenblicklich wieder in den Händen barg, während die Madlena mit unsicheren Fingern an ihrem Gewand herumstrich und rückwärtsschreitend Aug' mit Aug' mit ihm, wie mit einem Todfeind, vor dem man sich nicht die mindeste Blöße geben und dem man unter gar keiner Bedingung den Rücken weisen dürfe, die Stube verließ. Cyrill aber erhob sich bald nach ihr. „Warum rennst denn so? Bleibst nicht da zum Nachtmahl?" fragte Zapletal.

„Ich hab' genug für heute. Ich will auch was trinken."

„Getrunken hast noch nicht genug?"

„Geht keine Katz' was an, was ich trink' für mein Geld. Was anderes will ich trinken, was Schärferes, mit dem Jindrak. Leut' will ich sehen, die auch noch singen können. Eine Nachteul' möcht' man ja werden dahier. Kommst mit zum Lichtenstern?"

Zapletal antwortete nichts. Es ging ihm mit jedem Tag schlechter mit den Beinen, so schlecht, daß ihm die Frage schon wie Hohn erscheinen durfte. Cyrill

aber ging seiner Wege, und noch im Hof hörte man ihn sein Schlachtlied anstimmen:

Ich komm' nicht heim, o na,
Vorm hellen Licht, vorm Hahnenkrah . . .

Seine Stimme aber klang unsicher und überschlug sich.

Und so verging die Zeit. Wallenta blieb im Dorf, „eine Plage Gottes, recht eine Plage Gottes, die nicht endigen will," seufzten die Alten. Er reichte wohl da und dort um eine Stellung ein, betrieb aber alles gleich lässig. Er fühlte sich hier im Grunde ganz wohl. Daß man ihn fortwünschte, war ihm nur ein Anlaß mehr, zu bleiben. Mochten sie sich giften!

Die Madlena gewöhnte sich immer mehr an ihn. Er fehlte ihr, wenn er nicht da war. Alle Welt hackte doch hinterrücks auf ihn los und schalt ihn, ohne den Mut, ihm zu stehen. So mußte er doch immer schlechter werden. Ein Gaul wird unter der ewigen Peitsche störrisch. Ein Mensch aber sollte nicht ganz verwildern darunter? Und sie begann Partei für ihn zu nehmen. Erst nur in sich, dann auch vor ihrem Mann.

Sonst kam sie mit niemand in Berührung. Und das war schlimm, denn man munkelte über sie, und das Gerede hätte sie vielleicht doch stutzig gemacht, weil sie auf ihren Ruf sehr stolz war. Ihrem Mann gegenüber aber blieb sie natürlich trotzig. Der konnte doch niemals anders, als einem jede Freude und jeden Umgang verleiden. Und eifersüchtig war er doch immer und auf jeden gewesen, mit dem sie nur sprach.

Allmählich aber wurde ihr der Verdrießlichkeiten doch zu viel. Da war Annetschkas Abneigung, die sie stutzig machte. Wen ein Kind nicht mag, in dem ist

nun nach alter Erfahrung nicht alles, wie es sein soll. Und sie war förmlich tückisch gegen den Wallenta. Und dann war ihr Kajetan doch einfach schrecklich mit seiner hinterlistigen Neugier. Er keifte und keppelte und lauerte und wollte sie überrumpeln, und wenn sie dann mit der Frage auf ihn losfuhr, was er denn eigentlich von ihr wolle, so erschrak er, um den nächsten Tag wieder zu beginnen. Das war nicht auszuhalten. Da mußte man närrisch werden, geschah nicht bald ein Ende.

Nur bot sich gerade damals keine Gelegenheit zu einem offenen Wort. War sie aber unwirsch gegen den Wallenta, so wollte der's nicht merken oder machte sich durchaus nichts daraus. Er sah sie nur immer an. Und kaum, daß sie durch Zufall für ein Weilchen allein waren und sie nahm sich nur den ersten Anlauf, was doch nicht so leicht ist, so tauchte sicherlich ihr Mann auf: „Was wispelt ihr da?" Und ihr stockte das Wort. Denn er wollte freundlich und teilnehmend erscheinen, und dabei verzog sich sein Gesicht sehr hämisch, und er humpelte noch jämmerlicher als sonst. Als ein Unrecht und zugleich als Verlängerung eines unleidlichen Zustandes empfand sie diese Störungen. Zapletal aber merkte ihre immer wachsende Befangenheit wohl und deutete sie auf seine Weise.

Sich auswärts aber mit dem Burschen zusammen bestellen, widerstrebte ihr in jedem Sinn. Denn sie sah ihn durchaus unter sich. Sie war Großbäuerin, Frau, Mutter, und er doch nur ein einzelner Mensch, ein Tunichtgut, ein Unbehauster. Mit so einem steckt man sich nicht zusammen, als hätte man mit ihm was

zu verstecken. Auch war sie die Jahre her kaum allein ausgegangen, seitdem Annetschka laufen konnte und immer hinter ihr drein war, recht wie ein behendes Wieselchen.

Zapletal hatte wieder einmal in der Stadt zu tun. Er war lange nicht dagewesen, die Rückstände hatten sich gehäuft, wie immer, wenn man nicht selbst hinter dem Advokaten her war, damit er nichts versäume oder verschleppe.

Es war zu Anfang November und das richtige Allerheiligenwetter. Die Felder ganz kahl und von Krähen überflogen, die über die Schollen hüpften, sich zu Schwärmen gesellten, krächzend flatterten. Ein recht unfreundlicher Tag. Spärliche Sonnenblicke, gefolgt von einem eiskalten traurigen Regen, der so dicht fiel, daß man nicht bis zum nächsten Haus sehen konnte.

Gar keine Bewegung war in der schweren Luft. Hinter einem lag das Tagewerk, und man konnte in sich seine tiefe Müdigkeit nachfühlen. Und der Hof war so still, daß man gar nicht glauben mochte, man sei in der Welt.

Madlena hatte den Tisch für drei gedeckt. Denn ihr Mann nahm, wenn er in der Stadt war, niemals etwas zu sich und kam hungrig, aufgeregt und bissig zurück. Wallenta aber mußte ganz bestimmt kommen. Denn nach solchen Fahrten begannen jene Beratungen, die bis in die tiefste Nacht währten.

Wallenta kam mit der Glocke sechs. Er hatte etwas Scheues den Tag, und seine Augen suchten beim Eintreten: „Der Bauer ist noch nicht wieder da?"

Die Madlena rührte sich kaum: „Nein."

„Er könnt's aber schon sein. Es ist ihm doch nichts geschehen?"

„Was kann ihm geschehen sein? Nicht einmal ein Wasser geht in der Nähe. Die Straße ist eben wie ein Brett, und die Pferde sind fromm."

„Ich bin aber doch immer in Sorgen um ihn."

„So? Immer in Sorgen seid Ihr um ihn? Muß ihn freuen."

Das war so geredet, damit man nur nicht schweige. Sie wußten's beide wohl. Der Bursche lief einigemale die Stube in einer springenden Unruhe durch. Dann setzte er sich, stützte den Kopf mit den struppigen, blonden Haaren, die sich zu einem Hahnenkamm sträubten, in die Hände und sah zu Boden. Die Porzellanuhr an der Wand tickte hell und eilfertig. Man sah nur das blanke Messing des Perpendikels hell und glitzernd und wie freischwebend durch die Luft tanzen. Und die Madlena nahm sich ein Herz. Recht schonend wollte sie mit ihm reden, und da fuhr es ihr heraus: „Wallenta, einer ist zu viel im Haus."

Er rührte sich nicht: „So schafft ihn ab."

„Das tu' ich eben."

„So? Das tut Ihr eben?"

„Es geht nicht mehr, Wallenta. Alles mögliche redet er sich ein in seinem kranken Kopf. Und es ist doch kein wahres Wort daran."

Er hob den Kopf mit einer leisen Bewegung nur so weit, daß er noch im Dunkeln blieb: „Es geht nicht mehr, nein. Aber er braucht mich."

„Ihr könntet doch weiter mit ihm sein. Und ewig

wolltet Ihr doch nicht im Dorf bleiben, mein' ich."

„Nein, ewig will ich hier gewiß nicht verbleiben."

„Er soll sich derweil zum Lichtenstern führen lassen. Wozu hat er denn die Lümmel, die Knechte? Dort trinkt er nicht oder nur sehr wenig, weil er's immer gleich bezahlen muß, und er steckt die Hand nicht gern in den Sack. Hier trinkt er, und das tut ihm schaden."

„Ja, schaden tut's ihm," wiederholte der Bursche. Es war etwas Spöttisches dabei in seiner Stimme. Beide schwiegen, und beide horchten, ob sich durch die große Stille nicht endlich das Rollen eines Wagens nähere. Und beider Atem ging schneller. Denn die Madlena fühlte sich erleichtert, als wäre das Schlimmste hinter ihr.

„Also, Ihr werdet das so machen, Wallenta?"

„Ja, ich werde das so machen. Denn ich weiß schon: wenn und wo einer zu viel ist, da bin's immer ich."

„Hier seid Ihr's einmal," entgegnete sie bestimmt.

„Wenn er mich aber um den Grund fragen wird? Denn er ist ein versteckter Mensch und will alles wissen."

„So antwortet ihm, was Ihr wollt. Sagt ihm meinethalben, Ihr habt es satt, Euch immer von mir und Annetschka Gesichter schneiden zu lassen," und sie lächelte.

„Werd' ich ihm sagen. Das hab' ich auch satt," und auch er lächelte.

„Die Hand darauf, Wallenta!"

Er schlug ein. Was für eine Kraft nur in seinem Händedruck war! Sie konnte ihre Hand durchaus

nicht losmachen und bekam nur Herzklopfen und einen kurzen Atem von ihren Bemühungen. Er aber stand vor ihr, mit voll aufgeschlagenen Augen und mit einem eigentümlichen, lauernden Zug um die Lippen. Ins Gesicht schlagen sollte man ihn dafür, dachte sie, und hob die freie Linke zu einer müden Armbewegung. „Ihr müßt mich nicht so ansehen, Wallenta," flüsterte sie.

Er neigte sich ihr zu, wie um sie besser zu hören: „Und warum nicht?"

„Ich leid's nicht. So sieht man keine Frau an."

Er antwortete nicht. Nur fest hielt er sie, und ihr ward immer schwüler und beklommener dabei. Wenn der Wagen nur käme! dachte sie. Und es ging wie ein Zug von seiner Rechten zu ihrer, ein Zug, der sie irgendwohin riß, dem sie gegen ihren Willen folgen mußte. Wenn sie nur etwas gewußt hätte, womit dieses sonderbare Lächeln verdecken, das sie so empörte. Und nun stand er hart an ihr: „Und mein Letztgeld, Madlena?"

Es war spät abends, als der Wagen hielt und der Bauer mit Annetschka heimkam.

Man aß zu Nacht, wie sonst. Das Kind ward zur Ruhe gebracht. Zapletal aber war sehr vergnügt. Das System Wallentas begann sich zu bewähren. Schon hatte der Graf erklärt, diese Händel seien ihm ekelhaft und verleideten ihm seinen ganzen Besitz trotz der ausgezeichneten Jagd. „Ein Kerlchen bist du, Cyrillku! Läßt sich immer wieder was einfallen. Nur vorwärts!" Und er schlug ihn wohlwollend auf die Schulter.

Cyrill und die Frau zuckten zusammen. Der Bauer

stutzte, schwadronierte aber weiter. Wie betrunken war er vor Aufregung und argwöhnisch, wie ein Berauschter, der so weit seiner mächtig ist, um sich zu fürchten, man könne seinen Zustand mißbrauchen und ihm was antun wollen. Es kam langsam etwas Stockendes in seine Beredsamkeit und ein Verdacht in seine Augen. Wallenta saß schweigend und wenig aufmerksam da und schielte immer wieder nach der Bäuerin. Der fielen die Haare tief in die Stirn. Die Augen glühten, und etwas sehr Entschlossenes war an ihr.

Endlich ging man auseinander. Madlena leuchtete dem Burschen. Draußen aber, da sie ganz allein waren, neigte sie sich zu ihm: „Wir sind in Todsünde, Cyrill."

Er lachte und haschte ihre Hand, die sie ihm müde ließ: „Dann gibt's viele Todsünden auf der Welt."

„Lach' nicht. Wir werden's büßen müssen. Du oder ich oder ein anderer ..."

„Dann am liebsten ein anderer."

Sie erschrak: „Lach' nicht. Ich bin das Weib deines Gevatters."

„So nehm' ich's ganz auf mich."

Sie schüttelte den Kopf. Alsdann verschloß sie das Tor und ließ den Wachthund los. „Nachdem der Dieb draußen ist," fiel ihr ein. Sie machte ihren Rundgang nach Feuer und Licht, wie immer, nur langsamer als sonst, ehe sie zu ihrem Gatten trat, der immer noch ganz versunken in die Kerze stierte und allerhand vor sich hinbrümmelte: „Komm endlich schlafen, Kajetan."

Er ließ sich unwillig genug, wie ein greinendes Kind, führen. Er hinkte neben ihr her mit schmerzlich zusammengekniffenen Lippen, feig vor jedem Tritt, oftmals ruhend und immer wieder fragend: „Was hast du mit Cyrill zu wispern gehabt?"

„Nichts hab' ich mit ihm gewispert."

„Du lügst wie der Teufel."

Sie entgegnete nichts, war ganz Umsicht. Er stierte immer an ihr empor, und es drängte sich ihm ein böses Wort aus dem Herzen. Er würgte förmlich daran: „Du ..." Sie legte überlegen die Hand auf seinen Mund und führte ihn also, trug ihn beinah in die Schlafkammer.

* * *

Es war ein sehr übles und trauriges Leben für alle, das nun begann. Denn im Bauern stand mit einer unerschütterlichen Gewißheit fest, es sei wirklich geworden, wovor er sich so lange gefürchtet.

Einen Beweis dafür fand er darin, daß der Wallenta niemals mehr bei ihnen übernachten wollte. Es mochte noch so übel Wetter sein und die Verhandlung noch so lange gewährt haben, er ging zu ihrem Abschluß fort. Dies geschah aber auf Befehl der Madlena, die ihn nicht mehr unter ihrem Dach dulden wollte.

Auch horchte der Zapletal mit einer kranken Neugierde nach jedem Tratsch im Dorf. Und alles, was geschah oder unterblieb, deutelte er sich natürlich nach seinen Meinungen oder geheimen Aengsten. Man wußte noch nichts — ja, das waren zwei ganz durch-

triebene, die jeden Pfiff und Schlich kannten, und die Welt würde einmal schon noch über ihre Niederträchtigkeiten erstaunen. Oder auch — es war selbstverständlich alle Welt mit ihnen im Bund gegen ihn.

So ein Alter! Ja freilich, wer hat mit ihm Mitleid? Was so einem Alten geschieht, das geschieht ihm nur ganz recht. Was braucht er eine Junge zu nehmen? Das war immer so gewesen, und er selbst, da er noch Sprünge wagte, hatte es doch auch nicht viel anders getan. Es war genug, wenn man sein Sündenspiel nur vor ihm verdeckte und ihm nicht ins Gesicht lachte. Und wie, wenn man ihn einmal satt hatte und gar keine Rücksicht mehr nehmen wollte auf ihn? Er war doch wehrlos. Und dann gab es doch Pülverchen, ganz weiß und süß wie Zucker. Wem man damit seine Speisen würzte, den hungerte es bald nicht mehr.

Er traute ihnen allerdings so etwas nicht zu. Denn die Madlena war früher immer brav gewesen. Er wußte es nun ganz bestimmt und schwelgte in der Erinnerung an ihre vormalige Bravheit, an die er doch nie hatte so recht glauben wollen. Ist ein Weib aber erst einmal schlecht, so weiß man gar keine Grenze. Und es gab Exempel. Er selbst war doch einmal Geschworener in einem solchen Fall gewesen, der dem seinen ganz verzweifelt ähnelte.

Nahm er aber seinen Stecken und jagte die Frau zu allen Teufeln — gut, aber er hatte doch nicht den kleinsten Beweis gegen sie und machte höchstens offenbar, was besser verborgen blieb vor aller Augen. Und dennoch war jene lüsterne Neugierde in ihm. Er

zupfte beständig an dem Tuch, hinter dem seines Hauses Geheimnis schlief, ob es erwache, ob jemand auch nur ahne, was sich dahinter verstecke.

Mit dem Burschen abrechnen? Ja — auch das war nicht so einfach. Er konnte doch nicht wissen, ob er die beiden damit nicht erst recht zu einem verzweifelten Schritt trieb. Denn er dachte sich ihre Leidenschaft groß, wie das einer immer tut, hinter dem derlei schon lange genug liegt. Und dann, er brauchte den Wallenta, brauchte ihn nun mehr als je, da sich doch manches große Unternehmen dem Abschluß näherte, von dessen ganzen Absichten er allein wußte. Mit ihm, seinem unermüdlichen Scharfsinn war's möglich. Ohne ihn fiel's in sich zusammen wie ein Kartenbau. Und nun hatte er den Burschen so lange gefüttert, auch mit Bissen, die ihm durchaus nicht zugedacht gewesen. Sollte er nun nicht nur gefoppt, auch geprellt sollte er sein? Nein, für solche Scherze war Kajetan Zapletal nicht. Den Spott trug er, der war andern schon widerfahren. Den Schaden aber noch dazu? Das stand ihm durchaus nicht zu Gesicht. Sich des Wallenta bedienen, bis zum Ende, und hernach eine Rechnung mit ihm halten, in der kein Posten und kein Heller vergessen war. Darauf verstand er sich doch. Und diese Hoffnung, die schöne Erwartung dieser einen Stunde, war ihm in aller seiner Pein eine Freude, die er ganz allein genoß.

Die Madlena aber war aus dem Gleichgewicht gekommen. Sie hatte gehofft, den Wallenta abzuschütteln. Stand sie ihm aber gegenüber, dann lähmte sie immer wieder die gleiche Schwäche, der sie damals er-

legen. Sie betete viel und traute sich dennoch nicht zur Beichte. Auch schlich ihr der Bursche überallhin nach, und tauchte vor ihr auf, wenn sie sich dessen am wenigsten versah und ganz allein war. So mußte sie denn trachten, des Kindes ledig zu sein, soviel es nur ging. Sie übergab es einer Magd; die mochte Annetschka durchaus nicht, denn sie gesellte sich nur sehr ungern zu einem Fremden und war also mit dem Mädchen sehr häßlich. Immer wieder versuchte sie's, der Mutter nachzuschleichen, immer wieder wurde sie hart angelassen dafür und entfernte sich dennoch so schwer, so zögernd! Oftmals, weil Madlena sich in schlimmen Gedanken durch sie aufgeschreckt sah, war sie zur Unzeit heftig und ungerecht gegen sie. Wieder erdrückte sie das Kind mit einer Zärtlichkeit, deren es nicht gewohnt war.

Sie trug die Launen des Gatten mit einer unendlichen Geduld. Es war ihr, als bestünde darin ein Teil ihrer Buße, und je mehr und klagloser sie auf sich nehme, desto besser für alle. Denn er war unsäglich erfinderisch in hämischen Bemerkungen. Jedes Kleid, das sie anhatte, gab Anlaß dazu. Etwas durchaus Schamloses war in ihm erwacht, und es behagte ihm, sie damit zu verwirren. Es gab wüste und abscheuliche Szenen voll eines unermeßlichen, niedergehaltenen, unterdrückten Grolles, unter denen das Kind sehr litt, dem man sie nicht ganz verbergen konnte. Denn schob sie es aus der Stube, sowie sich der Sturm ankündigte, so fuhr er auf und tobte, ob man ihm auch schon Annetschka nehmen wolle. Und wieder ein andermal ging sein Verdacht zurück bis in die ersten Zeiten

ihrer Ehe. Und er besudelte damit selbst das Kind. Es konnte in der Hölle nicht schlimmer sein, mußte sie sich oftmals denken. Und ein finsterer Glaube erwachte in ihr.

Sie hatten sich arg versündigt. Und so tief sie darunter litt, sie war zu schwach, sich dieser Sünde abzutun. Es war auch nicht möglich unter diesen Verhältnissen, wo sie Tag um Tag mit Cyrill sich treffen, an einem Tisch mit ihm sitzen, seine Nähe erleiden mußte. Ungeahndet aber konnte so etwas auch nicht bleiben. Wen aber mochte die Vergeltung treffen? Sie konnte in ihrem Mann bestraft werden und hätte das trotz alledem nicht leicht empfunden. Aber näher lag das Verhängnis über dem Wallenta als dem eigentlichen und überdies unbußfertigen Urheber aller Verwirrungen, und sie meinte, ihn sterben sehen zu können, ohne mit einer Wimper zu zucken. Eben darum traf es ihn wohl nicht. Oder es ereilte sie, als die Mitschuldige. Wie aber? Der Tod wäre ihr beinah' willkommen gewesen, und sie dachte nur nicht an Selbstmord, weil man ein böses Vergehen nicht durch ein noch schlimmeres, nicht mehr zu bereuendes gutmacht. Oder es konnte Annetschka treffen und in und mit dem Kind sie vernichten. Dachte sie so weit, dann kniete sie vor ihr nieder: Annetschka, mein Engelchen! Brach ab, schwatzte ganz verstört. Denn Kinder, die sündenrein sterben, gehen als Engelchen ein in die Freude des Herrn und bitten für die Vergehungen der Eltern.

So wurde dem Wallenta der Gang zu seinem Gevatter täglich schwerer.

Er sah so gar kein freundliches Gesicht mehr. Das Kind haßte ihn offen und machte nicht im mindesten Hehl daraus. Wie eine Wildkatze fauchte es ihn an, die sich wohl strählen läßt, aber immer nur auf den günstigen Augenblick zu einem Krallengriff dabei lauert. Ihm tat diese Abneigung ordentlich weh. Denn nicht aus Berechnung hatte er sich um Annetschka bemüht. Er liebte Kinder wirklich und ehrlich, wußte die Künste, die sie einem zulaufen machten, und war sogar nicht wenig stolz auf seine Macht über die kleinen Gemüter. Hier versagte sie völlig und in unbegreiflicher Weise. Hier, wo ihm am meisten an einer Wirkung lag. Und überhaupt, hier gefiel es ihm nicht. Denn seine Eitelkeit, wohl das Stärkste und Ursprünglichste in ihm, wurde hier unablässig und in der empfindlichsten Weise verletzt. Auch war das mit der Kajetanowa kein Verhältnis, wie es ihm gefiel. Und es wurde auch durchaus nicht, wie er sich's wünschte. Er war niemals der Herr und Gebieter. Sonst zitterten die Mädchen und die Weiber, mit denen er's gehabt, vor dem Ende, und er konnte drohen. Diese zitterte nach dem Ende. Sie wünschte nichts, als seiner ledig zu werden, und verbarg nicht einmal, wie sehr sie unter dem leide, was unter ihnen bestand. Niemals machte sie ein Hehl daraus und marterte ihn. Und das ewige Verstecken vor aller Welt regte ihn auf, und er kam sich selbst schon schlecht in der Haut vor, wenn er seine verstohlenen Pfade schlich.

Er strengte seinen ganzen Scharfsinn im Dienst des Bauern an. Alle seine Geisteskräfte bot er für ihn

auf, und das Vermögen des Zapletal wuchs mit einer unheimlichen Schnelligkeit. Sie zwei allein wußten, wie reich der Mann schon war; reicher als die meisten, die da herum auf Edelhöfen saßen. Er selbst wollte nichts davon. Er nahm nicht einmal mehr etwas für seine nächsten Bedürfnisse von ihm an. Nur seine Anerkennung der Dienste, die er sich abzwang, denn sie gingen gegen Leute, die ihm nie etwas getan, begehrte er. Die wurde ihm geweigert oder in einer Art gezollt, der man anmerkte, wie schwer und widerwillig sie sich aus einem vergifteten und von allen Befürchtungen zerfressenen Herzen losrang. Ja, es war eben eine böse Welt! Voll Falschheit und voll häßlichen Undanks. Und wenn er schon ein Lump sein sollte, für dies Gesindel war er immer noch zu gut, und dies war sein ganzes Unglück. Er hatte halt Gemüt. Und er nahm sich die Dinge zu Herzen. Dagegen war nun einmal nichts zu tun; wen's hatte, den hatt' es eben. Da half nur Flucht. Er mußte fort von dieser Madlena, die ihn mit ihrer traurigen Schroffheit verhexte, daß er keiner andern mehr denken konnte. Als liefen nicht Frauenzimmer genug für einen dreisten Gesellen auf dieser Welt umher! Fort von diesem Wucherer Kajetan, dieser Annetschka, die ein rechter Ekel war, diesem ganzen Dorf, einer Pfütze, in die er zu seinem Unheil getreten. Je nun, besser ein Stiefel, als gar ein Fuß samt allem, was daran hing. Er war ja nicht gebunden. Keinen Augenblick länger, als es ihm paßte. Und mit aller Entschiedenheit bewarb er sich endlich um eine Stellung. Natürlich bei Gericht. Da gibt es für einen, der ausgelernt ist und alle Wege

weiß, immer noch einen guten Verdienst, so daß man nicht ums Gehalt fragen muß.

* * *

Es hatte wieder einmal einen Verdruß mit der Madlena gegeben, wie jedesmal, wenn sie zusammen waren, so daß er schon vor jeder Begegnung zitterte, ohne ein Ende machen zu können. Denn freuen über ihn sollte sich diese hoffärtige Madlena, die doch nichts war, durchaus nicht. Litt sie, so war ihm doch auch nichts geschenkt. Und er sehnte sich dennoch nach jeder Begegnung. Also ... Er war diesmal sehr zornig fort, zum Jindrak. Nun musizierten sie miteinander. Es war ein nebliger Vorwinterabend. Des Jindrak Hütte stand auf einem Bühl. Man sah ins Land, über dem der Nebel seine endlosen, unkörperlichen Fäden spann, nieder zur March, die weißlichgrau, geschwellt von Oktoberregen zwischen dickem Weidicht ihr Bett erfüllte. Der Wallenta fühlte sich ruhiger werden. Eine Dohle, die er sich einmal gefangen und abgerichtet, um sie bei Gelegenheit Annetschka zu schenken, die sicherlich noch niemals einen sprechenden Vogel gehört, warf manchmal ein zorniges Wort in ihre Tanzweisen und schlug ärgerlich mit den glänzend schwarzen, gekappten Flügeln; denn es war ihre Schlafenszeit, und man kümmerte sich heute nicht darum. Wallenta drohte ihr mit dem Finger: „Sei ruhig, Peterl!“

Peterl spreizte die Flügel, fauchte, sah den Wallenta mit blitzenden schwarzen Augen an und schimpfte weiter.

„Das ist auch so ein Rabenvieh," knurrte der Cyrill.

„Sieht auch ganz so aus. Kann also niemand auch mit schlimmem Willen bestreiten," entgegnete Jindrak philosophisch.

„Ich dreh' ihm den Kragen um. Das kann mir gleichfalls niemand verbieten."

Peterl schien die freundliche Absicht zu merken und krächzte höchst bösartig und ergrimmt. Jindrak aber preßte seinen Blasebalg mit Macht zusammen. Er wollte mit Nachdruck und beiden Ellenbogen eine Passage herausquetschen, die ihm vielleicht nicht gemütsvoll und gewiß nicht sicher genug herauskam.

„Da werd' ich nun fortgehen," meinte der Wallenta melancholisch, wie das immer nach dem fünften Viertelchen Schnaps bei ihm kam. „Fortgehen, von wo ich doch eigentlich zu Haus bin. Und keine Katz' wird um mich krähen."

„Du, das möcht' ich einmal hören," meinte der Jindrak und entfaltete seine Harmonika zu einem neuen Sturmlied.

„Sei nicht frech, Blinder. Aber fortgehen muß ich. Sonst kommt nichts Gutes heraus, wenn ich noch länger da bin."

„Nein, Gutes kommt nichts heraus," bestätigte der Blinde.

„Du mußt mir nicht alles nachkrächzen, wie der Vogel, der vermaledeite," fuhr Wallenta auf. „Wer wird mich aber in der Heimat vermissen? Keine Menschenseele."

Jindrak erschrak und tat keinen Muck mehr. Er

wußte, es sei mit seinem Freund nicht immer gut Kirschen essen.

„Allen hab' ich Gutes getan, und alle werden auf mich hacken, wenn ich erst einmal fort bin. Aber das ist einmal in der Welt so. Warum wird man schlecht? Weil die Welt miserabel ist."

Jindrak betastete seine neue Harmonika zärtlich: „Ja, das ist nun einmal in der Welt so."

„Da wird man herumgehudelt im Leben. Was haben sie allein beim Militär auf mir für Stückeln gespielt, bis ich gemerkt hab', man kann auch auf andern spielen! Das wollen sie sich nicht gefallen lassen. Alle haben sie von mir gelernt."

„Ja. Alle und allerhand," bezeugte der Blinde.

„Du am meisten. Ein Pfuscher warst du, ein Bettelmusikant, nach dem man nur tanzen konnte, wenn's einem schon sehr in den Füßen juckte, und dem man seinen Kreuzer gibt, nur damit er um Gotteswillen aufhört."

„Ein Pfuscher? Ein Bettelmusikant? No, no!" meinte Jindrak gekränkt.

„Wie hat's nur früher hier ausgesehen! Wie bei einem Räuber, dem sein Geschäft sehr schlecht geht. Und jetzt ist's doch ganz menschlich hier."

„No ja. Aber ich war doch blind."

„Das bist jetzt auch noch. Aber ein Schwein bist du nicht mehr. Eine Ordnung hab' ich in dich hineingebracht, wie man sie beim Militär hat. Und ein Geld hast auch."

Der Blinde zuckte zusammen. Davon hörte er sehr ungern.

„Bissel was. Bissel was. Gar wenig.“ Und er spreizte seine Finger ängstlich, als müßt' er seinen Schatz behüten.

„Und deine Musik machst, daß es eine Passion ist. Du wirst an mich denken. Wirst, Jindratschku?“

„Gewiß werd' ich, und mit Dank,“ entgegnete Jindrak ehrlich und befreit aufatmend.

Peterl legte den Kopf auf die Seite und schwieg. Der Blinde aber regte sich nicht, horchte angespannt und zog die Luft tief in sich. „Wie ein Lärm ist's. Weit wo. Und es brandelt.“

„Unsinn. Die Nebel streichen. Da brandelt's immer.“

„Sei still, Wallenta. Hören und riechen tu' ich besser als du. Es brandelt richtig.“ Der Vogel stieß einen grellen Ton aus. „Der Peterl spürt auch etwas.“

„Laß mich sehen.“ Er trat vor die Hütte. Der Himmel war umzogen, und ein starker Wind hatte sich aufgemacht. Er fegte den Staub in Stößen vor sich her. Es war trockene Zeit gewesen und gegen alle Ordnung der Dinge. Ueberm Grunde aber lag ein rötliches Licht, und wie ein Rauch erhob es sich. Und da schlug es auch an. Gellend, ängstlich, zappelig, immer wieder und schneller, wie ein Ruf um Hilfe: die Feuerglocke. „Du hast recht. Es brennt.“

„Wo denn?“

„Im Dorf. Nah beim Schloß. Kann sein, beim Zapletal.“

„Gehst hin?“

„Muß ich doch. Servus, Jindrak.“ Er zog sich

an und eilte dem Sturm entgegen. Hinter ihm aber in kurzen, schnellen Sprüngen flatterte etwas. Die Dohle folgte ihrem Herrn, angezogen vom immer stärkeren Geruch der Brandstatt, völlig ermuntert von der Lohe, die sich immer mächtiger und klarer aus der Nacht hob, die rot und glosend am Himmel stand, dem Lärmen eines Dorfs, das geweckt war, da es sich zur Ruhe begeben wollte, und nun zur Hilfe herbeieilte.

Es war ein wirres Getöse. Angstgeschrei von Weibern, die nicht wußten, wo die Gefahr eigentlich herdrohte. Johlen und Greinen von Kindern. Sie überfüllten und verengten die Dorfstraße, in der sich schon manches Gerümpel zu türmen begann, das man retten wollte. Blöken, Quietschen, Wiehern und Gebelfer von Haustieren, die man der Sicherheit halber ins Freie gelassen. Und laut und immer schrecklicher das Prasseln der Flammen, und ihre Zungen stiegen hoch und höher in die Finsternis und glühten den weißen Kirchturm an, daß sein Kupferdach blänkte und er geisterhaft in der Nacht stand und man das Zittern und Schwingen der Glocken sah; und sie leckten gierig und sehnsüchtig nach dem Schloß hinüber.

Wallenta überflog dies mit einem Blick. Eine Spritze kam herangerasselt. Er schwang sich auf den Bock, ergriff die Zügel, die man ihm ohne Wort und Einspruch überließ. Hinten herum, über Sturzäcker, auf denen der schwere Wagen tief einsank und bedenklich schwankte, lenkte er sein Gespann. Es ging dennoch schneller als durch die Dorfstraße, und man mußte nicht aufpassen und der Flüchtenden halber kaum Schritt fahren, und es bestand keine Gefahr, daß die

Pferde von unmittelbarem Flammenschein und all dem Lärm scheu würden. Einmal sah er sich um. Auf der Pumpe saß die Dohle, klatschte vor Vergnügen mit den Fittichen und sah aus, wie ein kleiner Dämon. Er schlug mit der Peitsche nach ihr, sie hob die Schwingen und vermied den Hieb gewandt.

„Das Vieh bringt mir Unglück," schoß ihm durch den Kopf, und er zog den Pferden eins über, daß sie mächtig stiegen. „Annetschka," rief der Vogel darein, und dann schalt er: „Spitzbub! Haderlump!" und schnatterte allerlei dummes Zeug.

Ein tiefes Dunkel — der Laubengang vor dem Schloß. Auch kahl warfen die Stämme und das verwachsene Gezweig tiefe Schatten. Ueber den Bäumen aber stand es wie ein sehr kräftiges und leuchtendes Abendrot, und goldene Funken zogen windschnell vorüber. Das war brennendes Getreide; das fliegt weit und zündet bös.

Die Pferde schäumten, keuchten. So waren sie noch nie gehetzt worden, eine so eiserne Faust hatte ihre Zügel schon lange nicht regiert, sie emporgerissen, wenn sie straucheln wollten. Wallenta sprang ab, und ein Zujauchzen empfing ihn.

Auch hier eine heillose Verwirrung. Der dicke Feuerwehrhauptmann schoß zwecklos um, daß er kaum mehr schnaufen konnte, gab im jammernden Ton Befehle, um die sich niemand kümmerte. Alles plagte sich kopflos und ohne Leitung.

Wallenta hatte durch Zufall seine Feldwebelmütze aufgesetzt. Er schob sie aus der Stirn. Kühn und frech sah er aus. Der Gischt des Brandes warf einen

rötlichen Schein über sein blasses Gesicht, und seine Augen glühten. Die da an den Spritzen waren, dies waren fast durchweg seine Kameraden, hatten unter ihm gedient und harrten eigentlich nur seiner Befehle, denen blind zu gehorchen sie gewohnt waren.

Es war ihm leicht und freudig zumut, wie niemals seit langer, langer Zeit. Wie vor einer großen Aufgabe, vor die ihn das Schicksal selbst gestellt. Er winkte einen Burschen zu sich: „Die Ställe sind leer, Honsik?"

„Ja, das Vieh ist draußen, meld' ich."

„Ist gut. Eine Kette bilden bis zum Mühlbach! Eine Kette von Weibern, die Wasser reichen. Vier Mann an die Hauspumpe!"

Es geschah. Die Frauenzimmer, die bis dahin nur im Weg gestanden, sahen sich nützlich beschäftigt. „Die Ställe und Scheune brennen lassen! Alle Spritzen gegen den Gerätschuppen!"

„Warum?"

„Hierher geht der Wind. Fängt der Schuppen, so ist das Haus nicht mehr zu halten und vielleicht nicht einmal mehr das Schloß. Das sind alte Schindeln, die fliegen weit und sind wie Streichhölzchen. Zwei Mann aufs Dach!"

Eine Pause. Die Pumpen quakten, die Flammen prasselten und zischten gewaltig, wenn ihnen immer neue Ströme Wasser entgegengeschleudert wurden. Wallenta war allenthalben, immer die Dohle hinter sich.

„Der Hauptmann und sein Adjutant," scherzten die Burschen, die gutlaunig wurden. Denn sie spür-

ten den Nutzen seiner Gegenwart und die Klarheit seiner Befehle. Und auf einmal erhob der Vogel seinen Ruf „Annetschka!“ Er fand kein Echo. Keine Erwiderung.

Ein wirres Schreien: „Annetschka!“ Kein Kinderstimmchen antwortete.

Wo war sie? Niemand hatte sie gesehen.

Im Wohnhaus war sie gewiß nicht gewesen. Das hatte man gründlich ausgeräumt. Alles Gerümpel stand da zu Haufe und gleißte im Widerschein. Nur Annetschka fehlte, und ein allgemeines Jammern, durch das der tiefe Alt einer ihm vertrauten Frauenstimme wie eine Trauerglocke vorschlug, begann: „Jesus, Maria, Josef! Annetschka brennt!“

Das war wie eine Litanei. Eintönig und in seiner ewigen Wiederholung dennoch so schrecklich aufregend.

Der Wallenta reckte sich: „Wo ist das Feuer ausgebrochen?“ Und seine Stimme klang heiser und tonlos.

Man wies auf einen Stadel, der ganz in Flammen stand.

„Wann und wo hat man das Kind zuletzt gesehen?“

Darauf wußte niemand Bescheid. Der erzählte dies, ein anderer just das Gegenteil. Bestimmtes wußte keiner. Wallenta zog die Stirn kraus, während die Rettungsarbeiten unter seinem Befehle weitergingen und des Zapletal schreckliches Aechzen und Schluchzen und seine unsinnigen Verheißungen durch das schrille Gewimmer von Weiberstimmen klangen. War das Kind in jener Scheune, dann allerdings war kaum mehr eine Rettung dafür.

Und das war möglich. Gerade das. Denn eben hier hatte er sich diesen Nachmittag mit der Madlena getroffen, die ihm widerwillig genug nachgegeben, und dahier hatten sie sich noch so sehr gezankt und gestritten. Und es war ihm doch immer gewesen, und nun bestand es als Tatsache: es raschelte hinter ihnen wie von flinken Mäuse- oder Kinderfüßchen. Sie war ihnen doch überall hin nachgeschlichen, wo sie's nur konnte, der Spion, der kleine. Nun hatte sie's.

„Annetschka!" kreischte die Dohle auf einem entlaubten Baum, eben da es auf Erden einen Augenblick schwieg. Er bückte sich und schleuderte mit einem ingrimmigen Fluch einen Stein nach ihr. Aber seine Hand war so sehr unsicher. Er traf sie nicht. Nur nach dem Himmel sah er. Der stand kupferrot und angeglüht vor ihm. Und da stand auch die Zapletal vor ihm und sah ihn an, und ihm war, als sei die ganze Welt versunken, und sie ständen beide einzig darauf. Und was für Augen sie nur an sich hatte! Er hatte einmal, aus besonderen Umständen, einen Zug kommandiert, der einen armen Sünder zum Galgen führte, weil er seinen Korporal erschossen. Ganz solche Augen machte die Madlena; voll Furcht vor etwas Unbegreiflichem und voll von Wahnsinn.

„Ja! Da ist nichts zu machen!" sprach er nur für sich und dennoch laut. Die Madlena aber sah ihn immer nur an: flehend, fordernd und sehr gebieterisch. Ja, was wollte sie von ihm? Und wenn sie's schon forderte, warum tat sie's nicht lieber selbst, der's doch zunächst zustand? Und er fühlt' es mit aller Bestimmtheit: die gleichen Gedanken über Annetschkas Ausgang,

die ihn verstörten, waren auf ganz dem gleichen Weg auch in ihr wach geworden. Denn noch etwas lag in ihrem Blick: ein unbändiger und dennoch feiger Haß, vorläufig nur niedergehalten von einer Hoffnung...

Hoffnung? Worauf? Daß er sein Leben wegwerfen werde in einem tollen Versuch, den Fratzen zu retten, der ihnen offenbar nachgeschlichen und in der halben Dunkelheit eingeschlafen war? Dem wahrscheinlich kein Knochen mehr wehtat? Das aber war so sicher nicht. Eigentlich brannte doch nur das Gebälk und sandte seine Gluten in die Welt. Die Scheuer selbst, solid gemauert, stand. Sie konnte schon noch leben. Sie war zu retten, wenn jemand den Mut dazu erschwang.

Eine solche Tat zu fordern aber war doch Wahnsinn. Und begehrte man sie hundertmal von einem, an den man guten Anspruch hatte! Ja, und nun hatt' er's. Sie mußte verrückt werden, kam das Kind so durch ihre Versündigung um — und es trat wie ein Feuerschein in ihn ein — er hatte sie dann zum Irrsinn gebracht und sie und Annetschka und den alten Zapletal auf dem Gewissen. Er schüttelte sich heftig, als müsse er eine schwere Last von sich abbeuteln. Und immer Neues, Leidenschaftliches ging ihm durch die Brust.

Denn an diesem Kind, das so wehleidig war wie eins und nun einen so martervollen Tod erdulden mußte wie keins, das er selbst so lieb gehabt, trotz allen Aergers, daß es seine Neigung nicht erwidern gewollt, an dieser Annetschka liegt trotz all seines selbstherrlichen Gefühls mehr als an ihm.

Verschwänd' er, so war's eine Erleichterung min-

destens für zwei Menschen, denen er das Leben verstörte. Ging aber das Kind zugrund, so war es diesen zwei Menschen eine immerwährende und unauslöschliche Hölle. Da hineinsetzen hatte er sie gewiß nicht wollen und hatt' es dennoch getan. Und er verstand: ein Einzelner halte noch so viel und aus bestem Grund von sich, er ist dennoch nicht mehr wert, als ihn die übrigen einschätzen und ihm zugestehen wollen.

Und man erwartete es doch von ihm. Etwas, dessen sonst niemand fähig war. Das war ja immer so gewesen. Was sich niemand traute, das sollte der Wallenta vollbringen. Und was war sein Dank dafür? Daß man ihn einen niederträchtigen Kerl schimpfte. Natürlich hinterrücks. Der sich's ihm ins Gesicht getraut hätte, den hätte Cyrill Wallenta gar zu gern kennen gelernt.

Da war nun Gelegenheit, wie sie bestimmt nie wieder kam, eine Tat zu tun, an die sich niemand wagte, eine Tat, wie sie seiner Frechheit und seiner Eitelkeit zugleich schmeichelte. Das war so ein Brillantfeuerwerk, entzündet, Cyrill Wallentas Abschied zu feiern und ins gebührende Licht zu setzen. Nur zu gering erschien es ihm für diesen Zweck. Glückte dies Unterfangen, so vergoldete er sein ganzes Leben, es war nun, wie es war, und zwang sie, von ihm zu sprechen, wenn er längst nicht mehr da war. Eine Tat wär's die mit einem Fußtritt all dies Gesindel, das er so lange um sich geduldet, von ihm schied — und seine eigene Vergangenheit auch. Alles regte ihn so auf, drängte ihn zu einem Entschluß. Dies häßliche Gebimmel „Helft, kommt! Helft, kommt!" der Feuerglocke, die

immer ängstlicher und schneller anschlug, die Augen voll Höllenangst der Madlena. Und sein innerlicher Nihilismus dazu. Was lag an ihm? Ueberhaupt an sonst einem Menschen? Nur dies Kind war unersetzlich, wenn es sonst der Leute nur zu viel auf der Welt gab.

Er bückte sich, tauchte zwei Pferdedecken tief ins Wasser. „Alle Spritzen auf die Scheuer! Für den Schuppen genügt eine!" Seine Stimme klang klar. Er schlug die Decken um sich und lief in weiten Sprüngen über den Hof. Da sah man ihn und dort. Wo er sie zu finden gefürchtet, dort war Annetschka nicht. Das war ihm eine Erleichterung und ein gutes Vorzeichen. Wo er auftauchte, dorthin sandte man den vollen Strahl der Spritzen. Er dampfte, knickte zusammen, traf ihn die Wucht der Wasser, und taumelte weiter durch Rauch und Gluten. Wie ein Verdammter erschien er sich selbst und den andern, der durch die Hölle schwankt. Er verschwand. Eine endlose Pause. Da ... er hielt etwas hoch in den Armen, und durch die schreckliche Nacht klang das zornige Weinen eines Kinderstimmchens.

Ein Jubelschrei: „Annetschka!" „Bravo, Wallenta!" Ein Angstruf: „Achtung, Wallenta!"

Er hob, geblendet von all den Grellheiten, durch die er gestürmt, den Kopf, hielt die Hand vors Auge, tat einen Schritt vorwärts. In sein Verderben. Ein ungeheurer Balken stürzte, traf ihn mit voller Macht. Ein unsicheres Vorwärtstaumeln, immer das Kind in den Armen. Dann brach er in die Kniee und stöhnte. Dann sank er hin ...

Das Feuer war niedergebrannt. Die Menge hatte sich verlaufen. Noch stieg unter der Gewalt der Wachtspritze eine einzelne aufgeschreckte Flamme auf und glühte das Schloß an und den Kajetan Zapletal, der unbeweglich mit seinen kranken Beinen dasaß und grübelte. Er war hoch versichert, und der Brand gab ihm nun nur neue und flüssige Mittel zur Verfolgung seiner alten Pläne. Vor ihm lag regungslos Cyrill Wallenta. Die Madlena war fort. Unterkunft für die Nacht bereiten. In des Vaters Schoß hatte man Annetschka weich und warm gebettet, und sie schlief. Er hob die Faust gegen das Schloß, das geisterhaft klar und nahe stand, beugte sich über sein Kind, schlug ein Kreuz darüber und flüsterte heiser und ängstlich, um sie ja nicht zu wecken: „Annetschka, mein Herzerl, du wirst doch noch im Schloß schlafen."

Ruzena Capek

Der Prozeß ist annoch beim Kreisgericht Ungarisch-Hradisch anhängig.

Wie die Geschworenen, für die zum Teil selbst der Aufenthalt in dem kleinen mährischen Städtchen schon eine Zerstreuung wie mannigfache Aufregung bedeutet, darüber urteilen werden, läßt sich durchaus nicht vorhersagen. Unter allen Umständen: der Anwalt freut sich der großen Aufgabe, die seiner harren wird, und macht gar kein Hehl daraus.

Der Fall aber, der ein junges und tapferes Weib unter einer schweren Schuld des Gattenmordes auf die Anklagebank geführt hat, ist vielleicht merkwürdig genug, um so erzählt zu werden, wie er im Heimatsdorfe der Ruzena Capek umläuft. Hätten wir französische Geschworene, so müßte man sich über ihr Schicksal keinerlei Gedanken machen. Denn ihr eigenes Gewissen hat die Ruzena durchaus nicht zu fürchten. Was sie getan hat, kann davor bestehen und war höchst notwendig, nicht nur entschuldbar nach ihren Begriffen.

* * *

In der Heimat der Ruzena gab es natürlich keinen andern Gesprächsstoff.

Jeder wollte dies Ende ihrer Ehe vorausgewußt

haben und fühlte sich also als Weiser und Kündiger der Zukunft.

Zeugen wurden einvernommen und berichteten daheim gewichtig, wie sie ausgesagt und sich vor den Herren vom hohen Gericht benommen hätten.

Jede Einzelheit der letzten Jahre wurde so entrollt und durchgesprochen. Denn das Dorf hat ein erstaunliches Gedächtnis für alles, was einen daraus angeht oder betroffen hat.

Nur diejenige, die am meisten gewußt hätte, die Teresa, die Schwester der Angeklagten, hielt sich ganz still für sich und weinte sich für sich aus. Uebrigens lag ja nunmehr auch die volle Sorge für das große Anwesen und den Bruder allein auf ihr. Keine Kleinigkeit, wenn man noch selber so sehr jung ist und bis vor kurzem geneigt gewesen war, sich als Kind zu betrachten und hätscheln zu lassen.

Uebrigens war die Ruzena Capek immer ein eigenes Mädel gewesen. Ganz für sich und gar nicht wie die anderen.

Nämlich, sie hatten ihr doch beide Eltern hintereinander begraben. Sie waren an der Cholera gestorben, da die Aelteste eben erst zu ihren Jahren und zu ihrem Verstand gekommen war.

Den Bruder, der den Hof hätte übernehmen sollen, den hatte man in einem Raufhandel zu einem elenden und gottesarmen Krüppel gestochen. Füttern und anziehen mußte man ihn wie ein kleines Kind, er konnte nur stammeln und deuten, was er wolle, und ganz so, mit einem grenzenlosen Mitleiden, hatte ihn die Ruzena gern und sorgte dafür, daß es ihm an nichts fehle

und er seinen Platz in der Sonne habe, die ihm wohltat. Sie litt nicht, daß man ihn bemitleide. Innerlich, meinte sie, sei er immer noch klüger als die meisten. Er sehe und begreife alles gar wohl. Nur herzeigen könne er es nicht mehr, der Arme, seit damals, wo so viele wie die wilden Tiere über den einen herfielen und ihn so mörderisch mit Schlägen und Messern behandelten. Der Schrecken saß in ihm und lähmte. Ja freilich, es gibt kein böseres Volk als die Welschen, die Taljani, die dazumal im Dorf gearbeitet. Wich diese Angst einmal, so wurde er zwar leider Gottes gewiß nicht mehr heil, aber sonst ganz, wie er gewesen war.

Von ihren Verwandten mochte sie durchaus nichts wissen. Nämlich, das waren lauter Bettelleut' und hatten nichts im Kopf, nur wie man die Ruzena scheren und um das Ihrige prellen könnte. So ein Waisengut, das ist wie Heu in einer Raufe. Jedes Roß, das vorübergeht, möchte sich sein Maulvoll davon abrupfen. Es gibt gar viele, die es nicht anders ansehen, als wär' es herrenlos und jeder könnte danach greifen, bis man ihm eben nachdrücklich und so auf die langen Finger klopft, daß er es merkt; und wie man das so macht, daß es weh tut, dies hatte die Ruzena bald heraus. Das kommt mit der Uebung, und hernach hat man's nur so im Griff.

Man hatte ihr natürlich von Gerichts wegen einen Vormund bestellt. Das ist nun einmal so bei uns; und sei ein Weib noch so tüchtig, es muß jemand zu seiner Aufsicht eingesetzt sein. Ein weitläufiger Vetter war es, ein recht dürftiger Hund, der die Ruzena gerne geheiratet hätte, weil er ein angejahrter Witwer war.

Sie ließ sich anglotzen, soviel er nur mochte; das schadet weder, noch beißt es einem was ab; ließ ihn von der Heiligkeit des Ehestandes reden, soviel ihm gesund war. Darein reden in ihre Wirtschaft ließ sie sich kein Wort, und nur manchmal, wenn er es ihr gar zu dumm und gar zu lästig trieb, warf sie ihm einen fetten Bissen hin. Danach schnappte er so heftig, daß er sein Maul zu nichts anderem gebrauchen konnte.

Und so hauste Ruzena Capek auf ihrem Hof mit ihrer Schwester Teresa und mit dem armen Krüppel, den nie und nimmer zu verlassen sie sich geschworen hatte. Zu sorgen und zu betreuen hatte sie genug, und mehr erwartete und verlangte sie nicht einmal vom Leben. Denn sie war früh ernst gewesen und ward es nur immer mehr. Man hatte nie von einer Liebschaft auch nur gemunkelt bei ihr.

Sie war nicht im mindesten hübsch. Sie sah nämlich viel schwächer aus, als sie sich hernach bei der Arbeit erwies. Ihr schlug kein Essen an. Etwas bläßlich war sie immer, und sie färbte sich nicht besser, auch wenn sie sich noch so sehr anstrengte. Auch der Mund war schmal wie ein Strich und nur ganz wenig rot, die Nase länglich geraten und etwas spitz, das Haar und die Augen aber waren schwarz. Sie lachte fast niemals, und man hörte nie ein lautes Wort von ihr; sie hatte einen traurigen und nachdenklichen Blick und war eigentlich am hübschesten, wenn sie neben dem kranken Willem saß in einer Pause, die sie sich selten genug gönnte, und sie streichelte ihm seine sehr magere Hand und erzählte ihm mancherlei, das er mit einem immer gleichen stumpfen Kopfnicken vernahm. Ver-

stand er's? Sie hätt' ein Jurament darauf abgelegt. Und wenn schon nicht? Der behielt alles bei sich und verriet kein Sterbenswörtchen.

Denn sie haßte den Klatsch, der im Dorfe so heimisch ist, aus den tiefsten Gefühlen ihrer Natur heraus. Und sie traute niemandem. Gegen wen sie sich stellten, der hatte bei der Ruzena schon darum etwas für sich. Und deshalb hielt sie sich so, daß keinerlei Gerede ihr zu nahe konnte, und verkehrte mit keinem, für so hochmütig man sie auch beschrie. Etwas mußten sie ja jedem anheften. Da war dieses noch immer das Beste.

An die Ehe dachte sie nicht. Denn sie fühlte sich ganz wohl und geborgen, wo sie war. Sie hatte keine Liebe zu Kindern und keinen Sinn für Zerstreuung. Ihre Unabhängigkeit, die sie schwer genug behauptet hatte, die wollte sie nicht mehr preisgeben. Es war ihr widrig, sich jemanden neben ihr zu denken, dem sie Rechenschaft über jeden ihrer Schritte, wohl gar von ihren Gedanken schulde, der sich Rechte über ihre Handlungen und ihre Person anmaße, die sie aus freien Stücken niemandem zugestanden hätte.

So kamen die Freier und gingen. Die Nachbarinnen, die vordem der Vermittlung so beflissen waren, ließen in ihrem Eifer nach. Welche Bekanntschaft man ihr nahelegte, es war mit der Ruzena nichts zu beginnen. Sie beharrte: die Teresa, käme sie zu ihren Jahren, sollte heiraten. Die werde hübsch und dumm und unselbständig genug. Sie aber wolle mit dem Willem, und sonst allein bleiben.

* *
*

Es war zu Beginn des Novembers gewesen.

Die Sonne schien hell. Sie überglitzerte und taute das dünne, klirrende Eis, das der vorzeitige Allerheiligenfrost über Nacht auf Tümpeln und Lachen gebildet hatte.

Vor dem Flecken erhob sich ein Hügel, ansehnlich genug für dieses flache Land. Er soll dem Volksglauben nach die Marke der Züge des wilden Zizka bedeuten. Bis hierher trug er die Glut des Scheiterhaufens von Konstanz, ehe er sich wandte, um zu sterben. Und darum heißt die Höhe bis diesen Tag „Kehr' um, Zizka!"

Der Bursche, der einen Tag nach Allerseelen da oben stand, erwog gleichfalls, ob Umkehr nicht vielleicht das Vernünftigste wäre.

Die Bäume waren entlaubt, und so stellte sich mehr als sonst vom Dorfe dar. Man sah das weiße Schloß, den Kirchturm und jenes Gebüsch, das den Lauf der March umsäumt und andeutet. Der Strom selber schmiegte sich zu innig in den winterlich braunen, reichen Talgrund, ging auch zu seicht, als daß man sein Blinken hätte gewahren können.

Der Wanderer sah aus, stark und häßlich wie ein Gnom. Viel zu kurz geraten für die Breite seiner Schultern. Ein mächtiger Schädel, mit dem man Mauern einrennen konnte, Augen trüb und verquollen wie die eines Trinkers, der gern in der Nacht schwärmt, ohne Brauen und fast ohne Wimpern, so daß ihr Blick etwas Unverschämtes und Aufreizendes hatte; keine Spur von Bart im Gesicht. So stierte er, die Hand

vor der sehr niedrigen Stirne, nach der Ortschaft und war ungewiß.

Eigentlich hatte er da nichts zu suchen. Er war so viele Jahre fort gewesen, erst bei den Kaiserlichen, wo er nicht gut getan hatte, und den besten Teil seiner Dienstzeit ewiger Raufereien halber im Arrest verbrachte, dann auf Wanderschaft, halt nach dem Stückerl Brot, und so niemand hatte ihn da unten vermißt, daß er selber nicht wußte, was ihn eigentlich herzog, wo er nichts verloren oder zu finden wußte. Vielleicht, weil er da doch daheim war?

Wär' es noch Sommer gewesen! Da mußte man sich nicht um Obdach und Nahrung ängstigen. Man konnte in den Auen nächtigen, machte sich sein Feuer aus grünem Holz, damit einen die Gelsen nicht bei lebendigem Leib auffressen, und was man an Futter braucht, das gab der Fluß oder man legte Fallen. Darauf verstand sich der Wojtech Hermann wie keiner, und kochen konnt' er: der vom Grafen hätt' immer noch was von ihm lernen können, trotz weißer Schürze und weißer Kappe, mit denen er sich so patzig machte.

Jetzt aber, im Winter! Wahrhaftig, er hätte meinen müssen, der Teufel selber habe ihn hergeritten. Da gab es wohl nichts anderes, wie arbeiten. Entweder in der Zuckerfabrik, bei den Kesseln, wo man vor der Hitze närrisch wurde, oder im Holzschlagen, wo man vor der Kälte wieder nicht zu sich kommen konnte. Und die Herrschaft weiß sehr gut, wer sich ihr jetzt verdingt, der muß nehmen, was er kriegt, und sie nutzt das und sie zahlt einen Lohn, daß man sich vor sich selber schämen muß, man rührt dafür nur eine Hand.

Aber wo war es denn jetzt besser? In der Stadt, wo man warten mußte, ob nicht vielleicht doch Schnee fiel? Die einzige Arbeit stockte, die ihm sonst behagte: die am Bau. Da mußte sich niemand mehr anstrengen, als ihm just paßte und zuträglich war, und man konnte immer seinen Spaß mit den Helferinnen treiben. Und das hatte der Wojtech gern, sehr gern.

Er zündete sich einen Nasenwärmer an. Ganz trübselig rauchte er vor sich hin. Ja, das war doch ein richtiges Hundeleben, das er von Kind auf geführt!

Er mußte wiederum lachen, wenn er sich die Segensprüche beschwor, mit denen man ihn zum Abschied begabt. Nur, daß sie ihm nicht bis zur Dorfgrenze das Geleite gaben, der Gewißheit halber, daß sie seiner ledig würden. Ordentlich glücklich waren sie doch gewesen, ihn vom Halse zu bekommen. Das Gesindel!

Er blickte aufwärts. Der Himmel hatte sich grau umzogen, und ein springender Wind frischte auf. Ja, und nun schneite er ihnen mit dem ersten Schnee wieder in das öde Nest. Und dies war das Bestimmende für ihn und seine Rückkehr: sie würden sich mit dem wiedergewonnenen Mitbürger ganz über die Maßen freuen. Also: hinein denn ins Dorf!

Er nahm sein Bündelchen hoch. An den Stock, den er sich derb und dornig von einer Hecke geschnitten, band er sein blaues Taschentuch und ließ es gleich einer wehenden und siegreichen Fahne flattern. Zerlöchert genug war es dafür. Und breitbeinig und ganz entschlossen, ein Bursche, der sich vor nichts fürchtet, und dem Tod seinen Nasenstüber geben möchte, stapfte er durch die ersten fallenden Flocken in seine Heimat.

Es war im Talgrund wärmer als auf der Höhe. Er fühlte es, und das tat ihm wohl. Aus allen Schornsteinen stieg ein feiner Rauch und weckte Gedanken an allerhand gute und nahrhafte Dinge, die nun zu Mittag gekocht würden. Wojtech Hermann trat in ein Wirtshaus und ließ sich ein Stück Brot und ein tüchtiges Glas Schnaps geben, damit er sich nicht den Magen erkälte. Die Stube war so hübsch geheizt. Er wärmte sich am Ofen, überzählte seine Barschaft, seufzte und duselte. Denn wie Hunde und Katzen, so konnt' er einschlafen, wann es ihm gefiel.

* * *

Es war ihm eigentlich keinen Augenblick bang um sich und seine Zukunft. Wer sich von Kindesbeinen allein durchbeißen muß, der gewinnt einen gewissen Fatalismus. Er rechnet damit, daß ihm manchmal eine Nuß unterkommen wird, so hart, daß man meint, der Schädel krache einem.

Muß sie aber geknackt sein, so wird ein starkes Gebiß auch damit fertig. Es ist nur bitter, wenn der Kern hernach so ist, daß man spuckt und nochmals das ganze Gesicht verzerrt. Auch das ist nicht immer zu vermeiden.

Er war, gelinde gesagt — auf dem Dorf drückt man sich deutlicher aus — ein Waisenkind gewesen. So sehr sogar, daß man nichts von seinem Vater wußte, während die Mutter an seiner Geburt verstorben war. Mit dem lieben Vieh und wie dasselbe hatte man ihn aufwachsen lassen.

Wem er gerade zur ungelegenen Zeit — und will-

kommen war er niemals und niemandem! — vor den Füßen herumkrabbelte, der stieß nach ihm, ganz gleich, wohin er traf. So hielt's seine Pflegerin, so blieb's in der Sitte. Das war so, daß er sich beinahe wunderte, blieb er einen ganzen Tag ungepufft oder ohne daß eine mehr neugierige als sanfte Frauenhand untersuchte, ob wirklich sein eigenes Haar so struppig auf seinem viereckigen Schädel sitze.

Bei dem allen war er gediehen. Zu einer ungemeinen Kraft und Behendigkeit. Und weil er sich oftmals salvieren mußte, weil sehr früh jeder üble Streich im Dorf ihm zugeschrieben wurde, so kannte er bald jeden Schlich und jeden Steg wie keiner. Er war tükkisch und grausam. Wer mit ihm raufte, den richtete er erbarmungslos zu, auch nachdem er ihn schon niedergeworfen hatte. Er sicherte sich so einige Ruhe. Zeigte ihn aber einer an, der konnte gewiß sein, daß ihm beim nächsten Baden in der March etwas Unangenehmes passierte, denn der Wojtech konnte schwimmen und tauchen wie ein Otter; oder daß ihn unversehens ein Steinwurf traf, ohne daß jemand zu erspähen war, der ihn getan haben konnte.

Er hatte dem Hirten späterhin geholfen. Und dies Leben hätt' ihm eigentlich für immer am besten gepaßt. Wenn er durch das Dorf mit seiner Peitsche knallen konnte, worin er es bald seinem Meister vortat, und es drängte sich das liebe Vieh heran, so kam er sich wie ein Befehlshaber vor und fühlte sich gewaltig und nicht ohne Grund herzlich beneidet von allen Buben, die zur Schule oder aufs Feld mußten. Draußen aber ward ihm erst recht behaglich. Da konnte man sich ein

Fleckchen aussuchen, auf das die Sonne so warm schien. Sich hinräkeln in das sanfte Gras und in den hohen Himmel starren, der immer durchsichtiger ward, sich über einen senkte und zu Frühlingszeiten erfüllt war von unendlichem Lerchenjubel; um und um ein sanftes Gebimmel von großen und kleinen Schellen. Und man wurde schwindelig vor der vielen Bewegung, dem Bücken und Heben der vielen Tiere, den Farben: rotbunt, schwarz, weiß, scheckig, die sich auf dem grünen Grunde durcheinander schoben, schläfrig vor dem eintönigen Schnauben, und genoß einer innigen und schönen Trägheit.

Nur freilich, gehorchte ein Tier in seiner Unvernunft nicht augenblicklich, brach es die Reihe, oder versuchte es in eine Hecke einzudringen, oder sich im Kleefeld zu verlaufen, das so üppig und gefährlich lockte, dann geriet der Wojtech in eine besinnungslose Wut. Dann schlug er, wohin es eben traf, und der Hirte wagte nichts mehr gegen ihn. So sehr fürchtete er sich selber vor dem hinterlistigen und gewalttätigen Buben.

Das aber kam auf, und darum ließ man ihn nicht dabei. Ein Handwerk aber mocht' er durchaus nicht lernen. Und als ihm einmal der Herr Pfarrer, der obendrein Dechant war und sogar beim Fürstbischof etwas galt, eine väterliche Vermahnung hielt, was denn auf diese Weise mit dem Wojtech werden und ob er durchaus zur Hölle fahren wollte, da stand er wie ein Stock und stierte ihn ohne alle Gegenrede sehr frech an. Und als sich der Herr Dechant in seiner Bekümmernis, denn es ging doch um eine getaufte Seele,

umsah, da stand der Bube immer noch, wo man ihn verlassen hatte, streckte die Zunge heraus, so lang es gehen wollte, und das Gewand des hochwürdigen Herrn war sehr hoch hinauf mit Kotklümpchen bespritzt. Darin hatte der Junge eine Fertigkeit, das mit den bloßen Zehen zu tun und ohne daß es einer merken konnte, der auf eine solche Niederträchtigkeit natürlich nicht gefaßt gewesen ist. So voll ausgespitzter Schlechtigkeiten war der Wojtech von kleinauf.

Er war wie ein Tier. Ganz ohne Scham oder Achtung vor einem, der nicht eben stärker war wie er. Er witterte aus, wann und wo die Mädchen badeten, und trieb damit unerhörten Unfug. Und mit den Italienern machte er Bruderschaft. Ohnedies ist das ein Diebsvolk ohnegleichen. So paßten sie zueinander. Nun hatten sie gar einen, der ihnen jede Gelegenheit für Galgenstreiche ausspürte und verriet. Es läßt sich denken: gar nichts mehr im Ort war in alle Ewigkeit vor ihnen sicher. Natürlich kam bald alles, was sich begab, dem Wojtech aufs Kerbholz. Schlug man ihn, warf er sich gern unter mörderischem Geheule flach auf den Boden, und er verstand es alsdann, Anfälle und Zuckungen zu heucheln, daß man erschrak und von ihm abließ. Hatten sich seine Bedränger aber erst entfernt, dann hörte man einen grellen Pfiff, und der Wojtech verschwand mit einer unheimlichen Schnelligkeit, völlig munter und als wäre nichts geschehen.

Mit aller ihrer Mühe, nur ein dickes Fell haben sie ihm angeprügelt. Nun, und das kann einer gebrauchen, wie er war. Nicht eine Stunde in seinem nichtsnutzigen Leben war er krank. Da war ein großes Kinder-

sterben gewesen. Er scheute keine Ansteckung. Er half dem Totengräber. Er trug die kleinen Leichen, um deren Genesung man gebetet, wenn man ihn jede Stunde nur verwünschte. Und ihm geschah nichts.

Damals traute er sich zuerst ins Wirtshaus. Mit seinem Gelde klimpernd, abgerissen, wie ein rechter Haderlak, saß er da und hatte keine kleine Meinung von sich. Man hatte Aerger über ihn. Nicht einer, der an diesem Tag in seinem Glas Bier oder in seinem Schnäpschen nicht ein giftiges Geschmäcklein verspürt hätte. Desto lieblicher ging es ihm ein. Er war fortab erwachsen. Und er brachte sich bald Kameraden mit, Halunken aus der ganzen Umgebung, die ihm zuliefen, ihn als Meister anerkannten und bewunderten und ihm bei allen Schlechtigkeiten halfen. Und mit Schelmenliedern voll Unzucht höhnten sie die allgemeine Trauer und lebten frech und sonder Gedanken in den Tag.

Es läßt sich somit denken, wie froh man war, als der Wojtech einrücken mußte. Man atmete auf, hoffte seiner für immer ledig zu sein. Und nun war er doch wieder da, frecher denn je, und jeder erkannte ihn, da er mit seiner Lumpenfahne durch das Dorf schritt, und alle Hühnersteigen wurden gesperrt. Daß der Teufel doch niemals den holt, den er sollte! Das ist doch der Teufel! Eben der rechte Teufel!

* *
*

Tut einer in jedem Sinn seine Pflicht, gegenüber den Seinigen, der Gemeinde und dem lieben Gott, dann heißt es: er ist s o w e i t ein ordentlicher Mensch.

So weit. Denn gerade in solchen Stücken müssen die Leute nun einmal immer eine Einschränkung machen.

Damit ist die Sache aber auch endgültig abgetan. Und darin soll er, neben dem Lohn in sich, von dem auch noch niemand fett geworden ist, sein Genügen haben und finden.

Treibt er aber rechten Unfug, macht er sich unliebsam in jedem Sinne, dann bereden sie ihn des Langen und Breiten. Und sie wundern sich über ihn, seine Streiche und seine Einfälle.

Er kommt in den Mund aller Welt. Und statt sich zu schämen, daß er so gar nicht guttun und seine arbeitsame Karre ziehen will für sein Kinderwägelchen voll loser Sachen, wird er, wenn er sonst danach ist, immer eitler und hochmütiger davon, als wär' er was rechtes, statt doch nur ein ausgewachsener Lumpenkerl zu sein.

Immer neue Nichtsnutzigkeiten heckt er aus. Ehe einem was Ordentliches einfällt, gar, ehe das ausgeführt ist, das braucht doch seine Zeit und will überlegt und festgemacht sein. Schlechtigkeiten aber schießen über Nacht auf, wie die Nesseln. Der sich an ihnen verbrennt, der schreit natürlich Zeter und vermehrt so den Spaß dessen, der sie gesät hat.

Und die Weiber schielen nach ihm und tun, als fürchteten sie sich. Und damit hat er denn auch schon einen Vorteil über sie, wenn er ihnen dann einmal unversehens begegnet. Und sie tuscheln, wann er vorübergeht, und winken einander heimlich mit den Augen, in die vielleicht mancher brave Junge sich rechtschaffen

gern vergucken möchte. Und er versteht das zu deuten: und so gewinnt er's ihnen immer leichter ab und nutzt ihre Neugier und ihre Dummheit ohne jedes Gewissen. Denn er hat selber keine Scham in sich, und darin liegt immer etwas Ansteckendes.

Und mehr Zeit, hinter ihnen her zu sein oder ihnen auf Feldwegen aufzupassen, hat er auch, wie einer, der seine Arbeit tut und hernach so müd ist, daß er Gott dankt, wenn er nur endlich seine Ruh hat. Und hat er sie satt, so läßt er sie stehen; und was können sie ihm anhaben, wo sie sich doch hernach vor sich selber schämen müssen, daß sie sich mit so einem überhaupt eingelassen haben? Und wenn es auch scheint, als tät' er etwas, so ganz bei der Sache ist ein richtiger Tagedieb niemals, daß er sich daneben nicht noch etwas ausspintisieren könnte.

So haben sie den Wojtech Hermann viel zu bereden gehabt. Denn in der ganzen Zeit, die er fort war, hat er nichts von seinen Teufeleien verlernt, und allerhand neue hat er sich ausgesonnen.

Wer nämlich Anlagen dafür hat, an dem bleibt immer etwas picken. Nicht anders, wie Fliegen an einer Leimspindel, die, wenn sie recht voll ist, auch nicht eben einen lieblichen Anblick gewährt.

Natürlich hat er seine Kameradschaft mit den Italienern wieder angefangen. Denn einer, der was war oder auch nur vorstellen wollte, der konnte sich mit diesem Habe- und Taugenichts doch keineswegs abgeben. Mindestens nicht, wenn einer in der Nähe war, der es sehen konnte.

Im Kalkofen haben sie geschlafen. Und wie ab-

gerissen er war, dieses war dem Wojtech einerlei. Gegessen hat er besser wie die Bauern. Denn er war ein richtiger Dieb und hat es gehalten wie der rote Fuchs. Der stiehlt auch niemals in der Nähe, nämlich dort nicht, wo er sein Loch hat; dort nimmt er keine Feder weg. Jenseits der Dorfgrenze aber hört alles Gemeingefühl auf, und seinem Nachbar gönnt jeder neidlos einen Schaden. Hätt' er doch besser aufgepaßt! Und man reibt sich die Hände.

Schlechte Weibsbilder gibt's immer und allenthalben. Und wenn sie nur ihren Spaß haben, so ist's ihnen gleich, wie oder mit wem. Und vor dem Gendarmen, dem sonst kein Steuerzahler den Respekt verweigert, vor dem hat dieser Galgenvogel gar keine Achtung gehabt.

Wenn ihm der gedroht hat, er wird schon auf ihn und seine Schliche passen, so hat der Wojtech gegrinst, bis ihm sein Maul um die ganze breite Visage gegangen ist, und hat gemeint, er soll lieber nicht damit seine Zeit verlieren. Denn er könne sich vielleicht derweilen ein schönes Stück Geld und Ehre verdienen, indem er die Mörder der Madlena Hofmann finge, die man so jämmerlich umgebracht hat, ohne daß man bis heutigen Tages von den Tätern auch nur eine Ahnung hat. Entfernte sich der zornig, so spöttelte ihm der Wojtech nach, so eilig sei es nun wieder nicht. So in die Haut schlecht war der Hermann.

Man hat auch oft der Ruzena Capek von ihm und seinen Bübereien gesprochen.

Denn weil sich das Frauenzimmer so sehr still hielt und man es allgemein geachtet hat, so hat man ihr zu-

getragen, was sich begeben hat, damit sie doch wisse, daß sie in der Gemeinschaft lebt und dazu gehört. Dafür benützt man immer und überall am liebsten das Unangenehme.

Sie hat dann wohl zugehört, wie einer, der sich eben nicht helfen kann, der nicht unhöflich sein will und sich also lieber zwingt. Denn ohnedies hat man sie für sehr hochmütig gehalten.

Hatte sie aber genug, und hatte die Erzählende ihren guten Trunk Kaffee getrunken, auf den die Ruzena selber was hielt, und vom Kuchen, den die Capek so weiß buk, wie sonst niemand im Dorf, was natürlich jedesmal gebührend anerkannt und bewundert werden mußte, so viel in sich hineingelegt, daß nichts mehr Platz hatte, dann zuckte die Ruzena die Achseln und schürzte die Lippen so, daß man ihre spitzen Eckzähne sah, was sich sehr hoffärtig machte und jede Erörterung abbiß: „Laß mich in Ruh mit euerm Wojtech. Er ist ein Haderlak!" Und sie wendete sich zu ihrem armen Krüppel und streichelte ihn und tat ihm schön nach Kräften. Und dabei dachte niemand im ganzen Ort so viel an den Haderlak, den Hermann, als eben die Ruzena in ihrer stillen Art, die es nicht begriff, wie ein junger und kräftiger Mensch so dem Herrgott den Tag abstehlen und mit sich und seinen Gaben nichts zu beginnen wissen sollte ...

* *
*

Es wäre alles gegangen, und man hätte sich am Ende an den unbequemen Gast gewöhnt, ohne seine verdammte Gewohnheit.

Er stichelte sehr gern. Und er hatte ein Maul von der Art, die man nach dem Tode erst noch extra einmal erschlagen muß. Sonst keift sie noch aus dem Grab heraus. Er mußte um jeden Preis und gegen allen seinen Vorteil immer das letzte Wort haben.

Ordentlich wie ein Weib war er darin. Und um einen Einfall oder einen schlechten Witz war er niemals verlegen.

Gegen jeden, er mochte noch so ehrbar erscheinen, hat er was gewußt. In seiner vielen freien Zeit hat er sich's ausgedacht, womit er einen ärgern konnte. Und weil er gute und überdies boshafte Augen im Kopf hatte, so hat er natürlich manches bemerkt, was ein anderer lieber übersehen oder vielleicht versteckt halten wollte.

Das war nicht anders, als hätte man einen Spitzel im Dorf, vor dem nichts verborgen bleibt und der es just da und dann auskramt, wann's einem am allerwenigsten paßt. Und so plötzlich und immer vor Zeugen warf er's einem an den Kopf, daß man gar keine Antwort wußte und nur völlig begossen dagesessen ist. Das verdrießt und frißt an einem.

Ein einzelner aber hätte sich nicht an ihn getraut. Denn er war so stark, daß nur der lahme Petrasch mit ihm hätt' allein fertig werden können. Der hatte wohl auch eine Wut auf ihn, weil der Wojtech ihn einmal beim Roßtäuscheln betrogen hatte, denn damit und mit Viehdoktorn, das er bei seinem Hirten angefangen und hernach beim Fuhrwesen ausgelernt hatte, gab er sich ab und verstand's über einen Zigeuner. Aber wo und wie hätte der Petrasch den Hermann denn erwischen

sollen? Der war flink und vorsichtig wie sonst nur ein Marder.

Er hatte sich ein neues Gewand gekauft. Wie's ein richtiger Hannak trägt, also durchaus nicht wohlfeil. Was brauchte er Bauerntracht, der doch kein Bauer war? Und wen hatt' er wieder um das Geld betrogen? Es stach natürlich vielen in die Augen, als er's am Samstagabend zum erstenmal in die Kneipe führte. Er war sehr gut aufgelegt und frecher und spottlustiger denn je.

Ein Bursch um den anderen begann mit ihm zu häkeln, bekam seinen Trumpf und verlor sich. Erst freute er sich seines Sieges; langsam wurde ihm nicht ganz wohl dabei, als er endlich so ganz vereinsamt in der Schenkstube zurückblieb. Auch die Dauertrinker gingen, nachdem sie viel gewispert und mit dem Daumen gedeutelt. Am Ende lauerten sie auf ihn. Und gerade diesen Abend war niemand von seinen Gesellen da. Am liebsten hätt' er auf einer Bank übernachtet. Oder hätt' er nur die Magd gekannt, daß sie ihn bei sich versteckte! Aber, leider Gottes, der Wirt hielt sehr auf Ordnung. So blieb er mindestens schuldig: kam er zu Schaden, so sollt' es wer anderer auch.

Draußen überfielen sie ihn. Den ersten Hieb, und der gab gleich aus, tat der lahme Petrasch. Sie schlugen ihn die ganze Dorfstraße entlang. Jeder Ausweg war ihm versperrt. Er wehrte sich, so gut er konnte; aber es waren diesmal doch zu viele über einem.

Alles wurde wach. Schlaftrunkene Gesichter erschienen an den Fenstern, drückten an den Scheiben die Nasen noch breiter, als sie ohnedies waren, und

grinsten schadenfroh, ehe sie verschwanden, da sie sahen, was sich begab. Das war doch ein famoser Spaß! Und wenn sie ihn schon totschlugen, es war um ihn ja gewiß kein Schaden. Die Hunde rissen an ihren Ketten und heulten und jammerten in allen Tonarten. Denn am Himmel stand ohnedies der Vollmond, der sie immer rebellisch macht.

Das war wie ein toller Schattentanz im geisternden Licht. Da und dort bot sich eine Lücke. Er nutzte sie oder er überrannte einen einzelnen. An ein Entkommen aber war dennoch durchaus nicht zu denken. Er teilte aus und empfing zehnfach. Immer ängstlicher wurde ihm. Er schrie jämmerlich um Hilfe und erhöhte damit nur das Vergnügen seiner Verfolger. Und wenn er sich die Kehle wund zeterte, für ihn rührte sich sicherlich keine Hand ...

Es war eine richtige Hatz. Erbarmungslos, wie sie nur Bauerngroll, der Zins zu Zins schlägt, veranstalten kann. Und sie ging eine gute Viertelstunde lang ohne Unterbrechung bis zum Hause der Ruzena Capek. Dort schlug er hin. Der gab ihm noch einen Tritt, der einen letzten Streich. Er lag starr und steif da, mit verglasten Augen, die im Mondlicht doppelt schrecklich glänzten, und Schaum vor dem Munde. So fand ihn die Capek, die vom Lärmen natürlich auch wach geworden war.

Sie ließ ihn aufheben und zu sich ins Haus tragen. Er war völlig steif; sein Gesicht ganz mit Blut beronnen. Es brauchte lange Zeit, ehe er wieder zu sich kam und seinen ersten ordentlichen Schnaufer tat. Der Ruzena ward dabei im Innersten leichter: so, als hätt'

sie einen Mord verhütet, der sich unter ihren Augen begeben wollte, oder mindestens ein schweres Unglück, das sie vordem einmal, als es ihr näher gegangen war, nicht hatte verhindern können.

Dem Hermann aber war sehr wohl. Er fühlte sich — Gott weiß, nach welcher Zeit wieder? — in einem ordentlichen Bett. Und eine weiche Hand wusch an seinen Wunden. Er richtete sich ein wenig auf und stöhnte mächtig; öffnete die verquollenen Augen und sah sein neues Gewand, mit dem er noch manchesmal Staat zu machen gehofft, das durchaus zerrissen, ärger war, als das er von sich getan, weil man damit schon gar nicht mehr unter die Leute gehen konnte. Ein häßliches Grinsen ging über sein breites Gesicht: „Ich sag's immer. An einem Haderlaken hält sich kein gutes Kleid. Er brennt's durch wie das Feuer," und er sank zurück und in eine neue schwere Ohnmacht.

* *
*

Es war eine lange und mühsame Genesung.

Wojtech Hermann schien einen innerlichen Schaden genommen zu haben. Denn er hustete viel und hatte immerfort das Stechen in der Brust, vor dem sich Bauersleute am meisten fürchten.

Sah sie ihn so schwach und hilflos, der einmal mit seinen Streichen das ganze Dorf erfüllt und rebellisch gemacht, dann regte sich's mächtig in der Brust der Ruzena. Die Aehnlichkeit mit dem Geschick ihres Bruders, bei dem's nur leider so viel schlimmer ausgegangen war, erweckte in ihr das echteste weibliche Mitleiden.

Auch vertrug sich der Lump mit dem Krüppel vortrefflich. Einträchtig saßen sie auf derselben Bank. Er führte den armen Willem zu Tische, fütterte ihn mit den besten Brocken und leitete ihn hernach wieder an einen Platz, wo er's recht warm hatte, ohne daß er jemandem im Wege stand.

Wie ein Bruder war er zu ihm, wie ein leibhaftiger Bruder. Er hatte sehr geschickte Finger. Und so ersann und schnitzelte er denn Spielereien; eine Windmühle, die sich drehte, mit einer wirklichen Glocke, die zeitweise läutete und dem armen Krüppel tausend Spaß machte. Die Ruzena erkannte das dankbar. Schon daß sie nicht immer um den Siechen sein mußte — nicht in jeder Arbeit und jedem Gedanken durch die ewige Sorge um ihn und ob ihm in seiner Hilflosigkeit nicht etwas zustieße, gestört zu sein, darin lag für sie eine wesentliche Hilfe und eine große Beruhigung.

Und so verging der Winter dem Wojtech völlig wie im Himmel. Er hatt' es warm. Sein Tisch war gedeckt. Man war freundlich zu ihm. Denn man hatte sich mehr und mehr an ihn und seine Wunderlichkeiten gewöhnt, die er natürlich nicht so im Handumdrehen von sich tun konnte.

Zum Beispiel: es geschah ihm immer wieder, daß er sich wie ein anderer ordentlicher Mensch in seinem Bett niederlegte. Erwacht, fand er sich zu seiner großen Verwunderung im Stall oder im Heu, ohne Ahnung, wie er dahin gekommen sein könnte.

Aber um das Vieh nahm er sich mit einer großen Liebe an. Und das gedieh; darauf verstand er sich aus dem Grund. Riet er der Ruzena zu Kauf oder Ver-

kauf, es lohnte sich immer, und sie folgte ihm da bald blind und mit dem besten Vertrauen.

Auch ersann er Fallen, höchst sinnreich und von einer unerhörten Vortrefflichkeit gegen alle Arten von Ungeziefer. Wie ihm das alles nur einfiel und welche Geduld er hatte, bis sein Gedanke ganz in der Vollendung ins Leben getreten war, wie er sich ihn vorgestellt, das mußte man einfach bestaunen. Der Capek-Hof hatte Ruhe vor Mäusen und Ratten, und im Garten lebte keinerlei Gezücht mehr.

Nachdem er doch niemals einen Kreuzer Geld hatte, so entfiel manche Versuchung für ihn. Seinen Tabak, sobald ihm der Doktor das Rauchen erst wieder gestattet hatte, bekam er pünktlich jeden Sonntag für die ganze Woche. Den kaufte und mischte ihm die Ruzena selber, gut und reichlich, denn sie knickerte niemals.

Es hatte ein einzig Mal in der ganzen Zeit Verdruß gegeben. Nämlich: einmal hatte sich der Wojtech weggeschlichen. Da er heimkam, machte er sich heimlich hinterm Stadel ein Feuer und arbeitete dort für sich und sehr vergnügt, und es lief ihm dabei immer das Wasser im Mund zusammen. Zu Abend kam's heraus, was er getrieben hatte, denn er trug zwei Rebhühner und einen Hasen ganz stolz auf, die er gefangen und nach seiner Art zubereitet hatte. Die Ruzena fuhr auf. Das sei gestohlen, und sie leide weder Diebsgut noch einen Dieb unter ihrem Dach. Sie war eben eine ganz eigene Person.

Wojtech verzog sein Gesicht. Er bat: man möchte doch nur kosten, ob man was herausschmecke? Und die Sachen sahen wirklich verlockend aus, so sehr, daß

der Krüppel mit einem Gurgellaut die Hand danach ausstreckte. Zum erstenmal stieß sie ihm die Ruzena weg. Der Wojtech murrte, aber es blieb ihm nichts übrig: er mußte seinen Kram wieder zusammenpacken. Hinterm Stadel, eben da, wo er ihn so vergnügt und in seinem Gott zufrieden hergerichtet, saß er damit und kränkte sich sehr. Er fühlte sich sehr verkannt. Und in lauter Kümmernis und Herzeleid aß er allein alles auf, das er bei sich hatte, nachdem es doch schade gewesen wäre, die gute Gottesgabe wegen anderer Unverstand vor die Hunde zu werfen. Geschadet hat ihm das Mahl nicht, so ausgiebig es war, und obzwar er nicht einmal etwas bei sich hatte, es zu verschwemmen.

Was war das doch für ein Elend auf der Welt! Niemals begriff es einer, wie es der andere mit ihm meinte, und immer wollt' er ihn anders haben. Ja, wenn das nur so leicht ginge, aus seiner Haut fahren, und wenn man nur vorher wissen könnte, wie einem die passen möchte, darein man schlüpfen soll ... Und auf diese Ruzena, an der nichts war, nur Knochen mit einer gelben Haut überzogen, auf die hatt' er eine rechtschaffene Wut. Warum hofmeisterte sie an ihm herum, und gar, warum ließ er sich's gefallen? Das machte eben, er hatte ein dankbares Gemüt und war nicht so wie andere. Den wahren, den letzten Grund gestand er sich selbst nicht.

So ward es Frühjahr, und die strengere Arbeit begann.

Der Wojtech tat mit. Aber als er zum erstenmal die blaue Sämannschürze an sich hatte und die schöne, goldblanke Gerste, die so kühlend und seidig durch die

Finger rann, ausstreute in die fette, schwarze Erde, deren guter und kräftiger Geruch ihn umdampfte, so sah er dennoch wie zweifelnd an sich nieder. Er gefiel sich nicht so ganz. Denn in eine wunderliche Maskerade, die so gar nicht zu ihm paßte und deren er sich abtun müsse, sowie die leiseste Möglichkeit dazu bestanden, schien er sich geraten.

Es war sehr früher Morgen und nebelig. In den kahlen Geästen saßen die Saatkrähen und stießen krächzend und mit gespreizten Schnäbeln nieder in seine Stapfen, sowie er einen Schritt vorwärts tat; hinter ihm hüpften Sperling und Schopflerche und zippten gierig, ob sie nichts ergattern könnten. Die Schwaden zogen träg; aber dahinter empfand man die Sonne. Aus jeder Furche quoll es weißlich auf, bekroch das Erdreich wie befruchtend und verflatterte. Wojtech Hermann stapfte, immer mit der gleichen segnenden Handbewegung, über diesen Boden, an dem er doch nicht mehr Anteil hatte wie das gefiederte Gesindlein hinter ihm.

Zu schwerer Arbeit, wie hinter dem Pflug, war er noch durchaus nicht zu gebrauchen. Da mußte denn die Ruzena acht geben, daß er sich nicht übernahm. Denn er fühlte die Wiederkehr seiner Kräfte und war also, nicht einmal aus Arbeitseifer, nur zu geneigt, sich mehr zuzutrauen, als er schon vermochte. Einmal stemmte er sich gegen einen schweren Leiterwagen. Das Mädchen sprang herzu und schob ihn unwirsch und dennoch besorgt davon. Er sah sie mit einem eigenen Blick an: erstaunt, dankbar und dennoch frech. Sie hielt ihn mit finsteren Brauen aus. Hernach, in ihrer

Kammer, wurde sie rot davor, wenn sie sich seiner erinnerte.

So sehr war man einander gewöhnt, daß keines dieser beiden mehr nach dem Rechtstitel des Zusammenseins fragte. Dem Wojtech war's, als hätt' er endlich seine Heimat gefunden. Und überflüssig war er hier nicht.

Im Dorfe aber hub sich ein Gerede. Und wie das nun einmal ist, es wurde desto häßlicher und spitziger, als man eben diesem Mädchen bis dahin nicht das mindeste hatte nachsagen können, als sein Lebenswandel für manch eine ein Vorwurf war. Nun aber war die ganze Wahrheit ans Licht gekommen; der Scheffel, darunter man sie versteckt, hatte selber Feuer gefangen. Sie war niemals besser gewesen als andere. Nur eben hinterlistiger und scheinheiliger. Alle Scham hatte sie von sich geworfen. Sie war sich eben gut genug, um es mit dem Haderlaken zu halten, dem schlechten Lumpen, von dem das letzte Mädel im Ort nichts hätte wissen wollen, und dem sie nun zuhielt, um allen zu zeigen, wie so gar nichts ihr an ihnen liege, wie gleichgültig sie ihr waren; die schlechte und verworfene Person die!

Als der Ruzena Capek diese Redereien zuerst zu Ohren kamen — unmittelbar zugetragen natürlich, voll lebhaften Eifers und redlicher Besorgnis um ihre Ehre und verbrämt mit den schönsten Redensarten, wie niederträchtig die Menschen seien, die sich nicht schämten, so etwas gegen sie in den Mund zu nehmen und es doch gewiß nicht einmal glaubten! — da lächelte sie, daß ihre Eckzähne spitz und blank schimmerten.

Ja, sie waren ihr neidisch! Um ihren Wohlstand, um ihre Makellosigkeit, die ihr gestattete, nach niemandes Meinung zu fragen, zu tun, was ihr gefiel, um ihre Unabhängigkeit, um alles.

Und weil sie heuchelten, durch die Bank, und die Augen verdrehten, so wollten sie sich an ihr rächen, die derlei niemals nötig gehabt, und zogen sie mindestens in ihren Reden in den gleichen Schmutz, ohne den sie nicht leben konnten.

Das andere Mal aber, da man ihr mit dem gleichen kam, wurde sie nachdenklich. Endlich erwachte eine zornige Betrübnis in ihr. Denn allenthalben meinte sie spöttische Blicke zu verspüren, die sie eben nicht vertrug. Denn sie war niemals gewöhnt gewesen, also angesehen zu sein.

Und überdies schlich ihr der Wojtech doch nach, wie ein abgerichteter Hund, der von seinem Herrn keinen Schritt weicht.

Das war ihr verdrießlich genug. Aber sie wußte nicht, wie dem ein Ende machen. Und das kostete sie Nachdenkens genug.

Ihn fortweisen? Aber er hatte nichts angestellt, war ihr nützlich, und sie hatte am Ende allen einen Dienst erwiesen, indem sie ihn auf den guten Weg brachte, der ihnen sämtlich so lang ein Aergernis und ein Stein des Anstoßes gewesen war.

Oder verargte man ihr am Ende das? Brauchte man immer und überall einen Sündenbock? Damit man sich vor seinem Anblick segnen und in der eigenen Tugendhaftigkeit fühlen kann? Und daß man nunmehr mit dem Wojtech keinen Anlaß dazu hatte, konnte

man ihr das nicht verzeihen? Auch dieses war möglich, wahrscheinlich sogar, weil's so gemein war.

Und sie fühlte in tiefster Brust: eigentlich ohne es zu wollen, hatte sie ein gutes Werk begonnen. Und sie gab das weder mehr auf, eh' sie es als nutzlos gewagt erkannte oder es vollendet war, noch ließ sie's sich verkümmern. Ueberhaupt, seit wann blieb Ruzena Capek auf halbem Wege stehen, nur weil ihr der oder ein anderer zweifelnd und schadenfroh nachschielte? Konnte der Wojtech nicht so als ein Mittelding von Knecht und Schaffner auf dem Hofe bleiben, der groß genug war, um einen zu vertragen, ja zu gebrauchen, dann mußte eine andere Art gefunden werden, ihn da festzuhalten, daß niemand mehr an ihm mäkeln konnte.

Er schlich doch auch so gedrückt herum; immer hinter ihr, immer, als empfinde er, sie sei sein einziger Halt. Das war eigentlich widerwärtig und rührte sie dennoch wiederum.

Ihn selber zu befragen aber fiel ihr nicht einmal ein. Denn ihr war, als könnte sie über ihn verfügen. Daß er das Glück ausschlüge, welches sich ihm bot, wäre nicht nur ihr undenkbar erschienen.

Wie die Ruzena gewohnt war, durch ihr ganzes Leben alles mit sich allein abzumachen, ohne jeden Berater, desto mehr für sich, weil dies sonst so gar nicht Weibesart ist, so hielt sie es auch diesmal, wo allerdings der Wille eines anderen sehr in Betracht gekommen wäre.

Kein Wort von Liebe hatten sie gesprochen, keinen Beweis von Zärtlichkeit getauscht. Am Sonntag aber,

nach der Messe, schritt sie stracks in die Dechantei. Sie blieb ziemlich lange darin; ein Beweis, daß der Dechant allerhand Bedenklichkeiten hatte und ihr nicht vorenthielt. Sie hörte nicht darauf, wie niemals, wenn ihr etwas notwendig dünkte; beharrte, sie sei großjährig und erfahren genug, zu wissen, was ihr fromme und zustehe. Da sie herunterkam, stand natürlich der Wojtech vor dem Haustor, hatte das eine Auge zugekniffen und blinzelte mit dem anderen wie ein verträumter Kater die Sonne an. Sie gab ihm einen aufmunternden Puffer: „Geh hinauf, Wojtech, zum Herrn Dechanten, und küss' ihm die Hand. Wir heiraten uns ..."

* *
*

Oft und oft, in schlimmen und einsamen Stunden, hat die Ruzena hernach jener Verlobung gedacht.

Sie war nicht aufgeblüht, wie eine Blume ihre Knospe sprengt: aus dem Bedürfnis nach Sonne und über ihre Lockung.

Mannigfaltige und dunkle Beweggründe hatten das Mädchen zu diesem Entschlusse bewogen und gedrängt. Da war zunächst eine Wallung gewesen. Der Stolz einer reinen Person, die ihre Unnahbarkeit nicht bezweifelt wissen will; und jenes Selbstgefühl sprach das letzte Wort, das sich ein gedeihendes Werk nicht zerstören lassen möchte und sich vor der schwierigsten Aufgabe nicht scheut: durch ein ganzes Leben mit einem Menschen fertig zu werden, den alle vermeiden und aufgegeben hatten.

Warum aber war er so geworden? Oder wie hätt' er begreifen können, daß er Pflichten gegen dieselben Leute habe, die ihm gegenüber keine Verpflichtung übten oder anerkannten?

Zu ihr und bei ihr hatt' er sich immer ganz löblich benommen. Sie wußte nicht das mindeste Schlimme über ihn, die ganze Zeit, da er auf ihrem Hofe lebte und an ihrem Tische saß. Und man hatte doch schon manchen guten Laib Brot miteinander verzehrt.

Es war freilich aus der Ordnung gewesen, daß sie das erste Wort sprach. Aber im Leben geht es schon manchmal so. Denn er selber hätt' es sich doch nie getrauen dürfen. Wer war er? Der Garniemand, wenn man schon sehr gütig war, neben ihr. Und sie war Ruzena Capek, angesehen um Reichtum, Klugheit und Makellosigkeit der Sitten. Gerade so gut hätt' er sich's einreden dürfen, die Grafentochter werde ihn nehmen.

Es ist das nämlich mit ein Unglück. Wer für sich lebt, der setzt sich in sich seine Stellung gegenüber den andern fest. Er glaubt gar nicht, weil er gar nicht nach ihnen fragt, es könnten sie ihm die Menschen nicht zugestehen, und erlebt dann natürlich manche Ueberraschung und Enttäuschung.

Es gab einen stillen Brautstand. Er nahm sich keinerlei Freiheiten heraus und blieb bescheiden. Nach Zärtlichkeiten aber verlangte es die Ruzena nicht, die ihrer nicht gewohnt war.

Küßt' er sie einmal aus seinem Rechte, dann litt sie's mit einer gewissen Verwunderung. Er merkte das wohl, und es verschlug ihm nichts. Das wurde sicher-

lich und mit einem Schlage anders, sowie das Weib in ihr erst geweckt war. Da hatt' er schon seine Erfahrungen. Vorher mochten sie tun, wie sie wollten, hernach waren sie alle gleich.

Nur eben, bis dahin mußte man vorsichtig sein. Sehr vorsichtig, damit sie ihm am Ende nicht kopfscheu würde, und ihm ein Glück, so groß, wie's nur einem richtigen Lumpen in den Schoß fallen konnte, durch die Lappen ginge.

Er wußte wohl aus Uebung: einem jeden Vogerl muß man mit seinem eigenen Ton pfeifen, wenn es darauf horchen und in das Netz flattern soll, das man dafür aufgerichtet. Schlug das erst einmal zu, dann mocht' es flattern nach Belieben. Das half dann nicht mehr.

Und eine katholische Ehe ist ein gewichtiges und ein nicht mehr zu entwirrendes Netz. Uebrigens, er mochte die Ruzena ganz gut. Er war ihr doch dankbar im Grunde seines Herzens, selbst mit einigem Erstaunen, weil er gar nicht begriff, warum sie so an ihm tat. Halt nur, weil er ein Mann war?

Etwas fülliger hätte sie sein mögen. Etwa so, wie die Andjola war, die auf dem Hofe diente und ihm immer so verschmitzte Augen machte, wenn sie, die Beine bloß und mit erheblichem Geklapper der Melkeimer, aus der Wohnung in den Stall lief. War das ein flinkes Frauenzimmer! Er war wirklich neugierig, ob die nie und nirgends stille hielt. Aber derlei verspart man sich für später.

Oder, wenn sie nur so gewesen wäre, wie ihre jüngere Schwester, die Tereska nämlich, zu werden

versprach. Aber einmal ändern sich die Frauen in der Ehe oft wundersam. Dann, woher nahm er, just er, das Recht, gar so zu klauben? Ein solcher Ausbund von Schönheit und sonstigen Tugenden, wie der liebe Gott just an ihm geschaffen hatte! Alles konnte doch nie und nirgends beisammen sein. Dies wußte der Wojtech. Und just für ihn sollte sich's schicken?

Nur nicht unbescheiden sein! Besonders, wenn es einem ohnedies weit über Verdienst und jegliches Erwarten zuteil geworden ist.

Freilich, die Ruzena hatte einen verdammten Hochmut an sich. Und sie würde kein bequemes Weib sein, und sie war viel zu klug, als daß man ihr was vorflunkern konnte.

Aber eben darum konnte man ihr vielleicht gemach begreiflich machen, daß nach der Hochzeit das Spiel ganz anders stand wie vorher.

Ueber sich selbst nachzudenken, hatt' er niemals Zeit gehabt. Er nahm sich, wie er war, und er war keineswegs mit sich unzufrieden.

Daß er über die Eigenschaften seiner Zukünftigen wider Willen, gezwungen durch die Kraft nachgrübeln mußte, die er in ihr empfand, war ihm oft genug unbequem und verdrießlich.

Man erzählte von ihr, sie habe seit ihren Kindertränen nie mehr geweint. Ja, da gab es ein Sprüchlein: die das als Mädchen nicht getan, die holt es als Frau ein. Denn ein Weib muß weinen. Er wollte gewiß nichts dazu tun, daß es so kam. Aber, wenn es

einmal so ward, dann war es vorher bestimmt und nicht ihn traf die Schuld oder der Vorwurf.

Während also die Ruzena alles zur Hochzeit beschickte — zu kaufen brauchte man nichts, denn alles war überreich vorhanden —, ging ihr Bräutigam neben ihr in tiefen und sonderbaren Gedanken, deren Inhalt sie nicht ahnte.

In der Nacht vor der Trauung machten sie einen Rundgang durch ihren Besitz. Sie zeigte ihm alles, davon er in Hinkunft seinen Anteil haben sollte. Da sie die Ställe, sauber gehalten, daß es einen gelüstete, darin zu essen, durchschritten, geschah es, daß ein junger, schöner Goldfuchs, der Liebling des Mädchens, der noch kein Geschirr getragen hatte, sich bäumte, stieg, um sich schlug, schauderte und sich durchaus nicht beruhigen wollte. Ihr wurde bänglich. Denn man weiß: Pferde wittern böse Geister.

Der Wojtech blieb ruhig, obwohl er das Vorzeichen auch kannte. Er legte seinen Arm fest um sie und zog sie von hinnen. In der Küche war noch Licht. Da standen die Andjola und die Teresa, bloßarmig, bückten sich über Gänse, unter denen man für den morgenden Tag ein grausames Morden verübt, daß das Geschnatter der Todesopfer das ganze Dorf mit der Ahnung von Leckerbissen alarmiert, und rupften an ihnen herum. Das Blut stieg ihnen dabei in die frischen Gesichter. Die Herdflamme, an der sie sie sengten, flackerte hoch, glänzte am vielen blanken Geschirr, das rundum aufgestellt war, und tanzte, wenn man Stroh darein warf, züngelnd auf und nieder. Dazu sangen sie, stießen sich zwischendurch an und kicherten. Die Ru-

zena meinte zu wissen worüber und wurde fast zornig. Wojtech aber warf noch einen langen und gierigen Blick in die Fenster.

* * *

Also; man lebte miteinander und vorerst nicht einmal schlecht.

Ein richtiger Bauer, wie sich's sein Weib vielleicht erhofft, wurde der Wojtech zwar nicht mehr. Das muß von Kindesbeinen gelernt und unbewußt geübt sein, bis man den Tritt so sicher hat und immer so genau vorher weiß, wie das Roß im Göpelwerk.

Darauf kam es der Ruzena übrigens nicht so sehr an. Denn im Grunde hatte sie doch nicht geheiratet, um eine Hilfe zu haben. Ihr Gewerbe verstand und versah sie doch manches Jahr allein und ganz famos.

Den Vormund, den albernen Gesellen, der ihren Hühnern hatte vorschreiben wollen, wie viel Eier zu legen sie verpflichtet wären, den war sie doch glücklich los. Das war schon etwas wert. Einen Mann aber, der ihr in alles darein redete und sich gar so wichtig machte, den hätte sie durchaus nicht mehr vertragen.

Er stellte etwas vor. Und er war ein guter Rechner. Und mit den Juden konnt' er markten, erlernte sogar das Mauscheln sehr bald. Das war gar zu spaßig, wenn er darein kam, und es erheiterte sogar die Ruzena. Ihr war Feilschen immer zu dumm gewesen, und nur um zu einem Ende zu kommen, hatte sie den Händler einmal zur Unzeit gehen lassen und ein anderes Mal wieder zur Unzeit verkauft. Der Wojtech aber hatte eine heilige Geduld. Immer von neuem ließ er

den anderen anfangen und hörte ihm recht schafsmäßig und voll andächtiger Sanftmut zu. Bis dem die Galle überlief, er zappelig ward und bot, was sich gehörte. Denn es ist schwer, in einen Stock etwas hineinzureden.

Er verstand es ausgezeichnet, sich schwerhörig zu stellen und, während er auf jedes Wort paßte, wie die Katze vorm Mauseloch, die verkehrtesten Antworten zu geben. Es gibt nichts auf Gottes Welt, was den Partner so in Wut und Verzweiflung bringt und den Zähesten so gewiß mürbe macht. Und wenn der andere sich die Seele aus dem Leibe geredet hatte, und der Wojtech war dagesessen, ganz Andacht und Ueberzeugung und Gläubigkeit, dann erhob sich der Bauer zum Schluß, nickte wehmütig und nachdenklich mit dem Kopf: „Wie mein Bruder hast du gesprochen, ganz wie mein Bruder. Aber," und er zog das ohnedies breite Maul noch lasterhaft schief, „ich will's mir noch beschlafen. Es kann morgen wieder wer kommen, mir mehr bieten, und mir tät's alsdann leid. Sehr leid tät' es mir. Und du willst doch nicht, daß ich mich kränken tu'?"

Er hatte nur viel freie Zeit. Und die Bauern waren ihm zu dumm. So hielt er sich an die herrschaftlichen Beamten. Mit denen kartelte er und konnte die Kunst bald sehr gründlich. Und er machte kleine Geschäfte mit ihnen, die nicht immer zu seinem Vorteil ausgingen. Aber er wußte ganz gut, daß der Umgang mit ihnen für ihn eine Ehre bedeute, und daß man Ehren in aller Welt bezahlen muß. Er durfte sich's leisten.

Sonst stand doch für ihn alles so gut, wie man

sich's besser gar nicht wünschen konnte. Er war nach Besitz vielleicht der erste im Dorfe. Und er hatte beim Militär einigermaßen mit der Feder umgehen gelernt, besser als die meisten Bauern, und sogar ein ganz leidliches Deutsch war an ihm haften geblieben.

Er mocht' es zu etwas bringen. Sogar Starosta konnt' er werden, in demselben Dorf, in dem man ihn gehudelt und gepufft hatte. Dazu war ein gutes Einvernehmen mit der Herrschaft ein Vorteil, und dafür konnte man es in den Kauf nehmen, daß man ihn gelegentlich ein wenig übers Ohr hieb.

„Bin ich erst Starosta!" dacht' er für sich. Aber was er hernach wollte, das verschwieg er. Vielleicht, weil er sich selber noch nicht ganz klar war, was er hernach alles wollen und unternehmen werde.

Gerne kutschierte er zur Stadt, Einkäufe besorgen. Er kutschierte nämlich meisterlich, und es machte ihm vielen Spaß. Nur sehr rücksichtslos gegen die Pferde war er dabei. Er überjagte sie gerne, um seine Kunst und Sicherheit zu zeigen. Er trieb sich in den Geschäften um, wo man ihn bald kannte. Und hatt' er sich einmal über die Zeit versäumt, weil er Bekannte vom Militär traf, denen man sich zeigen und die man in der neuen Herrlichkeit traktieren mußte, dann hetzte er heimwärts, was eben Platz hatte.

Waren die Andjola oder die Teresa mit oder gar beide, denn seine Frau mochte niemals, dann war es gar ein Hauptspaß. Denn zuvor gab man ihnen unter den Lauben ein Glas süßen Wein zu trinken. Und sie kreischten alsdann, wenn die Pferde nur so durch die Ebene flogen und schäumten, und der Wojtech trieb

und feuerte sie immer noch an, nun mit der Zunge schnalzend, nun mit einem langen, klatschenden Peitschenschlag, der nur so durch die Luft sauste. In seinen Ohren war dies, das Rasseln der Räder, das Dröhnen des Wagens, reine Musik. Und der Staub der Straße stieg vor ihnen auf in Säulen und sank gemach hinter ihnen; und die Mädchen kriegten eine Heidenangst, und ihre Röcke flogen hoch, und sie drückten sich an ihn, enge, ganz enge, klammerten sich an, und er lachte ihnen frech in die Augen . . .

Es wurde so mancher gute Gulden vertan. Aber das brachte er auf der anderen Seite schon reichlich herein. Und wenn nicht? Denn es war eigen: niemals konnt' es der Hermann so recht fassen, als hätt' er wirklich Anteil am Gelde seines Weibes. Ein richtiges Gefühl des Besitzes erwachte nicht in ihm. Was er hatte, das war sein. Und nur, was er vertan, dies war genossen, und es konnt' es ihm niemand mehr wegnehmen.

Etwas Leichtes, Unbeschwertes gab ihm das unter einem ewig sorgenden und kargenden Geschlecht. Und der Ruzena mißfiel es nicht einmal. Es war ganz gut, daß ihr Mann nicht alles so ernst nahm wie sie selber.

Nur eines kränkte sie: es wollte kein Kind kommen. Und daß ihrer Ehe dieser letzte und wahrste Segen vorenthalten bleiben mußte, dies fraß zu ihrem eigenen Erstaunen, die vordem Kinder nicht eben gemocht, tief an ihr. Für wen plagte man sich denn? Und hatte Gott, an den sie ohne alles Lippenwerk innerlich glaubte, am Ende doch keinen rechten Gefallen an ihrer Ehe gefunden?

Im Dorf aber war ein rechtes Lauern, eine unablässige, schadenfrohe Erwartung. Wie lang würden die beiden überhaupt miteinander hausen, und welches Ende mußte das mit ihnen nehmen? Denn daß es gut ausging, war doch ganz ausgeschlossen, obzwar es sich gegenwärtig so weit ganz hübsch und verträglich anließ. Aber ein Haderlak bleibt ein Haderlak, und nichts und keine Liebe kann etwas anderes aus ihm machen, als wozu er beschaffen ist.

Mochte sie's haben! Denn allen zum Trotz, bei vielen Warnungen und ohne auf einen zu hören, hatte sie doch den schlechten Kerl genommen und eingesetzt, wenn mancher braven Mutter arbeitsames und guterzogenes Kind sich's nicht besser gewünscht hätte, als auf dem Capekhof zu wirtschaften und seiner Herrin ein guter und getreuer und sparsamer Gatte zu sein. Denn das Anwesen hieß immer noch nach ihr und nur nach ihr, und an den Namen des Hermann mochte man sich all die Jahre her gar nicht gewöhnen . . .

* * *

Es gab bald allerhand Gerede über den Hermann.

Das war nicht anders, als platzten sie sämtlich auf ihn, oder als hätte sich wider ihn das ganze Dorf verschworen.

Kam derlei seinem Weibe zu Ohren, so zuckt' es ungläubig die Achseln. Was sich die Leute nur immer und ewig um andere zu bekümmern hatten, die ihnen gar keinen Dank darum wußten, statt um die eigenen Sachen!

Ihr kam man damit nicht an. Denn der Wojtech

mochte sein, wie er wollte, — so gut wie die war er lange noch, obzwar allerhand Eigenschaften an ihm zutage traten, die ihr gar nicht gefielen.

Denn blind war sie niemals gewesen. Sie sah scharf und richtig und hatte nur die Fähigkeit starker Naturen, manches zu übersehen.

Tat er aber etwas, das nicht nach ihrem Sinne stand: er war eben töricht. Und weil er immer viel allein gewesen war, so hatt' er nie gelernt, sich einem anderen bequemen. Das brauchte Geduld und Liebe, daran sie es nicht fehlen lassen wollte, ehe er das begreifen und üben lernen konnte.

Dem man aber mit grenzenlosem Vertrauen begegnete, der durfte sich doch nicht verleiten lassen, das zu mißbrauchen. Und so schlecht war gewiß kein Mensch auf der Welt, Güte, wie die sie ihm rastlos entgegenbrachte, mit Niederträchtigkeiten und mit Ausspottung hinter dem Rücken heimzuzahlen.

Da war eine Witwe mit zwei Töchtern. Von keinem aus dem Kleeblatt hatte man jemals gut gesprochen. Sie wohnten in einer Keuschen, in einer richtigen, verlumpten Schaluppen, zu der nicht ein einziger Strich Feld gehörte. Nur etwas Kartoffelland, auf dem aber auch eher Unkraut als sonst was wuchs, weil sie zu faul waren, eine Hacke auch nur in die Hand zu nehmen. Bei denen wollte man den Wojtech oftmals gesehen haben. Und sicherlich: die Mädel arbeiteten gar nichts mehr und trugen doch neue Röcke an sich, kürzer, rauschender und umfangreicher denn je.

Und dann war in ihrem eigenen Hause diese Andjola. Die hatte neuerdings so etwas Spöttisches an

sich, wenn sie mit der Frau sprach, so eine hämische Höflichkeit, hinter der eine dumme Schadenfreude vorgrinste. Und ihre Augen waren garnicht mehr neugierig, vielmehr frech, und sie schupfte jede Ermahnung von den Achseln. Hätt' er am Ende wirklich was mit ihr? Die Ruzena war durchaus nicht eifersüchtig, nur eine ehrliche Abneigung gegen jede Unsauberkeit und jede Hehlerei war in ihr.

Die Andjola mußte fort. Und auf dem Capekhofe wurde keine Hübsche mehr gedungen. Der Wojtech schnitt seine häßlichste Fratze, wenn wieder einmal eine eintrat, die um ein erhebliches mehr zur Vogelscheuche als zu sonst was erschaffen schien. Aber die Ruzena blieb unbarmherzig.

Er schimpfte hinter ihrem Rücken auf der Kneipe und zu seinen Schmarotzern, daran es ihm natürlich nicht fehlte, nicht schlecht auf sein Weib. Gegen sie aufzumucken, wagt' er noch nicht. Denn etwas Geschlossenes und Starkes war an ihr, das ihm immer noch Achtung abzwang, obzwar die tägliche Gewohnheit ihn langsam dagegen abstumpfte. Ferne von ihr hatte er Mut. Was sie denn meine? Und warum er denn nach Hause solle? Ein ganzes Nest von Nachteulen mit einem Uhu an der Spitze, der knappe und die Augen rolle, bei sich zusammen sehen, das mache doch niemandem einen Spaß. Und wenn die Ruzena dahin treibe, dann solle sie sich nicht wundern, wenn einmal etwas herauskomme, daß sie noch runder darein sehen werde als sonst . . .

Das war natürlich zu Anfang nur so geredet, damit man sah, wie ein schneidiger Kerl der Wojtech ist.

Aber natürlich, es gibt immer Menschen, denen es eine rechtschaffene Gottesfreude ist, noch zu hetzen. Gar noch, wenn sie bei jemandem Geld spüren, das locker sitzt. Und so ging's denn los: „Wojtech, du bist der Mann!" Und: „Zeig' ihr den Herrn, Wojtech!" bis er glaubte, es stünde seine Ehre, oder was so ein Lump darunter versteht, auf dem Spiele. War er aber betrunken und hatt' seinen rechten Unsinn von sich gegeben, so lief man ihr zu: „Denk' dir nur, Ruzena, so hat dein Mann von dir gesprochen, und dies hat er gedroht!" Zuckte sie die Achseln: „Das ist gegen Gott und sein Gesetz. Nicht einmal fürchten tut sie sich vor dir, Wojtech! So macht sie nur!" Und: „Das darfst du dir nicht gefallen lassen." Bis zwischen beiden Abneigung und Argwohn hoch wuchs, eine Dornenhecke, die niemand durchbrechen will.

Es war ihr nicht gegeben, sich auszusprechen. Und etwas Herrisches war immer freilich an ihr gewesen. Denn sie wollte niemals und nichts, nur das Rechte. Und sie meinte, ein jeder müßte das von selber begreifen und sich danach richten. Und sie erkannte wohl: ihr Mann war nicht eben sehr einsichtig. Und so grub sich ihr diese eine Furche, die der Zweifel und das traurige Nachsinnen gepflügt, immer tiefer, schnurgerade, wie von einem starken Beilhieb, in die Stirne ein.

Und wie häßlich das nur war, immer im Verdacht zu leben und keine Stunde sicher zu sein! Denn immer tiefer fraßen sich diese rastlosen Anklagen in ihr. Und war die Andjola auch nicht mehr auf dem Hof, aus der Welt war sie darum nicht, und auf den Namen kam es nicht an, den das Frauenzimmer trug.

Und die Ruzena war viel allein. So zog sie dies alles immer tief in sich, und die Luft, die sie atmete, war erfüllt mit eitel Befürchtungen. Manchmal setzte sie sich zum Willem und klagte sich bei ihm aus. Denn die Teresa war in ihren Augen immer noch das Kind, das von derlei nichts wissen durfte, wiewohl die Burschen schon stets dreister nach ihr schielten. Und ein großes und tiefes Leiden schwoll in der Brust der Ruzena. Ihren Bruder, diesen braven und guten Menschen, hatte man ihr für sein ganzes Leben unglücklich gemacht. Einem anderen aber war nichts geschehen. Warum nicht? Nur damit er sie elend machen könne? Sie wollte diesen Gedanken beichten, dessen ganze Sündhaftigkeit sie empfand; aber los wurde sie ihn nicht mehr, seitdem er ihr gekommen war.

Immer härter wurde sie, je deutlicher sie erkannte, daß sie über ihren Mann gar keinen Einfluß habe und gewinnen könne.

Einmal, da er sich schwer berauscht hatte — und oftmals war er ihr schon in einem Zustand heimgekommen, vor dem es ihr grauste, und wollte ihr dann gar noch schöntun — sperrte sie ihm die Tür vor der Nase zu. Er schlug einen Heidenlärm, pochte und brüllte und rief sie dazwischen mit spöttischen und lästerlichen Kosenamen, daß das ganze Dorf wach ward und alles lachte. Alle rief er zu Zeugen an für die Schmach, die man ihm bereitet. Sie blieb unerbittlich, wiewohl sie mit Herzklopfen hinter der Türe harrte.

Als alles ruhig geworden war, machte der Wojtech Kehrt. Das ging trotz seines Rausches sehr stramm. Er drohte noch einmal mit der Faust nach dem Hause

herüber, grimmig, nachdrücklich. Alsdann sah er sich um. Er war allein. Alle Fenster standen vom Mond überglitzert in der Nacht. Er fuhr sich durchs Haar und grinste sehr breit. Auf der Gasse schlafen? Nein, das tat der Wojtech nicht. Denn der volle Mond stand am Himmel und sog alle Nebel aus der March, die mit eitel silbernen Schuppen und mit sachtem Rauschen dahinfloß. Da könnte man an seiner Gesundheit Schaden nehmen. Das wär' ein Unheil geworden, dem man sich nicht aussetzen durfte. Er schlich sich durch die tiefen Schatten dahin, wo die Andjola nun diente. Dreimal blaffte er wie ein Hund, der mit dem Mond seinen ewigen Streit hat. Dann verschwand er.

* *
*

Auch das wäre zu ertragen gewesen, obwohl das ewige Gerede darüber peinigte und beunruhigte, wie eine einzige, rastlose Bremse das stärkste und ruhigste Roß toll machen und zum Durchgehen bringen kann.

Aber derlei begibt sich immer wieder. Auch anderen widerfuhr es. Nur nimmt's die eben leicht und entschädigt sich so oder so, die verwindet es schwerer und schleppt es mit sich, wie einen schweren, schweren Stein.

Sie hätt's freilich besser verdient. Sie wußt' es bei sich. Und so unhübsch war sie am Ende noch lange nicht, daß man an ihr ganz und gar kein Gefallen finden konnte.

Damit kann ein tapferes Weib, schwer genug, aber es kann damit fertig werden. Und sie mochte dem Gesindel um sich nicht die Freude gönnen, zu klagen oder über den Mann ihrer eigensten Wahl zu schimpfen,

worauf das doch in schadenfroher Sehnsucht nur wartete.

Es war eben eine schwere Heimsuchung, die ihr Gott auferlegt hatte. Sie trug sie, ungebogenen Sinnes. Es kam ihr manchmal wohl der Gedanke, dem ein Ende zu machen, das sie so verstörte und ihr jede ruhige Stunde nahm. Die March war nahe und tief genug.

Davor aber schreckte nicht nur ihre große und aufrichtige Frömmigkeit zurück. Auch das Gefühl der Verantwortlichkeit in ihr war zu mächtig. Was wurde ohne sie aus dem armen Krüppel, an dem ihre Seele hing?

Was aus dem Hof, den sie so in Flor gebracht, daß er weithin als Muster gelten konnte? Denn des Wojtech Lumpenleben ging nun schon ins Geld, da sie noch strammes Regiment und die Schnüre des Geldbeutels in fester Hand hielt. Kam er darüber, so war in kurzem wohl alles vertan. Und einen solchen Gedanken verträgt eine rechtschaffene und aufrechte Bäuerin nicht. Je tüchtiger sie ist, desto mehr fühlt sie sich nur als Verwalterin und Nutznießerin dessen, was sie überkommen und ungeschmälert, wenn nicht vermehrt, ihren Folgern und Erben übergeben will.

Und nun wußte sie: es gab da und dort, beim Krämer und beim Wirt, Schulden. Und die wuchsen immer höher, und wie wollte er, der keinen eigenen Kreuzer hatte, sie zahlen, wenn er sie nicht betrog? Und man trieb auch wirklich Verstecken mit ihr und suchte sie allenthalben zu übervorteilen. Es gibt für die Dauer nichts, was so mit einer immer steigenden Erbitterung

reizt, wogegen man sich so wehrlos fühlt.

Dabei bereitete sich unter ihrem eigenen Dach, so daß sie's unbedingt hätte gewahren müssen, wenn ihr die ewigen Sorgen und Verdrießlichkeiten nicht den klaren Blick benahmen, das schlimmste Unheil vor.

Nämlich, die Teresa war wirklich zu ihren Jahren gekommen. Und sie hatte gehalten, was sie klein versprach. Ein sehr hübsches und munteres Mädchen war sie geworden. Wie eine Kastanie war sie, die eben aus ihrer stacheligen Hülle gesprungen ist: bräunlich von Antlitz, braun das Haar und die Augen, und überaus und allenthalben blank.

Allen Burschen gefiel sie so. Denn sie war auch eine gute Partie. Keinen aber reizte sie mehr als den eigenen Schwager.

Nun mußte man immer zusammen sein. Und die Gemeinschaft war so eng, daß kaum ein Augenblick verging, wo man einander nicht begegnete oder nicht immer wußte, wo man das andere treffen und überraschen konnte. Und die Teresa war sehr fleißig und geschickt, und keine Arbeit war ihr zu viel, und durchaus brav war sie.

Es waren ja manchmal in sehr schweren Stunden der Ruzena Gedanken an solche Möglichkeiten gekommen. Aber sie scheuchte sie immer wieder und mit aller Kraft. Denn derlei war doch zu niederträchtig und unerhört und eben nur ein Beweis, wie schlecht sie selber geworden war, seit sie von nichts als Bosheit und Hinterlist hörte. Und was sollte sie denn auch dagegen tun? Das Mädchen aus dem Hause und in einen Dienst geben? Dazu hatte sie kein Recht. Denn die Teresa war

so gut wie sie ihrer Eltern Kind und mußte sich also nicht als Dienstmagd quälen, wenn die Schwester die reiche Bäuerin vorstellte.

Und hätte das auch nur zu etwas geholfen? War es nicht selbst das Klügste, man behielt die Verdächtigen bei sich, unter den eigenen Augen, und hoffte, die Scheu vor Frau und Schwester werde stark genug sein, sie vor einem unverzeihlichen Unrecht zu schützen? So verdorben ist selten einer, um alles Vertrauen zu mißbrauchen, das ihm gewährt wird.

Immer heftiger und dennoch immer zweifelnder klammerte sie sich an das Einzige, was ihr noch blieb: an ihren Glauben an das Gute im Menschen.

Sehr gerne, zur Erleichterung ihrer Seele und weil es Dinge gibt, die man einem fremden Seelsorger eher bekennt, als dem vertrauten Beichtiger, hätte sie eine Wallfahrt unternommen. Aber sie traute sich nicht einmal nach dem heiligen Berg, als dürfe sie die Teresa nicht für einen Tag sich selber und dem Wojtech überlassen.

Erwog der Hermann derlei? Machte er sich überhaupt Gedanken, die über das Allernächste hinausgingen? Er wußte nur eines: das Frauenzimmer machte ihn toll. Er konnte sich nicht satt sehen an der Teresa. Aus jeder ihrer Bewegungen floß für ihn ein unerschöpflicher Reiz.

Und überdies standen ihm als nahem Verwandten von Anbeginn gewisse Vertraulichkeiten zu, die sie erst litt, ohne sich was dabei zu denken, und denen sie sich nachher durchaus nicht entziehen konnte, so unangenehm und drückend sie ihr wurden.

Und sie war jung und lachte gern. Vor der Ruzena traute man sich das kaum mehr. Und er hatte Witz und eine sehr lustige Art, insgeheim seiner Frau nachzuspotten und ihrer steinernen Ernsthaftigkeit. „So macht sie, Tereska, und so guckt sie.“ So sehr sie die Schwester liebte, sie hatte doch auch eine Scheu vor ihr, und also machte es ihr Spaß, die ihr sonst immer Respektsperson und ober ihr gewesen war, nun klein und komisch zu sehen.

Dies ist ein guter Kniff. Wer die letzte Achtung vor anderen verliert, der gibt sie leicht auch vor sich selber auf und ist hernach zu Dingen zu bewegen, zu denen er anders nicht leicht zu bringen gewesen wäre. Das ist nun einmal Menschenart. Und der Wojtech war darin über jedem Komödianten. Und so hatten die zwei immer zu kichern auf Kosten einer dritten, und ohne daß sie etwas dafür konnte, blieb's in der Kleinen haften, und die Schwester sank in ihren Augen.

Zankte sie einmal, dann fiel der Teresa gewiß ein Schwank des Wojtech ein, und die rechte Wirkung war zum Teufel. Wer hieß sie auch immer und aus jedem Anlaß predigen? Das merkte die Ruzena natürlich, und sie wurde immer stutziger. Bestand da schon ein Komplott gegen sie?

Und überdies, der Wojtech schonte sich selbst nicht, machte sich nicht besser, als er war. Er erzählte von seinem Lumpenleben. Natürlich nur in Andeutungen, nur so weit, daß man nicht wußte, hatte er seinen letzten Streich vor wer weiß wie langem oder gestern getan, nur eben daß ihre Neugierde gereizt ward, daß sie alles desto verzeihlicher und lustiger fand, weil es als selbst-

verständlich berichtet ward. Ja, das war einmal so auf der Welt. Und wer einem jungen Gemüt Einblick in den Weltengang verheißt, der darf seiner Dankbarkeit sicher sein.

Dabei kam er im eigentlichen nicht einen Schritt weiter. Umsonst wandte er alle seine Künste und Lockungen an und suchte jeden Augenblick des Alleinseins zu nutzen.

Geld vermochte bei ihr nichts, die dessen nicht bedurfte. Und sie war allerdings neugierig, wie jedes Mädchen in diesem Alter; aber vorsichtig war sie auch.

Immer widerstand ihm die Teresa. Je heftiger er sie bedrängte, desto widerwärtiger ist er ihr geworden. Und so ganz mit der Sprache traute er sich vor ihr doch nicht heraus. Immer hoffte er auf eine Ueberrumpelung, in der er's ihr abgewann, und fühlte sich so langsam genarrt.

„Merk' auf, was dann herauskommt," drohte er einmal.

„Wann?" machte sie sehr unschuldig.

„Tu nicht so heilig! Nun, dann, wenn du durchaus nicht anders wirst," und er schielte sie so tückisch an, daß sie vor dem Bosnickel im Innersten erschrak und ihn dennoch sehr unbefangen ansah. Denn gewahrte er ihre Furcht, dann war es ganz und gar nicht mehr auszuhalten.

Ein Zorn, der sich nicht zu helfen wußte, wuchs davon in ihm. Er wurde roh und gehässig gegen sein Weib. Wo er sie nur irgend kränken konnte, dort hat er's immer und erfinderisch getan. Es gab kein Scheltwort — und der Hannak kann in einem Tag mehr

schimpfen, als ein anderer anzuhören fähig ist! — das ihm für sie zu schlecht war.

Eine Trauerkuh, die schon zu gar nichts taugte, war sie bei ihm. Und es war ihm gleichgültig, ob Zeugen dabei waren oder nicht. Ja, vor Fremden zeigte er's ihr am liebsten. Und weil sie zu Beginn nicht gleich darein fuhr, auch mit dem Mundwerk nicht so flink war, wie er, so wuchs seine Frechheit und seine Gehässigkeit mit jeder Stunde.

Sie war überflüssig auf der Welt. Aber das hätte man verzeihen können, wäre sie, die zu gar nichts gut war, ihm nicht noch ein Hemmnis gewesen. Sie aus dem Wege, und es wär' ihm bei dem Mädel sicher geglückt, wie bei mancher, die auch erst sehr spröde getan. So aber — wie die rechte Mutter, die man nicht hintergeht, war die Ruzena immer zur Schwester gewesen.

Die Ruzena aber litt und schwieg. Und sie weinte immer noch nicht; mindestens gesehen hat es keiner. Aber in sich hatte sie das Gefühl und den festen Glauben, der zahlende Tag für alles müsse kommen, das ihr da einer antat, dem sie von der ersten Stunde an das Beste vermeint und bereitet.

* * *

Wären die beiden Schwestern zu einer herzlichen Aussprache gelangt, so wär' es wohl das Beste gewesen. Man hätte sich, gleichviel, wie immer, des heillosen Gesellen entledigt, so sehr sich der Bauer sonst scheut, die Gerichte anzurufen, wenn es nicht um einen der beliebten Händel mit dem Nachbarn geht.

Gerade dem stand aber so ziemlich alles im Wege.

Denn offenbarte sie die Bedrängnisse, unter denen sie litt, so mußte die Teresa besorgen, einen Brand anzustiften, der erst recht unheilvoll ward. Aufs äußerste war der Wojtech in jeder Hinsicht gereizt; er haßte die Schwester; ein Augenblick genügte, um ein Unheil zuzubereiten, das nie und nimmer gut zu machen war.

So schwieg sie weiter, nachdem sie nicht von Anbeginn gesprochen. Denn sie selber hatte nicht von allem Anfang an den Ernst der Nachstellungen und der Schlechtigkeit des Schwagers geglaubt. Bei einem Schwank aber, auch wenn er derb ist, zimpert man nicht und macht nicht viel Wesens.

Je mehr aber zu berichten gewesen wäre, desto schwerer konnte sie anheben. Und sie hatte auch eine solche Scheu vor der Ruzena und wünschte desto mehr, sich ihr anzuähneln, je besser sie erkannte, wie verworfen der andere war. Die aber war so sehr verschlossen und gönnte niemandem einen Blick in sich. Freilich, sie hoffte immerdar, die Schwester werde sich zu einem Bekenntnis entschließen. Sie wartete lang und schmerzlich darauf. Aber kein Mädchen spricht gern davon, wenn man es mit aller Gewalt herunterzerren und schlecht machen will. Es ist das die innere Scham, die sehr lähmt.

Im Wojtech aber setzte sich immer unbezwinglicher die Vorstellung fest, die Ruzena müsse aus dem Weg, um jeden Preis.

Vordem hatte man's doch bequem gehabt. Man ließ einen besprechen oder ihm das Leben abbeten. Die feine Kunst war leider, wie manches Gute und Nützliche, ganz außer Schwang und Uebung gekommen.

Und so begann er sein Weib mit jenem Hasse zu verfolgen, der eigentlich kein Wort mehr gebraucht und nach keiner Tat greift. Denn in jeder Bewegung, in jedem Streit liegt er und spricht sich aus.

Es war nicht anders, als wolle er ihr mit Blicken und mit seiner frechen Verachtung das Leben vergiften. Er gab ihr niemals eine Antwort, in der nicht ein Hohn und eine Beleidigung lagen. Als wolle er sie wirklich durchaus in die March drängen, so und wie ein rechter Teufel, der in ihm aufgewacht war, hat er's mit seinem Weibe getrieben. Er war unklug; denn je mehr die Teresa die Schwester bedauerte, desto unfähiger ward sie, ihr ein Leid zu tun, desto mehr wurde ihr der ein Greuel, der zu solchen Mitteln griff, nur um ein armes Mädel zu seinem Gelüst zu zwingen.

Sie sah sich keinen Rat, während die Ruzena immer ernsthafter und nachdenklicher in sich nach jener Versündigung forschte, der sie ein solches Los danke. Sie fand keine, und darum hielt sie aus und litt weiter, was ihr von dem Haderlaken, dem Hermann, zugefügt ward, ganz durchdrungen davon, die Stunde werde kommen und sie bereit und entschlossen finden.

Wenn sie zu Nacht erwachte und das trübe Nachtlicht glomm, dann sah sie oftmals nach ihm, der da in wüstem Schlummer lag, häßlich und gemein, und sinnlose Worte vor sich hinmurmelte, deren Bedeutung zu erraten sie sich fürchtete.

Und alle ihre Sorgfalt vereinigte sich auf dem Willem, damit der Wojtech dem armen Wehrlosen nicht etwas zufüge. An ihn aber wagte sich der in aller seiner

Ruchlosigkeit immer noch nicht; zu ihm war er sogar gut, wie er's nur je gewesen.

Sie alterte frühzeitig unter diesen Begebenheiten. Eine ganz kurze Zeit war auch sie in der Ehe aufgeblüht. Das war vorbei, und sie verfiel sichtlich. Der Gram über ihre Kinderlosigkeit fraß ihr immer mehr am Herzen. Sie tat Gelübde und spendete reichlich. Immer neue kränkende Aehnlichkeiten fand der Woytech an ihr heraus. Und immer wieder, und war die Frau nur für eine Stunde von Hause, versuchte er die Teresa, mit Drohungen, Verheißungen, die sie nicht lockten. Abmüden wollt' er sie, bis sie sich nicht mehr zu helfen wissen werde vor ihm. Es ging auch beinahe über die Kraft eines jungen Geschöpfes, was er alles mit ihr probierte.

Dennoch blieb sie fest. Hatte er seinen harten Schädel, so setzte sie den ihrigen auf, sich's nicht abtrotzen zu lassen. Und so war zwischen ihnen ein ewiges, wütendes, verhohlenes Ringen, von dem es nur ein Wunder war, daß es so lang geheim und unentschieden blieb.

Er mußte sie übermeistern. Mußte! Denn man merkte seine Verliebtheit und stichelte auf ihn. Ein Ehrenpunkt war's für ihn geworden. Er mußte seinen Freunden und vor allem sich zeigen, er könne durchsetzen was immer.

* * *

Es war ein sehr schwüler Sommertag. Eine so helle Sonne, daß selbst der Himmel bleigrau erschien und wie überflogen vom Staub, der tief und vor dem leisesten Windhauch beweglich auf der Landstraße lag.

Die unsägliche Helle blendete und tat den Augen weh. Nirgendshin konnte man vor dem Flirren und dem großen Leuchten blicken. Und eine tiefe und atemlose Stille lag über dem Dorf.

Es war wie eine einzige, ungewisse, bängliche Erwartung über allem. Nur die March rauschte ferne und feierlich und glitzerte, wie ein bewegter Spiegel, der alles Licht ins Unerträgliche übergrellt. Der abgerissene Jubelruf von Kindern, die nächst der Mühle ihre Erquickung fanden, erklang wie ein fröhlicher Glockenton durch das Schweigen.

In ihrer Küche stand die Ruzena und schälte mit einem sehr scharfen, kurzen, dreikantigen Messer Kartoffeln für das Mittagbrot. Manchmal tat sie einen suchenden Blick nach dem Krüppel, ihrem Bruder, dem die gellendste Sonne nichts anhatte, der sie dankba· empfing und tief in sich sog.

Die Teresa war vom Felde heimgekommen. Ganz müd und aufgeregt von der Hitze. Ein wenig hatte sie sich verschnauft. Nun machte sie sich da und dort zu schaffen. Ihr blankes Hemd leuchtete wie ein weißes Flämmchen. Ja, da war eben Jugend und Kraft, der Arbeit und rastlose Bewegung eigentlich ein Bedürfnis waren. Mit einem stillen, tiefen Neid sah ihr die Schwester nach, die sich vom Leben und ihren Gedanken so sehr abgemüdet fühlte.

Dann kam sie wieder ins Rechnen. Das liebte sie. Das zog sie von Schlimmerem ab. Das Jahr war gut gewesen. Das Gras war reichlich geraten, und die Rüben standen über alles Erwarten. Zu verbrennen fand die Hitze nichts. Die Gerste war prächtig gedie-

hen und versprach in der Farbe so zu werden, wie man es nur wünschen konnte: ein Korn makellos wie das andere. Das konnte ein schönes Stück Geld hereinbringen. Vielleicht, wenn der Wojtech nicht gar zu viel verliedert hatte und nicht allzu unangenehme Schulden aufkamen, konnte man ein Stück Feld dazu kaufen, das feil war und das sie sich sehr wünschte.

Wozu aber und für wen machte sie eigentlich noch solche Pläne? Dies fiel ihr schwer aufs Herz.

Es war so schwül, daß selbst das rastlose und eintönige Piepen der Küchlein verstummt war. Und sie dachte weiter: ja, die gesperberte Henne mit dem weißen Schopf, die taugte nichts mehr, die mußte fort, in die Suppe. Dazu war sie noch gut genug und sonst zu nichts. Und auch dabei wurde der Ruzena ganz eigentümlich weh um die Brust.

Der Ausrufer schritt durch das Dorf. Er handhabte seine Trommelschlägel lässig und ohne jeden feierlichen Nachdruck, den er sonst an sich hatte. Alleweil wischte er sich das Gesicht und schöpfte tiefen Atem, ehe er seine Litanei herunterratschte. Ja, wenn niemand auf einen achtet, dies lähmt den Eifrigsten. Er fühlte sich zum erstenmal in seinem Leben überflüssig und gar nicht Amtsperson. Natürlich, wer hatte die mindeste Lust, aus dem Schatten zu treten und auf etwas zu horchen, was er ohnedies schon wußte?

Es war eine unendliche Hellhörigkeit in der Luft. Und der Ruzena erschien es, sie vernehme ein fernes und eifriges Wispern, das durchaus nicht für sie bestimmt und zu undeutlich war, um es zu enträtseln. Ihm nachgehen? Ja, wozu denn, nachdem man froh war,

daß man sich nicht zu rühren brauchte? Sie stellte zu und trocknete ihr Messer.

Und mitten in dieser feiertäglichen Stille ein Schrei. Abgerissen, gell, tierisch.

Die Ruzena horchte: gespannt, ganz Nerv. Wer hatte ihn ausgestoßen? Sie tat einige Schritte vor. Dann fuhr sie zusammen. Aber nicht wie eine, die in die Kniee brechen will. Denn sie sah etwas. Und geduckt, wie eine Katze, schlich sie vorwärts.

Hinter dem Stadel rangen zwei in erbittertem Ringen. Ihr Mann und ihre Schwester. Das Hemd des Mädchens war von wütenden Griffen zerrissen. Sein Atem ging schwer und keuchend. Noch widerstand es, und seine Kampflust war größer als seine Furcht, daß es nicht um Hilfe rief.

Dies Ringen hatte der Krüppel gesehen. Und vielleicht in Erinnerung an jenen Handel, der ihn Gesundheit und Verstand gekostet, hatte er, der sonst immer schwieg, diesen Schrei ausgestoßen.

Ganz prachtvoll hielt sich die Teresa. Ja, sie war geschmeidig und gekräftigt durch die viele Arbeit, und flink. Aber sie hätte erliegen müssen. Denn ihr Widersacher war viel stärker und tückisch.

Immer näher, ungesehen, jede Deckung benutzend, kam die Ruzena den beiden. Sie atmete kaum. Die Lippen biß sie zusammen. Dann — unmittelbar vor ihnen — ein heiserer, gieriger, unmenschlicher Schrei. Noch ein Satz, den nichts mehr hemmen konnte. Das Messer in ihrer Hand blitzte auf und stieß vorwärts, mit einer schrecklichen Wucht und Schnelligkeit. Die Seele der Ruzena lebte in diesem Stoß.

Der Hermann drehte sich um, einmal, zweimal. Das wäre lustig zu sehen gewesen, war es nur nicht so gräßlich. Dann warf er beide Hände hoch in die Luft und schlug nieder auf sein Gesicht. Und die Teresa schwor hernach, sie könne es im Leben nie vergessen, wie sich die Schwester stumm über den Verröchelnden geneigt, erstarrt, begierig, mit einem grauenvollen Ausdruck voll unversöhnlichen Hasses nach seinem letzten Zucken, seinem letzten, leisen Atemzug.

Alsdann schleuderte sie das Messer von sich. Und ganz tonlos: „Gib acht auf den Hof. Geh zum Bürgermeister und zum Herrn Dechanten. Ich muß in die Stadt, aufs Gericht. Um mein Recht." Und wie sie war, so ging sie. Mechanisch, getrieben von einer Gewalt, die stärker war als sie selber. Und die Teresa, immer noch im Bann, sah ihr nach, wie sie durch das Flirren des Mittags ihren Gang antrat, der Stadt zu, den Hügel emporklomm, den jener niedergestiegen, wie sie schnell, doch sonder Hast dahinschritt, barhaupt, das Kleid vorne besprengt vom Blute des Mannes, den sie niedergestochen. Erst da sie ihr entschwand, kam die Teresa zu sich. Sie schrie auf und schluchzte . . .

Dies ist der Fall der Ruzena Capek. Auf seinen Ausgang sind viele begierig, und er ist ungewiß. Denn wir haben nicht französische Geschworene. Man wird ihn zu seiner Zeit erfahren. Ich wollte nur die Begebenheiten mitteilen, wie sie im Heimatsort der Witwe Hermann berichtet werden . . .

Die Hanna

Eine Postkarte war mir unversehens ins Haus gekommen. Florian Petersilka erinnerte mich alter Beziehungen, teilte mir mit, er habe sich nächst Klosterneuburg in einem einsamen Häuschen eingemietet, und bat mich dringend um meinen Besuch für nahe Frist.

Es war im beginnenden Spätherbst. Das ist die richtige Zeit für eine bequeme Wanderung die Donau aufwärts. Und der Mann, der in einer wunderschönen, weiträumigen, klaren Schrift diese Einladung an mich ausgehen ließ, stand mir klar genug vor den Augen, daß mir ein Wiedersehen mit ihm höchst erwünscht sein mußte.

Wir waren gute Kameraden gewesen am Kremsierer Gymnasium. Das war nun freilich manches liebe und leide Jahr her. Aber so lange Zeit mit starken Erlebnissen darüber verflossen war, ich hätte den wunderlichen Gesellen nicht vergessen können, auch wenn er sich späterhin nicht mir und allen, welche die Kunst lieben, in der nachdrücklichsten Weise ins Gedächtnis gerufen hätte.

Er war das Kind ganz armer Häuslersleute aus der Hanna. Und natürlich studierte er also über Wunsch seiner sehr frommen Mutter, und weil das am billigsten kommt, „auf geistlich". Und er war dazumal sehr fromm

und fühlte sich in seiner künftigen Würde nicht wenig und sprach voll Ernst und Salbung, die seinen heftigen und durch die Kutte doppelt fahrigen Bewegungen drollig genug widersprachen.

Er konnte sich in einen großen religiösen Eifer hineinreden. Dennoch traute man ihm nicht so ganz. Seine Flammen schienen gewollt verzückt. Und er hatte merkwürdig heiße Augen, von denen man das Gefühl hatte, sie ziehen alles tief in sich und sehen es ganz eigen und behalten es in sich.

Dann waren ihm seine Eltern weggestorben, so daß kein Einfluß mehr auf ihn geübt ward. Und ihm war von einem Oheim eine Erbschaft zugefallen, groß genug nach seinen Begriffen, um ihn frei und unabhängig zu machen. Augenblicklich sprang Petersilka aus der Kutte und offenbarte nun einen höchst merkwürdigen Pfaffenhaß voll kühner Uebertreibungen, eine Verachtung aller Kirchengebote, die in der kleinen Stadt übel genug vermerkt wurde.

Denn Jud' und Christ mochten sich so weit nicht. Ein Freigeist aber mißfiel beiden Bekenntnissen in gleicher Weise. Denn man hielt auf Religion.

Er gebärdete sich hussitisch und die Deutschen hassend genug. Man glaubte es ihm nur so wenig, wie vordem seine ausbündige Andächtigkeit. Etwas unbewußte Komödie spielte er offenbar sich und anderen gerne vor, und er verlor sich immer völlig an die Umstände, unter denen er lebte.

Für begabt galt er durchaus nicht. Da hatten wir schon ganz andere Köpfe oder wie Pater Mathia sagte: lumina. Im Seminar hatte man ihn durchgeschleppt,

weil einer schon sehr gottverlassen sein muß, was sich für einen Gottgeweihten doch nicht gehört, um da durchzufallen. Nun, da er ans Obergymnasium kam, ging es mit ihm jämmerlich genug. Er mochte weder lernen noch lesen, und dem Durchschnitt erschien er wohl stumpf und gleichgültig gegen alles. Offenbar blieb er nur auf der Anstalt, weil er sich für den elterlichen Beruf schon verdorben fühlte, weil er zum lateinischen Bauern keine Lust hatte und noch nicht recht wußte, was mit sich beginnen.

Er hatte dabei eine eigene Art an sich, die Herren Professoren gegen sich zu erbosen. Noch lebten und wirkten einige Piaristen darunter, denen es bei aller ihrer Duldsamkeit mißfiel, daß er sich trotz seiner ursprünglichen Bestimmung für die Kirche nun gar so weltlich und gottlos benahm. Und sie hatten die nicht eben löbliche Gewohnheit an sich, bei jedem Vergehen gegen Schulordnung und Lerneifer mit dem schärfsten Geschütz und mit Drohungen ewiger Verdammnis anzurücken.

Diese polterten, und andere winselten. Nun war es manchmal, als lege es Petersilka darauf an, die hochwürdigen Herren jeden nach seinem Temperament in eine gelinde Wut hineinzureizen. Dann stand er da, eines Hauptes länger als die gesamte übrige Klasse, die schwarzen, schlichten Haare zurückgestrichen, knochig, mager und eckig, und schwieg, die schwarzen Augen unverwandt auf seinen Lehrer, der nun sein Opfer war, gerichtet, stechend-spähend der Blick, als dürfe er keinen Laut und keinen Gestus vergessen: furchtbar ernsthaft und dennoch durchaus ein Kauz und ein Schalk.

Da war der Pater Mathia. Sehr streng, sehr eifrig auf sein Griechisch und auf seine Einführung in die philosophische Wissenschaft, mit denen man uns eben die letzten Weihen für die Hochschule gab und den Abschied vom Gymnasium versüßte. Wir hatten haarscharfe Logiker und erstaunliche Psychologen unter uns. Petersilka verachtete alle drei Fächer. Gerechter war keiner als Pater Mathia; keiner aber auch gröber. Denn er war ein deutscher Bauernsohn und gefiel sich in der Mundart und den Flüchen der Heimat. Er konnte wettern, daß es seine Art hatte und den Verstocktesten ein Schauder überkam; über zwei Fuhrknechte, die sich ineinander verfahren haben und nun nicht loskönnen, war er. Und man weiß, in solchen Fällen gewinnt die Erfindungsgabe Schwingen, und es kommen schöne und des Denkens würdige Leistungen zutage.

Der hatte den Petersilka einmal in der Arbeit. Es war ein Spektakel, als wolle er dem Burschen an den Kragen, und daß man auf den Gängen zusammenlief. Und mitten in seinem Koller, knapp nach der Frage, die immer den Höhepunkt seiner Ausführungen bezeichnete: „Du Mistkerl! Deinetwegen glaubst du, daß Christus gestorben ist?" wollte sich der hochwürdige Herr kräftigen und griff nach seiner Dose, denn daraus sog er seine schönsten und saftigsten Wendungen, und merkte mit Schrecken, sie sei völlig leer. Petersilka aber langte mit einer unsäglichen Seelenruhe in seine Tasche und bot dem Grollenden eine Priese dar. Gedankenlos griff der zu, schnupfte, und alle Buben brachen miteinander in das unbändigste Gelächter aus. Nur Petersilka schnitt sein unschuldigstes Gesicht, der Herr Professor

aber bekam einen neuen Wutanfall, schimpfte und knurrte noch einiges und trat alsdann einen unrühmlichen Rückzug an.

Wir beide vertrugen uns ausgezeichnet.

Es war nämlich erstaunlich und wie ein Wunder, wie scharfe Sinne der Bursche hatte. Er bestimmte nach der Schichtung der Wolken das Ziehen des Windes. Er gewahrte jeden Kringel im betauten Gras. Er sah die Lerche, wenn sie ganz verloren und im Blauen ihr Sonnenlied herunterjauchzte.

Bestaunte man ihn darum, dann fuhr er sich mit der Hand übers Gesicht, wie es die Herren Lehrer in der Gewohnheit hatten, um die Glätte ihrer rasierten Wangen zu prüfen: „Weißt du, weil ich nicht so dumm bin, da werde ich mir meine Augen vielleicht auch mit den blöden Büchern verderben!“

Wir gingen miteinander spazieren. Aber den Park, der doch prächtig genug ist, mit seinen alten Baumgängen, mit dem stolzen Geflügelhaus, das sich so schön und goldgetont im großen Weiher spiegelt, in dessen stiller Flut an schwülen Tagen sich die Karpfen in dichten Scharen, die beschuppten Rücken schillernd in der schwülen Sonne zur Fläche drängen, während ein leichter Wind die Blüten der Kastanien über die Wasser streut, den mocht' er durchaus nicht trotz der zierlichen Tempelchen, der rinnenden Bächlein, darüber sich schlanke Brücklein spannen, der großen grünen Wiesen, überwuchert von mannigfachem Blühen, auf denen der Pfau sein sonniges Rad schlägt, trotz seiner Haine voll einer schönen, verschwiegenen Einsamkeit und Kühle. Der war ihm gar zu gesittet.

Dahin ging man nur, um zu baden oder um einen müßigen und sonst verlorenen Nachmittag zu verdehnen. Und er sprach recht sehr verächtlich zu meinem innigen Schmerz davon. Aber ich war ihm durchaus nicht gewachsen.

Aber in die weiße Ebene hinaus gingen wir. Und ihm war keine Glut und kein Stäuben zu viel. Er sprach eigentlich wenig. Aber gedeutet hat er gerne, und man mußte erraten, was er meine und was ihn just beschäftige: etwa das schillernde Häutchen, leuchtend in allen Farben des Regenbogens, das sich auf einem Tümpelchen gebildet, oder der unendliche Rückglanz des Lichtes auf einem stehenden Wasser, wo man es mit einer Wehr gestaut, und sein Glitzern, wenn es milchig gischtend niederfloß, oder nur ein Baum, der überstäubt in der grauen Ebene stand, als hätte sein schwarzes Laubwerk Puder überflogen, oder nur ein fernes Dorf, das sich mit braunen Strohdächern in eine Mulde duckte, wie ein Rebhuhn in seiner Furche kauert. Bis ins sinkende Dunkel wanderten wir so. Bis die Sterne, die er zu nennen wußte, am Himmel standen und die Windmühle von Bilan mit ihren dunkeln und ruhenden Flügeln auf ihrem winzigen Hügelchen gespenstig und wie ein riesiges Andreaskreuz in die ungeregten Lüfte ragte.

Es war eine starke und ehrfürchtige Liebe zur Heimat in ihm. Er eignete sie sich an, er trank sie in sich, ohne jeden Nebengedanken. Ich aber habe in solchen Wanderungen viel und unvergeßlich von ihm gelernt.

Bei der Matura haben mir diese Erkenntnisse nicht etwa genützt. Wir standen beide davor. Aber sogar Petersilka kam durch zum allgemeinen Erstaunen des

Gymnasiums. Man ließ ihn durchschlüpfen, wohl mehr damit man seiner endlich ledig sei, mit dem man gar nichts mehr zu beginnen wußte, als in der Ueberzeugung von seiner Reife für die Hochschule.

Er verriet keinerlei Freude oder Ueberraschung über das immerhin unerwartete Ereignis der Prüfung, während viele darob gar nicht genug staunen konnten, nachdem er doch in mindestens drei Fächern geradezu jammervoll dagestanden war. Er sprach auch nichts davon, welchem Beruf er sich und seine Fähigkeiten zu widmen gedenke. Es war eine merkwürdige und unjugendliche Gleichgültigkeit in ihm.

Wir machten gemeinsam noch einen letzten, unseren liebsten Ausflug: zum Mövenweiher von Chropin.

Ein eintöniger Weg! Die Felder waren gemäht, und die Stoppeln standen kurz, gelb und traurig da. Es war trockene Zeit, und es stob allenthalben. Nur die Zuckerrübe hatte noch ihr gilbendes Blattwerk, und die gelbgrüne Hirse, die aus der Ferne so goldig weht, nickte mit schwachen und zierlichen Rispen.

Durch sparsame Wäldchen mit geringem Schatten ging's. Wieder war es die blache Ebene, über die die sinkende Sonne all ihren Strahlensegen ausgoß. Es war schwül und ein ungeregter Tag.

Endlich standen wir vor dem Gewässer, das uns groß genug erschien. Zwischen den rotbraunen Rohrkolben stieg ein gelles und flirrendes Leuchten auf. Blasen hoben sich zur Höhe und zerzischten platzend, und Binsen stiegen schlank, starr und überaus hochstämmig empor.

Ueber der Flut aber trieben Möven aller Arten

und, wie es uns schien, aller Farben ihr Wesen. Sie kreisten einsam mit weißen, blanken Schwingen im Blauen, sie jagten einander, gesellten sich zu Schwärmen, kreischten gierig und fielen ein mit hastigen, blitzenden Bewegungen.

Die Schatten der wehenden Fittiche glitten über den Teich. Verwirrung bot der Blick aufwärts, Verwirrung der zum Boden. Dazu das Schrillen der vielen Stimmen. Nicht müde ward man vom Sehen; aber wie ein Taumel und wie ein Schwindel ging es davon aus.

Petersilka stand da. Stramm aufgerichtet und ganz Auge. Hinter ihm war die Sonne. Wie sie sich immer rascher zum Niedergang neigte, so vermehrte sich das Schwärmen über uns, wuchs das Schwirren der Flügel ins Unermeßliche. Zu Scharen kamen sie angesegelt, mit zuckenden eilfertigen Schlägen und heiserem Rufen. Vereinsamt schwamm noch eine einzelne und zog hoch oben, das Gefieder angeglüht vom Abendsonnengold, ihre schönen und stolzen Kreise. Petersilkas Schatten fiel mächtig über den Weiher; er sah andächtig in den vielen Glast und sprach kein Wort. Nur mit einer herrischen Gebärde der Rechten, die ich nie an ihm gewahrt, die beinahe einer Beschwörung glich, schnitt er durch die Luft.

Hernach gingen wir heim. Schweigsam, wie gewöhnlich. Nur an ihm war eine merkwürdige Verdrossenheit, eine Abspannung, die ich denn doch nicht ganz verstand. Als trüge er ein Geheimnis oder eine neue Erkenntnis mit sich heim. Die Nacht drängte heran, und es war diesmal, als scheuche sie uns zurück zur

Stadt. Einige spazierten noch am Ring; immer in der Tretmühle, in der Erholung so gut wie in der Arbeit.

Wir nahmen keinen gerührten Abschied, und wir schlossen keinen Bund fürs Leben miteinander. Aber ich habe oft, ach oft, seiner gedacht. Denn er kam mir aus den Augen. Andere Sorgen nahmen mich in Wien gefangen. Denn ich habe mich in der fremden und großen Stadt schwer genug eingeheimt, mich oft genug in ihr verlassen geglaubt und unsicher und ungeschickt meine ersten Schritte in ihr getan. Ich vernahm wohl, auch Petersilka sei in Wien. Aber in der Universität sah man ihn niemals, nicht einmal zu Semesterschluß, der sonst auch die Trägsten zu einem Gang dahin bewegt und aufrüttelt. Was trieb er? Das war nicht zu erkunden. Was immer aber ich gehört hätte, gerade von ihm wär' mir gar nichts verwunderlich erschienen.

Ihn zu suchen hatt' ich keine Zeit. Wie auch hier einen aufstöbern, der sich vielleicht mit Bedacht verborgen hielt und Wege ging, die sonst niemand nahm? Die Ueberzeugung aber bestand bei mir, wir müßten uns wieder einmal begegnen und nicht nur für einen Augenblick.

Und so waren denn mehr als zwanzig Jahre vergangen.

Wege, voller Zuversicht und gemeinsam angetreten, hatten sich für immer getrennt. Manch guter Geselle war mir vergessen. Mancher verloren für diese Zeit oder für ewig. An diesem einen hielt mein Gedächtnis, vielleicht meine Seele mit einer sonderbaren Zähigkeit fest. Und mir schien, der ich doch selbst schon ergraute, er könne nicht altern, und ich sah ihn immer vor mir,

wie an jenem Abend in Chropin: lang, mager, bartlos und mit vollem schwarzem Haar, bedachtsam und eckig und so schrecklich ungeschickt und windmühlenmäßig in den sparsamen ruckhaften Bewegungen der Arme.

Und dann war jene mährische Schule der Landschafter hochgekommen, so voll einer unergründlichen, grenzenlosen Liebe zur Heimat, zu ihren armen Reizen, so bestrebt, der Welt zu offenbaren, was sich alles aus ihrem träumerischen und von grauen und gekropften Weiden überschatteten Born schöpfen lasse; künstlerisches Neuland voll unerschöpflicher Fruchtbarkeit offenbarte, kaum daß man ihn unter den Pflug genommen, der gleiche Boden, den man so lange für Steppe gehalten. An der Spitze unter ihnen, der eigenste und selbstgewachsenste darunter, stand, fast über Nacht mit einem Schlage anerkannt und berühmt geworden, Führer wider Wollen und aus Notwendigkeit, Florian Petersilka.

Man spottete über seinen Namen. Aber man hatte sich in der letzten Zeit an andere, kaum besser glaublich oder klingend, gewöhnen müssen. An seinem unbedingten und siegessicheren Können aber war nicht der mindeste Zweifel, und ganz besonders mich berührten und zu mir redeten seine Bilder höchst eigen zu ihrer unerhörten Ehrlichkeit.

Dies war das reiche und fruchtschwere Flachland, das ich kannte, liebte und desto schmerzlicher ersehnte, je länger ich's nicht gesehen; umgrenzt von blauen Bergen, so daß nirgends der Eindruck der Grenzenlosigkeit und der Verlassenheit wach ward; mit den Wassern, die träge rinnen, große Bogen und Krümmungen ma-

chen, als könnten sie nicht müde werden, diesen dankbaren Boden zu benetzen; mit den eingesprengten dichten Anwaldungen voll friedlicher Schatten; den steifen Pappeln am Saum der weißen Straßen; erfaßt und beschworen in allen seinen Stimmungen, mit seiner ganzen Seele, die sich nicht jedem offenbart, die behorcht und bespäht sein will, ehe sie erwidert und lohnt.

Niemals war eine Staffage darauf. Aber die Sonne, ihr Spiel und all ihr Wirken, war mit einer erstaunlichen Kraft und Freudigkeit wiedergegeben. Es war eine Verlassenheit, eine linde Traurigkeit über ihnen und dennoch eine Verheißung von Segen.

Vielleicht nur ein einsames Haus; farbig getüncht; rund ums Grüne die goldenen Maiskolben, gleich Festons niederhangend, im hellsten Lichte aufglühend, es in sich saugend und rückstrahlend wie Garben Bernsteins, in dem sich die Sonne bricht.

Dies war die Art Florian Petersilkas, der mich nun, da wir beide Männer geworden waren und manches Land und manches Geschick erfahren hatten, zu sich rief. Etwa nur, weil ich einmal über ihn und sein Wesen voll aufrichtiger Freudigkeit geschrieben hatte? Dies schien mir nicht wahrscheinlich bei einem, der so eigenwillig in selbstgewählter Einsamkeit lebte. Aber ich machte mich, nachdem ich mich angesagt, sowie ich nur konnte, auf den Weg.

Auf dem Bahnhof Klosterneuburg erwartete mich Petersilka.

Wir drückten einander die Hand, ohne einer das rechte Wort für den anderen zu wissen. Es ist immer

eine eigentümliche Befangenheit beim Wiedersehen nach so langer Trennung, und sie lähmt.

Wie vordem immer, so übernahm er die Führung. Wir stiegen hügelige Wege hinan. Es war ein sonniger Tag zu Ende Oktober; an dem man wandern möchte, ohne Ziel und sonder Ermüdung.

Es ist dann manchesmal, als trüge einen dieselbe Luft, die zu Lenzeingang so gerne niederdrückt und abmattet; als wehe der Wind förderlich, und als sei er erfüllt vom stählenden und erfrischenden Odem des nahen Winters.

Vor uns lief Petersilkas schneeweißer Spitz; vernehmlich keuchend und dennoch voll eines löblichen Eifers, als sei er verpflichtet, uns in der Richte zu halten. Nach einigen Schritten blieb er immer stehen, oder hatte er genügenden Vorsprung, so tat er sich nieder; die rote Zunge hing vor, seine Flanken bebten, und die guten, traurigen Augen sahen voll Vertrauen nach uns.

Es war etwas Verzaubertes über allem. Denn die Stille war unsäglich groß. Auf allen Wegen und Richtsteigen, auf denen sich sonst an Sonntagen im Sommer tausende lustwandelnd bewegen, war keine Seele.

Verspätete Quitten glänzten unterm Laube; die scharfkantige Frucht, so gleich einem Apfel und dennoch unverkennbar etwas anderes, das satte Leuchten ihrer Farben hatte etwas Fremdes, Märchenhaftes: die Mahnung zum Genuß. Trauben, die man bis zum ersten Frost auf dem Stock belassen, schwollen sehnsüchtig der Sonne entgegen. Marienfäden schwammen

mit dem Wind, überspannen rotes Laub, umfingen Tautropfen. Das glitzerte, wie das köstlichste Geschmeide.

Wir sprachen kaum ein Wort. Nur manchmal flogen Blicke und forschten, ob denn jeder auch so recht genieße. Sie spannen den Bund zwischen uns von neuem. Petersilka hatte sich in all den Jahren wenig verändert. Er war sonnenbraun vom vielen Weilen im Freien. Sparsam etwa ein graues Haar in seiner schwarzen, immer noch nach rückwärts gestrichenen Mähne. Versonnene, aber sehr klare und zutrauliche Augen. Er trug keinen Bart; und seine Bewegungen waren wie dereinst: hastig, schlenkernd, unbeholfen und dennoch nicht ohne Kraft.

Wir machten vor einem einsamen Winzerhäuschen Halt. Der Spitz stand jappend davor und blaffte heiser; der einzige Laut, den ich während des ganzen Spazierganges von dem ernsthaften und würdigen Tier vernahm. Petersilka suchte in allen Taschen nach dem Schlüssel und lächelte dazu sein kauziges Lächeln. Endlich stieß er die Tür auf und ließ die Hand mit einer großen, wortlosen Herzlichkeit auf meine Schulter fallen. Eine unsägliche Fülle des Lichtes quoll uns entgegen. Denn der Raum hatte drei Fenster mit einer großen und mannigfaltigen Ferne. Im Grunde zog die Donau vorüber, und kiesige Bänke standen gleich gelben Eilanden, schwach bebuscht, in ihrer Flut. Die Einrichtung des Raumes war höchst einfach. Ein Bett, ein Tisch, einige Stühle. Alles aus gelbgestrichenem, weichem Holz, das noch nach Tanne duftete. Eine Staffelei, mit einer blanken, kaum erst grundierten

Leinwand. Eine Kristallflasche mit edlem Wein; zwei schöne und helle Gläser.

Wir setzten uns. Petersilka schenkte ein, und wir stießen schweigsam und herzhaft an. Der Spitz tat einen erstaunlich flinken Satz nach dem Fensterbrett, streckte sich behäglich aus, ließ sich die Sonne recht breit auf den weißen Pelz scheinen und sah wie verständig bald in die Landschaft, bald nach uns herüber, immer den schlanken Kopf zwischen den Vorderpfoten; die rosige Haut leuchtete. Petersilka aber rieb sich die Hände: „Also, Freundchen, da bist du, und da bin ich," und es war ein sehr großes Wohlwollen in seinem Gesicht, und nun erst fiel mir auf, daß er den Ehering an seiner schlanken, doch knochigen Rechten trage. Er war also wohl verheiratet. Sonst war nichts von Schmuck an ihm. Nicht einmal eine Kette hatt' er, und wie er flüchtig nach seiner Uhr sah, so meint' ich, sie noch vom Gymnasium her zu kennen.

Es war, als hege jeder Tropfen, den wir schlürften, eine Erinnerung, zu fein und zu unkörperlich, um sie in Worte zu fassen. Ein herzliches Vertrauen, wie wir es einmal unausgesprochen in uns zueinander getragen, quoll uns daraus entgegen, und die Zeit, die wir getrennt gewesen, versank im Nichts.

Andere Wege waren wir vordem gegangen. Andere, doch gemeinsam. Jene Gabe, die damals jeder im Gefährten gewittert und gefördert, mit eigenen Augen in die Natur und in die Welt zu sehen, wir hatten uns bemüht, sie nach Art und Anlagen zu entwickeln, und sie war bei ihm zur vollsten Künstlerschaft geworden. Er hob sein Glas und ließ die Sonne darein

leuchten und sah dem edeln Farbenspiel zu: „Ja, der Wein! Einen solchen Wein hat's in der Hanna nicht? Gelt, Freundchen!" Und wie man einem Abwesenden Bescheid zutrinkt, so tat er einen raschen Schluck, wenn er bis nun nur andächtig sparsam verkostet hatte wie ein Kenner und wie ein Genießender.

Die Hanna! Da war das Zauberwort gefallen, das die Siegel der Vergangenheit sprengte, mir Zutritt geben mußte in geheime Kammern voll gehäufter Erinnerungen! Es war keine Neugierde in mir, nur eine stille Erwartung und eine starke Spannung. Denn die Entwicklung, die Petersilka genommen hatte, die fiel zu sehr aus dem Geleis. Wo lagen seine Anfänge, daß man nichts von ihnen wußte? Und mein Kamerad mußte manches erlebt haben. Da war ein schmerzliches Zucken durch das ganze Gesicht, wenn er in sich war. Und was ihm das Geschick an grauen Haaren erspart, das hatt' es ihm an Runzeln und Fältchen zugelegt, durch die eine unablässige Bewegung lief. Und der Blick war beim Sprechen sehr ernst und wissend. Und er sprach, wie der Wein, dem wir gern und tapfer zusprachen, immer mehr seine Wirkung übte, rasch und wie nach einer klagenden Weise.

Er erhob sich rasch und ungeschlacht, und der Spitz richtete sich zur Höhe, die Augen voller Erwartung. Er kraute ihm das Fell und lächelte, während der Ausdruck seines Gesichtes sonst sehr ernsthaft und nachsinnend blieb. „Ja, Freundchen und Bruderherz, das ist nun lang. Sehr lang ist's; so lang!" Er reckte die Hand und spreizte die Finger von sich. „Und wir meinten damals noch, ein Glas Wein ist eine Sünde, und wir

wissen heute, was für ein gutes Ding es ist und was es überhaupt mit der Sünde auf sich hat, und wir waren damals freche Buben, und wir gelten dennoch heute für würdige Männer, und man grüßt uns. Und der Mathia, weißt du noch, der Mathia!" Und er lachte herzlich und schmetternd, und es war, als lache die ganze Stube mit und er würde jung davon.

„Der Mathia ist tot."

„So?" er zuckte die Achseln, „muß alt genug gewesen sein dafür. Und der Ephraim Kohn, weißt du, der immer ‚Nü?' gefragt hat? Und den wir darum den Nü Ephelkistikohn geheißen haben? Beweglich genug war er dazu. Ist alles Griechische, was mir geblieben ist; und es reicht, ganz gut reichen tut es mir."

„Betreibt einen gesunden Getreidehandel und Malzexport. Filiale in der Schweiz," meldete ich gewissenhaft.

„Oder der Herr Direktor, weißt du noch? So ein guter Mensch, gar nicht zum glauben, wie gut! Und wenn er mich wieder einmal in Mathematik erwischt hat — und wann oder worin hat man mich nicht erwischen können? — dann ist er in seiner Stube auf und abgegangen und hat gemeint: ‚Ein schlechter Kerl ist er, dieser Petersilka. Schlecht in die Haut. Immer lernt er nichts und ärgert mich, wo er nur kann. Mich, seinen alten Lehrer und Katecheten. In der Hölle wird er brennen. In Ewigkeit, Amen. Aber, das ist Strafe genug; warum soll er mir da noch durchfallen und ein Jahr länger auf dem Halse liegen?' Und in lauter Bekümmernis über meine Boshaftigkeit hat er sein Nichtgenügend ausradiert und ein Genügend oder, wenn er

von dem guten Bisenzer Wein, welchen er gar so gerne gehabt hat, ein Gläschen zu viel in sich hatte und also noch mehr Wohlwollen als sonst, gar ein Befriedigend hingeschrieben." Und Petersilka lachte.

„Zu nichts wird er's bringen. Ein Bettelmann wird er sein, sein Leben lang, haben sie gesagt. Und heut, welche von ihnen leben, die sind stolz genug auf mich. Und der schönste Bauernhof in der ganzen Hanna gehört mein, und mein Bruder mit den Seinigen bewirtschaftet ihn, und wenn sie daran vorüber zu Markte fahren, dann deuten sie mit den Peitschen darauf hin und stecken die Köpfe zusammen, und machen Gesichter, noch blöder vor lauter Wichtigkeit und Verwunderung wie sonst. Weißt du, weil sie nicht verstehen, wie man ein solches Stück für etwas Geld bekommen soll, was sie täglich vor Augen haben und woran sie nämlich selbst niemals etwas gefunden haben. Und das soll man bezahlen, mit über ein Joch Ochsen, und das geht in alle Welt! Das begreift er nicht, der Bauer! Und was er nicht begreifen tut, das hält er für dumm und überflüssig. Die Käufer sind blöd. Und ich bin ein Schwindler, ganz nichtsnutzig, der sein Geschäft nur versteht, den aber der Gendarm doch endlich einmal dahin führen wird, wohin er gehört." Er war in eine schöne Freudigkeit geraten, in eine große Lebendigkeit. Das war ganz prachtvoll.

„Du wirtschaftest mit deinem Bruder, Petersilka?"

Er nickte. „Wieder. Schon fünf Jahre wieder. Und seine Kinder sollen einmal nach mir erben. Er hat genug, daß sie viel gebrauchen können. Und es wird nicht wenig sein, bis ich endlich daran komme."

„Und du hast keine Kinder, Petersilka?"

„Nein."

„Und können keine noch kommen? Denn du bist noch jung!"

„Möcht' wissen woher? Mein Weib ist doch tot."

„Tot? Aber wirst du denn nicht mehr heiraten, Freund?"

Ein sehr entschlossenes Kopfschütteln. „Dem sie so gestorben ist, der darf's nicht mehr, oder er verdient es nicht anders, als daß man ausspuckte vor ihm. Das sollen sie doch nicht vorm Petersilka."

Eine schlimme und traurige Pause. Eine große Brummfliege summte schwerfällig durch das Zimmer und stieß an allen Fenstern mit erheblichem und unwilligem Lärmen an.

„Und du schreibst, Bruderherz?"

„Ich schreibe."

„Weißt du, gelesen hab' ich nix von dir. Nämlich kein Buch. Woher es nehmen auf dem Dorf? Nur natürlich den Artikel über mich, den hab' ich gelesen. Ich kann deutsch reden. Ganz gut sogar. Daß mich jeder versteht, wie ich's meine, und zur Not nehm' ich höchstens ein mährisches Wort. Aber lesen kann ich's nicht mehr recht. Nur natürlich, wenn einer so gelobt wird! Das versteht er immer." Und er versuchte zu lächeln.

„Mir haben deine Bilder einen starken Eindruck gemacht."

Petersilka legte seine Hand auf meine Schulter: „Hat mich gefreut. Denn du kennst doch das Land, und du hast auch Augen in deinem Kopf."

„Ich halte mich manchmal für einen verwunschenen Landschafter."

Petersilka schmunzelte. „Verwunschener Landschafter? Das gefällt mir. Wahrhaftig und sehr."

„Und es ist etwas ganz Eigenes und Neues in deinen Bildern. Da sind Stimmungen, wie sie noch keiner erfaßt hat."

Petersilka nickte. Aber ohne Ueberhebung, mit dem Recht der Selbstverständlichkeit. „Das glaub' ich selbst, und ich weiß auch, warum oder woher?" Er machte mit der Rechten eine großzügige, malende Gebärde: „Ich seh's um mich und werde gar nie müde davon. Und es ist immer in demselben etwas Neues. Und ich seh's dann wieder in mir. Das ist so, wie wenn man sich vor eine Landschaft erst hinstellt, und alsdann fängt man sie sich im Spiegel, und sie sieht anders aus, und man vergleicht."

„Und was du gemalt hast, das erkennt man immer wieder. Es ist innerlich mannigfaltig, und es ist sehr ehrlich."

Er wurde eifrig: „Muß es auch sein. Weil — sonst taugt es nämlich nix."

„Und es ist eigen, warum machst du nie Staffage? Immer nur die nackte Landschaft für sich?"

„Ist das nicht genug?" verwunderte sich Petersilka.

„Mir schon. Aber nicht für jedermann. Also, manche empfinden es als Armut, und mich wundert bei einem reichen Menschen, als den ich dich fühle, immerhin eine solche Beschränkung und dieser Verzicht."

Er zuckte die Achseln. „Das ist nun schon so, und

es wird kaum mehr anders. Weißt du, und es hat schon seinen Grund und seine Geschichte."

Er schwieg. Der Spitz tat von seinem Fensterbrett einen Satz zu Boden und wieder einen auf seines Herrn Kniee und richtete sich an ihm empor. Petersilka streichelte ihn und drückte ihn mit sanfter Gewalt nieder auf seinen Schoß. Dann neigte er sich mit einer großen Zärtlichkeit nieder auf das Tier, so daß sein dunkler Kopf und der schneeige des Tieres in einer Linie lag, umfaßte sanft seinen Hals, und vier Augen sahen mich an, gleich an Farbe, Güte, und nur nicht an Ausdruck. Dann schenkte er ein. „Er! Dies gilt ihr!" Die Gläser klangen. „Nämlich, er hat sie gefunden. Und denke dir, sie hat Hanka in Wirklichkeit geheißen; ist das nicht wunderbar?"

Er tat den Spitz zu Boden, sehr bedacht und liebevoll, der zu winseln begann, sowie er den Namen hörte. Und er stopfte sich eine kurze Pfeife und begann, unablässig qualmend, zu erzählen. Im Auf- und Niedergehen, daß seine Stimme bald ganz nah und eindringlich klang, bald fern und vermurmelnd. Nun ungelenk im Ausdruck, suchend, stockend, dann wieder so voll ungewollter Eindringlichkeit, daß Wort und Wendung unbesieglich im Gedächtnis haften blieben. Und das eigentümlich Singende seiner Redeweise verwob sich zu einem starken Rhythmus, der nicht mehr weichen will und auch jetzt nachklingt, nun ich mich wieder mit seiner Geschichte beschäftige.

„Nämlich, wir haben einander nicht mehr gesehn, sowie wir nach Wien gekommen sind. Und mir wär' gar nichts, nicht um eine Pfeife Tabak daran gelegen,

wenn sie mich noch ein Jahr auf dem Gymnasium gehalten hätten. Denn zu sagen hat mir keine Seele was gehabt. Und was ich hernach mit mir anfangen soll, hab' ich ganz und gar nicht gewußt.

„Du bist Philologe geworden und hast dir's später auch anders überlegt. Ja, was geht das mich an, wie die Leute einmal gesprochen haben, und warum sie es jetzt nicht mehr so tun? Halt, wahrscheinlich gefällt es ihnen anders.

„Und warum soll ich arme Buben damit martern, die sich nicht einmal wehren können? Und die Geschichte? Was lernt man da? Wann und warum etwas geschehen ist, was keine Katz' kümmert, daß es geschehen ist. Und mit einem Juristen und mit einem Mediziner, da ist man doch glücklich, wenn man nichts mit ihnen zu tun hat. Man ruft sie, wenn man sich schon gar nicht anders helfen kann, und haben sie erst einmal glücklich die Türe hinter sich zugetan, so möcht' man am liebsten Weihwasser sprengen und mit Wacholder räuchern hinter ihnen. Und ein Beamter? Mir waren schon die Professoren zu viel, die ich vor mir gehabt hab', und ich hab' mich innerlich gewehrt gegen sie und jeden komisch oder dumm gefunden. Wie viele hat so einer über sich, die an ihm schulmeistern, nur damit er sieht, sie sind wer und er hat sich vor ihnen zu ducken!

„Warum soll ich mich aber erst plagen und noch viele Jahre lernen, nur damit ich etwas werde, was mich hernach nicht für einen Kreuzer freuen möchte, wenn ich's schon bin? Das hab' ich nicht eingesehn. Und fürs Dorf war ich durch die Frömmigkeit meiner Mut-

ter doch schon verdorben, die mich hat zum Pfarrer haben wollen. Wie ein Bauer leben, das ging nicht mehr, in Ewigkeit. Sonst hätt' mir's gerade dort gefallen, wie sonst nirgends in der Welt und mit meinem Bruder und mit seinem Weib hab' ich mich immer ganz gut vertragen. Nur — faul haben sie mich gern geschimpft. Wann ist ein Mensch faul? Wann ihn keine Arbeit freut. Und wenn er sich nicht einmal eine weiß, die ihm Spaß machen möchte, so ist er am allerfaulsten.

„Also, weil man doch wohin muß, so bin ich nach Wien. Und ich hab' mich sträflich gelangweilt. Aber geschämt hab' ich mich auch vor euch, die jeder gewußt haben, was sie wollen, und, wenn ich einen von euch gesehen hab' mit Heften und womöglich immer mit einem Pack von Büchern, und ihr habt's so eilig gehabt und so wichtig, so hab' ich einen Bogen gemacht wie der Fuchs oder erst verstanden, wozu die engen Gassen gut sind und die vielen Durchhäuser in Wien. Und dabei hab' ich noch dazu immer ein sonderbares, ein ganz ein verdammtes Gefühl von Hochmut in mir gehabt.

„Nämlich, so als wäret ihr alle zusammen dumme Teufel. Die ihre Jugend verkümmern und es in sich hineinpumpen müssen, nur damit es nicht zu hohl und leer ist in ihnen. Und ich bin immer noch der Klügste unter euch. Und es wird schon der Tag kommen, wo ich's euch zeigen werde, wer ich eigentlich bin, und zwar augenblicklich, und wann ich erst wissen werde, was ich will. Wann das aber sein wird? Ja, wer weiß das, oder wie kann man das sagen? Das kommt schon, und man muß sich eben gedulden bis dahin, und in mir ist es gestanden, fest, wie wenn ich's vom Gericht hätt', ich

kann warten, und nicht einen Augenblick hab' ich eine Angst gehabt, ich könnt' untergehn oder, nur damit ich etwas bin, ein armer Schreiber oder Schullehrer werden, nur weil man das Seinige aufgegessen hat und dem Bruder nicht immer im Brotladen liegen will oder darf.

„Ich bin viel in die Galerien. Erstens, weil ich so massenhaft freie Zeit gehabt habe, denn ich hab' mich doch nicht einmal immatrikulieren lassen. Und wenn schlechtes Wetter ist, so kann man nicht bummeln, und man wird durchaus trübsinnig, soll man immer zu Haus sitzen, und die Luft im Café hab' ich nicht den ganzen Tag vertragen. Dann, weil ich sicher gewesen bin, man trifft doch keinen braven Studenten, wie ihr es gottlob und zur Freude der auch brav gewesenen Eltern alle geworden seid. Der geht einmal hin, mit einem zweiten, damit er sich nicht zu sehr langweilt und einen Zeugen hat, daß er da gewesen ist, wo er eigentlich nichts zu suchen hat — was?"

„Mich hättest du oft treffen können, Petersilka!" warf ich ein.

„Hab' ich halt Glück gehabt. Und du warst eben kein braver Student. Denn je öfter ich hingekommen bin, desto weniger hätt' ich einen zweiten brauchen können, nicht einmal dich, mit dem man nicht hat reden müssen, sondern man hat ihm nur gezeigt, und er hat schon selber die Augen aufgemacht, so gut du's können und begriffen hast.

„Gezeichnet hab' ich immer gern gehabt. Und besser wie alle, die sich damit groß gemacht haben unter uns. Nur hergezeigt hab' ich nichts davon. Denn was hat

das für einen Zweck? Aber Bildchen nachmalen, worauf sie sich das meiste eingeredet haben, und wer's am besten getroffen hat, der hat sich gehörig gewundert über sich selbst, das hat mir niemals Spaß gemacht. Ich hab's ja doch nur getan, damit ich mir besser merken kann, was mir einmal gefallen hat oder was mir kurios vorgekommen ist und wovon man doch nie weiß, ob man es noch einmal wieder und genau so sieht. Sonst — ja was hätt' ich denn sonst mit meiner Zeichnerei wollen? Und sie haben doch immer ein Wesen gemacht, wie schwer das ist und wie man's lernen muß, daß ich Esel geglaubt hab', nur weil ich's nicht gelernt hab', so kann ich nichts.

„Und dabei ist das Unsinn. Denn man muß aufpassen. Denn weißt du, Freund, manchmal hat ein Ding, welches du hundertmal gesehen hast, ein ganz anderes Gesicht an sich wie sonst. Du bist immer daran vorübergegangen, und es war nix, aber schon rein gar nix daran. Und auf einmal hat es eine Stimme an sich, und damit sagt es dir: ‚Da bleib stehn. Ich bin anders, und ich bin jetzt so, wie ich in wirklicher Wahrheit bin und erst wieder wer weiß wann sein kann. Verstehst du das, Bruderherz?"

„Ich verstehe. Alles hat ein Doppelgesicht. Und in gewissen Augenblicken, die man festhalten muß, enthüllt es sein eigentliches Wesen."

„Meinetwegen. Du sagst es halt gebildet. Also, es ist mir vor den Bildern oft vorgekommen, als möcht' ich auch einmal so etwas können. Die Bilder haben mich müd gemacht und aufgeregt auch. Und wenn ich von ihnen und dem Nachdenken darüber genug gehabt

hab', so ist da ein sehr schöner Blick auf Wien, zusammengehalten durch die schnurgeraden Alleen, und mit jedem Schritt, den du heruntertust durch den Garten, so verschwindet etwas davon, und auf einmal stehst du mitten auf der Straße und in ihrem Lärm und wirst sehr empfindlich wachgerüttelt und aufgemuntert, und es macht die Pferdebahn ihren Lärm, und es holpern die Wagen ganz abscheulich, und du siehst nicht mehr die Berge und die vielen grauen Häuser und die Türme darüber, die jeder ein eigenes Gesicht haben. Und so, nämlich aus der Entfernung, hat mir die Stadt ganz gut gefallen, in die ich mich sonst durchaus nicht hab' eingewöhnen können. Heimweh gehabt hab' ich nicht; aber wohl ist es mir auch nicht einmal um das Herz geworden in diesem sehr lauten Wien.

„Zu Hause, bei mir, hab' ich dann gezeichnet oder zu malen probiert. Denn meine Stube war sehr hoch oben, und mir ist zu Anfang immer schwindelig geworden, wenn ich hinuntergesehen habe, und ich hab' mich ordentlich gewöhnen müssen daran. Aber sie hat auch ein Licht gehabt, wie man sich's besser gar nicht wünschen kann. So hab' ich's eine Zeitlang gehabt, und wenn mir einmal die Farben zusammengelaufen sind und es ergab sich eine schöne Sauce, so war das kein Unglück. Und bei den Kunsthändlern bin ich herumgestanden gern und lang und hab' mir angesehn, was sie da im Schaufenster haben und wovon sie sich also einreden, es könnte den Leuten gefallen, die ein Geld haben. Blöd bin ich nicht, Bruder, bin ich niemals gewesen, und ich hab' mir sagen müssen: da hast du zu Haus auch schon bessere Blätter, Florian! Und einmal

nehm' ich einige davon und geh' zu so einem Bilderjuden. Der setzt seine Brille auf — und ganz schief, und wie der Aff' auf dem Kamel ist sie ihm auf dem Höcker oben gesessen und hat so gerutscht, und guckt und guckt und sucht sich was aus und legt mir Geld dafür hin — einen ganzen Haufen, ist mir dazumal vorgekommen. Draußen reib' ich mir die Hände und denke mir: den hast du schön hineingetunkt in die Schmiere, und tu' mir einen guten Tag an. Denn es war doch mein erstes Geld, was ich selber verdient hab' in meinem Leben, und das schmeckt, und für den einen Tag hat es denn auch gereicht. Und den nächsten Morgen nehm' ich mir ein Herz und anderes von meinen Sachen und geh' auf die Akademie. Und dort haben sie auch geguckt und gebrummt, allerhand, damit man's nicht versteht, und haben gemeint, ich kann jeden Tag in die Ausbildung eintreten.

„So, da hast du's! Aber wozu? Das sagt dir keiner. Und bis du selber heraus hast, was du eigentlich könntest und wohin du gehen möchtest, so kannst du dir die Beine so schön müde gelaufen haben, daß du sie nicht mehr spürst und dich das Gehen schon nimmer freut.

„Meist, sowie sie sich nur ein bißchen spüren, so machen sie sich an den Akt. Weil sie nicht wissen, wie schwer und daß das eigentlich das Höchste und das Letzte ist, was nur selten einem ganz gelingt und sich ihm ganz offenbart. Und sie sind auch dumme Hunde und wollen ihren Spaß haben.

„Und eben das war mir widerwärtig und durchaus ekelhaft. Weißt du, ich hab' immer so was gehabt in

mir wie Schamhaftigkeit. Und sowie der Herr Professor die Tür erst hinter sich zugemacht hat und man sich vor ihm nicht mehr zu genieren braucht, Schindluder treiben mit so einem armen Weibsbild, das sich nicht zu seinem Vergnügen, sondern ums Brot dazu hergibt und gewiß nicht immer so war, und sich aufführen wie die richtigen Affen — das ist nichts gewesen für mich. Ganz und gar nichts.

„Also: ich bin in die Landschaft. Ist, sollte man meinen, ein ruhiges und ein sehr ein reinliches Geschäft.

„Da hat aber einer einmal einen Baum hineingesetzt wie einen saftigen Patzen oder einen schweren Klumpen in die Natur. Und das hat einem anderen gefallen, und er hat's gekauft und mit schwerem Geld bezahlt, weil, wenn Gott das Geld nicht an Narren geben möchte, so hätten andere Pfuscher nichts zum Leben. Und also haben alle schwarze Patzen ins Grüne geschmiert und sich sehr damit gefreut und sie bewundert.

„Oder sie haben mit einer vielen Emsigkeit Gemüse erzeugt und geglaubt, das mache keinen Unterschied, ob man's nach dem Metzen verkauft oder nach der Elle. Ganz besonders gern gehabt haben sie den Spinat; vielleicht weil er so gesund ist, sagen die Doktoren. Da haben sie eine Wiese gemacht, schön giftgrün; und weiße Anemonen, und immer eine große gelbe Butterblume in der Mitte. Das waren die Spiegeleier, ohne die schmeckt's nicht recht und ist und bleibt ein fades Essen. Und wer sich nur eine Gänsedistel zugetraut hat, der war ein Rebeller. Und einen Rahmen darum

und einen Titel darunter — fertig! Das geht dann, wie geschmiert.

„Und keine wirkliche Farbe haben sie mehr gesehen oder empfunden oder sich nur einmal gefragt: wie kommst du ihr bei, daß sie wie wirklich wirkt und wieder auch dich packt und aufregt, wie sie dich in der Natur nicht mehr losgelassen hat? Da hat jeder sein Kochbuch im Kopf gehabt, und da ist's ganz genau gestanden, was man nehmen und welche Werte man mischen muß, damit das Gemälde nach etwas gleichsieht. Gar nie waren sie so verlegen, das ist ja richtig, nicht einmal vor Effekten, wie sie manchmal die Natur abbrennt und sie einem die Red' verschlagen. Das ist ja richtig; und wenn's dann doch nicht gestimmt hat, so war's nicht ihre Schuld, sondern die Kunst hat eben ihre Mucken, und die Natur gar. Oder hast schon eine Köchin gekannt, die zugegeben hat, es ist ein Essen durch ihre Schuld verpanscht worden? Hast, Freunderl?

„Und wenn sie schon einmal vor die Natur studieren gegangen sind, so war das ein schwerer Entschluß. Denn man weiß doch nicht gewiß, ob die Sachen in der Wirklichkeit so sind, wie man sie sich vorgestellt hat und wie sie im Kochbuch beschrieben stehn. Und das sind dann so gewagte Geschichten. Können auch schief ausgehn, und ein vorsichtiger Geschäftsmann läßt sich nicht gern darauf ein.

„Und in ganzen Horden sind sie fort. Weil nämlich — der Maler ist ein geselliges Tier — und sie sind nur dorthin gegangen, wo schon viele andere vor ihnen gewesen waren, weil er die erprobten Wege liebt und

die eingeführten Muster. Und so lang und so aufrichtig und im guten Glauben haben sie durch fremde Brillen gesehen, daß sie jeden eigenen Blick verloren haben.

„Und so zufrieden waren sie mit sich und so fleißig und so flink! Und wenn einer eine kürzere Zeit für den Quadratmeter Leinwand gebraucht hat, wie ein anderer, so hat er einmal mehr verdienen können wie dieser und war also der größere Künstler. Und um einen ‚berühmten‘ Baum sind sie mit ihren großmächtigen weißen Malschirmen herumgesessen, nicht anders, als hätten sich die Schwammerlinge, aber welche, die man schon durchaus nicht essen kann, ohne hinzuwerden, auf die Wanderschaft gemacht. Und gänzlich ernsthaft haben sie das getrieben, und nicht einmal den Humor darin haben sie gespürt, und jeder hat's ihm abgewinnen wollen. Kannst dir denken, wieviel auf einen gekommen ist. Pfui Teufel!" Er spie heftig vor sich hin, und ich wußte nicht, ob aus der Erinnerung an jene schöne Zeit gewissenhafter und sorglich gehüteter Kunstpflege, oder war ihm die Asche seiner Pfeife, an der er heftig herumklopfte, in die Kehle gekommen.

Er putzte sie sehr sorgfältig, stopfte sie frisch und tat einige starke Züge.

„Also, das war nichts für mich. Das hab' ich sehr bald gesehen. Was ich von ihnen hab' lernen können und was mit ihnen, das hab' ich bald weggehabt. Nämlich, was so ins Handwerk schlägt und was ja auch sein muß. Auch dafür muß man immer dankbar sein. Denn man vertranscht anders sehr viel gute und nützliche Zeit. Aber was beginnt man nun mit sich und wie

kommt man weiter, dahin, wohin man möchte, wohin es einen lockt?

„Ich bin in den Ferien nach Hause. Da und dort hab' ich's probiert, und dies und das hab' ich angefangen. So, wie man eben sucht, ohne den ganzen Glauben an sich. Aber — es ist auch nicht und niemals das Richtige gewesen.

„Etwas hat immer und überall gefehlt. Ganz gut abgeschrieben waren die Dinger ja so weit, daß man wiedererkennen hat müssen, was ich dabei gemeint hab'. Und mein Bruder hat schon sehr gestaunt.

„Du, das ist nicht so wenig, wie du meinst. Nämlich, von der Kunst versteht so ein Bauer gar nichts, und ihm mit der Technik imponieren wirst du nicht. Aber wie so ein Ding, das er immer um sich hat, aussieht, das weiß er, und er läßt dir keinen Fehler und keine Abweichung durch.

„Aber das Eigentliche weißt du, das Letzte war nicht darinnen. Gespürt hab' ich's. Aber das ist mir irgendwo stecken geblieben. Und wenn ich mich erinnert hab' wie glatt die anderen nach ihren Kochbüchern heruntergemalt und wie mit vollen Backen sie ihr Werk beschmatzt haben, so bin ich mir sehr dumm und mühsam und ein langsamer und ein unzufriedener Peter vorgekommen.

„Halt ein richtiger Hannak! Was will der in der Kunst, wo noch vor ihm keiner war? Und was kann ich dafür, daß ich Augen habe, welche die Dinge niemals so erblicken, wie man's in der Schule von uns verlangt hat, daß wir sie ansehen sollen? Immer anders, ganz anders! Und war das vielleicht nicht so, wie mit

unserem Erdreich? Das braucht viele Arbeit, immer wieder, wenn es lohnen und tragen soll, wie es kann. Denn es ist tiefgründig und schwer und fett, und es zahlt sich schon aus, wenn man's nur daran wenden tut.

„Ich hab's nicht zu Haus ausgehalten. Ins Gebirg bin ich, in den Beskidenwald. Einen Stummen hab' ich mir mitgenommen, damit er mir meine Sachen trägt, für mich kocht und meine Gänge tut. Denn mich hat's nach der Einsamkeit sehr verlangt. Das heißt, nach mir selber und dem, was in mir ist. Eine Waldhütte hab' ich mir ausgesucht, wo kein Dorf auf sehr weit in der Nähe war und nichts herum, nur Fichten und Tannen. Und dort hab' ich gehaust wie ein richtiger Kauz und hab' gemalt, zu jeder Zeit und bei jedem Licht, bis der richtige Winter gekommen ist und mich zurückgetrieben hat unter die Menschen, weil es nicht einmal mein Stummer mehr ausgehalten hat in dieser Oede.

„Damals," er streichelte seinen Spitz, „hab' ich mir's angewöhnt, immer so ein Vieh um mich zu haben. Und darum und aus der Zeit ist er so still — denn gegen wen hätt' er auch nur bellen sollen? — und so verständig.

„Gelernt hab' ich viel. Wie sich die Wurzeln verknoten an so einer Fichte über dem Boden, nicht anders, wie die Adern auf einer welken und abgearbeiteten Bauernhand, die sich über etwas zusammenkrallt, um es gar nicht mehr auszulassen. Und wie so ein Stamm anders, immer anders wächst, je nach dem Windesfall. Und wie seine Rinde sich färbt, je nach der Stellung, die er an sich hat. Und wie unter vielen tausenden nie-

mals einer völlig dem Nachbarn gleich sein wird. Und wie das Dunkel hereinbricht in den Wald, ganz plötzlich und traurig. Und wie das Mittagsschweigen ist, mit dem Flammen der braunroten Rinde, wenn die Nadeln knistern und rieseln und es ist wie ein Duft von Weihrauch in ihm.

„Und erst die Nächte! Der Uhu, der heranschwebt mit dem rauschenden Flügel und mit glühenden Augen und ruft, daß man sich fürchten könnte, immer wieder ruft, weil ihn das Licht lockt. Und das ist, wie in der Spinnstube: ein altes Weib erzählt eine Geschichte, die ganz danach ist, daß die Mädchen wirklich eine Gänsehaut über sich kriegen könnten, und alle fürchten sich und halten sich den Mund zu, damit sie nicht quietschen in ihrer Beklommenheit, und reißen die Augen und die Ohren auf, weil sie ja nichts verlieren wollen, und wenn sie dann heimgehen, so kriecht's an ihnen herauf, und sie kichern vor lauter Angst in der Dunkelheit und sie sind mit jedem froh, der sie heimführt, wenn er sie nur recht fest an sich preßt. Und wieder ein andermal wird dir, du siehst alle guten Geister im Wald. Und sie lachen heiser hinter den Bäumen vor und sie sitzen an den Spitzen der Zweige, hängen sich daran und haschen sich wie übermütige Schulbuben, die niemanden über sich haben, und treiben dürfen, was sie freut. Und sie klettern auf die Felsen, die da grau und nackt stehen, und sie sonnen sich im Moos und machen sich breit, breit, bis sie zerfließen.

„Und der Wald hat seine tausend Stimmen. Und eine jede lernst du verstehen, und es ist eine jede anders, und du hast nichts zu tun, nur darauf zu achten, was

sie dir immer sagen wollen. Denn es hat immer Sinn und Bedeutung. Und niemals wiederholt sich ein Laut, wenn du nur dein Ohr genug schärfen kannst, und selbst der Sturmwind, wenn er sich hineinlegt in den Wald und die Bäume müssen mitschwingen und wollen nicht und zittern vor Zorn, selbst der hat immer einen anderen Ton und eine neue Weise.

„Und dann die Regenzeit! Die Tropfen fallen dir den ganzen, ganzen Tag. Das klatscht und klatscht und kocht förmlich und schlurft über das Dach und zischt und rieselt. Und das ist, als hätten graue Gespenster einen grauen Mantel umgeschlagen und der Wind treibe sie und sie huschten durch den Wald. Und du willst es malen, und es geht gar nicht. Und du wirst ordentlich krank und sehnsüchtig nach einem Blickchen Sonne, und taub wirst du von dem traurigen Lärm und du hörst nichts, nur immer wieder dasselbe, und dein Spitz winselt und winselt und will hinaus und bleibt an der Türe stehn und er schaudert über das ganze Fell. Und durch die grauen Strähnen blinkt es, macht große Bogen und springt dir ins Gesicht und zerfließt: der erste Schnee.

„Ich bin nach Hause. Und mein Bruder und meine Schwägerin, der Josef und die Josefa, haben sich sehr mit mir gefreut und mich tun lassen, was ich eben hab' wollen.

„Erst hab' ich mich freilich wieder an Menschen gewöhnen müssen. Natürlich, und ich war ihnen auch fremd. Der Studierte! Und noch dazu, der auf etwas lernt, auf das man sich schon gar keinen Reim nicht weiß. Aber man hat sich innerlich gern gehabt, und

dann versteht man einander bald und ehrlich wieder, und es ist eben gut.

„Aber nirgends ist ein Müßiger so sehr verloren wie im Dorf, wo es außer ihm keinen sonst gibt. Der Tag hat eine Länge, als zerrte wer an ihm — nicht zum glauben. Und zu Abend geht man ins Kasino und sieht zu, wie die Beamten Karten spielen und sich bewundern, wie gut sie's können, oder auf dem Billard liegen, und trinkt seine paar Glas Bier und vertut seinen Gulden, und ist glücklich, wenn man wieder einmal schlafen gehen darf.

„Unzufrieden aber bin ich mit mir nicht gewesen. Ich hab' nichts zusammengebracht, aber schon gar nichts. Aber mir ist vorgekommen, das muß so sein. Und ich warte so innerlich. Das ist nicht anders wie mit einem Feld, wenn du mitten im Winter daran vorübergehst. Eins sieht aus wie das andere. Aber weil der Boden gut ist, so mußt du glauben, man hat ihn bestellt, und kommt erst die Zeit, so wird es schon aufsprießen, und du wirst sehen, was da ganz insgeheim gewachsen und geworden ist, und wozu es taugt und gut ist. Denn einpflügen, das ist eine sehr dumme Geschichte.

„Es ist ein sehr schönes Frühjahr geworden. An zurück nach Wien hab' ich keinen Augenblick gedacht. Was hab' ich denn da wollen? Aber ich war unruhig und recht sehr ohne Lust zu allem, weil doch jeder gewußt hat, was er mit sich anfangen soll, ohne Wink und ohne Wort, nur ich nicht mit meinem Studium und samt meiner Akademie. Ich bin viel um das Dorf gestrichen, das sich in sein Tal hinstreckt, als wollt' es

sich verstecken, weil es da warm ist. Hat keinen Grund dazu. Es kann sich immer noch sehen lassen. Nicht ein einziges Strohdach ist mehr da, nur Schiefer oder Ziegel, und es geht den Leuten gut. Also, ich bin gebummelt. Ein paar Stimmungen waren da; nicht viele, aber doch einige — wer die packen könnte, ganz erwischen, der wär' schon was.

„Und dabei war noch etwas, was mich gequält hat immer mehr und mehr, wie der Tag länger und das Licht dauerhafter und besser geworden ist. Nämlich, die Landschafterei hat mich nicht mehr gefreut. Natürlich, ich habe sie doch nicht einmal noch gekannt. Sie war mir nicht mehr genug. Und ich habe nicht geglaubt oder das Vertrauen gehabt, ich könnte in ihr das ausdrücken, was ich den Menschen sagen will. Und in der Kunst ist doch das Höchste der Mensch. Denn auf ihn zielt alles. Und nur wer ihn nackt sicher kann, der kann ihn auch in den Kleidern bilden, daß man an ihn glaubt und er dasteht, wie er soll.

„Aber das braucht vieles Studium und großen Fleiß. Und auf der Akademie hab' ich das nicht treiben wollen; warum nicht, hab' ich dir schon gesagt. Und nun hat mich das geärgert, und es war mir ein Versäumnis, und ich habe durchaus nicht gewußt: wie macht man das jetzt gut? Und gar hier? Und das ist und das macht doch schon verdrießlich.

„Mit meinem Bruder hätt' ich nicht davon reden können. Der hätt' doch kein Wort davon verstanden. Und hätte mich für verrückt oder voll von sündhaften Gedanken gehalten. Aber — woher ein Modell nehmen da auf dem Dorf und wie die verstehen lernen, was

man eigentlich will von ihr? Man kriegt Kopfweh und gänzlich kranke Gedanken dabei.

„Sie sind ja nicht so sittlich. Wenn es einer mit einer hat, so ist da weiter nichts, und hat er's mit mehreren, dann hat er eben Glück, und sie sollen klüger sein und aufpassen; und kriegt ein Mädel ein Kind, so regt man sich weiter auch nicht auf. Ist sie sonst nur brav, so heiratet sie der, oder es nimmt sie schon ein anderer, oder sie geht in die Stadt und hat also ihr Fortkommen. Aber sittsam sind sie durch die Bank. Sehr sittsam. Und dies alles ist erhört und alt; aber was ich hätte begehren müssen, das war unerhört und neu, und man hätte sich also bekreuzigt und entsetzt davor. Und in der Stadt war gar nichts für mich zu finden. Denn, was es da gab — du lieber Gott!

„Ohnedies, man hat mir nicht ganz getraut. Ich war schon zu lang fortgewesen. Und mein Bruder war auch nicht zufrieden mit mir. Nur sagen hat er mir nichts können und hat sich's nicht getraut. Denn ich hab' doch von keinem gelebt.

„Wie zerfahren aber ich bin und wie ich was möcht', ohne zu wissen was, dies hat ein jeder merken müssen. Und zwischen Josefi und Ostern war es ganz besonders schlimm mit mir. Denn da sollen die Aecker bestellt sein, und in mir ist eine große Brache gewesen. Und man sieht doch ordentlich, wie alles im Leben drängt und es gar nicht mehr erwarten kann, und in mir will sich gar nichts regen.

„Ich hab' allerhand Zeichnungen gemacht. So tolles Zeug, wie ich's aus den Beskiden mitgebracht hab', und Einfälle. Die hab' ich ausgefertigt und da und dort-

hin geschickt, und man hat sie mir genommen und gut gezahlt. Das war mir recht; wegen meines Bruders, damit der sieht, daß meine Kunst nicht so brotlos ist, wie er vielleicht meint. Aber zufrieden war ich nicht damit. Das sind Fratzen, und es ist nicht meine Sache, und ein anderer kann das schon besser.

„Sie haben auch oftmals Kriegsrat über mich gehalten, ich kann es nicht anders heißen, der Josef und die Josefa. Er war nämlich ein sehr kluger Mensch, ohne daß er etwas gelesen hat, nur seinen Kalender. Den hat er auswendig gelernt, glaub' ich, jedes Jahr. Was er angepackt hat, das hat einen festen Griff und einen guten Schick gehabt, und es hat nichts auf der Welt gegeben, was er nicht verstanden und er für sich auch gedacht hat. Nu, das hat man ja im Dorf auch gewußt. Nur ordentlich geschämt hat er sich seiner großen Klugheit und war also schweigsam, und sein Weib ist es mit ihm auch geworden. Es sind zwei prächtige Menschen; tun niemandem nix, aber wollen auch von keinem was; sind ganz ohne Bücher und ohne Getu'.

„Da sitzt er einmal auf der Ofenbank und hat seine Rast. Es ist ziemlich kalt den Tag, und er hat seine Pfeife geraucht und nachgedacht; halt über Steuern und warum der Weizen so billig ist. Und ganz unerwartet sagt er mir, der ich am Fenster sitze und Arabesken ausdenke: ‚Du, Florian, wenn ich nicht verheiratet wär'!‘

„Ich überziehe gerade eine Platte mit Wachs, weil mir das Radieren Spaß zu machen angefangen hat. Und ich stelle mir vor, eine Meerkatzenmusik mit den

Schwänzen, wenn sie immer ineinander greifen, müßt' eine gute Wirkung tun und sehr drollig sein, wenn ein alter, richtiger Meerkater machte den Takt. Und so brumme ich denn für mich: ‚Dann wärst du eben ledig, Josef.‘

„Er lacht in sich. ‚Hast recht. Aber das weiß ich ohne dich. Und ich weiß noch mehr. Ich wüßt' mir nachher eine.‘

„‚Ist ein Glück, daß die Josefa nicht in der Näh' ist,‘ sagt ich ihm. ‚Und nur eine? Ich wüßt' mir schon gar viele.‘

„Er wird nicht ungeduldig: ‚Zur Frau, mein' ich, tät' ich mir eine wissen.‘

„‚Was hast denn von der Wissenschaft? Du hast doch dein Weib, und du hast's gern, wie sie es verdient. Oder ist sie vielleicht nicht brav, die Josefa?‘

„‚Sehr brav ist sie. Ganz wie eine soll. Zu der Arbeit und zu den Kindern. Und sie kann auch schweigen.‘

„‚Also, willst ein Türke werden?‘

„Er schielt mich an: ‚Hätt' was für sich, meinst du! Na, in der Stadt, und gar ihr auf der Akademie, ihr lebt doch so wie die türkischen Heiden.‘

„‚Oder glaubst du, die Josefa möcht' dir's erlauben. Frag' sie — oder frag' sie lieber nicht. Denn sie könnt' mehr reden, als dir recht wär'.‘

„Er schüttelt sich vor innerlichem Lachen; ich sehe das wohl, obwohl nicht er und nicht ich eine Miene verziehen: ‚Will ich auch gar nicht. Aber wenn ich jünger wär' und nicht beweibt, ich wüßt' mir eine,‘ und er schlägt sich nachdrücklich auf die rote Hose und klopft

seine Pfeife in die Linke aus. Denn sein Weib hat sehr auf Reinlichkeit gehalten.

„‚Und — wer ist denn das Wunder?‘

„‚Ich denk' — die Hanka Jerab möcht' ich nehmen.‘ Und er steht auf und reckt sich: ‚Der Wind frischt sich. Wir kriegen gut Wetter.‘

„Ich hab' meinen Bruder nicht oft so ausführlich und so in Sätzen reden hören. Und so bleibt mir das. Und dann, ich hab' in meinem Leben nicht an die Hanka Jerab gedacht und konnte sie mir nicht einmal vorstellen. Aber das ist nun einmal so: hörst du, einer hat etwas gekauft, so wunderst und ärgerst du dich, daß du es nicht warst, und wenn du keinen Gedanken hast, wozu du das brauchen tätest. Und einer begehrt etwas, so möchtest du es augenblicklich selber haben. Das ist bei den Kindern so, und das wird bei den Großen nicht anders, und es bleibt das ganze Leben und es ist damit nicht fertig zu werden.

„Also, ich sehe nach der Hanka, die eine Bauerntochter ist neben uns. Die Leute sind sich ganz gut gestanden — halbes Lehen ohne alle Schulden — und sie war das einzige Kind. Vielleicht hat das mein Bruder so gemeint; wenn sie nämlich einander geheiratet hätten, so wären die beiden Höfe zusammengekommen und das wär' dann freilich ein Besitz geworden, den man herzeigen kann, freilich nicht das, was er jetzt so unter sich hat. Ich hab' mir's nicht anders denken können; denn sonst war an dem Mädel wahrhaftig nicht mehr, als an jeder, die da bei uns herumlauft.

„Sie war sehr schüchtern, oder hat so getan. Auch war sie noch sehr jung. So an die siebzehn herum war

sie. Die Augen hat sie immer so gehalten, als suchten sie was auf dem Boden, vielleicht den gestrigen Tag. Nicht einmal bestimmen hätte man können, von welcher Farbe sie gewesen sind, vor den sehr langen, schwarzen Wimpern. Sie war groß und hat sich sehr gut gehalten. Und bei der Arbeit, zum Beispiel, wenn sie einen Schiebkarren mit grünem Futter, das doch sein Gewicht hat, vor sich hergestoßen hat, da hat man gesehen, wie kräftig sie ist und daß sie ganz ohne Fehler gewachsen sein muß und daß ihr die Arbeit Spaß macht. Und vielleicht hat sich mein Bruder das vorgestellt. Denn eine Bäuerin hat nun einmal kein leichtes Leben und viel auf sich.

„Aber für mich hat das doch keinen Sinn gehabt. Und ich hab' mir's nicht nehmen lassen: der Bruder hat gewußt, warum er sie mir in die Gedanken gesetzt hat. Denn er hat noch lieber etwas umsonst getan, wie umsonst gesprochen. Und so hab' ich an die Hanka mehr gedacht, als ich für möglich gehalten hätte.

„Endlich, was ist so ein Mädel anders, als die anderen? Das redet man sich nur so selber ein. Und dennoch hab' ich einen gewissen Respekt vor ihr gehabt, weil sie mein Bruder mit Achtung angesehen hat. Und so eine Neugierde war doch auch dabei.

„Manchmal, wenn ich im Freien gesessen bin und skizziert hab', und sie ist über den Hof, immer gleich, immer eilig und niemals hastend und mit einem Schritt, der sie so aus sich selbst gehoben hat, so kräftig und so voller Schwung war er, hab' ich ihr über den Zaun herüber einen Spaß zugerufen. Ich weiß nicht, vielleicht hat sie ihn gern gehört. Denn sie haben mich für hoch-

mütig gehalten, weil ich mit niemandem gesprochen hab'. Ja, worüber denn auch? Denn ich war in der Zeit, wo einem nichts wichtig ist, nur was sich auf die eigene Kunst bezieht; davon war ich ganz voll und eben über das hab' ich mit meinen Leuten doch nicht gut reden können, und mit dem Herrn Pfarrer auch nicht, und der Schullehrer war überhaupt ein Ochse.

„Einmal also sitz' ich da, und sie ist im Krautgarten gewesen, jäten. Da muß man sich bücken und wieder aufrichten: und die ganze Geschmeidigkeit des Körpers kommt zur Geltung, und man konnte so recht sehen, wie voller Ebenmaß sie sein muß. Ich fang' sie zu zeichnen an. Es war ein recht heller Tag, und die Sonne hat auf ihren Haaren geschienen, die sie zu einer Krone geflochten hat und die blond gewesen sind. Das macht einen feinen Effekt, wenn da ein Gold zum andern getan wird, und ich merk's mir.

„Es geht recht gut. Wie ich aber fertig bin, so mißfällt mir das Blatt durchaus. Ich nehm's und zerreiß' es. Das klingt schrill, und sie erschrickt davon, sieht aber trotzdem nicht auf.

„Das hat mich verdrossen. Warum tut sie so scheu und heilig, denk' ich mir? Sie ist doch gewiß nicht so, sondern anders. Und man wird sie ja doch nicht in die Kirche stellen, weil sie so tut. Und warum versteckt sie sich eigentlich vor mir? ‚Hanka!' ruf' ich.

„Sie richtet sich zu ihrer schönen Höhe auf und hält, wegen der Blendung oder in Komödie, die Hand vors Gesicht. Dann kommt sie ohne jede Eile zum Zaun: ‚Was will der Herr Florian?'

„‚Tu die Hand weg!' befehl' ich.

„Sie tut's. Das Gesicht ist gewöhnlich. Stumpfe Nase; der Mund recht breit; wenig Ausdruck.

„‚Und deine Augen darf man nicht sehn?‘ Und ich bin herrisch und weiß nicht, mit welchem Recht. Nur wer sich für einen Städter hält, der glaubt immer, den Bauern befehlen zu dürfen.

„‚Ja, warum denn?‘ und sie lächelt sehr schüchtern. Aber man sieht dabei, sie hat ganz wunderschöne Zähne.

„‚Hast du sie grau, wie eine falsche Katz'? Oder sind sie gar zu klein? Oder warum darf man sie sonst nicht sehn?‘

„Wieder das Lächeln. Und nun schlägt sie die Augen langsam auf, und ich erstaune. Groß sind sie und blau und sehr schön und voll von einem warmen Licht, ganz von innen heraus. Und das ganze Gesicht ist anders; und es steht eine Seele darin, die nur noch nichts von sich selber weiß. Und nun hör' ich auch erst, wie hübsch und wie sanft sie spricht: ‚Wie sie mir der liebe Gott gegeben hat, so sind sie halt. Und ansehn darf man sie — warum denn nicht, Herr Florian?‘ Und es ist gar keine Befangenheit an ihr.

„Sie hat sich nur so, denk' ich mir. Damit ich mich wunder', daß sie so ganz ohne Eitelkeit sein soll. Denn sie verblüffen einen und verstehen das von Kindesbeinen und sind überhaupt viel listiger und verstellter, wie wir. ‚Tu nicht so, Hanka, du weißt ganz gut, sie sind schön.‘

„Sie senkt sie wieder, und das ist nicht anders, wie wenn die Sonne weg ist hinter einer Wolke und die Ebene, die eben noch gelacht hat vor dir und verheißend war in ihrer Farbigkeit, ist grau und traurig und ohne

Glanz. Und das verdrießt mich gar sehr und ich werde heftig: ‚Steh mir nicht so da! Ich mag dich nicht sehen, wie die Witwe, die ihren Mann unter der Erde sucht.‘

„Kein Wort, woher ich denn das Recht nehme, so mit ihr herumzuschaffen. Sie ist stumpf und dumpf, denk' ich mir, und dumm überdies, und der Teufel weiß, wo sie ihre Augen her hat. Soll sie sie meinethalben gestohlen haben. Und ich bin ärgerlich über mich und über sie und über meinen Bruder, und es freut mich den Tag gar nichts, und sie geht wieder an ihre Sache und jätet weiter, und wie es ihr schwül wird, so tut sie die Jacke von sich, und ich in meinem Zorn denk' an eine Kuh, die grast und sich auch hebt und bückt und weiter an nichts denkt und auch schöne und sanfte Augen an sich hat. Aber da steckt doch etwas anderes darinnen, muß ich mir in aller meiner Galligkeit denken.

„Das ist so weiter gegangen. Und manchmal hab' ich das Mädel den ganzen Tag nicht gesehen, wenn auf dem Felde draußen zu tun gewesen ist. Natürlich, dann hat sie mir gefehlt. Denn ein neues Gesicht ist immer eine Auffrischung, und man gewöhnt sich sehr bald daran. Am Sonntag, ehe sie in die Kirche gegangen ist, kommt sie mir auch zum Zaun. Da hat sie sich offenbar in ihrem Staat zeigen wollen, und der hat so etwas Steifes an sich mit den kurzen, rauschenden Röcken über den roten Strümpfen. Scheußlich, kann ich dir sagen, gerade bei ihr. Denn sie hat das Schmiegsame von einer Weidengerte. Also, denk' dir das aus. Aber ich find' mir auch nichts, was sie anziehen sollte.

„Sie ist nicht dumm, und sie ist wieder nicht klug. Sie lebt wie eine jede und hat dennoch ein Gefühl, als

wäre sie etwas anderes und besseres. Und eine traurige und ernste Stimme hat sie, voll Gutmütigkeit, die man sich nicht zornig denken kann, und ist ganz allein. Und sie sieht sehr gut und richtig und denkt nach, und sie singt gerne. Und dazu hat sie diese Augen, von denen ich dir doch schon gesprochen habe, und ein Lächeln, ganz von innen heraus, ganz merkwürdig. Es wird einem warm dabei, und man möcht' es immer wieder sehen, wie es so schüchtern kommt und um die Lippen spielt und in den Augenwinkeln kleine Fältchen macht, ganz kleine, die gar nicht nach Alter aussehen. Junge Mütter haben sie, wenn sie ihr Erstes recht herzlich vor sich haben. Und ich weiß nicht einmal, ob sie hellauf sein kann und lustig. Und sie ist sehr leicht zum Weinen zu bringen; und wenn ich sie rufe, so kommt sie und sieht sich sehr ernsthaft an, was ich gezeichnet hab', und sie geht, wenn sie glaubt, ich hab' genug von ihr, und es ist etwas ganz Wehrloses an ihr.

„Ist sie immer so oder nur bei mir? Man denkt doch über solche Fragen nach. Denn sie ist gesund, und sie kennt keine Launen. Und daß Mädchen in diesen Jahren oftmals nachdenklich werden auch ganz ohne allen Grund, dieses weiß ich. Und sie hört zu, wenn man ihr etwas erzählt, und sie tut, als möchte oder als wollte sie's durchaus verstehen. Und einmal verplaudern wir uns so — denn ich hab' natürlich viel gewußt, was für sie ganz und gar neu gewesen ist — und sie vergißt ans Nachtessen, und die Mutter ruft: Hanka! und noch einmal und schon geärgert: Hanka!, weil sie sehr jähzornig war, und das Mädel geht recht zögernd und das Blut steigt ihr ins Gesicht. Ja, warum wird sie nur rot?

Denn wir hatten nichts getan und nicht ein Wort gesprochen, das nicht jeder hätte hören können. Waren ihr nur Gedanken aus sich selbst gekommen? Sie hat sich sehr beherrscht. Und wieder ein andermal, wie ich ihr zum erstenmal die Hand geb', so wird sie mir wieder so rot und läßt sie mir lang, und wie sie dann geht, so hält sie die Hand immer wieder und wie wundernd vor die Augen und versteckt sie in der Schürze, wie sie ihre Mutter trifft.

„Das sind so Eigenheiten. Ein jeder hat sie an sich, und man soll nicht an sie rühren, weil man sonst an ihn selber rührt. Und sie kommen bei ihr ganz unversehens und ganz wie notwendig; und man kann sich sehr bald nichts wegdenken von ihr und empfindet sie als eine Abgeschlossene. Das gibt eine sonderbare Beruhigung, mit der man sich freut und von der man immer mehr seinen Anteil haben und genießen möchte. Man gewöhnt sie sich an.

„Oder, es ist sehr mild und frühzeitig sommerlich geworden. Und es war ein Abend, wo die Jugend ausschwärmt durch das Dunkel. Und der Mond steigt auf, und mich treibt es um, der ich einsam war und mir keine zweite gewußt hab'. Und da ist ein Wässerlein, und ich hör' der Hanka ihre traurige Stimme. Ganz allein sitzt sie da, verborgen von den alten, sehr verknorrten Weiden, die da zusammen stehn, und sie singt vor sich hin, und zwar nichts, nur Kinderlieder, und ihr Gesicht ist im Schatten, und nur die Augen leuchten vor. Und ich nehme ihre Hand, und sie rückt zu und sie läßt sie mir. Der Mond steigt höher und höher; und

es sind Reflexe im dunkeln Wasser, manchmal wie silberne Schüsselchen oder als hätte man lauter weiße, glitzernde und unruhige Schuppen darüber hingestreut, und es atmet manchmal durch die Nacht, wie ein recht müder und ruhender Mensch aufschnauft, und der Himmel steht sehr hoch und schwarz über uns. Es war uns gar nicht zum Reden; sie singt nur weiter, und ich horche, und uns fröstelt beide mit dem Frost, wovor sich eines beim anderen schützen möchte, und wir fühlen uns sehr einsam, wie wir heimgehen, und überall um uns sind sie zu Paaren ...

„Dann haben wir uns einmal in einem Buchweizenfeld getroffen. Das hat eben geblüht, und ich hab's probieren wollen, ob das nicht herauszukriegen ist. Das ist gar nicht leicht. Denn seine Farbe ist sehr zart und dennoch bestimmt, und die Stengel haben etwas Starres an sich. Man denkt an Teppichmuster davor. Der Tag war so heiß, und es ging zu Mittag, und kein Mensch war auf den Feldern; aber die Bienen haben geschwärmt in Unzahl und mit dem hastigen und tieferen Summen, wie sie es an sich haben, wenn es bald gewittern will. Und ich sehe sie an, und sie wird rot. Und ich ziehe sie an mich, weil ich muß, ich küsse sie auf den Mund, und sie hält still und tut die Augen zu und atmet sehr tief und sonderbar ruhig, wie eines, das so einschlafen möchte. Dann zuckt sie schmerzhaft zusammen. Und erst wie wir gehen, und von überallher war ein Mittagsläuten und verwebt sich mit dem vielen Gesumm um uns, erst da merk' ich: ihre Hand schwillt an. Eine Biene hat sie darein gestochen, und sie hat keinen Mucker getan, trotz des Schmerzes.

So eigen war sie aber in allem, meine Hanka, in allem, kann ich dir sagen.

„Dann hat sie sich mir gegeben. Ohne daß wir einmal davon gesprochen haben, wir hätten uns lieb oder wie das einmal mit uns werden will. Es war eben ihre Zeit gekommen, und der Mann war da, zu dem sie gehört hat. Und wir waren miteinander sehr glücklich und haben Monate gehabt, wie man sie nicht oft erlebt, wenn einem auf der Welt auch alles Glück beschieden und vergönnt ist. Denn wir waren sehr jung, und wir haben einander sehr gern und immer lieber gehabt.

„Und sie war vollkommen ohne Wunsch. Nicht einmal gewußt hat sie, was sie sich verlangen soll, wenn ich einmal angefangen hab', ich möcht' ihr was schenken. Mit mir aber ist es täglich anders geworden. Denn der Künstler ist in mir aufgewacht mit seiner ganzen, großen und nicht zu bändigenden Sehnsucht. Ich habe eine Geliebte gehabt, wie man sie sich nur wünschen kann. Voll Hingebung und Güte und Bescheidenheit, immer zärtlich nach ihrer Art. Aber mir ist das nicht genug gewesen und immer minder erschienen. Denn ich habe immer sicherer geglaubt, sie ist das, was ich brauche, wenn ich in meiner Kunst der werden soll, der ich sein könnte.

„Und nun war sie in aller ihrer Liebe und Hingebung von einer Schamhaftigkeit und Keuschheit, die sich nicht besagen läßt. Durchaus Weib und dennoch ein Mädchen voll ängstlichen Schämens.

„Wie ich ihr zuerst erklärt hab', was ich von ihr wollen möchte, da ist sie ganz rot geworden, hat mir den Mund zugehalten, so ganz allein wie wir waren,

und mit dem Kopf hat sie geschüttelt, ohne allen Zorn, aber so, daß ich gesehen habe, das kränkt sie im innersten Herzen.

„Ueberhaupt, was lieben wir am Weib am meisten? Was reizt uns? Seine Schamhaftigkeit. Und eben das zerstören wir sonst durch unsere Liebe. Hier ist es geblieben. Und dennoch hab' ich's immer wieder probiert, und immer ohne Erfolg. Und weil ich gemeint hab', sie müßte mich doch endlich verstehen lernen und daß es nicht Neugierde ist, sondern etwas Höheres, daß es um mich selber geht und um meine ganze Kunst, so hat das mich geärgert, und ich hab' von Eigensinn gesprochen und von Bauerndummheit, die nichts versteht, was weiter reicht, als die eigene Nase; bei ihr also schon gar nicht weit.

„Sie hat mich schelten lassen, ohne ein Wort der Entgegnung. Ueberhaupt, sie war nicht zornig zu machen. Und das hat mich auch geärgert, und ich hab's für Stumpfheit genommen. Nur etwas Aengstliches hat sie dabei in den Augen gehabt, so wie es nämlich Kinder haben, wenn sie etwas schlecht machen und verfehlen, und sie wissen nicht wieso und fürchten sich, sie werden es das nächste Mal wieder versehen.

„Aber los können hab' ich nicht mehr von ihr. Ich hab' es nicht einmal gewünscht oder daran gedacht. Und man hat so manchmal ein Gefühl, als wär' ein Mensch ein Schicksal für einen, und das ist dann immer richtig, und wir sollen nur nicht klüger sein wollen als das, was da aus uns spricht, und es nehmen, wie es ist und mit einer geheimen Stimme flüstert in uns, oder wir zerreißen die Fäden, mit denen uns vielleicht unser

gutes Glück umspinnen, einfangen und an eben dieser gewissen Stelle festhaften wollte. Sagen, wie das ist, läßt sich das durchaus nicht. Das muß man spüren und bescheiden hinnehmen.

„Je weniger die Hanka sonst aber zu wünschen übriggelassen hat, desto mehr hat mich dieses eine Verlangen gemartert und gepeinigt. Ich habe sie damit drangsaliert, und jede gute Stunde, die man hätte genießen können, hab' ich uns zerstört. Ohne jeden Nutzen. Ich habe geschmollt und bin ihr ausgewichen. Sie war sehr traurig und hilflos. Ich habe sie gerufen, und sie ist wieder gekommen — gottlob und leider Gottes ganz die alte. Und ich hab' mir gedacht, sie wird mich begreifen, sie muß es und aus freien Stücken überdies, sonst ist es nichts; und vor diesem Gedanken, der nicht wirklich werden will, bin ich immer stutziger und zerfahrener geworden.

„Dann hab' ich mir gedacht: gewöhnt man einander, ist man erst immer zusammen, so wird das ganz natürlich und ohne vieles Reden anders. Und weil ich sie doch von ganzem Herzen lieb gehabt hab', und weil man sich sonst wahrhaftig kein besser Weib wünschen oder ersinnen konnte, und weil ich gespürt hab', alles in mir ist nicht für die Stadt, vielmehr fürs Dorf und nur da kann ich was Rechtes und aus mir heraus werden, und weil man da eine braucht, die hieher gehört und über alles Bescheid weiß, und keine Städterin, die sich immer verbannt fühlen möchte und als das Opferlamm, und weil man alt genug dafür war und keine Sorgen zu fürchten hatte, so hab' ich sie halt gefragt, ob sie mich heiraten möchte. Sie hat mit dem Kopf ge-

schüttelt: ‚Florian, tu's lieber nicht! Es wär' ein Unglück!‘

„‚Und warum denn, Hanka?‘

„‚Kann ich nicht sagen, Florian. Aber mir kommt es so vor.‘

„‚Ach was,‘ und ich zucke die Achseln, ‚das ist nur so geredet. Oder hast mich nicht lieb?‘

„Sie gibt keine Antwort. Nur angesehen hat sie mich sehr tief mit ihren schönen Augen, und ihr sind darin die Tränen gestanden. Und sie nickt und hascht meine Hand und küßt sie: ‚Du darfst nicht glauben, ich hab' nicht oft und oft selber daran gedacht. Und ich dank' dir sehr, daß du mir gesprochen hast davon. Gar sehr freut es mich, daß du damit gekommen bist. Aber immer, wenn ich mir's vorgestellt hab', so hat es mir einen Stich gegeben in mir. Das darf nicht sein. So bin ich gut für dich. Und so kann dich keine lieber haben, wie ich. Aber anders wär's nicht gut. Ich bin zu dumm und zu eigensinnig für dich.‘

„‚Zu eigensinnig? Du, Hanka?‘ Und ich muß lachen.

„Sie nickt sehr ernsthaft mit dem Kopf und fingert: ‚Nämlich, du kennst mich nur noch nicht recht, Florian.‘

„‚So, kenn ich dich nicht?‘ Und ich will sie an mich ziehn.

„Sie wehrt sich und zählt her: ‚Sehr eigensinnig bin ich, Florian. Frag' nur die Mutter. Und mir will nichts leicht in den Kopf — frag' den Herrn Lehrer, was ich mich gemartert hab' in der Schule. Und ich bin verstockt — dies weiß der Herr Katechet; denn ich begreife nicht einmal, daß ich mich versündigt hab'.

Und was einmal in meinem Kopf drinnen ist, das will gar nie mehr heraus, und es nützt kein Reden.‘ ...

„‚Und sonst bist du nichts?‘ Und ich küsse sie herzlich und übermütig.

„‚Sonst weiß ich nix.‘

„Mein Bruder, wie ich's ihm erzählt hab', war sehr glücklich. Denn er hat das immer gewünscht, weil er gesehen hat, ich komme kaum mehr fort von zu Haus, und weil er mich und sie sehr gerne gehabt hat. Und eigentlich hat er sich's niemals anders vorgestellt. Und ihre Eltern haben natürlich auch nichts dagegen gehabt, und zum Herbst haben wir eine große Hochzeit gemacht, und gleich darauf ist die Hanka, wie sich's gehört, mit ihrer Mutter wallfahrten und bitten gegangen.

„Während sie fort waren, hab' ich allerhand angeordnet an unserer Einrichtung. Sie war, wie sonst bei Bauersleuten; nur für viel Licht hab' ich gesorgt, und was mir nicht gefallen hat, weil es den Raum vermufft oder nicht hübsch ist, das ist eben weggeblieben und anderes dazugekommen. Sehr wohl, sehr heimelig und freundlich hat's ausgesehen bei uns. Ein jeder, der gekommen ist, hat den Unterschied gemerkt, und keiner konnte sagen, worin er eigentlich war.

„Und wie sie zurückgekommen ist, so hat sie freilich gestaunt. Aber sehr gefallen hat es ihr auch, und sie hat sich zu Haus gefühlt und zurecht gefunden, sowie sie ihren Rosenkranz beim Weihbrunnkesselchen an der Türe aufgehangen hat, und fängt mit einer ordentlichen Lust zu wirtschaften an. Und das hat sie verstanden, wie eine, ganz ohne Wesen und ohne Lärm. Niemals konnte

sie müßig sein, und immer war sie ohne Eilfertigkeit. Und überaus sauber auf sich und auf alles war sie, und ich habe kaum verstanden, wie man in einem Hausstand gar so wenig Geld verbrauchen kann.

„Ganz besonders war dieses merkwürdig an ihr, wie nämlich die Tiere an ihr gehangen sind. Da war mein Spitz, den ich doch schon lange genug gehabt hab', noch dazu, wo wir zwei allein zusammen in den Beskiden gewesen waren, daß er, klug wie er ist, sich hätte merken können, zu wem daß er eigentlich gehört. Der ist ihr nicht von der Seite; überallhin ist er ihr nachgelaufen und hat gebettelt, damit sie ihm schöntut.

„Es hat ja auch Verdruß gegeben. Wo denn nicht, wenn man miteinander leben muß? Aber er hat sich niemals gehalten. Immer hat sie eingelenkt, so geschickt, daß man nicht schmollen konnte; und sie hat sich wohl gedacht: er ist kurios, gut! Aber er ist halt von einem andern Geschäft, das ich nicht so ganz versteh', und er hat Raupen im Kopf, die man nicht stören soll. Denn es werden vielleicht über eine Zeit schöne Schmetterlinge daraus.

„Hat sie Zeit gehabt, so hat sie mir gern zugesehen, wenn ich gezeichnet hab' oder radiert. Denn ich hab' immer neues probiert, weil nur der eine Kunst kann, der mindestens Bescheid weiß in allem, was zu ihr gehört. Und weil ich zufriedener war, wie nicht seit langem, weil mir das neue Wesen um mich Spaß gemacht hat und ich froh war, endlich einen Menschen um mich zu haben, der zu mir gehört und sich um alles kümmern muß, was mich angeht, so ist mir manches besser geraten, und mir war recht wohl.

„Einmal frag' ich sie: ‚Möchtest mir denn nicht helfen, Hanka?‘

„‚Möcht' ich! Sehr gern,‘ ganz hastig. ‚Aber, ich kann's doch nicht.‘

„‚Könntest du schon.‘ Und ich seh sie eigen an. Sie wird rot und betrübt und läuft aus dem Zimmer, und ich hab' ihr wieder eine Zeit Ruhe gegeben, weil ich erkannt habe, sie will durchaus nichts davon wissen.

„Ich bin gern auf die Jagd gegangen. Es ist mir nicht ums Schießen gewesen, trotz meiner sehr sicheren Hand. Aber mir hat das Herumsteigen in den lettigen Feldern Spaß gemacht; und die Nebelstimmungen, die alles so verzerren und anschwellen lassen, hab' ich gern gehabt. Und nach Reden hat es uns beide nicht viel verlangt. Sie hat doch ihre Eltern und ihre Verwandten gehabt und ich ganz in mir meine Gedanken und meine Pläne, und ich hätt' niemals geglaubt, ich könnt' noch einmal so allein werden, wie ich bin und bleiben muß.“ Er brach ab. Und es war eine große Müdigkeit an ihm, und es zuckte in seinem Gesicht.

Ich fuhr auf: „Du erregst dich zu sehr, Petersilka.“

Er nickte: „Gar sehr tu' ich's. Aber das macht nichts mehr. Jetzt geht's zum Ende. Und man will's hinter sich haben, hat man einmal angefangen davon.“ Und ganz tonlos fuhr er fort:

„Also — sie hatte ein Auge, so richtig, wie keines. Verstanden hat sie ja nichts von den Sachen. Woher und wie denn? Die Heiligenbildchen, die der Herr Katechet schenkt, sind keine richtige Vorschule. Das muß man ja doch auch lernen von allem Anbeginn. Aber ob eine Linie gezogen war, wie sie sein soll und

wie sie in der Natur ist, da hat man auf sie schwören können. Ich hab' mich manchmal geärgert, und immer wieder hab' ich hernach gesehen: sie hat recht, und mich hat mein Gedächtnis eben für einen Narren gehabt.

„Es ist auch geschehen, wenn mir etwas nicht zusammengegangen ist und ich hab' mich recht unwirsch aufgeführt in meinem Zorn, weil man doch zwingen möchte, auch was schwer ist, daß sie das Richtige getroffen hat, wie es zu machen wäre, mit einem einzigen Wort, nur weil sie unbefangen war. Oder daß sie sich schon gar keinen Rat gewußt hat und sie hat geseufzt: ‚Florian, du mußt mir ja Kopfweh kriegen vom Denken! Florian, wenn ich dir helfen könnt'.‘

„Es fährt wieder aus mir heraus: ‚Du willst doch nicht, Hanka!‘

„Sie wird sehr traurig und zuckt zusammen, weil sie es erkennt, wie fest der Gedanke steckt in mir und daß ich immer wieder darauf komme. Sie entgegnet kein Wort, geht zu ihrer Arbeit und kommt Tage nicht zu meiner.

„Dieses hätte sie nicht tun sollen. Denn das war nur geredet, und mit Liebe hätte sie's vielleicht dem bösen Gedanken abgewonnen, der immer stärker in mir zu wühlen und zu graben angefangen hat.

„Ohnedies, das weißt du ja, der Winter ist eine schlimme Zeit für einen Künstler. Denn er braucht viel Licht und kann nicht arbeiten ohne das. Weiß er schon, was er will, so macht ihm das nichts. Denn was man eigentlich getroffen hat, das wird einem wieder geraten, und Pausen müssen immer und überall sein.

„Wenn man aber das Gefühl hat, man ist noch

nicht darauf gekommen, was man eigentlich könnte, so ist das sehr bös und traurig. Denn von überall her erwartet man sich die Offenbarung und wird unwillig und voll Zorn gegen sich und alles, wenn sie nicht kommt. Und sie läßt sich einmal mit keinen Mitteln zwingen, und ich hab' mir oft gedacht, späterhin, wie alles vorüber war: das ist wie damals, wo Moses in seinem Groll und in seinem Zweifel gegen die Felsen geschlagen hat, es kommen die Haderwasser, von denen wir in der Theologie gelernt haben, und wer von ihnen trinkt, der muß des Todes sterben.

„An jeden Einfall klammert man sich, ob er einem nicht weiterhelfen könnte. Und wovon ich mir viel versprochen habe, wie eine Offenbarung, dies habe ich dir schon gesagt. Und so bin ich immer wieder darauf gekommen, nachdem man einmal davon angefangen hat. Gänzlich unvernünftig ist mir mein Weib vorgekommen. Ich hab' über sie gespottet und hab' sie gequält, und sie hat sich alles gefallen lassen und sich nicht mit einem Wort zu wehren gewußt. Aber nachgegeben hat sie mir auch nicht, und ich hab' verstanden, was sie damals mit ihrem Eigensinn gemeint hat. Nur sehr oft war sie in Tränen. Die haben mich aber nur geärgert, denn das war zu nichts, rein zu nichts und verleidet einem nur das Leben, das mich so schon gar nicht sehr gefreut hat.

„Und überdies ist mir eine neue Angst gekommen und hat mich sehr gequält und aufgeregt.

„Nämlich, solang wir als ledige Leute einander lieb gehabt haben, so hab' ich mich niemals geängstigt, es könnte was werden. Sie hat es auch nicht getan,

oder hat es mindestens nicht gezeigt. Vielleicht aus Frömmigkeit, weil doch nichts geschieht, was nicht sein soll, und soll etwas geschehen, so nützt wieder kein Sorgen.

„Jetzt aber hätte man damit rechnen müssen. Ja, man hat sich's im Grunde sehr gewünscht. Denn für die Dauer allein bleiben wollte man nicht. Wenn uns aber Gott nun ein Kind beschert? Es war mindestens möglich, daß ... Ja, wie soll man das nur sagen? Aber weißt du, es ist schon manche Frauenschönheit darüber verloren gegangen. Immer wird sie doch wenigstens für eine Zeit gestört, und manchmal geht sie doch auch für immer weg. Und diese war mir unersetzlich, und daß sie verschwinden soll, ohne daß mir ein Abbild bleibt von ihr, dieses hat sehr an mir gefressen, und es war wie ein übles Wollen und eine böse Absicht, die ich mir um sie doch gewiß nicht verdient hab', von meiner Frau.

„Und dazu darf man von dem allen nicht einmal reden. Denn im Grunde fühlt man doch, wie roh das ist und wie schlecht, und kann nichts dagegen tun.

„Es ist erst nur ein Wunsch gewesen. Und dann ist es in mir zum Begehren aufgewachsen, auf das man sich mehr und mehr verbeißt und vertrotzt und das gestillt werden muß, oder man geht zugrunde daran. Daß es vielleicht auch ein anderer Mensch ist, um den es geht, dieses fällt mir nicht ein. Denn man denkt an niemanden, nur an sich selbst und an das, was man für sich notwendig glaubt, wenn man erst an so etwas erkrankt ist. Und es ist wie ein Zwang über allen Gedanken, daß man sie von diesem einen nicht wenden

kann und daß keine Ablenkung nützt. Und wie eine schwere Lähmung liegt es über allem Tun.

„Und so bin ich denn immer launenhafter geworden. Und ich hab' sie schief angesehen und habe spitzige Worte für sie gehabt für ihre Teilnahme. Zum Beispiel, wenn sie mich gefragt hat, warum mich die Arbeit nicht mehr freut und ob ich nicht lieber für eine Zeit verreisen möchte. Denn wir hatten Bestellungen genug, und sie trugen schön.

„Alles Mögliche hat sie getan, damit ich in gute Laune komme. Sehr lieb und herzlich war sie zu mir, und weil man spürt, man verdient das eigentlich doch nicht, so beruhigt man sich, indem man die Schuld auf das andere schiebt und sich denkt: aha, das schlechte Gewissen! Deshalb ist sie so zu dir.

„Ueberhaupt, will ein Mensch dem Nebenmenschen eine Freude machen, so ist das immer einfach und man strengt sich nicht sehr an. Da will man die Absicht erraten haben und die Gesinnung. Will er ihn aber quälen, dann hat man Einfälle, ganz erstaunliche Einfälle, und man gibt sich Mühe, und man wird ordentlich sinnreich und voll von Erfindungen. Das ist merkwürdig, und man darf darüber nachdenken, wie eigentlich die Natur des Menschen geht.

„Das war wie ein Kampf zwischen uns. Und mich hat es gefreut, daß sie darunter leidet und sich den Kopf zerbricht, warum denn das zwischen uns so geworden ist und in so kurzer Zeit. Viel gebetet hat sie, und aus sich heraus ist sie traurig geworden.

„Und dann kommt ein Tag, und ich denk' ihn wie heute, und ich werde ihn nie vergessen."

Er sann nach, und seine Augen waren offen und schimmernd.

„Die Tage sind länger geworden. Denn es war nach Mariä Lichtmeß. Ein strenger Frost; viel Schnee ist gelegen, und es war ein sehr kurzes, aber ein sehr kräftiges und günstiges Licht.

„Ich bin sehr verdrossen am Fenster gesessen und stiere hinaus auf das flache Land und auf das große Glitzern, das in der Welt ist. Denn von jedem Schneehaufen und von jedem überschneiten Dach ist es ausgegangen, weil der Schnee trocken war und nicht geballt, mit einer großen und hellen Klarheit. Und die Häuser sind niedriger erschienen wie sonst, und die Ebene war sehr weit und übersonnt und die Berge näher und blendend, und alles war grell, daß es dem Auge wehe tut.

„Ich hab' meine Pfeife geraucht. Und einmal hab' ich ein Zeichenblatt gespannt und mich dabei geärgert, weil mich eben alles verdrossen hat. Dann hab' ich mir eine große grundierte Leinwand angesehen, die da mit allem Zubehör hergerichtet war. Wozu denn aber? Ja, ich hätt' schon gewußt, was mir da darauf soll. Aber dafür bestand gar keine Aussicht.

„Und ich hör', wie die Tür hinter mir geht, und ich rühre mich nicht in meiner Beschäftigkeit. Denn sie soll und darf nicht merken, daß mir etwas daran liegt, ob sie kommt oder nicht. Und am Eingang bleibt sie stehen, und sie atmet schwerer wie sonst. Und den Spitz jagt sie hinaus, ganz unwirsch, und der winselt mir dann vor der Türe. Und dann erschrecke ich ganz plötzlich; denn ich höre, sie dreht den Schlüssel in der Türe

um. Das quietscht. Einmal; zweimal. Und dann probiert sie — vorsichtig und doch mit einem starken Rucker ... Sie hält ...

„Und ich tu' ihr einen Schritt entgegen — denn das kann nur eines bedeuten. ‚Hanka?‘ Und es ist eine große Freude in mir, so groß, daß ich nicht merke, wie sehr traurig und ganz verstört sie ist.

„Sie nickt: ‚Ja. Wie soll ich mich setzen, Florian?‘

„Ich will sie an mich ziehn, sie küssen. Sie bleibt stumm und steif. Und ohne ein Wort zu reden, ganz geschäftsmäßig, zieht sie sich aus, Stück für Stück, und nimmt den Platz an, welchen ich bestimme.

„Den Kopf von sich selber weggewendet, die Augen geschlossen, damit sie nichts sehen muß, sitzt sie. Und manchmal kommen ihr Tränen, und sie läßt sie rinnen, und ich merke nicht darauf oder mache nur einen dummen Spaß, wie man ihn eben macht, damit man was geredet hat.

„Und es ist ein Fieber zur Arbeit in mir. Und ich ganz Aug' und nur Aug' und denk' an nichts, nur: da sitzt ein Modell vor dir von einer unerhörten Vollkommenheit, ganz so tadellos in Bau und Linien, wie man sich's nur wünschen und wie es einen Künstler berühmt machen kann.

„Und daß dieses Modell ein Weib ist, mein eigenes Weib, welches ich sonst von Herzen lieb habe und welches darunter leidet, dies vergesse ich ganz. Ist dies Grausamkeit? Und ich merke, wie ich wachse; und jede Linie glückt und sitzt, und das Ganze hebt sich immer schöner und immer lebendiger, und ich kann, was

ich will, worauf ich gehofft mit allem Zweifel habe, und ein doppelter Triumph ist in mir.

„Gar keine Müdigkeit kommt über mich. Denn solang wir einander kennen und haben, es ist doch wieder ganz eine Fremde, die da vor mir sitzt. Immer wieder will sie zusammenschauern und sich ducken in sich selber. Das ist ein Reiz mehr. Und ich merke endlich doch, daß ihr der Kopf auf die Schulter sinkt und sie kann sich nicht mehr zwingen, bei all ihrem Willen.

„‚Es ist genug, Hanka.‘

„Sie steht auf und sieht sich ganz hilflos um. Und ich wende mich, weil ich sie nun, wo der Rausch vorbei ist, zu verstehen anfange und sie mir innerlich leidtut. Und wie sie sich anzieht, Stück für Stück, und mir immer vertrauter wird, so bin ich sehr zärtlich zu ihr und mache tausend Dummheiten. Sie geht nicht darauf ein; sie leidet's eben nur: ‚Es war Sünde, Florian!‘

„Ich muß lachen: ‚Aber, Hanka! Warum hat dich dann Gott so erschaffen?‘

„Sie schüttelt den Kopf: ‚Ich weiß, es war Sünde. Denn was einer in sich so spürt, das soll er nicht tun.‘

„‚So geh beichten, Hanka! Und der Herr Pfarrer wird dir schon Bescheid geben.‘

„Sie erschrickt ordentlich: ‚Noch einer soll es wissen?‘ und sie tut auf. Der Hund springt an ihr empor, ganz närrisch vor Freude. Sie streichelt ihn; aber nur so aus der Gewohnheit und ganz verloren.

„Das wird sich schon geben, denk' ich mir. Ich bin wirklich fröhlich und sehe nicht ein, warum ich das

denn verstecken soll, und verletze sie wieder damit. Und zu Mittag, wie wir zu Tisch sitzen und ich sehe sie an mit lustigen Augen, so wird sie ganz rot und tastet an sich herum voll Aengstlichkeit.

„Ich bin in die Stadt gefahren. Denn ich war übermütig, wie nicht mehr, seit ich von der Schule war. Ins Kaffeehaus bin ich gegangen — das am Marktplatz, im ersten Stock, wohin wir uns nicht getraut haben, wegen der Professoren — und hab' Billard gespielt und ein Loch in das grüne Tuch gerissen und hab' zum Schaden auch noch gelacht, daß der Kellner geglaubt hat, ich bin betrunken oder närrisch. Und beim Spielen hab' ich zugesehen, und würdigen Tarokgelehrten, die jeden Stich wissen und bereden, wie es sie nur in einer kleinen Stadt gibt, hab' ich gute Ratschläge gegeben, daß sie gern grob geworden wären und sich's nur nicht trauten, und mit jedem, den ich sonst nicht einmal angesehen, hab' ich mich reden gestellt, ganz vertraulich und hab' mich dennoch in mir über ihn lustig gemacht, wie ein richtiger Hansnarr und Lappenwurstel, der meint, entweder die Welt ist zu seinem Spaß oder er ist zum Spaß für die Welt da. Und zum Goldschmied Feiwel Grünspan bin ich gegangen. Da hab' ich einmal eine goldene Kette gesehen, Venediger und alte Arbeit, sehr zart und schmiegsam die Glieder, und wunderschöne, blutrote Korallen dazwischen und am Schluß ein prächtiges Horn gegen den bösen Blick. Der Esel hat nicht gewußt, was er da hat, und dennoch war sie mir einmal zu teuer gewesen. Heut' hab ich sie für mein Weib gekauft und mir gedacht, wie schön sie sich auf ihr ausnehmen wird.

Ganz heiß ist mir dabei geworden, und ich hab' ihm das Geld nur so hingeschmissen.

„Und im Heimfahren ist mir der Wind entgegengesaust, und ich hab' lachen müssen und an mein angefangenes Bild denken und an meine Kollegen von der Schule, die jeder seither schon seine paar Quadratmeilen gute und unschuldige Leinewand, aus der man nützliche Kornsäcke hätte nähen können, mit sündhaften und unnützen Farben verschmiert hatten, und was sie für ein blödes Gesicht dazu schneiden werden. Gucken und gucken um einen Fehler, und es ist nicht der mindeste! Das gibt erst den rechten Spaß und den wahren Erfolg. Und so ein Gefühl von Kraft ist in mir. Nur zweimal hat es der Mensch so in seinem ganzen Leben: wenn sich ihm das erste Weib und das erste Kunstwerk ganz ergibt, ganz und aus freien Stücken.

„Ich geb' ihr mein Geschenk. Und sie dankt. Aber, es war ein Unterschied gegen sonst. Denn sonst, wenn man ihr unerwartet eine Freude gemacht hat, so war sie immer wieder wirklich überrascht, so daß es ihr die Rede verschlagen hat. Ganz innerlich hat sie sich vergnügt, und das Wort hat ihr gefehlt. Nur meine Hand hat sie immer und immer wieder gestreichelt, und in den Augen war das gewisse Sonnenlicht, das ich so sehr geliebt habe und vor dem Stube und Herz warm geworden sind und das nun für immer erloschen sein muß.

„Das war diesmal nicht. Sie hat die Kette angesehen und hat gestaunt über die Schönheit der Arbeit und über ihre Kostbarkeit und hat sie so gewiß ängstlich in der Hand gewogen. Aber sie ist nicht warm gewor-

den und hat sie weggeräumt zu ihren anderen Schmucksachen. Nämlich, getragen hat sie fast nie etwas öfter wie einmal, das man ihr geschenkt hat, nämlich den nächsten Sonntag. Aufgehoben hat sie sich's, wie so ein heimliches Hamsterchen, aber betrachtet hat sie's immer wieder und damit sehr vergnügt gespielt. Diesmal nicht.

„Mich hat das ein wenig geärgert, wie Undank oder wenigstens wie Unerkenntlichkeit für guten Willen. Denn daß ich sie bezahlen will, dies kann sie unmöglich geglaubt haben. Aber, meine Stimmung lass' ich mir nicht verderben, und am End' — warum soll sie nicht auch ihre Launen haben, wenn ich sie habe?

„Den nächsten Tag kommt sie wieder. Und so Tag um Tag, nur nicht am Sonntag. Und sie klagt nicht mehr über Müdigkeit, sondern hält aus, wie lang man nur will. Nur essen tut sie nichts in der Zeit und ist furchtbar schreckhaft bei jedem Mannsbild, das ihr begegnet und das sie anspricht. Und alles muß man ihr nur einmal sagen, und sie vergißt es nie mehr. Und ich Esel freu' mich noch über ihren Eifer und denk' mir: sie sieht auch ein, daß ich nichts Müßiges oder Sinnloses von ihr begehrt hab'; sie gewöhnt sich schon, und das übrige wird sich geben, und über eine Zeit weiß sie gar nichts mehr davon.

„Das Bild aber ist mir gerückt, wie ich's nicht für möglich gehalten hätt'. Immer schöner und meisterlicher. Du mußt nicht glauben, ich hab' den Größenwahn, und ich tu' mich da groß mit etwas, was keiner sehen soll. Aber, man hat doch manches gesehen und verglichen, vorher und nachher, und hat über sich selber

ein Urteil. Und da war alles: Farbe und Leben und eine solche Sicherheit, die gar nicht sucht, sondern niemals irrt und immer das Richtige trifft. Und wie ein Gottesdienst waren mir diese Stunden, wie ich ihn einmal gekannt hab', noch ein Bube, noch ehe mich meine Mutter hat geistlich lernen lassen wollen, wo man ganz erfüllt ist von seiner Andacht und seinen Gott ganz in sich spürt und ihn atmet und nichts denken kann, nur ihn.

„Gedanken und Sorgen gemacht hat mir eigentlich nur der Kopf. Nämlich, er war mir so, wie er war, zu gewöhnlich für den Körper. Einen anderen aber nehmen? Ja, woher? Und ich hab' mit der Zeit begriffen, sie ist vollkommen, ganz so, wie sie ist und organisch und nicht anders zu denken, und wer etwas zutut oder ändert, der lügt und fälscht nur und verdirbt. Und immer lieber ist sie mir geworden in diesem letzten Opfer, das sie mir bringt, und ich hab' wohl gesehen, wie sie leidet, und hab' mir geschworen, sie soll niemals mehr eine schlimme Stunde haben durch mich, und habe mich nach Kräften getummelt, als jagte mich wer, nur damit wir es bald hinter uns haben.

„Und so wird man fertig. Und einmal, wie sie so ganz verloren da sitzt, so schleich' ich mich hinter sie und geb' ihr einen Kuß auf den Nacken. Sie verfärbt sich und fährt auf. ‚Erschrick mir nur nicht wieder, Hanka, mein Seelchen! Ich brauch' dich nicht mehr.‘

„‚Wieso?‘ — ganz atemlos und in Spannung.

„‚Wir sind fertig. Und ich brauch' dich wirklich nicht mehr.‘

„Das war ein böses Wort. Eins von der Art,

auf der ein Teufel sitzt. Man spricht es aus und denkt sich gar nicht dabei, wie es der andere nehmen und fassen wird. In ihr hat's Wurzeln geschlagen. ‚Ja, du brauchst mich nicht mehr,' sagt sie ernst und traurig und richtet sich zusammen.

„Ich merke wohl, sie ist aus dem Gleichgewicht. Aber das findet eine gesunde Person schon wieder. Und weil ich selber guter Dinge bin und meiner Sorge ledig wie meiner Plage, so nehme ich mir alle Mühe mit ihr; und wenn sie's schon nicht wird gewöhnen können, so wird sie doch stolz sein auf meinen Erfolg, den ich doch ohne sie durchaus nicht hätte gewinnen können. Und ich merke dabei auch, es ist etwas Fremdes zwischen mir und meinem Weib. Sie muß sich zwingen, auch nur herzlich zu erscheinen. Und derweil trocknet das Bild. Und ich schreibe dem Rahmenmacher nach Wien Maße und lege genaue Angaben und eine Zeichnung bei, und meld' es bei der Kommission und bin meiner und meines großen Erfolges so sicher, daß ich nichts von dem sehe, was neben mir sich vorbereitet.

„Also, die Kiste wird gebracht; ich mache meinen Spaß: ‚Hanka, komm und hilf mir. Wir packen dich ein.'

„Sie sieht mich an, ganz ohne Fassung und ohne Glauben an das, was ich sage: ‚Ja, wozu denn, Florian?'

„‚Ja, ich will's doch ausstellen, Hanka!'

„Sie streicht sich mit der Hand über die Stirn, als hafte da was, das sie wegbringen muß: ‚Mich willst du ausstellen, Florian?'

„Das gibt nun eine wunderliche Konfusion, denk'

ich mir. Sie kann sich nicht unterscheiden von dem, was ich von ihr gemalt hab'. Also nehm' ich sie bei der Hand und sag' sehr voller Güte, wie man einem Kinde zuspricht: ‚Dich nicht, Hanka! Nur dieses Bild!'

„‚Ja, und was heißt das, ausstellen?'

„‚Ja, das geht nun nach Wien. Und dort wird man's rahmen, wie es sich gehört, damit es seine richtige Wirkung tut, und es gut, im richtigen Licht, aufhängen hoff' ich. Und viele Leute werden kommen, auch welche darunter, die was verstehen, und werden sich damit freuen und sagen: das ist ein großer Künstler, der das gemalt hat, und ich bin berühmt, und du bist es auch als mein Weib.'

„‚Und so,' sie deutet mit dem Finger nach dem Bild, ‚so sollen mich die Leute sehen?' Und sie wird glührot und blaß: ‚Tu mir das nicht an, Florian.'

„‚Ja, warum denn nicht, Hanka? Sei nicht kindisch!'

„‚Weil — ich hab' mich nun schon so lang gefreut, ich könnt' einmal mit dir nach Wien. Nur auf ein paar Tage, Florian!'

„‚Das wollen wir doch, Hanka. Und man wird dir Ehren erweisen genug.'

„‚Mir Ehren? Einer, die man so gemalt hat, Ehren? Und müßt' ich nicht vergehen vor Scham vor jedem, von dem ich mir denk', er hat mich so gesehen?'

„‚Aber, Hanka, ich bitt' dich! Wer wird sich so quälen?'

„‚Ich bin dumm. Weiß ich. Zu dumm für dich.' Und ich merk', es kommt ihr ein neuer Gedanke. ‚Und was wird hernach mit mir?'

„‚Hernach? Kann sein, es gefällt einem das Bild so, daß er es kauft, und er gibt uns ein Stück Geld dafür, so groß, daß man den schönsten Bauernhof darum kriegt.‘

„‚Und du möchtest mich hergeben, Florian?‘

„‚Ja, warum denn nicht?‘

„‚Einem fremden Mannsbild? Damit er's in sein Zimmer hängt, in welches es ihm paßt und mich ansieht, wenn und wie es ihm beliebt?‘

„‚Das kann dir vollkommen gleichgültig sein,‘ lach' ich.

„‚Es ist mir's aber nicht. Als müßt' ich das immer spüren, so ist's mir.‘

„‚Hanka!‘

„‚Es steht aber auch etwas im Katechismus,‘ meint sie sehr ernsthaft. ‚Und sogar von den Gedanken, mit denen man einen ansieht.‘

„‚Im Katechismus? So laß es drinnen und hilf mir.‘

„‚Florian!‘ bettelt sie. ‚Florian, schick' mir das Bild nicht weg!‘

„‚Ach was!‘ Und ich denk' mir, im Guten wird das nichts, ich muß wohl Ernst machen! ‚Das ist dummes Zeug. Und ich mag darum nicht meine ganze Zukunft aufs Spiel setzen.‘

„‚Es ist uns auch so gut gegangen, Florian! Und sehr gern haben wir einander gehabt.‘

„‚Werden wir wieder, Hanka! Bis du ruhiger geworden bist.‘

„Sie zweifelt: ‚Könntest du? Könntest du wirklich?‘

„Es ist etwas Grausames in jedem Menschen und ganz und gar in jedem Künstler. Und das rührt sich in mir und verstockt mich, obwohl ich sehe, wie sie leidet. Und ich nehme das Bild, wie es ist, im Blindrahmen und heb' es sehr vorsichtig und tu' es ohne Antwort in die Kiste.

„Sie spricht nichts mehr. Sie hilft mit. Sie schlägt selber die Nägel ein. Gott allein weiß und soll mir's verzeihen, mit welchen Gedanken. Sie malt in ihrer großen, steifen Druckschrift die Adresse. Das hat sie immer gern getan, sich wohl allerhand dabei gedacht und geglaubt, sie macht sich nützlich. Am Morgen wird der Frachter kommen, und das Bild wird fort.

„Mit nichts hat sie sich verraten. Wir sind schlafen gegangen, wie sonst. Sie hat nicht geweint in der Nacht und nur nicht geschlafen. Denn einmal bin ich wach geworden vor einem innerlichen Glücksgefühl, so als stünd' ich vor dem Eingang zu etwas sehr Hellem, und da liegt sie mit offenen Augen, und ich streich' ihr darüber, damit sie die zutut, weißt du, und ich fühle an meiner Hand den warmen Hauch von ihrem Mund.

„Sehr früh steht sie auf und huscht durch das Zimmer. Das spürt man so im halben Schlaf, aber man denkt sich nichts dabei, denn man ist das gewöhnt alle Tage. Barfuß, damit sie mich nicht stört, ist sie durch die Stube und den weiten, weiten Weg zum Fluß. Hat sie das die Nacht nicht schlafen lassen? Oder ist es nur plötzlich über sie gekommen? Wer weiß es?

„Zu Mittag haben sie sie gefunden. Unter den drei Weiden. Der Spitz ist dabei gesessen und hat geheult, unablässig. Und, sagen sie, sie ist erschrocken, wie

sie im Tiefen war, und hat sich retten wollen. Aber ihr Haar, das so sehr reich war, hat sich an den Wurzeln verfangen, und also ist sie elendlich ertrunken."

Seine Stimme brach. Der Spitz erhub ein leises Gewinsel. Petersilka aber fuhr mit aller Anstrengung fort:

„Ich habe mein totes Weib nicht mehr gesehen. Denn ich bin in Ohnmacht hingeschlagen, wie man gestürzt gekommen ist und man mir das erzählt hat, und bin lang ohne jede Besinnung und in einem großen Fieber gelegen. Und wie ich zu mir komm', so ist sie längst begraben gewesen, und es war voller Sommer.

„In den Feldern liegt sie. Denn der Herr Pfarrer war nicht zu erbitten, und ich soll das so in meinen lichten Augenblicken und in meinen irren Reden immer befohlen haben, und sie haben sich danach gerichtet. Denn es ist schöner da, wie an der Kirchhofsmauer. Das Korn wogt um sie, und es blühen die bunten Blumen.

„Das Bild aber ist nicht fort, weil niemand gewußt hat, was denn damit soll. Und so steht die Kiste noch immer in meiner Stube, und meine beste Arbeit ist darin. Ich hab' sie mit keinem Auge mehr gesehen, und ich weiß nicht, wann ich einmal stark genug sein werde dafür.

„Und dann hab' ich mich gewöhnt und hab' langsam wieder an zu malen angefangen. Und ich hab' die Verpflichtung in mir gefühlt, einmal etwas ganz Großes und Eigenes zu leisten. Denn um mich und meine Kunst ist ein großes und ein sehr kostbares Bauopfer gebracht worden.

„Nämlich, einmal und sogar noch im Christentum haben sie bei uns und überhaupt bei allen Slawen geglaubt, soll ein großer Bau gelingen, so muß in den Grundstein etwas Lebendiges mitvermauert werden.

„Das ist bei mir geschehen. Verstehst du? Und wenn sie mich heute rühmen und sie machen ein Wesen mit mir, und wie ich die Hanna und ihre Seele verstehe, so ist mir das ganz gleich. Denn ich weiß: die Seele der Hanka ist in mir und schafft aus mir, und ich mag darum nichts Lebendiges mehr malen.

„Und ich bin kein Landschafter, wie sie meinen. Und wenn sie finden, ich bin eintönig, so muß ich nur lachen. Denn ich mal' sie und immer nur sie, und ich kann sie gar nicht ausschöpfen.

„Da sieht man zum Beispiel die drei Weiden. Und das Wasser ist sehr finster vor ihrem Schatten und ohne Regung, und unter seinem Spiegel ahnt man etwas und kann es nur nicht erkennen.

„Oder, da ist ein weiter Himmel gespannt. Und Wolken schieben sich daran zu Haufen. Und eine Sonne dringt vor, und ihre Strahlen irren zwischen Himmel und Erde, und es ist wie eine ungewisse Fröhlichkeit. Nämlich, das war sie, wenn sie ihr schüchternes und schamhaftes Lächeln gehabt hat.

„Oder, es ist ein heißer Tag. Und die Aehren neigen sich wie voll Sehnsucht zur Erde, weil der Segen zu schwer wird für sie, und wenn man recht scharf hinhorcht, so glaubt man, man hört die Körner rieseln, die überreif sind und zur Erde fallen. Das war sie, wieder sie, wie sie sich mir gegeben hat, ganz aus sich

und weil sie nicht mehr anders gekonnt hat, als sich verschenken.

„Oder, es ist Regenstimmung. Und man fühlt, wie Fruchtbarkeit und Erquickung niedertropfte, und alles ersehnt sie und lebt auf. Nur den Sturm, vor dem sich die Bäume biegen, nur ein Gewitter malen kann ich nicht. Denn erzürnt, weißt du, hab' ich sie niemals gesehen." Er schlug in einem plötzlichen Ausbruch beide Hände vors Gesicht. Es rieselte vor, und ein Krampf schüttelte ihn.

Das währte eine Weile, in der ich ergriffen schwieg. Er aber erhob sich stracks. „Und so bin ich hergekommen," sprach er abgewandt. „Weil ich müd bin vom Einerlei und vom ewigen Denken an eine Tote. Und ich möchte frischere Farben greifen.

„Und jetzt weißt du, was ich kann und warum ich's kann. Ganz ohne Suchen; und weil es in mir lebt, wie in einem wilden Vogel sein Lied oder in unserer Ebene der rastlose Trieb, nachdem sie sich immer gleich, zu ihrer Zeit begrünt.

„Und du wirst verstehn, wenn ich dir sage: ich wäre noch in den Jahren. Aber ich darf mich nicht mehr beweiben und muß einsam bleiben, denn ich weiß nicht, ob sie eine andere dulden möchte neben sich. Und mir wird das oft schwer, und ich weiß, das ist ein hartes Los und man soll mit sich allein abmachen, was einem zustößt, was einen freut und was einen bedrückt. Und ich bin gar nicht dazu. Aber das läßt sich nicht mehr anders machen."

Es war Abend geworden. Er schien uns hell und glühend in die Stube und mahnte mich zum Aufbruch.

Noch einmal klangen die Gläser. Jenseits der Donau hob sich ein Gewitter. Er wies darauf hin. „Das ist schiefergrau. Das geht. Und der Strom hat leise, hüpfende und rötliche Lichter. Kann man. Und," er deutete nach dem verbrannten Weinlaub, „da ist viel Rot. Macht sich gut. Und die Wolkenränder glühen die gelbe Sandbank an, daß sie Leben bekommt, und der Wald steht schwarz und steif. Kann man packen. Nur das Licht in den Wolken, das da zuckt und gewittern will, geht nicht, noch nicht, und es macht doch eigentlich alles."

Wir schieden. Er samt seinem Spitz gab mir noch das Geleit bis zum Bahnhof. Ich habe ihn seither nicht mehr gesehen. Eine Studie von seiner Hand erinnert mich unablässig seiner, und seinen Weg hab' ich verfolgt, der immer in der gleichen Richtung, immer aufsteigend ging.

Ich fuhr heim, durch die herandrängende Nacht und heranströmendes Gewitter. Immer in Gedanken. An eine Kiste, die niemals geöffnet werden sollte und das barg, was ein tüchtiger und ernster Künstler für sein bestes Werk hielt. An einen Landschafter, der meinte, er könne im Figuralen sein Bestes leisten, er habe es einmal bewiesen und durch ein starkes Erlebnis resigniert; der sich bewußt war, er male eine Seele, wo man ihn um Stimmung und Farbe pries.

War es eine Verwirrung der Begriffe? Oder nur eine neue, tiefere Erkenntnis? Wie eigen: „Und sie hieß auch Hanka. Ist das nicht merkwürdig," klang mir's in der Seele nach. Und verschmolz sich hier mannigfaches Erlebnis und eine ganze, große, gesegnete

Landschaft, die an sich nichts sein sollte, nur Sinnbild und immer erneuertes Ausdrucksmittel für ein armes, schamhaftes Geschöpf, das einem Einzigen zögernd, ungern, aber ganz sich und seinen Reiz offenbarte, ihn nun völlig erfüllte, ihm Dinge offenbarte, die noch niemand vor ihm so vermocht, aus ihm sprach und schuf und die also sehr dem Gau glich, der diesen Künstler geboren, und in ihm, seinen Werken, zuerst ganz und gar jenen Ausdruck fand, der ihm eignete: arm an allem, was blendet, aber Menschen freundlich, sie reichlich nährend und von ihnen geliebt und mit jener Innigkeit umfaßt, die den nimmer läßt, den sie einmal beschlichen hat.

Filippinas Kind

Der Personenzug hatte die Station eben verlassen. Dünne Glockensignale bimmelten ihm eilfertig und dennoch elegisch eine Scheide- und wiederum Anmeldungsweise nach. Noch war er in Sehweite; eine starke Rauchwolke, welche die Sonne durchschien und durchgoldete, hinter sich, in gemäßigtem Tempo, vorüber an zahlreichen leeren Waggons, welche auf toten und auf Neben-Geleisen der Beladung in den nahenden, einander dann drängenden Kampagnen harrten, schnob er zur Ferne.

Der Bahnhof selbst lag ziemlich verödet. Die zahlreichen Geleise liefen scheinbar wahllos ineinander, blinkten und flimmerten, trennten sich wiederum und verrannen mit gemindertem Glanz im Weiten. Ein ansehnlicher Verkehr kreuzt sich nämlich hier. Es stoßen zwei Nebenlinien zur Hauptstrecke. Ins nahe Grenzgebirge gegen Ungarn führt die eine, durchs mährische Flachland mit seinen reichen Dörfern und hernach zur geringen Erhöhung der Oderquellen ansteigend zieht die andere. Zwischen den Schienen stand der Vorstand. Er hatte seine Dienstkappe mit dem flammend roten Rand auf und schrie mit einer ganz grundlosen und unverständlichen Heftigkeit auf einen Streckenwärter ein, der ihm ganz unterwürfig und hingegeben horchte. Das ist nun einmal Amtston und Amtsmanier. Ge-

schrien wird im Dienst immer; sonst hat es kein Gewicht, was man sagt. Endlich tat er einen jähen knacksenden Rucker mit den Schultern. Mit sonderbar steifen und dennoch weiten und hastigen Schritten, die wiederum Amtsgeheimnis scheinen, weil sie nur Eisenbahner an sich haben und treffen, hopste er zu seiner Stube zurück. Denn er hatte nun ein gutes Weilchen Ruhe vor sich.

Einmal grüßte er unterwegs militärisch und respektvoll. Er sah dabei aber deutlich nach rechts, damit nicht der mindeste Zweifel darüber aufkomme, wem der Gruß gelte. Denn links stand ein Haufen Slovakinnen, wie sie der Lumpen- und Bummelzug gebracht, der nirgends weiterkommt, weil er sich sein bißchen Fracht und die Kohlenkosten jammervoll erst zusammenbetteln muß, immer noch beisammen, hielt umständliche Beratungen und schnatterte in seiner melancholischen Sprache allerhand durcheinander. Vor denen wird man doch keine Achtung bezeigen, und es wird sie niemand grüßen, der in Amt und Würden ist und Grund hat, etwas auf sich zu halten, denn sie sind ein richtiges Diebs-, Hunger- und Bettelvolk. Nicht einmal Schnaps hätten sie zu saufen, wie sie's gerne tun, um hernach ihre melancholischen Lieder zu plärren, vor denen die Kuh scheut, wenn nicht die Zwetschen in guten Jahren bei ihnen so reichlich wüchsen, daß sie unmöglich alle frisch oder damit sie zu Mus verkocht werden, ins Flachland verkaufen können. So machen sie denn vielen Branntwein davon und lieben ihn. Rechts aber stand allerdings eine Person von Ansehen und Geltung vor dem Fahrplan und studierte ihn emsig und sah

immer wieder ungeduldig nach der silbernen Uhr, die wohl evangelische Armut und Bescheidenheit andeuten sollte, obwohl der Zug mit seinem Gönner, dem Olmützer Domherrn, den er erwarten durfte, immer noch nicht kommen wollte — der Herr Dechant des Ortes. „Es ist keine Verspätung, Hochwürden!“ Hochwürden dankte liebenswürdig, aber mit einer gewissen zerstreuten Ueberlegenheit, wie sie einem nicht übel ansteht, der kein Vertrauen zurückstoßen und niemanden verletzen will und es endlich doch nicht verbergen mag, daß er es in sehr frühen Jahren zur vielleicht einträglichsten Pfarrei des ganzen reichen Landes gebracht hatte. Dort hielt er mit seiner älteren Schwester Haus, die lange und kinderlos verwitwet war.

Er war also noch ein junger Mann, und er hielt offenbar etwas auf sich. Das bleibt jedem unbenommen. Zu den vielen und schweren Opfern, welche die Kirche von ihren Dienern begehrt, gehört das der persönlichen Eitelkeit und Wirkung nicht, sooft man darnach handelt, als würde just das gefordert. Sich stattlich zu gehaben war aber gerade damals gut und nützlich. Denn der Fürstbischof war selber einmal schön gewesen und nun in seinem Alter zwingend und gebietend in seiner hohenpriesterlichen Würde und Ueberlegenheit. Er hatte eine Vorliebe für elegante und männliche Erscheinungen in seiner Diözese, förderte sie nach Möglichkeit und soweit es nur ohne Unrecht ging, und hatte höchstens seinen gnädigen Spaß mit versimpelten und verbauerten Pfarrern, wie sie von seinem leutseligen und minder uradeligen Vorgänger her noch vereinzelt zu finden waren. Er aber bevor-

zugte die Jugend und gab ihr gern zeitig Raum, zu wirken. Der einmal über ein gewisses Alter hinaus in einem Elendsnest gesessen und sich vielleicht von den sehr schmalen Brocken des Religionsfonds genährt hatte, der mochte sich noch so bemühen, noch solche Hoffnungen aus der immer gleichen, immer bereiten, immer freilich erdfernen und also zu nichts verpflichtenden Freundlichkeit seines Oberhirten schöpfen: er kam unter keiner Bedingung weiter als bis zu einer sehr kümmerlichen Versorgung. Er galt für stumpf; für unbrauchbar geworden zum Rüstzeug des Herrn, wenn er's nicht immer gewesen war; im besten Fall für einen, der sich nicht durchzusetzen verstand. Wem das aber für sich selber so durchaus nicht geraten wollte, wie mochte der etwas für höhere, für Zwecke des Höchsten erreichen? Wissenschaftliche Leistungen verschlugen nichts; sie taugten zu nichts in der Seelsorge, auf die allein es endlich ankam. Aber er verlangte, daß sein Klerus nach Kräften und Vermögen repräsentiere. Er wünschte keinen zu engen Verkehr mit den Pfarrkindern. Die mußten Distanz halten lernen und Respekt gewinnen. Und die Schule gut im Auge haben, damit man im rechten Moment nach ihr greifen konnte, die man sich für die Dauer nicht entfremden lassen durfte! Die Kirche sollte herrschen. Dazu war sie eingesetzt. Sie hatte hier im Lande ungefähr, freilich auch nur ungefähr, die ihr gebührende Stellung, die man aber immer noch ausbauen und befestigen mußte. Denn wer konnte bestimmen, wann ein neuer Ansturm der Feindseligen begann? Wer somit die Ehre hatte, der Kirche dienen zu dürfen, der mußte sich dankbar und demütig vor ihr

und nur vor ihr auch erkennen; mußte sich darnach nehmen und durch seine Würdigkeit und sein ganzes Wesen und durch alle seine Gaben und nicht nur von Amts wegen ober den Leuten erscheinen und bleiben und durfte, was nur zu gern geschah, das Ansehen seines Berufes keineswegs verkegeln oder verkarteln.

Der Herr Dechant nun hatt' es von Kindesbeinen verstanden, sich zur Geltung zu bringen. Er gehörte zu jenen Glücklichen, deren erste Schritte schon die frohe Erwartung wecken, sie geschähen einem guten Ende zu. Er war ein sehr hübscher Knabe gewesen, also auch in dieser Hinsicht ein Ganzopfer dem Herrn, sonder allen Fehl und das man sich sehr behagen lassen konnte. So war er schon im Seminar dem hohen Herrn, da der eben Kanonikus geworden war und zum erstenmal inspizierte, sehr angenehm und unter allen seinen Kollegen aufgefallen. Dazu wußt' er sich ohne alle Unterweisung, ganz aus sich, sehr gut und sicher zu benehmen. Er strengte sich niemals an und war immer eifrig und unter den Besten; wußte just nur, was notwendig war, das aber immer und sicher. Er schloß mit niemandem eine nähere Freundschaft. Aus Instinkt eines Strebers, der erst nichts auf den Weg mitnimmt, was im gegebenen Augenblick abzuschütteln er doch entschlossen ist? Oder hatte er damals schon eine Witterung, der kommende Mann werde keine Verbindung unter den Weltgeistlichen, nicht einmal den fernen Ansatz dazu gerne sehen? Er kam sehr glatt und leicht durch das Gymnasium, bezog im tadellosesten Ruf die theologische Fakultät und brachte auch seine höheren Studien samt dem Doktorat mühelos und mit gutem Erfolg und ohne ein

einzigmal wie immer Anstoß zu erregen hinter sich. Zeugnis für das alles war der breite Goldreif mit dem künstlich gravierten, großen Amethyst darin, den er sehr dekorativ zu verwerten wußte, wenn er den Segen spendete, an seiner starken und tadellosen Hand. Er war kein Zelot und war schlimmer: aus Kälte bewußt hart und rücksichtslos. Er hatte das Gefühl innerlich ganz Herzloser für die Wehrlosigkeit anderer. Er wußte ganz genau, wem er trauen, wen er wurzen könne und vor wem sich zu hehlen geraten sei. Er war maßlos hochmütig und durchdrungen vom Glauben an sich, der Haltung gibt. Andere witterten das wohl. Es war ihnen ungemütlich, und sie förderten ihn doch, weil sie weder glaubten, ihn niederhalten zu können, noch wünschten, er käme gegen sie und wohl gar mit feindseligen Gedanken zur Höhe. Denn ihn hielt man nicht für einen, der leicht verzeiht. So hatt' er ein kurzes Kaplanat in der Slovakei wie zur Prüfung seiner Befähigung für die Seelsorge. Dann war der Stuhl von Olmütz verwaist worden. Sein Gönner hatt' ihn wohl im Auge behalten und rief ihn, der sich bewährt hatte, in seine Nähe.

Da nun lernt' er sich an größeren Aufgaben versuchen und gewann Horizont und die Kunst, seine Tritte so zu setzen, wie sie gerade klingen mußten: gebietend oder sehr schleichend. Er fand sich bald hinein; er begriff rasch, daß man bei keinem Mandat oder Auftrag der Oberen fragen oder auch nur aus wahrer Demut, ob man ihm wohl auch gewachsen sei, zögern dürfe, ehe man ihn annahm. Man mußte sich daran machen, wie immer es geriet. So fand er nur Gunst und sah eine

Professur sehr nahe. Dann aber, ganz plötzlich und ihm selber kaum so recht erwünscht, der wider die Regel nicht einmal für bedürftige Angehörige zu sorgen hatte, vielmehr einer leidlich begüterten Bürgerfamilie entstammte und über Wunsch einer sehr andächtigen Mutter und aus eigenen Instinkten sich dem geistlichen Beruf zugewendet hatte, schob man ihn unerwartet hierher, versorgte ihn glänzend und schnitt ihm jede Aussicht auf eine höhere Laufbahn ab, von der er geträumt und in der er vielleicht manch einem gefährlich hätte werden können.

Nicht ganz ein Jahr hatte die Olmützer Herrlichkeit gedauert, und er konnt' ihrer und ihrer Fülle nicht vergessen. Sie stand eben zwischen zwei Dunkelheiten. Umsonst hatt' er gehorcht, da er beim Fürstbischof Abschied nahm, ob er Aussicht habe, wieder in seinen Kreis eingelassen zu werden. Da war die größte Liebenswürdigkeit bei vollkommenster Verschlossenheit. Er war kaum in die Jahre seiner vollsten Kraft getreten, da ihm dies zustieß. Er mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und verstand dies meisterlich. Einigermaßen tröstete es ihn wirklich, daß sehr viele ihn neideten, ihn und mit gutem Grund sein unerhörtes Glück; daß zahlreiche übergangen worden waren, die besseren, älteren Anspruch hatten, die sich sehr bemüht und an allen Hebeln und bei allen Behörden ihr Heil versucht hatten.

Innerlich war er wohl auch lange noch nicht gewillt, zu verzichten. Für alle Fälle versuchte er, Gewißheit zu bekommen, wem er für seine Ernennung verschuldet sei. Damit — kein gutes Zeichen für die Zu-

kunst — hatt' er nun nicht viel Glück. Aber auch von seiner Pfarre aus hielt er sich warm, wer ihm geneigt war und wen er noch zu brauchen hoffte. Er hütete sich zunächst vor einer allzu engen Verbindung mit seinen neuen Amtsbrüdern, ohne eine Form zu verletzen oder gar ungastlich zu werden. Man drängte sich ihm übrigens keineswegs zu; es bestand ein allgemeiner, unbestimmter Argwohn gegen ihn, den er wohl vermerkte, ohne sich eben sehr anzustrengen, ihn zu besiegen und mit seinen Amtsgenossen in ein rechtes Verständnis zu kommen. Die waren im besten Fall, was er auch war.

Seinen Sprengel, der unter seinem sehr milden und wohl auch etwas bequemen Amtsvorgänger einigermaßen verwildert war, brachte er in kürzester Weile in mustergültige Ordnung und hielt ihn darin. Es wurde bald keinerlei Kirchengebot mehr gering geachtet. Sie hatten allesamt Furcht vor ihm; erschien er unter ihnen, wie das auch manchmal notwendig ist, so war ein stiller und gesitteter Ton. Er fiel übrigens auf, wo immer er sich zeigte. Er war übermittelgroß und von herrischen Bewegungen, die Bedienung forderten. Das Gesicht war hart und römisch, mit strengen, schwarzen Augen darin, die sich nicht leicht senkten. Er predigte kurz, eindringlich und gut, daß man ihn verstehen mußte. Seine Sittenstrenge war über allem Zweifel, und mit seinem allerdings sehr großen Einkommen kargte er nicht. Er unterstützte viele: fahrende Schüler, die bei ihm zusprachen, fanden vortreffliche Zehrung und beim Scheiden ein ganz ansehnliches Viatikum. Mit ihnen ließ er sich auch ganz gern in eine

scharfsinnige Disputation ein, der er wirklich Meister war. Sonst aber meinten die Armen, er gebe ohne Liebe und nur in der Befolgung des Gebotes.

Was er an sich trug, das gewann eine Würde; sogar die Schäftenstiefel, die er aus einer Laune liebte, standen an ihm nicht bäuerisch, vielmehr adelig. Immer war seine Soutane vom feinsten Stoff und von der besten Machart, und, gegen alle pfarrherrliche Ueberlieferung, es war auch in der niemals das kleinste Fleckchen, die er zu Hause trug. Er schnupfte nicht, aus Reinlichkeitsbedürfnis; ihm kam kein Besuch und zu keiner Zeit ungelegen, daß er nicht hätte empfangen können. Immer schimmerte seine Tonsur wie am Tage, da man sie ihm geschoren; er trug sie gleich einer Krone, die man auch nicht versteckt. Und in allen seinen Bewegungen lag etwas von einer mächtigen Körperkraft, die eben nur beherrscht und bemeistert ist. Er verstand auch hier zu leisten, was man mit nur einigem Fug von ihm begehren durfte, dafür zu sorgen, daß man höheren Orts von seinen Taten Kenntnis habe. Und so fühlte er sich denn nur in einer kurzen Verbannung, die aus einer Laune der Mächtigen über ihn verhängt worden war, die aber ebenso, wie sie ihn betroffen, ganz unerwartet wieder endigen mußte, um ihm den Weg, seinen eigentlichen Weg wieder freizugeben. Und so kürzte er sich die Zeit mit allerhand feinen und erquicklichen Gedanken an den dämmernden Zahltag; oder er schrieb in einem ganz famosen Küchenlatein sehr lustige Briefe einigen Olmützer Freunden, von denen er wußte, sie ständen in Verbindung mit dem Kardinal, der für derlei Schwänke etwas übrig hatte

und sie sehr belachen konnte, und getröstete sich, daß auch Gerechten Heimsuchungen nicht erspart blieben . .

Die Slovakinnen also hatten sich nach einigem Geschnatter endlich dennoch glücklich verlaufen. Vorher ließ sich jede von der anderen das Bündel aus grauer Leinwand, das sie allesamt trugen, höher schieben und zog die breiten Tragschnüre fester an. Jede machte beim Abmarsch noch in der Richtung, wo der Herr Dechant stand, einen tiefen Knix, der in keiner Weise beachtet ward; manche versuchte einen Handkuß, den er sich gnädigst gefallen ließ. Nur eine blieb zurück. Es war eine junge, hübsche Person. Sie sah zunächst den Nachbarinnen und Gevatterinnen nach, die, so eilfertig sie's unter ihrer Bürde nur konnten, mit ganz unweiblich langen Schritten davonliefen. Der Bahnhof lag hoch. Ihm gegenüber war ein ausgedehnter Holzlagerplatz; die braunen Rindenstücke mit dem rötlichen Ton und die blanken, kaum noch gelblich angehauchten Schnittflächen des Holzes machten sich bemerklich genug, und es war ein guter Duft, wie ihn eben Föhrenholz in warmer Sonne aushaucht. Darüber hinaus, über blache Felder mit sehr langweiligen Ziehbrunnen und einzelnen, wehenden Weiden, sah man bis ins Herz des Städtchens, bis auf seinen Marktplatz, der so weitläufig war, daß man gähnen mußte, reckte er sich vor einem. Dort tauchten die Weiber wieder auf. Der Schwarm hatte sich aber auseinander gezogen, und sie liefen in einer dünnen Linie hintereinander, daß man sich an allerhand Unschmeichelhaftes erinnert fühlte. Eine um die andere bogen sie alsdann um die Ecke, und der Platz lag völlig sterbensöd.

Die junge Person wartete, bis auch die letzte verschwunden war. Dann stierte sie noch ein Weilchen auf die Ebene, da noch da und dort ein versiegendes Tümpelchen aufglitzerte, und kehrte sich unschlüssig. Sie wußte nicht, was nunmehr durch über eine Stunde mit sich beginnen. Endlich gähnte sie nachdrücklich und zeigte dabei ein tadelloses Gebiß. Nur Schwarzbrotesser haben es so prächtig. Sie machte sich's bequem. Den Packen tat sie von sich auf eine der Bänke. Das Kind, das sie, just die Jüngste, allein bei sich hatte, das sie bis dahin auf dem Arm gehalten hatte und das sehr ruhig gewesen war und sich nur immer aus sehr dunkeln Augen verständig und fast verwundert um all das Neue, das heut auf sie einstürmte, umgesehen hatte, stellte sie behutsam und mit Liebe auf den Boden. Nun, wo sie aller ihrer Bürde frei war, die sie trotz ihrer jugendlichen Kraft niedergebogen, nun konnte man erst sehen, wie prächtig die Slovakin gewachsen war und wie sie sich zu halten verstand. Da war kein Mangel und nichts wider das vollkommenste Ebenmaß, so hoch sie gediehen war. Nur mochte man nun schon garnicht mehr glauben, daß das Kind zu ihr gehöre. Denn sie war ganz mädchenhaft. Sie räkelte sich mächtig und in einer Bewegung von einer gesunden, unverbrauchten Kraft, voll einer unbewußten, sicheren Anmut. Es sah sie ja niemand. Freilich schielte sie dabei insgeheim nach dem jungen Kleriker. Aber, das hat man nun einmal so in der Gewohnheit, daß man's nicht leicht unterläßt, und dann — sie kannte ihn bestimmt und wußte nur noch nicht, ob sie sich's trauen dürfe, oder ob er, nun sie allein waren, sich melden würde.

Das Kleine hatte zunächst die Aermchen gehoben, als wollt' es wiederum genommen sein. Da sich niemand darum kümmerte oder dazu bereit fand, so schlug es damit hastig wie mit Flügelchen und beschied sich. Es war wohl nicht sehr gewöhnt, seinen Willen immer durchzusetzen. Es war ein Mädchen, dem Scheine nach etwas über drei Jahre und für sein Alter genügend kräftig und sehr gut gehalten. Das Kleidchen, das es an sich hatte, war aus ganz feinem Stoff, nur freilich sehr auf Wachsen gearbeitet, und der slovakische Schnitt ließ ihr sehr putzig. Etwas unsicher für sein Alter schien es noch auf den dicken Beinchen. Dafür hatte sein Blick etwas ganz sonderbar Forschendes. Sie war ihrer Pflegerin so gar nicht gleich, daß man nicht einmal an eine Stammesverwandtschaft hätte denken mögen. Sie sah nun schon klüger und sicherlich nachdenklicher aus, als die Erwachsene. Das sieht man an Kindern, deren Mütter vor der Geburt viel, ernsthaft und Trauriges gesonnen haben.

Sie tat einige kleine, hastige und verzagte Schrittchen in der Richtung gegen den Geistlichen, immer ums Gleichgewicht besorgt, wie eines, das sich selber nicht traut, das immer geneigt ist, sich niederzulassen und jene bequemere und sichere Rutschbewegung zu versuchen, die Kinder so ungern aufgeben, haben sie sich in der Einsamkeit erst einmal daran gewöhnt. So kam sie bis zum Dechanten, der wieder einmal ganz ins Studium des Fahrplanes versunken war, so daß er ihr Kommen nicht bemerkte. Mit dem linken Händchen hielt sie sich an seinem Stiefel, der ihr wohl gefiel, so sehr glänzte er; das rechte aber erhob sie zu ihm und

krähte dabei im Triumph über das erreichte Ziel mit einem jubelnden Lerchenstimmchen. Sie sah dabei mit dem runden und sauberen Apfelgesichtchen, dem wehenden Flachshaar und den grüblerischen und wissenden Augen so herzig aus, bemühte sich so sehr, ihm mit ihrem ziemlich breit geratenen Mund etwas recht eindringlich zu erzählen, davon er leider nur kein Muck verstand, so wichtig es sein mochte, deutete, daß es sich von ihm nehmen lassen möchte, und lächelte ihn mit einer so unverwüstlichen Zuversicht dabei an, daß auch über sein hartes Gesicht eine Art Lächeln huschte.

Es verlor sich sehr bald. Er fühlte sich beengt und winkte der jungen Person. Die kam eilfertig heran und tat nicht wenig erschrocken über das, was sich begeben hatte. Sie küßte dem Herrn Dechanten ziemlich andächtig die Hand und versuchte tausend Entschuldigungen, hatte aber zu tun, ehe sie das Kind von ihm loslöste. Er aber, vielleicht weil wirklich gar keine Zeugen zugegen waren und auch ihm die Zeit lang wurde, war ganz freundlich zu ihr. Wie sie denn eigentlich heiße? Lowisa Wandruschka. Wo sie her sei? Von Lhotta! So, so! Von Lhotta? Da sei er ja eine Zeit Kaplan gewesen. Frommes, aber armes Volk. Am Ende sei sie gar dem Schuster Wandruschka sein Kind. Sie nickte sehr eifrig und wurde ganz rot vor Freude, daß er in seiner neuen Herrlichkeit ihrer armen Heimat und gar ihrer eigenen Angehörigen noch die Ehre vergönnte, sich ihrer zu erinnern: Ja, das sei ihr Vater. Freilich! Und sie denke die Zeit noch ganz gut, obwohl sie schon aus der Christenlehr' war damals. Das können nun so bald vier Jahre her sein. Seither

sei der Herr Pfarrer freilich auch gestorben, und man klage allgemein, der neue sei gar zu streng. Ja, die Zeiten der Lauen seien allerdings vorüber. Wo sie denn hin wolle? Mit den anderen nach Amerika wolle sie natürlich. So, so! So weit! Nach Amerika! Ja, da gingen viele hin, und man dürfe eben auch drüben nur Christum nicht vergessen. Und das sei wohl ihr Kind? Sie wurde wiederum rot und verneinte sehr nachdrücklich. Nein. Durchaus nicht sei es ihr Kind. Sie gehe doch erst zu ihrem Bräutigam hinüber, der nun schon ins fünfte Jahr dort arbeitet, seine Eltern versorgt und nun auch ihr Geld für die Reise und die Schiffskarte geschickt hat. Dem möchte das Kind kurios passen, so ein guter und ein braver Bursch er sonst wäre. Wem also dann das Kind gehöre? Ei, der Filippina, die es hier abholen solle und die er doch auch gekannt haben müsse. Sie sei schon ganz erwachsen gewesen, da er in Lhotta war und ein so hübsches und großes Mädchen, daß man sie nicht mehr so leicht vergessen konnte; möglich, die Allerhübscheste in der ganzen Slovakei. Die sollte um halberzwei um ihr Kind kommen.

Der Herr Dechant schüttelte den Kopf sehr abwehrend. Man wußte nur nicht recht, worauf sich die Abwehr wohl beziehe. Er sah dabei so finster aus und kehrte sich so rasch, daß die Lowisa erschrak, ob sie wohl eine rechte Albernheit wieder einmal von sich gegeben habe. Denn die Vermutung lag ihr immer nahe. Sie war nur froh, daß sie ihre Verlegenheit verbergen konnte und sich eilig zu bücken hatte, damit das Kind der Filippina nicht hinschlage, sich weh oder gar einen

Schaden tue. Heute hätt' ihr das passen mögen! Just heute!

Aber das, wie sich der Herr Dechant benahm, das verstand sie nicht ganz und schien ihr gar nicht richtig. Denn wenn er sich überhaupt an seinen Aufenthalt in Lhotta erinnern lassen wollte, so gehörte die Filippina unbedingt und vor vielen dazu, und es war gar kein Grund, sich über sie zu ärgern. Uebersehen hatte man gerade das Frauenzimmer nicht können. Gar wo ihre Eltern die Schaluppe mit den paar Metzen allerelendsten Boden (wo auch die Erdäpfel nur gewachsen sind, wenn sie schon gar nicht anders konnten), die sie der Tochter als Erbe und ganzen Reichtum hinterließen, unmittelbar neben dem Pfarrhof gehabt hatten, und wo die Filippina, weil sie anstellig war, der Wirtschafterin manchmal zu hohen Festen hatte aushelfen müssen.

So endenlos vorbei war das noch nicht, daß man's ganz verlieren konnte. Und so unangenehm, daß man nie mehr etwas von ihr hören wollte, konnte die Erinnerung an so ein munteres und lustiges und unverzagtes Mädel doch auch niemandem sein? Hatte sie nicht gesungen, daß es eine Freude war, und daß sich alle nach ihr richteten, sollte die Sache zusammengehn? Und gelacht, daß einem das Herz hoch aufsprang und man mußte mitlachen, und war man den Tag noch so gram? Oder ärgerte sich der hochwürdige Herr vielleicht darum, weil sie, die bei einer Primiz sogar die Braut Christi hatte machen dürfen, sich so vergessen hatte können? Da hatt' er freilich immer für sehr streng und kurios gegolten; für einen, der nicht leicht ruhte und der kein Machtmittel, das in seiner Hand war, sparte,

bis er den Sünder weich geklopft und zu seiner Pflicht und in die Kirche gebracht hatte. Nun, hatte er vielleicht nicht recht damit? Und was ging es sie an, wie er war? Sie ärgerte sich und lachte nur über sich selber in sich hinein, weil sie insgeheim gehofft hatte, er werde der Kleinen einige Kreuzer schenken. Er aber tat einige Schritte vorwärts.

Eben hatte nämlich der Zug gepfiffen und fuhr ein. Der Erwartete entstieg ihm leicht genug für einen Domherrn, zu dem nun eine gewisse Fülle gehört; ein behäbiger, nicht mehr ganz junger Mann, der sich leicht trug, mit einem sehr klugen und durchgearbeiteten Gesicht und mit Augen, aus denen ein allgemeiner und überlegener Spott in die Welt zwinkerte. Und dennoch gewann er Zuversicht; denn das Wohlwollen einer reichen Erfahrung war auch da. Sehr demütige Begrüßung seitens des Herrn Dechanten — sie lieben das, und wenn sie es tausendmal abwehren, und verzeihen seine Unterlassung nicht leicht — sehr herzlich von der anderen Seite erwidert; ein kurzes Scheingefecht um das Handtäschchen des Domherrn, das seinem Wirt einen leichten Sieg brachte. Der Kanonikus schob sogar seinen Arm unter den des jüngeren, und eifrig auf ihn einredend, mit wiederholten Aufenthalten während der wenigen Schritte, und manchmal aus einem sicheren Gefühl heraus über seinen eigenen Schwank hell auflachend, ging er zum Ausgang.

Der Portier salutierte. Er ward gemustert und lässig bedankt. Der Vorstand erschien schleunig, dienerte und verschwand ebenso wiederum. Unten harrte schon das Kutschierwägelchen des Herrn Dechanten.

Es gefiel dem Olmützer Herrn, der doch schon genug gesehen hatte, so gut, daß er sich's genauer anschaun mußte wie ein Kenner. Das war einmal ein Pfarrerwagen, wie er sich gehörte und wie man ihn gar nicht tadelloser zusammenstellen konnte: ein leichter Neutitscheiner, etwas, ganz leis, man hätte kaum sagen können wieso, altmodisch, aber vortrefflich gehalten und ganz elegant; die Pferde lammfromm: gut genährt, aber keine fetten Walzen, bei denen man Asthma besorgt; ohne allen Uebermut und wieder feurig. Das sah man schon an der Art, wie sie die Köpfe hoben und senkten, mit den zierlichen Hufen scharrten und sie setzten. Ja, der Dechant verstand sich in Hinsicht auf seine Sache! Der Kanonikus konnte nicht anders: er gab ihm wohlwollend einen herzhaften Schlag auf die Schulter und stieg dann flink ein; ließ sich die warme Decke gefällig und behaglich um die Kniee breiten, und sie flogen in gutem Tempo davon. Die Lowisa sah ihnen auch lang und bewundernd nach. Nun war sie endlich mit dem Kinde ganz allein.

Sie kam ins Nachdenken. Grund und Zeit hatte sie dafür endlich genug. Also, in einer immerhin absehbaren Zeit war sie bei ihrem Bräutigam, vereinigten sie sich, und dieses fatale Warten auf einen Brief, auf das entscheidende Wort, wo man nicht mehr da und nicht drüben war, hatte das endliche Ende. Ihr wurde ganz wohl und warm dabei.

Denn überhaupt, so eine Brautschaft! Das war niemals ein Zustand, nicht einmal, wenn man beisammen war. Wo man sich nur wünscht, es wär' vorbei,

und nicht weiß, wie man seine Augen haben und sich benehmen soll, damit kein Geträtsch wird und kein Verdruß. Denn wer gönnt einem einen ordentlichen und hübschen Mann? Keine, die ihn nicht lieber selber hätte. Also, das ist Witwenschaft, vor der Ehe.

Nun war sie zufrieden. Man sah das wohl. Denn sie machte ein sehr vergnügtes Gesicht und so verschmitzt, wie sie's nur konnte. So gefiel sie freilich den Arbeitern, die vorübergingen, und sie riefen ihr vielleicht ein Scherzwort zu oder schielten sie so gewiß an. Dann machte die Lowisa die Augen noch viel schmäler, als sie schon von Natur erschaffen waren, recht wie ein Spitzbub, und ließ die Beine so aus innerlichem Vergnügen ganz lasterhaft baumeln; und dachte sich ihr Teil. Ja, was die nur von ihr wollten! Das war's freilich! Die konnten schon noch warten und sich den Mund wischen.

Sie sah immer ihren Pavlicek vor sich. Das war doch ein hübscher Bursch gewesen, baumlang und sehr gescheit, daß er eigentlich für sie schade war, daß er lesen und schreiben konnte wie ein Schulmeister und sie ihn bei den Kaiserlichen, ob sie wollten oder nicht, zum Korporal machen mußten und sehr gerne über seine Zeit gehalten hätten. Das war aber nicht seine Sache. Er hat's immer auf die ehrliche und schwere Arbeit gehabt, hat Drahtbinden gelernt, aber hausieren und betteln ist er nicht gegangen. Wenn er seinen weißen Mantel aus gutem Hallinaloden an hatte, rundum handbreit gestickt, wie sich's gehört, und das runde, flache Suppentellerhütchen mit der langstieligen Pfauenfeder schief aufgesetzt, so konnte gar niemand

sauberer sein. Und niemand sparsamer. Nun hat er doch schon wieder so viel zusammengebracht für sie, daß sie gar nicht begriff, wie man das so schnell erarbeiten konnte. Und braver schon gar nicht. — Ob er sich in Amerika auch so trug? Und da mußte sie wieder an die Filippina denken, die es soviel besser verdient hätte: um es soviel schlechter zu treffen.

Ja, die Filippina! Wenn die einem erst einfiel! Da war schon gar nicht fertig zu werden mit Denken an sie. Da war sie grad aus der Schule gewesen, aber schon ganz ohne Eltern; die waren ihr gestorben. Und der Bürgermeister, weil er mit ihr vervettert war, wie's halt alle Welt ist, so hat er aus seinem guten Herzen ihr den Antrag gemacht, sie soll zu ihm kommen und soll bei ihm bleiben und mithelfen, bis sie alt genug ist und sie kann in Dienst gehen. Da hat ihn das gottlose Frauenzimmer aber nur angesehen, ruhig, wie sie allein gekonnt hat, daß man sich immer gern über sie erbost hätte, ohne es zusammenzubringen: „Onkelchen? Damit du umsonst eine Kindermagd hast? Das tut sie nicht!" Und sie hat Schwämme gesucht und ist, wer weiß wie weit, mit ihnen gerannt und hat sie verkauft; und sie hat Holz geklaubt; und an ihrem Acker hat sie sich abgemartert; und wenn sie manchmal bei alledem gehungert hat, so tut das eben dort manchmal jeder; und sie ist groß und schön dabei geworden, und die schwerste Arbeit bei der Säge war ihr eben recht; und hoffärtig war sie immer. Und ein Dickkopf! was man so sagt. Nämlich zum Beispiel: wenn sie wäre durch Versehen in die Hölle gekommen und ein barmherziger Teufel, weil es auch so was geben muß, hätt' ihr ge-

sagt: „Du hast dich geirrt, Filippina. Wenn's dir nicht gefällt, schau, da ist die Tür, so mach fort, und ums nächste Eck so geht's in die himmlische Seligkeit," so hätte sie gewiß gelächelt nach ihrer Gewohnheit, so mit dem Mund, damit keiner glaubt, es könnte sie etwas anfechten oder ernstlich betrüben, und mit ihren immer traurigen Augen hätt' sie ihn angesehen, und hätte mit den Achseln gezuckt und dann gesagt: „Geirrt? Wieso? Und warum soll mir's da nicht gefallen? Wegen dem bissel Feuer? Aber ich hab's immer lieber warm gehabt, und es ist hübsch, wenn man mit dem Holz nicht so spart."

Da spielte doch ihr Kind herum. Es hielt sich an den Bänken und ging so die lange Halle hin und wider, ganz vergnügt in sich, ganz wie eines, das keine Gesellschaft braucht, weil es keine kennt und weil es schon weiß: man hat auch sonst allerhand Arbeit und nicht immer Zeit und Lust für so eines. Es sprach mit sich; nun in Lauten, die eine Mutter vielleicht hätte verstehen können, sonst aber niemand, nun in ganz klaren und zusammenhängenden Worten, wie um sich selber zu üben. Wer konnte sich denn viel um sie kümmern, wo alle zugreifen und froh sein mußten, wenn man damit nur das liebe Brot vor sich brachte? Manchmal setzte sie sich wider Willen hin. Dann sah sie sich ganz verdutzt um, schielte argwöhnisch an ihren Beinchen nieder und welschte gar eifrig und allerliebst vor sich hin, ehe sie wieder aufstand und weiter ging, wenn sie nicht, vorsichtig spionierend, ob sie die Tante richtig nicht bemerke, einige Schrittchen auf allen Vieren tat. Sie war zu klug. Und sie war zu herzig. Und sie würde

ihr bestimmt und gar sehr fehlen. Nun, so was blieb ihr ja wohl bestimmt nicht aus.

Mitnehmen konnte sie das Kind freilich durchaus nicht. Es zu Haus bei ihren Leuten lassen aber hatte auch keinen rechten Sinn, weil nach ihr kein Frauenzimmer mehr da war und sich um sie annehmen konnte. Das hatte sie der Filippina denn auch an ihren letzten Dienstplatz schreiben lassen und von ihr verlangt, sie möchte über die Hedwig — denn so nobel hatte die Mutter sie taufen lassen — verfügen. Denn sie könnte nicht begehren, daß alle Welt so gut und so voll Zuversicht in sie sei, wie ihr Pavlicek, der ihr freilich alles auf den Wink glauben möchte, und sie hätt' es auch niemals übers Herz gebracht, ihn bespöttelt oder so gewiß begrinst zu wissen. Und die Filippina hatte das denn auch verstanden und ihr geantwortet, sie möchte sie diesen Tag und diesen Ort erwarten; und sie wolle mit dem Zug um halberzwei Nachmittag kommen und ihr Kind für immer mit sich nehmen. Es bleibe alsdann der Lowisa immer noch Zeit genug, in die Stadt zu gehen und alle ihre Geschäfte zu besorgen; und sie möcht' ihr doch gern Adieu sagen, ehe man wahrscheinlich für immer auseinandergeht, ihr Glück wünschen und auch noch einmal danken für alles, was sie an dem armen Kind getan.

Denn die Filippina war keine solche gewesen. Durchaus nicht! Die ein Kind kriegt, es fremden Leuten anhängt und davongeht in die weite Welt und sich nicht mehr darum kümmert, was denn mit dem kleinen Kuckuck wird und wie lange man ihn im fremden Nest leiden wird. Eher zuviel Herz hat sie gehabt. Sie

hat ein großes Kostgeld gezahlt; und was sie verdient hat, erst als Amme und dann als eine mühselige Magd, das hat sie bis zum letzten Heller auf den süßen Fratzen gegeben und nur immer gemahnt, man soll an der Hedwig nichts sparen und sie halten, wie sich's gehört, und ihr gar nichts abgehen lassen, damit sie nicht zu früh merkt, daß sie leider keinen Vater hat und was das bedeuten tut. Ueberhaupt hat sie doch Briefe schreiben können, daß einem ganz weh und herzweich geworden ist, wenn man sie sich hat vorlesen lassen; daß sie nicht essen kann oftmals vor Bangigkeit um ihr Kind, und daß sie sich immer zwingen muß, weil keiner eine bekümmerte Magd um sich herumgehen läßt, so daß sie nur in der Nacht weinen kann um sie beide, daß sie Gott verlassen hat und nichts wissen will von ihnen; und daß sie schlecht und neidig wird beim Gedanken, daß es auf wen andern lacht und nicht auf sie und sich vielleicht zuerst gar fürchten könnte vor ihr, käme sie's holen; und daß sie sein Stimmchen noch nie gehört hat, und vorübergehen könnte an ihm, ohne es zu wissen, ohne es zu erkennen; und daß sie nichts anderes denkt, nur, wie spart man sich soviel, daß man einen Strich besseren Acker kaufen kann, für Gerste gut genug, zur Schaluppen, und eine Ziege für die Milch sich kann halten, damit es seine ordentliche Nahrung hat und zu sich kommt, und man geht selber in Taglohn und man hat sein Kind bei sich und kann sich den ganzen langen Sonntag daran freuen und weiß endlich, wozu ihn der liebe Gott eingesetzt hat. Ja aber freilich, dazu mußte man viel Geld zusammenbringen; gar viel, wenn so ein armes Frauenzimmer es alles vom ersten Heller an

verdienen und dabei noch für ein anderes sorgen sollte.

Ueberhaupt waren da Dinge, welche die Lowisa noch immer nicht recht verstand, so streng sie schon darüber nachgedacht.

Gleich wieder zu einem Beispiel: warum war aus der Filippina nicht einmal eine Andeutung herauszukriegen, wer der Vater sei? Warum nahm sie die ganze, schwere Last allein auf sich, schweigend, als müßte das so sein? Als wär' da nichts leichter zu machen für sie?

In der Regel, wenn das Kind es schon gar so eilig hatte und kam, ehe man auf der Pfarre gewesen war, so ist das weder Unglück noch weiter eine Schande. Was sich gehört, weiß jeder; man heiratet einander halt später. Und wenn der Mann schon ein hautschlechter Kerl war und hernach Flausen machte und nicht wollte, und das Frauenzimmer war ein armer Narr und eine verlassene Waise, wie die Filippina, so nahm sich ihrer der Geistliche schon an und redete dem Lumpen ins Gewissen, bis er wußte, wo die Sakristei ist und daß es nicht nur Unterhaltlichkeiten auf der Welt gibt. Half da nichts und er hatte kein Gemüt und kein Gewissen, wie so ein Zigeuner, der auch niemals weiß, wo alles in der Welt seine Brut herumläuft, so war da sicher schon irgendwo ein Advokat, der führte ihre Sache um das Gesetzliche und aus gutem Herzen, damit ihr nicht gar zu hart geschehe. Denn warum soll das gebrechlichere Gefäß und das um viel schwächere Teil es überdies auch noch soviel schwerer haben? Ja, warum denn?

Hier nun war es so und war, als hätt' es niemals

anders sein mögen oder dürfte auch nur anders werden. Ja, hatte die Filippina, die sonst immer viel auf sich gehalten und für keinen Spaß zu haben war, sich vielleicht in einer unbegreiflichen Laune so weggeworfen, daß sie sich des Mannes schämen, sich schämen mußte, von einem solchen auch nur was zu verlangen? Es war nicht einmal so einer in der Gemeinde. Oder vielleicht — gerade damals hatte die Herrschaft doch ihren Eigentümer gewechselt. Und der neue Besitzer hatte Werkmeister geschickt, welche die junge und ungestüme Kraft der Betschwa bändigen sollten, und ließ ein Sägewerk bauen, groß, wie man noch keines gesehen hatte, für die prachtvollen Fichten und die herrlichen Rotbuchen, die da noch weithin auf den Bergen standen und nun zu Blöcken oder zu Scheitern verschwemmt und verflößt werden sollten. War es vielleicht einer von denen gewesen? Der einen falschen Namen gibt und den man hernach suchen kann? Weil er einmal da arbeitet, wieder ein andermal ganz wo anders in der weiten Welt? Und wo er sein Brot hat, dort hat er auch sein Mädel? Vielleicht ein Jud' — denn einige hatten wirklich ganz darnach ausgesehen —, bei dem man vorher weiß, man kann ihn nicht heiraten und hat nichts, nur Schande vor dem ganzen Ort, wenn es hernach auffkommen tut? Aber die haben meist Geld, und es ist ein Unrecht, ihnen das zu schenken. Oder — es durchblitzte sie — wär's wer anderer, was man nicht heiraten kann? Es tat ihr doch leid, daß man da nie die Wahrheit erfahren sollte, die ihr die Filippina doch schon hätte sagen dürfen, vielleicht gar müssen, weil sie sich doch so sehr um ihr Kind angenommen hatte.

Ja, es gibt eben keinen Dank auf der Welt, dachte sie und mußte sich selber beifällig belächeln, so gut kam sie sich vor und so sehr gefiel sie sich. Sie war halt schon eine rare Person! Und die Filippina hätte lang suchen können, wenn sie sie nicht gleich bei der Hand gehabt hätte. Freilich, klug war sie nicht, schon gar nicht! Nun, das findet man nicht immer beisammen, und hernach: was gilt im Himmel mehr? In der Regel wehrt man sich ja gegen die Erkenntnis, man sei einigermaßen vernagelt auf die Welt gekommen. Ihr aber war das so oft, so eindringlich, von allen, auch von den ihr bestgesinnten Seiten versichert worden, daß sie sich endlich, gern oder ungern, darein geben und finden mußte.

Und Verstand, soviel eben ein armes Weib braucht für ihre Wirtschaft und ihren Mann und ihre Kinder, solchen Verstand ließ sie sich nicht abstreiten und hatte sie genug und zuviel und hatte niemals etwas versehen oder sich betrügen lassen nur um einen falschen Kreuzer wert. Wenn man schon eine Gelehrte war, wie es die Filippina gewesen, was hatte man davon? Und wenn man fromm war und gar gern in ein Kloster gegangen wäre, wenn man nur die kleinste Aussteuer hätte erschwingen können, wie abermals die gleiche Filippina, was kam dabei heraus? Und da fiel der Lowisa etwas ein, was gar nicht für sie so dumm war. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß die Filippina sich jemals alles vom Herezn heruntergebeichtet hätte, so daß sie sich hernach ganz befreit und ledig vorgekommen wäre. Im allgemeinen und wie es auf der Welt bestellt war: vom Anfang an war es am besten, man blieb gleich, wo man

war. Ersparte man sich Bemühung und Umweg. So hatte sie's gehalten, und es war ihr ganz gut ausgegangen.

Es war sonderbar, daß sich ihr immer wieder Fäden und Verbindungen zwischen der Filippina und dem Dechanten spannen. Vielleicht, weil sie beide ziemlich zu einer Zeit ihr aus den Augen gekommen waren? Oder weil sie ganz wider Erwarten dem Pfarrer begegnet war, während sie die Freundin hergerufen hatte? Denn sonst konnte doch unmöglich eine Beziehung zwischen diesen beiden bestanden haben. Sie hätte sich gefreut, so was zu finden. Denn sie war von der Sorte Frömmigkeit, die sich wohl vor der Kirche bekreuzt, in ihr von Altar zu Altar rutscht, dem hochwürdigen Herrn aber, der in ihr an Gottes Stelle waltet, noch lieber hinterrücks eine lange Nase dreht und glücklich ist, ihm etwas anstecken zu können. Das geht den Herrgott nichts an, der viel zu tun hätte, sollt' er für alle seine kleinen Statthalter auf Erden, und gar bei den Slovaken, auch wirklich einstehen müssen. Also, es war nicht daran zu denken, daß es zwischen dem Kaplan und dem Mädchen auch ernstlich etwas gegeben hätte. Derlei pflegt sich doch vorzubereiten und anzukündigen; zum Beispiel, sie bekommt das Andächtige sehr heftig. Und hernach pflegt es eine Weile zu bestehen, daß es jemand im Dorf sicherlich merkt. Denn wann erschrickt man am sichersten vor der Sünde? Wenn man genug von ihr hat. Und sie selber war doch damals just in den Jahren gewesen, da man am meisten nach derlei neugiert und horcht; mochte ihr Schädel noch so leer sein, die Augen darinnen waren gut, und sie hatte ge-

sehen, was immer in Lhotta geschah — und nur da nix?

Die Hedwig war an sie herangekommen und lachte sie ganz glückselig an. Katzerl, du leidest auch nicht, daß man dich vergißt! Sie hob das Kind neben sich und strich ihm in der unbewußten Zärtlichkeit des nahen Abschiedes über das Köpferl. Die Kleine schloß, wie so ein armes Tierchen, das man kraut, ganz die Augen, und schmiegte sich wohl und eng an die Pflegerin, begann in seiner kuriosen Sprache und mit eifrigen Händchen einen sehr umständlichen Bericht von Abenteuern und Erlebnissen, und brach wie das verständige Geschöpf, welches sie überhaupt war, wiederum ab, als sie merkte, sie finde keinerlei Antwort oder Achtsamkeit, und hielt sich ganz still, nur damit man sie ja nicht etwa zuviel bekomme und fortschicke.

Der Lowisa war nämlich ganz unversehens ein neuer Einfall gekommen und, wider Willen, hatte sie vor einem ersten Schrecken die Kleine so grimmig angesehen, daß die unterduckte. Ganz neu; und sehr unangenehm, und nicht mehr abzuweisen, hatt' er sich einmal erst gemeldet.

Oder, was begann sie sich, wenn die Filippina nun nicht kam und sie mit dem Balg allein stehen ließ? Nicht einmal aus bösem Willen oder weil sie sich dachte, ich hätte mich jetzt endlich genug für den Bankert geschunden, sollen's andere auch einmal endlich kosten, wie das schmeckt; sondern, weil sie nicht konnte. Weil sie eine Abhaltung hatte, oder ohne Dienst war, nicht zahlen konnte und augenblicklich keine Unterkunft wußte für die Hedwig, da man sie ihr genommen hätte, bis sich wieder Arbeit fand.

Das war doch möglich. So möglich, daß es eigentlich ein Wunder war, wenn es sich in einigen Jahren noch nicht ein einzigmal begeben hatte. Und die Filippina — ehe die gebeten hätte, eher wäre sie doch barfuß im strengsten Winter ins tiefste und nächste Wasser gegangen. Dafür kannte sie sie schon, die Hochmütige, die es immer gewesen und geblieben war, auch da sie gar keinen Grund mehr dafür hatte. Die redete nie. Die tat alles ganz für sich ab und wußte einen Trumpf, meinte ihr's wer gut und traute sich einen Rat. Einen ordentlichen Haß fühlte sie in sich dabei, und auch eine Wut gegen sich, daß sie nun erst darauf kam, wo sie schwer vorkehren konnte. Aber, sie war immer so. Ein zu ehrlicher Kerl; und ihr wurde weinerlich. Immer nur eines ganz geraden Gedankens fähig und durchaus benommen von ihm, wenn er sie erst einmal gepackt hatte. Nun war sie ganz erfüllt von diesem und sehr erzürnt.

Sie sprang auf, lief einige Male ganz aufgeregt durch die Halle und tat dabei ganz feindselige Blicke nach der ahnungslosen Hedwig, die meinte, die Tante mache Spaß, und also sehr komisch zurückschielte. Uebrigens bat die Lowisa im Grund ihres gutmütigen Herzens schon im nächsten Augenblick um Verzeihung. Denn was konnte die dafür? Und wie durfte man so schlecht sein, ihr's entgelten zu lassen? Da verdiente sie doch eher Schläge, die Gans, die immer alles glaubte, was man ihr sagte oder vorschnatterte, die man stopfen mußte, so groß sie war, und die sich immer wieder überraschen ließ.

Was aber tat man nur, wenn es wirklich so nieder-

trächtig wurde? Denn die Abreise ließ sich durchaus nicht und um keinen einzigen Tag mehr verschieben. Das war ohnedies schon, man konnte sagen, auf die Stunde ausgerechnet, damit man sich nicht eine Stunde länger irgendwo verweile und also keinen Heller mehr verzehre, als unbedingt notwendig. Alle Stationen waren vorgesehen und bestimmt, und sie hatte sie doch, gar die drüben über dem Wasser, mühsam genug auswendig lernen müssen. Und an ihrem Ende, dann und dann, erwartete sie doch der Pavlicek, der bei all seiner Treue doch auch anderes zu tun hatte, nicht nur nach seiner geliebten Lowisa Umschau zu halten. Wenn sie aber den verfehlte? In einer fremden Welt? Und wo sie sich immer noch nicht vorstellen konnte, die Leute sähen wirklich ganz so aus wie hier und gingen auch nur auf zwei Beinen in eine geweihte Kirche, und sie redeten eine Sprache, die man verstehen lernen konnte?

Ohnedies war ihr, als sollte sie in der freien Luft auf einem ganz schmalen Stab spazieren gehen lernen. So eine Art Seiltänzerei, wo man am Ende abspringen mußte auch noch. Man wurde wirbelig bei solchen Einfällen. Und ging sie nicht heute, so war eine volle Woche verloren. Umkehren? Die zu Haus verbringen? Ja, damit man noch mehr über sie und ihren ewigen Unschick lache, als man ohnedies tat! Damit jeder Kerl frage: „Schon zurück aus Amerika? Na, wie war's in Amerika? Hast auch tüchtig Geld mitgebracht aus Amerika?" Das war ihr niemand auf der Welt wert, und keine Filippina und keine Hedwig, nicht einmal, wenn man die beiden zusammenlegte. Und wie sollte sie sich allein helfen in der Fremde, in der weiten

Welt und in den Riesenstädten, wo sie doch nicht einmal ein Wort deutsch kannte und von der Sprache, die man später brauchte, kaum wußte, wie sie sich heißt? Ja, so ein Kind konnte schon eine böse Last werden. Das merkte sie nun und verstand mancherlei, was sie früher nicht begriffen und, wie die anderen, nur verurteilt hatte.

Sie konnte nicht warten, absolut nicht. Und beim Gedanken, das könnte doch notwendig werden, hätte sie sich am liebsten in einen Winkel gestellt, wie es Kinder tun, und zu heulen angefangen und um sich geschlagen; so verzagt war sie davor, und sie hielt nur aus Scham an sich. Heute hatte sie Gesellschaft. Leute darunter, die sich auskannten, die schon weiter gewesen waren. Denen es nicht so graute vor der Welt und die sich auch mit Fremden zanken konnten. Leute aus ihrem Dorf, und zwei hatten ganz die gleiche Reise mit ihr. Und eine Herde, und wenn sie auch nur aus eitel Schafen besteht, verläuft sich doch nicht so leicht wie ein einzelnes. Und so leicht wird sie endlich nicht versprengt wie ein einzelnes. Und abermals: man drängt sich zusammen, wenn es stöbert, und wärmt sich eins am anderen, daß der Frost nicht gar zu grausam wird oder wen umbringt. Mit einem anderen Trupp aber fahren? Es gingen ja wohl alle Wochen Auswandererzüge aus der Slovakei. Aber, wenn man keinen Menschen nicht kennt! Und wo ohnedies alles Gerede, natürlich fein ausgeheckt und nur erstunken, über ihre Landsleute im Schwang ist, und sie ungeschickte Person hat immerhin viel Geld bei sich, und man heißt sie gar nicht anders wie Diebe. Zum Beispiel: wie Christus aus seinem

Grab in Jerusalem, in welches sie ihn getan hatten, wohlverwahrt, und sie setzten doch sogar Wächter dazu, ohne jegliche Spur war verschwunden, da sahen sich die Römer an, welche hätten aufpassen sollen, und sie redeten also miteinander: „Hat ihn nicht vielleicht der Slovak gestohlen, welcher vor einem Weilchen vorübergegangen ist?" Und sie sind ihm nachgelaufen und haben nichts bei ihm gefunden, aber niedergerissen und durchgeprügelt haben sie ihn doch. Das ist nämlich immer so: Schläge kriegt der Slovak, ob sie ihm passen oder nicht, und jede Polizei hat's scharf auf ihn. Und dann kommt's erst. Nämlich, natürlich, man lacht über solche Geschichten, solang es nicht ernst ist; hernach aber gehen sie einem im Kopf herum, ob nicht vielleicht doch was an ihnen ist, und es vergeht einem das Lachen gründlich und für immer und wird einem sauer ums Herz.

Sie fühlte, wie sie solche Gedanken nicht lang mehr aushalten konnte. In ihrem ganzen Leben hatte sie noch nicht so viel und so mancherlei und so Verwickeltes zu überlegen gehabt wie jetzt und schon vielleicht seit einer Stunde. Das war schrecklich für eines, welches gar nicht darauf eingerichtet war! Sie sah nach der Bahnhofsuhr. Es fehlten nur noch einige Minuten zur Zeit, und sie atmete tief und befreit auf, nahm ihre Siebensachen und die Hedwig, nachdem sie noch geschwind mit einem sauberen Schürzenzipfel das Gesichtchen der Kleinen überfahren hatte. Sie wendete das Köpfchen, das im Wunsch, mit ihr zu schäkern und angelacht zu sein, immer wieder sich ihr zukehrte, sehr nachdrücklich der Strecke zu, damit das Kind die Mutter gleich gewahre. Voller Erwartung und voll einer

Kampflust, von der sie nur noch nicht wußte, gegen wen sie sich kehren würde, stand sie da. Der Zug fuhr ein. Wenige Menschen entstiegen ihm, und die Lowisa hatte sich zu aller Vorsicht noch so aufgestellt, daß ihr niemand entgehen konnte. Die Filippina sah sie nicht, und sie hätt' ihr doch unbedingt auffallen müssen. Oder, vielleicht hatte sie ihr wenigstens Post gesendet? Das täte sich doch gehört haben? Sie hielt sich unmittelbar am Eingang, sie wich nicht davon, machte sich nach Kräften bemerklich, gab Signale in der Hoffnung, es werde sie doch wer erwidern. Niemand kümmerte sich darum. Nur sah sie einer an wie eine Närrische, oder es schob sie ein Eilfertiger, dem sie im Wege stand, mit einem merklichen Puffer beiseite. Sie fragte, wann wieder ein Zug in dieser Richtung komme? Heute? Mit Personen? Da komme heute keiner mehr.

So! Nun hatte sie's! So! Nun stand sie da mit aller ihrer Gutheit. Jetzt konnte sie sehen, was sie mit sich begann. Das ging ihr in die Kniee. Gerade nur, daß sie nicht hinschlug vor Schrecken.

Ja, aber gehandelt mußte trotzdem ohne allen Aufschub werden. Denn es lag für die kurze Zeit noch viel vor ihr.

Den Bündel u n d das Kind mit in die Stadt nehmen? Das war eine zu große Last, und man bewegte sich zu unfrei, wenn man die Hände nicht gebrauchen konnte und man hatt' es so eilig.

Ihre Sachen zurücklassen und in Verwahrung geben? Das kostete zunächst ein gutes Trinkgeld. Und dann war sie noch immer erst nicht gewiß, ob man sie nicht ausraubte. Denn so wichtig es sich machte, es

ist doch im Grund ein hungriges Volk bei der Bahn, nicht zu bändigen, wenn es einen guten Bissen witterte, und deren hatte sie sich genug mitgepackt, und sicherlich zu langen Fingern geneigt, wenn es nur niemand sah oder ihnen beweisen konnte.

Und dann, so mit dem Kind aufs Amt gehn! Das war gewiß kein Vergnügen. Schon gar nicht, wenn man mit dem Paß kam und zu tun hatte, wo allerhand darin steht. Da stellten die Herren sicherlich Fragen — der Teufel hat keine garstigeren Einfälle. Ohnedies tun sie doch immer, als müßte man sich von ihnen alles gefallen lassen, desto sicherer und frecher, je weniger sie im Amt vorstellten, und als hätt' eine arme Person gar kein Schämen in sich, so tun sie, und hören nicht auf mit ihren hündischen Dummheiten, ehe man nicht verlegen wird und in seiner Verwirrung lauter Blödsinn daher redet.

Jemanden aber bitten, daß er ihr die Hedwig derweil aufhebt? Ja, wen denn? Sie kannte doch niemanden in dem ganzen verdammten Nest! Wär' sie nur nie hergekommen! Oder hätt' sie's wenigstens schon glücklich hinter sich! Denn so viel Verdruß wie hier, man sollte nicht meinen, daß das auf einem Fleck Platz hatte! Na, wenn die Reise so fortging, wie sie sich anließ, so konnte das soweit ganz hübsch werden und die Aussichten waren auch ehrlich darnach! An wen sollte sie sich wenden? Da war der Portier: so ein Erzlümmel mit einem Schild um den Hals, der tat, als gehörte die Bahn ihm und es wär' eine ganz besondere Gnade von ihm, wenn er eins nur überhaupt anhört. Und die Händ' möcht er dabei doch hohl machen, so hohl

er nur könnte. Daß sie ihm ihr gutes Geld hineinlegte! Da konnt' er freilich lang genug aufhalten. Denn wußte sie nun, ob sie's wiederbekam? Als hätte sie dessen so dick! Fiel ihr nicht ein, ihm für sein Bier zu zahlen. Da bekam er etwas anderes eher hinein, ganz was anderes, als was er sich verlangte.

Mit einem raschen Entschluß nahm sie das Kind und trug es in den Wartesaal der zweiten Klasse, der aus irgend einem Versehen noch offen stand. Dort setzte sie's nachdrücklich auf eine der Rohrbänke. „Da bleibst!" befahl sie hart. Die Bank war zu hoch, als daß die Kleine so ohne weiteres und sonder Beistand hätte herunter können; breit und bequem genug, damit sie nach ihrer stillen und selbstzufriedenen Art ihr Wesen darauf führen mochte. Es hatte ihr auch niemals etwas verschlagen, wenn man sie einige Stunden sich selbst überließ. Aber, etwas mußte man ihr doch für die nächste Zeit geben? Es hatte doch an diesem verfluchten Tag keines sein Futter oder sonst seine Ordnung, wie sie ein Christenmensch nun einmal will oder braucht! Und so nahm sie einen schönen Frühapfel und biß, damit er dem Kinde gedeihe, kräftiglich darein, ehe sie ihn der Kleinen darreichte, und sie nahm dazu ein Stück vom weißesten Brot, welches sie nur überhaupt backen und das sie dorten schon für Kuchen verkaufen, und schlug ein Kreuz darüber, wie es sich gehört. Denn es ist da einer, der lauert auf jeden ungesegneten Bissen und tut hernach schon das Seinige dazu. Dann bekreuzte sie noch sehr andächtig die Hedwig, weil sie doch Gottes Schutz mehr denn je brauchte, nun sie zum

erstenmal in der Fremde ganz sich selber überlassen war, küßte sie aus gutem Herzen und damit nicht am Ende gegen sonst was fehle, und tummelte sich, daß sie fortkam. Denn sie haben es immer am Nachmittag auf der Bezirkshauptmannschaft eilig mit dem Zusperren; und wenn sie fürchten, sie könnten nur ein Minuterl über die Zeit aufgehalten werden, und wenn sie fertig werden möchten, so schnauzen sie einen an, oder sie haben Ausreden, wo man sieht, wie sie herumflunkern, und kann sich doch nichts dagegen tun, oder sie bestellen einen kurz und grob auf den nächsten Tag. Als ob das nur immer so ginge und man ihnen aufwarten müßte, wie ein Pudelhund!

Die Hedwig hatte über das ganze Gesicht gelacht, als sie sich so wohl versorgt sah, griff sehr darnach und vertiefte sich ganz fromm in ihr beschieden Teil. Sie merkte dabei kaum, daß sie allein blieb. Und zunächst aß sie ihr Brot und ihren Apfel; immer Bissen um Bissen; weil das so am allerbesten schmeckt, und schmeckend und mit einer ordentlichen Andacht, um den Genuß zu verlängern. Sie wurde desto vergnügter dabei, je schmieriger ihr Gesichtchen ward und je mehr sie überhaupt sich einem süßen Ferkelchen anähnelte. Dann, gründlich gesättigt, fing sie wieder einen schnurrigen Diskurs mit sich an. Frauenzimmerchen, das sie war und das eher mit sich allein sprach, ehe sie ganz schweigen konnte. Dann schielte man auf den Fußboden und ob man vielleicht mit aller Vorsicht es daraufhin wagen und sich herunterlassen durfte. Sie schüttelte mit ihrer komischen und durch manchen Fall und viele Beulen erkauften Nachdenklichkeit den Kopf: das war zu schwer.

Da konnte man sich wohl arg wehtun. Dann sah sie sich zu einer Unterhaltung um. Es schien ihr bei sich zu Hause hübscher. Gar kein buntes Heiligenbild war doch da, und hier roch es nach garnichts, und der Fußboden war bei ihnen auch sauberer. Dann fesselte sie die Pendeluhr in ihrem Glasgehäuse, und sie horchte mit offenem Mäulchen auf ihr feierliches Ticken und sah, wie der Perpendikel so gleichmäßig hin und wider schwang, und folgte ihm mit spitzem Fingerchen und sah weiter, wie blanke Lichter im Messing oder Gold aufglommen und sich verschoben. Hernach kam die liebe Sonne gar selber zu ihr, und sie reckte ihr die Händchen herzlich entgegen und fühlte ganz wohlig, was für eine schöne Farbe die davon bekamen, und wie ihr hernach die Strahlen im Haare lagen, daß ihr jedes Löckchen golden leuchtete. Denn, da war ein Bild, das Glas spiegelte sie. Dann aber wanderte die Sonne weiter, weil sie niemals Zeit hat oder weilen kann, und es ward düster in der Kleinen und um sie. Sie fühlte sich auch recht müde von all dem Neuen und von der Einsamkeit. Sie hob die Füßchen auf die Bank und machte sich's bequem, so gut es nur gehen wollte, tat das rechte Händchen um das linke Bein, wie sie's gewohnt war, stemmte das linke Fäustchen gegen die Backe und schlief ein, wie nur ein Kind schlafen kann.

So fanden sie die Scheuerweiber, die wieder einmal im Wartesaal Ordnung und sauber machen sollten. Verwundert sahen sie das Kind, das, so behaupteten sie, im Schlummer einem Engelchen glich, aber wirklich ganz einem Engelchen, das nur leider zur Erde gekommen war, da es eben etwas viel geregnet hatte. Natür-

lich — man hat doch ein Herz! — nahmen sie sich in acht und gaben sich Mühe, ihr Geschäft so geräuschlos, wie nur möglich zu verrichten. Aber Schrubber und Reibbürsten machen einmal Lärm, und wenn man Wasser ausschüttet, so schwabbt und platscht das nun doch trotz aller Vorsicht, und — für das gute Herz wird man nirgends bezahlt. Ihr verschlug das Spektakel nichts. Sie regte sich kaum; ihr Atem ging tief und gleichmäßig; immer röter wurden ihre Wänglein, und wie sie sich so recht warm schlief, so erschienen schimmernde Schweißtröpfchen auf ihrer unschuldigen Stirn. Wie kam das Herzchen nur her? So hatte man denn etwas zu bereden in der Arbeit, was sie eben bekanntlich nicht fördert, und tat sie noch mehr obenhin, als man sonst ähnliche Aufträge verrichtet; mußte doch auch öfter nach ihr und ihrer Anmut blicken und ob sie nicht am Ende in allem Frieden von der Bank herunterkollere, und sich immer von frischem über ihre Schönheit verwundern. Was sie nur für schattige Wimpern und für feine Brauen hatte: wie eine Prinzessin! Aber, gab das da nicht vielleicht gar eine Sache, mit der man von selber zu Gericht mußte? Das war denn doch durchzusprechen und gemeinsam zu erwägen. Also — große und lange Pause. Aber man geht doch nicht zu Gericht, ehe man nicht anders kann.

Und wer konnte so ruchlos gewesen sein, ein so süßes Ding so sich selber zu überlassen? Sicherlich eine der Slovakinnen. Einmal war das Mäderl darnach angezogen, und dann kennt man doch das verdächtige Volk zur Genüge. Denen ist alles zuzutrauen. Da wußten sie Geschichten, die Haare standen einem zur

Höh' vor ihnen! Und hatte man sich des Kindes nur für ein Weilchen, welches verzeihlich war, nur während man gerade zu tun hätte, oder vielleicht gar für immer entledigen wollen? Nun, sehr eingehende Beratung. Neue, noch ausgiebigere Pause also. Die Lowisa ahnte sicherlich nicht, was für ungesegnete Titulaturen sie bekam und wie hinter ihr her gescholten wurde; denn bei Ungewißheit immer das Ueblere anzunehmen, ist ein Gebot, das nirgends geschrieben steht und dennoch am allereifrigsten befolgt wird. Und dann erwachte der Eifer: und es rieselten die Wasser; und die Scheuerfetzen platschten, daß es nur so eine Art hatte; und die Bürsten kratzten hart und hastig; und man stürzte sich über den Boden, als lägen darauf lauter Slovakinnen, denen man's ganz gehörig zeigen müsse; und man hatt' es sehr eilig, bis man fertig ward, noch einen Blick nach der Schlafenden warf und den Warteraum vorschriftsmäßig absperrte. Es begann hierinnen eben wirklich zu dunkeln, und sie hatten glücklich die Zeit totgeschlagen und sich aus eitel Mitgefühl sehr aufgeregt und bei der Arbeit schon garnicht wehgetan. Und wer konnte wissen, was sich zum Beschluß da noch herauswuchs? Also, zu reden hatte man für die nächste Zeit aller Voraussicht nach auch.

Die Lowisa aber rannte mehr, als sie ging. Am Holzplatz vorbei. Ueber die kurze Biegung der Straße, wo sie einen Knick machte, weil man sie damals eben zur Bahn abgezweigt hatte, durch den weitläufigen Ort. Einzelne Hunde mißbilligten ihre Eilfertigkeit und gaben dem auf Köterart kläffend Ausdruck. Die Lowisa schob weiter. Was ihr zunächst bevorstand, das

war doch höchst unangenehm, und sie wünschte sich sehr, das schon überstanden und hinter sich zu haben. Sie war heute ganz genug allein und in ihren Gedanken gewesen, um sich nicht mehr davon zu verlangen. Zurück und in guter Gesellschaft mochte das ein angenehmeres Gehen werden.

Es war zu Ende September, und die große und dauernde Erntedürre war noch nicht gebrochen. Ein mächtiger Staub bestand. Er überflog mit seiner gräulichen Farbe die schmalen und ängstlichen Blätter der Pappeln. Schon begannen die Schatten zu wachsen und sich eilfertig über die Gräben in die gedehnten und grauen Stoppelfelder zu recken. Ein Wind erhob sich, zunächst just nur stark genug, um ganze Staubwolken aufzuwirbeln und die eilige Lowisa zum Husten zu zwingen. Aber die ließ sich das nicht anfechten. Auch ohne Atem rannte sie weiter. Nur lästerlich fluchen tat sie in sich.

Unter ihrer Last und um den immer anschwellenden Windstößen, die sie manchmal in förmliche Wirbel einwickelten, besser zu widerstehen, hielt sie sich natürlich gebückt. Das Kopftuch trug sie, wie sich's für ein ehrbares und unbescholtenes Mädchen gehört; doch ahnte man den dicken Knopf braunen Haares darunter, obwohl es das ganze Gesicht rahmte und hüllte; der Kittel, dunkelfarbig, ungestärkt und also nicht rauschend, fiel in glatten Falten auf die hohen Stiefel nieder. Das ganze Bündel auf ihrem Rücken aber glänzte weithin und entschieden in der hellen und klaren Sonne. Und wie sie einmal mit der rechten, einmal mit der linken Hand ruderte, um nur besser fortzukommen, so

glich sie aus der Ferne einer hastigen Taube, vielleicht einem Tümmlerchen, wie es Liebhaber halten, das sich sputet, um in raschen Flügelschlägen noch vorm Wetter zu seinem Schlag heimzukommen.

Der Wind steigerte sich, da sie hinter den letzten Häusern aufs freie Feld kam, so sehr, daß sich die Pappeln tief und dienernd neigten und ängstlich knarrten, wie er an ihnen in seiner tollen und ungebärdigen Laune herumriß. Das sind überhaupt nichtsnutzige Bäume, schwammig und ohne rechte Kraft, nur der beste Unterschlupf für alles Ungeziefer, was es auf der Welt gibt. Gerade nur, daß sie's mit dem Wachsen eilig haben; dafür aber brechen sie leicht, und es taugt hernach ihr Holz erst recht nirgends was, nicht einmal, daß man's in den Ofen steckt. Und schön? Wer sie schön fand, der konnte der Lowisa sogar in ihrer augenblicklichen Laune leidtun. Denn wie sah so eine Pappel eigentlich aus? Wie wenn man einen recht zausigen Besen mit dem Stiel in die Erde steckt, und der kriegt so einen Rappel und Wurzeln und wächst hernach zur Höhe: ganz so sind sie doch.

Dieser Wind war aber auch gar zu abscheulich. Er riß an ihr, als wollt' er sie zurückjagen. Da konnt' er sich allerdings schon alle Mühe umsonst geben. Sie hatte auch ihr Anrecht auf einen dicken Kopf. Und — damit sie vielleicht gar nicht mehr zurecht kam! Er müdete sie ab, benahm, wenn er zornig und auf der weiten Ebene nirgends gehemmt einherfauchte, sogar ihr den Atem. Manchmal mußte sie sich stemmen, daß ihr hernach von den Knieen aus die ganzen Beine zitterten und ungehorsam waren. Alle Kraft mußte sie anwen-

den, um sich nur gegen ihn zu behaupten, und es war ein so schlechtes und ein so mühsames Vorwärtskommen, daß man ungeduldig werden, ja verzweifeln durfte.

Dazu war eine große und grundlose Traurigkeit in der Welt und überschattete sie immer eindringlicher. Allerdings schien die Sonne. Aber es war keine Fröhlichkeit in ihrem Glanz und so gar keine Kraft, wie sonst manchmal im Frühling, wo man sie ordentlich in sich wirken fühlt. Sondern sie mattete einen nur noch mehr ab; man schwitzte und zappelte. Und der Himmel war wohl noch klar. Aber man hätte keineswegs leicht bestimmen können, ob er noch blau sei oder nicht vielmehr auch schon grau von dem unendlichen Staub, der immer von neuem aufgetrieben ward und sich etwa bis zu seiner Wölbung verflogen hatte.

Es flogen Spatzen über die Straße, graubraun, scheinbar willenlos vom Wehen getrieben, wie verkrümmelndes Falllaub. Und immer wieder wurde Laubwerk abgerissen, sprang mit hartem Ton auf den Boden und ward raschelnd und klirrend fortgepustet. Und die Felder waren ganz kahl, und etwas bewegte sich in ihnen fern, träge, kläglich: das waren die Schafe und die Gänse, die man in die Stoppeln getrieben hatte, damit sie am Klee, der aufgeschossen war, und an den Unkräutern, die sich immer wieder vordrängten, einige Nahrung fänden. Das schob sich verwirrend durcheinander. Manchmal spreitete eine Gans den Fittich, daß er in der Sonne nur so glänzte, wie ein Stück Leinwand, das man bleichen läßt, und gaggate mächtig und

schallend, als spüre sie nun schon höchst oben die freien und wandernden Schwestern.

Aber, so gar keine Farbe war in der Welt! Die der Sommer bringt war vertan, und die des Herbstes noch nicht gezeitigt und offenbarte sich auch nicht auf Wegen und brachen Aeckern. Und die Hirsefelder, an denen man gelegentlich vorüberkam, die waren auch nicht lustig anzusehen. Die waren der Reife nah, trugen lange, grau angeflogene richtige Judenbärte auf kurzen und dünnen Stengelchen zur Erde niederhängend und nickten greisenhaft damit. Und dann war ein Kukuruzacker; trostlos war das, wie die gebleichten Stengel blinkten und wie es in ihnen mit einer ganz großen Gewalt rauschte und raschelte.

Vielleicht, dachte sich die Einsame, wenn sie den Feldweg nahm? Man kürzte ja nicht eben wesentlich darauf ab; diesmal aber war jeder Schritt Ersparnis eine Wohltat, und weniger Staub schlucken mußte man bestimmt, und vielleicht tat der Wind dorten gelinder. Sie sah nach der einschichtigen Windmühle von Bilau, die sich von ihrem Hügelchen aus reckt, als hätte sie Gott weiß was vorzustellen, und nach der man sich sonst ganz gut richten kann. Die Müllerin hatte sie abgestellt; offenbar war der Sturm schon zu stark, daß er ihr Werk zu brechen drohte. Und allenthalben, wohin man nur blickte, war dies gleiche, schwüle, schnelle Atmen des Windes; als ballte sich die Luft, würde selber undurchdringlich, stellte sich zwischen jede Ferne, lastete und preßte mit unerträglichem Druck. Und dann fiel der Lowisa ein, daß doch dort die Gänse weideten. Und sie hatte nun einmal Angst vor ihnen;

wenn eine so boshaft auf sie zufuhr, den Hals lang machte, daß man's nicht glaubte, bevor man's nicht selber gesehen, und sie mit sperrweitem Schnabel und giftig verdrehten Augen anzischte.

Sie wußte wohl: das war ganz lächerlich und eine spezielle Feigheit von ihr. Noch war niemals wer von so einem albernen Vogel angefallen worden. Aber sie hatte nun einmal die Furcht in sich, und sie sah nicht ein, warum sie verstecken, nachdem sie allein war und sich vor niemand zu genieren brauchte. Und so kämpfte sie sich vorwärts. An schwerfälligen, ächzenden Frachtwagen mit Getreide vorüber, die ihr eine gute Tracht Staub entgegenwirbelten, deren Pferde auch zu tun hatten und mühselig die eingeäscherten Hufe setzten, während der Kutscher schlau sich so gelagert hatte, daß er den sicheren Tieren nur ein Auge zuwendete und sich sonst den Wind über den Rücken wehen ließ. Es war eigentlich nur noch ihr Eigensinn, durch den sich die Lowisa behauptete, die sich am liebsten im Straßengraben, wo man doch wohl einigermaßen geborgen war, niedergekauert und ausgeheult hätte. Ja, den Weg wollte sie denken und wieder tun, sowie sie nur konnte; und sie lachte ziemlich blödsinnig dazu, wie eines, das durchaus gute Miene zu einem schon sehr unerwünschten Spiel machen muß, und sie wischte sich die Augen, die aber wirklich trocken waren.

Endlich kam die Brücke über die March. Der Fluß ging sehr tief. Graue Schotterbänke furchten weithin seine Mitte und glänzten in der Sonne, die über die gekrausten Wasser tanzte. Dann die Wassergasse. Schon hielten die Häuser den Sturm etwas zurück. Man

konnte aufamten, und sie war so todmüde, daß sie sich auf offener Gasse auf ihr Bündel niedersetzte, gerade hinter dem Tor mit der rostigen Kette, welches da den Zugang zur Judengasse sperrte. Ein Jude, der da in so einem Mauerloch seinen Kram hatte, bot ihr gefällig, vielleicht auch um sich die mögliche zukünftige Kundschaft zu sichern, einen Stuhl an, schoß zwecklos zwischen seinem Zeug und ihr herum und tanzte so um sie und schnupperte mit einem sehr klugen und sehr beweglichen Eichhörnchengesicht in der Luft. Sie dankte ihm nicht einmal in ihrer Mattigkeit. Aber recht innerlich froh war sie. Sie hatte noch Zeit, reichlich Zeit und sich gar nicht zu hetzen gebraucht. Aber, wenn man sich bedrängt fühlt und ganz allein und nach der Glocke für sich handeln soll, dann verliert man Besinnung und Maß und alles.

Endlich ging sie weiter. Und nun tat sich alles so schnell und so glatt ab, wovor sie sich gebangt hatte. Der Herr Bezirkshauptmann selber war da und fertigte sie ab, und damit mußten sich die jungen Herren anständig benehmen, und es entging ihnen und den Schreibern jede Gelegenheit, mit ihr die beliebten Witze und Späßchen zu machen. Und der Lehrjunge beim Kaufmann auf dem Ringplatz, bei dem sie eine Zehndollarnote wechseln mußte, wunderte sich garnicht, wo sie denn ein so großes Stück Geld her habe, sondern rechnete einen Moment und warf ihr dann mit einer unerhörten Gleichgültigkeit auf die Budel hin, was ihr zurückkam. So ein Bub, bitt' ich schön! Das imponierte ihr. Das verstand sie nicht. Ihr, so sehr sie sich zusammennahm und Gewalt antat, ihr zitterten

dennoch die Hände, und sie faltete die beiden Noten mit einer gierigen Hast und so klein wie nur möglich, ehe sie ihren Schatz in einen Zipfel einband, den niemand erraten konnte, und wenn er ein noch so ausgespitzter Gaudieb war, überzählte die kleine Münze immer wieder, als wisse sie auf den Heller, was ihr nach dem allerletzten Kurs zukomme, und argwöhne sich betrogen.

Hernach war ja alles im Gleichen. Also kaufte sie sich bei einem Selcher, den sie da kannte, ein gutes, warmes Essen, wie man sich's auch nicht jeden Tag gönnen darf. Nun, heute hatte sie sich's endlich rechtschaffen verdient, und es schmeckte ihr denn auch darnach. Dann sah sie sich die Stadt an, aber mit anderen Augen, wie noch vor kurzem, wenn sie einmal zum Markt herein gekommen war, wo sie ihr sehr schön und mächtig erschienen war, daß man sich's großartiger gar nicht mehr auszudenken vermochte. Freilich, belebter war die Stadt sonst schon. Nun würde sie bald vergleichen können und ganz andere Städte zu Gesicht kriegen, mit viel, viel größeren Häusern und mit ganz anders gewachsenen Türmen. Ja, und nun war es wohl an der Zeit für den Segen, und es konnte ihr garnichts schaden, wenn sie den hörte, ehe sie zu den Lutheranern und über das große Meer ging. Also tat sie denn auch und fühlte sich hernach merklich gekräftigt und aufgefrischt, und in ihrer Gutlaune ging sie hin und kaufte auch für die Hedwig einen feinen Bissen. Dann tat sie sich in den Branntweinschenken um ihre Kameradinnen um. Richtig, und wie sie's eigentlich hätte vorher wissen können, sie waren allesamt beim

roten Grün. Sie setzte sich zu ihnen, und wiewohl sie schon wie eine Herrschaftliche ein großes Glas Bier genossen hatte, so kaufte sie sich doch der guten Gesellschaft wegen und weil man für immer von der Heimat ging, einen süßen Schnaps und hernach noch einen Bitteren und endlich, weil sogar der Schuster ein Dreibein hat, einen herben Wacholder. Denn man hatte das Geld noch dazu, und man mußte die Nacht durchfahren und brauchte dafür Kraft. Und wie so ein Schiff aussah und wie man sich's darauf einrichten wird: so oft sie sich's hatte schildern lassen und so gut sie sich alle Bilder angesehen, sie konnte sich immer noch gar keinen Begriff davon machen. Da mußte man sich nach Kräften schonen und pflegen. Und ganz abgehärmt und abgemattet bei ihrem Bräutigam ankommen? Nein, so dumm war die Lowisa wieder nicht. Das tat sie sich und ihm nicht an. Dann bummelte man gemeinsam unter den Lauben, bewunderte in den Auslagen, was es Schönes und Begehrenswertes für das Herz einer Slovakin gab, und beredete es natürlich nach Güte und Preis. Und dann, ohne jede Eile, die nun keinen Zweck hatte, nach Lust und Zuneigung gesellt, brach man auf, noch ehe die richtige Dunkelheit niederstieg, so daß man bei scheidendem Licht noch ganz bequem auf der Station ankommen mußte.

Es hatte sich vollkommen beruhigt; der Wind sich niedergekauert wie ein Tier, das sich müde gelaufen und nun vor sich hin jappt. So kamen manchmal veratmete Stöße. Nur hoch oben, so schien es, ging noch ein stärkerer Luftzug, nur die Spitzchen der Wipfel wa-

ren noch in schwankend-unstäter Bewegung, um manchmal, wie verdutzt, ganz still zu stehen und starr Wacht zu halten. Ein sehr klares Abendrot war entglommen.

Sehr gleichmäßig und weit verbreitet umfing es einen großen Teil des Horizontes. Seine Farbe war überaus zart, ein leuchtendes Gelb, wie das ganz reinen Goldes, durch das manchmal jähe Strahlen wie von aufglühendem Kupfer vorschossen. Eine tiefe und einschläfernde Befriedigung war darin, in der großen und den Segen der Nacht gelassen erwartenden Stille.

Es war ein gutes Gehwetter. Natürlich — jetzt, wie aber schon immer, wenn man's nicht brauchte. Und die Gesellschaft war denn auch angenehm. Denn man war in befreiter Stimmung. Was man in der alten Heimat noch zu tun gehabt, war glücklich erledigt, und frei, unumgrenzt und lockend lag die fernste Ferne mit all ihrer Verheißung vor allen. Die alten Fesseln waren von ihnen abgefallen, die neuen aber machten sich noch nicht fühlbar.

Man hatte sich viel zu erzählen. Natürlich, sie hatten zum guten Beschluß doch alle ihr Abenteuer erlebt und behielten's keine für sich. Wenn die andere auch wußte, es könne durchaus gar kein Wort wahr sein und sich's immer innerlich dachte — zeigen durfte man so was nicht. Und so gab's ein mächtiges Gerede; und ein verwundertes Händeklatschen, das ein „nein, so was?!" andeutete und unterstrich; und ein so heftiges Gekicher, daß man davon Seitenstechen bekam oder simulierte und ohne Verschnaufen unmöglich weiter konnte. Denn solche Aeußerungen begehrt nun einmal der gute Ton.

Nur die Lowisa war ganz ungewöhnlich wortkarg. Und ihr, leicht der Hübschesten darunter, war gar nichts passiert. Und sie hielt es bei keiner lang aus, sondern wechselte immer und immer die Kameradinnen und lachte über den besten Schwank nur sehr hölzern und gezwungen und gab Antworten, die selbst für sie und ihre Gesellschaft gar zu albern und zu abwesend waren. Es kamen nämlich immer Worte, bei denen sie argwöhnisch wurde, ob sie nicht einen ganz anderen Zusammenhang hätten; und sie sanken in ihr unter, schwer wie Steine, und sie lasteten immer eindringlicher und unverrückbarer in ihr; und daraus und darüber, wie sie in ihre Seele plumpsten, erhob sich eine fremde und schreiende Unruhe in ihr, die sie mit all ihrem Willen umsonst niederzuzwingen suchte.

So wie eine Ahnung war das. Als müßte hinterrücks etwas geschehen sein. Etwas Wichtiges, aber sehr Verdrießliches, das sie hätte verhüten können, ja müssen. Wurde das in ihr gar zu schlimm, dann lachte sie ohne Anlaß sehr gellend und aus vollem Halse, und man sah sie an und verwunderte sich, ob das dumme Frauenzimmer aus Freude, daß sie wirklich fort und mit Gottes und aller Heiligen Hilfe wirklich zu einem Mann komme, wohl gar endgültig und völlig übergeschnappt sei? Nun, wenn sich das nicht änderte, so konnte das hernach auf der Reise mit ihr eine feine Unterhaltung geben.

Das wurde am ärgsten, als man endlich in den Ort gekommen war. Es verstimmte sogar die andern. Immer neue Hilfeleistungen ersann und erbat sie von ihnen, nur damit sie sehe, daß man noch mit ihr zu tun

haben wolle. Sie wurde ihnen einfach lästig. Die Füße wollten ihr durchaus nicht mehr mit, und Seitenstechen hatte sie, und sie mußte immer wieder stehen bleiben. Daß ein junges Blut so gar nichts aushielt! So verloren sie sich klüglich, eine um die andere. Ihr bangte dabei sehr, und es war ihr wiederum ganz recht. Denn sie hatte die ganze Zeit eine ständige Angst und eine bängliche Verwunderung in sich getragen. Ja, fehlte denen denn wirklich gar nichts an ihr? Hatten sie gar keine Augen?

Immer war sie gefaßt gewesen und hatte sich darauf vorbereitet, es werde eine fragen: „Ja, wo hast du denn das Kind, die Hedwig?" und immer neue Antworten, die sie geben wollte, hatte sie sich ausgedacht. Aber genügend erschien ihr selber keine. So war sie denn ganz glücklich, daß die Frage unterblieb, und begriff es dennoch kaum. Denen aber war es gar nicht so wichtig, was mit dem Kinde geworden war, an das die Lowisa nun wieder unablässig denken mußte. Wie eine Verbrecherin und eine hautschlechte Person hatte sie doch daran gehandelt, daran und an der Filippina, die es ihr anvertraut. Aber hatte sie denn anders können? Und war das Kind nicht oft genug und auch länger allein geblieben, ohne daß sie sich so darum sorgte? Wie würde sie's wiederfinden? War's nicht am Ende von der Bank gefallen und hatte sich hart und weh getan und gejammert, ohne daß es einer hörte und getröstete, das arme Seelchen? Oder hatt' es sich am fremden Ort gebangt und geängstigt, bis es böse Zustände, vielleicht gar die Fraisen kriegte und einen Schaden für sein ganzes Leben, wo ein Armes doch sonst

ohnedies nichts hatte, nur seine Gesundheit? Du lieber Gott, was einem nur für niederträchtige und unerhörte Möglichkeiten einfielen, wenn man aufgeregt war und kein gutes Gewissen hatte . . .

Der Bahndamm. Auf den Schienen, die so ebenmäßig zur Weite liefen, sich ineinander schlangen wie zu einem vorbestimmten Reigen und so hübsch entwirrten, lag ein Schimmerchen des blassen Goldes, das der Abend verstreut und mit dem die Ferne überhaupt lockt. Der Bahnhof. Ja, wie konnte man Stufen nur überhaupt so unsinnig hoch machen, daß ein vollgewachsener und gesunder Mensch zu tun hatte, um sie zu ersteigen? Wie sollte da ein Kranker — sie suchte sich den Gedanken ans Kind auf alle Weise zu bannen — hinaufkommen? Der Wartesaal. Es war schon ganz dunkel in ihm. Nur die frischgewaschenen Dielen schimmerten so blank, daß man augenblicklich sah, es hatte sie seit dem Reinigungswerk überhaupt kein Menschenfuß betreten, der immer Spuren zurückläßt. Sie spähte angespannt hinein. Sie sah nichts und nirgends was. Nicht einmal ein Schatten war, der vielleicht ein kleines Menschenkind hüllen konnte, wenn es sich ganz furchtsam hineinkauerte. Sie wollte die Tür aufreißen, vorstürzen. Sie war verschlossen. Ja, das war doch nur in der Ordnung und sogar sicherlich vorgeschrieben. Denn es ging doch erst nach Mitternacht ein Zug, und für Obdachlose sind die Wartesäle nicht. Ja, aber wie war das unglückselige Kind, das noch lange nicht bis zur Klinke reichen konnte, bei verschlossener Tür herausgekommen? Sicherlich nicht ohne Beistand. Wer nun hatt' ihm den geleistet? Das war zu erfahren. Und

wo war es hingeraten? Am End' auf die Schienen?

Auf die Gefahr hin, dafür zahlen zu müssen, lief die Lowisa durch die Gepäckabfertigung auf den Bahndamm. Sie rüttelte mit Macht an der vorderen Tür. Auch hier war abgeschlossen. Ihre Angst wuchs, je mehr sie sich vor einem Rätsel fand. Aber ein eigentliches Unglück konnte sich auch nicht begeben haben. Sonst hätte man doch darüber gesprochen. Und dennoch war eine namenlose, eine Höllenangst in ihr. Wie kam man nur hinter das, was geschehen, ohne sich zu verraten, wie sehr und warum es einen anging? Denn nun hätte sie gar keinen Aufenthalt oder auch nur ein Verhör ausgehalten, ohne zu sterben. Sie mußte fort, fort ohne allen Verzug. Und mit einer unendlichen Bänglichkeit spähte sie durch die Halle. Da schritt ein Gendarm regelmäßig und gleichmütig auf und ab. Es war ein sehr hübscher Mann, aber mit strengem Gesicht und mit kurzgehaltenem Vollbart. Er hatte das Seitengewehr gepflanzt; der Flintenlauf glitzerte unbarmherzig, alles Riemenzeug war wie neu in seiner Sauberkeit, und der ganze Bursch war zum Fürchten. Ja, die hatten einen Griff! Wenn die einmal zufaßten, das hielt!

Sie hielt Umfrage. Da und dort. Wo sie etwas zu erfahren hoffen konnte und so klug sie's nur anzustellen wußte, damit ja kein Argwohn sich rege. Sie mußte ihre Sache doch wohl klüger einfädeln, als sie sich's selber zugetraut hätte. Oder, die Leute suchten nichts hinter ihrer Fragerei und legten kein Gewicht darauf. Nein, es hatte, nachdem sie erst einmal ab-

gegeben worden waren, durch den ganzen Nachmittag niemand die Schlüssel zum Wartesaal begehrt. Das müßte man sonst ganz genau wissen. Wo die Scheuerweiber wohnten? Je, irgendwo im Ort. Man müßte halt nach ihnen fragen. Jetzt seien sie bestimmt schon zu Hause. Ob sie nicht vielleicht noch auf dem Bahnhof zu finden seien? Nein. Sie kämen nur an ihren bestimmten Tagen oder wenn man sie bestelle, täten ihre Sache und gingen hernach wieder, schon weil man sie nicht dulden würde, da herumstehen und andere Leute aufhalten und tratschen, wie wenn man sonst nichts zu tun hätte auf der Welt. Das war ein Stich, gut gegen sie gezielt, von der man sich für die Fragerei alle keines Trinkgeldes versah; aber er bewog sie nicht zu weichen. Ob sie nichts Extras erzählt hätten? Gewiß nicht! Und wenn schon? Wer würde wohl auf denen ihr Gerede hören oder sich's merken? Ob keine ein Kind weggetragen hätte? Deren hätten sie daheim gerade genug, um sich nicht noch zu begehren. Mitbringen dürften sie keines; dafür zahle die Bahn nicht. Und eine Frauensperson, wie die sie schilderte, hätte niemand vor Augen bekommen; mit einem Kind schon garnicht. Und ein Kind in dem Alter wisse sich schon ganz gut bemerklich zu machen und lasse sich nicht einfach in einen Sack stecken und wegschleppen, ohne sich zu melden. Ob man vielleicht noch vom Jahrmarkt her Zigeuner in der Gegend gemerkt habe? Ja, was denn des Unsinns noch mehr werden wolle? Und nun sei es genug vom blödsinnigen Ausgefratschel, und man ließ sie einfach stehen. Je gröber sie aber mit ihr waren — und sie können das ganz niederträchtig gut, beinahe so

gut wie dienern, wenn ein Herr Inspektor im Vorbeifahren den Kopf aus dem Schnellzugsfenster steckt —, desto leichter und sicherer fühlte sich die Lowisa. Ja, als sie wieder am Standar vorüber mußte, da hatte sie eine Versuchung in sich, als wollte sie eins sich singen. Aber sie schlug sich selber vor den Mund.

Das wär' doch eine Versündigung gegen Gott gewesen, der sie so wunderbar und gegen alle Erwartung beschirmt hatte.

Wirklich, man erkannte doch daraus, und wenn man noch so einfältig und gedankenlos war, wie das in der großen und weiten Welt zuging. Da kümmerte sich eben keiner ums andere, und wer sich verlaufen hatte, der war halt verloren. Gar sie, die so leicht einzuschüchtern war und immer wen brauchte, der sich ihrer annahm.

Nun, das sah denn auch der liebe Gott, und er behütete sie sichtbarlich, weil sie nach ihren Kräften mildtätig wie einfältig und ohne Arg war. Er hatte ihr den braven Kerl in den Weg geschickt, den Pavlicek, der sie fast am Ende der Welt keinen Augenblick vergaß und sie, ohne zu fragen, was es koste, nachkommen ließ. Da war sie nun wiederum dort, wo es ihr immer ganz warm um das Herz wurde. Aber, diesmal saß doch ein Endchen Frost da und war nicht wegzukriegen.

Nämlich, was war denn nun aber doch mit der Filippina? Und warum war sie weder gekommen und hatte auch nicht geschickt? Oder doch, und es erinnerte sich nur niemand daran? Oder sie waren so unerhört schlecht und wollten ihr nur keine Auskunft geben? Denn wer sah ihre Angst, und wer scherte sich darum?

Und was hätte sie mit sich begonnen, wenn sie das Kind vorfand? Ja, das war zunächst für die Nacht unterzubringen; und dann mußte sie bitten, daß man ihr wen auftrieb, der für ihr Geld mit der Hedwig zu ihren Leuten fuhr, damit sie's ihr wieder nähmen, bis man endlich darüber bestimmte. Na, die hätten aber schon eine große Freude mit ihr gehabt!

Na, und der Bote? Umsonst tut man einem Fremden doch so was nicht! Also, die Fahrt ein und einhalbmal; und aufs billigste noch ein Taglohn; und wenn er selber dort zu tun hatte, so war doch niemand so dumm und gestand das zu. Hätte sie's denn getan? Das machte nun schon eine hübsche Summe nach ihrer Rechnung; und so viel hatte sie endlich nicht bei sich, daß sie ihr hernach nicht bitterlich abgegangen wäre, wo sie sich garnicht zu helfen oder zu leihen wußte. Eigentlich war es so am allerbesten, wie es gekommen war. Ja, aber was war geschehen? Das müßte man doch wissen. Und so bestand das Rätsel weiter; und es blieb weiter ein Bodensatz Furcht in ihr und ließ sie keine Freude rein schmecken, so gern sie die ausgekostet hätte.

Es war alles Licht fort. Nur ein leiser, orangener Streifen behauptete sich und wollte nicht weichen. Es nebelte; aber noch schwang sich der Nebel nicht zur Höhe, und der Himmel war heiter, aber ganz dunkel, sehr ernst und mit dem wunderschönen Sternbild des Orion geschmückt, der mit seiner feierlichen Fackel dem Herbst voranleuchtet. Der Mond wollte sich runden und wirkte mit kräftigem Schein; und so sah man, wie es um jede der Weiden und aus jeder Furche aufkroch,

über den Boden geduckt sich spannte und silbern flimmerte, daß man nicht mehr wußte, wo das unendliche Gewebe der unzähligen Herbstspinnen endigte und das Nebelleuchten begann. Es zog dahin in schmalem Strom, als wär' ein Stück Milchstraße zur Erde niedergesunken; es breitete sich uferlos aus. Eine befremdende Klarheit war und webte. Man ahnte mehr die Kühle, als man sie wirklich verspürte. Immerhin scheuchte sie in die Stuben. Der Bahnhof begann zu veröden. Die Packer hantierten schläfrig und verdrossen auf ihren Ballen und an der Wage, riefen überlaut, um sich zu ermuntern, Gewichte aus, machten endlose Pausen, ehe sie nur einen Zettel anklebten, schoben feierlich, umständlich und ächzend an einem Koffer herum. Man wurde schläfrig, wenn man ihnen nur zusah. Es war ein halbes Dunkel, und es fehlte der Odem der Hast und der Arbeit, der sonst an solchem Ort weht, der mitreißt und anfeuert.

Die Weiber hatten sich gemeinsam in den Wartesaal dritter Klasse begeben; unwillkommene Gäste, die wenig zehren, viel und für lange Zeit Raum beanspruchen. Dort knabberten sie an mitgebrachten Mundvorräten und waren eifrig bestrebt, vor der Nachbarin den guten Bissen zu hehlen, den eine vielleicht zwischen die Zähne schob. Denn man kann nicht wissen, was für Gesinnungen der Anblick bei den Zuschauerinnen auslöst und wie einem demnach der Genuß bekommt. Ledige Eisenbahnarbeiter kamen zu ihrem Abendbrot, verzehrten es mit der Hast der Gewohnheit und von Menschen, welche niemals eines Augenblickes so recht sicher sind, kosteten schmeckerisch an ihrem Glas Bier

und stopften hernach umständlich und behaglich ihre braunen Ulmer Pfeifen. Zur ersten Wolke, die sich erhob, spie jeder wie nach einer unverbrüchlichen Ueberlieferung von sich. Oder es hatte einer vielleicht auf einem porzellanenen Kopf ein verfängliches Bild. Natürlich zog er das aus der Brusttasche, ließ es die Kameraden sehen. Die lachten, schielten nach den Weibern, und drüben steckte man die Köpfe zusammen und entgegnete mit verstohlenem Kichern. Man konnte sich ja denken, worum es ging.

Die Zeit rückte. Wollte man bis zum Wiener Personenzug überhaupt noch einigen Schlaf gewinnen, so mußte man dazu sehen. Verhandlungen mit dem Wirt wurden eingeleitet. Das Schlafgeld wurde entrichtet; man rückte die Bänke zusammen und schob das Bündel sich unter den Kopf und legte sich auf den Boden, wie es eben war. Jede segnete sich zuvor, ehe sie sich gegen das Licht in ihr Tuch mummelte. Nun entschlief die, nun eine andere. Die Gesellschaft nah am Schanktisch blieb sich so ziemlich gleich an Zahl. Ging der zu seiner Pflicht, so rückte ein anderer an seinen Platz. Aber man mäßigte in ungewollter Rücksicht dennoch die Stimmen, stellte die Biergläser, waren sie geleert, nicht mehr so nachdrücklich auf das blanke Blech, daran der Wirt immer wieder herumzuwischen hatte, trank einander nicht so lärmend zu. Manchmal riß ein Beamter hastig und herrisch die Türe auf und tat einen gebietenden Feldherrnblick, desto gestrenger und finsterer, je jünger er im Dienst war, nach der Tafelrunde. Alles erhob sich voll Achtung und grüßte ihn militärisch, der sich noch einmal umsah und dann, im Bewußtsein,

das Seinige getan, nach dem Rechten gesehen und so das Unternehmen vielleicht vorm größten Schaden bewahrt zu haben, wieder verschwand.

Es wurde schwül. Man empfand den Atem so vieler Schlafender, hörte sie stöhnen, wenn sie etwas im Schlummer bedrängte. Die eine Petroleumlampe, welche der Wirt noch über ihnen brennen ließ, schwankte und erzitterte leise im Wehen oder wenn draußen ein schwerer Lastzug sich vorüberschob, und warf lange, phantastische Schatten mit feisten Spinnenbäuchen und taumelnde Streiflichter auf die Schläfer, die ächzten und eine Wendung versuchten, wenn sie etwas davon empfanden. Sie war niedergeschraubt, blakte, und das war ganz abscheulich. Dazu kam der Geruch der stark eingefetteten Röhrenstiefel und der verschiedenen Getränke, des Branntweines, vom Bier, vom roten Wein, die immer wieder kleine bunt und widerlich glitzernde Lachen auf dem Schanktisch bildeten. Immer müder und verdrossener ward der Wirt, immer achtloser schenkte er ein. Ja, das ist die Zeit, wo man nichts, nur Schaden und Rackerei vom Geschäft hat. Ging einer an seinen Dienst — und den Stundenweiser hatte jeder im Kopf — so kam eben nur ein kühlerer Luftzug herein. Der Dunst aber blieb und war nicht zu besiegen. Die Schläferin, die sich so ungelegen angeweht fühlte, öffnete für ein Weilchen die vom Tabaksrauch, der seine Wirbel um die Lampe führte und manchmal in Schwaden auf die ruhende Gesellschaft getrieben ward, geröteten Augen, sah sich mit einem sehr blöden und verdutzten Ausdruck um, rieb sich die Glieder, ließ den Kopf abermals auf das so verwunderlich harte

Kissen sinken und suchte die Minuten nachzuschlafen, die sie vielleicht versäumt.

Immer wieder in den gesetzten Zwischenräumen erhob der elektrische Draht sein Stimmchen, bimmelnd, keifend, das nicht Widerspruch und nicht den mindesten Aufschub duldet. Den's anging, der gehorsamte augenblicklich und tat nur einen raschen Neigentrunk aus seinem Glas. Es wurde fast nie bar bezahlt. Immer wieder schob es sich draußen vorüber, schwerfällig, rasselnd, mit den schleppenden Ketten klirrend, dröhnend, schütternd, um mit dem mühseligen und nachhaltigen Schnaufen eines Asthmatikers in der Nacht zu verklingen. Oder es erklang ein kurzes Kommandowort. Oder es erhob sich wie ein tanzender Sternenreigen von den Funken aus der Esse einer Schnellzugslokomotive, die hier vorm Weiterstürmen verschnaufte, und verzischte wiederum. Der dann hereinkam, der rieb sich immer aus dem frohen Gefühl, es sei gut gegangen und er einer schweren Verantwortlichkeit ledig, die Hände, tat einen beschleunigten, vergnügten Schluck, noch eh' er sich geräuschvoll seinen Sessel recht bequem und aus dem hübschen Behagen einer rechtschaffen verdienten Rast heranrückte, und hatte den frischen Hauch der Nacht an sich und, wie er ihn draußen gebraucht, einen freieren, beherzteren Ton in der Kehle.

Die Lowisa hatte derweilen einen tiefen und gesunden Schlaf getan. Die ganze Zeit hatte sie sich nicht geregt und nicht gemuckt. So sehr war sie abgemüdet gewesen, erst von der Fahrerei, dann vom doppelten Weg, zumeist aber von der ungewohnten Aufregung und von den vielen Gedanken, welche ihr zu-

gestoßen waren, und von der immer noch ungestillten Angst um das Kind und um sein eigentliches Los. Nun, schon so hart um Mitternacht, fuhr sie auf. Ganz plötzlich und mit einem Ruck, als hätte sie wer absichtlich und um sie zu wecken angestoßen oder ein Wort über sie hingehaucht, das man zu hören glaubt und das einem jede Ruhe nimmt. Sie hielt eine erstaunte Rundschau um sich und strich sich aus halbem Bewußtsein und damit sie etwas täte die Kleider zurecht. Die Finger zitterten ihr dabei heftig und unfügsam, und ihr Atem ging schnell und hart und in schweren Stößen. Wo war sie nur? Und wie kam dieses Häßliche alles um sie herum? Bald genug hatte sie ihre Besinnung. Nun aber schlug sie hastig ein Kreuz nach dem anderen über sich, faltete die Hände krampfhaft über ihrem geweihten Rosenkranz vom heiligen Berg, plapperte halblaut ihre Gebete und küßte immer wieder mit einer leidenschaftlichen Inbrunst das winzige Silberkreuzchen, welches ihn schmückte.

Sie hatte einen Traum gehabt. An sich geschah ihr das nicht oft und war eben auch nur aus den vielen Erregungen dieses Tages zu erklären, die ihr tiefstes Gemüt in Wallung gebracht. In der Regel hatte sie doch nichts, was ihre Phantasie in Schwingung versetzen konnte. Den Tag über tat man seine Arbeit; die ging immer gleich und immer hart und war, wie bei einem andern armen eingespannten Tier, nur durch die notdürftigen Ruhepausen unterbrochen, und sie ließ gar keinen Raum zu eigenen Gedanken; und am Abend war man hernach so müd, daß man eben hinschlug, seine Nacht durchschlief und auch nicht mehr von sich

wußte, als der Strohsack, auf dem man sich ausgestreckt. Wie sollte man da zu Träumen kommen? Die sind schön — das ist nun einmal nichts für Arme.

Und nun gar erst so einer, den sie kaum erlebt! Sie behielt so ziemlich jeden Traum, der ihr vergönnt gewesen war, weil er eine Abwechslung gegen sonst bedeutete und weil man derlei gern herumerzählt und von einer erfahrenen Frau auslegen läßt und weil endlich niemand und nicht einmal in der Slovakei so arm ist, daß er nicht alle heiligen Zeiten einmal ein Zehnerl für die Lotterie übrig hätte. So farbig und so aufregend und so eindringlich und so garnicht in Nummern umzudenken war aber noch keiner gewesen. Ganz verloren hatte sie sich an ihn und an das große Licht, das er mit sich brachte, das ihr das Innerste durchhellte, so daß sie Antwort auf die Fragen zu sehen vermeinte, welche sie so verwirrt und beklemmt, und ihr andächtig wurde, wie in keiner Kirche und wie noch nie in ihrem Leben...

So war ihr nämlich gewesen, als hätte sie wer gerufen, mit einer ganz fremden und sehr starken Stimme. Stark? Vielmehr eindringlich. Daß man nach ihr hören mußte und vor ihr auffuhr in einer gewissen Angst. Und noch im Schlaf war ihr gewesen: ja, so klang wohl die Stimme, welche den Kain nach Abel gefragt hat!

Sie lag aber in ihrem Bett, da sie vor diesem Ruf wach wurde. Es war vollkommene Nacht, und sie tastete so um sich, wo sie denn eigentlich sei, und es war ein großer und heimlicher Schrecken in ihr. Denn wie sie so um sich griff und an ihrer Decke herumzupfte,

um ihrer selbst sicher zu werden und sich zurecht zu finden, so fühlte sie sich einsamer wie sonst, und es fehlte ihr etwas, und das war die Hedwig, welche sie sonst immer bei sich hatte und welche verschwunden war.

Wie war das möglich gewesen, ohne daß sie etwas davon merkte? Und wo waren ihre Leute hin, mit denen sie sonst die Stube teilte? Denn sie hatte das Gefühl und die Ueberzeugung einer völligen Verlassenheit. Nicht einmal einen Atemzug vernahm sie, als wär' alles untergesunken in der tiefen Nacht. Und etwas mußte offen geblieben sein; denn es wehte kühl über sie und strich ihr über jedes einzelne Haar. Ganz schwach ward ihr davor, und sie setzte sich im Bett auf, damit sie besser entrinnen könnte, wenn es aus der großen Dunkelheit etwa plötzlich auf sie losspringen und sie anfallen sollte. Denn so etwas erwartete sie sich und meinte sich zu jeder Gegenwehr zu schwach und durchaus unfähig.

Die Finsternis war aber nicht allenthalben gleich tief und gleich dicht. Vielmehr war es, als hebe und senke sie sich an einem Ort und gaukelte da um ihn, und hätte daran etwas zu verhüllen, das sie nicht zur Geltung kommen lassen dürfe. Ganz angestrengt spähte die Lowisa hin, und da war es eine kämpfende Helle. So wie ein Fünkchen, welches in trockenes Moos gefallen ist und sich da behaupten will. Man weiß nicht: wird es ersticken, oder wird es erst den Zunder, hernach das Reisig, endlich gar das harte Buchenscheit entzünden, so mühselig glimmt es, und tut, als wollt' es verlöschen jeden Augenblick, und ist ganz blaß, und man kann es kaum unterscheiden vom graugrünen Moos, in

das es sich immer grimmiger und so hungrig hineinfrißt. Und es läßt doch nicht nach, sondern es nascht und schwelt immer weiter, bis es endlich aufschlägt in einer hellen Lohe.

Und so siegte und hob sich auch dieses Flämmchen. Aber, es war nur für sich selber hell und gab der Umgebung gar kein Licht. Es stieg und sank wieder in sich und prasselte, aber wie nach einer bestimmten Weise und nach einer geheimen Musik, daß man sehr genau aufpassen mußte, damit man keinen Ton verliere und jeden sich merke, weil man nie mehr dazu kommen würde, so etwas zu hören; so süß war das und zugleich wiederum so leise. Und die Lowisa verstand: dies ging sie allein an und sonst keinen von ihren Leuten, und es war ihr Geheimnis und mußte das bleiben in alle Ewigkeit.

Und sie wußte weiter: diese singende Flamme war ganz anders, als die sie sonst gesehen und vielleicht gar selber entzündet hatte, und war gegen alle ihre Natur und Beschaffenheit: es verbarg sich etwas in ihr, und es war nicht heiß darin. Und sie hatte eine eigene Bewegung an sich, und damit zuckte und schwebte sie immer näher zu ihr heran, die sich ganz unbändig davor fürchtete und zugleich im innersten Herzen freute und gehoben fühlte.

Und vor ihrem Bett machte das Halt und formte sich zur Figur eines Menschen, den sie kannte, ohne zu wissen, woher oder wieso? Und dann gab es ihr einen starken Schlag vom Wirbel aus, der ihr durch alle Glieder rann und den Atem verlegte: Um Jesus und alle seine Heiligen! War das nicht die Filippina?

Und das Kind auf ihrer Linken, welches sich so stolz und so glückselig tragen ließ und mit solchen Augen um sich sah, war das denn nicht die Hedwig?

Aber diese Hedwig reckte nicht die Händchen nach ihr, wie sonst immer, und lächelte nicht auf sie. Ja, das war, weil sie heute das Kind allein gelassen hatte, kam der Lowisa ihre Verschuldung ins Bewußtsein, und sie fühlte sich dabei ganz und nach Verdienst schlecht. Und beide hatten einen Glanz an sich, wie aus der Marienlitanei, der nicht zum glauben war. Und die Hedwig war viel, viel schöner, als je! Und die Filippina war auch sehr, sehr gewachsen und auch so schön, daß man vor ihr am liebsten niedergekniet wäre. Wie die Mutter Gottes mit ihrem Kind, so sah sie aus, kam der Lowisa vor, und sie entsetzte sich innerlich über den gettlosen Gedanken und daß ihr schien, sie hätte die Gebenedeite noch niemals so schön abgemalt gesehen.

Alles war, wie es die Filippina im Leben an sich gehabt hatte. Im Leben? dachte die Lowisa — ja war sie denn tot? Nur nobler, heiliger war es auch Es war immer noch der Mund, der so trotzig hatte lächeln können, nur etwas verzogen war er, wie aus einem letzten Schmerz, den man hatte verbeißen wollen, und so mitnahm in die Ewigkeit; und es waren die großen und braunen Augen, die niemals etwas wissen wollten vom Lachen des Mundes und immer hoffärtig und wiederum wie verloren und ihren ganzen Gang überdenkend in die Welt sahen; und ihre Haare waren es, die sie so lang und so prächtig und so vielbeneidet gehabt. Nur anders und schöner glänzten sie freilich,

wie einmal, wo sie der Regen genäßt und die Sonne versengt hatte.

Vor dem Bett blieb sie stehen, und es fiel ihr Glanz auf die Lowisa, die so jede Miene und jedes Zucken in ihrem Gesicht sehen und begreifen können mußte. Und sie wartete da, damit sich die Freundin fassen und vorbereiten könne, der das Herz ganz außer Rand schlug, und die mit einem großmächtigen Bangen spürte: jetzt und jetzt wird sie reden! Was nur, und wie soll ich armer Narr es aushalten? Und sie konnte kein Wort vorstoßen. Und die Hände waren ihr gelähmt, welche sie zur Gegenwehr ausbreiten wollte, und sie wußte überdies, das hätte gar keinen Sinn und sie hätte nur durchgegriffen durch sie, die doch feiner sein mußte wie Luft, und hätte sie beleidigt. Und wie sich ihr die Hände nun in richtiger Andacht falteten, so konnte sie die nicht einmal heben. Und nun bog sich die Filippina nieder zu ihr, langsam, ganz langsam, bis sie einander tief in die Augen sehen konnten. Und so etwas Gutes und Erbarmendes hatte sie an sich! Als könnte sie vergeben und begnadigen, was immer geschah und verübt ward. Und ihre Stimme hatte den Ton, der vorhin die Lowisa aus dem Schlaf gejagt, und sie sprach damit zu ihr, und das klang nicht anders, wie wenn große Glocken aus der Ferne läuteten: „Du hast mich gekannt, von klein auf. Du hast gewußt, daß ich mein Kind nicht verlassen hab', und ich hab' gesorgt dafür, solang ich selber war in der Drangsal und in der Not und in der Zeitlichkeit. Und du hast glauben können, ich werd' mein einziges Kind vergessen, nun wo ich bin im Glanz und in der Herrlichkeit?"

Und sie hatte auf sie getippt und sich gereckt und war verschwunden, und die Lowisa wachte auf, wo sie war.

Und das war der Traum, an den sich die Lowisa so ganz verloren hatte, daß sie sich kaum mehr zurechtfinden konnte auf der Erde; denn ihr war nicht anders, als hätte Gott selber durch die Filippina mit ihr gesprochen, damit sie sich nicht ohne Grund härme und sich mit einer toten Angst schleppe auf die weite Fahrt, vielmehr getrost und tapfer sei, wie sie das brauchen mußte. Sie wunderte sich über garnichts; nicht woher die Filippina so reden konnte, wie sonst kaum der Herr Pfarrer an einem großen Sonntag; nicht, wie sie ihr Kind an sich hätte nehmen können und ob das nun auch mit ihr sei in der ewigen Freudigkeit. Es war ein Wunder geschehen. Was verschlugen dabei Nebendinge, und wozu half ein Klügeln, wo man's in sich so ganz empfand? Ganz befreit und durchaus herzfroh war ihr.

So vergingen ihr die Minuten und reihten sich. Es kam nah an Abfahrtszeit. Schon strömten Ungeduldige, die den bequemen Zug benutzen wollten, der sehr früh morgens in Wien ankommt, so daß sie den ganzen Tag für ihre Geschäfte hatten und am Abend heimfahren konnten, in den Wartesaal. Da und dort stießen sie an; man nimmt wenig Rücksicht auf Auswanderer. Ein Fluchen über dummes Pack, das seine Haxen überall habe, wo sie nicht hingehören, dem ein Stöhnen folgte. Oder die Betroffene zog auch nur das schmerzende Bein an sich, ehe sie sich schwerfällig und ungern genug aufrichtete. Allgemeiner, bunt fugierter Gähnchor. Ebenso allgemeines, hastiges Mor-

gengebet. Endlich gemeinsamer, beschleunigter Aufbruch zum Schalter. Denn von der Türe her, die nun schon offen blieb, klang nach einem überall gleichen geheimen Rhythmus heruntergeleiert die Reihe der Stationsnamen bis Wien samt der Aufforderung, sich mit Karten zu versehen. Wüste, übernächtige Gesichter, zausiges Haar darum, drängten sich um den Schalter, als könnte jeder Augenblick Verzug von schweren Folgen sein, musterten sich aus tiefen Augen argwöhnisch. Schlürfende Schritte zum Perron, damit die Nachtluft ihr aufmunterndes Werk tue.

Die Lowisa hielt sich allein. Es war eine zu starke Bewegung in ihr, als daß sie gleichgültige und dumme Rederei vertragen hätte; nach den Lauten, die sie vernommen, taten ihr die Stimmen um sie weh. Dazu empfand sie jenen demütigen Zweifel eines Menschen, dem sich ganz unversehens das Wunderbare aufgetan und genähert hat, und der nicht recht faßt, warum ihm eine solche Begnadigung und Wegweisung wurde. Das ist wie im Märchen: das Fingerlein, das neugierig am Ritz herumgetastet, den die Tür zu den Geheimnissen Gottes bildet, das bleibt übergüldet.

Die anderen drängten sich zusammen in einen wirren Klumpen, stießen sich, obwohl Raum für eine vielfache Menge von ihnen reichlich gewesen wäre, riefen nacheinander mit sonderbaren Gluckhennentönen, schoben sich ohne Zweck hin und her. Wie richtige Schafe tun sie, mußte sich die Lowisa denken, und es war dabei in ihr wie eine Verachtung denen gegenüber, die noch vor kurzem ihr Gevatterinnen und Freundinnen und Landsmänninnen gewesen waren. Wodurch

das laut geworden, hätte sie nicht sagen können. Aber sie fühlte sich nun ganz bestimmt, ja für immer unterschieden und getrennt von ihnen.

Es war jenes Leben auf dem Bahnhofe, wie immer, wenn ein wichtigerer Zug erwartet wird. Alle Lampen des Zuganges waren angesteckt; und es brannten viele Signallaternen, und sie bezeichneten mit hellen Linien die Krümmungen und die fährlichen Stellen der Strecke, und sie hatten jede für den Wissenden ihre Bedeutung, und sie wirkten wie ein Lustfeuerwerk, das doch für einen höchst wichtigen Zweck bestimmt ist, in ihren mancherlei Farben. Und es waren wiederum Einzellichter entzündet und in beständiger Bewegung. Sie wurden durch die Nacht geschwungen, und sie taumelten, gleich riesigen, verspäteten Glühkäfern, wie in Willkür und aus eigener Wahl über den Boden. Der sie trug, den sah man nicht. Das war eigentümlich und verwirrend für einen, der das noch niemals oder niemals so mindestens vor sich gesehen hatte, wie die Lowisa.

Und Kommandorufe flogen heiser auf und taten ihre Wirkung. Und die behenden Schellchen läuteten und brachen ab und klingelten wiederum, sehr eilig, sehr aufgeregt und also erregend. Und alle Unlust und alle Schläfrigkeit war weggeblasen. Und was da zu tun hatte, schien von dem Glöckchenruf mitgerissen und in einen Takt gezwängt und wie im Fieber, und man sah viele tätig und höchst eilfertig und verstand nicht, warum sie so hasteten und sich ereiferten. Und durch die Nacht zog ganz von fern ein tiefes, mächtiges Atmen, wie das eines lebenden, schlummerlosen, riesen-

haften Geschöpfes. Und das kam mit einer unglaublichen Schnelligkeit, immer anschwellend, näher und ward ein Schnauben. Und ein rotes Auge glühte boshaft und dämonisch erst ganz im Weiten und näherte sich mit einem schweren Lärm von allerhand Eisenwerk und mit dem gellenden und kläglichen Quietschen von Schienen, auf die zu einer schweren Last noch der unbarmherzige Druck von Bremsen lastet und wuchtet. Und ein gellender Pfiff riß sich los und schwang sich auf.

Und die Lowisa empfand wohl, daß sie mit neuen, feineren Sinnen begabt war, daß ihr alles anders und wichtiger vorkam wie sonst, und sie erstaunte sehr darüber. Einmal aber fuhr sie denn doch zusammen und verfärbte sich und meinte, ihre Kniee weigerten ihr wieder den Gehorsam und es lehne sich gegen sie auf ihr eigenes Herz, durch das ja heute viel mehr den Durchzug gehalten hatte, als in ihrem ganzen Leben, so daß sie kaum verstand, wie so vieles und so verschiedenes im Rahmen und in der knappen Spanne eines einzigen schon sinkenden Herbstnachmittages Platz fand. Ihr war nämlich, als schmiege sich ein Bäckchen eng und einen Kuß begehrend an ihre Wange. Und sie kannte dieses Bäckchen so gut! Es gab nur eines auf der Welt, so weich und so mit einem Flaum, welcher Glück vorbedeutet, wie ihn sonst nur der vollreife Pfirsich hat, und so froh, wenn es sich anschmiegen durfte. Ja, ein Schmeichelkatzerl war die Hedwig immer gewesen. War das vielleicht ihr Scheidegruß? Die Lowisa fühlte wohl und tröstlich, daß ihr einer gebühre, daß die Uebereilung eines rinnenden und zerrenden

Augenblickes unmöglich drei Jahre voll Liebe und Sorge und Hingebung wett machen und austilgen können.

So lebhaft aber war diese Empfindung, daß sie in der richtigen Entfernung in der Luft hinstrich mit der weichsten Bewegung, die sie nur konnte, als müßte sie die Liebkosung recht aus der Zärtlichkeit in sich heraus erwidern, daß ihre rechte Wange glühte und ihr ganz feierlich und lind in der Brust ward, daß ihr eine Fülle von frommen und ungeweinten Tränen sich erhob. Sie tat ein leises und stilles Gebet, gleichviel in welcher Meinung und für wen immer, denn ein Gebet, aus solcher Stimmung heraus verrichtet, kann einem jeden nur nützen, wer immer er sei und wo und wie er sich befinde, und wußte doch bei sich, es galt nur der Filippina und Filippinas Kind, und sie verlobte sich zu einer barfüßigen Wallfahrt, wenn ihnen einmal Heimkehr vergönnt sein sollte. Dann aber rappelte sie sich gewaltsam zusammen. Denn der Zug hielt. Die Türen wurden gewalttätig aufgerissen. Aussteigende drängten sich. Reisefertige hatten es eilig. Sie hielt sich zurück und sah sich bedacht um. Allenthalben die gleiche Ueberfüllung, der gleiche Qualm, dieselbe üble Luft. Aber sie konnte nicht wählen und nicht mehr säumen.

Nun gellende Befehle, hastiger und eindringlicher hervorgestoßen. Das Gellen der Abfahrtsglocken. Ein Knattern und Schmettern rücksichtslos zugeschlagener Abteiltüren, das immer näher lärmte. Sie richtete sich's ein, so gut sie konnte und so bequem es eben möglich war, wo kein Plätzchen leer geblieben. Sie hatte kein Aug' für die Gesellschaft im halben, trüben Licht um sie. Den Kopf lehnte sie gegen die harte Bank,

und sie faltete die Hände im Schoß, oder sie fingerte sich etwas ab daran. Es war wieder eine schlaffe Müdigkeit und eine große Sehnsucht nach ihrem Schlaf in ihr, vor dem sie aber dennoch insgeheim scheute, als könnt' er ihr etwas bringen oder bedeuten, das verwische, was sie für ewig und unverlierbar hegen wollte. Ein Pfiff, wie etwa der Vogel Roch seine Jungen locken darf. Ein mächtiger Ruck: der endlose Zug fuhr hart an. Das Lärmen der ersten, zögernden Bewegung, die leiser, rascher und gleitender ward. Die hellen Signallaternen, welche ein Stück der Strecke bezeichneten, blieben hinter ihnen. Das erste Wächterhaus huschte vorüber. Der Mond war unter und die Nacht nunmehr tief und still. Nur das Rucken des Zuges und das Aechzen der hart arbeitenden Maschine durchklang, nur das Glühen seiner Stirnlampe durchdrang sie. Dunkle Felder in Gründen. Die erhellten Fenster aber zeichneten sich sehr klar auf dem Fahrdamm ab, wunderlich durch die Schienen gebrochen, und sie führten darauf einen verwirrenden Schattentanz....

Das Ungeborene

Das Sprechzimmer der Realschule war gesteckt voll. Denn das Wintersemester ging zu Ende, und so hatten viele das Bedürfnis, sich noch einmal Bescheid über das wahrscheinliche Geschick ihres Buben zu holen, es vielleicht durch Bitten oder Vorstellungen noch vor der Schicksalsstunde ins Günstige zu kehren.

Es ist erstaunlich, wie sinnreich Eltern aus solchen Anlässen zu werden pflegen. Sie haben Beredsamkeit, ganz merkwürdige Einfälle, einen großen Reichtum an wirksamen, ja schlechterdings zwingenden Gründen, die allerdings leider nur zu oft durch Wiederholung versagen, für so neu und unwiderleglich sie die auch halten mögen, die sie aus tiefster Ueberzeugung vorbringen. Das Geschlecht der Mittelschullehrer ist nun einmal hartherzig und wird frühzeitig abgestumpft.

Einen Gegner aber fürchtet es dennoch, weil es ihn aus manchem harten, oftmals ganz wider Erwarten endenden Strauß kennt; diese sind die Mütter. Sie kämpfen mit einer großen Zähigkeit, ohne jede Rücksicht auf die beschränkte Zeit des Hörenden oder auf die übrigen, die ein gleiches Anliegen hierhergeführt hat. Den Gegner, den sie nicht gewinnen können, womit sie es am liebsten vorerst probieren, den möchten sie übermüden und so zu einem Zugeständnis verlocken. Die Gabe des Wortes, die ihnen von Geschlechts wegen zukommt, steigert sich ganz unglaublich. Alle ihre

Künste versuchen sie: Anmut und verheißendes Lächeln in jüngeren, Würde und ihren Nachdruck in reiferen Jahren.

Inzwischen erharren die Herren Jungen auf dem Gange ihren Bescheid. Mehr oder minder beklommenen Gewissens; denn irgend etwas, wovon er nicht wünscht, es möchte aufkommen, hat so ein richtiger Bengel doch immer auf dem Kerbholz; etwelche Geheimnisse schweben immer zwischen Schule und Haus. Wenige Schritte sind zu tun, und sie bringen wunderliche Wandlungen der Gesinnung hervor. Das hoffnungsvolle Kind, für dessen Vortrefflichkeit und höchst verheißende Begabung kaum noch mit dem Ton der innigsten Zuversicht und Gläubigkeit gekämpft worden war, dessen Zukunft so Unsägliches für die Gesamtheit versprach, erhält Titulaturen zugeflüstert, die ihm gegenüber sonst niemand ohne strafrechtliche Ahndung gebrauchen dürfte. Blicke werden wie Lanzen geschleudert und Handbewegungen getan, die unter anderen Verhältnissen an sich schon klagbar wären; Dialoge spinnen sich an, die sehr erregt und dennoch leise auf der Straße in mystischen Drohworten weitergeführt, zu Hause fortgesetzt werden und zu ziemlich gestörten Mittagsmahlzeiten führen, bei denen niemand Hunger hat, als dem er von Rechts wegen für einige Zeit vergehen müßte.

Der Mann in der Uniform eines Eisenbahndieners wartete geduldig und dennoch aufgeregt, bis die Reihe an ihn kam. Um ihn schwirrten die Stimmen, und jedes Wort, das ihm vernehmlich wurde, tat irgendeine Wirkung auf ihn. Er schüttelte bei schlechten Auskünften

bekümmert den Kopf; er lächelte vergnügt und innig mit seinem sehr breiten Mund; er nützte seine Dienstmütze als Ausdruck seiner Stimmungen, hob sie und ließ sie ganz niedergeschlagen zu Boden sinken. Er war eher häßlich als sonst was; ziemlich kräftig, mit einem sehr hellen Gesicht und vielen Sommerflecken darin; das Haar mochte vordem strohfarben gewesen sein, ehe es ganz ergraut war. Sein Alter zu bestimmen, war völlig unmöglich. Man hatte keinen rechten Eindruck von ihm und hätte ihm tausendmal begegnen können, ehe man sich sein Gesicht merkte. Nur die Augen waren schön; sehr hellblau und dennoch sanft und sprechend, wirkten sie doppelt, nachdem sie fast keine Wimpern verschatteten. Endlich trat er auf einen der Herren zu, und er tat einen tiefen Diener und sagte: „Ich bin so frei und ich komme wegen Gregor Gazda, Herr Professor."

„Wegen Ihres Jungen?"

„Wegen Gregor Gazda."

Der Herr Professor lächelte: „Gregor Gazda? Er ist weiter brav."

„Bei allen Herren brav?" Und er hielt die rechte Hand vor das Ohr, als dürfe ihm kein Laut entgehen, und atmete hastig.

Der Professor blätterte eilfertig und ziemlich gedankenlos in seinem Katalog: „Es ist keine Klage über ihn. Freilich, seine Klasse taugt gerade nicht viel. Ziemlich viel Lausbuben," der Mann knickte zusammen, als legte ihm jedes Wort ein Gewicht auf. „Aber Gregor Gazda ist sehr fleißig" — er begann sich wieder aufzurichten — „und wird wahrscheinlich wieder

Vorzugsschüler. Ein sehr ordentlicher Junge, aus dem schon was werden wird. Er macht auch im Deutschen sehr schöne Fortschritte. Das war bei ihm die Hauptschwierigkeit."

Der Mann wagte ein sehr sanftes und glückliches Lächeln: „Natürlich war das bei ihm Hauptschwierigkeit" — er buchstabierte das Wort ordentlich, damit er es ja behalte. „Und dasselbe hab' ich ihm auch gesagt — weiß ich nicht einmal, wie oft, daß ich's ihm hab' gesagt. Sehr dankbar mußt du sein zu den Herren Professoren, hab' ich ihm gesagt, welche so gut zu dir sind und sich so mit dir plagen. Denn du warst ein ganz dummer Bub, wie du hergekommen bist, und hast nichts gewußt und nichts gelernt. Woher auch? Oder von wem denn? Und du mußt ihnen die Hand küssen in Gedanken, weil sie sich's in Wirklichkeit nicht lassen, und mußt für sie beten, sag' ich ihm. Verstehst? Weil sie doch einen Menschen aus dir machen. Aber sie sind heutigentags nicht mehr so," und er schüttelte in inniger Betrübnis den Kopf, „vielmehr — ganz anders sind sie."

„Das sind sehr löbliche Gesinnungen," meinte der Professor schon sehr abgespannt. „Aber der Junge ist auch wirklich brav."

„Ist er kein Raufer nicht? Und nicht Dickschädel?"

„Nein. Es ist durchaus nicht zu klagen."

Ein ungläubiges und dennoch sehr seliges Lächeln: „Nicht, weil ich ihn loben möcht' — aber das ist doch wirklich zum Staunen, Herr Professer! Wo er es zu Haus doch nicht hat, wie andere Kinder. Nämlich, wo wir doch kein Weib nicht haben, und ich hab' Dienst,

einen Tag um den andern, und kann nicht achtgeben auf ihn, wie man soll, damit so ein Bub nicht Streich' macht, und er kommt zu mir auf die Bahn und wir essen zusammen unser bissel Essen, und er hat gar keine Hilfe, außer was ich gelernt hab' und kann's ihm zeigen. Und das ist wenig, Herr Professor! Denn ich kapier' nicht mehr leicht, und sonst, was hat unsereiner gelernt und was weiß er? Nix hat er gelernt, und wissen tut er also genau das nämliche. Und wenn ich nach Hause komm' — no, so bin ich ihm vielleicht gar im Weg, weil ich müd bin und ich muß schlafen, wenn er vielleicht gerade laut lernen möchte, und er ist sehr klug und weiß, ich brauch meine Ruhe auch. Und ..."

Die Glocke zeterte, und auf dem Gang erhob sich der Tumult eilfertiger und trappelnder Knabenfüße, aufgerissener und hastig zugeschlagener Türen. Er brach erschrocken ab, mitten im Satz: „Bitt' ich um Verzeihung," dienerte abermals und ging. Der Professor sah ihm lächelnd nach. „Ein komischer Kauz," dachte er sich. „Das sprudelt doch nur so aus ihm, und er ist doch kein Schwätzer. Und was es für eine Bewandtnis mit dem Buben haben mag? Daß er doch nie nach seinem Sohn fragen kommt, immer nur nach Gregor Gazda? Na — es wird seinen Grund haben und geht mich endlich nichts an." Er räkelte sich ein wenig, gähnte und schlenderte langsam seiner Klasse zu.

Unten auf der Gasse aber wartete der Mann, bis die Schule zu Ende war. Jeden Lehrer, der aus dem Hause trat oder hineinging, grüßte er tief und respektvoll. Er war in sonderlichen Gedanken: tief und froh-

lich. Einen Virginiastummel suchte er aus seiner Brusttasche, wickelte ihn aus vielem Zeitungspapier, betrachtete ihn höchst liebevoll, zündete ihn an und tat einige Züge aus ihm, um ihn dann wieder ausgehen zu lassen. So verlängerte er sich kunstvoll den Genuß, der zu kostspielig war, als daß man sich ihm so ohne weiters hätte hingeben können. Die Stunde verging. Die Straße, die lange so still gewesen, begann von eitel Jugend zu schwärmen. Endlich kam der Knabe, auf den er gewartet. Ein sehr umständliches Abschiednehmen von einem Kameraden zuvor; ein gnädiger Gruß über die Gasse hinüber, ehe er auf den Harrenden zukam, der ihn mit innigem Vergnügen aus der Entfernung betrachtet hatte. Er war doch ein hübscher Junge; flachsblond, zierlich und dennoch kräftig; nur mit sehr lebendigen, braunen Spitzbubenaugen, die immer rundum gingen und nicht ein noch so kleines Weilchen ruhig waren. Und angezogen war er doch, als wär' er eines Oberingenieurs und nicht eines armen Dieners Kind. Und wie ihm nur alles zu Gesicht stand! Der Winterrock war freilich ganz neu; und das frische Knabengesicht sah unter der braunen Pelzmütze so hoffnungsvoll und unternehmend in die Welt! Die beiden gingen eine Weile schweigend nebeneinander; nur manchmal, kosend, strich der Diener dem Knaben übers Gesicht. Endlich: „Du darfst dir heute zu Mittag was Gutes wünschen, Gregor. Die Professoren sind recht zufrieden mit dir."

„Recht? Ich möcht' wissen, mit wem sie's besser sein können. Du hättest dir den Weg sparen können." Noch klang die Betonung des Slawen vor; aber schon

versuchte sich der Junge in der weicheren, wienerischen Mundart.

„Ja," der Alte fiel in Kümmernis, „aber deine ganze Klasse taugt nicht viel, sagt der Herr Klassenvorstand."

„Dafür kann ich doch nichts," entgegnete der Junge.

„Ja — aber du mußt noch braver sein, Gregor. Denk dir nur, wenn ich hätte das Glück und du könntest vielleicht gar einmal wirklich Professor werden." Er war ganz Andacht und Verwunderung über eine solche Möglichkeit.

„Na — die werden auch einmal Buben gewesen sein," lachte Gregor und ließ seine muntern und beweglichen Augen schweifen. Denn es war ein heller und blanker Wintertag, an dem die Welt aussieht, als wär' in ihr ein großes Scheuerfest gehalten worden und nun funkelt alles vor Reinlichkeit. Der Schnee flirrte und die Sonne war hell; und ein klingender Frost war und die Wagen knirschten, wenn sie die Straße durchfuhren. Dazu Aussicht auf ein gutes Zeugnis, auf famose Eisbahn, auf ein gutes Mittagessen. Er schlenkerte mit seinem Bücherriemen vor innerer Vergnüglichkeit und rief manchmal einem Kameraden einen Gruß zu, aber wie einer, der weiß, es ist eine Auszeichnung, mit wem er verkehrt, und es wird auch so aufgenommen. Immer ward herzlich gedankt. Der Alte freute sich sehr darüber. Denn ihm war das ein Beweis, daß sein Gregor was galt, und daß man ihm zugetan war. Und so gingen sie, im letzten Grund zwei glückliche Menschen, heim durch den flockenstiebenden und hellen Wintertag.

Hinter dem Franz Josefs-Bahnhof steht noch ein letztes, wunderliches Stückchen Wien. Mit engen Gäßchen, auf denen die Kinder unbekümmert spielen können, als wären sie in einem Dorf und nicht in einer Großstadt.

Noch hat sich die Straßenbahn hier nicht gewaltsam den Pfad gebrochen. Nur ein Streifwagen fährt manchmal mit schwerem Gerumpel durch, zwischen den Häuschen, die niedrig und bunt getüncht sind. Die Kirche in ihrer Mitte ragt wirklich beherrschend auf über diese schmalen und verworrenen Gäßchen, ist der Mittelpunkt dieses Dörfchens, das kleine Leute bewohnen, ganz für sich, unter andern Gewohnheiten und Bedingungen des Lebens, als die sonst in der großen Stadt gültig sind.

Am Donaukanal, auf den Anlagen um den Bahnhof, vergnügt sich die Jugend, die sich als Stamm für sich, mit einer eigenen, sehr reschen Mundart empfindet. Noch werden hier zahlreiche Singvögel gehalten und zwitschern an linden Abenden vergnüglich durcheinander. Hier gibt es noch große Tore. Ziemliche Hofräume, in denen das Geflügel sein Wesen treibt; Treppen, ausgetreten und Hühnerleitern ähnlich, die zu dem ersten und einzigen Stockwerk führen. Beschränkte Wohnräume.

Schon erhebt sich da und dort am Rande dieses Eilandes eine Mietskaserne und blickt hoffärtig nieder in das Gewimmel unter ihr. Aber noch bestehen billige Mieten; noch ein sehr freundschaftliches Verhältnis zwischen Mietern und Hausherren, die noch mit der ganzen Seele an ihrem Besitz hängen und alles daran

wenden, das Häuschen, das den Ertrag der eigenen oder gar der Lebensarbeit der Ahnen darstellt, so schmuck und heimelig zu erhalten, wie nur möglich.

Hier wohnte Gregor Gazda der Aeltere seit vielen Jahren und genoß allgemeine Achtung als ein stiller Mann, der nur für sich lebte, von keinem was wollte, niemandem etwas schuldete und ganz ohne Dünkel war; der gerne Freundlichkeiten, ja nach seinen Mitteln Dienste erwies. Hieher hatte er seinen Jungen gebracht aus dem mährischen Dorf, das ihrer beider Heimat gewesen.

Er hatte keine näheren Freunde, kaum einen Umgang, nicht einmal unter seinen engeren Landsleuten, deren einige gleichen Dienst mit ihm taten und etwas von seiner Vergangenheit und ihren Schicksalen wußten. Er selbst kam nie darauf zu sprechen. Er hatte vordem schon selten genug mitgetan, wenn sie ins Wirtshaus oder sonst in eine Unterhaltung gingen. Nachdem er sich den kleinen Gregor geholt, schloß er sich noch mehr ab. Er sparte jeden Heller, und man schalt ihn dennoch nicht geizig, obwohl man bestimmt wußte, daß er einiges Vermögen habe.

An seine Wohnung wendete er manches. Die war sehr sauber und gut eingerichtet, und ihm fiel immer wieder was ein, damit man sie behaglicher und seinem Buben, der nun einmal leider Gottes keine Mutter mehr hatte, wohnlicher machen konnte. Er hielt sich eine Menge Blumen und gärtnerte sehr geschickt und sinnreich herum. Es waren ganz weibliche Talente in ihm; und man bespöttelte ihn dennoch nicht zu sehr. Ganz glücklich war er, wenn er, den Dienst hinter sich,

zu Hause saß, dem Jungen gegenüber, der so ernst und wiederum so leicht lernte, daß es eine Freude war. Er horchte andächtig und mit der Miene völligen Verstehens den fremden Worten oder den rätselhaften Formeln, die sich der einprägte, und nickte sehr beifällig mit dem Kopf, wenn er endlich seine Lektion herunterschnurrte, daß es nur so eine Lust war. Denn er hatte ein famoses Gedächtnis, der Bursche, und das Lernen machte ihm wirklichen Spaß. An freien Tagen ging er gerne mit dem Buben spazieren. Er versuchte alsdann ein gebildetes Gespräch mit ihm zu führen. Das bekam ihm übel genug; denn der Knabe merkte bald, wie unzulänglich die Kenntnisse seines Begleiters seien, war stolz auf seine junge Schülerweisheit und duldete keinerlei Abweichung davon. Etwas Rechthaberisches hatte er immer an sich, das Musterschüler oftmals so unleidlich macht. Es verletzte den anderen häufig, und er ließ es sich dennoch gefallen, ja nachmals, wenn er sich die Dinge zurechtlegte, so hatte er seine Freude damit, wie treffend und bestimmt der Junge zu antworten wußte. Tausendmal demütigte er sich in seinen Gedanken vor ihm, der ihm tief verpflichtet hätte sein müssen, und oft und oft schien es ihm genug, daß sich der kleine Gregor seine große Liebe eben nur gefallen ließ.

Ja, in dem Knaben lebte halt ein anderer und ein höherer Geist. Er selber hatte die Pflicht, sich davor zu beugen und ihn zu hegen. Wie leicht ihm zum Beispiel nur das Deutsche wurde! Der Alte lebte doch so viel länger in Wien, paßte nach Kräften auf, und man konnte ihm immer noch anmerken, woher er eigentlich

gekommen war: hier war selten mehr etwas zu spüren, und dabei blieb die Muttersprache sicher und geläufig. Und er war im letzten Grund auch ein guter Junge, dem die ganze Klasse samt der Lehrerschaft zugetan war. Daß ihn am Ende die Themen wenig interessierten, bei denen sich sein Pfleger am liebsten verweilte — ja, er war gerecht genug, das auch dann noch zu begreifen, wenn es ihm weh tat. Begann dem Jungen doch sogar das Bild der Mutter langsam vor der Fülle neuer Eindrücke zu verbleichen, deren Erinnern ihm frisch und heilig zu halten sich der Alte aus guten Gründen bemühte. Und wenn ihn der kleine Gregor noch nicht so gerne hatte, als er es just um ihn zu verdienen meinte, so tut bei derlei die Gewöhnung viel, und einmal mochte schon das richtige Verständnis erwachen und ihr Werk vollenden. Denn für sich begehrte Gregor Gazda der Aeltere so wenig von ihm, als er sich jemals etwas vom Leben verlangt hatte. Je höher er ihn steigen sah in seinen sorgenden und liebevollen Gedanken, desto weiter und unüberbrückbarer wurde doch auch der Abstand zwischen ihnen zweien.

Wie hübsch er nur war! Und wie fein er sich hielt! Ja, wenn man nicht darauf geachtet hätte, daß er doch Handreichungen tue da oder dort, er hätte nicht übel Anlagen zur Hoffart gehabt. Die waren nicht zu dulden, so gut Gregor Gazda wußte, woher er sie, woher er jede seiner Gaben und Anlagen empfangen haben könne. Er zergliederte sich ihn nach seinen einfachen Begriffen immer wieder, wenn er im Dienst eine Pause hatte und an einem gedeckten und erlaubten Ort einige rasche Züge aus seiner Pfeife tat; hatte einen un-

erschöpflichen Stoff zum Nachdenken an ihm und war klug genug, von niemandem zu begehren, daß er da mithalte. So ward er: immer schweigsam und grüblerisch verschlossen. Nur, wenn wieder einmal das Zeugnis kam, dem er entgegenfieberte, dann konnte er nicht länger an sich halten. Er steckte das kostbare Blatt zu sich und studierte es so ernsthaft und eifrig, bis irgend wer neugierig ward oder mindestens aus Höflichkeit so tat, als wär' er's geworden, und es zu sehen begehrte. Er zeigte es her und wisperte: „Aufpassen du! damit du kein Fleckchen hineinmachst! Denk dir nur, der Bub ist wieder der beste! Unter so vielen der beste — denk dir!" Der andere tat einen Blick hinein und schmunzelte und meinte hernach zu den übrigen: „Was der Gazda mit dem Bankert treibt! Das ist doch nicht zu glauben. Er ist halt wie ein Weib. Ja — ganz wie ein altes Weib ist der Gazda."

Und so lebten diese beiden für sich, einträchtig und einsam. Schon taten sich dem Jungen Kreise auf, in die der Alte niemals zu kommen auch nur hätte träumen dürfen, und ehrfürchtig vernahm er, was der Gregor an Berichten darüber vergönnte, der so schon seine ersten Schritte der Zukunft entgegentrat, während der andere eigentlich nur noch in der Vergangenheit lebte und ins Kommende nur so weit sah, als er dem teueren Wahlkind mit den Augen folgen und nachkommen konnte. — — —

Als er zum Militär, oder wie sie bei ihm zu Hause immer, auch bei den friedlichsten Zeiten zu sagen pflegen: in den Krieg mußte, hatte sich Gregor Gazda mit der Ludmilla Hajduk versprochen.

Daß er keine andere heiraten würde, nur sie, dies wußte er freilich schon viel früher, fast von ihren ersten Kindesbeinen. Denn sie gehörten zu Nachbargründen und waren beide Waisen.

Ihm waren die Eltern sehr zeitig weggestorben, und nun wuchs er auf wie er eben wollte. Etwas Vermögen, so viel, daß er in seiner sehr armen Gemeinde sogar für wohlhabend gelten konnte; ein Häuschen, einige Striche Feld hatten sie ihm hinterlassen.

Er war ein Grübler und ein ungeselliger Bursche von klein auf. Sehr leicht war er verwirrt zu machen, auch bei Dingen, die er ganz sicher wußte. Zum Beispiel in der Schule mußte er darum viel Unrecht leiden. Man hielt ihn nicht für gar klug; vielmehr für etwas schwach im Kopf. Denn er verwunderte sich sehr über Dinge, an denen andere nichts zu vermerken fanden, und er machte sich wiederum nichts aus Sachen, um die sie sonst meilenweit laufen.

Ein großes Bedürfnis nach Unterordnung, wo er liebte, war in ihm. Sagte ihm jemand etwas, den er gerne hatte, so schwor der Gregor darauf. Das schien ihnen töricht, und sie haben ihn also oft mißbraucht, daß sogar er es merken mußte. Darüber hat er sich natürlich gekränkt, ohne sich anders helfen zu können, als indem er sich immer mehr in sich zurückzog.

Er hätte gerne was Ordentliches gelernt. Dazu war aber so ohneweiters nicht Gelegenheit; von außen kam kein Anlaß, und aus sich selbst nahm er die Kraft eines Entschlusses nicht. Und so las er denn, was ihm eben unterkam, immer wieder dasselbe Buch, und fand immer wieder in jedem Satz etwas zu vermerken.

So ward er anderen beschwerlich und kam immer mehr ins Schweigen und ins Nachdenken, spann sich immer tiefer in das wunderliche Weltbild ein, das er in sich trug. Und so vieles ging ihm durch den Kopf, auf das er sich einen Reim finden mußte, das er nicht zu ordnen verstand, daß er sich alles planmäßig einteilte und nach seiner Zeit und nach bestimmten Vorsätzen machte, damit er nicht im Wirrwarr vollkommen unterginge. Auch das ward natürlich ruchbar und verspöttelt.

Gerne saß er bei den Hajduks drüben und machte sich nützlich, so gut er's vermochte. Da war nämlich Leben. Der Vater war ein sehr armer Teufel, der in den Taglohn ging und dabei lustig war und beständig lachte. Das verstand der Gregor gleich nicht, wenn man sich so ums trockene Brot plagen mußte, und es wimmelte nur so von Kindern, immer eines kleiner als das andere, daß man achtgeben mußte, über keines zu stolpern und niemandem weh zu tun, und die Frau war tot, und es quietschte und schrie immer durcheinander, wie ein Haufen Ferkelchen, und die Ludmilla, die eben die älteste war, hatte ihre liebe Not mit ihnen und um nur ein wenig Ordnung zu halten.

Da heißt es immer: die Lustigen sind die besten Brüder, hat er sich gedacht, aber, warum sind sie's? Weil sie keine Augen haben und nicht sehen, wenn sich alles um sie plagt und nichts so ist, wie es in einer ordentlichen Wirtschaft sein soll. Lieber stellen sie sich blind, nur damit sie sich die Laune nicht verderben. Aber gehört sich das? Für einen wirklichen Menschen? Der doch über seine Nase hinausdenken und ein Gefühl haben soll für andere? Das ist doch sehr bequem,

so ein lustiger Kerl sein, mit dem gut hausen ist. Solche Gedanken hat er in sich gehabt, wenn er die Wirtschaft bei den Hajduks sehen mußte; und die Rackerei von der Ludmilla, die er sehr, sehr gerne gehabt hat. Er bewunderte das kleine Frauenzimmer maßlos. Wie sicher sie nur in allem war! Und wie sie sich in Respekt zu setzen verstand! Da waren ihre Brüder — Lümmel, halt richtige Lümmel, mit endlosen Beinen, die sie gar nicht weit genug von sich zu strecken wußten, und eben in den Jahren, da man sich sonst gegen so ein Mädchen aufzuflegeln beginnt und es verachtet, weil es halt doch nur Kittel trägt. Die hatte sie ganz gehörig am Pfiff, und muckte einer einmal auch nur auf, dann verstand sich die Ludmilla zu helfen. Sie war wirklich eine handfeste Person und was man so sagt: ein lockeres Gelenk. Sie brauchte keinen Ritter und verließ sich am liebsten auf sich selbst; und setzte sie einmal einem eine hinter die Ohren, dann kam die so flink und saß so ausgezeichnet, daß der eben nur das Maul aufsperren konnte. Dabei vergißt man das Antworten und sieht nicht klug aus. Aber schon gar nicht. Sie hatte die Kinder unendlich gern. Ganz klein war sie selber noch gewesen und hatte sich schon abbalgen müssen, daß es ein Jammer war und den Gregor oftmals sehr erbarmte. Wollte er sie aber darum bedauern, so sah sie ihn an, wie einen, der nicht klug ist und allerhand daherredet. Noch wie die Alte lebte, hatte das begonnen, und nach ihrem Tode war doch alles auf sie gekommen. Ganz wie eine Mutter, die immer weiß oder errät, was ihr Kleines just brauchen oder wünschen könnte, so war das mit ihr. Niemals war sie ungeduldig oder

heftig mit ihnen, auch wenn man nicht mehr verstand, daß sie nicht den Kopf verlor. Und wenn sie davon sprach, sie werde wohl einmal in Dienst gehen müssen, weil die Chaluppe so verschuldet war, daß man nicht wissen konnte, wie lange sie sich erhalten ließ, dann wollte sie wiederum nur zu Kindern. Sie mußte zu pflegen und wieder zu kommandieren haben; sie lachte über den lustigen Lärm der Spielenden, sie ward nicht ungehalten vom Greinen geärgerter Fratzen. Brauchte sie ihre Ruhe, so schaffte sie sich sie schon.

Daß sich ihr der Gregor so unterordnete, gefiel ihr natürlich. Und er war nicht übel zu leiden und manchmal ganz gut zu Gängen und sonst zu brauchen. Nur zu viel aufgeben durfte man ihm nicht auf einmal, sonst geschah bestimmt ein Unglück. Aber daran war sie zumeist nur selber schuld. Denn er konnte kaum was anders denken, nur sie und wie sie sich's einzurichten verstand, daß man satt zu essen habe und einander nicht gar zu hungrig auf den Löffel sähe, daß keines zu abgerissen war, wo die Buben doch Reißteufel gewesen sind; wie gesegnete Hände sie hatte, unter deren Pflege alles geriet; und wie sie stets guter Laune blieb und niemals eine Müdigkeit zeigte, wenn man nur zu oft nicht verstand, daß sie sich überhaupt noch auf den Füßen erhalten konnte.

Auf einen großen Hof hätte sie hingehört. Dies stand bei ihm fest. So eine echte Bäuerin: hellstimmig, daß man sie durchs Fallen und Klappen des Dreschflegels, oder auch durchs Raspeln und Pfnausen und Aechzen und Klirren der Dreschmaschine hört, wenn sie zu Mittag ruft. Das konnte er ihr freilich nicht bie-

ten; die vielen Untergebenen nicht, die, nicht zuletzt der Bauer selbst, sich ihr willig fügen, weil sie immer weiß, was notwendig ist, und nichts sonst will oder anschafft. Aber endlich, so gut wie's einer im Dorf oder in der Gegend hergeben mochte, so gut hatte sie's zu seiner Zeit bei ihm auch. Aber damals schon empfand er es so deutlich, wie er überhaupt nur etwas empfinden konnte: sie brauchte vieles Leben um sich, weil es in ihr schlummerte und von ihr ausging.

Er merkte nicht einmal, wie wenig hübsch das Mädchen war. Eben nur gesund, tüchtig zur Arbeit und durch sie gestählt. Reiches Haar hat sie freilich gehabt, und voll und kräftig war sie. Das aber ist hier nicht so selten, daß man sich gar viel darauf einreden könnte. Aber ihre Nase war denn doch ein wenig gar zu stumpf, und der Mund war zu groß; und gerade vorne hat sie eine Lücke zwischen den Zähnen gehabt. Da war sie einmal hingeschlagen und hatte sich sehr weh getan, wie sie ein Schwesterchen holen wollte, das ein Truthahn anging und das sich ängstigte vor dem bösen und häßlichen Vogel. Ihr floß das Blut vom Munde, sie preßte die Linke dagegen, damit sie nicht besudelt würde, mit der Rechten aber hielt sie das Kind und weinte nicht, damit sich die Kleine nicht neuerdings aufrege und hatte dabei selber Angst und beherrschte sich. Aber sie blieb so verunstaltet ihr Leben lang. Ihr aber machte das nichts, denn sie war nicht eitel. Und der Gregor wußte überhaupt nicht, wie sie aussah. So vertraut sie ihm war, er hätte durchaus von keinem ihrer Züge Bescheid geben können. Er war ganz glücklich, wenn sich zu Abend Zeit

fand, daß sie ein wenig nebeneinander sitzen konnten. Dann rauchte er sich eine schöne Pfeife an und saß so, daß der Dampf daraus ihr zuzog, weil sie nämlich den Geruch von Tabak sehr gerne hatte. Er erzählte dieses oder das, das er eben gelesen oder sich nur so ausgedacht hatte. Und sie hörte ihm andächtig zu, und es war eine gesunde und ehrliche Müdigkeit in ihr, und die Worte wehten um sie und weckten dieses, und anderes schläferten sie ein, und manchmal dachte sie sich etwas, traute sich aber nicht so heraus damit, und immer sagte sie ihm dasselbe. Nämlich, weil nichts aufflattern konnte vom Leben, ohne daß er ihm eine nützliche Betrachtung ausrupfte, wie man einem Federvieh ein Federchen ausrupft, und sei's nur, sich die Pfeife damit zu putzen oder sich's auf den Hut zu stecken, und weil er sich, sie ausgenommen, aus den Mädchen so gar nichts gemacht hat, so sagte sie ihm nämlich: „Du hättest eigentlich auf Geistlich lernen müssen, Gregor." Da lachte er: „Das wär' nicht gegangen." „Warum denn nicht, Gregor? Dafür tätest du wohl taugen und wärst schon geschickt genug." „Deinethalben nicht, Mila." Und dies war das einzige Mal, daß er auf seine Zukunftsabsichten deutete.

So kam ihm auch keine Besorgnis, daß sie ihm wer wegfischen könnte, während er bei den Kaiserlichen stehen mußte, oder daß sie sich vergessen könne. Davor schützte sie schon das Gefühl der Verantwortlichkeit, ihr Pflichtbewußtsein, denn sie mußte den Jüngern doch immer ein Beispiel geben wie bleiben. Sie zu drängen aber fiel ihm wieder nicht ein. Innerlich waren sie sich, seiner Meinung nach, unverbrüchlich verbunden.

Redensarten machen oder vor der Zeit so herumlöffeln, das war nicht gut. Denn es steckte wirklich was vom Pietisten in ihm, wie man ihm aufgebracht, und er war von einer großen und ehrlichen Frömmigkeit. Was der liebe Gott wollte, dies geschah und sonst nichts auf der Welt. Kein Eilen half, und kein Zögern hielt eben auf.

So näherte sich der Tag, der den Gazda auf so lange Zeit fortführen mußte aus dem Dorf, das er bis dahin noch keine Stunde seines Lebens verlassen hatte.

Er saß zu Abend bei den Hajduks. Sehr bewegt ist er gewesen und konnte keine einzige Pfeife ordentlich zu Ende rauchen. Unsinnig viel vom sündteuren Tabak hat er vertan; immer wieder gestopft, angesogen, ausgeklopft, und ein jämmerliches Gesicht hat er dazu geschnitten, daß es der Ludmilla zu Herzen ging und wieder ordentlich zu dumm ward. Aber gesagt hat sie nichts gegen ihn; wo ihr doch das Scheiden auch nahe ging und er sie sehr dauerte.

Sein Kofferchen hatte er schon vorausgeschickt. Mit den anderen, die das Dorf mit ihrem Lärm und ihrem wüsten Wesen erfüllten, das er gar nicht vertrug und sehr mißbilligte, gemeinsam einrücken wollte er nicht. Allein aber und für so geraume Zeit ganz ohne Geleite scheiden, wie einer, zu dem auf der weiten Gotteswelt schon gar niemand gehört, dies tat ihm denn doch mächtig weh. Dies hat er der Ludmilla gesagt, und sie hat versprochen, ein gutes Stück Weges, soweit sie eben konnte, mit ihm zu gehen.

Es war ein richtiger Nachmittag im Herbst. Fahlgraue Stoppeln; dann wieder ein Stück brauner, un-

brauchbarer Erde; oder das Grün von Zuckerrüben in einer Breite, zwischen den Stoppeln manchmal ein blankes Leuchten von den weißen Federn der Gänse, die da ihre Nahrung rupften, oder die gleichmäßige, schläfrige Bewegung einer fernen Schafherde, die nun sich verweilte, langsam weiterzog, sich neigte und hob, alles wie auf ein Kommando, das irgendwer irgendwo abgab, und das man nicht hören konnte und das dennoch pünktlich befolgt ward. Hirtenfeuer waren entzündet, der Rauch zog sich langsam und bedächtig am Boden hin, hob sich mühselig ein wenig, das Feuer aber glomm vor.

Immer einsamer ward es um die Schreitenden. Nur ein versprengtes Rebhuhn huschte wie ein flinker und bräunlicher Schatten durch die Furchen und klagte und lockte ein vergebliches Locken. Die Ludmilla deutete darauf hin, schwieg aber. Sah man nach rückwärts, so war das Dorf ganz in der Mulde verschwunden, in der es sich barg. Die Windmühle auf einem einsamen Bühl tat ihren gespenstigen Umgang: durch das Kreuz ihres Flügels sah man den Himmel. Der Abendwind strich und klagte. Die Sonne war unter und eine empfindliche Kühle wehte durch die Welt, daß sie beide gemeinsam erschauerten, als griffe ihnen nun erst die Trennung an die Seele. Ein vereinzelter Wolkenstreif hatte sich entzündet; er glomm mit roter Lohe durch die Welt, fand orangenen Widerschein an Wolkensäumen. Immer wieder summte der Gregor ein altes Lied vor sich hin:

„Raufen die Fürsten dann,
Ob wer gewinnt —

Kostet's den Bauersmann
Gut, ach! und Kind!"

und die Ludmilla nickte den Takt zu der traurigen Weise, die so gut zum Raunen des Windes stimmte.

Endlich blieb das Mädchen stehen: „Weiter kann ich nicht mit, Gregor. Ich komm' sonst ganz in die Nacht hinein."

Er ergriff ihre Hand sehr innig: „Ja. Du kommst sonst ganz in die Nacht hinein. Behüt' dich also Gott, Ludmilla."

„Und so schwer mußt du's nicht nehmen, Gregor," denn sie merkte wohl, wie zu Tode betrübt er war. „Wenn du lieber mit den anderen fahren möchtest?" Denn ein Leiterwagen, übervoll mit Rekruten, rasselte eben an ihnen vorbei, und ein übermütiges Jauchzen, Zurufen, Kappenschwingen begrüßte die Wandernden.

Gregor winkte ihnen ganz zornrot ab. Das gab Anlaß zu neuem Spott. Er aber wartete, bis sie verschwunden waren, hinter sich eine mächtige Wolke Staubes, als wären böse Geister dahingefahren. Dann meinte er sehr ernsthaft: „Das ist nichts für mich, gar nichts. Immer wenn sie lustig sind, so muß ich traurig sein. Und sind sie denn ehrlich lustig? Einer von ihnen? Nein, sondern wenn sie sich nur nicht genieren täten, so wollten sie am liebsten heulen, und, damit man's nicht sieht, so tun sie ein dummes Spektakel machen. Wozu das, wenn's einem doch kein Mensch nicht glaubt! Ist's nicht besser — man ist ehrlich?"

„Aber du tust, als ging's wahrlich in den Krieg. Du nimmst es zu schwer, Gregor!" Und sie legte ihm die Linke auf die Schulter und sah ihm in die Augen.

Er umklammerte mit beiden Händen ihre Rechte: „Das kann man gar nicht zu schwer nehmen. Nämlich — seitdem ich weiß, hat mir noch kein Mensch was zu schaffen gehabt. Hast du mir einmal was geschafft — no, so hab' ich's getan. Warum hab' ich's getan? Weil du's bist — klüger als ich, und weil ich dich gern hab'." Das kam mit einer Leidenschaftlichkeit, die sie wohl fühlte. „Und jetzt, jetzt wird man mir befehlen — der dies und der das. Und nicht einmal fragen darf ich: ja, wozu ist das? Oder — ja, woher darf er's? Und ich bin immer gern für mich und allein gewesen und hab' nichts wissen wollen von den Leuten. Weil — weil, wenn sie nur spüren tun, einer ist anders als sie, so sticheln sie schon gegen ihn. Hab' ich mir geholfen und hab' sie reden lassen und bin für mich gegangen. Und jetzt kann ich das nicht mehr und muß zusammen sein, ich weiß gar nicht mit wie vielen, jeden Tag und jede Nacht. Wie wird man das aushalten können? So viele Tage und Nächte, wie drei Jahre haben? Tausend Tage und Nächte? Und kein Gesicht soll man sehen, das man lieb hat. Ludmilla! So lang! So gotteslang, Ludmilla!"

Sie hielt an sich mit einer letzten Anstrengung. Sie wollte scherzen: „Ich hab's halt immer gesagt. Hättest halt doch geistlich werden müssen, Gregor."

„Solltest du nicht sagen. Just du nicht."

Er fühlte den warmen und kräftigen Druck ihrer Hand und beruhigte sich: „Und werd' ich dir fehlen, Ludmilla?"

„Sehr wirst du mir fehlen, Gregor."

„Und wirst du auch auf mich warten? Bis ich zurückkomm'?"

„Ich werd' auf dich warten. Ob aber da, weiß ich nicht. Wo die Geschwister immer größer werden, und das Futter wird immer knapper, und man mich braucht immer weniger. Und ich kann nirgends sein, nur wo man mich braucht."

„Wort halten, Ludmilla."

„Tu' ich immer."

Er riß sie an sich. Und so schieden sie für drei Jahre.

Gregor Gazda hat sich ganz gut ins Soldatenleben gefunden. Ohne alle Strafe überstand er die drei Jahre, vor denen er sich so sehr gefürchtet. Ein Pietist ist er nach der Meinung seiner Kameraden im Innern geblieben. Aber die Vorgesetzten mochten den stillen und pflichtgetreuen Menschen gut und beschützten ihn vor Mutwillen und Mißhandlung. Jeden Samstag und Sonntag aber schrieb er einen Brief an Ludmilla, in einer steifen, aber tadellosen Schrift. Sonst, bis aufs schönste Papier und aufs Porto, vertat er keinen Kreuzer und nahm nichts von dem Seinigen. Mit besonderer Andacht ward immer die Adresse ausgefertigt. Fräulein — das kam ihm so fremd vor, da er es zuerst niederschrieb! — Ludmilla Hajduk. Sogar der Briefträger mußte damit seine Freude haben und merken: das war Liebe, was hier die Feder regiert hatte...

Sie haben geheiratet. Nur freilich viel später, als ursprünglich in den Absichten des Gazda gelegen war.

Als er nämlich seine Dienstzeit heil überstanden hatte, da war die Ludmilla wirklich nicht mehr im Dorf. Die diente in der Stadt und mochte nicht gleich

fort, weil man sie auf ihrem Platze hielt und sehr gerne hatte.

Auch saß ihr etwas im Kopfe und war also in keinerlei Weise von der Welt hinauszubringen, und der Gregor war der letzte, der sich ihr etwas dareinzureden getraute. Denn ihr Vater war gestorben als ein rechter Bruder Liederlich und Habenichts und die Keusche hatte man ihnen verkauft, so daß die Kinder sich verlaufen hatten, in die weite Welt, ein jedes, wo es eben meinte, es könnte ein bißchen Futter finden oder picken.

Das geschieht oft. Man regt sich darüber nicht auf. Hört man hernach von einander, so ist es gut; wenn nicht, so schickt man sich auch darein. Denn diese Welt ist sehr groß; und es ist Raum auf ihr für viele, wenn sie arbeiten wollen; und der liebe Gott hat einen langen Arm und reicht über sämtliche Welten; und ein Slawenkind weiß sich überall einzugewöhnen und einen Landsmann zu finden, damit es sich nicht gar zu einsam fühle und zur Krippe finde. Genug, wenn sie in der Fremde gut tun und es kommt keines mit dem Schubwagen zurück, und es macht keiner der Gemeinde eine Schande oder wird ihr zur Last.

Man glaubt nämlich gar nicht, was für Pech es gibt. Zum Beispiel: es probiert einer sein Glück und wandert weg, der Arbeit nach. Und wo er hinkommt und sagt, woher er ist, machen die Leute ein Gesicht und nehmen ihn nicht gern, oder wenn sie schon nicht anders können, so sehen sie ihm auf die Finger, daß es ein Graus ist und als könnt' er sonst am Ende Ziegelsteine stehlen. Natürlich kränkt sich ein Christenmensch aus der Slowakei etwa, einigermaßen darüber und fragt,

warum? Da hört er dann: es war schon einer aus dem Ort da und hat krumme Finger gemacht. Und nun kann er sagen, soviel er will, bei ihm zu Hause seien alle ehrlich und die paar Diebe seien längst fort, so kriegt er keine andere Antwort, nur: könnte sein bei sich zu Hause. Und warum? Weil es da nichts zu stehlen gäbe, anderwärts aber würden sie anders.

Weil also die Ludmilla von zu Hause gar nichts bekommen konnte und weil sie wieder nicht nackt und so wie eine, die man nur aus Barmherzigkeit nimmt, ihrem Mann ins Haus kommen mochte, so hat sie sich vorgesetzt, sie heiratet nicht, ehe sie sich nicht etwas gespart hat. Bis dahin ist sie geblieben, wo sie war, bis das jüngste Kind von ihrer Herrschaft hat laufen können, und der Gregor hat auch so lange dienen müssen, hat aber seinem Pächter zur Zeit aufgesagt und sein Haus herrichten lassen, wie es sich gehört. Schön grün hat er es färbeln lassen, daß es eine Freude war; denn er wollte ordentlich anfangen und wie einer, der etwas ist und etwas hat.

Also: auf einmal waren die beiden da. Natürlich schon verheiratet. Daß sie in der Stadt Hochzeit gemacht, so daß ihre Landsleute nichts davon hatten, wie es sich eigentlich gebühren würde, ist ihnen zu Beginn sehr verargt worden. Sie machten sich nichts daraus. In aller Ruhe haben sie sich eingerichtet und ihre Sache getan, wie eben zwei Menschen, die wissen, daß man arbeiten muß, will man gedeihen, und sich gar nicht davor fürchten. Keinem sind sie nachgelaufen, und vor niemandem haben sie sich versteckt, weil sie das durchaus nicht nötig hatten. Was immer sie anpackten, das

hat einen Schick gehabt und ist ihnen geraten. Man hat ordentlich gesehen, wie sie vorwärtsgekommen sind in jedem Sinn. Denn der Gazda war beim Militär doch viel selbständiger geworden und hatte allerhand erlernt, was nicht nur er gebrauchen konnte. Ein langsamer Peter ist er immer geblieben. Zum Beispiel, man hat ihn um einen Rat gefragt. Dann hatte er so ein umständliches Wohlwollen an sich und hat nachgedacht und endlich gesagt: „Nachbar," oder „Freundchen — halt, das braucht seine Zeit. Vielleicht kommt's beim Pflügen. Wart'." Nun, das geht schon manchmal, und hat er hernach etwas für gut gehalten, so hat es immer schon seinen Sinn gegeben. Nur freilich — immer kann man doch nicht warten, bis wem das Richtige einfällt. Gespottet aber hat man auch nicht über sie, wie man's sonst auf dem Dorf gern tut, je mehr sie gediehen sind und je mehr man erkannt hat, daß an ihnen auch wirklich nicht das mindeste auszurichten ist. Sie haben miteinander gelebt, daß man mit Augen gesehen hat, wie so sehr gern die zwei einander haben und wie besonders der Gregor nichts getan hat ohne sein Weib, und alles so eingerichtet hat, daß sie sich ja nicht übernimmt oder zu viel tut. Kein lautes Wort hat man bei ihnen gehört, keinen Zank. Wie denn auch? Sich über den Gazda erbosen, war doch ganz und gar unmöglich. Denn er hatte nicht einmal Unarten an sich; und der immer nachgibt, mit dem kann nicht einmal ein Streithammel zanken, der die Ludmilla für ihr Teil sicher auch nicht gewesen ist. Nun freilich — gar zu still und friedfertig ist es ihr manchmal gewesen, in der denn doch mehr unverbrauchte Leidenschaftlichkeit

steckte. Wie ein lebendiges Feuer hat sie es manchmal in sich heben gefühlt; jeder Tag, der so eintönig vergangen ist, hat es tiefer niederbrennen lassen, und etwas mehr graue Asche war da. Und ihr ist dann gewesen, wie manchmal im Sommer, wenn kein Wetter kommen will und die Sonne hebt sich und geht schlafen, leuchtend, einen Tag um den andern, und es fällt kein Tropfen. Erst freut man sich, wie schön das Wetter ist und wie gut alles gedeiht und eingebracht werden kann. Und dann wird man ungeduldig. Und einer jeden Wolke sieht man nach, von da, wo sie auftaucht, und man hofft, sie wird wachsen und schwarz werden und das Erdreich überschatten, und die Sonne zerzupft sie in lauter weiße und zarte Fäden, die wie Silberdraht das Blau zusammenhalten, das sich hoch und endenlos spannt, und das so schön ist, aber auch so einförmig, und auf die Dauer tut einem die Stille weh, und man sehnt sich nach einem gesunden Donnerwetter und nach roten Blitzen.

Gar zu still ist ihr also der Gregor gewesen und auch zu anhänglich. Denn er ist gar nirgends hingegangen und hat auch weiter keinen roten Kreuzer für sich allein gebraucht, und ist er einmal, Marktes wegen, in die Stadt, so hat sie mit müssen und er hätt' ihr gekauft, was sie sich nur wünschen oder erdenken konnte. Denn ohne sie ist er sich ganz verloren vorgekommen und hat sich eingeredet, er habe alsdann gar kein Glück. Ineinander gewöhnen haben sie sich nicht erst müssen, die sich von ganz klein gekannt haben; zu reden hatten sie miteinander auch nicht viel, aus dem gleichen Grund. Sie hat ihn zum Bekenntnis bringen wollen;

aber er hatte wirklich nichts zu beichten. Und sie hat's probiert, ihn zu reizen, damit sie sieht, ob er überhaupt aufbegehren kann, weil man sich doch ein wenig vor seinem Mann muß fürchten können, schon damit man die Freude hat, ihn wieder zu besänftigen; oder sie war ungerecht gegen ihn ohne jeden Anlaß, damit er sich einmal wehrt und wild wird und auf den Tisch schlägt oder ihrethalben auch wo anders hin. Das war alles umsonst. Und so, während das Dorf immer mehr Respekt vor Gregor Gazda bekommen hat, hat ihn sein eigen Weib mehr und mehr verloren und ihn dabei doch lieb und immerdar lieber gehabt.

Es hat sie nichts gefreut. Wenn sie wieder einmal ein gut Stück Geld, größer als sie einem zugestanden, in die Sparkasse getragen oder zu schönem Zins ausgetan haben, so war ihr das ganz gleich. Man hat es ja doch nicht anders gehabt, hernach wie vorher; wozu also oder für wen?

Denn dieses war sehr merkwürdig an der Ludmilla: solange ihre Geschwister klein gewesen waren, hatte sie sie doch sehr lieb gehabt und alles für sie getan und auf sich genommen. Sowie sie aber herangewachsen oder ihr sonst aus den Augen gekommen waren, hat sie ihrer kaum mehr gedacht.

Was man so Familiensinn nennt, dies war kaum in ihr. Wer einmal auf eigenen Beinen stand, der hatte sein Teil Liebe dahin und auf weitere keinen Anspruch mehr, der mußte sehen, wie er sich selber darauf behauptete und auf ihnen weiterkomme. So war das doch immer gewesen, seitdem die Welt stand. Küch-

lein, die ein- und ausgeschwärmt sind, die kennen einander nicht mehr.

Als hochmütig hat man sie ausgeschrien, weil sie von ihren Freundinnen aus der Mädchenzeit nichts mehr wissen wollte, wie sie reich und eine Frau im Dorfe geworden war, deren Mann jeden Tag Starosta werden konnte, wann es ihn nur darnach lüstete. Ueberhebung oder Stolz aufs Geld aber war es bestimmt nicht. Das war ein ganz ander und ein viel schlimmer Ding.

Die Ludmilla hat es in sich werden, wachsen und groß sein gespürt. Und sie hat sich dagegen gewehrt und hat Verstecken gespielt vor sich selber und vor dem in ihr. Sie ist zur Beichte gegangen damit, und immer, wenn sie das letzte, das entscheidende Wort vorbringen und bekennen wollte, so hat es sie gewürgt, wie etwas, um das niemand wissen darf, und sie ist wieder heimgegangen, ohne ihre Seele befreit und für immer erleichtert zu haben.

Und gegen den Gregor ist sie ausfällig geworden. Und was er getan und unternommen hat, nichts, gar nichts, hat sie interessiert oder war ihr recht, und in jedem Wort gegen ihn war ein Stachel und ein Vorwurf. Das war nicht anders, mußt' er sich oftmals denken, als hätt' er sie ganz schmählich angeschmiert und betrogen. Vor ganz Fremden war sie auch so zu ihm, und, weil sie gewußt hat, sie tut durchaus unrecht an ihm und hat sich dennoch nicht helfen können vor sich selber, so ist sie in ihr launisches Wesen immer tiefer hineingeraten und immer gehässiger, ja feindseliger gegen ihn geworden.

Sie ist krank, hat sich ihr Mann gedacht, und es kommen ihr Mucken und schwärmen um sie, und sie weiß sich keinen Rat vor ihnen; und also hat er keine Mühe und keine Sorge gespart, damit sie ruhiger wird und ihm nur nicht jede Stunde verdirbt, die er zu seiner Erholung braucht. Der Hafer sticht sie, haben sie im Dorf gegen sie gehechelt, wo sie es ihr natürlich nicht vergönnten, daß es ihr so gut ging, und meinten, die beste Medizin bei solcher Krankheit sei der Ochsenstecken. Denn, so umsonst es war, ein wenig hetzen gegen die Ludmilla hat man aus allgemeiner Menschenliebe doch müssen. Aber nicht einmal der hämische Spott über sie vermochte etwas dagegen und brachte sie nicht zur Besinnung. Denn ihr ganzes Wesen war in eine Gärung geraten, und was trüb war, hob sich in ihr.

Er war heimgekommen und ohne Gruß empfangen worden. Das war er kaum mehr anders gewöhnt. Er versuchte, sein Weib zum Reden zu bringen. Ohne allen Erfolg. Er wollte Licht machen, um seine Rechnungen wieder einmal in Ordnung zu bringen. Sie litt es nicht. So gingen peinliche Augenblicke. Es war sehr finster; so ein frostiger Herbstabend, wo der Nebel huscht und es wie Gespenster in die Fenster sieht; und der Wind kauert sich manchmal in sich und springt wieder auf; und die Pappeln an der Straße ächzen und jammern sehr, wenn er zufährt und sie grimmiglich anpackt.

Der Gregor hat also dies und das probiert, hat auf ihre Neugierde gerechnet, nur um sie zu einem Wort zu bringen. Es war alles umsonst. Er hat endlich

ins Dunkle gestiert, wie sie, und hinübergehorcht auf ihren Platz. Doch hat sich nichts gerührt. Er rückt nah und näher zu und hört, wie schwer sie atmet; nimmt ihre Hand und streichelt sie. Ein Augenblickchen läßt sie sich das gefallen; dann stößt sie ihn fort und springt auf, in die Küche.

Er wartet und wartet, und sie kommt nicht wieder. Da ist ihm sehr bang geworden; nach ihr und überhaupt. Er schleicht ihr nach. Sie hat Feuer gemacht gehabt, um ihr bißchen Nachtessen zu kochen. Das wollte nicht recht brennen, und sie blies mit Macht in die Glut, und die Augen sind ihr übergelaufen, weil viel Rauch war, wie sich der Wind mit einem recht kläglichen Lamentabel durch den Schornstein gezwängt und die Flamme niedergedrückt hat, eben wenn sie steigen wollte. Und das Gesicht von der Ludmilla war, wie es der Gregor noch nie gesehen hat: wild, zum Fürchten, und die Haare hingen ihr verworren in die Stirn, die sonst immer sehr auf sich achtgegeben hatte, und die Augen waren rot und traurig. Und manchmal hat sie einige Takte zu singen angefangen, schrill, hoch, ganz falsch und leidenschaftlich, und er hat sich besinnen müssen, bis er erkannt hat: es ist ein Wiegenlied, das sie so verzerrt für sich hinsingt.

Endlich nimmt er sich ein Herz: „Ludmilla!"

Sie hat ihn ganz gehässig angesehen: „Was schleichst hinter mir her, Gregor? Was willst?"

Er trat ganz nahe an sie heran: „Was ist mit dir, Ludmilla? Was willst du? Sag' mir's doch, liebe Milla!"

Das Haar strich sie sich mit unwirscher Gebärde

aus der Stirn. „Hat dich wer gerufen? In Ruh' laß mich. Hörst, in Ruh' sollst mich lassen."

„Aber was ist mit dir? Was hat sich mit dir begeben, Ludmilla?"

„Nichts ist mit mir. Nur lustig bin ich und tu' mir also eins singen. Oder darf ich nicht mehr, Gregor?" Und sie sah ihn böse an.

Er war tief bekümmert in seiner grundguten und ihr durchaus anhänglichen Seele. „Eben, so sag' mir's, Ludmilla. Was willst eigentlich? Oder wem willst es sonst sagen?"

„Dir zuletzt," schrie sie. Dann wurde sie rot — aus einer Zornigkeit, ohne Grund und ohne Maß und voll von Trauer rot, und sie holte tief Atem: „Oder wart'! Erraten kannst's nicht. Gregor? Ich bin allein. Verstehst mich, Gazda? Und wenn ich decken tu' zum Essen, so frag' ich, wie lang werden noch nur zwei Leut' da sitzen und das Lachen verlernen von einander und das Reden? Und eine Wiege hab' ich mir gekauft von meinem gesparten Lohn, wie wir geheiratet haben. Und ich hab' sie nicht geschaukelt, die so vielen Jahre, weil man glaubt, wenn man das tut, so nimmt man dem Kind den Schlaf, welches einmal darin soll schlafen. Und jetzt steht sie auf dem Boden, und ich bin davor, wenn ich ganz allein bin. Stundenlang, und ich schaukel' sie mit dem Fuß, und ich denk mir, wie lang ist sie schon leer, und soll sie immer so bleiben? Und ich sing' meine Wiegenlieder, alle, welche ich weiß, damit ich sie nicht vergess'. Und ich werd' schlecht. Und kommt eine Bettlerin und sie säugt ein Kind, so geb' ich ihr nichts und wenn sie noch so tut, weil ich ihr

neidig bin, um das Kind, was sie bei sich hat, Gazda!"

Das kam zischend durch die Zahnlücke, vorgesprudelt in einer nicht mehr zu meisternden Erregung, die sie hob und verklärte und schöner erscheinen ließ, als sie der Gregor jemals gesehen. Er wollte etwas entgegnen. Aber sie hob die Hand fast drohend und fuhr fort:

„Und ich geh' darum zu keiner, die ich kenn'. Denn am meisten haben tu' ich im Dorf, und am ärmsten bin ich. Und wenn eine an mir niedersieht, so weiß ich, was sie sich denken tut von mir, und ich schäme mich in mich hinein, ganz in mich selber, Gazda, als wär' ich kein rechtschaffen Weib und du wärst nicht mein Mann, sondern wir lebten nur so miteinander, so daß der liebe Gott nichts davon wissen will. Und wenn ich allein bin, so hör' ich um mich, ob was ruft nach mir, wie ich's gewöhnt bin, oder mich am Kleid zupfen tut, oder was will von mir und mich braucht. Und nichts will was von mir und nichts braucht mich, damit ich's betreu' und pfleg' und hätschel'. Und ich bin überflüssig auf der Gotteswelt, und wir taugen zu nichts, Gazda!" Sie schlug die Hände vors Gesicht, wie eines, das mehr gesagt hat, als es soll und es nun mit Gewalt zurückhalten möchte. „Und ich bin gesund und stark, Gazda!"

„Vielleicht, wenn wir eines annehmen täten? Von deinen Leuten, Ludmilla?"

Sie tat die Hände fort. Sehr bestimmt und feindselig sah sie ihn an. „Damit darfst du mir nicht kommen, Gazda! Ein Kind sich nehmen? Das ist Un-

sinn und ist eine Sünde. Das könnt' ich gar nicht lieb haben. Denn es muß mein sein, ganz mein, sonst ist's, wie wenn man sich einen jungen Hund kauft oder man läßt sich ihn schenken. Man hat ihn eine Zeitlang und spielt mit ihm, und richtet sich ihn ab, und wenn er nicht mehr da ist, no so kauft man sich halt wieder einen, und hat man den gern gehabt, so wird man den auch lieb haben ..."

„Was tut man aber denn, Ludmilla, mein Seelchen?"

„Nix tut man. Einander in Ruh' lassen!"

„Man könnt' vielleicht eine Wallfahrt machen?"

„Meinst?" Das war voll Zweifel und einer Hoffnung, die sich nicht mehr recht vorwagt. „Meinst? Aber dann müßtest du mit. Aber — jetzt laß mich allein. Jetzt kann ich dich nicht sehn. Keinen Menschen kann ich nicht sehn."

Er blieb ein Weilchen allein. Aber die Tür zur Küche ließ er offen und hörte sie wirtschaften und zwischendurch ihr Singen anheben und es wieder abbrechen. Dann brachte sie Licht und ein Schüsselchen und stellte beides mit einem harten Schlag vor ihn hin. Sie sah ihm zu, während er nachdenklich und ohne Hunger so herumlöffelte in der Milch und nahm selber keinen Bissen zu sich. Er sah ziemlich fassungslos vor sich hin. Und plötzlich fühlte er ihre Arme um seinen Hals ... „Halt' mich, Gregor! Oder es nimmt mich von dir." Und ihr ganzer Körper bebte in der Leidenschaft und in unterdrückten Schmerzen.

„Hast mich denn gern, Ludmilla? Immer noch?"

„Sehr gern,“ nickte sie ernsthaft und traurig. „Und das ist ja das Unglück für uns.“

„Das versteh' ich nicht.“

„Ich schon. Ich schon.“

Er zog sie immer enger an sich und strich ihr rauh über die Hand und die Wangen, und ihr ward sehr weich dabei, wie sie sich so immer näher und inniger an ihn schmiegte. Und so saßen sie eine gute Weile beisammen: zwei Menschen, die sehr aneinander hingen und sich dennoch zu verlieren fürchteten. Denn so nahe sie diese Stunde wieder verband, zwischen ihnen, traurig und unentrinnlich, saß schon das und räkelte sich immer machtvoller, was sie schied. Und wie sie so an seiner Brust gelegen ist, ganz hingezogen und hilflos vor ihrem Kummer, der sie geschüttelt hat, wie eine Katze eine arme Maus schüttelt, da ist sie dem Gregor sehr hilfsbedürftig vorgekommen, hilfsbedürftig und zu bedauern, und sehr schön auch und sehr jung, und er hat sich wieder einmal als der Stärkere gespürt.

Es wäre vielleicht ein Glück gewesen, hätte der Gregor dieses Gefühl festhalten und durchführen können. Denn ein Weib, und sei es noch so gut geartet, braucht doch einen Meister, gar wenn es seiner selbst unsicher zu werden beginnt, damit es sich halten kann an ihm.

So aber hat er der Ludmilla bald wieder in jeglichem nachgegeben, und sie hat sich gegen ihn und seine Gutheit wieder zu verstocken angefangen. Sie haben Wallfahrten gemacht, wohin immer wer gemeint hat, daß man sich in solchen Fällen wenden kann, haben Opfer gebracht und beten lassen.

Immer und überallhin sind sie zu Fuß gegangen. Denn anders ist es kein Verdienst, hat die Ludmilla gemeint. Und so mußten sie oft länger ausbleiben, als der Wirtschaft gut war. Und sind sie heimgekommen, so war die Frau zuerst müd' und abgespannt vom Weg und ihren Erwartungen und hat hernach in einem Ritt einbringen wollen, was sie versäumt hatte, und hat sich also mehr abgenützt und abgespannt, als ihr gut sein konnte. Und Geld ist am End' auch genug in solcher Weise aufgegangen. Das hatte man doch am Ende. Aber, sie war hernach immer in einer großen und glücklichen Aufregung. Und dem Gregor, dessen Liebe zu ihr sich stets gleich blieb, so großen Schaden er durch ihr unkluges Treiben hatte, dem ist sie begegnet, wie er sich's eigentlich alle Zeit um sie verdient hätte. Das hat ihn guten Mutes gemacht und ihm Hoffnung gegeben, sie werde sich besinnen, wie undankbar sie gegen ihr Schicksal sei und wie töricht gegen ihren Mann, der's ihr nach Kräften gut vermeint und zubereitet hatte.

Niemals aber durfte dies Gefühl bei ihm alt werden und erstarken. Er verstand noch immer nicht, wie der eine Wunsch, den ihr das Leben so hartnäckig vorenthielt, in ihrer tiefsten Seele saß, immer mehr mit ihr verwuchs, alles daraus verdrängte, was sonst in ihr gehaftet, das Festeste sprengte wie ein Birkenstämmchen, das sich im lebendigen Felsen bewurzelt. Nichts hatte daneben mehr Raum oder Wert. Sie ist von einer großen, aber unerfreulichen Frömmigkeit geworden. Sehr viel ist sie in die Kirche gelaufen und hat dem Herrn Pfarrer von Anfechtungen erzählt, bis es

dem beinahe zuviel geworden ist. Denn er war ein älterer und bequemer Herr, der sich nicht leicht oder gerne mehr aufgeregt hat, und wußte durchaus nicht mehr, was er ihr raten oder sagen sollte, nachdem Trostworte nicht verfingen.

Und dann gibt es in jedem Dorf Weiber, mit denen man nicht gerne spricht, und die abseits wohnen und von denen man meint, sie verstünden Dinge, die eigentlich nicht erlaubt sind und mit denen man an der Seele Schaden nehmen kann. Sie wüßten zu besprechen und kräftige Worte und Tränke, die der Doktor nicht verschreiben und der Apotheker nicht machen darf, denen die Karten reden und das Blei Antwort gibt und was so böse Kunststücke mehr sind.

Nachdem, wenn man der Ludmilla Gazda mit so etwas auch nur spaßeshalber gekommen ist, so hat sie meist gelacht und ist aufgefahren, wenn man hernach nicht aufgehört hat. Denn sie war nun einmal nicht neugierig nach ihrer Zukunft, und sie hat sich nichts vom Leben begehrt, wovon sie nicht glaubte, sie kann's mit der Kraft ihrer Arme gewinnen und mit dem Verstand ihres Kopfes festhalten.

Nun hat sie gerade mit ihnen Freundschaft gemacht und Kameradschaft gehalten. Nachbarinnen hat sie solche Personen genannt und ihnen Kaffee, vom besten und teuersten zugesteckt und hingetragen. Dort hat sie Stunden versessen; und hat sie von einer gehört, die besonders geschickt sei, dann ist sie, ohne jedes Besinnen und wenn noch so drängende Arbeit war, der über Land zugelaufen, hat alles stehen lassen und sich zergrübelt, was ihre Weissagungen bedeuten. Und

kein Geld war ihr zu viel; und nichts so Unsinniges hat es gegeben, das sie nicht probiert hätte, nur weil es so eine niederträchtige Hexe von ihr begehrte. Je grauslicher so ein Ding war und je teurer es gekommen ist, desto eher hat sie's probiert und desto lieber genommen. Uebrigens weiß das jeder Arzt: Medizin muß schlecht schmecken, sonst taugt's nix. Und natürlich haben diese Personen, die ja immer ausgepicht und niederträchtig sind, bald ihre Schwachheit bemerkt, sie ausgenützt und sich hinterrücks noch nach Kräften über sie lustig gemacht. Und so ist sie für viele ein Gespött geworden, und ihr Mann hat da und dort davon gehört, und schief angesehen hat man ihn, wie einen, dem man eben nur nicht ins Gesicht lacht, denn man hat ihn immer geachtet; und zu Hause war eine unerquickliche und schlampige Wirtschaft; und hat er der Ludmilla was gesagt, so hat sie ihn kaum gehört vor ihren Gedanken oder abgeschnappt; und zu helfen hat er sich gar nicht gewußt und hat alles gehen lassen. Denn das Wirtshaus hat ihn nie gefreut; und sein überreiztes und abgehärmtes Weib nun denn doch auch nicht.

Und reden haben sie gar nichts miteinander können. Ueberhaupt: haben zwei Menschen einander gern und es geht ihnen gut, so brauchen sie keinen Freund und keine Gesellschaft. Dann verstehen sie sich immer. Hat sich aber in ihnen selber ein Zwist und ein Vorwurf erhoben, bei dem keines dem andern eine bestimmte Schuld geben kann, dann ist das ein großes Unheil, wenn sie sich keinen Freund wissen und keinen Mittler. Denn alsdann ist jede Handreichung Gift,

und sie geschieht unlustig genug; und jede Berührung ist eine Pein; und man atmet auf, kann man einander und den ewigen Vorwurf vermeiden, den das bekümmerte Gesicht des Gefährten bedeutet, und ist dennoch gezwungen, so viel beisammen zu sein! Und man sucht in sich und findet nichts. Keine Schuld und keine böse Absicht; und man grollt sich selber, daß man so tut, gegen allen Sinn, gegen jede Gerechtigkeit, und läßt sogar dieses den anderen entgelten, daß er einem das Schlimmste zubereitet hat: den Selbstvorwurf, der niemals schweigen will, desto minder, je mehr man sich Luft macht.

Und dazu sahen diese beiden kein Ende. Denn sie waren noch jung und gesunde Menschen. An eine Scheidung aber dachten sie nicht einmal, weil sie für Katholiken doch keinen Sinn hat, und insgeheim hat die Ludmilla den Gregor doch lieber gehabt, als irgend was auf Erden. Nur halt, davon hat sie sich nicht frei machen können, das so häufig und so häßlich ist, daß sie sich gedacht hat: tut mir etwas weh, warum soll's der andere nicht auch spüren? Er aber ist geduldig und gütig gegen sie geblieben; und wenn er sie für ein Weilchen aufheitern konnte, so war er glücklich und hat sich abgemartert, bis ihm was einfiel; und wenn sie gemurrt hat, oder ihn gehechelt mit spitzigen Worten, so ist er für sich allein gegangen und hat für sich gegrübelt, wie gut er's einmal gehabt hat, und ist aus dieser Erinnerung heraus doppelt sanftmütig und geduldig und vorsichtig gegen sein Weib geworden. Denn sie war einmal krank, die Arme. Und er konnte nichts dawider, und er durfte sie's nicht entgelten

lassen, die doch zumeist darunter litt, und mußte sein Kreuz tragen und nur hoffen, daß sie wieder zu ihrer Gesundheit und zu sich käme. Und, um zu erkennen, daß er sie eben damit martere und reize, dafür war der Gregor Gazda doch nicht klug genug. Er war eben nur gut, und vor seiner Güte schmolz ihm der Zorn, wenn er sich schon einmal in ihm erheben wollte . . .

Besonders eine Erinnerung hat ihn gemartert, und er ist ihr nachgehangen an den traurigen und einsamen Oertern, wo er sich nun gerne verweilt hat. Das war nämlich schon ganz am Anfang ihres Ehestandes gewesen, als ihnen noch alles geriet, da hat er sein junges Weib gerne gefragt: „Nun, Ludmilla? ist's jetzt recht? Oder fehlt noch etwas?" Und sie hat immer geantwortet: „Recht wär's schon. Aber etwas fehlt noch." Es war das mit lachendem Munde gesagt worden, dann immer nachdrücklicher und mit einem herben Ton, dessen er nicht vergessen konnte. Und früher hatte sie gern gesponnen; wie fehlte ihm nun dies Sausen und heimelige Surren, dem er gehorcht! Aber er wußte, warum sie es nicht mehr tat. So haben sie nebeneinander dumpf und traurig hingelebt. Und nicht einmal die Tage hat man mehr gezählt. Denn das tut man doch nur, wenn man weiß: endlich, und wenn auch noch so spät, aber zu einer bestimmten Zeit kommt einer, welcher das Ende bedeutet und der letzte ist.

Aneinander hingetastet haben sie in der besten Meinung und immer wieder gefunden, wo sie einander berühren, dort tun sie sich weh. Und so waren sie mißtrauisch gegeneinander geworden und verängstigt vor sich selbst, rührten sich nicht gegeneinander und hatten

etwas Scheues und Verstörtes in den Blicken, wie von bösem Gewissen.

Immer haben sie sich in acht nehmen wollen, damit nicht eins das andere verletzt oder kränkt, und haben vermeiden wollen, was schmerzt. Und eben das ist der Fehler. Beginnt man erst zu suchen, so hat man halt vorher verloren. Geradewegs und aufrecht muß man handeln und der Zuversicht sein, jeder nimmt's und versteht's, wie es gemeint ist. Auch lebt in jeder Wunde eine geheime Anziehungskraft, und sie zwingt zu immer neuer Betrachtung.

Nun ist der Grund, der einmal den Hajduks gehört hat, wieder zu verkaufen, weil sich niemand darauf behauptet hat. Und eigentlich hat der Gregor Gazda im Sinn gehabt, ihn zu erhandeln, so im dunkeln Gefühl, als könnt' er der Ludmilla damit eine Freude machen oder sie würde ruhiger oder vielleicht gar gesund, säße sie als Frau erst wieder dort, wo sie in lustiger Armut ihre Kinder- und ihre besten Jahre verbracht. Und er war reichlich wert, was man dafür gefordert hat.

Er hat aber mit seinem schweren Kopf und wohl auch mit seiner Unschlüssigkeit, weil er sich nicht mehr zu fragen traute und so nie mehr wußte, ob es das Rechte sei, was er in der besten Gesinnung unternahm, den Termin verpaßt, und so ist das Häuschen mit dem bissel recht elenden Feld, wo man selbst den Erdäpfeln sehr schön zureden mußte, damit sie sich überhaupt zum Wachsen entschließen, einem Fremden sehr billig, eigentlich nur um die Steuerschuld, zugeschlagen worden.

Der Gregor hat das seiner Frau erzählt und dabei mehr Worte gemacht, als nötig oder als die Keuschen Kreuzer gekostet hat, weil er immer noch glücklich war, wenn er mit ihr reden konnte und sie ihm nur ruhig zugehört hat. Sie hat getan, wie wenn sie das gar nichts anginge. Weil es aber gerade ihnen gegenüber war, so hat sie die Zuzügler kommen sehen und ihnen, die Arme breit in den Hüften, zugeschaut, wie sie abluden und sich einzurichten anfingen.

Das Pferdchen, welches die Karre gezogen hat, war klein und abgetrieben. Ein schwarzer Spitz ist nebenher gelaufen und hat manchmal getan, als ob er den Gaul zwicken wollte, wenn er gar nicht weiter mochte, und hat es sonst sehr eifrig gehabt, dem ganzen Dorfe vorzukläffen, wer da aufzog. Und aufgeladen hatten sie einen Kram, wie man ihn noch nie beisammen gesehen hat: als wäre Stück für Stück zusammengebettelt und wie man's ihnen geschenkt, so, ohne etwas zu richten, hätten sie's in Gebrauch genommen, daß es natürlich immer abgestoßener und miserabliger wurde. Wie Zigeuner und nicht wie ordentliche Bauersleute sind sie dahergekommen.

Und unter dem Plunder und Gerümpel sind vier Kinder gesessen, ganz glücklich und stolz, und die kleinen zwei haben gejauchzt und in die Hände gepatscht vor lauter Seligkeit, nur weil sie gefahren sind, und die größeren haben sich wichtig gemacht mit Zurufen für das Pferd. Und zunächst hat sich die Ludmilla geärgert; denn ihre hätten gewiß keinen solchen Spektakel gemacht und gewußt, wie man sich benimmt. Je besser sie sich sie angesehen hat, desto hübscher sind sie ihr aber

vorgekommen. Denn sie waren es wirklich, und sauber gewaschen waren sie auch. Der Mann hat die Sachen abgeladen, und geholfen dabei hat ihm ein kleines Frauenzimmer, so zwischen Schule und Dienst, wo sie eigentlich noch zu nichts gut sind und nichts können, nur in einem fort stolpern, ohne zu fallen.

Die größeren haben sich mit Handreichungen nützlich gemacht, so gut sie's eben konnten. Der Mann entfernte sich mit dem Pferd, das er wohl geliehen hatte und nun zurückbringen mußte. Die zwei kleinen aber sind auf der Schwelle gesessen und haben sich nicht gerührt und nicht gemuckt durch lange Stunden. Sie waren einander an Größe und allem so gleich, daß man sah, es waren Zwillinge, ähnelten einander sehr und waren eines die Umkehrung des anderen. Den Hund haben sie mit den Händchen gehalten am Halsband, und er ist manchmal an ihnen aufgesprungen und hat ihnen auf seine Weise so ungestüm schön getan, daß sie sich überschlugen, vor Vergnügen krähten, während vier dicke Beinchen in der Luft strampelten. Wie aber die Zeit vergangen ist und es hat sich niemand um sie umgeschaut und sie haben nichts zu essen bekommen, so sind sie traurig geworden und haben sich doch durchaus in keiner Weise getraut, sich zu melden.

Halt — die haben schon viel und mehr als genug Schläg' bekommen, daß sie so folgsam sind, dachte sich die Ludmilla. Ja, sie hatten offenbar keine Mutter mehr! Und ihr Herz schwoll wieder vor Leid über die Ungerechtigkeit, daß diesen die Mutter genommen sei, deren sie noch so sehr und so lange bedurften, daß ihr das Kind vorenthalten wurde, nach dem sie so mit allen

Kräften ihrer Seele verlangte und das sie so zu hegen wünschte. Und in ihrem guten Herzen hat sie einen Napf Milch genommen und hat weißes Brot hineingeschnitten und das Ganze hinübergetragen. Die Zwillinge sahen sie groß und mit begehrlichen Augen an und machten sich dann darüber her, heißhungrig und dennoch verträglich.

Ueber ein Weilchen kamen sie, brachten die Schüssel und dankten ganz artig. Es ist nicht das erstemal, daß sie ihr Futter an einer fremden Tür holen, drängte sich der Frau dabei auf. Und wie sie zurück über die Straße mußten, so nahmen sie einander bei den Händchen und gingen vorsichtig und bedächtig, wie eben Kinder tun, die sich sehr freuen, daß sie es schon können, aber noch nicht ganz sicher sind. Gegenüber aber saß der Hund, dem man das Mitkommen verboten; und seine rote Zunge hing ihm aus dem Maul, und er sah aus wie ein Teufelchen und kläffte ihnen entgegen.

Die Ludmilla mußte jeden Tag oftmals hinüberhorchen. Denn es dauerte lange, ehe in der Nachbarwohnung Ruhe ward. Ein bösartiges und häßliches Keifen, Gewein, unterdrücktes Klagen von Kinderstimmen, das ihr sehr weh tat und wo sie gerne geholfen hätte.

Natürlich! hat sie sich gedacht. Die Leute sind halt so arm! Und der Vater geht vielleicht in den Taglohn und kann sich nicht um die Kinder kümmern, weil er froh sein muß, wenn er ihnen täglich ihr Brot schaffen kann. Und der kleine Schlampen, den er eben noch bezahlen kann, ist ein boshaftes und jähzorniges Ding

und prügelt sie viel und insgeheim, damit er seine Ruh hat vor ihnen, und hat es schon so weit gebracht, daß sie sich nicht einmal mehr beklagen, sondern sich alles gefallen lassen, nur damit sie für ein Weilchen nicht gemartert werden. Ihre eigene Jugend, so wenig sie sonst zu Gefühlsüberschwang neigte, schien der Ludmilla entweiht, daß eine solche Person dort wirtschaften durfte, wo sie einmal ihr strenges Regiment geführt.

Und überdies ist diese kleine Bestie schlau und hält die Kinder sauber. Natürlich — denn anders könnt' es der Vater merken, wenn sie gar zu schmutzig und zu verwahrlost wären. Aber sie hat kein Gemüt in sich und keine Liebe zu ihnen und denkt nur an sich und ihre Bequemlichkeit und ihren Lohn. Und das spüren die Kinder so gut, und sie sind darum so schüchtern, wie sie's gar nicht sein müßten, wie Bettelmannskinder. Denn ihnen ist die Liebe so notwendig, wie die Luft zum Atmen, und sie muß mit in jedem Bissen verkocht sein, den man ihnen reicht. Das schmecken sie heraus.

Und ohne daß sie's eigentlich wußte und wollte, hat die Ludmilla der Wirtschaft drüben einen Blick geschenkt. Ja, das war eben so, wie es sein mußte und wie sie sich's ohnedies vorgestellt. Daß die älteren mithelfen mußten, hatte sie schon den ersten Tag bemerkt, da war nichts dabei. Nützlich machen nach Kräften hatten sich ihre Geschwister auch müssen, und geschenkt hatte sie ihnen niemals nichts. Aber, man mußte die Arbeit doch nach dem wählen, was einer nach seinen Kräften leisten konnte. Sonst geschah doch ein Unglück. Wozu aber sollte dieses widerwärtige Geschimpf, das sie immer gehaßt und das drüben niemals

schwieg? Und einmal warf die Person nach dem Buben gar ein Scheit Holz. Das ist doch unerhört! Da kann man eins doch zum Krüppel schlagen damit.

Die Ludmilla nahm sich vor, das bei Gelegenheit dem Nachbar zu sagen, damit er wisse, in was für Hände er seine Kinder überliefert habe. Und die nachlässige Wirtschaft drüben war auch unerhört. Gerade in knappen Verhältnissen muß die beste Ordnung sein, damit ja nichts zugrunde geht. Wenn sie sich aber darüber ärgerte, so fühlte sie sich rot werden. Denn viel besser stand es jetzt bei ihr auch nicht. Und so hat sich die Ludmilla Gazda aus lauter Schämen vor sich selber und aus Gall über eine Fremde wieder ein wenig ans Wirtschaften gewöhnt. Daß sie nur wieder arbeitet! hat sich der Gregor getröstet, dem die böse Unordnung bei sich manchmal schon zu viel geworden war. Dieses Müßiggehen mit seinen Gedanken war doch ein Unglück. So aber findet man sich schon zurecht und vergißt bald, was war.

Er für seinen Teil hat sich nichts Besseres gewünscht. Ihr konnte er durchaus nichts nachtragen. Dafür war sie ihm zu lieb; je mehr, so minder er sie begriff. Sie aber war im Geist fast immer bei den Kindern drüben und hat auch in Wirklichkeit nach ihnen gesehen, so oft sie nur konnte.

Natürlich haben sie sie bald sehr lieb gehabt. Denn immer sind doch alle Kinder der Ludmilla zugelaufen, und diesen da ist es durch sie viel besser ergangen. Das Dienstmädel hat sich seither nicht mehr so gegen sie getraut wie früher. Sie sind ja doch nur frech, wenn sie glauben, sie können tun, was sie wollen, und

niemand sieht ihnen auf die schmutzigen Pfoten und gibt ihnen zur Zeit eine gehörig darauf, wie es sein muß und ihnen gar nicht schadet.

Immer waren sie jetzt lustig und dabei guten Willens zu allem, was man von ihnen begehren durfte. Ordentlich aufgeblüht sind sie; und besonders die Zwillinge hat die Ludmilla oft zu sich kommen lassen und sie aufgeputzt wie zwei richtige Pupperln. Darin war sie nämlich voll von Einfällen und wunderbar geschickt. Auf sich hat sie schon lange nicht mehr geachtet; was aber einem Kind zu Gesicht steht, dies hat sie im Griff gehabt wie keine und hat mit nichts, mit einem Banderl mehr gerichtet als eine andere mit vielem Geld.

Ganz besonders laut und vergnügt ist es drüben hergegangen, wenn der Vater zur Zeit nach Hause kommen konnte, ehe man sie noch schlafen geschickt. Damit hatte sich die Frau dann aus der Entfernung gefreut wie eine, die ihr Verdienst darum hat. Das war dann ein Tollen und ein Jauchzen! Niemals, und hatte er sich noch so abgeplagt, ist er für sie zu müde gewesen. Sein ganzes Herz war bei ihnen, und Spielereien hat er für sie zurechtgeschnitzelt, und Schnacken hatte er und hat lachen können — wie's die Ludmilla zuerst gehört hat, so hat sie aufgehorcht und sehr nachdenklich und traurig den Kopf geschüttelt, während sie mitlächelte. Daß man so lachen könne, das hat sie vergessen gehabt. So viel Lebensfreude war darin — ordentlich jung ist man bei dem Klang geworden. Ganz wie ihr Vater ist er ihr vorgekommen und hat ihm auch wirklich ähnlich gesehen. So unbekümmert

war er um den nächsten Tag, als könnte eins gar nicht alt werden und als wären die Sorgen gutmütige Wachthunde, die einen schon zur Zeit warnen und wecken und die man, kommen sie ungelegen, mit einem Tritt wegschicken kann, und nicht böse und tückische Kläffer, die zumeist dann geifern und belfern, wenn man seine Ruhe braucht, und wohl gar schnappen, kann man sich ihrer gar nicht erwehren. Und ihr hat das gefallen; besser jedenfalls, als was sie zu Hause sah und hatte. Und daß der Gregor an ihm herummäkelte — denn er begann gern auszurichten, nur um zu reden — hat sie mächtig verdrossen. Denn ihre eigene Jugend ist ihr vor dem Treiben da drüben zu Sinn gekommen; und manchmal hat sie sich in Gedanken mitten unter ihnen gesehen, als wären die vielen, bösen Jahre versunken, als gehörte sie zu ihnen, etwa ihre älteste Schwester, und sei nicht ein Weib, das mit seiner Sehnsucht schon langsam zu verblühen begann.

Dann hat man gelegentlich einmal miteinander geschwatzt. Erst über die Gasse hinüber, nur einen Gruß; dann immer näher und ausführlicher. Ganz nachbarlich und harmlos: von den Kindern und wie sie heranwüchsen und von den schlechten Zeiten, die immer teurer würden. Er ist ihr mit aller Achtung begegnet, wie sie's nicht anders gewöhnt war und wie es einer Frau zukommt, die das Ihrige hat und in allen Ehren dasteht, der er am End' auch zu Dank für einiges verpflichtet war. Sie aber hat gemerkt, wie wohl das tut, wieder einmal ganz unbefangen mit jemandem sich ausreden können.

Er hat späterhin gern von seiner toten Frau er-

zählt, mit vieler Herzlichkeit. Wie brav sie gewesen war, nur leider sehr schwach, und wie fromm und wie ergeben und eine wie gute Mutter. Darum könne er sich nicht entschließen, noch einmal zu heiraten, so notwendig es wäre und so schwer es gerade ihm falle, allein zu bleiben. Aber — was für eine könnte ein Witwer, mit so vielen kleinen Kindern und gänzlich ohne Geld wohl kriegen? Die gute Zeiten mitgemacht, vor der dürfe man fordern, daß sie die schlechten auch teile. Und es sei besser, die Kinder hätten am Ende gar keine Mutter, als eine Stiefmutter, wie sie leider meistens sind, die man dann nicht fortschicken kann, wie einen schlechten Dienstboten, wenn man ihm auf was kommt.

Bei solchen Worten war in der Ludmilla ein Mitleiden, das gar nicht auszusagen ist. Mit den Kindern, mit ihm, und, wunderlich genug, auch mit sich selber, die das ja endlich gar nichts anging. Denn er hat das immer ohne alle Jammerei erzählt, der noch selber genug darunter litt und sich sehr schinden mußte und keinerlei Pflege hatte. Und der Gedanke begann sie zu quälen, er könnte eine rechte Dummheit machen, wohl gar mit dem Trottelchen, das er bei sich hatte, und das am Ende für so was hübsch genug war. Dachte sie das, so bekam sie eine rechte Wut. Denn mehr als sie wußte, gefiel er ihr. Nämlich, er hat sich in keiner Hinsicht besser gemacht, als er war. Sehr offenherzig hat er sich gegeben. Ja — damals, wie sie noch den großen Grund hatten, da war er nun einmal leichtsinnig gewesen, und er hatte vergessen, daß der Kreuzer

nichts anderes ist, als der ganze Gulden. Dazu schmunzelte er denn sehr vergnüglich.

Und da waren Freunderln und Bürgschaften und natürlich auch allerhand Weiber gewesen. Wozu denn Verstecken spielen vor ihr, als einer Frau, die doch auch wisse, wie es in der Welt zugeht? Bei dem sitzt es halt locker, und der hält es fest. Können beide nichts dafür. Und so war man zugrunde gegangen und mußte froh sein, daß es doch noch reichte, um der toten Frau, an der er niemals nichts gespart, einen anständigen Grabstein zu spendieren und den Unterschlupf zu kaufen, auf dem sie nun bis auf weiteres saßen. Freilich — es ging knapp zusammen. Sehr knapp ging es. Aber das wurde nicht anders, und wenn man sich noch so härmte. Hat einer verspielt und weint um sein Geld — was nützt es ihm? Gibt man ihm vielleicht was davon zurück? Nein; höchstens schmeckt dem andern der Gewinst desto besser, und sie lachen über ihn.

Pfeifen auf die Welt — das war das Richtige. Alles nehmen, wie es ist und kommt, und nicht erst nachdenken darüber. Denn der liebe Gott hat einem das Leben geschenkt; das nichtsnutze Grübeln über seinen Gang aber kommt vom Teufel, der sich immer freut, wenn er die Menschen verwirren kann, bis sie verzagen und sich keinen Ausweg wissen. Dann geraten sie ihm leicht in sein Garn. Und die Kinder? Ja; das war nur gut, wenn man sie nicht gar zu weich bettete, nachdem man nicht wissen konnte, wie sie später einmal würden liegen müssen. Er tat für sie, was in seinen Kräften stand. Darüber hinaus könne niemand von ihm begehren, und zuerst komme doch er.

Arbeiten würden sie halt müssen, aber davon sei noch niemand gestorben. Wenn es ihnen nicht schmecken wird — ja ihr Vater hätte sich auch was Besseres gewußt. Und wenn man's nur recht anpacken tut, den Augenblick nutzt und nicht viel fragt, was hinten nachkommt, so gibt es immer noch auch für einen Armen mancherlei Pläsier auf der Welt. Dann machte er ein Gesicht, verschmitzt, daß man's sehen mußte, um es zu glauben, und kniff die nußbraunen Augen zu, wie ein Kater, der spinnt, weil er von unendlichen Mäusen träumt.

Er war nämlich, obwohl nicht mehr ganz jung, ein hübscher Mensch. Viel hübscher und munterer als der Gregor, der schon stark abgemüdet gewesen ist, und hat viel männlicher ausgesehen. So was Selbstbewußtes war an ihm. Er machte eine gute Figur, war bräunlich und kräftig, als hätte man ihn eben aus einer Haselnuß herausgeschält, und etwas Heftiges war an ihm in allem; im Lachen, im Reden, in den Bewegungen. Er war immer seiner sicher und hörte sich gerne. Und was er sagte, kam, als könnte es gar nicht anders sein, und als wäre der ein Esel, wer es nicht verstünde oder nicht darnach täte. Und er hat durchaus nicht belehren wollen oder klug getan.

Eben darum hat bei der Ludmilla alles so Eingang gefunden, die ganz anderes zu hören gewöhnt war und so ausgehungert, daß nichts an ihr verloren gehen konnte. Dazu kam die böse und innerliche Müdigkeit derer, die sich mit etwas nicht zu Fassendem abgekämpft und abgezappelt haben, die nach Neuem begierig sind und wehrlos dagegen.

Und eine Frage, die nicht aus ihrer Natur zu tilgen war, hat immer wieder aus ihr gerufen: wo braucht man dich, Ludmilla? Denn zu Hause ist sie sich immer überflüssig vorgekommen. Ihr Mann hat sich sein Leben langsam eingerichtet und sich ohne sie darin zurechtgefunden. Hier aber, beim Zlamal, wäre sie notwendig gewesen.

Alles mußte drüben anders werden mit einem tüchtigen Weib, das die Arbeit mit Ernst anging, überall und besonders bei den Kindern zum Rechten sah, die sie nun kannte wie liebte, als gutartig aber dennoch verwildert und wieder verängstigt, weil sie zu oft nach Laune und nicht mit jener immer gleichen Gerechtigkeit behandelt wurden, die allein ihnen gemäß ist.

Der Gazda hat nichts von dem allen geahnt. Er ist ruhig seiner Wege gegangen und war im Grunde froh, weil er nun ruhigere Zeit gehabt hat. Und was hätte er auch tun sollen? Gegen Ungreifbares? Es war ihm ohne das unbehaglich genug und gar nicht wohl in seiner Haut; denn in ihm war die große Angst der ohne ihre Schuld Verprügelten: wann wird es losgehen? Wann wird man wieder über mich herfallen?

Alles Gute war ihm von seiner Frau gekommen. So erschien es ihm immer noch. Es war traurig, daß es nun so anders geworden war. Dawider zu streiten, fühlte er sich ohnmächtig; immerdar war sie ihm die Stärkere erschienen, ober ihm gestanden. Es hieß also aushalten und zusehen, mit einer wehrlosen Angst zusehen, was geschehen würde, ob ihr nicht noch zu allerletzt Besinnung und Einkehr käme. Er war ja nicht taub; er wußte, was man von ihr und dem Zlamal

raunte. Einer Niedrigkeit aber war sie unfähig; und neben jenem windigen Gesellen glaubte er immer noch bestehen zu können.

Ein Weib aber, das zu vergleichen beginnt, nicht den Zustand, in dem es sich befindet, als dauernd betrachtet, seinen Mann abwägt gegen einen anderen, das kommt ins Gleiten. Ganz so erging es nun der Ludmilla Gazda. Unvermerkt und durchaus wider ihren Willen glitt sie von der Seite der Straße, wo sie nun zu Hause war, auf die andere hinüber, dahin sie Kindheitserinnerungen zogen und wo nun Wenzel Zlamal mit den Seinigen wirtschaftete.

Als sich die Ludmilla zuerst darüber klar wurde, ist sie über sich sehr erschrocken und hat sich heftig vor sich geschämt, nicht anders, als wäre sie eine Leichtfertige, die sich, ohne auch nur zu fragen, ob er sie will, dem Ersten, Gleichgültigen an den Hals wirft. Denn sie hatte mit dem Zlamal niemals auch nur ein Wort gesprochen, das eine ehrbare Frau nicht mit jedem haben dürfte; niemals hat er ihr gezeigt, daß er sie mit anderen Augen ansehe, als man ein achtbares Weib anschauen darf. Und dennoch, so bestimmt sie wußte, daß es sie zu ihm zog, so sicher stand es in ihr, daß er sie erwartete, mit einer großen Bestimmtheit und ohne es nur zu zeigen, weil kein Kluger so etwas beredet. Das war in seinen Augen und schwang im Ton seiner Stimme. Buben werfen nach unreifen Aepfeln. Ein Mann weiß — die schmecken schlecht und hat somit Geduld.

Sie hat weiter erkannt, daß sie sich in eine Todsünde verstrickt hat, ohne Aussicht, herauszukommen.

Und dieses hat sie wiederum ganz verworren gemacht. Denn ohne ihr Zutun und Wollen, sicherlich ganz ungesucht war das in ihr aufgewachsen, hatte sie umfangen, bis sie sich nicht mehr sperren konnte. War's eine Verlockung? Aber sie redete sich doch nicht ein, sie werde es drüben besser haben als bei ihrem Mann! Viel mehr Kümmernisse, Sorgen, Pflichten und Plagen harrten ihrer dort. Und dennoch zog es sie mit einer Kraft, die wuchs, je mehr sich die Unselige stemmte.

Auch an den Gregor hat sie viel gedacht, und desto gerechter und verständiger, je mehr und je unwiderruflicher sie sich von ihm schied. Sie hat ganz gesehen, wie gut er ist und daß sie ihn eigentlich gar nicht verdient. Ja, auch wenn es einem gar zu wohl wird, auch das kann drücken, daß man daran erkrankt.

Vielleicht hatt' er sie auch schon satt? Und das Ganze kam ihm nicht so ungelegen, wie sie sich's vorstellte? Recht wär's ihr wieder nicht gewesen. So aber, wie es jetzt und schon lange genug war, so wär' das doch nicht fortgegangen, ohne das schlimmste Ende für beide, die so, ledig und frei voneinander, entrinnen konnten.

Wenn sie aber nun ihren Mann immer noch genau so lieb zu haben meinte, wie einmal, und es riß sie dennoch zu dem anderen, so war dies merkwürdig und sie grübelte viel darüber. Das jetzt war doch etwas ganz, nicht nur in der Stärke anderes, als was sie jemals gegenüber dem Gregor empfunden; ganz abgemattet war sie doch davon, welches vordem niemals der Fall gewesen, und ihr Wille war nicht mehr in ihr. Ja — mit dem Gazda war sie aufgewachsen. Und wie er ein-

gerückt war, da hat er ihr gefehlt, aber nur wie einer, den man zu seiner Zeit bestimmt zurückerwartet, der gar nicht verloren gehen kann. Wer wird sich da groß aufregen? Er war ihr immer nur der Bruder gewesen, glaubte sie nun, damit sie sich nicht gar zu schlecht vorkomme und sich nicht ins Gesicht speien müsse, und empfand wiederum mit Schmerz, daß sie sich belüge.

Auszuhalten aber war das nicht. Sonst machte es sie verrückt, oder trieb sie ins Wasser. Sie reckte sich mit Macht, als könnte sie mit der Gewalt ihrer Arme zerreißen, was sie beklemmte — und griff ins Leere. So sterben aber mochte sie nicht. Und der Zlamal war klug und hat seinen Vorteil gemerkt und ihn so mit halben Worten vergrößert. Es mußt' ein End' sein, und das Weib hat sich den Kopf darüber zerbrochen und zu allen Heiligen gerufen in der Angst seiner Seele. Denn darüber war sie sich klar, wie über das Evangelium: mochte sie noch so schlecht sein — betrügen und belügen durfte sie den Gregor nicht, der ihr immer wahr und aufrichtig begegnet.

Es kostet nicht den Kopf, hat sie sich gedacht. Und wieder hat sie sich in ihrer Pein gewünscht, sie möchte werden, wie andere Weiber, von denen man erzählt, sie hätten's mit dem Knecht oder sonst mit einem Burschen, und die dabei gediehen. Solche Gebete hat sie sogar getan; sie ist mitten darin über sich erschrocken und hat erkannt, daß sie lästert. Oder, hat sie sich ausgedacht, es wäre doch ein Glück, wenn der Gregor wie immer dahinter käme, wie es mit ihr steht, und mit ihr verführe nach seinem Recht. Erschlug er sie, so wollt' sie sich gewiß nicht wehren, noch mucken. Warf

er sie nur hinaus, so wollte sie's ihm ihr Leben lang danken. Denn nicht umsonst hatte sie so lange mit ihm gelebt; sein Ernst und seine Rechtschaffenheit waren tief in ihr innerstes Wesen gedrungen und lähmten sie nun.

So verging wieder eine Zeit, wie sie vielleicht Verdammten verhängt ist, die hinter der Marter, mit der sie heimgesucht sind, schon die schärfere wittern, die man erst für sie auskocht. Dies und das hat man im Dorf gemunkelt von ihr, die niemals anders als mit Lob im Mund der Leute gewesen. Die Ludmilla wußte davon, schämte sich unendlich und wünschte dennoch nichts inniger, als es möchte dem Mann zu Ohren kommen, damit er sie zur Rede stelle und sie ihm alles offenbaren könne. So verstört war sie, daß sie manchmal meinte, sie freue sich darauf, ihm weh zu tun, nachdem sie doch selber so sehr litt.

Und so ist denn der Gregor endlich wieder einmal nach Hause gekommen. Es war im Herbst und die Welt begann zu frösteln. Er blies sich in die Hände, als er die Stube betrat. Wiederum war kein Licht entzündet; denn die Ludmilla liebte die Finsternis. Nur vor dem Marienbildnis in der Stubenecke, wo man sonst aß, damit es das Mahl gesegne, brannte das rote Lämpchen, denn es war Samstag Abend. Darunter saß die Ludmilla. Das Zimmer war vollgekramt, daß es zu eng aussah. Da lag ein tüchtiger Packen, schon mit dem Tragband darüber, wie es die Weiber nehmen, wenn sie eine gehörige Tracht Gras von der Wiese oder sonst etwas Schweres heimtragen müssen. Da stand die Wiege, die sich die Ludmilla von ihrem Ersparten

gekauft und von der sie sich hernach oft und oft gedacht hat, ob sie damit nicht ihr Kind verschrien habe. Da war noch ein Bündel. Das alles war so sonderbar. Der Gregor sah sich's mit seinen guten Augen mißbilligend an: „Da sieht's wieder aus!" machte er gedehnt und hüstelte.

„Wie denn sieht's aus?" fragte die Ludmilla von ihrem Platze her, leiernd, nur mit einem schrillen und falschen Ton in der Kehle.

Er schnüffelte, als hätt' er einen übeln, muffigen Geruch in der Nase: „Wie wenn einer fortfahren tät', so sieht's beinahe aus."

Ein Versuch zu lächeln, der so sehr Grimasse war, daß ihn zum Glück die Finsternis verbarg. Denn eine Ahnung legte sich dem Gregor Ring für Ring um die Brust und beklemmte sie immer stärker. Die Ludmilla aber: „Beinahe nur? Vielleicht tut wer fortgehen. Gefahren muß ja nicht werden."

„Müßt' ich was davon wissen. Oder nicht? Was soll der Kram und das Binkelzeug? Mir fällt's nicht ein, fortzugehen."

„Und wer anderer von uns kann's gar nicht sein, Gregor?"

Er verstockte sich immer noch gegen die Einsicht: „Am End willst du weg? Ja, wohin denn, Ludmilla?"

Sie erhob sich, mühsam genug: „Jetzt bist schon näher daran, Gregor."

„Ja — aber warum denn? Hast's vielleicht nicht gut genug bei mir?"

„Zu gut hab' ich's bei dir. Ich halt's halt nur nicht mehr aus.

Er hielt an sich, obwohl sich ein jäher Zorn in ihm heben wollte. Und dennoch — als ob sie ihn zu verspotten gedenke, so sah die Ludmilla wieder nicht aus. Wie eine Tote war sie, so blaß und verloren kam, was sie redete. Den einen Fuß stellte er mit Nachdruck auf den anderen, ließ seine Finger in den Gelenken knacken, fuhr sich durch das Haar, raufte sich daran, ob er wirklich nicht träume und ging ihr ganz nahe zu, als dürfte kein Mensch ein Wort vom traurigen Geheimnis seines Hauses hören, das nun so plötzlich aufbrach und schon so lange nur mit aller Kunst zu verdecken gewesen war. Sie trat ihm mit traurig glühenden Augen einen Schritt entgegen, und es schrie aus ihm: „Oder hast mich nicht mehr gern, Ludmilla, gar nicht mehr gern, daß du mir das antun tust?"

„Lieber hab' ich dich niemals nicht in meinem ganzen Leben gehabt. Das schwör' ich dir bei meiner armen Seel'," und sie stöhnte tief und schmerzhaft.

„Jesus, Maria und Josef," wieder schrie die fremde und gewaltsame Stimme aus ihm — „bist also närrisch geworden?"

Sie preßte ihm die Hand auf den Mund, hart, rücksichtslos, daß ihm der Druck der starken und schwieligen Hand fast weh tat. Er empfand den Schmerz beinahe mit Wollust: „Schreien mußt du nicht, Gregor," sagte sie bestimmt. „Kann sein, ich bin närrisch. Paß' auf, Gregor. Wir leben nicht in einer richtigen Ehe."

Er brauste auf: „Du, das sag' mir nicht. Aufgeboten sind wir gewesen, dreimal. Gefehlt hat gar nichts. Du, nach so vielen Jahren darfst mir nicht so

kommen, weil's dir vielleicht so passen tut. Warum sind wir's nicht?"

Es war eine furchtbare Härte in ihr, und dennoch stand sie hart am Weinen: „Weil wir kein Kind nicht haben. Und wo kein Kind ist, dort brauchen Eheleut' einander nicht so, daß eins nicht sein kann ohne das andere. Verstehst mich, Gregor? Weil wir nichts gemeinsam haben, kommt mir vor. Und wo das nicht ist, dort ist auch keine richtige Ehe."

Er zuckte hilflos die Achseln: „Hat's halt der liebe Gott nicht wollen, daß wir eins kriegen."

Sehr ruhig entgegnete sie: „So hat's halt der liebe Gott auch nicht wollen, daß wir zusammenkommen. Das bringt mir kein Mensch heraus. Er kann predigen, soviel er will."

„So hast wen anderen lieber, Ludmilla?"

„Lieber nicht. Lieber kann ich gar niemanden haben. Nur anders gern."

„Und du willst also zu ihm gehn?"

Sie nickte: „Zu ihm gehn muß ich. Und dir sagen hab' ich's müssen. Weil ich dich nicht zum Spott machen will, Gregor. Das siehst doch ein!"

„Und wer ist's denn?"

„Der Zlamal."

„Der Zlamal? Der Lump?" und er hob den Arm in einer jähen Bewegung.

Schlüge er mich nur, dachte die Ludmilla und sehnte sich, seine Faust in ihrem Gesicht zu spüren. Er aber, torkelnd wie ein Betrunkener, tat einige Schritte. Dann, vor dem Bett, brach er nieder und barg den Kopf in die Kissen, damit man sein Stöhnen nicht höre.

Neben ihm kniete die Ludmilla. Er richtete sich mühsam ein wenig auf: „Und um den Lumpen wirfst du alles weg? Die Liebe und Treue von so vielen, vielen Jahren?“

„Um ihn nicht. Aber schimpf ihn nur. Weil — es geht doch auch gegen mich. Und ich verdien's nicht anders.“

„Und wie willst mit ihm leben? In der Schand'? Wo du so viele Jahre in Ehren und mit die Erste im Dorf bist gewesen?“

„Red' nicht davon, Gregor! Wo ich so nix anderes denken kann. Und Gott allein weiß und seine schmerzhafte Mutter, wie mir dabei wird. Aber, es hilft zu nix, Gregor. Und es ist alles besser, als wie es ist. Weißt, wie mir war? Denkst noch, wie ich mit dir gegangen bin? Damals, wo du eingerückt bist, Gregor? Und es ist dunkel geworden, und ein Rebhuhn ist herumgelaufen, ganz einsam, und es hat seine Kette und seine Jungen verloren gehabt, und es hat gelockt und gepiept und gerufen, und hat sich für ein Weilchen geduckt in eine Mulde, und hat wieder angefangen, und es hat ihm nichts geantwortet. Das kann ich nicht vergessen. So ist mir gewesen.“

Er neigte den Kopf zu ihr. Immer noch auf den Knieen flüsterte er ihr zu und spürte sie sich dabei so nahe: „Denn du weißt, du kannst ihn nicht heiraten. Niemals nicht, solange ich leben tu. Und ich bin doch gesund wie er. Oder meinst . . .“

Ganz entsetzt starrte sie ihn an. Zwei Menschen, verstört bis zum Wahnsinn, sahen einander in die Augen. Und der Katechismus fiel ihr ein: „Wirst du

nicht einmal denken! Wo es doch die einzige Sünde ist, die man nicht mehr gutmachen kann. Hörst, nicht einmal denken, Gregor!"

„Wenn aber doch, Milla? Wenn aber doch?" Er stotterte in seiner Pein.

„Wirst du nicht, Gregor," und sie stand auf. „Denn, entweder bin ich schlecht, nun — also, wegen einer so schlechten Person bringt sich ein Mann nicht um, wie der Gregor Gazda einer ist, der gibt er einen Tritt; oder du weißt bei dir selber, wenn du erst allein bist mit dir selber, ich kann nicht anders tun, wie ich tun will, dann bist du ein gerechter Mensch, Gregor. Nämlich, so bist du immer gewesen, und du wirst einer, die mehr an sich zu schleppen hat, als sie vielleicht tragen kann, nicht noch etwas dazulegen, was sie erdrücken muß. Wenn du mich lieb hast, Gregor . . ."

Er wandte sich, noch immer auf den Knieen, gegen das Marienbildnis. Am ganzen Leib zitternd, bekreuzigte er sich und betete, was ihm eben in den Sinn kam, Litanei nach Litanei, leiernd herunter. Sein Weib tat das gleiche. Dann erhob er sich mühselig und zerschlagen, bückte sich nach ihr und riß sie mit einem grausamen Griff auf, und eine merkwürdige Bestimmtheit war an ihm: „Mit solchen Gedanken betet man nicht — hörst? Und du wirst nicht zum Zlamal gehen, bevor du nicht von mir gehört hast, oder du weißt, ich bin fort und du wirst nichts mehr von mir hören. Das befehl' ich. Verstehst?" Er ließ sie los, und sie taumelte.

Wo Gregor Gazda in dieser Nacht geschlafen, hat die Ludmilla niemals erfahren. Sie selber lag lange wach, und es fröstelte sie, da er ewig nicht kam. Den

nächsten Tag war er noch im Ort, ging in die Stadt zu einem Advokaten und machte sonst seine Gänge zu Geschäftsleuten und gab ihnen Vollmachten und Aufträge. Dem Abend zu sah man ihn, durch das traurige Nebelspinnen, die weite, weiße, lichtlose Straße wandern, die zwischen braunen Sturzäckern, dem Gottesacker und seiner langen Mauer vorüber, zum Bahnhof führt. Er trug ein Kofferchen in der Hand, schwarz gestrichen, wie es die Rekruten mitnehmen. Wer ihn grüßte — und es sind ihm Fabrikarbeiter begegnet — von dem wendete er sich ab. Bei jeder entlaubten, besenhaft häßlichen und mit ihren dürren Zweigen klappenden Pappel machte er Halt, als müßte er Baum für Baum zählen und von jedem einzelnen Abschied nehmen für immer.

Zu Nacht aber klopfte, da der Zug gegen Wien abgegangen war, ein Bub stark an das Fenster der Ludmilla, die mit ihren Gedanken wach lag: Gregor Gazda lasse ihr sagen, er sei fort für immer und sie ihres Wortes ledig ...

* * *

Das Eigentum des Gregor Gazda ist verkauft worden. Er selber hat sich nach Wien gewendet, in der großen Stadt untertauchen und verschwinden, nachdem er in der Heimat nicht mehr bleiben konnte.

Es ist ihm nicht leicht geworden, sich zu behaupten. Aber, so ein bedürfnisloser und arbeitsamer Mensch ist nirgends verloren. Einen Weg wies ihm ein Landsmann, wieder einen erriet er oder entdeckte ihn selbst.

Nach mancher Rackerei fand er endlich durch Gönnerschaft die Stellung als Bahndiener, die seinen Ansprüchen und seinen Fähigkeiten gemäß war. Nun hatt' er's zu was gebracht; er war doch Beamter geworden. Sich vollkommen glücklich zu fühlen aber hinderte ihn zweierlei. Denn er litt sehr an Heimweh. Und die Sehnsucht nach seinem Weib war unbezwinglich in ihm, desto heftiger, je besser es ihm erging.

Er hörte auch manchmal etwas aus der Heimat. Es kam neuer Zuzug, der sein Glück in der großen Stadt versuchen wollte, gleich ihm, wendete sich an ihn um Rat und Hilfe, brachte Post und ließ hernach den dienstbereiten, aber ungeselligen und ängstlich sparsamen Menschen wieder stehen. Denn er knickerte weiter; aus Gewöhnung und aus dem Vorgefühl, als könnt' ihm einmal jeder Kreuzer wichtig werden und Dienste leisten. Uebrigens richtete er sich ganz behaglich ein und lernte für sich, was er begreifen konnte.

Was er von seinem Weib vernahm, betrübte ihn aber sehr. Sie hatte sich richtig mit dem Zlamal zusammengetan und benahm sich seinen Kindern gegenüber, wie man sich's von ihr nur erwarten konnte. Auch hatte sie einen Jungen, den sie auf Gregor taufen ließ. Das rührte ihn nach seiner sehr weichen Art wie ein Zeichen herzlichen Erinnerns, dessen er sich kaum mehr versehen hätte. Aber, sie mußte sich mehr schinden, als ihr bekam. Und sie war niemals so recht gesund, und der Zlamal hatte sie wohl gern, aber tun konnt' er in seiner Armut nichts für sie.

Es waren hernach noch Kinder gekommen, aber sie waren ihr nicht geblieben auf der Erde. Und auch

sonst war es ganz klar, woran sie litt. Denn natürlich stand das ganze Dorf jetzt zum Gazda und gegen sie und den Mann, mit dem sie nun lebte. Das erträgt sich in Gedanken sehr leicht; in der Wirklichkeit aber erdrückt es auch den Stärksten. Und, nachdem ihre Sehnsucht nun einmal gestillt war, so mußte die Ludmilla oft des Gewesenen gedenken und des Mannes, der sie so sehr gerne gehabt, daß er um sie alles aufgab und sich sogar aus ihrem Leben einfach wegstahl, als kein Raum für ihn darinnen war.

So begann sie zu siechen. Es lag zu viel auf ihr, und es lastete in ihr zu schwer. Und sie war zu weich. Zwischen Vergangenheit und Gegenwart wurde sie zermahlen und begriff mehr und mehr, was sie besessen und hinwerfen gemußt, weil sie nichts gegen sich konnte, und daß sie denn doch in einer richtigeren Ehe gelebt, als sie vermeint.

Der Gregor verstand sehr wohl, was sich in ihr begab. Denn er hatte Zeit genug, über sie nachzudenken. Und er hätt' ihr so gern geholfen. Denn ihm selber war ewig bang nach ihr, und es freute ihn nichts, ohne sie. Und endlich hielt er's nicht mehr aus. Er setzte sich hin und schrieb einen Brief, so gut und so herzlich er's konnte. Es ginge ihm gut in der Stadt. Und was er verdiene, reiche. Und was war, das sollte vergessen sein, und hier, wo sie niemand kenne, hier werde sie nichts und niemand daran erinnern. Nur zu ihm kommen möchte sie und das Kind mitbringen. Denn nun, wo er so allein zu altern begann, nun war auch in ihm der Wunsch nach Jugend um sich lebendig geworden.

Dieser Brief kreuzte sich mit einer amtlichen Mitteilung. Ludmilla Gazda war gestorben und begraben. Er war tief erschüttert. Er machte sich Vorwürfe über sein Zögern. Vielleicht, wenn er sich früher entschlossen hätte, war ihr zu helfen gewesen.

Und noch etwas hob sich in ihm. Das Kind! Was sollte mit dem Kind werden, um das sie alles hingegeben? Sollte das unter Stiefgeschwistern aufwachsen, das Jüngste, Schwächste und Wehrloseste, zurückgesetzt und bemakelt schon durch seine Geburt?

Er wußte nicht, daß es ihm nach den Gesetzen gehöre. Er fühlte nur die Verpflichtung gegenüber der Toten, es nicht verwahrlosen zu lassen, sich gegenüber, zu retten, was von ihr übriggeblieben war. Er fuhr sich über die Stirn, wie einer, der aus dem Schlaf zum Tag und seinen Pflichten erwacht: „Halt, so wird man noch einmal nach Haus' fahren müssen," flüsterte er, „und den Zlamal wird man bitten müssen um den Buben." Und er biß die Zähne zusammen im Gefühl des gegenwärtigen Schmerzes und der kommenden, unentrinnlichen Demütigung.

Halluzinationen

Es ist eine traurige und unerquickliche Rückschau. Sie bedrängt, als fühlte man abermals den Alp auf sich lasten, der einen so lange und so unentrinnlich bedrückte.

Als sähe man in ein vollkommenes Dunkel, so ist es: in eine Finsternis, die nur aus sich selbst heraus von einem fahlen Licht durchgeistert wird, eben noch stark genug, daß man häßliche Fratzen gewahren kann, die sich, herrisch, gebietend und ungeformt, verschwommen daraus emporrecken und den Blick unentrinnlich bannen.

Beschäftigt man sich aus freiem Willen mit ihnen, die einen so oft und so peinigend heimgesucht, ohne daß man sie scheuchen konnte, so mag das damit erklärt und wohl auch gerechtfertigt sein, daß ähnliche Beobachtungen selten sind und somit vielleicht einen psychologischen Wert für sich in Anspruch nehmen können. Sie sind schwer festzuhalten, wie denn auch mir wohl nur noch Trümmer verblieben sind. Das Fieber versengt nämlich auch jene wunderlichen Blüten, die es aufwachsen ließ, also daß sie dorren und in der Hand zerfallen, die sie verwahren möchte.

Am 9. September 1905 war ich von Gmunden heimgekommen, der Meinung, Geschäftliches zu ordnen und schlüssig zu werden, wo ich den Winter verbringen wolle, den in Wien zu verweilen nicht möglich erschien.

Schon den kommenden Tag aber meldete sich jenes Leiden, das mich nun schon ins dritte Jahr heimsucht, nun dieses, dann ein anderes Organ anfällt, nicht zu besiegen scheint und das die Aerzte, wohl nur, weil auch das fatalste Kind endlich getauft sein muß, eine chronische Influenza heißen. Diesmal schien der Anfall sehr, so sehr gelinde, daß trotzdem Reisepläne erwogen und die Aussichten einer Kräftigungskur abgeschätzt wurden, die notwendig erschien, nachdem der Sommer nicht die gewohnte Wirkung getan, an einem so herrlich gelegenen und weislich nach allen Rücksichten und Umständen gewählten Orte Südtirols man ihn auch verbracht hatte.

Es sind seitdem Monate vergangen, die mich ans Bett gebannt sahen, mehr als ein Vierteljahr, darin ein hartnäckiges und springendes Fieber allen Versuchen der Aerzte trotzte, es zu bändigen; darin man der nächsten Stunde nicht sicher war und alle Künste anwenden mußte, eine notdürftige Zufristung zu erlangen, die vielleicht die entscheidende Wendung zum Guten bringen konnte; da jeder scheinbaren Besserung mit der unerwünschtesten Geschwindigkeit der Rückfall mit neuen Sorgen für den Kranken und alle seine Umgebung folgte. Herbst und Winter vergingen so; nur auf den Wänden der gegenüberstehenden Häuserreihe sah ich alle die Zeit die Sonne walten, die ich so liebe und die sich doch gerade diesen Winter öfter den Wolken und den andrängenden Nebeln entrang.

Immer war ich mir über meinen Zustand und alle seine Gefährlichkeit vollkommen klar, daß jeder Versuch des Versteckens- oder Komödiespielens eitel bleiben

mußte. Böse Schmerzen aller Gattung, ärger als man sie erträglich glauben möchte, waren mir verhängt: niemals aber wich das Bewußtsein und kaum einmal die Fähigkeit der Selbstbeobachtung, während ich mich so in einer höllischen Schaukel fühlte, nun aufwärts gewippt, nun mit unheimlicher Wucht und Schnelligkeit niedergerissen zur Erde, an der ich aber wiederum nur im rasenden Umschwung vorübersauste.

Davon kann man nun schon ohne zu starke Erschütterung sprechen und ermißt so am besten die Schritte, die man auf dem weiten und steilen Pfad zur Genesung gemacht. Auch die schlimme und lähmende Furcht vor dem Wahnsinn ist besiegt. Das ist, als hätte man sich einmal ein böses und tückisches Raubtier gebändigt und führe es immer mit sich und es gehorche auf den Wink. Aber die Angst kann man nimmer los werden, wenn man die schleichenden Katzenschritte nahen, hinter sich mehr fühlt als vernimmt: wann wird es dich hinterrücks anspringen, den Wehrlosen niederreißen und an ihm tun nach seinem grausamen und lange genug unterdrückten Gelüst? Nur eine Erscheinung, auch sie schon verbleichend, meldet sich noch. Ursprünglich war es, als rauschten mächtige und ganz blanke Schwanenflügel um mich und sausten in atemloser Geschwindigkeit immer von der Rechten zur Linken an meinem Haupte hart vorüber. Das klang betäubend und dennoch voll geheimer Melodie. Nun kümmern die Fittiche und werden immer kleiner. Nur das Flirren verblieb. Immer wieder narrt es mich und zwingt mich ihm nachzusehen, als zöge mir etwas leibhaftig vorüber, und nicht das letzte Restchen aus einer Schar, die

mir geraume Zeit, wie sie selbst in einem Leben schon ins Gewicht fällt, vertraut und alleinige Gesellschaft gewesen; Reigentänze um mich geschlungen, toll, scheinbar sonder Gesetz und dennoch rhythmisch und den Blick mit einer einzigen Gewalt an sich ziehend. Es dampfte um sie von Schwüle und von Verwirrung.

Merkwürdig war zunächst die Unfähigkeit, sich in der Zeit zurecht zu finden. Es war doch im Herbst: der Winter rückte heran, und die Tage schwanden. Im Grunde vergingen sie mir auch mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit. Die Fähigkeit der Auffassung war sehr eingeengt: die Zeitung zu lesen bedeutete eine ernsthafte Arbeit, die nicht ohne lange Unterbrechungen vollzogen werden konnte und zu der man sich ohne ernstes Bedürfnis, aus einer Art Pflichtgefühl und damit man mitreden könne, zwang. Ich entsinne mich kaum einer einzigen Regung von Langeweile. Vielleicht war die allgemeine Müdigkeit zu groß, um auch nur das Gefühl bestimmter aufkommen zu lassen. Dennoch verlangte mich's manchmal zu wissen, was es an der Uhr sei. Niemals behielt ich die Stunde oder es blieb mir ein innerer Maßstab für das Verklingen der Glocken, wie ihn doch ein erwachsener Mensch sonst in sich zu tragen pflegt. Sowie die Lichter entzündet wurden, das zeitig geschehen mußte, begann für mich der Abend mit einem stärkeren Ruhebedürfnis, dem ohne allen Uebergang die Nacht folgte. Das führte zu mancher komisch-verdrießlichen Irrung. Etwa: aus dem Nebenzimmer drang Flüstern zu mir, wenn ich meinte, es sei längst Schlafenszeit, und ich ärgerte mich der fatalen Rücksichtslosigkeit. Und es war noch gut am

Tage, und es wisperten untereinander oder mit meiner Frau teilnehmende Besucherinnen, die man gar nicht oder nur für kürzeste Weile zu mir lassen konnte. Denn jeder Besuch, auch der erwünschteste, jedes liebe Gesicht weckte mich aus jenem Zustand halben Bewußtseins, der allein mir gemäß war, zwang mich, meine Gedanken zurückzurufen, die im Uferlosen schwärmten oder schon scheu und erschaudernd an noch ferne Gestade rührten, legten mir also erhöhte Anstrengungen auf, die hernach abzubüßen waren. Oder, es fiel mich auch nur die Erkenntnis meines Elends zu heftig an: sie beklemmte mich, ohne daß die Lust am Spott oder an der Selbstverhöhnung gänzlich zu unterdrücken war. Einer Regung von Todesfurcht entsinn' ich mich nicht — sie hätte sich denn kurios genug in die Sehnsucht nach endlicher Erlösung und der gänzlichen Ruhe vermummt, die ungestüm genug schrie und sich Bilder voll einer eigentümlichen Kühnheit schuf, die manchen durchfröstelten, der sie etwa vernahm ...

Es war notwendig geworden, mich in meiner Empfindlichkeit und Schwäche vor jedem Anhauch zu schützen. So wurde denn eine spanische Wand angeschafft und vor mein Bett gestellt. Sie schied mich in der erwünschtesten Weise von der Welt, vor der ich mich verbergen zu müssen glaubte; denn alle meine Sinne hatten sich in einer befremdenden Weise verfeinert, bis auf das immer stumpfe Gehör, und waren also sehr leicht zu verletzen. Der nicht um den wahren Grund wußte, dem mocht' ich unerträglich launenhaft erscheinen. Im übrigen war oder erschien mir jene Schirmwand abgeschmackt genug; was immer aber in

einer Krankenstube steht, das gewinnt über ein Veilchen ein widerwärtiges und häßliches Gesicht. Unsichtbare, aber rastlose Spinnen überweben es mit Netzen, die man nicht abstreifen kann, aber sieht und in der leidigsten Weise fühlt. Da nun sind einem dunkelgelblichen Grunde in hellerem Ton schwanke Binsen und allerhand Blütensträuche, an gewisse heimische Orchisarten ferne mahnend, ohne Stilisierung und dennoch unähnlich aufgedruckt. Wurde dahinter aber ein Licht angesteckt, so gewann er ein ganz anderes Gesicht. Abend für Abend genoß ich so eines eigensten Schauspiels. Denn es war, als erhelle sich die ganze gleichgültig eintönige Fläche vor einem Schimmer aus geheimem Born, wie er etwa durch kunstvolle, uralte Glasfenster bei günstigem Stand der niedergehenden Sonne fließen mag. Ein kräftiges Rötlich, dem Orange zu, schlug siegreich durch die Felder der spanischen Wand, oder die wölbten sich und formierten sich zu feierlichen gotischen Bogen. In ihnen standen in stolzer Haltung Geharnischte. Und Könige, die Krone über der Stirn, umwallt vom Goldbrokat der steifen und rauschenden Gewandung, hoben mit großer Gebärde die Hände mit dem Reichsapfel darin zu flammenden Kandelabern. Auch an Musik, einem Münster gemäß, fehlte es keineswegs. Denn oftmals war in mir ein Ton, als würde vielleicht ein langer Stahlstab angeschlagen; klinge nun voll Kraft und einer Fülle, die für seine Eintönigkeit vollauf entschädigt, verschwinge, verzittere, verstumme, um nach regelmäßigen Pausen, die aber zu berechnen ich niemals vermochte, von neuem seine geheimnisvolle Musik zu erheben.

Eine Röntgen-Untersuchung des Brustkastens war wünschenswert geworden. Schäden waren entstanden; ihr Ort und ihr Umfang sollten tunlichst genau festgestellt werden, damit man wisse, ob nicht vielleicht das Messer des Chirurgen Besserung bringen könne. Die Durchleuchtung konnte natürlich nur außer Hause, in einem Sanatorium vorgenommen werden. Trotz hohen Fiebers wurde die Fahrt dahin gewagt. Da waren Gänge, Durchfahrten, Korridore, auf denen Genesende neugierig nach dem Siechen blickten, der ihnen vorübergetragen wurde. Ein flüchtiger, aber ganz neuer Einblick in ein solches Unternehmen, in dies Mittelding von Gasthof und Heilanstalt, huschte aufregend genug vorüber. Alsdann die Untersuchung selbst, die immer noch etwas Gespenstiges an sich hat, mit ihrem geheimnisvollen Schnurren der Apparate, dem jäh vorbrechenden und ebenso wiederum verlöschenden Lichtschein. Nichts von dem allen blieb dem Kranken und folgte ihm in die Gesichte, die ihn daheim wieder anfielen. Nur die Art, in der er im Aufzug gehoben, im Tragstuhl, immer in einer stillen Angst vor einem möglichen Fall, befördert worden war, haftete in ihm und übte ihren Eindruck. Er war ausgezogen, so schien ihm, und wohnte nun ein Stockwerk höher. Es war mir bewußt, wie unsinnig diese Vorstellung sei. Dennoch ließ sie sich durchaus nicht bannen. Immer, trotz aller Mühe, es zu unterdrücken, entschlüpfte mir ein ungehöriges „Oben“ oder „Unten“, zu allem Glück unbeachtet oder nicht richtig gedeutet, und ich sorgte, es möchte meinen Zustand verraten oder die unbesiegliche Zwangsvorstellung, unter der ich so litt und die aller

Augen zu verbergen ich mich so mühte. Noch etwas ganz Unglaubliches gesellte sich dazu. Ich war diesen Sommer auf einer sehr kühnen Alpenstraße gefahren, die hart an Abgründen, manchmal ganz schwindelig, dann wieder dem lebendigen Fels eingesprengt, mit ganz einzigen Blicken auf ferne und leuchtende Gletscher emporklomm. Aehnlich dacht' ich mir die Uebersiedlung: eine Treppe des gleichen Hauses höher. Das ging so weit, daß ich selbst den Firnenwind wieder zu verspüren meinte, der uns damals, der Jochhöhe nah, unerwartet und unwirsch genug angeblasen hatte, samt dem Schmerz, den er mir geweckt. So hatt' ich viel zu hehlen, darein kein fremdes Aug' Einblick gewinnen durfte, und die Besorgnis lebte und wuchs, ich könnte einmal fiebernden Händen die Maske entgleiten lassen, die ich so ängstlich und hüllend vor mein eigentliches Gesicht preßte. So brütete ich über meinen Geheimnissen und fühlte mich in mir immer einsamer. Es fehlte nicht an Anteil; manchmal wurde mir dessen selbst zuviel. Dennoch erschien ich mir ganz verlassen, ganz für mich hausend, losgelöst von meiner Familie, als hätte sie nie bestanden, und wiederum gezwungen, ständig auf meiner Hut zu sein. Ewige Angst vor Ueberrumpelung. Vor Selbstverrat. Beobachten des anderen, ob er wirklich nichts ahne? Ueberprüfen jedes Wortes, das einem entschlüpft. Ein unleidlicher Zustand, den keine Dauer erträglicher machte, der den letzten Nerv bis ins Reißen spannte.

Daß sich langsam eine große Gleichgültigkeit allem gegenüber des Siechen bemächtigte, ist nur zu begreiflich. Ich sah stumpf die Angst, die über dem ganzen

kleinen Hauswesen lag. Mein Kind kam und schmiegte sein Köpfchen nach Gewohnheit in meine Hand. Gleichgültig, wie auf ein ganz Fremdes sah ich darauf. Es verdroß mich nur, wenn die Wärterin mit einem Schritt, so leise sie ihn vermochte, der aber meiner Meinung nach immer noch das Zimmer ins Zittern und Schwingen brachte, an mein Bett trat, nach meinem Befinden zu sehen; die Sorgen meiner Frau samt der Tapferkeit, mit der sie sie zu verhehlen sich mühte, gewahrte ich wohl mit Verwunderung, aber ohne richtige Rührung, ohne Verständnis für alle ihre Plage. Ich wußte, daß sich die Aerzte verweilten und verhandelten, lange nachdem sie mich mit einigen Worten ohne Belang verlassen hatten; daß mir viel versteckt wurde; begriff sehr genau, warum man also verfahre, und hätte unter anderen Umständen derlei sicher weder ungerügt noch unvermerkt gelassen. Nun aber schwieg ich. Wozu erst reden? Alles war mir offenbar; nichts bewegte mich.

Dazu kam eine vollkommene Spaltung des Bewußtseins. Ich empfing einen Gast, und ich führte mit ihm ein Gespräch, so vernünftig man sich's unter solchen Verhältnissen nur irgend begehren konnte, das freilich bald abgebrochen werden mußte, weil es mich denn doch anstrengte. Dabei stand aber regelmäßig am Kopfende des Bettes, wo doch gar kein Raum für ihn sein konnte, jemand und hatte mir etwas mitzuteilen, das viel wichtiger war und mehr Aufmerksamkeit und Anstrengung beanspruchte, wollte man's fassen. Das muß auf die Dauer wohl verstimmen. Und zu gutem Ende hatten diese Besucher Gewohnheiten, die

in leidlicher Gesellschaft nicht erwünscht sind. Niemals ließen sie sich melden, wie sich das unter allen Umständen, gar bei einem Kranken gehört; eine geschlossene Türe bestand nicht für sie als Hindernis. Schieden sie, so nahmen sie nicht den Weg Gesitteter, in ganz ungehöriger Weise benützten sie das Fenster als Ausgang, was mich, nachdem ich doch im dritten Stock wohne, zu Anfang und ehe ich noch mit ihrer Art und Gewohnheit besser vertraut war, nicht wenig erschreckte. Besonders mein Großvater von Mutterseite hatte immer noch keine Manier gelernt, wiewohl er nun schon an vierzig Jahre tot war.

Ueberhaupt, ich selber hatte mich doch in einer schwer glaublichen Weise verändert. Mir gegenüber standen zwei Schränke. Zwischen ihnen und der Wand blieb ein Raum. Darin lag nun eine ziemliche, weiße Kugel, deren Stoff sich nicht bestimmen ließ, dem Aussehen nach etwa Kalk, ohne daß sie aber auch nur bei Ferne an ein Ei erinnert hätte. Mit dieser Kugel nun identifizierte ich mich in einer vollkommen unklaren Weise, bangte mich um sie, wenn gefegt ward, staunte innerlich, daß sie niemand gewahrte. Ein Nahrungsbedürfnis wollte durch Monate nicht in mir erwachen. Man mußte mich aus dem Halbschlummer wecken, der mich meist befing, vieles Zureden, ja gelinde Gewalt daran wenden, um mich zu einem Bissen zu bewegen. Die mich so aus dem mir eigentlich meist gemäßen Dämmerungszustand scheuchten, in dem meine Seele unablässig um dennoch streng verschlossene eherne Pforten flatterte, die haßte ich mit der Zeit. Und eine neue, ganz tolle Vorstellung entwickelte sich in mir: was ich

genoß, das frommte nicht mir, sondern der, die mir's aufgezwungen, also meiner Frau. Darüber durfte ich mich mit Fug entrüsten. Es war doch unbillig, mir derlei zuzumuten, und gewiß nicht in Ordnung, ohne mich zu befragen meine Wohnung so umzugestalten, wie es ersichtlich geschehen war. Denn man kam nicht etwa in eine andere Stube aus dem Schlafzimmer; es stieß ein schöner, grüner Garten daran, und im Freien und unter heller Sonne saßen die Leute und vergnügten sich, ohne daß mir ein Anteil daran vergönnt gewesen wäre. Also schuf sich die Sehnsucht nach der Natur in mir ihren Ausweg, die so lange nicht befriedigt werden konnte.

Es kamen auch sonst Gesichte von anderer Art, aber voll Größe und Nachdruck. Da hatt' ich in grenzenloser Mißstimmung, wider eine Art Reinlichkeitsbedürfnis in mir, das in gesunden Tagen niemals ein Wort in mir laut werden läßt, geeignet eines einzigen Menschen Glaubensbedürfnis zu stören oder zu besudeln, einmal dem Abend zu gegen Gott und alle Teufel blasphemiert. Die Zeit schlich: die Vorkehrungen für die Nacht wurden getroffen; die Wärterin bezog ihre Ruhestatt hinter der spanischen Wand, das Gas wurde abgedreht; nur auf dem Kästchen neben meinem Bett brannte eine Kerze, weil ich noch las; das Nachtlicht gab einen ganz matten Schein, und wenn im Ofen nachgelegt werden mußte, so schoß der Widerschein der Glut vor und flackerte breit und begierig die Wände aufwärts. Ich war sicherlich und so vollkommen wach, wie ein Kranker es nur irgend zu sein vermag; denn ich hörte jeden Auftrag, den man der

Pflegerin erteilte, verstand ihn und suchte ihn nach der fatalen Art von Kranken in irgend einen Bezug mit Veränderungen des eigenen Zustandes zu setzen. Da nun trat Er ein, und ich begriff kaum, wie er in seiner Riesengröße die Tür passieren konnte. Am geeignetsten Ort, hinter dem Ofen, da für Männer seiner Statur schon gar kein Raum war, ließ er sich behaglich nieder. Er war in jeder Hinsicht schön. Der Körper, ganz anders, als man ihn in der Regel darstellt, ohne jede Spur von Verbildung, tadellos gebaut und von unwiderstehlicher Kraft. Ich konnte das ermessen, da er den Rock von sich streifte. Der Kopf ein wunderschöner, ebenmäßiger Rundkopf, reiches, ganz kurz geschorenes, rötliches Haar darum; um die vollen und runden Wangen ein jünglinghaft weicher Bart von gleicher Farbe; eine starke, edel geformte Hakennase im Antlitz. Er schien gewohnt, zu gebieten und zu zwingen. So nun, in einem Ton, dessen man nimmer vergißt, ohne ihn schildern zu können, flüsterte er einige Worte, entsinne ich mich recht: der Entgegnung auf meine Herausforderung, gegen mich. Dann hob er sich, reckte sich mächtig. Sein Auge, grün und glanzlos und groß wie edler Serpentin, tauchte in das meine. Immer näher kam er mir, und mein Herz schlug, daß ich meinte, man müsse das hören, daß ich mich umsah, ob denn niemand merke, welchem furchtbaren Gesellen man mich Wehrlosen allein gelassen habe. Eine beispiellose Lähmung und Beklommenheit in mir. Alles zerrann. Um mich das Schweigen. Ich sah nach der Uhr — die ganze Vision konnte nicht eine Minute lang gewährt haben.

Verwunderlich genug, und vielleicht nur erklärlich aus der nahezu vollkommenen Erschöpfung aller meiner Kräfte, in der ich schon in die Krankheit eingetreten, war mir selber in jeder Rückschau der vollkommene Mangel an sexualen Gesichten in einer so langen und bunten Reihe von Erscheinungen. Noch eine daraus sei verzeichnet, weil mir ihr Ursprung durchaus rätselhaft erscheint. Ich wußte ganz gewiß, daß der Arzt, der mich behandelte und alle seine Hingebung und Kunst an mich wendete, keinen anderen ähnlichen Fall in seiner Praxis habe. Dennoch glaubt' ich an einen solchen, und es war ein Doppelgänger von mir, und es bestand eine Art Vampyrismus zwischen uns. Denn je schlechter es mit mir bestellt war, desto näher rückte jener seiner Genesung; trat aber bei mir eine jener immer trügerischen Wendungen zum Bessern ein, so siechte mein Widerpart schlimmer dahin, ohne daß mir in einer nicht aufzuhellenden Weise das gleichgültig bleiben konnte. Zwischen uns beiden aber lief eilfertig und ohne Unterlaß ein Hündchen hin und wider. Oftmals war mir, als müßt' ich darauf deuten, damit man ihm endlich den Paß verlege; niemals aber vermocht' ich diesen Entschluß. Es war, als müßten nun einmal die Dinge und was immer in noch so wunderlicher Weise mit ihnen verwoben war, ihren unaufhaltsamen Lauf haben bis ans letzte und vorbestimmte Ende, das niemand zu wenden stark genug war, dahin ich von geheimer Gewalt geführt ward, um es schaudernd oder eratmend zu grüßen. Und so trug jener kleine behende Bote des Unheils fürder unbeirrt seine Posten.

Ich bin mir bewußt, Wahrheit gegeben zu haben,

soweit ein Mensch dies kann, zumal bei der Rückschau auf immerhin längere Zeiten, die ferner rücken und verdämmern wollen. Absichtlich gefärbt und stilisiert hab' ich sicherlich nichts, weil ich diesen Aufzeichnungen den einzigen Wert nicht nehmen wollte, den sie allenfalls beanspruchen können, den unbedingter Wahrheit. Es scheint mir merkwürdig, wie die Einbildungskraft, die wir sonst zu meistern wähnen, sich selbstherrlich aufreckt, dem gebietenden Verstand fast feindselig gegenüberstellt und uns Widerstrebende gewalttätig Pfade führt, die zu betreten uns anders mit gutem Grund schaudern würde. Die Wogen des Unbewußten haben einmal über mir zusammengeschlagen, daß ich ihnen kaum mehr zu entrinnen hoffen durfte, warfen mich dann verzagt, abgemattet vom verlorenen Kampf, zerschlagen von ihrem Anprall, an einen Strand, der mir fremd erschien, bis ich erkannte, es sei der, daran ich sonst hause, und meine Sonne sei bemüht, alle Dünste zu verscheuchen, die mir das Bewußtsein benahmen. Auch ihren verständigen und freundlichen Strahl muß man freilich erst wiederum gewöhnen und vertragen lernen. Was ich in gekrampften Händen, wie sie ein Ertrinkender ballt, aus jenen Tiefen emporgebracht, das hab' ich hier mitgeteilt, das entfällt mir, nun sich der Krampf zu lösen beginnt. Mag sein, das ist Tang, wie ihn jede Welle an das Ufer wirft, sonder allen Wert, den man so wenig als den Salzschaum am Dünensand auch nur eines Blickes für wert hält. Es ist aber immerhin doch auch möglich, daß sich unter so geringem Angeschwemmten, auch eine Muschel berge, wert des Augenmerks dessen, der sich, aus welchen

Gründen immer, aus Sammellust oder müßiger Neugierde um derlei Gut der See zu kümmern gewöhnt ist. Wie immer dem sei, ich mußte mich dieses unwillig genug Mitgebrachten entledigen, will ich meine Hände annoch zu den Werken nutzen, die meiner etwa noch harren mögen und die nicht gar zu umfänglich noch allzu schwierig sein dürfen, sollen sie in dem Endchen Tages vollendet sein, das mir neuerdings vergönnt oder verhängt scheint.

Verzeichnis der Subskribenten

Adler, Dr. Friedr., Schriftsteller, Prag.
Adler, Dr. Otto, Advokat, Prag.
Aldor, Eduard, Direktor, Wien.
Allina, Max, Handelsschuldirektor, Wien.
Altmann, Georg, Regisseur, Berlin.
Amar, Heinrich, Kaufmann, Wien.
Anhauch, Max, K. K. Kommerzialrat, Czernowitz.
Artner, Friedrich, Kaufmann, Wien.
Ascher, Dr. Adolf, Arzt, Proßnitz.
Auspitz, Marie, Private, Wien.
Auspitzer, Dr. Johann, Kais. Rat, Schriftsteller, Wien.
Avenarius, Ferd., Schriftsteller, Dresden.
Baiersdorf, Carl v., K. K. Hofrat, Wien.
Bamberger, Gustav, Fabrikant, Wien.
Barolin, Karl, Kaufmann, Wien.
Beck, Leopold, Proßnitz.
Beer-Hofmann, Dr. Rich., Schriftsteller, Wien.
Beer, Dr. Ludwig, Berlin.
Bellak, Arnold, Handelsgesellschafter, Wien.
Benedikt, Johanna, Private, Wien.
Bernstein, Anka, Pianistin, Wien.
Biach, Max, Wien.
Bing, Ernst, Jurist, Wien.
Binswanger, Dr. phil. Otto, Konstanz.
Bischitz, Mathilde, Budapest.
Blahy, Dr. Wilhelm P., Arzt, Wien.
Blau, Dr. Siegmund, „Bohemia“, Prag.
Bloch, Dr. Gustav, Hof- u. Ger.-Adv., Wien.
Bloch, Leopold, Brünn.

Bodanszky, Viktor, Direktor, Wien.
Bondy, Eduard, Börsenrat, Wien.
Boschen, Arthur, Budapest.
Brahm, Otto, Direktor, Berlin.
Brammer, Dr. Moritz, Advokat, Mähr.-Ostrau.
Braun, Dr. Jonas, Hof- und Ger.-Adv., Wien.
Braun, Paul, Stettin.
Braunfels, Otto, Geheimrat, Frankfurt a. M.
Brettauer, Ludw., Wien.
Brok, Leo, Direktor d. „Adriatica“, Triest.
Bronner, Josef, Direktionssekretär der Länderbank, Wien.
Brossement, Marie, Wien.
Brügel, Jul., K. K. Gerichts-Sekr., Auspitz.
Brüll, Dr. Ludwig, Proßnitz.
Brünauer, Camilla, Private, Wien.
Brunner, Armin, Schriftsteller, Redakteur, Wien.
Brüning, v., Stolp.
Brust, Dr. Josef, Advokat, Mödling.
Bücklers, Thekla, Düren.
Bullinger, Aug., Triest.
Bunzl, Julius, Fabrikant, Wien.
Bunzl, Ludwig, Fabrikant, Wien.
Bunzl, Max, Fabrikant, Kommerzialrat, Wien.
Burckhard, Dr. Max, K. K. Hofrat, Wien.
Cahn-Speyer, Gretl, Wien.
Caspary, Anna, Schriftstellerin, Köln a. Rh.
Cassina, Rose, Schauspielerin, Köln.
Cohn, Dr. Jolon, Wien.
Danner, Jakob, Dubrawa b. Agram.
Daumann, Max, Ingenieur, Dombrau, Oest.-Schl.
David, Emil, Exporteur, Wien.
David, Maximilian, Ingenieur, Dolnya-Tuzla.
David, Wilhelm, Turn-Teplitz.
Davis, Gustav, Schriftsteller, Wien.
Dessauer, Dr. phil. Ernst, Wien.
Devrient, Max, K. K. Hofschauspieler, Wien.

Dickmann, Frl., Köln.
Doctor, Olga, Großindustriellensgattin, Wien.
Doller, Dr. Leo, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.
Drießen, Frau, Köln a. Rh.
Drucker, Dr. Leopold, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.
Duschinsky, Friedr., Stadtverordneter, Preßburg.
Duschinsky, Wilh., K. K. Professor, Wien.
Ebner-Eschenbach, v., Marie, Baronin, Zdislawitz.
Economo, Dr. Konstantin Frhr. v., Univ.-Assistent, Wien.
Edward, Georg, Univ.-Prof., Chicago.
Eibuschitz, Flora, Wien.
Eisenstein, Jacques, Buchhändler, Wien.
Eisler, E., Wien.
Eißler, Alice, Wien.
Eißler, Arthur, Wien.
Elbogen, Dr. Gustav Ad., Chefarzt, Kladno.
Elias, Dr. Julius, Berlin.
Eloeser, Dr. A., Schriftsteller, Berlin.
Engel, Alexander v., Fabrikant, Wien.
Epstein, Berthold, Handelsgesellschafter, Wien.
Farinelli, Dr. Arturo, Universitätsprof., Turin.
Federn, Wilma, Arztensgattin, Wien.
Feigl, Dr. Oskar, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.
Fein, Jg., Ingenieur, Wien.
Feldmann, Dr. Rudolf, Rechtskonsulent, Wien.
Ficker, Ludwig v., Universitätsprofessor, Innsbruck.
Fischel, Dr. Alfred, Landtagsabgeordneter, Brünn.
Fischer, Dr. Gabriele, Wien.
Fischer, Dr. Isidor, Frauenarzt, Wien.
Fischl, Josef, Kaufmann, Wien.
Fleischer, Dr. Leo, Fabrikant, Wien.
Fleischmann, Adolf, Kaufmann, Wien.
Flusser, Emil, Prag.
Foges, Max, Redakteur, Wien.

Frangenheim, Paul, Köln.
Frank, Hugo, Prag.
Frank, Dr. Rob., Hof- und Gerichts-Advokat, Wien.
Fraenkel, M., Fabrikant, Wien.
Frankl, Dr. Alexander, Hof- und Ger.-Adv., Wien.
Frankl, Dr. D., Hof- und Ger.-Adv., Wien.
Frankl, Dr. Emil, Hof- und Ger.-Adv., Wien.
Frankl-Hochwart, Dr. Lothar v., K. K. Universitätsprofessor, Wien.
Frankl-Hochwart, Dr. Bruno v., Wien.
Freisauff, Rud. v., Redakteur des „Salzburger Volksblatt", Salzburg.
Freisinger, Dr., Arzt, Turn-Teplitz.
Freud, Alexander, Kais. Rat, Wien.
Freud, Dr. Sigmund, K. K. Universitätsprofessor, Wien.
Freund, Dr. Emil, Hof- und Ger.-Adv., Wien.
„Freundschaft", Humanitärer Verein, Wien.
Friedmann, Franz, Fabrikant, Wien.
Friedmann, Heinrich, Wien.
Fritsch, Julius, Fabrikant, Wien.
Fröhlich, Alexander, Fabrikbesitzer, Wien.
Fuchs, Dr., Bürgermeister, Köln.
Fuchs-Talab, Otto, Schriftsteller, Wien.
Fürst, Dr. Max, Hof- und Ger.-Adv., Wien.
Gaedeke, Rektor, Johannesburg.
Galatti, Stephan R. v., Direktor, Wien.
Garmann, Norbert, Berlin.
Geiduschek, Sigmund, Wien.
Geiger, Prof. Dr. L., Berlin.
Geiringer, J., Fabrikant, Wien.
Geßler, Hans, Fabrikant, Budapest.
Ginsberg, Elsa, Wien.
Glaeßner-Reitler, Lobositz.
Glücksmann, Heinrich, Schriftsteller, Wien.
Goldschmidt, Frl. E., Frankfurt a. M.
Goldstern, Marie, Wien.

Gomperz, Dr. Philipp R. v., Landtagsabgeordneter, Wien.
Gomperz, Dr. Theodor, K. K. Hofrat, Wien.
Gonke, M., Köln a. Rh.
Goering, Geheimrat, Borna b. Lg.
Graf, Dr. Wilhelm, Hof- und Ger.-Adv., Wien.
Gregori, Ferdinand K. K. Hofschauspieler, Wien.
Großmann, Ernst, Fabrikant, Budapest.
Großmann, Ludw., Wien.
Gruber, Carl, Notar, Andlau.
Grünberg, Ignaz, Chef-Administrator, Wien.
Grünewald, Direktor, Köln.
Grünhut, Dr. C. S., Hofrat, K. K. Univ.-Prof., Wien.
Günther, Amtsgerichtsrat, Köln.
Günther, Otto, Düsseldorf.
Günther, Sanitätspräsident, Godesberg-Rüngsdorf.
Gutermann, Carl, Wien.
Gutmann, Rudolf Ritter v., Wien.
Gyömröi, Manó, Fabrikant, Budapest.
Haas, Reichsgerichtsrat, Leipzig.
Hahn, Sigmund, Kaufmann, Prag.
Halbe, Dr. Max, Schriftsteller, München.
Halfen, Dr. Marcus, Hof- und Ger.-Adv., Wien.
Halle, Georg, Wien.
Hallwich, Dr. H., K. K. Hofrat, Wien.
Hausmann, Marie, Gmunden.
Harpner, Dr. Gustav, Hof- und Ger.-Adv., Wien.
Hartmann, Armin, Direktor, Mähr.-Ostrau.
Hartmann, Hermine, Brünn.
Hatschek, Dr. Rud., Badearzt, Graefenberg.
Häutler, Dr. Josef, Advokat, Brüx.
Heilborn, Dr. Eduard, Schriftsteller, Berlin.
Heimsoeth, Heinz, Köln.
Heine, John, Berlin.
Heller, Gustav, Fabrikbesitzer, Wien.
Herlitschka, Jul., Prokurist, Wien.

Herrmann, Dr. Ed., Wien.
Herrmann, Gottlieb, Wien.
Herz, Friedrich, Prokurist, Wien.
Heuser, Hugo, Fabrikant, Wien.
Hirsch, Adolf, Berlin.
Hirsch, Marie, Hainburg.
Hirschfeld, Moritz, Budapest.
Hirschhorn, Dr. Walter, Arzt, Florenz.
Hochmut, Josef, Wien.
Hofbibliothek, K. K., Wien.
Hofer, Gottfried, Kunstmaler, Rom.
Hohenberg, Bernh., Wien.
Holländer, Dr. Alex., Dozent, Wien.
Hoffmann, Eugenie, Wien.
Hoffmann, Dr. med. M., Wien.
Hofmann, Josef, Bankier, Pilsen.
Hofmann, Dr. S., Wien.
Hösch, Maria, Düren.
Hösch, Walther, Kreuzau.
Horner, Dr. Emil, Schriftsteller, Wien.
„Humanitas", Wien.
Jacobi, Konsistorialrat, Berlin.
Jacobsohn, Siegfried, Berlin.
Jäger, Margarete, Bonn.
Jahn, Martin, Wien.
Jalowetz, Emilie, Wien.
Jalowetz, Sophie, Wien.
Jellinek, Edmund, Brünn.
Jerusalem, Josef, Fabrikant, Wien.
Immergut, Olga, Wien.
Jordan, Gabriele, Private, Frankfurt a. M.
Jordan, Hans, Sohland.
Jörg, Dr. Alex., K. K. Notar, Wien.
Jung, Heinrich, Nürnberg.
Kainz, Josef, K. K. Hofschauspieler, Wien.
Kaiser, Albert, Wien.
Kallmann, Oskar, Wien.

Kassin, Josef, Bildhauer, Wien.
Kerner, Max, Kaufmann, Wien.
Kerner, Richard, Kaufmann, Wien.
„Kette", Saaz.
Klein, Otto, Oekonom, Mähr.-Weißkirchen.
Klönne, B., Bonn.
Klugmann, Bruno, Wien.
Kohn-Löwenstein, Gisela, Wien.
Kohn, Professor Dr. Gustav, Wien.
Kohn, Heinrich, Kaufmann, Wien.
Kohn, Dr. med. Ignaz, Wien.
Kolliner, Benedikt, Wien.
Koenigs, E., Charlottenburg.
Koenigs, Ernst, Köln.
Königstein, Franz Josef, Wien.
Königstein, Dr. L., K. K. Universitätsprof., Wien.
Koritschoner, M., Wien.
Kosch, Dr. Wilhelm, Universitätsprofessor, Freiburg, Schweiz.
Kraczmer, Hans, General-Repräsentant, Salzburg.
Kramer, Ernst, Ingenieur, Wien.
Kramer, Rechtsanwalt, Köln.
Kranz, Dr. Josef, Hof- und Ger.-Adv., Wien.
Kranz, Malvida, Advokatensgattin, Wien.
Krasa, J., Prag.
Krasa, M., Prag.
Krasper, Luise, Köln a. Rh.
Kraus, Eduard, Fabrikant, Wien.
Kraus, Dr. Isidor, Wien.
Kraus, Ludwig, Fabrikant, Wien.
Kraus, Max, Direktor, Wien.
Kriser, Berthold, Oberingenieur, Wien.
Kriser, Lajos, Industrieller, Wien.
Krueg, Heinr., Bauinspcktor, Witkowitz.
Kuczynski, Dr. Oskar R. v., Sulz-Stangau.
Kuffner, Moritz v., Wien.
Kugler, Dr. Emil, Arzt, Gmunden.

Landesmann, Kommerzialrat, Prag.
Langer, Dr. Josef, Wien.
Lederer, Emil, Fabrikant, Wien.
Lehmann, Dr. Emil, Graz.
Lenßen, Maria, Rheydt.
Lerner, Emanuel, Professor, Mähr.-Ostrau.
„Leseverein", Witkowitz.
Lessing, C. R., Geheimer Justizrat, Berlin.
„Lessing", Verein, Wien.
Leßner, D., Kaufmann, Wien.
Lewis, Max, Wien.
Libbertz, Dr., Köln.
Lichtenstern, Carl, Ingenieur, Witkowitz.
Liechtenstein, Fürst Johann von und zu, Durchl., Wien.
Lipschütz, Leopold, Redakteur, Wien.
Lisco, Justizrat, Berlin.
Lisco, Dr., Ministerialdirektor, Berlin.
Lisco, J., Hannover.
Litzmann, Prof. Dr. Berth., Bonn.
Lößl, Dr. Heinrich, Hof- und Ger.-Adv., Wien.
Loge, Brieg, Bezirk Breslau.
Lothar, Dr. Rud., Schriftsteller, Charlottenburg.
Loewe, Dr. Theodor, Theaterdirektor, Breslau.
Löwenberg, L., Wien.
Löwenstein, Emil, Fabrikant, Prag.
Loewenstein, Theodor, Privatier, Wien.
Löwis of Menar, Aug. v., Berlin.
Löwit, R., Buchhändler, Wien.
Löwy, Adolf, Steinbruchbesitzer, Mähr.-Ostrau.
Löwy, Dr. Emil, Sulz-Stangau.
Löwy, Dr. Ernst, Proßnitz.
Löwy, Dr. Robert, Schriftsteller, Budweis.
Ludwig, Kamill, Oberbaurat, Prag.
Lustig, Dr. Wladimir, Brünn.
Luzatto, Arthur, Rittmeister, Lemberg.
Machanek, Max, Direktor d. „Moravia", Wien.

Mandel, Friedrich, K. K. Oberstleutnant, Gravosa.
Mandl, Paul, Proßnitz.
Mandler, Dr. Bernh., Werksarzt, Witkowitz.
Mandyczewski, K., Czernowitz.
Mänhardt, Emil, Buchhändler, Gmunden.
Mannaberg, Dr. J., K. K. Universitätsprofessor, Wien.
Marcus, Anna, Wien.
Mathias, Dr. Adolf, Hof- und Ger.-Adv., Wien.
Mautner, Isidor, Privatier, Trautenau.
Mayer, Albert, Wien.
Mayer, Alois, Wiesbaden.
Mayer, Julius, Industrieller, Wien.
Mayer, Dr. phil. M., Berlin.
Mayer, J. Rudolf, Holzhändler, Wien.
Mendelsohn, Rega, Wien.
Mendl, Fritz, Fabrikant, Wien.
Meringer, Dr. Rudolf, Universitätsprof., Graz.
Messinger, Simon, Budapest.
Meyer, Prof. Dr. Rich., Berlin.
Michaelis, E., Hörter.
Minor, Dr. Jakob, K. K. Hofrat, Univ.-Professor, Wien.
Miskolczy, Josef, Fabrikant, Wien.
Molden, Berthold, Redakteur, Wien.
Montecuccoli, Graf v., Excellenz, Wien.
Moog, Ferdinand, Düsseldorf.
Moos, Kaufmann, Zürich.
Morf, Dr. Professor, Frankfurt a. M.
Mosch, v., Leutnant, Heidelberg.
Mully, Heinrich, Fabrikant, Möllersdorf.
Natter, Ottilie, Gmunden.
Neff, Julius, Prokurist, Wien.
Neuda, Leopold, Wien.
„Neuer Verein“, München.
Neuhöfer, Karl, Kommerz.-Rat, Wien.
Neumann, Dr. Oskar, Hof- u. Ger.-Adv., Wien.

Neumann, Samuel, Bankbeamter, Wien.
Neustadt, Jul., Kaufmann, Wien.
Oppenheim, Siegfried, Kaufmann, Wien.
Orel, Moritz, Wien.
Ornstein, Dr. Karl, Hof- u. Gerichtsadvokat, Wien.
Palmer, Eduard, Generaldirektor, Wien.
Paschanda, Josef, Oberinspektor, Wien.
Perschak, Heinr., Kommerzialrat, Brünn.
Petschau, Hermine, Fabrikantensgattin, Atzgersdorf.
Pfeifer, Leopold, Dampfsägebesitzer, Wien.
„Loge Phönix", Leipzig.
Pick, Frau Louise, Prag.
Pick, Paula, Wien.
Piesen, Julius, Fabrikant, Prag.
Piette-Rivage, L. v., Papierfabrikant, Pilsen.
Pincus, Theodor, Berlin.
Poleschensky, Dr. Fr., Proßnitz.
Pollak, Dr. Felix, Arzt, Triest.
Pollak, Gustav, Fabrikant, Atzgersdorf.
Pollak, Jonas, Juwelier, Wien.
Popper, Katharina, Baronin v., Wien.
Popper, Dr. Rudolf, Kinderarzt, Wien.
Porges, Dickie, Wien.
Poserer, R. Alfr. v., Budapest.
Preßburger, Dr. Rudolf, Arzt, Witkowitz.
Presser, Hugo, Ingenieur, Dombrau.
Pserhofer, Richard, Wien.
Quittner, Rudolf, Maler, Wien.
Rathe, Siegfried, Fabrikant, Wien.
Rebensaft, Dr. Ad., Hof- u. Ger.-Advokat, Wien.
Redlich, Carl, K. K. Baurat, Wien.
Reimer, Georg, Berlin.
Reinitz, Dr. Wilh., Hof- u. Ger.-Adv., Wien.
Reiß, Adalbert, Kaufmann, Wien.
Rezek, Ida, Wien.
Rhodius, Frau W., Burgbrole.
Rie, Dr. Alfred, Hof- u. Ger.-Adv., Wien.

Rie, Dr. Oskar, Arzt, Wien.
Robert, Rich., Musikprof. u. Schriftsteller, Wien.
Robitschek, Dr. A., Wien.
Rosenfeld, E., Wien.
Rosenthal, Rosa, Wien.
Rosenzweig, Dr. H., Hof- u. Ger.-Adv., Wien.
Rößler, Carl, Redakteur, Dachau.
Rothschild, S. M. v., Bankier, Wien.
Rübenstein, Prof. R. N., Proßnitz.
Rulf, Gustav, stellv. Direktor der K. K. priv. Böhmisch. Unionbank, Prag.
Rumpler, Dr. S. N., Hof- u. Ger.-Adv., Wien.
Russo, J., Großhändler, Wien.
Ruzicka, Adolf, Kaiserl. Rat, Wien.
Sachsel, Dr. Ernst, Hof- u. Gerichtsadvokat, Wien.
Salomon, Siegfried, Fabrikant, Wilmersdorf.
Sarg, Karl, Wien.
Sauer, Dr. Aug., K. K. Univ.-Prof., Prag.
Schaab, Franz, Wien.
Schäle, E., Magdeburg.
Schamann, Franz, Schriftsteller, Wien.
Scheidt, Geheimrat, Kettwig a. Ruhr.
Scheu, Dr. Jacob, Hof- u. Ger.-Adv., Wien.
Schick, Alfred, Edler v. Markenau, Wien.
Schiff, Dr. Eduard, K. K. Univ.-Prof., Wien.
Schlegl, S., Versicherungsbeamter, Wien.
Schlesinger, Dr. Richard, Hof- u. Ger.-Advokat, Wien.
Schlieper, Frau, Düsseldorf.
Schlierholz, Alfred, Wien.
Schmidt, Dr. Ferdinand, Salzburg.
Schmied, Leopold, Malzfabrikant, Prag.
Schmolka, Eduard, Fabrikant, Prag.
Schnabel, Dr. jur. Adolf, Jägerndorf.
Schnabel, Dr. Josef, Hof- u. Ger.-Adv., Wien.
Schnek, Siegfried, Seidenfärber, Wien.
Schnitzler, Dr. Arthur, Schriftsteller, Wien.

Schnürmann, Heinr., Brünn.
Schoeller, Guido, Düren i. Rhld.
Schön, Friedrich, Architekt, Wien.
Schöngut, Josef, Ingenieur, Mähr.-Ostrau.
Schram, Dr. W., Kais. Rat, Brünn.
Schulhof, Hans, K. K. Kommerzialrat, Wien.
Schulte-Hiltrop, Frl., Köln.
Schulz, Marie, geb. Sommer, Berlin.
Schuschny, Hans, Direktor, Wien.
Schwarz, Johann, Wien.
Schwarz, Julius, Generalvertreter, Wien.
Schwarz, Dr. Otto, Krummau.
Schwarz, Paula, Wien.
Schwarz, Rosa, Mähr.-Weißkirchen.
Schwarz, Frl. Rosa, Wien.
Schwaerzer, Paula, Wiesbaden.
Schwarzwald, Dr. phil. Eugenie, Wien.
Schweinburg, Leopold, Direktor d. „Zeit", Wien.
Schwitzer, Emmy, Wien.
Seelenfreund, Dr. J. H., Hof- u. Ger.-Advokat, Wien.
Seligmann, A. F., Maler, Wien.
Sembrich, Marcella, K. K. Kammersängerin, Berlin.
Serenyi, Gyula Dr., Budapest.
Serenyi, Dr. Reszö, Budapest.
Siedentopf, Dr. M., Magdeburg.
Sieghart, Dr. Rudolf, Excellenz, K. K. Geheimrat, Wien.
Siemens, Dr. Georg v., Berlin.
Singer, Dr. Albert, Hof- u. Ger.-Adv., Wien.
Singer, Eugen, Handelsgesellschafter, Wien.
Singer, Julius, Direktor, Wien.
Singer, Prof. Dr. S., Bern.
Singer, Dr. S. M., Wien.
Süßwein, Ludwig, Lemberg.
Spieler, Dr. Gustav, Hof- u. Ger.-Adv., Wien.

Spiero, Dr. jur. Heinr., Hamburg.
Spiro, Dr. Rudolf, Hof- u. Ger.-Adv., Wien.
Spitzer, Dr., Arzt, Wien.
Spitzer, Dr. Alfred, Hof- u. Ger.-Adv., Wien.
Squarenina, Friedrich, Wien.
Squarenina, Max, Wien.
Squarenina, Sig, Budapest.
Staudt, W., Konsul, Berlin.
Stein, Paul, Köln a. Rh.
Stein, Dr. Wilhelm, Hof- u. Ger.-Adv., Wien.
Steiner, Auguste, Wien.
Steiner, Hugo, Fabrikant, Wien.
Stephan, Dr. Paul, Wien.
Stern, Dr. Max, Hof- u. Ger.-Adv., Liesing.
Stern, Max, Fabrikant, Wien.
Stern, Moriz, Fabrikant, Brünn-Hussowitz.
Sternberg, Albert, Berlin.
Straßmann, Adolf, Wien.
Strauß, Emil, Kappelrodeck.
Strauß, Dr. Max, Hof- u. Ger.-Adv., Wien.
Strauß, Sigmund, Prokurist, Wien.
Taussig, Dr. Alfred, Advokat, Trautenau.
Tedesko, Salo, Wien.
Thamm, Dr. Professor, Brieg.
Theimer, Dr. S., Hof- u. Ger.-Adv., Wien.
Thieme, Else, München.
Thimig, Hugo, K. u. K. Hofschauspieler, Wien.
Tramer, Bernh., Oberbeamter, Wien.
Urban, Dr. Franz, Wien.
Verkauf, Dr. Leo, Wien.
Vondörfer, M., Wien.
Wallerstein, Dr. Max, Sekretär der n.-ö. Advokatenkammer, Wien.
Wallesz, Armin, Wien.
Waltersdorf, Elsa, Wien.
Wassing, Elise, Wien.
Wechsberg, Dr. Leo, Frauenarzt, Wien.

Wechsler, Ernst, Kaufmann, Wien.
Weidinger, C. A., Ingenieur, Wien.
Weil, Dr. Friedr., Hof- u. Ger.-Adv., Wien.
Weilen, Dr. Alex., Schriftsteller, Wien.
Weinberg, Hermann, Wien.
Weinreb, Albert, Jägerndorf.
Weiskirchner, Dr., Magistrats-Direktor, Präsident des Abgeordnetenhauses, Wien.
Weiß, Julie, Wien.
Weisweiller, D., Wien.
Weltner, Albt. Josef, K. K. Archivar, Wien.
Weltner, Lina. Köln.
Wengraf, Dr. R., Schriftsteller, Wien.
Wenzel, Marie, Berlin.
Werfel, Rudolf, Kaufmann, Prag.
Werner, Dr. R. M., Professor, Lemberg.
Wertheim, Louis, Cassel.
Wertheimer, Dr. Paul, Schriftsteller, Wien.
Werthern v., Großneuhausen.
Westreich, Leo, Fabrikant, Jägerndorf.
Wiener, Eduard, Kommerzialrat, Wien.
Wiener, Friedrich, Wien.
Wiener, Ludwig, Wien.
Willer, Dr. Emanuel, Hof- u. Ger.-Adv., Wien.
Winter, Karl, Proßnitz.
Winternitz, Ida, Wien.
Winterstein, Dr. Karl, Prag.
Wittmann, Hugo, Schriftsteller, Redakteur, Wien.
Wolf, Dr. Oskar, Proßnitz.
Wolff, Louise, Berlin.
Wortmann, Josef, Kaiserlicher Rat, Wien.
Wottitz, Ernst, Fabrikant, Wien.
Wottitz, Leo, Wien.
Zappler, Emil, K. K. Professor, Czernowitz.
Zilsel, Dr. Jacob, Hof- u. Ger.-Adv., Wien.
Zindler, Adolf, Direktor, Berlin.
Zirner, Gisela, Wien.

Zirner-Zwieback, Ella, Wien.
Zucker, Edmund, Wien.
Zweig, Robert, Proßnitz.
Zweig, Dr. Stephan, Schriftsteller, Wien.
Zwieback, Josef, Wien.
Zwieback, Samuel, Kaufmann, Wien.
Zwieback, Siegfried, Wien.
Zwillinger, Max, Ingenieur, Lecce.

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt

J. J. David

Gesammelte Werke 7

Essays

München und Leipzig · R. Piper & Co.

J. J. David

Gesammelte Werke

Siebenter Band

J. J. David

Gesammelte Werke

Herausgegeben von
Ernst Heilborn und Erich Schmidt

Siebenter Band

München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1909

J. J. David

Essays

Mit einem Porträt

München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1909

Inhalt:

Franz Grillparzer

Am 15. Januar 1891 sind es hundert Jahre her, daß uns Franz Grillparzer geboren wurde. Wien und Oesterreich rüsten sich, diesen Tag geziemend festlich zu begehen. Es steht nicht zu bezweifeln, daß auch seine weitere Heimat, daß Deutschland freudig teilnehmend dabei mittun wird. Denn gerade in jüngster Zeit hat er sich auch draußen eine immer größere Gemeinde zu eigen gemacht; wir haben es mit angesehen, wie selbst die Gestalten, die wir für allzu süddeutsch, für zu wienerisch hielten, im Reiche die Bretter beschritten und Leben wie Liebe gewannen. Das goldene Buch der Klassiker, das manche geschlossen glaubten, hat sich ihm geöffnet; und wenn ihn noch unlängst Rudolf Gottschall ein Talent zweiten Ranges nennen durfte, auf das obendrein er zuerst aufmerksam gemacht haben wollte, so ist heute eine solche Aeußerung unmöglich geworden, wie sehr auch dieser oder jener an Grillparzers Bedeutung und Größe herum zu nörgern versuche.

Der Sohn eines Wiener Anwalts, der aus guten Vermögensverhältnissen und angesehener Stellung durch die Ungunst und die Wirrnisse der Zeiten zu völliger Armut hinuntersank, hat er sehr früh den Kampf ums Dasein und die Mühsal des Erwerbes für sich und seine

Mutter, der er die leidenschaftliche Liebe zur Musik und wohl auch die ungemeine Erregbarkeit des Wesens dankte, auf sich nehmen müssen. Er hat ihn tapfer bestanden; aber wie hart er ihm wurde, dafür ist mehr als ein Beweis noch vorhanden. Keiner vielleicht so rührend, wie ein Brief der Mutter an seinen jüngeren Bruder Camillo, der damals die Seinen aus dem Konvikt, in dem er untergebracht war, über die Ferien aufsuchen wollte. Die Mutter rät ab; allerdings habe der Franz für sein Stück gerade dreihundert Gulden bekommen; aber er müsse sich dafür alles, vom Hemd an, schaffen, und so würde es ihnen schwer fallen, dem Gast auch nur die Kost bieten zu können, die er dort unentgeltlich erhalte. Das Stück, dessen hier gedacht wird, ist die „Sappho", und in solcher Not, daß sie nicht einmal eine eigene Wohnung hatten, waren Grillparzers Angehörige, nachdem sich „die Ahnfrau" längst alle Bühnen bis zur letzten Schmiere erobert hatte. Wer will ermessen, wie solche Verhältnisse auf den Dichter wirkten? Wie jenes frühere Erlebnis, als die gräfliche Familie, bei der er als Erzieher lebte, den schwer Kranken hilflos in einem fremden Lande, dessen Sprache er nicht kannte, in den Händen eines unwissenden Baders verließ? Wie jenes Furchtbare, der Tod der Mutter durch eigene Hand? Es hat sich viel Trauriges in seinem Leben gedrängt; er wurde eine glücklose Natur, er konnte nicht anders werden.

Dazu mischten sich in ihm die widerstreitendsten Eigenschaften in einer Weise, die vielleicht ihresgleichen nicht mehr hat. Er verfügt über einen Verstand von fast unheimlicher Klarheit und Schärfe; über ein

Wissen von großem Umfang in jeder Hinsicht. Aber diese Gelehrsamkeit ist völlig selbsterworben, also nicht frei von Einseitigkeiten und Härten. Jeder Autodidakt überschätzt das, was er weiß, und unterschätzt das Fehlende. Und neben diesem Verstande treibt eine gewaltige und unberechenbare Phantasie ihr dunkles Wesen. Sie läßt ihn abhängig werden von jeder Stimmung, in die er sich selbstquälerisch grübelnd vertieft; er wird wehrlos gegen sich selbst. Ein Beobachter von größter Hellsichtigkeit auch in Augenblicken, da es sonst eigentlich niemand mehr ist, kann er seinen Nächsten gegenüber beinahe grausam in seiner Aufrichtigkeit und Rücksichtslosigkeit werden, und war es nicht selten. Derselbe Mann ist doch wieder so wienerisch weich, daß er sich selbst Menschen nicht vom Halse schaffen kann, die ihm einfach widerwärtig sind. Das gehört freilich dem Vormärz fast typisch an; geradeso, wie seine Gewohnheit, jeder Uebellaune in giftigen Stachelreimen Luft zu machen. Sind sie aber fertig, dann werden sie fein säuberlich in ein Pult getan und dort sorgfältig verwahrt. Erst mit seinem Tode schwirren sie, behende Wespen, in die Welt; nicht alle freilich. Wer kann wissen, was jene Geheimpapiere noch beschließen, die sich im Besitze der Wiener Stadtbibliothek wohlgesiegelt befinden? Mag sein, daß aus ihnen dem Pathologen und dem Geschichtschreiber noch eine reiche Ernte wird.

Eine frühreife Sinnlichkeit läßt ihn in noch jungen Jahren Gefallen an schönen Frauen finden. Heftig begehrend, sieht er sich zeitig in Schuld verfangen. Ein reines Glück wird ihm überhaupt nicht zuteil; nicht

bei der Frau seines Freundes und Verwandten Paumgartner, nicht bei Marie Daffinger, die er geliebt, noch ehe sie die Gattin des ihm persönlich nahestehenden Malers geworden; ein Stachel ist in all diesen Verhältnissen, muß es ihrer Natur nach sein. Das Glück wird ihm aber auch dort nicht, wo er es zuletzt und am längsten suchte: bei Katharina Fröhlich, seiner ewigen Braut. Wer will entscheiden, was hier die Schuld trägt? Es mag sein, daß wirklich die Empfindung die beiden auseinanderhielt: zwei so ganze und in sich ruhende Naturen konnten nicht so viel von ihrer Eigenart abgeben, um völlig eins zu werden, wie es eine Ehe verlangt, mindestens eine, wie sie Grillparzer als Ziel des Wunsches vorschwebte. So deutet er's in seinem schönen Gedichte: „Jugenderinnerung im Grünen" in den Worten: „Ich war ein Ganzes und auch sie war ganz" und „Wir glühten, aber ach, wir schmolzen nicht". Allerdings ist es aber auch möglich, daß er ein andermal der Wahrheit näher kam, als er von einem Verhältnisse sprach, das er aus künstlerischer Freude an seiner Reinheit so lange rein erhielt, bis es sich nicht entwickeln noch lösen ließ. Gewiß ist eines: ein mäßiges Glück hätt' ihm nie genügt; das jauchzende und volle aber, das ihn hätte erfüllen sollen, blieb ihm versagt.

Leidenschaftlich begehrend aber war er auch in der Kunst. Wir können jetzt erst ermessen, wie bald er sich zum Drama hingezogen fühlte, an wie zahlreichen Stoffen er sich, allerdings tastend und ungelenk, versucht hat. In jähem Ruck macht er sich von diesen Kinderplänen frei; in einem Anlauf gewinnt er seinen

ersten Erfolg. Er arbeitet im Feuer; das glüht fast gespenstisch in der „Ahnfrau“; es steigt in schöner Lohe in der „Sappho“ gerade gen Himmel. Wir können es an den Originalmanuskripten der Stadtbibliothek sehen, wie wenig er änderte und feilte. Aber dieses Feuer verflog — wieder echt wienerisch — nur zu leicht; während ihn in der Stimmung nicht einmal das Lärmen von Bäckerknechten störte, die unter seiner Stube rumorten, konnte ihn ein Wetterumschlag aus allen seinen Entwürfen hinausscheuchen. Dann will er verzweifeln und befürchtet ein gänzliches Versiegen des Bornes in sich. Erst spät, dann allerdings mit reichem Segen, wird er seiner widerhaarigen Begabung Meister, lernt mit dem Dämon in sich kämpfen, wie der Erzvater mit dem Engel gestritten. Aber er wäre unfähig gewesen, mit einem Stoffe zu ringen, wie Heinrich von Kleist es mit dem Riesenentwurfe des „Robert Guiscard“ getan hat. Und so, mit seiner Stimmung, wechselt auch die Schätzung seines eigenen Wertes. Neben Worten voll schönen Selbstgefühls, das heute niemandem mehr übertrieben erscheinen wird, steht die kühle Selbstkritik über die Hero: „Wenn es gelang, war der Gewinn groß für die Poesie. Es gelang nicht“; oder, in bezug auf dieselbe Gestalt, der tiefschmerzliche Vers, der mir den Höhepunkt seiner Lyrik bezeichnet:

Was je den Menschen schwer gefallen,
Eins ist das Bitterste von allen:
Vermissen, was schon unser war;
Den Kranz verlieren aus dem Haar;
Nachdem man sterben sich gesehen,
Mit seiner eignen Leiche gehen.

Sonst ist nämlich seine Lyrik selten wirksam. Ihr

fehlt das Letzte, das Geheimnis, so schön seine Nachrufe — der wunderbare für Alma von Goethe zuvörderst — immer sein mögen. Auch mag ein schrullenhafter Zug mit Schuld tragen: er bewundert Uhland ausnehmend, kann wütend werden, wenn man etwa für Rückert einen gleichen Rang beansprucht, und will doch wieder hochmütig vom Volksliede nichts wissen, dem gerade dieser Dichter die besten seiner Töne abgelauscht. Auch der Autodidakt und der Beamte, der in Alt-Oesterreich beinahe ein Kastenmensch war, mögen zu dieser Unterschätzung des Volksmäßigen beigetragen haben.

Seine Zeit und seine Abstammung sind allenthalben wirksam bei ihm; manchmal sogar da, wo sie es eigentlich besser nicht wären. Auf die Wiener Volksbühne geht unter anderem die Freude am Märchenhaften zurück; wenn der spanische Einfluß bei ihm so stark ist, daß er die Werke der letzten Periode geradezu mit seinem Stempel prägt, so ist das auch nur bei einem Wiener möglich. Nicht umsonst standen die beiden Reiche, eines dem anderen ein Unheil, so lange in jedem Sinne in so naher Beziehung. Grillparzer ist immer ein Wiener: ob er nun ein Stück im Hinblick auf einen bestimmten Schauspieler schreibe — und wo hätte die Kunst Größeres geleistet, als einmal am Wiener Burgtheater? — ob er seine Wienerinnen gar allerliebst vermumme in griechischen oder sonst fremden Gewändern. Denn Hero so gut wie Melitta oder Rahel sind Wiener Kinder; allenthalben mag man hier Phaon oder Jason begegnen! und gar Leon und Edrita, das entzückendste Liebespaar, das er je geschaffen, sind an

der Donau zuständig in ihrem innersten Kerne. So gewähren denn seine Frauen leicht, was seine Männer so gern stürmisch begehren; sind heißblütig und doch wieder tüchtig und dem Erkorenen getreu. Das träumende Mädchen Hero erwacht vor Leanders Leidenschaft, das Weib aber überlebt den Tod des Geliebten nicht. Eine große Entwicklung ist in ihr fast über Nacht vorgegangen und mit seherischer Schärfe dargestellt; an Reichtum und innerer Wahrheit seiner Frauengestalten wüßt' ich überhaupt keinen Deutschen, dem Grillparzer weichen müßte. Denn selbst in der Familie, die durch die vorhin genannten Namen angedeutet ist, besteht eine unendliche Mannigfaltigkeit, hat jede ganz ihr eigenes Leben und Gesicht. Und etwa Kunigunde und Margarethe, die beiden Gegenspielerinnen im „Ottokar", Sappho und Medea oder Libussa und Esther, sie sind wieder ganz durchaus anders und doch echt. Man spürt immer, wie der Mann zu beobachten und dadurch, daß er sich selbst unablässig selbstquälerisch zergrübelte, auch zu deuten verstand. Ihm war die Wahrheit wirklich das Höchste; es ist bezeichnend, daß seine Esther an der Lüge zugrunde gehen sollte, mit der sie dem Könige entgegentrat. So mindestens nach einer Aeußerung gegen Auguste von Littrow; aber, wie im spätesten Alter, so ist dieser Haß der Verlogenheit schon in einer Jugendarbeit „Die Schreibfeder" das treibende Motiv. Da mag die „fabelhafte Rechtschaffenheit" des Vaters in seinem liebsten Sohne, dem er selbst manches Kleinliche, so sein Ungeschick in Beweisen der Liebe und der Verehrung, vererbt hat, fruchtbar nachgewirkt haben.

Aber nicht in dem, was bisher ausgeführt wurde, ruht Grillparzers eigentliche Größe, so bedeutsam es immer sei und so stolze Ruhmestitel es bedinge. Eher schon in einer Kunst, mit den einfachsten Mitteln die schönsten und reichsten Wirkungen zu erzielen, die nur durch eine Sprache von ungemeinem Wohllaut und glücklicher Sinnlichkeit, die sich jedem Gedanken willig zu Dienste gibt, begreiflich werden. Auch nicht in seiner Meisterschaft des Aufbaus, die so groß ist, daß der erste Akt des „König Ottokar" selbst nach Wilhelm Scherer, sonst keinem Freunde des Dichters, seinesgleichen nicht mehr hat in deutscher Sprache als Exposition betrachtet, noch auch in jener eigenen Begabung, die ihn das Zufällige symbolisch machen läßt, wie ihm das im „Goldenen Vließ" so trefflich geglückt ist. Das alles haben mehr oder minder andere auch gekonnt; er aber war mehr: er hat die historische Entwicklungstragödie der Deutschen geschaffen, die Schiller ohne allen Zweifel im „Wallenstein" und im „Demetrius" erstrebte. Das eine Mal hat er sein Ziel nicht erreicht, das andere Werk blieb Bruchstück. Hier nun setzte Grillparzer ein, und so erst wurde abgeschlossen, was die klassische Schule gewollt.

Diejenige seiner Tragödien, die den Typus der Entwickelung am klarsten darstellt, ist wohl „Das goldene Vließ". Der Charakter Medeens in all seinen Wandlungen verknüpft die Teile der Trilogie in eins, und nicht ein Uebergang wird flüchtig abgetan. Jedes äußere Erlebnis wirkt nach innen und fördert bestimmend; bis aus dem übermütigen, der Jagd frohen Mädchen voll herber Wahrhaftigkeit das verdüsterte und

von Ahnungen eines unentrinnbaren Unheils gepeinigte Geschöpf der „Argonauten" erwachsen ist, das dann sicher zu schreckhafter Größe in der Rächerin ihrer Verwandten, der Kindesmörderin Medea emporgehoben wird. Nichts ist zufällig. Die Art, wie ihrer Amme Gora Erzählung vom traurigen Ende aller Genossen des frevelnden Zuges in der Brust des tiefgekränkten Weibes wurzelt und wuchert, bis es entschlossen ist, Jason die Buße aller zu bereiten, wie er die Sünden aller gehäuft, — ist mit das Höchste, was je einem Tragiker gelungen ist. Und auch diese Szene ist wieder nichts als die Vorbereitung eines Schlusses, der den Hörer bewegt und dennoch mit einem Rätsel entläßt. Aehnlich im „Ottokar"; es gehörte schon mehr als gemeine Kunst dazu, jene Entwickelung des herrischen Böhmerkönigs bis dahin begreiflich zu machen, wo er, der die Menschen zu Tausenden hingeworfen, um einen Einfall, um ein bloßes Nichts, sich daran erinnert, welches Wunder der Menschenleib ist, bis er am Vorabende seines Todes den Schlachtengott anfleht: „Geh als ein Gott der Gnade zu Gericht." Es mußten beiden Gestalten, der Kolcherin wie dem streitbaren Fürsten, ganze Welten versinken und wieder neue auftauchen, ehe sie zu solchen Entschlüssen oder zu so tiefer Einkehr gelangen konnten. Und wie endlos ist der Abstand zwischen dem Leon und der Edrita aus dem Anfang von „Weh dem, der lügt!" und denen am Schlusse dieses Lustspiels, das auch erst langsam in seinem vollen, einzigen Werte erkannt wird und vielen — trotz Laube, der bei all seinen großen Verdiensten um die Wiederbelebung Grillparzers diesem Stück nicht gerecht werden konnte — für

sein Höchstes gilt, wie weit der Weg in sich, den Hero durchlaufen mußte und den zu durchmessen der Esther ohne allen Zweifel bevorgestanden hätte. Für seine reifsten Gestalten, die ausgenommen, die nach spanischem Muster sprunghaft angelegt sind, gilt das Wort des dunklen Heraklit von Ephesus: „Alles fließt"; alles bewegt sich nach unergründlichen Gesetzen in geheimnisvoller Bewegung einem bestimmten Ziele zu, das erreicht werden muß, mit jener Naturnotwendigkeit, die überhaupt die Geschicke der Menschen vorherbestimmt und sie mit geheimen Rätselworten, die bei jeder Entscheidung anklingen, uns in die Seele grub.

Mit dieser Art aber, seine Menschen vor uns leben und leiden zu lassen, hat Grillparzer wiederum zweierlei bewirkt; das eine ist mehr äußerlich, immerhin aber hochwichtig für ihn: er war der Erste, der eigentlich mit der herkömmlichen Einteilung der Charaktere nach Rollenfächern gänzlich gebrochen hat. Bei ihm kann man, will man nach der Schablone verfahren, oft die größten Fehler in der Besetzung eines Stückes begehen. Gehört Ottokar dem Heldenspieler? Kann sein, aber er muß ihm durchaus nicht zugeteilt werden. Die Hero der Naiven? Das hängt ganz von den Umständen ab. Einen Intriganten, etwa noch im Sinne Schillers, hat er nie gezeichnet; die Sonderung nach guten und schlechten Menschen, die aus der Kunst beseitigt zu haben sich die Realisten zum Verdienste anrechnen, ist bei ihm schon gänzlich durchgeführt. Und wenn Medea durchaus von der Heroine dargestellt wird, so ist das ein Fehler; es ist unmöglich oder wird doch nur sehr selten gelingen, so eine Vorstellung von dem zu geben, was der Dichter

wollte: nur bei reifster Kunst, die noch dazu über die reichsten Mittel verfügt. Grillparzer sucht den ganzen Menschen in seinem ganzen Umkreis zu packen und auszudeuten, soweit dies nach der zeitlichen Beschränkung möglich ist, die ein Theaterabend notwendig bedingt. Es gibt nun allerdings einseitige Menschen; in dem Sinn aber, wie sie unsere Stückefabrikanten vorzuführen lieben, gehören sie im Leben zu den größten Seltenheiten. Und so ist denn ein innerlich einfacher Charakter bei Grillparzer kaum zu finden; wie er unendlich reich und vielseitig war, so sind es die Menschen, die er, selbst Schöpfer, nach seinem Ebenbilde, nach dem Urbild in sich schafft. Und wie uns das Leben selbst heute diesen morgen jenen Zug eines Mannes vor Augen stellt, sodaß der Eindruck seines Wesens beständig wechselt und wir uns eigentlich erst nach langer Bekanntschaft, vielleicht gar nie, Rechenschaft über das geben können, was für diesen unseren Freund bezeichnend ist und wohin wir ihn somit tun sollen, so geht es uns mit seinen Gestalten. Allmählich und in lauter kleinen Zügen offenbaren sie sich uns; und doch wird er nie Miniaturmaler, weil die Bühne das durchaus nicht leidet. Am Ende stehen sie vor uns und sind uns in tiefster Seele lieb geworden, aber einschachteln können wir sie nicht. Ganz rund und plastisch sehen wir sie, aber sagen: sie sind so oder so, das können wir wieder nicht, oder doch nur mühsam und auf dem Wege der Analyse. Hierin liegt eines der vornehmsten Kunstgeheimnisse Grillparzers; erreichbar nur einem Menschen, der hart gegen sich in der Selbstbeobachtung und — es fehlt nicht an Beweisen dafür, unter Umständen fast grausam gegen andere

sein konnte. Bei aller fast kindlichen Gutmütigkeit. Nur ein solcher konnte die rätselvolle und des Bestaunens würdige Gestalt Rudolfs II., der „von seinem Vater Tatkraft nicht geerbt“ und vielleicht mehr noch an diesem Bewußtsein zugrunde geht, als an allem anderen, glaubhaft machen mit all ihrer Schrullenhaftigkeit, die dann jählings ins Großartige sich emporhebt; nur ein solcher konnte jene Naturlaute behorchen und festhalten, die gerade in diesem Drama so erschütternd angeschlagen werden. Ist doch die ganze große Szene mit Ferdinand von Steiermark eine Reihe von solchen. Oh, die Kenner und die Feinschmecker wissen wohl, was sie an diesem Alchemisten haben, der jeder geheimen Kunst bewußt ist, mit der man an das Herz des Menschen rührt und der noch niemanden aus seinem Banne entlassen hat, der sich jemals in sein Zauberreich begeben hat. Es hat sich auch noch keiner fortgewünscht.

Aber, so unerschöpflich sein innerer Reichtum immer sein möge, er allein konnte unmöglich genügen, Grillparzers Erscheinung völlig aufzuklären. Dazu gehört noch, daß man berücksichtigt, mit wie rastlosem Fleiße er schuf. Der Gedanke, die Empfängnis war rasch; darnach aber begannen in den Jahren, in denen er nicht mehr stoßweise produzierte, die umfänglichsten Quellenstudien. Wir wissen heute, was er alles für seine Stücke aufzeichnete, aus alten Berichten auszog; allenthalben aber findet er neue Anregungen, ein Keim drängt und bedrängt den anderen. Es ist schwindelnd, was von Planen und Vorsätzen schon ans Tageslicht gezogen ist; überall ist schon der dramatische Kern angedeutet, um den sich das Ganze dann aufbauen sollte,

vielfältig kann man sich sogar eine ungefähre Vorstellung machen, wie er sich die Handelnden dachte. So trägt er sich geraume Zeit mit einem Spartakus; mag sein, daß sich der vielumworbene und spröde Thraker ihm endlich ergeben hätte. Die großen Schatten der „letzten Römer", des Marius und des glücklichen Sulla, gedachte er mit starker Beschwörung ans Licht zu rufen; der glückliche, liebenswürdig-leichtfertige und doch wieder kraftvolle Heinrich IV. von Frankreich beschäftigte ihn. Keine Frage der Zeit bleibt unbeachtet; einmal, in seinem vielgenannten und noch mehr mißdeuteten Zuruf an Radetzky, trifft er ihr Losungswort und — wir müssen es heute gestehen — mit prophetischer Sicherheit das Richtige; wiederholt irrt er sich in seiner Schätzung der Ereignisse. Auf mehr als einem Gebiete der Forschung ist er tätig; ein reiches Material bringt er zur Geschichte des spanischen Dramas zusammen. Alles interessiert ihn, alles sucht er sich zu eigen zu machen. Seine Sprüche in Prosa bestehen neben Goethe; und in zwei Prosawerken hat er uns ein so kostbares Vermächtnis übermacht, daß er allein um ihretwillen nimmermehr aus der Geschichte der deutschen Literatur weggedacht werden kann. Es wäre traurig, würde seine Autobiographie oder der „Arme Spielmann" jemals vergessen.

An das erste Werk, ein Fragment, das bald abreißt, aber manche spätere Ergänzung hat, knüpft sich übrigens abermals eine höchst bezeichnende Geschichte. Man hatte ihn zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften gemacht und er war nicht übel Willens, seinen Dank dafür in einigen saftigen Grobheiten zu erstatten. Das

Konzept dazu kennen wir; es wurde nicht ausgeführt, sondern im Pult beigesetzt. Die Autobiographie aber wurde für dieselbe Akademie der Wissenschaften geschrieben, die eine solche von ihren Angehörigen fordert. Ueberreicht wurde auch sie nicht, und so konnte man erst nach des Dichters Tod Einblick in sein Leben gewinnen, wie es ihm selber erschien; ermessen lernen, wie er, sonst gedankentief wie einer, dazu kam, das Sichbegnügen im kleinen Kreise als höchste Weisheit anzupreisen. Er selber hat diese Kunst freilich nie üben können ... Aber neben dem heiligen Augustinus, neben Rousseau und Goethe verdient dieses Bekenntnis voll rückhaltloser Ehrlichkeit gegen sich und alle Welt seinen Ehrenplatz.

Und nun, der Schlußstein seiner Werke: der „Arme Spielmann". Da liegt Magie drin; oder wie könnte sonst diese dürftige Geschichte des armen Hofratssohnes, der leider unbegabt war, ohne daß ihm sein Vater diesen Fehler in seinem Stolz und seiner Hoffart verzeihen konnte, so erschüttern und rühren? Es geschieht ja nichts darin, als daß ein dürftiger Mensch um sein bißchen Armut betrogen wird; daß er nach seiner ungeschickten Art liebt, ohne die Gegenliebe, die er findet, nutzen oder auch nur deuten zu können. Daß er endlich ohne Gehör und ohne Begabung ein Bettelmusikant wird und nun — in Wien, gar im Wien des tollen, nun längst im Herrn entschlafenen Brigitta-Kirchtages! — bemüht ist, seinen Gönnern ordentliche Musik, klassische oder doch mindestens gute Musik für ihr Geld zu bieten, anstatt sie durch Gassenhauer oder fesche Walzer zu „unordentlichen Ergötzlichkeiten" aufzumuntern. Wie

rührt er in seinem Heim bei den Gärtnersleuten, wo ein Strich sein Gebiet, sein Teil des Zimmers, das er mit Handwerksburschen gemeinsam bewohnt, von dem wüsten Wesen der anderen scheidet; wie ergreift sein „Phantasieren", anderen eine Marter, ihm ein Genuß! Eine ewige Verklärung umfließt den kümmerlichen Gesellen, dessen Name uns nicht einmal mitgeteilt wird; wir begreifen, wenn er mit jähem Ruck ins dürftig Heldenhafte hinaufwächst. Niemandem, vielleicht Rudolf II. ausgenommen, hat Grillparzer soviel Eigenstes mitgegeben, wie dem armen Spielmann, dem er selbst seine Meinung über Musik in den Mund legt; aber keine Analyse gibt auch nur eine Vorstellung von dem Zauber dieser Erzählung, die man erst würdigen lernt, vergleicht man sie mit dem, was sonst im Wien jener Tage auf diesem Gebiete geleistet wurde; von der Vornehmheit der Sprache, der Bestimmtheit des lokalen Tones. Noch hat kein moderner Realist etwas geleistet, was nur von fern mit dem „Milieu" des Hofrathauses, in dem der Held erwächst, des Greislerladens, wo er seine Barbara findet, verglichen werden könnte. Und man kann unmöglich aussprechen, wodurch diese Geschichte so unsäglich ergreift; nicht eine Wirkung ist hier abzugucken oder abzulernen. Auf dem Gebiete des Dramas ein Vollender, ist Grillparzer hier ein Neuerer; der Wiener Roman, mit allen Forderungen der jungen Schule an solch ein Werk, liegt hier fertig vor, und zwar in so großer Vollendung, daß man zweifeln muß, ob all dem leidenschaftlichen Bemühen unserer Tage etwas gelingen werde, wie es höchster Kunstverstand und genaueste Kenntnis des Stoffes anscheinend mühe-

los geschaffen haben. Am nächsten gekommen ist ihm noch Ferdinand von Saar, überhaupt sein Jünger, mit der „Marianne". In Saar und in Weilen, die ihm beide auch im Leben nahe standen, wirkte er nach. Der erstere, der echteste Dichter, den wir zurzeit in Oesterreich haben, konnte noch keinen Bühnenerfolg erringen, wie denn seine besten Werke noch keine Aufführung erlebten; Weilen, mit einem glücklichen Sinne fürs Wirksame begabt und in reiferen Jahren von Halm zu Grillparzer abfallend, ward oft, niemals für die Dauer, auf die Bretter gebracht. Der eine lebt noch schaffend, des anderen Angedenken wird mindestens denen nie sterben, die den edeln Mann kannten und ihm also zu danken hatten. Vielleicht bringt Grillparzers Gedenktag für Ferdinand von Saars Saliertragödie „Heinrich IV." endlich den Ruf zum Leben, des sie solange entbehren mußte.

Im Wiener Volksgarten erhebt sich seit etwa zwei Jahren Grillparzers Denkmal. Die Hauptgestalten seiner Werke sind in schönen Reliefs im halben Bogen hinter der sitzenden Gestalt des Dichters angeordnet. Er trägt kein glückliches Gesicht; mürrisch und grämelnd sieht er in die grüne Baumwelt mit ihren geputzten Spaziergängern. Mancher stieß sich daran; mir ist dies Bildnis wert. Denn es war kein Seliger, den sie hier gefeiert haben; die zweifache Verschuldung gegen sich, gegen andere und die herbste Pein der Vereinsamung durch eigene Schuld fraßen an ihm. Er spielte nicht behaglich mit seinem Leid, bei bitterer Anklage gegen sich selbst. Aber der Boden Wiens, so kunstgesegnet, hat noch keinen Größeren geboren als ihn, noch

niemanden so mit seinem ganzen Wesen begabt. Was in Oesterreich der Dichtung oder nur ihrem Genusse noch zu leben fähig ist, blickt zu ihm verehrend auf. Uns aber ist er vorbildlich.

Henrik Ibsen

Er war lange krank gewesen. Mit Anteil verfolgte man die Nachricht über sein Ergehen, den Kampf eines Starken mit dem Stärksten, sein langsames Erlöschen; vernahm man von der allgemeinen und scheuen Bewunderung, mit der sein Volk den Heimgekehrten umgab.

Nun haben sie ihn mit fürstlichen Ehren zu Grabe geleitet. Das durften, das mußten sie. Denn er hat den Namen seiner Heimat zuerst literarisch zu Ehren gebracht. Mit ehernem Willen hat er sich, den Größten aller Zeiten darin gleich, bei lebendigem Leibe den Eingang in die Weltliteratur erzwungen, und er wird ihn wohl auch für alle Folge behaupten.

Der Kampf, den er zu bestehen hatte, war hart und endlos lang. Es gehörte unerhörte Zähigkeit, der Glaube des Missionars an seine Sendung und an die Stimme, die sie ihm verkündigt, ein gehämmerter Fanatismus dazu, darin nicht zu verzagen. Denn es ist ja schon sehr lange her, daß man seine Stimme, heiser vor Eifer manchmal, zuerst auf deutschen Bühnen vernommen hat; und es mußten Jahre um Jahre vergehen, ehe man der ganzen Bedeutung dessen inne ward, was sie mit so vielem und so finsterem Nachdruck zu verkündigen hatte.

Es mußte dafür ein neues Geschlecht mit neuen Forderungen, neuen Wünschen, mit neuen Blicken ins Leben geboren und groß werden. Ein immerhin wunderlicher Anblick: die Stimme, die zu Hause ohne rechten Widerhall zuerst verklungen war, ganz nach Prophetenart, erregte Deutschland. Denn hier schlug sein Ruhm Wurzeln; die Anregungen, die er selber sonder allen Zweifel von hier aus empfangen hat, hat er reichlich und mit geziemendem Zins erstattet. Er mußte fast bis zur Schwelle des Greisenalters gerückt sein, um volles Verständnis zu finden; das graue Haar gesträubt, mit dem flatternden, grimmigen Bart einer Wildkatze, eines Luchses etwa, schritt er der andrängenden Jugend voran, ein reisiger und streitbarer Kampfgenoß und Nothelfer.

Er hat Schule gemacht. Nicht nur bei uns zu Lande; allenthalben, auch bei Völkern, deren eigenste und innerste Begabung ihm und seiner Art durchaus widersprechen, sind seine Spuren zu verfolgen, und, nach der Heldensage Irans, wie die Stapfen Rustems in seiner vollen Kraft, sind sie auch dem härtesten und widerstrebendsten Boden so tief eingeprägt, daß man sie nimmer wird tilgen können. Man denke an den Einfluß, den er sich in romanischen Landen, die wahrhaftig seit Urzeiten andere Kunstbegriffe hegen, zu gewinnen verstand. Das sind richtige Wikingerfahrten gewesen, an sich glänzend und verblüffend, aber schwerlich darnach angetan, neues Land für die Dauer in Besitz zu nehmen und zu behaupten.

Es ist in seiner Strenge, in seiner Geschlossenheit und Folgerichtigkeit etwas, das zur Folge zwingt. Man

ahnt in ihm ein System; das heißt etwas, das mit dem Verstand begriffen werden, das man sich zueignen kann, um es hernach gleichfalls zu üben. So gewinnt er Nachahmer, aus denen die Jünger sich entwickeln, die mit seinen Mitteln, mit den Künsten seiner Kunst, aber mit eigenem Geist zu arbeiten verstehen. So hat denn unsre Zeit in ihrer Kunstübung von zweien die stärksten Anregungen empfangen, die zueinander trotz mancher Wechselwirkung im schroffsten Gegensatz stehen, die in vielem allen Begriffen widersprechen, die man sonst von der Art ihrer Wirksamkeit gehegt: vom Dichter, der ein Methodiker war, und bei dem der Verstand fast unbedingt gebot; vom Denker, der in sich Verzückungen aufrief, der in geheimnisvollen Sätzen seine neue Weisheit verkündigte, der nicht einen einzigen Versuch machte, zusammenzufassen, was in ihm aufgewachsen war, zur Einheit zu kommen und zu führen. Eine Antithese, die gebucht sein muß: Henrik Ibsen, der jedem Schwung mißtraut, wo man sonst immer Flügel rauschen gehört; Friedrich Nietzsche, der mit Fittichen dort über alle Klüfte und Sprünge des Lebens fortreißen möchte, wo man sonst bedacht Brücken gebaut, und erst nachdem man nach Kräften gut gegründet, sicher und vorsichtig Schritt vor Schritt gesetzt.

Am Lebenswerk Ibsens, das so reich und gebietend vor uns steht, daß keinerlei Erwägung ihm und seiner Bedeutung etwas abbrechen kann, hat der Verstand das Beste, immer aber und gewiß das Letzte getan. Es ist nie und nirgends, soweit ich urteilen kann, die Ekstase am Werk gewesen; der Rausch, der uns anweht, einmal befremdet, wieder einmal auch den Nüchternen befällt,

hat über ihn nie etwas vermocht. Er gefällt sich in Geheimnissen, hüllt sich in Dunkelheiten; aber nur, wenn es ihm so behagt, wenn er für seine Zwecke der Anziehungskraft bedarf, welche Mysterien immer auf viele üben. Denn es erscheint als ein Vorzug, ihrer und ihrer Weihen teilhaftig geworden zu sein, sich den Wissenden zugesellt zu haben. Fast so wie Richard Wagner hat er erst eine Art Geheimbund um sich zu versammeln gewußt, der in voller Hingebung und allerorten um ihn, seine Zwecke und seine Anerkennung sich mühte, bis nach endlosen Fehden und Bemühungen seine Saat noch, wider die Regel, zur rechten Zeit aufging, um ihm zur Scheuer gefahren zu werden. Er schied die Geister; schon darin liegt eine gewisse Organisation, ohne die denn auch solche Erfolge nicht gut zu denken sind; es haben sich Heerlager gebildet, die wider ihn im Namen der berühmten, heiligen, durch ihn bedrohten Ideale das Panier aufwarfen, oder die sich unter seine Fahne stellten; hüben wie drüben manch reisiger und rüstiger Klopffechter, der mehr sich und seine Gewandtheit in den Waffen zeigen wollte, als daß es ihm um den ganzen Streit eben sonderlicher Ernst gewesen wäre.

Es hat sich aber manch einer von ihm abgestoßen gefühlt, an dessen Fähigkeit, Kunstwerte zu begreifen und nach Gebühr einzuschätzen, sonst sicherlich nicht der mindeste Zweifel gestattet ist; und so haben schlechte Propheten sich mit wohlfeilem Mut über Männer hermachen dürfen, denen zu dienen sie noch allzu gering gewesen wären. Er ist im Grund eben gar zu unliebenswürdig und unbiegsam. Es ist kein Lächeln in seinem Werk, keine Anmut in seinem Tun. Er übt

Suggestion; wer sich ihr entziehen kann, den dürfen wird darum nicht schelten; wer sich dagegen wehrt, dem können wir's nicht verargen. Es ist aber auch die große Kühle in ihm, die befremdet und durchfröstelt; es weht durch ihn nur zu oft, selbst, wo man sich's garnicht erwarten sollte, von jener Gletscherluft, in der einer seiner frühesten Helden, bezeichnend genug Brand geheißen, sein Ende findet. Bei ihm wie bei Hebbel kommt gern der Augenblick, da man stutzt, da man die Reflexion am Werk spürt statt der Intuition — Gedankenarbeit für den innigen Herzschlag — und sich versucht fühlt, die Richtigkeit dessen zu überprüfen, was man eben vor sich gesehen oder von der Bühne herab verkündigen gehört hat. Es stimmt hernach immer; aber die Unmittelbarkeit des Eindruckes ist denn doch, wo nicht zerstört, mindestens gelöst; man muß sich mühsam wieder in ihr zurecht suchen, und ein gut Teil Frische und Freudigkeit ist dahin. Er ist so garnicht naiv, daß man es den Naiven durchaus nicht verargen kann, wenn sie sich gegen ihn sperren, auch da, wo er nicht mit vollem Bewußtsein verblüffen und befremden will, was wohl öfter geschehen ist. Der sich gegen so vielen und allgemeinen Widerspruch durchsetzen mußte, weiß die stimulierende und stimmende Macht des Widerspruches sehr gut zu schätzen und ruft ihn wohl manchmal bewußt auf, damit er ihn nutze. Dem erfahrenen Steuermann ist eben jeder Wind recht, der ihn zum Hafen treibt.

Man hat ihn den Magus aus Norden genannt. Eher gebührt ihm der Titel gewiß, als jenem Hamann, dem man ihn zuerst verliehen, zu dessen in Rätselwor-

ten verschnörkelter Weisheit, die vielleicht schon den Zeitgenossen mehr imponierte als behagte oder gar einging, sich heute höchstens ein Neugieriger noch wendet, an ihr zu naschen. Er hat wirklich Wunder getan. Zu neuem, frischerem Leben hat er dem lendenlahmen Drama unserer Zeit verholfen, das irgendwohin, in St. Nimmersland etwa, stierte und nicht auf Erden gegründet war, nicht im Luftraum zu schweben vermochte. Dies Drama hat er mit einem entschiedenen Ruck dem Leben und allen seinen Fragen zugekehrt; gezeigt, daß es nichts oder fast nichts gibt, was sich nicht dramatisch behandeln ließe; Grenzlinien von Kunstformen verwischt, die für unverrückbar gegolten hatten, also nicht so ganz von der Natur selber eingesetzt gewesen sein können, als man uns einreden gewollt. Es stimmt komisch, wenn man nach ihm immer noch mit gewissen Kategorien arbeiten und darnach a priori diesen Stoff dem Epos oder einen anderen dem Drama zuweisen will; nach ihm, der gern mit rein epischen Mitteln seine stärksten Bühnenwirkungen zu gewinnen weiß. Es ist dabei nur natürlich, daß zurzeit manches von dem nur ihm allein eignet, was er erobert hat, daß also seine Nachahmer schmählich mit Dingen scheitern, die er ganz sicher hat und mühelos übt. Es hat ein wirklich reicher Geist eben auch in der Technik immer seine persönlichen Kniffe und Liebhabereien. Er hat weiter die reicheren und freieren Geister wiederum dem Theater zugewendet. Das hat sich freilich bis zu einem Grad entwickelt, der nun beinahe eine Gefahr bedeutet. Wenn man nach einer langen Pause neuerdings ernsthaft mit Fragen der Bühne sich beschäftigen konnte, so beginnt das

mit ihm und durch ihn. Dies sind Ansprüche genug auf hohen Ruhm. Doch in allen seinen Wundern und Taten fehlt ihm eines, eben das, was einer der gewaltigsten Lyriker aller Zeiten, übrigens auch ein Mann, der gewaltig wettern konnte, der heilige Paulus, das Größeste von allem nannte: die Liebe gebricht ihm durchaus. Und so mahnt er nicht an den Heiland, der mild und tröstlich sein „Steh auf und wandle!" über den Kranken haucht, er erinnert an den Moses der Haderwasser, der mit seinem Wander- und Führerstecken zornig gegen die Felsenwand schlug, die ihm nicht härter erschien als der Geist der Kinder Israels. Was tut's? Das Volk trank vom Wasser und erquickte sich, ohne daß bis nun die übeln Folgen eingetreten wären, von denen die Bibel weiß und auch diesmal die ganz Gelehrten sabalderten: sie weissagten doch den Tod des „wahren" Dramas.

Fehlt ihm also die Liebe, die man sogar bei der Schaffung seiner Gestalten in erstaunlich geringem Grad beteiligt fühlt, so hat er dafür den Zorn und den Eifer jener Prädikanten, die Gottes Lohe in sich entbrannt fühlten, die für das, was ihnen die Reinigung der Schrift war, freiwillige Verbannung, Scheidung von ihren Liebsten auf sich nahmen, die rastlos durch die Lande und von Stadt zu Stadt zogen, um zu verkünden, was ihnen die Wahrheit und das alleinige Heil, der Weg und das Leben erschien. Die auf dem Scheiterhaufen endigten, sangen noch heftig aus den Flammen ihre zornigen Psalmen; und es ist nicht selten geschehen, daß hernach mit Hölzern aus ihrem Brand die Häuser derer angesteckt wurden, welche sie um des Glaubens

willen gerichtet. Andere haben Nationen mit sich fort zu neuen Idealen hingerissen und im Bewußtsein der höchsten Gnade, die in ihnen lebendig wirke, sich den Mächtigsten der Erde gegenüber als ihnen gleich, ja als über sie hinausgestellt, zu behaupten gewußt; sie haben wirklich Kronen zur Erde geworfen und blanke Schwerter zerbrochen. Solchem Blut denkt man sich Ibsen gern entsprossen; durchaus spricht aus ihm der härtere alte Bund und nicht das milde neue Evangelium. Er ist zunächst, ja fast überwiegend Prediger. Ihm kommt es in erster Reihe darauf an, und er hat seine ungeheure Kraft vielleicht darum so ganz ausschließend der Bühne zugewendet, weil sie immer noch und allein unter allen literarischen Kunstformen die unmittelbarste Wirkung übt und gestattet. Nach Predigerweise hat die Form scheinbar mindere Bedeutung; was nicht hindert, daß manche Lässigkeit sehr wohl erwogen und aus dem bestimmtesten Bewußtsein aufgestellt sein kann. Darum wiederholt er sich manchmal zum Schein; es gibt Dinge, die man immer wieder sagen muß, ehe die Leute sie begreifen oder gar glauben oder endlich gar darnach tun. Und wenn er nicht müde wird und es nicht satt bekommt, davon zu reden, so darf es den anderen, denen, die's angeht, eben nicht zu viel werden, davon zu hören. Vermag er das so zu tun, daß sie ihm nicht aus der Kirche laufen, so handelt er nach dem besten Recht, dem des Stärkeren. Ibsen konnte das. Es ist das übrigens eine Kunstübung und eine Gewohnheit derer, die lang einsam gewesen sind, und denen es so das Wichtigste geworden ist, mit sich selber ins Reine zu kommen.

Der Fragen, die sich ernsten, gar ernsthaften Na-

turen so sehr aufdrängen, daß sie sich mit ihnen auseinandersetzen müssen, werden immer wenigere sein, als die, zu denen eilfertige Jugend ihr hurtiges Sprüchlein herplappern zu dürfen glaubt. Gewisse Probleme locken stets von neuem, wenn man sie erst ins Auge gefaßt hat; sie beharren, während wir und damit unsere Stellung zu ihnen sich verändert hat. Die man einmal mit einem Ruck auszuschöpfen gesucht hat, erkennt man gemach nach ihrem ganzen Reichtum, nach all ihrer Fülle und der Weitläufigkeit ihrer Verzweigungen, denen man nun mühsam und mit nachdenklicher Geduld nachspüren muß. Findet man nur immer neue Formen, sie zu fassen, neue Motive, in denen man sie aufzeigen kann, dann ist die Rückkehr zu ihnen, so oft sie sich begebe, durchaus kein Zeichen von Armut, eher eines inneren Reichtums und eines rastlosen und rechtschaffenen Suchens, das nicht ermattet, ehe es nicht nach bestem Können und Verstehen mit einer wichtigen Materie zu Ende geraten ist. Gerade bei Ibsen, der sonst in seinen Werken, darin durchaus und echter Dramatiker, seine eigene Persönlichkeit fast ängstlich zu hehlen bemüht ist, hat derlei einen ganz eigenen, autobiographischen Reiz. Nebenbei bemerkt: es ist nicht viel weniger als grober Unfug, wenn, wie es da und dort geschehen ist, diese oder jene seiner Personen in der Ibsenmaske gespielt wird; mit ungefähr dem gleichen Recht könnte man so ziemlich allen Figuren — natürlich nur den Männern! — aller seiner Stücke etwas von seinem Aeußeren leihen. Also ein Problem, von dem er kaum mehr losgekommen ist, nachdem es ihm zuerst wichtig geworden war, ist der Abschied der Jugend vom

Manne und der Verlust ihrer Kraft. In der „Wildente" meint man schon die Frage berührt; es ist doch sehr wahrscheinlich, daß wir uns Hjalmar impotent in die Ehe getreten zu denken haben, so daß Hedwigs merkwürdiges und klinisch bekanntlich sehr anfechtbares, ererbtes Augenleiden nur Bestätigung eines geheimen Zweifels in sich und an sich wäre. In „Rosmersholm" erfüllt das alle Hintergründe der von geheimnisvollen Zwielichtern umflossenen Handlung und vollendet Rebekka Wests Geschick; man empfindet es in der „Frau vom Meere"; in „Hedda Gabler"; in „Klein Eyolf"; und im „Baumeister Solneß", dem sich die Jugend noch einmal zeigt, ohne daß er aber mehr die Kraft besäße, sie zu halten und an sich zu schmieden, die anders so gerne bei ihm bliebe, — ist das das einzige, treibende Motiv. Einen großen Teil seiner Gesamtproduktion, darunter neben Werken seiner abnehmenden Kraft zwei seiner reinsten und vollendetsten Dichtungen, hat er daran gewendet, und man hat nicht das Gefühl, als wär' er innerlich vollauf damit fertig geworden. Es ist ja doch der herbste Verzicht, den das Leben über einen verhängt; denn die Hoffnung, über sich hinaus zu bestehen und sich zu behaupten, ist damit abgetan. So berührt sich das Spiritualistische immer wieder mit der Sinnlichkeit.

Er hat, wie jeder, dem durchzugreifen vergönnt sein soll, seine wärmsten Verehrerinnen und seine heftigsten Bekennerinnen unter den Frauen gehabt. Das ist noch immer so, wenn man will, ein Restchen Mittelalter: sie verteilen in letzter Linie die Kränze. Nun meinten sie sich und ihr Wesen von ihm tiefer verstanden, als

einem vor ihm geraten sei; er habe Differenzierungen und neue Schwingungen in ihren Seelen aufgespürt, die allen entgangen waren. Und sicherlich, er hat manchen scharfen und neuen Blick in tiefe Gründe getan; Veränderungen erkannt und richtig gedeutet, die sich eben erst vorbereiteten und die durchaus dem Wandel des Verhältnisses zwischen beiden Geschlechtern entspringen, den wir durcherleben, ohne zu wissen, zu welchem Ende er führen soll. Was der Physiker längst weiß und nach seinen Gesetzen aufzuhellen bemüht ist, daß jeder Wandel des Druckes auch einen Wandel in den Dingen bedeutet, auf denen er gelastet, das hat Ibsen als gültig für das Seelenleben empfunden und mit erstaunlichem Scharfsinn aufgespürt. Ganz besonders „Nora" entfachte eine Bewegung, die das Stück weit über die Bedeutung hinaushob, die ihm an sich vielleicht zugekommen wäre; es gehört nun schon beinahe mehr in die Geschichte der Kultur, da die Mode weit minder vergänglich ist, als in die der Dichtung. Die ganze Lüge der meisten Ehen, auch derer, die sich mit einem Schimmer von Poesie und von Glück noch zu umgeben wissen, ist aufgedeckt worden; und die Forderung, es müsse anstelle der Vereinigung, wie sie bisher meist geübt und begriffen wurde, eine wirkliche, innere Gemeinschaft treten und geschaffen sein, kann nicht mehr unterdrückt werden, seit sie einmal erhoben ward und in vielen Gemütern immer und rastlos nachwirkt. Es ist damit der Mauerfraß in eine Kapelle gekommen, die man nach Bestimmung und Widmung einem einzigen und nicht zu ändernden Zweck ganz besonders erkoren vermeinte. Sollen nun nicht die Mauern selbst Scha-

den leiden, so wird man allen Verputz von ihnen reißen, und sie mit neuem Schmuck einem neuen, höheren und gereinigten Kultus widmen müssen. Man hat ihn gerade um dieses Werk grimmig verhöhnt, ihn von der Gegenseite, die freilich an alberngenialischer Verranntheit nicht zu überbieten ist, dafür einen Feministen gescholten. Darum wird Nora bei allen Bedenken, die der Schluß, den der Verstand und der Glaube ans Notwendige und Logische mehr ausgezirkelt hat, als vielleicht gut ist, immer und allenthalben wecken muß, doch von allen seinen Stücken, am meisten gegeben; und nach der Frau Robert Helmers griff und wird noch lange jede Schauspielerin greifen, die in sich die Gabe glaubt, das moderne Weib darzustellen. Ganz ist meinem Empfinden nach die Rolle noch keiner einzigen geglückt.

Er hat erkannt und ausgesprochen, daß ein Fatum über uns ist, kaum minder erbarmungslos und starr, als das, vor dem die Griechen ihre Götter erzittern ließen und das Knie bogen. Dies ist das Gesetz der Vererbung. Er hat sich oft mit ihm auseinandergesetzt; am gräßlichsten wohl in den „Gespenstern", deren volle Wirkung doch kaum zu ertragen ist. Hier vermag keine Kunst der Bühne zu verklären oder versöhnlich zu wirken; hier soll, hier darf sie's aber auch nicht. Den Determinismus aber, der an sich stark und für die Zukunft wohl noch in steigendem Grad sich in der Dichtung aussprechen wird, an Ibsen, überhaupt an irgend eine bestimmte Person anknüpfen zu wollen, ist ein Unsinn. Den muß sich jeder als eigene Weltanschauung entdecken, dem der Gang der Dinge nicht ganz verhohlen bleibt, der davor nicht völlig verzagen, der sich mit dem

Leben auch nur abfinden können will. Wer aber hegte noch groß Hoffnung, weiter zu gelangen? Wir sind wieder einmal und mit Fug demütig geworden. So vieles unsere Kraft vermöge und vollbracht habe, vor allem Entscheidenden versagt sie, und wir stoßen uns desto schmerzlicher an unsichtbaren Schranken, je freieren und kühneren Aufschwung wir genommen. Die Rebellen, die nach manchem leidenschaftlichen, verlorenen Sturmlauf ihren Frieden mit den gebietenden Gewalten machten, halten ihn hernach am unverbrüchlichsten, mißtrauen zumeist jeder neuen, heftigen Bewegung und werden die getreuesten Hüter, die unbedingtesten Bekenner des Bestehenden.

Ibsen erkennt aber auch die Nebel, die durch den hellsten Tag ziehen. Wir wandern eine schmale Straße; auf ihr allein liegt alles Licht, und zur Seite gähnen Abgründe, in denen sich sogar der Blick schaudernd verliert und die von alten Geheimnissen erfüllt sind. Es ist ein Zug zu Mysterien in Ibsen, wie gerade bei den schärfsten Denkern, wenn sie sich vor dem sehen, was sie nicht ergründen können. Das merkt man nun sehr stark an der „Wildente"; das rauscht mit verwirrendem Flügelschlag durch die schwere und dumpfe Luft, welche die Stuben der Rosmer durchzieht. Die weißen Rosse jagen dem Hügel vorüber, auf dem der Rosmer adliges Haus erhöht steht. In dem Augenblick aber, da Rebekka, die Fremde, mit der unseligen, nach ihren Begriffen und ihrem Verstand nicht zu stillenden Leidenschaft für den letzten Rosmer ihrer ansichtig wird, ist sie reif geworden, daß sie ihr Geschick erfülle. Innerlich eins sind wir erst mit denen, mit deren Augen wir

nicht nur in die Welt, auch in die von dunklen Gestaltungen sich drängende Zwischenwelt blicken; und die geistige Vereinigung an sich muß nicht nur im eigensten Wortsinn unfruchtbar bleiben, sie genügt auch sonst nicht. „Rosmerholm" ist wohl das tiefste seiner Werke; es gehört nämlich zu jenen seltenen Dichtungen, die jedem reden, jedem aber in einer anderen, in seiner eigenen Sprache; bei denen eine Erkenntnis der letzten Absichten kaum möglich, weil jede Auffassung mit gutem Grund behauptet, ja gestützt werden kann. Es verwirrt und bereichert dennoch in hohem Maße; es hat die Stimmung eines nordischen Wintertages, der sich zögernd, unlustig zu einem unfrohen Niedergang neigt, da Fackeln des Abends in rätselhafter Weise entbrennen, wenn die Sonne längst hinter Wolken niedergegangen ist.

Es ist seiner Stimmungskunst gedacht worden. Sie ist groß, merkwürdig, und ihr muß alles dienen. Da wird einmal die Vorgeschichte gern für seine Zwecke genützt. Er läßt sie, Wolken gleich, die sich langsam zusammenschieben und Sonne und Licht verdrängen, tief und massig auf die Begebenheiten selbst drücken. Immer bedingen sie die Handlung, die leicht nichts ist, als die Konsequenz, wohl gar die Katastrophe daraus; sie lasten auf uns; immer schwerer, immer schwüler wird die Luft, in der seine Geschöpfe atmen sollen; wir empfinden, wie es nah und näher gewittert, bis der eine gelle Schlag erfolgt, der bei ihm nur zu gerne jener kalte Schlag ist, der tötet und nicht zündet, oder bis eine mühsame Ausheiterung, eine zweifelhafte Helle eintritt. Er vermag, wenn er es für notwendig

hält, Abwesende mit allen Gebärden aufzurufen und in seine Handlung zu verflechten; wir hören den ruhelosen, schleichenden Wolfstritt eines, den innere Unrast über den Köpfen derer umtreibt, die von ihm sprechen. Und solchen Künsten dient denn auch sein Dialog trefflich. Er spinnt sich zäh und träg dahin; die Worte von tieferer Bedeutung sind sehr selten, wie sie denn auch in der Wirklichkeit selten genug und dennoch immer von neuem im Gespräch aufblitzen; und dann werden sie auch noch nicht gleich nach ihrem ganzen Sinn begriffen, aber mit Widerhaken dringen sie uns zur Seele und haften in ihr und verwirren sie und schwären darin fest. Er weiß, wie stockend sich im wirklichen Leben alles bereitet, dessen Strom nun einmal zähflüssig und darum unentrinnlich ist. Er wagt es auch auf die Langeweile; er weiß, ein wie starker Helfer für seine Zwecke unter Umständen jene Ungeduld ist, die am letzten Nerv zupft, um ihn schmerzhaft bloßzulegen, und den geahnten Ausgang nicht mehr erwarten kann. Darum verschmäht er jeden Schmuck der Rede; es ist kaum ein Bild in ihr, und das oft genannte „Dichterische“ kennt sie kaum und will es nie. Aber sie ist stahlblank geschliffen; und in den Lässigkeiten scheint oft mehr bewußte Kunst zu stecken, als in ganzen Gärten von Blumen, freilich meist papieren raschelnden, mit denen andere uns überschütten möchten. Nur kommt in jedem Leben beinahe der Augenblick, da es sich zu einem letzten Notschrei zusammenrafft. Den überhört Ibsen meist. Oder vermag er ihn wirklich nicht? Das Elementare ist ja niemals seine Sache.

Er hat in Hjalmar Ekdal eine der größten und

überzeugendsten Gestalten auf die Beine gestellt. Hjalmar und Größe? Doch wohl. Aber so ganz neu und voraussetzungslos ist auch Hjalmar nicht. Er ist im Grund die Weiterentwicklung und die höchste, vollkommenste Durchbildung einer Gestalt, die schon mehr denn ein Jahrhundert durch die Literatur wanderte. Schwankende, willensschwache Männer, bedingt von jeder Stimmung, unfähig zu irgend einer Tat, von der sie doch immer reden, im letzten, entscheidenden Augenblick gelähmt durch die dunkle Einsicht, wie wenig sie eigentlich zum Handeln taugen. Solche Züge tragen schon Goethes Helden von Weislingen ab, und sie blicken durch das Visier von Jasons Helm, ja, der Argonaut so gut wie Ottokar haben schon jenen Zug zum Brutalen, der ebenso wie eine ganz bestimmte Art von Liebenswürdigkeit zum Wesen solcher Naturen gehört. Was aber dort kaum noch mit Linien umrissen war, das hat Ibsen zu einer ganz unvergleichlichen Lebendigkeit gestaltet. Es ist ganz direkt ein Schrecken, wie man ihn in der Sage beim Anblick des Doppelgängers um sich atmen fühlt, der bei seinem Anblick in der Brust eines jeden sich heben muß, dem nicht alle Selbsterkenntnis versagt blieb. Es gibt keinen modernen Menschen, der nicht in schlimmen Stunden der Einkehr ein Stückchen vom Hjalmar in sich wirksam empfände, sich ihm nicht mit Beklemmung verwandt wüßte. Ihm ist die Lüge Bedürfnis; er kann nicht klar sehen, weil ihn das Opfer kosten würde, die zu bringen seine Sache nicht ist, und er hat mit seiner Gegenwehr gegen die Erkenntnis ganz recht, die man ihm aufdrängen will. Wem frommt sie denn? Kein Schicksal ist schwer ge-

nung, ihn zu zermalmen, und wenn es stählerne Hohlkugeln platt drücken könnte, wie ein Blatt Papier, so kann es hier nichts mehr tun, als die Luft aus diesem geblähten Gummiball verdrängen. Ein kurzes, klägliches Gequietsch, und er schwillt wieder auf. Eine Tragik im eigentlichen, alten Sinn und Begriff ist hier nicht möglich. In einen Stein kann man mit dem Stichel graben, im Sand verweht der erste Windstoß alle Zeichen. Was sich mit Hjalmar begeben kann, vollendet sich. Er hat doch das einzige Geschöpf, das an ihm mit gläubiger Hingebung hing, für immer von sich gestoßen und in die ewige Nacht getrieben, die ihr nicht so schrecklich sein konnte, wie andern, denen nicht gleich der armen Hedwig so nahe schon die zeitliche Nacht drohte. Er hat sich selber um seinen besten und eigensten Besitz bringen müssen; das Schlimmste, was Hjalmar Ekdal befahren konnte.

Es wäre überhaupt der Art zu gedenken, wie Henrik Ibsen seine Menschen zu bilden scheint. Gerade bei ihm ist immer eine primäre Gestalt zu erkennen und zu bestimmen. Ihr ist er irgend einmal begegnet, hat sie nach Künstlerart vielleicht sehr lange in sich herumgetragen und an ihr unbewußt gemoldet und gebosselt; hat Züge, die er als notwendig zur ganzen, lebendigen Wirkung verspürte, zu denen gesellt, die er einmal beobachtet; bis er nicht nur die Figur, sondern auch die Möglichkeit, sie in Bewegung zu setzen und nach ihren eigenen Anlagen wirken zu lassen, in greifenden Händen hielt. Sie bleibt nun der Mittelpunkt und zugleich der Ausgangspunkt. Die Figuren, die er zum Gegenspiel braucht, werden gern durch Abspaltung ge-

wonnen: sie empfangen Fähigkeiten, die jener ersten fehlen; oder fremde, feindliche Gesinnungen, je nach der Wucht des Konfliktes, den er für notwendig hält und durchführen möchte. Eine Art Echo auf innere Stimmen. Sie alle zusammen bilden jene eigentümliche Harmonie, die feinere Sinne gerade bei ihm vernehmen, den man so gern für unharmonisch und der Dissonanzen voll ausschreit. Allerdings ist seine Methode durchaus unkünstlerisch. Nach der kurzen Tätigkeit der Phantasie beginnt eine lange und umständliche Arbeit des Verstandes. Fast rechnerisch müssen die Abstände ausgemessen und eingeteilt sein; die Möglichkeiten sind zu erwägen und auszusparen, je nach dem Raum, den ihnen die Oekonomie der Handlung und die Beziehung zur Hauptfigur gestatten wird. So haben wir immer und überall neben dem Ueberzeugenden, an dessen Dasein gar kein Zweifel möglich ist, das Ausgeklügelte, das nicht blutwarm noch blutecht wirkt. Das stört selbst in seinen aufrichtigsten Werken; es drängen sich Schatten zu Gestaltungen, und je mehr man sich vom Zentrum entfernt, desto blässer wird das Licht, desto frostiger weht es um die Grenzen. Das merkt denn auch, wer sonst wenig Bescheid weiß um künstlerisches Vermögen und Schaffen; mit daraus fließt, was man Ibsens Objektivität nennt und was anders weder zu denken, noch zu begreifen wäre. Darum aber kann er den höchsten Respekt wecken; eine innige Herzlichkeit kaum.

Um dieses einzusehen und zu begreifen, sind die „Kronprätendenten" höchst wichtig und lehrreich. Man betrachte einmal die beiden Gruppen um Hakon und um Skule daraufhin, und man wird selbst den Gang

der Begebenheiten dadurch in einer fremden Weise bedingt wie gelenkt sehen. Durchaus aber nicht in dem selbstverständlichen Sinn, nach welchem im Drama alles aus den Charakteren fließen und entfaltet sein muß. Es ist das Wort „selbstverständlich" überhaupt fast nirgends auf die Kunst Ibsens anzuwenden. Ueberall merkt man seinen erbarmungslosen und geradlinigen Willen am Werk; er kennt die holde Zwecklosigkeit nicht, oder er erkennt sie nicht an. Er will lehren: zu neuen Erkenntnissen führen, bessern. Und wenn jenes dritte Reich, von dem er sich die Versöhnung aller Widersprüche hofft, worin er die Menschheit sich entwickeln sieht, wirklich das der Schönheit ist, dann wär' das mehr als nur eigen, es wäre tragisch. Aehnlich wäre das, wie wenn in der Sage des Morgenlandes der hörnene Iskender, dem alle Reiche schon zu Füßen liegen, mit dem Knauf seines Schwertes an die Pforte des Paradieses pocht. Das ihm die ganze Welt unterworfen, — hier ist es ohnmächtig.

An dichterischem Vermögen werden sich in unserer Zeit einzelne, wenige freilich, ihm an die Seite stellen dürfen; ihn vielleicht gar überragen. Es darf Tolstoi, Prediger gleich ihm, seinem Volke, um das er sich rastlos müht, auf das er unmittelbar wirken möchte, sogar teurer sein, als Henrik Ibsen den Norwegern. Er hat die Liebe und kündigt sie den Russen. An allgemeiner, dauernder Bedeutung aber wird sich niemand dem Zornigen vergleichen können, der nun zu hadern aufgehört. Er wird nicht mehr Rüge erheben gegen Torheiten, gegen Lüge, gegen Gewalten über uns.

Hohen Wuchses, gewinnt er seine ganz besondere

Bedeutung durch die Zeit, in die ihn das Schicksal wirkend gestellt hat. Er kam um die Wende. Die Geister, des Alten übersättigt, kehrten sich suchend nach Neuem. Alle Grade fast der Skala hatten sie durchlaufen, ehe sich viele von ihnen nach Norden einstellten, der Aura borealis zu, die so düster und dennoch die Nächte brechend am Horizont aufgeglommen war. Nach seiner Position, seiner Gesinnung, seinem immer neuen Ankämpfen gegen Bestehendes erinnert er an die Enzyklopädisten, die der großen französischen Umwälzung voranschritten. Nur andere Waffen gebraucht er; aber auch ihm gerät manch ein Pamphlet zum Drama. Er ist nun einmal kein Ironiker; ihm wird nichts leicht. Das ist ein Mangel, und es zeugt von einem Fortschritt. Es ist nicht leicht, mit einem so verteufelt ernsten Menschen zu leben, an dem man nicht vorüber kann, mit dem man sich über so viele Fragen auseinandersetzen muß. Aber eine ernsthafte Zeit glaubt an sich, an ihre Fähigkeit zur Verjüngung und Umkehr; sie kann genesen, wenn der Spott nur zu leicht wie der vergiftete Dolch wirkt und Wunden schlägt, die schmerzen, selbst wenn sie sich geschlossen haben.

Es ist mancher Liebeheiltrank und manches schlimme Gebräu zubereitet worden in der Hexenküche des weiland Apothekerlehrlings. Schon hat sich der Uebereifer derer gelegt, die alles gleich köstlich und gleich heilsam empfanden, oder es mindestens der Welt dafür aufreden wollten. Die Zeit wird manches ausschütten. Anderes aber für immer verwahren. Als der Streit um ihn verstummte und er hinter sein Werk zurücktrat, das genugsam bewehrt war, begriff man schon, wie mächtig,

unzerstörlich und aus dem Tiefsten gemauert es eigentlich sei. Ein Außenwerk mag fallen, der Kern selbst besteht für immerdar. Umfänglicher und systematischer denn einer, hat er vollendet, was zu vollbringen ihm vorbestimmt war. Er hat sich die seltenste Achtung erzwungen, die auch vor den Werken seines Alters, die sichtlich einer nachlassenden Kraft entsprangen, mit jedem Bedenken zögerte und zurückhielt. Lieber fast mißtraute man dem eigenen Urteil, als ihm. Und es fand sich ja auch immer etwas, das lohnte: ein Gedanke von eigentümlicher Größe, ein Bild von fremder, herber, duftloser Schönheit; eine Figur, der man nachsinnen mußte. Bei ihm schimmerte durch ein Gewand von gewollter Dürftigkeit gern edelstes Gestein: andere übergülden ihre Lümpchen und verbrämen sie mit Lappen von ungehöriger Kostbarkeit.

Und dennoch, es scheint nun einmal unserer Zeit nicht vergönnt, auf dem Gebiete der Kunst Persönlichkeiten zu reifen, die man hingegeben, mit ganzer Liebe umfassen kann. So wird denn nun, bei Ibsens Hintritt, viel Trauer bezeugt werden; und man wird ehrlich wissen, daß die Kunst verarmt ist und nicht leicht und nicht rasch etwas nachwachsen kann, was sich an allgemeiner Geltung und an Höhenmaß ihm vergleichen dürfte. Aber der Boden, auf den er hinsank, mag stärker schüttern, als die Seelen, an welche die Kunde seines Todes schlägt. Es war uns Oesterreichern weher zumute, da Anzengruber vor der Zeit uns genommen ward; und nicht nur darum, weil sein Lebenskampf so viel härter, sein Lebensgewinn so viel geringer gewesen war, weil man diesen unsern Eigensten also immer wie-

der um die Früchte seiner Siege geprellt hatte. Persönlich verarmt wird sich nun niemand fühlen. Man erinnert sich, was Grillparzer vermerkt, als man ihn mit der Todesnachricht Beethovens heimsucht: „Ich habe Beethoven eigentlich geliebt" . . . Und vorher: „Da tat es einen starken Fall in meinem Innern, die Tränen stürzten uns aus den Augen." Wird nun einer in der Welt ein solches Empfinden buchen können? Wieder gedenkt man des Paulinischen Wortes, und es gewinnt eine neue und eine herbere Bedeutung: die Liebe aber ist das Dritte und das Größte . . .

Leo Tolstoi

Er ist zunächst durch seine Wunderlichkeiten zu allgemeinem Ruhme gelangt. Verwundert vernahm man die Märe von dem Grafen, der, im Besitz eines fürstlichen Reichtums und eines historischen Namens, den Wert der Handarbeit nicht nur pries, sondern, was immerhin anstrengender ist, auch tätig bekundete; der in der Rückkehr zur Lebensführung des armen, vielverhöhnten russischen Bauern, des Muschik, das alleinige Heil für sein von vielen Gebresten heimgesuchtes Vaterland sah. Und man vergaß im Horchen beinahe das Lesen; vergaß über dem apostolischen Sonderling, dem Verkünder neuer Lehren beinahe den großen Dichter, der Leo Tolstoi gewesen, ehe er der Einsiedler von Jasnaja Poljana aus einer notwendigen und leicht erklärlichen Wandlung seines inneren Wesens ward.

Aufsehen erregt hat Tolstoi zunächst im Westen, wie die Russen das ganze übrige Europa nennen, mit seinem großen Roman „Anna Karenina". Turgenjew, damals auf dem Gipfel seines Ruhmes ebenso über Gebühr gefeiert, als nun, nach sehr kurzer Zeit, unbilliger Vergessenheit übergeben, erkannte alsbald die überlegenen Gaben seines Landsmannes. Anna Karenina ist verheiratet; nicht eben unglücklich, aber ohne Befriedigung

ihrer höheren seelischen Bedürfnisse lebt sie neben ihrem nüchternen und trockenen Amtsmenschen von Gatten. Da tritt das Geschick in ihr Leben. Sie gibt sich dem Geliebten hin, erst gegen das Gesetz, um später nach allem Rechte mit ihm verbunden zu werden. Dann geht sie zugrunde und stirbt eines traurigen Todes. Man muß Tolstoi nicht für den Philister nehmen, daß er sie wegen ihres Ehebruches also endigen lasse. Aber auch ihrer zweiten Ehe fehlt jenes höhere, rein geistige Band, das allein Mann und Weib dauernd verknüpft, das die Beziehungen zwischen ihnen aus der Sphäre des Bedürfnisses hinaushebt in eine reinere und unumwölkte Höhe. Hier schon ist seine Schärfe der Beobachtung erstaunlich. Er kennt das Frauenherz in seinen verborgensten Gründen und legt es mit unheimlicher Sicherheit bloß. Aber — ein weicher Mollton klingt immer in seinen Schilderungen mit, wie in den slavischen Volksliedern. Der russische Realismus ist elegisch, wenn der französische etwas von jauchzender Brutalität an sich hat.

Weit über „Anna Karenina" stellen sie in Rußland selbst seinen zweiten großen Roman „Krieg und Frieden". Mit Recht. Die Geschichte von „Anna Karenina" mußte nicht eben ein Russe schreiben; den Roman von Napoleons Einfall ins Zarenreich konnte nur Tolstoi dichten. Es ist eine verwirrende Fülle von Gestalten. Der Leser hat Mühe, sie auseinander zu halten; um so mehr muß er die Schärfe der Anschauung bewundern, die sie alle zu schaffen und mit den kleinsten Einzelzügen zu beleben wußte. Er sieht nichts Großes in jenem Kriege. Die Hofgesellschaft ist elend und lie=

derlich, die Verwaltung verderbt; man unterhält sich weiter, man spinnt Zettelungen, während über Polen her das schwerste Unwetter näher droht. Er sieht keinen Helden. Napoleon? Das ist ein grandioser Hanswurst, der sich an seinen eigenen Phrasen berauscht, den in der Schlacht eine Art Bluttaumel überkommt, worin er Befehle erteilt, nur um etwas zu tun. Befehle, die ausgeführt werden oder auch nicht, die aber mit dem Ausgange des Treffens nicht das Mindeste zu tun haben. Sein Gegner Kutusow? Das ist ein Simpel. Mit einer einzigen Idee: „Sie — die Franzosen nämlich — sollen mir noch Pferdefleisch fressen wie die Türken“. Seine eigene Umgebung spottet seiner, des unbehilflichen Mannes, der mit kurzem Atem und schnaufend auf seinem schweren Schlachtgaul sitzt und die Dinge im Grunde gehen läßt, wie sie aus innerer Notwendigkeit gehen müssen. Er spürt das Schreiten des Schicksals und fällt ihm nicht in den Arm; Napoleon möchte es meistern und wird von einer gelassenen Handbewegung des übermächtigen Geschickes hinweggefegt. Es liegt eine großartige Ironie darin, daß der glänzendste Kriegsheld aller Weltgeschichte vor diesem Kutusow erliegen muß, vor diesem Greise, der nichts ist, nur eins mit seinem Volk und mit der Natur seiner Heimat; gläubig, beschränkt, einem einzigen Gedanken hingegeben und ihm mit unheimlicher Zähigkeit zustrebend. Der Purpur der Helden wird ihnen von der Schulter gezerrt, und man sieht ihre ganze jammervolle Blöße; ihr blitzender Degen zerbricht; die Janitscharenmusik, die das Pfeifen der Kugeln übergellen soll, schweigt, und man hört das schreckliche Stöhnen und

Verröcheln. Der Pulverdampf verzieht sich über dem traurigen Zucken und kläglichen Sterben. Niemand hat noch gleich Tolstoi den Tod auf dem Schlachtfelde geschildert; niemand so die letzte Gloriole vom Haupte des Krieges gerissen, wie er.

Einheitlicher als „Krieg und Frieden", das immerhin eine ziemliche Anstrengung erfordert, ist „Hinter Festungswällen", künstlerisch das weitaus höchste seiner Werke, und somit vergleichsweise wenig bekannt. Es sind Episoden aus dem Leben einer belagerten Stadt, Sebastopols, das Totleben angesichts eines übermächtigen Feindes aus einem offenen Hafen wie über Nacht in eine schier unbezwingliche Feste umgezaubert. Bezeichnend genug: der Name des berühmten Verteidigers wird kaum, höchstens sehr beiläufig genannt. Auch hier treibt Tolstoi Psychologie der Masse. Zunächst geht es ganz gemütlich in der bedrohten Feste zu. Man spielt, man horcht der Militärmusik; selbst im Kriege bewahrt man alle Standesvorurteile. Höchstens wirft man vom Strand einen flüchtigen Blick nach dem anderen Ende der Bucht. Dort steht „Er", der Feind, und manchmal steigen weiße Wölkchen aus seinen Batterien. Und „Er" rückt Monat für Monat näher. In dunklen Nächten fliegen die Bomben unzählig und leuchtend gen Himmel, als wollten sie oben mit den stillen ewigen Sternen Zwiesprache halten. Immer noch denkt man eigentlich nur an Avancement und Georgskreuze. Jeder dieser Tapferen trägt in sich die stete Angst, er könnte sich in der Stunde der Gefahr wie ein Feigling erweisen, und stirbt dann, wenn seine Zeit kommt, mit aller Ruhe. Die Schrecken steigern sich stündlich.

Sie wachsen ins Unerträgliche in der Bastion des Entsetzens, die dem Feinde zunächst liegt. Und endlich, nach einem unerhörten Brüllen des schweren Geschützes, ein Todesschweigen. Das ist der Sturm — die französische Fahne weht auf dem Malako, dem beherrschenden Hügel der Stadt. In geschlossenen Massen ziehen die Russen ab; hinter ihnen ein Krachen gesprengter Festungswerke, um sie die dunkle Nacht, in ihren Seelen aber ein dumpfer Groll und ein Gefühl unverbrauchter Kraft, die sich schon den zahlenden Tag wird zu sichern wissen. Hier ist wirkliche Größe, die von ihrer eigenen Bedeutung nichts zu ahnen scheint; ein Gefühl der Unbesiegbarkeit der Nation, das etwas Erschreckendes für die ganze übrige Welt hat. Noch hat kein siegreicher Krieg in allen Zeiten — sieht man von Homer ab — ein größeres Kunstwerk geboren, als es hier Tolstoi nach dem unglücklichen Kampf um die Krim seinem Volke geschenkt hat. Er glaubt an seine Zukunft, wenn man es nur sich selber, seiner eigenen Entwicklung, seinen natürlichen Instinkten überlassen will.

Weil er aber daran glaubt, so möcht' er es erziehen. So entstehen seine „Volksbücher". Sie sind höchst merkwürdig. Nun sucht er ihnen die Elementarbegriffe, sagen wir der Physik, klar zu legen, und tut dies in einer Sprache, so simpel, ungeschmückt und platt, daß man niemals den gewaltigen Sprachmeister seiner großen Werke dahinter suchen würde, wenn nicht zu solcher Verleugnung aller Kunst wiederum die höchste und reifste Kunst gehörte. Er erzählt ihnen Geschichten aus ihrer Vergangenheit; wie Timofei Jermak mit wenigen Getreuen auszog, und dem Väterchen Zar das unermes-

sene Gebiet von Sibirien zu Füßen legte; oder von den Kämpfen um den Kaukasus. Und zwischendurch stehen Legenden von einer unglaublichen Melancholie und einer erschreckenden Tiefe. So „Der Täufling", der eine Tat der Uebereilung begangen. Sie hat die schrecklichsten Folgen; denn kein Mensch kann ermessen, was alles aus seinem Tun entspringen kann. Es sind Seelen dadurch verloren gegangen; und nun muß er büßen, Dinge verrichten, die unmöglich erscheinen, ehe er erlöst wird und in den Frieden Gottes eingehen kann; die Furcht vor dem Tode sogar, dieses ewige Zagen der Kreatur vor dem Vernichter, muß er überwinden, sein Leben hinwerfen für das des scheinbar verderbtesten Menschen. Man ahnt danach, wie eigentümlich der russische Gottesbegriff sein muß. Wie lebendig er aber sei, zeigt „Der Gast". Ein armer Flickschuster, der in einem Kellerloche in St. Petersburg haust und nach den Schuhen die Vorübergehenden erkennt. Er ist still, gottesfürchtig und liest in der Bibel mit der einen großen Sehnsucht im Herzen: einmal möcht' er seines Heilandes ansichtig werden, der doch noch leibhaftig auf Erden wandeln muß. Eine innere Stimme verheißt ihm Erfüllung. Und nun bereitet er alles aufs beste für den hohen Tag und das hohe Fest. Mancher spricht bei ihm vor, aufs beste empfangen und nach Mitteln geehrt. Der Heiland aber ist nicht darunter, und es kommt eine große Traurigkeit über den Frommen. Da erklingt es wieder in ihm: in allen den Gestalten der Dürftigen, die er gelabt und für ein Weilchen vor dem Wintersturme behaust, war der Heiland bei ihm gewesen. Dies ist mehr als Uhde.

Aus Tolstois Glauben an sein Volk aber fließt seine Liebe dafür; und beides vereinigt, erweckt die letzte Sehnsucht — er will eins werden mit ihm. Nimmt man dazu, daß der Russe der geborene Sektierer ist, daß jeder seinen eigenen Weg sucht, um sich seinem Erlöser zu nähern, daß sich dabei aber jeder mit allen Kräften ans ewige Heil klammert, so versteht man, warum der Dichter einzig in einer stillen Gläubigkeit das Heil für eine irrende und in sich zerfahrene Gesellschaft sieht. Höhere Gesittung ist ein Unglück; denn sie birgt den Zweifel. Die Kunst ist das Verderben; denn sie, zunächst die Musik, wirkt auf die Sinne, die der Feind und nur in einem Leben rastloser Tätigkeit besiegbar sind. So entsteht die „Kreuzersonate", bei der man unwillkürlich an die Skopzen, „die sich um des Himmelreiches willen verschneiden", gemahnt wird. Anstelle der kämpfenden Vereinigung der Geschlechter muß etwas Neues, Höheres, über die Sinnlust, über den Trieb hinauswachsend, kommen. Es muß, und erlesenen Geistern fühlbar, kündigt es sich schon an. Hier liegt ohne Zweifel eine der Anregungen vor, aus denen Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen" flossen, und auch in Max Halbes „Mutter Erde" spürt man etwas von Tolstois Evangelium.

Er hat nicht den furchtbaren Tiefblick Dostojewskis, dem sich in epileptischen Zuckungen und Verzückungen Geheimnisse offenbarten, die vordem niemand geschaut. Er ist mehr der Meister des Details, synthetischer, wo Dostojewski sein Objekt aufreißt mit unwiderstehlichem Griffe. Beide — Dostojewski in den „Brüdern Karamasow", die überhaupt der Schlüssel

zu Rußland und seinem Geiste sind — glauben nicht, es könnte dem Volke anderswoher als aus sich selber das Heil kommen. Das sollte denen zu denken geben, die mit stets bereiten Mittelchen die Schäden dieses ungeheuren Konglomerats heilen wollen, das sich Rußland nennt und kaum noch ein Organismus ist. Sie hoffen auf das Licht aus Osten. Dostojewski zweifelnd, ja verzweifelnd, ein Ankläger von erschütternder Wucht der Beredsamkeit, der kaum mehr ans Gute und höchstens noch an die Möglichkeit eines Wunders glaubt. Tolstoi aber ersehnt sein Erscheinen und er, der die grandiose „Macht der Finsternis" geschrieben, möchte das neue und den Augen seines nachtgewöhnten Volkes gemäße Licht heraufführen helfen. Dostojewski ist der Städter. Tolstoi aber lebt auf dem Lande seit vielen Jahren. In dieser braunen russischen Steppe, mit ihren unabsehbaren Weiten, ihren trägen und traurigen Flüssen. Sie ist eine einschläfernde Unendlichkeit. Sie begrünt sich zu ihrer Zeit, dies Grünen welkt wieder zu seiner Zeit, und der Schnee überblänkt und verhüllt alles. Man spürt nichts vom Leben, nur das Walten der ewigen Gesetze und dessen, der sie aufgestellt hat und verfestigt für immerdar. Und es kommt eine Sehnsucht nach Ruhe und Vereinigung mit der Natur in die Seele: Menschenwerk und Menschentum erscheinen überflüssig, wo nicht gar störend, in dieser großen und feierlichen Monotonie.

Emil Zola

Er ist von uns gegangen, noch inmitten größerer Pläne von Arbeiten, denen er eine unmittelbare Wirkung auf sein Volk wünschte. Denn mit Ibsen und Tolstoi, mit denen man ihn nun wieder vielfältig zusammenstellen und vergleichen wird, hatte Zola einen lehrhaften Zug gemeinsam, der ganz besonders in seinen letzten Werken so sehr zutage tritt, daß er sie schädigt.

Daß man aber dieser beiden bei der Kunde seines jähen Todes gedenkt, beweist, wie groß seine Wirksamkeit gewesen sein muß. Von allen dreien hat unsere Zeit gelernt; sie waren mächtige Anreger für jeden, der die Sprache erfassen wollte, in der man wirkt.

Gerade ihm war es keineswegs leicht geworden. Aus sehr kümmerlichen Anfängen, in denen er ohne den unerschütterlichen Glauben an seine Sendung hätte untergehen müssen, hat er sich zu Reichtum, Geltung, einer fast fürstlichen Stellung heraufgehoben.

Man rügte sein Französisch. Er hat sich in der Tat nicht immer an die Gesetze der Akademie gehalten, oft genug ihr geheiligtes Wörterbuch und ihr siebenfältig benedeites Regelverzeichnis mit einem entschiedenen Ruck zur Seite geschoben. Ihm erschien diese

polierte Sprache schon allzu geglättet. Es verlangte ihn nach kräftigeren Farben, als sie der allzu abgegriffene und gesiebte Wortschatz der Akademiker gewährt. Er griff unbekümmert nach Provinzialismen, aus der Gosse von Paris langte er herbe, übel duftende, aber starke Wendungen des Argot.

Er ist eigentlich in seiner Kunst keineswegs ein Neuer. Aber ein Erneuerer ist er. Mit Balzac, wenn man nicht schon den verwegenen Lacher Rabelais in diese Reihe stellen will, beginnt der Reigen der großen Wirklichkeitsschilderer, in Flaubert hat sie einen Gipfel, und Zola schließt sie vorläufig ab. Er strebt nach seinem eigenen Wort die „wahrhaftige Wahrheit" und sonst nichts an.

Er hat entscheidende Anregungen nicht nur von diesen seinen großen Vorgängern empfangen, es war höchst wichtig für ihn, daß seine Zeit mit der von Darwins unermeßlicher Wirksamkeit zusammenfiel. Darwinistisch ist der eine Grundgedanke seines, trotz der „Vier Evangelien", die ja nun nicht vollendet werden, Lebenswerkes, der „Rougon-Macquart". Allenthalben ist er bestrebt, den Einfluß der Vererbung in den Geschicken dieser Familie unter dem zweiten Kaiserreich aufzuzeigen.

Es ist diesem Roman bekanntlich ein eigenes Geschick verhängt gewesen. Aus der unmittelbarsten Wirklichkeit heraus ist er begonnen worden. Immer weiter aber rückten während der sehr langsamen und mühsamen Arbeit die Ereignisse der Lebenden. So kam es, daß die letzten Teile, ganz besonders „Die Niederlage", einen ganz neuen Reiz gewannen. Was als Chronik,

aus dem Tage heraus geschrieben, hätte wirken sollen, war zur Historie geworden. Ein Glück vielleicht gerade für diesen Roman, der anders wohl schmerzliche Erinnerungen aufgeweckt, die nationalen Leidenschaften zu unsanft aufgerüttelt hätte.

Es ist eine große Gelassenheit in Emil Zola, denn noch jung an Jahren steckt er sich sein Arbeitsfeld aus und bestellt es dann ruhig und sonder Hast. Dazu stimmt denn auch, daß er der festen Ueberzeugung war, es lasse sich mit Fleiß alles zwingen. Jeder Tag hat sein Pensum von hundert Druckzeilen, das gemächlich aufgearbeitet wird.

Es ist keinerlei Gefallsucht in ihm. Er fragt durchaus nicht darnach, was den Lesern behagen möge. Er schielt nicht; er blickt vor sich mit dem Auge eines, der sein Ziel erfaßt hat und es nun durchaus nicht mehr aus der Sehweite verlieren will. Er kennt keine Seitensprünge, und jener Zierat, mit dem eben die Franzosen sonst gern ihre Erfindungen umhüllen, kommt bei ihm kaum vor. Vielleicht darum und wegen seiner Freude an der Mundart, die sonst der Pariser gar nicht genug verachten kann, haben sie ihn unfranzösisch gescholten.

Er hat die Leidenschaftslosigkeit des Geschichtschreibers, der seine Quellen vor sich ausbreitet und nichts vorbringt, was er nicht daraus belegen zu können vermeint. Er sammelt unermüdet unsägliches Material. Der in der Tat sehr anfechtbare Satz Otto Ludwigs, es sei nunmehr alles schon so genau beschrieben, daß man bei keiner Art Schilderung mehr in Verlegenheit kommen könne, besteht für ihn nicht. Allenthalben stellt

er sich vor die Geschehnisse und die Gegenden, soweit er es vermag, und mustert sie auf die Eindrücke hin, die sie auf ihn machen. Also klingt er niemals an. Denn die Begebenheiten sind bei ihm wirklich durch ein Temperament oder eine Natur vielmehr gesehen und empfangen, ehe sie wiedergegeben werden, wie er selber es vom Romancier gefordert.

Und kein Anatom kann angesichts der Leiche ruhiger seinen Befund auslegen, als er es tut. Darin lag sein Erschreckendes zu Beginn, der Eindruck einer unerhörten Kälte, selbst der Schamlosigkeit, den er auf bängliche Gemüter übte. Denn die Regungen, die er im Leser wachrufen wollte, unterdrückte er zuvor in sich selbst mit einer großen Härte. Nirgends ist bei ihm jener weiche und in uns so sehr nachzitternde Mollton der großen Slaven. Alles klingt in Dur, aufreizend, gewaltsam. Regungen, die andere gern verhüllen, daß man sie mehr im Dunkeln anschleichen fühlt, als ihr Nahen wirklich sieht, reißt er mit brutaler Faust in all ihrer armen Nacktheit in den grellen Tag, in jenes volle Licht, das er von jedem Künstler fordert. Der Kampf darum ist doch auch der wesentliche Inhalt seines großen Künstlerromans, dem bis jetzt keiner der Nachahmer auch nur in die Nähe gekommen ist.

Er erkennt wieder, womit noch jede wahre Kunst angehoben hat, wie wunderlich und aus den streitendsten Elementen diese arme Kreatur Mensch zusammengesetzt ist. Alle Möglichkeiten zur Memme können in der Seele eines schlafen, der sonst den Eindruck eines Helden macht. Es gibt Dinge, die uns alle in gleicher Weise überraschen und vor denen jede Maske fällt. Es

ist natürlich nach seiner ganzen Richtung, daß er derlei mit besonderer Vorliebe aufsucht. Jedes Menschengeschick ist wichtig und kann unter Umständen Begebenheiten versinnlichen, welche die breiteste Allgemeinheit angehen. So wird der Stoff vollkommen nebensächlich. Die Geschehnisse müssen mit innerster Notwendigkeit aus den Charakteren fließen. Die ganze Welt gehört mit diesem Satze dem modernen Epiker, und er kann schwerlich mehr in Verlegenheit kommen. Höchstens, daß ihn die Ueberfülle der Eindrücke bedrängt und ihm darüber jene Unbefangenheit verloren geht, ohne die ein Schaffen nicht mehr zu denken ist. Es liegt darin tatsächlich für den Nachstrebenden die Gefahr, daß er sich zu sehr an die Außenwelt verliere, um Wichtiges und Nebensächliches zu scheiden. Ist die Beobachtung alles, so liegt der Trugschluß nahe, alles Gesehene sei in der nämlichen Weise wichtig und der Aufzeichnung wert, während die eigentliche Arbeit des Künstlers mit der reinlichen Scheidung des Belanglosen vom Bedeutenden und Bezeichnenden beginnt. Zola selber hat es hierin oftmals versehen.

Um aber einen Menschen zu begreifen, genügt es noch keineswegs, ihn so vor sich zu sehen, daß man sich und anderen von jeder seiner Bewegungen und Lebensgewohnheiten Rechenschaft geben könnte. Die bequemste und sicherste Charakteristik durch Schlagworte, mit denen die Bühne heute noch gern arbeitet, ist unbrauchbar. Man müßte eigentlich die Eltern kennen, denen er entstammt. Die Luft müßte man untersuchen, die er eingeatmet und die sein ganzes Wesen mitbestimmt hat, denn in ihr schlummern Keime, die hernach in der wun-

derlichsten Weise aufgehen mögen. Von jedem seiner Gespielen empfängt er etwas, wie er jedem etwas mitgibt. Eine höchst lebendige Wechselwirkung der ganzen Umgebung auf das, was in ihr atmet und sich entwickelt. An die Stelle der Herbarbetrachtung, die denn doch meist nach muffigem Heu riecht, tritt das Studium der lebendigen Pflanze an dem Orte, wo sie erwachsen und bodenständig ist. Dieses nennt man das Studium des Milieus, der Gesamtbedingungen. Neben der Vererbung ist es das zweite, moderne Fatum, das unsere Weisen viel zu früh aus der Weltordnung beseitigen wollten. Auch davor gibt es kein Entrinnen; es fällt uns immer wieder hinterrücks an, so gut wie der andere Fluch der Vererbung, mit dessen Walten sich unsere Erziehungslehre bis jetzt viel zu wenig beschäftigt hat; so guten Grund sie hätte, sich recht eingehend darum zu bekümmern.

Damit hängt denn auch seine Methode der Schilderung zusammen. Sie krempelt allerdings unsere Schulbegriffe gründlich um, und wir wissen nicht, ob Lessing übermäßig davon erbaut gewesen wäre. Denn mit dem „Laokoon" und seinen Lehren ist sie durchaus nicht zu vereinbaren. Denn so wenig sich Zola irgend eine Einzelheit erspart in seinen Forschungen — es gibt nach Gewissenhaftigkeit und Umständlichkeit kein ander Wort dafür — so wenig sieht er ab, warum er seinem geschätzten Leser irgend etwas schenken sollte. Er bemerkt jeden Reflex jedes Blitzes im dunklen, nächtigen Wasser der Seine, die sacht und schiebend soviel Elend, Schande und Schuld aus dem leuchtenden Paris hinausschwemmt; jeden Schatten, den Krähenfittiche auf den

schwarzen Boden des Kohlengräbergebietes hinwerfen, wo keine Bäume gedeihen wollen. Und so wird er denn manchmal zum Verzagen eintönig. Folgt man ihm, so erwacht das Gefühl eines Kindes, das sich trost- und willenlos einen endlosen Weg von einem Stärkeren gezerrt sieht. Es nimmt seine Gelegenheit wahr und entwischt, vielleicht selbst mit einer gewissen Schadenfreude. Ein andermal aber ist der Druck seiner Hand unentrinnlich. Man folgt ihm willenlos. Seine feierliche Eintönigkeit bannt, und man erliegt dem Zauber seiner harten, doch rhythmischen Sprache, die scheinbar jeden Schimmer einer Kunst verschmäht, nichts sucht, nur das nächste und sinnlichste Wort, gleichviel woher es stamme und wie beleidigend es verwöhnten Ohren klinge, und es alsdann mit der gleichen Ruhe und Sicherheit hinsetzt, mit der der Maler sein Pünktchen Lokalfarbe auf die Leinwand legt.

Ich komme immer wieder zu anderen Künsten. Das macht, mir ist sein Malerroman so teuer. Es ist hier ausgesprochen, was jeder Schaffende empfindet: wie unsäglich mühevoll es ist, einen neuen Weg zu gehen, und sei er noch so klar bestimmt und erkannt. Ein Schatten mag das best und klarst Geschaute trüben und zerstören. Eine Erinnerung aus brandenden Jahren ins Gewöhnliche hinabziehen, was durchaus neu empfunden wie ersonnen war. Ein rastloses Ringen steht vor jedem Erfolg; es frißt die beste Kraft, sodaß die Voranschreitenden, die Bahnbrechenden sich nicht einmal dann des Sieges erfreuen können, würde er ihnen nach der Wahrscheinlichkeit und Erfahrung jemals zuteil. Aber nicht sie ernten, hinter ihnen kommen Ge-

wandtere und Behendere. Was neu war, verschmelzen sie geschickt mit dem Alten, Gewohnten, sodaß eine Art Neues entsteht, dem die Menge, urteilslos und unfähig, etwas wirklich Originales zu begreifen, zujauchzt. Die Claudes sterben, die Tagerolles gedeihen. Der den Weg gebrochen, dem reißen die Dornen die Kleider vom Leib, daß er sich seiner Nacktheit schämt und in Verzweiflung endet. Der sich kläglich hinter ihm hielt, pflückt reife und goldene Früchte. Dies ist die wahre und tiefe Tragik jedes Menschen, der völlig voraussetzungslos, ganz auf sich und seine eigensten Kunstbegriffe gestellt, sein „Werk" beginnen möchte. Die ihn liebten, werden von ihm abfallen oder mit ihm den bösen Weg beschreiten, da kein Stern leuchtet. Ein „Armer Teufel!" eben derer, die mit ihrem Pfunde wuchern, wird ihr Nachruf sein. Diese hohe, eigentümliche Tragik des modernen Künstlerlebens begriffen, sie mit einer unheimlichen und zweifellosen Sicherheit uns vor die Seele gestellt zu haben, wird immer einer der schönsten und stolzesten Ruhmestitel Emil Zolas sein und bleiben.

Nur noch einmal hat er einen höheren Flug erschwungen. Dies ist „Germinal", für mich nach Dostojewskis „Raskolnikow" der größte moderne Roman überhaupt. Man sieht da einmal, wie nahe genaueste Beobachtung dem Höchsten, dem innerlichen Schauen, kommen kann. Und es ist wieder ein tiefer Begriff vom modernen Fatum darin. Denn schlimmer als die Bergeslasten ob ihren Häuptern drückt der moderne Kapitalismus auf die Elenden, Enterbten des Grubenbezirkes. Aus ihnen werden fürstliche Renten herausgeschlagen. Aller Luxus, den sie in ihrer ewigen Nacht

nicht einmal sehen können, wird aus ihnen ausgespart. Sie erkennen die schlimmste Gefahr, in die der Raubbau ihr Leben bringt. Es gibt kaum ein Murren dawider, denn was möcht' es frommen? Man versucht eine Auflehnung. Sie endigt schmählich. Wer kann einen so ungleichen Kampf bestehen? Gewiß nicht ein Geschlecht, das entsittlicht ist: denn seine Weiber müssen sich preisgeben, nur um beim Krämer einen Kredit zu erbetteln, der trotzdem am Tage der Fälligkeit erbarmungslos eingetrieben wird; ein Geschlecht, dem man jede Scham mit der Hungerpeitsche aus dem Leibe getrieben, das in frühen Ausschweifungen und billigen Schnapsräuschen seine ganze Kraft vertan hat. Das Orgeln unterirdischer Wasser, ersinkender Gruben, das Dröhnen stürzender Stützbalken tönt durch dies ganze erschütternde Buch. Kein Wort eines wohlfeilen Mitleids, das hier trivial wirken müßte. Auch sie, die da sterben, vollenden nur ihr Geschick, das notwendig und prädestiniert — man muß Calvins Lieblingswort anziehen — war nach den Gesetzen der Vererbung und des Milieus, das vielleicht kommende Geschlechter verbessern mögen, die Erhebung Einzelner gewiß nicht wenden kann. Eine gewisse Wortkargheit in entscheidenden Szenen tut mächtige Wirkung. Er weiß zu schweigen, wie zu reden — wie eben ein echter Künstler. Denn selbst das Fallen des Vorhanges kann oftmals ein Effekt sein.

Er hat Symbole von mächtiger Größe. Ich erinnere hier an das Roß Trompette, das in der unterirdischen Welt erblindet ist und nur noch am Geruch neue Ankömmlinge erkennt, um sie wiehernd zu begrüßen; oder an jene schreckliche Bahnfahrt zu Ende der „Nieder-

lage". Die nüchternsten Dinge gewinnen unter Umständen eine unheimliche Bedeutsamkeit; mit dem tollen und wahnwitzigen Lokomotivführer rast die ganze Gesellschaftsordnung des zweiten Kaiserreiches, ausgesogen und entnervt durch die Nanas, ihrem sichersten Untergang entgegen. Und weil ich Nana genannt habe — niemals hat Zola Freude am Unzüchtigen gehabt. Er ist niemals lüstern. Es kann nur niemand am Sexualen oder am Dirnenwesen vorübergehen, der unsere Zeit schildern möchte. Aber das reichste Talent wird vor der Mannigfaltigkeit der Aufgaben, die hier seiner harren, eher verzagen, als sich übernehmen. Denn noch ist eine Aufgabe nicht gelöst, und schon drängen andere, größere Probleme herzu und möchten erörtert sein.

Er war durchaus neidlos. Dem jungen Guy de Maupassant hat er nach seinem Erstling gern den Kranz gereicht.

Er hat mit mancher wohlfeilen Lüge aufgeräumt. Idyllen vom Leben des französischen Landmannes kann man nach „La Terre" nicht mehr gut schreiben.

Er hat mächtig gewirkt. Allenthalben und in aller Welt merkt man die Spuren seiner Tätigkeit. Eines der eigentümlichsten Werke in deutscher Sprache, „Die Weber", ist nicht gut ohne ihn zu denken. Es würde Hauptmanns große Tat nicht mindern, sollte er „Germinal" gekannt haben.

Eine Sehnsucht nach Wahrheit war in ihm. Und dabei jener Schmerz nach Romantik, nach der holden Lüge des Lebens, die er selber so schmerzlich in Vielen zerstören mußte, wie in allen, die ohne holde Lüge durchs

Leben schreiten müssen. Auch er hätte gern seinen „Traum" geträumt.

Wir sind durch seinen Tod verarmt. Nicht so sehr vielleicht um das, was er uns noch hätte schenken mögen; aber um eine Gestalt, die nach allen Qualitäten kräftig und wirksam war, die man schwer missen wird. Es gibt nicht viele, die man mit ihm messen könnte, die so innerlich des Glaubens an sich und ihre Sendung voll sind. Und wieder kommen uns zwei, nur zwei zu Sinn: der Einsame von Christiania und der Prediger von Jasnaja Poljana.

Theodor Fontane

Wie an seinen Lieblingshelden, an Zieten, so ist auch an ihn der Tod „im Husch" herangetreten. Von keiner Krankheit hatte man zuvor gehört. Stark und aufrecht stand er an der Schwelle des achtzigsten Jahres, sodaß man bei ihm mit einer reichen Fülle von Tagen rechnen durfte. Und so rastlos und gesegnet tätig war er bis in seine letzte Stunde, daß man beinahe das Gefühl hat, dieser Greis sei unvollendet von uns genommen worden.

Er entstammt einer jener französischen Auswandererfamilien, die dem Staate, der den Glaubensflüchtlingen ein Heim geboten, diese Gastlichkeit so reich vergelten durfte. Sie haben in das schwere märkische Blut etwas von französischer Leichtigkeit und Beweglichkeit gebracht. Adelig hielten sie zusammen; ihre Besonderheiten behaupteten sie; ihre Muttersprache pflegten sie. Aber innigere und getreuere Bürger als sie, die sich ihm recht mit dem Herzen und in Dankbarkeit hingegeben hatten, besaß der Staat Preußens niemals. Man denke an die wundersame Schilderung, die Theodor Fontane von seinem Vater, dem Gascogner, mit all seiner Ruhmredigkeit und seinem Schwindelgeist entwirft. Sie ist wohl die größte Probe seiner Dichter-

kraft, deren bestes Geheimnis immer darin lag, auch das Verletzende mit Anmut und Zartheit vorzutragen.

Eine englische Reise, damals, zu Mitte des Jahrhunderts, noch ein fährliches und seltenes Unternehmen, vermittelte Fontane die ersten starken Eindrücke aus der Fremde. Ihren Spuren kann man in seinen Gedichten allenthalben begegnen. Die altenglischen Balladen, deren Wiederfindung die neue Blütezeit unserer Lyrik mit bestimmt hat, haben es ihm angetan. Er übertrug uns diesem Wunderhort rastlos und mit einer unendlichen Vollendung. Die blutige Sage vom Chevy-Forst, wo die fünfzehnhundert des Percy mit den zweitausend des Douglas stritten, bis beide Heere fast völlig aufgerieben waren, die Geschichte vom kleinen Musgrave, der bei seiner Lady schlief und dem der beleidigte Gatte das Schwert zuwarf, weil er keinen Unbewehrten töten wolle, hat er uns angeeignet. Den Douglas-Zorn rief er aus seinem Grabe. Geharnischt, rauh und gewaltig beschwor er die Zeiten der schottischen Maria Stuart, und da sein Interesse an jener Periode nun einmal geweckt war, so fand er, der Protestant, die Brücke zur Jakobiten-Bewegung, die mehr als ein Jahrhundert England mit gewaltsamen Zuckungen erfüllte. Er übertrug die Jakobitenlieder; ja wohl das Schönste, möchte man behaupten, hat er aus dem Bedürfnis eines Abschlusses und aus intimer Kenntnis der Volksseele dazu geschaffen. Es beginnt: „Die ihr euch Jakobiten nanntet“ und ist eine Art Anrede an die geschlagene Partei der Stuarts. Derlei aber legt das Volk sonst immer einer einzelnen und bestimmten Person in den Mund. Die Menge klagt um einen Führer — man

denke an das erschütternde „Robert o Roon Irlands“, das uns Moritz Hartmann überliefert, personifiziert in einer Einzelnen, in o Roons Geliebter.

Ein vollkommenes Bild des blutigen Aufstandes, der nach manchen Erfolgen im Jahre 1746 endgiltig niedergeschlagen ward, entwerfen diese Lieder. Da ist zunächst die Musterung. Ein Meisterstück und ein Beweis, was Rhythmus für sich allein vermag.

Die Duncans kommen, die Donalds kommen,
Die Colins kommen, die Ronalds kommen.
Es kommen die Kenmures Sohn und Vater,
Lord Poster und Lord Derwentwater.
Und Jack und Tom und Bobby kommen
Und haben die blaue Blume genommen . . .

Sie kommen mit Pfeifen und Dudelsäcken
Und suchen das Volk mit den roten Röcken.
Bald werden die Schöße im Winde fliegen,
Bald werden die Whigs auf der Nase liegen,
Denn Jack und Tom und Bobby kommen
Und haben die blaue Blume genommen.

Man lese das Gedicht; aber man lese es laut. Und man hört das Marschtempo, die Trommel ruft, der Dudelsack quäkt, die Pfeife schrillt, und es jauchzen übermütige Rekruten, rauflustig und froh der Kraft, die zu ihrem Flachfeld aus dem Hochlande niedersteigen. Die unentschiedene Schlacht von Sherifmoor: „Wir sind gelaufen und sie sind gelaufen, gelaufen einzeln und in Haufen“ folgt; der Prätendent, „ein Hochlandsbursch vom Scheitel zur Zeh'“, kommt auf den Plan, und das Volk jauchzt ihm entgegen: „Oh, Char-

lie ist mein Liebling, mein Liebling, mein Liebling — Oh, Charlie ist mein Liebling, der junge Kavalier." Das Mädchen will Gais und Kuh dahingeben, sich ein Tartankleid kaufen und neben dem Geliebten schreiten. Sie müssen immer und überall ein passendes Kostüm haben, die Guten. Einzelne Erfolge: endlich die schwere Niederlage von Drunmossie-Moor; die schöne Maid von Inverneß klagt darum, und ein Vater seufzt: „Sieben Söhne gab ich dem Kavalier, sieben grüne Plätze sind blieben mir, ihrer Mutter Herz ist gebrochen vor Weh — König Jakob, daß ich dich wiedersäh." Die ungestüme Tapferkeit der Hochlandssöhne war verloren. Nichts bleibt, als Unterwerfung oder Tod denen, die nicht von der Sache der Stuarts weichen wollen:

Die ihr euch Jakobiten nanntet
Zu eigner und des Königs Ehr',
Die ihr euch Jakobiten nanntet,
Zu Thron und Stuart euch bekanntet
Und endlich doch den Rücken wandtet,
O tretet her.

Was kämpft ihr noch voll halben Zwanges
Ein leeres Wortgefecht „ums Recht"?
Entschlagt euch des gelehrten Dranges;
Ich sag': ein kurz Schwert und ein langes,
Ich sag': ein stark Herz und ein banges
Die machen Unrecht ach und — Recht.

Was schwankt ihr länger bang und schüchtern?
Der findet Gnade, der drum wirbt.
Was schwankt ihr länger bang und schüchtern?

Fügt euch den neuen Himmelslichtern
Und überlasset seinen Richtern
Den, der in Treuen lebt und stirbt.

Wunderschön. Aber kaum volksmäßig und gesungen. Mindestens sehr frei übertragen.

So wurde ihm der Volkston in innerster Seele vertraut. Er erkannte, daß im Bänkelsang wie die Wurzel so die Entartung der Ballade stecke. Und so schuf er denn seine eigenen Balladen in einem ganz neuen Ton, also daß man ihrer zwei als richtunggebend für eine neuere Entwicklung der Ballade ansprechen muß. Die Schilderung, die bei Bürger, bei Uhland und Goethe noch ein fast souveränes Element der Erzählung gewesen, tritt zurück und ist höchstens ein Stimmungsmittel. Eine Szene eines Dramas; so der berühmte und durch Löwes meisterhafte Komposition allbekannte Archibald Douglas. Der Monolog des heimkehrenden Verbannten, das Erscheinen des Königs; Rede und Gegenrede in lebendigster Entwickelung; der versöhnlich und menschlich rührende Schluß nach einem Augenblick der höchsten Spannung. Oder das Ganze ein reiner Monolog, liedmäßig und zusammenfassend ein ganzes Geschick, wie jenes „Lied des James Mammouth", das in seiner Art einzig ist und alles sagt, was man über die Stuarts sagen kann, mit der grandiosen Schlußwendung:

Das Leben geliebt und die Krone geküßt
Und den Frauen das Herz gegeben
Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst —
Das ist ein Stuart-Leben.

Die Kunst, die er da erwarb, hat er alsdann auf

sein geliebtes Preußen angewendet. Er besang die Helden der fridericianischen Zeit. Seine Lieder sind sehr volkstümlich geworden, in allen Lesebüchern stehen sie, und es sind ganz vortreffliche darunter. Sicherlich war er bei ihnen mehr mit dem Herzen, als bei seinen schottischen Balladen, und dennoch hat er nicht jene Kraft, nicht das Ungestüm, wie wenn er seine fremden Stoffe meistert. Es ist häufig etwas Gewolltes, Lehrhaftes, selbst Schematisches darin, als hätte er diese Helden sich zu Objekten mehr erwählt, als daß sie sich an ihn herangedrängt hätten, nach ihrer Gestaltung heischend. Auch in der eigentlichen Lyrik liegt seine Stärke nicht, obwohl sich da eine der Perlen deutscher Dichtung überhaupt findet; das berühmte „Alles ohne Liebe" faßt das Los von Hunderttausenden in eindringlichster Weise zusammen. Wie wahr ist das! Und zugleich — ich werde das Wort noch öfter auf Fontanes Kunst anwenden müssen — wie zart! Und glänzend ist er, wenn er Bildchen aus dem Berliner Straßenleben festhält. Die umreißt er mit einer Sauberkeit, daß man sich an den anderen großen Schilderer der fridericianischen Periode, Adolf Menzel, erinnert fühlt. Beiden war ein ähnliches Schicksal — nicht zeitige Anerkennung, Frondienst ums Brot als Zeichner oder als Journalist. Beiden ist die gleiche Augenhaftigkeit gemein, nur knüpft Fontane nach Dichterweise gern an das Geschaute eine hübsche Wendung, wenn es Menzel nach seiner Art gelassen und für ewig hinstellt. Und beide sind tüchtige Menschen; der alte Fritz mag seine Freude gehabt haben, als ihm Fontane in dem reizenden Gedicht zu des Malers siebzigstem Geburtstag auf

der Schloßtreppe Sanssoucis von Menzel vorplauderte. Ueberhaupt hat Fontane seine Kunst gern in den Dienst der Gelegenheit gestellt. Festliche Anlässe liehen ihm festliche Worte. Und klug und spähend, nicht ohne berlinische Ironie schlendert er durch die Straßen seiner Großstadt.

An der Schwelle des Greisenalters stand er, als ihn der Trieb zur künstlerischen Gestaltung im großen Stil neuerdings mächtig überkam. Man hätte erwarten müssen, er werde nach einem englischen Stoffe greifen, vielleicht ein großes und glänzendes Gemälde der Stuart-Zeit aufrollen. Aber damit hatte er sich offenbar schon auseinandergesetzt. Das war immer mehr Spiel bei ihm gewesen. Eine andere Aufgabe lag klar vor ihm, und er griff darnach mit der gelassenen Zuversicht in das eigene Können und die eigene Lebensdauer, die ein Charakteristikum dieser zweiten großen Periode Preußens und seiner bedeutenden Männer ist.

Er kannte die Mark wie keiner. Ein Wanderer hatte er sie oftmals und nach ihren heimlichsten Winkeln durchstreift, mit dem Auge des Dichters, das den Dingen Eigentümliches und Bedeutendes abfrägt. Wo man Gottverlassenheit und Reizlosigkeit vor ihm gesehen, da erkannte er die schwermütige Schönheit der Havelseen, die schwarz und traurig im dunkelnden Schatten ihrer Föhren ruhen. Die Heimlichkeiten der kleinen märkischen Städte, worin sich ein so tüchtiges, rühriges und nüchternes Geschlecht tummelt, hatte er bespäht. Aus der Vergangenheit, die ihm vertraut war, schritt er bedacht zur Gegenwart. Nicht umsonst war er der Meister der Ballade. Da entstand die traurige Ge-

schichte von Grete Minde aus Tangermünde, die durch eine böse Stiefmutter erblos gemacht und ins Elend getrieben ward; eine Meisternovelle nach allen Qualitäten, erzählt in einer Chronikssprache, wie sie so geschmackvoll Wenige zu handhaben wissen. „Vor dem Sturm" kam. Der Roman der Zeit vor der großen nationalen Erhebung gegen Napoleon. Hier tut Fontane zu viel. Er möchte Einblicke geben in jede geistige Strömung dieser Periode, freut sich nach romantischer Weise noch zu viel am Kunstgespräch und nach Berliner Art überhaupt an gebildeter Rede. Dadurch leidet das Ganze.

Inzwischen aber, wann immer er seine Stadt durchschritt, so gewahrte er Neues. Ein unbändiger Drang war in dieses Berlin gefahren. Es reckte sich mächtig. Wo man vordem durchs Grüne gegangen, standen nun endlose, graue Straßen, einförmig auch wenn sie nach Individualisierung strebten. Denn der Geist des Preußentums steuert nach der Uniform, und in diesem unbewußten Streben nach einer straffen Zusammenfassung und strengen Zucht aller Kräfte liegt ein Geheimnis aller seiner Erfolge. Er selber aber war der Zeuge dieses Umschwungs. Jede Wandlung in der Physiognomie der Stadt war ihm vertraut, wie etwa klugen Eltern kein neuer Charakterzug entgeht, der sich bei ihrem Kinde kündigt. Und er liebte sie, liebte sie mit der Innigkeit des Greises, der Sturm und Drang wieder zu verstehen beginnt, weil sie so ganz hinter ihm liegen. Der Zeuge der erstaunlichen Entwicklung wurde Berlins Schilderer.

So entstanden seine Berliner Romane, die bleiben

werden, wenn überhaupt Denkmäler einer großen Periode und einer großen Entfaltung vordem gebundener Kräfte bleiben. Ihre Fabel ist gleichgültig; meist ist sie so schlicht, daß sie recht nebensächlich erscheint. Hinter dem inneren Ergebnis tritt das Aeußere zurück. Er schildert etwa in „Irrungen, Wirrungen" eine Liebelei. Das Mädchen wird dem Mann immer werter, aber die Herstsonne der Erkenntnis, ein baldiges Scheiden sei geboten, leuchtet durch die Bäume, in deren Schatten sich das sozial ungleiche Liebespaar ergeht. Es gibt Kämpfe, Irrungen, Wirrungen, aber keine Katastrophe. Fontane hat nur zweimal tragisch geschlossen. Eine gewisse Scheu vor dem Tragischen und seinen Schauern lebt in seiner wie in Gottfried Kellers Seele. Dem letzten Zusammenstoß weicht er gerne aus. Man denke an „Ellernklipp". Vater und Sohn entbrennen in Liebe zum selben Mädchen, in einer Liebe, die bis zum Mord hinreißt. Ueber diesen Mord selbst wirft der Dichter einen Schleier. Er schädigt sein Werk dadurch, denn mit innerer Notwendigkeit trieb alles auf den Zusammenstoß zwischen Vater und Sohn als den Höhepunkt der Erzählung hin. Er jedoch biegt ab; seiner maßvollen Seele ist dieses Gräßliche ein Greuel.

Bewunderungswürdig ist seine Kenntnis des Details. Er muß seine Hintergründe nicht erst entwerfen. Das ist eine mühsame Arbeit, und sie nimmt nur zu leicht etwas vom Gewollten und Gemachten an. Sie stehen ihm vom Anbeginn fest. Und seine Menschen kennt er bis ins letzte Detail. Da ist King Etzel in „L'Adultera". Der Typus des reichen und soliden Börsianers der Zeit vor dem großen Aufschwung. Hilfs-

bereit, aber man muß für die Hilfe einen mehr oder minder schlechten Witz in Kauf nehmen. Unendlich taktlos; einer jener Menschen, die lärmen müssen, sollen sie an ihre eigene Fröhlichkeit glauben; die Taler klimpern hören, wenn ihnen der eigene Reichtum zum Bewußtsein kommen soll. Und dennoch, welche Güte in diesem Etzel! Oder die Krone seiner Figuren: Frau Jenny Treibel. Sie ist das Produkt einer ganz anderen Zeit. Noch ragt ihre Jugend in die romantische Vergangenheit, noch spielt sie mit ihrer Bildung und schminkt sich so allerhand Gefühle und Gefühlchen. Aber es ist ein ernstes Leben. Man ist reich geworden und weiß das zu schätzen, man ist wohl noch mit dem Sinn für das Höhere begabt und zeigt gerne, daß er einem nicht ganz abhanden gekommen ist, aber im Leben hat das eigentlich nichts zu sagen. Es gehört in die Putzstube der Seele und in ihre Feierstunden. Bewundernswürdig ist diese Gestalt; selbst die Ironie liegt in ihr, und der Dichter läßt sie nur vor uns wandeln, ohne auch nur mit einem Lächeln an Frau Jenny Treibels Wesenheit zu rühren. Immer wieder drängt sich uns bei Fontane der Gedanke an Menzel auf. Sie sind durchaus Realisten und objektiv. Höchstens in „Jenny Treibel" habe ich das Gefühl, ob in der Gestalt des Professors nicht etwas von Fontane selber stecke. So wenig im übrigen sonst Fontanes Begabung nach dem Drama hinzudrängen schien, die Art seiner Charakteristik ist durchaus dramatisch, hier lustspielmäßig.

Aus seinem Leben hat er mehrfach und erbaulich Bericht erstattet. Zu beichten hatte er eigentlich wenig. Eine helle Sonne liegt über seinen Schilderungen aus

der Jugendzeit. Düstere Begebenheiten, wirtschaftlicher Niedergang eines vordem reich begüterten Hauses, Sinken und Entfremdung eines begabten und liebenswürdigen Vaters brechen herein, ohne diese Frohnatur zu umdüstern. In ihm ist immer ein schönes Maß und eine Anmut. So bringt ihm das Jahr 1870/71 Bitternisse. Der Kriegsberichterstatter wird Gefangener und schwebt als der Späherei verdächtig selbst in Lebensgefahr. Mit welchem Humor erzählt er davon! Und so ist seiner Sprache immer Anmut, Wärme von innen heraus eigen. Sie kennt keine Schwierigkeit der Darstellung. Behaglich strömt sie hin, durchleuchtet und farbig. Man denkt an Goethe; verwandte Naturen haben eben immer auch verwandte Ausdrucksmittel. Wenn der Goethekult bei Heyse vielfach in der Gebärde steckt, so ist er bei Fontane ein Teil seiner selbst. Er selber vergleicht sich in einem allerliebsten Gedicht mit Fritz Katzfuß, dem dämeligen Kaufmannslehrling, der mit seinem Bändchen Goethe auf Leitern und zwischen Schränken herumsteigt.

Für die Jugend hatte er ein warmes Empfinden. Als die neue Bewegung anbrach, stellte er sich mit dem Rechte der Selbstverständlichkeit in ihre Reihen. Umlernen mußt er nicht, weil er nichts zu verlernen hatte. Die Tage der Jugend waren ihm vielfach in Fron und Tagesarbeit vergangen. Eben dadurch, wie das Glück seinen Lieblingen alles zum Guten kehrt, war er von Ungeschmack und Unart eines Manierierten bewahrt, war gewöhnt worden, sein helles und klares Auge nach außen hin zu kehren. Mit der Ruhe des Weisen, dem schon zu viel seines Tages verflossen war, als daß sich

Eile noch lohnen würde, griff er nach seinen Früchten: sie ließen sich langen, und der Abend brachte ihm eine reichere Ernte, als anderen die volle Helle.

Einmal bin ich ihm gegenüber gesessen. Mich däucht, es war ein altes Haus, worin er wohnte. Aber in Berlin sieht eigentlich jedes Haus alt aus, weil es immer noch ein neueres in der Nähe gibt. Eine Stube, die eng schien, so vollgekramt war sie; eine Uhr, die ängstlich tickte und mit hellem und flinkem Schlage lief. Er selbst angetan mit einer befremdenden Nettigkeit. Ein umgelegter Kragen, dazwischen die Binde, schwarz und schmal. Zu Hofe hätte der Mann gehen können jeden Augenblick, dachte man. Schlichtes, schlohweißes Haar; schneeweiß der hängende Schnurrbart. Kluge, warme Augen, von einem schönen Blau. Einer jener Menschen, denen alles Unsaubere ein Pein ist. Wir sprachen von Wien, wo sich eben damals eine Erkenntnis seines Wesens vorbereitete. Ich hatte eben ein Ungemach hinter mir. „Hagars Sohn" war von der Kritik übel gezaust worden und besonders Tante Voß lag mir grimmig in den Haaren — er hatte die „Vossische" den Tag, wohl den ersten in seinem Leben, noch nicht gelesen. Fiel ein Wort, das ihm behagte, so strich seine Hand kosend über die seines Gegenübers. Es läßt sich nicht sagen, wie weich, wie rührend diese Bewegung war. — Wieder soll ich nun nach Berlin. Ich hatte mich so auf das Haus in der Potsdamerstraße gefreut! Es ist mir nicht mehr vergönnt, diese hölzerne Stiege hinanzusteigen. Aber nach dem Fenster will ich sehen, und ich weiß, ich werde durch all den Straßenlärm aufhorchen, als hört' ich das Ticken von Fontanes Pendule.

In Heinrich v. Kleist fand das Preußentum seinen stärksten, in Menzel seinen schärfsten, in Fontane seinen liebenswertesten Ausdruck in diesem Jahrhundert. Das ist ein Dreiklang. Wer will bestimmen, welcher Ton der mächtigste sei? Sie gehören zusammen. Und mit Berlin ist Fontane und sein Lebenswerk geworden und verwachsen für immer.

Paul Heyse

In sehr jungen Jahren hatte sich Paul Heyse, der heute seinen siebzigsten Geburtstag feiert, seine ganz bestimmte Stellung in der Literatur der Gegenwart und ihrer Geschichte gemacht.

Er zählte noch nicht sechsundzwanzig Jahre, als 1855 sein erstes Novellenbuch erschien. Jene Geschichte war darunter, deren ungemeiner Erfolg ihm seither sein Leben lang nachging: „L'Arrabiata". Von Stund an galt er für den ersten deutschen Novellisten, fast für den Einzigen, den man überhaupt dichterisch ernst nehmen dürfe. Es hat lange gedauert, ehe auch nur der leiseste Zweifel an diesem seinem Rang laut wurde, ehe man dem Zürcher Gottfried Keller den Primat zusprach, den er heute wohl behauptet.

Begreiflich genug und begründet war diese so überraschende und so nachhaltige Wirkung. Einmal kam die Geschichte einer tiefen Sehnsucht eines jeden Deutschen entgegen: sie spielte in Italien. Und sie schilderte die Wahlheimat eines jeden Deutschen mit einer größeren Richtigkeit der Zeichnung, mit unvergleichlich lebendigeren und wahrhafteren Farben, als man es bis dahin von deutschen Novellisten gewohnt war. Die trugen nicht nur Spitzhut und Radmantel und Theaterdolch,

die Italiener, die Heyse schilderte; in ihren Adern rollte ein heißeres und ungestümeres Blut, als in uns Nordländern. Entschluß und Tat nahe beisammen, ein elementarisches Leben.

Wieder einmal empfand man den Zauber des Kolorits. Und eine durchaus dichterische Persönlichkeit war erschienen, deren Ueberlegenheit auch der Gegner empfand. An Lyrikern von Gaben fehlte es nicht, wie es daran in Deutschland niemals gemangelt hat, so wenig sich die Deutschen zum Bewußtsein gekommen sind, daß in dieser Dichtungsart ihr bester Reichtum und ihr stolzester Hort beschlossen liegt; beschlossen, denn es verlangt nur zu wenige, danach zu greifen. Immer noch sangen die melodischen Sturmvögel, welche die Bewegung von 1848 aufgescheucht, durch den grauenden Tag.

Die romantische Form der Erzählung, mit ihrer starken Subjektivität, mit ihrem Suchen nach feinen und heimeligen Stimmungen hatte sich ausgelebt. Im Volke fand sie niemals starken Widerhall. Das junge Deutschland dominierte und zerrte Fragen des Tages in die Dichtung. Man überspannte seine Kraft; man schrie, statt zu sprechen, gebärdete sich leidenschaftlich, nur um zu verhüllen, wie schrecklich nüchtern man empfand. Ehrbare Philister spielten mit heftigstem Bemühen die Tempelstürmer. Die Sprache begann zu verwildern; in unerträglicher Weise überwucherten die Fremdwörter, und es schien manchmal, als sei alles Bemühen um Reinigung und Bildung verloren gewesen. Und nun kam einer, der das konnte, was andere wollten: erzählen; und man hörte ihm gern, ja gefangen von seiner feinen Kunst zu.

Er meisterte die Sprache in einer ungemeinen Weise. Klar, ebenmäßig und schlank bauen sich seine Sätze. Es ist kein nervöses Hasten darin; gelassen, ohne jede Eile und dennoch knapp strömen sie ihrem vorgesteckten Ziele zu. Er ist niemals weitschweifig, noch geschwätzig, eine Fülle jener sinnlichen Wendungen, die unverlierbar im Gedächtnis haften, die ganz bestimmte und bleibende Vorstellungen wecken, blüht auf. Es ist wie ein Lustwandeln in einem wohlgehaltenen englischen Garten: Schattenwäldchen, spiegelnde Wasser, Beete mit Blumen, Plätze zu ruhigem Verweilen; alles schicklich, mit weisem Maß und just da angebracht, wo man es sich eben wünschen mag. Es ist Harmonie in dieser Sprache und ein geheimer Rhythmus, wie ihn nur der Prosaiker erschwingt, dem zuvor der Vers sein Geheimnis aufgetan. Und alles ist von einer schönen Durchsichtigkeit. Niemals wird Heyse verworren, noch verwickelt er sich in den klug geschlungenen Gliedern seiner Satzketten. Man begreift, da ßfrüh der Vergleich mit dem größten Sprachmeister, mit Johann Wolfgang Goethe, laut und unablässig variiert ward. Beide zeigen dasselbe Streben nach dem schönen und notwendigen Ebenmaß.

Dazu kommt seine ungewöhnliche Meisterschaft der Technik. Nirgends spürt man etwas vom Ringen mit dem Stoff, das manchmal einen unsäglichen Reiz gewährt, häufiger aber durch das Gefühl der unzulänglichen Kraft stört, die sich an einer Aufgabe versucht. Er tut alles mit wirklicher Eleganz. Jede seiner Novellen ist rund und in sich abgeschlossen. Eine sinnreiche Fabel, die man leicht behält und der man mit Vergnügen

durch die bunten und geschmückten Irrwege folgt, bis sie der Dichter zu ihrem vorbestimmten Ziele führt. Er verlangt, es müsse sich der Inhalt jeder Erzählung in einem knappen und klaren Satz zusammenfassen lassen: er nennt das, nach einer der schönsten Erzählungen aus des Giovanni Boccaccio Decamerone, den Falken. Er griff eben auf die Form zurück, die der Novelle die Meister der Renaissance gegeben, als sie aus der ursprünglichen, rein auf die Neugierde und den Kitzel berechneten Anekdote, oder aus dem Wust von Abenteuern ein durchdachtes und wohlgeordnetes Ganzes machen lehrten, ein Kunstwerk, das im engsten Rahmen alle Ansprüche befriedigt, die man irgend daran stellen kann. Unentbehrlich ist dennoch der Appell an die Neugierde; denn sie zu wecken, ist das Geheimnis des Erzählers; sie zu befriedigen, seine Kunst. Hier, in der Technik, sind zahlreiche Arbeiten Heyses geradezu kanonisch, und sie sind vorbildlich für alle. Man muß eine Zeit bei ihm in die Schule gegangen sein, will man als Erzähler seiner Sache sicher werden. Es sei denn, man ziehe es vor, unter unsäglichen Mühen sich alles selber zu ersinnen, dessen man bedarf.

Er geht gerne vom Problem aus. Der Fall, den er demonstrieren will, ist ihm das Ursprüngliche, und danach formt er sich die Menschen, die ihn erhärten sollen. Trotzdem sind sie immer durchaus wahr und glaubhaft gehalten. Bei seinen Männern meint man fast immer zu empfinden, er habe ihnen etwas von seinem eigenen Wesen mitgegeben. Er liebt es, von einem Satz ausgehend, zu seinem Gegensatz zu gelangen, bis zur völligen Umkehr der Voraussetzungen. So entsteht

jenes Antithetische bei ihm, das oftmals nach Klügelei schmeckt. Eben nur schmeckt; denn ihm selber ist es vollkommen und künstlerisch ernst, und darauf allein kommt es an. Er aber macht niemals Zugeständnisse; niemals schielt er nach Gunst oder Beifall. Er hat ein feines Naturgefühl, nur ist es nicht von jener schmerzlichen, fast sentimentalischen Innigkeit, wie nun bei den Modernen. Er sieht sich mit gelassenen und offenen Augen um und schildert, was er so gewahr wird; auch in dieser Hinsicht ist etwas Goethesches in ihm. Den Gottesgarten Meran mit all seiner Schönheit hat eigentlich er für die Literatur entdeckt. Er scheut nicht vor der Tragik zurück; nur das Trostlose und das Niedrige stoßen ihn innerlich ab, der gerne mit leisen Schleiern das Schlimmste verhüllt, woran vorbeizugehen ihm nun einmal bestimmt ist. Innerstes Bedürfnis ist ihm vielleicht noch mehr als das Schöne das Anmutige, das Gefällige. Niemals und bei keiner Versuchung wird er geschmacklos: die Erregung des Künstlers ist ihm sicherlich nicht fremd, aber sie ist vollkommen bemeistert, ehe er auf den Plan tritt. Es ist niemals etwas Improvisiertes an seiner Art. Er schafft aus der höchsten Bildung, aus reinen Kunstbegriffen für die Gebildeten. Etwas Architektonisches ist in der Art, wie er baut und gestaltet.

Im Vergangenen ist er heimisch, wie in der Gegenwart. Er, sonst unermüdlich in der Untersuchung der Beziehungen beider Geschlechter, die ihm noch kein Kampf sind, konnte wohl einmal ein Männerbuch, wie sein Buch der Freundschaft, schreiben. So blieb ihm denn auf zwei Gebieten der Erfolg treu: dem Roman-

cier wie dem Novellisten horchte man immer mit Anteil. Nicht alles gefiel in gleicher Weise, und das ist bei einer solchen Fülle des Schaffens fast unmöglich. Aber man wußte, daß er niemals unter sich sank. Nur auf dem Gebiete, an das er seine meiste Mühe gesetzt, blieb ihm der rechte Erfolg aus: der Dramatiker, der so oft sein Glück versucht, konnte niemals durchgreifen. Das macht, er ist wohl zu klug für dieses Gebiet, das eher dem dreisten Drauflosgeher, der rohen Kraft Siege bringt, als dem klugen Fechter, und es ist ihm weit eher gegeben, zu erwärmen, als mitzureißen. Aber dies war der Schmerz seines Lebens, dem die Sterne sonst so hold schienen; und es sind in seinen Dramen dichterische Schönheiten zu Fülle gehäuft. So ist es denn nur zu billigen, daß an seinem Ehrentage das Burgtheater nach seinem tüchtigsten und mannhaftesten Stücke, dem wackeren „Hans Lange" griff.

Er hat aus den Schächten der Novellistik manches vergessene Kleinod heraufgeholt. Durch Jahre erschien sein „Novellenschatz", ein Hausbuch bester Art, gesammelt mit unerhörter Kenntnis des Vorrätigen und mit einem fast untrüglichen Geschmack. Es war ein Ritterschlag, da Platz gefunden zu haben, und noch Gottfried Keller und Marie Ebner haben das so empfunden. In fremden Literaturen ist er heimisch; mit dem feinsten Formensinn begabt, hat er auch da viel für seine Deutschen zu ernten gewußt. Ich erinnere nur an sein spanisches Liederbuch, an seine Uebertragungen aus dem Italienischen, denen in seiner Hand aller Duft der südlichen Sprache blieb, die ganze Sonne jener glücklicheren Gelände. Noch ganz vor kurzem hat er für das

stärkste lyrische Talent des gegenwärtigen Italien, die mächtige syziale Lyrikerin Ada Negri, seine ganze Kunst aufgeboten und ihr bei uns Heimatsrecht geschaffen. Denn mit Achtung hat man seine Stimme stets vernommen.

Niemals hat er sich etwas vergeben oder etwas abdingen lassen. Aber um die gerechte Schätzung, die späte Anerkennung Grillparzers im Reich hat er seine großen Verdienste. Zeitig begriff er die ganze Größe Anzengrubers und machte niemals ein Hehl aus seiner Verehrung. Es war sein Werk, daß man den großen, damals in seiner Heimat nicht nur nicht nach Gebühr gewürdigten, vielmehr zurückgedrängten Dramatiker zum Ritter des einzigen Ordens ernannte, dem zuzugehören einen Künstler erfreuen durfte, des bayrischen Maximilian-Ordens, dessen Mitglieder durch freie Wahl des Kapitels bestimmt wurden. Und als klerikale Einflüsse die Bestätigung des gehaßten Mannes hintertrieben, des Religionsfeindes, als man lieber eine Aenderung der Statuten einleitete, da verzichteten Heyse und Graf Schack auf die Zugehörigkeit zum Orden, ehe sie sich einem Willen fügten, der nicht mit ihren Gesinnungen zusammenfiel. Niemals auch hat Heyse ein Hehl daraus gemacht, wie wenig ihm jene Entwicklung behage, welche die deutsche Dichtung seit einem halben Menschenalter etwa genommen hat. Und dennch: der ungeheure Erfolg Hermann Sudermanns als Erzähler ist mit ein Werk des herzlichen Anteils, den „Frau Sorge“ und „Katzensteg“ Paul Heyse abgewannen und seiner Empfehlung.

So lange und so unauslöschlich umfloß Jugend

sein Haupt, daß man fast verwundert vernimmt, er sei zur Altersgrenze des Psalmisten gekommen. An seinen Werken wird man kaum einen Zug der Ermüdung, geschweige denn des Senilen gewahren. Er hat niemals gebraust, und also ist er auch kaum gealtert. Ein fertiger Mann, sicher aller Mittel seiner Kunst, war er von der ersten Zeile, die er veröffentlicht, bis jetzt; in seiner Art vortrefflich, eine historische Erscheinung, geaicht und geprobt in Jahren, da andere noch kaum wissen, was mit sich und ihren Kräften beginnen, oder wohin dringen, um sich durchzusetzen. Und so erklärt sich denn auch jene Abkehr der Geister von ihm, die sich in der letzten Zeit bemerklich machte. Er war wohl immer vortrefflich in seiner Art, doch eben das ermüdete. Man vergaß, daß bei ihm kaum von einer Entwicklung die Rede sein könne und verübelte ihm sein Beharren. Er aber konnte seine Kunstgesetze und die Art seiner Kunstübung nicht aufgeben, ohne die eigene Natur zu zerstören. So vermißte man denn freilich das eigentlich Reizvollste an ihm, die Entwicklung, und ward zornig, statt sich der Früchte zu freuen, die er in immer gleicher Vortrefflichkeit und fast gleicher Fülle Jahr für Jahr über die Mutter Erde ausstreute. Tapfer aber war er sein Leben lang. Er zuerst hat der Sexualität den gebührenden Rang in der deutschen Erzählungskunst erstritten. Und es ist nun wieder erfreulich, den streitbaren alten Herrn an der Spitze des Goethe-Bundes gegen die finsteren Gewalten voranschreiten zu sehen, die im Namen des Kampfes gegen Zuhälter auch der Kunst an den Kragen möchten.

Conrad Ferdinand Meyer

Fast überlange blieb die deutsche Schweiz in Bezug auf ihre Anteilnahme am geistigen, mindestens am schöngeistigen Leben die Schuldnerin des Stammlandes. Ohne jede Frucht hatten sich die Gewässer der noachidischen Sintflut verlaufen; was danach kam, war wohl nicht ganz belanglos, aber eine wirkliche und dauernde Bedeutung können doch die Geßner, Jeremias Gotthelf und Zschokke kaum beanspruchen, so großes Ansehen und so weitreichende Geltung sie auch in ihrer Zeit gewannen. Das ist nun anders geworden; in Heinrich Leuthold, der an den Ufern des Züricher Sees zu Hause war, gab uns das kleine Land einen der vollendetsten Künstler der Form, die wir in der Lyrik je besessen haben; dem gleichen Gau gehört Gottfried Keller an, dessen Name jedem Gebildeten teuer wie ehrwürdig ist; nahe an Zürich endlich sitzt auf dem ererbten Kilchberg Conrad Ferdinand Meyer, Kellers gerades Widerspiel und eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Dichtung unserer Tage. Das Hauptgewicht der Betätigung liegt auf dem Gebiete der Novelle, beide adeln die Kunstform der Erzählung, und beide tun das in grundverschiedener Weise.

Es leidet nämlich durchweg keinen Zweifel, daß

der Höhepunkt der erzählenden Prosadichtung fast immer mit dem Niedergange der Literatur zusammenfällt. Haben sich alte Kunstformen überlebt und ist niemand da, der sie mit neuem Leben anzufüllen vermöchte, dann gewinnt das ein selbständiges Sein und allgemein Anteil und Geltung, was minder beachtet würde, solange eine wirkliche Blüte der Poesie statthatte. Man wird auch nach der bequemen und mundgerechten Form langen, wenn ungeheure Ereignisse ihre unmittelbar und durch das Tatsächliche ergreifende Gestalt gewinnen. Zersetzung oder Gährung sind der eigenste Boden, auf dem die Erzählung erblühen kann, und der Novellist des Alltags ist nicht mehr als der Märchenerzähler des Abendlandes; was er hervorbringt, gleicht der zweiten Saat, mit der der Bauer seinen Acker nach dem Schnitt bestellt, um sie unterzupflügen, sobald sie recht frech und grün in Halme geschossen ist und die dennoch nicht ganz fruchtlos getrieben hatte: sie lockerte den Boden und machte ihn empfänglicher für die kommende Ernte. So fand Shakespeare seine Stoffe bei italienischen Fabulisten, so bereitet die kleinere Begabung überhaupt unbewußt die Wege für die größere, die hinter ihr kommt. Das Genie ist selbstherrlich und Vollender; es mag Brauchbares finden für seine stolzeren Flüge in dem, was heute uns noch ziemlich zwecklos erscheint.

Soll aber die Erzählung einen Wert erhalten, der über den Tag hinausreicht, dann muß eins von vieren statthaben: entweder der furchtbare sittliche Ernst, mit dem Russen und Skandinavier an ihre Arbeit gehen, die Ueberzeugung, das, was sie sagen, müsse gesagt werden zum Heile der Gesamtheit. Das wird fast nur dort ge-

schehen können, wo die Literatur noch jung, fast alles also noch neu ist. Oder aber ein reicher Born latenter Lyrik muß in ihr schlummern — das Stimmungselement überwiegt wie bei Eichendorff, bei Storm und bei Raabe. Oder eine tüchtige und ganze Persönlichkeit, die ja überhaupt das Maßgebende für die Bewertung eines Poeten ist, muß sich allenthalben bemerkbar machen und alles mit dem Stempel ihrer Eigenart prägen, wie es vornehmlich unser alter Meister Gottfried vermag. Endlich kann ein ausgesprochener und sehr großer Kunstverstand das Ganze ordnen und aufbauen — es ist dies das ausgesprochenste Kennzeichen C. F. Meyers.

An und für sich kam Meyer ungewöhnlich spät zur Kunst. In Jahren, da unsere Modernen in der Regel schon wieder abgehaust haben, als er um die Grenze der Vierziger war, erschien sein erstes Buch: „Huttens letzte Tage“, dem der Romanzenkranz „Engelberg“ ziemlich gleichzeitig sein mag. Das sind nicht mehr die Jahre des Suchens und Versuchens; da ist der Verstand in der Regel schon mächtig neben dem Herzen. Und so ist denn „Hutten“ schon die Probe eines durchaus gereiften Könnens; manche der Bilder, in denen dem kühnen Humanisten am Strande des einsamen Ufers der stillen Ufenau im Bodensee sein Ringen und Streben vorüberzieht, sind tief in der Empfindung und prächtig in der Farbe. Die Gegenüberstellung Loyolas und Huttens ist kühn und glücklich, wenngleich Prophezeihungen ins Nachhinein immer ihr Mißliches haben. Freilich, es wird immer Leute geben, die sich die mannhafte Gestalt Huttens lieber von Strauß her-

aufbeschwören lassen, die in seinen Dialogen stärker das Wehen seines Geistes verspüren als hier, wo sie vielleicht der Gleichklang der paarig gereimten Reime, die für die Dauer etwas klappernd Ermüdendes haben müssen, abstößt. Ihnen sei nicht widersprochen, aber sie wären ungerecht, vergäßen sie des vielen Herrlichen gerade in dieser Dichtung, die auch sonst mit den Schlüssel zu Meyers Wesen gibt: sie erweist, wie durch- aus nach rückwärts gewandt seine Seele ist, wie ihm nur das Vergangene lebt, die Gegenwart gar nichts zu erzählen hat; sie bezeugt seine Sicherheit, mit der er eine bestimmte Figur aus ihrem eigenen Geiste heraus spre- chen zu lassen imstande ist. Das eine ist wichtig für seine Richtung, das andere für seine Technik; beide aber klappen bei ihm wie bei sehr wenigen.

Im „Jürg Jenatsch", seiner ersten und bislang um- fänglichsten Erzählung decken sie sich allerdings noch nicht völlig. Vielleicht darum nicht, weil der ungeheure Stoff für den ersten Blick jeder künstlerischen Behand- lung einfach unzugänglich erscheint. Hier galt es, die greuelvollen Wirrnisse und Parteikämpfe darzustellen, denen Graubünden, in sich uneins, von Verrätern be- droht und nahe daran, ein Zankapfel sämtlicher hadern- der Großmächte zu werden, in der Zeit des dreißigjäh- rigen Krieges verfallen war. Das gelang, mit einer anschaulichen Klarheit sogar, um die der größte Histo- riker Meyer beneiden dürfte. Für die eigentlich doch nur lokal wichtigen Geschehnisse allgemeine Teilnahme zu erwecken, gelang dagegen dem Dichter nicht durchweg. wesentlich auf einer Gestalt, auf dem Pastor Jenatsch, den gewalttätiger Sinn und die Not der Zeiten aus

der Kutte springen und zum gewaltigen Kriegsmann werden lassen, haftet das Interesse. Man folgt seiner Laufbahn; man freut sich, wenn er im Begriffe scheint, das Bündenerland aus allen Fährlichkeiten zu retten; man trauert um den jähen Tod, den eine so bedeutsame Erscheinung bei einem Feste, das ihr zu Ehren bereitet wird, von der Hand der Geliebten findet, die zu erringen er kaum noch hoffen durfte. Man mag hier schon die Kraft bewundern, mit der Meyer bestimmte, farbige und scharfumrissene Bilder entwirft; wird besonders den Schluß, das mörderische Gelage von Chur, nicht leicht vergessen, wenn man es einmal in seiner unheimlichen Lebendigkeit, in seiner düstern Schwüle genossen hat; wird das großartig Versöhnende bestaunen, das den Gewaltigen von der Hand der Einzigen fallen läßt, die ihm ebenbürtig war an Charakter, und von der getötet zu werden ihm süß sein mußte. Aber noch stehen diese glanzvollen Bilder, diese Situationen, in die sich Meyer jeden Stoff zerlegt, zu vereinzelt; ihm sind erst die Ziele, nicht aber auch alle Pfade klar, die dahin führen. Auch steht er noch nicht so ganz über dem Stoffe, wie sonst; das Großartige mag ihn bestochen und mit fortgerissen haben. Und das ist bei ihm durchaus vom Uebel; er gehört zu denen, die dem Anschein nach nicht warm werden dürfen, die kühl und unerregt das Leidenschaftliche erzählen müssen, davon sie eben zu berichten haben. Meyer wird unter den deutschen Schriftstellern der Gegenwart wohl der objektivste sein, derjenige, der darum den großen historischen Stil, der sicher und still dahinflutet, am meisten zu eigen und in seiner Gewalt hat. Er ist durchaus

Stilist; das heißt des weiteren aber auch: er verfügt über eine Sprache voll Fülle, Eigenart und Kraft.

Sie ist nicht das, was man schön zu heißen gewohnt ist. Sie ist keineswegs flüssig, sie geht nicht leicht und gefällig ins Ohr. Aber sie ist charakteristisch im besten Sinne, nach strengen Gesetzen baut sie sich auf, mit sparsamen, doch dann ungemein glücklichen Figuren, mit kühnen, knapp angedeuteten und lebendigsten Vergleichen. Meyer wird nie breit, eher zu knapp; aufs genaueste mit der Art der Chroniken vertraut, ist er befähigt, jede Zeit in der ihr eigenen Mundart sprechen zu lassen. Er verfügt über Zeitfarbe und Lokalkolorit so unbeschränkt und vielseitig, wie meines Wissens niemand mehr neben ihm. Das allein ermöglicht ihm auch jene Art der Technik, deren bereits gedacht worden ist; des Aufbaues seiner Erzählungen nach ganz besonderen Stellungen, Maßen und Verhältnissen. Niemand entwickelt seine Stoffe so architektonisch und sicher, wie er. Man könnte von seinen besten Erzählungen einen Grundriß machen, der dem Kenner gar keinen unebenen Begriff davon beibrächte. Bei ihm ist eben alles abgewogen und berechnet — mag sein, ohne daß er selber sich Rechenschaft darüber geben kann. Man hat einmal mit dem Unbewußten in der Dichtung vielen Unfug getrieben; man treibt's jetzt gerade so mit seiner Verneinung. Es macht nicht alles, aber es ist auch nicht hinwegzudenken, aus der Arbeit des Dichters, will er diesen Namen mit Recht beanspruchen. Und wer „Die Hochzeit des Mönches“ und den „Heiligen“ geschrieben hat, der ist ein Poet.

Man darf in beiden Erzählungen den Höhepunkt von Meyers Schaffen sehen. Sie sind gleichzeitig in jeder Art für ihn bezeichnend. Es sind Rahmenno-vellen; die Handlung selbst wird nicht unmittelbar vor-getragen, sondern einem Dritten, der dabei irgend be-teiligt ist, in den Mund gelegt. Das hat schon Bocca-ccio so gehalten: aus der feinen Empfindung heraus, daß es viel unmittelbarer wirkt, was ein Augenzeuge oder ein Mitlebender berichtet, als das, was irgend ein Gleichgültiger vorträgt. Ihre Vollendung aber hat die Kunstform erst bei Meyer gefunden. Er läßt im-mer eine ganz bestimmte Person sprechen. „Das Lei-den eines Knaben", die tragische Geschichte des völlig unbegabten Sohnes eines ehrgeizigen Vaters, eines liebenswert-schwachsinnigen Kindes, das an einer Ver-letzung seines Ehrgefühls stirbt, ist Fagon, dem Leib-arzte Ludwig XIV., in den Mund gelegt. Was auf den buckligen Zweifler, der durch sein Handwerk ge-wohnt ist, Leiden zu sehen, einen starken Eindruck machte, das muß auf andere gewiß aufs kräftigste wir-ken. „Plautus im Nonnenkloster" erzählt Poggio. Man kennt den Mann, den Verfasser der lüstern-freien Face-tien — man weiß, die Erzählung von dem Mädchen das sie wider seinen Willen zur Nonne machen möch-ten, mag ernsthaft anklingen, kann aber nicht gut trau-rig enden. Fast mit der Einleitung ist somit der Grund-ton angeschlagen, der weiterhin fortklingen soll. Und was könnte Dante, der am Hofe Can Grandes della Scala die Geschichte Astorre Vicedominis, den sein Va-ter zwang, aus der geliebten Kutte zu springen und das jungfräuliche Weib seines Bruders heimzuführen, an-

ders berichten, als eine düster leidenvolle Geschichte?

Noch nie vielleicht hat man Größeres gewagt, als Dante reden zu lassen. Aber mit welcher Kunst versteht Meyer das durchzuführen! Nicht ein Wort, das des großen Florentiners unwert wäre: vom ersten Augenblick an, da der Höllendurchwanderer die gastliche Halle des Gewaltherrn von Verona betritt, bis zum Schluß ist alles aus einer Stimmung, aus einem Gusse geschaffen. Man sieht die Gesellschaft um den Kamin — liebenswürdig und leichtfertig, lebenslustig, die ihm lauscht. Ein Bild drängt das andere; die festliche Hochzeitsbarke gleitet den Strom hernieder, auf der der ältere Vicedomini den Tod erleidet. Man sieht Astorre, der den entsetzlichsten Irrungen des Herzens anheimfällt, kaum er das schützende Kloster verlassen. Die gewaltige Gestalt des Römers Ezzelin, des getreuesten Dieners des großen Staufen Friedrichs II. steigt dem Lesenden auf — alles lebt; jede, auch die kleinste Nebenfigur ist mit liebevollster Sorgfalt ausgeführt und das Ganze erschüttert wie eine echte, in vielen und lebendigen Szenen ausgeführte Tragödie. An Sicherheit der Technik ist der „Mönch" nicht mehr zu überbieten; an Tiefe übertrifft ihn „Der Heilige".

Ein schlichter Mann, ein Bogner, den das Schicksal an den Hof Heinrichs II. von England und in die nächste Umgebung des Königs gebracht hat, erzählt einem Züricher Domherrn am Tage des heiligen Thomas von Becket das, was sich zwischen dem Herrscher und dem Heiligen begeben, solange der noch Kanzler des Königreiches gewesen. Wie Thomas der treueste Freund und der beste Berater des Fürsten war, bis

ihm der seine Tochter Grace, die er ferne dem Hofe und seiner Verderbnis hielt, in Schuld und danach gar in Tod getrieben; wie er seinem Herrn auch danach in Treuen diente, bis ihn der verblendet in den Dienst eines noch Gewaltigeren, in den der Kirche stellte. Wie dann in Beckets Seele der Gedanke keimt, in einer Zeit roher Gewalt und finsterer Unterdrückung des Besiegten ein Reich der Gerechtigkeit zu gründen, in dem auch der Unterworfene sein Recht finden möge. Denn Thomas ist von sarazenischem Blute, das es nun einmal nicht anders will, als einem Höheren, diesem aber gänzlich hingegeben zu dienen — erst dem normännischen Gewalthaber, dann Gott, aber beiden im vollsten und höchsten Sinne. Eine Reihe von Gemälden — es gibt kein anderes Wort dafür — entrollt hier Meyer. Der Kanzler, der zu Hofe reitet, als der vollendetste Weltmann, dann der Büßer, der barfuß, daß seine Zehen wie Elfenbein auf den Sandalen glänzen, zum Schlosse gepilgert kommt, eine große Schar Elender und Bedrückter hinter sich — beide sind gleich sicher und vor allem — denn gerade das ist in Deutschland selten — gleich farbig gezeichnet. Wenn dann Thomas die Hand aus dem Fenster des Königshauses streckt, und den demütigen und gequälten Haufen unten segnet, sodaß ein dankbares Gemurmel gen Himmel steigt, weil so lange aus den Fenstern ihres Fürstenschlosses kein Wort des Segens auf die Sachsen nieder geflossen war, oder wenn er Heinrich II. den Kuß des Friedens verweigert, nachdem ihn der aus Frankreich, wohin sich Thomas geflüchtet, hat heimholen lassen, so ersteht dem Lesenden alles: hier das Schloß mit seiner tollen Gesellschaft, dort die graue

Heide mit dem grauen Himmel, die ungeduldigen Normannen, die hoch zu Rosse den Verhandlungen folgen und dem Friede und Sühnung suchenden König ihr trutzig-ungeduldiges: „Finissez, finissez, seigneur roy" zurufen, endlich der merkwürdige Tod des Heiligen und seine furchtbare Rache noch aus dem Grabe heraus. Das Schicksal eines Einzigen ist in diesem Werke in bewunderungswürdiger Weise verknüpft und verkettet mit den Geschicken eines werdenden Reiches, einer aus mannigfacher Vermischung entstehenden Nation. Kleine Züge bringen die ganze Rechtlosigkeit einer verruchten und gesetzlosen Zeit zur Anschauung, sodaß man sagen kann: „Die Hochzeit des Mönches" und „Der Heilige" bedeuten mit die Höhen, welche der historischen Novelle überhaupt erklimmbar sein dürften, bedeuten sie schon darum, weil ihre Konflikte aus dem Geiste ferner Tage heraufbeschworen sind, weil ihre Menschen nicht etwa moderne Gliederpuppen in Harnisch und Talar vorstellen, weil sie Kinder ihrer Zeit und ihrer Verhältnisse sind.

Vielleicht darin ist mit die Hauptbedeutung Meyers zu suchen. Nur der fördert die Kunst, der ihre Uebung zugleich erschwert. Meyer hat Schule gemacht, wie es denn überhaupt nicht leicht ist für einen Werdenden oder am eigenen Wege irre Gewordenen, sich dem Einflusse dieser strengen und in sich geschlossenen Persönlichkeit zu entziehen. Man verfällt ihm leicht und wird nur in harten Kämpfen frei von ihm. Ihm gleichkommen aber vermag keiner der heutigen. Niemand neben ihm erweckt mehr jene Empfindung absoluter Sicherheit, unbedingtester Beherrschung jedes

kleinsten Zuges der Epoche, in der er sich eben bewegt, wie er. Er ist auch ungewöhnlich vielseitig, nicht bloß der Stoffwahl nach. Aus der Zeit Karls des Großen — „Die Richterin" — bis zum Ausgange des großen Krieges und zum Beginne des Rokoko ist ihm alles geläufig. Dazu verfügt er über echten und herzhaften Humor. Wer vermöcht' es, die Geschichte vom frommen Pastor, der ein leidenschaftlicher Freund von Schießwaffen ist, und sich nicht enthalten kann, mit einer Pistole, die er kaum zum Geschenk erhalten hat, so lange zu spielen, bis ein „Schuß von der Kanzel", auf der er gerade predigend steht, seiner seelenhirtlichen Tätigkeit ein jähes Ende bereitet und das Glück seiner Tochter und seines Vikars begründet, — wer könnte diese sonnige Historie ohne Lächeln lesen? Er hat viel Phantasie; ihm ist die Ausführung würdig neben, nicht über der Handlung, di eallenthalben wohl durchdacht und im richtigen Verhältnisse zum Umfange ist.

Das allein wäre ein Beweis und zwar ein vollgültiger dafür, daß Meyer nicht allein ein Meister der Technik ist. Aber wir haben noch einen besseren Beleg, wie innerlich und empfangen ihm seine Stoffe sind. Der steht in seinen Gedichten; die Stimmung, der Grundton fast jeder seiner Haupterzählungen ist hier lyrisch vorgedeutet und vorgesungen. Als Lyriker ist eben Meyer gleichfalls ganz eigen. Eine schwerflüssige Natur, sodaß mancher gar kein Verhältnis zu seinen Gedichten gewinnen kann. Wer es aber vermochte, der schätzt sie überaus. Hier verfügt er häufig über jene antike Schönheit, die vielsagend zu schweigen weiß. So in „Meduse", wo die Mörderin im Traume die Tage der un-

schuldigen und holdseligen Jugend wieder ersehnt, während Perseus schon zum Todesstreiche ausholt. Starke Leidenschaftlichkeit flammt im „Geh nicht, die Gott für mich erschuf!", eine Perle ist „Brautlied" und das herrliche „Liebesflämmchen". Die Mutter ermahnt das Mädchen, die Glocke der Ampel zu hüten — aber des Lichtes in seiner Seele gedenkt sie nicht. Sie weckt es — aber vor dem Licht im Busen ist's längst wach. Keines Lyrikers unwürdig ist: „Am Himmelstor". Der Dichter findet die Geliebte dort; sie wäscht sich die Füße:

Ich frug: „Was badest du dich hier
Mit tränennassen Wangen?"
Du sprachst: „Weil ich im Staub mit dir,
So tief im Staub gegangen."

Einem toten Knaben ruft er den herzlichsten Nachruf ins Grab. Er sieht, wie das Unsterbliche des Kindes dem Hügel entschwebt, verfolgt das ganze ruhmvolle Leben, das ihm beschieden gewesen wäre, grüßt die Kränze, die er gewonnen hätte. „Kränze, wenn du lebtest, dir beschieden, nicht errungne. Knabe, schlaf in Frieden." Im Walde, dem er sein Leid so oft zugetragen, weilt er und fühlt sich so eins mit der Natur, daß er ihm zurufen kann: „Jetzt rede du. Hast du mir nichts zu sagen?" Das große, schöne Leuchten seiner Heimat preist er, und das Bild der römischen Fontaine weiß er in edelster Einfachheit festzuhalten und nachzuschaffen. In Reichtum und Vielseitigkeit der Motive ist er schwer zu überbieten; er ist eben eine starke und völlige Natur, die sich auch im Verse auszusprechen weiß und immer ihrer Wirkung sicher ist.

Es ist Meyer nicht leicht worden, jene Beachtung zu finden, die er verdient. Das geht dem Tüchtigen in Deutschland in der Regel so. Und Tüchtigkeit und zuverlässiges Können sind wiederum die Hauptkriterien seiner Eigenart mit jenem hohen Ernst im Schaffen, dem die künstlerische Arbeit ein Heiliges ist. Er schlendert nicht, er läßt sich nicht gehen; er arbeitet nicht ums Brot, noch um den Gewinn. Seit etwa drei Jahren ist er verstummt — will's Gott, nicht für immer. Storm ist tot, Keller schweigt und ist mit Siechtum geplagt — verlören wir noch Meyer, wir wären ärmer, um vieles ärmer geworden. Es gibt ihrer so wenige, denen die Kunst ein Priestertum ist; wir sind recht arm geworden an Meistern und Wegeweisern. Und wie Arme überzählen wir oft das Geringe, das uns von großem Reichtum noch geblieben ist und möchten nichts davon missen . . .

Wilhelm Raabe

Unbedingte Objektivität in der Dichtung wird immer unerreichbar sein. Denn der Poet kann doch nichts darstellen, was er nicht innerlich erlebt oder beobachtet hat. Er mag so wahrhaft sein wollen, wie nur irgend ersinnlich: was er schildert und berichtet, wird auf dem Wege durch seine Seele mannigfache Wandlungen durchmachen, etwas von der Färbung annehmen müssen, die darin vorherrscht. Je stärker und eigenartiger sie nun ist, desto mehr werden jener Abweichungen sein: etwa wie das Licht selbst im feinsten Medium, in der Luft, seine Brechung und seine Ablenkung vom geraden Wege erfährt. Annähernd von edler objektiver Gerechtigkeit werden nur wenige Große sein, so viele es versuchen mögen.

Neben ihnen aber, neben den Objektiven und denen, die nach der strengen Gerechtigkeit ringen, haben auch sie ihr volles Recht und ihre Berechtigung, die im Vornherein erkennen, daß ihre Eigenart es nicht leidet, kühl und sachlich über den Dingen zu stehen. Sie, unter Umständen, sind die schwächeren Künstler, die stärkeren Naturen; nicht minder wahr, als jene, nur daß sie die Wahrheit geben, wie sie ihnen erscheint; nicht minder wirksam, wofern ihre Eigenart anders nur bedeutsam

genug ist, auch anderen den Eindruck zu vermitteln, den sie selbst von den Sachen erhalten, es auch anderen wichtig erscheinen zu lassen, wie sie über Ereignisse und Geschehnisse denken. Sie sind die Männer der gefesteten Weltanschauungen, die ihnen das Ruhende ist, von denen aus sie die Flucht der Tage und den Wandel der Begebenheiten prüfen und beurteilen: mit ihrer Weltanschauung halten sie nicht zurück, ganz im Gegensatz zu den Objektiven.

Von einem durchaus Subjektiven nun, von einem Manne von ganz absonderlicher Art handeln diese Zeilen. Sie sollen Wilhelm Raabes Eigenart nicht erschöpfen; dazu ist hier der Raum nicht einem Poeten gegenüber, der soviel hervorgebracht hat und dessen mißlungenste Arbeit — denn auch ihm ist nicht alles geraten — immer noch beachtens- wie bemerkenswert ist.

Von einem überzeugten Pessimisten; dem die Wirrsale dieser Welt unerträglich erscheinen mußten, hülfe nicht der Humor über sie hinweg; den das Leben nur der Verneinung wert bedünken dürfte, wäre nicht ein achselzuckendes Lächeln das beste Mittel, sich mit diesem wunderlichen Sein abzufinden. Vom besten deutschen Humoristen, den die Zeit hat und kennt, denn selbst Gottfried Kellers „Gerechte Kammmacher", dies Kleinod, das man desto mehr bestaunt, je öfter man sich seines Glanzes erfreute, sind nicht frei von Schalkhaftigkeit, von Ironie, die nicht so unmittelbar im Geschilderten steht, wie der Humor. Sie hat die weitere Aussicht, der Humor aber spinnt sich in seinem Eckchen ein und behagt sich darin; sie ist absichtlich, wenn der

Humor gerade durch das Gelegentliche und Zufällige seine besten und stärksten Wirkungen erzielt.

Darüber nun, daß Raabe subjektiv im höchsten Grade ist, kann wohl kein Streit sein. Spräche nichts anderes dafür, wäre nicht schon der Umstand vollwichtiges Zeugnis, wie einander ähnlich, wie wunderlich geschnörkelt er gerade seine Lieblingsgestalten sämtlich sprechen läßt, daß man sieht, der Autor selbst habe das, was sie zu sagen haben, vorher durch das Medium seines eigenen Herzens gehen lassen; führte er nicht selbst in „Alte Nester" den Verfasser der „Kinder von Finkenrode", also sich selber ein, so genügt wohl das, daß er auch sonst nicht selten in einem Werke Bezug auf ein anderes nimmt. Das wird niemand tun, der den ersteren Weg geht; was sich von dem losgelöst hat, das ist abgetan; jedes Werk muß ihm für sich stehen und bestehen können. Aus dem Einzelnen formt sich dieser sein Bild der Welt; von dem Weltbilde, das er in sich trägt, das er sich durch Denken und Schauen geschaffen hat, löst jener das Einzelne los, ist sich so des Zusammenhanges des Ganzen — und auch sein Schaffen gehört ja dazu — klarer bewußt und begehrt desto wahrscheinlicher, nicht nach den Teilen seines Selbst, wie er sie in diesem oder jenem Buch vorbringt, sondern nach der Gesamtheit des Erdichteten und selbst des Gewollten beurteilt zu werden. Er mahnt gern an den Einklang, indem er das All sieht und somit auch darstellt.

Auch darüber, daß bei Raabe das Erschaute die Hauptsache, das Ersonnene nur wenig von Belang daneben ist, kann schwer ein Zweifel obwalten. Es ist ziemlich gleich, wen der Erzähler bespäht und studiert;

er kann seine Nebenmenschen dazu gebrauchen, er kann, ist er nach Art reich und vielfältig genug, mit sich selber das Auskommen finden. Immerhin, auch die größte innerliche Wandelbarkeit hat ein Maß und ein Ziel; es gibt eine Grenze, über die kein Novellist hinauskann, der nur in sich, nicht um sich blickt, und wir haben bei Vielgefeierten Gelegenheit, zu gewahren, wie enge die so eigentlich gesteckt ist. Nun, Raabes Gestaltenreichtum ist so groß und so staunenswürdig, daß man nur eins kann von zweien: die Schätze bewundern, die er in sich trägt, oder die Schärfe der Augen, die ihm jene unsägliche Menge feiner und kleinster Züge zubrachte, mit der er der Welt, die er schafft und mit seinen Figuren bevölkert, Leben und innere Glaubhaftigkeit zu leihen verstand. Nimmt man den Fleiß, von dem jede seiner guten Erzählungen spricht, für den schon sein Wissen zeugt, das groß und ungeheuer vielseitig ist, das in allem Bescheid kennt, was nur irgend Bezug auf Kulturgeschichte hat, das ihm in seinen historischen Stoffen — das Juwel „Unseres Herrgotts Kanzlei" ist darunter — jede Einzelheit der Tracht und der Zeitfarbe geläufig sein läßt, so wird man sich wohl dafür entscheiden müssen, daß das Sehen Ausschlag und Entscheidung gibt bei seiner Produktion.

Es wäre auch zu merkwürdig, fände einer in sich selbst Gestalten wie Frau Claudine Fehleysen, unsere liebe Frau von der Geduld, die in der Katzenmühle sitzt und die sickernden Tropfen über das zerfallene Rad rieseln hört, für jeden einen Trost, ein gutes Wort, ein Gebet hat, während niemand sie trösten oder für sie beten kann, während ihr toller Sohn sich als Kornelius

van der Mook mit seinem zerschellten Leben in die weite Welt flüchtet, bis nach „Abu Telfan" im Mondgebirge gelangt, tausend Gefahren und Abenteuer besteht, ohne doch den Mut finden zu können, seiner Mutter unter die Augen zu treten. Und danben jenen Leutnant Kind von der Strafkompagnie, dem eine freche Laune Höherer Glück und Leben zerstört hat, und der nun geduldig wartet, bis er's ihnen heimzahlen kann, bis er mit seiner blechernen Stimme den Sündigen an das gemahnen darf, was er verschuldet; und Felix Täubrich, genannt Täubrich Pascha, der in Mar-Saba einschlief, um erst in der Heimat, in Deutschland, zu erwachen, der noch immer von den Palmen des Morgenlandes träumte, unter denen er einmal gewandelt, und der darum, weil ihm holde Spukgesichte und häßliches Leben in Eines verrinnen, zugleich ein Glücklicher und ein Weiser ist. Raabe versteht zu charakterisieren wie wenige: wie viele Gestalten lassen sich als Beweis aufführen! Rasche, starke Striche, und der Mensch steht vor dem Lesenden und sieht ihn mit den Rätselaugen Tonie Häußlers, der schöneren Tochter der schönen Marie, der Enkelin Dietrich Häußlers, der in Krodebeck im Westfalenlande erst ein Barbier und ein Lump war, um dann in Wien ein großer Herr zu werden und ein Hallunke zu bleiben.

Und wem entfiele jemals eine der Gestalten aus der „Chronik der Sperlingsgasse", dem hellsten und liebenswertesten, was Raabe jemals gemacht hat? Wem die beiden Kinder der Gasse, die sich lieben, so daß an der Erbin einer Toten der Sohn ihres Verführers das gutmacht, was der Vater gesündigt? Ueber der Sper-

lingsgasse liegt volle, lachende Sonne; der Humor des Dichters ist noch nicht in die tiefen Schächte niedergestiegen, in denen er in seinen späteren, gemütstieferen und deutsameren Werken mit Vorliebe weilt. Hier lacht Raabe noch; der Leser tut's mit, wenn später der Humor und die Laune häufig nur noch die Lichter sind, die über eine Wolkenwand gleiten, deren Grau sonst allzu schwer und traurig wirkte. Hier ist echte Waldluft; man atmet sie tief.

Raabe gehört überhaupt zu den vorzüglichsten Naturschilderern, deren wir uns zur Zeit berühmen können. Dabei ist er stark bei der Romantik in die Schule gegangen; von ihr hat er die Gabe, in ein rasches, glückliches Bild die ganze Stimmung zu zwängen. So ist sein Wald in der Regel der Wald schlechtweg; und doch gebietet er wieder manchmal in seltener Weise über örtliche Farbe, über Lokalton. Das sogar in höchstem Maße und größter Ausdehnung: echt wienerisch sind seine Schattenrisse in „Im alten Eisen" und in „Schüdderump"; lebendige Bilder von der Ostsee hat der „Hungerpastor"; zahlreich sind die Berliner Bezüge, und ganz besonders in kleinen Städten ist er sehr zu Hause. Man muß für „Wunnigel" nicht schwärmen — der Schreiber dieser Zeilen tut es selber nicht — und man wird sich an dem Bilde einer kleinen Residenz erfreuen müssen, das darinnen steckt. Da ist er klar und anschaulich, wenn sonst ein Zug zum Mystisch-Symbolischen nicht selten in ihm durchbricht, der an die Romantik, der ganz besonders an Hoffmann erinnert, mit dem Raabe überhaupt manches gemein hat. Vor allem die Fähigkeit, ehrlichen Schauder zu erwecken, dann vie-

les in der Art der Sprache, und der Darstellung. Es ist eine innere Verwandtschaft; an bewußte Anlehnung ist schon darum nicht zu denken, weil der Hang zum Fratzenhaft-Grotesken, der beiden gemein ist, erst in späterer Zeit bei Raabe auftritt, fast in Zusammenhang mit seiner beginnenden und immer stärker werdenden Freude an wunderlich deutsamer Namengebung; wie denn seine Entwicklung wesentlich nach der Tiefe drängt, so daß ihm dann freilich alles wichtig und dienlich für seine Zwecke werden muß. Selbst sein Humor geht häufig in Abgründe und verläßt das helle Licht, das eigentlich sein Bereich sein sollte. Da ist „Horacker" beachtenswert. Dieser Räuber, mit dem man eine ganze Landschaft ängstet und der dabei eigentlich ein armer, verhungerter Bursche ist, dem seine bettelarme Mutter aus ihrer Dürftigkeit heraus sein bißchen Essen bringt, der sich selbst nach dem Zuchthause wieder sehnt, ist doch sicherlich von allerschneidendster Ironie.

Man irrt überhaupt, nimmt man Raabe für einen „unterhaltlichen" Schriftsteller. Er fesselt manchmal, er interessiert immer; nie aber durch die Fabel. Die ist sehr häufig dürftig, oft sogar so sehr, daß eine Wiedererzählung einfach unmöglich ist. In ihr lägen seine Wirkungen auch dann nicht, hätte er nicht einen ganz eigentümlichen, technischen Kunstgriff, die Spannung zu erhöhen. Er verrät nämlich fast nie, worum es sich eigentlich handelt. Es bleibt dunkel, warum die schöne Marie des Schäfers in „Fabian und Sebastian" ihr Kind tötet; dunkel, was den einen der feindlichen Brüder in der Erzählung übers Meer treibt; ein Rätsel, woran Tonie Häußler stirbt: ob an der Niedertracht

ihres Großvaters, die ihr unmittelbare Qualen bereitet, ob aus Ekel davor, ob an ihrer unverstandenen Neigung zum Junker Henning von Lauen. Er ist tief: durch eine Idee bindet er drei der Entstehungszeit und der Handlung wie der Ausführung nach so weit voneinander abliegende Erzählungen wie die vielgerühmte Trilogie: „Der Hungerpastor" mit dem merkwürdigen Oheim Grünebeck — der den Hunger nach allem, nicht nur nach dem, was dem Leibe frommt, behandelt; „Abu Telfan", die Tragödie der Heimatlosigkeit in der Heimat, endlich den „Schüdderump", der Geschichte von Tod Befreier und Vernichter, zu einem großen Gemälde des Weltenelends. Er denkt, und darum begehrt er auch denkende Leser — die sind ziemlich rar geworden in Deutschland . . .

Erscheint Raabe hier unklar, dann ist immer noch die Frage, ob die Schuld sein, ob sie dessen ist, dem der Mühe zu viel ist, in seine Welt einzudringen, die ein eigener Schleier umgibt. Ist er es manchmal aber wirklich, dann liegt die Ursache in einem besonderen Grunde. Jede seiner Sachen erscheint dem Kenner durchkomponiert und dem Plane nach wohl überlegt, und dennoch wird er selten, sehr selten einen rein künstlerischen, fast nie einen runden und vollen Eindruck machen. Der Mann ist nämlich zu reich; ihm quellen die Gedanken beim Schreiben. Sie sind manchmal, häufig sogar, tief wie kaum eines zweiten Lebenden bei uns; häufiger sind's Schrullen und stören. In dieser Beziehung liegt eben allein seine vielbemerkte Aehnlichkeit mit Jean Paul, dem er als Künstler sonst weit überlegen ist. So ganz formlos wie der Franke wird der

Niedersachse eben doch nie; das macht die Zeit, das macht die strengere Zucht, an die der Erzähler heute gewöhnt ist. Aber auch er verliert häufig über dem Kleinen das Große aus den Augen: Das Ziel, dem er denjenigen zuführen gewollt, der sich seiner Führung anvertraut; doch belohnt er ihn nicht selten überreich dafür, daß der Leser ihm durch dichtes Gehege gefolgt ist, wohin sonst niemand käme, läßt ihn aber auch zu andermalen im Unerfreulichen stecken, wo es am wenigsten erbaulich ist, sodaß er miß- und zornmütig wird! Das gibt dann Enttäuschungen und schiefe Urteile, und über Mangel an derlei hat der Dichter wohl kaum je zu klagen gehabt; das erklärt die Kleinheit seiner Gemeinde, die ihm dafür allerdings desto ehrlicher und überzeugter anhängt. Und tatsächlich, er allein ist fähig, durch eine Wendung, durch ein Wort zu entschädigen für viele Mühe und Plage. Oder wer vergäße einen Satz, wie den die Witwe Horacker ihrem Sohn, dem jämmerlichen Räuberhauptmann Cord, zuruft: „O Cord, Cord! die Ewigkeit kann nicht so lang sein, als die Nächte, die ich wach um dich auf dem Strohsack gesessen bin!“

Das ist ein Beispiel für viele und erweist, wie tiefe und unmittelbare Töne, welche Naturlaute Wilhelm Raabe aus dem Born der Sprache zu schöpfen weiß. In ihm schläft eben ein reicher Hort an Lyrik; der bestimmt mit seinen hohen Rang unter den Zeitgenossen, trotz aller Bedenken, trotz aller Einwände, die man ihm gegenüber erheben mag. Seine Mängel quellen aus seiner Natur, und darum sind sie entschuldbar. Man darf sie nicht verschweigen, aber man muß sie erklären.

Fehler wie Vorzüge sind eins in ihm, der neben vielen Verdiensten noch ein besonderes hat: lange, ehe das moderne Schlagwort vom Naturalismus erhoben wurde, dessen Berechtigung eigentlich doch nur darin liegt, daß er der Dolmetsch der Stummen, der Anwalt der Schwachen sein will, hat Raabe nach seiner Art an der stärksten Aufgabe der wahren und der wahrhaftigen Dichtung mitgearbeitet. In die Stätten der Armen und Elenden stieg er nieder und leuchtete in ihre Höhlen. Er tat's nicht mit jener Ruhe, die eine moderne Richtung solchen Aufgaben gegenüber verlangt; sie fordert, daß der moderne Erzähler etwas von der Gelassenheit des Pathologen habe, der bedacht Schwäre nach Schwäre seines Objekts aufdeckt und dessen Hand nicht zittert, wenn sein Herz erbebt. Er tat's mit tief innerem Grauen und verhehlte nicht, wenn's ihn schüttelte; aber vielleicht wirkte er gerade darum mehr als alle, die Gelassenheit erzwingen und darum einer Teilnahmslosigkeit verdächtig werden, die ihnen fern genug liegt und ihnen teuer genug kömmt. Er kann sich eben nichts abringen; dazu ist sein Naturell zu stark, und er sucht in seiner wahrhaftig nicht fröhlichen Weltanschauung Ausgleich, in seinem Humor Versöhnung für das, was ihm sonst zu hart und zu schneidend in die Seele griffe. Auch er kann in der menschlichen Seele lesen und Präparate daraus loslösen und sie sauber zubereiten, wie einer; aber er tut's nicht gern, er schildert das Gräßliche nicht gern. Das sagt er selber im „Abu Telfan", da er die Wege des Herrn von Glimmern, des Mörders der Tochter des Leutnants Kind, nicht verfolgen zu wollen erklärt, da ihm die Hetze des Rächers

nach seinem Bilde darzustellen widerstrebe. Darum mag er wohl oft den Schleier über zu Häßliches breiten, dessen gedacht worden ist und der so manches verkümmert vom reinen — denn klar und rein sind mir gleich — Genießen in seinen Werken. Aber — darin, daß ein solcher Mann von den kleinen Leuten, deren Tun und deren Leben er mit zuerst für die deutsche Dichtung entdeckt hat, wie er's denn auch mit seltener Kleinkunst auszugestalten weiß, daß er von diesen Menschen soviel Trauriges erzählen, so viel des Elends gedenken muß, wo er's lieber nicht sähe, darin liegt eine Anklage, so hart wie sie nur irgend einer der Ankläger der modernen Gesellschaft und ihrer Sünden erheben kann. Nicht blind gegen die Fehler der Gegenwart, ist er's auch nicht gegen die abgetaner Tage; wer die Kleinstaaterei so genau kennt wie er, der wird der Errungenschaften sich herzlichst mit erfreuen, die auch des Fernstehenden Brust schwellen machen, fühlt er sich anders als Deutscher. Er ist durchaus national, und den großen Tagen der Einigung und der Erhebung hat er mehr als einmal Wort geliehen; aber nicht im Junkertum, in der Welt der Arbeit und der bürgerlichen Tüchtigkeit sieht er den „deutschen Adel".

Eine Berechtigung zum urteilen darüber wird ihm niemand streitig machen. Denn auf deutschestem Boden ist er erwachsen, und die besten Züge des Charakters jenes Volkes, dem er zugehört, weist sein wunderlich eckig, verschroben liebenswert Bild: Gründlichkeit, die ins Tiefste geht, und doch eine keusche Schamhaftigkeit ungern läßt. Einen melancholisch-säuerlichen Humor, dem ein herzhaft Weinen näher, denn ein fröhlich La-

chen. Eine Formlosigkeit, die sich schwer meistern kann und Dinge verdirbt, die sonst erstaunenswürdig werden müßten. Und endlich, zu höchst, eine Menschlichkeit, der Antigones herrliches Wort: „Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da", das er nicht umsonst einem seiner besten Werke vorangesetzt hat, aus der Seele gesprochen ist. Es ist alles echt und bodenwüchsig bei ihm, da muß man ihn denn auch nehmen, wie er nun einmal ist, und sich freuen damit. Ein Reicher darf mal mit Rechenpfennigen zahlen; man weiß, er kann sie auslösen, er hat gemünzt wie ungemünztes Gold im Schrein zu Genüge ruhen. Ein Armer nicht. Und Raabe ist reich — es ist fast ein Unglück, daß er selber gar nicht weiß, wieviel in Barren und in altem und nicht mehr recht gangbarem Gelde er daheim liegen hat . .

Hermann von Gilm

Man ist neuerdings mit allem Ernste daran gegangen, Hermann von Gilms, des größten Lyrikers, den Tirol seit des immer noch strittigen Walter von der Vogelweide Tagen hervorgebracht, Andenken neu zu beleben. Ein löbliches und durchaus notwendiges Unternehmen. Notwendig, weil man ihn trotz Ludwig Steubs und Kuhs begeistertem Eintreten eigentlich nur in seiner Heimat nach Gebühr geschätzt; dort hat seine Vaterstadt, Innsbruck, wo er am 1. November 1813 als Sohn eines Stadtgerichtsassessors geboren wurde, ihn allerdings durch eine Büste geehrt und eine Straße nach ihm getauft. Oesterreich aber weiß wenig, Deutschland nimmt man „Allerseelen" aus, das durch Lassens Musik seinen Weg in weitere Kreise gefunden hat, fast gar nichts von ihm. Löblich aber war das Beginnen, weil Gilm einer Auferstehung würdig ist, wenn irgend einer sie verdient; selbst das deutsche Volk, so überreich es gerade auf diesem Gebiete der Dichtung ist, hat nicht gar zu viele, die den Tyroler an Vollwichtigkeit und Echtheit der Begabung übertreffen; denn mehr als ein Gedicht Gilms bedeutet einen absoluten Höhepunkt der Lyrik.

Auch der Weg, der eingeschlagen wurde, ist durch-

aus zu billigen. Eine Biographie sollte dem Publikum von seinem Leben und seiner Entwicklung berichten. Sie konnte nicht sonderlich inhaltreich werden, aber bezeichnend für die Zeit: denn sein Geschick ist das Tausender. Er wurde eben Beamter, weil seine Ahnen es gewesen waren; lange Jahre unentgeltlichen Staatsdienstes verzehrten sein kleines Vermögen, vielfältige Herzenskämpfe seine Kraft. Ein mühseliges Vorwärtskommen in Amt und Würden, erschwert durch den üblen Geruch von Liberalismus, in dem er stand, füllte seine Tage, bis er am 31. Mai 1864 als Statthaltereisekretär in Linz starb. Seine beste dichterische Zeit lag damals schon lange hinter ihm. Eine Auswahl seiner Gedichte aber, besorgt aus den zwei Bänden, die nach seinem Tode erschienen sind — er selbst war zu keiner Sammlung und Sichtung seiner Lieder gekommen — bereichert um manches Wertvolle, das bisher aus Familienrücksichten, auch aus dem Zwange, den ihm sein Beruf auferlegt, ungedruckt geblieben, mochte der Nation, der er mit Leib und Seele angehört, endlich einmal zeigen, was sie an Hermann von Gilm besessen.

Eine Auswahl aber mußte unbedingt vorgenommen werden. In jene erste Ausgabe, sie ist längst vergriffen, hatte nämlich alles Aufnahme gefunden, was nur irgend gereimt war — besonders wenn es geeignet erschien, den schlimmen Ruf von Freigeisterei des Dichters abzuschwächen. So finden sich denn wohlfeile Gelegenheitsverse die Fülle; es fehlte nicht daran, denn Gilm war ein liebenswürdiger Mensch, der seine Begabung gern in den Dienst jedes festlichen

Anlasses stellte und mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit reimte. Was nach Reu' und Buße, nach Friedenssehnsucht mit der herrschenden Kirche aussah, wurde untergebracht. Für die Jesuitenlieder, die unendliches Aufsehen gemacht und deren erstes: „Es geht ein finstres Wesen um" mit der Schnelligkeit und der zündenden Kraft eines fliegenden Blattes ins Volk gedrungen, war kein Platz. Das Vortreffliche wurde von einem ungeheuren Wust des Mittelmäßigen erdrückt, und Gilm blieb nach wie vor eigentlich auf die beschränkt, die ohnehin schon wußten, was sie an ihm besaßen.

An und für sich ist Gilm nicht gar reich an vorzüglichen Gedichten. Blättert man darin, dann mag es einem so ergehen, wie etwa, wenn man einem jungen Singvogel zuhört, der eben seine Kunst zu lernen beginnt. Jeden Ton, der in der Nähe angeschlagen wird, greift er auf und ahmt ihm nach. „Er stümpert", heißt das der Kenner. Und zwischendurch besinnt er sich auf die Melodie, die in seiner eigenen Kehle schläft, und schlägt sie schön und sicher an. Es ist vielleicht nur eine arme kurze Strophe — aber sie ist eigen und wirkt darum. So „stümpert" Gilm oft. Der junge Tiroler mochte viel zusammengelesen haben; die deutlichsten Anklänge an Heine, der überhaupt stark auf ihn gewirkt hatte, an Goethes „Westöstlichen Divan", an Freiligrath, an dessen „Tanne", eine ganze Reihe von Versen in „Jakob Stainer" gemahnt, an Rückerts rhetorisierende Art mit ihrem Wechsel von Rede und Gegenrede finden sich. Und plötzlich fällt ihm bei, daß er denn doch auch seine eigene Weise besitze; und man lauscht ihm bezwungen.

Auch die Leichtigkeit, mit der er schuf, verführt ihn häufig, wie die Umstände, unter denen er lebte. So hatte er einmal den Gedanken, während eines ganzen Monats jeden Tag ein Gedicht auf seine Lieblingsblume, das Veilchen, zu machen. Er führt das durch; das gab dreißig recht mäßige und ein allerliebstes:

Es liegen Veilchen dunkelblau
Auf einem Grab im Abendtau.
Ein kleines Mädchen kniet davor
Und hebt die Hände fromm empor:
O sagt, ihr Blumen in der Nacht
Der Mutter, was der Vater macht,
Daß ich schon stricken kann und daß
Ich tausendmal sie grüßen laß!

Und dann betrachtete man es damals als stärkstes Zeichen des tiefen, dumpfen Schweigens, in das der Geist Tirols durch die Herrschaft des Absolutismus und Roms versenkt worden, daß sich keine Lyrik im Land entwickeln wolle. Diese Anschauung geht mit auf Johann Senn zurück, einen begabten Mann, der aber in der Ungunst der Zeiten und der eigenen Haltlosigkeit verkam. So war es denn Pflicht eines jeden Freigesinnten, zu dichten, und Gilm erfüllte sie öfters als gut war. Vielleicht datiert es von damals her, daß auch heute noch, da es eigentlich gar nicht mehr notwendig wäre, da man längst von der Meinung zurückgekommen ist, als wäre es das größte, nationale Unglück, wenn in irgend einem Lande gerade die Dichtung nicht blühe, sich jeder rechtschaffene Tiroler Gymnasiast verbunden fühlt, Verse zu machen. Bei Gilm ist die Klage: „Tirol, das liederreiche, hat keine Lie-

der" fast stereotyp, und sie kehrt ermüdend häufig wieder.

Hier also liegt Gilms Bedeutung nicht. Worin sie aber zum Teil ruht, das hat vielleicht schon das kleine Gedicht, das oben mitgeteilt wurde, gezeigt: es ist die köstliche Naivität und Schlichtheit des Ausdruckes. Sie kommt besonders in seinen „Sommerfrischliedern aus Natters" zum Ausdruck. Dort, in dem anmutigen Oertchen, das freundlich im Mittelgebirge nächst Innsbruck liegt, weilte, wie das Tiroler Sitte allgemein ist, seine Geliebte während des Sommers. Ihr legt er — eine feine Huldigung — seine Lieder in den Mund. Eine liebenswürdige Sinnlichkeit bricht in ihnen durch, die Naturschilderungen sind von seltener Pracht und Schönheit, die Situationen überaus klar und anschaulich. Das liebende Mädchen erkundigt sich bei der Mutter, ob es im Himmel alles das wiedersehen werde, was es auf Erden so gern gehabt — es kann sich eben keine schönere Seligkeit denken, als die ihm schon hier zuteil wurde. Die ganze Natur lebt ihr; die Sterne hoch am Himmel plaudern ein heimliches Liebesglück aus, der Anblick des jungen Blühens entlockt ihr den Ausruf: „Mutter, sag', ist das der Himmel, oder will es Frühling werden?" Die rauschende Quelle wird beschworen, das Geflüster der Liebenden zu übertönen. Sie erzählt, wie sie am Stickrahmen saß und stickte; er aber tut zu einer Rose die Dornen, die ihr Herz verletzen, kaum daß sie wieder an die Arbeit gegangen. Sie versucht, ihn zu schildern und bricht mit den verzweifelnden Worten ab:

Das war auch einmal wieder
Ein ganz unnütz Verbot:
„Du sollst kein Bildnis schnitzeln
Von deinem Herrn und Gott.“

wie denn überhaupt eine starke Gläubigkeit oft und schön zum Worte gelassen wird. So wenn sie klagt:

Küßt mich die Mutter abends
Aus ihres Herzens Grund;
So macht sie stets ein Kreuzchen
Mir fromm auf Stirn und Mund.

Ich küßte dich wohl öfter
In süßer Abendstund;
Du hast mir nie ein Kreuzchen
Gemacht auf Stirn und Mund.

Und daß ich jetzt so vieles
Und herbes Leid erduld',
Daran ist wohl die Liebe,
Die gottvergeßne schuld.

Am allerschönsten freilich, wenn die Geliebte erzählt, wie sie drei Kränze gewunden habe, die sie nun zu verteilen gedenke: Den aus Eichenlaub bestimmt sie dem Manne ihres Herzens; den aus wilden Rosen dem Bächlein, endlich:

Den dritten, aus Blumen des Feldes,
Den drück' ich dem Heiland ins Haar —
Er soll keinen Dornenkranz tragen
In meinem seligsten Jahr!

Das ist wohl die herrlichste poetische Verklärung des Katholizismus, der sich eins fühlt selbst mit den Bildern seiner Heiligen, wie mit den göttlichen Personen.

Neben diesen unsäglich zarten Gedichten stehen aber andere, in denen der stärkste Puls der Leidenschaft schlägt. Ein leicht und heftig erregbarer Mensch, erfaßt Gilm mit allem Ungestüm seiner Seele, was ihm wichtig wird. Die Tiroler haben nicht so unrecht, wenn sie ihn mit Vorliebe den Dichter der Leidenschaft schlechtweg nennen. Die glüht als sanfte Flamme in der wunderschönen „Georgine", sie tönt mit der starken Stimme der Natur aus der Schlußstrophe von „Allerseelen", das schon der Klarheit und Schönheit der Situation wegen höchst merkwürdig ist. Man sieht zwei Menschen, die nur noch nebeneinander gehen, nachdem sie einmal miteinander gegangen. Am Tage der Toten suchen sie die tote Liebe aus ihrem Sarge zu rufen. Seine Leidenschaft kann ihn unmännlich erscheinen lassen, wenn er denen, die ihn vom Weibe seiner Liebe geschieden haben, wenn er den Finsterlingen zuruft:

Gebt sie zum Weibe mir, gebt mir so vieles,
Daß ich nebst ihr auch noch ein Kind ernähre,
Daß freundlich ich vom Fenster des Asyles
Ein Rebenblatt erblick' und eine Aehre.

*

Gebt sie zum Weibe mir! Vermachen fernen
Und bessern Zeiten will ich dann mein Hassen.
Von meinem Weibe will ich beten lernen,
Und meinen Knaben von Euch taufen lassen.

Eine Fülle mühsam bezwungenen Hasses spricht aus diesen Versen. Sie kann ihn aber auch zu ehrlichem Manneszorn hinreißen, leiht ihm einmal sogar die Waffe der bittersten Ironie in „Alpenglühen":

Die Sonne sinkt; an ihrem letzten Blitze
Verglühn die Wälder; mehr und mehr erblassen
Des Himmels Rosen, nur die Bergesspitze
Kann von dem glühenden Sonnenkuß nicht lassen.

Die Dunkelmänner rümpfen ihre Nasen —
Ja, meine Herrn, was nützen alle Klagen?
Die Lichter sind einmal nicht auszublasen
Und diese Leuchter sind nicht wegzutragen.

So kann man denn getrost sagen, daß Tirol kaum je einen besseren Vorkämpfer für Freiheit der Gewissen und Duldung der Meinungen besessen hat, als Gilm. Es hat aber auch noch niemanden hervorgebracht, der seine Schönheiten besser besungen hätte. Hochlandsluft weht durch: „Der alte Schütz am Pragser See". Der Dichter wandert zum einsamen Gewässer. Dort schießt ein alter Schütze nach Raben; aber nicht der Federn halber, nur um den Widerhall zu wecken. Der gemahnt ihn dann des Donners der Schlachten, die er mitgefochten; denn der ehrliche Männerkampf ist doch das Höchste im Schützenleben. Hier sind auch die Naturschilderungen, wie überhaupt bei Gilm, einfach vortrefflich. Oder kann man die unheimliche, alles verschlingende Gewalt der Nacht besser symbolisieren, als er es tut, wenn er in knappesten Worten beschreibt, wie sie aus dem Walde hervortritt, was irgend hold ist, fortnimmt und dann plötzlich der Geliebten zuruft:

„Rücke näher, Seel' an Seele,
Ach die Nacht, mir bangt, sie stehle
Dich mir auch."

Diesen Dichter also, dessen Reichtum mit diesen

Brocken kaum umschrieben ist, hat man nun in neuer Gestalt ausgehen lassen. Ein deutscher Verleger — A. G. Liebeskind — tat ihm ein würdiges Gewand an, an einer Biographie fehlt es auch nicht. So weit wäre also alles gut; wären es nur Auswahl und Lebensgeschichte auch! Diese aber sind es keineswegs; das soll und muß gesagt werden. Ohne Zweifel war Herrn Arnolds von der Passer Wille gut; das mag im Leben genügen, in Wissenschaft wie Kunst genügt es nicht. Es sind Dinge aufgenommen worden, die besser weggeblieben wären; andere stehen nicht in dem Bande, die unbedingt hineingehören. Wo ist das wunderschöne: „Der Kaiser im Feldspitale von Verona", das im Balladentone ein modernes, aber gewiß der Behandlung wertes Ereignis besingt? Wo „Radetzkys Heimkehr"? Ueberhaupt, wer hat das Recht, eine Auslese aus den Gedichten eines echten Dichters, der darum, nach Ludwig Speidels schönem Worte, auch schon ein großer Dichter ist, zu veranstalten? Ein Größerer vielleicht, oder ein zünftiger Literarhistoriker, der mit allem Rüstzeug der Kritik, mit aller Sachlichkeit an die Arbeit geht. Keines von beiden ist der jetzige Herausgeber; seine Biographie ist lüderlich. Worin das Hauptgewicht der ganzen Aufgabe zu suchen gewesen wäre, davon steht sehr wenig in dem Buche. Denn es muß eine sehr merkwürdige Zeit gewesen sein, in der Gilm erwuchs: Große Taten hat das kleine Land vollbracht; ihr Erinnern lebt noch frisch, und Augenzeugen konnten noch vielfach von dem furchtbaren Ringen in den Schluchten der Sill, an den Hängen des Isel berichten. Da muß man wohl Pa-

triot werden. Freiheitliche Regungen waren verpönt; aber dennoch fanden sich junge, gleichgesinnte Seelen und prüften ihre Schwingen, ob die sie aus der Nacht, die man künstlich und mit allen Mitteln im Lande festhalten wollte, zum Lichte trügen. Ein unerhörtes Ereignis, die Austreibung der Zillerthaler um ihres Glaubens willen, fällt in die Mannesjahre Gilms; an ihrer Stelle rief man die Jesuiten ins Land, und der verkommende Senn schleuderte sein grimmigsten Sonette gegen die Gesellen der Nacht, die all dieses verschuldet. Geheim, aber mit heiligem Ernste wurde an der Anbahnung besserer Zeiten gearbeitet. Welcher Stoff, diese elementare Bewegung, welche Fülle von Gestalten! Nach seiner Ausbeutung, nach ihrer sachlichen und wahrhaften Schilderung sucht man vergeblich. Damals stand Adolf Pichler mit im Vordertreffen, er soll heute andere Wege gehen, er soll seither sich am Angedenken Gilms versündigt haben, aber seine Vergangenheit müßte ihn dann doch vor einem Angriffe schützen, wie der, den ihm der Herausgeber der Werke seines weiland Jugendfreundes zudenkt. Er nennt ihn eine imaginäre Größe; nun, zu diesem Ausspruch ist denn doch niemand berechtigt dem Dichter der „Marksteine“, der „Hymnen“, des wunderbaren ersten Gesanges von „Fra Serafico“, gegenüber, einem Manne, dessen Haupt Alter, Talent und Wissenschaft mit dreifacher Glorie umgeben. Nur aus der Verwilderung der Parteiverhältnisse in Tirol lassen sich diese Worte des Biographen Gilms erklären.

Vielleicht nirgends in aller Welt ist die so hoch gestiegen, wie eben in Tirol. Das macht einmal die

Klarheit der Gegensätze: es gibt nur Klerikale und Liberale. Zwischen beiden Lagern wogt ein heftiger, leidenschaftlicher Kampf; seine Erbitterung wird gesteigert durch die Enge des Schauplatzes. Denn Tirol ist immer noch eine Welt für sich, ein Staat im Staate nach Sitte und Lebensanschauungen der Bewohner. Hier ist der Innerösterreicher noch vielfältig ein Fremder; der Student, der zu seiner Ausbildung etwa an die Wiener Hochschule geht, wird als Abtrünniger betrachtet. Mit allem Uebermut der Sieggewohnten führen die Klerikalen ihre Sache; mit aller Zähigkeit mit der verzweifelten Ausdauer von Leuten, die auf verlorenem Posten stehen, treten die Liberalen für ihre Ueberzeugung ein. Denn im Gemüte des Volkes herrschen ihre Gegner unbedingt: eine Abkehr von Oesterreich können Kenner der Verhältnisse infolge mancher Ereignisse, des starken Steuerdruckes, der Nichtachtung verbürgter Sonderrechte wohl nachweisen — eine Abkehr von Rom nicht. Die Erfolge der Liberalen aber sind sehr gering; sind überdies durch die Strömung nach rückwärts, die durch die Herzen der Tiroler Jugend unleugbar geht, in ihrer Dauer sehr bedroht. Fast wie ein religiöser Hader wird der Streit geführt; geben doch die Dunkelmänner jeden Angriff auf ihre Stellungen als Feindseligkeit gegen den Glauben aus. Religionskriege aber pflegten immer und allerorten die rücksichtslosesten zu sein. So wird denn keine Neutralität mehr geachtet; jeder Anlaß, auch rein künstlerischer Natur, wie die Errichtung eines Denkmals, zum Schiboleth gemacht; jeder Name zum Panier aufgeworfen. Das ist nunmehr — nicht zum

Vorteil des Dichters — auch mit dem Gilms geschehen. Ihn dürfen die Männer des Fortschrittes unbedingt für sich in Anspruch nehmen. Er hatte sein katholisches Winkelchen in der Seele — hätte er sonst die Mädchenlieder dichten können? — aber sind denn Katholizismus und Liberalismus unvereinbar? Er war ein Patriot; aber sein Tiefstes gehörte doch der Freiheit und dem Lichte. Oder ist der Liberale wirklich überall der „Reichsfeind"? Eine Lerche war es, die jubelnd reinen Lüften entgegenstrebte. Ach, aber die Lerchen steigen jedem Rot am Himmel entgegen — ob es nun den Morgen oder den Abend künde. Es scheint, als wolle es wieder nachten für Tirol. — — —

Ferdinand von Saar

Es ist kein gar gutes Geschick, das den deutschen Dichtern Oesterreichs in unseren Tagen gefallen ist. Mühselig und schwer genug ist es ihnen gelungen, jene Abneigung, jene vornehme Mißachtung zu bezwingen, die das Mutterland ihrem Schaffen und Ringen so lange entgegenbrachte, während das Geltungsgebiet ihrer Sprache in der engeren Heimat leider von Tag zu Tag mehr eingeschränkt wird. Daß dennoch alle, die zur Zeit wirklich etwas können, zur Geltung gekommen sind, daß mancher Name heute so guten Klang in Deutschland wie in Oesterreich hat, das ist eben nur ein Beweis, wieviel an ursprünglicher Kraft und Begabung hier zu Hause ist.

Auch sind die Poeten Oesterreichs bedeutend genug, legt man jenen Maßstab an sie und ihr Schaffen, der zumeist beliebt ist: wenn man sie an ihren Zeitgenossen mißt, mag mancher Achtung, mag Anzengruber sogar Bewunderung erzwingen. Uebler geht es ihnen freilich, wenn man sie aus sich selber heraus beurteilt, wenn man fragt, wie sie mit dem Pfunde gewuchert haben, das ihnen vom Geschicke zugewogen worden. Denn jeder, der wirklich schöpferisch begabt ist, bringt schon in seinen Erstlingen jene Züge mit auf die Welt,

die für seine literarische Physiognomie in Zukunft bezeichnend werden sollen. Die Linien sind gegeben, nach denen hin sich seine Begabung entwickeln kann: wie weit sie aber reichen werden, ob sie einmal bis zu den Höhen der Kunst hinauflangen, ob sie sich ausdehnen, ob sie stehen bleiben, ob sie endlich gar verkümmern sollen, das hängt von der Gunst der Umstände, aber auch nicht zuletzt vom Wollen, dem Fleiß, dem Streben des Dichters ab. Die Oesterreicher bleiben zumeist stehen; gewiß ist zwischen der „Ahnfrau" und jenem feinst ausgeführten Charakterbilde der deutschen Literatur, dem König Rudolf im „Bruderzwist" etwa derselbe Abstand, wie zwischen den „Räubern" und der gewaltigen Eröffnungsszene des „Demetrius"; aber Grillparzer ist eine der sehr wenigen Ausnahmen, die diese Regel kennt, und auch in ihm schlief mehr, als zur Entfaltung kam. Man kann das erst jetzt beurteilen, da mindestens ein Teil seines Nachlasses ans Licht getreten ist.

Ferdinand von Saar ist keine Ausnahme. Ihm war es bestimmt, in seinen Anfängen an das Höchste zu rühren, nirgends aber gelang ihm mehr, als jene Höhe zu behaupten, die er in raschem Anlaufe gewonnen hatte. Dabei ist er nicht einmal von jener Leichtigkeit des Schaffens, die sonst Uebereilung erzeugt und entschuldigt. Am 30. September 1833 geboren, also dem 60. Lebensjahre mit raschen Schritten sich nähernd, ist ein mäßiger Band Gedichte, zwei Bändchen Novellen, ein halb Dutzend Tragödien alles, was er bisher dem deutschen Publikum gegeben hat. Das ist nicht so gar wenig, wie es im Vergleiche mit der

Vielbändigkeit so mancher Modernen erscheinen mag; übermäßig viel ist es aber gerade auch nicht. Und an Anerkennung hat es ihm auch nicht gefehlt. Seinem Erstlingsdrama: „Hildebrand" hat sich selbst Grillparzer anerkennend geneigt, der karg im Loben, sehr reif und sehr zurückhaltend im Urteile war. Seine Gedichte haben eine stille, doch ernste Gemeinde um sich versammelt, die sie nach Recht und nach Gebühr hochhält. Von seinen Erzählungen endlich werden drei wohl zum Besten gehören, was die deutsche Literatur überhaupt in dieser Dichtungsart besitzt — aber auch hier gebührt der ersten, gebührt „Innocens" die Palme, und nicht „Tambi" nicht „Marianne" haben ihn mehr überboten. Das ist denn doch merkwürdig, besonders wenn man erwägt, daß keinerlei störende Berufsarbeiten den Dichter sich und seinem Innenleben entfremdet haben; denn seitdem er 1859 dem Soldatenstande, zu dem den sehr früh Elternlosen der Wunsch seines Vormundes hingeführt hatte, entsagt, lebt er nur seinen dichterischen Entwürfen.

Wie erklärt sich das? In jedem echten Dichter sind beide Geschlechter vereinigt. Nun ist Saar ein Oesterreicher, dem haftet in der Regel von selbst etwas Weibliches an: die Freude am schönen Flitter, an den Behaglichkeiten des Lebens. Hier ist nur der durchaus, der nur zu sehr männliche Anzengruber auszuschließen. Bei Saar aber überwiegt das weibliche Element ganz und gar, das heißt, er ist mehr empfindend als gestaltend; mehr den Eindrücken und den Einflüssen der Außenwelt zugänglich, als er es sein sollte. Das zeigt sich durchaus in seinen Werken; nimmt man noch hinzu,

daß er zumeist der Welt fern, im mährischen Dörfchen Blansko lebt, daß also nicht so sehr das Leben selbst, daß vielmehr nur die fernen Ringe, die es wirft, zu ihm gelangen, daß ihm die Bühne, eigentlich die einzige Lehrerin des Dramatikers, verschlossen geblieben ist, so wird man ihn und seine ganze Entwicklung, die eben eigentlich keine Entwicklung ist, erst verstehen.

Seine Dramen sind — ein Volksstück ausgenommen — durchweg historisch. Den großen Gegensatz zwischen Kirche und Staat behandelt „Heinrich IV.", ein zweiteiliges Stück. Es führt uns in „Hildebrand" den gewaltigen Gregor auf dem Höhepunkt seiner Macht vor; man fühlt sich an „König Ottokars Glück und Ende" erinnert, wenn gleich im Eingange die Legaten der fernsten Länder dem Papste huldigen. Eine Sprache von ungemeiner Schönheit besticht; mag ja sein, daß es etwas modern gedacht ist, wenn Saar die Feindschaft zwischen König und Papst wesentlich dadurch begründet, daß Hildebrand nie geliebt wurde, wenn dem glücklicheren Heinrich die Herzen zufliegen, wenn er aus dem Umstande, daß Mathildis von Tuscien an Heinrich hing, während Gregor sich in Leidenschaft um sie verzehrte — dichterisch schön ist es doch. Sonst ist Neid eine kleinliche Leidenschaft; sie tut hier Gregors Bedeutung keinen Abbruch — eine sehr große Talentprobe. Wunderschön, nur zu kurz, ist auch die Szene, in der sich Bertha und Heinrich finden und aneinanderschließen, nachdem sie lange nur nebeneinander gegangen waren, in der die Kälte des Weibes vor der Lohe weicht, die aus des Mannes Herzen aufbricht. Es ist Puls und ein großer Zug in Hildebrand; und

die Szene in „Heinrichs Tod", in der der Sohn vor die Bahre des Vaters hintritt, den er getötet, um eine Leichenrede anzuheben, wie sie größer, schöner und wahrer kaum gedacht werden kann, die Tugenden des Entschlafenen zu rühmen und die Ungestalt der eigenen Laster daneben zu stellen, die vergißt niemand, der sie las, so wenig wie das furchtbare: „Jetzt habt ihr mich", in das sie ausklingt. Ein geborener Dramatiker erhebt hier seine schütternde Stimme; der ganze Heinrich V. Friedrichs Röbers — er ist vor unlangem erschienen und sein Dichter ist wahrhaftig kein unbegabter Mann — sinkt davor zusammen.

Heinrich IV. ist nie auf die Bühne gekommen und hätte doch Wirkung tun können: „Die beiden de Witt" hat das Wiener Burgtheater wohl aufgeführt, aber einen Erfolg vermochten sie nicht zu erringen. Auch hier ist der Stoff dramatisch: es ist ein tiefer, tragischer Konflikt, der den Großpensionarius und seinen Gegner Wilhelm von Oranien scheidet, und die größten Ereignisse der Zeit bilden einen bedeutsamen Hintergrund. Das Stück leidet aber daran, daß Cornelius so gut wie Johann de Witt einander zu verwandt in ihrer ganzen Gemütsanlage sind: da auch Wilhelm durchaus edel gehalten ist und noch zu allem Ueberflusse Maria, Jans Tochter liebt, so fehlt der Gegenspieler gänzlich, und die weibliche Hauptgestalt ist zu blutleer, um nachhaltigen Anteil zu erzwingen. Eher könnte noch „Tempesta" wirken. Ein Schauspieler von hinreißender Kraft müßte freilich die Hauptgestalt, den Maler Peter Molyn, genannt Tempesta, geben, der Stürme malt, weil in seiner eigenen Seele ein ewiges

Stürmen ist, den der finsterste Argwohn verzehrt und nicht losläßt, ehe nicht das Glück seines Lebens darüber in Trümmern gegangen ist. Jedenfalls lohnte der Versuch eher, als den sie in Wien mit „Thassilo" unternehmen wollten. Gewiß ist der Bayernherzog, der den Kampf mit der Weltmacht Karls des Großen aufnahm und dabei nicht einmal recht Herr im eigenen Lande war, eine bedeutsame Gestalt. Saar aber faßt ihn halb als Hamlet, dem das Geschick eine Riesenaufgabe gestellt hat, der er nicht nach Neigung, nicht nach Kraft gewachsen ist, halb als Judas Makkabäus, der sich bescheiden im Hintergrunde hält, bis seine Zeit gekommen ist. Das darf einer, der das Ungeheure zu vollbringen imstande ist; Thassilo aber ist der Mann dafür — man empfindet das sofort — garnicht. Und der Schluß der Tragödie — Luitberga, das Weib des Helden und zugleich diejenige, die als Tochter Desiders am meisten zum Kampf getrieben, verfolgt von einer Turmwarte aus die Entscheidungsschlacht — erinnert sehr stark an die ähnliche Szene in Schillers „Jungfrau von Orleans". „Eine Wohltat" endlich, Saars Volksstück, ist von Anzengruber und wohl auch von Hebbel beeinflußt. Hebbelisch und Hebbels nicht unwert ist der Grundgedanke, daß ein Mädchen, das sich dem geliebten Manne hingibt, diesem gerade dadurch des Leichtsinns verdächtig wird. Es scheint das ursprüngliche Grundmotiv gewesen zu sein. Aber durchgeführt ist es leider nicht. Und daß ein gutes Mädchen und ein braver Junge nur darum in Elend und Verderben kommen sollen, weil ein leichtherziger aber dabei auch durchaus wohlwollender Mensch ihnen helfen will

und also der armen Magd einen größeren Betrag schenkt, damit sie sich eine Heimstatt gründen könne, wirkt denn doch zu grausam. Für solche Aufgaben ist Saar zu weich; ein Dramatiker stellt bei ihm die Probleme, findet die Stoffe, ein echter Dichter arbeitet an ihnen und beide kommen oft zu Worte — aber sie sprechen eben nicht immer . . .

Einem solchen Manne, dem dazu der Humor noch fehlt, wird naturgemäß die Erzählung weit besser gelingen, als die Trgödie. Auch die Epik verlangt Anspannung aller Kräfte; aber nicht in so hohem Grade, nicht so unablässig mindestens. So ist denn Saar im knapp umrissenen, mit liebevoller Kunst und feinem Pinsel ausgeführten Stimmungsbilde kaum zu übertreffen. Der Inhalt seiner Novellen ist meist dürftig; wodurch sie wirken, läßt sich so wenig bei ihm wie bei Storm sagen, dem er als Erzähler wohl zu allermeist verwandt ist. Auch hier kommen Anklänge an andere vor. So in „Die Steinklopfer“. Ein armes Paar, er ein kranker, abgedankter Soldat, sie ein unschönes Mädchen, das von einem Stiefvater gepeinigt wird, lernt sich kennen und lieben. Sie gehen zusammen zu Markte. Der Anblick Glücklicher, die eben Hochzeit machen, regt heiße Wünsche in ihnen auf, und da sie, heimgekehrt, das alte Elend finden, da Tertschkas Stiefvater sie noch mißhandelt, läßt sich Georg zu rascher Tat hinreißen und erschlägt den wüsten Gesellen. Gerade das aber wird ihr Glück; während nämlich Georg gefangen ist, gewinnt das Weib einen Gönner, der beiden zu einem kleinen Behagen verhilft, dessen sie sich nach so vielen Nöten erfreuen mögen.

Hier erinnert Tertschkas Verhältnis zu ihrem Stiefvater ganz merkwürdig an: „Verdorben in Paris" von Hopfen — ich glaube, der Roman ist später erschienen als die Novelle — und der Kirchgang deckt sich ganz merkwürdig mit der gleichen Szene in „Romeo und Julia auf dem Dorfe".

An Eichendorff und Storm erinnert „Innocens", der übrigens doch durchaus Saars eigenstes Gesicht trägt. Innocens ist ein Priester, der trotz des Zölibates der Vater einer zahlreichen Familie geworden ist: nicht zuletzt auf ihn gehen die neuerdings so sehr beliebt gewordenen Geschichten zurück, die den katholischen Geistlichen im Kampfe mit seinem Gelübde schildern. Auf einer einsamen Seelsorgestation, dem Wyschehrad nächst Prag, lernt der hochgebildete, besonders in den Naturwissenschaften bewanderte Mann ein schönes, liebenswertes Geschöpf kennen. Ludmilla wird ihm werter und werter; und während sie nichts ahnt, verzehrt heißeste Leidenschaft den Geweihten des Herrn. In die Nacht muß er sich flüchten, und während er in einsamem Weh in das Dunkel starrt, glänzen Lichter um ihn, gleitet im Nachen ein Kreis froher Menschen die Moldau abwärts, klingt ein frisches glück- und lebenheischendes Lied zu dem Verstörten herauf. Da, in diesen Wirrnissen, muß er das erste Mal einer Pflicht genügen: das erste Begräbnis während seiner Amtstätigkeit hat er zu versehen. Es ist eine Braut, eine aus jener Gesellschaft, die damals so laut das Genießen gepriesen; und wie sie nun im Sarge liegt, da ist ihm, als wäre Ludmilla gestorben. So lernt er sich bezwingen; dasselbe Grab, das die Wünsche

eines Mannes bedeckt, der einstmals selig zu werden geträumt, umschließt auch die Träume eines Entsagenden. Hier greift alles ineinander; eine unsägliche Anmut, eine unentrinnbare Stimmung liegt über dem Ganzen. Man atmet schwüle Sommerluft mit Innocens; und dann empfindet man doch wieder, wie der kühle Morgenwind geht und die Spukgestalten bannt. Darüber hinaus ist kaum ein Fortschritt möglich.

Wunderbar ist auch „Marianne" — neben Grillparzers „Spielmann" die einzige echte Wiener Novelle. Ein junges Weib ist an einen r[illegible]hen, ungeliebten Mann gebunden. Sie lernt den Rechten kennen; ihr ganzes Herz fliegt ihm entgegen, und dennoch bezwingen sich die beiden. Da kommt der Vermählungstag ihrer Schwester; sie darf nicht tanzen, denn sie ist herzleidend, und dennoch tut sie es mit dem geliebten Manne. So tötet sie denn ein Herzschlag. Marianne ist glücklich zu preisen, denn im Genießen traf sie der Tod; beklagenswert ist nur der Geliebte. Echt wienerisch ist, daß das Weib um den Genuß des Augenblickes alles aufs Spiel setzt. Und wer vergäße „Tambi"? Eine Hundegeschichte; aber nicht das Tier ist ihr Held, nein, der arme Faustin Bacher, der das Unglück hatte, einmal mit einer genialischen Anfängerarbeit höchste Teilnahme zu erwecken, Erwartungen und Hoffnungen rege zu machen, die er doch nie erfüllen konnte. Bis er sich in die Einsamkeit flüchtet, in stiller Tätigkeit ein armes Genügen, in seinem Hunde das langersehnte Wesen findet, das ihn liebe. Man begreift die Zärtlichkeit, mit der der Unglückliche an Tambi hängt, begreift, wie ihm das Leben unerträglich wird, nachdem

er den getreuen Genossen verloren, bis ihn der Tod hinwegnimmt, ob ungesucht, ob gesucht im Bewußtsein erdrückender Einsamkeit und der Schuld am Tode des Gefährten. Der wird ihm erschossen, weil Bacher, ob zwar gewarnt, es nicht übers Herz bringt, ihn an einer Leine zu führen.

Diese drei Erzählungen sind meisterlich: wertlos ist keine von Saar, keine gibt es, die nicht das Mittelmaß beträchtlich überragte. Ob er nun in der „Geigerin" das Schicksal eines gequälten Frauenherzens, das an einen Unwürdigen unlöslich gebunden ist und ihn doch nicht lassen kann, ob in „Vae victis!" das Los eines vielverdienten Mannes schildert, über den ohne sein Verschulden die Zeit hinwegschritt, bis er erst auf dem Schlachtfelde, dann auch im Kampfe um sein häusliches Glück erliegt. Sie sind alle weich im Empfinden; fast frauenhaft zart in der Ausführung. Die Liebe, mit welcher der Dichter an ihnen gefeilt und gearbeitet hat, erkennt man; man sieht, wie er durchaus modern im Fühlen ist, sich bemüht, dem Pulsschlag der Gegenwart zu folgen und ihm gerecht zu werden. Ihre Besten lesen sich wie lyrische Gedichte in Prosa und erzeugen nachhaltige und nachklingende Stimmungen gleich solchen. Auch sie würden Zeugnis dafür geben, daß Saars eigentliche Bedeutung in der Lyrik beruht, lägen auch nicht seine Gedichte vor, die erst kürzlich, nach langer Zeit, ihre zweite Auflage erlebten.

Auch als Lyriker ist Saar durchaus ein Kind unserer Tage und Eklektiker. Er hat sich an den Besten gebildet, ehe er über sie hinaus zu eigenem Ton gelangte. Der aber ist ganz eigen. Nicht in der Form

liegt seine Stärke, das ist eigentlich verwunderlich, denn seine Erzählungen sind gerade in diesem Betrachte durchaus meisterhaft — sondern im Empfinden. Da ist das Gedicht an seine Mutter wunderbar. Sie hatte ihn nicht begriffen, und die Leute wußten sie irre zu machen an ihrem Sohne; nun legt der seinen Kranz an ihrem Grabe nieder. Den Schatten des geliebten Weibes, das ihm so früh entrissen wurde, ruft er sich aus der Unterwelt, um alle Seligkeiten — so klein ach! und so still — die sie miteinander genossen, durchzuleben und zu empfinden, daß sie dennoch untrennbar mit ihm, mit seinen Liedern verknüpft sei: „Solang sie leben, lebst du mit mir fort!“ Das Leid der Enterbten fühlt er mit; ob er nun ihr Treiben bespähe, ob er, wie im „Arbeitergruß“ sich ihnen gleichstelle. Denn ob man im Dienste der Kunst, ob im Tagelohn sich müde ringt, das ist gleich. Die Schäden der modernen Frauenerziehung legt er bloß; er schildert das Mädchen, das vor lauter Nerven kein Herz mehr hat, die arme Postelevin, die vergessen muß, daß sie Weib ist. Die Eisenbahn hat ihm etwas zu berichten. Das Lied der Telegraphendrähte ist seinem Ohr vernehmlich. Kuriose Stoffe — aber ein echter Dichter hat sie behandelt. Ein modernes Liebespaar bespäht er. Sie lesen miteinander, aber es ist kein Roman, kein Lyriker, in den sie sich vertiefen — es ist Darwin, und das rührt ihn recht eigentlich. Und zwischendurch, zwischen formschönen Sonetten, zwischen freien Rhythmen voll Wucht der Sprache und des Gedankens stehen rein lyrische Gaben: Liebesgedichte, glühend in Leidenschaft, Na-

turbilder voll Schönheit wie jenes andere Novemberlied, das in den Worten ausklingt:

„Nun laß, o Herz, die Klage,
Vergiß, was dich beschwert,
Siehst du so späte Tage,
So sonnig noch verklärt!“

Ein Sonnenstrahl im Herbste genügt, um sein Grämen vergessen zu machen. Hier findet sich auch jenes Bekenntnis, das mit ein Schlüssel zum Wesen des Dichters ist: er gesteht, nicht hassen zu können. Aber das gerade muß der Mann . . .

Auf allen drei Gebieten der Dichtkunst hat sich Saar bewegt — nirgends ohne Erfolg, nirgends ohne inneren Beruf. Seine Fehler sind organisch, und sie bedingen seine Vorzüge. Macht ihn seine nachgiebige Natur empfänglich für fremde Einflüsse, so begründet sie auch jenen Zauber, der über seine besten Gedichte, seine besten Erzählungen ausgegossen ist, den anmutigen Fluß der Linien, der Töne, der Gestalten. Auch vor einem strengen Urteil bleibt er bestehen, sofern es ein gerechtes ist; man darf das heute nicht allzu vielen nachsagen; er ist bedeutend genug, daß man auch seine Schwächen hervorheben kann. Er wird wohl auch späten Tagen im Gedächtnis bleiben. Unrecht ist es, wenn man ihn unfruchtbar heißt — niemand braucht mehr zu geben, als er kann. Und wenn man ihm nachsagt, es sei nur ein dünner Faden poetischen Talents, der sich durch sein Wesen zöge, dann gilt die Erwiderung: mag sein — aber er ist echtes Gold, und er adelt das ganze Gewebe, in dem er sich findet.

Hartleben

Wir waren durch Paul Schlenther bekannt geworden, der damals noch nicht den mindesten Anlaß hatte, vom Burgtheater und seiner künftigen Leitung zu träumen.

Es war in einer kleinen Pilsnerbierkneipe. Otto Erich Hartleben war in der großen Oeffentlichkeit noch so gut wie unbekannt, hatte eben den „Verein Deutscher Phantasten" gegründet und im dazugehörigen Verlag seinen „Pierrot Lunaire" veröffentlicht, der hernach da und dort spukte und seine gute Wirkung tat, gleichviel, ob die Verse vom mondsüchtigen Pierrot, vom Franzosen Albert Giraud oder vom Clausthaler Hartleben, dem Sprossen einer hochangesehenen, gut norddeutschen, man könnte beinahe sagen adeligen Beamtenfamilie, stammten.

In Wien waren wir einander näher gekommen. Wiederum in Berlin rückten wir ganz enge zusammen. Wir hatten eine Nacht durchgebummelt, bis wir endlich, der Morgendämmerung nahe, in ein Kaffeehaus unmittelbar an einer Spreebrücke einfielen. Es wurde da von Mädchen Lichtenhainer Bier verzapft, das er sehr liebte, zu dem ich mich aber nicht entschließen konnte. Inmitten des Lärmens und des Gewirrs in

ähnlichen Lokalitäten offenbarte er sich nach seiner zögernden und stockenden Weise.

Er näherte sich damals dem Abschluß des „Rosenmontags", der hernach sein großer und tönender Erfolg werden sollte. Den Folianten in Rohleinen sah ich, in den Szene für Szene des Stückes eingetragen ward, wie es mühselig und stockend rückte. Denn er ist niemals ein rascher oder gar leichtfertiger Arbeiter gewesen. Er wendete große Mühe und einen rastlosen Fleiß an seine Sachen, die hernach flott und improvisiert genug erschienen. An Ueberarbeitungen konnte er sich garnicht genug tun, ließ keines seiner Gebilde leichten Herzens fallen ehe er nicht das Letzte daran gewendet, es sich und der Wirksamkeit zu retten. So hat er „Ein Ehrenwort" zu wiederholten Malen, fast nach jeder Aufführung, die er sah, umgegossen, bis die Komödie zu endlicher, leidlicher Vollendung gedieh. So lag ihm vielleicht bis zur letzten Stunde „Ein wahrhaft guter Mensch" am Herzen, wohl das dramatisch und psychologisch schwächste Stück, an dem jede Mühe verloren ist und sein muß. Die Anregung dazu empfing er aus „Eduards Traum", einer phantastischen Geschichte von Wilhelm Busch, sehr fern den Pfaden, die der Altmeister deutschen Humors sonst so glücklich zu wandeln pflegt.

Er hat sämtliche ungezählte Evolutionen des Berliner literarischen Lebens mitgemacht und tapfer durchgefochten, war bei der Gründung der „Freien Bühne" mit Pate gestanden und mehr als einmal Opfer des erregten Streites der Gesinnungen geworden. Er kannte alle Vorkämpfer, hatte sie sich als Freunde und Eides-

helfer für seine Stunde gesichert, wenn sie einmal anbrechen sollte. Bei aller innerlichen und nur zu kräftigen Neigung zur Bummeligkeit brach der methodische, beinahe pedantische Zug immer wieder durch, den er von seinen Ahnen überkommen. Er war geistig ein guter Haushalter, ohne jede Neigung, ein Motiv fallen zu lassen oder aufzugeben, dessen er sich einmal bemächtigt hatte, ehe er nicht das Letzte an seine Hebung und Rettung gesetzt. Das Verstandesmäßige überwog durchaus; so zogen ihn die Franzosen mit ihrer Kunst der reinlichen und plangemäßen Technik von seinen ersten Anfängen an so mächtig an, daß er vielleicht der einzige unter den Söhnen dieser Zeit ist, der ihnen Entscheidendes dankt. So stand ihm, ehe er sich zur angelischen Mystik des Silesius hingezogen fühlte und sich im halkyonischen Tiefsinn gefiel, Platen mit seiner kalten und feierlichen Geschlossenheit der Form fast obenan unter den deutschen Lyrikern. Desto verwunderlicher erschien freilich nachher, — da er im allgemeinen ein sehr gesundes und richtiges Urteil, fußend auf einer sehr ansehnlichen und gut gegründeten Bildung in mehr als einem Fach, auch den Werken seiner nächsten Freunde gegenüber besaß, — wenn er sich Eigenem gegenüber in so sonderbarer Weise verblendete und verstockte. Als wollt' er durchaus weder sehen noch hören, so war es manchmal.

Die Natur selber hatte ihn in einer Weise ausgestattet und begabt, daß man seiner nicht mehr leicht vergessen konnte, war man ihm erst näher gekommen. Er war ein sehr hübscher Mensch. Eben mittelgroß, aber breit von Brust und sehr wohlgegliedert. Unter

einem scharfen Hornkneifer leuchteten grünliche, sehr kluge Augen vor. Das kastanienbraune Haar und der kurzgeschnittene Bart lockten sich leicht und gefällig. Eine mit Worten sparsame Liebenswürdigkeit, unter Umständen sogar Zärtlichkeit des Gestus war an ihm. Sie mochte ja nicht immer ganz echt sein; denn er verkannte den Nutzen weitverzweigter Freundschaftsverbindungen nicht, wußte sich sehr klug zu inszenieren und immer interessant zu halten; sich ihr zu entziehen, aber war schwer möglich. Dazu kam eine wunderschöne Hand, die man sich kaum vollendeter in der Form ausdenken kann, von der Art, wie sie van Dyck an seinen Kavalieren zu malen liebte. Es war in seinem Wesen überhaupt etwas, das stark an jene Periode einer unerhörten Liederlichkeit mahnte, hinter der soviel Todesgewißheit, ja Todessehnsucht sich verbarg. Wo immer er sich zeigte, berührte er fremd, eigen, farbig, wie eine geprägte und bei allen Umwegen, in denen sie sich gefällt, ihrer letzten Ziele gewisse und sichere Persönlichkeit. Er war sich übrigens seiner körperlichen Vorzüge wohl bewußt. Allerdings war ihm die Gesellschaft, in der er sich behagen sollte, bald gut genug, wenn sie nur trinkfest und gleich ihm dem frühen Gang zu Bett abgeneigt war. Aber ehe ihn sein trauriges Leiden völlig zerrüttet hatte, hielt er viel auf seine persönliche Würde und stattliche Erscheinung. Immer war er nach den letzten Vorschriften gekleidet, ohne jede Spur von Gefallsucht oder gar Geckerei. An Bildern von ihm ist kein Mangel; dionysisch mit Weinlaub ums Haar; das Rapier in der Faust, in allerhand Posen. Er mußte Maler locken, und gab sich ihnen gern als

Modell. Am tiefsten sein Wesen erfaßt hat wohl der Prager Emil Orlik in einer flüchtigen, scheinbar ganz unfertigen und dennoch durchaus erschöpfenden Radierung, die in ihrer impressionistischen Art für ein völliges Meisterstück gelten muß, und die er denn auch gern seinen Buchdeckeln aufprägen ließ.

Es war ihm, bei seinem höchst subtilen und an den besten Mustern des Auslandes geschulten Geschmack, der Wert einer sorgsamen und bezeichnenden Ausstattung bereits zu einer Zeit klar geworden, da sich noch kaum ein Autor darum kümmerte und all dies vermeinte Nebenwerk in gutem Glauben und hilflos seinem Verleger überließ. Auch hier machte sich seine methodische Veranlagung merklich, der eben nichts belanglos erschien, die auf höchste Würdigkeit in Papier, Lettern, Zierleisten und überhaupt Buchschmuck, von dem wir ja eigentlich jede Ahnung verloren hatten, hindrängte. Es haben andere mehr Wesen aus ihren Verdiensten um diese Sache gemacht. Ein zu großer Wetteifer ward geweckt, und eine Zeitlang schien es, als sollte der Rahmen wichtiger werden, als was er umspannte. Künstler wurden herangezogen, und sie stellten sich nach ihren Anlagen, natürlich zunächst die Ansprüche des eigenen Metiers unterstreichend, in den Dienst der neuen und verheißungsvollen Sache. Mir aber scheint der Augenblick gekommen, die Verdienste Hartlebens um die ganze Bewegung zu betonen, die hernach so viele selbstgefällig in Marsch gesetzt und zu einer Art Berühmtheit emporgeschraubt hat. Man mag über ihn und die Dauer seiner Bedeutung ganz nach Belieben denken. Der Augenblick, in dem die Herzen seiner Freunde noch

ganz bewegt und durchzuckt sind von seinem allzufrühen Hinscheiden, auf das man dennoch seit nun einem Lustrum gefaßt sein mußte, ist wohl nicht der beste für ein Totengericht. Aber er war einer der wenigen echten und völligen Kunstmenschen in deutschen Landen. Er strebte mit Entschiedenheit und Glück danach, alles in Einklang zu bringen, was sonst so gern auseinanderfährt und zerflattert, als wehte der Hauch Gottes es durcheinander, der vielleicht das Werk berührt, durchaus aber nicht den, der es vollbringt. Darum, nicht allein der wohlfeilen und angenehmen Weine oder der zwanglosen Lebensführung halber, die ja auch ihre Reize gerade für ihn hatte, lockte ihn Italien mit so unwiderstehlichem Zauber, nachdem er es einmal kennen und gründlich begreifen, das heißt bei allem Widerwärtigen immer noch lieben gelernt. Darum hat er sich, kaum daß es ihm das Erträgnis vom „Rosenmontag" gestattete, am windgeschützten Ufer des blauen Gardasees seine Einsiedelei errichtet, deren Ausgestaltung all seine Liebe galt, die er zu einer halkyonischen Akademie erweitern wollte, sobald ihm die Mittel reichlich und nach seinen Begriffen unerschöpflich zuströmten. Darum glückte ihm denn auch das wundersame und wirklich aus den letzten Tiefen deutschen Empfindens emporgeholte Wort: „Rom ist keine Stadt. Rom ist eine Gemütskrankheit." Wer jemals die römischen Bronnen rauschen gehört, jemals, zweifelnd an seiner Wiederkehr, den päpstlichen Soldo — die des Königreiches wirken so sicher nicht — unter dem üblichen, geheimnisvollen Ritual, das heißt rückwärts schreitend und mit geschlossenen Augen, der brau-

senden Flut von Fontana Trevi überantwortet hat, angstvollen und abergläubischen Horchens voll, ob er auch das Platschen der Kupfermünze ins Wasser vernehme, der allein versteht diesen Satz so ganz. Für ihres Besitzes sichere Banausen ist er nicht geprägt, die sich wann immer ihr Rundreisebillet kaufen und ihr italienisches Pensum absolvieren können.

Für einen langsamen und zögernden Arbeiter, der er immer war, und nach den kurzen Jahren, die er vollstreckt, hat Hartleben ein ganz ansehnliches Lebenswerk vor sich gebracht.

Da sind zunächst seine Verse mit den beiden Nachlesen: „Von späten Früchten" und den halkyonischen Reimen. Es sind nicht eben starke Bändchen; aber sie sind voll echten Gehaltes und von einer spröden, doch tadellosen Form, die sich mit besonderem Glück an reimlosen Metren, manchmal sogar an antiken Maßen versucht.

Gewollt ist einzig und allein der „Halkyonier", auf den er wohl am meisten stolz war und der in seinem gesuchten Tiefsinn dennoch erkältet, in seiner strophischen Einförmigkeit sogar ermüdet. Da hat's ihm eben Angelus Silesius und dessen „Cherubinischer Wandersmann" mehr als billig abgewonnen, sodaß er sich nach den vielen Masken, in denen er sich sonst schon behagt hatte, in einer neuen gefiel, die er nicht durchaus zu füllen vermochte.

Sonst hat er viel Melodie. Er hat die große und einfache Linie in der Lyrik, die sich unvergeßlich einprägt. Er macht keine Schnörkel und verfügt da oft über Kraft und Gewalt, die sonst in seiner klugen und,

bei allem Schein des Aufreizens, in seiner eigentlich behutsamen Art nicht eben beschlossen sind. Da ist gelegentlich wohl eine geheime und nachsingende Weise, das Höchste in der Lyrik. „Du meines Blutes Unruh', heimliche Liebste du": man spreche sich das einmal laut vor, und man wird über den Wohllaut staunen, der sich darin verbirgt. Da geraten ihm dann auch Bilder von plastischer Kraft und Eindrucksfähigkeit, die man durchaus lebendig vor sich sieht. Zum Beispiel „Der Eroberer" mit der gelassenen und selbstherrlichen Wendung: „Sie waren nicht ich. Drum fielen sie". Er selber fühlte sich herausgehoben und begnadigt vor vielen, ganz besonders nach dem Erfolg von „Rosenmontag", da längeres Zuwarten kaum mehr möglich war, da es, seinem eigenen Wort nach, „um die Wurst ging". Er hat das, allerdings unter dem Einfluß seines Leidens, das ja nach der Wiener Premiere zuerst und gleich mit zerstörender Macht sich offenbarte, manchen fühlen lassen, mit dem ihm sonst innige Gemeinschaft war; sparte hernach, wieder besonnen, freilich keine Mühe, sich die Entfremdeten wieder zu werben.

Das eigentlichste Wesen des Erzählers und Dramatikers Hartleben, da der Lyriker kaum jemals populär werden kann und trotz aller seiner Vorzüge wenig zur Komposition, die noch am ehesten hilfreich ist, reizen mag, ist der Ulk.

Ulk ist: Jemanden zu einer Tätigkeit bewegen und anreizen, die ihm nach allen Umständen, unter denen man ihn dazu verlockt, höchst ersprießlich, ja seinen eigenen Zwecken dienlich erscheinen muß, aber dennoch vollkommen zwecklos ist. Darin, in diesem Gegensatz

zwischen Mühe und Nutzen, liegt nun der Spaß für den eingeweihten Beobachter, in unserem Fall für Leser und Zuschauer. Es ist feiner Ulk, jemand in eine Situation mit unmerklicher und sachter Ueberlegenheit bringen, die zu dem Charakter, den er von Amtes oder Berufs wegen in sich trägt oder zu offenbaren wünschen muß, in direktem Gegensatz steht. Die Wurzel, aus der in beiden Fällen die Komik entspringt und sich zu herrlichem, befreiendem Gelächter steigern kann, ja muß, liegt klar zutage. Ironische Ueberlegenheit, die der nicht merken darf, auf den sie gemünzt, ist immer eine Grundbedingung der Wirkung.

Darin nun ist Hartleben ein Meister gewesen. Im entscheidenden Augenblick unterläßt er jeden Kommentar. Da sind Worte überflüssig. Die Klappe der Falle ist zu, in die er seinen Helden von der mehr oder minder traurigen Gestalt gelockt hat; nun genügt ein Augenzwinkern, um dem Verständigen die fatale Position begreiflich zu machen, in der sich der Gefoppte und Verlockte befindet. Man erinnere sich an den „Gastfreien Pastor", der zu Zwecken der inneren Mission in die große und gottesfürchtige Stadt Magdeburg — ob nicht im Ortsnamen eine Teufelei mehr steckt? — eine Reise unternimmt, und in aller Unschuld seine Pfeife just zum Fenster eines Hauses heraushängen läßt, das zu ganz anderen Zwecken möbliert und bewohnt ist.

Oder man nehme sich wieder einmal „Die sittliche Forderung" vor, vielleicht den besten und innerlich übermütigsten Einakter in deutscher Sprache. Der Seelenretter, der garnicht versteht, daß es dem zu Rettenden in seiner Haut innerlich so wohl und im Lasterpfuhl,

aus den er ihn ziehen möchte, so behaglich sein kann, wie ihm selber lange nicht ist; der trotz aller seiner strumpfwirkenden und Groschen sparenden Moral der lockenden Sünde verfällt, der er mit seiner „sittlichen Forderung“ natürlich höchst drollig erscheint und vielleicht mehr darum als wegen der gemeinsamen Jugenderinnerungen der Verführung wert. Der Philister wird geuzt; der Gegensatz zwischen überkommener und vor Versuchungen gehüteter Moral und einer freieren Lebensführung höchst ergötzlich und eindringlich herausgearbeitet. In dieselbe Linie gehört „Die Erziehung zur Ehe“, die freilich noch bösartiger ist und am Ende der Institution, wie sie nun einmal ist, nicht übel an den Leib will; gehört der „Abgerissene Knopf“, an dem wir uns zu allererst ergötzten.

Bummelexistenzen, die bei einem Schein von ursprünglicher Tätigkeit sich frei und ihr geheiligtes Recht auf Müßiggang unversehrt zu erhalten verstehen, weiß er mit vieler Liebe zu gestalten. Da wäre „Der römische Maler“, der jeden, den das gütige Schicksal seinen Händen überliefert, als gelegenes Strandgut zu schätzen und zu rupfen versteht, der eine Aktiengesellschaft auf sich und seine künftigen Werke gebildet hat, den arbeiten zu sehen ein erschütternder Anblick ist. Es müßte der „Bunte Vogel“ nicht übergangen sein, das Muster einer klaren und dennoch nicht platten Allegorie, die wieder aus dem Gegensatz zwischen dem Nützlichen und dem Erfreuenden ihre Wirkung zieht. „Ich habe da einen guten und nützlichen Tee“ — das ist eines jener Worte, die haften und nicht mehr los zu kriegen sind. Damit nun, daß Hartleben als erster den Bummelwitz

und den rechtschaffenen, nur zu lang hochmütig unterschätzten Bierulk in die Literatur einführte, hat er ihr ein großes Feld eigensten deutschen Humors zugeeignet und gewonnen: er konnte das freilich nur, weil er von den Franzosen und ganz besonders wohl von Guy de Maupassant, mit dem er von allen Deutschen die meiste innere Gemeinschaft besitzt, die mustergültige Klarheit der Sprache und der geschlossenen Form erlernt hat, die nichts will noch kann, was sie sich nicht vorgesetzt; die niemals gleitet, sondern säuberlich, ein dralles, junges Blut mit vor Eile gerafften Röcken, zu ihrem Ziel geht, dabei aber immer noch Zeit gewinnt, in ein herzhaftes und höchst ansteckendes Kichern zu fallen.

Im allgemeinen: die Erfindungsgabe Hartlebens ist gering. Er braucht eine Tatsache oder eine Anekdote, die ihm zugetragen wird, und mit der er alsdann nach seiner Art frei, ja souverän umspringt, um sie zu gestalten. Es ist ein stark artistischer Zug in ihm, wie er denn, lang vor allen Ueberbrettelversen, eine seiner lichtesten und glücklichsten Gestalten vom Brettel nahm und auf die Bretter stellte.

Aus sich schöpfen konnte er eigentlich nur als Lyriker. Sonderbar genug bei diesem nur allzu kneipfesten und seßhaften Gesellen: es findet sich kein eigentlicher Zechton in seinen Gedichten, wie es sonst in der deutschen Verskunst nur allzu beliebt ist und oftmals unecht genug angestimmt wird. Der Grundzug ist ernstgehaltene Männlichkeit, selbst Schwermut, die sich in dunklen und offenbarenden Augenblicken dann wirklich aus ihm erhob.

Der lange Atem, das Ausspinnen einer Fabel war

im Grunde seine Sache nicht. Er selber, der ein guter, eifriger und der Gegenwart hingegebener Leser war, erklärte gern, es durchaus nicht zu fassen, wie sich einer an einen Roman verlieren und ihn austragen und gestalten könne. Er war immer ein Mensch der Laune, die manchmal, in gelegenen Stunden, erstaunlich fördert, immer aber auch Stockungen bedingt und zeitigt.

Darum vielleicht seine wunderlich ausgeklügelte Systematik, in der er sich ganz besonders in seinen letzten Jahren, am blauen See von Garda, so sehr gefiel. Innerlich hatte er wohl schon nach dem ersten Wiener Zusammenbruch das Gefühl, es sei mit der Zeit seiner Kraft vorüber, auf die er allerdings unbillig losgesündigt. Nun suchte er mit Künsten und mit Mittelchen die Stimmungen zu beschwören, die niemals allzu willig gewesen waren. Jedes Kärtchen, das er einem seiner Freunde sandte, um den Zusammenhang mit ihnen nicht zu verlieren, war berechnet nach der Oekonomie des Raumes, so daß es sich präsentierte.

Er hat einmal wirkliche Tragik vermocht. Bei allen Zufälligkeiten, die darin sind, steckt im „Abschied vom Regiment" dennoch echte und ursprüngliche Wirksamkeit, der man sich bei der Geschlossenheit des Stückchens und der atemlosen Hast kaum entziehen kann, mit der es abschnurrt. Auch hier bekundet sich schon sein großer Bühnenverstand, den er bewußt gepflegt und nach Mustern der Franzosen gebildet hatte. Zunächst strebt er die innere Wirkung an und weiß sie durch die Begebenheiten zu erzwingen. Hernach, zu seiner Unterstützung, ruft er äußere Behelfe auf. Nichts

aber ist in diesem Sinne so sicher, wie der Kontrast: ein jauchzender Marsch sagen wir, der ein Todesröcheln überjubelt.

Es ist das das System vom „Rosenmontag", den er ja nicht allein ersonnen hat. Ihm stellt sich der tote und schwer zu überwindende Punkt bei seiner geringen Erfindungsgabe sehr bald hinderlich in den Weg. Ihn zu überspringen muß er zu allerhand Gewaltsamkeiten und Konstruktionen greifen, die dem Glück des Stücks freilich nirgends im Wege standen, es vielleicht sogar machen halfen, die den ganzen dritten Akt füllen und einen feineren Kunstverstand entschieden verletzen. Er war sich selber durchaus klar darüber, daß er hier mehr mit der Kunstfertigkeit, als mit der Kunst gearbeitet habe. Dennoch steht mir der „Rosenmontag" nach Fülle und Kraft der Gestaltung, nach der Fähigkeit, von der Episode aus die Hauptfabel zu beleben und, wenn sie zu sterben droht, weiter zu schieben, fast obenan unter seinen Werken. Ueber den „Grünen Baum" möcht' ich schweigen. Es ist wiederum nicht sein alleiniges und überdies das Werk eines kranken Mannes, der sich daran machte, vielleicht mehr in der Hoffnung auf eine neue, reiche Ernte, nachdem die vom „Rosenmontag" so ziemlich aufgezehrt war und durch den Erfolg vom „Zapfenstreich" wenig Aussicht auf einen Ertrag mehr bestand, als aus innerem Bedürfnis heraus unternommen.

Es waren reiche und mannigfache Gaben in Otto Erich Hartleben. Er war gütig und von einer sorglichen Hand ins Leben und in die Kunst gesendet worden. Es war das Zeug zu einem Revolutionär in ihm,

und unter denen sind die Lachenden, die Spötter des Schlages, dem er nach seiner ursprünglichen Veranlagung angehörte, immer die gefährlichsten gewesen. Es war vielleicht das Zeug zum Reorganisator des deutschen Lustspiels, nach alter fröhlicher Derbheit und Dreistigkeit, in ihm, dessen wir so sehr bedürfen und den wir immer noch ersehnen. Vielleicht war er nur gar zu klug dafür; hatte sich vielleicht durch ironische Ueberlegenheit, die manchmal ganz nütze ist, jene volle und gläubige Hingebung an seine Gestalten verdorben, deren der Dichter nun einmal nicht entraten kann, wenn er vollkommen überzeugen und zwingen will. So mußt' er denn, auch hier wohl nach französischem Vorbild und nach dem Muster des Thesendramas, das seine Gestalten ad hoc schafft, konstruieren. Das regt sich schon in „Hanna Jagert" und in der „Angele"; unter frischen Eindrücken des Lebens, das sich ihm offenbarte, tritt es in den Arbeiten seiner vollen Kraft zurück, ohne kaum jemals, nur in den Lustspielen, vollkommen überwunden zu werden. Es bleibt gern ein Rest. Dazu saß in ihm der Dämon, den er ursprünglich vielleicht aus Bravade, aus Furcht vor der Einsamkeit mit sich und dem finsteren Urgrunde, den er bei allem Uebermut und Humor in Stunden gesammelter Selbstschau klar genug empfand, so groß hatte wachsen lassen, bis er ihn nicht mehr meistern konnte, und der nach dem Geistigen auch sein Leibliches zerstörte. Es ist eine ehrliche Bewegung, mit der man seines frühen Endes und der nun vereinsamten Villa Halkyone gedenkt, wo er, durch Siechtum schon zerstört, seinen letzten Traum von gestillten Winden und einem vor dem Winter geschützten

Glück spann, eine Trauer, gemildert durch den unabweislichen Gedanken: er starb zeitig und dennoch kaum zu früh.

Emil Marriot

Auch Wien hat seine Realistenschule, und ihr Stammbaum ist stolzer und adliger, als der jener von Berlin, die allerdings mit mehr Zielbewußtsein und größerer Entfaltung von Stimmitteln zu arbeiten versteht.

Hier hat Anzengruber im „vierten Gebot" das erste deutsche Anklagedrama geschaffen, wie er überhaupt durchaus den Bekennern der herben Wahrhaftigkeit zugezählt werden muß; hier entstand „Der arme Spielmann", Ausgangs- und Gipfelpunkt zugleich der echten Wiener Erzählung. Und seit Grillparzer ist dieser Faden niemals völlig abgerissen; mit ungleicher Begabung, aber mit gleich ehrlichem Streben wurde von vielen daran fortgesponnen. Man kennt heute allenthalben die Namen Ferdinand von Saars und der Ebner-Eschenbach; und mehr und mehr gewinnt eine der jüngeren dieser Reihe, Emil Marriot, auch im Reiche die Anerkennung, auf die sie Anspruch erheben darf nach Ernst des Wollens und Bedeutsamkeit des Könnens. Hat sie so lange dazu gebraucht, dann war ein österreichischer taktischer Grundzug schuld daran; getrennt marschieren und vereint geschlagen werden, das war zumindest für die deutschen Schriftsteller

Wiens und Oesterreichs lange ein verhängnisvolles Losungswort . . .

Emil Marriot — Emilie Mataja — ist ein Wiener Kind. Ihr Vater war Kaufmann, ein Angehöriger des Standes also, der unter der Ungunst der Zeiten so schwer leidet, wie kaum ein zweiter; daß aber seit Jahren für die einst so lebensfrohe Kaiserstadt an der Donau sehr üble Tage angebrochen sind, das wird niemand bestreiten, der sehen kann und über gewisse Kreise hinausgekommen ist, in denen ererbter Reichtum oder die Begabung für mühelosen Erwerb zu Hause sind. In der Kindheit oder in dem Entwicklungsstadium, in dem an die Stelle unbewußter Eindrücke die bewußte Beobachtung tritt, mag sie den Niedergang des Wohlstandes, sei es im väterlichen, sei es in einem ihr nahen Hause mit angesehen und vielleicht gar den fruchtbaren Hauch der herandrohenden Not schaudernd unad durchfröstelt empfunden haben. Eine innerlich sonnenlose Natur leidet desto stärker, will sich das Licht aus ihrem Pfade stehlen. Eine solche aber ist die Marriot, und sie kann es in keiner Zeile verleugnen, die sie je geschrieben hat. Nur in einer traurigen und freudearmen Umgebung konnte das Buch entstehen, das den frühesten Gradmesser für ihre literarische Bedeutung abgab: „Die Familie Hartenberg“. Zu dieser verhalten sich „Die Unzufriedenen“ etwa so, wie ein in späteren Jahren voll ausgeführtes Bild zu der frischen und mit unmittelbarer Sicherheit hingeworfenen Skizze. Ein solcher Vorgang wurde noch niemandem im ganzen Gebiete der bildenden Künste verargt, nur dem Schriftsteller möchte man das gern verübeln.

Es sind beides unsäglich trübselige Geschichten, und sie beklemmen die Brust mit ihrer echten und wahren Stimmung. Noch nie ist das kleine Elend kleiner bürgerlicher Verhältnisse mit solcher Bestimmtheit umschrieben und abgeschildert worden, als in ihnen. Hier der Kaufmann, den nur die Tatkraft eines Sohnes vor völligem Schiffbruch gerettet hat und der dennoch dem Helfer grollt, weil er sich von ihm in den Schatten gestellt fühlt; dort der höhere Beamte, dem die Pensionierung — der „blaue Bogen", sagt man in Oesterreich — seinen ganzen Einfluß und ein Großteil der Mittel genommen hat, seine begehrlichen Bedürfnisse zu befriedigen, ohne daß er doch die Kraft besäße, sich zu beschränken. Eingefleischte Selbstsüchtige beide — der alte Hartenberg und der alte Nordenberg, und schon die Namensähnlichkeit beweist, daß sich die Marriot der inneren Verwandtschaft der Stoffe wohl bewußt und nicht einmal bestrebt war, sie zu verbergen. Beide hätten nie eine Familie begründen sollen, wozu nun einmal etwas von der Fähigkeit gehört, in anderen und für sie zu leben; aber, während der fallite Kaufmann sich's daran genügen läßt, seinen Kindern nichts in den Weg zu legen, ruhig zuzusehen, wie seine schöne Tochter Stephanie auf ihre Weise den Unstern zu korrigieren sucht, der sie nicht reich oder ganz arm geboren werden ließ, wie sein Sohn die Witwe eines nahen Verwandten, die ihr Schicksal in dieses Haus vertragen hat, zu seiner Maitresse macht, ist der alte Nordenberg eine aktivere Natur. Er stachelt die Sehnsucht nach Glanz und Wohlleben, die fast jedem Weibe eingeboren ist, in völlig bewußter Weise; er besinnt sich keinen

Augenblick, an dem mitzuzehren, was ihm die Schande des einen Kindes ins Haus bringt. Erbärmlichere Gesellen als er und sein würdiger Schwiegersohn Fritz Wallbrecht sind kaum je gezeichnet worden; die Gewalt, welche die bewußte Lüge mit dem Wunsche, um jeden Preis zu gefallen, über eine Frauenseele gewinnen kann, ist an Mignon Nordenberg mit großer Kunst und Sicherheit dargestellt. Ihr Schicksal ist eigentlich das Entscheidende für „Die Unzufriedenen", so viele verwandte Gestalten der Roman mit dem deutsamen Titel — denn in allen lebt das Hadern mit ihrem Geschicke — auch enthält. Die Dichterin hat Mignons Los zu einem versöhnlichen Ende geführt, während Stephanie Hartenberg freiwillig in den Tod geht. Im Leben pflegen die Mignons freilich in der Regel nicht geheiratet zu werden. Und wenn die Marriot die stolze und recht eigentlich vornehm angelegte Stephanie an sich und an der Liebe zugrunde gehen ließ, die für die Gefallene zu spät in ihr Leben trat, während Mignon, geheilt und geläutert durch echte Neigung, glücklich werden darf, so hängt das mit einem ihrer Grundmotive zusammen. Es ist, kurz gesagt, das furchtbare Wort Hebbels: „Darüber kann kein Mann weg", das über Stephanie den Tod verhängt; daß sie sich hingab ohne Liebe, ist ihre wie Maria Magdalenens tragische Schuld. Mignon aber hat nur die Gebärde der Sünde, sie ist mindestens körperlich rein geblieben. Es ist interessant und in der Natur der Dinge begründet, daß eine Frau die Verlorene ohne Erbarmen richtet, nachdem so viele Männer sich um ihre Ehrenrettung so große Mühe gegeben haben.

Man ginge fehl in dem Glauben, dieser Einfluß Hebbels müsse ein unmittelbarer gewesen sein. Es wurde nur darauf hingewiesen, um in Kürze das Wesentliche des einen Problems der bürgerlichen Novellen der Marriot aufzuhellen. Wichtiger und vor allem für Wiener Verhältnisse bedeutender, als dieses, über dessen innere Wahrheit man ja mit Erfahrungsgründen streiten könnte, ist ohne allen Zweifel das Andere. Es trat vielleicht schon aus dem, was über Stephanie gesagt wurde, zu tage; es wird völlig klar, betrachtet man, wie die Schwestern Nordenberg gleich Dirnen die Straßen der Stadt zu nächtiger Stunde durchstreifen, sich von fremden Männern ansprechen und Briefe schreiben lassen, bis sich die verheiratete Laura Wallbrecht wie das Mädchen Stephanie um Geld dem ersten besten hingeben, der ihnen gerade das zu bieten vermag, wonach es sie verlangt. Man nennt das Prostitution. Sie züngelt, eine Flamme, von unten nach oben; sie steigt aus gewissen höheren Schichten niederwärts und durchseucht das Bürgertum, das eigentlich am ehesten frei davon bleiben könnte. Dem ist wirklich so, und jeder Sehende weiß es; zuerst ausgesprochen aber hat es die Marriot; und weil sie es offen und mit all jener herben Wahrhaftigkeit getan, die dieser tapferen Frau überhaupt eigen ist, hat sie sich ein Verdienst um den Wiener sozialen Roman erworben, das gewiß nicht klein anzuschlagen ist. Sie schildert Sitten ihrer Vaterstadt, das Leben gewisser Kreise in ihr mit aller Treue und Aufrichtigkeit; so muß sie nicht jedem gefallen; aber gewiß jedem Achtung abringen, der da weiß, wie kostbare

und seltene Dinge jene Eigenschaften in Kunst wie in Leben sind und waren.

Sozial ist die Marriot übrigens immer. Auch der dauernde Wert der anderen Hauptgruppe ihrer Erzählungen — wenn man bei der Kurzlebigkeit von Prosawerken, und seien es die besten, überhaupt von Dauer sprechen darf — ihrer geistlichen Geschichten liegt darin. Schon viele vor ihr hat die Gestalt des katholischen Geistlichen angezogen, des Mannes, der ohne Familienanhang, als Mensch völlig allein und doch wieder als Glied eines ungeheuren Ganzen, dem er mit allen seinen Kräften dienstbar zu sein hat, dasteht; wie er noch manchen nach ihr anziehen wird. Wer vergäße Saar's „Inncoens", wer Anzengruber, wer das herrliche „Zum Guten" von Hans Hopfen, der zahllosen Familienblatt-„Pfaffen" nicht zu gedenken? Aber den Stand als Stand hat sich die Marriot zuerst zum Stoffgebiet erlesen; sie zuerst suchte zu ergründen, worin die Macht gerade des katholischen Klerus über die Gewissen und die Gemüter liege; sie zuerst wies auf den Zauber hin, den der Gedanke über ein Frauengemüt haben müsse, einem Geweihten des Herrn, einem Gliede der allgemeinen Kirche anzugehören, deren Herrscherkraft über die Seelen noch heute so ungebrochen ist, wie nur je. Es fällt ihr auch nicht ein, an jenem Grundpfeiler der Kirche, den ein genialer Despot aufgerichtet, am Zölibat, rütteln zu wollen, das sich, verderblich in nur zu vielen Fällen dem Einzelnen, ein Glück für die Interessen der Kirche, deren Glieder es vom Erbrecht und den ersten Instinkten des Menschen loslöst, in Jahrhunderten bewährt hat. Unnatur! wird

man sagen; gewiß, das ist es; aber nach katholischer Auffassung steht ja der Priester über der Natur.

So dreht sich denn das Grundproblem ihrer Zölibatgeschichten einfach um eine Frage: taugt der Tonsurierte zu dem Beruf, den er erwählt hat, oder taugt er nicht? Im ersten Fall besteht keine Versuchung für ihn; sie gleitet ab am Harnisch seines Bewußtseins, ein Vertreter Gottes auf Erden zu sein. So in „Askese", wo sie gewiß lockend genug auftritt, im „Johannes" und in mancher anderen Novelle. Hier liegt der Konflikt eigentlich durchaus in der Seele des Weibes, und diese Geschichten lassen uns kalt, so innerlich wahr sie sein mögen und sind. Oder wer wüßte nicht, über welche Lockungen und Belohnungen Rom verfügt, die bestimmte Charaktere vollauf für jenes Glück zu entschädigen geeignet sind, das im Besitze der Geliebten liegt? Im anderen Fall aber beginnt ein Kampf, so tragisch, wie nur einer, der mit einer übermächtigen Gewalt geführt wird, dessen Ausgang von vornherein entschieden ist, weil er gegen eine für göttlich angenommene Satzung und gegen Menschenrecht, das sich in den Dienst der Kirche gestellt hat, erhoben wird. So stehen die Sachen im „Geistlichen Tod"; und weil die Teilnahme jedes Empfindenden auf seiten der Ringenden und Verlorenen stehen muß, ergreift diese Novelle so tief. Das Interesse an den Gestalten der Dichterin siegt hier durchaus über das an den Vorgängen; das ist echter Realismus. Ihn zu üben vermag freilich nur ein Charakteristiker hohen Ranges.

Auf diesen Titel nun hat die Marriot Anspruch vor vielen. Sie kann sogar Männer so gut zeichnen, wie

Frauen. Gern leiht sie ihren Helden einen Zug von Selbstsucht oder herber Verschlossenheit; auch jene verwöhnten Lieblinge des Glücks, denen ihre Erfolge im Leben und in der Liebe jedes sittliche Maß genommen, gelingen ihr sehr wohl. In diese Gruppe gehört Sergei Manescu, der verwöhnte Klaviervirtuose aus den „Unzufriedenen" und sein Berufsgenosse Zenko aus „Die Starken und die Schwachen", den die Liebe zu einem reinen und seiner würdigen Mädchen nicht davon abhalten kann, vor dem Fenster der Geliebten harrend, in die Schlingen einer nichtswürdigen Kokette zu fallen. Uebrigens ist diese Frau Alice ganz meisterhaft geschildert und weitaus das Beste in der Novelle. An Frauengestalten ist sie sehr reich; und die arme Ilona, die an ihrer Neigung zu Manescu stirbt, ist von rührender Anmut.

Ueber ihre Technik ist wenig zu sagen. Man hat oft gerügt, daß ihr das Kompositionstalent mangle. Vom „Geistlichen Tod" gilt das gewiß nicht; in der Regel aber sind ihr selbst ihre Figuren weit wichtiger, als die Art, wie sie sich in die Geschichte einführen oder daraus scheiden. Dazu macht ihre Art zu arbeiten einen höchst nervösen Eindruck; sie verweilt sich dort, wo es ihr vonnöten erscheint, so lange als es ihr gefällt; dann hastet sie vorwärts, holt nach und schaltet ein. So entstehen jene Ungleichheiten in der Ausführung, die mancher vermerkt und sich wunder was damit zugute halten möchte; so auch die sprachlichen, die man ihr oft genug vorgerückt hat. Sie ist auch tatsächlich keine Stilistin, aber sie besitzt eine höhere Eigenschaft: innere Form. In den entscheidenden Augenblicken

decken sich bei ihr Ausdruck und Gedanke so sehr, daß man sieht: was sie sagen wollte, konnte gar nicht anders ausgesprochen werden. Aber eines ist ihr gänzlich versagt, und zwar nichts Kleines: ihr gebricht jeder liebenswürdige Zug, jeder Humor. Ihre Gestalten sind hart und knochig, daß man sich fast an ihnen stößt; um so eindringlicher erweisen sie dadurch ihre Wirklichkeit; aber etwa der gute Max, der Hausfreund der Nordenbergs, wäre, nur ganz leise humoristisch gefärbt, viel glaubhafter und innerlich wahrer. Mag sein, daß ihr mit den Erfolgen, mit der inneren Ruhe, die mit ihnen zu kommen pflegt, auch dieses Eine noch wird.

Wäre dem aber auch nicht so, wir hätten keinen Anlaß, sie darum zu schelten. Denn nicht wie er sein sollte, — wie er ist, hat die Kritik das Recht und die Pflicht dem Autor zu sagen. Ihr steht es zu, die Grenzen seines Könnens zu umschreiben; seine Sache ist es, ob er sie erweitern will oder kann. Und der Besitzstand der Marriot ist, wie wir gesehen haben, ansehnlich genug, daß man ihre Erscheinung mit allen Ehren begrüßen kann. Von großer künstlerischer Gewissenhaftigkeit scheint sie auch zu sein; es ist gar nicht viel, was sie veröffentlicht, und schon das hebt sie aus dem fingerfertigen Troß schreibseliger Frauen hervor, die Novellen liefern, wie andere weibliche Handarbeiten. Da sie vergleichsweise noch jung ist, mag man sich manches von ihr versprechen, das leicht selbst nach dem, was sie bisher gebracht hat, überraschen könnte. Das ist ja in Kunst und Leben ein Vorrecht nervöser Frauen, und diejenigen, die wie die Marriot ganz aufs Auge ge-

stellt sind, auf die Beobachtung an sich und anderen, die treffen so etwas am leichtesten. Einen Band Lyrik von ihr kann man sich freilich schwer vorstellen. Auch das ist ein Mangel, so verwunderlich das angesichts der lyrischen Sintflut klingt. Aber wer möchte sie darum missen? Wer ihren sonderbaren Charakterkopf voll eigenen Wollens wegwünschen aus der zeitgenössischen Dichtung? Sie ist die Erste, die Anklage erhob, die Erste, die den Mut ihrer eigenen Meinung hatte, selbst dem vielgerühmten und besonders von ihren Geschlechtsgenossinnen mit allen Farben des Regenbogens ausgemalten Glück der Häuslichkeit gegenüber. Eine solche selbstbewußte und entschiedene Tat, ein Mensch, der seine eigene ernste Meinung vertritt und unbeirrt durch andere verficht, erzwingt sich früher oder später Achtung. Man wird sie auch Emil Marriot nicht versagen können; das ist mehr, als Hunderte in aller Mühsal erstreiten und genug, um auch einem stolzen Herzen, in dem ein starkes Gefühl des eigenen Wertes wohnt und mahnt, einige Befriedigung und besseren Lohn zu gewähren, als den die laute Straße und ihr verworrener Zuruf zu geben imstande ist.

Ludwig Speidel

Am 11. April wird Ludwig Speidel siebzig Jahre. Ohne daß er sie suchte, fast ohne daß er jemals mit seinem Namen hervorgetreten wäre, hat der Schwabe, der nun so lange in Wien heimisch geworden, eine große Volkstümlichkeit und eine beherrschende Stellung im geistigen Leben unserer Stadt gewonnen.

Bei Konzerten, in Kunstausstellungen, im Burgtheater suchte man unwillkürlich nach dem Manne mit dem leicht angegrauten Löwenkopf, den klugen, braunen Augen, die unter der Stahlbrille so untrüglich scharf in die Welt sahen. Und nun er freiwillig verstummt ist, horcht man immer noch, ob sich seine Stimme nicht wieder erhebe, der man so gerne gelauscht. Sie fehlt im manchmal verwirrenden Chorus der Wiener Kritik, — die Dominante.

Er genoß ein Ansehen, das weit über die Grenzen deutscher Zunge hinausreichte, persönliche Geltung und starkes Vertrauen. Und dieses gewann er ohne Lärm und wunderliches Gehaben, wodurch andere die Aufmerksamkeit auf sich lenken möchten. Es floß aus seiner sehr eigenartigen und sehr fein organisierten Persönlichkeit, aus seiner Bildung, die seit Lessing kein Tagesschriftsteller so umfänglich und auf die Quellen gegrün=

det besessen hat. Er trug sie niemals zur Schau. Sie leuchtete nur durch alles hindurch, was er schrieb. Es war immer das Ergebnis bester Ueberlegung und des reichsten Könnens.

Er ist in seinem innersten Kern von durchaus beschaulicher und genießender Art, einer fast weiblichen Empfänglichkeit, von der auch seine feingegliederte Hand mit den eigentümlichen, bald bedeutsam bejahenden, bald schmissigen Bewegungen zeugt. Er kann sich über eine Erscheinung der Kunst rechtschaffen freuen oder rechtschaffen ärgern, wenn sie seinen Begriffen widerspricht. Diesen Begriffen ist aber jedes gute Muster vollkommen vertraut: sie sind genährt mit der Anschauung und dem vollen Verständnis jedes Besten in aller Kunst. Und so, geärgert oder erbaut, schmiedete er seine Epigramme, die tödlich trafen oder gleich einem sinnvollen Spruch die Summe dessen zogen, was erbaulich und erhellend zu sagen war. Ihm ist die knappe Form gemäß. Denn er plaudert nicht. Er schreit nicht. Er spricht; ruhig, gelassen, ohne ein Wort zu viel oder zu wenig. Seine Pointen, scharf gespitzt, springen auf, ungejagt und ungesucht, wie einem klugen und bedachten Redner manche glückliche Wendung vom Strome des Gesprächs zugetragen wird. An der richtigen Stelle, mit einem ironischen Knix, mit einer zornigen Gebärde, mit einem verbindlichen Lächeln bricht er ab. Und man kann, genießend und lesend, sich der Weisheit in seiner Kunst nicht genug verwundern, wird manches als klug gefügt bestaunen, was dennoch ganz ungewollt war. Er trägt das Maß in sich. Ohne daß

er jemals lehrhaft wird, kann man von ihm lernen, wie von Wenigen.

In einer Zeit, da die Fortentwicklung von Heines Stil das Wiener Feuilleton, mustergültig in seiner Art, aber dennoch vom Vorbild der Franzosen durchaus bedingt, geschaffen hatte, schrieb er durchaus deutsch. Und welches Deutsch! Alle Schächte, in denen die tiefen Bronnen unserer Sprache entspringen, mußte der durchforscht haben, der es ans Licht bringen wollte. Es ist durchsichtig und klar, gleich einer lauteren Flut, der man die Tiefe und die Gewalt ihrer Strömungen nicht glaubt, ehe man nicht gesehen, wie Gewaltiges sie in ihren Wirbeln hilflos mitzureißen vermag. Sie spiegelt die bunten und flackernden Lichter des Morgens und des Abends wieder, und sie schickt den zitternden Glanz des Mittags zurück zum blauen Himmel. Es ist ein melodisches Raunen in ihr und ein zorniges Grollen; und manchen ruhmlos Ertrunkenen hat sie hinabgeschwemmt zum Orkus, mitleidlos gleich einer Naturgewalt, die kein Weiser berechnen kann.

Alle Künste sind ihm vertraut. In einem unerschöpflichen Gedächtnis, dem sich, sonderbar genug, nur keinerlei Namen einprägen wollen, verwahrt er jeden Vers der griechischen Tragiker, jeden Gestus eines Schauspielers. Er kennt die Literatur bis in ihre geheimsten Winkel, selbst jene Gäßchen, in die sich nur selten ein Neugieriger verirrt. So hat er denn immer den Maßstab zur Hand. Die Musik ist ihm vertraut, er hat sie und ihren Segen von Kindesbeinen genießend empfangen. Bezeichnend genug: ihm hat das Schaffen der Menschheit zwei Gipfel, den „Faust" und selbst

diesen noch überragend die schwer zugänglichen Firnfelder der Neunten Symphonie.

Er ist in der bildenden Kunst genug bewandert, um selbst einem Schaffenden fördernden Rat zu geben. Niemals war er einseitig. In den Streit um Böcklin, der dazumal hierzulande nur verwunderlich erschien, um Wilhelm Leibl, um Uhde, dem sie mit den gehässigsten Anwürfen den Weg verstellten, griff er machtvoll und entschieden ein, und jenem seltsamen Anreger, dem Tario von Marco, dessen Einfluß in der jüngstdeutschen Malerschule durch die Ziele, die er aufgezeigt, und durch seine Persönlichkeit so sehr spukt, galt eines seiner unvergeßlichsten und rundesten Feuilletons.

Zum Großen hat er sich immerdar bekannt. Er fand für Anzengruber das schöne Wort: er sei der Gipfelpunkt der Volkstümlichkeit, das dem genialen Manne eine innige Freude bereitet. Er brach dem „Meister von Palmyra" die Bahn, von dem vor ihm keine Bühne etwas wissen wollte. Dem feinen Lyriker Martin Greif, der die schwierigste Form des Liedes bewältigt, hat er ehrlich auf seinem Wege zur Bühne beigestanden. Und auch unter den Jüngeren ist kaum einer, der ihm nicht verbunden sein müßte. Rastlos ist er mitgegangen und vorgeschritten. Was Wunder, wenn er nun manchmal müde sein will?

Sein Pult verwahrt innige Gedichte voll reiner Anmut und Melodik der Form, mit goethisch-genialen Knittelreimen. Wenige durften sich daran erfreuen oder ergötzen. Es ist etwas sonderbar Keusches in ihm. Unter seinen Feuilletons nicht kritischer Art sind Meisterstücke der erlesensten Form; sie schöpfen den Reiz einer

Landschaft mit einem vielgewundenen Flüßchen, das sich beschattet durch die Ebene zieht, oder unserer Türkenschanze bei flammendem Rot am Himmel und herbstlichen Tinten in der Natur, durch die der frische und peitschende Wind vom Kahlenberg zieht, bis zur leisesten und letzten Neige aus. Einen Freundessaal hat er sich gezeichnet, voll Treue und einer Liebe, über die das Grab nichts vermag. Neben kräftigen Männern wie dem zu früh gestorbenen Bildner Heinrich Natter zarte und vornehme Frauengestalten. Nur diese Kleinodien sammeln, und die deutsche Literatur wäre um ein klassisches Buch, der Wiener Journalismus um ein unvergängliches Ehrenmal reicher. Denn in ihm und zum Dienste des Tages entstand dies alles. Er mag nichts davon wissen.

Er liebt diese Stadt. Sie hat's ihm angetan mit all ihrer Schönheit, mit der Unbefangenheit, wie ihre Mädchen und Frauen sich ihrer Reize bewußt sind, mit jener freundlichen Zärtlichkeit des Wienerwaldes, den er so oft sinnend und vergnügt genießend, ein einsam schauender Wanderer, durchmessen hat. Er will nicht daran gemahnt sein, daß er auch ihr etwas, ein mächtiger Faktor ihres geistigen Lebens geworden ist? Seine Sache. Aber einmal muß man ihm doch sagen dürfen, daß man ihm verbunden und seines Wertes bewußt ist? So sei's denn heute. Denn das ist der Segen eines solchen Tages: was sonst zudringlich erschiene, ist da gestattet.

Theodor Herzl

Man vergaß seiner nicht mehr leicht, war man ihm einmal irgendwo begegnet.

Exotisch-bedeutsam, etwa wie ein Scheik der Beduinen, erschien er von Anbeginn, als er mit aller Begabung jener Zeit in der Studentenschaft, ein Deutschnationaler im „Café Aula" seligen Angedenkens, ganz nahe der alten Universität, sich bewegte.

Es waren erregte Tage. Sie brachten uns Ereignisse, die die jungen Gemüter tüchtig erhitzten, und die leidenschaftlich erörtert wurden. Es war nicht leicht, sich bemerklich zu machen, Geltung zu gewinnen und zu behaupten. Theodor Herzl ist es geglückt. Denn damals schon machte er den Eindruck einer geschlossenen Persönlichkeit und eines Mannes.

Er war etwas über mittelgroß; schlank und kräftig gebaut. Ein sehr dunkler Teint, schwarzer, dichter und wohlgepflegter Bart, dann die Fülle schwarzen Haares. Merkwürdige, tiefbraune Augen, voll eines gewissen Hochmutes, voll bewußter Fragen, denen man den Blick hinter die Dinge und bis in ihr eigentliches Wesen zutraute. Eine gewisse Eleganz der Erscheinung war ihm Bedürfnis, wie eine gewisse Pose, die niemand an ihm bespöttelte. Denn sie gehörte zu ihm.

Es kannten ihn alle und hatten eine starke Meinung von ihm, ohne daß einer ihm eigentlich näher gestanden wäre. Er studierte fleißig und besaß ein tüchtiges und weitverzweigtes Wissen, eine große Belesenheit, einen bestimmten Geschmack. So war er zum Beispiel der erste, der eines Heinrich Leutholds Lyrik nach ihrer Bedeutsamkeit begriff und pries; oder von allen Novellen Theodor Storms stand ihm des Dichters „Ein grünes Blatt" am höchsten, seine kleinste, schlichteste Erzählung, die nach Innigkeit und Zartheit der Empfindung allerdings ganz unvergleichlich ist.

Er hat sehr ernst und sehr zielbewußt an sich gearbeitet. Seine Versuche verbarg er, so daß nichts Unfertiges von ihm zutage trat. So erregte denn schon sein erstes Feuilleton ein großes Aufsehen in jenen Kreisen. Es hieß „Café Birkenreis", wenn ich nicht irre, erschien es in der „Allgemeinen Zeitung" und hielt eine Café-Aula-Stimmung mit erstaunlicher Sicherheit, selbst mit einer gewissen Grausamkeit fest. Den Mann, der das geschrieben hatte, konnte man nicht mehr übersehen in einer Stadt, in der das Feuilleton immer geblüht und starke, ja stärkste Talente in seinen Dienst gezogen hatte. So übernahm er denn bald hernach das Feuilleton desselben Blattes, bei dem er debutiert. Dann ging er für die „Neue Freie Presse" nach Paris; als ihr Redakteur, ist er nun wenig über vierundvierzig Jahre alt, vor der Zeit gestorben.

Was er in Paris vollbracht, ist zum Teil in seinem Buche „Aus dem Palais Bourbon" niedergelegt. Er kam in eine bewegte Zeit, voll stürmischer und trauriger Gärungen. Das Ende Grévys hat er mitgesehen, den

Versuch des unseligen Wilson, wieder einen Platz in der Kammer zu gewinnen. Das Feuilleton, das ihn, den weiland Schwiegersohn, den Schwiegersohn der Republik, als eine arme, vom Regen durchnäßte Fledermaus symbolisiert, die sich fürchtet, vom trockenen Plätzchen, das sie kaum mühsam gewonnen, wieder hinweggescheucht zu werden, ist ein Meisterstück harter, wahrhaftiger und dennoch erbarmender Psychologie. Mitten im Gottesgarten Frankreichs sah er sich plötzlich den Höllensumpf Panama auftun, drohend, die ganze dritte Republik zu verschlingen. Seine Berichte aus jener Zeit veralten nicht; und wer die Begebenheiten jener Tage studieren will, kann nicht ohne sie sein. Sie sind von einer wunderbaren Klarheit und Anschaulichkeit und durch die vollendete Form allein der Vergänglichkeit entrückt. Die in ihrem Innersten aufgewühlte Weltstadt selber aber läßt er zu Worte kommen: zwei Camelots, Chorus und öffentliche Meinung, gröhlen auf den Boulevards ihr Hohnlied: „Hei, dem Wirbel der Millionen, sind verdammt wir beizuwohnen." Den sicheren Takt, mit dem strenger Bericht, Raisonnement, Feuilleton in der lebendigsten Weise abwechselten, ganz besonders aber das Feuilleton von den beiden Straßensängern habe ich immer als einfach genial empfunden.

Es hat sich auch in diesem Fall wie immer herausgestellt: für den Alltag und seine Bedürfnisse genügt der Berichterstatter, der sein Handwerk gelernt hat, sich Verbindungen zu schaffen und sie zu nutzen weiß, der zuverlässig ist und Takt hat. Uebrigens schon eine ganz hübsche Liste wichtiger Eigenschaften und Gaben, die der moderne Journalismus als selbstverständlich bei denen

voraussetzt, die ihm in wichtigen Dingen dienen wollen. Für größere Aufgaben aber reicht das lange nicht. Da muß das Auge sicher und bestimmt Wesentliches und Unwesentliches scheiden; Symptome deuten, die gröberen Sinnen belanglos erscheinen; Zusammenhänge erkennen. Historischer Sinn für das Dauernde, dichterisches Verständnis für das unfaßbar Entscheidende tun alsdann not.

Herzls eigenste Begabung aber war feuilletonistisch. Er hat sehr jung noch, allerdings gemeinsam mit Hugo Wittmann einen sehr hübschen und nachhaltigen Burgtheatererfolg durch die „Wilddiebe“ gewonnen. Er blieb ziemlich isoliert. Er hat sich mit „Solon in Lydien“ auf das Gebiet des Gedanken- und Lehrdramas gewagt, mit dem „Neuen Ghetto“ die Judenfrage auf die Bühne gebracht. Hier aber widerfuhren ihm leicht Geschmacklosigkeiten, ja Kraßheiten, die eben ihm sonst ganz ferne lagen. Ein innerlich feiner, kluger, etwas spöttischer Mensch, zum Zweifel geneigt, der handfest zugreifen und statt der gewohnten Arbeit Zimmermannswerk tun will. Der packt gern etwas gar zu derb an, damit er seine Kraft erweise, unterschätzt in seiner nur zu begründeten Mißachtung das Publikum zu sehr, sodaß er selber Schaden dabei nimmt.

Es ist überhaupt eines zu bemerken. Beim Feuilletonisten gewöhnlichen Stils und Wuchses hat man vor seinen Arbeiten das Gefühl, man sehe Seifenblasen machen. Das ist ganz hübsch und ergötzlich, hat man aber das Blatt hinter sich, alsdann ist man endgültig damit fertig. Andere tun Glasbläserwerk. Gleiche Technik, aber in einem viel kostbareren und schwieriger zu be-

handelnden Material, das nur zerbrechlich, aber keineswegs an sich vergänglich ist. Man genießt sie mit einem leisen Bedauern, daß ihnen nicht Dauer vergönnt sein soll. Feiner Betrachtungen die Fülle; bei Hugo Wittmann, dessen man hier immer zuerst denken muß, eine große und ehrliche Wärme des Herzens, eine persönliche, suggestive Note, die für den Augenblick mindestens völlig gefangen nimmt. Nur liebt Herzl das Spiel mit weiteren Perspektiven; er ist grüblerischer, mehr zur Verneinung geneigt; ein schlimmer Zweifler, der sich an die Kindesseele klammert, damit er nicht ganz ohne Halt sei auf dieser Erde. Ein dünnes Fädchen: wer aber ein Kind sein nennt, nichts verbindet so mit der Welt, wie dieser letzte unzerbrechliche Ring, den der schlaue Kerkermeister Leben der Kette einfügt, damit die ihm Verfallenen ans Sein gefesselt sind, sie verlängernd um ein Endchen und unzerbrechlich machend, wenn er besorgt, man könnt' sich gewaltsam vor ihm flüchten wollen. Unter Herzls Kinderfeuilletons sind lückenlose Meisterstücke der liebevollsten Beobachtung und Erzählungskunst.

Er war ein feiner Stilist. Er vermochte ironische Lichter. Immer war in seiner Sprache Anmut, Glanz und Fülle. Man hatte immer das behagliche Gefühl, jemanden schaffen zu sehen, der seiner Kunstmittel vollkommen sicher ist und sie mit jener spielenden Leichtigkeit gebraucht, die so mühelos erscheint und dennoch ganz eigene Anlagen und das ernsteste Wollen bei ihrer Entwicklung voraussetzt. Es sind lyrische Partien von höchster Schönheit in seinen Feuilletons; die Poesie der wenigen Natur, die sich in der Stadt erhalten hat, etwa

des Schwarzenberggartens, der Schülerliebe, die von nahen und drängenderen Prüfungsschmerzen überschattet wird, drückt er rein und dichterisch aus. Er liebt bizarre Ausgangspunkte; was aber aus ihnen fließt, ist mit einer strengen Logik und mit wahrem, reichem Geist entwickelt und durchgeführt. Er steht geistig frei und hoch genug, sich dahin stellen zu dürfen, wohin es ihm beliebt: und mißfällt uns die Sache, die er verficht — man vergißt nur zu gern, daß es eine reine und durchaus ästhetische Freude ist, einen Meister in Schirm und Hieb gleich ihm die Klinge führen zu sehen. Er wird niemals leer oder platt; es ist ein Glitzern und Flirren über seiner Sprache, das manchmal nicht ohne Absicht blendet; aber eine Trivialität ist ihm niemals widerfahren, und trotz der Hast, mit der auch er oftmals arbeiten mußte, niemals eine Sprachwidrigkeit. Er hatte sich an französischen Mustern gebildet, wie alle großen Feuilletonisten vor ihm und wie jeder nach ihm zur gleichen Schule wird gehen müssen, der gleiche Pfade wandeln will. Aus gutem Recht war er höchst persönlich. Ein Gallizismus aber ist bei ihm nicht einmal in der Geschmacksrichtung nachzuweisen, und über die ihm gemäße Kunstform hat er vollkommen souverän geboten.

Er war wohlwollend und förderfam, bei aller Kühle eines Menschen, in dem die Erwägung herrschte und ein immer reger Verstand Wache hielt. Ein starker und opferwilliger Idealismus lebte in ihm, und er hat, neben der harten Arbeit des Berufes, Jahre seines Lebens mit zäher Rastlosigkeit an eine große und merkwürdige Aufgabe gewendet. Der kaum jemals am eigenen Leibe

den Jammer seines Volkes erfahren, fühlte sich davon in tiefster Seele bewegt. Wie er äußerlich den adeligen semitischen Typus darstellte, so hatte er innerlich die Fähigkeit unbedingter Hingabe an eine Idee, die oft genug schon im Judentum aufflammte. Sein Büchlein „Der Judenstaat“ hat großes Aufsehen erregt: eine Bewegung ist daran aufgeglommen, die nach Ausdehnung und Heftigkeit vielleicht seit den Tagen des Sabbatai Zewy im Judentum ohnegleichen ist. Verbände sind geschaffen worden und umspannen die ganze Welt; Kongresse wurden einberufen und tagten unter seinem Vorsitz, an denen Delegierte aus aller Herren Länder teilnahmen, wo zum Ewig-Einzigen gebetet wird. Es muß manchmal, ganz besonders in den Anfängen, eine ähnliche Stimmung gewaltet haben, wie auf dem Konzil von Clermont, da eine Idee die Anwesenden ergriff und mit religiösen Ekstasen füllte. Nur treten die Ideen heute nicht mehr so elementar in Wirksamkeit wie einstmals. Immerhin hat sich Erstaunliches begeben: Männer, die man innerlich längst dem Abendland völlig zugewendet glaubte, fühlten sich erfaßt und mitgerissen von der Gewalt des Stromes, der sich wiederum nach Osten kehren wollte. Aus den Beiträgen der Armen und Aermsten sind große Summen für alle möglichen Zwecke gesammelt worden, deren Teilhaber wiederum zum größten Teil die Mühseligen und Bedürftigen waren. Spott und Verdächtigung waren anfangs jedem Schritt Dr. Herzls und der Seinen gefolgt; sie haben ihn nicht beirrt, noch verstummen gemacht. Es war ein merkwürdiges Schauspiel, wie dieser Wiener Journalist ohne jede offizielle Stütze, nur getragen von dem

Vertrauen und der unerhörten Anbetung vieler Tausende mit Papst und Sultan und englischen Ministerien verhandelte; hier fast ein König, dort der getreue und gewissenhafte Mitarbeiter seines Blattes. Merkwürdig, sicherlich beispiellos und schon durch die hohe Ethik seiner Bemühungen und ihre Uneigennützigkeit hinausragend über das Werk Henry Mac Stanleys.

Der frühe Tod Herzls muß ein schwerer Schlag für den Zionismus sein. Der Führer ist verschwunden und nicht leicht zu ersetzen. Ohnedies hatte man sich nähere Ziele stecken müssen. Der Erwerb von Palästina war als für eine auch fernere Zukunft aussichtslos vertagt worden; gerade an der Möglichkeit eines Besitzes der heiligen Stätten, wohin so viele von ihnen wallfahren, um mindestens dort zu sterben, hatte sich die Phantasie der Volksgenossen aus dem Osten entzündet, und näheren Zielen brachten sie wenig Begeisterung entgegen. Es erhoben sich neue und bösartige Angriffe gegen ihn. Sie mögen den Mann, der in steter Selbstbeherrschung niemals, so sehr er einen guten Schwank liebte, seiner fast feierlichen Würde vor der Oeffentlichkeit vergaß, herzwund gemacht haben und mitschuldig an seinem vorzeitigen Ende gewesen sein. Es krachte wieder einmal bedenklich im zionistischen Bau, den Dr. Herzl und die Seinen mit soviel Kunst aufgeführt hatten. Aber immer, seit den Tagen Mosis, hat dies Volk gegen seine Leiter gemurrt; immer sind seine Führer hingegangen, ehe sie das Land der Sehnsucht betreten konnten.

An der Zukunft des Zionismus muß man darum nicht verzweifeln. Gerade in der Beschränkung, in der er nunmehr besteht, liegt eine große Bürgschaft seiner

Entwicklung und seines Gedeihens. Was die Millionen des Baron Hirsch nur mit sehr fraglichem Erfolg eingeleitet, das soll nun durch eigene Kraft und Anstrengung zu besserem Ende geführt werden: die Evakuierung des europäischen Ostens. Millionen leben da zum allergrößten Teil im bittersten Elend, eingepfercht in ein riesenhaftes Ghetto, und nicht einmal innerhalb der Umfriedung sicher vor jeder Gewalttat; unfähig, ihre geistigen Fähigkeiten zu entwickeln, immer wieder auf den Talmud und seine spitzfindige Erforschung hingedrängt. Ihnen muß irgendwo ein Raum geschaffen werden, wo sie seßhaft werden, ihren Gesetzen leben und zeigen können, was sie unter günstigeren Verhältnissen vermöchten, als sie ihnen schon so lange verhängt sind; damit ihre stets erneuten Wanderungen und Austreibungen nicht immer wieder den Unwillen breiter Volksmassen gegen ihre Brüder wachrufen, die im Westen heimisch geworden und zu einer höheren und freieren Gesittung gediehen sind. Noch ist diese Notwendigkeit den Mächtigen und Reichen nicht genügend klar geworden; wer soll sie ihnen ins Bewußtsein rufen, wenn Theodor Herzls Mund verstummt ist? Allerdings, im alten Testament erstand immer im Augenblick der höchsten Gefahr dem Volk Gottes ein neuer Herzog. Wer wird sich nun erheben, die zerstreuten Stämme Israels zu sichten und ihnen den Weg zur Freiheit und ins gelobte Land zu weisen? Denn wahrhaftig, alles ist besser, als die Verhältnisse in den unermeßlichen Gebieten des europäischen Ostens.

Immer hat der Wiener Journalismus große Begabungen an sich gezogen. Nicht an Könnern, nicht an

Männern von schöner Gesinnungstüchtigkeit hat es ihm jemals gefehlt, so arge Schatten sich daneben zeigten. Nach Reichtum und Fülle der Gaben muß Herzl an den Allerbesten gemessen werden, die hier jemals gewirkt haben, und wird mit den besten Ehren bestehen; die Größe seines Wollens aber hebt ihn weit über die meisten und macht ihn zu einer kulturhistorisch wichtigen Erscheinung: Weltkind und Prophet, Plauderer und Verkünder neuer Heilslehren in einer Person, und eines wie das andere aus innerlicher Notwendigkeit. Wie kam sein Tag von Damaskus, und hat die eine Seite seines Wesens so wundersam gewandelt, die andere unberührt gelassen? Man steht vor Rätseln und ehrlich ergriffen an seinem frühen Grabe.

Lenbach

So lang tönte sein Name, so allgemein war seine Geltung und blieb unangefochten selbst in einer Zeit großer Umwälzungen, ja leidenschaftlicher Ueberprüfung aller Kunstbegriffe, daß man verwundert vernehmen wird, Lenbach habe die Siebzig noch nicht erreicht gehabt, als er starb.

Mit Ereignissen war er verwachsen, deren Spur aus der Geschichte nimmer verschwinden wird. Als Zeuge und Schilderer einer großen Periode voll von Kämpfen, Vorbereitungen, Neubildungen stand er vor uns. So war er bei lebendigem Leib eine historische Persönlichkeit geworden, die erst begriffen sein will, ehe sich die Kritik an sie wagt, der dadurch von vornherein jeder Stachel genommen wird.

Etwas von dem Glanze, dem heroischen Licht der Ewigkeit, das über seinen großen Modellen schimmerte, war auf ihn übergeflossen. So erinnerte er in seiner ganzen Existenz an die Meister aus den Zeiten der Wiedergeburt, die als Gleiche mit den Mächtigsten dieser Erde verkehren, die bestimmen durften, wem sie ihre Kunst widmen wollten. Er war eine adlige Erscheinung in einer Zeit, die in jeder Hinsicht nach dem Bürgerlichen, neuerdings wohl gar noch eine Stufe tiefer, drängt.

Seine Anfänge fallen mit denen der Galerie Schack so ziemlich zusammen. Dieses Talent hatte der Graf, der sonst mit dem Anteil des Liebhabers gern überschätzte, was er sein eigen nennen konnte, der, subjektiv mit vollem Recht, wenn es sonst nur seinem Geschmack zusagte, Vortreffliches und Mittelmäßiges mit gleicher Neigung hegte, richtig ausgewittert. Er hat für Lenbach viel, wohl das Entscheidende getan. Er bot ihm die Möglichkeit, auf dem Umweg über die alten Meister sich selber und sein Können zu finden.

Anders wär' es dem Kind ganz armer Leute kaum oder nur mit Opfern und Selbstentäußerungen möglich geworden, zu den Quellen und Vorbildern aller Kunst vorzudringen. So traten die Italiener, so die Spanier, deren ganz eigentümliche, oftmals bis zum Dämonischen gesteigerte Großheit wir nun erst ganz nach Würden zu begreifen beginnen, früh in seinen Gesichtskreis. Nach allen ihren Eigenschaften, nach ihrer Technik mußt' er sie ergründen. Eine gefährliche, wie eine gründliche Art zu lernen: es ist der stärkste Beweis der ursprünglichen Veranlagung Lenbachs, daß er sie heil überstanden hat, daß er sich nicht an jene Größten verloren hat.

Durchwandert man heute die Galerie Schack, dann geschieht es mit wunderlich gemischten Gefühlen. Man ergötzt sich an Spitzweg und seinen liebenswürdigen Philistereien mit dem behaglichen Gefühl einer halbhumoristischen Ueberlegenheit. Man erfreut sich der reizenden Einfälle Moritz von Schwinds und bedauert nur die Art ihrer Ausführung. Denn dieser leichtbewegliche Geist, dem das hingehauchte Aquarell so gemäß

war, zappelt sich in der zähen Oelfarbe recht hilflos zu Tode. Immer wieder empfindet man die Größe des Wollens und den hohenpriesterlichen Ernst Anselm Feuerbachs, ohne warm oder seiner froh werden zu können. Böcklin kündigt sich machtvoll, noch zum Teil ein Suchender und doch in seinem geheimnisvollen Naturgefühl schon unvergeßlich an. Und Lenbachs Kopien, in ihrem vollen Wert unterstrichen durch das, was neben ihnen mit dem Wunsch nach gleicher Geltung hängt, regen ganz gewaltig auf.

Da ist Tizians Karl V. am Morgen der Mühldorfer Schlacht. Dieser Habsburger, der sich so spät entwickelte, um eine kurze Zeit die erstaunlichsten Geistesgaben zu offenbaren, die ein früher Verfall dann wieder lähmte, in dem das unselige Erbteil der wahnsinnigen Johanna so heftig geisterte, war bei aller Verschlagenheit denn doch ein ritterlicher Hitzkopf, allen Ernstes geneigt, die ewigen Zwistigkeiten mit seinem Widersacher Franz I. von Frankreich Mann gegen Mann auszutragen. Wie eine Wetterwolke, die anstürmen will, ganz Entschluß und Gewalt, sitzt er auf seinem mächtigen Streitroß; wie der Blitz zuckt der eingelegte Speer vor. Oder der schreckliche Philipp IV. des Velasquez. Er ist auf dem Anstand, die Büchse, die noch vielleicht in der Armeria Real in Madrid hängt, im Arm, neben ihm der getigerte Hund. Wer dürfte sonst noch in dieser Nähe weilen, um die es so schneidend von Cäsarenwahn und Menschenverachtung pfeift? Sie bricht aus den schmalen, geschlitzten, böse lauernden Augen; liegt über dem anämischen Gesicht. Da ist ein Gottesgnadentum, seiner selbst und der An=

betung einer sklavisch verdumpften Welt so sicher, daß es schon auf Pose und Gebärde verzichten kann. Mit einem Schlag geht uns hier die ganze Wucht des „Malers der Könige und Königs der Maler" auf. Höhepunkt und herandämmernder Ausgang der spanischen Habsburger hängen hier unmittelbar und nicht mehr aus dem Gedächtnis zu tilgen nebeneinander; gebildet zu unvergänglicher Erinnerung von zwei der Größten aller Zeiten, nachgeschaffen von einem, der so tief in ihren Geist und in alle ihre Ausdrucksmittel gedrungen war, als dies überhaupt möglich ist.

Lenbachs selbständige Bilder in der gleichen Galerie schmecken alsdann freilich empfindlich leer. Da ist ein spanischer Hirtenjunge; sehr viel Helle und Sonne in der Landschaft, sehr tüchtig in allem, nur eben schal, um nicht zu sagen belanglos nach dieser Bedeutsamkeit. Und so ist es ihm eigentlich immer ergangen, wenn er sich an Eigenes, an Selbstgewähltes heranmachte. Hier schon könnte man mit aller Bestimmtheit sagen, wohin ihn seine Entwicklung nach seinen Gaben führen mußte. Er hat sich alle Techniken in einer Weise zu eigen machen müssen, sie nachersonnen, wie keiner der Mitlebenden, um im gegebenen Augenblick nach freier Wahl und je nach den Bedürfnissen des Objektes darüber gebieten zu können. Die Größe der Vergangenheit hatte er sich erworben, um die Gegenwart, die ihre bedeutsamsten Aufgaben ihm vorbehalten, ins Ewige, Unvergängliche hinaufrücken zu können. Er wäre anders vielleicht ein Genre- oder — Gott behüte! — vielleicht gar ein Historienmaler geworden, wie wir deren genug, ja, wohl bis zum Uebermaße besitzen. So

ward er Lenbach, der Historiker, der mit tiefen und erkennenden Augen in die Welt sieht, Zusammenhänge begreift und in einem Einzelnen das Allgemeingültige herauswittert und darzustellen vermag.

Ohne rechten Grund, ohne das mindeste von seinem Leben und seinem Lernen zu wissen, hat man bei ihm immer eine große Bildung vermutet. Nicht nur in den Dingen seines Faches: da weiß so ziemlich jeder Maler tüchtig Bescheid, und er mußte schon als Kopist, der es ernsthaft nahm und ins Tiefe ging, zu erstaunlichen Einsichten und Kenntnissen gelangt sein; nicht nur, was die Formen dieser Welt betrifft, ohne deren sichere Bemeisterung sich niemand in jenen Kreisen wird behaupten können, in denen Lenbach, ohne daß man ihn jemals höfischer Kriecherei beschuldigte, sich so lang und fast mit dem Recht des Ebenbürtigen bewegte. Man dachte bei ihm eben immer in mancher Hinsicht an die Meister der Renaissance, die auch in gar vielen Sätteln gerecht waren neben ihrer Kunst; oder an den auch in diplomatischen Sendungen ganz gut bewährten Rubens; oder an Van Dyck, der ihm wohl am vorbildlichsten war, der sich am liederlichen und lebenstollen Hof Karls I. als ein gleicher unter den hoffärtigen Kavalieren zu bewegen verstand. Mannigfaltige Interessen, Fülle, ja Prunk der Lebensführung, die sie immer vor Augen hatten, sowie sie nur in die Paläste ihrer Modelle traten, waren ihnen innerliches Bedürfnis. Ganz so meinte man es mit Lenbach bestellt.

Er ist, so sicher er seiner Sache war und so rasch es ihm manchmal von der Hand gehen mochte, niemals ein flinker Arbeiter gewesen. Mit einem großen Ernst,

einem frühen Gefühl der Verantwortlichkeit trat er an seine Aufgaben heran. Den gesammelten Ausdruck, das eigentlichste Wesen eines Menschen hat doch der Porträtist zu sammeln, zu erfassen und wiederzugeben. Das offenbart sich nicht auf den ersten Blick, ist nicht mit dem ersten, glücklichen Hieb bloßgelegt. Das erfordert Verständnis, Studium, Liebe. Und so versah er sich denn gern mit allen Behelfen, die zu erschwingen waren, ehe er an sein Werk ging. Alle Bildnisse des Modells mußten heran und wurden verglichen und um ihre Bedeutsamkeit befragt; er verstand den Wert der Photographie, als es noch Künstlermode war, ihr gegenüber Verachtung zu heucheln. Auf die Karikatur ward Gewicht gelegt; begreiflich genug, denn eben sie muß auf das Bezeichnende drängen und deckt also oftmals höchst charakteristische Züge auf, die sonst im Gesamteindruck verschwinden und übersehen bleiben.

Innerhalb seines Faches gab es aber für Lenbach keine Beschränkung. Natürlich kommen uns zunächst seine Männerbildnisse zu Sinn: aber ihm lag alles, was etwas war oder vorstellte. Er hat repräsentative Frauen, die sich ihrer Stellung in der Welt oder ihres Reichtums bewußt waren, ganz stattlich und eindringlich darzustellen gewußt. Aber hier in Wien ist das Bild eines feinen und anmutigen Mädchens, das einmal des Meisters Anteil allerdings in ungemeinem Maße erweckt haben soll, höchst schlicht und liebenswürdig, mit der gewissen Wehrlosigkeit der vom Schicksal gehegten Frauen. Oder man erinnere sich eines seiner bekanntesten Blätter, das durch die Münchener „Jugend" sehr verbreitet ward: die ganze Süße und

Frische eines heranknospenden Geschöpfchens, das seinem Herzen allerdings zunächst stand, seines Töchterchens Marion, seiner Spätfreude, ist da eingefangen. Exotische Schönheiten reizen ihn, der nach Spanien gemeinsam mit Hans Makart auch noch den Orient gesehen und von da immer gesteigerte Begriffe von Farbigkeit mitgebracht hatte. Noch in seine letzten Lebensjahre fällt der nicht ganz erquickliche Handel mit der Saharet, die seine künstlerische Freude an ihrer Lebendigkeit und Beweglichkeit in unsäuberlicher Weise zu privater Reklame umgemünzt hatte.

Er liebte die dunkeln Hintergründe, von denen sich seine Köpfe leuchtend abhoben oder aus denen seine Gestalten dem Hellen entgegenzuschreiten scheinen; die warmen, kräftigen Farben, den durchgehenden Ton, der wirkt wie ein voller und eindringlich angeschlagener Akkord. Er vernachlässigt gern Einzelheiten, unter Umständen die Hände, auf deren Durchbildung die alten Meister so großes Gewicht legten, bis zum Unglaublichen, ja Unmöglichen, während er sie ein andermal mit aller gebührenden Aufmerksamkeit und Feinheit zu gestalten weiß. Er wünscht eben immer und durchaus die Aufmerksamkeit darauf zu vereinigen, was ihm, dem Künstler, wichtig und für die Persönlichkeit bezeichnend erscheint, um deren Wesen er sich eben bemüht: auf ein Auge voll matten und dennoch beherrschenden Glanzes, dem man jede Gabe die Seelen zu zwingen und jeden Tiefblick darein zutraut, auf eine gebietende Stirne, hinter der mächtige Gedanken hausen. Es ist seine Art: er ist immer monumental, und zwar fast immer ohne Pose.

Damit war er der Berufene für seine Zeit, der man dieses beinahe als Merkwort mitgeben möchte. Die an ihr und also auch an der Zukunft arbeiteten, vollbrachten Werke von weltgeschichtlicher Größe, immer aber ohne Gebärde, ohne Getue. Sie setzten sich nicht feierlich in Szene; gewiß, etwas zu sein und zu bedeuten, wollten sie nichts darstellen, und wuchsen eben darum, durch ihr bescheidenes Zurücktreten hinter ihr Schaffen, dem Volke ans Herz, um dessen Gunst sie eigentlich niemals geworben, vor dessen Groll keiner von ihnen jemals gewichen. Nirgends ist Pose: nicht bei Kaiser Wilhelm in seiner bürgerlichen Schlichtheit, hinter der soviel ehernes Pflichtbewußtsein und solche Treue denen gegenüber schlief, die er geprüft und vertrauenswert und tüchtig befunden hatte, der einen so unerschütterlichen Glauben an sich, an seines Hauses Sendung und Größe in sich trug, der schwerer ins Gewicht fiel und Höheres vermochte, als alle Werte eines denn doch nicht mehr ganz der Zeit gemäßen Gottesgnadentums; nicht ein Moltke, nicht ein Bismarck, der unter ihnen allen der Leidenschaftlichste war, im Zorn auflodern konnte wie ein Berserk, wenn ihm Unverstand oder allzu träges Begreifen seine kunstvoll ineinander gefügten Kreise zu stören schien, und der dennoch am liebenswertesten, ja größten war, die lange Pfeife zwischen den Zähnen, sinnreich, launig, niemals um einen Schwank oder um einen Einfall voll Sinn und Geist verlegen, voll kluger und überlegener Betrachtung dieser Welt und ihrer Händel, um deren Lenkung er so trefflich Bescheid wußte.

Dies alles hat er gemalt. In seiner Auffassung

und mit seinen Augen werden kommende Geschlechter diese Reichsschmiede und ihren Gegenpart sehen. Denn, wie nur ein ganz Großer, er vermag zu zwingen. Niemals, so oft er einzelne zu schildern hatte, hat er sich wiederholt, denn eine machtvolle Persönlichkeit erscheint immer wieder anders, offenbart, je nach der Stimmung, die sie beherrscht, immer neue Seiten. Es ist eine unendliche Mannigfaltigkeit in seinen Bismarckbildnissen; eine Fülle nicht nur des Modells, auch des Malers, der immer von frischem zu beobachten und dem ganzen Reichtum jener Natur gerecht zu werden verstand. An ihn hatte sich Lenbach fast verloren; immer wieder wandte er sich ihm zu. Gern versenkte er sich in die Züge Moltkes, in dieses klare, kahle Denkergesicht, voll einer unsäglichen Feinheit und Klugheit, das seine Geheimnisse nicht leicht und nicht jedem preisgab. Leo XIII., vor dessen Schlangenverstand Bismarck selber den höchsten Respekt hatte, ist ihm wiederholt gesessen. Da war nun etwas von einem ins Grandiose gesteigerten Schulmeister herauszuwittern und wiederzugeben, ohne daß die Würde einer bedeutsamen Persönlichkeit und eines Amtes darunter litt, dessen Verehrung für viele innerste Herzenssache ist. Hier ging es nicht ganz ohne Pose ab; ihrer kann unmöglich entraten, der die Erde segnen will in allen ihren Weiten.

Gelehrten ward ihr Recht. Dichter, ganz besonders der überaus feine und in jedem Sinn malerische Poetenkopf Paul Heyses wurden festgehalten. Es war fast zum Symbol geworden, daß man in dieser Welt etwas sei und bedeute, wenn man von Lenbach

gemalt worden war. So drängte man sich denn an ihn, und bei allem Fleiß vermocht' er kaum nachzukommen. Sein Ruf stand so fest, daß auch Mißratenes, wie das bei einem Charakteristiker niemals zu vermeiden sein wird, nicht störte, daß man ihm Flüchtigkeiten verzieh, die jedem anderen sehr übel vermerkt worden wären. In unerschöpflicher Fülle strömten ihm Gold und Ehren zu; er schöpfte gern daraus und ließ andere mitgenießen, weil diesem Künstler durch den Umgang mit den Reichsten eine großzügige Führung des Daseins Gewohnheit geworden war.

In eine große Zeit war er hineingestellt, und er ist ihr gerecht geworden. Die Aufgaben, die sich ihm darboten, verlangten einen geschulten, prüfenden Geist, denn sie waren mannigfaltig, begehrten also einen Reichtum an Ausdrucksmitteln, den er sich früh gesichert. Experimente waren unzulässig, Tasten und Suchen nicht gestattet, angesichts so hochgestellter und mit Arbeiten und Verpflichtungen aller Art überhäufter Persönlichkeiten, ihrer Ungeduld und oftmals wohl auch ihrer Launenhaftigkeit. Da galt es sacht erhöhen; dort mußte man froh sein, kam man dem Urbild nur nahe. Er hat oftmals die Vollendung erreicht; das Ewige im Vergänglichen der Menschenbildung erfaßt und gemeistert. Er wird kaum Tagebücher und Lebenserinnerungen aufgezeichnet haben, oder es ist wohl ihre Veröffentlichung nicht so bald zu erwarten. Man muß das bedauern, wiewohl es eben bei Malern selten ist, viel seltener als etwa bei Musikern, daß sie das Wort meistern. Denn vor ihm mag manche sonst ängstlich festgehaltene Maske gefallen sein; hinter andere wird er

mit seinem scharfen Künstlerauge einen guten Blick getan haben.

Ein jäher und merkwürdiger Aufstieg war dem Sohn des armen Maurermeisters vergönnt gewesen. Schilder und Fähnchen hat er malen müssen, kaum eine Möglichkeit zu höherer Ausbildung vor sich, um hernach Jahrzehnte auf den höchsten Höhen zu wandeln, unangefochten, beinahe mit dem Recht der Selbstverständlichkeit. Vielleicht starb er, dem es in all seinem Glück niemals an Heimsuchungen und Verstörungen gefehlt, eben, da es sich ihm für immer wölken wollte; vielleicht war es dieses Vorgefühl, das ihn, wie man erzählt, den Tod so schmerzlich und lang ersehnen ließ. Denn die Zeit war um, der er zugehört; die Gewaltigen alle, die sich ihn als Maler erlesen, deren Ruhm und Geltung den Wert seines Werkes erhöht hatten, waren vor ihm gegangen. Der über die vollen Garben geboten, mußte seit manchem leiden Jahr eine kümmerliche Nachlese halten, die seinem Ruhm eben keinen Zuwachs mehr brachte. Nun fände man sein Schaffen gern mindestens in den Hauptstücken vereinigt. Wie möchte es wirken, nun zum Teil doch schon jener Schauer verflogen ist, der vordem über das Dargestellte zum Betrachtenden floß? Die Schatten einer großen, verrauschten, aber immer noch wirksamen Zeit sähen wir gern durch den Letzten beschworen, der sie in voller Kraft, gewohnt zu beobachten und darin geübt, miterlebt hat. Wir grüßten jene Gestalten gern wieder, die man vielleicht hassen und heftig befehden mußte, die aber niemand gleichgültig lassen konnten. Es ist die breite Mittelmäßigkeit, die sich an ihrer Stelle allent-

halben behaglich eingerichtet hat. Wortfertig sind wir geworden, aber zu Taten erschrecklich unfähig: verarmt an Persönlichkeiten.

Eine Mahnung könnte davon ausgehen; freilich vielleicht eine tiefe Beschämung, die man sich gern spart. Denn was sich heute ähnlicher Aufgaben erfreut, das hält mit dem Maler des Reiches nicht künstlerisch, nicht sonst einen Vergleich aus; das strebt nach Korrektheit und nach jener Repräsentation, die immer wohlgefällig, nur, ach! so billig und so ledern ist. Franz von Lenbach hat seinen Tag erfüllt; er war licht und lang, war allen Menschen bedeutsam und wird noch in ferne Zeiten hinüberglänzen.

Rudolf Weyr

Er ist ein Wiener Kind. Ein Schottenfelder, das heißt, einem Bezirke entstammend, in dem das echteste Wienertum zu Hause war und ist.

Nun ist, nach einem feinen Wort von Wilhelm Goldbaum, die Wiener Renaissance das Barock. Und so hat es denn das Barock dem Urwiener Rudolf Weyr angetan.

Er ist nun ein Mann von sechsundfünfzig Jahren. Ueber mittelgroß, von ansehnlicher Körperkraft und trotz harter Jugend und schlimmer Erlebnisse von unbesieglicher Frische und Lebensfreudigkeit. Er liest gern und viel und mit Urteil. Ohne ein Redner zu sein, meistert er, innerlich bewegt und angeregt, das Wort in ungemeinem Maße.

Es ist etwas vom Naturburschen an ihm, auch in der Gewitztheit. Erstaunlich ist seine Arbeitskraft. Die Erfindung ist reich und fast mühelos; sein technisches Können groß und sicher. Woran andere Wochen, ja Monate wenden müssen, das mag ihm ein glücklicher Nachmittag bescheren. Ihm quillt es, in einer Zeit, in der auch die Besten und Tüchtigsten ängstlich suchen und immer wieder probieren.

Und niemals hat ihn diese glückliche Anlage zur

Leichtfertigkeit verführt. Unfertiges kommt nicht aus seinem Atelier, da unten tief im Prater, ganz nahe der Krieau mit ihren schönen alten Bäumen, auf denen die Krähen nisten, wo er, rastlos und nach Arbeit als seinem Jungbrunnen verlangend, fast den ganzen Tag am Werke ist. Er kennt keine Müdigkeit; es ist ihm eine Lust, immer Neues anzugehen. So hat er denn seine Sonderstellung und behauptet sie all die Jahre her, fast seitdem er mit dem Arrangement der unvergeßlichen „Jagdgruppe" in Makarts Festzuge zuerst populär wurde: hat seine künstlerische Note seit seinem „Bacchantenzug" in seiner kühnen und freien Bewegung, der das Burgtheater schmückt und leider so hoch angebracht ist, daß nicht einmal das Opernglas alle seine Fülle, all seine Anmut und Lebendigkeit offenbart.

Was die Künstlergenossenschaft an Ehren zu vergeben hat, ist ihm geworden. Er stand in schlimmen Zeiten an ihrer Spitze, bestrebt, zu leimen, soviel möglich war bei einer in sich zusammenbrechenden und an sich glaubenslosen Körperschaft. Er hat die Gabe, zu beschwichtigen und sich die Gemüter zu verbinden, in nicht gemeinem Grade. Die Sezession aber, die sonst mit manchen Größen in ein grimmiges Gericht ging, ließ ihn unangefochten. Denn sein Können erzwingt sich Achtung, auch beim Widerpart.

Er ist ein Grenzkünstler. Er steht dort am freiesten, wo sich Malerei und Plastik berühren, wie er sich denn immer noch gern in Farben versucht und mit ihnen ergötzt. Er liebt kühne Ueberschneidungen, eine mannigfaltige Bewegung; ohne spielerisch zu werden, wie

manche unter den Italienern einer knapp vergangenen Zeit, sucht er im Marmor die Wirkungen von Stoffen, etwa wehenden Schleiern, wiederzugeben. So lockt ihn denn zunächst das Relief und zieht ihn immer wieder an.

Es ist in diesem Sinne nichts Besseres zu denken, als seine Reliefs vom Grillparzer-Denkmal. Die Figur, die grämlich versonnen ins Grüne des Volksgartens blickt, ist von Kundmann. Immer ist bei den Reliefs mit glücklichem Instinkt der Höhepunkt des Dramas ergriffen. Das Vorschweben der Ahnfrau ist so meisterlich gegeben, wie Heros Jammer; Rustans Traum wird lebendig, und selbst — im „Ottokar" — das heftige Aufrollen einer Zeltwand, wenn die Halteschnur durchhauen ist. Da ist unbedingte, technische Sicherheit; eine erstaunliche Fähigkeit, nachzuempfinden und den „fruchtbaren Moment", der vorwärts deutet und nach rückwärts lenkt, herauszufinden.

Die ungemeine Schwierigkeit, in den Raum zu komponieren, besteht für ihn nicht. Jeder Zwickel ist ihm recht; ihm fällt schon etwas ein, was eben hier seine gute Wirkung tun wird, und jede leere Fläche beleidigt sein Künstlerauge und lockt ihn, sie mit Gestalten seiner Erfindung zu beleben. Er liebt dekorative Wirkungen, die man heute desto sicherer unterschätzt, je mehr das Raumgefühl und die Erkenntnis schwinden, wie innig von Anbeginn die Zusammenhänge zwischen Architektur und Plastik waren, wie vorsichtig sie gelockert wurden, und wie sich keine Kunst jemals ganz von den Bedingungen zu trennen vermag, die ihr Lebensrechte verliehen.

So grüßen denn vielerorten in dieser großen und sinnenfrohen Stadt Arbeiten seiner sicher greifenden und gelenken Hand und mahnen im Straßenlärm erfreulich an die Kunst und ihre Rechte. Ein verwegener Husar, oder, höchst anmutig und gefällig, inmitten des stärksten wienerischen Lebens die „Sage vom Stock im Eisen", dem bekannten, uralten Eisenband um einen ganz mit Nägeln gepanzerten Baumstumpf. Wen aber — es sind ihrer gar wenige, die dieser reizvolle und so ganz verödende Weg nach Wien bringt — die Donau hierher trägt, der sieht vor Nußdorf und seiner Schleusenwehr, die den Zugang zum Donaukanal hütet, seine mächtig aufgerichteten Löwen.

Es sind ihm auch Aufgaben der großen Kunst genugsam zugefallen, obzwar es ihm da lange eigen ging. Bei fast allen Wettbewerben hat er mitgetan; und mit einer verhängnisvollen Regelmäßigkeit fiel ihm jener zweite Platz zu, der wohl der verdrießlichste ist — so nahe dem Preis und der Ausführung und sich dennoch mit einer mageren Entschädigung begnügen müssen. Vor dem Prunktor zur neuen Burg steht sein Brunnen „Die Herrschaft zur See". Er ist für eine Nische wohl allzu lebendig, ja fast gewaltsam geraten, und das dürftige Brunnenbecken, in das ein dünnes Wasserstrählchen rieselt, ist gar zu klein. Aber das Gewühl anstürmender Gewalten ist ganz vortrefflich; und höchst bewundernswert ist die Gestalt des Poseidon — angejahrt, mit der Neigung zur Fülle und dennoch voll Stärke —, der da sein Haupt erstaunt und drohend aufreckt, welcher Tumult sich ohne seine Genehmigung erhoben habe.

Für den Stadtpark, der die Statuen unserer besten Maler der Vergangenheit beherbergt, hat er eben seinen „Canon" fertig gemacht, nach unendlichen Mühen; keine seiner Arbeiten hat ihn so lange beschäftigt, ist so oft gemodelt und zusammengerissen worden, als die des Antipoden Makarts, des Gedankenmalers, der rastlos und forschend der Vorzeit ihre Geheimnisse abfragen wollte und, selber ein Protest in Erscheinung und Tracht gegen unseren Alltag, durch die Straßen dieser Stadt schritt. Pose — aus innerlichstem Bedürfnis. Und so hat ihn Weyr erstehen lassen — mit dem wehenden Bart und den tiefen Augen des Propheten, dem offenen Rock, die Hosen in Röhrenstiefeln; einen Gurt um den Leib, die Rechte darin, die Linke in der Hosentasche; man meint, er müsse zu reden anheben, zornig und belehrend, gegen alles Unwesen und alle Flachheit, wie es Canon so gerne, so meisterlich und so aus innerer Ueberzeugung heraus getan.

In der Preisausschreibung um ein Brahms-Denkmal ist ihm der Sieg geworden. Daran wird nun gearbeitet, und ich glaube, wir kriegen etwas ganz Feines. Der Meister sitzt und sinnt. Aller Ausdruck ist eigentlich auf das Haupt konzentriert. Das ist nun wunderschön; geprägt von der Fülle der Gedanken und der Gesichte, die sich darin geregt haben: ganz kluge Milde. Viel Verträumtheit bis zum Weichen und dennoch ein bestimmter und entschiedener Wille. Auch hier gibt es viel zu schaffen; denn die Gestalt selbst ist für den Plastiker ebenso ungünstig, wie der Kopf lockend. Ueberhaupt hat Weyr, durch seine Uebung im Relief, Schwierigkeiten mit Ganzfiguren. Und da

ist denn nun der Ernst, mit dem er solche Aufgaben angeht und immer wieder ummodelt, höchst achtbar und ein Beweis, wie so gar nicht leicht begnügsam er ist. Es sind eben jeder, auch der glücklichsten Veranlagung Grenzen gesteckt. Sich in ihnen bescheiden, ist Sache der Kunsthandwerker, sie erweitern, die des Künstlers und zugleich einer unendlichen Mühsal.

Hohe Fürstlichkeiten des Barock, der Zeit, die bestrebt war, den Menschen zu stilisieren und prunkvoll zu erhöhen, hat er wiederholt glaubhaft gebildet: Ludwig XIV., der auf lange hinaus die Zeiten mit seiner feierlichen Persönlichkeit geprägt hat, Karl VI., den letzten Habsburger, zugleich den Letzten, der den Traum eines Weltreichs noch mit einigem Fug hegen durfte, den Schützer und Förderer der Künste, aus dessen Zeit die schönsten jener großzügigen und formenreichen Barockpaläste stammen, die immer noch die innere Stadt Wien schmückend kennzeichnen, der freilich, befangen im Prunk der spanischen Hofsitte, vergaß, für eine nahe Zukunft anders vorzusorgen als durch Pergamente — ein ungenügender Schutz gegen Fäuste, begierig, sich vom Erbe der Habsburger ihren Anteil loszureißen.

Zahlreiche Grabdenkmäler hat er geschaffen. Alle sind würdig und voll Ausdruck. Am populärsten ist wohl das für die Opfer der schrecklichsten Katastrophe, von der unsere Stadt heimgesucht ward: des Ringtheaterbrandes. Es ist beinahe bei ihm, als sei jeder Auftrag, jede Bestellung nur der Anstoß, der die in ihm schlummernde Fülle der Gestaltungen auslöst und zwingt, ins Leben zu treten, so rasch und so bereit-

willig stellt sich ihm das Erforderliche dar und so gern gerät ihm der erste Wurf am besten, so daß alle Aenderungen vielleicht die Standfestigkeit seiner Figuren, nicht ihren Ausdruck erhöhen können.

Vielleicht die schönste seiner Arbeiten, sicherlich die reinste und innigste, hat er eben begonnen. Sie ist nicht für den lauten Markt bestimmt, nicht ersonnen, ihm anderen Gewinnst zu bringen, als der aus der Erfüllung einer Herzenspflicht fließt. Und man sieht wieder einmal: der beste Auftraggeber eines Künstlers wäre er selber. Vor nunmehr sieben Monaten ist ihm seine Frau gestorben, eine hochbegabte Person; sicher mit der Feder, anmutig im Wort; von einer weit gesteckten, fast männlichen Bildung; ehrgeizig und über den Journalismus hinaus, in dem sie vollkommen sicher und gewandt war, höheren Aufgaben rastlos zugewendet. Ihr stiftet er dies Mal: ausruhend, ein Buch in der Hand, wie sie es gern auf ihren Spaziergängen mit sich trug. Vortrefflich ist die Behandlung des Kleides, dieser mannigfachen und launischen Umhüllungen der modernen und nervösen Frau, voll Ausdruck von den zierlichen Halbschühlein aufwärts. Ganz glänzend aber ist der Kopf; eine niedrige Stirn, umwirbelt von der Fülle des eigenwillig herandrängenden, schwärzesten Haares, schwarze, sehr nachdenkliche Augen, eine starke Nase und sehr sanfte, leicht angedrückte Linien um den Mund. Man vermißt die Farbe nicht, die sonst eben bei Frauenköpfen so viel ausmacht. Eine reiche Seele scheint eingefangen, die uns für immer entfloh.

Für Rudolf Weyr ist bei allem Realismus, den er

an den Ausdruck seiner Figuren wendet, bei all seiner Lebendigkeit der Stil ein inneres Bedürfnis. Und zwar der Stil, der hier heimisch ist und den großen Meistern des Barock Pflege und Entwicklung dankt. Er bewahrt ihn vor Manier und Manierlichkeiten; er gibt ihm Geschlossenheit bei aller Freude an der Fülle und bei seinem fast übergroßen Reichtum an Erfindung; er macht ihn zum wienerischesten im guten Sinne unter unseren Plastikern.

Es ist nie und nirgends Unreife bei ihm. Er erkennt, was er vermag und wie es ihm und seinen Mitteln des Ausdruckes zugänglich ist. Ernsthaft und seiner selbst und seiner Gabe gewiß, immer gefällig, ohne Spielerisches zu wirken, geht er seine Arbeiten an. Er hat wirkliche Grazie der Linienführung und kann sich bis zum Bedeutsamen erhöhen.

So wirkt er denn immer erfreulich, doppelt in einer Zeit, da tastende Versuche lauten Anspruch erheben, vor sicherem Können zu gelten; da wir mit Verheißungen überfüttert werden, um an Erfüllungen desto schmerzlicher zu darben. Er ist tüchtig, klar und zielbewußt, ohne jemals ins Nüchterne oder gar Platte zu fallen.

Ein durchaus gesunder Mensch, ohne Nervosität und sprunghafte Laune; Freund der Natur und fähig, sich in sie zu versenken, ohne Sentimentalität; gewandter und unermüdlicher Radfahrer, der ein gut Stück der Welt durchmessen und sie mit klugen und eigenen Augen angesehen hat; jedem guten Schwank geneigt und voll von Humor; laut aus dem Gefühl einer kraftvollen Natur; ein herzhafter Lacher, der dennoch

das Leben ernsthaft angeht und klug zu traktieren weiß. Aus seinen Niederungen aufgestiegen durch eigene Kraft zu allen Ehren und Auszeichnungen, die bei uns zulande einem Künstler zugänglich sind, ohne jemals Aufhebens davon gemacht zu haben. Völlig unverbraucht ist er, und ihm kann die stockende, die mühselige Zeit, da sich die Erfindung weigert, allem Ermessen nach nicht leicht kommen. Nur eines ist an ihm verwunderlich — daß nicht er, gerade er den Vorstoß nach der farbigen Belebung der Bildnerkunst unternommen hat, um den man sich eine Zeit so sehr bemühte, freilich, mit Ausnahme genialischer Werke Max Klingers, ohne eigentlichen, mindestens ohne jenen nachwirkenden Erfolg, auf den es bei solchen Versuchen allein ankommt. Hielt ihn ein gesunder Instinkt ab, stärkere farbige Wirkungen zu erstreben, als die sich natürlich aus dem Gegensatz von Bronze etwa und den verschiedenen Tönungen des Gesteins ergeben? Ich weiß es nicht; ich weiß nur — so wie er als Mensch ist, muß man Rudolf Weyr lieb haben; wie er als Künstler erscheint, darf man ihn mit Neigung und hoher Achtung betrachten.

Edmund Hellmer

Innerhalb einer kurzen Zeit hat sich Edmund Hellmer seine ganz eigene Stellung im Wiener und deutschen Kunstleben geschaffen.

Man wußte eigentlich nichts von ihm, als daß er ein sehr fleißiger und ernsthafter Arbeiter sei. Im Herzensgrunde hielt man ihn beinahe für einen Akademiker. Das ist bei uns nicht eben ein Lob.

Nun wurde sein zum Gedächtnis an die Türkennot errichtetes Denkmal im ehrwürdigen St. Stephan enthüllt. Man erkannte auf den ersten Blick, was ein hoher Kunst-Hofkriegsrat, genannt Kommission, befohlen und was der Künstler gewollt hatte. Und über seine Intentionen konnte man sich nur freuen. Es wurde der Brunnen an der Hofburg enthüllt; kein Meisterstück, aber für die Entwicklung des Künstlers höchst wichtig. Es kam sein reizender Schindler im Wiener Stadtpark, sein feierlicher Goethe an der Wiener Ringstraße, eigentlich nur durch Straßenbreite von Schiller geschieden. Endlich das Kaiserin-Elisabeth-Denkmal in Salzburg. Seither war man längst zur Einsicht gelangt: der Mann wirkt wohl an der Akademie, der man eben bei uns gar nicht Schlechtes genug

nachsagen kann, aber ein Akademiker ist er nicht. Im Gegenteil!

Es gibt Menschen, die große Kunstströmungen in sich hineinahnen. Sie scheinen also außerhalb ihrer Zeit zu stehen, bis sich die Bestrebungen durchsetzen, die sie vorher gefühlt haben. Im selben Augenblick haben sie ihre Geltung. Sie können das, wonach man eben, und zwar aus einem Gefühl der Notwendigkeit, verlangt. Zu diesen Menschen möcht' ich Edmund Hellmer stellen. Er gehört allerdings zu den Gründern der Wiener Sezession. Ob ihn aber heute noch etwas mit seinen Genossen bei jener Gründung innerlich vereint, ich weiß es nicht. Gewiß ist: er nimmt an ihrem Können keinen Teil, er hat sich ganz in sein Atelier tief unten im Prater und auf seine Lehrtätigkeit zurückgezogen.

Es ist ein hübsches Arbeiten in diesen Prateateliers. Zwei mächtige Pavillons, denen man es dennoch nicht ansieht, wie umfänglich und jedem Zweck angemessen die Räume in ihnen sind. Zwischen beiden eine wilde Wiese. Schöne Roßkastanien und alte Ulmen und Ahorne an ihrem Rand, in ihrer Mitte die Schale eines Brunnens, grün überwachsen, denn der Strahl sprudelt längst nicht mehr, der einmal im Jahre der Weltausstellung und des Kraches, jener wirtschaftlichen Katastrophe, die Wien bis heute noch nicht ganz verwunden hat, leuchtend zur Höhe gestiegen ist. Verschlungene und schattige Wege führen hierher. Die Krieau mit ihren herrlichen Bäumen grenzt an. Die Sonne legt sich auf die weiße Trabrennbahn, man hört den Hufschlag der flinken Pferde, und die Kup-

pel der Rotunde baut sich mächtig in all ihrer Häßlichkeit höchst charakteristisch auf. Die Weltstadt schweigt hier. Spatzen piepen, Amseln pfeifen und Krähen rauschen mit schwerem Flügelschlag vorbei.

Eine ganze Kolonie von Bildhauern hat sich hier niedergelassen. Man sieht Brücken, auf denen gewaltige Steinblöcke lagern, hört das Pinken der Meißel. Sonst ist wenig Verkehr zwischen den einzelnen Ateliers, als könnten ihre Inhaber anders nicht so gute Nachbarschaft halten. Die Gebäude sind Eigentum des Hofes, und man entrichtet eine lächerlich geringe Miete, eigentlich nur einen Anerkennungszins dafür, der knapp hinreichen mag, die Kosten der Erhaltung zu decken. Aber man muß auch stets bereit sein, sie zu räumen. So mußte Hellmer einem Erzherzog Platz machen, den es einmal gelüstet, sich künstlerisch zu versuchen. Drum wendet keiner wesentliche Kosten an die Ausgestaltung. Man wird nirgends den Atelierluxus gewahr, den Hans Makart in so grandioser Weise, mit einem so unerhörten Geschmack und solchem Jubel der Farben entwickelt hat. Man arbeitet hier ernsthaft und mit Erfolg, die Erquickung ist ein Blick oder der Gang ins Grüne. Und die Bäume des Praters, in denen leider nun so arg geholzt wird, haben eine höchst eigene Weise. Es singt in ihnen von jener Lebenslust, die sich unter ihren Kronen so oft übermütig und jauchzend, ja bacchantisch betätigt hat. Wie ein Straußischer Walzer, oder plastisch: wie Rudolf Weyrs Fries am Hofburgtheater, der leider so hoch angebracht ist, daß nicht einmal ein Opernglas all seine Lebensfülle und Anmut offenbart.

Edmund Hellmer ist ein Wiener Kind. Er stammt aus einer Zeit, die für seine Kunst zwiespältig war. Die großen Monumentalbauten, die Kleinodien am Gürtel, der die innere Stadt umschließt, an der Ringstraße, waren in der Ausführung begriffen.

Es war gewiß, daß der Plastiker reichlich zu tun bekommen würde. Denn der vornehmste, der einzig gemäße äußere Schmuck eines würdigen Gebäudes ist immer und ausschließlich das Werk des Bildners. So fühlten sich mannigfache und kräftige Begabungen von dieser sprödesten der Künste angezogen.

Es fehlte aber gänzlich an Anleitung und Unterweisung. Keinen Meister gab es, bei dem man sich hätte in die Schule geben können. Da suchte und fand Victor Tilgner sein Heil bei den Franzosen. Er sah ihnen die flotte Technik ab. Höchst geistreich und manchmal bis zum Frechen, ja Fratzenhaften lebendig, war er ein Meister im Porträt, wie wir in Wien keinen zweiten hatten. All seine Büsten, deren eine Unzahl von ihm besteht, leben, haben Ausdruck und dringen auf das Wesen der Persönlichkeit, es sei ein Bruckner oder die Wolter oder Johannes Brahms. Er war ein Meister der Episode und empfand das Wienerische wie keiner. Er stammte auch aus Preßburg, das man vordem gern als die entlegenste Vorstadt Wiens bezeichnete. Ganz glänzende Volksgestalten sind ihm für das Denkmal Werndls, des Erfinders unseres ausgezeichneten Hinterladers, des Gründers unserer größten Waffenfabrik, die seit seinem Tode nicht mehr recht gedeihen will, in Stadt Steyer geglückt. Das Monumentale war minder sein Fall, mit so großen Mühen

er darum rang. Er verfiel in Pose; dies gilt von seinem Mozart wie von seinem Makart im Stadtpark, die beide nicht eben erquicklich wirken.

Andere suchten ihren Weg ganz für sich. Heinrich Natter lebte wohl lange in Wien, ist aber niemals ein Wiener geworden. Ihn trieb es zum Großen, ja Gewaltsamen. Sein schönstes Werk ist wohl der Zwingli in Zürich, und auch sein Hofer auf dem Berg Isel atmet eine gewaltige Kraft. Rudolf Weyr entwickelte sich zu einem Meister der dekorativen Plastik. Ihm hat es das Barock angetan, das ja in Wien künstlerisch eine der vornehmsten Heimstätten fand, mit seiner reichen Bewegung, dem schwimmenden Fluß seiner Linien, der Fülle seiner Erfindungen. Er ist unerschöpflich reich an Einfällen, von einer unglaublichen Leichtigkeit, ohne Spur von Leichtfertigkeit im Schaffen. Die überquellende Natur, den weiblichen Grundzug dieser Stadt, hat er sehr genau ausgewittert. So überwiegt bei ihm das Gefällige, Anmutige. Seine Begabung ist auf dem Grenzrain zweier Künste heimisch: der Plastik und der Malerei. So bevorzugt er das Relief, und es gibt wenig Besseres, als sein Bacchantenfries am Burgtheater oder einzelne seiner Reliefs am Grillparzer-Denkmal im Volksgarten. Und dennoch ist ihm eine ganze Figur von unvergeßlichem Reiz geglückt: sein Poseidon vom Brunnen vor der Hofburg, der die Herrschaft zur See symbolisiert. Er reckt den Kopf empor, gutmütigen Grimmes über den Lärm, den da allerhand Lumpengesindel, ohne ihn zu fragen, in seinem eigensten Gebiete zu Unfug treibt. Sein Körper ist der eines bejahrten Athleten, der Fett angesetzt hat,

dem aber die schreckliche Kraft noch ungebrochen geblieben ist. „Man wird mich doch nicht ernstlich böse machen?" Seit Rafael Donner hat in der Wiener Kunst niemand so etwas gekonnt.

Hellmers ganze Begabung nun drängt zum Monumentalen. Er ist immer einfach und sinnreich.

In ihm lebt die Sehnsucht nach der Antike und das innige Verständnis für sie. Es ist seine eigenste Fähigkeit, seine Aufgaben zu vereinfachen. Das Nackte lockt ihn mächtig.

In dieser Beziehung höchst merkwürdig ist sein Brunnen an der Hofburg. Er sollte nur dekorativ wirken, sich dem großzügigen Barockbau eingliedern. Die Aufgabe, die ihm gestellt, war, die „Herrschaft zu Lande" zu symbolisieren. Anstürmende Giganten, niedergeworfen, auf der einen Seite; eine Familie, bittend die Hände zum Herrscher erhoben, der im vollen, feierlichen, prunkhaften Ornat vorschreitet und die beiden Gruppen bekrönt, auf der anderen — dies war die erste Idee.

Die Schutzflehenden verschwinden. An ihre Stelle tritt der Adler, der bewährte Mitkämpfer des Fürsten der Götter in seinem Streite mit den Mächten der Tiefe. Der Ornat fällt ab. Ein Jüngling in nackter Herrlichkeit erhebt die Hand, und vor ihrem Drohen versinkt in die Nacht, was ihr nimmermehr hätte entsteigen sollen. Der Mensch, ordnend und gebietend, ist den Urmächten durch sich allein überlegen. Was der Brunnen an Mannigfaltigkeit, an Heftigkeit der Bewegung, an Reichtum der Erfindung eingebüßt hat, das wurde ihm an edlem Sinn und Bedeutsamkeit viel-

fältig wiedergegeben. Und für einen Hauptfehler kann der Künstler nichts. Man wünschte sich hier eine Kaskade, die stürzend die Frechen niederreißt, unter der Wucht des Gerölles sie begräbt, nicht ein dünnes Wässerlein, wie es nun niederrieselt und in eine dürftige Brunnenschale tröpfelt.

Volkstümlich geworden und zwar mit Recht ist sein reizendes Denkmal für Emil Schindler im Stadtpark. Schindler war der feinste Landschafter, den wir seit manchen Jahren, vielleicht überhaupt besessen haben. Ein Mann voll des innigsten Naturgefühls, ganz den Heimlichkeiten und Feinheiten zugekehrt. Echt dichterisch und wahrhaft von Gesinnung. Rastlos strebend und lernend und also natürlich von manchem zurückgedrängt, der auf der bequemen Straße seinen zahmen Schimmel ritt. Er hatte ein Leben voll der härtesten Kämpfe, deren ganzen Umfang man erst nach seinem Tode erfuhr. Die Liebe seiner Freunde errichtete ihm, einem Bahnbrecher der neuen Kunst, nach seinem frühen Hingang dieses Denkmal. Es ist seither Tilgners Makart dazugekommen. Weyrs Canon wird wohl bald aufgestellt, Pettenkofen und Schwind werden sich ihnen gesellen, und Schubert und Bruckner haben hier im Grünen Platz gefunden. Die besten Künstler Oesterreichs sollen hier einmal in ihren Ehrenmälern beisammen sein.

Hellmer nimmt Schindler ruhend. Er hat sich eben zu einer kurzen Rast niedergelassen. Ein Feldstein ist dem Müden gerade willkommen. Die Rechte hält einen Strauß wilder Blumen, wie er sie im Lustwandeln eben zusammengerafft hat. Er ist ganz nach innen gekehrt.

Die Bilder, die ihm kaum vorübergezogen, die er genießend und dennoch nach Künstlerart sondernd in sich aufgenommen, fluten an seinem inneren Auge vorüber. Es ist eine linde Träumerei in dem Ganzen und eine unendliche Einfachheit. Das innerste Wesen des Mannes ist ergriffen und in der klarsten Weise ausgedrückt.

Ebenso wirkt sein Goethe an der Wiener Ringstraße. Er ist nicht eben günstig postiert. Denn zu seiner Rechten ist ein nicht allzu hohes Gitter des Kaisergartens, hinter dessen Stäben schöne Bäume vorleuchten; zur Linken aber erhebt sich ein himmelhohes Haus, das Palais Schey, das natürlich auf die Figur drückt, die in ein ganz winziges dreieckiges Zwickelchen von Platz hineingestellt ist.

Auch sähe man die Gestalt lieber in Marmor ausgeführt statt in Bronze, wie sie gemäß dem Auftrag der Besteller gegossen werden mußte. Und man möchte rund herum Gebüsche sehen, die den Dichter von seiner Umgebung schieden und ihm dennoch den Ausblick auf die Ringstraße und ins bewegte Leben gewährten.

Es ist nun sehr schwer, einen Goethe zu schaffen, der allen gerecht würde. Denn von ihm trägt ein jeder ein ganz bestimmtes Bild im Herzen, an das er sich nicht rühren lassen will. Der liebt den apollinischen Jüngling, der in Straßburg die schwerfällig gewordene oder in Feierlichkeit erstarrte deutsche Sprache wieder singen lehrte, ein anderer den hinreißenden Menschen der ersten Weimarer Zeit, dem sogar die Herzen zuflogen, die er empfindlich gekränkt, ein dritter den vollendeten Mann, der unendliche Höhen erklommen und dessen immer klaren Augen sich Urgeheimnisse aufgetan.

Also nimmt ihn Hellmer. Er ist bei Jahren, nicht mehr geneigt, den Brocken oder gar den Gotthard hinanzustürmen. Es ist ihm so viel vorübergezogen, daß allein die Flucht der Erscheinungen genügen konnte, eine leichte Müdigkeit zu erzeugen. Und so hat er sich in einen bequemen Lehnsessel niedergelassen und blickt in das bunte Leben einer weltstädtischen Straße. Er ist völlig in Ruhe und Betrachtung und immer voll Würde, die ein herzliches Vertrauen dennoch weckt. Ganz einzig schön ist das Haupt. Es ist schon geprägt durch die endlose Gedankenarbeit, durch das Ringen um letzte, höchste Erkenntnis. Die weiche Anmut und die Rosenblüte der Jugend ist verflogen. Ein höherer Adel hat dies Antlitz geweiht, das von der herben Schönheit eines Götterangesichtes ist. Mit jedem Mal, das man es wiedersieht, erscheint es bedeutender, notwendiger. Mir ist oftmals, wenn ich daran vorübergehe, als müßt' ich meinen Hut lüften zum stillen, scheuen Gruß, wie man ihn Unsterblichen zollt; ohne jeden Wunsch nach einer Erwiderung, nur damit man der eigenen Ehrfurcht vor dem Ewigsten genugtue.

Bald darauf hat Hellmer wieder ein Denkmal beendet, das im besten Sinn des Wortes volkstümlich werden muß.

Es war eine unendliche Trauer in allen Gemütern bei uns Oesterreichern, da die Nachricht von der Ermordung der Kaiserin Elisabeth durch die Lande flog. Nie zuvor hatte uns, seit dem Tode des Kronprinzen, ein Schlag so unerwartet, überhaupt noch keiner so unbegreiflich getroffen.

Man hatte die hohe Frau unendlich verehrt. Per-

sönlich war sie uns allerdings fremd geworden. Denn sie war eine Rastlose, die es von Land zu Lande trieb, eine Einsame, die sich aus dem Leben scheu zurückzog, nachdem es sie mit tausend Bitterkeiten getäuscht hatte.

Aber man liebte ihre Schönheit, die der Kummer nur geadelt hatte. Man wußte um ihren vornehmen Sinn. Sie war adelig im besten und seltensten Sinn, voll Güte und Duldsamkeit, von einer unermüdeten Lernbegier, verloren an jede Schönheit der Natur, ungewöhnlich gebildet, bestimmt in ihren Neigungen und in ihrem Geschmack. Es war ihr ein Bedürfnis, Märchen zu schaffen, sich in eine Traumwelt wie die des Achilleion auf Korfu zu flüchten, nachdem sie von der rauhen Wirklichkeit der Dinge so schwer verletzt worden war.

In Salzburg hatte sie als junge Braut zuerst den Boden Oesterreichs betreten. Sie liebte die Stadt, die an sich so schön ist und den Zugang zu den Lieblichkeiten des Berchtesgadener Ländchens, zu den Feierlichkeiten der Hohen Tauern bedeutet, in denen sie sich alsdann so gern erging; liebte sie schon um ihrer Großzügigkeit und der Fülle historischer Erinnerungen willen, die sich in ihr drängen. Und ihre letzte Rast auf österreichischem Boden, ehe sie nach Nauheim und von da nach Territet ging, um Genesung zu suchen und den Tod zu finden, hat sie hier gehalten.

In den Bahnhofsanlagen haben sie ihr nun ihr Standbild errichtet. Es ist, nach Richard Muthers glücklichem Wort, „so schön, so zum Weinen schön". Es ist ganz Rührung, ganz Ausdruck.

Eine schlanke Frauengestalt. Das wunderbare

Haar umwölbt das schöne Gesicht gleich einer Krone. Ein Leidenszug steht darin. Der Sockel, auf dem sich die Figur erhebt, ist niedrig, eben nur so hoch, um die Frau über den Alltag hinauszuheben, und man empfindet ihn als Notwendigkeit und als Symbol. Sie verweilt ein wenig, wie im Wandel begriffen, wie genötigt, einen Bittsteller anzuhören. Es ist die Aufmerksamkeit eines gütig und teilnehmend Horchenden. Den nächsten Augenblick wird sie den Fuß heben, um jenen Schritt zu tun, den verhängnisvollen, letzten, der sie uns für immer unwiederbringlich entführen sollte.

Auch hier wieder ist also ein höchst fruchtbares, ja bedeutendes Moment in der glücklichsten Weise erfaßt. Wiederum ist die völlige Freiheit von Pose zu bewundern. Es sind bei Hellmer immer Menschen, die sich und ihr eigenstes Wesen offenbaren. Keine Spur von Steifheit. Und nicht genug anzuerkennen ist die Art, in der hier ein sehr schwieriges Problem gelöst ist: die Behandlung der modernen Frauentracht in der Plastik. Sie ist gewiß nicht dankbar für den Bildner, und sie kann bei einiger Ungeschicklichkeit störend, ja albern wirken. Hier schmiegt sich die Kleidung an den schönen Leib, fließt in weichen Falten nieder und verrät die beginnende Bewegung. Ich kenne wenige, die Gewänder so zu behandeln wissen wie Hellmer. Seine Menschen leben in ihren Kleidern. Die anderen stecken nur wie ärgerlich darin.

Es wäre noch viel aus Hellmers Atelier zu berichten. Denn er ist ein rastloser Arbeiter. Da ist sein Grabdenkmal für Hans Makart, sein höchst ein=

drucksvolles Standbild des Grazer Bürgermeisters Hohensinner, sein Entwurf eines Monumentes auf die Gruft eines sehr bekannten Wiener Kunstfreundes. Eine nackte Jünglingsgestalt, die ihr Angesicht der aufgehenden Sonne zukehrt, höchst edel durchgebildet. Ein Pfau, dessen Rad sehr glücklich die tausend Augen des Tages versinnbildlicht. Die Besteller stoßen sich an der Nacktheit, und so besteht leider wenig Aussicht, daß dies Denkmal, würdig des hohen Freundes des Lichtes und der Künste, ausgeführt wird.

Edmund Hellmer ist einer jener Künstler, die sich's niemals am ersten Entwurf genügen lassen, scheint er auch noch so glücklich geraten. Er bessert immer. Und das Selbstverständliche, mit dem seine besten Arbeiten anwuchsen, ihre Innigkeit, sie sind die Frucht rastloser Mühen, immer neuen Aufbauens und Niederreißens.

Er ist ein glänzender Lehrer. Gegenwärtig hat ihn die Akademie der bildenden Künste, an der eben ein schwerer Kampf zwischen den Vertretern des Alten und denen ausgetragen wird, die den neuen Geist einer immerwährenden, unermüdeten Befragung der Natur als der ewigsten Quelle aller Kunst bekennen, zu ihrem Rektor bestimmt. Ganz besonders aus Ungarn strömen ihm die Jünger zu. Er weiß ihre Begabung nicht genug zu rühmen. Aber sie laufen ihm zu früh aus der Schule. Heimgekehrt, werfen sie ihre angestammten Namen hinter sich und werden dann mit großen Staatsaufträgen, an denen es jenseits der Leitha niemals für genehme Persönlichkeiten fehlt, überschüttet, ohne alle Rücksicht, ob sie zur Lösung solcher Aufgaben auch immer die technische Reife, die in der Plastik nicht so leicht er-

worben wird, schon besitzen. Sie lernen nichts mehr zu. Als fertige Meister werden sie gepriesen und fühlen sich danach. Reiche Talente werden so in der Fülle der Gnaden erstickt. Hellmers bedeutendster Schüler ist übrigens eine Frau: Therese Feodorowna Ries, deren „Luzifer", nicht beeinflußt von Antokolski, großes Aufsehen machte und die sich seither als geistreiche und sichere Porträtistin bewährt hat.

Edmund Hellmer ist ein Mann von feiner Bildung und großen Horizonten. Gern denkt er die Bedingungen seiner Kunst durch.

Wenn seit der Antike kein eigentlicher Fortschritt in der Plastik erreicht ward, wenn sich ihr genähert zu haben, auch heute für den Bildhauer immer noch das höchste Lob ist, so sieht er den Grund zunächst in einem: der Bildhauer heißt heute zu Unrecht so. Er haut nicht mehr in Stein, er formt nicht in Bronze. Er hat somit den gesunden Boden des Handwerks unter den Füßen verloren. Er gibt eigentlich nur an, übergeht höchstens das Fertige. Die Ausführung selber aber muß er fremden Händen überlassen. Kaum daß er sie, wenn er sich die Erfahrungen dazu in der Praxis gesammelt und teuer genug erkauft hat, überwachen kann. In der Regel aber ist es schon eine Kopie, was seine Werkstatt verläßt. Etwas von der Frische, der Unmittelbarkeit, die uns aus den schönsten Kunstwerken der Antike packt, muß notwendig verloren gehen.

Hellmer kann sich den Unterricht nur ersprießlich denken, wenn er mit eigentlichen Schülerwerkstätten verbunden ist. In ihnen hätte der Jünger gründlich die Arbeit in Erz und Stein zu lernen. Ist er dann

völlig vertraut mit den Bedingungen, den Möglichkeiten ihrer Behandlungsweisen, so wäre wohl ein neuer Aufschwung der Plastik zu hoffen. Man denke der Renaissance, da Kunst und Handwerk in Ghiberti, Ghirlandajo, Bellini noch eng verschwistert waren.

Eine fruchtbare Anregung. Begas interessiert sich für den Gedanken und hofft, ihn verwirklichen zu können. Bei uns in Oesterreich — ja, seit wann hätten wir Geld für so etwas, wenn es nicht ein „nationales Postulat" eines interessanten Volkes ist?

Der Bürgermeister

Am 23. Oktober begeht Dr. Karl Lueger, nun seit manchem Jahr Bürgermeister von Wien, seinen sechzigsten Geburtstag.

Zurüstungen dafür sind schon lange und im großen Stil getroffen worden. Ein Teil des für diesen Tag Geplanten ist nun allerdings vereitelt. Der große Fackelzug und das Ständchen vor dem Rathaus sind verboten worden. Vorwand: der niederösterreichische Landtag ist beisammen, sodaß nach irgend einem Gesetz jede Straßendemonstration unzulässig ist. Grund: eine wirklich große und geschickt genährte Erregung in der sozialistischen Partei über Luegers Aeußerung, es seien nur Lumpen, die am 1. Mai ihren Arbeiterfeiertag im Prater begehen. Zu allem Unheil ist der 23. Oktober ein Sonntag; da hätt' es denn leicht zu Szenen kommen können, die man kluger Weise lieber vermeidet. Nun darf man solche Worte gerade beim Bürgermeister von Wien nicht allzu ernsthaft oder gar tragisch nehmen. Sei einer noch so hoch gestiegen, gemeiniglich wird an ihm etwas haften bleiben, das an seinen Ursprung und seinen Ausgangspunkt erinnert; sicherlich wird er sich der Mittel nicht völlig entwöhnen, auch beim besten Willen nicht, denen er seine Siege

verdankt. Dr. Lueger ist von Haus aus Demagoge. Der wägt nicht so genau, was er sagen darf und wo er etwas ausspricht. Und er ist Wiener aus einer bestimmten Schicht, die gar nicht versteht, wie man so übelnehmerisch sein kann, derlei als Beleidigung zu empfinden. Das wird halt so gesagt und vergessen.

Dabei hat er wirklich in dieser Stadt eine ganz einzige und unerhörte Volkstümlichkeit. Ein Plebiszit daraufhin würde das merkwürdigste Ergebnis bringen. Es ist eine fast religiöse Verzückung, mit der breite und zahlreiche Massen der Bevölkerung auf ihn sehen und seinen Worten lauschen.

Er ist kein Redner großen Stils. Denn er vertritt niemals Ideen, und so kennt er denn auch in der Polemik kaum andere Waffen, als den persönlichen Angriff. Nichts aber wirkt auf die Menge so bestimmt, wie das. Ein Schimpfwort versteht endlich jeder, auch der dümmste Kerl, und jauchzt ihm zu, wenn es mit seiner eigenen Herzensmeinung zusammenstimmt. Es hat etwas Befreiendes, gar in einer Stadt, in der eine ernsthafte Erörterung gewichtiger Fragen keine Hörer findet, denn sie ist nun einmal fad, und was hier den Leuten eingehen soll, das muß nach einer „Hetz" schmecken.

Das nun versteht er meisterlich. Vordem — er ist mit Amt und Jahren auch älter, ernsthafter und verärgerter geworden — verfügte er über Laune und Lunge, wie keiner. Sein Hohn war ätzend: die Mundart, die er vollkommen meistert, versorgt ihn immer wieder mit schlagkräftigen und überraschenden Wendungen. Er hat Pathos: er hat, was der Wiener so

überaus liebt, Gemüt und Gemütlichkeit; paßt es ihm, alsdann verfügt er über eine Liebenswürdigkeit, der sich auch seine Gegner nicht zu entziehen vermögen, deren Echtheit freilich vielleicht keine allzu genaue Prüfung vertrüge. Denn eine gewisse Falschheit, ja Hinterhaltigkeit gehört denn doch auch zum Wienertum.

Die Denk- und die Sinnesart gewisser Schichten hat er völlig ergründet: den eigentlichen Wiener Mittelstand kennt er durchaus. Er wird nie etwas sagen, das geeignet wäre, die Gefühle der Hausbesitzer vom „Grund", der einmal eine Stadt in der Stadt bedeutete, der kleinen Meister, die noch etwas haben oder zu etwas zu kommen hoffen, zu verletzen. Freilich auch niemals etwas, das ihnen weitere Aussichten, einen freieren Horizont auftäte. Er bekennt gleich ihnen mit gläubiger Inbrunst die einzige Schönheit der unvergleichlichen und wundersamen Kaiserstadt; ist in ihr etwas nicht so bestellt, wie es sein sollte, dann liegt es eben nur an Persönlichkeiten. Sind erst diese aus dem Wege, andere, die Richtigen an ihrer Stelle, dann ist alles in Ordnung, und es geht, wie es sollte und von Rechts wegen müßte. Ein bequemes und bewährtes Rezept der Volksführer seit Urbeginn.

Er hat den Hochmut der besitzenden Kaste und ihrer Anwälte gegenüber den Besitzlosen. Er verachtet sie im innersten Grunde seines Herzens: hat ihnen geschmeichelt, wenn und solang er sie in sein Lager zu locken hoffte, haßt sie, wo ihm das nicht gelang und seine Künste, die sonst nicht leicht versagen, an ihrem Widerstand gescheitert sind. So erklären sich allerhand sonst unbegreifliche Explosionen. Es ist ihm noch

immer nicht recht verständlich, wieso jemand, „wer nix ist und nix hat", das Recht besitzen soll, im Rat der Gemeinde mitzutun. Ihm gilt immer noch der Zensus, die direkte Steuerleistung vor allem. Er versteht es so wenig, daß er es als eine Anmaßung empfindet, wenn der Angestellte eine andere Meinung hat, viel mehr zu bekunden wagt, als sein Brotgeber. So gilt denn zum Beispiel den unbotmäßigen Lehrern sein grimmigster und unversöhnlichster Groll. Denn, und dieses ist wiederum gar nicht wienerisch an ihm, der Mann versteht unauslöschlich zu hassen.

Er ist ein schlechter Jurist; denn er hat nicht viel studiert. Er mag das schmerzlich empfunden haben, als er noch als kaum beschäftigter Anwalt in seiner Kanzlei saß; darum haßt er alle Juristerei. Er hat eigentlich wohl überhaupt wenig gelernt. Ob er jemals ein ernsteres Buch gelesen, gilt in den Kreisen der Wissenden für eine sehr unsichere Doktorfrage. Die „Hermannsschlacht" Heinrich von Kleists hat ihm doch sehr mißfallen, als sie an einem Theater gespielt wurde, das in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zur Gemeinde steht. Für bildende Kunst hat er kaum einen Sinn; wenigstens ist es ihm noch nicht geglückt, in irgend eine Beziehung zu ihr zu kommen. Die Aerzte verachtet er; er hat sich's doch geleistet, in der wegwerfendsten Art über sie und über das zu sprechen, was sie können, und Dürrkräutler, das heißt Medizinal-Kräuter-Händler, die gelegentlich und bei nicht zu strenger Aufsicht auch kurpfuschen, über sie und ihre Leistungen zu erheben, in derselben Stadt, deren medizinische Schule einmal führend gewesen ist.

Also: ein Erzbanause! Kann sein. Dabei aber dennoch nicht nur „ein lieber Kerl", wie ihn schwärmerische alte Weiber beiderlei Geschlechts anhimmeln, vielmehr ein ganzer und genialer Kerl.

Er hat immer verstanden, sich durchzusetzen. Als Kind ganz armer Leute — die Eltern waren Portiers im fürstbischöflichen Palast — hat er das Gymnasium des Theresianums besucht, wo sonst die Söhne des Ur- und des höheren Beamtenadels so hübsch unter sich sind.

Schon hier, wo es für einen armen Jungen wahrhaftig nicht leicht ist, hat er sich Achtung unter diesen Buben erworben, die sonst im Gotha- und im Beamten-Schematismus, womöglich in beiden, besser Bescheid wissen, als in der lateinischen oder griechischen Grammatik.

Nicht umsonst fällt der Schatten von St. Stephan auf seine elterliche Behausung. In der Seele des gläubigen Knaben — er war immer ein frommer und überzeugter Katholik, und die Echtheit seiner religiösen Gesinnung zu bezweifeln, wär' ein Unsinn — erwachte früh eine Sehnsucht: er wollte Bürgermeister seiner Vaterstadt werden.

Das hat er immer im Auge gehabt. Mit einer eisernen Willenskraft hat er dahin gestrebt. Oftmals stand er in diesem Kampf allein: die er sich als Helfer geworben, fielen von ihm ab, oder es war aus sonst einem Grunde nicht möglich, mit ihnen eines Schrittes zu gehen. Aber die letzte, die stärkste Welle trägt den Schwimmer. Ihr, der christlich-sozialen, hat er sich

anvertraut, und sie hob ihn hoch, bis dahin, wo er sein sehnsüchtig Ziel mit der Hand erreichen konnte.

Man erinnert sich: auch damals gab es einen Zwischenfall. Die kaiserliche Bestätigung ward ihm vorenthalten, und er mußte eine neue, stürmisch fordernde Bewegung zu seinen Gunsten entfachen. Hernach war es erreicht. Er steht an der Spitze dieser Stadt, fast ohne Opposition. Eine Fülle von Macht, wie sie nie noch der Bürgermeister einer Stadt in seiner Hand vereinigte, hält er in der seinen.

Die ihm und seinem Sterne trauten, als er sich mühsam aus dem Qualm vorortlicher Wirtshäuser losrang, wo er zuerst aufgeglänzt, die hat er mit den stärksten Banden des Interesses an sich zu schmieden gewußt und, als Sieger, ausgiebig belohnt. Es hat sich allen ausgezahlt, die ihm getreue Mannen im Staat gewesen sind. Eine Widersetzlichkeit aber duldet er nicht; eigenen Willen und eigene Leistungen nur so weit, als er klug genug ist, um zu begreifen, daß er allein nicht alles machen kann. Manches Mal hat er mehr auf sich genommen, als er selbst bei seiner unerhörten Arbeitskraft und -Lust versehen kann.

Er ist eine durchaus selbstherrliche Natur. Auch seine Liebenswürdigkeit und Gemütlichkeit ist die der Autokraten, die sich gehen lassen dürfen, weil sie gewiß sind, der, den sie ihrer Vertraulichkeit würdigen, kann doch keinen Augenblick vergessen, wen er vor sich hat. Er ist für seine Person durchaus integer — da ist niemals auch nur eine Verdächtigung laut geworden — und bedürfnislos. Vordem galt es für eine schmerzliche Auszeichnung, bot einem der Bürgermeister

eine Zigarre an. Denn er rauchte ein ganz infames und ein sehr billiges Kraut. Aber er repräsentiert gern und glänzend in den prunkvollen Räumen unseres Rathauses, das für Festlichkeiten ganz wundersam erbaut ist. Da wird nicht gekargt noch geknickert; er stellt sich, seine Machtfülle, die Gewichtigkeit seines Amtes, von dessen ragender Bedeutung er erfüllt ist, gern mit geziemendem Prunk zur Schau, ist als Gastgeber höchst gewinnend, ja herzlich. Auch da widerfahren ihm Entgleisungen: so, als er „beide Augen zudrückte", um den Journalisten-Kongreß willkommen zu heißen. Die es hätte verletzen müssen, haben ihm die Wendung nicht übel genommen; seine Parteigänger aber ergötzten sich an ihr als einem Leckerbissen mehr zu den vielen, die man ihnen aufgetischt hat.

Er weiß aus langer, schmerzlicher Erfahrung, wie unsäglich mühevoll der Aufstieg zur Höhe ist, wie leicht er die Kraft auch des Begabtesten verzehrt, wie im Ringen darum Tatsachen geschaffen werden, die man hernach bedauern, aber nicht mehr aus der Welt schaffen kann. So ist es denn sein rastloses Bemühen, immer mehr Menschen in ein unmittelbares Abhängigkeitsverhältnis zu sich zu bringen. Der Kreis städtischer Unternehmungen hat sich mächtig gedehnt; damit schwoll die Zahl der Menschen, deren Wohl und Wehe unter seinem Einfluß steht, die sich um des Brotes willen ducken müssen, die sicheren Stimmen. Da sind die Straßenbahnen, die, ein unerhörter Fall, die Staatsbahn lahmlegen und zu keiner Entwicklung kommen lassen, die man mit schwerem Aufwande gebaut; da sind die Gas- und Elektrizitätswerke, mit der Unzahl

von Gewerbeleuten, die dabei Nahrung gewinnen, die Angestellten, die Lehrer, die niedergezwungen werden sollen, da sie noch immer widersetzlich sind, eine stattliche Armee, unbedingt zuverlässig und ihrem Führer gehorsam, der keinen Scherz versteht und keine Lauheit leidet.

Er ist ein Organisator von hoher Begabung. Vordem war die „Schlamperei", die Nachlässigkeit, beim Wiener Magistrat geradezu sprichwörtlich; auch wichtige Dinge wurden ins endlose verzögert. Das gibt es nun nicht mehr. Es wird rasch und gut gearbeitet. Er hat das Genie des Mutterwitzes und des gesunden und klaren Menschenverstandes, wenn es ihm nicht wieder einmal der Demagoge, die Freude am Verblüffen oder am Schlagwort oder am echt wienerischen „Frozzeln" des Gegners abgewinnt. Manches muß er auch tun oder dulden, um seine Partei bei guter Laune zu erhalten, die nun einmal von Zeit zu Zeit ihren Spaß haben will, der er ohnedies zu ernsthaft und zu würdevoll geworden ist. So unbedingt er über sie gebietet, so Unerhörtes er ihr an Willenlosigkeit aus blindem Vertrauen manchmal zumuten kann — er ist viel zu klug, um mutwillig Gegensätze aufkommen zu lassen oder Freude an überflüssigen Kraftproben zu haben. Wenn er ihnen pfeift, so knurren seine ungebärdigen Gesellen vielleicht zum Schein, gehorchen aber, innerlichst erschrocken, dennoch dem Meister, der sie bändigt. Er leidet manchen, der ihm bis in die Seele zuwider ist, immer noch um sich. Den, weil er einen gewissen, persönlichen Anhang hinter sich hat, den man sich nicht entfremden mag; jenen, damit an

der Echtfarbigkeit seiner Gesinnung kein Zweifel aufkomme. Er versteht endlich doch jedem zu nützen. Ungern und nur im Notfall läßt er das Standrecht mit seiner Erbarmungslosigkeit walten. Denn etwas vom Glückssoldaten steckt in seiner Natur, der weiß, daß er nach der Schlacht manches erlauben muß, wenn er im Kampf die höchste und letzte Hingebung fordern will.

So hat er sich diese große und schöne Stadt unterworfen, deren echtestes und begabtestes Kind nach seiner Art er gegenwärtig wohl ist. Einiges von dem, was er seither vollbracht, ist schon erwähnt worden; hätte er nichts erreicht, als dem ewigen Skandal mit den Straßenbahnen ein Ende zu machen, die vordem in den Händen übel berüchtigter Jobber waren, so wäre ihm nichts Kleines gelungen. Immer wieder ist ihm vorgerechnet worden, er habe sich übers Ohr hauen lassen bei jedem Geschäft, das er gemacht. Es mag ja sein, daß er, hingerissen von seinem Temperament und von der Ungeduld, endlich einmal ganz nach seinem Gefallen schalten und wirken zu können, Uebereilungen beging und sich manchen Vorteil entschlüpfen ließ, dessen sich ein Gelassenerer versichert hätte. Im allgemeinen sind die städtischen Finanzen dabei gar nicht übel gefahren. Er hat wirklich Ideen für die Verwaltung, wie denn alle seine Anlagen und Gaben aufs Naheliegende zielen. Der Bau der neuen Hochquellenwasserleitung schreitet rüstig fort. Aus der grünen Steyermark, nahe bis Admont, wo in einem wundersamen Kesseltal sich die Söhne des heiligen Benedikt eine der schönsten Abteien aufgebaut haben, aus den sieben Seen

soll sich eine Flut des besten und gesündesten Trinkwassers nach der Stadt ergießen, für deren Bedürfnisse alsdann für Menschengeschlechter hinaus vorgesorgt sein wird, während die gegenwärtige Leitung im Winter oder in trockenen Sommern kaum mehr zulangt. Für die Armenpflege, für die Versorgung der Irren ist Neues, Großes geschaffen worden. Sicherlich, das Gezänk im Gemeinderat und viel mehr noch in der niederösterreichischen Gemeindestube, wo Lueger kaum minder unbedingt gebietet, ist widerwärtig; die Art unwürdig, in der eine ohnmächtige Opposition sich behandeln lassen muß, der immer noch die Sünden der Vergangenheit, an denen sie wahrhaftig unschuldig ist, unter die Nase gerieben werden. Dadurch aber läßt sich die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß viel, zielbewußt und mit Erfolg gearbeitet wird; daß für die kurze Dauer seiner Bürgermeisterschaft Erstaunliches vollbracht ward, daß Zug und Schwung in die Art gekommen ist, mit der kommunale Fragen angegangen und durchgeführt werden.

Dafür mag man denn schon einiges in Kauf nehmen. Zumal hier, wo persönliche Initiative und herzhaftes Zugreifen nur allzu lange auf sich warten ließen. Sicherlich ist der Bürgermeister ein Mann von einem glühenden Patriotismus. Eine Art Monroe-Doktrin hat er aufgestellt. Wien den Wienern! Es schmeckt vieles an ihm nach vergangenen Zeiten. Er hat Freude am Angedenken und züchtet es, so wenig es auch in unsere Tage taugt. Es fehlt nicht viel, und die Bevölkerung scheidet sich wieder, wie in den Tagen nach 1848, in „Verdächtige“, denen gegenüber jede

Drangsalierung gestattet ist, und in „Gutgesinnte“, die sie überwachen. Ein ganz vollendetes und lückenloses Netz ist über diese Stadt gespannt, eine meisterliche Organisation umfaßt die Getreuen, bietet sie auf, wenn man ihrer bedarf, befördert sie dahin, wo man sie braucht. Man muß sich dabei der weltlichen Kongregationen und ihres Waltens in romanischen Ländern erinnern, das gewiß vorbildlich war. Er ist schon als Autokrat kein Freund einer allgemeinen Bildung. Hammel sind immer leichter zu leiten, als klügere Geschöpfe.

Die Jahre Dr. Carl Luegers werden vorübergehen. Man sieht niemanden, der einmal sein Erbe übernehmen könnte. Er selber ist, sagt man, von nicht zu fester Gesundheit, und das Alter rückt ihm nah und näher. Sein Werk hat er allerdings gegründet, soweit Menschenwitz und Menschenwollen vermögen. Seine Werke aber werden nicht verschwinden und dieser Stadt ewiglich frommen. Freilich, auch das gehört zu seinem Wesen, in dem viel Gottesgnadentum steckt, immer wieder zu demonstrieren, es ginge nichts, aber schon gar nichts, ohne ihn. Er ist aber mehr, als nur eine starke und merkwürdige Individualität. Aus dem Genius dieser Stadt ist er geboren, zu einer Zeit, die seiner wohl sehr bedurfte: alle Vorzüge und alle Schwächen des ursprünglichen, grundsätzlichen Wienertums stellt er dar in einer Größe, die sich bis zur Verzerrung steigern kann, in einer unglaublichen Echtheit, daß man außerhalb des Anblickes von St. Stephan nicht ihn, noch den eigentümlichen Widerhall verstehen kann, den sein Name hier in aller Herzen weckt. Man schilt ihn einen Komödianten. Nun denn, er meistert seine Rolle,

und hier, wo immer Schauspieleranbetung getrieben ward, schadet das nicht einmal. Schlichte Größe würde da nicht begriffen: die sonderbare Mischung bunter Eigenschaften, die sich in Dr. Carl Lueger einen, war notwendig zu einer so durchgreifenden Wirksamkeit, wie sie dieser Mann entfaltet hat.

Charlotte Wolter

Wir haben vielleicht die letzte echte Heroine mit Charlotte Wolter begraben. Denn sie sterben aus mit den Dichtern, die ihnen Aufgaben zu stellen wissen. Das moderne Drama kennt kein Fach, sondern nur die Persönlichkeit. Mit einer Note, heroisch oder lyrisch, ist ihm nicht mehr gedient. So kam es, daß die Wolter mehr und mehr von der Bühne verdrängt ward, bis sie einsam und bestaunt, wie ein verehrungswürdiger Ueberrest einer merkwürdigen Vergangenheit, uns auch im Leibe gestorben ist. Den Herzstoß hatte sie schon früher empfangen: damals, als unzeitiger Diensteifer das wahre Alter jener Frau ans Licht zerrte, die auf der Bühne immer noch jugendlich erschien oder mindestens erscheinen wollte.

Aus sehr traurigen Anfängen hatte sie sich zu einer fast gebietenden Stellung aufgeschwungen. Es war Baldeck, der Laube auf die schöne Statistin des Carl-Theaters mit der schweren Wucht der Bewegungen und der Ausdrucksmittel aufmerksam machte. Nach kurzen Wanderjahren stand sie auf derselben Bühne, auf der vorher die Rettich mit ihrer klugen, manchmal klügelnden Art, mit ihrer gelassenen Ruhe, aus der nur selten die heißen Funken sprühten, geboten hatte. Die Wol-

tei war anders, elementarischer, heißer. So befremdete sie anfangs, ehe sie einen sehr dauerhaften Sieg erfocht. Denn mehr als ein Menschenalter behauptete sie sich, und nicht als Besiegte ist sie von uns geschieden. Noch ist bis heute diejenige nicht gekommen, die ihr in ihren besten Rollen auch nur annähernd gliche.

Die Natur hatte sie reich begabt. Die Gestalt war eher klein, aber ein streng geschnittenes Cameengesicht saß auf ebenmäßig geformtem Körper. Tiefe, drohende Augen voll Leidenschaft und Verlangen leuchteten gebietend vor. Ihre Stimme war dunkel, und sie war in ungewöhnlicher Weise jedes Ausdruckes fähig. Nun läutete sie Frieden, nun wieder Sturm; ihr Flüstern raunte in jede Heimlichkeit der Seele hinein, ihr Zischen gellte und berührte wie ein jäher Geißelhieb alles, was wund in uns war. Eine aufrührerische Macht war ihr gegeben, und sie verstand sie zu gebrauchen. Sie konnte mit unerhörten Lauten schmeicheln und drohen; jeder Sprung in der Stimmung glückte ihr, weil das Jähe, das Sprunghafte ihr eigenstes Element war. So erschien sie anfangs naturalistisch und roh, bis man sich an sie und ihre Art gewöhnte und begriff, daß sie dennoch immer von innen heraus erglomm, wie der Berg beim echten Alpenglühen sich aus seinem Kerne heraus entzündet, bis er rot wie ein glimmender Karfunkel in die fahle Dämmerung ringsum hineinleuchtet.

Jenen breiten Schatten warf sie, jenes geheimnisvolle Dunkel war um sie gelagert, welches der Heroine so wohl ansteht. Denn Heroine ist eigentlich diejenige, welche das Geschick zu einem mehr als gemeinen Leiden

gezeichnet hat. An solchen Persönlichkeiten aber liebt man das Kainsmal zu sehen. Ihre Bewegungen waren bei aller Heftigkeit niemals unedel. Sie fand Stellungen von statuenhafter Ruhe und Schönheit, Gesten, die raumgreifend und also bedeutend waren. So steht ihre Hermione im „Wintermärchen" vor uns. Wenn sie sich als Marmorbildnis auf dem Sockel erhob und dann allgemach geheimnisvoll und hold das warme und blühende Leben durch ihre Glieder rann, bis sie lebendig aus ihrer einsamen und frostigen Höhe zu dem beglückten Mann herniederstieg, so war das wie ein holder und schöner Traum, dessen man sich so gerne miterfreute. Hier waren Dichtung und Darstellerin so durchaus eins, wie nicht oft. Hier schwiegen Einwand und Bedenken.

So ganz eines Gusses war auch ihre Sappho, besonders wenn der Sturm in ihr verbraust war und sie, den Göttern wiedergegeben und bereit, sich für immer mit ihnen zu vereinigen, den leukadischen Felsen hinaufklomm. Es war dann jene innige Rührung im Publikum, wie man sie angesichts des Waltens der Ueberirdischen empfindet, die nicht dulden, daß sich der an Niederes verliere, den sie ihrem Dienste geweiht. Schön und edel in jedem Laut und in jeder Regung der Glieder, verkündigte sie Iphigeniens hohe und reine Weibheit. Etwas von jenem Adel des Griechentums, den wir an dieser erhabenen, freilich etwas zu erhabenen Gestalt lieben, lag über ihrem Scheitel; und dennoch verlor sie sich niemals in das Körperlose, Schemenhafte, das der Darstellerin dieser Figur so leicht droht. Sie war dafür selber eine zu kräftige, eine im Grunde

zu unbändige Natur. Sie konnte hoch steigen, nicht aber sich übersteigen. Ihr Nährboden war eben immer die Muttererde, die sie hielt und an sich lockte mit tausend Armen.

In wenigen Jahren hatte sie einen großen Umfang des Könnens erreicht. So konnte sie Gestalten glaubhaft machen, die nicht bald eine zusammenzuhalten vermag. Etwa die Medea, in der eine ungeheure Charakterentwicklung begreiflich gemacht werden muß. Denn sie ist anders in Kolchis als in Griechenland; anders als das übermütige, jagdfrohe, wenn auch zauberische Mädchen, anders, nachdem die Schuld des Vaters den ersten schweren Schatten ihr in die Seele geworfen hat, bis dann endlich sich eine eigene Versündigung dazu gesellt, bis sie sich heimatfern auch der Heimat beraubt sieht, die sie an der Brust Jasons sich geträumt, bis ihr's endlich vor der Möglichkeit selbst der Taten graust, die sie dann doch vollbringt. Dies alles konnte sie; man sah aus dem Keim alles aufwachsen, was dann erschütternd an unsere Seelen griff. So ist die Art, in der sie die Szene mit den Kindern spielte, eindringlich bis zum Unvergeßlichen gewesen. So viel Mütterliches in so großem und berechtigtem Groll! Erschütternd, sein eigen Gewissen stand sie dann vor Jason, überlegen dem Manne schon durch die tausendfach größere Weihe des Schmerzes, den sie erlitten. Sie wußte sich überhaupt zu steigern, und in ihren Höhepunkten ging jene Glut von ihr aus, die mitreißt, und sie stand dann, eine Fürstin durch sich, auf den Brettern.

Aus innerer Glut heraus spielte sie eine ihrer größten Rollen, die Lady Macbeth. Man sah bei ihr, wie

dies Weib, nachdem ihr die Kinder gestorben, eigentlich nur ihrem Schlagetot von Gatten lebt. In diesem einsamen Schloß mit dem gräßlichen Namen — Inverneß klingt an Inferno, an die Hölle, bedeutsam spielend an — sitzt sie einsame Tage, ohne Kinderlachen, mit nichts beschäftigt, als mit diesem einen Traum von Größe, durch den sie Macbeth entschädigen möchte für das, was sie ihm nicht bieten konnte. Sie ist entschlossen, längst, selbst vor der Gelegenheit zur Tat; und wie sein lebendig gewordener Wunsch steht sie dann neben dem Zögernden, raunt ihm heiße Worte ins Ohr, spricht Dolche. Dann die Nachtwandelszene — im geisterhaft bleichen Gesicht die starren, offenen Augen; gespenstige, unruhige, müde Bewegungen; endlich ein klagendes Raunen, vernehmlich im ganzen großen Hause, unheimlich, das einem ans Herz griff, als wäre man Mitschuldiger der gräßlichen Tat, unter deren Wucht selbst diese überentschlossene Seele erliegt. Man war in ihrem Banne; man sah immer nach diesen feinen, ruhelosen Händen, die sich vom Blute reinigen wollten, und die Schauer des Tragischen zogen durch jede Brust.

Herrschergröße war ihr gegeben. Ihre Lea in den „Makkabäern“, ihre Volumnia im „Coriolan“ mögen's bezeugen. Sie war Siegerin gegenüber Antiochus und dem ungebärdigen eigenen Sohn. Sie zwang: wo sie das nicht konnte, versagte sie. Gewaltig war ihre Orsina. Da züngelte Flämmchen nach Flämmchen auf, bis die eine große Lohe blendend und überwältigend allen entgegenschlug. Von dieser einen Szene lebte das Stück durch lange Jahre und empfing seine Zugkraft

durch sie. Aehnlich erging es der Milford unter ihren Händen. Ganz für sich aber spielte sie die Adelheid im „Götz". Eine unwiderstehliche Lockung zur Sünde ging von ihr aus. Es war die echte, große Buhlerin aus innerem Bedürfnis. Ihre Sterbeszene beklemmte wie ein unheimliches Erlebnis, dessen man gerne wieder vergäße, ohne es jemals los werden zu können. Dämonische Weiber, große Dirnen der Weltgeschichte, wie die Kleopatra oder die Messalina, waren ihre eigensten Domäne. Aehnliche Naturen im modernen Stücke gerieten ihr sehr wohl. Aber ihre Kunst war im Grunde gradlinig; auf ein Ziel schritt sie mit aller Entschlossenheit los, ohne sich unterwegs unnütz zu verweilen. Sie arbeitete immer aus dem Instinkt, aus dem Ahnen einer Rolle mehr als aus ihrer Erkenntnis. Sie wirkte durch sich: durch Kunst und nicht durch Künstelei. Aber sie verstand sehr sicher, alles zu ihrem einen Endzwecke heranzuholen. So hatte ihre Kriemhild in jener Szene, wo sie zum letzten Male Gericht über Hagen schreit, den ruhelosen, federnden Gang eines schwer gereizten Raubtieres, etwa einer hungrigen Löwin. Und ihr großes Geheimnis, mit dem sie ihre besten Wirkungen erzielte, lag in ihr selbst; es war etwas Adeliges in ihrem Wesen; sie erhöhte, was sie berührte.

Um die Auferweckung eines Großen, den man zu Unrecht eingesargt, hat sie ihre ewigen Verdienste: Grillparzer dankt ihr seine fröhliche Auferstehung. So gebührt ihr ein Teil seiner Unsterblichkeit. Am Burgtheater war sie groß geworden, mit ihm verwachsen; erzogen in allem Wesentlichen, verbildet in Kleinigkeiten

und im Einzelnen war sie durch die Ueberlieferung dieser Bühne, zu deren stolzesten Besitztümern die Wolter durch Jahre gezählt. Eine eigene Literaturgattung, die freilich lange vor ihr schon abgestorben ist, hat sie mit hervorgerufen: die Wolter-Stücke der Mautner, Weilen und Mosenthal empfingen ihr Leben meist nur von der großen Schauspielerin. Seit Jahren hat man sie selten mehr gesehen; ihr letzter, großer Erfolg war in Philippis „Dornenweg". Erschien sie wieder einmal auf der Bühne, so jauchzte man ihr gerne zu, wie um sie für jenen Abend zu entschädigen, an dem ihr das Schweigen anläßlich ihrer Kleopatra zugerufen, daß ihre Zeit für immer und unwiederbringlich dahin sei. Bei lebendigem Leibe sah sie sich zu den Toten geworfen und beerbt. Das muß an dieser ungestümen, kraftvollen Natur bitterlich genagt haben. Und dennoch mochte sie eines getrösten: denn vom Vorhang des Burgtheaters grüßt ihr Bild in aller jener Schönheit, welche sie dereinst besessen, in den Zuschauerraum. So ist sie ein Sinnbild und ein Wahrzeichen des neuen Hauses geworden; und so, wie wir sie noch unverwelkt gekannt, mögen wir sie festhalten im Gedächtnis. Sie war die letzte Heroine — bis auf weiteres. Aber eine stolze Reihe großer Künstlerinnen ist für uns abgeschlossen, gipfelt also für uns in Charlotte Wolter.

Helene Hartmann

So fällt in diese sonnigen Vorfrühlingstage ein Schatten, der nimmer weichen will. Er lagert sich breit in die erste Zeit des neuen Herrn im Burgtheater, die man gern fröhlich und ungetrübt gesehen hätte. Sein bester Mann ist tot, Helene Hartmann ist gestorben, und uns ist, als wär' ein Jungbrunnen versiegt. der kaum noch voll und freudig gesprudelt und uns allen Erquickung für lange verheißen.

Es ist unmöglich, im gegenwärtigen Augenblick eine Analyse der Persönlichkeit und der künstlerischen Art der toten Frau zu geben, unmöglich besonders für einen, der sie gekannt und eben erst den vollsten und kräftigsten Eindruck ihres Wesens empfangen hat. Ueberhaupt kann ja die Analysis höchstens einen Begriff von den Mitteln und Mittelchen geben, mit denen ein Schauspieler seine Wirkungen sucht. Wo aber alles so ganz aus einer Natur quillt, wie bei Helene Hartmann, da heißt's sich bescheiden und einfach aufweisen, wie diese Natur beschaffen und erwachsen war.

Die Mittel, die Frau Natur ihr für ihren Beruf mitgegeben hatte, waren mehr als genügend. Die Gestalt nicht eben groß, mit einer frühen Neigung zur Fülle, doch ebenmäßig und wohlgegliedert, die Stimme

hellklingend, ein hübsches, rundliches Gesicht, belebt von zwei so klugen, braunen Augen, wie man sie kaum je gesehen hat. Alles an ihr gewinnend und dennoch wieder nicht rein gewinnend. Anmut bei bestimmten und selbst strengen Linien. Geschmeidigkeit und Würde, die manchmal, wenn's die Rolle forderte, mühelos bis zur Größe hinaufwuchs, denn das Mühelose, das Gewachsene war das Symbol ihrer Kunst, und in diesem Sinne konnte man sie nur mit Bernhard Baumeister vergleichen, dem nun auch ein so trauriges Siechtum verhängt ist. Sie war echt und wahr. Sie konnte allerliebst schmälen, sie konnte keifen, aber sie konnte auch zürnen, und zwar mit jenem Groll, der aus dem Herzen kommt und ans Herz greift. Allerliebste Backfischchen hatte sie uns vorgespielt, mit der schwänzelnden Beweglichkeit einer Eidechse, und wenn sie gar noch ihr mütterliches Schwäbisch anbringen konnte, wie als „Lorle", so war sie zu herzig. Ein Glück dem Burgtheater in ihren jungen Jahren, war sie ihm ein immer köstlicherer Besitz, solange sie mit diesem Institut verbunden blieb, und in ihrer vollsten Kraft ist sie uns entrissen. Immer und in jedes Wort mischt sich die Klage.

Noch ehe die Jugend vollkommen von ihr Abschied genommen hatte, während sie noch, und sei es auch nur zum Vorbilde für die Nachwachsenden, ganz gut einzelne Rollen ihres jugendlichen Repertoires hätte spielen können, gab sie selber und aus freien Stücken der Jugend den Abschied. So blieb ihr der ruhmlose Kampf gegen das Alter erspart, an dem sich Schauspielerinnen so leicht verzehren. Ihr brachte das graue

Haar neue, reichere Ehren, uns aber Eindrücke, wie sie nicht verlöschen. Denn wie sie im Leben die beste Mutter gewesen, so konnte sie nun auf der Bühne Mütter spielen, deren man nimmer vergessen soll. Da war eine große Güte, eine Milde, Sorglichkeit und Weisheit, da flogen Laute auf von einer Weichheit und Innigkeit, daß man erschrak und fühlte, wie das Herz dieser Frau im gleichen Takte schlug mit dem Dargestellten, wie sie nicht mehr spielte, sondern lebte, ganz hingegeben an die Rolle, ganz eins mit ihr und also einzig. Und da wuchs sie auch, bis jeder Maßstab unzulänglich war und bis jenes Erstaunen uns übermeisterte, mit dem man dem Großen gegenübersteht. Ein halber Zweifel war's, eine halbe Frage: Ja! ist das möglich? Kann man das wirklich so?

Alles war ihr gegeben, nur eins blieb ihr versagt: das Gemeine. Innere Verlogenheit darzustellen, war dieser grundehrlichen, künstlerischen Natur auf der Bühne unmöglich. Sie hatte ja Rollen zu spielen, in denen ein solcher Ton anklingt. Dann transponierte sie sie. Man könnte beispielsweise die Marthe Schwertlein vielleicht in Goethes Sinne etwas schärfer, etwas kupplerischer darstellen, als sie's getan. Aber welche unsägliche Gutmütigkeit, welche Liebenswürdigkeit verlieh sie dafür dieser Gestalt, daß sie nicht einen Augenblick ins Widrige fiel! Diese Marthe kuppelte wohl, aber mit dem ganz bestimmten Hinblick auf ein sehr sittliches Ziel, auf eine Ehe zwischen Faust und Gretchen. Wenn nebenher Mephisto für sie abfiel, so war's ihr nur ganz recht. Oder ihre Frau Vockerat in „Einsame Menschen". Der Dichter hat sich das Elternpaar

beschränkt, im Unrechte gegenüber dem Sohne, gedacht. Das konnte die Hartmann nicht. Aber sie konnte etwas anderes: den verschwommenen Begriffen des Sohnes setzte sie ihre ganze Gesundheit, ihre ganze Freudigkeit in der Beschränkung entgegen, und man wird ihr den Abend der Erstaufführung dieses Stückes nicht vergessen. Eine große Schwere lag über dem Haus, gleich Nebeln aus den Havelseen spann es sich von der Bühne herüber in den Zuschauerraum. Man atmete beklommen. Kaum eine Hand regte sich, und plötzlich brach ein Sturm des Beifalls los. Was war geschehen? Zwei altmodische Menschen, sie und Baumeister, hatten sich umarmt. Sie trug Sonne in die Welt. Man wird sie schwer vermissen, und uns allen muß es sein, als wär' uns ein persönliches Unrecht geschehen, daß diese Sonne sich so früh und für immer umwölkt hat. Wer soll sie ersetzen?

Oder sie hatte ein ganz nichtswürdiges Machwerk vor sich, wie es „Der Mohr des Zaren" von Richard Voß ist. Da hat sie eine Bojarin zu spielen, die ursprünglich sehr obstinat und in ihrem Bojarenstolze sehr erbittert beim einfachen Gedanken an die Möglichkeit einer Verbindung zwischen ihrem Blute und dem des Mohren ist. Der Seelenadel dieses Mohren bezwingt sie, und im Hinblick auf die Möglichkeit von Enkelchen läßt sie sich in einer ganz niederträchtigen Schlußtirade erweichen und gibt ihren Segen. Da war sie ein bißchen ironisch, ein bißchen Spitzbub und endlich ganz überquellendes, aber zweifelndes Gefühl. Ein ähnliches Meisterstück, wie eine Künstlerin eine der heikelsten Situationen durch Takt und überlegene Klug-

heit aus jeder Gefährlichkeit heraushebt, hat man kaum zuvor gesehen. Oder in der „Schmetterlingsschlacht". Man kann nicht behaupten, daß die Rolle an sich sympathisch sei. Sie schmeckt ein bißchen sehr nach Frau Marthe. Aber diese Frau hat Töchter, und sie sorgt für diese Töchter nach ihren Begriffen und nach ihrem Können und so gut sie's vermag, wenn auch die Mittel, die sie anwendet, von satten Moralisten mißbilligt werden mögen. Wie betonte sie dies ihr Mutterrecht! Es war wieder einmal eine Verschiebung der Basis des Stückes, aber nicht dadurch, daß sie es drückte — sie hob es in eine Höhe, auf der es der Dichter, überrascht, freilich nicht sehen gewollt.

So veredelte sie alles, was ihr zukam. Sie trug das Magisterium magnum, das große Geheimnis, nach dem die Alchymisten suchten, in ihrer Brust. Was immer sie empfing, das gab sie wieder zu lauterem Golde gewandelt. Niemals entzog sie sich einer Rolle. Niemals schien ihr, die der Größten eine war, eine Aufgabe zu gering. Ein rastloses Studium setzte sie an alles, denn was bei ihr so selbstverständlich kam, das ward ihr nicht leicht, noch ohne Mühe zuteil. Tausend Leiden war sie hindurchgeschritten, ehe sie die schmerzensreichen Mütter so darstellte, wie sie es vermochte.

Ein Sohn, reich an Gaben, in jungen Jahren so geartet, daß sich Eltern seiner rühmen durften, war ihr hingesiecht an einem schrecklichen, rätselhaften, unaufhaltsamen Leiden. Wie rang sie in jenen Tagen mit dem Tode! Wie kämpfte sie um dieses Leben, für das es dennoch keine Rettung und kaum eine Zufristung gab!

Es war nichts zu teuer, galt es Paul. Damals in jenem furchtbaren Ringen mag die Erschöpfung, der sie nun erlag, in ihr begonnen haben. Auch anderes Ungemach blieb ihr nicht erspart; die uns die Sonne gegeben, der hat sich die Sonne nur zu oft entzogen. Ihr ging alles zu Herzen. Aus dem Herzen quoll ihre Kunst, und am Herzen ist sie gestorben.

Noch schienen ihr reiche Ehren beschieden. Noch griff sie nach dieser und jener Rolle, wenngleich in den letzten Jahren ihre künstlerische Freudigkeit, nicht aber ihre Schaffenslust gemindert erschien. Sie war müd und gealtert vor der Zeit, und manchmal erschien sie, der das Leben so viele Ehren, eine so reiche und unbedingte Anerkennung gegeben, wie eine, die sich selbst fallen gelassen, die sich selber aufgegeben hat. Wir aber hatten mit ihr gerechnet, noch auf lange hinaus und uns ihres Wachsens gefreut, ihres Besitzes gerühmt wie eines köstlichen, unantastbaren Eigentums für lange Zeit. Das ist nun vorbei. Wir müssen verzichten, und wir mögen rechnen und erwägen wie wir wollen, unsere Blicke schweifen lassen durch alle Lande deutscher Zunge: den Ersatz finden wir nicht, dieser Stuhl bleibt leer, und diese Rechnung will nimmer, nimmermehr stimmen.

Louis Gabillon

Und so wäre denn der Mecklenburger mit dem französischen Namen, der seit undenklichen Zeiten ein Wiener geworden war, seiner Zerline nachgefolgt in „die himmlischen Jagdgründe". Louis Gabillon, einer der Alten vom Burgtheater, ist gestern gestorben.

Er war geboren am 15. Juli 1828 in Güstrow in Mecklenburg, einer kleinen Landstadt, die in der Geschichte dadurch namhaft ist, daß in den Jahren 1628 und 1629 der Friedländer darin Hof hielt. Eben damals hatte Albrecht Graf Waldstein die angestammten Herzoge des Landes um ihr Erbgut gebracht; und in dem weitläufigen, düsteren Schlosse von Güstrow hing der finstere Mann seinen weitausgreifenden Plänen nach. Wär' ihm eine längere Lebensdauer vergönnt gewesen, er hätte Europa und seine Geschicke umgestaltet. Hier, in einer Stadt mit Zerline Würzburg, die am 19. August 1834 das Licht der Welt erblickte, verbrachte er seine Jugend, um dann im nahen Rostock Medizin zu studieren. Aber ihn lockte die Bühne, und schon nach kurzen Lehr- und Wanderjahren kam er ans Burgtheater. Am 31. Oktober 1893 waren es vierzig Jahre, daß er dieser Bühne angehörte.

Er kam als Liebhaber. Die Vorzeichen, unter denen

er seine Tätigkeit antrat, waren alles, nur nicht verheißende. Man hatte noch Löwes große Glut im Gedächtnis; die fehlte ihm freilich. Als Ferdinand fiel er, seinem eigenen Geständnis nach, bodenlos durch. Der große Anschütz soll nach der Vorstellung versichert haben, es sei, seitdem das Burgtheater stehe, der erste Fall, daß ein Ferdinand nach dem zweiten Akt nicht gerufen wurde. Darnach und bei der unvermeidlich sicheren Wirkung dieses Aktschlusses muß sein Ferdinand allerdings ein sehr böser Fall gewesen sein. Aber er blieb, und bald schuf er sich sein eigenes Fach, das man vor ihm in solcher Vollendung kaum gesehen. Er ward der „eiserne Mann" des Burgtheaters.

Ansehnliche Mittel standen ihm dafür zu Gebote. Seine Gestalt überragte das Mittelmaß und verriet in jeder Bewegung eine ungemeine Kraft. Man sah, daß er in jeder körperlichen Uebung wohl bewandert war. Seine Stimme hatte etwas vom ehernen Klang der Drommete. Seine Würde war groß, seine Haltung gebietend, sein Ernst grimmig. So war er ein glänzender Alba, und man erschrak, wenn er Egmonts Degen forderte, als müßte sich des strahlenden Helden Geschick nun wirklich vollziehen. Innere Güte bei kratzbürstigem Wesen durchleuchten zu lassen, war ihm leicht; wenn er als Don Lope seinem großen Partner Baumeister im „Richter von Zalamea" gegenüber stand, dann begriff man, wie sich diese beiden aus innerster Achtung heraus unablässig bekämpfen müssen. Ein Meister des Wortgefechts, zungengewandt, schneidig wie blanker Stahl, so trat er als Benedikt seiner Beatrice gegenüber, und in dem Redezweikampf von Louis

und Zerline klirrte Klinge an Klinge, daß es eine höchst ergötzliche Lust war.

Mystische Schauer, das Dunkel des Geheimnisses wußt' er einer Gestalt zu leihen. In diesem Sinne seine größte Leistung war wohl sein Hagen in den „Nibelungen" Friedrich Hebbels, die Christine Enghaus, der Gattin Hebbels, und ihm es dankten, wenn sie sich in Wien behaupteten. Ein Nachtelfe war lebendig geworden. Schwarz das Haar, schwarz der Bart, funkelnd und drohend das Auge; ganz schwarz das Gewand, bis auf Flitterwerk am Gürtel — so steht er uns noch in der Erinnerung. Sein dunkler Schatten fiel auf den hellen Helden Siegfried. Unversöhnliche Gegensätze waren die beiden, ein Haß aus der Tiefe der Natur floß lodernd von Hagen zu Siegfried und war nur im Blute des Drachentöters zu löschen. Und wiederum: die echteste Treue war gegen seinen Herrn, gegen den einen Freund, der sich im letzten Sturme zu ihm gefunden, gegen Volker. Von Akt zu Akt wuchs diese Gestalt: riesenhaft schwoll sie im Riesenwerk. Alles war stilisiert: aber einen Uebermenschen rein menschlich spielen wollen, heißt nicht ihn begreiflich machen, nur ihn abschwächen und herunterziehen. Es ist im Augenblick niemand auf der deutschen Bühne, der sich dieser ungeheuren Aufgabe mit gleichem, vollem Gelingen unterwinden könnte.

Sein Humor war groß und echt. Sein Markgraf Kattwald in „Weh' dem, der lügt", hatte etwas vom Oger aus dem Märchen, der die kleinen Kinder frißt. An einer sehr mangelhaften Darstellung gerade dieser Rolle war das Lustspiel bei seiner ersten Aufführung

mit gescheitert; so half er es der deutschen Bühne wieder erobern, der es seither, ein köstlicher Besitz, angehört. Unvergeßlich ist sein Hofmarschall Kalb, eine sonderbare Rolle für einen weiland Ferdinand. Geziert, albern, geckenhaft im höchsten Grade, und dennoch ein wirklicher Weltmann, der am Ende in den Augen eines Hitzkopfes wie Ferdinand für einen Augenblick einem jungen und unerfahrenen Geschöpf, wie Louise gefährlich erscheinen konnte. Und sein Junker Tobias! Wie gern hätte man ihn mindestens noch einmal gesehen. So war ihm ein großer Umfang des Könnens; in vielen Sätteln war er gerecht; mit allem Fleiße gab er sich den Rollen hin, die ihm zufielen, besserte und arbeitete an sich wie an ihnen und gewiß manchmal unter großen Schwierigkeiten. Denn sein Gedächtnis war niemals zu willig.

Gabillon war ein Mensch von umfänglicher Bildung. Sein Geschmack war sicher und zuverlässig. Er liebte und vertrug ein offenes Wort. Ein leidenschaftlicher Jäger — seine Jagdgeschichten waren berühmt, wie seine Gelassenheit, mit der er jeden Einwand abzuwehren wußte —, ein großer Tierfreund. Seiner Hunde war Legion, und einzelne davon waren berühmt, besonders jener Wolfshund Sello, der an Schadenersatz ein kleines Vermögen kostete und einmal seinen Herrn in ernstliche Gefahr brachte. Denn zu Nacht überfiel das unbändige Untier den Schlafenden, der nur durch die Macht seiner dröhnenden Stimme und durch die Wucht seines Armes der Bestie Meister wurde. Einen anderen tat er in einen alten Reisesack, verschloß ihn, und versenkte das Tier im Grundlsee. Den Schlüssel

überreichte er Zerlinen, als Schlüssel zu des toten Lieblings Grabstätte. Gern erging er sich einsam im Gebirge, denn er war ein rüstiger Geher; gern erprobte er schwimmend und rudernd seine ungewöhnliche Kraft. Ihm war es ein Leichtes, seine Plätte durch den tobenden Hochgebirgssturm ans sichere Ufer zum Blockhause zu bringen, das er sich selbstherrlich am Ufer des geliebten, grünen Grundlsees gezimmert und das in früheren Jahren oft der Schauplatz der heitersten Geselligkeit gewesen.

Am 27. Juni 1856 hatte er Zerline Würzburg heimgeführt. Ein erlesener Kreis fand sich bald um das Paar, um die geistreiche Frau, den kraftvollen Mann zusammen. Es war damals noch mehr genialisches Treiben; man machte Maifahrten ins Grüne, kochte, schwelgte, erlustigte sich im Freien. Die Ehe währte lange — am 30. April 1892 ist Zerline Gabillon in Meran einem traurigen und langwierigen Leiden erlegen. Die beiden hatten jedes am Gefährten gehangen, was nicht ausschloß, daß sie viel miteinander haderten. Denn zwei ganze, unverbrauchte Naturen kamen hier zusammen und rieben sich aneinander, daß es oft genug Funken gab. Ein wenig mag auch die liebe, leidige Gewohnheit mitgetan haben; die sich auf der Bühne so oft bewehrt und auf Mensur gegenüber gestanden, die konnten sich im Leben nicht so ohne weiteres wie zwei Lämmlein vertragen. Auch Benedikt und Beatrice werden in der Ehe nicht so rasch und ganz dem geliebten Zungenkrieg entsagt haben. Aber eine hohe Achtung vor dem Werte und dem künstlerischen Können des Genossen lebte in jedem; unter einem

Dache vertrugen sie sich nicht lange, getrennt überfiel jeden die heftigste Sehnsucht nach dem andern. Es war eben eine echte Künstlerehe, nur in einem nicht: sie hielten musterhaft Haus, und keines hat jemals Genialität mit Liederlichkeit verwechselt. Zwei Töchter überleben das Paar: die eine, die Gattin des bekannten Historikers und Reichsratsabgeordneten Fournier, die andere, eine begabte Zeichnerin und überhaupt eine feine, künstlerische Natur, vermählt mit dem trefflichen Literarhistoriker Bettelheim.

Eine Lücke in jedem Sinne hinterlassen sie. Noch ist niemand da, der Zerline ganz und in allen Rollen ersetzen könnte, und schon gilt es Umschau halten nach einem Erben für Louis. Er wird so leicht nicht zu finden sein. Ein rühmliches Blatt in der Geschichte des Burgtheaters bedeuten sie; ihre Namen haben sie eingezeichnet, wo die besten der deutschen Schauspielkunst sich verewigt haben. Ein bestimmter Begriff: der einer ganz klaren und scharf umschriebenen Persönlichkeit verband sich mit jedem. Und darum wird man ihrer so leicht nicht vergessen. Wie man Gabillon geschätzt, das zeigte sich, als er am 31. Oktober 1893 sein vierzigjähriges Dienstjubiläum am Burgtheater beging. Es waren Stürme, die losbrachen, die den alten Mann auf der Bühne überwältigten. Bald darnach flogen freilich die ersten Posten über übles Befinden auf. Noch spielte er seine gewohnte Piquetpartie, noch war sein Händedruck schmerzhaft eisern — aber er verfiel. Und nun mögen sie ihn auf den Matzleinsdorfer Friedhof neben seiner Zerline beisetzen. Denn sie gehören zusammen. Gräbersymbolik ist nicht mehr beliebt; aber ich sähe

auf seinem Grabe gerne eine Hainbuche, auf ihrem eine Haselstaude, die Zeichen hahnebüchener Kraft und schlanker, dennoch kräftiger Anmut. Beide stehen auch in der Natur gern einander nahe. Nur nicht etwa Efeu und Fichte; denn das hieße das Verhältnis fälschen, in dem ein jeder sich und sein Wesen behauptet hat. Und nur keine ruhmredige Grabschrift; denn was sie uns waren, das sagt jedem von uns der schlichte Name.

Baumeister

Es ist eine herzliche Freudigkeit, mit der man Bernhard Baumeisters heute gedenkt. Denn es ist Urgesundheit in ihm. Wie hätte er anders die vielen und schweren Krankheiten überwinden können, die uns seinen Besitz vorzeitig streitig gemacht? Und etwas sehr Lichtes geht von seiner Gestalt aus.

Er ist eine große Natur. Groß in der Echtheit der Empfindung, in der Unmittelbarkeit des Ausdrucks, selbst in der Abgeschlossenheit. Denn er kann nun einmal nicht aus seiner Haut heraus, und dies ist mit das Köstliche an ihm. Er vermag nur Gestalten, die an den Kern des Lebens rühren oder mindestens zu rühren scheinen. Die aber gelingen ihm ohne jeden Rest und mit vollster Rundung. Indem er sich selbst offenbart, beschenkt er uns reich.

Eine überzeugende Kraft lebt in ihm. Seine ganze Kunst geht aufs Männliche. Er überlistet niemals den Zuschauer. Er ist nicht der Mann der künstlichen Steigerungen und der vorbereiteten Wirkungen. Seine Tragik springt an und schlägt mit einem einzigen Tatzenstreich nieder. Und sein Humor ist vom lautersten Quell.

Er ist durchaus germanisch in seinem ganzen We-

sen, in der Unbekümmertheit, mit der er sich offenbart und scheinbar ungewollt, ja achtlos das Größte erzielt. Dem scheint zu widersprechen, daß er in einem spanischen Stück, in Calderons „Richter von Zalamea“, seine stärkste tragische Wirkung erzielt. Gerade diese Figur aber hat sehr viel Deutsches. In ihrer Linienführung erinnert sie an Michel Kohlhaas, an den Erbförster, selbst an Immermanns prächtigen westfälischen Hofschulzen. Es ist ein starkes, selbst starres Gerechtigkeitsgefühl in ihr, das sich gegen eine ganze Welt setzt und behauptet.

Die Natur selber hat Baumeister für seinen Beruf gebildet. Sie gab ihm eine stattliche und kraftvolle Gestalt: ein Gesicht, das jede gutmütige Schalkheit, aber auch den schrecklichsten Ernst auszudrücken vermag; kluge und leuchtende Augen, eine beherrschende Stimme. Also brauchte er nicht an sich zu künsteln, und so begriff man denn nicht immer, was man an ihm besitze. In Zeiten, die der Manier fröhnten, mocht' er gar zu schlicht und einfach erscheinen. Sowie man aber den Rückweg zur Natur suchte, stellte er sich als Muster und Wegweiser dar. Denn mit seinem Erscheinen auf der Bühne verschwindet die Kulisse; der Wald mit seiner Maienpracht entsteht und weht uns an.

Da muß man zunächst seines Kent gedenken, dieser Verkörperung deutschester Treue. Er ist scharfsichtig; er erkennt ganz genau, wenn sein König unrecht tut, und mit dem scharfen Ton eines Trompetenstoßes, unbekümmert um alle Folgen seines Tuns, ohne Besinnung schleudert er seine Warnung klar ins Gesicht.

Dennoch vermag er sein Geschick nicht von dem seines Fürsten zu trennen; denn in ihm lebt die echte Feudalität, die sich dem Gesalbten innerlich, ohne Wank und für immer zu eigen gibt. Und Kent im Block! Dies ist die tiefste Demütigung jeder echten Menschlichkeit: ein Zeichen unsäglicher Verwilderung der Zeiten, die keinerlei wahren Wert mehr achten, weil sie ihn nicht zu begreifen fähig sind.

Oder, dem Kent verwandter, als man meint, sein Sir John. Denn die Anhänglichkeit Falstaffs an Prinz Heinz ist echt. Er zieht seinen Nutzen aus des Prinzen jugendlichem Braus. Du lieber Gott, es ist nun einmal Menschenschwachheit, sich an einem Faß Most gern das Krüglein zu füllen. Aber er vergilt es ihm reichlich. Denn niemals hat es einen königlicheren Schalksnarren gegeben, als ihn. Er atmet Behagen: er lügt mit einer Kunst, die über jeden Begriff geht, mit einer Vollendung ohnegleichen. Nur ein rastloses Zwinkern der Augen, das den Widerpart mustert, wie weit er wohl auf den Schwank einzugehen geneigt sei. Und endlich, wenn die leidige Sache vorüber ist, ein sehr vergnügtes Lämmerhüpfen. Es wird einem in seiner Gesellschaft wohl, nicht nur gefallen lassen kann man sie sich. Er wäre so gern tapfer, wenn nicht die Gebrechlichkeit des vielen, so vielen Fleisches ihn daran hinderte; enthaltsam, steckten nicht alle Begehrlichkeiten der Welt in ihm. Er ist voll humoristischer Ueberlegenheiten; findig wie Ulyß. Und ihn trifft die Verbannung wirklich ins Herz; nicht die nahe Not — wann wäre Falstaff in Verlegenheit, den Dümmeren zu finden, der für seines feisten Leibes Not-

durft sorge? — lediglich die Tatsache, daß sein Heinz sich von ihm wendet, daß die gesegnete Zeit der Jugend nicht wiederkommen will, tötet ihn. Hier ist große Tragik, und Baumeister erkennt und deutet sie. Alle Sicherheit ist von ihm gewichen. Er stammelt — er lügt noch, aber ohne Freude, er ist zur Notlüge hinabgesunken ... Die freie und meisterlich geübte Fertigkeit ist ein trauriger Behelf geworden.

Die stärkste Erschütterung geht allerdings von seinem „Richter" aus. Ein Mann, der sich königlich auf seiner Hufe fühlt, ein Bauer, frei von den Ahnen her, niemandem hörig. Der keines bedarf, vielen hilfreich ist, sich keinem gleichstellt, noch weicht. Er ist kein Großsprecher; aber in ihm lebt jede Ehre, und wer ihm die antastet, der zerstört ihm die Weltordnung, in der er gelebt hat, wirkt und einzig bestehen kann. Er ist ein entschlossener Gesell, der schwer auflodert, einmal aber aus seiner Bahn geworfen, vor nichts zurückschreckt und eine Welt in Brand stecken mag. Und nun geschieht ihm das Unerhörteste. Eine Gewalttat besudelt ihm das Haus und schändet ihn selbst. Wer vergäße des grimmen Alten, der an den Baum gebunden ist, mit jenem glühenden Auge, darin Empörung lodert, die Schändung seiner Tochter mitansehen muß! Immer wieder empfängt man jenen Ruck, dessen man nicht mehr vergißt; erkennt, wie ungeheuere Saaten des Verderbens in der Brust eines Einzelnen aufzuschießen vermögen. Tiefster Fall und Erhebung sind untrennbar in eines verwoben. Die Güte und die Gerechtigkeit selbst sind in ihrem Tiefsten verletzt und suchen nun ihre Ahndung. Denn einer der Grund-

töne in Baumeisters Wesen, vornehm und adelig selbst im größten Sturme der Leidenschaften, ist jene große Güte und Weichheit, die es nicht begreift, es könnten andere anders geartet sein, die also leicht an allem irre und alsdann tragisch wird.

Andere Gestalten drängen herzu. Da ist sein unvergeßlicher Erbförster, gerade von Wuchs und stark wie eine Buche; sein eherner Götz, so voll Innigkeit des Familiengefühls, voll Gesundheit und Herzlichkeit; sein Vater in „Denise"; sein Vockerath, der die Erinnerung an die ihm verwandteste, die vorzeitig von uns geschiedene Helene Hartmann beschwört. Er hat den Scheingestalten Philippis Wesen geliehen; er hat sich immer fest und zuverlässig bewährt. Er ist kein Grübler und kein Tüftler. Er greift mit hartem Griffe zu: zerbricht die Gestalt dabei — auch dies ist schon vorgekommen — so ist's nicht seine Schuld; erfaßt er sie aber, dann ist kein Mensch befähigter, sie so ganz auszuschöpfen, wie er.

Ein halbes Jahrhundert haben wir ihn so. Es sind Sterne mit jähem Glanz neben ihm aufgeschossen und niedergegangen. Wenige leben mehr, die sich seiner Jugend erinnern. Der fröhlichen Naturburschen, die ihm so schön und mühelos geraten sein mögen, wie denn einzelne immer noch seines Mercutio, wohl der Gestalt aus jener Periode, die ihm am längsten verblieben, mit Freudigkeit gedenken. Die mit ihm jung gewesen, die sind alle dahingegangen. Es lebt nicht ein Einziger mehr, der gewirkt, da er hier erschienen. Also ist die Achtung vor ihm und seiner Kunst beinahe schon ein Vermächtnis der Geschlechter, und es war

programmatisch, wenn man ihn eine gute Zeitlang den ersten Schauspieler im „Hamlet" und den Kammerdiener in „Kabale und Liebe" spielen ließ. Denn aus wessen Munde konnte die Warnung vor Unart und Unnatur eindringlicher erklingen oder der Angstruf der Zertretenen erschütternder? Und war es nicht allen eine Mahnung, daß er sich solcher Rollen annahm?

Sonnenthal

Sonnenthal ist der repräsentativste deutsche Schauspieler. In welcher Rolle immer er auf der Bühne erscheine, er wird gewichtig, ja bedeutend dastehen. Darin liegt sein größter Vorzug, darin aber nach modernen Begriffen auch schon eine Umgrenzung seines Könnens.

Die Natur selbst hat ihn für seinen Beruf aufs günstigste begabt. Eine ragende Gestalt, tiefe und herrschende Augen, eine Stimme voll Klanges und Fülle bei Neigung zum Zittern, die auch im Affekt Klang- und Ausdrucksfähigkeit bewahrt, der die Anstrengungen der umfänglichsten Aufgabe nichts anzuhaben vermögen. Im Gegenteil, sie gewinnt an Wohllaut, je höhere Anforderungen an sie gestellt werden.

Er hat Vorbilder gehabt und rechtschaffen von ihnen gelernt, seit den Tagen, da er, der eigenen Anfängerschaft bewußt, zuerst vor Bogumil Dawison stand, zuerst dem großen Unsteten, Unberechenbaren Proben seiner Kunst gab, die erste Aufmunterung von ihm empfing. Er hat das niemals versteckt oder abgeleugnet: nicht den Einfluß seiner Kollegen von der Burg, an denen er sich nachstrebend bildete, nicht den Tommaso Salvinis, der ihm, dem Reifen nahe, neue Wege gewiesen.

So ist er aus der Tradition erwachsen, ohne die eine gesunde Bühnenkunst niemals denkbar sein wird. Und in seiner Person stellt sich nunmehr die Ueberlieferung dar, die andere genutzt haben, um sich nach ihrer Art weiterzuentwickeln. Erfolge aber, wie er sie seit vielen Jahrzehnten beharrlich behauptet und nicht nur vor dem ihm so zugetanen Publikum der Burg, auch vor einem argwöhnischen, ja mißgünstigen Publikum immer wieder erstreitet, können nicht zufällig sein. Sie müssen ihren Grund in seinem Kern, in einer echt künstlerischen Persönlichkeit haben.

Dezennien hindurch hat er die edelsten Gesinnungen in Dichters Auftrag verkündigt. Auf seine weiche Art konnte das nicht ohne währenden Einfluß bleiben. Ueberhaupt nur eine durchaus empfängliche Natur, biegsam bis zur Schmiegsamkeit, kann einen wirklich bedeutenden Bühnenkünstler ergeben. Die größten Vorzüge, die bedenklichsten Schattenseiten des Völkchens, das beinahe so oft ärgert wie erbaut und ergötzt, hängen mit dieser Tatsache, mit einer leichten Bestimmbarkeit und einer innerlichen Unstete zusammen.

Gehaltene, würdige Vornehmheit möchte man als das Bezeichnendste von Sonnenthals Kunst ansprechen. Er kann viel, und es ist ein weit bespannter Rahmen, innerhalb dessen er sich mit aller Sicherheit bewegt. Daheim ist er doch zumeist in der gemäßigten, in der glücklichen Zone des Gefühls. Ganz versagt ist ihm nur das Niedrige. Er steigt nicht gern abwärts zu den Schatten, die andere für ihre stärksten Wirkungen aufrufen und beschwören. Auch Tatenmenschen, die einer jähen, starken Faust ihr Bestes schulden, sind seine

Sache nicht. Das Gemüt überwiegt immer und durchaus.

Er beherrscht die Formen der besten Gesellschaft. Er weiß, wie man sich in ihr bewegt, wie man dort spricht, sich kleidet. Es hat eine Zeit gegeben, da er in dieser Hinsicht eine direkt erzieherische Wirkung übte, da er der meistnachgeäffte Schauspieler deutscher Zunge und über seinen Beruf hinaus für viele aus ganz anderen Sphären ein vielbestauntes Vorbild gewesen ist.

So ist denn seine Liebenswürdigkeit ganz und gar unentrinnlich, ohne jemals schmeichlerisch zu werden, die eines Mannes, der nun einmal nicht anders kann, sich und seinem Werte aber nicht das Mindeste vergibt. Es ist die Liebenswürdigkeit nicht eines oberflächlichen, gefallsüchtigen Menschen, vielmehr eines überlegenen, ja übersättigten Mannes, der dennoch aus seiner eigensten Natur heraus nicht anders sein kann, als entgegenkommend und gewinnend. Der sich andere verbinden muß, um seine Wirkung recht zu üben. In jenen französischen Komödien, die einmal im Burgtheater mit besonderer Liebe gepflegt wurden, die nun nicht mehr kultiviert werden, weil wir deutsches Surrogat dafür haben, hat er so manche Nichtigkeit mit einem Anschein des Bedeutenden versehen, manche taube Nuß mit Edelmetall überzogen, das er aus seinen Herzensschachten geholt. Was vermochte seine zitternde Stimme, leicht umflort, wenn er auch nur einen teuren Namen rief, was besagte unter Umständen der Druck seiner Hand auf der Schulter des Partners nicht alles!

Das Elementarische ist nicht sein Fach. Er über-

rumpelt und erschüttert nicht; die innerste, die weichste Rührung aber kann er in einer Weise auslösen wie wenige. Er vermag uns wirklich in Mitleid schmelzen zu lassen. Es ist immer ein Mensch, ein wahrhaft guter und vornehm gesinnter Mensch, den wir bei ihm handeln und leiden sehen. Das packt uns, die wir uns vor dem Vorhang gern edel und teilnehmend empfinden. Als ginge es uns unmittelbar an, als wär' jeder Satz für uns ausgemünzt, wie ausgesprochen.

Zwiespältige Naturen, die zwischen Himmel und Hölle, zwischen Gut und Böse schwanken, gelingen ihm also aufs beste. Wer vergäße seinen Clavigo, der ihn jemals genoß? Darin liegt sein Modernes, denn in ähnlichen Gestalten, nur minder geschlossen, hat die neue Kunst ihr Bestes vollbracht. Wer ihm aber die Wirksamkeit im Gegenwartstück abspricht, der hat ihn in seinen schönsten Rollen vergessen, so seinen Rektor im „Glück im Winkel". Da ist eine Güte ohne Schwachheit, die nur ihren eigensten Impulsen folgt, wehrlos und dennoch gerade dadurch zwingend, und durchaus, in jedem Wort, in jeder Gebärde unvergeßlich.

Sein Bleibendstes aber hat er wie jeder echte Künstler am Bleibenden vollbracht. Immer wieder weckt sein Lear in den Höhenpunkten ungemessenen Beifall, wiewohl die ganze Gestalt von Anbeginn in zu weiches Metall gegossen erscheint. Sein Richard II. ist unvergeßlich; den Tod des vierten Heinrich, die Szene mit seinem Sohn, dem tollen Heinz, wird so leicht niemand nach ihm vermögen. Und immer wieder, denkt man der größten Leistungen der deutschen Schauspielkunst in unseren Tagen, wird man sich seines Wallen-

stein erinnern müssen. Eine Riesenaufgabe! Einen ganzen Mann hat sie gebraucht und uns eigentlich erst, nachdem wir uns schon lang genug seiner erfreut, den ganzen Wert eines großen Künstlers offenbart. Das nun sind Dinge, die man heimträgt für immer. Denn dieser Friedländer ist ein geborener Gebieter der Seelen. Er ist umdunkelt von jenen Schatten, die schwere Schicksale über die breiten, die sie erfüllen und an denen sie vollstreckt werden sollen. Durchaus und im besten Sinne adelig. Man erinnere sich der Szene mit Max. Wie voll Weichheit, voll einer Güte, die nicht an den Abfall des liebsten, des einzigen Menschen glauben will, an dem sein Herz immer noch hängt. Und dennoch ist er Heeresfürst, man denke der Begegnung mit den Kürassieren, oder man versuche sich den Ton wachzurufen, mit dem er sich im Egerer Schloß zu seinem letzten Schlaf bereitet. Ich meine nicht, daß man hernach noch wirklich Größe an ihm vermissen wird.

Begrenzt ist immer eine jede Begabung. Dieser ist die Linie nach unten versperrt. Aber das ist seltener, besser und höher einzuschätzen als jene Talente, die nun einmal nicht wachsen können und hilflos vor allen Aufgaben stehen, die nach oben führen sollen, die einmal verblüffen, bis man erkennt, wie gering ihre Gaben eigentlich einzuschätzen sind. Und ich meine, wir vergessen nur zu gern, daß die Güte immer noch in der Welt ist, ihre Werke und ihre Wunder tut. Es ist ganz gut, daß wir uns auf der Bühne eines Künstlers erfreuen können, der daran mahnt und es uns ins Bewußtsein ruft.

Ihm hat seine Kunst gelohnt wie wenigen. Er hat

einen weitverbreiteten Namen gewonnen, so klingend, wie ihn kaum ein deutscher Schauspieler vor ihm besessen. Gunst und Vertrauen der Mächtigen und der Großen haben ihn ausgezeichnet. Er hat sich niemals übernommen, die Würde, die einem ansteht, der auf den Brettern so oft Kronen trug, ist ihm freilich auch ein wenig ins Leben gefolgt. Aber hilfreich, neidlos, stets zur Förderung bereit und pflichtgetreu haben ihn viele erkannt. Das ist zu rühmen und freudig anzuerkennen.

Emerich Robert

Die Schatten, die er, keinem vergleichbar, auf die Bühne zu rufen wußte, sind über dem großen Schauspieler des Düsteren für immer zusammengeschlagen. Ganz jäh trifft uns die Kunde von Emerich Roberts vorzeitigem, und in jedem Sinne beklagenswertem Ende.

Er gehörte zu jenen Schauspielern, denen der Stil Bedürfnis, die Haltung und die große Bewegung Mittel der Wirkung sind. Der Vers, den zu meistern mehr und mehr verloren geht, war ihm willkommen. Er kam seinem Wesen entgegen, das sich in der Gebundenheit gefiel, das nicht mit elementaren Ausbrüchen, sondern in klugen und ausgesparten Wirkungen Herr des Hörers zu werden liebte.

Zu dieser seiner Art drängten ihn denn auch seine äußerlichen Mittel. Seine Gestalt war etwas über Mittelgröße; sein Antlitz von einer strengen römischen Schönheit, erleuchtet von grauen, kalten, herrischen Augen. Seine Stimme hatte früh den Zauber eingebüßt, mit dem sie vordem, in den Jahren seiner ersten Erfolge an Laubes Stadttheater, an die Herzen gerührt. Sie war wie erstarrt, schwankte zwischen Tonlosigkeit und schrillen Lauten. So, des stärksten Behelfes des Darstellers beraubt, mußte er diesem spröden Organ ablisten,

was er von ihm begehren mußte. Seinem ehernen Willen, seinem ungemeinen Ernst, den er wie an das Studium seiner Rollen so an seine eigene künstlerische Erziehung zu setzen gewohnt war, ist es gelungen, und er ward in seiner Weise eine höchst bemerkenswerte und bedeutende Erscheinung der deutschen Bühne unserer Zeit.

So gab es eine Periode, in der man alles von ihm erwarten zu können meinte, was mit dem höchstgesteigerten Kunstverstande allein zu meistern ist. Selbst den Faust trauten ihm seine Freunde, nachdem er in sich doch die eine Seite dieses grandiosesten Doppelwesens, den Grübler, entwickelt und in einem sehr beachtenswerten Hamlet gewissermaßen seine Anwartschaft darauf erwiesen hatte. Der Versuch mißriet, wie bisher noch jeder im Aufstieg zu diesem steilsten Gipfel der Weltliteratur auf halbem Wege erlahmte; die ihn als Sinnenmenschen stürmen wollten, wie die denkend und betrachtend den Pfad auszuspüren versuchten. Gereizt hatte ihn die Aufgabe im höchsten Grade, und daß so große Mühe und solcher Eifer vertan sein sollten, hat den künstlerisch Ehrgeizigen und Rastlosen in tiefer Seele gekränkt.

Er bedurfte des Kostüms und der Maske, die er sehr klüglich und mit vieler Ueberlegung sich zurechtzulegen wußte. Er verschleierte sich und sein Wesen gerne. Dabei war eine große Mannigfaltigkeit in ihm, und er, dessen ganzes Wesen eigentlich nach der Tragödie, nach geheimnisvoll unentrinnlichen Schicksalen zugeschnitten schien, er hat im Lustspiel mit seine besten Erfolge gehabt. Nur mußte dann in der Rolle Manier

liegen, die Möglichkeit gegeben sein, die Pose zu spielen. In solcher Art war sein ganz glänzender, langhaariger, schleicherischer und das Deutsche kunstvoll lispelnder Pianist Krasinsky in Blumenthals „Probepfeil", im gleichen Guß sein vortrefflicher Salonphilosoph Bellac in Paillerons „Welt, in der man sich langweilt". Im Grund beide fade Kerle; aber sie wurden unsäglich ergötzlich in seiner Darstellung.

Rednerische Kunststücke vermochte er, und darum und bei seiner ungemeinen Hingebung an seinen Beruf übernahm er auch Rollen, die manch Minderem zu gering erschienen wären. Unvergessen und, rein nach der Technik des Sprechers beurteilt, eine hohe Musterleistung ist sein Marc Anton. An sich ist die Rede, die der Getreue am Sarge seines schmählich ermordeten Freundes und Herrn hält, ein Meisterstück, dessengleichen selbst Shakespeare nicht ein zweites Mal hat. Es ist doch überhaupt vielleicht der feinste Zug in der Tragödie des Julius Cäsar, derjenige, der die überwältigende Größe des Helden am klarsten aufweist, daß ein Mann wie Marc Anton, nach seinem Verschwinden die mächtigste Persönlichkeit einer Welt, neben ihm so gar keine Rolle spielt und der höheren Natur mit der unbedingten Hingebung des Hundes anhängt. Dies alles aber brachte Robert in der Forumszene heraus. Eine eiserne Selbstbeherrschung; eine mühsame Kälte; und wenn dann die gellen Schreie der Anklage gegen alle Menschheit aus seiner Kehle stiegen, so war man mächtig ergriffen.

Besonders gut aber gerieten ihm die vom Schicksal Gezeichneten, die zu schwach sind für diese Welt,

wie sein hilflos rührender Heinrich VI. in Shakespeares schrecklichster Rosentragödie; die nur hinausgestoßen sind in eine Welt der Arglist und der Gewalt, um in ihr ein klägliches oder beweinenswertes Ende zu finden. Oder die in sich ihre Tragik tragen, wie sein Coriolan, der mit eherner Stirn an das Firmament rührt und dennoch in sich die eine Stelle weiß, in der er zum Tode zu treffen ist. Der den Kampf mit der Heimat gelassenen Mutes aufnimmt und seiner Mutter Bitten nicht zu widerstehen vermag. Oder die an ihr eigenes Glück nicht glauben, in denen der Bohrwurm Zweifel nagt und pocht, wie sein finsterer und feierlicher Hakon Hakonson in Ibsens „Kronprätendenten", der ein geborener König ist, und nur an sich selber und an seiner Berufung zweifelt. Geheimnisse in sich mußten seine besten Gestalten tragen, man denke an seinen Manfred, der in grandioser Melodik einförmig dahinfloß und einen in dieser Einförmigkeit gerade gewaltsam erregte, oder an seinen „König Oedipus", der, an sich nicht einwandfrei, dennoch ganz gewaltige Elemente der Wirkung hatte. Eine ahnende Seele überfiel das Schicksal. Er liebte es nämlich, solche Gestalten durchscheinend zu formen. Durch Nebelhüllen schien glühend ihr Kern — ihr Geheimes.

So war denn eine Rätselgestalt sein größter Erfolg. Noch steht sein Pausanias im „Meister von Palmyra" vor mir. Der Abgesandte höherer Gewalten, seiner Sendung bewußt und also feierlich in seinen Bewegungen und schaurig lockend wie ein Rätsel, wie vor allem das größte Rätsel überhaupt — das des Todes. Und die Stimme hatte jenen mystischen Klang aus den

Fernen, und eine einschläfernde Müdigkeit lag darin. Es war wie Sehnsucht, und es weckte Sehnsucht. Und die Schauer des Unirdischen, die so selten auf der Bühne zu bannen sind, gingen von ihm aus, und sie legten sich an die Herzen aller, die das tiefsinnige Märchen von der Fortdauer alles Seienden, von der Lebenssehnsucht, die in Lebensmüdigkeit umschlagen muß, bei uns vernommen haben. Noch klingt uns das Lied des Pausanias, des Ruhestillenden, mit dem Gezirp der Kithara im Ohr. Vielleicht vernahm er's selber, da er hinsank zum letzten Schlaf, müde vom Leiden, das jeden so lange Glücklichen so erbarmungslos heimgesucht. Wie geht's nur:

„Also will's der gebietende Zeus, du mußt nun
Niedersteigen unter die blühende Erde,
Mußt die schwarze Persephoneia küssen,
Schöner Adonis!“

Josef Kainz

Eine Woche voll Anstrengung und selbst Aufregung liegt hinter uns. Denn Josef Kainz war ein ungemeiner Ruf vorhergegangen, und man war gespannt darauf, den kleinen Mann mit der großen Seele auf der Szene zu sehen, seine Wirkung in demselben Burgtheater zu erproben, gegen das er eigentlich seinen Ruhm erworben hat. Denn Kainz war der Schauspieler, mit dem uns die Berliner abtrumpften, wenn wir uns das erste Theater zu besitzen rühmten. Dahin gehört doch wohl der erste Schauspieler deutscher Zunge, und diesen Ruhmestitel trägt Kainz lange und seit Mitterwurzers Tod wohl auch unbestritten.

So war der erste Eindruck denn beinahe eine Enttäuschung. Es ist eine sonderbare Verschmähung des Aeußerlichen an ihm. An und für sich neigt seine Gestalt zur Dürftigkeit. Es ist nichts schön an ihm als das große, flammende Auge. Seine Stimme hat in der Mittellage einen grauen Timbre, erst in der Höhe oder im Affekt gewinnt sie einen eigentümlichen Wohllaut, hat dann etwas vom gellen und eigensinnigen Ton einer Glocke. Dieselben Töne bis zum Schrillen gesteigert, werden immer wieder angeschlagen, und das geht dann langsam bis auf den letzten Nerv. So ist

seine Kunst von Haus aus auf das Arbeiten mit den kleinen Zügen angewiesen, und die Wirkung, die von ihm ausgeht, ist eine nervöse. Weil aber das Nervöse in uns allen steckt, so ist der Künstler der rechte für unsere Zeit, der es so meistert.

Diese seine schmächtige Gestalt nun und diese Stimme hat Kainz in einer vielleicht unerhörten Weise in seiner Gewalt. Da ist kein Glied dieses geschmeidigen Leibes, das er nicht vollkommen meistern, ganz zum Ausdruck dessen heranziehen könnte, was er eben sagen will. Es zuckt in ihm, und diese zuckende Erregung geht gemach auf den Zuschauer über. Ganz besonders aber beherrscht er die Sprache. Er beginnt recht eigentlich farblos. Dann schlagen durch dieses Grau kräftige und helle Lichter, und man sieht, daß er als Schauspieler in erster Linie Kolorist ist. Auch im Flüstern geht kaum ein Laut verloren, und plötzlich drängen sich die Worte wie ein Sturzbach aus seinem Munde, ein melodischer Katarakt braust auf uns ein, man horcht, man staunt, man ist gefangen und vergißt jeder kritischen Erwägung.

Sein Verstand ist umfänglich und tiefbohrend. Er tritt an jede Rolle mit der Frage heran: Wie mache ich d a s? oder aber: Wie mache ich d a s anders? So sieht er, was anderen verborgen geblieben war. Ich möchte an die wenig beachtete Polonius-Episode im „Hamlet" erinnern, die in seiner Darstellung einer der Angelpunkte des Stückes wird. Verwunderlich genug, daß Erklärer wie Darsteller das so lange übersehen konnten. Denn dieser Mord ist schlechtweg die „Tat" Hamlets. Er stößt Ophelien in die Nacht des Wahn-

sinns, er scheidet Hamlet, wie sich die Dinge immer entwickeln mögen, für ewig von der Geliebten, er lähmt ihn durch das Bewußtsein eines Verbrechens dort, wo er richten gewollt. Von diesem einen unglückseligen Schwertstoß ab ist seine Kraft innerlich gebrochen, und wie er gemordet, wo er richten sollen, so muß er wieder am König morden, statt ein Urteil zu vollstrecken. Umsonst ist fortab alle seine Tätigkeit. Der klarste, kälteste Verstand ist so durch eine Uebereilung in eine Kette von Wirrnissen hineingezwängt worden, die er wieder nur durch Uebereilung zu sprengen vermag.

Ein andermal übersieht er die Rolle als ein Ganzes wie mit dem ersten Blick, und man hat das Gefühl, als illustriere er einfach etwas Selbstverständliches. Ich denke dabei zunächst an sein Fritzchen. Wir sind gewöhnt, den preußischen Leutnant als die Negation des Tragischen zu empfinden. Er ist maulfertig; etwas großtuerisch, mit einem Stich ins Gezierte, wenigstens in den „Fliegenden Blättern". Und auf der Bühne sehn wir ihn nicht anders. Kainz läßt ihm alle diese Eigenschaften, und dennoch rückt er die ganze Gestalt mit einem gewaltigen Ruck ins Tragische. Das macht, er läßt in dieser gezierten, geschniegelten, mühsam zur Strammheit und zu aparten Ehrbegriffen gedrillten Figur ein zuckendes und gequältes Menschenherz schlagen, ein Herz, das so nach dem Leben verlangt, und dennoch die erlösende Kugel als das höchste Glück herbeiwünschen muß. Er ist noch so jung, die Sonne schien so hell in dieses Leben, dem alle Bedingungen des Glückes vergönnt schienen, und nun will es Fritzchen nachten, kaum daß er sich seines Tages so recht zu freuen

begonnen. Er schreit, wie ein Kind schreit, wenn es dunkelt und es sich in der Einsamkeit fühlt. Denn niemanden, nicht einmal seine Nächsten, darf er in die letzte Pein seiner Seele blicken lassen. Und wenn er abgeht, Kußhändchen werfend, ein Lächeln auf den Lippen, nur um seine Mama nicht zu erschrecken, wenn er sich zusammenrafft und stramm dasteht, wo er sich krümmen möchte wie ein Wurm, wo er sich gebrandmarkt fühlt für ewig, dann wächst dies Fritzchen in jene Höhen hinauf, wo die Wipfel der ewigen Tragik rauschen und melodisch flüstern.

Geradezu ein Musterstück geradliniger Auffassung ist sein Alfons in der „Jüdin von Toledo". Ein heimliches Feuer lebt in diesem Menschen, der immer nur König sein sollte, und den man dafür um das betrogen hat, dessen auch ein König nicht missen kann: um seine Jugend und sein Kinderglück. Er hat geheiratet, standesgemäß, weil das einmal so sein muß; aber neben ihm auf dem Thron sitzt die Langeweile und gähnt ihn an. Er hat das Bedürfnis, Freude zu machen, und seine Gattin ist von jener Musterhaftigkeit, die niemals über der Absicht das Erreichte zu entschuldigen weiß, ist von jener Sorte, über welche der Genius des „Es schickt sich nicht" schützend seine Arme gebreitet. Alfonso möchte Kind sein, er möchte tollen in seinem jungen Glück, aber — es schickt sich nicht! Und nun tritt ihm die Jüdin in den Weg. Ein verzogenes Kind und ein reifes Weib zugleich, ein Geschöpf, dem das im Uebermaß vergönnt wurde, was ihm versagt geblieben war. So übt sie eine unwiderstehliche Anziehung auf ihn. Er ist ihr verfallen, recht eigentlich

mit der ersten Begegnung. Wunderschön gemacht ist es, wie ihn dies fremde Gefühl befremdet, wie vergnügt in seiner Hilflosigkeit er dies Keimen und Werden in seinem Herzen beobachtet. Etwa das „Guck" des Kindes schwebt immer ungesprochen auf seinen Lippen.

Aber er ist auch ein Mann, er ist auch König. In beidem verletzt ihn die Jüdin, wenn sie selbst seine Waffen, sein Bestes, als Spielzeug behandelt. Und so wendet er sich von ihr, während seine Sinne noch nach ihr verlangen. Es ist lediglich der Widerspruchsgeist eines Kindes, wenn er der Königin gegenüber sich auf Rahels Seite stellt, lediglich das ganz berechtigte Empfinden eines königlichen Mannes, der es nicht duldet, daß man sich an seinem Eigentum vergreife, wenn er, ungeheure Entschlüsse im Busen, die Tote zu rächen nach Retiro eilt. Und jäh wie sein Zorn ist seine Umkehr. Das Sprunghafte von Entschlüssen zur Tat, das Keimen vom Gedanken bis zur Handlung hinauf weiß er höchst vortrefflich auszudrücken. Denn sein Mienenspiel ist reich, begünstigt durch eine nicht eben schöne, aber höchlichst geschmeidige Gesichtsbildung. Sie befähigt ihn, Masken zu machen, mit beinahe völliger Verachtung jenes Hilfsmittels, dessen andere Schauspieler zunächst bedürfen: des Bartes. Er ist wandelbar wie kaum einer. Er wird niemals das Bezeichnende, häufig freilich das Schöne verfehlen. Er überschaut die letzten Verknüpfungen der Dinge in seiner Kunst. Und das allein läßt ihn manchmal wunderlich, manchmal wieder wundersam erscheinen. Aber ins Platte kann der Mann nie fallen, es ist etwas Adeliges in ihm, und es zieht ihn zum Großen, zu den stärksten Auf-

gaben. Er ist ritterlich, und der Schleier der Tragik liegt über ihm und hüllt mit schönen Falten, was sonst leicht zu grell, zu zuckend wäre.

Er liebt die schnellen Uebergänge. Im Gefühle seiner vollkommenen Sicherheit macht er Sprünge und überraschende Wendungen. Er verblüfft manchmal. Niemals merkt man an ihm das leiseste Schwanken. Es ist offenbar ein Studium, von dessen Ernst und Hingebung die wenigsten unserer schauspielerischen Größen eine Ahnung haben, vorausgegangen, ehe er mit einer Rolle hervortritt. So steht er, sonst ein durchaus nervöser Mensch und, wie es scheint, im höchsten Grade Stimmungen unterworfen, immer durchaus über seiner Rolle. Niemals aber wird er lehrhaft. Er doziert nicht wie andere vielgerühmte Künstler derselben Schule, aus der er hervorgegangen ist, sondern er demonstriert. Er hat jene echte Freudigkeit am Spielen, ohne die eben ein rechter Komödiant nicht zu denken ist. Er belustigt sich manchmal selber, und dann blüht jenes wunderschöne, innige und heimliche Lächeln in seinem Antlitz auf, das ihn recht eigentlich verschönert und verklärt. Es ist wirkliche Jugend in ihm, und so ist es denn ein künstlerisches Bedürfnis seiner ganzen Art, wenn er seinen Lieblingsgestalten etwas vom Knaben gibt, der selber unbesieglich in ihm steckt. Er kann ja noch greinen, wie nur ein verzogenes Kind zu greinen vermag, sich ergötzen an einem Nichts, sich verwundern über Dinge, über die sich zu verwundern unsere Herren Hofschauspieler schon viel zu gesetzt und ernsthaft sind. Er hat Lachen und Weinen in einem Sack, wie man von Kindern zu sagen pflegt. Er kann

schrecklich zürnen, nicht aber grollen. Er lodert auf, und dann glaubt man ihm auch die schlimmsten Taten, aber sein Zorn verfliegt eben wieder schnell. Und dennoch — es mag im Widerspruch zu dem zu stehen scheinen, was ich eben erst ausgeführt habe — dennoch möchte ich ihn einmal als Richard III. sehen. Ich glaube, diesen Teufel aller Teufel müßte er uns menschlich nahe bringen, müßte den Großen, Gewinnenden aufzeigen, der in ihm stecken muß, wenn er die Braut vom Sarge des Bräutigams, den er erschlagen, hinweg für sich zu erobern versteht.

Er hat Humor, er hat Innigkeit. Seine Zärtlichkeit ist schmeichlerisch und kosend. Er tut schön, wie man so sagt. Er hat Stil, — wieder ein Widerspruch, wie es scheint. Und dennoch ist dem so. Sein Alfonso hat es gezeigt. Wir werden uns überhaupt daran gewöhnen müssen, diesen vielgeschmähten Stil mit etwas freundlicheren Augen zu betrachten, als man es lange Zeit getan hat. Denn nur ein Klumpen Eisen ist unstilisiert, selbst eine Stange ist es nicht mehr. Das heißt, sobald die Arbeit an irgend ein Ding herantritt, so stilisiert sie es. Und in der Kunst, welche die höchste Blüte menschlicher Arbeit ist, sollte das anders sein? Doch schwer glaublich!

Er braucht ein Ensemble, um voll zu wirken. Im Gegensatz zum Virtuosentum sind alle seine Rollen auf ein vollkommen gleichgewogenes Spiel des Gegenspielers berechnet. Wie einer jener starken Fechter ist er, die nicht gern mit einem minderen Gegner die Klinge kreuzen. So kann er in vieler Beziehung vorbildlich,

ja sogar erzieherisch wirken. Einen Erzieher aber braucht dieses Haus, das in der Tradition zu verknöchern droht, dessen beste Talente aus Mangel an Führung irre werden, verkümmern, hinzusiechen drohen. Er ist nicht durch die Tür ins Haus gekommen, sondern kraft seines Talentes hat er Bresche in diese ehrwürdigen, aber etwas morschen Mauern gelegt, Bresche, durch die ein frischer Luftzug, wie er draußen weht, hineindringen mag in Räume mit großer, ängstlich gehüteter, aber denn doch schon etwas verblichener und manchmal selbst schäbig gewordener Pracht. Kommt Kainz und bleibt Kainz — bei ihm zwei sehr verschiedene Dinge! — dann mag sich's zeigen, wer noch eines starken Atemzuges im Freien fähig ist, wer verloren, wenn er die sorglich gewärmte Stubenluft entbehren muß. Man sagt, eine jede große Institution erziehe sich die selber, deren sie zu ihrer Verjüngung bedarf. In gewissem Sinne hat sich das Burgtheater Josef Kainz erzogen. Denn auch in der Abwehr liegt ja eine Erziehung. Im Kampfe hat er seine Waffen scharf und blank gehalten, hat sie vielleicht manchmal sogar überspitzt. Das wird sich geben, sobald er die Fehde nicht mehr nötig hat. Sie aber rosten zu lassen, ist er der Mann nicht. Es wird sich zeigen, ob dies ruhmreiche Haus Kraft genug besitzt, sich diesen zweiten großen Unstäten der deutschen Bühne festzuhalten und dauernd zu verbinden. Man müßte dann freilich den starken Strom der deutschen Dichtung etwas näher ans Haus des Kaisers leiten, statt daß er wie bisher, nur in Röhren und sorgsam filtriert hineingelassen wird. Eine Auslese muß sein. Gewiß. Aber die Alten wie der

Junge brauchen neue Aufgaben. Man muß ihnen Probleme stellen, statt daß sie nur zu oft rein mit der handwerksmäßigen Routine ihr Auslangen finden. War man sich an sogenannter maßgebender Stelle nicht von Anfang an klar darüber, dann war der Gewinst von Josef Kainz ein Fehler. Denn man konnte ihn missen, solange man ihn nicht kannte; ihn aber verlieren, ehe er seine Mission vollendet hat, diese Mission, die ein Leben, wie es ihm noch zugemessen sein mag, vollauf ausfüllen kann, das wäre ein schwerer Schlag und ein Verlust, für den ich augenblicklich in deutschen Landen keinen möglichen Ersatz wüßte. Es ist ja richtig, daß ein Baum, der im Walde erwachsen, minder versetzbar ist als ein sittsamer Zögling der Baumschule. Darüber aber muß man sich Rechenschaft legen, ehe man ihn versetzt.

Stoffe

Conrad Ferdinand Meyer gewidmet.

Ich glaube, es geht jedem so, der sich schaffend betätigt. Ihm drängt das Leben mehr auf, als er zu gestalten vermag; ihm bringt jeder Tag eine Frage, die er gern nach seiner Weise beantworten möchte. Das ist nun unmöglich; denn das Reifen dauert immer länger als der Schnitt. Dazu stöbert man in Büchern manches auf, was einen lockt. Freunde teilen mit, wovon sie meinen, es läge einem. Man langt danach, formt daran; andere Arbeiten werden wichtiger und lenken ab; oder, man findet auch nur nicht die Zeit, den Dingen mit jener Hingebung nachzugehen, die dafür notwendig wäre. Und dabei wird man doch nichts mehr so recht los, mit dem man sich durch eine Weile geschleppt hat. Denn nicht bloß Goethe mußte sich die Sachen von der Seele schreiben. Gerümpel sammelt sich so in der Phantasie; manchmal mustert man's durch und bleibt vor dem einen oder dem anderen bedauernd und sogar mit der Empfindung stehen, als läge in der Trödelkammer Besseres und Wertvolleres, als was man reinlich gefaßt den Leuten vorgelegt.

Es sind nun viele Jahre her, als ich noch unter den Hörern Erich Schmidts auf den Bänken der Germanisten saß. Das war noch auf der alten Universität,

die auf einem recht heimlichen und stillen Platz stand. Schmale Gäßchen; ein Schwibbogen, der in eine breite und sehr lebendige Hauptstraße führte. Eine zopfige Kirche; die Akademie der Wissenschaften; alte Häuser mit Wirtschaften für recht schmale Geldbeutel. Man war unter sich, und man fühlte sich einig und inniger denn jetzt. Und unter uns bewegte sich ein junger Kleriker, den sein sehr reiches Stift hierher entsandt, damit er einst am Gymnasium dieses Klosters Germanistik vortrage. Es war ein hübscher Mensch. Die Soutane saß ihm gut, aus einem runden Gesicht sahen braune Augen wohlgemut und klug in die Welt. Er kam auf die Kneipen, die man manchmal unten im Prater veranstaltete, tat bei den Kneipzeitungen mit, und wenn man sang, machte sich seine schöne und geschulte Stimme angenehm bemerklich. Er hatte in der Tat vordem geschwankt, ob er sich nicht lieber der Bühne zuwenden solle, aber sich danach für den sicheren und bequemeren Beruf entschieden. Seine Studien beendigte er nicht; sie haben ihn später aufs Land in die Seelsorge getan, und dort soll er sich als ein flotter Seelsorger, der übrigens seine Gemeinde in guter Zucht hielt und erbaulich zu predigen wußte, betätigt haben. Herzensgut und hilfsbereit war er immer vor vielen gewesen.

Ihm danke ich die beiden Stoffe, die ich mir hiermit vom Herzen schaffen will. In einer Handschrift der Hofbibliothek fand er den einen; auf die Geschichte seines Klosters bezog sich der zweite. Quellen und Nachweise, die er mir verhieß, hat er mir nicht mehr gegeben. Und so lege ich denn hier nieder, was mir

davon und wie mir's eben im Gedächtnisse blieb. Ich weiß nicht einmal, ob die historischen Daten richtig sind; ich konnte sie nicht kontrollieren. Aber mir scheint in den Begebenheiten selbst etwas zu stecken, was nach Gestaltung verlangt und sie wohl verdienen würde.

* * *

Es war bald nach dem Konstanzer Konzil. Ein Erzherzog von Oesterreich hatte wieder einmal das Bedürfnis, seine Sünden zu sühnen und zugleich seine Frömmigkeit zu bekunden. Beides geschah nach dem Glauben der Zeit am sichersten und bequemsten dadurch, daß man ein neues Kloster stiftete. So wendete er sich denn an den Papst mit der Bitte um Genehmigung seines andächtigen Vorhabens. Die Zeiten der rechten, überzeugten Innigkeit waren aber damals doch schon vorüber, und die Funken von Hußens Scheiterhaufen glommen unstillbar in mancher Seele weiter. Darum entgegnete der Papst: ehe der Erzherzog eine neue Siedlung für Mönche stifte, möchte er lieber unter denen Ordnung schaffen, die schon in seinen Landen bestünden.

Das galt für viele. Zunächst gemeint waren damit allerdings die Schotten. Denn dieser dereinst blühende und höchst angesehene Orden war im Laufe der Jahrhunderte sehr verwildert und gab großes Aergernis. Sie waren mit ausgedehntem Besitztum bestiftet und mit großen Freiheiten begabt. Ihr Haus erhob sich trotzig am Rande der Stadt: eine Bastei, die nach ihnen heißt, unmittelbar dahinter, die Löwelbastei in nächster Nähe, vor ihnen die Alservorstadt, in der es damals

noch Weingärten gab. Ihren Nachwuchs zogen sie immer noch aus der ersten Heimat: aus Schottland und Irland kamen ihre Novizen, kräftige Burschen, trotzig und durch die lange Fahrt noch unbändiger geworden, noch mehr jeder Regel entwöhnt, die schwache oder leichtlebige Aebte ihnen dann beizubringen nicht mehr fähig waren.

Besonders erbittert war über sie die sehr ansehnliche und mächtige Zunft der Kürschner. Denn die betrieb einmal einen sehr bedeutenden Handel mit Rauchwaren, für den die Stadt nach Lage und Verkehrswegen auch sehr berufen ist. Diesen rissen die Schotten durch die stetige Verbindung mit den Hauptstapelplätzen, die sie durch das Kommen der Novizen, durch die Sendung von Boten nach Hause hatten, an sich. Daraus erwuchs den ehrbaren Meistern nicht allein ein ziemlicher Schade, sondern sie hatten noch ganz unziemlichen Spott, weil die Schottenliebsten in kostbareren Pelzen einherstolzierten, als die Kürschnersfrauen. An Weibern, die sich kirren ließen, fehlte es nämlich nicht. So gab es beständige Beschwerden, häuslichen Unfrieden, Klagen und Vorstellungen beim Landesfürsten, der sich wieder an den heiligen Vater wendete.

Eines allein schien zu helfen: man mußte die unbotmäßigen Gesellen aussterben lassen. Denn trotzdem sie aus dem Fellhandel einen beträchtlichen Gewinst zogen, wirtschafteten sie andererseits auch sehr übel mit dem Klostergute. Ihre Liebschaften rissen ins Geld; ihr Tafelaufwand war selbst in dieser Stadt der Ueppigkeit unerhört; von ihren Gelagen sprach man selbst hier,

wo man niemals für puritanische Sittenstrenge Sinn gehabt. Sie kamen in Schulden; es geriet so weit mit ihnen, daß ihre Feinde aussprengen konnten, selbst die Glocken im Kirchenturme seien bei den Juden vom untern Werd, der nun die Leopoldstadt heißt, verpfändet, und sie hätten einmal am heiligen Abend nicht läuten dürfen, ehe sie nicht denen den schuldigen Zins entrichtet, welche die Geburt und Ankunft des Heilandes nicht glauben. Und dabei sperrten sich die Halsstarrigen dennoch gegen jede Neuerung; das Verbot, schottische Novizen aufzunehmen, achteten sie nicht, sondern kleideten heimlich ein. Söhne des Landes, die man ihnen als Genossen aufdrängen wollte, behandelten sie übel und warfen sie unter Berufung auf ihre Rechte und Freiheiten aus dem Tempel. Der Drohung mit Kirche und Reich entgegneten sie mit unverhohlenem Hohn: nicht Papst, nicht Kaiser gehe sie an, was auch nur eines Pfennigs Wert sei.

Es blieb nichts anderes übrig, nachdem alle Maßregeln der Milde und der Mahnung erschöpft waren, als zur Gewalt zu greifen. Die Mönche verschanzten sich in ihrem Kloster als in einer Burg und wiesen manchen Angriff wehrhaft zurück. Etliche Bürger wurden erschlagen, viele in ihrer Gesundheit ernstlich geschädigt. Endlich erkannten die reisigen Gesellen, daß ihres Bleibens nicht länger mehr sein könne. So erbaten sie sich eine Nacht Ruhe. In ihr feierten sie das tollste ihrer Gelage; sie soffen den Wein aus, der noch da war; was sie nicht mehr bewältigen konnten, das ließen sie aus den Fässern rinnen, so daß der Keller im edelsten Gewächs Niederösterreichs, Ungarns und

des Rheingaues schwamm. Was verkäuflich war, schleppten sie mit; das übrige verheerten sie grimmig, damit ihre Nachfolger nichts vorfänden, nur die leeren Mauern. Danach zogen sie aus, eine wehrhafte Schar mit flatternden Kutten und Waffen in den Händen. So kamen sie bis zum Alsergrund. Dort erhebt sich ein Gotteshaus mit einem Klösterlein der Franziskaner. In das drangen sie ein; seine Insassen vertrieben sie gewalttätig und mit der klassischen Begründung, es gebühre sich, daß der mindere Heilige dem Größeren weiche — dem Benedikt Franziskus — und mußten wiederum unter Kämpfen verjagt werden. Endlich räumten sie das Weichbild Wiens für immer, nicht ohne vorher noch einen schriftlichen Protest an den König von Schottland, als ihren eigentlichen Landesherrn, aufgesetzt zu haben. Geholfen hat's nicht. Sie aber wandten sich nach Sankt Jakob in Regensburg, wo noch Bekenner ihrer Regel saßen, und dort sind sie friedlich gestorben, so unfriedlich sie gelebt . . .

Hinter ihnen kamen deutsche Kleriker. Sie stellten das verwüstete Haus wieder her. Das Gotteshaus, das die Ausgetriebnen mit den namenlosesten Greueln in der letzten Nacht entheiligt, mußten sie wieder weihen. Eine Zeit rastloser und gesegneter Arbeit begann und ward fortgesetzt von Geschlecht zu Geschlecht. Das Stift blühte auf: es wurde eine Heimstätte der Gesittung und erziehlicher Wirksamkeit. Gelehrte von Ruf und Namen haben sich hier betätigt; noch heute blüht die Schottenschule, und sie und die Bewohner des Stiftes nennt mit Verehrung, auch wer sonst kein Freund klösterlichen Wesens ist. Denn sie sind freudig,

tüchtig und dem Fortschritte der neuen Zeit minder abhold, als es sonst Kleriker sein sollen.

* *

*

Der andere Bericht aber knüpft an das bayrische Kloster Altmünster an und ist niedergelegt in Briefen, die zwischen dem Papst und dem Regensburger Bischof in dieser Angelegenheit gewechselt wurden. Sie spielt um mehr als ein Jahrhundert früher und scheint mir merkwürdig und kaum glaubhaft; voll dramatischer Momente und heftiger Leidenschaften. Auch hier schreib' ich nach der verblaßten Erinnerung und maße mir nicht an, vollkommen Zuverlässiges zu geben. Mag selbst sein, das Kloster hieß anders; die Tatsachen sind wahr.

In jenem Kloster also, das gleichfalls von Benediktinern besiedelt gewesen, war unter einem schwachen und nachgiebigen Abt eine vollkommene Anarchie eingerissen. Die Brüder waren zucht- und meisterlos: kein Gelübde galt, keine Strafe fruchtete. So wurde denn der Schwächling auf Wunsch des Oberhirten von seiner Stellung entfernt, und ein neuer eingesetzt, der ein strenges Regiment führen sollte.

Versucht hat er es allerdings. Während er sich aber bemühte, die Brüder zur Ordnung zu führen und also Nachtwachen, Exerzitien, Andachten, Fasten und Kasteiung ihnen vorschrieb, gedieh in den Gemütern aller ein großer Haß gegen ihn und wucherte mächtig. Und so beschlossen sie denn insgeheim, ihn zu ermorden; aber weil sie als eine Schelmenbande einander nicht trauten und besorgten, man möchte, wenn später Ge-

fahr drohen sollte, den Täter im Stiche lassen, kamen sie überein, die Tat so zu vollführen, daß jedem ein gleicher Anteil an Schuld zukäme. Dabei aber wußten sie ihre wahre Gesinnung so wohl zu verbergen, daß sich der Abt keines Bösen von ihnen versah, vielmehr sich der Wunder freute, die er in so kurzer Zeit vollbracht, und sich ihrer selbst gegen seine Oberen berühmte. Sie aber paßten auf ihre gelegene Zeit; und als ihr Oberhaupt einmal mit großem Gefolge über Land ritt und eine Furt der Donau übersetzen mußte, da stieß ihn der Schaffner meuchlerisch von seinem Rosse, und die anderen drängten herzu und hielten ihn so lange unter Wasser, bis der alte Mann elend ertrank. Dann zogen sie heim.

Die Tat ward ruchbar. Eine große Verlegenheit aber bestand, wie man sie strafen sollte, ohne das Unheil noch größer zu machen, die Achtung zu erschüttern, die dem geistlichen Kleide — denn mehr war diesen doch nicht mit Priestern gemein — immer noch gewahrt bleiben mußte. Und so beschloß man, sie ab divinis zu suspendieren, das heißt also, ihnen die Vornahme jeder geistlichen Handlung zu untersagen, sie von der Spendung und dem Genusse der Gnadenmittel der Kirche für so lange auszuschließen, als einer der Missetäter noch lebe, und einen Administrator mit strengen Befugnissen einzusetzen.

Als diese Kunde eintraf, da erhob sich im Kloster ein unbändiger Jubel. Zunächst lasen sie eine Teufelsmesse: all die heiligen Bräuche werden dabei wiederholt, aber in höhnischer Absicht und im Hinblick auf den Teufel, als den Widersacher Christi und Feind des Er-

lösungswerkes. Sodann schwärmten sie aus, nachdem sie die Kutten von sich geworfen hatten, überfielen die Meierhöfe, die ihnen untertan waren, trieben die Meier von Hof und Herd und vergewaltigten, was ein Weiberkleid trug. So hausten sie in der Umgebung und so weit sich ihre dreiste Tollheit vorwagte, daß man sich der übeln Wirtschaft der Tataren erinnerte, die gerade in jener Zeit über Ungarn so schrecklich hergefallen waren. Und Beschwerden und Bitten gingen an Herzog und Bischof.

Da beschloß man strengere Maßregeln. Einzeln wurden sie gefangen, soviel ihrer die wütenden Bauern nicht mit derben Bayernfäusten zu Tode geprügelt hatten, und zurückgeführt in den strengen Gewahrsam ihres Klosters.

Dort hielt man sie in enger Haft. Ihre Güter nahm man ihnen fort; man ließ sie hungern und fasten. Handfeste Laienbrüder wurden ihnen beigegeben, die mit Gertenhieben zur Andacht und Arbeit sanft vermahnten. Kein Novize durfte aufgenommen werden, ehe nicht den letzten jener Uebeltäter der Tod hinweggenommen, damit nicht die Seele des Neulings vergiftet werde von der Schändlichkeit der alten. Das Stift hallte wieder von Klagen, wie es nicht einmal an jenem Tage von Jubel ertönt war, da man den Bann über seine Insassen ausgesprochen.

Diese ganze Begebenheit, diese unerhörte Auflehnung einer Rotte Verworfener gegen jede kirchliche Hoheit vollzog sich in derselben Zeit, in welcher der Strahl, den der römische Papst entsendet, mächtig genug war, die Krone vom Haupte des klügsten deutschen

Kaisers zu reißen, ihn in der Mitte seiner Siege und seiner Erfolge zu Boden zu schmettern . . .

* *
*

Dies sind die Stoffe, die mich lange gepeinigt haben, bis ich erkannte, sie seien mir nicht gemäß — entweder, weil meine Kraft nicht hinreichte, sie zu bewältigen, oder weil manche Zerstreuung, manche Ablenkung zwischen die erste Freudigkeit des Hörens und die Ausführung sich gedrängt hat. Aber mir scheint, es wäre schade, bliebe ihre Kenntnis nur auf die wenigen Wissenden beschränkt; denn sie bedünken mich, selbst ungeformt, wie ich sie hier gab, interessant auch für weitere Kreise. Einen weiß ich, dessen eiserner Faust sich auch diese spröden Materien wohl fügen müßten, der die ganze tolle Zeit auferstehen lassen könnte: unser aller Meister Conrad Ferdinand Meyer. Sein siebzigster Geburtstag war es wohl, der mir diese „Stoffe" wieder wachrief. So seien sie ihm denn dargebracht, als eine kleine, wenn auch noch so verspätete Gabe eines Wieners nach Kilchberg am See von Zürich.

Die Tragik der Lady Macbeth

Eine gelehrte Untersuchung geben zu wollen, liegt mir fern , und ich maße mir nicht an, Wahres gefunden zu haben. Seit Jahren aber beschäftigen mich die folgenden Gedanken über den „Macbeth", die mindestens meines Wissens ganz mein sind, und deren ich mich entledigen möchte.

Eigentlich wird ein Kunstwerk doch erst im Geiste dessen vollendet, der es genießt. Die Eindrücke, die es im Empfangenden erzeugt, sind wichtig, besonders wenn sie so stark sind, daß sie keiner Reflexion weichen wollen.

Ich habe „Macbeth" zuerst in Schillers Uebersetzung kennen gelernt; noch so jung, daß ich ihn für das Eigentum des Uebertragenden hielt und mich nicht wenig über die wilde Großheit dieses einen Werkes verwunderte, die so ganz außer Verhältnis zu allem stand, was ich sonst bei Schiller gefunden. Seither ist die Bewunderung des „Macbeth" nach Oekonomie und Kraft mit mir erwachsen und verwachsen.

Niemals war Shakespeare so ganz Herr seiner Kunstmittel, so ganz einheitlich. Keine Episode lenkt ab; mit einem unbarmherzigen Fluß strömt das Ganze dem Ende zu. Die Handlung ist so unendlich einfach, wie nur in den köstlichsten Werken der Antike. Alles

entspringt den Charakteren, fließt aus ihnen; nur daraus entsteht die schöne Fülle dieser Dichtung.

Es ist eine unglaubliche Gewalt der Stimmung darin. Selbst Symbolik der Namen. Nicht umsonst heißt das Schloß des Thans „Inverneß“, das Höllenschloß. Mein Freund, der Prager Professor Ferdinand Detter, hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß die Pförtnergespräche erst ihren rechten Sinn gewinnen, wenn man diese Bedeutung von „Inverneß“ sich vor Augen hält. Und alle Kunst von Maeterlinck, den ich, trotzdem mir „Monna Vanna“ immer ein Greuel war, in seinen Puppenspielen sehr hoch schätze, hat ihren Ursprung in den Herenszenen. Die Stimmen des Windes, des Nebels, der Heide klingen hier mit den inneren Stimmen in einen Ton von unentrinnbarer Gewalt zusammen. Man vergleiche den „Eindringling“, vielleicht Maeterlincks Reinstes, mit der Eröffnung des „Macbeth“.

Allenthalben aber meint man, wie nur noch im „Hamlet“, im „Sturm“ und vielleicht noch im „Lear“, die persönliche Note des Erlebnisses mitschwingen zu hören. Ich habe das einmal frevelhaft genug so auszudrücken vermeint: Der mäßige Schauspieler, der sich von seinem Direktor niedergehalten glaubt, der sich denkt: wenn ich den Kerl nur umbringen könnte! Ich wäre doch ein viel besserer Direktor! — der dann in solcher Gemütsverfassung heimkehrt und im Holinshed die Historia vom allzu milden Duncan und dem trutzigen Than Macbeth las, der mußte dies Trauerspiel schreiben, wenn er Shakespeare war.

Zwischen zwei Menschen vollzieht sich die Tragik des „Macbeth“, umspannt nur zwei Geschicke, des Lords

und der Lady. Was dazwischen steht und geschieht, ist Nebenwerk. Auf ihnen allein ruht so sehr alles Licht, daß selbst die Charakteristik der übrigen Personen daneben vernachlässigt erscheint.

Von ihnen tragen wir das bestimmteste Bild in der Seele. So scharf umrissen, daß die vollkommenste Vorstellung es ebensowenig zu vertiefen, wie die schwächste es zu verwirren vermag, obzwar ich mich allerdings im Burgtheater einer gastierenden, fettleibigen und kurzatmigen Lady entsinne, die ziemlich lächerlich wirkte. Selbst in der Schloßhofszene, in der sonst, wenn die Wolter draußen stand, ein unentrinnbares Grauen lähmte, gab es einiges Gekicher.

Lord und Lady umfassen einander mit einer heißen, unauslöschlichen Liebe. Er schlägt seine Schlachten, in die sie ihm nur in Gedanken zu folgen vermag. Es ist eine rauhe und rauflustige Zeit: erfüllt von wilden und trüben Gärungen, während die Ordnung und Entwirrung noch sehr ferne scheint. Nacht, durchblitzt von ewigen Gewittern. Der König ist alt und schwach; ein Spielball der Großen. Ueberschwenglich im Belohnen, weil der Unbefriedigte zum Ueberläufer und also zum gefährlichsten Feind werden kann.

In solchen Zeiten mag der Kräftigste nur zu leicht für den Stärksten gehalten sein. Die Grenzlinie zwischen dem Raufbold, dem Mann des physischen Mutes, und dem Helden, der einer ganz anderen und höheren Klasse angehört, verwischt sich.

Und nun, durch die Macht seines Armes, ein dreister und unverzagter Losgänger, ist Macbeth so hoch gestiegen, daß er zu den Größten der Großen zählt. Er

besitzt keinerlei Anrecht auf die Herrschaft. Aber er steht dem Throne so nahe, daß er nach dem Diadem dessen langen kann, der darauf sitzt. Eine gefährliche und verführerische Position!

Die Jahre der ersten unauslöschlichen Sinnlichkeit sind für Lord und Lady vorbei, die Jugend liegt hinter ihnen. Sie haben Kinder gehabt, und sie sind ihnen weggestorben; ausgelöscht vielleicht vor dem traurigen Wehen, das unablässig, niemals schweigend und von Unheimlichem beschwert, durch die Gänge des Höllenschlosses streicht. Einmal spricht er den Wunsch aus, sie möcht' ihm nur Knaben gebären. Sie verstummt darauf. Sie hat längst keine Hoffnung auf Nachkommenschaft mehr, wenn Macbeth noch mit dem Gedanken daran spielt.

Damit aber entfällt für sie der Hauptanreiz zur Tat, zu der sie dennoch, seine körperlich gewordene innere Stimme, den Gatten drängt. Viel mehr als der Mann lebt das Weib dem kommenden Geschlecht und ihm allein. Selbst der Besitz der Krone hat hier keinen rechten Wert; weder kann sie vom Haupt einer verhaßten Nebenbuhlerin gerissen werden — Duncans Weib scheint längst tot — noch dem Geschlechte vererbt, das dem Schoße der Lady entsprungen ist.

Es müssen also andere Beweggründe walten, daß sie sich so weit vorwagt, andere auch, daß sie hernach auf jener schwindeligen Höhe nicht zu stehen vermag, wohin sie sich so dreist und im Vertrauen auf die eigene Kraft vermessen hat. Und sie müssen notwendig aus dem Verhältnis dieser beiden zueinander bedingt sein.

Schon die erste Weissagung der Hexen erschüttert

Macbeth in einer Weise, die bezeugt, es ward ihm nichts zugerufen, was nicht lange vorher in ihm schon gerufen hätte. Unser Geheimstes, das wir uns kaum selber zu bekennen wagen, erschreckt uns heftig, erklingt es von fremden Zungen.

Sein Brief an die Lady ist erfüllt von einer großen Zärtlichkeit und einem unbedingten Vertrauen, das „dem geliebtesten Widerpart der eigenen Hoheit" nichts vorenthalten will. Und ihr Monolog offenbart mit aller wünschenswerten Bestimmtheit, wie der Gatte ihr erscheint, den sie beherrscht.

Jedes Weib sucht im geliebten Mann mehr, als eigentlich in ihm steckt, sucht es aber in ihm nach den eigenen Begriffen. Kann er denen nicht gerecht werden oder genügen, so beginnt die Enttäuschung. Dies erklärt mehr von der Tragik der Liebesheiraten, als man glaubt.

Ist dieser Mann nun der höchsten Verantwortung so nahe gestellt, wie Macbeth, während schwache und zittrige Hände diese Verantwortung hüten, fordert die Zeit eine starke Tat und eine heftige und erbarmungslose Faust, damit sie in die Richte gebracht werde, so kehren sich die Erwartungen der Gattin dem Gatten gegenüber natürlich dahin.

Nicht durch Feldherrngaben: durch die Einsetzung des eigenen Lebens, durch den höchsten, persönlichen Mut hat Macbeth jenen entscheidenden Sieg über die Rebellen davongetragen. Er ist dadurch so hoch gestiegen, daß ihm kaum mehr etwas zu wünschen, gewiß, wenn er innerhalb der Schranken von Pflicht und Untertanentreue verharrt, nichts mehr zu erreichen üb-

rig bleibt. Das ist ein höchst entscheidender Augenblick im Leben eines Tatenmenschen, dem keine Kinder Ausblick in eine weitere Ferne gewähren.

Und nun betrachte man den ersten, kurzen Monolog der Lady, ob sich nur ein Wort, eine versteckte Andeutung darin findet, welche Rolle sie sich selber wünscht oder träumt, wenn die Weissagung der Hexen in Erfüllung gegangen sei. Was sie tut und plant, bezieht sich auf ihn. Sein Wesen analysiert sie sich: „Du möchtest groß sein, bist ohne Ehrgeiz nicht, doch mangelt dir die Schlechtigkeit, die ihn begleiten muß." Eigenschaften der höchsten Art sieht sie in ihm; nur allzu mild, zu menschenfreundlich und zu schwankend ist er ihr. Ein solcher Mann darf wie immer zum Thron gelangen; er trägt in sich die Gaben, es vergessen zu machen, daß er den Stirnreif der Könige aus Blut heraus sich aufs Haupt gehoben hat.

So handelt es sich um eines: ihn dahin zu bringen, von wo er keinen Rückweg mehr hat. Es muß geschehen, was ihm für alle Zukunft Schwanken und Zaudern unmöglich macht, und dafür ist kein Preis zu hoch. Das Schicksal selbst will es: Duncan kommt zu Gast. Alle Schauder und Schrecknisse der Mordnacht durchlebt die Lady schon bei der Nachricht vom Nahen des königlichen Besuchs und Schlachtopfers. Mit den gräßlichsten Verschwörungen verfestigt sie sich, reißt sie den Mann hin zu dem, was ihr als notwendig erscheint, soll er das erlangen, das werden, was ihm ziemt. „Entweibt mich!" Ihre eigenste Natur muß die Lady abtun, um jenes Zieles willen, das sie dem Gatten gesteckt hat.

Und so geschieht denn das Unerhörte: Königsmord.

An sich nichts so Seltenes in jenen Tagen und Ländern; aber verübt unter Umständen, die ganz ausnehmend entsetzlich sind. Nur den Stoß tut Macbeth: ihn lenkt und regiert die Lady; sie versperrt dem Schwankenden jede Umkehr; und, wie sie stark genug dafür gewesen war, so muß sie die Kraft in sich glauben, ihn zu halten, wenn hernach die Reue sein Herz, „zu voll von Milde und Menschlichkeit", anfallen sollte.

Macbeth ist König; aber um nichts wird es besser, als es unter dem schwachen Duncan gewesen. Nicht einmal ein Versuch wird unternommen, dies Chaos zu entwirren, brauend und brütend, wie die trägen Nebel eines Spätherbsttages über der schottischen Heide. Die Mittel, mit denen die Gewalt errungen ward, müssen verschärft und immer gesteigert werden. Greuel folgen dem Greuel: notwendige, wie die Schlachtung Banquos, überflüssige, wenn nicht für den Zweck, Entsetzen in die Gemüter zu tragen, wie das Schreckliche an Macduffs Kindern.

Ihn aber, um den sie dies alles auf sich genommen, alle Schranken der Natur durchbrochen, ihn verläßt auch das, was sie so lange verblendet: der physische Mut. Eine gekrönte Memme, von innen heraus unterwühlt, gebärdet sich der König an Duncans Stelle. Er hat — das sicherste Zeichen einer nahenden Geistesstörung — Halluzinationen. Banquos Geist ist eine klare Halluzination, sonst müßte ihn, allem Gespensterglauben nach, wenn sonst schon niemand aus der Tafelrunde, doch mindestens die Lady als Mitwissende und Mitschuldige erblicken. Es ist ein Unfug und eine Denkfaulheit, zerstört die Stimmung, statt sie zu erhöhen, daß

man ihn auf deutschen Bühnen immer noch leibhaftig, wenn dies Wort von einer Vision zulässig ist, in seinem blutigen Hemd aus der Versenkung aufschweben läßt.

Nicht, was sie getan, nicht, wozu sie gedrängt — das Zwecklose des Geschehenen zerstört die Lady recht im Gegensatz zu ihrem Mann, der an den Taten selber zugrunde geht. Es ist nicht Shakespeares Gewohnheit, über zwei Menschen dasselbe Geschick zu verhängen. Im Gegenteil: er liebt zu zeigen, wie das gleiche Ereignis immer anders wirkt, je nach der Persönlichkeit, auf die es ausstrahlt.

Die Lady hatte gehofft, der Welt einen König, sich aber jenen Helden zu geben, zu dem sie aufblicken dürfe, wie in den ersten fernen Tagen der jungen Liebe. Darin ist sie betrogen. Und dies bricht sie völlig, die sich länger stark erhalten und behauptet als der Gatte. Er hat sie im Stiche gelassen: allein zu stehen und dies zu verwinden, ist sie aber nicht Ueberweib genug. Darum, weil ihr die gedoppelte Bürde auferlegt ward, ist denn auch ihr Zusammensturz so gänzlich und so unheilbar.

Man erinnere sich der Nachtwandelszene. Es sind Zwangsvorstellungen, die ihr immer wieder ihre Taten vor die Seele rücken. Sie kann nicht los davon. Aber ein tiefer Kummer, die Erkenntnis eines verlorenen, schrecklichen Entschlusses, eines großen und vertanen Wollens spricht weit eher aus ihrem Stöhnen als Reue, für die Shakespeare doch auch die Worte hatte, wenn er's für nötig hielt. So stirbt sie, stirbt, während um ihn alles einstürzt. Und nun geschieht das Unerhörte, das Kühnste: mindestens in einem Sinn wird Macbeth das, was sie aus ihm machen gewollt — der Unverzagte, der

dem Teufel in den Bart speit und sich nicht bangt, mit ihm zu raufen.

Es hatte sich das Geschick der beiden längst getrennt. Nicht mit einem Laut gedenkt die Schlafwandlerin des Gatten, es sei denn mit verspäteten Mahnungen.

Man meldet ihm ihren Tod. „Sie konnte später sterben. Es war noch Zeit genug für solch ein Wort."

Die Höllengeister narren ihn. Weissagungen, die ihn in Sicherheit gewiegt, kehren sich gegen ihn. Der Birnamwald rückt auf Dunsinan zu. Aber den Harnisch auf dem Rücken will er sterben.

Und noch eine große Enttäuschung. Macduff begegnet ihm. Sein will er schonen, einzig sein, dem er zu vieles Leid getan. Und nun erfährt er, dem mindestens der volle Schlachtenmut der Jugend wiedergekehrt, der nicht den römischen Toren spielen will: der Mann, der vom Geschick zu seinem Sieger bestimmt ist, der nicht vom Weibe geboren ward, stehe vor ihm.

Ein kurzes Stutzen; dann:

Ich geb' mich nicht,
Den Staub zu küssen vor dem Knaben Malcolm
Gehetzt zu werden von des Pöbels Fluch —
Kam auch nach Dunsinan der Birnamwald,
Dräust du mir auch, ein nicht vom Weib Geborner,
Doch wag' ich noch das Letzte. Vor die Brust
Werf' ich den Hünenschild. Triff, daß es schallt!
Und fahr' zur Hölle, wer zuerst ruft: Halt!

Man sollte meinen, der unter solchen Verhältnissen eines solchen Aufstieges fähig ist, in dem müssen denn doch die Keime jener großen Taten mindestens geschlum-

mert haben, deren sich die Lady von ihm versah. Und also vollendet, ja erhöht sein Ende ihre Tragik. Denn im Kampf um ein großes Ziel erliegen, wiewohl es erreichbar war, nur weil man sich in den Mitteln dazu vergriffen, weil man im anderen nicht zu viel, aber mehr gesucht hat, als er augenblicklich zu leisten vermochte, dies scheint mir eine große und echte Tragik.

Ein neuer Messias

Von einer messianischen Erscheinung im Italien der Gegenwart berichtet auf Grund persönlicher Forschungen Dr. Emil Rasmussen: „Ein Christus aus unseren Tagen." (Ein Kulturbild aus Italien, deutsch von Arthur Rotenburg. Verlag von Julius Zeitler, Leipzig.)

Es handelt sich um David Lazaretti aus Arcidosso im Toskanischen, der in den letzten Jahren Pios IX. und zu Beginn des Pontifikates Leos XIII. in seiner Heimat und auch im Kirchenstaat eine religiöse Bewegung entfachte, die nun, fast ein Menschenalter nach dem gewaltsamen Tode des Erregers, noch nicht völlig erstorben ist.

Immer noch leben an den Hängen des Monte Amiata, der, mit endlosen Wäldern von edeln Kastanien und der Spitze nahe mit Buchen bestanden, sich mehr als tausend Meter über die Ebene aufbaut, Bekenner seiner Lehre und seines Vorbildes, stille im Land, unter der Leitung von Aposteln, die er noch eingesetzt, und sie zehren von den Erinnerungen an den Meister, an seine Kämpfe, an seinen heroischen Tod eines Blutzeugen.

Unter allen Umständen muß man Dr. Rasmussen Dank für seine Bemühungen wissen. Denn es war viel-

leicht die letzte günstige Zeit, Authentisches über den Mann zu sammeln. Noch lebt, im Alter von mehr denn neunzig Jahren, seine Mutter. Und es kann nicht leicht gewesen sein, zusammenzubringen, was nun vorliegt. Es gehörte die Kunst dazu, argwöhnischer Menschen Vertrauen zu erringen, mit ihnen in ihren Einsamkeiten zu leben und auf manches zu verzichten, dem man nicht leicht entsagt.

David Lazarettis Vater war ein Fuhrmann aus Arcidosso, der sein Gewerbe ziemlich ins Große trieb. Er hatte dreißig Pferde im Stall und konnte die jungen, kräftigen Arme seiner Buben immer brauchen. Da ihm David mit Mönchsgelüsten kam, meinte er, meist decke die Kutte einen Tagedieb, und heilig könne man in jedem Stand werden, vielmehr sein. Er starb früh, und sehr zeitig nach seinem Tod vermählte sich die Witwe, der Waislein und ihrer Ansprüche ungedenk, zum andernmal. David hat ihr's nie nachgetragen und sie immer mit gleicher Liebe gehegt; ein anderer ihrer Söhne aber konnte ihr den Schritt niemals verzeihen.

Er war etwas über vierzehn Jahre; das Sumpffieber der Maremmen, die giftig schwelend zwischen Bergen und Meer sich breiten, wo man Erntearbeitern den dreifachen Lohn reichen muß, hatte den armen Jungen grimmig gepackt und geschüttelt, als er seine erste Vision hatte. Ein Mönch, mit dem er später noch viel zu tun bekam, eh' er ihn ganz als den heiligen Petrus erkannte, erschien ihm, begabte ihn mit einer bronzenen Medaille, mit der immerhin wichtigen und meist passenden Mitteilung, die ihn fortab nicht mehr losließ, sein Leben sei ein Mysterium, und mit der Kenntnis der

Vorschriften, nach denen sich Lazaretti zu richten hätte, um dereinst höherer Weisungen und Weihen teilhaftig zu werden. Er hat sie in einer stürmischen Jugend als ein leidenschaftlicher Mensch niemals verletzt.

Denn in seiner Natur lag viel Unbändiges. Seine Kraft war so ungeheuer, daß er mit der Macht seines Armes eine ganze Stadt in Schrecken halten konnte. Man reizt ihn einmal und sucht ihn zu Händeln zu locken, doch an sich haltend, will er nichts davon wissen. Endlich verläßt ihn die Geduld; er nimmt ein gefülltes Weinfaß und schleudert es durch die auseinanderstiebenden Widersacher an die Wand der großen Zechstube.

Es ist eine starke Vaterlandsliebe in ihm. Sie wich nie von ihm; er fühlte sich als Romane und seinen Stamm als den ersten der Welt, der denn auch in aller Zukunft herrschen und gebieten müsse. In den Kämpfen um die Einigung Italiens greift er freiwillig zu den Waffen. Um aber einen toten, schon von den Füchsen angenagten Kampfgenossen begraben zu können, vergißt er den Dienst. Den Leutnant, der ihn dafür feige schilt, fällt er grimmig an und will ihm den Kopf spalten. Das geht ihm, selbst für jene Zeit und ihre Begriffe von Disziplin verwunderlich, ungestraft aus: er hat den Burschen eines Obersten der Bersaglieri in einer schweren Krankheit mit Mißachtung des eigenen letzten Groschens heil gepflegt, und der bringt nun seinem Herrn zu Gehör, welch seltenes Herz der ungebärdige Gesell im Busen trage.

So wird denn entschieden, eine grobe Beschimpfung könne unter solchen Umständen auch mit einer groben Tat vergolten werden. Geschehen war ja endlich auch

nichts, was unmittelbare Sühne gefordert hätte. Lazaretti kehrt heim zu seinem Weib Carolina, das ihn rasch nacheinander mit fünf Kindern beschenkt hat. Er ist der beste Gatte und der liebevollste Vater all die Zeit seines Lebens gewesen und geblieben.

Immer ist er bis zur Selbstentäußerung zur Hilfe bereit. Almosen spendet er wie die Reichsten; sicherlich weit über seine Mittel. Die Cholera tritt grausam in seine Heimat ein; er pflegt und sorgt und bringt Beistand. Inzwischen treibt er sein Fuhrwesen übel genug weiter. Ein Mirakel muß man's heißen, daß er Pferd und Karre immer wieder heil zurückbringt, wenn er seine Fracht mit der kostbaren Erde, die sie nach der wundersamen Stadt Siena heißen, oder mit Faßdauben aus der Macchia erledigt hat.

Denn er zottelt verdrießlich, den Zigarrenstummel im Mund, ohne alle Eilfertigkeit hinter seinem abgetriebenen Klepperchen. Abends in der Kneipe horcht er, was man von Welthändeln und dergleichen erzählt, verwahrt es in einem stets bereiten Gedächtnis und macht sich nach einer immer frischen Einbildungskraft seinen Reim darauf, um auszusprechen, was ihn beschäftigt, damals wie später des Gehörs gewiß. „Die tausend Ideen" hatte man den Knaben genannt. Alle tausend schließen sich zu dem einen Gedanken, der als Richte für sein Leben sich in seinem Tiefsten bewurzelt.

Als er endlich bestimmt erkannt hat, wohin ihn die wirren inneren Stimmen rufen wollen, und entschlossen ist, ihnen gehorchend seine Sendung, die ihm immer noch unklar ist, auf sich zu nehmen, einen Pfad anzutreten, der der unwegsamsten Wanderung im Hochgebirg zu

vergleichen ist, wo immer ein Schritt in Verbindung mit der Unmöglichkeit der Umkehr den nächsten bedingt und zur letzten Aussicht hinaufführt, da offenbart er sich auch endlich seiner Mutter. Sie horcht ihm, wohl mehr in Andacht als in Verständnis. „Mein armer Sohn! Alle diese grausamen, großen Dinge! Aber, sie hauen dich in tausend Stücke!"

* *
*

Es waren so zwanzig Jahre seit jener verhängnisvollen Erscheinung des Mönchs vergangen, die Davids Gemüt in Ekstase versetzt und ihm neue Ziele gewiesen hatte.

Was ihm damals auferlegt worden, hatte er treulich gehalten. Er fastete an den gebotenen Tagen, er verlor sich mit der ganzen Inbrunst eines leidenschaftlichen Menschen an den Kultus der Madonna, die er ausnehmend, vor ihrem göttlichen Sohn verehrte.

Stammte er doch aus einer Gegend, wo allerhand Romantik und eine allgemeine poetische Anlage zu Hause ist. Jeder muntere Bauer in seiner Heimat macht einmal Verse, und er hatte sich in patriotischen Gesängen, die in keinem Belang so gar übel waren, versucht, ehe er sich ganz und gar der Gebenedeiten und ihrer Anbetung hingab.

Er kannte die Apokalypse, die noch jeden Schwarmgeist an sich gelockt, sie zu begreifen oder nachzubilden, er kannte die Propheten, ganz besonders den Daniel und den düsteren Träumer Ezechiel, der ihn sehr mächtig, bis in Einzelheiten beeinflußte. Von ihnen lernte er, mit mystischen Maßen und mit Symbolen operieren,

und seine architektonischen Vorstellungen, die späterhin für ihn und seine Anhängerschaft Bedeutung gewinnen sollten, sind durchaus aus dem Gedankenkreise des Ezechiel empfangen.

Und so kam dem überreizten Menschen das andere Gesicht, das alle seine Zweifel hob und ihm den einsamen Weg wies, an dessen Ende der Tod des Blutzeugen seiner harrte.

Am 25. April 1868 war er auf der Heimfahrt von Siena gewesen. Fieber und böses Kopfweh quälten ihn, und ihn befiel tiefer Schlaf. Er sah sich darin am brandenden Meer. Durch die Wogen aber steuerte in einem kleinen kupfernen Boot der Mönch zu ihm, und sie sahen nun, wie ein brüllender Löwe ein Meerwunder mit drei Köpfen und fünf flammenden Hörnern anfiel und bezwang. Vier Elefantenbeine hatte das Scheusal; der Körper war der eines Riesenferkels, und ein furchtbarer Schlangenschwanz züngelte darüber hin. Noch fünf andere Bestien müssen daran glauben. Sie verschwinden in einem Wirbelwinde, Windstille: der Löwe aber, als es still wird, in einer leuchtenden Wolke. David besteigt nun das Boot des Mönches, und sie fahren gemeinsam in „das Land der Großen", vordem Latium genannt. Da wachsen Granatäpfel, deren Kern gar köstlich ist; es sprudelt von frischen und erquicklichen Quellen, überragt von einer Klippe mit der lateinischen Inschrift: „Gottes Urteil. Hier ist der Mensch Staub." Da nun hebt der Mönch ein blaues Buch, aus dem er erfahren hat, Lazaretti habe sich durch zwanzigjährige Ergebenheit gegen die Madonna seiner Berufung würdig gemacht.

Nun soll er zu dem gehen, „der hienieden über die Gerechtigkeit des Himmels und der Erde wacht," und ihm alles mitteilen, was er gesehen hat, zum Beweise dafür „daß alle Ungeheuer des Meeres und der Erde im Bunde mit allen Mächten der Hölle den unüberwindlichen Löwen nicht besiegen werden". Will ihn aber der Papst nicht hören, so soll er in einem Kloster der Provinz Rom, Montorio Romano, in Gebet und Enthaltsamkeit verharren. Aber seine Versuche, zum Papst zu dringen, scheitern sämtlich. Betrübt geht er nach Arcidosso heim.

Einen Monat und einen Tag nach seiner Rückkehr packt es ihn abermals, wieder in schwerem Schlummer nach Fieberhitze. Ein junger Mann in prächtigen Kleidern winkt, er möge über einen reißenden Fluß zu ihm kommen. Der Visionär wagt es nicht. Da überschreitet der Jüngling trockenen Fußes den Strom und spricht: „Du bist in trüben Wassern gewandert. Darum fürchtest du dieses, das doch rein ist: denn es hat seinen Ursprung in den Quellen des Paradieses." Den zitternden David an der Hand, durchschreitet er die Flut. Der fühlt sich nach dieser Wanderung und dieser Leitung stärker denn je, wie nur sein Führer etwa in den Prunkgewändern. Am andern Ufer aber spricht der Geheimnisvolle: „Das Hindernis ist überwunden. Vollende du nun deine Sendung." Eine Feuersäule schießt vor ihm auf. Die Erde bebt. Es ist drei Uhr nachts; um sieben war der Schlummer über ihn gekommen.

Immer neue trostlose Versuche folgen, vor das Antlitz seiner Heiligkeit zu dringen, Pios IX., in dessen Stimme er doch denselben Klang vernommen, wie im

Brüllen des unüberwindlichen Löwen. Umsonst belauert er alle Zugänge des Vatikans; findet er endlich irgendwo unwilliges Gehör, dann wird er wie ein überlästiger Schwarmgeist behandelt. Nirgends glaubt man unlieber Gesichte und göttliche Berufungen als in Rom. Die Hebel aber, die der arme Bauer weiß, sind zu schwach, ihm die heiligen Pforten zu öffnen. Endlich dringt er doch vor das Antlitz des Papstes. Er gewinnt ihn: solange Pius noch auf dem Stuhle Petri sitzt, bleibt er Lazaretti geneigt und läßt ihm keinerlei Leid tun. Er hört den Heilsucher freundlich; er gestattet ihm, sich in ein Kloster der alles Spuks und aller Mysterien vollen Sabinerberge zurückzuziehen, das eine neue Stimme ihm statt Montorio Romano angewiesen hatte; er beschenkt ihn mit einem Rosenkranz von Früchten aus Jerusalem, wie er immer noch gern als Auszeichnung besonders Begnadeter gegeben wird. Es drängt ihn mächtig dahin. Trotz der Aufforderung des Papstes wiederzukehren, tritt Lazaretti eine Wanderschaft ins Ungewisse an; denn er ahnt nicht den Namen, nicht den Ort seiner Zufluchtsstätte.

Er muß lange suchen. An Ruinen von Klöstern kommt er vorüber, deren Zahl wohl selbst für den Kirchenstaat zu groß geworden war. Endlich, auf unwegsamen Pfaden, in einem schroffen Tal, vor einer Grotte, von der ihn ein Gießbach scheidet, vernimmt er wieder die Stimme des Geistermönchs: „Hier ist deine Wohnung." Ein frommer Einsiedler, Beato Amadeo, hatte da sein Wesen gehabt in einer dunklen Höhle, die gerade in den Felsen hineinging. Sie hatte die Form und Größe einer Klosterzelle; in der Felsmauer war eine

Nische, und rechts fand sich eine Erhöhung, wie ein Ruhelager. Unwegsam alles und so schroff, daß zwischen den Klippen nur die behende Ziege klettern konnte. Da nun richtete sich Lazaretti ein. Er mußte sich wohl mit Aelplern und nahen Klosterbrüdern in Verbindung setzen, damit für seine allerdringendsten Bedürfnisse gesorgt werde. Sonst aber lebt er trotz der Härte eines scharfen Herbstes als Eremit für sich, tut Kasteiung und dichtet Hymnen an die Gottesgebärerin und ihr Kind. Denen, die in seine Einsamkeit dringen, erzählt er, er sei ein Maler. So steigert sich denn natürlich seine Erregung immer höher aus sich heraus. Es bereiten sich neue, stärkere Ekstasen aus der eigenen Seele mit Notwendigkeit vor. Man denkt an Christi Fasten in der Wüste und was dem folgte.

Eine Stimme vom Eingang der Grotte heißt ihn, die Gebeine, die hier ruhen, sammeln und auf dem Kirchhof beisetzen. Nachdem er es mit Nachbarn verabredet hat, bringt David einen ganzen Tag im heißen Gebet zu. Mitten darin fällt der Schrecken Gottes auf ihn: vor dem Eingang, eine schwarze Kappe ins Antlitz gezogen, steht ein Mann, und ein solches Entsetzen übermeistert David, daß er atemlos flüchtet und sich kaum beruhigen läßt; er, vor dessen Kraft und Mut vordem die Vielen gezittert. Es wird gegraben: in Gegenwart von fünfunddreißig Menschen findet man das Skelett, dem dann die Ruhe im geweihten Boden gegönnt wird. Zu Abend brach ein unerhörtes Unwetter ein, das keiner vergaß, der es miterlebt. Solche Stürme mögen dem jüngsten Gericht vorantoben. Mitten im Zucken der Blitze aber sah David, der seinen Rosenkranz

betete, die Grotte plötzlich vom klarsten Licht erfüllt, dessen Aufflammen ihm die Besinnung nahm. Besinnungslos fanden ihn des Morgens vier junge Leute. Sein Gesicht war stark geschwollen. Was ihm geschehen war, konnte er nicht gleich offenbaren. Er bat um einen Priester. Es kamen der Vikar von St. Maria, der sein besonderes Vertrauen genoß, und Frater Ignazio Mikert, ein Westfale, der hier einen verborgen gebliebenen Mord in schmerzlicher Pön abbüßte. Lazarettis Zustand war sehr bedenklich. Man meinte, er habe wohl die Perniziosa, die immer tödliche Form der Malaria.

Dieses aber ist das Gesicht, wie es, zum vollen Bewußtsein zurückgekehrt, David Lazaretti dem Vikar von St. Maria mitteilte, das sich ihm offenbart hatte in jener Nacht voll unermeßlicher Schrecken, in der Grotte des Beato Amadeo im Sabinerlande, da seine Seele reif war für die Empfängnis neuer Wahrheiten und Begriffe durch Bußfertigkeiten aller Art und durch Gebete:

Durch das Wetterflammen war ein anderes, neues Licht aufgeglüht. Darnach betrat ein junger strahlender Krieger die Grotte, geleitet von einem jungen Weib, über dessen Rücken ein langer Schleier niederwallte. Ihnen folgten ein Mann in einer schwarzen Kappe und ein Mönch in brauner, mit einem weißen Strick gegürteter Kutte, ihm beide schon von früheren Erscheinungen her vertraut. Jede Person blieb für sich.

Der Mönch sprach: „Nun soll das Mysterium deines Lebens dir von dem Geiste, dem die Gebeine ange-

hören, die du kürzlich aufgegraben hast, geoffenbart werden." Nachher hatte er den Himmel offen, den Vater mit einer glühenden Kugel in der Hand und den Sohn an seiner Seite gesehen. Der Mann in der schwarzen Kutte hatte ihm anvertraut, er sei Davids Stammvater im sechzehnten Glied und wünsche auf dem Friedhof in Montorio bestattet zu sein; die Buchstaben M. P., das heißt Manfredo Pallavicino, auf dem Sarg. Dies geschah; zum Kennzeichen legte Lazaretti seine Ohrringe hinein; unter großer geistlicher Assistenz wurde M. P. nach der Rast von Jahrhunderten wieder beerdigt.

Es war aber noch ein Wunder geschehen: der Mönch, wir wissen schon: St. Peter selber, diesmal nach der Meinung eines Erzpriesters, also eines gewiß bewanderten Mannes, von der Madonna selber und vom heiligen Erzengel Michael geleitet —, hatte Lazaretti gezeichnet mit einem Stigma, das man deutlich in Form eines flammenden Herzens auf seiner Stirn sah. Nicht viele haben es geschaut, da er gern das Haar über dieses Zeichen seiner Prägung kämmte. Es wird geschildert als J + C, ähnlich dem byzantinischen Namenszug Christi und auch als Giudice e Christo, Richter und Erlöser, zu deuten. Ihm selbst aber erschließt sich erst langsam die ganze Fülle der Offenbarungen, samt der Rolle, die jedem seiner erlauchten Gäste dabei zugefallen.

In Kürze: er sieht Gott-Vater so erbost über die Gottlosigkeit der Menschen, daß ihn nur noch Madonna und ihr eingeborener Sohn davon zurückhalten, dem verkommenen Pack die glühende Kugel an den Kopf zu schleudern.

Manfredo Pallavicino aber, Lazarettis Ahn, offenbart dem Sprößling, er sei bestimmt, ein großer Führer des Volkes zu werden, jener „große Monarch", der die Reiche der Welt unter romanischer Leitung und im katholischen Glauben neu ordnen und leiten sollte, von dem seit Jahrhunderten Weissagungen umliefen, wenn sie ihr paßten, von der Priesterschaft toleriert, ja genutzt, dann wieder überlegen als Kram für alte Weiber abgelehnt.

Dieser „große Monarch" sollte nach allen gangbaren Vorstellungen aus dem Blute der französischen Könige, aus dem Samen Pippins sein. Das nun nimmt Pallavicino für sich und somit auch für seinen Abkömmling in Anspruch: er sei ein unehelicher Sohn Franz I. oder vielleicht noch besser Ludwigs XII. Besonders Franz I. hat es ja daran nicht gemangelt. Die ganze verworrene Geschichte von Manfredo Pallavicino und seinen merkwürdigen Schicksalen in Italien aber stammte bis ins kleinste aus einem Roman voll patriotischer Gesinnung und gehäufter Begebenheiten und Greuel, der in Lazarettis Jugend im Umlauf gewesen war, mehr denn tausend Seiten stark! Sicherlich hatte er ihn niemals gelesen; der Inhalt war ihm aber wohl durch Gespräche am Kaminfeuer vollkommen vertraut, sodaß er sein ganzes Bewußtsein füllte, um in der entscheidenden Stunde daraus aufzuerstehen.

Einzelnes blieb immer dunkel; zum Beispiel die Art, wie er sein Stigma empfing, ob in einem Sturm der Verzückung ohne Raum für einen Schmerz, ob er sich's selber mit einprägte in einer Ekstase und nach dem Erwachen keinerlei Erinnerung an sein Tun mehr

in sich fand — er besaß seinen so geschnittenen Siegelring — ändert nichts an dem Eindruck unbedingter Ehrlichkeit und Gutgläubigkeit bei jedem Tun, den alle, darunter Menschen, die zu prüfen und zu beobachten gewohnt waren, von ihm empfangen haben. Eines Betruges hielt ihn nur für fähig, wer sich gewaltsam gegen ihn und sein Wesen verstocken wollte. Sein messianisches Bewußtsein hatte die erste Stufe gewonnen: er glaubte an sich als den berufenen Neuordner der Welt, wie wohl auch Jesus der Führer und der Richter Israels sein wollte, ehe er sich als milder Mittler und Erlöser und als Sohn Gottes seines eigensten Berufes besann. Das Heldentum hat immer sein Berauschendes in sich, ehe man stillere Größe begreift und übt. Lazaretti ist den Weg vom Schwert Gottes zum Lamm Gottes in sich zum ganzen Ende gegangen.

Inzwischen hatten sich daheim, in Arcidosso Gerüchte vom wunderlichen Wesen verbreitet, das David trieb.

Sendschreiben an den Papst, in einem Ton, der garnicht kurial war, meldeten von den Visionen in der Sabinergrotte. Die Antwort darauf war freilich nur die Ausweisung aus dem Kirchenstaat.

Die zu Hause suchen ihn zurückzulocken auf die Art, die bei seiner Natur den sichersten Erfolg verspricht. Denn sicherlich hat Karolina samt ihren Kleinen den Fernen sehr schmerzlich vermißt. Und so wird ihm denn vorgespiegelt, die Kinder seien krank und bedürften seiner.

Schon will er dem Rufe folgen. Aber das entsetzlichste Wetter, Blitze, die unmittelbar zu seinen Füßen

einzuschlagen scheinen, scheucht ihn zurück in seine Grotte. Er türmt zu stärkerer Scheidung von der Außenwelt einen zyklopischen Wall von Geröll um sich und sendet Botschaft nach Hause, die sein nahes Kommen ganz bestimmt in Aussicht stellen soll.

So erscheint er endlich wieder, ein ganz anderer, als der Ausgezogene. Er ist viel stiller; was man niemals in ihm gesucht hätte: der Mann der tausend Ideen steht fortab ganz im Bann der einen, der religiösen Idee, auf die sich seine Gedanken allesamt beziehen. Er empfindet sich ohne jede Anmaßung, die ihm immer fremd geblieben ist, hinausgehoben über die Menge: — sie aber merkt ihn, natürlich wie immer in solchen Fällen die nächsten Angehörigen ausgenommen, über sich. Durch seinen Bruder Checco und sein gutes und braves Weib Karolina sollte ihm noch manche Ungelegenheit blühen.

Es ist ihm eine große Macht über die Gemüter, lediglich, wie es scheint, durch die Macht seiner Erscheinung gegeben. Er weiß sich eine große und opferwillige Hingebung zu sichern, die, ohne viel zu fragen und zu sorgen, den eigenen Vorteil hinter sich wirft um ein großes, der Allgemeinheit frommendes Ziel, das der geliebte Führer in der Ferne deutet. Niemals hat es ihm an Freunden gefehlt, bereit, alles für ihn zu tun. Einer fiel ab; ein anderer, dessen man kaum gedacht, drängte sich in die Bresche, die des Verhetzten Abfall geschaffen.

Er versteht zu organisieren. Eine neue, große Kirche soll statt der drei kleinen und ungenügenden in seinem Heimatsort entstehen. Er schafft die Arbeitskräfte, wie sie späterhin willig um die Bauten fronen, die er für

seine eigenen Zwecke plant und türmen möchte. Freilich bleiben seine Unternehmungen sämtlich unvollendet, ob sie nun unmittelbar religiösen Bedürfnissen dienen sollen, ob sie symbolische Bedeutung haben.

Er ist immer rechtschaffen und von großer Ehrlichkeit. Er lebt in Neapel, und die hübsche Tochter eines Schenkwirts verliebt sich bis zur Besinnungslosigkeit in ihn. Man weiß, wie läßlich immer über derlei Sünden, zumal bei so großer Entfernung von der Legitimen, gedacht wird. David offenbart dem Mädchen, er sei verheiratet, und heilt es von seiner Leidenschaft; Nebenbuhler aber, die ihm böse mitspielen möchten, entwaffnet er.

Er ist von der vollkommensten Uneigennützigkeit. So viel an ihm lag, ist durch ihn niemand zu Schaden gekommen. Ein reicher Franzose, Du Vachat, hatte der Sache namhafte Opfer gebracht. Immer, fast bis an sein letztes Ende, sann Lazaretti darüber, wie man sie dem Abgefallenen erstatten könnte. Eine kommunistische Gliederung seiner Gemeinde schwebt ihm vor. Die Dinge gehen auch immer ganz leidlich, solang er selbst sich ihnen widmen kann. Immer aber wird er wieder abgerufen, und unredliche, oder auch nur ungeschickte Verwaltung zerstört das gedeihlich Begonnene. Untreue gegen Lazaretti aber, selbst verbrecherischer Art, findet bei den italienischen Behörden die mildeste Auffassung.

Er hätte Schätze sammeln können, die ihm angeboten wurden, und er hinterließ seiner Familie nichts als einen Bettelstab. So stark ist dieser Zug von Selbstlosigkeit seinem ganzen Wesen aufgeprägt, daß

er auch dem Fremden entgegenspringt, wenn der sich nicht mutwillig dagegen verblendet. Man macht ihm einmal den Prozeß, belegt alle seine Papiere und Briefschaften mit Beschlag, führt ihn mit gefesselten Händen im Geleit von Karabinieri nach Scarsano, weil er seine Nebenmenschen ausbeute. Der reiche und angesehene Advokat Salvi aber, der unter Leopold II. von Toskana als Generalprokurator eine der höchsten Richterstellen des Landes bekleidet, begegnet ihm aufs herzlichste, mit voller Gastfreundschaft, nimmt sich uneigennützig seiner an. Späterhin auch Karolinas. Das war ein Unglück. Karolina war kein Verkehr für Menschen, deren Glauben an David noch nicht unerschütterlich stand.

Er faßt ungemein leicht. Späterhin, da er als Gast in der berühmten Karthause verweilt, dem Mutterhaus des ganzen Ordens und des köstlichen Schnapses, den sie nun kummervoll außerhalb des schönen Frankreichs brennen müssen, will der Abt durchaus nicht glauben, daß Lazaretti gar keine gelehrten Studien getrieben und den heiligen Thomas von Aquino, der ihm hier erst in der Klosterbibliothek entgegentritt, nicht gekannt haben soll. Offenbar war jenes theologische Genie in ihm, dem Fragen wichtig erscheinen und klar werden, die sich andern niemals offenbaren. Immer wieder aber erhebt sich in ihm das Bedürfnis nach der Einsamkeit, nach der letzten Erforschung seines Gewissens — ohne Mittler. So verbringt er auf der einsamen, nur von wilden Ziegen durchsprungenen Insel Monte Cristo lange Tage ohne Obdach, ohne Nahrung, als die wenigen mitgenommenen Brote.

Im allgemeinen aber ist Lazaretti durchaus auf das bedacht, was seinen Anhängern unmittelbar nütze. Er bemüht sich um eine bessere Schulbildung, um bessere Haltung der Frauen. Ihm schwebt eine allgemeine und eine langerstreckte Schulpflicht vor, zu einer Zeit, da im neugeeinten Königreich Italien noch niemand derlei dachte. Er erkennt, daß der steinige Boden seiner wolkennahen Bergheimat reichlich lohnen könnte, zerschlüge man das Gefels mit vereinten Kräften, und sucht nicht ohne Erfolg die Arme seiner Getreuen zu solchen Aufgaben zu lenken. Er erkennt das Unheilvolle manches Aberglaubens und sucht ihn zu dämmen. Durchaus erscheint er fromm im katholischesten Sinn. Er hat eine hohe Meinung von der Macht des Gebetes und fordert von den Frommen sehr erkleckliche und zeitraubende Leistungen. Auch die Wirkung der Andacht ist ihm ganz katholisch-unmittelbar, schon hienieden lohnend und vor Unheil schützend. Die Eremiten, die sich um ihn sammeln, entsendet er auf Wallfahrt nach den Stätten im Sabinerland, die ihm für seine Entwicklung wichtig gewesen. Doch für die Zwecke der Priesterschaft an sich ist er niemals zu haben; allen Versuchen, ihn dafür einzufangen, hat er widerstanden, der gläubig im Innersten, aber niemals klerikal war, der sich immer als Italiener fühlte.

Natürlich, mit dem wachsenden Glauben an sich, bestärkt durch seinen Einfluß über die Seelen, deren bald ihm in der Heimat allein über tausend in unbedingter Fügsamkeit gehorchen, mit höheren Zielen wird er bewußter und fordert den blinderen Glauben. Er weissagt gern, freilich nicht eben mit großem Glück. Ein-

mal trifft er's so ungefähr; meist aber klappt es daneben. Die einzelne Vision, die ihm vordem immer den Weg offenbaren mußte, ist nicht mehr notwendig. Eine allgemeine Inspiration lebt nun in ihm und erfüllt ihn ganz samt dem, was er schreibt. Denn er ist bemüht, seine Gedanken schriftlich ausgehen zu lassen, und antwortet auf etwaige Bemängelung: „Don Filippo, nicht ich bin es, der schreibt." Zwei Reiche der göttlichen Personen sind vorüber: das der Vergeltung vom Vater, das der Barmherzigkeit vom Sohne. Das dritte aber, das goldene Reich der Gerechtigkeit und des heiligen Geistes steht noch aus, und er soll es gründen, der sich zugleich immer sicherer als neue Inkarnation Christi, als den abermals notwendig gewordenen Mittler fühlt. Darum müht er sich um die nach den drei christlichen Haupttugenden gegliederte Organisation dreier Orden, die seine Anhänger verbünden und seine Ideen verbreiten, die in Not und Krankheit einander nach einem ganz gut erwogenen Plan beistehen und vor dem Schlimmsten behüten sollen.

Auf dem Gipfel des Monte Labbro aber, der dem Monte Ammiata vorgelagert ist und eine kaum minder herrliche Umsicht auf das Meer, die darin schwimmenden Inselchen und den hohen Appennin gewährt, soll sich ein Symbol des neuen Bundes erheben. Für immer ist der Berg, dessen Name nicht umsonst an das Labarum, die Kreuzesfahne, erinnert, die Konstantin siegverheißend im Traum vor der Entscheidungsschlacht über Römerkrone und Römerglauben durch die Sterne hatte flattern sehn, nun mit dem Werk und dem Leben David Lazarettis verknüpft. Auf seinem Gipfel sollte

die neue Arche Noah erstehen, bestimmt, in der neuen Sintflut, wenn die Welt im Priesterblut schwimmen würde, den zur Rettung Bestimmten ein Obdach zu sein. Sie war niemandem ein Schirm, nicht einmal sich selber. Ein Turm von dreiunddreißig und einer halben Elle sollte sie bekrönen. Nur noch Trümmer sprechen davon und von den vielen Mühen, die ihm gegolten. Denn eine immer weise und fürsichtige Regierung, ohne rechte Vorstellung, was da so trutzig und so babelmäßig dem Himmel entgegen gehoben ward, hatte, damit nicht etwa ein Fort für eine mögliche Rebellion erstehe, verboten, bei der Maurerarbeit Bindemittel zu verwenden. So stürzte denn das Ganze in sich. Nur Zellen blieben übrig, in denen Lazaretti späterhin sein Wort verkündigte. Der unselige Sturz aber geschah am gleichen Tage, als die Macht Napoleons III. für immer dahinsank — mit ihr die einzige Stütze der weltlichen Papstmacht Pio IX. . . .

Allerhand Bauten erhoben sich im Laufe der Zeiten auf dem heiligen Berge Lazarettis, für die Bedürfnisse der kleinen Kolonie, die sich da angesiedelt. Freilich keine Dome mit beherrschenden Terrassen und mit feierlichen, von andächtigen Wallern überfüllten Freitreppen, wie er sie seinen Bekennern verheißen hatte.

Seine Schriften taten allerdings ihre Wirkung in die Ferne und warben ihm einzelne Gläubige, sogar einen Bischof in Partibus mit einem reichen Beichtkind, einer Engländerin, die sich dem Katholizismus zugewandt. Der große, allgemeine Zuzug der Völker nach Monte Labbro aber wollte nicht beginnen.

Ein Kirchlein war erhöht worden. Regelrecht ge-

weihte und bestallte Priester walteten darin der Frommen, und ein Altarblatt stellte jene Erscheinung der Madonna mit St. Michael beim Gottsucher in der Sabinergrotte dar, die für Lazaretti und seine innere Entwicklung Epoche gemacht. Es ward auch für den Unterricht der Jugend kräftig gesorgt.

Inzwischen war Pius IX. gestorben. Leo, der nach Lazaretti „sich einen Löwen nennt, und als ein von den Wölfen verschlungenes Schaf endigen soll“, hielt die Schlüssel Petri. Ihm war Lazaretti vollkommen gleichgültig; im Vatikan überwog der Einfluß der Jesuiten unbedingt. Die Versuche, die Kraft des neuen Meisters im klerikalen Sinn zu nutzen, waren gescheitert; er selber hatte sich innerlich mehr und mehr von manchem Dogma befreit.

Niemals war er eigentlich Fanatiker, immer eine ehrlich bekennende Natur gewesen. Eine schöne Jüdin, die mit Begeisterung von ihrem Glauben sprach, hatte ihn entzückt. Was er von Kasteiungen und Bußübungen forderte, blieb immer in mäßigen Grenzen. Er glaubte nicht an den unbedingten Wert der Keuschheit; nur vor großen Anlässen, höheren Weihen forderte er Enthaltsamkeit. Von Gelagen war er kein Freund; aber er liebte die Heiterkeit mehr als die Askese. Ein durchaus menschlich gesinnter Reformator erscheint er.

So kommen ihm große Skrupel über die Priesterwirtschaft. Er erkennt, wie sie das Volk niederzudrücken, auszubeuten sucht, wie sie eine Kaste bildet, einen Fremdkörper im lebendigen Organismus. Das muß er rügen und aussprechen. Er hat seine Bedenken gegen die Ehelosigkeit des Klerus, mit allen Lügen, ja

Verbrechen, die sie notwendig geleiten. Er zweifelt an der Ohrenbeichte und fordert von seinen Anhängern nur noch ein summarisches Sündenbekenntnis, also, er rüttelt an einem Grundpfeiler des römischen Dogmatismus um den andern.

Und so nähern sich die hundertzwanzig Monate ihrem Ende, die er einmal als die Dauer seiner öffentlichen Wirksamkeit vorausgesagt. Man versucht, von innen heraus, durch Verlockung und Verleumdung sein Werk zu zerstören. Ohne rechten Erfolg. Auch in den Gemütern von Geweihten, wenn sie nur lang genug unter seinem Einfluß waren, ist der Glaube an ihn zu mächtig, um auf einen Wunsch der Oberen hin zu zerstieben. Man ruft ihn nach Rom vor die Inquisition, damit er sich rechtfertige. Zu seinen Inquirenten bestellt man durchweg Männer, die ihm einmal wohlwollend beschwerliche Schritte erleichtert hatten, vor denen er sich also notwendig befangen fühlt. So erliegt er den Künsten Roms. Er läßt sich zu einem Widerruf bringen, den er in einem höchst eigentümlichen, erschütternden Brief nach Hause meldet. Bald aber kommt er zur Besinnung. Sich selber läßt er als Opfer fallen, sein Werk nicht. Er kehrt auf Monte Labbro ein. Er trifft organische Bestimmungen, gliedert seine kleine Gemeinde. Da sind Apostel, denen er Jünger beigibt, je nachdem einer der Schrift mächtig ist oder nicht. Die Beichtstühle werden als überflüssig zerschlagen. Er selbst spendet eine Art Abendmahl. Es kommen viel mehr dazu, als geladen waren; das eine für die wenigen bestimmte Lamm aber genügt, die vielen zu sättigen, also das Wunder der Brote erneuernd. Was

er als Laie vordem nicht gewagt, tut er fortab: er erhebt mit einer unvergeßlichen Kraft und Eindringlichkeit seine Stimme, lehrend und mahnend, vor der Gemeinde in der Kirche selbst.

Zeichen hatten sich begeben. Die Erwartung großer, finsterer Geschehnisse war in den Seelen. Don Filippo, der Getreueste Lazarettis, sah im Traum den geliebten Meister mit einer Binde um die Stirn. „Es fehlt nur noch wenig," meinte David, da er ihm davon sprach. Ein Stummer aus Casteldelpiano sah am hellichten Tage und in wachem Zustande „Messen und Feuer" auf Monte Labbro, und über dem Gipfel des Monte Ammiata sah ein Bauer aus Arcidosso ein blutiges Kreuz. Aus der ganzen Nachbarschaft strömen Menschen zu des neuen Heilandes Wohnung, Zeugen dessen zu werden, was sich da etwa bereite. Immer deutlicher spricht er von einem nahen Ausgang, daß er allein als Sühnopfer für alle genüge. Alle seine Gedanken drehen sich nur noch um den Tod. Seine Schauer fallen ihn an mit unerhörter Gewalt und erpressen ihm schüttelnd den Schweiß des Sterbenden. Es ist doch eine starke und eine lebensfreudige Natur in ihm.

Seine Feinde hatten alles bereitet, ihm die Märtyrerkrone zu verschaffen. Der Vatikan exkommunizierte jeden, der seine Schriften noch lesen werde. Sonst hatte sich eine nette Gesellschaft zusammengefunden gegen ihn. Da war der Gemeinderat von Arcidosso, der gar zu freigebig Gut der Gesamtheit unter sich aufgeteilt und dem David das Handwerk gelegt; voran der Bürgermeister, ein Gemütsmensch, der in seinem Haus

einen siedenden Oelkessel bereit hielt, aus dem die kleinen Mädchen besprengt werden sollten, wenn die Prozession der Lazarettisten käme. Da waren Priester, mehr als nur verdächtig des Bruches ihrer Gelübde unter erschwerenden Umständen, das heißt, mit sehr nahen Verwandten; die gegen Ratten und Ungeziefer Andachten für Geld hielten und böse Geister bannten. Das nun sprengte aus, David sammle ein Heer, um nach Rom zu ziehen und Papst und König von ihren Thronen zu stoßen; das verschrie ihn nun als einen armen Schwachkopf, dann wieder als den neuen Antichrist. Von allen Kanzeln wurde gegen ihn gewettert, geeifert, gegeifert; die staatliche Gewalt aber, die über seine durchaus gesetzestreue Gesinnung wohl unterrichtet war und klug getan hätte, ihn zu schützen, wie denn ganz bestimmte Zusagen, ja Aufträge in diesem Sinne erteilt worden waren, ließ seine Widersacher toben und ihm den Untergang, seiner Sache aber die Möglichkeit eines längeren Bestandes bereiten, als den sie anders hätte haben können.

Auf dem Berg aber feierten sie Feste. Neue Kleider wurden für alle genäht, denn in frischen Gewanden sollte der Offenbarungstag begangen werden, der nun mit Macht näher rückte. Das Geld dafür hatten die Bemittelten beigesteuert; die Stoffe waren in Turin gekauft und von den Weibern verarbeitet worden.

Die Kirche ist überfüllt; bis weit hinaus stehen die Andächtigen und Neugierigen. Die ganzen Nächte durch wird gebetet. Umzüge von Mädchenchören finden statt; eine Musikbande spielt. Am 18. August 1878 bereitet er sich, als der neue Moses, der die Seinen ins

gelobte Land führt, niederzusteigen von seinem Berge nach Arcidosso, wo man alles zu seinem Verderben hergerichtet hat.

Gemeinsam empfangen sie das Abendmahl. Er trägt einen gelben Umhang, einen rot gefütterten Mantel. Noch einmal, Himmelswonne im Gesicht, erhebt er seine Stimme vor den Getreuen. Dann setzt sich der Zug in Bewegung. Er ist theatralisch genug. Jeder Teilnehmer hat vorher aus dem Munde des neuen Messias, an seinem Ostertage, vollkommene Absolution empfangen.

Um sieben Uhr, trotz der Warnungen, der Mord lauere unten auf ihn, setzt sich nun der Zug in Bewegung. Ganz vorn tragen drei Jünglinge das Labarum, die Kreuzesfahne Lazarettis, der angetan ist mit einer gelben Mandorla, einer bis an die Füße reichenden roten Tunika, über der Schulter den himmelblauen Mantel, auf der Brust sein Zeiten J + C, in den erhobenen Händen aber das Zepter und die Dornenkrone. Um das Haupt geschlungen ist ein Band mit der Inschrift: „Die Republik ist Gottes Reich"; ein Siegel zwischen Oelzweigen und das Zeichen der Dreieinigkeit vollenden den Kopfschmuck.

Alsdann kommt Don Filippo Imperiazzi in einer grauen Tunika mit blauem Mantel, der Tracht der Eremitenpriester. Er war immerdar David mit einer Treue ergeben gewesen, die jeder Lockung widerstand. Hinter ihm wallen zwölf kleine Mädchen, „die Töchter der Gesänge", Kinder von zehn bis zwölf Jahren, unter ihnen die kleine Bianca, Davids Töchterlein, mit einer Fahne: die Madonna darauf; das Jesulein sitzt

auf der mit Davids Siegel geprägten Erdkugel. Sie tragen weiße Kleidchen und Schleier. Hernach sind zwölf fromme Jungfrauen in weiß mit blauen Gürteln; „barmherzige Schwestern" in roten Kleidern mit blauem Mantel; „Matronen" in gleichen Farben, nur umgekehrter Reihenfolge.

Sieben „geistliche Fürsten". Unter ihnen Davids vier Brüder, die sich ihm zugewandt hatten, bis auf den Aeltesten, der niemals gläubig wurde. Sie tragen aschgraue Beinkleider, rote Hemden, blaue Schärpen, blaue Mäntel, die inwendig rot gefüttert sind. Ihnen gesellen sich die Apostel und die Jünger in ähnlichen Gewändern; dann eine große Schar von Bauern in Festtracht. Die Apostel tragen fünf Fahnen, darunter die Banner der drei lateinischen Länder. Alle haben zum Schutz gegen die Kugeln der Feinde Kokarden angeheftet, geweiht von David. Er hat keinen bestimmten Platz. Bald da, bald dort ist er, hat ein Wort für jeden, ermuntert alle. Einen Helm hat er aufgesetzt mit drei wehenden Federn verschiedener Farben, Symbolen seiner drei künftigen Länder. Vorn auf dem Helm ist die weiße Taube zwischen den Oelzweigen auf einem Schildchen. Auf der Brust hängt an einer gelben Schnur ein großes Kreuz; in der Hand aber hat er ein Stäbchen, nach oben hin gekrümmt, wie eine Inful. So, Psalmen singend, steigt man vom Monte Labbro. Auf allen Kreuzungen harren Andächtige, begierig der Wunder, die sich bereiten sollen. Aber auch Männer und Weiber aus Arcidosso, die Angehörige im Zug haben, melden sich mit Warnungen, je näher man der Stadt rückt. Tausende umstehen die Straße.

Gegen zehn Uhr erscheint der Polizeioberst und fordert Umkehr im Namen des Gesetzes. Ihm folgen acht Karabinieri, ein Bersagliere, der zufällig daheim weilt, ein Polizeidiener. David verweigert Gehorsam und bietet sich selber zum Opfer, wenn man nur seines Volkes schonen wolle.

Einige Leute, nicht aus Davids Zug, vielmehr von den Priestern dafür bezahlt, werfen nach der beeidigten Aussage des Polizeiinspektors Steine zwischen die Karabinieri, um sie so zur Gewalt und zum Waffengebrauch zu zwingen. Ein Stein trifft den Polizeiobersten am Arm. Ohne einen Versuch, David zu verhaften, reißt er die Büchse an die Wange und schlägt auf ihn an, der nur neun Ellen von ihm entfernt steht, den Mantel über die Schulter geworfen, die Arme ausgebreitet, den Blick fest und verächtlich auf den Feind geheftet.

Das Gewehr versagt. Auch das des Unteroffiziers Paimi. Da ruft der Karabiniere Pellegrini: „So wahr die Madonna eine Sau ist! Ich brenne ihm eine auf den Pelz.“ Mit einer Kugel im Kopf sinkt David zu Boden. Die Soldaten ziehen sich zurück, aber immer von zehn zu zehn Schritten kehren sie sich um und geben eine Salve gegen das wehrlose Volk. Vier Männer sind getötet; gegen hundert, Männer, Weiber und Kinder, die niemals an eine Auflehnung gedacht, stöhnen verwundet. Unter denen aber, die sich mit Revolvern heimtückisch an diesem Morden beteiligen, sind Honoratioren von Arcidosso und ihre Angehörigen. Der Bürgermeister hatte sich verkrochen.

Von den recht wie ein Kugelfang auf der Straße

aufgestellten Lazarettisten war merkwürdigerweise niemand auch nur verletzt; dies sei das große Wunder, meinten sie, das ihnen ihr Prophet in Aussicht gestellt.

Nur er selber lag, die Kugel im Gehirn, im Wegestaub. Zu ihm drang als erster sein Bruder Checco, der sich spät und, es scheint, niemals ohne Zweifel und Bedenken zu ihm gekehrt hatte. Hilfe durfte dem Sterbenden nicht gebracht werden; nicht einmal eine Erleichterung seiner Leiden war zu beschaffen. Den verzweifelnden Anhang tröstete Don Filippo, der sich von nun an als Erbe fühlte. Auf einer Leiter, die man zur Tragbahre umgewandelt, wurde David Lazaretti fortgebracht von der Stätte des Mordes.

Im nahen Ort le Bagnore starb er um halbzehn Uhr abends, nachdem er also fast noch einen halben Tag sich gequält. Es war nicht möglich gewesen, vorher die Kugel zu entfernen. An seiner Leiche stand sein Sohn Turpin und sein Mägdlein Bianca im weißen Kleidchen, Rosen im Haar, wie eine kleine Braut. Schluchzend warfen sich seine Angehörigen über die Leiche. Um elf Uhr kamen die Karabinieri. Sie trieben grauenvollsten Hohn mit der Leiche, als wär' er wirklich der Anführer von Mordbrennerbanden gewesen. Gegen seine Anhänger wurde eine rohe Hatz eröffnet und gleich hundertfünfzig eingekerkert. Ohne allen Erfolg. Aber seine Gegner hat sichtlich Gottes Hand gerührt. Wer noch lebt, wird gemieden wie ein räudiger Hund. Die Karabinieri, die gegen ihn losgedrückt, starben durch Mörderhand. Keine Verfolgung aber vermochte etwas über die Seinen. Die man angeklagt, wurden freigesprochen von aller Schuld. Die

ihn bekennen, haben Segen bei all ihrem Tun — vielleicht den Segen David Lazarettis, der auf dem Friedhof von St. Fiora schläft, weil man ihn nicht in Arcidosso begraben lassen wollte. Sie sind verträglich und sanftmütig, und alle ihre Unternehmungen empfangen sie aus dem Geist einer allgemeinen Bruderliebe.

Dies also ist das Leben von David Lazaretti, dem Fuhrmannssohn aus Arcidosso im Toskanischen, der eine neue Inkarnation Christi zu sein glaubte und seines hohen Vorbildes an Adel der Gesinnung, Kraft des Glaubens und der Duldung nicht unwert war. Er hätte unter günstigeren Umständen vielleicht eine größere Bewegung entzünden können, nicht nur beschränkt auf die wenigen, die um die Hänge des Monte Labbro sitzen, kümmerlich ihr Brot gewinnen und die immer noch lebendige Tradition aus dem Munde derer vernehmen, die ihn gekannt und ihm nahe gestanden. Unbesieglich ist das Erlösungs- und das Glaubensbedürfnis der Menschen. Immer wieder schafft es sich den, der es befriedigte, den neuen Mittler. Mit welchem Erfolg er aber dieser Aufgabe gerecht wird, wie viele Bekenner er sich weckt, das hängt von den Umständen ab und bestimmt seinen Rang in der Reihe der Propheten, der Glaubensbesserer, der messianischen Gestalten — bis zur Erhöhung zum Göttlichen.

Montsalvatsch — in Mähren

Das Wintersemester war in jedem Sinn gut gewesen, und der Student hatte beschlossen, sich eine ausgiebige Osterfahrt zu gönnen.

Er war ein frischer und fröhlicher Bursch, dem man gut sein mußte. Ihm wurde alles leicht, weil er's mit Geschick und wiederum mit Ernst anging. Die Genossen waren ihm zugètan; die Lehrer erwarteten sich etwas von ihm.

Innerlich war ihm stets wohl. Er saß mit Eifer über seinen gelehrten Büchern: aber seine Augen litten nicht darunter, und sie sahen mit klugen und hellen Blicken in das Leben und in die Natur. Er wußte in jungen Jahren schon, was er wollte und wie das zu erreichen sei.

Es war wenig Ehrgeiz in ihm und viel ehrliches Streben. Niemals hatte er sich an Aussichtsloses verloren und dadurch seine Kraft verzettelt. Er war erfüllt von Vorstellungen; vielfältig aber fehlte noch die Anschauung, die ihnen erst Wert und Gewicht verleiht. Und romantische Neigungen der harmlosesten Art schliefen insgeheim in ihm.

So steckte er jenen Betrag zu sich, den er diesem Zwecke widmen konnte, packte sein Ränzlein und ging

seiner Wege. Ohne Plan und ohne Ziel. Er nächtigte, wo es ihm behagte; verweilte, wo es ihm gut weilen dünkte. Ihm war alles recht und neu; eine große Fertigkeit und das Gefühl völliger Ungebundenheit, das jeden Genuß aufspringen läßt, wie ein befreiter Quell der Sonne entgegensprudelt, erwachten in ihm.

So vergingen die Tage. Es war noch wenig Blühen in der Welt, in der sich dennoch immer kräftiger der nahende Frühling ankündigte und vordeutete. Hügel und Felder waren schon völlig schneefrei; nur die Wasser gurgelten noch heftig und rauschten mit Macht, als müßten sie schwatzend und eilfertig nachholen, was sie während der langen Winterhaft unwillig genug versäumt. Er horchte ihrem Sang, der ihm voll geheimer Musik erschien.

So war er denn ein gut Stück ihm fremder Welt hindurchgekommen. Er hatte Burgen gesehen, in einsamen und träumenden Städtchen gesäumt, wo ein Fremder, gar so früh im Jahr, ein bestauntes Ereignis war. Es war ganz und gar kein Bedürfnis nach Gesellschaft oder Ansprache diese ganze Zeit hindurch in ihm rege geworden. Der leichte Nebel, der sich immer noch zu Morgen erhob und in den er frisch und tapfer hineinwanderte, schied ihn wie ein feinster Vorhang von der nächsten Zukunft, der nicht einer seiner Gedanken galt. Was er nun erlebte war gut, und was dahinter kam — mußte eben auch sein.

So war er durch Nieder-Oesterreich ins Mährer-Land geraten. Er folgte, ohne zu wissen, wohin sie führe, einer weißen und steigenden Straße. Ihr entlang reihten sich Linden, noch ohne jede Spur von Laub,

die Stämme ganz sonderbar mit Knorpeln und Auswüchsen besät, die Aeste zusammengedrängt, daß man nicht begriff, wie sie sich einmal, wenn das Grünen über sie kam, zur schönen und schattenden Lindenkrone ausweiten wollten. Es war ein sehr heller Tag. Die Felder waren schon umbrochen und wölbten sich der warmen Sonne entgegen; wenig nützes Erdreich, das nun schon zu stäuben begann und seine Kraft von der Sonne allein empfing.

Ein frischer Wind pfiff über die leicht wellige Hochebene. Der Student vernahm sein Sausen, und ihn faßte ein Gelüst, wie in Knabenjahren wieder einmal sein Ohr an die Telegraphenstangen zu pressen und dem geheimnisvollen Summen und Raunen darinnen zu horchen. Eine große Einsamkeit war um ihn; das Dörfchen, das er durchschritten, war ganz wie ausgestorben. Sparsam mahnten Bildhäuschen zur Andacht. Am Wegrain lehnte manchmal müßig ein einsamer Wagen, ganz verlassen und ohne jede Hut; fern sah er noch einen verspäteten Bauern seine pflügende Arbeit tun. Berge, mäßig hoch, aber von einem sehr tiefen und satten Blau, wölbten sich in sanften Kuppen dem Himmel entgegen.

Heimatlich berührte ihn dies alles. Als sähe er mit Augen, davon er viel vernommen, wohl gar geträumt, ohne es doch jemals mit den Blicken des Bewußtseins gesehen zu haben. Dennoch bedrückte ihn gemach die Einsamkeit, die sich fast körperlich an ihn drängen wollte. Denn nicht ein Gefährte war ihm begegnet: nicht ein Wanderer, der ihm einen Gruß geboten hätte. Nur braune Schopflerchen hüpften vor

ihm, zirpten ängstlich und schwangen sich mit kurzen Flügelschlägen auf den nächsten Meilenstein; oder ein Pirol dienerte eifrig mit seinem grünen Köpfchen, tat in stolzer Haltung und flink einige Schritte und raschelte davon. Sonst Verlassenheit und große Schweigsamkeit um den fahrenden Gesellen.

Ein Gottesacker auf der Höhe. Ein schwarzer Föhrenwald, der ganz plötzlich an die Straße herantrat, die weiß und blank seinem Saum entlang lief. In den hohen, zausigen Wipfeln hing die Sonne, die sich zu senken begann; an den braunroten Stämmen lag dunkle Glut; wo sich die Rinde geschält hatte, glomm's rötlich auf. In die schwarze Erde waren tiefe Runsen gerissen; darüber spannten sich verworren und seltsam verzweigte Wurzeln und Würzelchen, wie sie ein jäher Gewitterregen bloßlegt. Es wehte kühl und geheimnisvoll durch den Tann; die Nadeln knisterten, ein starker Harzgeruch war, und der Fuß trat unsicher auf den Mulm und die Nadeln vergangener Jahre, daß sich der Student, sorgend, er könnte so jede Richtung verlieren, wiederum nach wenigen Schritten ins Lichte zurückwendete.

Ihm gegenüber stand ein Rundbau, ganz einsam und unzugänglich, umrauscht von schwarzen Wäldern. Blicke in eine blaue Schlucht, durch die er ein mächtiges Wasser fließend ahnte, taten sich auf und schlossen sich ganz überraschend. Immer stärker wurde die Märchenstimmung, und sie nahm sein junges Herz durchaus gefangen. Nichts hätt' ihn mehr überrascht. Der Tag begann eiliger zu sinken, und flackerige, langgestreifte Flammen sprangen am Himmel auf und ließen

die nahen Wolkenränder sich entzünden. Ihm gegenüber aber erhob sich ein Schloß, vielmehr schon ein Komplex von Gebäuden. Noch stand vereinzelt ein grauer Wachtturm, ein Vorposten der wehrhaften Feste, auf schroffem Abhang. Ein Saalbau, eine niedrige und trutzige Kuppel darüber gestülpt; Brücken, kühn und in dreistem Sprung über Abgründe geworfen. Alles war angeglänzt von der schönen Abendlohe.

Sie verklärte die Felsen, die graubraun in einem Aufstiege sich zur Höhe schwangen; die Flechten, die gelb und golden die Schroffen umkleideten. Sie tauchte nieder zum Wasser, das sich ihm nun endlich offenbarte. Im tiefen Grunde zog es seine Straße; breit, wenig geregt, daß man aus solcher Entfernung nicht einmal bestimmen konnte, welchen Weg es nehme. Ein frischer Abendwind streifte die Fläche, daß sie leise geripptem, braungrauem Schiefer ähnelte, wie der allenthalben, mit leisem Glimmerglanze geschmückt, um ihn anstand. Eine so sonderbare und einheitliche Stimmung war es; ihm ganz vertraut und fremd. Noch war kein Haus des Ortes zu gewahren, der sicherlich ganz nahe sein mußte. Denn die Straße stieg nieder durch ein Wäldchen, in schönen Schlangenwindungen, von denen man einen großen Teil überschaute.

Woher trug er dieses Bild mit einer solchen Klarheit in der Seele? Er sann und säumte, ganz Staunen und Nachdenken. Und als fehle noch eines zur Vollendung, steuerte ein Kahn über den Fluß, langsam dem Burgfelsen zu. Ein Mann, hoch aufgerichtet und sehr groß von Wuchs, stand im Heck und hatte die Hände erhoben. Geschah es, sich vorm Rückglanz der

Sonne zu schützen, der eben jetzt in heißen Garben aufsprühte und da unten unendlich blenden mußte? Trieb es ihn, dem Einsamen auf seiner Höhe einen Ruf zuzusenden? Ein verlorenes Wort des Grußes oder der Warnung?

Und nun ward dem Studenten erst klar, was ihn so lang beschäftigt, ja gequält hatte. Denn es ist eine Pein, ein sonst williges Gedächtnis um eine Antwort anzugehen, die es ganz gegen alle Gewohnheit hartnäckig weigert. Eine ähnliche Straße mußte doch der junge Parzival gefahren sein, da er sich dem Wunderwalde näherte, dessen Hut bei den Templeisen war, die vor ihm allein wichen. Ganz so mußte ihm der Wind um die Stirn gesaust sein, in der es von unklarer und sehnsüchtiger Erwartung gärte; jeder Zweig hatte dem königlichen, doch törigen Sohne der Herzeloide wohl ein Geheimnis zuwispern wollen, das er nicht deuten konnte. Denn der Sang der Vögel schwieg, der ihm sonst so stürmisch zur Seele erklungen war.

Wie der Mann im Boot, das eben ins Ufergrün tauchte, mocht' er im Kahn des reichen Fischers über den ungeregten Weiher geglitten sein, Montsalvatsch, seinen Wundern, neuen Prüfungen und Abenteuern entgegen. Montsalvatsch in Mähren! Der Student mußte die wunderliche Zusammenstellung belächeln. Und dennoch beklemmte es ihn, daß er jenen Kahn nicht erreicht, als hätte der auf ihn gewartet, ihn etwas ganz Einzigem entgegenzutragen, das ihm nun unwiederbringlich verloren sei. Denn also, zumal im Lenz, regt die Parzivalstimmung sich in jeglichem, zugleich

mit dem Gefühl, es sei ein Köstliches für immerdar verloren gegangen.

Eine leise Verstimmung, der er sich nicht erwehren konnte, kaum mochte, als gehörte sie mit dazu; eine Müdigkeit, stärker, als sie der Marsch rechtfertigte, recht vom Herzen auf. Seine Augen umflorten sich leise, aber sein Haupt hielt er strack und ungebeugt. Langsam stieg er die letzten Krümmungen der Straße niederwärts. Die Schatten sanken; um die hohe Burg der Przemisliden, hernach der Althann und darunter jener Frau, die des Prinzen Eugen nächste Freundin gewesen war, kreisten die Dohlen und Krähen, und die Mauerschwalben segelten in langen Zügen zu ihrer Ruhe.

Die stille Stadt

(Gmunden).

Man hat manchmal ein Bedürfnis nach Einsamkeit und Stille und der Flucht in sich selbst. Der gewohnte Umgang wirkt unerträglich; jedes Wort klingt hohl; die vertrauten Gesichter verzerren sich, und man flüchtet vor ihnen wie vor traurigen Fratzen.

Wohin? Das ist vollkommen gleich. Man will sich retten vor dem Alltag und seinem Lärm; vor den grellen Lichtern, die zu Nacht die Straßen der Großstadt überflammen; den Aufregungen, jede für sich unmeßbar klein und dennoch zerstörend wie ein heimliches und unentrinnliches Narkotikum.

Der Wunsch nach Besinnung und Einkehr ist erwacht. Rauscht es noch in der eigenen Seele vom Rieseln jener Brunnen, die in der Heimlichkeit erst ihre Stimmchen erheben? Oder sind sie und alles Beste in uns versiegt? Ist man noch gesund genug, um sich selber ertragen zu können? Denn wer an anderen allzu sehr erkrankt ist, dem wird die eigne Gesellschaft zunächst leidig.

Man hat sich verloren, und man sucht nun wieder nach sich. Da sind Zeugen nicht zu gebrauchen. Denn manchen Wandels wird man sich so bewußt, den man sich selber gern verhehlen möchte, um den Freunde nicht

zu wissen brauchen, vor denen man sich immer selbst wider Willen in Positur, wohl gar in Pose wirft. Und sei es nur die des Harmlosen. Dafür hält sich im Grunde doch niemand.

Aus allen Jahreszeiten kannt' ich nun die Stadt am See. Nur im rechten Winter war ich noch niemals da gewesen. Vom ersten Frühling, wenn sich die Kastanienbäume das Gestade entlang eben zu begrünen beginnen, durch den Sommer, wenn ihre starken Kronen tiefe Schatten in die blaugrüne Flut werfen, darüber bunte Kähne gleiten, bis in den Spätherbst, da mit dem Fallaub die Fremden entschwinden, die hier ihre Lust und Erholung gesucht.

Oft und oft war ich ihre hügeligen Straßen durchschritten. Jede bietet einen anderen Blick auf den See, der von einer kräftigen, fast herben Schönheit und reich an Wechsel und Ausdruck ist. Alle aber sind sie erfüllt von Erinnerungen an den oberösterreichischen Bauernkrieg, dessen letzte Schlacht ganz nahan geschlagen worden ist.

Die grauen Kalkberge, getürmt gleich Pyramiden oder so schön und sanft geschwungen in ihren Linien daß sie das Bildnis einer schlafenden Riesin zu formen scheinen, kenn' ich im Rosenschimmer des Frühlenzes. Ich habe sie aufglühen sehen, als hätt' sich Eigenfeuer in ihnen entzündet, daß eine erschreckende Flackersäule über den See wanderte, im echten Alpenglühen: hernach standen sie doppelt grau, verglommene und mit trauriger Asche überflogene Kohlen, im herbstlichen Zwielicht.

Nun blinkte allenthalben ein dünner und leuch-

tender Schnee. Er überzog die Zacken des Traunsteins, daß er milder erschien denn sonst, da er sich schroff und trotzig aus dem See in den Himmel aufhebt; alle Scharten des Gebirges hüllte er.

Die Straßen, in denen sich sonst Lustwandelnde bewegen, waren ganz einsam; verschalt die luftigen Villen längs der Esplanade; und völlig schwarz standen die Kastanienbäume mit ihrem verknoteten Laubwerk in der frostigen Luft. Unwillige Hunde klafften dem einsamen Wanderer nach. Es ist ihnen im Sommer nicht vergönnt, ihren wahren Gesinnungen Ausdruck zu geben. Nun entschädigen sie sich für jenen Zwang. Offenbar ist ihnen jeder Tritt vertraut, der auf diesem gefrorenen Pflaster zu klingen pflegt. Alles Ungewohnte aber regt sie auf, und der Argwohn, der nun einmal Hundenatur ist, denn sie sind ihrer ganzen Verwendung nach Hüter des Besitzes, macht sich blaffend Luft. Wagen lassen sie gleichgültig. Hofkutschen fahren in langsamem Tempo vorüber, die Pferde sehr wohlgenährt und die Lakaien wie der Kutscher sehr sicher und der Würde ihrer Gebieterschaft bewußt. Es ist um Neujahr herum gewesen; da macht man einander Pflichtbesuche, die nicht eben eilen. Es haben sich hohe Herrschaften hier angesiedelt, und ihre Schlösser dehnen sich breit auf den Hügeln, die den schönsten Blick nach dem See bieten, oder ragen ernst aus dunklem Tannenhain gleich festen und trutzigen Burgen.

Das Leben der Einheimischen aber geht seinen stillen Gang. Es ist sonderbar, aber sie machen sämtlich den Eindruck, als hätten sie sich zur Ruhe gesetzt, mindestens für die Monate, bis die Saison wieder beginnt.

So etwas Ruhiges haben sie an sich, als wäre ihre Betriebsamkeit mit eingefroren und hielte nun ihren stillen und tiefen Winterschlaf. Man weiß, wer sich zur bestimmten Stunde für die gewohnte Weile zur Partie Whist versammelt, das hier mit allen Künsten und Feinheiten, deren es überhaupt fähig ist, gespielt wird; hat alsdann auf den gewohnten ungeselligen Spaziergängen Zeit genug, jedem Fehler nachzusinnen und Reu und Leid dafür zu tun.

Alles drängt zur Beschaulichkeit. Der See erscheint strenger geschlossen als im Sommer. Denn eine Nebelwand überhängt ihn und will auch der Sonne nicht weichen, die sich täglich zeigt und ihre Farbenwunder auf der Flut und an den Steilhängen des Gebirges übt. Eine fast völlige Windstille herrscht; es ist, als zerteilten sich die Wolken fast von selber, aufgesogen von den Kuppen der Berge, wie das Goethe vermutet hat. Die Wasser dampfen unablässig in die Kühle: kleine braune Krausen wölken sich über die Fläche. Durch sie sucht ein einsames, ungefüges Ruderboot den Weg; wie ein Schatten erscheint der Mann, der das schwere Ruder handhabt. Denn nur zweimal die Woche verkehrt der Dampfer.

Fremde Gäste finden sich ein. In regelmäßigen Reihen schwimmen Tauchentchen einher. Seltenes Wassergeflügel gesellt sich ihnen und den Schwänen, die gleich riesigen Schneeflocken in frostiger Weiße einherrudern. Im Garten der Villa aber, die uns Obdach bietet, ist ein lebendigeres Treiben als sonst selbst an Sommertagen. Uralte Bäume stehen da: Tannen, deren schwarzgrünes Nadelwerk der Schnee überflo-

gen hat, Birken, deren schlanke und wehende Aeste der Rauhreif unsäglich zart übersilbert. Da treibt nun scheues Gesindlein sein Spiel. Zu Schwärmen huschen die Meisen und ziepen mit ihren dünnen, gläsernen, frostigen Stimmchen; in Völkern erscheinen sie und verschwinden wieder, tummeln sich an den Futterplätzen, die man ihnen vorsorglich aufgerichtet. Buntspechte treiben ihr ernsthaftes und nimmermüdes Gehämmer und pochen wohl gar an die Fensterrahmen, so vertraut sind sie hier geworden. Der scheue Bergfink fliegt an, und Eichhörnchen jagen einander.

Am Abend vor Dreikönig erwacht die stille Stadt, die sonst nur zu träumen und zu Träumen zu zwingen scheint. Das winterlich frühe Dunkel ist hereingebrochen. Sparsame Flämmchen brennen längs der Esplanade, wo sich sonst Glühlicht an Glühlicht in ungebrochener Reihe entzündet. Die Nacht hüllt den See; man muß zum Ufer treten, um ihn zu gewahren, der sonst so mannigfaltig und bedeutend sich immer darzustellen weiß.

Aus den schmalen und steilen Gäßchen, die zur Höhe führen, bricht es vor. Halbwüchsige Burschen in weißen Zwilchkleidern, daß einem fröstelt, darüber eine rote Schärpe geschlungen. An der Hüfte tragen sie eine Kuhschelle, in den Händen einen langen Stab, auf den Köpfen aber den wunderlichsten Kopfputz: Häuser, Dome, Salzplätze, Fässer, alles aus Papier geformt, manchmal künstlich genug gebildet, und von innen heraus mit Kerzchen erhellt, daß sie zu glühen scheinen.

So, unter der Leitung eines Anführers, rennen sie

durch die Stadt. Auf dem Platze, den das Rathaus mit seinen putzigen Säulchen hütet, schlingen sie einen formlosen Reigen, der dennoch durch die behenden Bewegungen der Jungen, das phantastische Licht über ihren Häuptern, das eintönige Geläute der Schellen nicht ohne eine gewisse Wirkung ist. Unermüdlich scheinen sie, und sie legen also einen weiten Weg zurück. Denn die ganze Stadt, bis zu den entlegensten Villen, die im Winter bewohnt werden, wird so auf flinken Füßen durchtrabt.

Es ist hübsch, wenn sie die Hänge hinanlaufen; flink und schattenhaft und angestrahlt vom Licht der phantastischen Baulichkeiten, die sie tragen, die gleich rätselhaften Glühwürmchen durch das Dunkel gleiten, während das Geläute durch die Ferne harmonisch wirkt. Endlich verschwindet der Spuk, der Tanz der Glöckler, mit dem sie den Fasching einläuten, der auch in die stille Stadt kommt und sie für ein Weilchen in seinen Taumelpreis führt. Denn an Jugend fehlt es nicht; man sieht sie, rosenwangig, nicht nur vom Frost dieser Wintertage, und gesund auf den Eisplätzen.

Es ist ja auch ein Gymnasium da. Und man möcht' einen Buben beneiden, der hier seine Schuljahre verbringt. Angesichts einer einzigen und immer mannigfaltigen wie schönen Natur, verlockt, sie zu genießen und mit ihr eins zu werden; ins Beschauliche gedrängt durch den Wechsel, wenn die stille Stadt erwacht, sich mit Fremden füllt, alle Buntheit einer Weltstadt gewinnt, wenn sie dann sacht entschlummert, um im Winter vor sich hinzudämmern und den, der sich zu ihr

geflüchtet, mit ihrer köstlichen Ruhe zu begaben und zur Einkehr zu mahnen.

Ein Geschlecht, tüchtig und tatenfroh bei allem Sinn für die Größe der Historie und die Feinheiten der Natur, träumt man sich hier erwachsend; geneigt zur Betrachtung und nicht vor der Zeit verbraucht durch Erregungen, die man der Jugend fern wünscht. Man wünscht es sich, in der Erkenntnis, wie sehr wir seiner bedürften.

Wiener Waldstimmung

Allenthalben in der Umgebung von Wien mag das Blühen weiter vorgeschritten sein als hier, wohin man mich auf der nun schon so langen und mühseligen Suche nach Genesung gesendet.

Es ist schon sehr lange her, daß ich zum ersten Male von der Höhe hinunter auf das stille Wiesental gesehen. Die Anstalt, die sich nun beherrschend und bedeutsam aufbaut, war damals windschief und wenig besucht genug. Durchaus freundlich aber war der erste Eindruck, und er blieb, ja, er hat sich mit den Jahren der Wiederkehr nur durch ein leises Heimatsgefühl verstärkt. Abgeschiedener als sonstwo fühlt man sich von der Weltstadt und ihrem Lärm, stärker und unbedingter auf sich selbst und die Natur hingedrängt.

Die sanften Wege heben sich sacht durch die jungbegrünten Wiesen zu den Höhen, die das Tal von der Welt scheiden. Es ist ein vollkommener Kessel; vom höchsten Punkt seiner Umrahmung aus hat man eine Ferne, weiter, als man sie bei einer immerhin mäßigen Erhebung vermuten könnte. Ueber das Oertchen, das sich, man muß mit dem Raum nicht sparen, westhin an den Hängen dehnt, sieht man die Berge um Baden blauen und locken, und dahinter, noch reichlich mit

Schnee behaubt, erhebt sich grau und massig der Schneeberg. Zur Linken aber stehen die Berge von Mödling.

Dahin nun geht der Hauptverkehr. Auch das arme Wässerlein, nun ganz umblüht mit gelbflammenden Butterblumen und ziemlich in Fülle unmittelbar nach der Schneeschmelze, sucht in dieser Richtung seinen Pfad. Im Sommer versickert es ganz. Denn die Sonne liebt vor vielen dieses Tal, und sie füllt es zur Zeit mit all ihrem Glanz. Trotzdem wollen die Bäume nicht recht gedeihen. Wohl schießen sie schlank zur Höhe, aber sie bleiben dünn und beweglich vor dem Winde, der, man sieht nicht recht von wannen, leicht in diese Abgeschiedenheit den Zugang findet. Ganz nah den köstlichsten Rieden von Niederösterreich, wird hier kein Weinbau versucht. Nun, zu Ende April blüht erst der Kirschbaum; die Knospen der Kastanien, so wunderlich Fingern gleich, die man schützend mit grauem Filz umkleidet, tun sich auf.

Es ist etwas Rührendes um dieses erste Blühen, so bunt und mannigfaltig es sich offenbare. Denn das Märzveilchen wuchert in unglaublicher Fülle und durchduftet förmlich die Welt; allenthalben leuchtet es schwefelgelb von Himmelsschlüsseln, rötlich-blau vom Lerchensporn. Noch ist das blaue Kerzchen der Traubenhyazinthe angesteckt, und die weißen und blauen Windröschen und die gelben Ranunkeln sind überhäufig. Schlehe und Berberitze putzen sich weiß und gelb; die Bäume aber tun ihre Krone bedachtsamer der Sonne und ihren Lockungen auf. Man besehe sich ein Lindenblatt. Das ist zuerst ein wohlverwahrter

Knäuel. Allgemach und sehr vorsichtig, als wollt' er sich immer eine Rückzugsmöglichkeit sichern, an die doch nicht mehr zu denken ist, sowie er einmal der ersten Lockung nachgegeben hat, öffnet er sich. Die wahre Form des Läubleins offenbart sich über ein Weilchen. Aber, noch ist sein Grün sehr zart, um mit jeder guten Stunde zu erstarken; das Herz ist aber gar reinlich und bestimmt nun schon gezeichnet.

Die mir angewiesene Stube liegt zu ebener Erde. Da kommen denn bei leidlichem Wetter kleine, ganz kleine Ameisen zu Besuch. Sie gehören wohl zum gleichen Nest. Aber sie halten scheinbar keinen Verkehr untereinander. Immer haben sie es sehr eilig; wie schwarze Stäbchen huschen und rucken sie über den gelben Boden. Dann, in irgend einem Ritzchen, verweilen sie wieder unbegreiflich lang. Man muß gut zusehen, will man sie erkennen, so ganz gleichen sie einem schwarzen Schattenfleckchen. Gerade meiner Stube gegenüber erhebt sich eine schlanke und geschmeidige Gruppe Fichten. Sie sind fast immer in wiegender und einschläfernder Bewegung. Durch ihr tiefes Grün scheint nun der Himmel, ganz lichtgrau, mit Segen in sich und mit der Verheißung von Sonne hinter sich. Zu und von ihnen geht ein starker und zahlreicher Zuflug von Vögeln, die nun sehr eifrig nisten. Sie sind mir zu fern, als daß ich sie bestimmen könnte. Nur die Amsel, munter und eine beherzte Rauferin, läßt sich nicht verkennen, und ich mag nicht glauben, daß die Starenkästen in fast allen Bäumen verloren aufgehangen seien. Edle Sänger sind hier, dies weiß ich, freilich selten. Der Dorndreher war

allzu häufig und hat nach seiner ruchlosen Art die Alten meuchlerisch getötet und die Geheze grausam zerstört. Nun scheint man mit ihm aufgeräumt zu haben.

Die Bevölkerung ist arm genug. Erst seit dem Aufblühen der Anstalt, die nun in den beiden Hochsommermonaten den größten und den besten Teil der Zimmer für die Gäste in Anspruch nimmt, die in ihr selber keinen Raum mehr finden, haben sich Bodenpreise und allgemeiner Erwerb gehoben. Es werden Villen gebaut und für Dauer in Besitz genommen. Im allgemeinen aber gelten die Ureinwohner für ungemein gutartig. Sonst ist der niederösterreichische Bauer im Weinland zornmütig und gewalttätig; im Gebiete des Semmering aber, wo ihm allerdings ein sehr hartes Leben verhängt ist, ein gar trübsinniger Geselle. Hier sind Eigentumsvergehungen, zu denen Gelegenheit genug wäre, so gut wie unbekannt. Die Leute haben ein freies und dennoch höfliches Benehmen, eine gesittetere Heiterkeit und machen den Eindruck besserer allgemeiner Veranlagung. Es ist ein so großer und so bestimmter Unterschied gegen das ganze Umland, daß der Abgeordnete Dr. Menger, der nun schon sehr lange sich hier angekauft hat, behauptet und Beweise dafür haben will, es bestünde eine wirkliche Stammesverschiedenheit, die trümmerhaft und in Spuren sogar noch in der Mundart zu verfolgen sei. Nicht Austro-Bajuvaren, denen schon Wolfram von Eschenbach ein übles Kompliment machen mußte, hausten hier, es hätten vielmehr Franken da gesiedelt, die ja allenthalben so ziemlich für den gesittetsten und liebens-

wertesten deutschen Schlag gelten. Wie aber kam dies Splitterchen hierher und behauptete sich und alle seine Eigentümlichkeit — nach Menger sogar die Bauart der Häuser! — durch die Jahrhunderte? Man sieht ethnographische Fragen hart vor den Toren Wiens, drei Stunden Wagenfahrt davon.

Es müssen die gelindesten Naturgewalten hier bildend am Werk gewesen sein. Zacken und Zinken fehlen; nirgends ein Erdriß. Unmerklich, leis und kosend müssen die Wasser diese Hügelreihen ausgewaschen haben, die sich so weich und schwellend emporheben; nirgends war ein eigentlicher Durchbruch notwendig. Mit zahmen Böschungen steigen sie über die Ebene an, überall reich bewaldet. Es gibt unheimliche Stellen. Da hat sich das Stangenholz allzu dicht verwachsen und gibt Schatten, die selbst der Mittagssonne trotzen. Da nun wuchern verdächtige Nachtschatten und ranken sich; die Tollkirsche ist häufig. Sonst aber überwiegt das Heitere. Die Weißbuche mit ihrer glatten, blanken Rinde, manchmal am Windanfall von grüngoldigem Schimmer des Mooses angeflogen, formiert die Bestände. Stundenlang kann man sich in ihnen ergehen, ohne, Sonn- oder Feiertage ungerechnet, da es allerdings lebhaft genug schwärmt, einem Menschen zu begegnen. Der Jungwald — denn nirgends findet man Schläge, die den Eindruck höheren Alters machen — bildet Remisen, Unterschlupf dem sorgsam gehegten Wild in allzu schneereichen oder gestrengen Wintern. Die Reviere sind kaiserlich, Windbruch müßte höchst gefährlich werden. Ortschaft reiht sich an Ortschaft, immer kann man zwei Kirchtürme zu-

gleich sehen. Und in den Waldungen ist ein großes Schweigen. Nur das Sausen des Windes in den Wipfeln, oder das seltsame Knacken von Stämmen, die sich wiegen; nur vielleicht ein Raunen und Glucksen verhohlen verrinnender Wasser in heimlichen Gründen. Aus der Ebene aber, die sich lockend und weingesegnet dem Hügellande vorlegt, grüßen Städte, Zeugen einer uralten Kultur. Denn hier muß der Mensch sehr früh erkannt haben, es sei gut für ihn, Hütten zu bauen; und schwer genug hat der Deutsche den Boden Schritt vor Schritt in Besitz genommen, wieder erobert, wenn ihn eine neue feindliche Welle vertrug, urbar gemacht, bis er ihn als unbestrittenes Eigen sein nennen und wohl für immer behaupten konnte. An die schlimmsten Greuel der Türkenkriege wird man hier mehrfach gemahnt.

Es wird hier wenige Wege geben, die ich nicht im Verlauf der Jahre wiederholt beschritten. Einmal in guter und vergnügter Gesellschaft für Stunden dem Zwang des Arztes entrinnend und schattige Wege zu einer jener vortrefflichen Gaststätten suchend, die eine gütige Vorsehung fürsichtig gerade hier reichlich erstehen ließ. Wieder einmal ganz allein und dem Zauber der Einsamkeit hingegeben, daß man der Stunden und ihres Maßes vergißt, daß man jedes Lautes und jeder Regung gewahr werden möchte, und manchmal vor der Stille in sich und um sich aufhorchend gar erschrickt. Oder ich lief in einem guten Trab nach Kaltenleutgeben hinüber, um ja nichts zu versäumen. Dort, fast an der äußersten Gemarkung des endlos in eine Schlucht gelagerten Ortes, hatte sich der an-

mutigste und liebenswürdigste Feuilletonist deutscher Zunge, Hugo Wittmann, seinen Sommersitz gebaut, und empfing nun an Sonntagen gastlich. Immer fand man wen, dem zu begegnen lohnte, immer eine trefflich bestellte Tafel. Manchmal kam Ludwig Speidel herüber, der in der unfernen Brühl bei Mödling zu wohnen liebte und sich wohl einmal bedächtig über das Gebirge herüberschob; oder der feine Aesthetiker Josef Bayer; öfter Dr. Eduard Bacher, einer der beiden Lenker der „Neuen Freien Presse", einer der gewichtigsten und klügsten Publizisten Deutschlands. Am sichersten freilich traf man den Großhändler in Stimmen, den Hamburger Pollini. Ihm zu Dank nahm mancher seinen Weg hierher. Sängerinnen hab' ich hier zuerst vernommen, denen hernach die Welt lauschte, noch ganz jugendlich, ganz Erwartung, noch den vollen, unberührten Lenz in der Kehle. Oder man vergnügte sich kegelnd. Da waren einmal, ganz wider die Jahreszeit, bitterkalte Tage eingebrochen, und man schob mehr, um sich zu erwärmen als wie sonst der Gartenlust wegen; Pollini als vorsichtiger Mann in einem kostbaren, reich mit Pelz gefütterten Sammetmantel der Frau vom Hause, der ihn, der ziemlich klein und schmächtig gediehen war, stattlich umwallte und fast den Boden streifte. Das ist nun längst vorbei. Helene Wittmann, einmal eine gute und verläßliche Freundin, eine sichere Lehrerin in mancher Lebenskunst, ist tot; der Besitz in fremden Händen, den sie mit vieler Liebe ausgestattet. Was noch von jener Tafelrunde lebt, das grämelt so für sich und versteht kaum mehr die Freudigkeit, mit der einmal die Nachricht begrüßt

wurde, es sei etwa ein Fäßchen echtes Münchener Hofbräu aufgelegt worden und mit der man hier immer bei gutem und klugem Wort die Becher geläutet hat, bis es nicht mehr rätlich erschien, zu nächtiger Stunde auf den eigenen Füßen den immerhin fährlichen Heimweg zu suchen. Das verteuerte hernach ein solches Sonntagsvergnügen nicht unerheblich. Denn bei uns ist nun einmal alles, was mit Rossen und ihrer Bändigung zu tun hat, ein begehrlicher und kostspieliger Menschenschlag. Kutschbock und Peitsche machen anmaßlich.

Am liebsten freilich beinahe wendete ich mich gegen Heiligenkreuz. Der Weg ist gar anmutig. Langsam sich senkend, durch frischgrüne Waldgründe, immer die schöngeformte, blaue Wand des Eisernen Tores vor sich. Hernach das Stift, ein gotischer Bau, mit einem ganz prächtigen Kreuzgang. Da nun schlafen die Babenberge, ein Geschlecht, streitbar und staatsklug, durchaus mannhaft und fast ohne Ausnahme reichbegabt von ihrem ersten an bis zum zweiten Friedrich, dem Streitbaren, der seine Lande vor der Mongolengefahr zu schirmen verstand, doch nach einem unruhigen, rauflustigen Leben in der Leithaschlacht vor der Zeit durch die meuchlerische Hand eines Frangipan fiel. Hier fand der Unstäte, Stürmerische endlich Rast im Schirm eines Partikelchens jener kostbaren Reliquie, nach der das Stift sich benennt. Gerade gegenüber dem Eingang zur Kirche ist das Gasthaus. Da sitzt und sinnt es sich nun sehr gut im Schatten dichter Kastanien. Es ist ein munteres Wasser da; in einem Brunnentrog schwimmen behende, rotgetupfte Forellen und harren

der Glücklichen, die sich ihren allenthalben nicht eben wohlfeilen Genuß vergönnen dürfen. Mir ist immer an einer Forelle der Anblick als das Schönste und Köstlichste erschienen. Fast ist es Barbarenwerk, sie zu verzehren. Sehr edle Weine birgt dieser Keller, wie sie die Cisterzienser so klüglich zu ziehen, zu keltern und einzukellern verstanden. Dies Kloster gilt freilich für arm im Lande Niederösterreich, das in Klosterneuburg und bei den Schotten zu Wien die reichsten Mönchsvereinigungen überhaupt besitzt; aber es hat sich doch einen guten Anteil an den trefflichsten Lagen und Gewächsen zu sichern verstanden, deren der Kenner nicht anders denkt, als indem er die Zunge wider den Gaumen drückt und hernach einen andächtigen Schnalzlaut vernehmen läßt. Das Allerfeinste aber gehört freilich den Deutschherren. Immerhin, es sitzt sich gut da. Fiaker nach Fiaker rollt vor und setzt seine Gäste ab, die, etwa nach dem lärmigen Baden, einige Beschaulichkeit suchen. Manchmal bildet sich so eine Wagenburg. Und es ist immer, der Nähe eines Heiligtums gemäß, eine leise Stimmung und wird niemals laut. Die handförmigen Schatten der Roßkastanie fallen auf das Tischtuch; und es drängen sich Sonnenlichter durch; und der edle Wein leuchtet in einer schönen und milden Topasenfarbe, und behende Kringel tanzen und zucken in ewiger Bewegung. Kurz, es läßt sich sehr behaglich da sein und so viel denken, daß einem nichts einzelnes bestimmt ins Bewußtsein kommt. Das sind die reichsten, die innerlich fruchtbarsten Stunden, die das Leben überhaupt vergönnt; in ihnen reift, was oftmals viel später zu Garben gebunden sein will. Ganz

fernher erklingen Stimmen, undeutlich genug und eben darum lockend. Man horcht ihnen verloren, die sich aus dem Urgrund der Zeiten vernehmen lassen und ganz geheimnisvoll ihre Deutung heischen. Das gibt ein Spiel der Gedanken, anheimelnd und einschläfernd, wie keines. Oder aber, irgend ein Name wird wach und umsummt einen unablässig, trägen Fluges, gleich einer Florfliege mit den zarten, geäderten Flügeln und den goldenen Augen, die man auch nicht zu scheuchen das Herz hat, nicht einmal wenn sie leise behelligt, so hübsch und zierlich ist sie und so anheimelnd ist ihr Schwirren. Hier hat mich immer der Name der Frangipani verfolgt — wie schön, wie voll, wie harmonisch er nur klingt! Es ist Glockensingen in ihm, und sie haben denn auch das Mittelalter mit seiner besten Kraft und seiner besten Herrlichkeit ausgeläutet.

Die Frangipani! Es ist mir, als schuldete ich ihnen etwas und als forderten sie etwas von mir. Ich kenne nun die Stätten, wo sie gehaust und herrisch geboten. Am Coliseo bin ich staunend gestanden, dessen Besitz sie sich einmal frech und frevelhaft angemaßt. An ihrem Turm Astura, den der Deutsche immer noch mit einer heimlichen Beklemmung den Strand überragen und wieder daran verschwinden sieht, trug mich ein schleichender Dampfer vorüber. Am Grabe des armen, liebenswürdigen, törigen Knaben Konradin, den ein Frangipan seinen Verfolgern verkauft, bin ich gestanden, freilich ohne eine Spur jenes Schauers zu empfinden, der mich vor den feierlichen Sarkophagen seiner größeren Ahnen Heinrich VI. und Friedrich II. im Dom von Palermo anfiel, und der mich hier vor

dem Grabstein des Streitbaren immer wieder anweht. Er war doch nur ein Epilog, hastig ersonnen und töricht angeflickt, da die Tragödie des staufischen Hauses im Grunde längst vorüber war; seine Rührung ist die allgemeine des Jünglings, der vieles möchte, einiges wagt und sich zu viel zutraut und also hinsinkt, noch ehe man auch nur bestimmen könnte, welcher Art wohl der Geist gewesen sei, der ihn beseelte. Derlei überschätzt man immer. Ich habe ferner den Golf von Buccari befahren, wo die gleichen Frangipani oder mindestens ihre Namensvettern, die immer auch den Anspruch auf nahe Verwandtschaft mit dem italienischen Geschlecht erhoben, machtvoll als Seekönige geboten, denen alles zinsen mußte, was den Kanal von Maltempo berührte . . . Also hatten sie sich in mancher Herren Land — auch hier wohl im Gefolge der Anjou, zu denen sie abgefallen waren, als der Stern der Staufen erlosch — heimisch, begütert, mächtig gemacht. Gleich Fürsten mochten sie das Haupt tragen, das dann der Habsburger dem letzten ihres Stammes zu Füßen legen ließ. Von Henkershand ward ihr Heerschild gebrochen. Im Dom von Wiener Neustadt, nicht gar weit also von Heiligenkreuz und dem letzten Babenberg, liegt der letzte Frangipan. Seit der Stunde aber, da er um Hochverrat mit seinen Mitverschworenen gerichtet ward, weil sie das Haus Habsburg der Krone des marianischen Königreiches Ungarn wettmachen wollten, seit der Stunde, flüstert eine Sage an der Uskoken-Küste, deren Herren sie gewesen sind, tragen die Weiber gewisser Ortschaften an ihr immer Trauer. Sie mögen daheim gütig gewesen sein nach der Art von großen

Abenteurern, die gern immer wieder alles auf einen Wurf wagen und andere genießen lassen, glückte ihnen ein Schlag. Man sieht, wie weite Fittiche spannt hier die Phantasie! Und wie ziellos und ungezügelt schwärmt sie, unmittelbar angehaucht vom Odem der Historie.

Eine andere Erinnerung läge freilich in jedem Sinn näher. Diese aber beruft man nicht gern, man sucht sie abzuwehren. Denn in all ihrer Trauer empfindet man es doch wieder wie eine tiefe, hoffnungslose Beschämung. Es ist wie eine Wunde, die man verbergen möchte, die nicht heilen will; ungeschickt hat man sie sich selber in einer Stunde des Unheils zugefügt. Und nun schwärt sie weiter, insgeheim, aber ohne sich schließen zu wollen. Man siecht an ihr, fühlt sich unlustig zur Tat und gelähmt. Noch habe ich niemals den Entschluß in mir erschwingen können, die kurze, bequeme Strecke nach Meyerling zurückzulegen. Dort beten nun fromme Frauen unablässig für das Seelenheil eines, der bestimmt war, weiter Reiche zu walten, und der mitten in seinen Sünden, ganz wider alles Erwarten, aus der Sonne abberufen worden war; sie leiern ihre andächtigen Litaneien in den Gemächern, die einmal Zeugen der tollsten Lebenslust waren, freilich auch einer dunklen und weithin schattenden Tat; in den Gängen, die vordem orgiastische Weisen erfüllt. Nicht einmal die wenigen Schritte zum Friedhof von Heiligenkreuz hab' ich noch gemacht. Dort schläft oder schlief jenes unselige Weib, das in die Kronprinzentragödie am tiefsten verflochten war. Hat man sie, wie hier behauptet wird, wirklich in der grauen und nebeligen Winterfrühe tot am Wegerain gefunden? Im

bloßen Hemde, wie sie aus dem Fenster gesprungen war, sich von der Stätte des Entsetzens zu flüchten? Zwischen den schönen Schultern den Einschuß des Revolvers, der sie hingestreckt? Wer aber hat ihn auf sie angelegt und losgedrückt? Ist es Wahrheit, was von wissender Seite dafür ausgegeben wird? Oder verhüllt man sie immer noch? Es ist das freilich einer jener Fälle, in denen keine Aufklärung jemals genug tun wird, wenn man sie nicht mit den letzten Dokumenten belegt, was schwerlich angeht; wo man hinter jedem Bekenntnis ein Verschweigen, hinter jedem Geheimnis ein neues vermutet, sodaß jede Lösung wiederum eine Verwirrung bedeutet. Einzig die Phantasie des Volkes wird einmal das Rätselwort finden. Schon ist sie am Werk. Schon bilden sich Legenden, bis jene Fassung gefunden und geprägt sein wird, die dann durch Jahrhunderte geht und geglaubt wird, die hernach keine Forschung zu entwurzeln vermag. Schon merkt man die Ansätze dazu. Aber, man gedenkt nun wieder jener schlimmen Begebenheiten öfter und zorniger denn je. Denn es gewittert bedenklich im alten Reich der Habsburger; oftmals scheint es, als wollt' es gar und für immer nachten, und kein Ausblick in die Zukunft weist bessere Helle. Neue Schatten recken sich vielmehr aus der großen und geheimnisvoll drohenden Dunkelheit; nur für die kürzeste Weile scheint beschworen oder vertagt, was von Gefahren beseitigt wurde, um sich und seine Ansprüche immer wieder nach Art unbarmherziger und zugefristeter Gläubiger anzumelden. Man möchte auch dann verzagen, glaubte man nicht gewisse, geheime Symptome zu gewahren,

die vollends entmutigen und die nur mit Namen zu nennen man sich scheut.

Es sind regnerische Tage gewesen, in denen ich dies niedergeschrieben habe. Es lag wie ein Frost in der Luft, der zur Unzeit und schädigend genug eingetreten wäre. Es ist kein Unheil geschehen. Nur das Grünen hat einen starken Ruck nach vorwärts gemacht, und selbst die Zaunrebe und der wilde Wein, die dürr und wie verkrümmte Stecken eine Kellertür umkleiden, scheinen das Treiben und Drängen in sich zu verspüren. Auf den breiten Wegen des Anstaltsgartens, die zu einem Hügelchen und dann zu einer weiten Wiese emporführen, liegt die Sonne. Täglich hat sie sich nun seit den Ostertagen zu Abend durchgerungen, ohne rechte Kraft freilich; täglich kam der Morgen verhüllt, und man tat nur einen raschen Blick in die Natur, statt sich ihr gern und gläubig hinzugeben, wie es nun schon sein sollte. Die Kranken, denen es der Zustand irgend gestattet, ergehen sich sacht und genießend im Freien. Das ist hier immer so. Man nimmt Rücksichten aufeinander; man behelligt sich nicht mit der Erzählung der Leiden, die man durchgemacht und deren Nachwehen zu bannen man sich hierher senden ließ. Es ist der Ton guter Gesellschaft. Und dankbar ist man für jedes Schrittchen weiter, das man vollbracht; und man freut sich an jedem Sonnenblick, der über den Weg huscht, über jeden Vogel, der mit kurzem Angstton und Lockruf aufflattert. Es sind doch meist Kinder der Großstadt hier; manch eines darunter entdeckt sich erst hier den Lenz, tut hier den ersten, andächtigen Blick in die Natur. Eine allgemeine hübsche Duldung ist unter

ihnen, so mannigfach ihre Gebreste sein mögen; eine Hoffnung wie von Genesung, oft genug verloren, liegt über ihnen, verschönert und vereinigt sie. Oder sehe ich selber nur mit anderen Augen, mit denen des Gesundenden in die Welt? Der tut bekanntlich ganz andere und neue Blicke darein; der macht Entdeckungen bei jedem Tritt, ist dankbar und für jegliches empfänglich, dem Moment und seiner leisesten Stimmung hingegeben und gewillt, sich ganz daran hinzuschenken, ja zu verlieren. Es ist Hast und Unruhe und dennoch volles und seliges Genügen beisammen; das Instrument, das so hart auf die Grenzen seiner Widerstandskraft hin ausgeprüft worden ist, scheint gefügiger geworden. Man merkt wohl noch seine Schwäche, aber man grollt ihr nicht mehr; denn eine geheime Zuversicht raunt, man werde sie noch einmal überwinden und Spätlicht genießen, soviel einem davon eben noch vergönnt sein mag. Wie weit wird's reichen?

Sanatorium Sulz-Stangau, Ende April 1906.

Italienische Briefe.

1. Missa Pontificalis.

Rom, im April 1899.

Ihren stärksten Trumpf hat die alte Hexe Rom erst unmittelbar vor meinem Scheiden ausgespielt. Das römische Fieber, das mich langsam, aber mit jedem Tage steigend beschlichen, gipfelte nach künstlerischen Entzückungen, nach Erregungen an der Historie in einem religiösen Paroxismus.

Es war bekannt geworden, daß Leo XIII. am 13. April einen allgemeinen Empfang abhalten werde. Dazu ohne die gewichtigsten Empfehlungen zu gelangen, war bei dem riesigen Zusammenfluß Fremder nicht die leiseste Hoffnung. Am 16. aber sollte in seiner Anwesenheit in St. Peter eine Pontifikalmesse zum Angedenken Leos des Großen, ferner aus Anlaß der einundzwanzigjährigen Herrschaft des jetzt regierenden Papstes und um ihm Gelegenheit zu geben, sich nach seiner Genesung der größeren Gemeinde der Gläubigen zu zeigen, zelebriert werden. Es gelang mir, durch Vermittlung eines römischen Freundes, einen Permeß dafür zu erhalten.

Der Vortag war durchaus regnerisch und unfreundlich. Man begann zu zweifeln, daß die Messe

werde gefeiert werden können. Die Eintrittskarten, für die vorher von Hotelportiers und Fremdenführern bis zu dreißig Lire verlangt worden war, sanken im Preis. Betteljungen und arme Weiber boten sie den Fremden in der Leostadt an und waren zu Abend des 15. froh, wenn sie zwei Lire für den Permeß erhielten. Es sollen das Karten von armen Klerikern gewesen sein, deren immer eine Menge zu Füßen des heiligen Stuhles weilt und mit jedem kleinen Gewinn glücklich sein muß.

Der Tag der Pontifikalmesse kam in heller Sonne. Und in den frühesten Morgenstunden begann der Andrang zu St. Peter. Eine ununterbrochene Reihe von Wagen fuhr durch das alte Borgo hinauf, um durchs neue Borgo zurückzukehren. Durch die demütigen Einspänner rollten die schweren Karossen der Kardinäle, die eleganten Wagen der Botschafter und des römischen Adels. Der weiträumige Platz zwischen den Kolonnaden des Bernini und dem Dom war schwarz von Menschen. Es waren 50 000 Eintrittskarten ausgegeben worden. Mehr als 60 000 Seelen aber sollen der Messe beigewohnt haben. Es werden eben durch Gönnerschaften und Protektionen immer noch zahlreiche durchgeschmuggelt.

An gewöhnlichen Tagen macht St. Peter immer einen leeren Eindruck. Die Leute, die hier ihre Andacht vor den Apostelgräbern verrichten, saugt der ungeheure Raum in sich. Es sind doch hundertfünfzig Schritte allein vom Tor bis dahin, wo sich die Kuppel in wunderbarem Ebenmaß emporschwingt, an sich schön und wieder gewaltig nach oben deutend, wie ein gen Himmel geschnellter Pfeil. Den Tag war alles überfüllt. Sie

standen auf den Pfeilern, sie stießen sich im Mittelschiff. Durch die Fenster der Loggia, wo immer sich ein Einblick in das Innere der Kirche zu bieten schien, guckten sie niederwärts. Um das goldene Tabernakel des Bernini summten sie. Eine solche Menge eintreten zu sehen, ist an sich schon merkwürdig genug. Es war durchaus keine eben feierliche Stimmung. Eher, als sollte eine feine, aber noch nicht sichere Schaustellung sich begeben.

Nun bringen so viele Menschen, auch wenn sie sich vollkommen ruhig verhalten, durch ihre bloße Anwesenheit im geschlossenen Raume eine starke Unruhe hervor. Sie scharren mit den Füßen; sie drängen in stetem und für den Einzelnen unwiderstehlichem Zuge dahin, wo sich ein besserer Ausblick bieten zu wollen scheint. Sie gleichen dem Meere, dessen Stimme auch am stillsten Tage niemals völlig schweigt. Gar wenn es Italiener sind, die sich nach ihrer beweglichen Art niemals und an keinem Orte der Welt ganz schweigsam verhalten können. Ihr vereintes Wispern und Flüstern gleicht alsdann schon einer fernen Brandung, und es hallt brausend von der goldenen Decke nach. Und eine heftige Schwüle steigt die hohen Säulen empor, erfüllt und durchheizt St. Peter, beklemmt die Brust und zwingt sie zu rascherer Arbeit. Eine unruhige Erwartung steigert sich mit jedem Augenblick. Vereinzelt klingt schon ein hysterischer Schrei der Andacht oder auch nur einer immer mächtigeren Spannung. Schon wird eine Dame, wehrlos eingekeilt ins Gedränge, umspült vom Dunst der Tausende, der Bewußtlosigkeit nahe, ins Freie geleitet.

Im Mittelschiff, durch das sich der feierliche Einzug begeben soll, ist ein Kordon ernsthafter Schweizer aufgestellt. Zwischen ihnen durch marschieren die päpstlichen Nobelgardisten in ihrer bunten und phantastischen Tracht. Vor der ersten Seitenkapelle rechts ist ein purpurner Vorhang aufgetan. Dort sitzt die Pièta des Michel Angelo in stummer, ewiger Trauer um den göttlichen Sohn, in einem unermessenen, unbegreiflichen Leiden. Denn es gilt nicht dem Toten in ihrem Schoß, der, sie weiß es, nun schon in der Herrlichkeit und bei seinem Vater thront. Nur dem eigenen Verluste brütet sie nach, und so töricht ihr Kummer sei, so grenzenlos ist er dennoch.

Es war halb elf Uhr geworden, als ein gewaltiger Schrei die Kirche erschütterte. Spielte nicht eben die Musik? Brauste nicht die Riesenorgel? Ich weiß es nicht. Es war verschlungen in dem Getöse. Der Vorhang vor der Kapelle der Pièta ward zurückgeschlagen. Unter dem Vortritt von Edelgardisten, von Kardinälen, von Klerikern, auf seinem Tragstuhle hoch über die Menge gehoben, erschien Leo XIII. Ganz in Weiß, weißpurpurne Fächer zu seiner Seite, auf dem Haupte die dreifache Krone, so schwebte er, eine geisterhafte Erscheinung, durch die Kirche dem Tabernakel zu und spendete Segen. Man ist bestürzt. Kaum gewinnt man die Fassung, ihn so recht anzusehen. Und was am Apparat und an der Zurüstung vielleicht theatralisch berührt, es ist in diesem Augenblick versunken, da Leo XIII. selber auf die Szene getreten ist.

Die Messe wird zelebriert. Man hört kaum darauf, achtet nicht der Musik, die übrigens gegenwärtig am

Vatikan auch sehr im Argen liegen soll. Man scherzt gern in Rom, die Kastraten der päpstlichen Kapelle seien durchaus ehrbare und wohlbestallte Familienväter. Höchstens dem Papste gilt ein Gedanke. Wie wird der Greis, der doch kaum erst eine schwere Erkrankung hinter sich hat, die feierliche Handlung überstehen? Denn sie währt so lange, so sehr lange! An zwei Stunden dauert sie; die Fernen vernehmen vor der Unruhe kaum ein Wort, können durch das ewige Gewoge von Menschen kaum einen verlorenen Blick nach dem Tabernakel Berninis entsenden.

Ein zweiter Aufschrei, noch erschütternder als der erste, noch einhelliger: der Papst hat mit vernehmlicher Stimme die Segensformel gesprochen. Zum zweiten Male erfolgt der Umzug durch die Kirche.

Und nun brach es los. Mit elementarer Gewalt. Schrei nach Schrei. Aus jeder Gruppe, an der Leo XIII. vorübergetragen ward. Bis dies Jubeln, Brüllen, Tosen zusammenfloß in einem mächtigen, unerhörten Ruf, vor dem man die Kirche erzittern zu fühlen vermeinte, in einem Jubel aus 60 000 Kehlen.

Es war eine Stimmung sondergleichen. Es brandete in mächtigen Wellen von jedem einzelnen zum heiligen Vater, der immer wieder den Segen spendete. Immer wieder erhob sich die Rechte und manchmal, um zu zeigen, wie wohl er sich fühle, stand er aufrecht auf seinem Tragstuhle und ließ seine Augen wandern, und jeder der 60 000 hatte das Gefühl, der Blick, das Wort und die Gebärde des Segens seien ihm und ihm allein vermeint. Und diese Empfindung riß auch die Kältesten, auch die Andersgläubigen mit, und so schwoll

der Taumel von Sekunde zu Sekunde ins Riesenhafte.

Immer wieder blickte man nach dem Papst. Seine einst hohe Gestalt hat das Alter zusammengezogen. Und ein winziges Köpfchen blickt unter der Tiara vor, und jeder weiß es, dieser Kopf ist so klug und hat so viel durchdacht, wie keiner sonst, der nun auf dieser Welt lebt. Und dieser Greis hat im Dienste seines Amtes, das immer noch nach Wichtigkeit und Geltung nicht seinesgleichen auf Erden hat, Größeres vollbracht, als einer vor ihm seit jenem dritten Innocenz, vor dessen Wink die Gesalbten auf die Kniee fielen und ihre Kronen rollten klirrend zu Boden. Der Repräsentant der höchsten idealen Macht, durch Berufung und durch eigenen Wert eine welthistorische Erscheinung, hält seinen Umzug durch die Reihen der Gläubigen. Denn wir sind in diesem Augenblick alle gläubig.

Das aber sind nicht etwa Erwägungen des Verstandes. Das dringt auf uns ein mit jener ursprünglichen Gewalt eines großen, eines heiligen Gefühles. Und ein tiefes Mitleid gesellt sich dazu. Der diesen Enthusiasmus entzündet, der ist gar so gebrechlich! Man begreift kaum mehr, wie diese Stirne die Last der dreifachen Krone überhaupt noch erträgt. Und eine lange Nase blickt unter der Tiara vor, lang und spitzig, als hätte nach einer volkstümlichen Redensart der Tod schon den Papst daran gezogen. Die goldene Brille eines Schulmeisters oder eines Gelehrten sitzt darauf, und die hellen Greisenaugen leuchten gut und klug hindurch. Sonst hat eine Brille nicht eben etwas Rührendes — diese hat's, sie gemahnt an Nächte,

durchwacht im Studieren und über Büchern, sie vermenschlicht die Erscheinung, die sonst wahrhaftig etwas Unirdisches an sich hätte. Und die segnende Rechte ist müd und abgezehrt und gleicht der eines Kindes, und man versteht kaum, wie sie noch soviel Kraft hat, den blitzenden Fischerring zu heben, wie dieser Jubel, dieses Sturmesbrausen den Greis nicht wegfegt von seinem Thron.

Neben mir steht ein junger Kleriker. Unablässig schwenkt er seinen Hut, einen Kastorhut. Er hat nicht mehr die Kraft zum Schreien. Vor seinem Munde steht der Schaum. Er röchelt, er gurgelt: Evviva il Papa Re, vive le Pape Roi! Gib ihm einen Dolch und zeig' ihm den König — in diesem Taumel wird er ohne Besinnen hingehen und eine Tat des Greuels tun. Oder wirf das Schlagwort in die Menge: die Kirche Gottes braucht einen neuen Märtyrer. Und sie werden sich über den Greis da stürzen und ihn zu Fetzen reißen in der Raserei ihrer Andacht, und um jedes Stückchen seines gebenedeiten Leibes als kostbare Reliquie den Ihren vermachen, es anbeten zu dürfen durch ihr Leben. Es war eine beispiellose Ekstase. Männern standen Tränen in den Augen, hysterisches Schluchzen drang durch den einen, immer mächtigeren Schrei: Es lebe der Papst-König, in dem sonst alles unterging. Und Leo XIII. lächelte; sein kluges, müdes, gütiges und so unendlich überlegenes Lächeln. Das Lächeln eines, dem diese Welt längst mit allem versunken ist, dessen Scheitel schon eine Sonne umglänzt, wie sie dieser Erde niemals leuchtet.

Noch einmal wird der Tragstuhl gewendet. Noch

einmal richtet sich der Papst auf und erteilt den Segen. Ein Wink von ihm, und die 60 000 liegen auf den Knien und beten ihn an, und zerrissen ist jeder, der ihm diese Bezeigung der Ehrfurcht verweigert. Ja, sie wären längst allesamt niedergestürzt, wäre nur eine Möglichkeit dazu vorhanden. Und zum letzten Male steigt der Schrei der Tausende zum schimmernden Gebälke empor, mit einer Gewalt sondergleichen, mit einer Wucht, daß man sich wundert, wie diese kühnen und feinen Wölbungen nicht davor zusammenstürzen, als würden die Posaunen Jerichos in ihnen geblasen. Denn mit einem Schlage erwacht in uns allen das Gefühl: Das ist dieses Mannes Abschied von seinem Volke, von seinem Amt, vom Leben, und in allen, auch denen, die seiner vor Stunden kaum gleichgültig gedacht, ist der unbändige Drang, ihm noch einmal all die Liebe zu zeigen, die Verehrung darzubringen, die er sich erworben. Man möchte seine segnende Rechte küssen oder selbst das Kreuz des Pantoffels, der seinen Fuß umschließt. Alles, was uns vordem unbegreiflich, Götzendienst, Selbsterniedrigung erschienen wäre, worüber man bei andern gelächelt, das ist verständlich, ja Wunsch. Und man meint, er, der sich immer erhebt und segnet, er könne aus aller Herzen lesen. Das währt — eine Stunde? Ein Weilchen? Aber man starrt auf das letzte Wallen des purpurnen Vorhangs vor der Kapelle der Pièta, hinter dem er verschwunden, langsam, feierlich, geisterhaft.

Dies war die Missa Pontificalis, die Leo XIII. am 16. April 1899 in St. Peter gelesen, anläßlich seiner Genesung, des einundzwanzigsten Jahres seines

Pontificats und zum Andenken seines sehr ruhmwürdigen Vorgängers auf dem heiligen Stuhle, Leo, des Ersten, dem der Beiname des Großen verliehen ward ..

2. Die Legende vom hohen Stil.

Man habe es tausendmal verschworen, sich in Italien mit Kunstfragen zu schleppen — auch der festeste Vorsatz, sich lediglich dem Tage und seinem Genusse hinzugeben, hält hier nicht stand.

So will mir denn langsam scheinen, als sei es eine solche Legende, wenn man vom hohen Stil als etwas der Antike Eigenem spricht. Als etwas, das die Werke der griechischen Skulptur vor allem seither Geschaffenen auszeichne, das, ein Unbegreifliches, Unergründliches über ihnen schwebt und sie adelt.

Es ist mir auch so ziemlich gewiß, daß eine solche Legende nur in einer Zeit entstehen konnte, der eigentlich jeder lebendige Zusamenhang mit der Kunst verloren gegangen war. Eine solche Periode war das vorige Jahrhundert. Es hat in seinem ganzen Verlauf keinen Künstler hervorgebracht, der mehr als Durchschnitt gewesen wäre. Erst zu seinem Ende ist ein Aufschwung bemerkbar. Bis dahin herrschte auf dem Kontinent eine traurige Mittelmäßigkeit, froh, wenn sie nach Rezepten arbeiten kann und gar ein neues Rezept wittert. Man glaubt an das Phlogiston auch in den Künsten, statt an lebendige Kräfte.

Auch waren die Gründer der Kunstwissenschaft nicht eben die Männer, die zu einer solchen Aufgabe von Natur ausgerüstet und vorherbestimmt gewesen

wären. Vortreffliche Gelehrte sind es gewesen; voll einer schwärmerischen Liebe zur Antike, deren hohen Begriff sie in einer sehnsüchtigen Seele trugen. Aber sie kamen vom Wort zur Betrachtung. Sie waren Philologen und von der Literatur zur bildenden Kunst gekommen; durchdrungen von der Einheit und der Vortrefflichkeit der Antike. Nur die Bestätigung ihrer Begriffe suchten sie. Sie vergaßen, daß eine Kunst, die so stark im Mechanischen ruht, wie die Plastik, schwerlich zu gleicher Zeit mit der Dichtung, die vom Handwerksmäßigen fast frei ist, in vollster Blüte stehen kann, daß ihre Vollendung notwendig später sein muß. Auch ist das Auge, das gewohnt sein muß, auf dem Gewirr der Buchstaben zu ruhen und ihnen den geheimen Sinn abzufragen, nicht eben geeignet, mindestens nicht eben geschult, auch jener fröhlichen Sinnenkunst gerecht zu werden, die sich zunächst und ausschließlich ans Auge wendet.

Aufs Sehen waren sie nicht geschult. Die gewohnt waren, gründlich zu operieren, die waren hier mit ihrem Latein zu Ende, das sie doch so meisterlich beherrschten. Der Verstand ging ihnen durch, und was mußte, ist geschehen: das Gespann stürzte in mystische Abgründe. Was über ihre Begriffe hinausging, dem suchten sie durch einen neuen Begriff beizukommen. Sie sprachen vom hohen Stil.

Es schien mir aber, als hätten sie nur selten daran gedacht, das Werk selbst unbefangen und ohne Rücksicht darauf, ob es die Merkmale dieses hohen Stiles an sich trage, nach seiner Entstehung und nach der Aufgabe zu befragen, die dem Meister gestellt war oder an der

er sich versuchte. Dies allein ist doch wohl das Entscheidende und worauf es ankommt. Hier hat die Kritik einzusetzen und gegebenenfalls auch bescheiden aufzuhören.

Es war im lauten Neapel, wo mir diese leisen Erwägungen kamen. Im Museo Borbonico, nun Nazionale, als wollte die Stadt, in der dies Geschlecht so unsägliches Unheil gestiftet, nicht die Erinnerung an das einzig Gute dulden, das sie hier hinterlassen. Ich stand vor dem Riesenbildnis des farnesischen Herkules.

Ich hatte gelernt, daß diese Einsichtigen fanden, es sei „der Nacken des Unbändigen doch vielleicht zu breit geraten", daß andere, klüger und unterrichteter denn ich, „in der übergewaltigen Muskulatur Spuren von Manier" nachweisen konnten. Es war aber vergessen in dem Augenblick, da der Gigant mit seiner erbarmungslosen Faust an meiner Seele rüttelte und das Gitter dazu aufriß.

Es ist Herakles, der sich auf seine Keule stützt. Aber er ist noch nicht Gott, denn er ist doch erst nach Vollendung seiner zwölf Werke Heros geworden. Er ist auf der vorletzten Station jenes steilen Weges, der ihn zum Olympos hinaufführen sollte. Der goldene Hesperidenapfel in der Linken bezeugt es. Uebermenschliches an Taten der Kraft hat er zu tun. Von sonderlichen Geisteswerken weiß der Mythos nichts zu melden. Höchstens Züge einer gewissen Bauernschlauheit oder eines gruseligen Uebermutes. So, als einer, dem man derlei ohne weiteres zutraut, steht er vor uns. Aber auf diesen Nacken hat eben das Him-

melsgewölbe mit einer Last gedrückt, die selbst für ihn zu schwer war, die selbst diese gewaltige Brust überanstrengt hat. Er ist müde zum Tode: Herakles kann eigentlich nicht mehr weiter, er muß verschnaufen, sich sammeln. Wird ihm das so völlig gelingen, als es notwendig wäre? Denn noch steht das schwerste Stück Arbeit vor ihm. Riese wie er sei, ein leiser Zweifel, selbst ein Mitleiden zu ihm regt sich in uns. Die Einzelfigur wächst über sich hinaus: sie gewinnt das Spannende einer dramätischen Aktion in ihrer Ruhe und durch sie.

Alsdann, um ein Gefühl reicher, trat ich vor den „blinden Homer". Ueber die Köstlichkeit dieser Büste herrscht kein Streit der Meinungen. Sie gilt für ein Musterstück. Das ist sie. Er hat das schöne Haupt nach oben gekehrt. Der Sonne zu, deren süßen Strahl er nur empfindet, nicht aber sieht. Und das Auge ist gebrochen und leer; dies Auge, das so geeignet und so würdig wäre, die ganze Schönheit der Gotteswelt in sich zu saugen und das nun nichts, gar nichts mehr davon empfindet. Eine unendliche Sehnsucht liegt darin, ein Schmerz, der niemals schweigt, ein Verzicht, der immer gleich weh tut. Das sonnentrunkene Meer Joniens, die goldnen Gestade, an die sich die schimmernde Welle schmeichlerisch schmiegt — der all das sang, muß in seinem Gedächtnis mühsam die Bilder beschwören, die anderen so offen zutage liegen. Der Mund aber ist geöffnet. Goldene Worte des Gesanges oder einer weichen Klage, harmonisch wie nur Homer sie ins Stöhnen der Seeflut geflüstert, liegen darauf, ein Schmerz zuckt darum. Es ist eine unsäg-

liche Wahrheit, die nur mit charakteristischen Zügen arbeitet. Wie eigenwillig ist die Bildung der Stirn und des Mundes! Anstelle einer dunklen Vorstellung ist ein bestimmtes Bild getreten, das den Platz in unserer Seele niemals mehr räumen wird. Wir sind um ein Notwendiges, um eine köstliche Bekanntschaft reicher geworden. Wo aber der hohe Stil stecken soll — dies ist uns wieder nicht klar geworden.

Aehnlich erging es mir in Rom, ähnlich in Florenz. Immer ängstlicher wurde ich im Suchen. Denn man möchte doch nicht dümmer sein als notwendig, und man möchte sich was denken können, nachdem man auf etwas so lange vereidigt gewesen. Die Dinge, die man als Musterstücke des hohen Stils gepriesen, enttäuschen sämtlich. Der Apoll vom Belvedere ist geleckt, man möchte sich ehrlich sagen: unbedeutend. Der Laokoon läßt sehr kalt. Man glaubt da den Grund zu wissen: man ist nun einmal, Gott weiß warum, gewohnt, sich die Gruppe kolossalisch zu denken, und sie berührt nun in ihrer knapp lebensgroßen Wirklichkeit niedlich. Der Zeus von Otricoli ist leer und hat einem nichts zu sagen. Und man möchte sich trotzdem nicht ganz verloren gehen; denn ich merke, anderes wirkt mit einer sehr ursprünglichen Macht auf mich, das Vortreffliche regt mich auf mit einer gewissen Trunkenheit, und das Mittelmäßige will mir durchaus nicht eingehen oder schmecken.

Worin liegt ihr hoher Stil? Sie scheiden das Wesentliche vom Unwesentlichen. Aber damit beginnt doch überhaupt das künstlerische Schaffen, und ich kann nicht gut die Wurzel des Stammes als seine

Krone ansprechen. Das Genrehafte streitet seinem Begriff nach mit dem Begriff des hohen Stils. Sie vermeiden es durchaus nicht, sie suchen es sogar, wenn es sich mit dem Dargestellten irgend verträgt. Sie scheuen sich nicht vor dem Häßlichen. Sie dringen auf das Wahre, auf das Bezeichnende bis zum äußersten. Nicht einmal das Niedrige, selbst das Gemeine schreckt sie nicht.

Da ist im Pio-Clementino der berühmte Torso Winckelmanns. Mit dieser seiner Schwärmerei hatte der vortreffliche Mann recht. Eine größere Fülle und Wahrheit des Fleisches ist nicht mehr denkbar. Ein prächtiger, durchgearbeiteter Manneskörper. Man lasse ihn um seine Basis kreisen — die besten Statuen sind so aufgestellt, daß es möglich wird — und man sieht die Aktion der Muskeln und ergänzt sich das Fehlende. Nur freilich in Gedanken. Wirklich etwas hinzuzufügen, müßte sich der größte Meister gut besinnen. Oder es sind die Diskoswerfer. Der eine, ganz in sich geschlossen, ganz Anspannung, der eben zum Wurf ansetzt; der andere späht prüfend nach dem Sande der Arena, auf dem flimmernd in der Sonne die Metallscheibe seines Gegners glänzt. Er mißt seine Kraft, ehe er sie versucht.

Oder jene vielleicht vor dem ruhenden Meleager herrliche Statue des Schabers. Nach wem man sie benannt hat, ist ziemlich gleich. Es ist ja Willkür in allen diesen Bezeichnungen; mehr damit man einen Leitfaden durch diese Fülle der Erscheinungen gewinne. Ein ganz wunderbarer Jüngling, schlank und freudig auf seinen Füßen, müde, aber durchaus nicht erschöpft

von der Arbeit in der Ringbahn. Der leise, melancholische Hochmut der Griechen liegt über Antlitz und Gestalt. Die Linke ist ausgestreckt, die Rechte führt das Schabeisen darüber hin, sie vom Schmutze der Palästra zu reinigen. Und man sieht die Bewegung sich fortsetzen bis zu ihrem Ziele. Nichts ist starr, alles Fluß und Aktion. Immer deuten sie über den gegenwärtigen Zustand hinaus, und erst bei ihnen versteht man den tiefsten Satz der Kunstanschauung: das Kunstwerk wird erst in der Seele des Betrachtenden vollendet. Denn sie allein lösen jenen Reiz auf, der ergänzt und mit großer Bestimmtheit entgegenarbeitet. Das streitet mit dem hohen Stil, der doch nur in sich ruhend und abgeschlossen gedacht sein kann.

Da ist der sterbende Gallier auf dem Kapitol. Ein häßlicher Geselle mit struppigem Haupt und Schnauzbart. Ein stumpfer Landsknecht, der auf Geheiß seines Herzogs in die Schlacht geht oder sich auf dem Grab des toten Führers im Bruderkampfe den Tod holt. Er hat die Todeswunde empfangen; sie sitzt unter dem Herzen, und das rot Blut stürzt dem Eisen nach, das Bresche in seine eherne Brust geschlagen. Er ist zusammengestürzt; neben ihm liegt das Hifthorn, aus dem er zur Schlacht gegellt. Die Arme, den Schenkel umklammernd, an den Boden gekrallt, bilden das letzte Schirmdach für den gewaltigen Körper. Schon löst sich die Spannung der Muskeln vor dem linden Finger des Todesgottes: der Mund ist geöffnet zum letzten Stöhnen und Röcheln. Das Haupt ist nicht mehr häßlich, denn eine heilige Weihe hat daran gerührt; es liegt die Erlösung darüber, und man meint, das

große Geheimnis mit Augen zu sehen, wie das Leben entflieht, und man atmet mit in heftigem Mitleid: Gottlob, nun ist's vorüber, ist alles vorüber. Oder es ist der Faustkämpfer in den Thermen des Diokletian. Ein Kerl, dem man nicht gerne begegnen möchte. Er hat sich eben zur Ruhe niedergetan. Die ehernen Arme, mit den Schlagriemen umwunden, liegen im Schoß, der bärtige Kopf ist nach aufwärts gerichtet und mit seitlicher Wendung berichtet der Athlet einem neben sich etwas. Da ist der Hohn und die ganze Erbarmungslosigkeit des Professionals; da gewittert ein grausamer Triumph. Diese nun müßigen Hände haben kaum mit einem vernichtenden Streich den Gegner niedergeschmettert, und ein Jünger, oder noch besser der Patron, hört eben, mit welcher Finte der schreckliche Hieb eingeleitet ward. Allerdings ist diese unvergleichliche Bronze spät und römisch. Aber wir wissen, daß die Römer in der Plastik nirgends auch nur einen Schritt über die Griechen hinausgewagt haben, und es sind doch niemals die Zeiten des Niederganges, die nach immer eindringlicherer Wahrheit ringen. Sie verflachen eher das Relief, als daß sie's zu scharf herausarbeiten möchten. Und endlich, unbestritten eine vortreffliche Arbeit ist der „Schleifer" in der Tribuna von Florenz. Ein niederträchtiges Subjekt, wie er da, man weiß nicht auf welchen Teufelsbraten, mit einer grinsenden Andacht sein Messer wetzt. Man meint, er habe von Apollo den Auftrag erhalten, den armen Dilettanten Marsyas, dies klassische Exempel für die Unfruchtbarkeit der Abschreckungstheorie, zu schinden. Kannibalisch genug sieht er aus.

Niemals hat es eine Zeit gegeben, die sich der Antike so innerlich verwandt gefühlt hätte, wie die Renaissance. Die tote Herrlichkeit, die sich eben damals aus ihrem Grabe zu heben begann, ist niemals so freudig begrüßt worden, als die Erfüllung des schönsten Traumes. Aber an einen Unterschied im Grade haben ihre Meister nicht geglaubt; nicht an ein Ingrediens, das Skopas und Myron und die Großen alle besaßen, und das nun verloren sei, an ein griechisches Feuer in der Plastik. Sonst hätten sie nicht gelassen restauriert oder Ergänzungen überwacht. Nicht nur Benvenuto Cellini, der jedes Ei, kaum gelegt und so windig es sei, mit freudiger Verwunderung begackert, wie vortrefflich es sei und wie weit vor den Alten er gekommen sei, auch Michel Angelo, der Strenge und Finstere, der am Toro Farnese mittätig war. Und einiges Verständnis für sein Handwerk wird man dem Manne immer noch ohne Schädigung des eigenen Urteils hingehen lassen.

Es scheint, als habe man noch immer nicht genugsam die Scheide gezogen zwischen jenen Werken, in denen der Künstler ganz er selber sein konnte und denen, wo er beengt war von den Schranken seines Auftrages. Er hatte nur zu oft Gegenstände gottesdienstlicher Verehrung zu formen. Da stand nun einmal der Typus fest. Er konnte ihn vorsichtig nach seinen höheren Begriffen von Schönheit ausgestalten, an ihn tasten aber durfte er nicht ohne Gefahr, den Gläubigen ein Aergernis zu sein. Da beschied er sich eben. Etwas Starrheit des Ausdruckes schadete hier nicht; sie mochte selbst als Symbol der Unveränder-

lichkeit, also einer entschieden göttlichen Eigenschaft willkommen sein. Aehnlich ging es mit den Kaiserbüsten; den furchtbaren Caracalla ausgenommen, dessen schrecklich schöner Kopf mit dem unheimlichen Blick einer wahnwitzigen Größe und Menschenverachtung einen nuen Typus ankündigte, der sich mit den alten Mitteln nicht zwingen, nicht idealisieren, nicht stilisieren ließ. Auch sie waren ja zu gottesdienstlicher Verehrung bestimmt. Und auszuscheiden wäre Venus. Die Göttin der Liebe darf sich am Ende jeder denken, wie sie ihm am begehrenswertesten erscheint, und wir wissen nicht, wie viel Liebchen griechischer Bankiers, die ihre begünstigten Verehrer immer mindestens im Bild und so nahe der Natur als möglich nachgeschaffen um sich haben wollten, uns für Aphrodite passieren.

Sonst aber wollten sie nichts anderes, nur wahr sein. Sie konnten nicht einmal anders. Denn die schönste Wahrheit umgab sie. Sie trugen sie in sich: so vertraut war sie ihnen, daß es kein Abirren davon gab. Der blühende Jünglingsleib in natürlicher Anmut und geschulter Geschmeidigkeit, immer in Aktion, so daß ihm keine Bewegung mehr Schwierigkeiten bereiten konnte, grüßt sie in der Palästra. Ein gutes Modell kann heute noch den Ruhm eines Bildhauers begründen — sie aber hatten nur zwischen den Besten, den Schönsten, den Geeignetsten zu wählen; sie mußten sichten, wo wir suchen müssen; ausscheiden, wo sich der arme Moderne mühsam das Geeignete zusammenklauben muß. Ehe sie begannen, hatten sie durch die Fülle einer Anschauung, wie sie nie mehr möglich sein wird, einen Vorsprung, der nicht mehr einzuholen ist.

Darin liegt ihre Ueberlegenheit. Gefühlt haben sie die Männer, die zuerst eine wissenschaftliche Betrachtung der Antike mit jener Begeisterung de principio versuchten, die der Wissenschaft widerspricht. Sie sahen die nackte Wahrheit, die, ebenso wie die nackte Schönheit zum ersten Male gesehen, etwas Unbegreifliches, etwas Erschreckendes hat. Der Wirkung wurden sie gewahr, über die Ursache konnten sie sich nicht Rechenschaft geben, die der heiligen Natur zu entfremdet waren. Und so, um ihren Schauer sich zu erklären, sprachen sie vom hohen Stil, der jene Gestalten umfließe und weihe.

Ein schlechter Rechenpfennig scheint mir diese Redensart. Es ist Zeit, daß er außer Kurs gesetzt werde. Lange genug ist er unbesehen und ungeprüft auf Korn und Feingewicht von Hand zu Hand gegeben worden. Es tut nicht not, daß man weiter damit operiere. Er gehört in die Kunst- und Wunderkammer, wie noch das vorige Jahrhundert sie anlegte.

Es ist möglich, daß ich mit dem allen offene Türen einrenne. Möglich, daß ich nur meine eigene Unzulänglichkeit beweise. Aber ich war recht herzlich froh, als ich in Florenz meine Gedankenkette abschließen konnte, die sich in Neapel angesponnen hatte. In Rom war ich eigentlich schon zu Ende. An jener Stätte, wo soviel Legenden hausen, war ich mit der Legende vom hohen Stil fertig. Es war mir, als sei ein Wölkchen zerronnen, das sich, ihren reinen Glanz trübend, zwischen mein Auge, das so gern ans Vortreffliche sich verliert, und die Antike geschoben. Und wo wär' man mit jedem entschwindenden Wölkchen eben glücklicher als in Rom? Je unbefangener man an die Plastik der

Griechen herantritt, desto herrlicher erscheint sie, desto befreiender wirkt der Gedanke, die Einsicht, wie diese Größten eben in ihrer Wahrhaftigkeit ihre Herrlichkeit fanden. Das Rom der Päpste kann der Legenden nicht entraten; wo man aber endlich ans wirklich Wunderbare herantritt, dort kann man sie draußen lassen. Jenseits St. Peter, im Museo Pio-Clementino endigt ihr Reich.

3. Neapel.

„Diese Stadt brüllet, als der Behemot brüllet nach seinem Raube."

Schon die Einfahrt in den Hafen gibt einen guten Vorschmack dessen, was zu gewärtigen ist. Der Kapitän der „Buda"-Gesellschaft „Adria" entsendet seine handfestesten Matrosen an das Fallreep. Das Schiff ist umschwärmt von Booten. Wild, seeräubermäßig drängt alles an Bord. Fast am behendesten sind die Nonnen. Mit fliegenden Kitteln stürmen sie die Leiter empor und halten die Klapperbüchse mit frommen Spenden hoch. So weiß man denn gleich, man ist in einer neuen Welt, und es gelten neue Begriffe vom Ziemlichen.

Erstaunlich ist ihre Beredsamkeit der Hände. Ein Kapitän hat ein Fäßchen mit eingelegten Anchovis gekauft. Vor der Abreise will er seine Rechnung begleichen. Der Padrone ist nun allerdings da, aber er kennt den Preis nicht. Unten im Boote aber liegt sein Ruderer, der ihn wissen könnte. So beschreibt er in der Luft mit den Händen mystische Kreise und fragende

Bewegungen. Der Fachino springt auf und reißt seinen Filz vom Kopfe. „Also, das Fäßchen kostet achtundzwanzig Lire.“ „Woher weißt du's nun?“ „Er hat mir seinen Hut gezeigt. Der Hut hat im Lotto achtundzwanzig.“ Da sieht man denn auch, wie vertraut ihnen die Zeichen des Lotto sind, um das sich fast alle ihre Gedanken drehen. Es ist das Narkotikon, durch das sie sich in Träume von besserem Glück wiegen.

Denn sie sind sehr arm. Großbetrieb scheint in Neapel nicht zu bestehen. Es ist ein Volk von Taglöhnern und kleinen Händlern. Nun aber braucht der Kram Raum. So müssen sie denn bei der Enge der inneren Stadt und da sich notwendig alles auf den Hafen bezieht, die breiteren Straßen mit ihrer Betriebsamkeit überfüllen und sich in ihnen völlig häuslich einrichten. Und wortloses Feilschen gibt es nirgends. Wie erst hier? Sie geraten um jeden Zentesimo in Eifer, sie verwünschen sich und ihr Leben, sie schreien aufeinander ein, daß man Mord und Totschlag besorgt und endigen immer mit einem Lachen, sei es des Triumphes oder des Hohnes.

Sie wirren durcheinander, nicht anders, als hätte man einen Ameisenhaufen aufgedeckt. Und im Grunde sind sie nicht viel besser daran. Denn man bricht Lücken in das unsägliche Gewirr von Häusern, welches die Altstadt Neapel bedeutet. Breite Zeilen kündigen sich an, zum Teile mit wirklich großgedachten Linien und blicken auf dies unvergleichlich leuchtende Meer. Aber, über ihre Marmorfassaden ragen die alten, ängstlich schmalen und himmelhohen Häuser, auf denen die neapolitanische Sturmfahne im Winde flattert. Dies

sind ihre Lümpchen und Windelchen. Denn es ist unglaublich, was sie Kinder hecken.

Sie haben sie aber auch darnach lieb. Die Frau in Neapel ist nicht sehr der Achtung wert. Die Mütter muß man bewundern. Sie haben eine himmlische Geduld gegen die launigen, unendlich beweglichen Geschöpfchen. Man sieht keines gezüchtigt werden. Und mit einer närrischen Zärtlichkeit begegnen sie ihnen. Da lief eine junge Mutter mit ihrem Bambino am Ostersonntag, der sehr mild und fast zu heiß war, über die ganze Straße von Santa Lucia. Jauchzend hielt sie's empor: „Sehet, wie schön es ist, wie schön, wie schön!" Oder ein Kutscher hatte am Ostermontag seinen Schnitt mit Korsofahren gemacht. Nun lud er sich die ganze Brut, sechs Stück, nicht eines mit einem Zuge dem anderen gleich, in seinen Wagen und fuhr sie über den Toledo, ungewaschen wie sie waren, und saß stolz auf seinem Bock und knallte grimmig mit seiner Peitsche. Ich glaube nicht, daß man irgendwo in der Welt ähnlich höllisch mit der Peitsche knallen kann. Unsere Halter können da noch lernen.

Nun aber treiben unzählige Kutscher auf den Straßen Neapels ihr infernalisches Wesen. Und sie lassen die Peitsche nicht einen Augenblick ruhen. Haben sie einen Fahrgast, so lärmen sie damit, um ihre Pferdchen anzufeuern. Das ist bei den steilen Straßen sehr notwendig. Sind sie müßig, so knallen sie, um einen Fahrgast anzulocken. Neben ihnen aber sind Legionen Stiefelputzer. Die klopfen unablässig mit ihren Bürsten auf das Putzbrett, und nicht etwa im Takt, daß man sich vielleicht daran gewöhnen könnte, sondern sie

rasseln nur so darauf herum, daß es immer unerträglicher wird. Und die Verkäufer von allerhand Gebackenem fahren mit ihren Karren durch die Stadt und haben eine förmliche Dampfpfeife an ihren Herden, die sie schrillen lassen, so oft es nur irgend angeht. Und die elektrische Bahn kündigt sich durch so eine Art Nebelhorn an und tutet gewaltig, wenn sie um eine Ecke biegt oder wenn sie stehen bleibt. Und alles, was feilgehalten wird, hat seine eigene Singweise, in der man es ankündigt, einen Schatz von Kakophonien gibt es, von dem wir im Liede des Lavendelweibes und im melancholischen „Handeln" nur einen sehr verkümmerten Nachklang besitzen. Und die Zeitungsjungen schrillen mit einem unmöglichen Diskant darein. Es ist höllisch, denn hier hört man leibhaftig den Schrei des Behemot nach seinem Raube, als sei man in einen Urwald mit Brüllaffen geraten, so wird einem.

Das Tollste aber, nicht zum glauben, was immer man von ihnen gehört habe, sind die Kutscher. Etwas Schamloseres gibt es wohl nicht. Man hat so einen Kerl gemietet und genau ausgedungen, wohin er einen führen soll und was man für die Tour zu zahlen gedenkt. Er wird sich einigermaßen sittsam benehmen, solange er angesichts der Polizei und seines Standplatzes sich befindet. Man kommt auf die Straße, und nun fühlt er sich verpflichtet, für die Unterhaltung seines Fahrgastes zu sorgen. Er lümmelt sich in den Wagen und beginnt allerhand zu erzählen. Oder er deutet mit einem lüsternen Zwinkern und gerecktem Daumen nach einem Hause, an dem man vorüber fährt und an dessen Fenstern geputzte Frauenzimmer zu sehen

sind. Ob man sich nicht da verweilen möchte? Und so vertrödelt er die Zeit. Man zündet sich eine Zigarette an. Was das für eine Sorte sei? Keine Antwort. Die sei sehr teuer wohl, sie rieche so gut? Keine Antwort. Er könne sich so etwas nicht gönnen. Niemals. Ob ihm die Exzellenza nicht eine schenken möchte? Um Ruhe zu haben, gibt man ihm eine. Und nun weiß er, daß er eine „Wurzen" vor sich hat, und man ist verloren. Ueber eine Weile bittet er ums Feuer und zottelt auf dem Wege in der schmählichsten Weise. Alsdann überhält er einen um die Hälfte mindestens, und es braucht Drohungen, seiner ledig zu werden. Kaum aber, daß man sich mit heißem Kopf getrennt hat, kommt er einem nach. „Fahren wir morgen auf den Vesuv? Ueber Diomed. Um 15 Lire alles in allem?" Man will nicht, und er versteht überhaupt nicht, wie man ihm grollen könne. Wegen des bißchen Betrügens? Du lieber Gott, das ist er doch seinem guten Ruf und seiner sonstigen Unbescholtenheit schuldig, das zu versuchen. Oder man geht abends heim, an einem Standplatz vorüber. Man wird mit Anerbietungen überschüttet. „Ich brauche keinen." „Er braucht keinen", höhnt der Kerl und im ganzen Chorus brüllt es mit voller Lungenkraft: „Er braucht keinen!" Das ist eine Frechheit. Denn wozu erschuf Gott die Schafe, wenn sie sich nicht scheren lassen wollen? Ueberhaupt, wo die Zeiten so schlecht sind. Denn diese verdammten Piemontesen, die nun das Regiment führen, die seinem Neapel die Eingeweide aus dem Leibe reißen wollen (lo sventramento, die Ausweidung der alten Viertel) die verstehen keinen Spaß.

Man haßt sie hier, und sie vergelten's mit einer grenzenlosen Verachtung. Ihnen gilt der Neapolitaner für keinen Menschen. Er ist ihnen eine wilde Bestie, die nicht zu bändigen wäre, käme nicht glücklicherweise ihre grenzenlose Feigheit zu ihrer Wildheit.

Sie haben nun allerdings in der Stadt ein vortreffliches Trinkwasser, besser vielleicht, als selbst das von Rom, zugeleitet. Eine eigentliche Assanierung aber ist nicht denkbar. Sie müßten denn das ganze Viertel vor Porta Capuana dem Erdboden gleich machen und di(Lebensbedingungen der Stadt völlig ändern. Ehe dae nicht geschieht, müssen die neuen Viertel auf den Höhen, am Vomero Ruinen bleiben, wie sie denn förmlich als Ruinen erbaut scheinen.

Porta Capuana eröffnet den Zugang zur Quintessenz von Neapel. Man geht durch einen Bogen, erbaut in den schönsten Verhältnissen der Renaissance von di Majano zu Ehren eines Arragoniers. Es sollen sehr beachtenswerte Reliefs darauf sein. Wer kann sie betrachten? Es ist kein Zugang möglich.

Denn ein unsägliches Gewirr von Gassen beginnt. Auf ihnen aber steht ein Fleischerstand neben dem andern. Unter der sengenden Aprilsonne Neapels glüht das Fleisch auf, gleich roten Karfunkeln; und die Seefische, deren mindeste Sorten hier feilgeboten werden, glitzern, als hätte man sie in eitel flüssig Silber geworfen, und sie entsenden ihren scharfen Geruch, und unendliches Gemüse, das auf getreuen Eselchen hierher gebracht wird, duftet, und das Blutwasser stockt auf dem Boden, und die Schlächter schlagen mit dem breiten Wiegemesser auf ihre Waare, daß es nur so platscht,

und alles sprüht, wirrt, keift, gellt durcheinander, daß sich jeder Sinn empört und rebellisch wird von etwas Unerhörtem, Ungeahntem. Man kann nicht weit eindringen in diese Verschlingung von Gassen und Gäßchen, in denen jeder etwas feil hat; wo sonst nichts, seine Person. Man soll es auch nicht. Denn hier beginnt das Reich der Camorra, deren Herrschaft über Neapel noch ungebrochen ist. Es ist das Regiment der Mutigen über eine Welt von Memmen. Denn Camorrist kann nur ein kühner Mann werden, man sagt, nur wer ein Messerduell mit Erfolg und mit Ehren ausgetragen hat.

Einmal verliefen sich zwei deutsche Freunde hier. Der ältere, bewandert in Italien, warnte seinen Kameraden vor den Lockungen der Schönen, die in diesem Viertel ihr Wesen treiben. Ein Mädchen aber gefiel dem so, daß er ihr folgte. Nicht ohne Besorgnis ging der andere nach seinem Hotel. Ueber ein Weilchen kam sein Freund zurück, sehr blaß und sehr aufgeregt. Es hatte an die Tür des Hauses gepocht. Er und die Schöne erschraken. Unten standen zwei Carabinieri. Sie sahen nach ihm, wie sie Auftrag nach jedem zu sehen hätten, der dies Haus betritt und nicht nach einer gewissen Zeit zurückkehrt. Denn es gehöre der Camorra.

Es ist eine unbändige Vitalität in diesem Volke. Und sie bekundet sich auch in seinem Laster. Zu tun ist hier nichts mehr. Ich glaube nicht, daß Erziehung noch etwas richten kann, und ich glaube nicht an ihren Nutzen hier. Denn ihnen ist sonder allem Zweifel wohl in ihrer Haut, viel wohler, als etwa uns. Zu

richten ist aber nur dort etwas, wo das Gefühl von der Notwendigkeit besserer Lebensführung und Gewohnheit besteht. Dies aber fehlt hier gänzlich. Man muß sie nehmen, wie sie geworden sind im Lauf einer Geschichte, so schmählich und so voll Unterdrückung, wie keine. Und endlich, diese Stadt ist zur Freude der Welt geschaffen. Wer sucht just die besseren Sitten — in einem Freudenhaus?

Ernsthaft sind sie nur bei ihren Begräbnissen. Da fährt eine Kutsche mit spalierten Fenstern hinter dem Sarg. Dahinter, völlig eingemummt, daß nur die Augen finster in die leuchtende Welt vorgucken, schreiten die Bruderschaften mit dem Panier, dem der Tote gefolgt. Alsdann kommen die Kranzträger. Aber was für Kränze! So ungeheuer, daß man sie an förmlichen Gerüsten tragen muß, daß vier und zwei Mann an einem davon zu schleppen haben. Still verhalten aber können sie sich nur an zwei Orten: im Beichtstuhl und bei öffentlichen Schreibern. Dem lispeln sie zu, und er horcht ernsthaft und gewichtig.

Und selbst der Tod verliert seine Schrecken in den Katakomben von Neapel. Die sind in einen weichen Tuff gehauen. Ein Bohnenstrauch mit weißblauen Blüten umschlingt in förmlichen Gewinden, rankend und fröhlich und übermütig wie ein Gassenjunge auf dem Kletterbaum, den Eingang dazu. Die Gänge sind nicht tief; die Mauern sind ganz begrünt mit Schlingpflanzen, auch die fernsten Kammern durchfließt noch ein sehr mildes Licht. Und am Ende des letzten Ganges ist ein vergittertes Fenster in den Felsen gehauen. Eben, am Ostermontag, stand ein Orangenbaum mit

reifenden Früchten, die doch aussahen, als hätte man Sonnengold zu Bällen gedreht, davor und grüßte in die halbe Dunkelheit. So bietet das Leben hier seine Lockungen selbst in die Stätten der Vernichtung hinein. Es gibt keinen Schmerz, der hier ewig sein könnte. Sie mußten wohl leichten Sinnes und unbedachte Kinder, vielmehr Rangen des Augenblicks werden.

Dann war ich den letzten Abend, noch voll von den Eindrücken der toten Stadt Pompeji, durchfröstelt von tausend Schrecken nach dem Posilipp gegangen. Hinter mir verstummte die Stadt. Nur die Wagen rollten den Meeresstrand entlang, und die Villen stiegen nieder zum Gestade, als triebe sie selber die Sehnsucht nach diesen weichen, leuchtenden Wogen. Das Meer war in leiser Wallung und blau, wie es nur manchmal die Augen Neugeborener sind, so mit einem unirdischen Schimmer; darüber hin stieg das blaue Capri in schroffen Hängen auf. Der Vesuv dampfte leise, und im Abendglühen entzündete sich der langhinschwebende Rauchstreifen in purpurner Glut. Eine endlose Stiege klomm ich hinauf. Es dunkelte, da ich oben stand. Eben war der Gottesdienst zu Ende, und das Volk des kleinen Dörfchens verlor sich in seinen Gäßchen. Ich aber ging bergab. Einen jähen Weg. An einem Theater vorüber, das in den lebenden Felsen von einem Römer der Spätzeit gehauen war, vorüber an Trümmern einer Villa des Lucull. Und mit eins lag die Stadt vor mir, erhellt von unzähligen Lichtern, überhöht von Kastellen, und ihr Ruf drang zu mir wie Meeresbrandung. Die Flut aber blaute und schwieg wie ein schlummerndes Kind.

4. Die tote Stadt.

Ich hatte das Leben in seiner jauchzendsten Gestalt kennen gelernt. In Neapel, wo es so ungebärdig tollt und lärmt, daß man vor seinem Ungestüm beinahe erschrecken möchte; auf Capri, wo es sich in einer unsäglichen Heiterkeit, freilich bühnenmäßig angeordnet, die steilen Hänge der Insel des Tiberius entlang bewegt. Nun galt es, Pompeji, die tote Stadt, begrüßen und beschauen.

Es ist doch wirklich ein merkwürdiger Zufall, daß unmittelbar neben Neapel, der Stadt, die einzig den Augenblick kennt und ihm allein lebt, an deren Physiognomie so gar nichts an eine Vergangenheit mahnt, sich Pompeji befindet, ganz Zeugin einer großen und längst entschlafenen Zeit, ganz steinernes Merkzeichen längst verklungener Tage. Lebendigste Gegenwart und ferne Jahre reichen sich über einem Grabe, das alles zwischen ihnen verschlang, die starre und die von überhitztestem Blute durchwärmte Hand.

Ohnedies bezieht sich in den Sammlungen von Neapel, dem Borbonico, fast alles auf die tote Stadt. Ganze Säle sind mit dem Hausrat ihrer Bewohner geschmückt. Bronzen von unvergleichlicher Feinheit, Bilder von Anmut der Erfindung sind gespeichert. Einen ganzen großen Saal füllen die Porträte eines pompejanischen Adelsgeschlechtes, das sich in städtischen Geschäften mit einer solchen Tüchtigkeit betätigt hat, daß man ihm eine Art Erbbürgermeisterschaft zugestanden zu haben scheint.

Auch mahnt der Vesuv immer daran, was sich hier

einmal Fürchterliches begeben hat, wie durch das Paradies der Erde alle Schrecken der Unterwelt mit Donnergrollen und Zucken von Blitzen ihren Umzug hielten. Am Ostermontag habe ich den Berg in einer unvergeßlichen Beleuchtung gesehen. Es war zu Abend nach einem sehr heiteren Tag. Die Sonne überglühte den finsteren Gesellen mit einem tiefen und lodernden Braunrot, warf einen Purpurmantel um seine Rebgelände. Zum Gipfel stieg das Licht und senkte sich niederwärts in unsäglich reizvollem Spiel. Alles war Flamme, nur der Aschenkegel stand grau im lichten Himmel; über ihn vermag die Sonne nichts. Und eine feine, dünne Linie eines sehr hellen Rauches entfloß ihm und spannte sich, ein helles Band, durch das Blau.

Am Dienstag also wandte ich mich nach Pompeji. Es geht über Resina Portici, in dessen kreisrundem, winzigem Hafen kleine Barken träumen, nach Valle di Pompeji. Dort hat sich in der letzten Zeit eine sehr eigentümliche Großindustrie entwickelt. Ein unternehmender Kopf, irre ich nicht, ein „sehr Ehrenwerter", nämlich ein Mitglied des italienischen Abgeordnetenhauses, von dessen Mitgliedern man überhaupt manches und nicht gar Erbauliches hört, hat da einen Wallfahrtsort zu Ehren der Mutter Gottes auf Aktien gegründet. Lokalkenntnis kann man dem Manne nicht absprechen; die Madonna von Valle di Pompeji ist hauptsächlich wirksam gegen Untreue der Ehemänner. Da dieses Uebel, natürlich nur in Neapel sehr häufig sein soll, da ferner Frauen für Wunder, abermals natürlich nur in Neapel, empfänglicher sein sollen als

Männer, gedeiht das Geschäft und soll seinen Unternehmer bereits zum mehrfachen Millionär gemacht haben. Somit ist Italien denn doch nicht ganz der schlimme Boden für jedes Gewerbe, als den man es gern beschreibt.

Endlich Pompeji.

Es ist ein anderer Boden, als den man zu beschreiten gewohnt ist. Es geht sich so unendlich weich darauf, als wäre es Sammet. Man sinkt bei jedem Schritte ein; aber man spürt nicht jenes Knirschen unter den Füßen, wie wenn man Sand darunter hätte. Es ist Asche, jenes ewige Symbol, und hier auch das Werkzeug der Vernichtung. Sie türmt sich zu grauweißen Hügeln, auf denen nur mühsam ein kümmerliches Leben Boden fassen kann. Die unendliche Triebkraft der südlichen Natur meistert eher die erstarrte Lava als die Asche. Es war ein sonnenloser Tag. Blauschwarze Wolken umschlossen die Flanken des Vesuvs, umhüllten seinen Gipfel und drückten auf die Ebene Kampaniens.

Ein Einschnitt führt zwischen Aschenmauern ziemlich jäh aufwärts. Ein massiges Tor, festungsmäßig aufgetürmt. Mächtige, vieleckige Blöcke als Pflaster, über das kaum jemals ein Wagen gefahren sein kann. Die tote Stadt.

In endloser Zeile strecken sich die grauen Häuser. Fensterlos und finster von Ansehen fügen sie sich zu schmalen Gassen und Gäßchen. Abwehrend erscheinen sie, eben nur bestimmt für ihre Einwohner. Zwischen ihnen sind weite Plätze, die beiden Fora. Da ragen ganze Säulen und Säulenstümpfe in die Luft. Sie

formieren sich bei schärferem Zusehen zu den Umrissen von Gebäuden, von Tempeln. In ihnen flehte das Volk der toten Stadt zu seinen toten und ohnmächtigen Göttern. Hier begreift man, daß auch Götter sterben zu ihrer Zeit.

Ein ungeheures Theater. Mit einem weiten Blick auf die grüne kampanische Ebene. Da frönten sie jenen Fechterspielen, an denen sie so leidenschaftlich hingen, daß es eine schlimme Strafe für alle war, als man ihnen das Recht entzog, sich an dieser Ergötzlichkeit fürderhin zu belustigen. Denn sie waren von jener Grausamkeit, die immer im Gefolge eines starken Lebenshungers auftritt. Mitleid ist ein Symptom von dekadenter Nervenschwäche. Unmittelbar am Theater mit seinen steinernen Sitzplätzen war die Kaserne der Gladiatoren. Dort überraschte sie, die man loszuketten vergessen, das Unheil. Sie waren gewohnt, dem Tode in jeder Art seiner Erscheinung ins Auge zu blicken. Sie mochten meinen, es gebe keine Gestalt mehr, in der er sie schrecken könnte. Er belehrte sie eines Besseren. Das sind so Humore des Todes, seine Tänze. Freilich, so toll hat er selten aufgespielt wie hier, wo er in seinen Wirbeln ganze Städte wegfegte.

Noch ein Theater. Verkaufshallen mit reichen Zieraten an Bildern. Ein dreieckiges Forum, denn sie brauchten Plätze zu ihren Versammlungen. Sie hatten doch ein reiches und nach süditalischem Brauch sicherlich auch ein leidenschaftliches Gemeindeleben. Noch sind Maueranschläge da, in denen sich die Anwärter um städtische Aemter der Geneigtheit ihrer Mitbürger empfahlen. Oeffentliche Bäder, mit einem Luxus, wie

er heute noch nicht erreicht ist. Nur in Rom, in den Thermen des Caracalla, die ein wahnsinniger Despot, eine Stadt in der Stadt, aufführen ließ, sieht man sie überboten. Aber dies war eine kleine Stadt, nicht das Haupt der Welt, eine Gemeinschaft, wie es scheint, höchstens von wohlhabenden Männern, die hier Genuß und Ruhe fern dem Trubel der Weltstadt suchten.

Und sie genossen. Sie waren zu jener Zeit grimmige Zecher, sehr im Gegensatz zu jener Mäßigkeit, die im Grunde südlich ist und seither wieder Einkehr in diese Gegenden hielt. Noch ist die Kneipe da; der Schanktisch ist mit Marmor verkleidet, und tiefe Löcher sind darin eingelassen für die Krüge mit Wein. Sie werden wohl auch bessere Marken im Keller gehabt haben. Verschwiegene Seitengemächer, in denen dem Liebesbedürfnis der Zecher gefällig entgegengekommen ward, mit bequemen Ruhebetten, mit Wandmalereien, die frech und ungescheut zum dreistesten Zugreifen beim Mahle mahnen, das so gern geboten ward. Es waren eben schlimme Heiden. Sie zerbrachen sich noch nicht den Kopf über ein besseres Jenseits, da ihnen diese Welt und was sie an Freuden bot, vollauf genügte. Sie kannten nicht unsere Züchtigkeit. Sie sahen gern im Bilde, was sie gern übten, und auch Privatpersonen ließen sich wohl ein Zimmerchen für ihre geheimen Vergnügungen zurichten und sinngemäß mit Bildern ausmalen.

Und sie wohnten so überaus behaglich. In jedem Hause ist ein reicher Schmuck an edler Mosaik. Und die Zimmer sind mit ganz vortrefflichen Malereien bedeckt. Gern stellen sie heitere Szenen des Mythos

dar; gern bilden sie lebendige und anmutige Bewegung nach. Es ist ein heiteres, ein schwereloses Schweben. Sie legen sich Gärtchen an, und die Mauerleisten, die um die Beete laufen, schmücken sie mit den Abbildern der Blumen, der Maßliebchen und Rosen, und des Efeu, den sie in Kugelform zu ziehen liebten. In einem Hause haben sich die Kustoden den Spaß gemacht, die gleichen Blumen und Gewächse in den gleichen Formen zu pflanzen. Springbrunnen sprudeln und schicken ihren dünnen und singenden Strahl in die Luft. Alles Unbeseelte lebt wie dereinst. Es läßt sich nicht sagen, wie unglaubhaft, wie gespenstig das auf die Dauer wirkt.

Denn der Grundeindruck der toten Stadt ist der eines unerhörten Traumes. Man reibt sich die Augen, man möchte ihn bannen. Er aber beharrt an seiner Stelle und will nicht weichen. Und so entsteht mählich ein gespensterhafter Eindruck. Man mag's nicht fassen, daß dieser Hülle für ein reiches und begehrliches Leben das Leben für immer entflohen sein soll. Daß dieser Herd, den man für das Mittagmahl bereitet, auf dem noch die Kochtöpfe stehen, für ewig erkaltet sein soll. Immer ist's, als müßt' einen an der nächsten Straßenecke jemand anreden: ernsthaft gewandet in faltiger Toga, oder als müßt' einen der Hausherr aus seinem Heim, das er wahrlich nicht unserer Neugier zuliebe mit solchem Geschmack und Reichtum eingerichtet, mit herrischem Wort wegscheuchen; denn es ist unglaublich, was die Begüterten jener Tage an Kunstgeschmack besaßen. Ich weiß ja, es ist wesentlich Fabrikarbeit, schnell nach dem großen Erdbeben ausgeführt, das der

endlichen Zerstörung voranging, ist das Werk von Arbeitern, was ich hier bewundere. Aber was für Vorlagen müssen die Kerle nur gehabt haben! Und ist mit der Antike nicht mehr untergegangen, als die Jahrtausende darnach nachschaffen konnten?

Dazu diese grenzenlose Einsamkeit! Sie verstärkt den schaurigen Eindruck. Was sind wenige hundert Menschen in einer Stadt, erbaut für hundertmal so viele? Sie verschwinden, als hätte sie das Erdreich in sich gesogen, das jede Feuchtigkeit so gierig an sich reißt. Und man fühlt sich verlassen in dieser tonlosen Stille, so groß, daß man das Flügelschlagen der Krähen vernimmt, die mit schwerem Fittich über der toten Stadt schweben, daß man aufatmet, wenn man endlich wieder auf der kampanischen Ebene steht und die Glöckchen der Herden hört, die da an dürftigen Halmen rupfen, daß man eine Menschenstimme, und sei es selbst das Geplapper des Kustoden, ersehnt, sich dem ersten Trupp anschließt, besinnungslos, in einer unbändigen Angst vor sich selber, in einer Sehnsucht, sich und den eigenen Gedanken zu entrinnen.

Ein nervöser Mensch, allein in einer Mondnacht, die das geisterhafte Grau der Mauern und der Säulen recht erschimmern läßt, könnte in den Trümmern der toten Stadt den Morgen nicht mit heilen Sinnen erleben.

Man atmet auf, rückkehrend nach Neapel, und das Gebrüll der Stadt, das einen so oft geärgert, klingt wie ein übermütiger jauchzender Zuruf des unbesieglichen Lebens.

Scirocco

Es ist sonnenlos und schwül. Nichtige Wolken; ihr Zug so tief, daß sie auf die Welt drücken, und man meint, keinen freien und herzhaften Atemzug tun zu können; und so dünn sind sie, daß man das Blau des Himmels hinter ihnen ahnt, das sich uns weigert, und die schöne Sonne, die sie hüllen.

Es regnet nicht. Nur manchmal lösen sich einige Tropfen und klatschen hart und mit einem vernehmlichen Schlage an die Fensterscheiben. Der Wind hat ein wunderlich beängstigendes Stöhnen. Er keucht wie ein Müder, der gern rasten möchte, und dem ein Dränger hinter ihm keine Ruhe und kein Weilen vergönnt. Manchmal muß er dennoch verschnaufen. Dann stehen die Bäume, die eben noch so gewogt, wie in banger Erwartung des nächsten, stärkeren, unvermeidlichen Stoßes.

Das graue Mauerwerk der alten getürmten und bewehrten Stadt am Meere ragt. Die Flut, die sie umspült, hebt und senkt sich in einer heftigen, verworrenen und verwirrenden Bewegung. Klippen sind vor dem Strand; da schwillt's, flach, immer steigend, nascht an ihnen, tastet sich am grauen Gestein aufwärts und stürzt sich endlich in jähem Ansturm darüber wie

ein wilder Gießbach. Ueber das tiefe Blau des Meeres sind Silberfäden geworfen, als spänne sie eine Hand von den Kämmen der Wellen, da sie im Fernen leuchten und herübergrüßen.

Es ist traurige Zeit. Man leidet darunter doppelt, weil man der Sonne entgegengefahren war und sich um eine begründete Erwartung betrogen fühlt, will sie hier nicht scheinen. Man hat blaue Schwertchen gesammelt, die ja allenthalben um die Wälle der alten Festung blühen, und sie sich aufs Zimmer getragen. Das füllen sie nun mit ihrem schier allzu starken Duft; mit ihren blauen und hellen Flammen, die an rechten Frühlingshimmel erinnern, wie er sich entschleiert, wenn die Wolken reißen. Aber sie machen an solchen Tagen nicht fröhlich. Denn man pflanzt sie so gern auf Gräber, vielleicht aus dem Gefühl, so etwas bringe Lenz und Licht in die ewige Nacht.

Es ist, als lösten sich Schatten von den Wolken und huschten mit behenden Füßen durch den verstörten Tag; und hätten ein weinend Stimmchen von der Stimme des Sturmes, und man müsse sehr achten, damit man keines ihrer geraunten und über die ganze, nackte und erschauernde Seele hingehauchten Worte überhöre. Sie singen klagend vom Gewesenen, das der Wind verweht hat und dessen man doch nimmer, ach, nie und nimmer vergessen kann. Ein altes Lied! Aber nichts auf Erden singt eine neue Weise. Und für den sie eben angehoben wird, der kann sich ihr nicht entziehen, und sei sie ihm noch so oft ins Herz gegeigt oder verhalten geschluchzt worden.

Da waren einmal — das ist nun lange, so lange

ist das her! — zwei Menschen gewesen. Sie trugen beide ein stolzes Haupt und einen stolzen Sinn, und sie meinten, es könne nichts kommen noch ersonnen werden, das etwas über sie vermöchte. Denn schon waren die Versuchungen durchschritten.

Sie hatten sich zufällig gefunden, auf der Flucht vor dem Alltag, den sie beide haßten und der sie dennoch stärker in Anspruch nahm, als solchen Naturen geziemt. Denn sie mußten erwerben, und sie hatten jedes einen Anhang von allerhand Leuten, denen gegenüber sie verpflichtet waren.

Erst hatte man sich mit gleichgültigen Augen gesehen. Dann kam ein Gruß, wenn man einander begegnete, aus Höflichkeit geboten und flüchtig genug erwidert. Dann sah man einander für einen Augenblick nach und freute sich unbewußt, wie tüchtig das andere einherging und mit gleichen und ebenmäßigen Schritten der Höhe zustieg.

Es kam eine kurze, gemeinsame Rast, ganz ungewollt, auf irgend einer Bank im Grünen. Zu Worten hatte keiner Lust. Denn es ging dem Frühling zu, und die Birken standen in ihrem ersten, zarten Grün, das so unsäglich leise auf die blanke Rinde niederwallt wie der Schleier einer Braut auf ihr weiß und seidig Gewand.

Und der Frühlingsabend ging, und alle die Aestchen und die Zweige hoben sich, oder sie nickten, als wüßten sie ein sehr holdes Geheimnis, und sie bestätigten es einander ernsthaft und aus unerschütterlichem Vertrauen. Und ein Buchfink, dessen Kleid sich schon tiefer und leuchtender zu färben begann, pro-

bierte ganz für sich erst ein Gesätzchen, dann eine Strophe, ob er seine Kunst und seine Weise während der endlosen Winterzeit nicht verlernt habe. Oder eine Amsel schwang sich in die Wipfel, ließ die schwarze Brust von der Sonne bescheinen und pfiff ihre Note.

Dies alles sogen sie in sich und genossen es tief, wie zwei, die hernach werden fronen müssen und zehren von den durchsonnten Tagen, die ihnen das Schicksal inmitten der Hetzjagd und des Erwerbes vergönnt. Immer besser lernten sie sehen, und so gab's immer Neues; und wenn es nur ein Saum einer Wolke war, die dem Niedergange zusteuerte und in roter, weiß- und orangeumgrenzter Lohe aufglomm; oder an geschützten Stellen, wo das Gras höher aufwuchs, der Reigen, den der Wind auf den Spitzen der Halme drehte.

Es kamen Regen, so kurz, daß sie keine Verdrießlichkeit werden ließen und nur jeden Schuß und jedes Blühen segnend feuchteten. Einen schweren Tag hatten sie durch all die Wochen nicht. Es fiel ihnen nicht einmal auf, daß sie nun immer gemeinsam gingen, oder daß sie einander doch, waren sie einmal jedes für sich vom Hause fort, irgendwo im Grünen fanden, um beisammen zu bleiben, bis sie sich wieder heimwärts wandten. Das hatte sich so gemacht und war hübsch so. Sie machten sich keine Gedanken darüber. Kamen wieder einmal Briefe von Hause, dann wurden sie, wie aus einer Abrede, flüchtig und mit Unlust durchflogen und sorgsam beseitigt. Die mahnten an Dinge, die man gern vergessen.

Noch waren die Abende lang. Da saß man denn

beisammen, bis es Schlafenszeit war, und sprach furchtbar ernsthaft und vernünftig, wie eben zwei Menschen, in deren Leben die Illusion und die Lüge gar keinen Raum mehr haben, die mit blonden Haaren zu jener Einsicht gelangt waren, dahin andere einen viel weiteren Weg brauchen. Und insgeheim war in ihnen dennoch ein unbeschreibliches Keimen, das sie wohl vermerkten und von dem sich Rechenschaft zu geben sie sich wohl hüteten. Und wieder einmal betraf sich jedes darauf, daß es sich die eigenen Worte zergliederte und auf ihren letzten Sinn hin untersuchte und über die eigene Weisheit lachen und lächeln mußte, wie so gar ernsthaft man geworden war oder sich mindestens benahm und gab.

Manchmal sang sie, und er saß am jämmerlich verstimmten Klavier und begleitete sie, so gut es eben ging. Zwei Kerzen brannten und gaben ein recht kümmerliches Licht; er beugte den Kopf auf die Tasten, so tief er nur konnte, damit er im Schatten bleibe, den er liebte. Alle Helle vereinigte sich um sie; sie fing sich in ihren blonden Haaren und legte sich ihr schmeichelnd um die schmalen Wangen, die sich nun schon mit einer gesünderen Röte zu färben begannen. Das weckt' ihm immer ein sonderbares Verlangen. Sie hatte wenig Stimme und wenig Schule, nur den lebendigen Sinn für Rhythmus und einen Ausdruck der innigsten Sehnsucht, den er noch nie so zwingend und weckend vernommen. Am liebsten aber hört' er sie auf Waldgängen. Da zwitscherte sie heimlich vor sich hin wie eine Schwalbe etwa, die sich selber was vorsingt, und man durfte sie alsdann nicht stören, sonst

war sie verschreckt, als hätt' man etwas an ihr gesehen, das sie verborgen halten wollte.

Sie dachten nicht der kommenden Tage, nicht einmal, als sie schon immer andrängender und näher an ihre Einsamkeit pochten. Sie wußten wohl, ohne zueinander oder auch nur insgeheim ein Wort darüber zu verlieren, daß Köstliches, Unwiederbringliches aus ihrem Leben scheiden müsse, wenn sich jedes wieder seiner Straße zuwendete. Sie waren Pflichtenmenschen, die immer getragen hatten, bis ihnen der Glaube verloren gegangen war, sie könnten mit einem entschiedenen Ruck all ihre Last hinter sich werfen und aufrecht einherschreiten, deren bester Stolz eben die Erfüllung alles dessen war, das man ihnen aufgebürdet. Und sie waren Fatalisten. Und so kam ihnen niemals der Gedanke, sie könnten sich aneinander binden.

Und der letzte Abend brach für sie an. Sie waren schweigsam. Und wenn sie miteinander sprechen mußten, so vermied eins des anderen Auge. Und sie stützten den Kopf in die Hände, und ihr Blut war ganz in den Schläfen und hämmerte darin. Und sie blieben wach, solange als möglich, nur damit sie einander atmen hören könnten. Die Kerzen brannten immer niedriger, und ihr ging's durch den Kopf, was wohl geschehen würde, wenn er sie mit plötzlichem Entschlusse ausbliese. Nichts dergleichen begab sich. Sie boten einander frostige Hände, jedes sein Endchen Kerze in der Linken, das sie noch einmal mit seinem armen Leuchten umgoldete. Sie aber wußte nicht, wie lang und wie rastlos er in seiner Stube auf und nieder ging, in einem Kampf mit sich, der ihn auf die Knie

warf und den doch kein Ton verraten durfte; noch ahnte er, wie wach sie auf ihrem Bette saß, genarrt von ihrem ungestümen und klopfenden Herzen, bis sie sich mit einem Ruck erhob und die Tür sperrte, um mit fiebernden Augen in die Nacht zu starren. Draußen aber hatte sich der Südwind erhoben; er stieß mit Macht an die Fenster, daß sie ächzten, als suche er den Zugang zu ihr.

Den anderen Morgen schieden sie. Eine gleiche Post brachte sie bis zur Bahn. Ein kurzer Gruß. Erst fuhr sie; er mußte warten und dachte Gedanken, von denen er sich keine Rechenschaft gab, so verschwommen waren sie. Beide haben ihren Weg gemacht und ihre Ketten getragen, bis sie von selber fielen und sie fremd und verwundert einer Freiheit gegenüber standen, mit der sie nichts mehr zu beginnen wußten. Die mit ihnen zu tun bekamen, die fanden sie hart und unbillig und ganz auf den eigenen Vorteil bedacht. Und sie glaubten endlich, sie seien immer so gewesen, und es wär' ein närrischer Traum, den sie einmal im Vorfrühling geträumt, der ja auch in den besonnensten Menschen manchmal unsinnige und vom Standpunkt der Vernunft durchaus zu mißbilligende Vorstellungen weckte.

Nur den Scirocco mochten sie nicht; mochten es nicht, wenn es sonnenlos und schwül war; wenn sich das Meer hob und senkte, an dem sie nun jeden Frühling ihre Erholung suchten. Dann huschten ihnen Schatten durch den Tag und gewannen Stimmchen von dem Stöhnen des Windes, der immer klagt und niemals rasten kann. Was er aber beweine und suche?

Wer mag es wissen? Vielleicht das Viele, Köstliche, das man ewig geglaubt und das er dennoch vertragen.

Sommertage in Süden

1. Grado.

An die Stadt der Märchen fühlt man sich erinnert, wenn man sich Grado nähert. Denn seine weißen Häuser schimmern weithin über die blaue Adria, und unendlich langsam rückt man zum Eiland vor. Triest ist versunken, und eine große Schweigsamkeit liegt über dem Meer und seinen müden Wellen.

Man denkt an den Wülpensand, so flach und baumlos ruht die Insel auf der Flut. Nur freilich: hier flammt die grelle, weiße Sonne des Südens. Und so erscheint alles durstig und hell. Wenig, mühsam gepflegter Baumwuchs; fast kein Schatten, denn in diesem Sandboden will nicht alles gedeihen. Heimisch ist hier eigentlich nur die Tamariske. Allenthalben sprießt sie. Dürftige Stämmchen; graugrün und höchst beweglich das Laub. Es zittert beim leisesten Windhauch, wie ein Fieberkranker. Und Binsen von unglaublicher Höhe schießen auf der Düne auf, und ihre schmucken Wedel beben in der Seeluft. Die blaue Stranddistel wuchert; ein blaublühendes Kraut, der Erika ähnlich, gedeiht. Schnecken klimmen alles Strauchwerk hinan, daß der grüne Stengel wie regelmäßig mit weißen Knöpfen besetzt erscheint. Eidechsen

sonnen sich im Sande, und eine Heuschrecke, gebleicht und dürr, mit unglaublich langen Beinen und den dünnsten Fühlern, daß sie einem wunderlich geknickten Strohhalm gleicht, treibt hier schrillend und hüpfend ihr Wesen.

Es ist der allerfeinste Dünensand, auf den man tritt. Zu einem einzigen Hügel fügt er sich. Man überblickt von da aus die stille, träumerische Flut. Zur Ebbezeit meint man, watend die Küste Istriens mit ihren blauen Bergen erreichen zu können, so weithin liegt der Meeresgrund bloß, und nach den kurzen, doch heftigen Regengüssen, deren Spur augenblicklich im Sande versiegt, leuchten die grauen Karawanken geisterhaft auf. Denn die Luft ist von einer unendlichen Klarheit und voll jenes eigentümlichen Duftes nach Salz und Tang. Man erstaunt, wie inmitten eines Gewirres von Lagunen, Kanälen, Watten Grado gebettet ist.

Alles Leben der Badegäste bezieht sich hier auf das Meer. Zweimal täglich wallen sie ernsthaft, wie man eine Pflicht tut, zum Strande. Denn man badet hier zweimal und immer bis zu Stunden, so weich und schmeichlerisch ist das Wasser und so angenehm das Schreiten auf diesem endlosen Badegrunde, der sich kaum merklich senkt, dem nur die ewige Bewegung der Wellchen weiche Kringel eindrückt. Dies Meer zürnt selten und niemals für lange.

Auf der Düne sind Zelte errichtet. Darunter sonnt man sich. Man vergräbt sich im durchglühten Sande so, daß nur der Kopf vorsieht. Männer und Frauen begegnen sich hier; ohne jedes Arg, ohne Anstoß. Die

Kinder aber huschen barbeinig über den Sand; sie laufen ins Meer, sehen den drolligen Bewegungen der Krabben zu, die am Grunde um die Einsiedlerkrebse tänzeln, haschen Muscheln. Manchmal kommt eine geschwommen, die völlig einem riesengroßen, sonnverbrannten Blatt der Roßkastanie gleicht. Das gibt Anlaß zur Erregung, wer sie erlange.

Es ist wenig Verkehr unter den Fremden. Kaum hat man das Bedürfnis nach einer Ansprache. Man atmet Frieden und Beruhigung. Gedanken regen sich und entflattern wieder. Es kommen schwüle Tage, und man empfindet sie kaum als Last; rein animalisch lebt man dahin.

Die Stadt selber ist uralt. Sie rühmt sich, die Mutter Venedigs zu sein. Hier fanden die Bewohner Aquilejas eine Zuflucht, nachdem in der Zeit der Völkerwanderung ihre Stadt dahingesunken war. Von hier aus, wieder geschützt durch Lagunen, schufen sie sich ihr neues Heim.

An alten Glanz erinnert noch die Basilika. Sie ist groß, weiträumig und wunderschön von Verhältnissen. Ein prächtiger Mosaikfußboden, ein ganz herrliches Gebälk. Ein Hochsitz für den Patriarchen, eine Kanzel, durchaus orientalisch in den Motiven, mit maurischen Bogen und mit Malerei. Hinter dem Hochaltar eine byzantinische Bilderwand. Christus blickt nieder auf die Andächtigen, ernst, streng, fast zornig, nach den Begriffen der Kirche des Morgenlandes mehr Weltrichter als der milde Erlöser der Sündigen.

Enge Gassen, winkelig und durcheinander gewirrt. Ganz schmale Fensterchen; man fürchtet die Sonne

und schützt sich nach Kräften vor ihr. Winzige Plätze, kaum spannenlang, aber geschmückt mit dem stolzen Namen der Gradenigo und Morosini. Leben ist immer in ihnen. Denn in den Haustoren sitzen die Weiber in der halben Müßigkeit von Fischerfrauen und bessern an Netzen. Ein großer Reichtum an Kindern aller Haarfarben. Reinblütigkeit scheint hier nicht zu Hause. Nur manchmal eine schöne Mädchengestalt: glanzlos nachtschwarz das Haar, die Augen flammend, die Wangen gesund und bleich wie Elfenbein, das vor Alter vergilbt ist, und in den Bewegungen weich von der Lässigkeit des Südens.

Einen artesischen Brunnen haben sie erbohrt. Er steigt in einem mächtigen Strahl zur Höhe. Dann, mit Brausen, gewaltig wie ein Sturzbach, strömt er dahin und fällt ins Meer. An ihm arbeiten die Wäscherinnen von Grado. Die Wäsche aber wird kaum behütet. Auf dem einen großen Platz, den sie haben und den man sich gern in einen Garten gewandelt wünschte, damit man im Schatten rasten und den Augen, übermüdet vom Sonnenglanz und dem Flirren der unentrinnlichen Flut, einige Ruhe gönnen möge, breiten sie sie aus. Niemals kommt ein Diebstahl vor. Die Kabinen der Badeanstalt sind kaum verschließbar, und dennoch wird nichts entwendet. Sie sind italienisch in allem, in der Bettelhaftigkeit, mit der einen die Kinder behelligen, aber sie sind von einer unerhörten Ehrlichkeit.

Freilich: sie sind auch so sehr arm. Den großen Nutzen des Bades, das von Jahr zu Jahr stärker besucht wird, haben sich die Besitzenden gesichert. Un-

gern sehen sie neuen Zuzug, neue Unternehmungen, die sich in ihren geschlossenen Ring drängen wollen. Wenig geschieht für den Ort. Und so muß man nur sehen, wie die Leute leben. Etwas Polenta. Der Kaffee, in ganz Istrien von einer erbitternden Schlechtigkeit, wird ohne Milch getrunken. Die ist zu teuer, nur für die Herren. Es reift köstliches Obst hier, wo schon der Granatbaum gedeiht und die Feige zu voller Süßigkeit gerät. Den eigenen Kindern aber kann man es nicht gönnen. Für die ist die ewige Wassermelone gut genug. Am Hafen aß ein kleines Mädchen Trauben, die hier zeitig und wohlfeil genug sind. Genäschig warf es Beeren weg, die ihm nicht ganz behagten. Ein ander Kind las sie, angenagt und beschmutzt wie sie waren, gierig auf. Die Jugend ist auch sehr still und verträglich. Sie spielen; aber niemals setzt es eine herzhafte Rauferei, wie anderer Orten.

Und so haben sie denn auch wenig Pietät. Und ihr Friedhof, an den Menschen italischer Abkunft sonst immer etwas wenden, ist allerdings der traurigste Ort, den ich kenne. Ein eisernes Kreuz ist hier schon eine Seltenheit. Fast keine Anpflanzung. Ein dürftiger, mißfarbener Graswuchs. Eine einzige Palme kümmert ungepflegt im armen Boden. Kreuze sind unordentlich in einem Winkel an der Mauer zusammengestellt. Unzählige Eidechsen von ziemlicher Größe rascheln durch das Gras, klimmen die Steine entlang, züngeln neugierig und flink von der Mauerkrone nieder zu den seltenen Gästen. Völliges Vergessensein — wer dies wünscht, dem darf hier ein Grab behagen.

Und dennoch ist es ein wundersames Weilen auf Grado.

Es wird heiß. Niemals aber empfindet man jenen körperlichen Druck der Schwüle, der sich anderwärts wie ein Alp über einen wirft und lähmt. Das macht die Brise, die fast niemals schweigt. Sie wispert in den Tamarisken und läßt die beweglichen Espenblätter beben, und die Wasser zischen mit leisem Laut um den weißen Steindamm, der die Insel umgürtet.

Man wird müde dabei; von einer süßen, wunderbaren Mattigkeit ganz erfüllt. Wie ein Zwielicht sinkt es über Gedanken und Träume. Die Stunden verrinnen, ohne daß man sich über sie Rechenschaft geben könnte. Der Zauber des Meeres umfängt einen. Und der Wind streicht mit leiser Hand um die Stirn und fegt die Sorgen davon.

Unzählige Fischerboote gleiten über die Fläche, die sich dem Himmel zu sehnsüchtig emporwölbt. Die orangefarbenen Segel flammen in der Sonne. Ihr Widerschein fällt in die Flut und durchglüht sie. Man mag ihnen Stunden nachsehen. Denn die Wasser blauen, als wär' es flüssiges Lasur, in ihrer Mitte ein noch tieferes Blau; da liegt eine Barre von Steinen. Flattern weißer Mövenschwingen zwischen dem unendlichen Blau des Himmels und des Meeres.

Und erst diese Abende! Die Lagunen, über denen die Sonne niedergeht, waren erst bleifarben, mit milchigem Lichte. Dann fielen breite Purpurstreifen darein. Nun liegen sie schwarz wie das Meer selber. Sterne, sehr hell und sehr nahe, glühen auf. Der Platz füllt sich. Gradenser lagern sich ins Gras und schwatzen

ernsthaft, gesittet und ohne Lärmen. Der Erzengel Gabriel aber, den sie lästerlich genug als Windfahne auf den spitzen Turm der Basilika gestellt haben, sieht mit der Lilie in der Hand, wie er Marien erschienen ist, nieder auf dies Treiben. Dreht er sich, so mag man sich füglich denken, er wolle nicht alles sehen noch billigen, was sich hier im Schutze der Nacht und der Strandbatterie begibt, die schwarz und drohend, noch von den Franzosen getürmt, auf die See hinausblickt. Du lieber Gott — die finsteren Herren sind die schlimmsten nicht. Sie machen ein grimmiges Gesicht und leiden manches.

Ein Hotel weiß ich, das ein Lauerposten sondergleichen ist. Nahe dem Strande ist es gelegen, und man sieht so die Doppelwallfahrt zu den Bädern, die nackten braunen Leiber der Kinder von Grado, die unmittelbar vom Damm in ihre Erfrischung springen, wohl gar eine Gradenserin, die ehrbar, völlig angekleidet, ihr Jüngstes im Arm, in die Flut steigt. Eine Pergola ist da: ganz überwuchert von Grün und freundlich braun getäfelt. Da mag man ruhig rasten. Zu Nacht bricht ein sehr helles Licht in das Dunkel: der Rosenlorbeer glüht in aller seiner Pracht, und große Nachtschmetterlinge surren braun und schwer um seine Blüten. Vom Meer herüber grüßt glitzernd ein einsames Segel, und ein frostiger Hauch geht.

Um neun Uhr abends schläft Grado.

2. Aquileja.

Alles in Grado erinnert immerdar an die nun versiegte Quelle, aus der die Stadt geflossen ist. Auch

der Verkehr mit dem Festlande geht immer noch zu gutem Teil über Aquileja.

Es vermitteln ihn sehr kleine Dampfer einer Gesellschaft mit sehr langem Titel. Sie setzen sich ungern genug in Bewegung. Wenn es ans Fahren geht, erheben sie ein merkwürdiges Gewimmer, wie ein Hund, dem man auf den Schweif getreten ist und der sich durchaus nicht beruhigen kann. Es geht durch sehr seichtes Meer. Allenthalben erheben sich Erdaufwürfe über die Flut, auf denen Fischerhütten stehen. Man muß der Halligen denken. Bäume tauchen auf. Ein Kanal, der ganz einem Flusse gleicht, nur daß ihn keinerlei Strömung bewegt. Ein unendliches Röhricht, belebt von zahllosen Völkern von Wasservögeln. Der kleine Dampfer bringt eine heftige Wallung in die stillen Wasser. Gleich gläsernen Glocken wölben sich die Wellen zwischen den Binsen, knicken sie und branden weiß und schäumend ans Ufer.

Endlich die tote Stadt. Einmal mächtig im Römerreiche und weithin gerühmt um Reichtum und Wohlleben, nun von einer großen, kaum glaublichen Stille. Ohne jede Erinnerung an die vergangene Größe. Ein Landstädtchen, ganz wie ein anderes, mit sehr mäßigen Gasthäusern. Und alles hat hier Zeit. Man begreift nicht, daß jemand hier Eile habe, so kurz der Aufenthalt in Aquileja bemessen zu sein pflegt. Ihnen selber steht die Zeit doch still, seit den Tagen, da die Hunnen und dann die Longobarden durchs Isonte-Tal hinfuhren über den Birnbaumer Wald und die feste Burg brachen, die den Zugang zu Italien gehütet.

Es waren wiederholte Verheerungen. Jede war

gründlich, und es blieb ihnen darnach nur noch soviel Kraft, um sich zu jener kümmerlichen Existenz wieder zu sammeln, in der sie nun anderthalb Jahrtausende, immer im Gleichen, verharren.

Ein fetter Boden ist hier. Der Oelbaum gedeiht, und die Bäume stehen schön und mächtig. Gärten voll herrlichen Grüns, die Rebe wuchert in wildem Schuß und sehr üppig. Vieler Orten sprudelt ein frisches, helles und kühles Wasser. Alles Wunder nach Grado.

Sie fangen die Regenmengen, die im Herbst und im Frühjahr in überreicher Fülle auf das Dach der Basilika und des ihr verbundenen Palastes des Patriarchen niederstürzen, auf und filtrieren es künstlich. Also haben sie auch in den Tagen des Sommers, der hier übel zu hausen pflegt, ihre Erquickung.

Man hat zeitig hier nach Altertümern zu forschen begonnen. Ein Geistlicher, dessen Namen eine Gedenktafel im Museum bewahrt, sah schon im achtzehnten Jahrhundert seine Lebensarbeit in der Erforschung der Ruinen von Aquileja. Nunmehr ist zur Aufbewahrung der Fundstücke eine zierliches Museum errichtet. Ein tüchtiger Gelehrter aus deutscher, Wiener Schule, Professor Majonika, ist an seine Spitze gestellt und hütet treulich, was sich an Ueberresten vergangener Herrlichkeit hier zum Licht heben läßt. Es sind fast nur Trümmer. Leidlich erhalten ist ein reizendes Köpfchen der Livia, der zweiten Gattin des Augustus, ferner eine Gewandstatue, an der das Kleid vortrefflich behandelt erscheint, genauer in den Details, als dies sonst in den Gewohnheiten der römischen Bildnerei liegt.

Im Stiegenhause sind Amphoren aufgestellt. Ein-

zelne darunter von ungemeiner Größe. Andere, die so lang im Salzwasser geruht, daß ihre Wände ganz muschelig erscheinen. Zahlreiche Waffenstücke aus der Zeit der Völkerwanderung: Pfeilspitzen, Dolche. Sehr häufig erscheint das Wurfholz, das Freytag geschildert, ein Knorren, sichelförmig gekrümmt. Von starker Faust geschleudert zerbrach es den Helm samt dem Schädel darunter und kehrt in die Hand dessen zurück, der es entsendet. Die Australneger kennen jetzt noch seinen Gebrauch.

Eine sehr schöne und reichhaltige Sammlung von Münzen. Zahlreiche geschnittene Steine, zum Teil vortrefflicher Arbeit, Erinnerungen an den künstlerisch edelsten Luxus des Altertums. Unter ihnen ist einer höchst merkwürdig. Er stellt nämlich einen Radfahrer dar. Ein Jüngling sitzt auf einem Zweirad und hat eine Lenkstange in Händen. Sollten sie damals schon eine ähnliche Maschine gekannt haben? Man kann sich die Gemme unmöglich anders deuten.

Vom vergangenen Reichtum spricht ein Mosaikfußboden, so schön und ganz erhalten, daß man ihn im Vatikan kaum reicher findet. Röhren zur Heißluftheizung beweisen jene Umsicht, mit der sie für jeden Komfort des Lebens gesorgt. Ein Asbesttuch ist uns erhalten, das unter den Leichnam gebreitet ward, wenn er in Flammen zu den Göttern emporstieg. Asche und Knochen wurden darin gesammelt. Es hat sich in manchem lohen Brande besser gehalten, als des Grafen Waldersee Asbesthaus, trotz der Fortschritte unserer Industrie.

Ein römischer Centurio bestellt sein Haus. Damit sein Testament ja nicht verloren gehe oder angefochten werde, läßt er es in Stein hauen. Sein Haus ver-

macht er seiner Gattin. Aber weder verkaufen noch belasten darf sie es. Alljährlich an seinem Sterbetage soll aus dem Ertrágnis eine bestimmte Summe seinen Freunden zugezählt werden. Dafür sollen sie sich zu einem ehrbaren Erinnerungsmahl in einem ganz genau bestimmten Gasthause versammeln. Der Wein aber muß aus einer Kneipe an der Landstraße geholt werden. Da hatte der Seelige wohl gern seinen guten Trunk getan.

Denn der Wein von Aquileja hatte seine Geltung im Römerreiche. Kaiserin Livia, die wohl etwas auf einen gesunden Tropfen hielt, liebte ihn sehr. Er mußte ihr zur Tafel geliefert werden. Ueberhaupt, man pries die nun tote Stadt schon wegen der Milde des Himmels, unter dem sie lag, des Reichtums der Gefilde ringsum, der Gesundheit ihrer Lüfte. Denn ein großartiges System der Kanalisation war angelegt. Seine Röhren sind verschlämmt und im Schlick versunken. Es muß hier schrecklich und mehr als vandalisch gehaust worden sein, so daß gar nichts von Baulichkeiten überblieb, als Kapitäle von Säulen. Denn wir wissen, wie viel auf den Schmuck des kleinen Pompeji gewendet worden war. Hier aber hatten Imperatoren Hof gehalten, und was die Befestigungswissenschaft jener Zeit vermochte, war sicherlich zum Schutze der wichtigen Stadt aufgeboten worden. Es half nichts. Und eben durch seine Zeitlosigkeit macht Aquileja einen so trostlosen Eindruck. Es ward weggeblasen.

Am besten erhalten hat sich das Zerbrechlichste. Gläser in allen Formaten, grünlich vor Alter und viele überhaupt mit einem Farbenschimmer, wie man ihn erst

vor kurzem wiederfand. Man erinnert sich noch der irisierenden Gläser, die eine Zeit so sehr in der Mode waren und heute wenig mehr gesehen werden. Einzelne, die man Toten mit auf den Holzstoß gegeben, sind zusammengeschmolzen in der Glut, und etwas Flüssigkeit ist noch in ihnen: ein Restchen des Wohlgeruches, den die Lebenden geliebt, der den Mißduft des Scheiterhaufens bannen sollte. Also blieb uns das Flüchtigste und bewegt uns nach solcher Zeit mit einer geheimen Mahnung. Und der schönste Tiffany, den ich je gesehen, steht hier. Es ist ganz die charakteristische Form, wie sie nun der Newyorker Meister liebt. Nur diese wundersame Farbe vermag er nicht. Es ist ein sehr leuchtendes Blau. Erotische Schmetterlinge tragen es auf den Fittichen. Und ganz wie bei ihnen glänzt es je nach dem Standpunkt in immer anderen Tinten. Den ganzen Saal erfüllt sein blaues, wandelbares Leuchten. Einhundert Gulden, ein Vermögen für einen Bauern aus dem Friaul, erhielt der glückliche Finder.

Ein schöner Park umgibt das Museum. Ueber Trümmern ragen fremde Bäume. Eben, in schwülen Augusttagen, blüht die merikanische Yukka=Palme. Schneeweiße Blumen, dicht aneinander gereiht, daß es einem wunderlichen Helme glich.

Es gehört große Entsagung dazu, die volle Liebe fürs Altertum, wie sie jeden erfaßt, der sich an seine Erforschung ganz hingibt, um in dieser Einsamkeit zu weilen. Denn ein böser Geist hat sich hier eingenistet: die Malaria. Nur mit großen Chinindosen kann man sich zur sommerlichen Zeit, wenn sie aus den Kanälen,

Lagunen, dem feuchten und von Moder erfüllten Erdreich aufqualmt, vor ihr behüten. Sie befällt die Arbeiter auf dem Felde und streckt sie mitten im Werk in Krämpfen hin, als hätte sie der Sonnenstich niedergeworfen.

Eine Kapelle und die Basilika erinnern an die Tage des Patriarchats, das der toten Stadt noch eine gewisse Bedeutung geliehen. Die Basilika ähnelt sehr der von Grado. Nur daß sich hier noch eine Krypta mit Patriarchengräbern und einem großen Hort an Reliquien findet. Zwei feierliche Pinien ragen davor. Ein Glockenturm, zu dem eine üble Treppe von Bruchsteinen hinaufführt.

Von der Glockenstube aus übersieht man die reiche Ebene des Friaul. Zu Gevierten geteilt, aufs sorglichste bestellt, liegt es, ein ungeheurer Garten, da. Das seidig schimmernde Blatt des weißen Maulbeerbaumes blinkt. Der Oelbaum steht grau und starr. Zu unglaublicher Höhe ragt das Welschkorn auf, und seine Kolben nicken, und die weißen Deckblättern flattern und flimmern in der grellen Sonne. Gehöft nach Gehöft. Ein fernes, leises Leuchten der See; der Kanal ganz einem Flusse gleich. Die Luft aber ist erfüllt von Dünsten und zittert unablässig. Ueber allem aber ein unfaßbares Schweigen, so recht diesem Ort geziemend, über dem immer noch Geisterscharen kämpfen. Denn jene Wut, mit der hier gestritten ward, bis sich die ewige Stille um Aquileja breitete, kann unmöglich völlig verflogen sein. Vielleicht ist es ihr Anhauch, der hier tödlich schwelt.

Man wird traurig in Aquileja. So recht innig und

bis zu Tode betrübt. Kein Vogel ruft. Ein lautes Wort erschreckt. Schatten umdrängen den Fremden. Ein Stillstand, völlig und von Aeonen her, durch nichts mehr zu brechen. Die unbedingte Hoffnungslosigkeit, in ihrer Wirkung nur noch gesteigert durch dies kümmerliche Leben, das sie nun eingeheimt hat und das sein Recht behaupten möchte vor den Erinnerungen toter, größerer, heißerer Tage.

Die Sonne senkte sich. Mövenschwärme zogen übers Meer, da wir heimwärts fuhren. Weithin überragte der spitze Kampanile von Aquileja die Flut. Und da wir gebannt und kaum noch aus dem bösen Traum der toten Stadt erwacht rückwärts sahen, so ergab sich ein wundersames Schauspiel. Denn es war der hellste und völlig durchsonnte Tag, und am Himmel und seiner makellosen Wölbung stand nicht eine Wolke. Die Möven aber kreisten in der Luft mit ihren blanken Schwingen und ihren blitzenden Bewegungen, verschlangen ihre Kreise wie zu einem künstlichen Reigen, hoben sich in behendem, gaukelndem Flug sehr hoch und tänzelten eilfertig über den Wassern. Das war nicht anders, als wehe ein Schneegestieber durch den klarsten und windstillen Tag und entzöge uns mit seinen leisen, wehenden Schleiern die tote Stadt. Uns aber trug das Schiff, den Fischerhütten vorbei, über scharrende Untiefen und durch viele Watten heimwärts ad Aquas Gradenses.

3. Abbazia

Es ist, als suche man den Verkehr zwischen dem Hafen Oesterreichs und dem von Ungarn durchaus nicht

zu fördern. Die Schiffsverbindung zwischen Triest, das seinen Rang im Mittelmeerhandel schwer genug behauptet, mit Fiume, an das die Magyaren alle ihre Sorge wenden, damit es sich mächtig entwickle, ist schlecht und umständlich.

Der Karst, ein mächtiger Steindamm, liegt getürmt hinter beiden Seestädten und scheidet sie vom Hinterlande. Die kurze Bahnfahrt von etwa fünf Stunden gewährt einen guten Einblick in diese Wüstenei, über die die Bora immer noch ihre schrecklichen Kreise zieht. Das größte Kulturwerk, an das sich unser Reich jemals gewagt, seine Wiederbeforstung macht übrigens erfreuliche Fortschritte, und das Grün behauptet sich ganz tüchtig.

Freilich ragen darüber hinaus immer noch die grauen Hänge und die kahlen Gipfel. Ueber Gründe, in denen versunkene Wasser ihr geheimnisvolles Spiel treiben und Grotten, hoch wie Dome und weitläufig und verworren wie Labyrinthe sich gehöhlt haben, donnert der Zug zum Quarnero.

Einen guten Ueberblick über den Golf von Fiume gewinnt man von Santa Maria di Tersatto. Auf vielen hundert Stufen klimmt man aufwärts zum Gnadenkirchlein. Hier wird die Schirmherrin zur See verehrt. Maria ist gnadenreich den Schiffern. Sie erscheint ihnen im Sturm. Das böse Gewölk zerreißt sie, und durch gelindere Wellen erreicht man den Hafen. Wunder ohne Zahl hat sie getan. Und an allen Wänden hängen Votiv-Bilder, die an ihr Wirken und Walten erinnern. Auf ihnen allen ist das bedrängte Schiff höchst kunstgemäß dargestellt. Ansonsten zeichnen sie

sich nicht durch besondere malerische Eigenschaften aus. Denn sie sind fast durchweg das Werk der Entronnenen selber, von Matrosenfäusten, die einmal den Pinsel regierten.

Da lag die gute Barke des Kapitäns Jacopo Hauser vor Barbadoes. Ein schrecklicher Orkan brach ein. Eine unerhörte Welle griff den Kapitän, der just auf der Kommandobrücke stand, riß ihn hinweg. Er meint sich verloren und richtet sein Stoßgebetlein an die Mutter Gottes. Die Woge bricht sich und — er findet sich gerettet, dort wo er vorher gewesen. Nur tropfnaß war er.

Es ist ein seetüchtiges Geschlecht. Sie führen fremder Herren Schiffe weithin. Das steckt ihnen im Blut. Denn sie waren an diesen Küsten vordem ganz grimmige und wehrhafte Seeräuber. Sie schlugen sich mit den Galeonen der Venediger, mit den Brigantinen der Türken herum. Eine Art Seewehr bildeten sie, ähnlich wie die Angehörigen der Militärgrenze die Hut zu Lande hatten. Aber sie sind schlechte Fischer. So reich diese Flut ist, sie verstehen sich nicht auf den Fang. Den besorgen die Männer von Chioggia. Bleiben die aus, dann steht's schlimm um Branzin und Scampi, die köstlichen Meerkrebse, bei deren Genuß Vorsicht geboten ist. Denn sie bekommen nicht jedermann.

Unter Santa Maria di Tersatto nun breitet sich die Stadt und reckt sich mächtig an der Küste. Inseln heben die blauen Häupter aus der Flut, die öd und wenig befahren daliegt. Tief eingeschnittene Kanäle. Durchaus hat man das Gefühl, als sei hier ein später und gewaltsamer Einbruch der Gewässer erfolgt. Nir-

gends hat man die schöne und feierliche Unendlichkeit vor sich. In seiner Begrenztheit erinnert der Quarnero durchaus an einen Landsee. Sich gegenüber sieht man Abbazia, und es ist in einer halben Stunde erreicht.

An diesem Orte hat man durchaus das Gefühl einer modernen Gründung. Ein unternehmender Mann entdeckte die Reize dieser Küste. Mit großen Mitteln und in großem Stile ward gearbeitet. Billroth, unser großer Chirurg, ein Lebenskünstler und eine Vollnatur gleich wenigen, wurde gewonnen und sprach sein gewichtiges Wort für die neue Schöpfung. Sie gedieh. Es wurde rastlos gearbeitet. Nun steht Hotel neben Hotel. Villen wachsen auf. Es ist für jedes Bedürfnis, ja für jeden Luxus gesorgt, und dabei kann sich so ziemlich jeder nach seinen Ansprüchen und seinen Mitteln einrichten.

Sie haben dem Karstboden einen Kurpark abgewonnen, der sich selbst neben dem von Monte Carlo sehen lassen kann. Charakterbaum ist hier der wilde Lorbeer. Er wuchert zu schattigen Hainen und ist an sich wunderschön. Denn es ist eine solche Geschmeidigkeit und Schlankheit an ihm. Die Rinde von makellosem Schwarz — wie Schlangenhaut umspannt sie den Stamm, und legt sich die Sonne darein, dann durchwürzt der schwüle Duft der edlen Harze den Park. Eben blüht eine hundertjährige Agave. Aus dem Gewirr der stacheligen Blätter hob sich wie ein Lanzenschaft der Blütenstand. Die großen Blüten, ähnlich zaseligen Sonnenblumen, ringsum. Es ist nicht schön, aber höchst eigen und bizarr. Und im Sommer

hört man alle Sprachen unserer Monarchie. Das Ungarische überwiegt; sie haben ihren Zonentarif, der ihnen Gelegenheit gibt, wohlfeile Reisen zu tun, und sie nutzen ihn weidlich.

An der Straße blüht eine einzelne, weiße Magnolie. Und die Passionsblume überspinnt alle Mauern mit ihrem kühnen Gerank. Man besieht sie immer wieder gern, gar nun, da die Früchte reifen und mit grellem Rot vorleuchten.

Zwei Strandwege sind mühsam der Flut entlang gewonnen worden. Ihr Abfall ist so jäh, daß man sie vielfach versichern mußte. Allenthalben wuchert die Agave graugrün auf dem Kalkboden. So häufig ist sie geworden, und so sehr paßt sie zum Charakter dieser Landschaft, als sei sie immer hier heimisch gewesen. Steineiche und Feigenbaum treiben ihre Wurzeln in das Geklipp. Wilder Wein verbindet sie. Es ist ein ganz prachtvolles Dickicht, durch das die See vorblaut. Ueberall sind Klippen dem Strande vorgelegt. An ihnen bricht sich bei Scirocco die See mit der heftigsten Brandung und mit perlenfarbigem Gischt.

Gegen Lovrana zu tritt der edle Kastanienbaum vor und beherrscht allen Baumwuchs. Die Früchte, voll spitzer Stacheln, grünen, in sich geknäulten Igelchen gleich, hangen in hoher Fülle im Gezweige. Und ein großer Segen an Trauben verheißt den reichsten Herbst.

Es ist in der ganzen Landschaft etwas Feierliches. Wenige, aber tiefe Farben. Man denkt sich die wohlgehaltene Landstraße bedeckt von flinken Gespannen. Müßige Menschen in ihnen, gesättigt von manchem Genuß. Geputzte Frauen auf den Wegen des Parkes,

ohne alle Sorgen, hingegeben dem Augenblick und seinen Launen. Die gedämpfte Musik dazu. Das Jauchzen der Schwimmer aus dem nahen Seebad, die sich dreist den Wellen entgegenwerfen.

Es ist Sonntag. Und dazu steckt die Natur ganz wundersame Lichter auf. So sah ich einen Sonnenuntergang. Erst hing ein Purpurschein über der See und warf glühende Funken in ihre blauen Kreise; Pfauenaugen, wie man sie manchmal träumt. Die Gipfel von Cherso waren von der Glut umfangen, sie wanderte, verklärte das Geklipp, das unter ihr gespenstig blaß vorschien. An zweien Punkten der Küste verfing sie sich und glomm in einem hohen Brand vor. Denn das Erdreich ist vielfältig von einem kräftigen Braunrot. Die Scheinwerfer aus dem Hafen von Fiume wanderten mit hellem Licht über See.

Bei Scirocco gleicht das Meer einem ungeheuren Tuch aus grünem, schillerndem Damast. Und eine unsägliche, wollüstige Weichheit ist im Bruch der Wellen. Man möchte mit streichelnder Hand darüber fahren, nachfühlen diese Formen. Im Kielwasser des Dampfers aber ballen sie sich. Mit weißen Köpfen lugen sie übers Meer. Man meint die Seeschlange hinter sich.

Um aber völlig den Eindruck des Festtages zu erzeugen, sieht man keinerlei Gewerb. Die wenigen Barken im Hafen lungern, wenn man sie nicht zu einer kurzen Spazierfahrt dingt. Ihre Eigner fahren meist als Matrosen. Wenn das Rudern besseren Gewinn verheißt, so kehren sie heim. Vielfach hausen sie an den Hängen des Karst und haben weiten Weg zu ihren Einödhöfen. Wo sie in Abbazia heimisch sind, dies sieht

man nicht. Das ursprüngliche Fischerdorf ist völlig zurückgedrängt von der Stadt des Luxus, die hier begründet wurde.

Sie haben hier eine deutsche Schule, und es wird fleißig dafür gesammelt. Das berührt doppelt erfreulich in einer Zeit, in der sonst deutsches Wesen und deutsche Bildung in Oesterreich allenthalben Einbuße leiden, zurückgedrängt werden, ja Gewalt dulden müssen. Es ist die Frau des Direktors der Kuranstalten, eine Deutsche, die an der Seite eines Italiëners ihrer Art und ihres Stammes nicht vergessen hat, und rastlos für ihre Erhaltung sorgt.

Wir schieden über Mattuglie. Es war schlecht Wetter gewesen die letzten Tage her, und der Scirocco winselte unablässig. Bleifärbig wallte das Meer.

Nun heiterte es sich auf. In eine erquickende Frühe rollte der Wagen hinein. Die Straße steigt sehr steil in schönen Serpentinen an, dem Karst zu.

Es war sehr still. Im Thunfischfang, auf der Spitze der eisernen Leiter, von der aus man das Nahen des ersehnten Zuges beobachten kann, stand ein Mann und spähte angestrengt in die Flut, der Beute entgegen, deren Ankunft sicher war. Denn man hatte schon den Schwertfisch gefangen, der ihren Scharen raubgierig das Geleite gibt.

Das Meer schwieg völlig. Der Küste nahe war es von einem tiefen, satten Blau. Weiterhin ein riesengroßes Dreieck leuchtete im zartesten duftigen Grün, das man sich nur denken mag. Es war anzusehen wie Himmelswiesen. Die Ränder aber waren glanzlos, von einer Farbe wie Milchopal. Blau und blank stan-

den Inseln und die Berge des Karst. Nur der Monte Maggiore, der Beherrscher dieses Strandes, mit seiner weiten Ferne den Alpen zu und nach dem Meere, trug noch einen Nebelfetzen um das stolze Haupt.

Ein früher Dampfer glitt durch die See. Seine Sirene schrillte zu uns herüber. Es wurde kühl. Uns aber trug der Schnellzug nach dem Norden.

4. Vom Golf der Frangopani

Wer aber Buccari genießen will, der meide den Vergnügungsdampfer, der von Abbazia hinüberfährt. Er bringt ein rücksichtsloses Volk mit sich. Es bricht hastig in diese Stille, schwatzt und ruft nach seiner Atzung. Besser, man scheut die Mühsal des Weges von der Station nicht. Es geht steil durch wüsten Karst abwärts. Schwarze Zypressen stechen steif und feierlich in die Luft. Endlich steht man am Hafen. Ein wunderschönes Oval, tadellos von Form und geräumig genug, der größten Flotte Unterkunft zu bieten. Niemand aber wirft hier die Anker.

Bäume, die ganz fremd erscheinen, stehen an der Marina. Man betrachtet ihr Laub, es sind Linden. Aber ihr Wuchs ist gedrungen, die Aeste sind auseinandergedreht. Das macht die Bora, die wütend über den Golf braust. Es wäre leicht, ihr den Zugang zu sperren. Aber es geschieht nicht. Selbst die Bahn hat man nicht ohne Grund so weit dem Orte geführt, daß er nichts von ihr genießen kann. Denn Buccari ist kroatisch. Es muß sterben, damit Fiume erblühen kann, das sich die Ungarn zugeeignet haben.

Einen Hügel klimmt die Stadt mit steilen Straßen hinan. Das ist, als hätte sie eine Sturmflut ungestüm da hinauf geschleudert. Die Welle trat zurück, und nun, in freier Luft, im Sonnenbrande des Südens, verwittert dies sonderbare Strandgut, ohne jede Hoffnung auf Erlösung.

Sechzehn große Segelschiffe nannten die Männer von Buccari noch vor wenigen Jahren ihr Eigen. Mit ihnen befuhren sie alle Meere. Nicht eben so viele Kähne liegen nun mehr im Hafen. Wer es vermochte, der verließ die Heimat und suchte in Fiume ein besseres Glück. Wer bleiben mußte, blieb und sah die Vaterstadt verelenden.

Es gibt herrenlose Häuser. Irgendwo, auf der weiten Fahrt, ist ihr Eigner verschollen. Die Erben können nicht darnach greifen. Denn eine Todeserklärung ist schwer zu erwirken, und die Uebertragungsgebühren sind oftmals höher, als der Gesamtwert, der jährlich geringer wird. So zerbröckeln sie. Noch scheinen sie stolz und aufrecht. Blick man aber von einer höheren Straße hinein, dann erkennt man: es sind völlige Ruinen; Leichen, die noch einen Schein von Leben bewahren.

Aber — sie haben elektrisches Licht. Das macht ein starker Bach, eine Seltenheit im Karstgebiet, bricht hier vor und mündet in den Hafen. Seine Kraft nutzen sie, ihre Stadt zu erhellen. Ganz sonderbar und ungehörig berührt das hier. Ein Bahrtuch, mit goldenen Flimmern gestickt, sollte sich zu Nacht nur der Himmel über dem totgeweihten Buccari spannen.

Dies Gestade gehörte einmal den Frangopan. Ihr

Seeschloß von Porto Ré sperrt den Zugang zum Golf; ihre Burg, verwitternd, beherrscht immer noch die Stadt. Diese ganze Küste eignete ihnen, und gleich Seekönigen hausten sie am Quarnero.

Sie berühmten sich der Verwandtschaft mit jenen Frangopani, die im Mittelalter in Rom das Coliseo in den festen Turm ihres Schlosses verwandelt, die den Staufen ihre Größe dankten. Einer ihres Blutes war es, der den flüchtigen Konradin zu Asturra in die Hände der Häscher Karls von Anjou geliefert. Ein Frangopan war es, vor dem in der Leithaschlacht Friedrich der Streitbare von Babenberg gefallen sein soll. In der Hitze der Verfolgung und im Rausche des Sieges fiel er vor dem Pfeile des Herren von Modrusch. Also hätten die beiden größten Heldenhäuser des Mittelalters in gleicher Weise durch dies Geschlecht ihren Ausgang genommen.

Sie aber geboten hier weiter durch mehr als vier Jahrhunderte. Sie standen in hohen Gnaden bei den Anjous, als ihnen Ungarn zufiel. Was den Kanal der Morlacken befuhr, war ihnen zinsbar, und das Meer trug den Frangopan immer reichere Schätze ins Haus. Sie mögen prunkvoll Hof gehalten und mit ihrem Glanze die Stadt erfüllt haben. Hier waren sie starke und dennoch gütige Herren.

Am 30. April 1676 zu Wiener Neustadt, fern der See, fiel das Haupt des letzten Frangopan. Denen die Hohenstaufen und die Babenberger zum Opfer gefallen waren, sie erlagen dem Habsburger Leopold. „Ein Blinder führte den Blinden und so fielen sie in die Grube“, steht auf dem Grabstein des letzten Herren von

Tersatt. Ihr Wappenschild ward um Hochverrat zerbrochen, ihre Güter wurden eingezogen. Sie verschwanden aus der Geschichte.

Nicht aber aus dem Angedenken dieser, die hier wohnen. Es sollen die Männer damals beschlossen haben, zum Zeichen der Trauer die Haare wuchern und die Bärte scheren zu lassen. Die Weiber aber legten schwarze Gewänder an, die sie bis auf diesen Tag nicht mehr abgetan haben. Nur im Gebiete der weiland Frangopan tragen sie sich so und sonst nirgends im Lande der Kroaten, die doch helle Farben an sich lieben.

Wie der Beginn einer Fontaneschen Ballade klang es mich an:

> Mit Samt und Seide angetan,
> Das Haupt zu seinen Füßen —
> Es schläft der letzte Frangopan,
> Der Väter Schuld zu büßen.

Etwas Pathetisches liegt in der Redeweise der Männer von Buccari. Ich dingte einen Bootsmann, um durch den Golf hinüber nach Porto Ré zu segeln. Ich mochte nicht einmal den Ruderschlag in dieser vollkommenen Stille hören. Wir fuhren hinaus. Er legte sich in die Riemen, und als ich drängte, denn etwas Bewegung schien mir in der Luft, er möchte die Segel spannen, da entgegnete er: „Herr, wer kann dem Winde gebieten? Niemand. Diesen trägt er sanft und gefällig in den Hafen, einen anderen versenkt er und wieder einem verhängte er das schlimmste Los: in den Rudern liegen, sich abquälen, ohne vorwärts zu kommen, daß die Seele verschmachtet. Und wenige Schritte von ihm gleiten andere mit geschwellten Segeln fröhlich über dieselbe Flut."

Man verweilt nur kurz in Buccari. Eben nur so lang, daß man die Kirche mit Votivbildern, ähnlich denen von Sta Maria die Tersatto besichtigt, das Kastell der Frangopan mit einer riesenhaften Zypresse davor umwandelt und eine Flasche Wodica in stiller Betrachtung genießt. Wodica heißt Wässerchen. Es ist eine Art Champagner, der hier gedeiht: sehr leicht, fast ohne Weingeschmack, aber stark von Natur schäumend und wohlfeil, weil er keinen Versand verträgt. Auch der kurze Aufenthalt genügt, um einen unauslöschlichen Eindruck zu vermitteln, der oftmals in den eigensten Träumen wiederkehrt.

Man scheidet. Das Schiff gleitet langsam durch den Golf. Stolz, aufrecht, nur ohne alle Spur von Leben, baut sich die Stadt an den Hängen des Karst auf. Als wär' ein Wort des Bannes über sie geworfen, und sie werde zu altem Glanz erwachen, spräche einer das lösende Wort.

Die Steilwände, die den Golf umschließen, sind durchaus und auf das sorgfältigste bebaut. Dies alles aber spiegelt sich mit einer unglaubhaften Klarheit und Farbigkeit und Helle in der Flut. Man faßt kaum, dies sei Wasser, denn man spürt keinerlei Bewegung. Spiegelwände scheinen es, nur so makellos und leuchtkräftig, wie man sie sonst nirgends in der Welt sehen mag.

Man atmet kaum. Ein Vorgebirge, rot, baumlos, taucht auf. Seine Sandwände glühen und glimmen. In steilem Sturz fällt es zum Meer ab. Dann erscheint Porto Ré, grau und traurig, der verlassenste Ort an dieser Küste. Der Quarnero tut sich auf, blau mit sei-

nen Eilanden und Kanälen. Fiume breitet sich protzig: aus den Schloten seiner Fabriken steigt der graue Rauch. Buccari und der Golf der Frangopane sind versunken. Nicht einmal den Zugang dahin mag man mehr kennen, wie uns jene ganze Zeit voll gewalttätiger Herrlichkeit, unbiegsamen Trotzes, verwegenen Würfelns um Kronen gänzlich entschwunden ist.

Von Sommertagen im Süden habe ich berichtet. Nichts soll in diesen Blättern sein, als das Spiel der Lichter über der ewigen Flut, als das Glühen warmer und ungebrochener Farben, die jene Gestade eintönig und dennoch so unsäglich mannigfaltig erhellen.

Es ist, als empfinge die Seele selber ein Sonnenbad. Als stünde die Zeit still, nun die Vergangenheit verklungene Märlein berichtet aus Tagen voll Sturm und Drang und ungeheurer Not, die uns dennoch so ferne liegen, daß sie uns bewegen, ohne zu verstören.

Es raunt von Geisterstimmen in Grado, Aquileja und Buccari. Sie verstummen in Abbazia, das so durchaus modern und gewollt ist. Allenthalben aber reißt etwas von den Schleiern, mit denen wir uns sonst gern vor dem Licht verhüllen. Ein Sonnenfünkchen findet Zugang und will nicht mehr erlöschen im Grau der Wintertage, im Rinnen der Nebel, die uns nur zu bald und dauerhaft umfangen.

Aus Chiesa di Lavarone

Es ist, als hätte die Natur selber Lavarone als eine Welt für sich erschaffen und zur uneinnehmbaren Feste gebildet. So jäh und mit Steilrändern fällt die Hochfläche nach allen Seiten hin ab.

Rund tausend Meter über Trient und dem sonnendurchglühten Etschtal türmt sie sich. Die Straße von Caldonazzo führt zunächst über einen Muhrgang, der einmal mit schrecklicher Gewalt niedergebrochen sein muß. Grau und traurig schimmert es durch das Grün. Alsdann wendet sie sich in vielen Krümmungen zur Höhe; man hat sie dem Felsen absprengen müssen, der fast steilrecht niedergeht. Am Wege blüht noch zu Beginn des Juli die Alpenrose und die Erdbeere reift.

Lavarone selber ist kein Ort. Eine einzige, gewundene Gasse; inmitten einer Wiese steht eine Kirche. Alsdann führt die Straße weiter. Allenthalben Siedelungen; die Häuser tüchtig und aus Bruchsteinen und auch mehrstöckig aufgemauert. Man merkt einen allgemeinen Wohlstand. Wenig Verkehr. Hier treibt der Säumer noch sein geduldiges Tier; der Hausierer schleppt seine Karre mit geringer Ware mühsam genug. Es ist eine Ruhe, die man fast körperlich empfindet, die sich an Haupt, Herz und Nerven schmiegt.

Unendlich viel Grün. Es klimmt höher denn anderwärts in Süd-Tirol. Geschonte, nur wenig gehegte Wälder und Tannen von einer unglaublichen Höhe. Wie weiße Flammen, so stolz und gerade schießen die Stämme auf. Es wird nicht nachgepflanzt, wenn wo geschlagen wurde. Aus sich selber verjüngt sich dieser wundersame Wald, der um Monte-Rovere Märchenmotive aufweckt. Da steht denn ein einsames Wirtshaus nahe einem grünen See. Es ist bescheiden genug. Aber der Goldregen blüht eben, und gelbe Schnüre hangen nieder durch das Laubwerk, das noch keine Spur der nun schon so lang währenden Sonnenglut trägt, und schmücken es königlich und fremd, gleich edlen Bernsteinschnüren. Denn hier wuchert der Goldregen wild wie der Jasmin.

Und nun denke man sich diesen Duft! Denn auch das Heu würzt stärker und süßer denn anderwärts. Die Luft aber ist von einer unbeschreiblichen Reinheit, mild und dennoch herb. Ein leises Wehen, sie sagen von den Hängen des Brenner, geht immer hindurch, fast niemals aber steigert es sich zum Wind. Der Himmel spannt sich niedrig, in einer sehr flachen Wölbung und in sehr lichtem Blau darüber; Wolken tauchen auf, segeln langsam und feierlich vorüber, oder entladen sich in einem kurzen, wilden Wettern. Der Kuckuck ruft, wenn er anderwärts längst nicht mehr mit seinem eintönigen Glockenklang zur richtigen Waldandacht läutet. Heimchen schrillen, und die Singvögel sind munterer und häufiger, als man sie hier, wo ihnen so eifrig nachgestellt wird, vermuten sollte. Nur einer fehlt, den man sonst allenthalben gewohnt

ist; man vermißt ihn, und man muß sich wieder erst besinnen, was einem denn fehle. Es ist der Spatz, der sich aus welchem Grunde immer selten macht. Die Nachstellung des Menschen hat wohl kaum Schuld daran. Der weiß sich der gewitzte Geselle doch überall zu entziehen.

Es gibt Schaustücke der Natur. So unmittelbar an der Grenze von Italien — es ist doch nur noch sechs Stunden Weges bis Venedig! — die Schlucht. Ueber sanfte Matten führt der Weg. Dann aber ist's, als hätte eine unbegreifliche Gewalt die Kalksteinplatten mit einem schrecklichen Ruck auseinandergerissen. Viele hundert Meter geht es in einem gewaltigen Satz zur Tiefe — so senkrecht, daß man meint, die Wände berührten einander, daß selbst das Auge scheu an diesem Sturze niedergleitet und schwindelt, ehe es seinen Grund ermißt und begreift. Ein Geier hat hier seinen Horst, den niemand ausnehmen kann. Man weiß es, denn der mächtige Vogel fliegt immer wieder zu und schwebt in seinen wunderschönen Kreisen über dem Abgrund. Verlorenes Grün klammert sich ängstlich und schwankend und sparsam ans Gewänd. Ganz unten aber schimmert in vielen Krümmungen die graue Straße. Braunrote Ziegeldächer leuchten, und die Ortschaften folgen einander in dichter Reihe. Das ist italischer Boden; wer ihn jemals betreten hat, der läßt sein Auge dem Pfade folgen und denkt mit Sehnsucht der Wunder, zu denen er führt.

Auch unter der Erde birgt sich allerhand. Da sind Grotten, in denen sich der Feldspat zu prächtigen Drusen auskristallisiert, die man zum Teil noch kaum

genügend durchforscht hat. Allüberall merkt man Spuren der Erosion. Hier hat das Wasser gewirkt. Man erkennt das Werk der wilden Gießbäche wie der sanften Auslaugung, die Kuppen erhöhte und Mulden auswusch, darin nun fremde Blumen stehen, gleich der Feuerlilie, die hier stolz ihr leuchtendes Haupt hebt. Es ist ein Erdreich, hold den Menschen. Ihre Siedlungen klimmen alle diese Hänge aufwärts, und aus schwindelnden Höhen, wo sonst nur noch einsame Sennhütten errichtet werden, grüßen noch graue Mauern und rote Ziegeldächer. Denn alles macht unter dieser hellen, wirkenden und dennoch nicht allzu blendenden Sonne seinen eigenen Effekt; ein flatternder Wimpel zum Beispiel, aufgesteckt über einem Giebel eines der Hotels, flammt im Licht förmlich auf und bannt auf lange hin den Blick.

Man hört Legenden aus längst verklungenen Zeiten, aus Tagen, lange noch vor der Völkerwanderung, und man achtet ihrer kaum, und es regt sich kaum ein Verlangen, ihnen nachzuspüren. Denn hier ist das Gebiet der sieben Kimbern-Gemeinden. Man hört den Namen immer noch nicht ohne eine gewisse Regung; denn in ihm klingt es von Speeren, mit Macht an breite und lange Schilde geschlagen, und es klirrt von Schwertern darein und von einem Nachhall jenes kimbrischen Schreckens, der Rom in seinem Tiefsten verstörte, da es keinen Widerpart mehr fürchten zu müssen glaubte und die ganze Welt zu seinen Füßen sah. Haben sich die Ueberreste jener Gewalthaufen wirklich hieher geflüchtet, nachdem Marius ihren Ansturm gebrochen? Haben die Unsteten hier wirklich ein Heim

gefunden, das mindestens ihren Namen noch rettet, nachdem von all ihren Taten nichts mehr übrig blieb? Wer weiß es? Wer kann ein Senkblei werfen in diese zornigen Wasser, die jede Richte beirren und die dennoch nur Vorläufer sind jener heftigeren Fluten, vor denen das Weltreich zerbrach und in eitel Stücken auseinanderfiel? Wer verlangt es sich hier nur vor dem Genusse der Gegenwart, dieser Tage, in denen die Sonne in immer gleicher Liebe diesen Boden küßt und befruchtet, der sich ihr sehnsüchtig und verlangend entgegenhebt?

Fast noch schöner aber sind die Abende. Man hat Erquickung und Ruhe geatmet. Nun will es dunkeln. Aus den Schluchten klimmen die Nebel, zart, weiß und leuchtend, wie aus einem inneren Licht. Der See von Lavarone, um den herauf sich die Häuser so schön aufbauen, liegt in der Tiefe, und ein milchiger Glanz schimmert durch sein grünes und immer warmes Gewässer, als breiteten die Wassermädchen die Perlen aus, die sie, zu Schnüren gewunden, sich einmal durchs schilfgrüne Haar flechten werden.

Verschleiert stehen die Hänge der Berge, die das Hochland schützen: der Skanupia, der Vesena, der Pizzo di Tonezza, der Dantes mächtiges Dichterhaupt, wie sie behaupten, so merkwürdig nachformt. Es ist noch stiller als sonst. Auch der Glockensang der Kirche von Lavarone, nach der sie nun die ganze Siedlung benennen, schweigt, und die rastlosen Heimchen sind schlafen gegangen. Die Ferne aber ist nur abgedämpft und durchaus nicht verhüllt, wie eine schöne Frau etwa, die deuten will, sie sei müde der Bewunderung und

ihrer Blicke, und ihnen dennoch nicht jede Aussicht wehren mag. Jede Runse aber bleibt sichtbar; man sieht, wie sich die Wetterbäche durch den schönen Wald niederstürzen in die Schluchten, die Lavarone von aller Welt scheiden. Am Horizont aber steht die Brenta-Gruppe. Noch leuchten ihre Gletscher mit jenem Glanze, dem sich kein ander Schimmern auf dieser Erde vergleichen läßt, und ihre kühn geformten Gipfel und Zacken, als hätte sie eine Riesenhand in spielerischer Laune aus dem Kalk der Dolomiten ausgesägt, ragen in Türmchen, Zinnen, abenteuerlichen Zacken in das Blau. Sie ziehen alle Wolken an sich. Das Licht erlischt; violblau und ernsthaft stehen die Berge am Horizont. Um sie aber geistert immer noch das Abendrot: ein tiefes Orange mit durchschlagender Lohe, deren Quell niemand bestimmen kann, die aber purpurn und in breiten Bächen hindurchströmt. Das ist das Abendrot des Südens, der hier all seine Erquickung aufgetan hat. Alles erstirbt; von der Cima Tosa steigen die Schatten niederwärts zu den stolzen Gipfeln, die ihr Gefolge bilden. E i n Grau hüllt die Welt, die kaum noch in den kühnsten und kräftigsten Farben gestanden und geflammt . . .

Verlorene Glockenschläge von der Kirche. Verschwunden sind die Ortschaften auf den Hängen, nach denen man sonst auflugt, als müßten sie neue Schönheiten offenbaren. Denn des Menschen Herz ist begierig, und es ahnt neue Wunder hinter denen, die es kaum noch bestaunt hat. Ihre sieben Hüllen und ihre faltigen Mäntel spreitet dieNacht enger und enger um alle Fernen und um Chiesa di Lavarone.

Aus Südtirol

Das sind nun auch schon viele Jahre her. Aber all die Zeit vermochte nicht jene hellen Tage zu verdunkeln. Aus der Erinnerung gewinnen sie immer neues, unbesiegliches Licht.

Man war nach Bozen gefahren, den anmutigen und sinnenden Walther von der Vogelweide zu enthüllen, der auf dem Johannesplatz ein so feines Stadtzeichen geworden ist, dem sie seither in Trient den mächtigen Dante mit der großen Gebärde des Gebietenden, Besitzergreifenden gegenübergestellt haben.

Ein feines Fähnlein hatte sich zusammengefunden. In Niederndorf im Pustertale bei der hochberühmten Frau Emma, die so meisterlich ihre Gäste zu pflegen verstand, hielt man Rast. Die war ein kleines, graues Weiblein, immer in Grau, nur mit dem goldenen Verdienstkreuz geschmückt, das sie sich für ihre Verdienste um den Fremdenverkehr, für persönliche Tapferkeit in einer schrecklichen Wassersnot mutig erworben hatte. Niemand hätt' es dem unansehnlichen, langgestreckten Haus angesehen, welche Fülle von Behagen darin gespeichert war.

Man war mit Erich Schmidt nach Schluderbach gewandert. Noch war da nicht einmal eine vernünftige

Zigarre zu erstehen; so durchaus für die Bedürfnisse der alleranspruchslosesten Touristen hatte man sich eingerichtet, und der einzige starke Raucher der Gesellschaft litt bittere Pein. Zum Misurinasee pilgerte man. Da stand ein einsames Albergo; über dem offenen Kohlenfeuer tanzte der große Kupferkessel, und niemand lüstete es darnach, was darin gebraut ward. Aber grün wie Gras spiegelte der See, und die Zinnen der grauen Dolomiten leuchteten aus ihm; und ein wunderschöner Knabe, zerlumpt aber mit den dunkelsten Augen, tutete auf einem Horn, und das Almvieh kam in großen Zügen — die Köpfe witterten in der Abendkühle — und stieg niederwärts. Das war ganz feierlich, ganz und gar Märchen und Weltvergessenheit.

Im Wirtshaus zu Schluderbach dachte man des armen Michel Innerkofler, der kurz vorher auf dem Cristallo so jämmerlich verunglückt war, nachdem ihm die schwierigsten Touren Spielerei gewesen. Er war ein Kletterer sondergleichen, von einer unglaublichen Kraft, Behendigkeit und Geistesgegenwart, und dabei ein wirklich liebenswürdiger und bescheidener Führer. Eine Schneebrücke, der er lange schon mißtraut, brach unter ihm, und so fand er auf dem leichtesten Berg seines Reviers den Tod in jungen Jahren. Das Seil, das er mit sich zu tragen gepflegt, war in der Gaststube aufgehangen zu seinem Erinnern. Man pilgerte der Ampezzaner Straße entlang, staunte auf zu den Steilstürzen der „Roten Wand", die in einem schwindeligen Satz, höllisch rot, mit furchtbaren Kaminen sich aufschwingt. Zur Plätzwiese wanderte man. Es wurde eben am Sperrfort gebaut, das die Straße gegen

Italien zu schirmen bestimmt ist. Denn wir halten wohl gute Nachbarschaft, aber man ist trotzdem bedacht, das Seinige zu schirmen und nicht unbehütet zu lassen, damit keine Versuchung geweckt werde.

Es war schon ziemlich spät am Jahre für solche Höhe. Schon zogen die Nebel. Aber noch war warme Sonne mit manchmal ganz verklärten Fernen auf dieser Hochfläche. Dürftiger Graswuchs; der einzige Baum die Zirbelkiefer, jeder Stamm vom Blitz geschält, rötlich der Bast unter der braunen Borke; in den zausigen Gipfeln Zirbelkrähen, die mit heiserem Krächzen ihren Umflug taten. Aus den blutroten Schründen der hohen Geisel schimmerte der Gletscher; grau und zerrissen ragte der Dürrenstein. Edelraute und Edelweiß ward gepflückt, da man den Dürrenstein bestieg und einen guten und tiefen Blick recht ins Herz und in die Geheimnisse der wilden Dolomiten tat. Voller Mond war; man blieb im Freien, so lang man's ertragen konnte vor dem Frost, und verwunderte sich über die Magie der Lichter. Unmittelbar am Hauptkamm der hohen Geisel ist ein Loch, ganz rund, nicht anders, als hätte der Satan einmal in toller Laune ein Wurfgeschoß hindurchgeschleudert. Dadurch floß für ein Weilchen der Schimmer; tiefe Schatten, geisterndes Scheinen auf blanken Firn und rotem Gefels. Es war ganz toll, und man brauchte gute Zeit in der heimeligen Stube beim herben und unschädlichen Roten, ehe man sich beruhigte. Das Haus war neu und ganz mit Zirbelholz eingerichtet, das so blank und freundlich ist und immer nach Harz und nach Wald duftet. Auch die Farbe mutet an; sie ist hell und schattet ins Dunklere,

und die Astknoten gucken vor wie bräunliche, sanfte Augen.

Man wanderte nach Altprags, das noch im hellen Grün stand und dennoch zu veröden begann, und freute sich des Wirtes. Denn er ragte stattlich an Gestalt und glich ganz erstaunlich den besten Bildnissen, die uns die Züge des Sandwirtes überliefern. Auch ihm stand eine Knollen- oder Kartoffelnase im Gesicht, die man just bei Helden und gar bei Tiroler Bauern sich nicht vermutet und ungern sieht. Weiter am Wildsee von Prags vorüber, der sich in grüne Tannen und an graues Gewänd schmiegt und dessen Stimmung Hermann von Gilm in einem seiner schönsten Gedichte ganz meisterlich, nur vielleicht gar zu heroisch ausgeschöpft hat. Denn eigentlich denkt man hier nicht einmal im Nachhall an Kämpfe. Und so, voll von bunten Eindrücken, kam man nach Bozen und sah dies Tor dem sonnigen Süden zu, das ganz mit Rebgewinden umschlungen ist, durch das eine leichtere, heitere, bakchische Luft vorströmt gen Norden. Das ist hier an hellen Tagen wie Musik kichernder und übermütiger Weingeisterchen; die Versammelten aber waren hellhörig, und sie verstockten sich nicht wider ihren Sang. Und so tat man denn behaglichen Umtrunk; oder man ergötzte sich am behenden Spiel und am flinken Durcheinanderwirren der Eidechsen, die aus jedem Spalt der Wassermauer die spitzen Köpfchen vorsteckten; oder man genoß den Tanz der Lichter auf den drei Strömen, die rauschend, eilfertig und wie aus herzlicher Liebe ihrer Vereinigung entgegenbrausen. Auf Runkelstein weilte man, ohne, trotz gründlicher, germanistischer Vorbil-

dung, vor dem Genuß der holden Gegenwart viel für die Vergangenheit und die ruhmwürdigen, aber verblaßten Bilder aus Tristan in sich aufbringen zu können. Durch wehendes Laub der edlen Kastanien sah man den Porphyr aufglühen, braunrot und mit glimmernden Pünktchen, als wäre selber im Gestein Sonne beschlossen; aus dem Tannicht aber grüßten graue Burgen: Säben, das Heim Leutholds; man tat eine Wallfahrt gen Layen, wo Walther selber das Licht gewonnen haben soll, und die Trostburg, den Ansitz des unstäten Oswald von Wolkenstein, grüßte man im Etschtal, daß man sich Eingang, Blüte, Ende einer reichen Zeit deutschen Geisteslebens beisammen träumen konnte.

Man besuchte die Mendel. Das Hotel war überfüllt, und man mußte dem Geschick dankbar sein, daß man in der unbewohnten Villa eines reichen Bozener Kaufherrn nächtigen konnte. Nicht ohne Fährlichkeiten und Abenteuer; denn leckere Mäuse fanden Geschmack an Erich Schmidts Bergschuhen und zernagten sie gründlich. Vorher hatte man den Wein von Kaltern versucht und sich mit Karl Weinhold, dem Festredner, vereinigt und mächtig fachgesimpelt. Unten in Bozen aber harrten schon Jakob Bächtold und Alois Brandl. Mit ihnen vereinigt und verstärkt um Franz Defregger becherte man im Batzenhäusel bis zu unmöglichen Frühstunden. Georg Reimers ließ seine mächtige Stimme dröhnen und fugierte gewaltig allerhand Lyrik; ein feines Quartett, „die Vogelweider" benannt und des rühmlichen Namens würdig, ließ sich hören; die edelsten Pfirsiche des Landes schnitt man in

den kühlen Wein, damit er eine noch köstlichere Würze gewinne; hielt Reden, die niemand verstand, vielleicht zum mindesten der, aus dem eben der Geist sprach, die untergingen im allgemeinen Kichern, Schwatzen, Zutrinken. Und als Defregger, übermüdet vom Trubel, verschwand, seine Ruhe zu suchen, da zog ein Gewalthaufen vor das Heim des Fahnenflüchtigen und ließ mit unbilligem Lärmen in der schlafenden Nacht nicht ab, bis er sein Bett verließ und sich zu den Genossen fand. Noch hör' ich seine klägliche Stimme: „Ich find' mei Wescht nicht" und die gebietende Antwort Heinrich Natters, in dem die Unruhe und die Aufregung eines Künstlers mächtig zuckte, der sich vor der Enthüllung eines Werkes weiß: „So such sie oder kommst halt ohne Wescht". Und so verging die Nacht; und das Denkmal ward glücklich enthüllt und der offizielle Teil begann und war wie alle offiziellen Teile, und man hat glücklich vergessen, was aus diesem Anlaß geredet, gedichtet und in Tönen gesungen ward. Besonders die Musik hat Max Kalbecks Zorn geweckt und ihn zu heftigen Aeußerungen seines Mißfallens hingerissen. Nur Karl Weinholds Festrede blieb im Gedächtnis; denn sie war sinnreich, und der feine, alte Herr, ein blaues Ordensband um den Hals geschlungen, hielt sie mit kluger Würde, voll Nachdruck und ohne alles Pathos, ganz erfüllt von seinem Stoff, von der Bedeutung dieses Denkmals an diesem Ort, in der letzten Stadt deutscher Zunge gegen Süden, und also ganz befähigt, auch andere zu erhöhtem Verständnis zu führen.

Das ist nun schon so lange her! Kaum versteht man noch jenen Uebermut und die Tollheit jener Laune,

die jeden Schwank bejubelte. Es sind viele den Weg gefahren, über dem ewige Schatten liegen. Otto Hieser, ein genialischer Architekt, ein übersprudelnder Mensch, dem der Sockel nicht gar glücklich geriet. Denn die Löwen, die sich auf ein Wappenschild stützen, erinnern in nicht eben erbaulicher Weise an die Schilder, die bei uns zu Lande die ehrsame Zunft der Lichterzieher und Seifensieder zu führen pflegt: aufgerichtete Leuen von sehr gutmütigem Gesichtsausdruck, in der wehrhaften Pranke ein Bündelchen Lichter. Auf einem Säulchenbündel aber, das für sein Teil wiederum bedenklich den Erzeugnissen dieser Zunft ähnelt, erhebt sich die nachdenkliche Gestalt des Lyrikers. Heinrich Natter folgte gleichfalls vor seiner Zeit dem Freunde, nachdem er noch den mächtigen Andreas Hofer gestaltet, der mit gerecktem Zeigefinger vom Berg Isel auf das Tal deutet, das er so mannhaft verteidigt, als wollt' er den Landesschützen immer noch den Feind und das Ziel für ihre Stutzen weisen. Man mag an der Gestalt einzelnes bemängeln; dennoch glaubt man vor ihr das Rauschen der Sturmfahne in der Hand des frommen Andreas zu hören, und es ist am Ganzen etwas von der tragischen Größe und Wucht einer Wetterwolke, die sich ungestüm entladen will. Schon zuckt es vor von den schwarzen Rändern .. Jakob Bächtold war es noch vergönnt, Gottfried Kellers Lebenslauf und seine Briefe in die Hände Dankbarer und Empfänglicher zu bringen. Auch Weinhold ist tot. Wer gedenkt der anderen, minderen? Der Zuzug aber nach Südtirol ist mit jedem Jahre in ungeahnter Weise gewachsen. Schon überfüllt er die entlegensten Tale; der

Tourist, der an den Zinnen der Dolomiten seine Kletterkünste versuchen wollte, hat seine Rolle ausgespielt vor den reichen Fremden, die alle Bequemlichkeit fordern und zu bezahlen geneigt sind. Ueber die Bergstraßen saust das Automobil. An einsamen Bergseen, um die sonst die Krähen flatterten und über denen der Adler stolz und seiner Flugkünste froh seine wundersamen Kreise spann, stehen Hotels für Hunderte, die schwatzen, ihre Kleider zur Schau tragen und sich vergnügen wollen. In Tälern, die das ewige Eis umgürtet, haben sie Burgen für den Fremdenverkehr getürmt, die dem immer schwellenden Andrang auch nicht mehr genügen. Summen, die man sich im armen Land garnicht vermutet hätte, sind für diesen Zweck aufgeboten worden, zinsen reichlich und locken neue Kapitalien ins Land, dessen Bewohner mählich den Segen zu begreifen und an ihn zu glauben beginnen. Die früher die Hände allzu eifrig nur zum Gebet gefaltet, wissen sie nun aufzutun, ja auszustrecken nach den guten Dingen, die ihnen so freundlich ins vordem verödete Haus getragen werden. Immer neue Bahnen werden gebaut und geplant; Namen, die einstmals nur der Wissende dem Freunde vertraute, haben heute Klang und Geltung selbst auf dem Weltmarkt. Freilich: es ist im Trubel des modernen Verkehrs auch manches Behagen geschwunden. Schwerer ist es, sich einzuheimen, als vordem, und so mag denn Herrn Walthers Elegie oftmals vernehmlich in mancher Seele klingen, die wieder dieser Straßen fährt. Es wäre wohl an der Zeit, Chidhers des ewig Jungen Umzugsfrist ganz erheblich zu kürzen.

Und nun, nach also langer Zeit, galt es wieder einmal im Sommer gen Süden fahren, ob seine Sonne manchen Schaden heile, manchen Schmerz lindere, der nicht weichen wollte. Nicht aus freiem Willen, auf Geheiß der Aerzte zog man aus, und so viele Bedingungen sollte der Ort erfüllen, daß man fast vermeinte, er müsse wohl erst künstlich konstruiert werden. Ein fröhliches Wandern war untersagt. Der helle Becherklang, dem man so gern mindestens gelauscht, war im gesegneten Weinland verwehrt; auch den bequemsten Pfaden, wenn sie zu unwegsamerer Höhe führen, durfte nur noch das Auge folgen. Ohne andere Geselligkeit, als die vielleicht der Zufall bringt, sollte man Tage und Wochen mit sich und mit der Natur allein verdämmern, den Blick ins Grün und wieder in sich gekehrt.

So kam man nach Trient. Eine verarmende Adelsstadt. Stolze Palazzi, die Fassaden mit wunderlichen, verblassenden Schildereien geschmückt. Der Dom, mit den merkwürdigsten Chortreppen zwischen Säulchenreihen im Innern des großen und feierlichen Gebäudes, sonderbaren Verknotungen aus Schlangenleibern zum Schmuck der Außensäulen, die einem Sachverständigen sicherlich viel erzählen müssen; höchst eigentümlichen und häßlichen Löwengestalten mit Menschenhänden als Säulenträgern. Alte Kultur, alter Reichtum, der nun langsam verschwindet und zerbröckelt. Seine Reste zu wahren, die eigene Unabhängigkeit zu hüten, müssen sich die Patrizier manche Beschränkung auferlegen, damit nicht zu häufige Erbteilung zersplittere, was ihnen von den Vätern überblieb. Es ist das Ragusaner

System, gemildert: dort haben sich die Enkel der stolzen Rektorengeschlechter, die vordem unter den schwierigsten Verhältnissen so ruhmwürdig und klug die Würde und Unabhängigkeit ihres kleinen Freistaates behauptet, zur Ehelosigkeit, zum Aussterben verurteilt; nicht gewillt, sich der neuen Zeit zu unterwerfen; unfähig, sich in ihr zu behaupten und ihr Geschick frisch aufzubauen.

Nun ist das Trento ein armes und ein kleines Land. 360 000 Einwohner zählt es überhaupt. Die haben für Straßenbauten und für Kirchtürme, mit denen jeder Ort die Nachbargemeinde übertrumpfen möchte, eine furchtbare und kaum mehr zu tilgende Schuldenlast auf sich geladen. An sechzehn Millionen Kronen sind dafür geliehen worden. Die Straßen, die dafür gebaut wurden, sind zum Teil herrlich und das Entzücken dessen, der sie wandert. Aber die Summe lastet schwer auf den Menschen, die sie verzinsen und tilgen sollen und denen Staat und Land nur sehr unwillig und sparsam beistehen. Der Grundbesitz ist ganz unglaublich zerstückelt. Bei aller Macht der Sonne begreift man nicht, wie solche Schnipselchen Erdreich Familien ernähren sollen. Der Weinbau lohnt schlecht, der Nähe und des Andrängens Italiens halber. Die Seidenzucht aber, die vordem ein gut Stück Geld ins Land gebracht, hat fast aufgehört. Innerhalb eines Menschenalters sind die vielen Filanden von Rovereto, die Tausende von Händen in Bewegung gesetzt, bis auf kümmerliche Reste zum Feiern gebracht worden. Nirgends sind die Gemeindeumlagen so hoch. Sie steigen von 400 bis zu 900 Prozent der Staatssteuern an. Sie drücken auf das Brot. Die Bäcker-Gerechtsame

werden zu unerschwinglichen Summen verpachtet, sodaß das Brot fast unerschwinglich und ungenießbar ist und der Mais als Hauptnahrung die leidige Pellagra mit sich bringt. Erst kürzlich hat ein kluger und unterrichteter Mann, Dr. Guido von Probizer aus Rovereto in einem sehr beachtenswerten Artikel der „Oesterreichischen Rundschau“ darüber gesprochen. Mit unzulänglichen Mitteln bekämpft man die Krankheit und weiß sie ganz wohl zu heilen. Ihren Ursachen aber, die klar zutage liegen, rückt man nicht zu Leibe.

Der das Land durchfährt, merkt freilich nichts davon. Wie arm es sei, so schön stellt es sich dar. Eine kleine Bahn führt von Trient ins Val Sugana. Das ist zunächst, als könnte sie sich von der Stadt nicht trennen. In immer neuen Windungen umschlingt sie zärtlich Trient, stellt es in immer schöneren Ansichten dar. Dann geht es durch Weingärten. Der Stamm ist kräftig, und das grüne Laub schwankt und flattert fröhlich im Wind und greift mit grünen Fingern in die Luft. Es ist allenthalben Zwischenfrucht gesät, damit die Triebkraft des Bodens ja bis aufs letzte ausgenutzt werde. Zu Anfang Juli wars, da wir vorüberfuhren. Der Erdbeerbaum hatte sich mit seinen roten Früchten behangen und grüßte festlich. Am grünen, flachuferigen, spiegelnden See von Caldonazzo kam man vorbei.

Rund tausend Meter über Trient, ganz an der Grenze Italiens, erhebt sich Chiesa di Lavarone; ein Hochland, beinahe eine Welt für sich, von allen Seiten steil zu den Tälern und Schluchten ringsum niederstürzend, von der Natur selber zur Festung gebildet.

Die Straße überschreitet zunächst einen schrecklichen Muhrgang. Breit wie ein Strom und mit einer unerhörten Wucht muß er einmal niedergegangen sein und hat sich seine traurige, graue Bahn durch den Wald gebrochen. Niemand weiß, wann sich das begeben hat. Aber immer noch will er sich nicht begrünen; vereinsamte, vorwitzige Tannen haben sich angesiedelt und bilden dürftige Inselchen im Grau. Der Weg aber hebt sich kräftig. Immer unmittelbar an Abgründen vorbei, schwindelig genug, zu eng, selbst für Serpentinen. Nur für Schleifen blieb Raum. Man hat in den lebendigen Fels Galerien sprengen müssen und Ausweichstellen, damit man einigen Raum gewinne, und der Pfad bleibt immer ängstlich und schmal genug.

Am Horizont aber stehen die Gipfel der Brentagruppe, und an hellen Tagen tut sich der Blick gar bis zum Ortler hin auf, der königlich mit den gewaltigen Massen seiner Gletscher all das Gebirg überragt. Kühne, graue Gipfel, Zinnen, Zacken und Türme, als hätte sie eine Riesenhand einmal in spielerischer und übermütiger Laune aus dem Kalkgestein gesägt und gebrochen. Die Gletscher der Cima Tosa leuchten vor; in jeden Abhang hat sich der ewige Firn gebettet. Am Wege aber blühte allenthalben noch die Alpenrose; die Erdbeere reifte in unbeschreiblicher Fülle; gelbe Schmetterlingsblüten des Ginsters; an geschützten Stellen Maienglöckchen; überall ein reiches und schönes Leuchten der wilden Rose. Denn hier sind gar schöne Blumen heimisch. Schon wuchert der Jasmin wild und würzt die Luft süß und stark; die Feuerlilie schießt in feuchten Gründen auf. Der Goldregen aber be-

hängt sich mit königlichem Schmuck. Gleich Schnüren aus edelstem, mild leuchtendem Bernstein schimmern die mit Blumen ganz besteckten Zweige durch das sanft grüne Blattwerk.

Eine einzige schmale Straße deutet den Ort Lavarone eben nur an. Auf einem großen, wüsten Platz eine Kirche, schön von Geläut, aber von ganz unmöglicher Architektur. Das Portal ist Renaissance, wie man sie hier einmal verstanden haben mag, das Innere kümmerlich und ungehegt, der Glockenturm mit offenem Gestühl seitlich der Halle angeklebt, die einer Scheune bedenklich ähnelt. Ringsum aber ist das schönste Grün der Wiesen, die hier überhaupt nicht zu vergilben scheinen; dunkel heben sich die Tannenwälder darüber; über sie hinaus ragen die blaßgrauen Dolomiten; im Grund schimmert der lauchgrüne See, klein und tief, sehr warm für seine Höhenlage. Und die Luft ist mild und dennoch, auch an den sonnigsten Tagen, mit einer leisen Kühlung durchatmet. Ein Wehen, sie sagen von den Hängen des Brenner, zieht durch, verstummt niemals völlig und steigert sich selten nur zum Wind. Graue Stunden kommen sparsam; trübe Tage sind zu zählen, auch wenn man lange hier verweilt. Nachtgewitter entladen sich gern mit furchtbarer Gewalt und umspannen die ganze Hochfläche, die sich weit genug dehnt, daß man Tage braucht, um sie ganz zu umwandern. Sie ist reich besiedelt; zu den höchsten Höhen klimmen die stattlichen und hochgemauerten Häuser auf. Reiner und voller von Duft mag man kaum atmen; noch nirgends hab ich ein solches Aroma des Heus empfunden.

Es ist ein Boden, die Menschen nährend und ihnen

hold gesinnt. Ein gewisser Wohlstand ist allgemein, im Gegensatz zum Elend in den Tälern. Wenig Bettlerwesen, das sich nun erst mit steigendem Fremdenverkehr einnisten zu wollen scheint und kaum behelligt. Der Hauptreichtum der Landschaft ist immer noch der Wald, den man kaum irgendwo im Süden so prächtig finden wird. Um Monte Rovere ist er wohl am schönsten. Da schießen Tannen auf, blank die Rinde, ohne Makel und säulengerade der Stamm mit der wundersamen Krone und dem stolzen Wipfel, der sich im Blau wiegt; ganz behangen sind sie mit den kupferbraunen Zapfen, die sich so schön und harmonisch vom Grün der Nadeln abheben. Allerhand ungeheures Pilzwerk wuchert üppig und giftig. Mitten im Tannicht träumt ein vergessener See und glitzert im leisen Wind, und ein ganz einsames Wirtshaus steht da. Wer spricht hier vor? Wer behaust sich in solcher Einsamkeit, da man sich am liebsten Wichtelmänner heimisch und mit den Eichhörnchen Verstecken und Haschen spielend dächte? Die Romantik von Märchen und auch eine wildere Romantik der nahen Grenzen, die vielleicht wirklich noch nicht gar lange getilgt ist, wird lebendig.

Hier haben einmal allmächtig die Wasser gewogt und ihr Werk gewirkt. Sie haben diese wundersamen Versteinerungen zurückgelassen, denen man überall begegnet, Grotten gehöhlt, milde Mulden geschaffen, die sich sachte aufschwingen, daß sich nun nicht einmal mehr ein Bächlein zu bilden vermag, daß die Quellen verrieseln und sich die Seen die merkwürdigsten Abflüsse schaffen müssen, wo man sie garnicht

vermuten möchte. Sie trugen das nährende Erdreich hinzu, das dünn genug dem grauen Kalkstein aufliegt, der überall vorsteht und mächtige und schroffe Bänke baut. Auch „die Schlucht“ haben sie wohl geformt. Das ist, als hätte den Rand des Hochlandes von Lavarone eine schreckliche Faust auseinandergerissen. Nun klafft das. Der Blick taucht scheu in die Tiefe, die Wände entlang, die sich zu berühren scheinen. Ueber der Schlucht aber spinnt ein Geier seine Kreise, der hier seinen Horst gebaut. Schüchternes Grün ist angeflogen; ganz unten ein Dörfchen mit braunroten Ziegeldächern, an einer grauen Straße, die, schon auf italienischem Boden, in künstlichen Kehren zur Ferne lockt und mahnt. Dahinter wiederum trotzige Steilungen; tief eingerissene Runsen der Wetterbäche, denen nichts widerstehen kann, wenn sie, zornig über den endlosen Winter, niederbrausen.

Man findet etwa ein Stückchen Schlacke auf einem einsamen Weg, das man nicht zu bestimmen weiß, und fragt danach. „Das ist wohl noch von den Cimbern?“ Denn hier ist das Gebiet der sieben Gemeinden, die man nach den Cimbern genannt hat; dieses Hochland soll die Reste der hellen Haufen aufgenommen und ihre Trümmer gehütet haben, so viel davon der Kriegskunst des Marius und seinem Schwert entronnen sind. Immer noch überwiegt im Volke das blaue Auge und das helle Haar, und etwa in Tolgaria (vor kurzem noch gut deutsch Folgareit geheißen) begegnet man jenen Apfelgesichtern mit Flachshaar darum, die man eher im Schwarzwald suchen möchte. Sicherlich besaß das Deutschtum hier einmal breiteren Boden als nun, da

nur noch in Luserna, vom Schulverein behütet, seine Reste sich behaupten. Es kam wohl auch mit den Bergknappen ins Land, die ja in alle Welt aus Deutschland gerufen wurden und hier emsig im Tonschiefer nach Silber schürften. Noch erzählt man von den „tausend Schächten", die abgeteuft wurden. Aber der Bergsegen ist völlig versiegt. Nun fahren die Männer von Lavarone, gewandt in aller Gesteinarbeit und erfahren im Sprengen und Minieren, in alle Weiten und bringen den Ertrag ihrer Mühen heim. Nur so können sie sich ernähren. Denn die Kartoffel blüht erst zu Ende August und reift nicht immer, und darnach mag man ermessen, was sonst gedeiht. Die Besitzenden in Lavarone haben sich ihr Vermögen sämtlich auswärts geholt. Wer nicht verdirbt, findet immer den Heimweg. Der deutsche Laut verschwindet; so sollen sie in Masetti noch eine Mundart haben, die kaum mehr verständlich ist. Ueberhaupt — wie sich im ganzen Gebiet zum Beispiel das edle Kupfergeschirr, das eine Küche so stattlich putzt, immer noch erhält — sollen sie in diesem Masetti noch ganz eigene Bräuche hegen. Wenn ein Kind unter sieben Jahren stirbt, also sündenrein in den Himmel eingeht, wird die kleine Leiche in der Wohnstube aufgebahrt und ein Mahl gerüstet, so reichlich die Eltern es vermögen. Um das Särglein herum aber tanzen sie, ehe sie schmausen. Auch Klageweiber bestellen sie da noch, wie mir Baron Salvotti, ein sehr unterrichteter Nobile aus Trient, mitteilte, der hier seine Sommerlust suchte.

Es war Kirchweih in Lavarone. Der große Platz war erfüllt von Fremden und Zuzüglern. Ein Trupp

Turner aus Trient in staubgrauer Uniform, staubgraue Mützen auf den Köpfen, blaugetupfte Hemden an, Hörner und Hörnchen, die in der Sonne gar lustig flimmerten, umgehängt, war aufgezogen, nahm Posto und schmetterte sein Marschlied in die Luft. Von der Kirche her aber sangen die Glocken darein; ein Leichenzug nahte, vorauf hochgerichtet, Bänder streng unterm Kinn, die Klageweiber. Die Musik verstummte, die Menge machte Raum für das Gefolge des Todes. Sie traten in die Kirche; den völlig schmucklosen Sarg, eine richtige Truhe aus Tannenholz, nur mit dem Kreuzeszeichen darauf, stellten sie auf den Schragen, der schon dafür bereitet stand, verweilten eben nur ein Augenblickchen und traten den Rückweg an. Hinter ihnen aber schloß sich wieder die Menge; wieder rückten die Turner vor, schmetterten wieder ihre jauchzende Weise, daß sie vielleicht noch denen in die Ohren klang und wider Willen den Schritt beflügelte, die nach vollbrachtem Werk der Trauer den Heimweg nahmen. Das war so eigen, wie es sich nicht oft fügt und wie man's kaum mehr vergißt. Das Leben schuf Raum für den Tod; aber nur für so lange, als es eben sein mußte, und nur um gleich darauf sich und sein Recht desto nachdrücklicher zu verkünden.

Im allgemeinen aber ist eine große und schöne Stille um Chiesa di Lavarone. Man empfindet sie täglich tiefer und dankbarer. Eine Beruhigung, wie sie sonst nur noch das Meer spendet, segnet hier mit jenem tiefen Segen, den eigentlich nur der Müde ganz kennt, versteht und dankt.

Es ist wenig Verkehr. Der Postwagen kommt ein=

mal von Caldonazzo, ein andermal von der Roveretaner Seite her. Nach diesen beiden Städten geht aller Verkehr. Oder eine Equipage rollt in der Mittagssonne mit Fremden über den Platz. Sonst treibt hier noch der Säumer, dem man nicht mehr zu begegnen gewohnt ist, sein geduldiges Tier vorüber; oder ein Hausierer, schwer genug mit seinem armen Kram beladen, verschnauft, die Kraxe mit Waren neben sich, ein wenig, ganz erschöpft vom Aufstieg und neue, schwere Mühseligkeiten des Weges vor sich.

Hier hat es niemand eilig. Sie lungern keineswegs; noch minder aber hasten sie oder knickern mit dem Augenblick. Den Kulturboden, der ihnen ja karg genug zugemessen ist, wissen sie ganz gut, als Italiker, mit Mauern und mit Terrassen gegen die Wucht andrängender Fluten zu verteidigen und bestellen ihn und nutzen ihre Wälder, ohne sie zu schwenden, aber auch ohne sie zu hegen. Ueber Forstfrevel und über Holzdiebstahl wird viel geklagt. Wo einmal geschlagen wurde, wird nicht nach den Gesetzen einer vernünftigen Wirtschaft nachgepflanzt. Aus sich selber, durch fliegenden Samen, muß sich der Kahlhieb neu begrünen. Da ist es denn doppelt merkwürdig, wie kunstgemäß, wie völlig parkartig sich einzelne Partien zusammenschließen, als hätte die Natur selber komponieren wollen.

Und so genießt man und betrachtet, und es rinnt eins ins andere. Die Stunden dehnen sich; die Tage ziehen; die Wochen aber hasten. Man atmet tiefer und in stärkeren Zügen und atmet Genesung und Beruhigung; und das Herz, das zu Beginn in dieser Höhe von

1200 Metern, in dieser dünnen und reinen Luft hastiger geschlagen, tut sein Werk von Stunde zu Stunde besser. Fernab rückt einem die Welt mit ihren Händeln; verwundert und unwillig genug leiht man sein Ohr dem gedämpften Nachhall, der murmelnd etwa auch hierher dringt. Man verlangt sich keine Gesellschaft und freut sich dennoch, findet sich von ungefähr ein guter Geselle, der mit uns zu genießen, zu schweigen oder ein kluges Wort zu tauschen, sich gleich uns am Spiegel und am Wechsel von Licht und Farbe zu erfreuen weiß, das der Süden so wunderbar zu mischen und zu führen versteht.

Am schönsten ist das wohl zu Abend. Dann stimmen sich alle Berge zu einem sehr tiefen und satten Violblau zusammen. Ueber den grünen Vordergrund heben sie sich; und es schiebt sich manchmal ein sehr sanfter, perlengrauer Schleier, den man mehr ahnt und dennoch nicht verkennen kann, zwischen Nähe und Ferne. Das Abendrot flammt in roten Gluten, und ein starkes Orange glüht durch und behauptet sich sehr bestimmt. Aus den Gründen klimmen die Nebel und steigen aufwärts; sie schlingen ein graues Band unter dem Grat der Skanupia, und ihr Horn ragt vor, noch angeglüht vom verschwindenden Licht, das unwillig genug dem siegreich andringenden Dämmern den Platz räumt. Es ist kein Laut mehr; noch einmal haben die Grillen, die in ungezählten Scharen in den Wiesen hausen, mit aller Macht ihr Zirpen und ihren schläfernden Singsang erhoben, ehe sie verstummen. Alle Wolken vereinigen sich um die kühnen Türme der Brentagebirge, sinken tiefer auf ihre Gletscher, daß ihr Licht er-

stirbt und nur die Gipfel sich noch in den ernsteren Himmel heben. In seinem tiefen Grunde liegt der See; es ist über sein grünes Gewässer ein zarter, weißer Schimmer ausgespannt, als wäre da ein Schleier gebreitet, bestimmt, die Tiefe und was sich zu Nacht in ihr an Geheimnissen begibt, vor allen unberufenen Blicken zu hüten.

Der lichtblaue Himmel, der sich in sehr flacher Wölbung über das Hochland hebt, verfärbt sich ins Aschgraue. Alsdann erscheint er fast schwarz. Die Sterne drängen vor, näher, heller und bestimmter nach Glanz und Farbe, als wir sie im Norden oder gar im Dunst unserer Großstädte zu sehen gewohnt sind; die Wälder erdunkeln, und von ihnen und den schlafenden Firnen hinter ihrer Wolkendecke atmet es kühl, rhythmisch und wie in tiefen Zügen durch die Nacht. Vier stolze Tannen, wie man sie schöner nirgends sehen mag, hüten den Kirchplatz; vier Wipfel wiegen sich leis und in schläfernder Bewegung und raunen sich mit geheimer Musik zu. Von den Schultern der Nacht sinkt ihr blauschattender Mantel, immer enger, immer schirmender hüllt er Chiesa di Lavarone samt allen seinen Schönheiten ein. Die noch durch die Dunkelheit wandeln, ehe sie früh ihr Bett suchen, die wagen kaum ein Wort. Leises Tuscheln; vielleicht noch ein Kichern von Kindern, die sich am Spiele nicht ersättigen können. Dann schlummert alles.

Also hat sich mir in sieben stillen Wochen Chiesa di Lavarone offenbart. Es hat Verdrießlichkeiten gegeben; wie sehr aber das Schöne überwog, bleibt mir und wird mir unvergessen sein, nun es ans Scheiden

geht. Hier war Fülle und Schönheit und manche reiche Erquickung; Schatten und Wald im Süden, der uns sonst bei all seinem Reichtum so schmerzlich nach diesen beiden verlangen läßt, manchmal, wie um Monte Rovere oder in Folgaria, bis zu einem Ernst gesteigert, dem nur der Himmel und die Macht seiner Sonne widersprachen. Nun heißt es scheiden und sich nach Norden kehren. Noch sind sonnige Tage; noch leuchten die Wiesen, und es will kein Laub fallen. Aber, schon einmal guckte, wie sie in Tirol sagen, „der Herbst über's Joch", hier über das nach Luserna, und das Wetter ließ sich unwirsch genug an, daß man bange hatte, es werde nun wohl gar so bleiben. Noch einmal, freilich einsam und ärmer um manchen, der mir einmal lieb war, möcht' ich Bozen und das Spiel der Sonnenfunken auf König Laurins Rosengarten sehen. Und ein vergnüglich Sprüchlein, das Heinrich Natter aus Volksmund haben wollte und gern anführte, summt und singt wieder in mir und hat dennoch andern Sinn und andere Weise:

Weinlein, Weinlein, rinn!
Feuerl, Feuerl, brinn!
Was nützen mich die Kreuzerlein,
Wenn ich gestorben bin?

getragen. Aber das äußerlich scharf Erschaute ward in seinem reichen Gemüt verinnerlicht. Wer einmal seines Wesens Kraft und herbe Ehrlichkeit erfahren, muß ihm für immer treu bleiben. Seinem Werk, dem keine launische Mode etwas gab, kann keine Laune der Zeit etwas nehmen.

Der Wortkarge erschloß sich in seinen Gedichten, — von denen bisher nur ein Teil veröffentlicht wurde. Innig oder herb drang der Ton aus Davids Eigenart.

Vermochte er, wie kaum ein anderer neben ihm, im zeitgenössischen Roman das Bild seiner lieben Stadt Wien mit ihren Typen und ihren Sonderlingen zu zeichnen, so führte der Erzähler David auch in die heimatliche mährische Ebene, die Zusammengehörigkeit des Menschen mit dem angestammten Boden, die Abhängigkeit von den Stimmungen der Landschaft sehend und deutend. Auch treten die historischen Gestalten, die er in seiner Frühzeit rief, als Zeugen desselben festen und mannhaften Sinnes neben seine modernen Menschen. In den zum ersten Mal gesammelten Essays kommt die vornehme ernste Welt- und Kunstanschauung des Dichters bezwingend zum Ausdruck. Davids Werke, wie sie nun gesammelt vorliegen werden, gehören zum eisernen Bestande unseres deutschen Schrifttums.

Druck von Mänicke u. Jahn, Rudolstadt.